Die Zisterzienserabteikirche Marienfeld und die Burgkapelle von Schloss Rheda -

Untersuchungen zur Baugeschichte und zu ihrer stilistischen Einordnung in die europäische Architektur des 12. und 13. Jahrhunderts

Inaugural-Dissertation

zur Erlangung der Doktorwürde

der

Philosophischen Fakultät

der

Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität

zu

Bonn

vorgelegt von

Holger Kempkens

aus

Köln

Bonn 2026

Gedruckt mit der Genehmigung der Philosophischen Fakultät
der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität Bonn

Zusammensetzung der Prüfungskommission:
Prof. Dr. Harald Wolter-von dem Knesebeck
(Vorsitzender)
Prof. Dr. Hiltrud Kier
(Betreuerin und Gutachterin)
Prof. Dr. Hans-Joachim Raupp
(Gutachter)
Prof. Dr. Sabine Schrenk
(weiteres prüfungsberechtigtes Mitglied)

Tag der mündlichen Prüfung: 27. Mai 2013

Hinweis:

Der Text dieser Dissertationsschrift wurde im Jahre 2012 abgeschlossen. Für die Online-Veröffentlichung wurden jedoch Aktualisierungen vorgenommen – so insbesondere nachträglich gemachte Baubefunde in der Klosterkirche Marienfeld, die durch Einrüstungen für Renovierungsmaßnahmen erreichbar wurden.

Darüber hinaus wurde wichtige, nach 2012 erschienene Literatur nachgetragen und eingepflegt. Um die Nachträge als solche zu kennzeichnen, erscheinen sie in eckigen Klammern […], so dass sie als solche leicht erkennbar sind.

Die Zisterzienserabteikirche Marienfeld und die Burgkapelle von Schloss Rheda - Untersuchungen zur Baugeschichte und zu ihrer stilistischen Einordnung in die europäische Architektur des 12. und 13. Jahrhunderts

A. Einleitung und Definition des Untersuchungsgegenstandes.....18

Ziele und Fragestellungen.....18

Rechtfertigung und Problematik einer Doppelmonographie mit Ausblicken auf das architekturhistorische Umfeld.....19

Zur Methode: Strukturanalyse und Vergleich.....20

B. Einführung.....24

1. Forschungsüberblick.....24

1.1. Marienfeld.....24

1.2. Rheda.....32

2. Der historische Hintergrund: Die wichtigsten Protagonisten.....38

2.1. Die Edelherren Widukind von Rheda und Bernhard II. zur Lippe sowie Bischof Hermann II. von Münster.....38

2.2. Bernhard II. zur Lippe und seine Kinder und Enkel.....48

C. Die Zisterzienserabteikirche Marienfeld.....70

1. Kurzer Überblick zur Geschichte der Zisterzienserabtei Marienfeld. 70

1.1. Lage und Situation vor der Klostergründung.....70

1.2. Von der Gründung bis zur Mitte des 14. Jahrhunderts.....71

1.3. Von der Mitte des 14. Jahrhunderts bis zur Säkularisation.....87

1.4. Von der Säkularisation bis heute.....94

1.5. Das Patrozinium der Klosterkirche.....96

1.6. Marienfeld als Stifter- und Familiengrablege.....97

1.6.1. Hermann II. von Katzenelnbogen, Bischof von Münster.....98

1.6.2. Die Edelherren von Freckenhorst/Rheda.....101

1.6.3. Die Edelherren zur Lippe.....102

1.6.4. Die Grafen von Rietberg.....108

2. Kurze Baubeschreibung der Klosterkirche.....109

3. Baumaterialien und Bautechnik.....110

3.1. Die Fundamente.....111

3.2. Die Architekturglieder und die Bauornamentik aus Sandstein und ihre Bearbeitung.....111

3.3. Die Wand- und Gewölbesubstanz aus Backstein.....116

3.3.1. Format und Verband der Backsteine.....116

3.4. Die Wandpartien aus Bruchstein und groben Werksteinblöcken…117

3.5. Die Bautechnik.....118

4. Die Baugeschichte der Klosterkirche Marienfeld.....123

4.1. Überblick über die baulichen Veränderungen des 13.–19. Jahrhunderts.....124

4.2. Die Restaurierungen unter denkmalpflegerischen Gesichtspunkten im 20. Jahrhundert.....131

4.3. Rekonstruktion des Bauablaufes der spätromanischen Kirche.....134

4.3.1. Phase I.....134

4.3.1.1. Phase Ia.....134

4.3.1.1.1. Zusammenfassung Phase Ia und Teilanalyse.....140

4.3.1.2. Phase Ib.....143

4.3.1.2.1. Zusammenfassung Phase Ib:.....151

4.3.1.3. Phase Ic.....152

4.3.1.3.1. Zusammenfassung Phase Ic.....174

4.3.2. Die Baupause zwischen Phase I und Phase II und die damit einhergehenden Wechsel in Bautechnik und Gestaltung.....175

4.3.3. Phase IIa/b.....178

4.3.3.1. Die Befunde im Querhausbereich.....179

4.3.3.2. Die Befunde im Bereich des ersten Langhausjochs.....184

4.3.3.2.1. Die Befunde auf der Nordseite des ersten Langhausjochs.....185

4.3.3.2.2. Die Befunde auf der Südseite des ersten Langhausjochs.....195

4.3.3.3. Die Befunde zur Einwölbung der Hochräume von Querhaus und östlichem Langhausjoch.....204

4.3.3.4. Zusammenfassung Phase IIa/b.....209

4.3.4. Die Baupause zwischen Phase II und Phase III und die damit verbundenen Modifizierungen in der Baugestaltung.....214

4.3.5. Phase III.....216

4.3.5.1. Die Befunde auf der Nordseite der beiden westlichen Langhausjoche 216

4.3.5.2. Die Befunde auf der Südseite der beiden westlichen Langhausjoche 225
4.3.5.3. Die Befunde an der Westfassade von Haupt- und Seitenschiff.....234
4.3.5.4. Die Befunde zur Einwölbung der beiden westlichen Hauptschiffjoche 258
4.3.5.5. In Phase III ausgeführte Arbeiten an bereits bestehenden Bauteilen sowie im selben Zusammenhang geschaffene Teile der bildhauerischen Ausstattung.....260
4.3.5.6. Zusammenfassung Phase IIIa–c.....264
4.4. Die Datierung der spätromanischen Klosterkirche.....273
4.4.1. Anhaltspunkte zur Baugeschichte in den archivalischen Quellen.....273
4.4.2. Die zeitliche Einordnung der Bauphasen I–III.....281

5. Die Bauglieder der Abteikirche.....287
5.1. Die äußere Gliederung durch Lisenen und Rundbogenfriese.....287
5.1.1. Die Stellung des Gliederungssystems in der westfälischen Baukunst289
5.2. Das Pfeiler-Bogen-Gewölbe-System.....290
5.2.1. Das Pfeilersystem, der sog. ‚Marienfelder Pfeiler'.....290
5.2.1.1. Typologische und stilistische Einordnung des Pfeilersystems.....291
5.2.2. Das Bogengerüst.....294
5.2.2.1. Typologische und stilistische Einordnung des Bogengerüsts.....295
5.2.3. Die Domikalgewölbe der Hochräume.....297
5.2.3.1. Typologische und stilistische Einordnung der Domikalgewölbe.....300
5.2.3.2. Der ‚Sonderfall' des östlichen Halbjochgewölbes.....309
5.2.3.2.1. Typologische und stilistische Einordnung des östlichen Halbjochgewölbes.....311
5.2.3.2.2. Die Nachfolge des östlichen Halbjochgewölbes.....313
5.2.4. Der Umkreis und die Nachfolge des Pfeiler-Bogen-Gewölbe-Systems 315
5.3. Das Wulstkämpfergesims.....321
5.3.1. Typologische und stilistische Einordnung des Wulstkämpfergesimses 322
5.4. Die Zwischenstützen.....324
5.4.1. Die Viersäulenbündel im Sanktuarium.....324
5.4.2. Die Arkadensäulen im Langhaus.....326
5.5. Portale und Pforten.....327
5.5.1. Das Nordquerhausportal.....327

5.5.1.1. Typologische und stilistische Einordnung des Nordquerhausportals 332
5.5.1.2. Zur Funktion des Nordquerhausportals.....334
5.5.1.3. Der Umkreis und die Nachfolge des Nordquerhausportals.....335
5.5.2. Das Kreuzgangportal.....337
5.5.2.1. Typologische und stilistische Einordnung des Kreuzgangportals....342
5.5.2.2. Zur Funktion des Kreuzgangportals.....344
5.5.3. Die beiden Westportale und die Westvorhalle.....344
5.5.3.1. Das Westportal in der Achse des Hauptschiffes.....344
5.5.3.1.1. Zur Funktion des axialen Westportals.....345
5.5.3.2. Die Laienpforte zum nördlichen Seitenschiff.....346
5.5.3.3. Die mutmaßliche Westvorhalle.....347
5.5.4. Das Konversenportal.....349
5.5.5. Die Sakristeitür.....351
5.5.6. Die Dormitoriumstür.....353
5.6. Fenster und Blenden.....355
5.6.1. Die Einzelfenster des Obergadens.....355
5.6.2. Die paarigen Obergadenfenster.....356
5.6.3. Die Dreifenstergruppe der Sanktuariumsostwand.....360
5.6.3.1. Die mutmaßliche Nachfolge der Dreifenstergruppe der Sanktuariumsostwand.....360
5.6.4. Die Dreifenstergruppen in den Querhausstirnen.....361
5.6.4.1. Typologische und stilistische Einordnung der Dreifenstergruppen in den Querhausstirnen.....368
5.6.4.2. Der Umkreis und die Nachfolge der Dreifenstergruppen in den Querhausstirnen.....371
5.6.5. Die mutmaßliche Ostrose.....373
5.6.6. Die Westrose.....375
5.6.6.1. Typologische und stilistische Einordnung der Westrose.....379
5.6.6.2. Die Nachfolge der Westrose.....381
5.6.7. Die Blenden in den Giebeln der vier Stirnseiten.....383
5.6.7.1. Die Blendnischen im Ost- und Westgiebel.....383
5.6.7.1.1. Die Blendnischengliederung im Ostgiebel.....383
5.6.7.1.2. Die Blendnischengliederung im Westgiebel.....383
5.6.7.2. Die Blenden in den Querhausgiebeln.....384
5.6.7.2.1. Die Vierpassblende im südlichen Querhausgiebel.....384

5.6.7.2.2. Die Sechspassblende im nördlichen Querhausgiebel.....385
5.6.8. Gesamtbetrachtung der Fenster und Blenden.....387

6. Die Bauzier.....390
6.1. Basen.....390
6.1.1. Die Dienstbasen in den Ostecken der Chorostwand und des Querhauses – Bauphase Ia.....390
6.1.1.1. Das stilistische Umfeld der Dienstbasen aus Bauphase Ia.....392
6.1.2. Die Basen der Chorbinnenpfeiler – Bauphase Ib.....394
6.1.2.1. Die stilistischen Grundlagen der Basen aus Bauphase Ib.....395
6.1.2.2. Die Nachfolge der Basen aus Bauphase Ib.....396
6.1.3. Die Basen im Querhaus und ersten Langhausjoch – Bauphase IIa/b..397
6.1.3.1. Die formalen Grundlagen der Basen aus Bauphase IIa/b.....399
6.1.4. Die Basen im zweiten und dritten Langhausjoch und an der Westfassade – Bauphase III.....400
6.1.5. Die Basen der Wandnische neben dem Kreuzgangportal – Bauphase III 403
6.1.6. Zusammenfassung der Basenanalyse.....403
6.2. Die Kapitellskulptur.....404
6.2.1. Die Kapitellskulptur im Chor – Bauphase I.....405
6.2.1.1. Die Kapitelle der Viersäulenbündel.....405
6.2.1.1.1. Die stilistischen Grundlagen der Viersäulenbündel-Kapitelle.....407
6.2.1.1.2. Das Umfeld und die ‚Nachfolge' der Viersäulenbündel-Kapitelle 411
6.2.1.2. Die Kapitellfriese der inneren Chorostwand.....416
6.2.1.2.1. Die formalen Grundlagen der Kapitellfriese.....417
6.2.1.3. Die Kapitelle der Wandvorlagen und Eckdienste.....418
6.2.1.3.1. Die Kapitellbänder der Wandvorlagen und der östlichen Vierungspfeiler.....418
6.2.1.3.2. Die Kapitelle der östlichen Eckdienste.....421
6.2.1.3.3. Die formalen und stilistischen Grundlagen der Kapitelle der Wandvorlagen und Eckdienste.....422
6.2.1.3.4. Das stilistische Umfeld der Kapitelle der Wandvorlagen und Eckdienste.....424
6.2.1.3.5. Die ‚Nachfolge' der Kapitellbänder im Chor.....430
6.2.2. Die Kapitellskulptur im Querhaus und im ersten Langhausjoch – Bauphase II.....434

6.2.2.1. Die Kapitelle der beiden Querhausportale: Kreuzgangportal und nördliches Querhausportal.....434

6.2.2.2. Die Kapitellbänder der westlichen Vierungspfeiler und der Vorlagenabkragungen des östlichen Langhausgurtbogens sowie die Eckdienstkapitelle des Querhauses.....436

6.2.2.3. Die Konsolen der Vorlagenabkragungen im östlichen Hauptschiffjoch 440

6.2.2.4. Die Kapitelle der äußeren und inneren Säulenrahmungen der Dreifenstergruppen in den Querhausfronten.....444

6.2.3. Die Kapitellskulptur im zweiten und dritten Langhausjoch und an der Westfassade – Bauphase III.....445

6.2.3.1. Die Kapitelle der beiden westlichen Arkadensäulen.....446

6.2.3.2. Die Kapitellbänder der Vorlagenabkragungen des westlichen Langhausgurtbogens sowie die Eckdienstkapitelle der inneren Westwand..448

6.2.3.3. Die Konsolen der Vorlagenabkragungen in den beiden westlichen Hauptschiffjochen.....449

6.2.3.3.1. Die ‚Nachfolge' der Vorlagenabkragungen in den beiden westlichen Hauptschiffjochen.....451

6.2.3.4. Die Kapitellkonsolen der Westrose.....452

6.2.3.4.1. Die ‚Nachfolge' der Kapitellkonsolen der Westrose.....453

6.2.3.5. Die Kapitelle der Säulengliederungen in den Blendnischen des Westgiebels.....453

6.2.4. Die Kapitelle der Wandnische neben dem Kreuzgangportal.....456

6.2.5. Die Kapitelle der Säulenarkaden der Grabtumba Bischof Hermanns II. 458

6.2.6. Die Kapitelle der Piscina.....458

6.2.7. Zusammenfassung der Kapitellanalyse.....459

6.3. Die Konsolen der Halbrundvorlagen des östlichen Vierungsbogens 465

6.3.1. Die südliche Vorlagenkonsole.....466

6.3.2. Die nördliche Vorlagenkonsole.....468

6.3.3. Die motivischen und stilistischen Grundlagen der Vorlagenkonsolen 469

6.3.4. Die zeitliche Stellung der Vorlagenkonsolen.....472

6.3.5. Die Nachfolge der Vorlagenkonsolen.....474

6.4. Die Schlusssteine.....475

6.4.1. Die Schlusssteine der beiden Chorjoche – Bauphase Ic.....476

6.4.1.1. Die motivischen Grundlagen der Marienfelder Chorschlusssteine.476

6.4.1.2. Das stilistische Umfeld der Marienfelder Chorschlusssteine.....477

6.4.2. Die Schlusssteine der beiden Querhausjoche – Bauphase II.....478

6.4.3. Der Schlussstein der Vierung – Bauphase II.....478

6.4.3.1. Die motivischen Grundlagen des Marienfelder Vierungsschlusssteines.....479

6.4.3.2. Das stilistische Umfeld des Marienfelder Vierungsschlusssteines..480

6.4.4. Der Schlussstein des östlichen Hauptschiffjochs – Bauphase II.....482

6.4.5. Die Schlusssteine der beiden westlichen Hauptschiffjoche – Bauphase III.....482

6.4.6. Zusammenfassung der Schlusssteinanalyse.....483

6.5. Die verlorenen Rippenzierscheiben.....484

6.5.1. Die Rippenzierscheiben der beiden Chorgewölbe – Bauphase Ic.....485

6.5.2. Die Rippenzierscheiben der beiden westlichen Hauptschiffgewölbe – Bauphase III.....485

6.5.3. Die Herleitung der Rippenzierscheiben.....485

6.5.4. Die Nachfolge in eng verwandten Bauten der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts.....487

6.6. Die Rippenkonsolen.....491

6.6.1. Die Rippenkonsolen der beiden Chorgewölbe.....492

6.6.2. Die Rippenkonsolen der drei Querhausgewölbe.....492

6.7. Die Konsolen der äußeren Rundbogenfriese.....493

6.7.1. Die Frieskonsolen am Hochchor – Bauphase Ic.....493

6.7.1.1. Exkurs: Die Konsole an der Querhausöffnung des Diagonaldurchganges – Bauphase IIa.....494

6.7.2. Die Frieskonsolen am Querhaus und östlichen Langhausjoch – Bauphase IIb.....494

6.7.3. Die Frieskonsolen an den beiden westlichen Langhausjochen und an der Westfassade – Bauphase III.....496

6.7.3.1. Exkurs: Die Frieskonsolen der Wandnische neben dem Kreuzgangportal.....497

6.8. Gesimse und Kämpferprofile.....497

6.8.1. Die Gesimse am Außenbau.....497

6.8.1.1. Das äußere Sockelgesims.....497

6.8.1.2. Das Trauf- und Ortganggesims.....498

6.8.1.3. Das Kämpferprofil des Nordportals.....498

6.8.1.4. Das Ortganggesims des Nordportalgiebels.....499

6.8.1.5. Die Wulstkämpfer der äußeren Säulenrahmungen der Dreifenstergruppen in den Querhausfronten.....499
6.8.1.6. Das Ortganggesims des Seitenschiffgiebels.....499
6.8.1.7. Die Kämpfergesimse der unteren Nischen des Westgiebels.....500
6.8.2. Die Gesimse im Inneren.....500
6.8.2.1. Die Kämpfergesimse der Säulen und Pfeilerstellungen.....500
6.8.2.2. Die Wulstkämpfer der Arkadenbögen im Chor.....500
6.8.2.2.1. Exkurs: Der Scheitelwulst der Arkadenbögen im Chor und im ersten Langhausjoch.....501
6.8.2.3. Das Wulstkämpfergesims des Obergadens.....501
6.8.2.4. Die Wulstkämpfer der östlichen Eckdienste im Chor.....502
6.8.2.5. Die Wulstkämpfer der inneren Säulenrahmungen der Dreifenstergruppen in den Querhausfronten.....502
6.8.2.6. Die Wulstgesimse der Wandnische neben dem Kreuzgangportal....502

7. Die Ausstattung aus der Erbauungszeit.....503
7.1. Der Hochaltarstipes.....503
7.2. Der Chorfußboden.....506
7.2.1. Der erhaltene Bestand.....506
7.2.2. Die Rekonstruktion des ursprünglichen Zustandes.....509
7.2.3. Stilistische Einordnung und Datierung.....510
7.3. Die Piscina im Chor.....512
7.4. Die Wandnische neben dem Kreuzgangportal.....520
7.4.1. Der Befund.....520
7.4.2. Rekonstruktion.....531
7.4.3. Deutung.....533
7.4.4. Baugeschichte und Datierung.....553
7.5. Die Grabtumba Bischof Hermanns II. von Münster.....563
7.6. Die Grabplatte der Hadwigis.....578

8. Rekonstruktion der Baugestalt der Klosterkirche zum Zeitpunkt ihrer Fertigstellung.....583
8.1. Die Chorseitenschiffe.....584
8.2. Die Ostfront des Sanktuariums.....591
8.3. Die Obergadenfenster.....603
8.4. Das Querhaus.....604

8.5. Das Seitenschiff des Langhauses.....608
8.6. Die Westfront des Langhauses.....614
8.7. Das äußere Erscheinungsbild: Dachdeckung und farbige Fassung 616
8.7.1. Dachstuhl und Dachdeckung.....616
8.7.2. Die farbige Fassung des Außenbaues.....617
8.8. Die farbliche Erscheinung des Innenraumes.....620
8.8.1. Die Innenraumfassung.....620
8.8.1.1. Die Gewölbefassung.....620
8.8.1.2. Die Wandfassung.....623
8.8.1.3. Analyse der Innenraumfassung.....625
8.8.2. Die Verglasung der Fenster.....627
8.8.3. Der Fußbodenbelag.....629
8.8.3.1. Der Schmuckfußboden des Sanktuariums.....629
8.8.3.2. Der Fußbodenbelag im übrigen Kirchenraum.....630
8.9. Die liturgisch-räumliche Gliederung durch Altäre, Schranken etc. 631
8.10. Zusammenfassung.....645
8.11. Die Rekonstruktion der mittelalterlichen Klosteranlage.....650
8.11.1. Die provisorischen Klostergebäude des Gründungskonventes.....650
8.11.2. Die mittelalterlichen Klostergebäude.....652
8.11.2.1. Die Klausurgebäude.....652
8.11.2.1.1. Der archäologische Befund und die überlieferte Baugeschichte 652
8.11.2.1.2. Die Rekonstruktion des mittelalterlichen Klausurgevierts.....658
8.11.3. Der Kreuzgang.....677
8.11.3.1. Der spätromanische Kreuzgang.....677
8.11.3.1.1. Die Befunde und ihre Interpretation.....677
8.11.3.1.2. Rekonstruktion und baulicher Umfang.....683
8.11.3.1.3. Funktion und Nutzung des spätromanischen Kreuzganges.....690
8.11.3.1.4. Zeitstellung der spätromanischen Bauphase.....693
8.11.3.2. Der gotische Kreuzgang.....694
8.11.4. Die Gebäude im direkten Umfeld des Klausurgevierts.....694
8.11.5. Die Baulichkeiten außerhalb der Klausur.....700
8.11.5.1. Die Bauten im Bereich der äußeren Klosterpforte: Wadenhart-Kapelle, Tor, Laienhospiz, Gästehaus sowie die Wirtschaftsgebäude.....700
8.11.5.2. Die übrigen Wirtschaftsgebäude.....705

9. Analyse von Grundriss und Raumstruktur der spätromanischen Abteikirche.....707

9.1. Das Verhältnis zu den Kirchbauten des Mutter- und Großmutterklosters.....707

9.2. Das Sanktuarium.....709

9.2.1. Der Grundriss des Sanktuariums.....709

9.2.3. Der Wandaufriss des Sanktuariums.....722

9.2.3.1. Phase Ia/b.....722

9.2.3.2. Phase Ic.....724

9.3. Das Querhaus.....728

9.3.1. Der Grundriss des Querhauses.....728

9.3.2. Der Wandaufriss des Querhauses.....729

9.4. Das Langhaus.....730

9.4.1. Der Grundriss des Langhauses.....730

9.4.1.1. Der Grundriss des östlichen Langhausjoches (Phase II).....730

9.4.1.2. Der Grundriss der beiden westlichen Langhausjoche (Phase III)....734

9.4.2. Der Wandaufriss des Langhauses.....734

9.4.2.1. Der Wandaufriss des östlichen Langhausjoches (Phase II).....734

9.4.2.2. Der Wandaufriss der beiden westlichen Langhausjoche (Phase III) 736

9.4.3. Analyse der Langhauskonzepte der Phasen II und III vor dem Hintergrund zisterziensischer Architekturplanungen und Bauausführungen 736

9.5. Die Vorhalle.....741

9.6. Abschließende Gesamtanalyse.....743

10. Die Marienfelder Abteikirche im architekturhistorischen Kontext Europas im 12. und 13. Jahrhundert.....745

10.1. Die Stellung der Klosterkirche Marienfeld in der ‚Zisterzienserarchitektur'.....745

10.2. Zur Herleitung der Verwendung von Backstein in Marienfeld….758

10.3. Marienfeld, Westfalen und ihre Beziehungen zum ‚Style Plantagenêt' – zur Bedeutung Marienfelds für die Vermittlung ‚angevinischer' Bauformen nach Westfalen.....770

10.3.1. Die Zisterzienserabteikirche von Chaloché – ein mögliches Vorbild für Marienfeld?.....786

10.4. Vergleichsbauten im westfälischen und norddeutschen Umfeld…788

10.4.1. Bauten, an denen dieselbe Bauhütte tätig war.....788

10.4.1.1. Bauten, die mit Förderung von Bischof Hermann II. von Münster entstanden.....788

10.4.1.1.1. Kirche und Klausurwestflügel des Augustinerinnenstifts St. Margareta in Asbeck.....788

10.4.1.1.2. Die Augustinerinnenstiftskirche St. Johannes der Täufer in Langenhorst.....795

10.4.1.1.3. Der Westbau des Domes zu Münster.....801

10.4.1.2. Kirchen, die dem Kloster Marienfeld inkorporiert waren.....807

10.4.1.2.1. Die Pfarrkirche St. Lucia in Harsewinkel.....807

10.4.1.2.2. Die Pfarrkirche St. Margaretha in Isselhorst.....809

10.4.1.3. Bauten, die mit Förderung der Edelherren zur Lippe entstanden. .814

10.4.1.3.1. Der Westbau der Stiftskirche St. Marien, der sog. ‚Kleinen Marienkirche', in Lippstadt.....814

Fazit.....828

10.4.1.3.2. Die Marktkirche St. Marien, die sog. ‚Große Marienkirche', in Lippstadt.....830

Fazit.....844

10.4.1.3.3. Überblick über die weitere Bautätigkeit von Mitgliedern der Edelherren zur Lippe 845

10.4.1.3.3.1. Edelherr Hermann II. zur Lippe und die St. Nicolaikirche zu Lemgo.....845

10.4.1.3.3.2. Propst Dietrich zur Lippe und die Stiftskirche St. Lebuinus zu Deventer.....859

10.4.1.3.3.3. Äbtissin Gertrud II. zur Lippe und die Kanonissenstiftskirche (Münsterkirche) St. Marien und Pusinna in Herford.....862

10.4.1.3.3.4. Die Bischöfe Bernhard IV. zur Lippe und Simon I. zur Lippe, der Dom zu Paderborn und die Neustädter Pfarrkirche St. Johannes Baptist zu Warburg.....871

10.4.1.3.3.5. Die Bauten des Bremer Erzbischofs Gerhards II. zur Lippe in Bremen, Berne und Hamburg.....875

10.4.1.3.3.6. Ethelinde zur Lippe und die Kanonissenstiftskirche St. Mauritius zu Bassum, Kunigunde und das Kanonissenstift St. Bonifatius zu Freckenhorst.....893

10.4.1.3.3.7. Otto zur Lippe und die Kanonikerstiftskirche St. Alexander zu Wildeshausen.....901

10.4.1.3.4. Die Charakteristika des ‚lippischen Familienstils'.....904

10.4.2. Weitere Bauten in Westfalen und im Ostseeraum, an denen eine Tätigkeit von Mitgliedern der ‚Marienfelder Bauhütte' ablesbar ist….909

10.4.2.1. Die spätromanische Chorerweiterung der St. Marienkirche in Wisby auf Gotland.....909

Fazit.....921

10.4.2.1.1. Exkurs: Die Landkirchen Gotlands.....922

10.4.2.1.1.1. Der Chor der Kirche in Lokrume.....922

10.4.2.1.1.2. Langhaus und Turm der Kirche in Vall.....924

10.4.2.2. Die Benediktinerinnenklosterkirche St. Gertrud auf dem Gertrudenberg in Osnabrück.....925

Fazit.....949

10.4.2.3. Die Pfarrkirche St. Matthäus in Melle 950

10.4.2.4. Das Zisterzienserkloster Dünamünde vor den Toren Rigas.....957

10.4.2.5. Weitere Bauten der Marienfeld-Dünamünder Bauhütte in Livland 966

10.4.2.5.1. Der Rigaer Dom St. Marien.....966

10.4.2.5.2. Die Kirche von Uexküll.....979

10.4.2.5.3. Exkurs: Über die Ausstrahlung westfälischer Bauformen im Baltikum.....986

10.4.2.6. Die Zisterzienserabteikirche in Varnhem in Mittelschweden.....991

10.4.3. Bauten im westfälischen Umfeld, an denen Marienfelder Bauformen rezipiert werden.....1002

10.4.3.1. Der Dom zu Osnabrück.....1002

10.4.3.1.1. Querhaus und Langhaus.....1003

10.4.3.1.2. Der Chorneubau.....1007

10.4.3.2. Der Dom zu Münster – Westquerhaus, Langhaus und Ostteile…1009

10.4.3.3. Die Zisterzienserklosterkirche in Loccum.....1014

10.4.3.4. Die Zisterzienserinnenklosterkirche in Mariensee.....1022

D. Der Tor- und Kapellenturm von Schloss Rheda.....1028

1. Überblick zu Lage und Geschichte von Burg und Stadt Rheda.....1028

1.1. Lage und Anfänge von Burg und Siedlung Rheda einschließlich Pfarrkirche.....1028

1.2. Die Gründung von Herrschaft und Burg Rheda und die Edelherren von Freckenhorst-Rheda.....1029

1.3. Rheda als Residenz der Edelherren zur Lippe.....1033

1.4. Kurzer Überblick über die weitere Geschichte von Burg und Herrschaft Rheda.....1039

1.5. Das Patrozinium der Burgkapelle und deren Stellung als Eigenkirche.....1043

2. Kurze Baubeschreibung des Tor- und Kapellenturms.....1046

3. Baumaterialien und Bautechnik.....1048

3.1. Die Fundamente.....1048

3.2. Die Architekturglieder und die Bauornamentik aus Sandstein und ihre Bearbeitung.....1049

3.3. Die Wand- und Gewölbesubstanz aus Backstein.....1052

3.3.1. Format und Verband der Backsteine.....1052

3.3.2. Zur Herleitung der Verwendung von Backstein in Rheda.....1053

3.4. Die Wandpartien aus Bruchstein.....1054

3.5. Die Säulenschäfte aus schwarzem Schiefer.....1055

3.6. Die Bautechnik.....1055

4. Die Baugeschichte des Tor- und Kapellenturms.....1057

4.1. Überblick über die baulichen Veränderungen des 15.–20. Jahrhunderts 1057

4.2. Die denkmalpflegerische Restaurierung 1963–1965.....1067

4.3. Die baugeschichtlichen Befunde.....1072

4.3.1. Die baugeschichtlichen Befunde am Außenbau.....1072

4.3.1.1. Die Befunde an der Westfront.....1072

4.3.1.2. Die Befunde an der Nordseite.....1075

4.3.1.3. Die Befunde an der Südseite.....1080

4.3.1.4. Die Befunde an der Ostfront.....1086

4.3.2. Die baugeschichtlichen Befunde im Inneren.....1093

4.3.2.1. Die Befunde in der Tordurchfahrt.....1093

4.3.2.2. Die Befunde im Umgang.....1098

4.3.2.3. Die Befunde am inneren Kapellenportal.....1108

4.3.2.4. Die Befunde an den Pfeilern.....1111

4.3.2.5. Die Befunde im Bereich des unteren Ostjoches.....1118

4.3.2.6. Die Befunde im Bereich des Westjoches.....1124

4.3.2.7. Die Befunde im Emporengeschoss.....1128

4.3.2.8. Die Befunde im Bereich der Gewölbezone.....1136

4.3.2.9. Die Befunde im Bereich der Wendeltreppe.....1139

4.3.2.10. Die Befunde im Wohngeschoss.....1145

4.4. Rekonstruktion des Bauablaufes des spätromanischen Tor- und Kapellenturms.....1162

4.4.1. Phase I.....1162
4.4.2. Phase II.....1164
4.4.3. Phase III.....1166
4.4.4. Phase IV.....1172
4.4.5. Zusammenfassung des Bauablaufes Phase I–IV.....1174
4.5. Die Datierung des spätromanischen Kapellenturmes 1175
4.5.1. Anhaltspunkte in archivalischen Quellen.....1175
4.5.2. Die zeitliche Einordnung der Bauphasen I–IV.....1176
4.6. Wertung des Umbaues von 1602–05.....1184

5. Bauformen und Bauglieder.....1186
5.1. Die Gestaltung der Westfront.....1186
5.2. Die Gestaltung der Ostfront.....1188
5.3. Die Gestaltung der Nord- und Südseite.....1191
5.4. Die äußere Gliederung durch Buckelquaderlisenen.....1192
5.5. Das Pfeiler-Bogen-Gewölbe-System der Kapelle.....1195
5.5.1. Die beiden Hauptpfeiler.....1195
5.5.2. Die Bogen und Gewölbe.....1199
5.6. Die westliche Dreierarkade.....1201
5.7. Die Dreisäulenbündel am inneren Nordportal und der oberen Altarnische.....1207
5.8. Fenster.....1209
5.8.1. Die Fenster des Umgangs.....1209
5.8.2. Die Fenster des Emporengeschosses.....1210
5.8.3. Die Rosettenfenster.....1210
5.8.3.1. Die Ostrosette.....1210
5.8.3.2. Die Westrosette.....1212
5.8.3.3. Typologische und stilistische Einordnung der Rosettenfenster.....1213
5.8.3.4. Die Nachfolge der Rosetten.....1218
5.9. Die Piscina- und Wandnischen.....1218
5.10. Zusammenfassung der Baugliederanalyse.....1220

6. Die Bauzier.....1222
6.1. Basen.....1222
6.1.1. Die säulentragenden Löwen der Westarkade.....1224

6.1.1.1. Typologische und stilistische Herleitung der säulentragenden Löwen 1227
6.1.1.2. Die ‚Nachfolge' der säulentragenden Löwen.....1234
6.1.2. Die liegenden Trägerfiguren der Dreisäulenbündel.....1235
6.1.2.1. Typologische und stilistische Herleitung der liegenden Trägerfiguren 1242
6.1.2.2. Die ‚Nachfolge' der Rhedaer Trägerfiguren.....1247
6.2. Die Kapitellskulptur.....1248
6.2.1. Die Kapitelle der Dreisäulenbündel.....1248
6.2.1.1. Die Kapitelle am inneren Nordportal.....1249
6.2.1.2. Die Kapitelle der oberen Altarnische.....1255
6.2.1.3. Die ikonographischen und stilistischen Grundlagen der Dreisäulenbündel-Kapitelle.....1262
6.2.1.4. Das Umfeld und die ‚Nachfolge' der Dreisäulenbündel-Kapitelle 1269
6.2.2. Die Kapitelle der beiden Hauptpfeiler.....1273
6.2.2.1. Die stilistischen Grundlagen und das Umfeld der Hauptpfeiler-Kapitelle.....1279
6.2.3. Die Kapitelle der westlichen Dreibogenstellung.....1283
6.3. Der skulpturale Schmuck um die Schlusssteine.....1285
6.3.1. Die figürlichen Darstellungen des Ostjochs.....1285
6.3.2. Die vegetabilen Motive des Westjochs.....1289
6.3.3. Die Herleitung und das stilistische Umfeld der Rhedaer Gewölbezier 1291
6.3.4. Die ‚Nachfolge' der Rhedaer Gewölbezier.....1297
6.4. Die Konsolen des Altarerkers.....1301
6.5. ‚Händescheidung' und stilistische Einordnung der Rhedaer Bauzier 1302
6.6. Zusammenfassung der Bauzieranalyse.....1307

7. Rekonstruktion der Baugestalt und Nutzung/Funktion des Tor- und Kapellenturmes zum Zeitpunkt seiner Fertigstellung.....1310
7.1. Die Einbindung in die Gesamtanlage der Burg, das Verhältnis zum ‚Palas'.....1310
7.2. Das äußere Erscheinungsbild: Bedachung und Außenfassung.....1317
7.3. Die Tordurchfahrt.....1319
7.4. Der Kapelleninnenraum.....1321
7.4.1. Die untere Altarnische.....1321

7.4.2. Die Innenraumfassung.....1324
7.4.2.1. Die Gewölbefassung.....1324
7.4.2.2. Die Wandfassung.....1325
7.4.2.3. Analyse der Innenraumfassung.....1326
7.4.3. Die Verglasung der Fenster.....1328
7.4.4. Der Fußbodenbelag.....1328
7.4.5. Die Nutzung des Kapellenraumes.....1329
7.4.5.1. Die liturgisch-räumliche Gliederung durch Altäre etc.....1330
7.4.5.2. Die ‚Nutzergruppen' von Unter- und Obergeschoss.....1333
7.4.5.3. Die Position des ‚Herrschersitzes'.....1334
7.4.5.4. Die Verbindungsöffnung zwischen Tordurchfahrt und Kapellenraum 1338
7.4.5.5. Wehrtechnische Einrichtungen.....1342
7.5. Das Wohngeschoss.....1344
7.6. Zusammenfassung.....1346

8. Typologische Analyse von Grundriss und Raumstruktur des Rhedaer Tor- und Kapellenturmes.....1349
8.1. Das begonnene Entwurfskonzept der Phase I.....1349
8.2. Das ausgeführte Entwurfskonzept der Phasen II/III.....1354
8.3. Die Rhedaer Burgkapelle – eine ‚echte' Doppelkapelle?.....1357
8.4. Die Rhedaer Burgkapelle als Tor- und Turmkapelle.....1364
8.5. Die ‚entwicklungsgeschichtliche' Stellung innerhalb der stauferzeitlichen Burgkapellen.....1369
8.6. Zur Verbindung von Wehr-, Wohn- und Sakralfunktion.....1374
8.7. Zusammenfassung.....1377

E. Abschließende Betrachtung über das wechselseitige Verhältnis der Klosterkirche Marienfeld und der Burgkapelle von Schloss Rheda 1381

F. Zusammenfassung.....1387
Baugestalt und Baugeschichte der Klosteranlage Marienfeld.....1387
Marienfeld: Bezugnahmen und Formentransfer.....1395
Baugestalt und Baugeschichte des Tor- und Kapellenturmes in Rheda.....1402
Rheda: Bezugnahmen und Typologie.....1405

Marienfeld und Rheda: wechselseitige ‚Beeinflussung'.....1408

G. Anhänge.....1409

Anhang I: Die historischen Bildquellen zu Marienfeld.....1409

1. Die Stiftungsbilder.....1409

2. Die Ansichten auf Portraits etc.....1413

3. Die Vogelschauansichten.....1415

Anhang II: Die historischen Bildquellen zu Rheda.....1417

1. Die Gesamtansichten der Burganlage von Südwesten.....1418

2. Die Hofansichten von Nordosten.....1422

3. Die Innenansichten der Kapelle.....1426

H. Abkürzungs- und Literaturverzeichnis.....1427

Abbildungen.....1528

A. Einleitung und Definition des Untersuchungsgegenstandes

Ziele und Fragestellungen

Im Mittelpunkt der vorliegenden Untersuchung stehen zwei zentrale Bauwerke der westfälischen Spätromanik: die ehemalige Zisterzienserabteikirche Marienfeld und der mit ihr engstens verwandte Tor- und Kapellenturm von Schloss Rheda – beides Bauten von großer architekturgeschichtlicher Bedeutung: So schrieb Hans Thümmler über den Marienfelder Bau: „Kein zweiter Kirchenbau Westfalens hat wieder eine solche Fülle architektonischer Prioritäten gesetzt und auf die Entwicklung eines typisch westfälischen Baustils einen solch entscheidenden Einfluß genommen wie die Klosterkirche in Marienfeld“,[1] und im Dehio-Handbuch von 1969 heißt es zum Rhedaer Kapellenturm: „Die meisterhafte Durchdringung von Festungsbau, Wohn- und Sakralraum ist in der staufischen Baukunst Deutschlands einmalig“.[2]

Anliegen dieser Arbeit ist es, in einer Doppelmonographie die beiden Bauwerke in ihrer architektonischen Erscheinung genau zu erfassen, ihre baugeschichtliche Genese einschließlich der ablesbaren Planänderungen zu klären und durch eine gezielte Analyse der baulichen Struktur sowie der verwendeten Bauformen das damit verbundene europaweite Beziehungsgeflecht aufzuzeigen. Gemäß dem über eine rein kunsthistorische Analyse hinausgehenden interdisziplinären Ansatz der Arbeit sollen die aufgezeigten stilistischen Beziehungen in den regional- und zeitgeschichtlichen Kontext eingebettet und so vor deren Hintergrund verständlich und nachvollziehbar gemacht werden. Hinzu kommt die Einbeziehung liturgiegeschichtlicher Aspekte, um die Nutzung und Funktion der Räume und Raumeinheiten eingehender ergründen zu können; im Falle von Marienfeld sind die baulichen Ausprägungen von Kirche und Kloster zudem vor dem Hintergrund des ordenshistorischen Kontextes der Zisterzienser zu bestimmen. Durch die Inbezugsetzung zu Vergleichsbauten im regionalen, aber auch im überregionalen Kontext soll die besondere Stellung beider Bauten in der europäischen Architektur des 12. und 13. Jahrhunderts geklärt werden.

[1] THÜMMLER, Marienfeld, 1972, S. 10.
[2] DEHIO, Westfalen, 1969, S. 481.

Rechtfertigung und Problematik einer Doppelmonographie mit Ausblicken auf das architekturhistorische Umfeld

Wie bei jeder wissenschaftlichen Arbeit stellt sich auch hier das Problem der thematischen Eingrenzung. Diese erscheint zunächst durch die monographische Bearbeitung zweier unmittelbar verwandter Bauten recht leicht, aber eine reine Konzentration auf diese würde den Fokus zu eng fassen, da sie keine Solitäre in der Baukunst Westfalens darstellen, sondern in einem größeren Umfeld stehen. Daher es ist unumgänglich, auch die ‚Schwesterbauten' und Nachfolgewerke zu behandeln, die zum Teil ähnlich schlecht bearbeitet sind und daher zunächst in Kurzmonographien vorgestellt, analysiert und neu bewertet werden müssen, ehe ihr Verhältnis zur Klosterkirche Marienfeld bzw. zur Burgkapelle in Rheda genauer untersucht werden kann. Die Auswahl erfolgt aufgrund stilistischer, historisch untermauerter Verbindungen der Bauten untereinander. So kristallisiert sich ein Bezugsfeld heraus, vor dessen Hintergrund das Verbindende mit diesen verwandten Bauten, aber auch das darüber hinausgehende Einmalige, das Innovative der beiden Bauwerke in Marienfeld und Rheda herausgearbeitet werden kann.

Eine solche Rundumschau ist nur möglich auf der Basis einer Erfassung und Neubewertung der bisherigen Erkenntnisse und Detailforschungen, wobei eine akribische Quellenauswertung nur für die beiden ‚Hauptbauten' zu leisten war. Die sich mit diesen befassende bisherige kunsthistorische Forschungsliteratur, die für diese Arbeit weitestgehend vollständig erfasst und ausgewertet wurde, wird im ersten Teil des Einführungskapitels in einem Überblick vorgestellt. Dabei wird deutlich, dass beide Bauten keineswegs ausreichend bearbeitet sind – abgesehen von wenigen, meist älteren monographischen Arbeiten handelt es sich hauptsächlich um kürzere Aufsätze und Überblickswerke.

Hauptgegenstände und Erkenntnisobjekte sind daher zunächst die beiden monographisch vorgestellten Bauten in Marienfeld und Rheda, eine präzise Autopsie bildet die wichtigste Quelle der hier vorgelegten Gedankengänge. Im Zentrum steht folglich eine genaue Einzelanalyse der beiden Bauwerke und ihrer architektonischen Formen einschließlich der Bauzier. Sie dient als Grundlage sowohl für eine Rekonstruktion des jeweiligen Bauverlaufes wie auch der Erschließung des Bezugsfeldes der Bau- und Zierformen und deren stilistischer Einordnung.

Zur Methode: Strukturanalyse und Vergleich

Dazu bedarf es umfassender Kenntnisse der Geschichte und der Entstehungszusammenhänge. Daher folgt im zweiten Teil von Kapitel A. eine Einführung in den historischen Hintergrund – dort werden vornehmlich die wichtigsten Protagonisten, die Edelherren Bernhard II. zur Lippe und Widukind von Rheda, Bischof Hermann II. von Münster sowie deren Familien vorgestellt. Ohne diesen Personenkreis wäre es nicht zur Errichtung der beiden Bauwerke gekommen. Gerade Bernhard II. zur Lippe und seine Kinder und Enkel spielen dabei eine entscheidende Rolle bei der Bauträgerschaft wie auch bei der Entwicklung und Verbreitung eines von Marienfeld ausgehenden ‚lippischen Familienstiles' – sie werden daher jeweils kurz in einer Gesamtdarstellung vorgestellt.

In den beiden Hauptteilen der Arbeit werden die Klosterkirche in Marienfeld und der Tor- und Kapellenturm von Schloss Rheda jeweils einer genauen Bauanalyse unterzogen, die demselben Schema folgt: Auf eine Darlegung der Geschichte des Ortes und eine kurze Vorstellung des Baues folgen aufschlussreiche Hinweise auf die verwendeten Baumaterialien und die zur Anwendung gekommene Bautechnik.

Im Mittelpunkt des Interesses steht sodann die Baugeschichte, wobei zunächst in einem Überblick die jüngeren, zumeist auch durch Archivalien datierbaren Veränderungen, Umbauten und Restaurierungen des 13.–20. Jahrhunderts vorgestellt werden, um diese bei der anschließenden Analyse der spätromanischen Bausubstanz berücksichtigen und ‚abrechnen' zu können. Eine möglichst umfassende Autopsie des jeweiligen Baues als ‚Quelle Nr. 1' soll alle relevanten Hinweise auf den Bauverlauf (soweit zugänglich) erfassen und so die einzelnen Schritte und Phasen der Errichtung ablesbar machen. Dabei zutagetretende Baufugen, Konzeptionsbrüche etc. erlauben eine Einteilung der Bauausführung in einzelne Bauphasen und Unterphasen und machen Planänderungen deutlich, so dass bisherigen Vermutungen und Spekulationen über die Baugeschichte der Boden entzogen wird und vielmehr aufgrund belegbarer Befunde das Wachsen des jeweiligen Baues, Bauunterbrechungen und damit verbundene Konzeptänderungen aufgezeigt werden können, die zur Grundlage eigener Analysen werden. Die so erarbeitete ‚relative Chronologie' wird nachfolgend ergänzt durch die den archivalischen Quellen zu

entnehmenden Hinweise zur Baugeschichte, die abschließend eine annäherungsweise zeitliche Einordnung der einzelnen Bauphasen erlauben.

In einem nächsten Schritt erfolgt jeweils eine genaue Einzelanalyse der Bauglieder des Äußeren wie des Inneren, etwa der Lisenengliederung, des Pfeiler-Bogen-Gewölbe-Systems, der Zwischenstützen (in Marienfeld), der Portale und Fensteröffnungen sowie der Bauzier wie Basen (in Rheda einschließlich der Trägerfiguren), Kapitelle, Konsolen, Schlusssteine und Gesimse. Ihre Formausprägungen werden jeweils vorgestellt, typologisch und stilistisch hergeleitet und – falls nachweisbar – ihre Nachfolge aufgezeigt.

Aus diesen präzisen Einzelanalysen ergibt sich in der Gesamtschau ein erster Befund zur Herkunft der Bauformen und zu den Quellen, aus denen die planenden Baumeister geschöpft haben, wie auch zur Ausstrahlung zu anderen Bauwerken – ein Aspekt, der später wieder aufgegriffen wird.

Zunächst wird die erhaltene Ausstattung aus der Erbauungszeit vorgestellt und anschließend auf Grundlage der Baubefunde, archivalischer Quellen sowie von Vergleichsbeispielen eine Rekonstruktion der Baugestalt zum Zeitpunkt der Fertigstellung vorgenommen: Es werden Vorschläge für die Rekonstruktion der verlorenen Bauteile, aber auch der äußeren und inneren Farberscheinung, der Dachdeckung, der Beschaffenheit des Fußbodens sowie insbesondere der räumlich-liturgischen Gliederung durch Altäre, Schranken etc. sowie deren künstlerische Ausgestaltung unterbreitet. Um den weiteren baulichen und funktionalen Kontext, in dem die beiden Bauten stehen, nachvollziehen zu können, wird ein Überblick über die baulichen Anlagen des Klosterkomplexes von Marienfeld bzw. der Burganlage von Rheda in ihrem mittelalterlichen Erscheinungsbild gegeben.

Die zuvor erarbeitete Rekonstruktion der bauzeitlichen Baugestalt dient sodann als Grundlage und Ausgangsbasis für die typologische Analyse von Grundriss und Raumstruktur der beiden Bauten bzw. der Baukonzepte ihrer jeweiligen Bauphasen.

An die Analyse der Marienfelder Klosterkirche schließt sich dabei noch eine umfangreichere Passage an, die den Bau im Kontext der europäischen Architekturgeschichte betrachtet: Zunächst wird er im Hinblick auf seine Stellung innerhalb der zisterziensischen Baukunst behandelt und Vorschläge für die in

Westfalen ungewöhnliche Verwendung von Backstein gemacht und deren Genese erläutert.

Sodann folgt einer der Schwerpunkte der Arbeit: Das Herausarbeiten der Bedeutung der Marienfelder Klosterkirche für die Vermittlung ‚angevinischer' Bauformen nach Westfalen – bisher gemachte dahingehende allgemeine Bemerkungen werden dort aufgegriffen und durch erstmalige genaue Einzelvergleiche mit Kirchenbauten des westfranzösischen ‚Style Plantagenêt' konkretisiert und präzisiert.

Nachfolgend wird der Fokus auf Vergleichsbauten im westfälischen und norddeutschen Umfeld gelegt, um so das unmittelbare stilistische Umfeld und die Nachfolge der Marienfelder Abteikirche bestimmen zu können: Zunächst werden Bauwerke betrachtet, an denen offenbar Mitglieder derselben Bauhütte tätig waren. Dazu gehören Bauten, die mit Förderung von Bischof Hermann II. von Münster entstanden, aber auch die dem Kloster Marienfeld inkorporierten Pfarrkirchen in Harsewinkel und Isselhorst.

Die dritte Gruppe der von derselben Bauhütte errichteten Vergleichsbauten bilden schließlich die Kirchenbauten, die im Auftrag oder mit Förderung der Edelherren zur Lippe entstanden: An erster Stelle stehen dabei zwei Lippstädter Bauten: Der Westbau der ‚Kleinen Marienkirche' sowie die ‚Große Marienkirche'. Gerade Letztere wird zusammen mit der Marienfelder Klosterkirche zum Ausgangspunkt einer geschlossenen Gruppe von Kirchenbauten, die im ersten und zweiten Drittel des 13. Jahrhunderts im Auftrag von Mitgliedern der Edelherrenfamilie zur Lippe entstanden. Diese Bauten, die sich durch einen einheitlichen Formenschatz auszeichnen und daher den Begriff einer ‚lippischen Familienarchitektur' gerechtfertigt erscheinen lassen, sollen in einem Überblick vorgestellt und analysiert werden.

Aber auch über diese engen personellen Verflechtungen hinaus lässt sich das Wirken der ‚Marienfelder Bauhütte' in Westfalen stilistisch fassen, ja sogar weit darüber hinaus bis nach Schweden und ins Baltikum, wo sich eine Reihe von Marienfelder Nachfolgebauten aufzeigen lassen, so die St. Marienkirche im gotländischen Wisby und die Zisterzienserabteikirche im mittelschwedischen Varnhem, in Lettland, vermittelt über das untergegangene Zisterzienserkloster Dünamünde, der Rigaer

Dom und die Kirchenruine von Uexküll; im westfälischen Umfeld sind schließlich die Gertrudenkirche in Osnabrück und die Matthäuskirche im nahen Melle als wichtige Tochterbauten zu nennen. Sie werden allesamt kurz vorgestellt und jeweils Art und Grad ihrer Verwandtschaft zur Marienfelder Klosterkirche geklärt.

Eine fünfte Gruppe von Vergleichsbauten stellen schließlich Kirchenbauten im westfälischen Bereich dar, an denen Marienfelder Bauformen auf unterschiedliche Art und Weise rezipiert werden, darunter die Dome von Osnabrück und Münster sowie die Zisterzienserkirche in Loccum.

Durch eine solche umfassende Strukturanalyse wird deutlich, dass die Wahl der Bauformen bei den jeweiligen Bauten nicht von reinen Zufälligkeiten bestimmt ist, sondern eine klare Absicht erkennen lässt: Es handelt sich um einen sinnvollen und zielgerichteten, vom Bauherrn in Kooperation mit dem/den Baumeister/n entschiedenen, bewusst gesteuerten Prozess, der durch die vorliegenden Untersuchungen nachvollziehbar gemacht werden soll.

Über die reine monographische Untersuchung der Bauten in Marienfeld und Rheda hinaus geht es auch um eine Erfassung der Planungskonzepte beider Bauwerke und ein Herausarbeiten ihrer herausragenden Bedeutung als qualitätvolle Lösungen der Bauaufgabe ‚Zisterzienserkirche' und ‚Burgkapelle in einem Torturm' sowie der zur Anwendung gekommenen innovativen Bauformen. Durch das Aufzeigen von deren Rezeption innerhalb der ‚lippischen Familienarchitektur' und die darauf zurückzuführende Befruchtung und Prägung der westfälischen Architektur der Spätromanik sowie ihre Ausstrahlung bis nach Norddeutschland und in den Ostseeraum soll verdeutlicht werden, dass erst vor diesem Hintergrund eine eingehende Würdigung der beiden Bauten überhaupt möglich ist.

In einer abschließenden Betrachtung wird das wechselseitige Verhältnis der Klosterkirche Marienfeld und der Burgkapelle von Schloss Rheda bestimmt und der Frage nachgegangen, wie eng verzahnt die Entstehungsgeschichte und das Motivrepertoire beider Bauten ist.

B. Einführung

1. Forschungsüberblick

Im Folgenden wird ein kurzer Überblick über die bisherige kunsthistorische Forschung zur Zisterzienserabteikirche in Marienfeld und zum Kapellenturm in Rheda gegeben, dabei werden die wesentlichen Ansätze der jeweiligen Publikationen herausgestellt – eine Darlegung und Diskussion von maßgeblichen Detailfragen findet dann in den jeweiligen Kapiteln statt.

1.1. Marienfeld

Die erste kunsthistorische Würdigung erfuhr die Marienfelder Klosterkirche 1853 durch Wilhelm Lübke in seinem Band über ‚Die mittelalterliche Kunst in Westfalen', in dem er die Kirche mit Kennerblick beschreibt und bereits wesentliche baugeschichtliche und strukturelle Elemente erfasst.[1] Eine noch umfassendere Darlegung und Würdigung des Baues, seiner Geschichte und seiner Ausstattung erfolgte 1886 durch J(oseph) B(ernhard) Nordhoff im Kunstdenkmäler-Band zum Kreis Warendorf.[2] Erwähnung verdient sodann eine unveröffentlichte, handschriftliche ‚Beschreibung der Kirche zu Marienfeld' durch einen Beamten im Königlichen Hochbauamt Münster II namens Richter aus dem Jahre 1918, die einige wichtige baugeschichtliche Beobachtungen enthält.[3]

Die erste monographische Untersuchung des Marienfelder Kirchenbaues erfolgte schließlich durch Walter Tröller, dessen münstersche Dissertation 1935 veröffentlicht wurde.[4] Hier wertet er die Quellen aus, rekonstruiert die verlorenen Teile, analysiert Grund- und Aufriss sowie eine Reihe von Einzelformen wie etwa die Abkragung, die Stützenform und die Ornamentik, vergleicht sie mit dem westfälischen und rheinischen Umfeld und stellt Bezüge zur zisterziensischen Architektur her. Darüber hinaus behandelt er als ‚abhängige Bauten' die Schlosskapelle in Rheda, die Gertrudenkirche in Osnabrück, den Westchor der Stiftskirche in Lippstadt sowie den Dom zu Münster. Seine Vergleiche sind vielfach treffend, werden jedoch nur sehr knapp angerissen, zudem wurden einige Themen wie die Domikalgewölbe nicht

[1] LÜBKE, Westfalen, 1853, S. 141–144.
[2] NORDHOFF, Kreis Warendorf, 1886, S. 135–161.
[3] RICHTER, Beschreibung (Ms), 1918.
[4] TRÖLLER, Marienfeld, 1935. – Die Arbeit ist ideologisch nicht gefärbt.

hinreichend gewürdigt. Tröllers Untersuchungen liefen parallel zur 1936 veröffentlichten Neubearbeitung des Kunstdenkmälerbandes zum Kreis Warendorf durch Karl Hölker und fanden darin Berücksichtigung.[5] Hölker legte eine völlige Neubearbeitung des Baues und seiner Ausstattung sowie der Klosterbauten und des zerstreuten Kunstgutes vor, die deutlich über Nordhoffs Inventar von 1886 hinausgeht, im Architekturteil jedoch meist deskriptiv bleibt und nur wenige Vergleiche benennt. Auch in die 1935 von Ernst Gall neu bearbeitete Ausgabe von Dehios Handbuch der deutschen Kunstdenkmäler fließen die Ergebnisse Tröllers ein – er legt in wesentlichen Zügen die Baugeschichte dar und würdigt mit kundigem Blick den Bau.[6] Recht allgemein angelegt ist dann der 1950 erschienene Kirchenführer von Pfarrer Aloys Holländer.[7] 1964 stellt Hans Thümmler in seinem Band über ‚Romanik in Westfalen' heraus, dass die neuartigen, für Westfalen so prägenden Pfeiler- und Gewölbeformen hierzulande ihre erstmalige Ausprägung in der Marienfelder Abteikirche fanden, hinzu kommt das früheste Auftreten von Gewölberippen in Westfalen,[8] 1966 würdigt er in einer kurzen Zusammenfassung eines Vortrages Marienfeld als Vermittler ‚Zisterziensische[r] und rheinische[r] Elemente in der spätromanischen Baukunst Westfalens'.[9] Darüber hinaus zeigt Thümmler 1967 in seinem richtungsweisenden Aufsatz ‚Die Zisterzienserkirche Marienfeld in Westfalen und ihr Einfluss auf die Marienkirche in Visby und die Zisterzienserkirche in Varnhem' erstmals die große architekturgeschichtliche Bedeutung Marienfelds für die Baukunst im Ostseeraum auf und erkennt in beiden Kirchen unmittelbare Nachfolgebauten.[10] Bereits 1966 verweist Franz Mühlen auf die besondere Verwandtschaft der weiten Arkadenbögen im östlichen Langhausjoch in Marienfeld (heute unterteilt) und im Langhaus des Domes zu Münster.[11] Eine dagegen weitgehend auf den älteren Kunstdenkmälerinventaren basierende Darstellung des Marienfelder Kirchenbaues und seiner Ausstattung nahm Walter Werland 1968 in seiner ‚Marienfelder Chronik' vor.[12] Eine anspruchsvollere

[5] HÖLKER, Kreis Warendorf, 1936, S. 200–285.
[6] DEHIO, Niedersachsen und Westfalen, 1935/1949, S. 368–371.
[7] HOLLÄNDER, Marienfeld, 1950.
[8] THÜMMLER/BADENHEUER, Westfalen, 1964/73, S. 26, dazu Abbildungstext zu Tafel 62–64.
[9] THÜMMLER, Zisterziensische und rheinische Elemente, 1966. Zusammenfassung eines Vortrages, den Hans Thümmler auf dem 10. Kunsthistorikertag 1966 in Münster gehalten hat.
[10] THÜMMLER, Marienfeld Visby Varnhem, 1967.
[11] MÜHLEN, Dom zu Münster, 1966, S. 90–91, dazu die Zeichnungen S. 94.
[12] WERLAND, Chronik, 1968, S. 67–88.

Vorstellung der Abteikirche enthält die Dehio-Ausgabe von 1969, die zwar einige baugeschichtliche Irrtümer tradiert, den Bau jedoch als „einzige erhaltene frühe Zisterzienserkirche des Landes“ sowie als „erster westfälischer Kirchenbau in verputztem Backstein“ würdigt und dabei – Thümmler folgend – ihre Bedeutung für die westfälische Baukunst und ihre Vermittlerrolle in den Ostseeraum herausstellt.[13] Der bauzeitliche Plattenmosaikboden aus Tonfliesen im Binnenchor findet erstmals eine eingehendere Würdigung und Einordnung in der 1970 veröffentlichten Dissertation von Hiltrud Kier über den ‚mittelalterlichen Schmuckfußboden’.[14] 1972, anlässlich der 750. Wiederkehr der Kirchweihe, erscheint ein von Hans Thümmler verfasster Kirchenführer, in dem er insbesondere den Kirchenbau vorstellt und seine architektonische Bedeutung würdigt: „Kein zweiter Kirchenbau Westfalens hat wieder ein solche Fülle architektonischer Prioritäten gesetzt und auf die Entwicklung eines typisch westfälischen Baustils einen solch entscheidenden Einfluß genommen wie die Klosterkirche von Marienfeld“.[15] 1975 gibt Franz Mühlen einen Überblick über die Restaurierungsarbeiten an der Marienfelder Klosterkirche in den vergangenen fünf Jahrzehnten und stellt in diesem Rahmen auch ihre architektonische Bedeutung heraus, etwa als den Bau mit den frühesten Domikalgewölben in Westfalen.[16] Im selben Jahr erscheint die Dissertation von Hermann Maué über ‚Rheinisch-staufische Bauformen und Bauornamentik in der Architektur Westfalens’, in der er die Marienfelder Abteikirche unter die Bauten Bischof Hermanns II. von Münster einordnet, ihr „eine Schlüsselstellung innerhalb der spätromanischen Baukunst Westfalens“ bescheinigt und eine Herleitung ihrer innovativen Bauformen vornimmt, wobei er dies jedoch zu sehr aus dem alleinigen Blickwinkel der rheinischen Baukunst tut und dabei die Rezeption von Motiven aus anderen Kunstlandschaften verkennt.[17] 1978 analysiert Hilde Claussen in ihrem Aufsatz ‚Zur Farbigkeit von Kirchenräumen des 12. und 13. Jahrhunderts in Westfalen’ das schlichte, dabei neuartige und zukunftsträchtige Fassungssystem der Marienfelder Zisterzienserkirche.[18] Teilweise dieselben Bauten wie Maué, jedoch unter einem anderen Blickwinkel, betrachtet Kurt Röckener in seiner 1980

[13] DEHIO, Westfalen, 1969, S. 314–318 (mit Grundriss).
[14] KIER, Schmuckfußboden, 1970, S. 38, 126, dazu Abb. 237.
[15] THÜMMLER, Marienfeld, 1972 (das Zitat S. 10).
[16] MÜHLEN, Marienfeld, 1975.
[17] MAUÉ, Bauformen, 1975, S. 26–50 (das Zitat S. 26).
[18] CLAUSSEN, Farbigkeit, 1978, S. 60–61.

publizierten Dissertation über ‚die Münsterländischen Hallenkirchen gebundener Ordnung': Darin behandelt er unter den mit der Gruppe der Münsterländischen Hallenkirchen eng verwandten Bauten an erster Stelle die Klosterkirche Marienfeld und stellt dabei insbesondere das dort völlig neu entwickelte, die besagte Baugruppe so entscheidend prägende Gliederungssystem der Pfeiler heraus. Ebenfalls behandelt werden auch die Themen ‚Domikalgewölbe' und ‚südwestfranzösische Einfüsse', wobei einzelne seiner Auffassungen deutlich zu hinterfragen sind.[19]

Innerhalb der Abhandlungen zur Kirchenbaukunst der Zisterzienser findet die Abteikirche Marienfeld jeweils nur am Rande Beachtung, so etwa im Überblick über ‚Die Kunst der Cistercienser' von Wolfgang Bickel 1974/86, wo die Fenster der Querhausstirnen als beispielhaft für die zisterziensische Dreifenstergruppe benannt und die Langhausabkragungen unter die entsprechenden Bildbeispiele aufgenommen werden.[20] Ebenso verweist auch Ulrich Schröder 1980 in seiner Abhandlung zur ‚Architektur der Zisterzienser' jeweils nur kurz auf Marienfeld, etwa im Zusammenhang mit den frühesten Rippengewölben in Westfalen, der schwankenden Abkragungshöhe oder auch im Kreis der Bauten, die „erheblichen Einfluß auf die Baukunst ihrer Region ausübten".[21]

Eine alle wesentlichen Aspekte beinhaltende Kurzabhandlung zum Kloster Marienfeld enthält der Überblicksaufsatz von Heiko Schulze über ‚Klöster und Stifte in Westfalen' im Katalog der Ausstellung ‚Monastisches Westfalen' 1982.[22] Anlässlich des 800jährigen Gründungsjubiläums der Zisterzienserabtei Marienfeld 1985 würdigt Franz Mühlen in zwei Aufsätzen die architekturgeschichtliche Bedeutung der Marienfelder Klosterkirche für die westfälische Baukunst und ihre Ausstrahlung bis in den Ostseeraum.[23] Aus demselben Anlass verfassen Pfarrer Heinrich Siemann und Rudolf Hoppe einen Kirchenführer, der stark das zisterziensische Element betont.[24]

1986 publizierte ein Autorenteam vom Westfälischen Amt für Denkmalpflege die äußerst wichtigen Befunde der 1984 erfolgten Wiederentdeckung der Marienfelder

[19] RÖCKENER, Hallenkirchen, 1980, v. a. S. 211–223.
[20] BICKEL, Kunst der Cistercienser, 1974/86, S. 193, 288.
[21] SCHRÖDER, Architektur der Zisterzienser, 1980, S. 326, 332, 334 (dort das Zitat).
[22] SCHULZE, Klöster, 1982, S. 382–383.
[23] MÜHLEN, Ausstrahlung, 1984; MÜHLEN, Lippstadt–Marienfeld, 1985.
[24] HOPPE/SIEMANN, Marienfeld, 1985.

Westrose, die sich als von überregionaler Bedeutung erweisen sollten.[25] In seinem 1988 erschienenen Buch über ‚Die mittelalterliche Backsteinarchitektur Norddeutschlands' behandelt Hans Josef Böker auch die Klosterkirche Marienfeld zusammen mit dem Rhedaer Kapellenturm als frühe Zeugnisse für die Verwendung von Backstein in Norddeutschland, betont jedoch dabei auch, dass die Marienfelder Kirche „den Eindruck eines reinen Hausteinbaus" zu erreichen sucht.[26]

In seinem 1993 publizierten Werk über den Dom zu Münster führt Uwe Lobbedey auch als wichtigen Schwesterbau zum Westbau des Domes die Abteikirche in Marienfeld an, benennt dabei auch einige westfranzösische Wurzeln ihrer Architektur.[27] Im selben Jahr würdigt er zudem in einem Überblick über ‚Die Kirchenbauten des Mittelalters im Bistum Münster' die Zisterzienserkirche Marienfeld als innovativen Bau – hinsichtlich der Backsteintechnik und der Bauformen, „die für die nächsten zwei Generationen das Erscheinungsbild der westfälischen Baukunst prägten".[28]

Im Katalogteil des 1993 erschienen Reisehandbuchs ‚Wege in die Romanik' (in Niedersachsen) behandelt Harmen Thies die Klosterkirche Marienfeld als wichtigen Bau der Nachbarlandschaft Westfalen, betont die „zisterziensisch-frühgotischen Elemente" des Inneren und verweist auf die südwestfranzösisch geprägten Domikalgewölbe und den Stützenapparat, die eine weite Nachfolge finden sollten.[29]

Wesentliche neue Impulse zur Erforschung der Baugeschichte der Marienfelder Klosterkirche liefern die 1995 von Beat Sigrist und Dirk Strohmann veröffentlichten „Baugeschichtliche[n] Befunde bei der Außenrestaurierung der ehemaligen Zisterzienserklosterkirche Marienfeld unter besonderer Berücksichtigung der Mauerwerksoberflächenbehandlung durch Putz und Farbe".[30] Ihre Untersuchungen erbringen entscheidende Beobachtungen zur Behandlung der Natursteinquader und zum Aufbau und Versatz des Backsteinmauerwerks, die die Herausarbeitung zweier (bzw. dreier) Bauphasen ermöglicht: die Chorbauphase – einschließlich Wölbung (!) – aus dünnformatigen Backsteinen im ‚Gotischen' Verband und der anschließende

[25] QUEDNAU/KORN/SIGRIST, Westrose, 1986.
[26] BÖKER, Backsteinarchitektur, 1988, S. 57–59 (das Zitat S. 59).
[27] LOBBEDEY/SCHOLZ, Baugeschichte Münster, 1993, S. 14–17.
[28] LOBBEDEY, Kirchenbauten, 1993, S. 192–194 (das Zitat S. 192/194).
[29] WEGE IN DIE ROMANIK, 1993, S. 235 (Harmen Thies).
[30] SIGRIST/STROHMANN, Baugeschichtliche Befunde, 1995.

Bereich von Querhaus und Langhaus, der aus dickformatigen Backsteinen im ‚Wendischen' Verband errichtet wurde. Anhand von aufgefundenen Resten und Spuren kann zudem die bauzeitliche Farbfassung des Äußeren annäherungsweise rekonstruiert werden. Hinzu kommen noch Erkenntnisse über spätere bauliche Veränderungen vom 14. bis 19. Jahrhundert sowie teilweise über die zugehörigen Farbfassungen, insbesondere an der Chorostwand und am Südquerhausgiebel. In einem zweiten Aufsatz publiziert Dirk Strohmann ‚Eine neu entdeckte Wandnische in der Südquerhauswestwand der ehemaligen Zisterzienserklosterkirche Marienfeld',[31] in der er die vielfältigen Befunde, insbesondere die reiche Schmuckarchitektur und die Zierplatten mit den Namensinschriften der Klosterstifter, der bis zur Außensanierung vermauerten Nische vorstellt, deutet und stilistisch einordnet. Die damals bereits im Andruck vorliegenden, aber noch nicht veröffentlichten Ergebnisse von Beat Sigrist und Dirk Strohmann finden bereits Eingang in die 1994 abgeschlossene Freiburger Magisterarbeit von Guido Linke über ‚Die Zisterzienserkirche Marienfeld in Westfalen'.[32] Sie bildet seit Walter Tröllers Dissertation die erste monographische Untersuchung der Kirche. Linke stellt den Bau unter Berücksichtigung der jüngsten baugeschichtlichen Erkenntnisse (einschließlich der bauzeitlichen Ausstattung) ausführlich vor und behandelt sehr sorgfältig die Stellung des Baues in der Architekturgeschichte im Hinblick auf Wölbung, Bauformen, Bauornamentik und zisterziensische Elemente.

Auch in den Abschnitt zu Marienfeld in Uwe Lobbedeys 1999 erschienenen Werk zur ‚Romanik in Westfalen' fließen die genannten baugeschichtlichen Erkenntnisse ein: Auf eine Darlegung der Geschichte folgt eine ausführliche Beschreibung und Analyse des Baues, in der er auf das ursprüngliche Vorhandensein eines Nordseitenschiffes verweist, die Bedeutung des erstmals in Westfalen angewandten Pfeiler- und Gewölbesystems sowie der Kapitellskulptur und der teilrekonstruierten Farbfassung hervorhebt und die Herkunft der Wölbform aus Südwestfrankreich unterstreicht.[33] Im selben Jahr handelt Urs Boeck über ‚Das Treffen in Marienfeld', wo anlässlich der Kirchweihe 1222 die Bischöfe von Münster, Osnabrück und Minden zusammen kamen, deren Dombauten allesamt damals im Bau waren oder

[31] STROHMANN, Wandnische, 1995.
[32] LINKE, Marienfeld, 1994.
[33] LOBBEDEY, Westfalen, 1999, S. 129–149, dazu Tafel 32–37.

bald danach neu errichtet wurden, wobei jeweils auch Neuerungen und Baudetails der neue Maßstäbe setzenden Marienfelder Klosterkirche aufgegriffen wurden – „In dieser so feierlich geweihten Kirche der Zisterzienser waren für viele der andernorts beobachteten gestalterischen Aufgabenstellungen elegante Lösungen gefunden und zu einem stimmigen Ganzen gefügt“.[34]

Matthias Untermann behandelt in seiner 2001 erschienenen Habilitationsschrift ‚Forma Ordinis – Die mittelalterliche Baukunst der Zisterzienser’ die Marienfelder Klosterkirche erstmals umfassender im Kontext der zisterziensischen Architektur, ordnet sie im Rahmen der Kirchenbauten der dritten Generation aus der Zeit um 1180–1240 den Bauten mit ‚dreischiffigem Sanktuarium mit integriertem Kapellenkranz’ zu, sieht im (nur vermeintlich) einschiffigen Langhaus westfälische Traditionen wirksam. Darüber hinaus würdigt er das gut überlieferte, die Architektur ergänzende Fassungssystem des Inneren wie des Äußeren und vergleicht es mit weiteren überlieferten Fassungen an und in Zisterzienserkirchen, stellt außerdem (Strohmann folgend) die Memoriennische für die Stifter neben dem Kreuzgangportal vor.[35]

In seinem 2005 publizierten Überblick über die Kirchenbauten des Bistums Münster und ihre Ausstattung behandelt Hans-Jürgen Lechtreck auch die Marienfelder Klosterkirche, beschreibt sie und hebt ihre die nachfolgende Architektur prägenden Bauformen hervor, geht dabei jedoch nicht über die bisherigen Erkenntnisse hinaus.[36]

Im selben Jahr behandeln Andreas Sassen und Ernstjosef Weber ‚Die Grabplatten der Stifter in der Klosterkirche Marienfeld’, darunter auch das Grabmal für Bischof Hermann II. von Münster.[37]

Ralf Dorn beschäftigt sich in seiner 2006 erschienenen Dissertation über die Münsterkirche in Herford auch eingehend mit der Baukunst unter den Edelherren zur Lippe und stellt dabei die Marienfelder Klosterkirche als Ausgangspunkt „für die Entstehung einer neuen Architektursprache in Westfalen“ vor, bespricht ihre Baugestalt und -formen und leitet sie her: Er verweist auf die Herkunft der Domikalgewölbe aus Westfrankreich, allerdings folgt er Maué in der Betonung der

[34] BOECK, Treffen in Marienfeld, 1999 (das Zitat S. 274).
[35] UNTERMANN, Forma Ordinis, 2001, S. 84, 243–244, 257, 463–465, 652–654, 662.
[36] LECHTRECK, Kirchen, 2005, S. 59–62.
[37] SASSEN/WEBER, Grabplatten Marienfeld, 2005, S. 11–14.

Ableitung der meisten architektonischen Gliederungen von rheinischen Bauformen; des weiteren betont er das richtungsweisende Pfeilersystem in der Baukunst Westfalens unter Bischof Hermann II. von Münster sowie Bernhard II. zur Lippe und seiner Familie.[38] Auch in seinem 2008 publizierten Vortrag „Bauen im Zeichen der Rose – Überlegungen zu einer dynastischen Baukunst unter den Edelherren zur Lippe“ würdigt Ralf Dorn die Marienfelder Klosterkirche „als richtungsweisenden Initialbau der westfälisch-niedersächsischen Architektur“ und zeigt in einem Überblick das Aufgreifen ihrer Bauformen in Bauten der lippischen Familie auf.[39]

Der im selben Zusammenhang abgedruckte Vortrag des Verfassers „Bernhard II. zur Lippe und die Architektur der Abteikirche Marienfeld“ stellt den Bau vor und zeigt die Herleitung seiner Bauformen aus Westfrankreich auf und arbeitet seine Bedeutung als „der entscheidende Schlüsselbau für die Ausprägung einer eigenständigen spätromanischen Baukunst in Westfalen“ und deren Vermittlung ins Baltikum und betont dabei die Rolle Bernhards II. zur Lippe.[40] Geschichte, Bau und Ausstattung des Klosters auf dem neuesten Forschungsstand stellt der Verfasser zudem 2011 in dem Westfälische-Kunststätten-Heft „Abtei Marienfeld“ vor.[41] Diese Forschungsergebnisse sind ebenfalls eingeflossen in die neue, 2011 herausgegebene Ausgabe des Dehio-Bandes zu Westfalen. Hier wird die Klosteranlage in ihrer Geschichte, Architektur und Ausstattung umfangreich vorgestellt und gewürdigt und auf ihre große architekturgeschichtliche Bedeutung hingewiesen: „Einzige erhaltene frühe Zisterzienserkirche des Landes, bedeutend für die Entwicklung des spätromanischen Kirchenbaues in Westfalen […]“, „erste Rezeption der im Anjou-Poitou entwickelten Domikalgewölbe“.[42]

Im Jahre 2010 erschien schließlich der von Wilhelm Kohl verfasste Germania-Sacra-Band zu Marienfeld,[43] in dem er vornehmlich die wichtigsten historischen Daten zur Geschichte der Zisterzienserabtei sowie zu ihrer Verfassung, zu Kirchenpatronaten,

[38] DORN, Herford, 2006, S. 115–121 (das Zitat S. 115).
[39] DORN, Bauen im Zeichen der Rose, 2008, S. 127–128 (das Zitat S. 127).
[40] KEMPKENS, Bernhard II., 2008 (das Zitat S. 113).
[41] KEMPKENS, Marienfeld, 2011.
[42] DEHIO, Westfalen, 2011, S. 399–407 (mit Grundriss; die Zitate S. 403). – Der Text wurde auf Bitten des Dehio-Teams vom Verf. gegengelesen und gemäß dem aktuellen Forschungsstand umgeschrieben (leider haben sich bei einer späteren Redaktionskorrektur jedoch erneut Fehler eingeschlichen).
[43] KOHL, Marienfeld, 2010. – Das Werk konnte für die vorliegende Arbeit nur noch punktuell ausgewertet und eingearbeitet werden. [Als nach 2012 erschienene Publikationen sind folgende Kurzvorstellungen zu ergänzen: PIEPER, Baukunst, 2017, S. 26–27; KELLER, Kurze Porträts, 2017, S. 315; KEMPKENS, Edelherrenfamilie zur Lippe, 2018, S. 216; KEMPKENS, Kirchweihe Marienfeld, 2023].

zu Abt und Konvent, zum geistlichen und geistigen Leben sowie zur Besitzgeschichte zusammenstellt. Im Überblick über die (künstlerischen) Denkmäler behandelt er auch die Kirche und ihre Ausstattung, wobei er jedoch nur teilweise die neuere Literatur rezipiert und ältere, längst verworfene Forschungsmeinungen tradiert, anderes missverstanden wiedergibt.[44] Gleiches gilt für die Angabe historischer Ereignisse.[45]

1.2. Rheda

Deutlich später als die Abteikirche Marienfeld wurde die Rhedaer Burgkapelle erst im Jahre 1900 in einem Aufsatz von E. Schmidt in der Zeitschrift ‚Die Denkmalpflege' der interessierten Fachwelt nahegebracht.[46] Schmidt stellt den Bau ausführlich vor, benennt Ziegelbauweise und Ziegelformat, verweist auf Details der Bauskulptur etc. und deutet den Sakralraum aufgrund der Piscinen in beiden Geschossen als eindeutige Doppelkapelle. Im Jahr darauf, 1901, erscheint der von A. Ludorff bearbeitete Kunstdenkmälerband zum Kreis Wiedenbrück, in dem die Kapelle jedoch nur sehr summarisch in Stichworten und mittels Abbildungen vorgestellt wird.[47] Erstmals in einem weiter gefassten Kontext betrachtet wird die Rhedaer Burgkapelle von Oskar Schürer in seiner 1929 abgedruckten Dissertation über ‚Romanische Doppelkapellen', in der er den Bau beschreibt, erstmals typologisch analysiert und als am Ende der Entwicklung der romanischen Doppelkapellen stehend einordnet.[48] Wenig später behandelt Walter Tröller die Rhedaer Schlosskapelle in seiner Dissertation über die Zisterzienserkirche Marienfeld unter den ‚abhängigen Bauten', er beschreibt und analysiert Architektur,

[44] Etwa die Theorie von der ursprünglichen Einschiffigkeit des Langhauses und der angefügten Nordkapellen anstelle des Seitenschiffs – ebd., S. 23, 24. Obwohl KEMPKENS, Bernhard II., 2008 in die Literaturliste aufgenommen wurde, werden die dortigen baugeschichtlichen Ausführungen ebenso wenig rezipiert wie diejenigen von SIGRIST/STROHMANN, Baugeschichtliche Befunde, 1995 und LOBBEDEY, Westfalen, 1999.

[45] So gibt er trotz der bei LEIDINGER, Zisterzienserabtei, 1998 gut publizierten Korrektur des Weihedatums auf den 4. November 1222 einmal (ebd., S. 22) das verfälscht überlieferte Datum des 4. September 1222, an anderer Stelle (ebd., S. 376) den 8. November 1222 an. Anderes, wie die in den Statuten des Zisterzienserordens überlieferte Begutachtung des Bauplatzes von Dünamünde bezieht er irrtümlich auf Marienfeld (ebd., S. 93, 120), während er die seit den neuesten Forschungen (s. Kap. C.10.4.2.4.) als gesichert anzusehende Filiation Marienfelds über Dünamünde in Abrede stellt (ebd., S. 98, Anm. 12).

[46] SCHMIDT, Burgcapelle, 1900.

[47] LUDORFF, Kreis Wiedenbrück, 1901, S. 56–57, dazu Tafel 25/2, 26, 28, 29.

[48] SCHÜRER, Doppelkapellen, 1929, S. 176–181.

Bauformen und Bauzier besonders im Hinblick auf Marienfeld.[49] In seiner Neubearbeitung von Dehios Handbuch der deutschen Kunstdenkmäler von 1935 stellt Ernst Gall die Burgkapelle ausführlich vor und lässt diese Ergebnisse einfließen.[50] In einer knappen, aber klaren Form beschreibt Hans Thümmler 1947 den Rhedaer Kapellenturm in einem Führer zum Kreis Wiedenbrück und stellt ihn „in die Reihe der großen Architektur des sogenannten Übergangsstils".[51] Eine eingehende Darstellung des Rhedaer Kapellenturmes, eingebettet in den geschichtlichen Hintergrund, bietet die 1955 veröffentlichte Abhandlung Otto Gauls über ‚Die ehemalige lippische Residenz Rheda'.[52] Hier beschreibt und untersucht er den Kapellenturm auch hinsichtlich verschiedener Einzelaspekte wie des inneren ‚Wehrganges', der Raumform, der Backsteintechnik, der Buckelquader, der Emporentreppe, der figürlichen Ornamentik etc. Die umfassende Restaurierung des Kapellenturmes 1963–65 führte – neben kurzer Erwähnung der Maßnahmen und Befunde in den Denkmalpflegeberichten 1963 und 1968[53] – zu einem verstärkten Interesse an dem nun in seiner Raumwirkung wieder klarer erlebbaren Kapellenbau: 1964 bildet Hans Thümmler die gerade wieder freigelegte westliche Dreierarkade in seinem Buch über ‚Romanik in Westfalen' ab,[54] 1963 bis 1965 veröffentlicht Leo Zellner mehrere Aufsätze und Zeitungsartikel über die Restaurierung und die Baugeschichte der Rhedaer Schlosskapelle, in denen er über eine Beschreibung der Restaurierungsmaßnahmen hinaus auch eine Analyse und typologische Deutung der Kapelle bietet.[55] 1968 schließlich stellt Franz Mühlen die unter der Leitung des Landesdenkmalamtes durchgeführten Restaurierungsmaßnahmen und die dabei aufgedeckten Baubefunde (Treppe in der inneren Südwand, Bodenöffnung zur Tordurchfahrt, bauzeitlicher Putz etc.) ausführlich vor und wertet sie aus.[56] Diese neuen Erkenntnisse fließen auch in die recht sorgfältige Vorstellung des Rhedaer Kapellenturmes in der Dehio-Westfalen-Ausgabe von 1969 ein.[57] In der Folge wird

[49] TRÖLLER, Marienfeld, 1935, S. 34–42.
[50] DEHIO, Niedersachsen und Westfalen, 1935/1949, S. 363–364.
[51] THÜMMLER, Kreis Wiedenbrück, 1947, S. 9–10 (das Zitat S. 10).
[52] GAUL, Rheda, 1955.
[53] DENKMALPFLEGEBERICHT 1963, S. 208 (Karl E. Mummenhoff); DENKMALPFLEGEBERICHT 1968, S. 426.
[54] THÜMMLER/BADENHEUER, Westfalen, 1964/73, Tafel 65 mit Bildtext.
[55] ZELLNER, Steinquader, 1963; ZELLNER, Kapellenturm, 1964; ZELLNER, Baugeschichte, 1964; ZELLNER, Burgkapelle, 1965; ZELLNER, Schloßkapelle, 1965.
[56] MÜHLEN, Kapellenturm, 1968.
[57] DEHIO, Westfalen, 1969, S. 479–481.

die Rhedaer Burgkapelle in eine Reihe von Überblickswerken aufgenommen: Otto Gaul behandelt sie 1970 in seinem Aufsatz über ‚Die mittelalterlichen Dynastenburgen des oberen Weserraumes',[58] Hermann Maué führt sie in seiner 1975 abgeschlossenen Dissertation über ‚Rheinisch-staufische Bauformen und Bauornamentik in der Architektur Westfalens' als erstes Beispiel unter den Bauten der Edelherren zur Lippe an, beschreibt die Baustruktur und leitet die Bauformen und die Bauzier, der Hauptthese seiner Arbeit entsprechend, vornehmlich aus der rheinischen Architektur her.[59] Ulrich Stevens widmet ihr eine ausführliche Vorstellung in seiner 1978 abgeschlossenen Dissertation über ‚Burgkapellen im deutschen Sprachraum', beschreibt und analysiert Architektur und Bauformen, leitet sie ebenfalls vornehmlich aus der rheinischen Baukunst ab und nimmt eine typologische Einordnung vor, wobei er eine Überwindung des Doppelkapellenschemas konstatiert und zu dem Schluss kommt: „Damit ist die Kapelle von Rheda keine Doppelkapelle mehr, sondern eine einzigartige und eigenwillige Neuschöpfung".[60] Bereits 1977 wurde in einem Überblick über ‚Hölzerne Fensterrahmen in Kirchen und Klöstern Westfalens – Funde aus dem 10. – 13. Jahrhundert' das bei der Restaurierung der Rhedaer Kapelle 1963/65 gefundene Fragment eines hölzernen Fensterrahmens samt der dendrochronologischen Datierung auf ‚um 1233' (verschrieben für 1223) vorgestellt,[61] 1980 derselbe Befund von Ernst Hollstein auf ‚um oder nach 1221' datiert.[62] 1979 erscheinen gleichzeitig zwei Schlossführer: Zum einen von Hans-Joachim Böckenholt, der den Akzent auf den geschichtlichen Abriss legt und daher die Burgkapelle nur am Rande behandelt,[63] zum anderen von Franz Mühlen mit einer bau- und kunstgeschichtlichen Darstellung, in der insbesondere der Kapellenturm ausführlich gewürdigt wird.[64] Walter Hotz nimmt diesen sodann in sein 1981 erschienenes Überblickswerk zu ‚Pfalzen und Burgen der Stauferzeit' auf,[65] Hans Josef Böker würdigt ihn 1988 zusammen mit der Abteikirche Marienfeld als frühen Backsteinbau in seinem Grundlagenwerk über

[58] GAUL, Dynastenburgen, 1970, S. 257, 257–258.
[59] MAUÉ, Bauformen, 1975, S. 101–108.
[60] STEVENS, Burgkapellen, 1978, S. 176–189 (das Zitat S. 183).
[61] CLAUSSEN/KORN/LOBBEDEY/SCHWEDHELM, Fensterrahmen, 1977, S. 520 (Uwe Lobbedey), dazu Abb. 338.
[62] HOLLSTEIN, Eichenchronologie, 1980, S. 111.
[63] BÖCKENHOLT, Rheda, 1979, v. a. S. 13/16.
[64] MÜHLEN, Rheda, 1979, S. 4–10.
[65] HOTZ, Pfalzen und Burgen, 1981, S. 256–257.

‚Die mittelalterliche Backsteinarchitektur Norddeutschlands' und verweist ebenfalls auf die rheinisch geprägten Bauformen.[66] Im selben Jahr erfolgt die erste monographische Untersuchung über den ‚Kapellenturm zu Rheda' in der Magisterarbeit von Maria Berger, in der sie den Bau beschreibt, seine Baugeschichte einschließlich der späteren Veränderungen und Restaurierungen darlegt, eine typologische Einordnung des Turmes und der Kapelle vornimmt und die Bauformen motivisch vergleicht, doch geht ihre Arbeit kaum über die bisherigen Untersuchungen hinaus, zudem sind ihre Ausführungen teilweise fehlerhaft.[67] Bereits zuvor, 1986, veröffentlichen Jürgen Kindler und Wolfgang Lewe einen Aufsatz zu ‚Dichtung und Wahrheit über Rhedas Tempelherrenturm', ihre Deutung der Quellen bezüglich der Existenz eines dritten Turmes in Rheda erscheint jedoch nicht überzeugend.[68] Sie wird widerlegt durch Horst Conrad in seinen ‚Bemerkungen zur Baugeschichte des Schlosses Rheda'.[69] Diese stellen die Baugeschichte des Schlosses und damit auch des Kapellenturmes auf eine völlig neue Grundlage, da sie die baugeschichtlich relevanten Archivalien des 16. – 20. Jahrhunderts auswerten: den Kapellenturm betreffend die Sgrafitti im Emporengeschoss aus dem 15. Jahrhundert, die tiefgreifenden Umbaumaßnahmen unter Graf Arnold IV. um 1602–1605, den Schlossbrand von 1718 und die Umgestaltungsmaßnahmen am Kapellenzugang 1898. Die Baumaßnahmen am Kapellenturm finden ebenfalls besondere Berücksichtigung in der 1994 abgeschlossenen Magisterarbeit von Christiane Hoffmann über ‚Reformierte Landesherrschaft im Zeitalter der Konfessionalisierung am Beispiel des Grafen Arnold IV. von Bentheim-Tecklenburg'.[70]

Die reiche Bauzier der Rhedaer Kapelle, erstmals von Felicia Broscheit 1990 hinsichtlich der Kapitelle der Dreiersäulenbündel als Vergleiche zu rheinischen Beispielen herangezogen,[71] steht im Mittelpunkt der 1995 abgeschlossenen Magisterarbeit von Joachim Fontaine über ‚Die Bauornamentik der spätromanischen Schlosskapelle in Rheda'.[72] Er behandelt darin die Pfeiler- und die Dreiersäulenkapitelle, die Löwen und die ‚Kragfiguren', die Ornamentierung der

[66] BÖKER, Backsteinarchitektur, 1988, S. 59, dazu Abb. 27.
[67] BERGER, Kapellenturm, 1988.
[68] KINDLER/LEWE, Tempelherrenturm, 1986.
[69] CONRAD, Baugeschichte, 1989.
[70] HOFFMANN, Graf Arnold, 1994, S. 88–93.
[71] BROSCHEIT, Figürliche Darstellungen, 1990, S. 247–248.
[72] FONTAINE, Bauornamentik Rheda, 1995.

Piscinen und der Ostrose sowie die Zier der Schlusssteine und nimmt eine motivische und stilistische Herleitung vor, wobei er erstmals über das Rheinland hinaus auf wichtige Vorbilder am Mittelrhein verweisen kann.

1999 stellt Uwe Lobbedey in seinem Werk zur ‚Romanik in Westfalen' die Schlosskapelle in Rheda sorgfältig und ausführlich vor, verweist auf vielfältige Vorbilder der Bau- und Zierformen und nimmt eine abschließende Funktionsanalyse hinsichtlich der Integrierung in einen Wehrturm, der Position als Torkapelle und des Aufenthaltsortes des Burgherrn vor.[73] Diana Zunker behandelt in ihrer 2003 publizierten Dissertation über ‚Adel in Westfalen – Strukturen und Konzepte von Herrschaft (1106–1235)' auch die Rhedaer Burgkapelle und benennt die hier wirksamen stilistischen Einflüsse.[74] Im selben Jahr erscheint die überarbeitete Neuauflage der Dissertation von Ulrich Stevens über ‚Burgkapellen', die recht umfangreiche, im wesentlichen kaum veränderte Passage zu Rheda führt den Bau erneut ins Bewusstsein der Fachwelt.[75] Im Rahmen eines Aufsatzes über ‚historische und baukünstlerische Verbindungen nach Lettland' durch die Edelherren zur Lippe behandelt der Verfasser dieser Arbeit auch den Kapellenturm in Rheda und streicht seine hohe baukünstlerische Qualität als Manifest des politischen Anspruchs der Bauherrenfamilie heraus.[76] Im Zusammenhang seiner 2006 publizierten Dissertation über ‚Die Kirche des ehemaligen Damenstifts St. Marien und Pusinna in Herford' befasst sich Ralf Dorn auch mit der Bautätigkeit der Edelherrenfamilie zur Lippe und behandelt unter den Bauten der Kinder Bernhards II. auch die Torkapelle in Rheda.[77] Er stellt sie in ihrer Baustruktur und den Baudetails ausführlich vor, sieht insbesondere bei den Dreiersäulenbündeln rheinischen Einfluss, zeigt Beziehungen der Bauzier zu derjenigen in Herford auf und nimmt als Bauherrn Hermann II. zur Lippe an.

In ihrem 2007 erschienenen Überblickswerk zu ‚Burgen in Deutschland, Österreich und der Schweiz' würdigen Anja Grebe und G. Ulrich Großmann „die Doppelkapelle

[73] LOBBEDEY, Westfalen, 1999, S. 167–176.
[74] ZUNKER, Adel, 2003, S. 132–133.
[75] STEVENS, Burgkapellen, 2003, S. 127–136, dazu Abb. 71–75.
[76] KEMPKENS, Lettland, 2003, S. 84–85.
[77] DORN, Herford, 2006, S. 136–142, dazu Abb. 198–213.

im Torturm von Rheda“ als „eine Ausnahmeerscheinung unter den mitteleuropäischen Torkapellen“.[78]

Der 2008 im Tagungsband ‚Lippe und Livland’ publizierte Vortrag des Verfassers „Bernhard II. zur Lippe und die Architektur der Abteikirche Marienfeld“ stellt die Rhedaer Burgkapelle als Schwesterbau der Marienfelder Klosterkirche vor und würdigt Baukonzept und Detailformen.[79] In seinem an derselben Stelle abgedruckten Vortrag „Bauen im Zeichen der Rose – Überlegungen zu einer dynastischen Baukunst unter den Edelherren zur Lippe“ behandelt Ralf Dorn den Bau im Kontext der lippischen Familienbaukunst.[80]

G. Ulrich Großmann stellt in seinem 2010 erschienen Essay über „Die Burg um 1225“ unter den Adelsburgen in Westfalen als gut erhaltenes Beispiel Rheda mit seinem Tor- und Kapellenturm vor, dessen Baustruktur er beschreibt und den er „zu den bedeutendsten Burgenbauten in Westfalen in dieser Zeit“ rechnet.[81] G. Ulrich Großmann verfasste ebenfalls den Katalogeintrag zum Modell von Schloss Rheda im Bauzustand des 18. Jahrhunderts im 2010 erschienenen Katalog der Nürnberger Ausstellung „Mythos Burg“, für das diese als prägnantes Beispiel für die „bauliche Kontinuität vom Mittelalter bis zur Gegenwart“ ausgewählt wurde. Dort datiert er den Torturm „um 1220/40“ und zählt die Kapelle „zu den aufwendigsten Burgkapellen in Deutschland“.[82]

Die neue Ausgabe des Dehio-Bandes ‚Westfalen’ von 2011 behandelt den Kapellenturm ausführlich und würdigt ihn wie folgt: „Wehrbau und Sakralraum gehen eine funktional durchdachte Verbindung ein, deren architektonische Lösung eine beeindruckende Raumwirkung erzielt“.[83]

[78] GREBE/GROSSMANN, Burgen, 2007, S. 122 (mit 4 Abbildungen).
[79] KEMPKENS, Bernhard II., 2008, S. 115–118.
[80] DORN, Bauen im Zeichen der Rose, 2008, S. 130–131.
[81] GROSSMANN, Burg, 2010, S. 202–204 (mit 4 Abbildungen; das Zitat S. 202/203). Leider macht er einige fehlerhafte Angaben, zudem rezipiert er nur die ältere Literatur.
[82] KAT. NÜRNBERG 2010, S. 73, Kat.-Nr. 2.15 (G. Ulrich Großmann). Auch hier finden sich einige fehlerhaften Angaben, das Modell ist leider stellenweise falsch rekonstruiert, etwa hinsichtlich der fehlenden Stützmauer vor dem Torturm, des weiteren ist Existenz und Verlauf der den Hof anstelle des zerstörten Saalbaues abschließenden Ringmauer höchst fraglich.
[83] DEHIO, Westfalen, 2011, S. 905–910, zum Kapellenturm S. 905–908 (mit Grundrissen der Kapelle; das Zitat S. 908), vgl. auch S. XXI. – Der Text wurde auf Bitten des Dehio-Teams vom Verf. gegengelesen und gemäß dem aktuellen Forschungsstand umgeschrieben (leider haben sich bei einer späteren Redaktionskorrektur jedoch erneut Fehler eingeschlichen).

In ihrem 2012 gedruckten Aufsatz über den „Ostturm von Schloss Rheda“ behandeln Fred Kaspar und Peter Barthold auch die Gesamtanlage der ehemaligen Burganlage einschließlich Tor- und Kapellenturm, dessen Errichtung sie „wenig nach 1200“ annehmen.[84]

2. Der historische Hintergrund: Die wichtigsten Protagonisten

Da Bauwerke niemals als reiner Selbstzweck errichtet werden, sondern immer auch durch die Bauherren bzw. Stifter und deren Intentionen geprägt sind, soll im Folgenden zunächst der historische Hintergrund beleuchtet werden, vor dem die Errichtung der Zisterzienserabteikirche Marienfeld und des Tor- und Kapellenturmes der Burg Rheda erfolgte. Als maßgebliche Persönlichkeiten für die geschichtliche, aber auch architektonische Entwicklung beider Bauten stehen dabei die auf vielfältige Weise miteinander verbundenen Edelherren Widukind von Rheda und Bernhard II. zur Lippe sowie der münstersche Bischof Hermann II. von Katzenelnbogen im Mittelpunkt des Interesses, die daher nachfolgend zusammen mit ihrem familiären Umfeld genauer vorgestellt werden.

2.1. Die Edelherren Widukind von Rheda und Bernhard II. zur Lippe sowie Bischof Hermann II. von Münster

Der Edelherr Widukind von Rheda[85] findet erstmals 1169 in den Quellen Erwähnung als „*Wedekindus advocatus de Vreckenhorst*“,[86] im Jahr darauf, 1170, wird er als „*Widechindus de Reden*“ bezeichnet,[87] ebenso in den meisten weiteren Urkunden bis 1189. Die Nennung von 1169 hebt ab auf seine Funktion als Schutzvogt des hochadeligen Kanonissenstiftes Freckenhorst,[88] daneben ist er auch als Vogt des

[84] KASPAR/BARTHOLD, Rheda, 2012 (das Zitat S. 80). [Nachtrag: Zu ergänzen sind noch KEMPKENS, Edelherrenfamilie zur Lippe, 2018, S. 219–220 sowie der Katalogeintrag von Roland Pieper zur Burgkapelle von Schloss Rheda und ihrer Bauskulptur in KAT. PADERBORN 2018, S. 405–407, Kat.-Nr. 20, in der er die Baustruktur der Kapelle vorstellt (wobei sich leider einige Fehler einschleichen) und sie würdigt: „Eine solche Anlage ist einzigartig in der europäischen Baukunst des Mittelalters“.]

[85] Zu Widukind von Rheda ist folgende Literatur zu nennen: LUDORFF, Kreis Wiedenbrück, 1901, S. 4–5, 52 (Hermann Eickhoff); GAUL, Rheda, 1955, S. 182–186; HÖMBERG, Herrschaft Lippe, 1960, S. 35, Anm. 124; HHStD, NRW, 1970, S. 633; KOHL, Freckenhorst, 1975, S. 109, 296; STOOB, Rheda, 1975, o. S. (S. 2); LÜBBERMANN, Rheda, 1976, S. 6, 66; BÖCKENHOLT, Rheda, 1979, S. 7–11; LEIDINGER, Vögte, 1987; MÜLLER, Liesborn, 1987, S. 114; KLUETING/FELGNER, Bentheim-Tecklenburg, 1993, S. 10; BEINE, Widukind, 1997; BEINE, Denkmal, 1999; DETHLEFS, Widukind von Rheda, 2003; SCHAUB, Beginn, 2004; SCHAUB, Rheda, 2006, S. 22–28; BIERMANN, Adelsherrschaft, 2007, S. 153.

[86] WUB II, Nr. 342.

[87] WUB II, Nr. 345.

[88] S. dazu v. a. KOHL, Freckenhorst, 1975, S. 109, 296 (mit Quellennachweisen).

Benediktinerklosters Liesborn nachweisbar.[89] In beiden Vogteien war er Nachfolger des 1142–1166 belegten Vogtes Everwin,[90] der wohl als sein Vater angesehen werden darf.[91] Als seine Mutter ist Luttrudis von Schwalenberg († nach 1197), eine Tochter Graf Widukinds I. von Schwalenberg (um 1101–1136/37) und der Gräfin Luttrudis von Itter (um 1100–1156/59),[92] sicher belegt. Widukind von Rheda trägt somit den Namen seines Schwalenberger Großvaters.[93] Bezeugt ist zudem seine Schwester Gertrud, die um 1185 bis (nach) 1207 dem Kanonissenstift Freckenhorst und vermutlich auch den Stiften Borghorst und Liebfrauen-Überwasser in Münster als Äbtissin vorstand.[94]

Widukind von Rheda war mit einer Edlen von Ricklingen verheiratet, Tochter des Edelherrn Reimbert von Ricklingen und dessen Gemahlin Mathilde.[95] Die Ehe schien kinderlos geblieben zu sein,[96] auffällig ist, dass die Gemahlin Widukinds in den Urkunden, insbesondere bei den Güterübertragungen an das Kloster Marienfeld, keinerlei Erwähnung findet.

[89] MÜLLER, Liesborn, 1987, S. 114; dort ist er seit 1183 als Vogt bezeugt (WUB II, Nr. 436).

[90] Laut KOHL, Freckenhorst, 1975, S. 295/296 (mit Quellennachweisen), LEIDINGER, Vögte, 1987, S. 14 und ZUNKER, Adel, 2003, S. 87, Anm. 10 begegnet Everwin zuletzt 1163 in den Urkunden, sein Sohn Widukind erscheint erstmals 1169 (und hatte damals bereits die vom Vater ererbten Vogteiämter inne). MÜLLER, Liesborn, 1987, S. 114 und BÖCKENHOLT, Rheda, 1979, S. 7, Anm. 3 nennen 1166 (WUB II, S. 103, Nr. 335) als letztes Auftreten Everwins! (ähnlich, aber ohne Quellennachweis, bereits GAUL, Rheda, 1955, S. 184; STOOB, Rheda, 1975, Anm. 7).

[91] So die einhellige Auffassung. SCHAUB, Rheda, 2006, S. 22–23 stellt es zumindest in Frage, dass Everwin Widukinds Vater gewesen sei.

[92] Luttrudis wird in einer Urkunde ihres Bruder Gottschalk, Dompropst von Paderborn, 1197 als ‚Luttrudis advocata' genannt (Lipp. Reg. I, Nr. 124). – S. dazu v. a. FORWICK, Schwalenberg, 1962, S. 2–6; ZUNKER, Adel, 2003, S. 87, Anm. 10; S. 147. – Luttrudis von Schwalenberg ist somit ganz offensichtlich nach ihrer Mutter benannt, beide tragen den Namen der Hl. Liutrud, der Schwester der Hl. Pusinna. Ähnlich wie deren Gebeine nach Herford wurden auch die Reliquien der Hl. Liutrud im letzten Drittel des 9. Jahrhunderts von der Champagne nach Corvey überführt und dort verehrt. S. dazu: BODARWÉ, Pusinna, 2003, S. 33, dazu Anm. 11.

[93] So bereits GAUL, Rheda, 1955, S. 184; ZUNKER, Adel, 2003, S. 147.

[94] S. dazu v. a. KOHL, Freckenhorst, 1975, S. 295–297 (mit Quellennachweisen); LEIDINGER, Vögte, 1987, S. 14.

[95] Lipp. Reg. I, Nr. 104 (um 1186). In dieser Urkunde vermacht Mathilde, (verwitwete) Gemahlin des Edelherrn (Reimbert) von Ricklingen mit Zustimmung ihrer vier Töchter ihren gesamtem Besitz der Mindener Kirche; dort Widukind von Rheda sowohl als ihr ‚Mundiburde' (Schutzherr, Vormund) als auch der einer ihrer (nicht namentlich genannten) Töchter bezeichnet. Er übte also die Schutzgewalt (‚Munt') über die ihm anvertrauten Frauen, die selbst nicht wehrfähig waren, aus. Im Kommentar zu Lipp. Reg. I., Nr. 118 heißt es zudem „er selbst [Widukind von Rheda] war mit einer Tochter des Edlen Reimbert von Ricklingen vermählt". – Auf diesen etwas irreführenden Angaben basierend bezeichnet GAUL, Rheda, 1955, S. 186 (mit Verweis auf Lipp. Reg. I, 104) die Gemahlin Widukinds fälschlicherweise als ‚Mathilde von Ricklingen'; ihm folgend BEINE, Widukind, 1997, S. 7; BEINE, Denkmal, 1999, S. 33. Vgl. dazu auch BIERMANN, Adelsherrschaft, 2007, S. 444 mit Anm. 12 und S. 602 mit Anm. 460. Die Verhältnisse richtig wiedergegeben bei SCHAUB, Rheda 2006, S. 24–25. – Grundlegend zu den Edelherren von Ricklingen nach wie vor ALTEN, Edelherren von Ricklingen, 1858.

[96] Völlig grundlos ist die Annahme des lutherischen Theologen und frühen Historikers Hermann Hamelmann (1526–1595), Widukind habe eine Erbtochter gehabt, die mit Hermann II. zur Lippe verheiratet gewesen sei (s. dazu die Angaben bei Lipp. Reg. I [1860], S. 112 zu Nr. 118, mit Quellenverweis).

Die sich wohl schon unter seinem Vater herauskristallisierende und unter Widukind voll ausgebildete Herrschaft Rheda stützte sich neben eher geringem Allodialbesitz insbesondere auf Gerichtsrechte und die genannten Vogteien über Freckenhorst und Liesborn, die jeweils vom Bistum Münster zu Lehen gingen (siehe Kap. D.1.2.).

Mit Widukind von Rheda in politischen und privaten Dingen in vielfältiger Weise eng verbunden war der zweite entscheidende Protagonist, Edelherr Bernhard II. zur Lippe – er stand zu Widukind in verwandtschaftlicher Beziehung, aller Wahrscheinlichkeit nach war Bernhards Vater Hermann I. zur Lippe (reg. 1125–1160) ein Vetter der Luttrudis von Schwalenberg, der Mutter Widukinds,[97] oder gar seine namentlich nicht bekannte Mutter eine Schwester oder Tante Widukinds.[98]

Bernhard II. zur Lippe gehört zu den interessantesten Persönlichkeiten der Stauferzeit und hat daher in der historischen Forschung vielfältiges Interesse gefunden. Neben den zeitgenössischen Urkunden und der chronikalen Überlieferung dient das ‚Lippiflorium', ein Heldengedicht auf das Leben Bernhards aus der Zeit um 1247, als weitere wichtige Quelle.[99] Die wesentlichen Ereignisse aus dem Leben Bernhards II. zur Lippe werden hier im Überblick referiert, für weitergehende Studien sei auf die umfangreiche Literatur verwiesen.[100]

Bernhard II. zur Lippe kam um 1140 als nachgeborener Sohn des Edelherren Hermann I. zur Lippe (reg. 1125–1160) und dessen namentlich nicht bekannter Gemahlin zur Welt. Der Vater teilte sich offenbar die Herrschaftsausübung mit seinem Bruder Bernhard I. (reg. 1125–1160). Die Herkunft der Familie der

[97] S. dazu GAUL, Rheda, 1955, S. 184; ihm folgend BÖCKENHOLT, Rheda, 1979, S. 8. – GAUL, lippische Frühgeschichte, 1950, S. 60–61 nimmt noch an: „Bernhard II. war der Neffe, Widukind von Rheda der Enkel des Grafen Widukind I. von Schwalenberg".

[98] MEIER, Bernhard II., 2003, S. 80, dazu Anm. 2; ähnlich, aber allgemeiner BENDER, Bernhard II., 2007, S. 5.

[99] Ediert und kommentiert bei ALTHOF, Lippiflorium, 1900; SCHÖLZEL, Lippiflorium, 1997. – Zu Neubewertung und Datierung s. HUCKER, Lippiflorium, 1992; HUCKER, Magister Justinus, 1997; PÄTZOLD, Lippiflorium, 1997; vgl. auch MEIER, Bernhard II., 2003, S. 80, Anm. 3.

[100] Zu Bernhard II. zur Lippe grundlegend: SCHEFFER-BOICHORST, Herr Bernhard, 1871; FALKMANN, Bernhard II., 1875; BUNGE, Livland, 1878; JOHANSEN, Lippstadt, 1955; KITTEL, Lippe, 1978, S. 59–62; GOEZ, Gestalten, 1983, S. 273–289 (Herr Bernhard II. von Lippe); EHBRECHT, Stadtentwicklung, 1985, S. 19–53; LEIDINGER, Gründung, 1985; SCHOLZ, Bernhard II., 1987; HUCKER, Otto IV., 1990, S. 498–499; LEIDINGER, Bernhard II., 1992; HEYDENREICH, Bernhard II., 1997; JÄHNIG, Bernhard, 2001; MEIER, Bernhard II., 2003; ZUNKER, Adel, 2003, S. 86–145; SAUER, Vir Nobilis, 2004; SCHAUB, Rheda, 2006, S.29–35; ZUNKER, Adel und Klöster, 2007, S. 120–134; POELCHAU, Bernhard II., 2007; BENDER, Bernhard II., 2007; sowie die Beiträge im 2008 erschienen Tagungsband zum Kolloquium „Lippe und Livland – Edelherr Bernhard II. und seine Familie" (30.5.–1.6.07 in Detmold und Lemgo): WIERSING, Bernhard II., 2008; POHL, Edelherren zur Lippe, 2008; MEIER, Herrschaft Lippe, 2008; EHBRECHT, Gestalt, 2008; KEMPKENS, Bernhard II., 2008; DORN, Bauen im Zeichen der Rose, 2008; BENDER, Bernhard II., 2008; HUCKER, Bernhard II., 2008. Außerdem LEIDINGER, Rezension, 2009 [außerdem dazu: MEIER, Herrschaft Lippe, 2018, S. 205-207; REICH, Bernhard II., 2025].

Edelherren zur Lippe ist nicht gesichert, es wird jedoch zumeist eine Abkunft von den Grafen von Werl-Arnsberg angenommen.[101] Den Kern ihres Herrschaftsgebietes bildete der Raum am Oberlauf der Lippe um das spätere Lippstadt, wo auch die Stammburg der Edelherrenfamilie zu suchen ist. Anfänglich nur mit einem eher geringen Bestand von Eigengütern versehen, stützten sich ihre Herrschaftsrechte vornehmlich auf Gerichtsrechte und auf einflussreiche Vogteirechte der umliegenden Stifte und Klöster, so vermutlich am nahen Stift Geseke im Erzbistum Köln, im Bistum Osnabrück am Kloster Herzebrock und vermutlich ebenfalls an den Stiften Enger und Quernheim, später auch in Clarholz, hinzu kamen noch Untervogteien in Heerse, Gehrden und Meschede sowie weitere Vogteirechte an Ämtern etc. Dazu bestand natürlich die Schutzvogtei bei den eigenen Stiftsgründungen in Cappel und Lippstadt (Marienstift). Zudem traten die Lipper um 1189/91 die Nachfolge in den Vogteien Widukinds von Rheda über Freckenhorst, Liesborn und Marienfeld an (s.u.).[102]

Zunächst – wie dem ‚Lippiflorium' zu entnehmen ist – für den Klerikerstand bestimmt und bereits Domherr in Hildesheim, kehrte Bernhard II. nach dem Tod des älteren Bruders (?) Hermann († 1167 in Rom)[103] 1167 in den Laienstand zurück und erfuhr seine ‚ritterliche' Ausbildung am sächsischen Herzogshof in Hildesheim und Braunschweig, die ihn zu einem treuen Gefolgsmann des sächsischen und bayerischen Herzogs Heinrich der Löwe (*1129/31, 1142–1195) werden ließ. Um 1170 heiratete er Heilwig von Are-Nürburg († 1227), Tochter des Grafen Ulrich von Are-Nürburg († 1197/1202) und dessen Gemahlin Kunigunde.[104] Die Bekanntschaft der Brautleute wurde vielleicht noch durch den münsterschen Bischof Friedrich II.

[101] So erstmals HÖMBERG, Comitate, 1950, S. 62–63; HÖMBERG, Herrschaft Lippe, 1960, S. 15–18, 24, dazu Anm. 72; ihm folgend die meiste weitere Literatur, zuletzt dazu ZUNKER, Adel, 2003, S. 86–88. Vgl. dazu auch POHL, Edelherren zur Lippe, 2008, S. 34.

[102] Zu den Grundlagen der Herrschaft Lippe, insbesondere zu den Vogteirechten, eingehend HÖMBERG, Herrschaft Lippe, 1960; die Besitzschwerpunkte und die einzelnen Vogteirechte zudem behandelt bei ZUNKER, Adel, 2003, S. 89–106. S. auch SCHAUB, Herrschaft Rheda, 2006, S. 29–44; ZUNKER, Adel und Klöster, 2007, S. 121, 125; MEIER, Herrschaft Lippe, 2008, S. 50–51.

[103] Einige Forscher nehmen an, der ältere Bruder Hermann sei bereits früher verstorben und 1167 habe der Vater Hermann vor/in Rom den Tod gefunden – so u. a. MEIER, Bernhard II., 2003, S. 80-81; BENDER, Bernhard II., 2007, S. 6.

[104] S. dazu BADER, Grafen von Are, 1979, v. a. S. 152–154.

von Are (1151–1168), einen Onkel der Heilwig,[105] vermittelt. Sie zeugten insgesamt elf oder zwölf überlebende Kinder.[106]

Da der allodiale Besitz des durchaus als hochadelig angesehenen Hauses Lippe eher gering war, musste sich Bernhard II. mehreren Lehnsherren dienstbar machen, so dem Erzbischof von Köln und den Bischöfen von Paderborn, Münster und Osnabrück sowie dem Sachsenherzog Heinrich dem Löwen, und eine politisch aktive Rolle einnehmen. Mithin tritt er in der Zeit 1170–1173 häufig im Gefolge des Kölner Erzbischofs Philipp I. von Heinsberg (1167–1191) auf, schlägt sich jedoch, als sich die Feindschaften zwischen den sich herausbildenden Parteien – der kölnischen und der sächsischen – verstärken, auf die Seite des Sachsenherzogs Heinrich der Löwe und wird in alter Verbundenheit ein enger Parteigänger, ja wird sogar im sog. Sächsischen Krieg (1177–1181) Anführer der sächsischen Partei in Westfalen![107] In jenen Jahren fand Bernhard II. offenbar auch mit seinem Verwandten Widukind von Rheda zusammen, mit dem er seitdem in fortdauernder Verbundenheit begegnete, wie sie etwa das nun häufige gemeinsame Bezeugen von Urkunden belegt, aber auch gemeinsame Militäraktionen wie die etwa parallel zur Schlacht auf dem Halerfelde (1. August 1179) durchgeführte Belagerung der kölnischen Stadt Soest. Diese blieb jedoch erfolglos, weswegen sie das Umland verheerten und die Stadt Medebach im Sauerland einäscherten. Bernhard II. zur Lippe, der sich in der Folge aus Westfalen zurückziehen musste, übernahm im Auftrag Heinrichs des Löwen die Verteidigung der Stadt (Neu)Haldensleben unweit Magdeburgs, der Metropole des gegnerischen Erzbischofs Wichmann von Seeburg (1152–1192). Trotz starker Bedrängnis konnte er mit List und Geschick (Neu)Haldensleben bis 1181 – als er unter Gewährung von freiem Geleit kapitulieren musste – halten, was ihm bei Freund und Feind

[105] Zu Bischof Friedrich II. von Are s. BADER, Grafen von Are, 1979, u. a. S. 244–245; SCHRÖER, Bischöfe von Münster, 1993, S. 112–117; KOHL, Diözese Münster, 1999, S. 105–115.

[106] Zumeist wird in der Literatur die Zahl von elf Kindern angegeben, während EHBRECHT, Stadtentwicklung, 1985, S. 23 von zwölf Kindern ausgeht und in der Stammtafel als zwölftes Kind die nicht ganz sicher als Tochter belegte Margarethe, verheiratet mit Wilhelm von Bredevorde, anführt. Ihm folgend ZUNKER, Adel, 2003, Stammtafel im Anhang, BENDER, Bernhard II., 2007, S. 6–7, und die Stammtafeln im Tagungsband LIPPE UND LIVLAND 2008, S. 36/37, 52/53. – In der Gedächtnisstiftung des Bremer Erzbischof Gerhards II. zur Lippe vom 23. Juni 1244 (Lipp. Reg. I, Nr. 232), in der er u. a. alle seine Geschwister namentlich benennt, wird Margarethe jedoch nicht aufgeführt (!). Die (in vielen Punkten unkorrekte) Stammtafel in Lipp. Reg. II führt sie dagegen unter den Kindern Hermanns II. auf!

[107] Dazu eingehend LEIDINGER, Gründung, 1985, S. 196–210.

besonderen Ruhm einbrachte. Vermutlich wurde er zu dieser Zeit von Heinrich dem Löwen als Dank mit der Vogtei über das Stift Enger belehnt.[108]

Mittlerweile war der Streit zwischen Heinrich dem Löwen und Erzbischof Philipp von Köln vor Kaiser Friedrich I. Barbarossa (*wohl nach 1122, 1152–1190) gebracht worden, dem Vetter des Welfenherzogs, welchem dieser ab 1176 die Gefolgschaft und den Gehorsam verweigert hatte. Als Herzog Heinrich der Löwe auf dem Erfurter Hoftag durch Urteilsspruch am 30. November 1181 schließlich aus dem Reich verbannt und zugleich mit dem Kirchenbann belegt wurde,[109] stand auch für seine Gefolgsleute eine Neuorientierung an, so auch für Bernhard II. zur Lippe und Widukind von Rheda. Einige gingen, wie der Herzog selbst, in Teilen ihrer Lehensgüter verlustig. Widukind von Rheda jedoch behielt offenbar im wesentlichen seinen (Lehens-) Besitz und musste auch keine Entschädigungszahlungen leisten.[110] In politischen Dingen war er offenbar dem münsterschen Bischof Hermann II. von Katzenelnbogen (1174–1203) in die Hände gegeben, der damals eine weitere entscheidende Kraft in Westfalen darstellte.

Bischof Hermann II. von Katzenelnbogen[111] war ein nachgeborener Sohn des Grafen Heinrich II. von Katzenelnbogen und dessen Gemahlin Hildegard von Henneberg. Sein im Bereich von Mittelrhein und Taunus, darüber hinaus auch in Franken ansässiges Geschlecht gehörte zu den staufertreuen und damit königsnahen tonangebenden Familien des Reiches.[112] Hermann war Domkanoniker in Würzburg, ehe er auf Wunsch Kaiser Friedrichs I. Barbarossa auf den Bischofsstuhl von Münster gewählt wurde. In der Folgezeit war er gelegentlich für den Kaiser im Reichsdienst tätig, stand jedoch im Konflikt zwischen dem Kölner Erzbischof Philipp I. von Heinsberg und dem Sachsenherzog Heinrich dem Löwen seinem Kölner Metropoliten eher reserviert gegenüber, unterstützte ihn im >Sächsischen Krieg< nie militärisch. Und obwohl er reichspolitisch am Sturz Heinrichs des Löwen

[108] BIERMANN, Adelsherrschaften, 2007, S. 151, dazu Anm. 261 (mit Verweis auf Ravensberger Regesten Nr. 191 ad 1181).
[109] S. dazu ENGELS, Entmachtung, 1982/88; WEINFURTER, Entmachtung, 1995; zu Heinrich dem Löwen allgemein: EHLERS, Heinrich der Löwe, 1995.
[110] So LEIDINGER, Gründung, 1985, S. 219.
[111] Zu diesem grundlegend: STEHKÄMPER, Hermann II., 1956; außerdem: HECHELMANN, Hermann II., 1865; LÖFFLER, Hermann II., 1934; STEHKÄMPER, Hermann II., 1969; JAKOBI, Hermann II., 1988; STEHKÄMPER, Hermann II., 1989; HUCKER, Otto IV., 1990, S. 414; SCHRÖER, Bischöfe von Münster, 1993, S. 121–132; KOHL, Diözese Münster, 1999, S. 105–115; JAKOBI, Hermann II., 2008.
[112] S. dazu u. a. DEMANDT, Katzenelnbogener Grafenhaus, 1952.

teilhatte, beteiligte sich Hermann an den Maßnahmen gegen ihn nur zurückhaltend, schien eher eine neutrale Position zu wahren. Erst nach dessen Sturz 1181 und der sich abzeichnenden Hegemonie des Kölner Erzbischofs als neuer Herzog von Westfalen und Engern setzte sein eifriger Kaiserdienst ein. So wurde er öfter mit Missionen in Italien betraut, ja sogar mit einer Gesandtschaft zu Papst Urban III. (1185–1187) im Jahre 1186.

Im Vorgriff auf die spätere Geschichte sei erwähnt, dass Hermann dem Vorbild des Kaisers folgte und wie dieser das Kreuz nahm. Er wurde von Barbarossa kurz vor Beginn des (dritten) Kreuzzuges im Frühjahr 1189 mit drei Begleitern auf eine Gesandtschaftsreise nach Konstantinopel zum Hof des byzantinischen Kaisers Isaak II. Angelos (1185–1195) geschickt, die ihm jedoch eine viermonatige Gefangenschaft bescherte, aus der er erst nach massiver Intervention Barbarossas entlassen wurde und sich dem Kreuzzug wieder anschließen konnte. Nach dem Tod Kaiser Friedrichs I. am 10. Juni 1190 im Fluss Saleph hielt er noch einige Zeit im Heiligen Land aus, kehrte dann jedoch im Frühjahr 1191 in die Heimat zurück.

Die Reichstätigkeit Hermanns setzte sich auch unter Barbarossas Sohn und Nachfolger Kaiser Heinrich VI. (*1165, 1169/91–1197) fort. Als nach dessen Tod der Thronstreit zwischen dessen von den Fürsten in Erfurt zum König erkorenen Bruder Philipp von Schwaben (*1177, 1198–1208) und dem vom Kölner Erzbischof Adolf I. von Altena (1193–1205, † 1220) in Aachen gekrönten Welfen Otto IV. von Braunschweig-Poitou (*1175/76, 1198/1208–1218) ausbrach, hielt sich Bischof Hermann II. zunächst an die staufische Partei, zeigte dann eine eher neutrale Haltung und näherte sich schließlich im Jahre 1200 Otto IV. an, diente diesem von Januar bis September 1201 sogar als Reichskanzler. Danach zog er sich aus der Reichspolitik zurück und beschränkte sein Wirken auf sein Bistum, ehe er am 8. Juni 1203 verstarb und in seiner Lieblingsgründung Marienfeld beigesetzt wurde (siehe Kap. C.1.6.1.).

Hermann II. von Katzenelnbogen gilt als der erste ‚Fürstbischof' von Münster, da sich in seiner Zeit das weltliche Territorium des Bistums zu verfestigen begann. Neben seinem regionalen und reichspolitischen Wirken muss noch auf seine bedeutende Rolle als Gründer und Förderer von Kirchen und geistlichen Institutionen hingewiesen werden: So pfarrte er in Münster von der Stadtpfarrkirche St. Lamberti die neuen Pfarrgemeinden St. Ludgeri, St. Martini, St. Aegidii und St. Servatii ab,

wobei er an St. Ludgeri und St. Martini jeweils auch ein Kanonikerstift einrichtete, an St. Aegidii ein Zisterzienserinnenkloster. Des weiteren gründete er die Jakobikirche in Coesfeld (Abb. 898–902) und trat als Mitstifter des Zisterzienserklosters Marienfeld auf (siehe Kap. C.1.1.). Darüber hinaus förderte er die Kanonissenstifte in Asbeck (siehe Kap. C.10.2.1.1.1.) und Langenhorst (Kap. C.10.2.1.1.2.), ließ den Westbau des Domes zu Münster errichten (Kap. C.10.2.1.1.3.) und umgab seine Bischofsstadt, in der bisher nur die Domburg wehrtechnisch geschützt war, mit einer weit gespannten Stadtmauer.[113]

Zurück zur politischen Situation nach dem endgültigen Sturz Heinrichs des Löwen am 30. November 1181 und den Auswirkungen für Bernhard II. zur Lippe und Widukind von Rheda: Während letzterer bereits Weihnachten 1181 wieder am Hofe des münsterschen Bischofs Hermanns II. von Katzenelnbogen erschien,[114] ist Bernhard, mit dem Widukind bis dahin immer gemeinsam aufgetreten war, im Zeitraum 1181–1184 in seiner westfälischen Heimat urkundlich nicht fassbar. Dies veranlasste Paul Leidinger zu der durchaus plausiblen, aber unter Historikern nicht unumstrittenen These, Bernhard II. zur Lippe habe den Sachsenherzog in die Verbannung begleitet.[115] Am Jakobustag (25. Juli) 1182 begab sich dieser mit seiner Gemahlin Mathilde, seiner Familie und einer Reihe von Gefolgsleuten ins sogenannte ‚englische Exil' zu seinem Schwiegervater, dem englischen König Heinrich II. Plantagenêt (*1133–1151/54–1189), welcher sich mit seinem Hof damals jedoch vornehmlich in seinen westfranzösischen Festlandbesitzungen aufhielt.[116] Von dort trat Heinrich der Löwe eine Wallfahrt nach Santiago de Compostela an – vermutlich unter der Begleitung Bernhards II. zur Lippe und weiterer Gefolgsleute (siehe auch Kap. C.10.3.).

Für Ostern 1184 ist Bernhard II. zur Lippe erstmals wieder bezeugt, und zwar zusammen mit Widukind von Rheda auf dem Hoftag Erzbischof Philipps von Heinsberg in Köln,[117] der seit dem Sturz Heinrichs des Löwen auch das Amt des

[113] S. dazu auch THÜMMLER, Hallenkirchen, 1958.

[114] LEIDINGER, Gründung, 1985, S. 218; LEIDINGER, Bernhard II., 1992, S. 29; LEIDINGER, Lippstadt, 1995, S. 231 (jeweils mit Verweis auf WUB II, Nr. 418).

[115] LEIDINGER, Bernhard II., 1992, hier v. a. S. 28–30; LEIDINGER, Lippstadt, 1995, S. 231–235 (jeweils mit weiterführender Lit. zu Heinrich dem Löwen etc.).

[116] Seine Gemahlin Eleonore von Aquitanien (*1124, 1151/54–1204) befand sich damals als Gefangene ihres Mannes in England.

[117] LEIDINGER, Bernhard II., 1992, S. 33; LEIDINGER, Lippstadt, 1995, S. 243; LEIDINGER, Rezension, 2009, S. 263.

Herzogs von Westfalen und Engern bekleidete. Von dort wird er wohl mit dessen Gefolge zum Reichsfest Kaiser Friedrich Barbarossas zu Pfingsten (20. Mai) 1184 nach Mainz gezogen sein, wo er sich offenbar – so Leidinger – als Abgesandter, vielleicht sogar des englischen Königs, für Heinrich den Löwen beim Kaiser verwendete. Bei dieser Gelegenheit (nach anderer Darstellung, insbesondere Ehbrecht, jedoch erst 1187), erhielt Bernhard wohl auch das kaiserliche Privileg zur Gründung der Stadt Lippstadt,[118] die in den folgenden Jahren als erste Gründungs- bzw. Planstadt Westfalens neben einer älteren Kaufmannssiedlung um den Stammsitz der Familie entstand.[119]

Von Mainz zog die Reichsversammlung weiter nach Gelnhausen, von wo aus sich Erzbischof Konrad von Mainz, Bischof Hermann II. von Münster, Bernhard II. zur Lippe und Widukind von Rheda zum festlichen Hoftag Bischof Siegfrieds von Paderborn begaben. Sie kamen dabei wohl auch über das Zisterzienserkloster Hardehausen, wo die letzteren Drei die Gründung eines neuen Tochterklosters im späteren Marienfeld besprachen – eine Gründung, die Widukind von Rheda und seine Mutter Luttrudis bereits in der Zeit zuvor in die Wege geleitet hatten. Von Paderborn aus zog man dann auf dem Weg nach Münster auch über den Ort Wadenhart, um die ausersehene Stelle der Klostergründung einzusegnen. Im folgenden Jahr 1185 trugen dann die drei Hauptstifter, die zu je einem Drittel an der Grundausstattung beteiligt waren – Widukind von Rheda, Bernhard II. zur Lippe und dessen Neffe Lüdiger II. von Wöltingerode-Wohldenberg, ebenfalls ein Parteigänger Heinrichs des Löwen –, ihre Stiftung dem Bistum Münster auf (siehe dazu Kap. C.1.1.). Die unter der Federführung von Bischof Hermann II. von Münster ins Leben gerufene Klosterstiftung war wohl auch als Sühneleistung für die im sog. Sächsischen Krieg begangenen Untaten der drei Hauptstifter gedacht.

In den folgenden Jahren traten Bernhard II. zur Lippe und Widukind von Rheda wieder ständig gemeinsam als Zeugen in Urkunden auf. Widukind kümmerte sich

[118] LEIDINGER, Bernhard II., 1992, S. 31–38; LEIDINGER, Lippstadt, 1995, S. 236–246; LEIDINGER, Rezension, 2009, S. 263, 264. – Vgl. EHBRECHT, Stadtentwicklung, 1985; HHStD, NRW, 2006, S. 679–683 (Wilfried Ehbrecht); EHBRECHT, Gestalt, 2008, S. 66–73.

[119] S. dazu v. a. EHBRECHT, Stadtentwicklung, 1985; LEIDINGER, Lippstadt, 1995; HHStD, NRW, 2006, S. 679–683 (Wilfried Ehbrecht); EHBRECHT, Gestalt, 2008, S. 66–73; LEIDINGER, Rezension, 2009, S. 264–265. – Zum Stadtgrundriss s. auch ROTHERT, Lippstadt, 1955. [Eine Zusammenfassung von Geschichte und Stadtentwicklung/-struktur bis in die Zeit um 1300 zuletzt in Kat. Paderborn 2018, S. 400–401, Kat.-Nr. 17 (Roland Pieper).]

darüber hinaus vornehmlich um seine Stiftung Marienfeld, deren erster Schutzvogt er wurde, während Bernhard – vielleicht auch unterstützt von den rheinischen Familienverbindungen seiner Frau[120] – einen Ausgleich mit Erzbischof Philipp I. von Köln suchte und von diesem sogar 1186 die eingezogenen Lehen zurückerhielt, um – wie es heißt – die Zwietracht zu begraben.[121] Bernhard seinerseits trug diesem wohl zur selben Zeit (sicherlich nur unter dem Zwang der Umstände) die um 1184/85 aufgrund des kaiserlichen Stadtgründungsprivilegs (s.o.) auf seinem eigenen Grund angelegte Stadt Lippstadt zu Lehen auf.[122] Zugleich betrieb er jedoch weiter seine harte Interessenpolitik zur Herrschaftsbildung, da gerade in jener Zeit, nach dem Sturz Heinrichs des Löwen und dem hinterlassenen Machtvakuum, ein Prozess der Territorialisierung in Westfalen einsetzte.

Widukind von Rheda folgte schließlich 1189 dem Kreuzzugsaufruf Kaiser Friedrichs I. Barbarossa und zog mit auf den Dritten Kreuzzug. Zuvor hatte er, da seine Ehe mit einer Edlen von Ricklingen kinderlos geblieben war, seinen gesamten allodialen Familienbesitz mit dem Einverständnis seiner Mutter Luttrudis dem von ihnen gestifteten Kloster Marienfeld vermacht (siehe Kap. C.1.1.).[123] Auf diesem Kreuzzug starb zunächst der Kaiser beim Bad im Fluss Saleph und später, im Winter 1190/91, dann auch Widukind von Rheda, der als einer der vornehmsten im deutschen Heer galt,[124] bei der Belagerung der Hafenstadt Akkon – entweder fiel er im Kampf oder wurde Opfer einer der im Heer grassierenden Seuchen.[125] Gemäß der historischen Überlieferung des Klosters wurden das Herz und die Gebeine Widukinds von einem

[120] So BENDER, Bernhard II., 2007, S. 9.

[121] KNIPPING, Regesten Köln II, 1901, Nr. 1258 (1186 März 13). S. dazu EHBRECHT, Stadtentwicklung, 1985, S. 37; LEIDINGER, Marienfeld, 1985, S. 219–220; SCHOLZ, Bernhard II., 1987, S. 9; LEIDINGER, Lippstadt, 1995, S. 248; LEIDINGER, Rezension, 2009, S. 264.

[122] S. dazu EHBRECHT, Stadtentwicklung, 1985, S. 37 (mit Quellenverweisen); LEIDINGER, Lippstadt, 1995, S. 248–249; LEIDINGER, Rezension, 2009, S. 264–265.

[123] WUB II, Nr. 496; WUB III, Nr. 84.

[124] Noch hundert Jahre später, gegen Ende des 13. Jahrhunderts, findet Widukind von Rheda eine besonders lobende Erwähnung in dem Fürstenpreis ‚Die Kreuzfahrt des Landgrafen Ludwigs des Frommen von Thüringen': „... der heidenschaft zu nîde / was da der vogt von Rîde / witkhe was geheizen der / der heiden tôt was sîn ger" (Vers 975–978); zitiert nach: Die Kreuzfahrt des Landgrafen Ludwigs des Frommen von Thüringen, hrsg. von Hans Naumann, in: Monumenta Germaniae Historica, Deutsche Chroniken IV. 2. Abt., Berlin 1923. – Ebenso zitiert bei BENNINGHOVEN, Schwertbrüder, 1965, S. 34; BÖCKENHOLT, Rheda, 1979, S. 10; LEIDINGER, Vögte, 1987, S. 18 (in neuhochdeutscher Übersetzung); MEIER, Bernhard II., 2003, S. 85, Anm. 18; SCHAUB, Rheda, 2006, S. 27–28. – Vgl. auch ZUNKER, Adel, 2003, S. 94, Anm. 72 (mit Verweis auf weitere Textstellen).

[125] So HÖMBERG, Herrschaft Lippe, 1960, S. 35, Anm. 124 (mit Verweis auf Arnold von Lübeck III 37). – Vgl. auch SCHEFFER-BIOCHORST, Herr Bernhard, 1871, S. 167–168; LEIDINGER, Vögte, 1987, S. 18–19; BEINE, Widukind, 1997, S. 16; BEINE, Denkmal, 1999, S. 35; ZUNKER, Adel, 2003, S. 94, Anm. 72.

frommen Kreuzritter aus dem heiligen Land in die Heimat zurückgebracht und im Kloster Marienfeld beigesetzt.[126]

Unklar bleibt, ob der im Marienfelder Nekrolog aufgeführte Gedenktag zum 26. September[127] den eigentlichen Todestag bezeichnet oder wahrscheinlicher – in Ermangelung eines genauen Todesdatums – den Tag der Beisetzung der überführten Gebeine Widukinds in Marienfeld.

2.2. Bernhard II. zur Lippe und seine Kinder und Enkel

Nachdem Widukind von Rheda bereits 1189 seine vom Bistum Münster zu Lehen gehenden Vogteirechte in Freckenhorst und Liesborn zurückgegeben hatte, wurden nach seinem Tode Burg und Herrschaft Rheda als erledigtes Lehen vom Bistum Münster eingezogen. Es wurde zusammen mit den genannten Vogteirechten sowie der mit Rheda verbundenen Vogtei über Marienfeld von Bischof Hermann II. von Katzenelnbogen, der ja bekanntlich zum Stifterkreis für Marienfeld gehörte, vermutlich Widukinds Wunsch entsprechend an dessen Verwandten, den Edelherrn Bernhard II. zur Lippe, neu vergeben.[128] Dies bedeutete einen erheblichen territorialen Zugewinn für das Haus Lippe und veranlasste Bernhard II. zur Lippe (und seinen Sohn Hermann II.) zu einer Verlegung ihrer Hauptresidenz nach Rheda (siehe Kap. D.1.3.), während der Stammsitz in Lippstadt von Bernhard II. wohl um 1190/95 in ein Augustinerchorfrauenstift umgewandelt wurde (siehe Kap. C.10.4.3.1). Zugleich setzten sie im Rahmen ihres Herrschaftsausbaues mit dem Bau

[126] ZURBONSEN, Chronicon, 1884, S. 21; zitiert auch bei STROHMANN, Wandnische, 1995, S. 244, Anm. 47; in deutscher Übersetzung bei BÖHMER/LEIDINGER, Chroniken und Dokumente, 1998, S. 29/30. – Es sei hier die Überlegung erlaubt, ob es nicht sogar Bischof Hermann II., der bis zum Frühjahr 1191 im heiligen Land weilte (s.u.), bzw. jemand aus seinem Gefolge gewesen ist, der die Gebeine und das Herz Widukinds von Rheda in die Heimat gebracht hat!

[127] LEDEBUR, Necrologium, 1827, S. 143 zu Sept.: „26. C. VI *Widekindus Advocatus in Rethe Fundator hujus loci*“, dazu auch S. 216/217; KOHL, Marienfeld, 2010, S. 537: „*Widekindus advocatus* in Rheda [?] *fundator loci et omnes possesiones valentes 4000 marca* 26. September “. Das Marienfelder Nekrolog ist nur in Abschrift bei Kindlinger überliefert: Landesarchiv NRW, Abt. Münster, Msc. VII, Nr. 1337. Dort heißt es auf S. 43: „*Widekindus Advocatus in Rethe fundator loci istius q(u)i ob(tulit) o(mn)es poss(esion)es suas valentes 4 millia marce*“.

[128] So GAUL, Rheda, 1955, S. 186; STOOB, Rheda, 1975, o. S. (S. 2), vgl. auch die Anm. zu Lipp. Reg. I, Nr. 201; BIERMANN, Adelsherrschaften, 2007, S. 153. – SCHOLZ, Bernhard II., 1987, S. 16 mutmaßt eine entsprechende Absprache zwischen Widukind, Bernhard II. und Bischof Hermann. – Vgl. Kap. D.1.2.

der Burgen Falkenberg[129] und Brake[130] sowie der Gründung der Stadt Lemgo[131] in den Jahren um und nach 1190 neue, entscheidende Akzente zur Festigung ihrer Territorialherrschaft im Bereich östlich des Teutoburger Waldes, wo die Herrschaftsausübung – anders als etwa in Lippstadt, dessen Besitz seit 1186 als Lehen an das Erzstift Köln aufgetragen war – nicht oder kaum durch die Oberhoheit eines bischöflichen Lehensherrn beeinträchtigt wurde, da die hier berechteten Bischöfe von Paderborn kaum ihre Rechte wahrnahmen bzw. diese an die Lipper abtraten (s.u.). [132]

Führt man sich die vorgestellten Unternehmungen Bernhards II. zur Lippe vor Augen – Mitgründung der Zisterze Marienfeld, Anlage der Stadt Lippstadt mit Bau der Großen Marienkirche und Gründung des Marienstiftes, Anlage von Lemgo, Bau der Burgen Brake und Falkenberg, Ausbau der Burg Rheda zur Residenz –, so stellt sich die Frage, „woher der Lipper die finanziellen Mittel für seine verschiedenen Großprojekte nach dem verlorenen Krieg hatte. Sie sind in ihrer Realisierung kaum denkbar ohne erhebliche Zahlungen für geleistete Dienste für Heinrich den Löwen und den englischen König [Heinrich II. Plantagenêt] und dürften aus dessen Kasse stammen“.[133]

Ab dem Jahre 1193 lässt sich beobachten, dass Bernhard II. zur Lippe seinen Sohn Hermann II. zunehmend an den Regierungsgeschäften beteiligte und ihn zum Mitregenten machte bzw. diesem nach und nach die Herrschaftsausübung übertrug. Bernhard litt in jener Zeit offenbar, wie mehreren zeitgenössischen Quellen zu entnehmen ist, an einer schwerwiegenden Krankheit in Form einer Lähmung, von

[129] Zur Burg Falkenberg (auch Valkenberg, Falkenburg) s.: WUB II, Nr. 470 = Lipp. Reg. I, Nr. 105 (1194?, vor 1203?); GAUL, lippische Frühgeschichte, 1950, S. 71–72; GAUL, Rheda, 1955, S. 188; HÖMBERG, Herrschaft Lippe, 1960, S. 41–42; HHStD, NRW, 1970, S. 223; SCHOLZ, Bernhard II., 1987, S. 19; MEIER, Lippische Residenzen, 1998, S. 13–19; BURGEN IN LIPPE, 2002, S. 104; ZUNKER, Adel, 2003, S. 135; HHStD, NRW, 2006, S. 487–488 (Meinhard Pohl); BENDER, Bernhard II., 2007, S. 10; BIERMANN, Adelsherrschaften, 2007, S. 154; sowie jüngst LEENEN/PEINE, Falkenburg, 2007; PEINE/POGARELL/TREUDE, Falkenburg, 2008 und MÜLLER-KISSING/PEINE/TREUDE, Falkenburg, 2013 [HUISMANN, Falkenburger Geschichten, 2016; MEIER, Herrschaft Lippe, 2018, S. 205; KAT. PADERBORN 2018, S. 395–397, Kat.-Nr. 15a–e (Johannes Müller-Kissing, Hans-Werner Peine, Elke Treude); MÜLLER-KISSING, Falkenburg, 2018].

[130] Zur Burg Brake s. KITTEL, Brake, 1967, sowie zuletzt: BURGEN IN LIPPE, 2002, S. 97–99; SALESCH, Brake, 2002; HHStD, NRW, 2006, S. 654–655 (Peter Johanek).

[131] Zu Brake und Lemgo s. GAUL/KORN, Stadt Lemgo, 1983, S. 28–51 (von Hans Hoppe) sowie zuletzt ZUNKER, Adel, 2003, S, 133 (mit weiterführender Lit.); HHStD, NRW, 2006, S. 651–654 (Peter Johanek). [Eine Zusammenfassung von Geschichte und Stadtentwicklung/-struktur bis in die Zeit um 1350 zuletzt in KAT. PADERBORN 2018, S. 403–405, Kat.-Nr. 19 (Roland Pieper).]

[132] S. dazu u. a. GAUL, lippische Frühgeschichte, 1950, S. 72–73, 79–80; sowie v. a. zuletzt MEIER, Herrschaft Lippe, 2008 [MEIER, Herrschaft Lippe, 2018, S. 205–206, 211].

[133] LEIDINGER, Rezension, 2009, S. 265–266.

Heinrich von Lettland als „Schwäche der Füße“ bezeichnet, so dass er sich in einer Sänfte herumtragen lassen musste.[134] Da „Bernhard in diesen Jahren nur noch in Angelegenheiten der Zisterze [Marienfeld] tätig wurde“, nimmt Klaus Scholz an, dass sich dieser damals in das Marienfelder Klosterspital zurückgezogen habe.[135] Dies erscheint nicht völlig abwegig, doch waren die Verhältnisse in Marienfeld zum damaligen Zeitpunkt, etwa 10 Jahre nach der Gründung, noch sehr bescheiden und provisorisch, so dass eher anzunehmen ist, dass Bernhard zu jener Zeit auf der Burg Rheda seinen Wohnsitz nahm, deren Ausbau er so zugleich beaufsichtigen konnte und von wo aus er sich recht problemlos um die Belange seiner nahe gelegenen Lieblingsgründung Marienfeld kümmern konnte.

Im Jahre 1197 urkundete er letztmalig im weltlichen Stande als ‚*vir nobilis*’.[136] Nach einhelliger Forschungsmeinung übergab er dann die Regierungsgeschäfte endgültig an seinen Sohn Hermann II.[137] und schloss sich offenbar im Frühjahr 1198 dem Livlandkreuzzug Bertolds von Loccum, des zweiten Bischofs von Livland, an. Diesem Schritt ging anscheinend ein Kreuzzuggelübde und ein bußfertiges Gelöbnis, sich zu ändern, der Welt zu entsagen und in den geistlichen Stand zu treten, voraus, wozu er in einem vertraulichen Gespräch mit seiner Gemahlin Heilwig von dieser schweren Herzens die Zustimmung erhalten hatte.[138] Bald nach der Rückkehr aus Livland, dem ‚Land der heiligen Jungfrau’, mit der wohl zugleich eine Heilung seiner Lähmung einherging, wird Bernhard dann – auch da nicht ohne die kirchenrechtlich notwendige Zustimmung seiner Gemahlin Heilwig – in das von ihm mitgegründete Zisterzienserkloster Marienfeld eingetreten sein; eine zu seiner Zeit

[134] HvL XV, 4. – S. dazu SCHEFFER-BOICHORST, Herr Bernhard, 1871, S. 197–180, dazu Anm. 199 (mit Quellenzitaten); und zuletzt MEIER, Bernhard II, 2003. S. 85; BENDER, Bernhard II., 2007, S. 18.

[135] SCHOLZ, Bernhard II, 1987, S. 20; ähnlich ZUNKER, Adel, 2003, S. 96.

[136] Lipp. Reg. I, Nr. 124 (1197). – SCHOLZ, Bernhard II, 1987, S. 20; MEIER, Bernhard II, 2003. S. 83; ZUNKER, Adel, 2003, S. 96; BENDER, Bernhard II., 2007, S. 16; BENDER, Bernhard II., 2008, S. 149–150.

[137] WUB II R, Nr. 2331. – S. u. a. die in der vorigen Anm. genannte Literatur (mit weiterführenden Verweisen). – Zu Hermann II. zur Lippe s. v. a.: HUCKER, Livland, 1989; HUCKER, Königspläne, 1989; HUCKER, Otto IV., 1990, S. 500; SCHMIDT, Hermann II., 1990; HUCKER, Bernhard II., 2008.

[138] So das Lippiflorium, Vers 643–690 (ALTHOF, Lippiflorium, 1900, S. 56–57); aber auch die Stadtrechtsurkunde Lippstadts von ca. 1220 nennt die Übergabe an Hermann II. und die eingeholte Zustimmung Heilwigs: „*Scriptum hoc sigillo Herimanni filii mei communivi, cui et mea omnia resignavi eo tempore, cum ab uxore mea Helewige licentia accepta Livonie partes Deo militaturus intravi*“ (zu Deutsch: ‚Dieses Schriftstück habe ich mit dem Siegel meines Sohnes Hermann beglaubigt, dem ich meinen ganzen Besitz zu jener Zeit übertragen habe, als ich mit Erlaubnis meiner Frau Heilwig nach Livland ging, um für Gott zu streiten’; zitiert nach EHBRECHT, Stadtentwicklung, 1985, S. 52). – Vgl. dazu BENNINGHOVEN, Schwertbrüder, 1965, S. 31–32, sowie zuletzt MEIER, Bernhard II, 2003, S. 84 (ohne den Verweis auf die Lippstädter Urkunde); BENDER, Bernhard II., 2007, S. 18.

durchaus nicht seltene Konversion vom Krieger zum Mönch.[139] Der Klostereintritt Bernhards lässt sich recht sicher auf die Zeit 1198–1200 eingrenzen[140] – für 1200/1201 ist Bernhard erstmals als Mitglied von dessen Konvent belegt.[141] Er hatte sich wohl vom Erzbischof von Mainz freistellen lassen und eigenmächtig die niederen Priesterweihen empfangen, wofür er im Jahre 1200 vom Generalkapitel des Zisterzienserordens gerügt wurde, das ihn nun zu disziplinieren versuchte und ihm die höheren Weihen verwehrte, zudem erhielt er Messfeierverbot, wovon ihn nur eine Erlaubnis des Papstes befreien konnte.[142] Diese päpstliche (Predigt)Erlaubnis scheint er dann später jedoch erhalten zu haben.[143]

---

[139] Dazu grundlegend GRUNDMANN, Adelsbekehrungen, 1968, zu Bernhard II. zur Lippe S. 332; BENDER, Wirtschaftsführung, 1995, S. 57 und BENDER, Bernhard II., 2007, S. 13 verweist insbesondere auf die Konversion von Bernhards Schwager Ludwig von Are-Nürburg, der gemäß einem Gelübde nach schwerer Krankheit in die Zisterze Heisterbach im Westerwald eintrat.

[140] Ähnlich auch BENDER, Bernhard II., 2007, S. 16.

[141] Zum Jahre 1200 s. die folgende Anm. – Zu (mutmaßlich) 1201 s. die Nennungen Bernhards als Mitglied/Zeugen des Klosters in Lipp. Reg. N.F., Nr. 1201.00.00, 1201.00.00A (= WUB III, Nr. 1690; OUB II, Nr. 3), 1201.00.00B (= WUB III, Nr. 1691; OUB II, NR. 4), 1201.06.18 (= WUB III, Nr. 10). – Hinweis bei MEIER, Bernhard II., 2003, S. 87, Anm. 23; vgl. auch ZUNKER, Adel, 2003, S. 96 mit Anm. 89 (mit Verweis auf dieselben Urkunden, hier bez. als OUB I, Nr. 3 (um 1201), 4 (um 1201), WUB III, Nr. 10 (1201–1211)). – Die drei genannten Urkunden sind jedoch nicht so sichere Belege für eine Mitgliedschaft Bernhards im Marienfelder Konvent um 1201, wie es zunächst scheint: Zum einen sind die Urkunden WUB III 1690 und 1691 nicht sicher in das Jahr 1201 zu datieren, sondern die Verfasser des WUB III tun dies nur mit dem Verweis auf WUB III, Nr. 4, eine Urkunde Bernhards für Marienfeld, die zwar auf jenes Jahr datiert ist, die aber ganz offensichtlich rückdatiert ist, da Bernhard sich als „*dictus abbas in Livonia*“ bezeichnet und mit dem Abtsiegel von Dünamünde siegelt (vgl. dazu Lipp. Reg. I, Nr. 128; BENNINGHOVEN, Schwertbrüder, 1965, S. 33), das er erst ab 1211 führte (vgl. dazu auch ZUNKER, Adel, 2003, S. 126, Anm. 308; POELCHAU, Bernhard II., 2007, S. 17, die es als bereits 1201 in Aussicht gestellte Abtswürde deutet), so dass sie keineswegs einen Datierungsanhalt für die beiden erstgenannten Urkunden geben kann. Zum Zweiten ist deren Formulierungen keineswegs so eindeutig zu entnehmen, dass Bernhard als Konventsmitglied genannt ist – er wird immer zusätzlich genannt, kann also durchaus noch im weltlichen Stande gewesen sein (WUB III, Nr. 1690: „*Acta sunt hec coram omni conventu nostro et Bernardo de Lippia*“; WUB III, Nr. 1691: „*Actum in campo sancte Marie presidente Ticwardo priore nostro, ceterisque fratribus nostris, Bernhardo de Lippia, Rotgero de Hoswinkele, [...]*“). Zudem sind die undatierten Urkunden zeitlich nur auf die Amtszeit von Abt Florentius I. 1194–1211 einzugrenzen, können also durchaus vor dem mutmaßlichen Klostereintritt Bernhards um 1198/1200 ausgestellt worden sein! – In der Urkunde WUB III, Nr. 10, wird Bernhard nun eindeutig als „*Bernardus de Lippia, frater noster*“ bezeichnet, doch ist die Urkunde, die von den Lipp. Reg. N. F. 1201.06.18 eindeutig dem Jahr 1201 zugeordnet wird, ebenfalls ohne Jahresangabe (vgl. auch dazu Lipp. Reg. I, Nr. 129) und kann daher ebenfalls nur vage in die Amtszeit von Abt Florentius, den Urkundenaussteller, datiert werden. – Ein zeitlich recht sicherer Beleg für die Mitgliedschaft Bernhards im Marienfelder Konvent in der Zeit um 1200 ist hingegen die in der folgenden Anm. behandelte Quelle der Generalkapitelsbeschlüsse der Zisterzienser.

[142] CANIVEZ, Statuta I, 1933, S. 259, 1200, Nr. 54: „*Monachus Sanctae-Mariae in Walfalia [Wuestphalia] qui seipsum incidit, in assumptis ordinibus, non ministret, nec ad altiores promoveatur, nisi de mandato Summi Pontificis*“ – zu Deutsch: ‚Der Mönch von Sankt Marien [= Marienfeld] in Westfalen, der sich selbst [vom Orden] abtrennt, indem er die Weihen angenommen hat, soll keinen Gottesdienst halten und nicht zu den höheren Weihen befördert werden, es sei denn durch Mandat des Papstes’. Mit diesem Mönch wird zweifelsohne Bernhard zur Lippe gemeint sein. – Erstmals darauf verwiesen bei BENNINGHOVEN, Schwertbrüder, 1965, S. 32–33 mit Anm. 52, S. 42; ihm folgend SCHOLZ, Bernhard II., 1987, S. 23; ELM, Christi Cultores, 1989, S. 139; POLCHAU, Bernhard II., 2007, S. 17; BENDER, Bernhard II., 2007, S. 16; BENDER, Bernhard II., 2008, S. 151. – Zum Empfang der niederen Weihen berichtet der Chronist von Laon: „Er wurde Mönch im Zisterzienserorden, von dem er nach seiner Genesung durch den Erzbischof von Mainz freigestellt wurde, um, durch die niederen Weihen aufsteigend, zum Priester befördert zu werden. Und ohne Verzug. Durch Befehl des Papstes wird er zum Prediger Livlands geweiht“ (zitiert nach BENNINGHOVEN, Schwertbrüder, 1965, S. 33, mit Quellennachweis)

[143] So HvL XV, 4 und der ‚Chronist von Laon’ (s. vorige Anm.). – S. dazu BENNINGHOVEN, Schwertbrüder, 1965, S. 32–33.

Sein Sohn Hermann II., der nun allein die Regierungsgeschäfte in den lippischen Territorien führte, stand im ‚Thronstreit' weiterhin auf der Seite des Welfen Otto IV., dessen Oberrheinfeldzug im Jahre 1201 er sich anschloss und wofür er von Papst Innozenz III. (1198–1216) einen lobenden Dankesbrief erhielt.[144]

Zunächst lebte Bernhard einige Jahre im Kloster Marienfeld und widmete sich dem Studium. Er wird aber zweifellos als ‚Ortskundiger' einbezogen worden sein, als bei den Besuchen des Zisterziensers und Missionspredigers Theoderich von Treiden († 1219) in den Jahren 1201 und 1203 die Gründung des Tochterklosters Dünamünde in Livland besprochen wurde (siehe Kap. C.10.4.2.4.). Bernhard war möglicherweise auch als dessen erster Abt vorgesehen, doch hinderte ihn offenbar das besagte Weiheverbot des Ordens einstweilen an einer Übernahme dieses Amtes – stattdessen wurde zunächst Theoderich von Treiden ab 1205 Abt von Dünamünde, doch folgte ihm schließlich 1211, als Theoderich zum Bischof von Leal in Estland aufstieg, Bernhard II. zur Lippe – nun mit päpstlicher Dispens versehen – im Amte nach.[145]

Bereits vor, aber sicherlich auch noch nach seinem Eintritt ins Kloster wird sich Bernhard II. um die Zukunft seiner Kinder gekümmert haben. So verheiratete er 1196 (?) seinen ältesten Sohn Hermann II. (* um 1170/75, 1194/97–1229) mit Oda von Tecklenburg († 1243), Tochter des Grafen Simon von Tecklenburg (reg. 1158–1202) und dessen Gemahlin Oda von Altena-Isenburg (?)[146] – jener gehörte wie Bernhard II. zur Lippe zu den treuesten Anhängern Herzog Heinrichs des Löwen.[147] Die Tochter Beatrix († 1244) wurde mit Graf Heidenreich I. von Schartzfeld-Lauterberg († 1228/30), Vogt von Fulda, vermählt, ihre Schwester Heilwig († nach 1243) mit Graf Gottfried III. von Ziegenhain (Lebensdaten unbekannt). Deren Schwester Adelheid († 1244) ging zunächst eine Ehe mit dem Grafen Heinrich von Arnsberg-Cuyk († 1222) ein, nach dessen frühen Tod 1222 trat sie ins Kanonissenstift Hochelten ein und amtierte dort 1223–1244 als Äbtissin. Eine weitere, nicht ganz sicher belegte Tochter namens Margarethe war mit Wilhelm von Bredevorde verheiratet.[148] Leider ist bei

[144] Lipp. Reg. I, Nr. 127; s. auch Nr. 126 (Hermann II. als Zeuge in Urkunde Ottos IV., ausgestellt am 3. Febr. 1200[1201] in Weißenburg/Elsass). – Vgl. HUCKER, Otto IV., 1990, S. 500; ZUNKER, Adel, 2003, S. 126; KOHL, Marienfeld, 2010, S. 96).

[145] BENNINGHOVEN, Schwertbrüder, 1965, S. 33; ihm folgend u. a. POELCHAU, Bernhard II., 2007, S. 18.

[146] S. dazu ZUNKER, Adel, 2003, S. 88, 201.

[147] Ebd., S. 228–229.

[148] Vgl. Anm. 106. – Zu den Eheverbindungen s. zuletzt ZUNKER, Adel, 2003, S. 88–89.

allen genannten Eheverbindungen der genaue Zeitpunkt der Eheschließung nicht bekannt (bzw. noch nicht eruiert).

Die Töchter Gertrud, Kunigunde und Ethelinde waren offenbar von Anfang an für den geistlichen Stand bestimmt, sie wurden vermutlich schon recht früh zur Ausbildung in die Obhut der Kanonissenkonvente gegeben, deren Leitung sie später übernehmen sollten (s.u.), doch ist für eine definitive Aussage die Überlieferungslage zu dünn.[149]

Auch die vier nachgeborenen Söhne Otto, Dietrich, Bernhard und Gerhard[150] wurden für den geistlichen Stand bestimmt, um eine Teilung des nicht eben umfangreichen Familienbesitzes zu vermeiden. Sie erhielten auf diesem Wege eine standesgemäße Versorgung.

Zweifellos durch Vermittlung seines Onkels, des Utrechter Bischofs Dietrich II. von Are (1198–1212),[151] wurde Otto 1204 Kanoniker an St. Marien in Utrecht, spätestens 1209 stieg er dann zum dortigen Dompropst auf,[152] ehe er 1215 zum zweiten Nachfolger seines Onkels gewählt wurde (s.u.). Über die frühen Kanonikerjahre seines Bruders Bernhard ist bisher nichts näheres bekannt, Gerhard hatte ab 1203 eine Domkanonikerstelle in Paderborn inne, Dietrich ist wohl schon ab 1206 als Kanoniker von St. Lebuinus in Deventer fassbar[153] – auch diese Pfründenvergabe dürfte dem gleichnamigen Onkel, Bischof Dietrich von Utrecht, zu verdanken sein.

Die ‚kirchliche Familienpolitik' der Lipper lässt eine gezielte ‚kirchliche Vernetzung' der Familienmitglieder erkennen.[154] Auffällig ist jedoch, dass Bernhard II. und Heilwig ihre zum geistlichen Stand bestimmten Töchter und Söhne durchweg in Stifte gaben, nicht in Klöster, so dass diese nicht nur Aufstiegsmöglichkeiten in politische Leitungsämter hatten, sondern zudem nicht dauerhaft durch ein ewiges

[149] Vgl. dazu die ähnliche Aussage Gertrud zur Lippe betreffend bei ZUNKER, Gertrud II., 2004, S. 170.

[150] Otto, Dietrich und Gerhard tragen Leitnamen der Familie mütterlicherseits, der Grafen von Are, nur Bernhard, der nach seinem Vater und Großonkel benannt ist, und der Stammhalter Hermann tragen lippische Leitnamen. Vgl. dazu BADER, Grafen von Are, 1979, S. 153.

[151] Zu Bischof Dietrich von Are s. BADER, Grafen von Are, 1979, S. 152, 242.

[152] EHBRECHT, Stadtentwicklung, 1985, S. 82, Anm. 191.

[153] Ebd., S. 82, Anm. 192.

[154] S. dazu ZUNKER, Adel und Klöster, 2007, S. 125–127 [dazu auch jüngst KAT. PADERBORN 2018, S. 388–390 (Petra Koch-Lütke Westhues)].

Gelübde gebunden waren, in der Folge ihren Besitz behielten und ggf. in den weltlichen Stand zurückkehren konnten.[155]

Mittlerweile mit päpstlicher Dispens ausgestattet, begab sich Bernhard II. zur Lippe im Frühjahr 1211 ein weiteres Mal auf Livlandfahrt: Bischof Albert I. von Riga (1199–1227) hatte in Deutschland ein großes, wehrhaftes Pilgerheer angeworben, dem sich außer einer Reihe von Adeligen auch die Bischöfe von Ratzeburg, Verden und Paderborn anschlossen. Sie sollten die Mission und die Eroberung des Baltikums unterstützen, zu deren Beförderung und militärischer Absicherung Theoderich von Treiden den Orden der ‚Fratres Milicie Christi de Livonia' gegründet hatte, der nach seinem Zeichen – außer dem roten Kreuz ein rotes Schwert auf dem weißen Umhang – meist ‚Schwertbrüderorden' genannt wurde. Theoderich hatte den Orden dem Bischof von Riga unterstellt, dessen Oberhoheit sich dieser aber zunehmend zu entziehen suchte und den Aufbau eines eigenen Ordensstaates anstrebte.[156] Bereits bald nach der Ankunft in Livland im Mai des Jahres bewährte sich Bernhard II. zur Lippe in einer entscheidenden Schlacht gegen die Esten in Treiden an der livländischen Aa, deren Rückzug er durch eine befestigte Brücke über den Fluss verhinderte.[157] Bereits kurz darauf, im Juni 1211, wurde Bernhard als Nachfolger Theoderichs von Treiden zum Abt von Dünamünde ernannt – dieser war zuvor von Bischof Albert zum Bischof von Estland mit Sitz in Leal erhoben worden. Die Ernennung zum Abt des Marienfelder Tochterklosters war Bernhard vermutlich schon in der Heimat in Aussicht gestellt worden (siehe Kap. C.10.4.2.4.).[158]

Bernhard wird sich in der Folge tatkräftig für den Aufbau seines Klosters engagiert haben, daneben war er aber auch in die weiteren politischen Geschicke Livlands involviert. Offenbar war er vom Schwertbrüderorden, dem er damals verstärkt zuneigte und dessen Rechte er im Auftrag des Papstes schützen sollte,[159] als Kandidat für ein neu einzurichtendes Bistum in den südestnischen Landschaften Sakkala und

[155] Dieser Aspekt blieb in den bisherigen historischen Abhandlungen unbeachtet, wie generell die historischen Fakten zu den Kindern Bernhards II. nur wenig bearbeitet sind – die lippische Familienpolitik wurde zwar als Phänomen benannt, aber bisher nicht tiefergehend erforscht.

[156] Sie dazu grundlegend BENNINGHOVEN, Schwertbrüderorden, 1965. Vgl. auch HELLMANN, Lettenland, 1954 [Zum Aufbruch zum Livlandzug 1211 in Paderborn und einer dort zuvor von Bischof Bernhard III. von Paderborn, von Bishcof Albert von Riga, Berhard zur Lippe als Zisterziensermönch und seinem Sohn Hermann II. bestätigten Hospitalstiftung MEIER, Herrschaft Lippe, 2018, S. 206 mit verweis auf WUB IV, Nr. 47].

[157] HvL, XV, 3.

[158] So u. a. JOHANSEN, Lippstadt, 1955, S. 105.

[159] MEIER, Bernhard II., 2003, S. 94 (mit Literaturverweis).

Ugaunien vorgesehen, doch ist es trotz einer Genehmigung zur Gründung eines Bistums von Papst Innozenz III. (1198–1216) im Jahre 1213[160] nicht zu dieser Bischofserhebung gekommen.[161]

Das Engagement des Schwertbrüderordens und Bernhards II. zur Lippe in Südestland hatte vermutlich die Gründung eines autonomen Ordensstaates zum Ziel, als dessen Schutzherr Bernhards Sohn Hermann II. zur Lippe fungieren sollte[162] – möglicherweise hegte Bernhard aber auch darüber hinausgehend Pläne zur Schaffung eines eigenen lippischen Herrschaftsbereiches in Südestland als Machtbasis für seinen Sohn Hermann II. Und so verwundert es nicht, dass der wohlinformierte anonyme ‚Chronist von Laon' für die Zeit um 1213 berichtet, dass Hermann II. zum „*princeps tocius christianitatis Livonie constitutus est*", d. h. zum ‚Fürst/Führer/Schutzherren' der gesamten Christenheit Livlands eingesetzt worden sei.[163]

Der Zeitraum kann durch die erschließbaren Aufenthalte Hermanns in Livland auf die Jahre 1211 oder 1214 eingegrenzt werden, wobei für 1211 eine Beteiligung Kaiser Ottos IV. möglich ist, während für 1214 eher die politischen Kräfte vor Ort die Princeps-Erhebung vorgenommen haben dürften.[164] Vorausgreifend sei erwähnt, dass auch für die Jahre 1224/25 und 1228/29 mögliche Aufenthalte Hermanns im Baltikum erschlossen werden können. Damals hatten sich die Machtverhältnisse vor Ort geändert, der Einfluss des dänischen Königs war gebrochen und es fand eine Neuordnung der Verhältnisse durch den päpstlichen Gesandten Bischof Wilhelm von Modena statt.

Bernd Ulrich Hucker konnte wahrscheinlich machen, dass damals Pläne für ein livländisches Königtum reiften, wie es auch in den übrigen Kreuzfahrerstaaten der Zeit der Fall war. Ausersehener Kandidat für die Königswürde war seiner Theorie zufolge Hermann II. zur Lippe. Dass diese mutmaßlich vorgesehene Königserhebung

[160] LUB I, Nr. 29. – LUB I, Nr. 24 enthält hingegen eine abschlägige Antwort des Papstes (Vgl. dazu die divergierenden Angaben bei JOHANSEN, Lippstadt, 1955, S. 111 und HUCKER, Königspläne, 1989, S. 70, Anm. 16).

[161] S. dazu JOHANSEN, Lippstadt, 1955, S. 111–116; BENNINGHOVEN, Schwertbrüder, 1965, S. 131; SCHOLZ, Bernhard II., 1987, S. 27; HUCKER, Königspläne, 1989, S. 70, dazu Anm. 16; MEIER, Bernhard II., 2003, S. 94–95; BENDER, Bernhard II., 2007, S. 32.

[162] JOHANSEN, Lippstadt, 1955, S. 112–113; BENNINGHOVEN, Schwertbrüder, 1965, S. 185, Anm. 14; SCHOLZ, Bernhard II., 1987, S. 32.

[163] HUCKER, Königspläne, 1989, S. 71, dazu Anm. 20 (mit Quellenzitat); HUCKER, Bernhard II, 2008, S. 179.

[164] HUCKER, Königspläne, 1989, S. 75.

letztendlich unterblieb, hing mit dem unerwarteten Tod Hermanns Weihnachten 1229 zusammen (s.u.).[165]

Im Zeitraum 1213–1217 hielt sich Bernhard II. zur Lippe dann offenbar wieder längere Zeit in der Heimat auf, um dort Ritter und Pilger für die Mission und den Heidenkampf in Livland zu werben.

In jenen Jahren vollzog sich aber auch der Aufstieg einiger der Kinder Bernhards in hohe geistliche Ämter, die den „Durchbruch der Lipper in die adelige Führungsgruppe im Nordwesten des Reiches“[166] bedeuteten: Nach dem Tod des Utrechter Bischofs Otto I. von Geldern (1212–1215) wählte eine ‚Kompromiss-Koalition’ (Ehbrecht) des niederrheinisch-westfälischen Adels auf Vorschlag von Hermann II. zur Lippe dessen Bruder Otto, Dompropst in Utrecht, zum neuen Bischof von Utrecht – ihn zeichnete aus, dass er ein Neffe seines Vorvorgängers Dietrich von Are (1198–1212) und zudem ein ‚Auswärtiger’ war.[167] Schon bald nach der Belehnung mit den Regalien durch König Friedrich II. (*1194, 1212–1250) in Frankfurt am Main und der Bischofsweihe ging Bischof Otto II. von Utrecht (1215–1227) dann 1217–1218 auf Kreuzzug ins Heilige Land und übertrug die weltlichen Geschäfte des Bistums seinem Bruder Hermann II. zur Lippe als Administrator.[168] Vor seiner Abreise sorgte Otto im Jahre 1216 jedoch noch dafür, dass zwei seiner Brüder in die wichtigsten geistlichen Positionen seines Bistums außerhalb der Bischofsstadt Utrecht aufstiegen: Dietrich wurde Propst des St. Lebuinusstiftes in Deventer, dem ranghöchsten Stift der Diözese Utrecht nach dem Utrechter Domstift und im Hochmittelalter eines der bedeutendsten Kanonikerstifte im Nordwesten des Reiches, 1224 erhielt er zudem noch die Propstwürde des St. Plechelmusstiftes in Oldenzaal – Bernhard stieg zum Propst des ähnlich vornehmen Martinistiftes in Emmerich auf, 1218 kam noch das Archidiakonat von Utrecht hinzu.[169]

[165] S. dazu eingehend HUCKER, Livland, 1989; HUCKER, Königspläne, 1989; HUCKER, Bernhard II., 2008. – Seine Hypothese ist in der Geschichtsforschung nicht unkritisch aufgenommen worden, vgl. etwa CONRAD, Baugeschichte, 1989, S. 257, Anm. 70; SCHMIDT, Hermann II., 1990, S. 214, Anm. 11; MEIER, Bernhard II., 2003, S. 95; ZUNKER, Adel, 2003, S. 138, Anm. 408.

[166] EHBRECHT, Stadtentwicklung, 1985, S. 50.

[167] S. dazu EHBRECHT, Stadtentwicklung, 1985, S. 50; SCHMIDT, Hermann II., 1990, S. 212–213; ZUNKER, Adel, 2003, S. 141; ZUNKER, Gertrud II., 2004, S. 178, Anm. 55.

[168] SCHMIDT, Hermann II., 1990, S. 216; ZUNKER, Adel, 2003, S. 141 (mit Quellenzitaten). Zur Datierung der Administration vgl. HUCKER, Königspläne, 1989, S. 73 (Tabelle). – Zu Otto als Bischof von Utrecht s. auch LENFERINK, Oldenzaal, 1998, S. 174–178.

[169] Ebd., S. 142. – Obwohl LENFERINK, Oldenzaal, 1998, auch die Geschichte der St. Plechelmuskirche in Oldenzaal abhandelt, erwähnt er den Propst Dietrich zur Lippe nur am Rande und benennt auch nicht dessen genaue Amtszeit. Diese (1224–1227) – wie auch das Archidiakonat Propst Bernhards – wissenschaftlich

Zu einem nicht näher bestimmbaren Zeitpunkt zwischen 1212 und 1217 wurde Bernhards und Heilwigs Tochter Gertrud († 1233/38) zur Äbtissin des reichsfreien und päpstlich-unmittelbaren Kanonissenstiftes Herford eingesetzt, wodurch sie den Status einer Reichsfürstin erhielt.[170] Ihr ist der Neubau der spätromanischen Herforder Münsterkirche zu verdanken (siehe Kap. C.10.4.1.3.3.3.). Noch unklarer zu fassen ist der genaue Zeitpunkt der Amtsübernahme ihrer wohl ältesten Schwester Kunigunde († 1225) als Äbtissin des Kanonissenstiftes Freckenhorst, über das die Edelherren zur Lippe seit 1191 die Vogtei innehatten – sie ist nur einmal 1219 als solche urkundlich belegt.[171]

Ab 1216, schon bald nach dem Amtsantritt des Kölner Erzbischof Engelberts I. von Berg (1215–1225), findet sich Hermann II. zur Lippe im Umkreis des Erzbischofs, etwa auf Hoftagen oder auch bis 1223 jährlich in den Zeugenlisten von erzbischöflichen Urkunden, was möglicherweise als eine Annäherung an die staufische Partei, der Erzbischof Engelbert angehörte, zu werten ist.[172]

Im Frühjahr 1217 kehrte Bernhard II. zur Lippe mit einem Kreuzfahrerheer unter der Führung des Grafen Albert von Holstein nach Livland zurück. Hier hatte er den Oberbefehl über die vereint gegen eine estnische Übermacht kämpfenden Truppen der Schwertbrüder, der Bischöflichen und der Kreuzfahrer in der (ersten) Schlacht von Fellin (Viljandi) am 21.–22. September 1217. Vermutlich führte er – so Paul Johansen – in dieser Schlacht als Feldzeichen das wundertätige Freckenhorster Kreuz, das eine Kreuzpartikel des Wahren Kreuzes enthielt, in den Kampf.[173]

Dieselbe in Fellin siegreiche politische Führungsspitze der deutschen Kolonisation in Livland – Bischof Albert I. von Riga, Bischof Theoderich von Estland, Graf Albert

fundierten genealogischen Tabellen im Internet entnommen [28.03.2007]: u. a. http://fmg.ac/Projects/MedLands/SAXON%20NOBILITY.htm#_Toc181418656; http://www.berndjosefjansen.de/dietrich1/dietrich1-frm3.htm .

[170] Zu Gertrud zuletzt eingehend ZUNKER, Gertrud II., 2004.

[171] WUB III, Nr. 137 (1219 Oktober 30). – Zu Kunigunde s. KOHL, Freckenhorst, 1975, S. 297–298; WESTFÄLISCHES KLOSTERBUCH, 1992, S. 318 (Wilhelm Kohl); ZUNKER, Adel, 2003, S. 88, Anm. 20; 101.

[172] So GAUL, Rheda, 1955, S. 209. Ähnlich auch ENGELBERT, Edelherrschaft Lippe, 1980, S. 198, doch irrt er, wenn er annimmt, die Politik Erzbischof Engelberts sei „gegen Bischof Bernhard von Paderborn, Bruder des Edelherrn Hermann II. und Sohn Bernhards II. zur Lippe“ gerichtet gewesen. Ebenso schreibt er, dieser „stand nicht seinem Bruder bei, sondern unterstützte die Politik des Kölner Erzbischofs“ – Bischof Bernhard IV. zur Lippe, Bruder Hermanns II. zur Lippe, kam erst 1228 auf den Paderborner Bischofsstuhl, als Erzbischof Engelbert bereits 3 Jahre tot war. Dessen Politik hatte sich vielmehr gegen den Paderborner Bischof Bernhard III. von Oesede (1204–1223) gerichtet.

[173] S. dazu ausführlich JOHANSEN, Lippstadt, 1955, S. 129–144; dazu zuletzt MEIER, Bernhard II., 2003, S. 96–97.

von Holstein und Bernhard II. zur Lippe in seiner Funktion als Abt von Dünamünde – begab sich im Frühjahr 1218 nach Dänemark, um dort am 24. Juni am Reichstag des Dänenkönigs Waldemar II. (*1170, 1202–1241) in Schleswig teilzunehmen, wo dessen Unterstützung in Estland für das Folgejahr erbeten wurde. Wohl im selben Zusammenhang ernannte Bischof Albert, der über ein päpstliches Indult zur Gründung von Bistümern im Baltikum verfügte, Bernhard zum ersten Bischof des neu einzurichtenden Bistums Selonien – einer Landschaft an der Düna (Daugava) im lettischen Hinterland. Albert sah es als späteres Suffraganbistum für die von ihm verfolgte Idee der Erhebung Rigas zum Erzbistum vor, die aber erst unter seinem zweiten Nachfolger Albert II. (1253–1273) 1255 gelang. Bernhard zur Lippe machte sich daraufhin, wie das ‚Lippiflorium' berichtet,[174] auf den weiten Weg nach Rom, um von Papst Honorius III. (1216–1227) die Bestätigung für seine Einsetzung einzuholen, ihm von der Heidenmission zu berichten und entsprechende Unterstützung zu erbitten.[175] Die Bischofsweihe empfing Bernhard jedoch nicht – was nahe gelegen hätte – vom Papst selbst, sondern seinem ausdrücklichen Wunsch gemäß von seinem Sohn Otto, Bischof von Utrecht, dem zweifellos dessen Bruder Dietrich, Propst von Deventer, assistierte, 1218 in der St. Plechelmuskirche in Oldenzaal – allein dies schon ein ungewöhnliches Ereignis und in der zeitgenössischen Chronistik auch als solches wahrgenommen![176]

Von Oldenzaal zog Bernhard vermutlich weiter nach Herford, wo eine ‚Nachhuldigung' der Anhänger des kurz zuvor verstorbenen Kaisers Otto IV. gegenüber König Friedrich II. stattfand – Gastgeberin für den König und den Kölner Erzbischof Engelbert I. von Berg war Äbtissin Gertrud II. zur Lippe, eine Tochter Bernhards. Von Herford aus zog Friedrich II. weiter zum Hoftag in Goslar, wo unter anderem livländische Probleme behandelt wurden.[177]

[174] Lippiflorium, Vers 796–819.

[175] Lt. SCHOLZ, Bernhard II., 1987, S. 29 erhielt Bernhard II. im Oktober 1219 von Papst Honorius III. die schriftliche Bestätigung seiner Bischofserhebung.

[176] S. dazu u. a. EHBRECHT, Stadtentwicklung, 1985, S. 49; SCHMIDT, Hermann II., 1990, S. 213, dazu Anm. 7 (mit Quellenzitat des anonymen Chronisten von Laon bzgl. Weihewunsch); zuletzt MEIER, Bernhard II., 2003, S. 98 (mit Verweis auf den ‚Stader Annalist') und BENDER, Bernhard II., 2007, S. 37 (mit Verweis auf Albert von Stade). Vgl. auch SCHOLZ, Bernhard II., 1987, S. 29.

[177] EHBRECHT, Stadtentwicklung, 1985, S. 49, dazu Anm. 206; ZUNKER, Adel, 2003, S. 140; zur politischen Bedeutung der Herforder ‚Nachhuldigung' ZUNKER, Gertrud II., 2004, S. 176–178.

Im Jahre 1219 nahm Bernhard als Bischof von Selonien die Aufgaben eines Weihbischofs im Erzbistum Köln bei der Weihe von St. Christoph in Köln wahr, der Pfarrkirche des hochrangigen St. Gereonsstiftes.[178]

Ende August 1219 zogen Bernhard II. zur Lippe und seine Söhne Otto, Bischof von Utrecht, und Hermann II. nach Bremen. Dort beeinflussten sie geschickt die verfahrene Bischofswahl dahingehend, dass Gerhard zur Lippe, ein weiterer Sohn Bernhards und zuvor seit 1217 Dompropst in Paderborn, als ‚Kompromisskandidat' zum Erzbischof von Bremen gewählt wurde.[179] Ein aufsehenerregendes, da höchst ungewöhnliches Ereignis wurde die anschließende Bischofsweihe durch die Bischöfe Bernhard und Otto zur Lippe: Es weihte der Vater den Sohn, der Bruder den Bruder[180] – zugleich „eine weithin sichtbare Repräsentation der besonderen Idoneität der lippischen Familie, die sogar in Laon wahrgenommen wurde".[181] Die päpstliche Bestätigung in Form des Palliums erhielt Gerhard allerdings erst 1223 im Auftrag von Papst Honorius III. (1216–1227) aus der Hand seines Schwippschwagers Bischof Adolf von Osnabrück (1216–1224).[182]

Von Bremen bzw. Norddeutschland aus war Bernhard II. dann noch im Sommer 1219 nach Livland zurückgekehrt. Die Grenzen seines Bistums Selonien wurden ihm von Papst Honorius III. in einem Schreiben vom 25. Oktober 1219 bestätigt.[183]

Bernhard II. weilte aber ab Ende 1220 erneut in Westfalen, wo er in den Bistümern Paderborn, Osnabrück und Minden auch als Weihbischof tätig war.[184] So konsekrierte

[178] SCHEFFER-BOICHORST, Herr Bernhard, 1871, S. 199, Anm. 237 (mit Quellenzitat); JOHANSEN, Lippstadt, 1955, S. 115–116 (noch zu 1217). – Demnach nennt sich Bernhard auf dem Siegel ungewöhnlicherweise Bischof von Leal, der er nie (?) gewesen ist; vgl. dazu HUCKER, Königspläne, 1989, S. 70, der ihn als Weihbischof von Leal sieht. – Zur Datierung auf 1219 s. MAUÉ, Bauformen, S. 80, dazu Anm. 392 (mit Verweis auf KDM Köln 2,3, Erg.bd., 1937, S. 38–39).

[179] EHBRECHT, Stadtentwicklung, 1985, S. 49–50, dazu Anm. 207; SCHMIDT, Hermann II., 1990, S. 213; ZUNKER, Adel, 2003, S. 142 (mit falschem Monat), dazu Anm. 442; ZUNKER, Gertrud II., 2004, S. 178, dazu Anm. 56. Zu Gerhard vgl. auch BIPPEN, Gerhard II., 1879; GLAESKE, Erzbischöfe von Hamburg und Bremen, 1962; ELMSHÄUSER, Erzbischöfe von Bremen, 1995 [HÄGERMANN/WEIDINGER/ELMSHÄUSER, Bremische Kirchengeschichte, 2012; WIESELHUBER, Gerhard II., 2016; KAT. PADERBORN 2018, S. 407–409, Kat.-Nr. 21 (Christoph Wieselhuber)].

[180] Vgl. dazu etwa SCHMIDT, Hermann II., 1990, S. 214, dazu Anm. 11.

[181] ZUNKER, Adel, 2003, S. 142 (mit Quellennachweis).

[182] OUB II, Nr. 161 (Lateran, 1223 Januar 5).

[183] LUB I, 43; vgl. auch POELCHAU, Bernhard II., 2007, S. 20.

[184] Zu Paderborn: BRANDT/HENGST, Erzbistum Paderborn, 1989/93, S. 74 bezeichnen Bernhard II. als den ersten der Paderborner Weihbischöfe [ihnen folgend MEIER, Herrschaft Lippe, 2018, S. 207] zu Osnabrück: KARRENBROCK, Kunstlandschaft, 1993, S. 110, 112.

er 1221 „die Capelle und den größeren Altar“ auf der Schaumburg zu Ehren des hl. Pankratius.[185] Dabei wurde vielleicht auch die Ehe zwischen Adolf IV. von Schaumburg-Holstein († 1261) und Bernhards Enkelin Heilwig († 1246/50) abgesprochen, die dann 1223 geschlossen wurde.[186]

Bernhard II. und seine Familie engagierten sich immer wieder für das Wohl ihres ‚Familienklosters’ Marienfeld: So stellte Bernhard als Bischof von Selonien um 1220/23 zusammen mit seiner Tochter Gertrud, Äbtissin von Herford, für Marienfeld eine Urkunde aus, in der eine Rentenschenkung des Herforder Gografen an das Kloster bestätigte.[187] Im Jahre 1221 ließ Bernhard II. sodann in Gegenwart aller seiner Söhne eine Urkunde ausfertigen, in der er zusammen mit diesen seine Stiftungen an das Kloster Marienfeld bekräftigte und zudem dort noch ein Jahrgedächtnis für Widukind von Rheda, seine Gemahlin Heilwig und die fünf Söhne stiftete.[188]

Vermutlich etwa im selben Zeitraum, um 1221/22, fertigte er mit dem Siegel seines Sohnes Hermann II. die Beglaubigungsurkunde der Stadtrechtverleihung an Lippstadt aus und nahm eine Teilweihe der dortigen Großen Marienkirche vor (siehe Kap. C.10.4.1.3.2.).[189]

Sicher belegt ist darüber hinaus Bernhards Teilnahme an der Schlussweihe der Marienfelder Klosterkirche am 4. November 1222, die er gemeinsam mit den Bischöfen von Münster, Osnabrück und Minden konsekrierte (siehe Kap. C.4.4.1.).

Im Jahr darauf, 1223, stieg Bernhards früh verwitwete Tochter Adelheid zur Äbtissin des reichs- und päpstlich-unmittelbaren Kanonissenstiftes Hochelten am Niederrhein auf. Das Stift war zwar vom Bistum Utrecht exemt, doch besaß der Utrechter

[185] Lipp. Reg. I, Nr. 164 (von dort Zitat); SCHEFFER-BOICHORST, Herr Bernhard II., 1871, S. 207, dazu Anm. 259 (mit Quellennachweis); vgl. auch JOHANSEN, Lippstadt, 1955, S. 160; EHBRECHT, Stadtentwicklung, 1985, S. 51 mit Anm. 217; SCHOLZ, Bernhard II., 1987, S. 31; MEIER, Bernhard II., 2003, S. 101, dazu Anm. 83.

[186] SCHOLZ, Bernhard II., 1987, S. 31. Zur Eheschließung 1223 s. ZUNKER, Adel, 2003, S. 89, Anm. 28 (von der zugehörigen Stammtafel auch die Lebensdaten übernommen).

[187] WUB III, Nr. 145 = Lipp. Reg. I, Nr. 157 = Lipp. Reg. N. F., 1220.00.00 (Datierung nicht gesichert).

[188] WUB III, Nr. 167 = Lipp. Reg. I, Nr. 165 = Lipp. Reg. N. F., 1221.00.00C. Der Urkundentext zudem aufgenommen in der Chronikversion H der ‚Marienfelder Chronik’, diese in deutscher Übersetzung bei BÖHMER/LEIDINGER, Chroniken und Dokumente, 1998, S. 33–34. – Die in der Urkunde selbst erwähnten und noch von Kindlinger beschriebenen Siegel des Vaters und der Söhne – Zeichen ihrer Anwesenheit – schon in WUB III, S. 87 zu Nr. 167 als „nicht mehr erhalten“ vermerkt.

[189] Zur Urkunde: WUB II, Nr. 541 = Lipp. Reg. I, Nr. 125; vgl. dazu und zur Kirchweihe EHBRECHT, Stadtentwicklung, 1985, S. 51–52.

Bischof das Bestätigungsrecht der Äbtissin,[190] so dass anzunehmen ist, dass Adelheid dieses Amt durch den Einfluss ihres bischöflichen Bruders Otto erlangte.[191]

Zur selben Zeit, im Frühjahr 1223, kehrte Bernhard II. zur Lippe wieder nach Livland zurück, diesmal mit einem großen Pilgerheer, um einen im Jahr zuvor ausgebrochenen Estenaufstand niederzuwerfen. Bernhard wurde als Stellvertreter Bischof Alberts von Riga Oberbefehlshaber des livländischen Gesamtaufgebotes und belagerte zwei Wochen lang erneut die Estenfeste Fellin (Viljandi), die am 15. August, dem Mariä-Himmelfahrt-Tag, 1223 kapitulierte – die letzte bekannte siegreiche Schlacht Bernhards.

Im folgenden Frühjahr am 29. oder 30. April 1224 starb Bernhard II. zur Lippe als Bischof von Selonien – wie das ‚Lippiflorium' berichtet – in seiner Bischofskirche[192] – als Bernhards Bischofssitz ist für die Zeit nach 1220, als Ost-Semgallen dem Bistum Selonien angegliedert wurde, das dort gelegene Mesothen (Mežotne) an der Kurischen Aa anzunehmen. Bernhards Leichnam wurde in sein Kloster Dünamünde überführt, wobei das Schiff in einem heftigen Seesturm unterging, der Leichnam jedoch wiedergefunden und in Dünamünde bestattet werden konnte (siehe Kap. C.10.4.2.4.).

„All die geschilderten Ereignisse bezeugen einen enormen, in seinen einzelnen Bedingungen, Phasen, Verläufen nur noch erahnbaren Prestige- und Machtanstieg des lippischen Hauses, das im letzten Lebensjahrzehnt Bernhards zu den führenden Adelsfamilien im Nordwesten des Reiches aufrückte."[193] Dieser Prozess setzte sich auch in den Jahren nach dem Tode Bernhards II. fort, als sein ältester Sohn Hermann II. endgültig an die Spitze des Hauses Lippe rückte. So wurde schließlich um 1225/26 Bernhards und Heilwigs Tochter Ethelinde zur Lippe († vor 1244, wohl 1243) Äbtissin des altehrwürdigen Kanonissenstiftes St. Mauritius in Bassum im Erzstift Bremen.[194] Bei der Äbtissinnenwahl dürfte ihr Bruder Gerhard, Erzbischof

[190] ZUNKER, Gertrud, 2004, S. 181, Anm. 81.

[191] ZUNKER, Adel, 2003, S. 142.

[192] ALTHOF, Lippiflorium, 1900, Vers 891–892: „*Mortis fata subit pastor sacer in cathedrali / Ecclesia, praesul cui fuit ipse datus.*" – Zu Deutsch: ‚Der heilige Hirte stirbt in der Domkirche, der er zum Bischof gegeben war'. – Zu seinem Todestag: Das Marienfelder Nekrolog gibt den 29. April an (LEDEBUR, Necrologium, 1827, S. 135), andere Quellen den 30. April.

[193] SCHOLZ, Bernhard II., 1987, S. 51/52.

[194] Zu den wenigen Fakten über Ethelinde s. HUCKER, Bassum, 1995, S. 111–113. – Zur zeitlichen Eingrenzung des Amtsantritts: Ebd. S. 111 erwähnt, dass Ethelinde erstmals 1227 sicher fassbar ist, ihre Vorgängerin Beatrix nach dem 6. Juni 1224 an einem 8. April gestorben sei – also 1225 oder 1226.

von Bremen, – ähnlich wie Otto im Falle von Adelheid in Hochelten – seinen maßgeblichen Einfluss ausgeübt haben.[195] Unter Ethelinde wurde insbesondere das Langhaus der Bassumer Stiftskirche nach dem Vorbild der Großen Marienkirche in Lippstadt als Halle Gebundener Ordnung errichtet (siehe Kap. C.10.4.1.3.3.6.).

Während Erzbischof Gerhard II. von Bremen und sein Bruder Hermann II. zur Lippe zusammen mit dessen Schwiegersohn Adolf IV. von Schaumburg-Holstein und einer großen Fürstenkoalition in der Schlacht von Bornhöved am 22. Juli 1227 einen für Nordalbingien folgenreichen Sieg über den dänischen König Waldemar II. erkämpften, der dessen Vormachtstellung im Ostseeraum brach,[196] erlitten ihre Brüder Otto, Bischof von Utrecht, und Dietrich, Propst von Deventer und Oldenzaal, am 28. Juli 1227 im Kampf gegen die aufständischen Herren von Coevorden und die mit diesen verbündeten Bauern der Landschaft Drenthe (Niederstift Utrecht) in der Schlacht von Ane eine schmachvolle Niederlage, die beiden das Leben kostete.[197]

Unfreiwilliger Nutznießer vom Tode seines Bruders Otto war Bernhard zur Lippe, Propst von St. Martini in Emmerich: Er wurde 1228 zwar nicht – was nahegelegen hätte – zum Nachfolger seines Bruders bestimmt, doch kam es zu einer Art ‚Ringtausch': Bischof Wilbrand von Oldenburg-Wildeshausen wechselte mit päpstlicher Erlaubnis vom Paderborner Bischofsstuhl (den er 1225–1228 innehatte) auf den vakanten Bischofsstuhl in Utrecht (wo er bereits bis 1225 Dompropst war und 1228–1235 als Bischof amtierte). Der Emmericher Propst Bernhard zur Lippe wurde dessen Nachfolger in Paderborn, wo er bereits seit 1223 ein Domkanonikat besaß – offenbar hatte Wilbrand in Utrecht mehr Rückhalt und verfügte über mehr Erfahrung, während Bernhard in die Heimat zurückkehrte und sich nun auf das lippische ‚Hausbistum' Paderborn konzentrierte, dem er als Bernhard IV. 1228–1247 vorstand. Seine Ordination nahm – auch das war kaum anders zu erwarten – sein erzbischöflicher Bruder Gerhard in Bremen vor.[198]

[195] SCHOLZ, Bernhard II., 1987, S. 5–6; HUCKER, Bassum, 1995, S. 112.

[196] SCHMIDT, Hermann II., 1990, S. 226; ZUNKER, Adel, 2003, S. 142/143 (hier Adolf IV. von Schaumburg-Holstein irrtümlich als Schwager Erzbischof Gerhards bezeichnet, er war jedoch der Mann von dessen Nichte Heilwig).

[197] S. dazu SCHMIDT, Hermann II., 1990, S. 217, 223, 226 (mit weiterführender Literatur).

[198] Vgl. zu diesen Vorgängen EHBRECHT, Stadtentwicklung, 1985, S. 83, Anm. 215; SCHMIDT, Hermann II., 1990, S. 214; ZUNKER, Adel, 2003, S. 115, Anm. 245; 144 mit Anm. 450. – Zu den Paderborner Bischöfen Wilbrand und Bernhard IV. s. auch BRANDT/HENGST, Bischöfe, 1984, S. 121–123 (Wilbrand), 124–127 (Bernhard IV.) und BRANDT/HENGST, Erzbistum Paderborn, 1989/1993, S. 74–75; HELLMANN, Wilbrand von Oldenburg-Wildeshausen, 1994 [zusammenfassend jüngst: Kat. Paderborn 2018, S 390–391 (Petra Koch-Lütke Westhues), 413–414 (Sascha Käuper); Meier, Herrschaft Lippe, 2018, S. 211].

Bei diesen politisch wichtigen Ereignissen in Westfalen, aber auch am Niederrhein und in Norddeutschland hatte die Stimme und der Einfluss Hermanns II. zur Lippe entsprechendes Gewicht, er gehörte offenbar damals zu den wichtigeren und einflussreichen Persönlichkeiten im Nordwesten des Reiches. Ähnlich wie früher sein Vater ihn beteiligte nun auch Hermann II. bereits in jungen Jahren seinen Sohn Bernhard III. († 1265) an der Herrschaftsausübung – ab dem Jahr 1221 erschien er kontinuierlich gemeinsam mit seinem Vater als Zeuge oder gar Mitaussteller von Urkunden, teilweise (in offenbarer Abwesenheit des Vaters) auch als alleiniger Aussteller.[199]

Dennoch kam der Tod Hermanns II. für die lippische Edelherrenfamilie zu früh und unerwartet: Er starb am Weihnachtstage (25. Dezember) 1229, als er seinen Bruder Gerhard, Erzbischof von Bremen, im Kampf gegen die unbotmäßigen Stedinger Bauern, die ihre Abgabenzahlungen an die Bremer Kirche verweigerten, unterstützte[200] – er fiel unglücklicherweise als einziger der beteiligten Ritter![201] Erzbischof Gerhard ließ daher, als er 1232 das Zisterzienserinnenkloster Lilienthal in der Wümme-Niederung nordöstlich von Bremen stiftete, in der Gedächtnisstiftung für seine Eltern und seine Geschwister besonders vermerken, dass sein Bruder (Hermann) „*pro liberatione Bremensis ecclesiae*“ (‚für die Befreiung der Bremer Kirche’) gefallen sei.[202]

Der Tod Hermanns II. bedeutete einen deutlichen Einbruch in der Familienpolitik des Hauses der Edlen zur Lippe und hatte eine sichtliche Reduzierung der lippischen Einflusssphäre zur Folge.

Bernhard III. (reg. 1229–1265) war, obwohl er – wie dargelegt – seit 1221 von seinem Vater bei der Ausübung der Amtsgeschäfte herangezogen worden war, beim

[199] S. HUCKER, Königspläne, 1989, S. 72, dazu Anm. 24 und die Tabelle S. 25–26. – Bernhard III. erscheint erstmals namentlich zusammen mit seinem Vater in Urkunden des Jahres 1221: WUB III, Nr. 159, 162, 163, 171 = OUB II, Nr. 142b.

[200] S. dazu: KÖHN, Stedinger, 1981, S. 140, dazu Anm. 2 (mit Quellenbelegen); SCHMIDT, Hermann II., 1990; s. auch: SCHMIDT, Stedinger, 1982/83; MEINERS, Stedingen, 2001; VILTER, Stedinger, 2001. Außerdem: ELMSHÄUSER, Erzbischöfe von Bremen, 1995.

[201] So HUCKER, Hermann II., 1989, S. 90.

[202] SCHMIDT, Hermann II., 1990, S. 209, 228 (mit Quellennachweis). – Auch noch 1237 vermacht er dem Kloster Heiligenrode südlich von Bremen einen Zehnten u. a. „*pro salute bone memorie Hermanni de Lippia fratris nostri a Stedingis occisi*“ (Lipp. Reg. I, Nr. 212a). Ähnlich eine weitere Gedächtnisstiftung von 1247 (Lipp. Reg. I, Nr. 245). – Zu Kloster Lilienthal als lippische Memorialstiftung vgl. auch die Ausführungen bei DORN, Herford, 2006, S. 151–152. Zur Geschichte Lilienthals s. KRAUSE, Lilienthal, 1875; JARCK, Lilienthal, 1969; JARCK, Lilienthal, 1994.

Tode des Vaters wohl noch vergleichsweise jung und erhielt daher besonderen Beistand von seinen (auch räumlich gesehen) ‚nächsten' Verwandten: von seinem gleichnamigen Onkel, dem Bischof von Paderborn, und von seiner Tante Gertrud, der Reichsäbtissin von Herford, die ihn beide in der „auf die Intensivierung des Landausbaues angelegte[n] Territorialpolitik" des Hauses Lippe unterstützten, welche sich nunmehr weitestgehend auf den westfälischen Kernraum konzentrierte.[203] Sein schnell erworbenes politisches Gewicht zeigte sich jedoch daran, dass er bereits im Jahre 1230 zum Oberhaupt eines für fünf Jahre eingesetzten Regentschaftsrates des Bistums Paderborn bestimmt wurde.[204]

Bernhard III. soll beim Regierungsantritt noch unverheiratet gewesen sein,[205] unsicher ist, ob er in einer ersten Ehe mit Sophia von Arnsberg, Tochter Graf Gottfrieds II. (reg. nach 1203–1238), vermählt war, sicher belegt ist hingegen seine (zweite?) Ehe mit Sophia von Ravensberg, wohl einer Enkelin Heinrichs von Ravensberg (reg. 1158–1175?).[206]

Auch eine der Schwestern Bernhards III., Gertrud, ging vor 1226 – also noch zu Lebzeiten ihres Vaters und möglicherweise durch Vermittlung ihrer gleichnamigen Tante, der Äbtissin von Herford – eine Ehe mit einem Ravensberger ein:[207] mit Ludwig (reg. 1221–1249), der sich mit seinem Bruder Otto II. (reg. 1221–1244) die Regentschaft teilte, ehe es zu einer Erbteilung kam. Gertruds Schwester Heilwig († 1246/50) wurde – wie bereits erwähnt – 1223 mit Adolf IV. von Schaumburg-Holstein († 1261) vermählt, Oda († 1262) ging vor 1237 mit Graf Konrad I. von (Arnsberg)-Rietberg (reg. 1237–1264, † 1284/94), Sohn Graf Heinrichs II. von Arnsberg und Bruder Graf Gottfrieds II. von Arnsberg, eine Ehe ein, Ethelinde († nach 1273) schließlich wurde 1254 als Teil einer ‚politischen Verabredung' Adolf I. von Schwalenberg-Waldeck († 1270/71) zur Frau gegeben.[208]

[203] Vgl. EHBRECHT, Stadtentwicklung, 1985, S. 67 (von dort das Zitat); ZUNKER, Adel, 2003, S. 144; ZUNKER, Gertrud II., 2004, S. 172. – Ein gemeinsames Wirken der Drei zeigt etwa WUB III, Nr. 287; VII, 379 = Lipp. Reg. I, 196 = Lipp. Reg. N. F., 1231.00.00, in der alle gemeinsam eine Besitzübertragung an Marienfeld beurkunden.

[204] WUB IV, Nr. 188. Vgl. ZUNKER, Adel, 2003, S. 115–116.

[205] So EHBRECHT, Stadtentwicklung, 1985, S. 67; ZUNKER, Adel, 2003, S. 144.

[206] ZUNKER, Adel, 2003, S. 89, dazu Anm. 27, S. 253, Anm. 36. Vgl. Lipp. Reg. I, Abb. 7, 14 (Siegel der beiden (?) Sophien).

[207] ZUNKER, Adel, 2003, S. 89, dazu Anm. 31, S. 253, Anm. 36, S. 269, 297.

[208] ZUNKER, Adel, 2003, S. 89, dazu Anm. 28–30, S. 147, Anm. 15. – Zu Oda zur Lippe und Konrad von Rietberg s. auch Lipp. Reg. I, Nr. 272; LEESCH, Grafen von Rietberg, 1963, S. 298–299. – Zur Eheabsprache Ethelindes s. WUB IV 556 = Lipp. Reg. N. F. 1254.02.14. Der Zeitpunkt der Eheschließung erscheint sehr spät. Möglicherweise war es, wie für ihren Mann Adolf belegt, bereits ihre zweite Ehe – oder sie war zuvor Stiftsdame

Da Hermann II. und Oda nur drei Söhne hatten und der älteste, Bernhard (III.), als Stammhalter weltlich blieb, konnten nur die beiden jüngeren Simon und Otto in den geistlichen Stand eintreten:[209] Otto wurde 1231 Propst des Kanonikerstiftes St. Alexander in Wildeshausen im Erzbistum Bremen – auch hier ist eine Einflussnahme seines Onkels Erzbischof Gerhard II. von Bremen anzunehmen. Dieser sorgte auch dafür, dass Otto 1241 darüber hinaus noch zum Dompropst von Bremen aufsteigen konnte. 1247 wurde er dann zum Bischof von Münster gewählt und 1248 ordiniert, wobei er seine übrigen Ämter aufgab.[210] Bischof Otto II. (1247–1259) konnte das Territorium des Fürstbistums Münster durch den Erwerb der ravensbergischen Besitzungen um Vechta, im Emsland und in Friesland erheblich erweitern.[211]

Sein Bruder Simon hatte von 1239–1244 die Propstei des Busdorfstiftes in Paderborn inne, dann übernahm er das Amt des Paderborner Dompropstes – beides verdankte er sicherlich seinem Oheim Bischof Bernhard IV. Als Dompropst von Paderborn geriet er mit seinem Bruder Bernhard III. in innerfamiliären Streit und besetzte die Burg Rheda, so dass dieser im Winter 1244/45 seine eigene Burg belagern musste (siehe Kap. D.1.3.).

Im Frühjahr 1247 folgte Simon dann seinem Onkel Bernhard († 14. April 1247) im Paderborner Bischofsamte nach. Zunächst Elekt, erhielt er erst im Winter 1251/52 die Bischofsweihe.[212] Unterstützt von seinem Bruder Bernhard III., mit dem er sich

in einem Kanonissenstift.

[209] Insofern sind gelegentlich zu lesende Äußerungen, die lippische Familienpolitik der Enkelgeneration Bernhards II. habe sich mit der Besetzung der Bischofsstühle von Paderborn und Münster (s.u.) auf den westfälischen Nahbereich beschränkt, zu relativieren – es standen einfach keine weiteren männlichen Familienmitglieder für zusätzliche hohe Kirchenämter zur Verfügung! – Zu vermerken ist zudem, dass von den Söhnen Bernhards II. immer nur zwei gleichzeitig als Bischof amtierten: zunächst Otto und Gerhard, dann Gerhard und Bernhard, der erst infolge von Ottos Tod zu Bischofswürden aufstieg. Erst mit dem Amtsantritt von Otto (d. J.) in Münster und Simon in Paderborn 1247 (s.u.) hatten erstmals drei Lipper gleichzeitig ein Bischofsamt inne! Und erst nach dem Tode Gerhards 1258 und dem Tode Ottos 1259 reduzierte sich die Einsetzung von Familienmitgliedern des Hauses Lippe als Bischöfe auf den Paderborner Bischofstuhl. – Schaut man jedoch auf die Kinder- und Enkelgeneration Hermanns II., so bleibt allerdings auffällig, dass keines der weiblichen Mitglieder mehr ein Äbtissinnenamt übernahm, sondern alle verheiratet wurden.

[210] Die Daten vornehmlich nach wissenschaftlich fundierten genealogischen Tabellen im Internet (u. a. http://fmg.ac/Projects/MedLands/SAXON%20NOBILITY.htm#_Toc181418656; http://www.berndjosefjansen.de/dietrich1/dietrich1-frm3.htm [28.03.2007]). Vgl. auch Lipp. Reg. I, Nr. 248 und II, Stammtafel. Zu Otto als Propst von Wildeshausen (1231–1248) s. DEHIO, Bremen/Niedersachsen, 1992, S. 1370; dies und das Dompropstamt in Bremen nicht erwähnt (!) bei den biographischen Angaben bei SCHRÖER, Bischöfe von Münster, 1993, S. 142–143 und bei KOHL, Diözese Münster, 1999, S. 127–129.

[211] SCHRÖER, Bischöfe von Münster, 1993, S. 142.

[212] Die Daten vornehmlich nach wissenschaftlich fundierten genealogischen Tabellen im Internet (u. a. http://fmg.ac/Projects/MedLands/SAXON%20NOBILITY.htm#_Toc181418656; http://www.berndjosefjansen.de/dietrich1/dietrich1-frm3.htm [28.03.2007]). Das Dompropstamt in Paderborn dort als ‚ab 1245' angegeben, doch war er schon Dompropst, als er im Dez. 1244 die Burg Rheda besetzte. Das Paderborner Dompropstamt nicht erwähnt (!) bei den biographischen Angaben bei BRANDT/HENGST, Bischöfe, 1984, S. 128–131; BRANDT/HENGST, Erzbistum Paderborn, 1989/1993, S. 75–76 (hier auch z. T.

offenbar ausgesöhnt hatte, suchte der streitsüchtige Simon schon bald nach seiner Amtsübernahme den Konflikt mit dem Kölner Erzbischof Konrad von Hochstaden (1238–1261), indem er 1248 die Stadt Salzkotten befestigen ließ – ein Recht, das der Kölner Erzbischof als Herzog von Westfalen für sich beanspruchte, so dass es zu kriegerischen Auseinandersetzungen kam, in deren weiteren Verlauf Simon 1254–1256 in kölnische Gefangenschaft geriet.[213] In jenen Jahren führten seine Brüder Bernhard III. und Otto, Bischof von Münster, für ihn kommissarisch die Amtsgeschäfte im Fürstbistum Paderborn.[214]

Im Jahre 1251 wurde Bischof Simon I. von Paderborn dann von seinem betagten Onkel, dem Bremer Erzbischof Gerhard II. zur Lippe, zum Bistumsverweser eingesetzt und übernahm in wesentlichen Punkten die Leitung des Erzbistums Bremen bis zum Tode Gerhards am 27. Juli 1258.[215] Als Nachfolger in Bremen wollte Simon daraufhin seinen Neffen Gerhard durchsetzen – somit ein Großneffe Erzbischof Gerhards II.,[216] der jenen bereits im Jahre 1250 in das einflussreiche Amt des Dompropstes eingesetzt hatte.[217] Er fand jedoch keine ausreichende Mehrheit im Bremer Domkapitel, und auch die daraufhin von Bischof Simon eingesetzte Waffengewalt brachte keinen Umschwung, so dass sich der Elekt Gerhard als gescheitert zurückziehen musste und 1260 in Lübeck – vermutlich bei seinem Bruder Hermann (s.u.) – verstarb.[218] – Nach der erfolgreichen Leitung des Erzbistums Bremen wurde Bischof Simon I. von Paderborn 1260–1266 noch die Administration der exemten Benediktinerabtei Corvey übertragen.

fehlerhafte Jahreszahlen). Vgl. auch Lipp. Reg. I, Nr. 247 [zusammenfassend jüngst: KAT. PADERBORN 2018, S. 391 (Petra Koch-Lütke Westhues), 417–419, Kat.-Nr. 26 (Sascha Käuper); MEIER, Herrschaft Lippe, 2018, S. 211–212].

[213] S. dazu u. a. EHBRECHT, Stadtentwicklung, 1985, S. 67.

[214] So STOOB, Rheda, 1975, o. S. (S. 2), dazu Anm. 19 mit Verweis auf WUB III, Nr. 573.

[215] S. dazu Lipp. Reg. I, Nr. 152 (mit Quellennachweis), wo Simons Leitung des Erzbistums den Quellen zufolge mit 7 Jahren beziffert wird, woraus sich das Jahr 1251 ergibt. – BRANDT/HENGST, Bischöfe, 1984, S. 130, BRANDT/HENGST, Erzbistum Paderborn, 1989/1993, S. 76 und ZUNKER, Adel, 2003, S. 143 [und KAT. PADERBORN 2018, S. 407–409, Kat.-Nr. 21 (Christoph Wieselhuber)] geben hingegen irrtümlich (?) 1257 als das Jahr der Regentschaftsübernahme in Bremen an. – Gerhard wurde im Bremer Dom bestattet, vermutlich im Mittelschiff vor dem Kreuzaltar in Grab 18, in dem sich Krümme, Kelch und Patene, Bischofsring sowie Mitra und weitere Paramente erhalten haben. S. dazu BRANDT, Ausgrabungen, 1979, S. 80–81, dazu Kat.-Nr. 16–18.

[216] SCHMIDT, Hermann II., 1990, S. 231 und ZUNKER, Adel, 2003, S. 143 bezeichnen Gerhard irrtümlicherweise als Neffen Erzbischof Gerhards, er war jedoch ein Sohn Bernhards III. zur Lippe und somit der Großneffe des gleichnamigen Erzbischofs!

[217] Angabe nach ZUNKER, Adel, 2003, Stammtafel der Edelherren zur Lippe im Anhang.

[218] SCHMIDT, Hermann II., 1990, S. 231–232; ZUNKER, Adel, 2003, S. 143. Der Tod Gerhards in Lübeck lt. http://genealogy.euweb.cz/lippe/lippe1.html [28.03.2007].

Bereits im Jahre 1259 war sein Bruder Otto zur Lippe, Bischof von Münster, verstorben. Auch hier gelang den Lippern, wie in Bremen, keine Wiederbesetzung mit einem Mitglied der Familie.

Von den übrigen Kindern Bernhards III. und seiner Gemahlin(nen) Sophia (und Sophia) wurden – wie in der Generation zuvor – sämtliche Töchter verheiratet: Hedwig († 1319/20) mit Otto III. von Ravensberg (reg. 1249–1306), Elisabeth († 1316) mit dem Edelherren Balduin I. von Steinfurt († 1299), Sophia († 1289/90) mit Graf Albrecht I. von Regenstein († 1287) und Agnes († nach 1307) mit Graf Hoyer von Schwalenberg-Sternberg († 1299/1300).[219]

Von den Söhnen blieb zunächst nur einer, Bernhard (IV.), weltlich, während seine Brüder in den geistlichen Stand eintraten und – abgesehen von dem früh verstorbenen Egbert († 1262), über den nichts näheres bekannt ist – in höhere Positionen aufstiegen: Dietrich († 1271) wurde 1266 Propst des Busdorfstiftes in Paderborn und amtierte 1269–1271 zudem als Dompropst in Minden, der bereits erwähnte Gerhard wurde 1250 Dompropst von Bremen, Hermann war 1256–1263 Domkanoniker in Lübeck und in Paderborn.[220] Vermutlich sollte er noch in höhere kirchliche Ämter aufsteigen, etwa als Nachfolger seines Onkels Simon als Bischof von Paderborn, doch schien er sich der weiteren kirchlichen Laufbahn spätestens im Hinblick auf den Tod des Vaters verschlossen zu haben, denn nach dem Tod Bernhards III. 1265 resignierte er alle seine kirchlichen Pfründen und kehrte in den weltlichen Stand zurück. Bereits Bernhard III. hatte jedoch die nach seinem Tode vorzunehmende Aufteilung der lippischen Territorien unter die beiden Brüder Bernhard IV. (reg. 1265–1275) und Hermann III. (reg. 1265–1274) verfügt. Bernhard IV. erhielt zunächst Rheda, tauschte es dann aber mit seinem Bruder Hermann III. gegen Horn. In der Folge gerieten sie über die Aufteilung ihrer Besitzungen jedoch in Streit, so dass ihr Onkel, Bischof Simon von Paderborn, zusammen mit den Grafen Engelbert von der Mark, Heinrich von Hoya, Otto III. von Ravensberg und Adolf von

[219] Angaben nach ZUNKER, Adel, 2003, Stammtafel der Edelherren zur Lippe im Anhang.

[220] Die Daten vornehmlich nach wissenschaftlich fundierten genealogischen Tabellen im Internet (u. a. http://fmg.ac/Projects/MedLands/SAXON%20NOBILITY.htm#_Toc181418656; http://genealogy.euweb.cz/lippe/lippe1.html [28.03.2007]. Dort angegeben, Hermann sei 1262–1265 Propst des Busdorfstiftes in Paderborn gewesen, doch wird im WESTFÄLISCHEN KLOSTERBUCH 1994, S. 215–224 (Karl Hengst), hier S. 223, angegeben, ein „Hermann de Sunighusen“ sei 1262–1264 Stiftspropst gewesen. Ihm folgt 1266–1271 Dietrich zur Lippe.

Waldeck um 1265/69 einen Vergleich vermitteln musste.[221] Nach dem kinderlosen Tod Hermanns III. 1274 und dem Ableben Bernhards IV. 1275 wurde dessen Sohn Simon I. (reg. 1275–1344) Gesamterbe des nun wieder ungeteilten lippischen Besitzes.

Im Juni 1277 verstarb dann auch der gleichnamige Großonkel Simons I., Bischof Simon I. von Paderborn, diesem folgte dessen Neffe Otto von Rietberg (amt. 1277–1307), ein Sohn seiner Schwester Oda zur Lippe, auf den Paderborner Bischofsstuhl, nachdem Otto dort schon seit 1260 ein Domkanonikat innehatte und ihn der Onkel bereits 1275 als Dompropst durchgesetzt hatte.[222]

Unter Simon I. verlagerten die Edelherren zur Lippe zunehmend ihren territorialen Schwerpunkt in den Bereich östlich (‚diesseits') des Teutoburger Waldes, wo sich die Konsolidierung der Herrschaft Lippe im wesentlichen auf dem Gebiet des Bistums Paderborn vollzog, da die dort berechteten Bischöfe von Paderborn kaum ihre Rechte wahrnahmen bzw. diese an die Lipper abtraten, zumal das Bischofsamt im entscheidenden Zeitraum 1228-1307 – wie dargelegt – mit Mitgliedern des Hause Lippe besetzt war. Neuer Mittelpunkt des Territoriums wurde der Bereich Brake-Lemgo, später Detmold, die alten Herrschaftszentren Lippstadt und Rheda wie auch das diesem verbundene Zisterzienserkloster Marienfeld verloren hingegen zunehmend an Bedeutung für das Haus Lippe.[223] „Der Aufstieg des Lipper Geschlechtes zu eigener Territorialhoheit gerade im nördlichen Teil des Bistums Paderborn erklärt sich jedoch" – wie gezeigt – „nicht nur aus der respektablen, aber verstreuten Zahl relativ kleiner klösterlicher Vogteiherrschaften, sondern aus dem zeitgeschichtlichen politischen Engagement des Geschlechtes, seiner Nähe zu Königtum und Reichsfürsten sowie einer stringenten Burgen- und Städtepolitik

[221] WUB IV, Nr. 1056 = Lipp. Reg. N. F., Nr. 1265.00.00–1269.00.00. – Vgl. auch GAUL, Rheda, 1955, S. 189; STOOB, Rheda, 1975, o. S. (S. 2); BÖCKENHOLT, Rheda, 1979, S. 17.

[222] Zum Tode Simons I. und dessen Nachfolger Otto s. BRANDT/HENGST, Bischöfe, 1984, S. 130 (Tod Simons), 132–134; BRANDT/HENGST, Erzbistum Paderborn, 1989/1993, S. 76. Zu Otto s. außerdem LEESCH, Grafen von Rietberg, 1963, S. 302. Er war demnach außerdem noch ab 1272 Propst des Busdorfstiftes in Paderborn und ab 1275 Propst des Kanonissenstiftes Schildesche.[Zusammenfassend jüngst: Kat. Paderborn 2018, S. 391–392 (Petra Koch-Lütke Westhues), 419–420, Kat.-Nr. 27 (Sascha Käuper)].

[223] S. dazu GAUL, lippische Frühgeschichte, 1950, S. 72–73, 79–80; KITTEL, Lippe, 1978, S. 65–72; dort auch ein ausführlicher Überblick zur Geschichte der Edelherrschaft Lippe. Ein kursorischer, in einigen Details jedoch fehlerhafter (s. Anm. 172) Überblick auch bei ENGELBERT, Edelherrschaft Lippe, 1980. Grundlegend zur Konsolidierung der Herrschaft Lippe hingegen MEIER, Herrschaft Lippe, 2008; vgl. auch die ergänzenden Anmerkungen dazu bei LEIDINGER, Rezension, 2009, S. 266.

[...]“.[224] Dieser ungewöhnliche Aufstieg der Edelherrenfamilie hatte unter Bernhard II. zur Lippe seinen entscheidenden Anfang genommen.

[224] LEIDINGER, Rezension, 2009, S. 262.

C. Die Zisterzienserabteikirche Marienfeld

1. Kurzer Überblick zur Geschichte der Zisterzienserabtei Marienfeld[1]

1.1. Lage und Situation vor der Klostergründung

Die 1185 gegründete Zisterzienserabtei Marienfeld liegt am Südrand des Münsterlandes, nur wenige Kilometer westlich des Höhenzuges des Osning (heute Teutoburger Wald genannt), zu dessen Füßen sich zwischen Paderborn und Rheine entlang der Ems die Senne erstreckt. Diese in frühgeschichtlicher Zeit ‚Sinithi' genannte Landschaft wird von den sandigen Böden und der dadurch bedingten kargen Heidevegetation bestimmt.[2]

Aufgrund der geringen Bodengüte gehörte die ‚Sinithi' zu den eher spät besiedelten Landschaftsräumen. So lässt sich die Ortschaft Wadenhart (auch: Wadenhard) in der Bauerschaft Hundingen, Ort der späteren Klostergründung, die noch bis ins 14 Jahrhundert auch den Namen ‚Wadenhart' weiterverwendet, erst im Jahre 1134 urkundlich fassen. Damals wurde seine mit Pfarrechten begabte Kapelle von Bischof Werner von Münster (1132–1151) dem Kloster Liesborn, das 1130 mit Benediktinern neu besetzt worden war, übertragen.[3] Spätestens zu dieser Zeit gehörte dieser nur dünn besiedelte und kirchlich eher dürftig versorgte Abschnitt der Senne zum Bistum Münster, dessen äußersten Zipfel er im Südosten bildete, angrenzend an die Bistümer Osnabrück und Paderborn.

Diese eher randliche Lage in einem zwar nicht unbesiedelten, aber doch dünn besiedelten und dazu eher unfruchtbaren Gebiet, das von Fernstraßen nur tangiert

[1] Die Literatur zur Geschichte des Klosters Marienfeld ist sehr vielfältig, nachfolgend sind die wesentlichen Publikationen chronologisch aufgeführt: NORDHOFF, Kreis Warendorf, 1886; S. 135–139; STRENGER, Marienfeld, 1913; HÖLKER, Kreis Warendorf, 1936, S. 200–204 (Rudolf Schulze); VAHRENHOLD, Grafengeschlecht, 1965; VAHRENHOLD, Marienfeld, 1966; WERLAND, Marienfelder Chronik, 1968; HHStD, NRW, 1970, S. 490–491 (Ko); LEIDINGER, Gründung, 1985; LEIDINGER, Gründungsgeschichte, 1989; LEIDINGER, Campus, 1991; LEIDINGER, Klosterbuch, 1992; LMA, 6, 1993, Sp. 290 (Heinrich Schoppmeyer); BENDER, Wirtschaftsführung, 1995, S. 56-63; LEIDINGER, Zisterzienserabtei, 1996; LThK, 6, 1997, Sp. 1370 (Hermann Josef Roth); LEIDINGER, Zisterzienserabtei, 1998; ZUNKER, Adel, 2003, S. 93–99, 162–164, 210, 261; HHStD, NRW, 2006, S. 427–428 (Paul Leidinger); KEMPKENS, Marienfeld, 2011, S. 3–10; grundlegend und ausführlich, aber teilweise fehlerhaft und die jüngere Literatur nur partiell rezipierend zuletzt KOHL, Marienfeld, 2010. – Die jüngst erschienene Lit. zur Säkularisation des Klosters in Anm. 95, diejenige zur Geschichte im 19. und 20. Jahrhundert in Anm. 96.

[2] S. dazu WERLAND, Marienfelder Chronik, 1968, S. 15–20. – Zur Sinithi vgl. auch PRINZ, Bistum Osnabrück, 1934/73, S. 42–43.

[3] WUB II, Nr. 217.

wurde, entsprach somit durchaus den Vorstellungen des Zisterzienserordens mit dem Wunsch nach Weltabgeschiedenheit und der Neigung, sich in noch nicht oder kaum agrarisch erschlossenen Gegenden niederzulassen und dort Kolonisationsarbeit zu leisten. Das Heidegebiet der Senne schien dafür ideal, die Bodenerschließungen und Meliorationen der Zisterzienser wirken sich bis heute aus. Hinzu kam die günstige Lage des vorgesehenen Geländes unmittelbar am Wasserlauf der Lutter, die für das notwendige Wasser zum Antreiben der Mühlen und zur Anlage der – aufgrund des Fleischverzichts der Zisterzienser – unabdingbaren Fischteiche dienen konnte. Eine verkehrsmäßige Erschließung erfolgte über die Straße Münster – Warendorf – Gütersloh – Paderborn, die hier die Lutter überquerte, sowie den diese kreuzenden Straßenzug von Oelde über Clarholz nach Bielefeld.[4]

Dies waren die Ausgangsbedingungen, als hier 1184/85 das Zisterzienserkloster Marienfeld gegründet wurde.

1.2. Von der Gründung bis zur Mitte des 14. Jahrhunderts

Über die Gründung des Zisterzienserklosters Marienfeld gibt die noch im Original erhaltene Gründungsurkunde aus dem Jahre 1185 Auskunft,[5] weitere Umstände der frühen Geschichte des Klosters konnten durch die verdienstvollen Forschungen von Paul Leidinger erschlossen werden.[6] Der Urkunde zufolge erwarben der Edelherr Widukind von Rheda († 1190/91) und seine Mutter Luttrudis von Schwalenberg († nach 1197; siehe Kap. B.2.1.) die nötigen Grundstücke für eine klösterliche Niederlassung in der Bauerschaft Hundingen im Kirchspiel Wadenhart durch Tausch vom Kanonissenstift Freckenhorst. An deren Erwerb beteiligten sich die beiden Edelherren Bernhard II. zur Lippe (um 1140–1224; siehe Kap. B.2.1.) und Lüdiger II. von Wöltingerode-Wohldenberg († 1206 (?))[7] zu je einem Drittel. Auch die gräflichen Brüder Widukind III. († 1189), Hermann I. († 1223), Volquin III. († 1243)

[4] KOHL, Marienfeld, 2010, S. 87.

[5] WUB II, Nr. 451. Das Original heute im Landesarchiv Nordrhein-Westfalen, Abteilung Westfalen, Münster (vormals: Staatsarchiv Münster), Kloster Marienfeld, Urkunden, Nr. 1 [dazu zuletzt: REICH, Bernhard II., 2025].

[6] LEIDINGER, Gründung, 1985; LEIDINGER, Gründungsgeschichte, 1989; LEIDINGER, Campus, 1991; LEIDINGER, Klosterbuch, 1992; LEIDINGER, Bernhard II., 1992; LEIDINGER, Zisterzienserabtei, 1998, S. 13–21; HHStD, NRW, 2006, S. 427–428 (Paul Leidinger).

[7] Zu Lüdiger II. von Wöltingerode-Wohldenberg s. PETKE, Wöltingerode, 1971, v. a. S. 63–65 (mit Nachweisen); LEIDINGER, Gründung, 1985, S. 208, dazu Anm. 104, S. 216, 231–232; HUCKER, Otto IV., 1990, S. 436; vgl. auch LEIDINGER, Campus, 1991, S. 19; LEIDINGER, Zisterzienserabtei, 1998, S. 20; SASSEN/WEBER, Grabplatten, 2005, S. 28–30; KOHL, Landesherrschaft, 2008, S. 11, 13, dazu Anm. 17.

und Heinrich I. von Schwalenberg († 1213), Vettern Widukinds von Rheda, schlossen sich der Stiftung an.[8] Wohlwollende Unterstützung fanden sie dabei durch den münsterschen Bischof Hermann II. von Katzenelnbogen (* um 1140, 1174–1203), den Aussteller der Urkunde. Er bewog offenbar die drei Edelherren zur Gründung des Klosters an der Südostgrenze seines Bistums. Sie ist wohl als Sühnestiftung für Missetaten anzusehen, die diese als Gefolgsleute des Herzogs Heinrich der Löwe (*1129/31, 1142–1195) im sog. Sächsischen Krieg (1177–1181) begangen hatten (siehe Kap. B.2.1.). Nach dem Sturz des Sachsenherzogs 1180/81 hatten Bernhard II. zur Lippe und Lüdiger II. von Wöltingerode-Wohldenberg diesen – einer nicht sicher belegbaren, aber durchaus plausiblen These Paul Leidingers zufolge[9] – 1182–1184 in die Verbannung an den Hof seines Schwiegervaters, des englischen Königs Heinrich II. Plantagenêt (reg. 1154–1189), begleitet, während Widukind von Rheda in Westfalen verblieb und erste Schritte für die Klostergründung unternahm.[10] Die genannten Grundstückserwerbungen vom Stift Freckenhorst, dessen Vogt Widukind war und wo seine Schwester Gertrud als Äbtissin amtierte, dürften im Zeitraum 1182–1184 erfolgt sein.[11] Sie konzentrierten sich auf den Ort Wadenhart, dessen ursprünglich zum dortigen bischöflichen Hof gehörige Pfarrkirche 1134 an das 1130 neu gegründete Benediktinerkloster Liesborn geschenkt worden war.[12]

Nach der Rückkehr der beiden anderen Mitstifter, Bernhard und Lüdiger, nahm das Vorhaben dann im Sommer 1184 konkretere Formen an: Von dem Reichstag in Mainz und einem Aufenthalt in Gelnhausen kommend, berührte der Reisezug des Bischofs Hermann II. von Münster, zu dem auch Bernhard und Lüdiger gehörten, auf dem Weg zu einem feierlichen Hoftag Bischof Siegfrieds in Paderborn auch das 1140 gegründete Zisterzienserkloster Hardehausen.[13] Dort und auf dem anschließenden

[8] Zu den vier Schwalenberger Brüdern und ihren Sterbedaten s. FORWICK, Schwalenberg, 1962, S. 6–9; das Sterbedatum Heinrichs (I.) nach PÖPPEL, Marienmünster, o. J., Stammtafel S. 16. – s. außerdem dazu DALWIGK, Schwalenberg, 1915; HUISMANN, Grafen von Schwalenberg, 1997; ZUNKER, Adel, 2003, S. 146–197, v. a. S. 162–164; ZUNKER, Adel und Klöster, 2007, S. 108–112.

[9] S. dazu die Lit. in Anm. 6.

[10] LEIDINGER, Bernhard II., 1992, S. 28–30; LEIDINGER, Lippstadt, 1995, S. 231–235; LEIDINGER, Zisterzienserabtei, 1998, S. 15.

[11] Vgl. LEIDINGER, Zisterzienserabtei 1998, S. 17.

[12] WUB II, Nr. 217. – LEIDINGER, Gründung, 1985, S. 193; LEIDINGER, Zisterzienserabtei 1998, S. 14, dazu Anm. 7.

[13] Zur Geschichte von Hardehausen s.: KUHNE, Hardehausen, 1989; KUHNE, Hardehausen, 1992; HUCK, Hardehausen, 1997 (jeweils mit älterer Lit.). – Vgl. auch Kap. C.9.1. [KELLER, Kurze Porträts, 2017, S. 311; zudem zu den Grangien von Hardehausen: BERGMANN, Grangien, 2017].

Hoftag in Paderborn im Juli 1184 wurde offenbar mit Abt Nikolaus von Hardehausen alles Wesentliche für die Gründung eines Tochterklosters besprochen. Im Anschluss daran, auf der Weiterreise, segnete Bischof Hermann II. von Münster das dafür ausersehene Klosterareal in dem Ort Wadenhart, und die drei Hauptstifter legten den Grundstein zum Kloster, wie der Gründungsurkunde zu entnehmen ist.[14]

Zuvor hatte man vor dem Freigericht zu Mattelmann (2 km südlich von Harsewinkel) unter Vorsitz des Grafen Rathart unter Königsbann den Grundstückstausch mit dem Stift Freckenhorst bekräftigt, den Erwerb der Anteile durch Bernhard II. zur Lippe und Lüdiger II. von Wöltingerode-Wohldenberg vollzogen und so die besitzmäßigen Voraussetzungen für die Klostergründung geschaffen. Nach der anschließenden Segnung des Klosterareals und der Grundsteinlegung übertrugen die drei Stifter die erworbenen Grundstücke und gaben der Klostergründung „zum größeren Ausdruck ihrer Verehrung“ den Namen „*beate Marie campum*“ (= Marienfeld)[15] – wohl zugleich eine namentliche Bezugnahme auf das bedeutende Großmutterkloster Kamp am Niederrhein.[16]

In der Folge geschahen weitere Stiftungen für das neue Kloster, die ebenfalls in der Gründungsurkunde festgehalten wurden: So schenkte Widukind von Rheda weitere Hofstellen sowie insbesondere die Kirche im nahen Harsewinkel, über die er durch Erbfolge das Patronat besaß; Bischof Hermann übertrug dem Kloster dazu das zugehörige Archidiakonat (kirchliche Sendgericht) über die Kirche, das er vom Stift St. Mauritz in Münster eingetauscht hatte. Außer Bernhard II. zur Lippe, der zwei Bauernhöfe schenkte, übertrugen insbesondere die vier Schwalenberger Brüder (wohl, wie sich später abzeichnete, eher unfreiwillig und von ihrem Vetter Widukind von Rheda gedrängt)[17] die Kirche und ihren wichtigen Hof in Stapelage (bei Oerlinghausen). Danach trugen die drei Stifter ihre Gründung Bischof Hermann und dem Bistum Münster als Schenkung auf mit der gleichzeitigen Bitte um (weltlichen)

[14] So die Rekonstruktion des Gründungsvorganges bei LEIDINGER, Gründung, 1985, S. 187–195; LEIDINGER, Gründungsgeschichte, 1989; LEIDINGER, Campus, 1991, S. 12–17; LEIDINGER, Klosterbuch, 1992; LEIDINGER, Bernhard II., 1992, S. 38–39; LEIDINGER, Zisterzienserabtei, 1998, S. 13–21. – Zur politischen Bedeutung des Paderborner Hoftages und den dort versammelten Persönlichkeiten s. auch ZUNKER, Adel, 2003, S. 93–94 (mit Quellenverweisen).

[15] WUB II, Nr. 451. – Das deutsche Zitat nach der Übersetzung bei BÖHMER/LEIDINGER, Chroniken und Dokumente, 1998, S. 173.

[16] So u. a. auch LEIDINGER, Gründung, 1985, S. 191. – Zur Namensgebung vgl. auch KOHL, Marienfeld, 2010, S. 85–86, dort der Hinweis, dass die Übersetzung von campus. mit '-feld' das offene Feld bedeute, während '-kamp' den umzäunten Acker bedeute. – Zu Kloster Kamp s. auch Kap. C.9.1.

[17] Dazu zuletzt eingehend ZUNKER, Adel und Klöster, 2007, S. 108–112.

Schutz. Bischof Hermann selbst wandte sich daraufhin an das Generalkapitel des Zisterzienserordens mit der Bitte um Aufnahme des neu gegründeten (und ausreichend fundierten) Klosters Marienfeld in den Ordensverband.

Im Jahre darauf, 1185, vermutlich im Sommer,[18] stellte dann Bischof Hermann II. von Münster auf einer feierlichen Versammlung von hochrangigen Klerikern und Laien seines Bistums die bis heute im Original erhaltene Gründungsurkunde für Marienfeld aus,[19] in der er das bisher Geschehene, insbesondere die Rechtsakte, festhielt und dem Kloster zum Schutz vor Missbrauch die freie Vogtwahl zusicherte. Dies alles zeugt von der umsichtigen und vorsorgenden Art Bischof Hermanns bei der Gründung ‚seines' Klosters – alles geschah „geradezu vorbildlich und mit der größtmöglichen und sorgfältigsten rechtlichen Absicherung gegen jedwede spätere Anfechtung von Seiten möglicher Erben".[20]

Leider verzeichnen die Beschlüsse des Generalkapitels der Zisterzienser jener Zeit nicht eigens die offizielle Aufnahme Marienfelds in den Zisterzienserorden, erst in den Jahren 1200 und 1201 erscheint es erstmals namentlich, als der Abt (Florentius) von Marienfeld als Abgesandter des Generalkapitels mit Ordensangelegenheiten beauftragt wird.[21]

Die Jahre 1185 und 1186 waren dann wohl vornehmlich mit der Herrichtung des Klostergeländes und die Errichtung der provisorischen Klosterbauten durch die mit dem Aufbau beauftragten Provisoren, möglicherweise Laienbrüder aus Hardehausen,[22] bestimmt. Als dann der Gründungskonvent aus dem Mutterkloster Hardehausen, gemäß der Ordensregel aus zwölf Mönchen bestehend, unter der Leitung des ersten Abtes Eggehard (1186–1192) am Samstag, den 1. November 1186 in Marienfeld eintraf,[23] fand er – wie es die Ordensregeln forderten[24] – bereits provisorische Klosterbauten (vor allem Refektorium, Dormitorium, Gästehaus und

[18] Die Urkunde ist leider ohne Tagesdatum, der in der Datierungszeile genannte Papst Lucius III. starb am 25. November 1185. LEIDINGER, Zisterzienserabtei, 1998, S. 17, Anm. 16, nimmt eine Ausstellung im Sommer 1185 an, vor der Zusammenkunft des Generalkapitels der Zisterzienser im August/September des Jahres, an das sich Bischof Hermann ja gewandt hat (und dessen Antwort die Urkunde noch nicht enthält).

[19] WUB II, Nr. 451. Das Original heute im Staatsarchiv Münster, Kloster Marienfeld, Urk. Nr. 1.

[20] ZUNKER, Adel, 2003, S. 95.

[21] Generalkapitelsbeschlüsse der Jahre 1200, Nr. 43, und 1201, Nr. 22 (CANIVEZ, Statuta I, 1933, S. 257, 268). Vgl. dazu auch KOHL, Marienfeld, 2010, S. 119–120 (letzterer fehlt dort).

[22] LEIDINGER, Gründung, 1185, S. 191, Anm. 34.

[23] Dieses Datum konnte LEIDINGER, Gründung, 1185, S. 193–195 erschließen.

[24] So die Ordensstatuten: Artikel IX der ‚*capitula*'; s. dazu SCHREIBER/KÖHLER, ‚Baugesetze', 1987, S. 9; UNTERMANN, Forma Ordinis, 2001, S. 171, 223. – Vgl. auch Kap. C.8.11.1.

Pforte) aus Holz vor. Als Oratorium wurde den Mönchen die alte Kapelle des Ortes Wadenhart übertragen, die Bischof Hermann II. von Münster vom Kloster Liesborn eingetauscht hatte. Dies geschah laut Urkunde offiziell am Montag, den 3. November 1186,[25] wobei Bischof Hermann II. sie zugleich ihrer Pfarrfunktion enthob, damit sie gemäß der Ordensvorschriften ausschließlich als Klosterkirche dienen konnte. Die Pfarrechte des Kirchspiels Wadenhart wurden auf die nächstgelegene, ebenfalls seit 1185 zum Kloster gehörige Pfarrkirche in Harsewinkel übertragen. Die anwesende Zeugenschar, die fast mit der Zeugenreihe der Gründungsurkunde übereinstimmt,[26] lässt auf einen feierlichen Festakt an diesem Wochenende schließen: Nach der Ankunft des Gründungskonventes am Samstag, den 1. November (Allerheiligen) 1186, folgte wohl am Sonntag, dem 2. November, die feierliche Einweihung der ersten Klostergebäude und die Benedizierung des Abtes Eggehard durch Bischof Hermann II. in Anwesenheit der hohen Geistlichkeit der Diözese und der Stifter Bernhard II. zur Lippe und Widukind von Rheda. Sie alle bezeugten am Folgetag die Übertragung der Wadenhart-Kapelle an das Kloster. Bei dieser Gelegenheit oder bereits bei der Grundsteinlegung überreichte Bischof Hermann II. dem Kloster 1.500 Mark Kapital, das er offenbar zuvor vom Stift Freckenhorst erhalten hatte (vgl. Kap. C.4.4.1.).[27] Zwei Jahre später, 1188, konnte Bischof Hermann auch den bischöflichen Hof in Wadenhart dem Kloster übertragen.[28] – Die dem Kloster 1186 überlassene Wadenhart-Kapelle übernahm später, nach der Ingebrauchnahme der großen Abteikirche, die Aufgabe der Pfortenkapelle (siehe Kap. C.8.11.2.2.1.) und diente auch als Gotteshaus der umliegenden Bauerschaften, die Pfarrechte verblieben jedoch bis 1804 in Harsewinkel.

Bei der Gründung des Zisterzienserklosters Marienfeld kamen bei den beteiligten Stiftern – neben der Sorge um das eigene Seelenheil[29] – verschiedene weitere

[25] WUB II, Nr. 462; deutsche Übersetzung bei BÖHMER/LEIDINGER, Chroniken und Dokumente, 1998, S. 179–180.

[26] Ebd., S. 193–194.

[27] In der ‚Marienfelder Chronik' heißt es dazu: „*Hermannus episcopus [...] in qua benedictione mille quingentas marcas devotus obtulit*", zitiert nach ZURBONSEN, Chronicon, 1884, S. 17. – Zu Hintergrund und Bedeutung sowie zur weiteren Überlieferung dieser Geldspende s. die Abhandlungen in Kap. C.4.4.1.

[28] WUB III, Nr. 480 (= Lipp. Reg. I, Nr. 109; Lipp. Reg. N. F. 1188.00.00). Als Zeuge wird neben dem Dompropst Bernhard und dem Propst Heinrich von St. Mauritz in Münster auch Bernhard II. zur Lippe genannt.

[29] So findet sich in der päpstlichen Bestätigungsurkunde von 1198 (WUB V, Nr. 166) die übliche Formulierung: „*...pro animarum suarum remedio*..." – ‚für das Heil ihrer Seelen'.

Motivationen zum Tragen:[30] So heißt es zu den beiden Hauptinitiatoren Widukind von Rheda und seiner Mutter Luttrudis von Schwalenberg, dass sie „von ihrer Eingebung heilsam beraten und von dem Wunsch erfüllt, eine gute Tat aus sich heraus schon zu Lebzeiten Gott darzubringen“,[31] die Maßnahmen zur Klostergründung ergriffen hätten. Bei ihnen stand somit der Wunsch nach einem gottgefälligen Werk im Vordergrund, dazu kam vermutlich der Wunsch nach einer Familiengrabstätte (siehe Kap. 1.4.2.) sowie sicherlich der Vorsatz zu einer Sühnestiftung für die Missetaten, die Widukind im sog. Sächsischen Krieg (1177–1181) als Parteigänger Herzog Heinrichs des Löwen begangen hatte (siehe Kap. B.2.1.). Eine ähnliche Motivation ist auch bei Bernhard II. zur Lippe und Lüdiger II. von Wöltingerode-Wohldenberg anzunehmen, die sich ebenfalls als marodierende Kämpfer für Heinrich den Löwen mit Schuld beladen hatten. Bei Bernhard II. kam sicherlich noch eine besondere Marienfrömmigkeit hinzu, die ihn das Kloster Marienfeld besonders fördern ließ.[32]

Auch Bischof Hermann verfolgte verschiedene Ziele mit seiner Beteiligung an der Gründung von Marienfeld: So wird er sich das neu zu gründende Zisterzienserkloster als seine Grabstätte erkoren haben – ein Vorgehen, das bei einer Reihe von deutschen Bischöfen des 12. Jahrhunderts zu beobachten ist. [33]

Neben der Schaffung eines geeigneten Seelgerätes, dessen Betreuung durch die frommen Zisterziensermönche als besonders ‚effektiv’ galt, spielten bei ihm offenbar auch territorialpolitische und strategische Überlegungen mit hinein: Als Widukind von Rheda, der ihm nach dem ‚Sächsischen Krieg‘ in die Hand gegeben war, an ihn herantrat und seine Idee der Klostergründung unterbreitet hatte, wird Hermann dessen Blick auf den Ort Wadenhart gelenkt haben, dessen Kapelle und bischöflichen Hof er zur Stiftung beisteuern konnte und wo Widukind – wie erläutert – problemlos Grundstücke vom Stift Freckenhorst eintauschen konnte. Zudem lag der vorgesehene Ort recht nah zu dessen Hauptsitz Rheda, umgekehrt befand sich Wadenhart im

[30] Vgl. dazu VAHRENHOLD, Marienfeld, 1966, S. 35–38; LEIDINGER, Gründung, 1985, S. 229–232; SCHOLZ, Bernhard II., 1987, S. 14–17; HUCKER, Stiftergräber, 2001, S. 297; HUCKER, Wappen, Insignien und Baumodelle, 2001, S. 113; ZUNKER, Adel, 2003, S. 94–96.

[31] WUB II, Nr. 451: „*...Widekindus advocatus et mater eius Lutthrudis, spiritu consilii salubriter instructi, et aliquem ex se fructum in tempore suo Domino provenire desiderantes*...“. Die Deutsche Übersetzung zitiert nach BÖHMER/LEIDINGER, Chroniken und Dokumente, 1998, S. 172.

[32] S. dazu zuletzt: MEIER, Bernhard II., 2003, S. 89–91. – Zur These der Sühnestiftung zustimmend BENDER, Wirtschaftsführung, 1995, S. 57; BENDER, Bernhard II., 2007, S. 13; KOHL, Marienfeld, 2010, S. 91.

[33] S. dazu zuletzt: SCHMITT-VOLLMER, Bronnbach, 2007, S. 30–31.

äußersten südöstlichen Zipfel des Bistums Münster, im unmittelbaren Grenzbereich zu den Bistümern Osnabrück und Paderborn, so dass das neue Kloster wie eine Grenzmarkierung erschien.[34]

Auch wenn Leidinger Bischof Hermann II. als „den eigentlich lenkenden Geist" der Klostergründung besonders herausstellt,[35] sind doch die Rolle, die Ambitionen und Aktivitäten der beiden anderen Hauptstifter Widukind von Rheda und Bernhard II. zur Lippe nicht zu unterschätzen, und es wäre verfehlt, in der Gründung eine vom Bischof initiierte „Stiftung durch Strohmänner", wie sie für andere bischöfliche Zisterzengründungen, etwa Ebrach oder Bronnbach, belegt ist,[36] anzunehmen. Im Falle von Marienfeld hat Bischof Hermann II. sich, wie geschildert, in vielfacher Hinsicht von Anfang an für die Neugründung eingesetzt und nicht etwa erst abgewartet, um zu beobachten, ob sich die von untergebenen Adeligen getätigte Klostergründung konsolidiert.

Mit dem 1151/57 gegründeten Zisterzienserkloster Bronnbach ist jedoch die bewusste Positionierung unmittelbar an der Bistumsgrenze und somit die Funktion als Grenzmarkierung des bischöflichen Territoriums vergleichbar. [37]

Bischof Hermann II. dürfte darüber hinaus auch die Wahl des Zisterzienserordens als Träger der neuen Gründung bestimmt haben. Er wird durch seine Reisen, insbesondere durch seine reichspolitische Tätigkeit,[38] mit diesem Orden und seinen Klöstern gut vertraut gewesen sein.[39] Maßgebend dürfte jedoch gewesen sein, dass auch in seiner Heimat seine Familie, die Grafen vom Katzenelnbogen, in enger Beziehung zum nahegelegenen, 1135 gegründeten Zisterzienserkloster Eberbach stand – Hermann war sogar am 23. Mai 1186, also im Jahr nach der offiziellen Gründung von Marienfeld, an der Weihe der Eberbacher Klosterkirche beteiligt.[40]

[34] S. dazu v. a. LEIDINGER, Gründung, 1985, S. 229–230; LEIDINGER, Campus, 1991, S. 18; LEIDINGER, Zisterzienserabtei, 1998, S. 14. Zustimmend BENDER, Bernhard II., 2007, S. 12. Ablehnend zu diesen Thesen jüngst KOHL, Marienfeld, 2010, S. 88. Ein „geopolitisches Denken" ist Bischof Hermann II. aber durchaus zuzutrauen, ebenso aus den angeführten Gründen ein bewusstes Lenken des Blickes auf Wadenhart. – Ebd., S. 148–149 sieht Kohl hingegen in der hier gegebenen Verfügbarkeit einer bereits vorhandenen Kapelle für Gottesdienste, wie sie die Vorschriften des Zisterzienserordens entsprach, den Hauptgrund für Ortswahl und Übertragung, was aber sicherlich zu kurz greift.

[35] LEIDINGER, Marienfeld, 1998, S. 13; s. auch LEIDINGER, Gründung, 1985, S. 188.

[36] SCHMITT-VOLLMER, Bronnbach, 2007, S. 31.

[37] Ebd., S. 29.

[38] Dazu ausführlich STEHKÄMPER, Hermann II., 1956.

[39] S. dazu die Ausführungen bei LEIDINGER, Gründung, 1985, S. 229–230.

[40] S. dazu v. a. MAUÉ, Bauformen, 1975, S. 46.

Somit sicherlich sehr gut mit dem Mönchsideal der Zisterzienser vertraut, wird er auch aus geistigen (aber auch aus praktischen) Beweggründen heraus eine Ansiedlung eines Klosters dieses damals hochgeschätzten Reformordens in seinem Bistum angestrebt haben – die erste Niederlassung dieses Ordens im Bistum Münster überhaupt!

Die vier Schwalenberger Brüder Widukind III., Hermann I., Volquin III., später Domkanoniker in Paderborn und Propst des dortigen Busdorfstiftes, und Heinrich I., deren Territorium als Reichsgrafschaft behandelt wurde und die seit etwa 1157 staufisch gesinnt waren und im Sächsischen Krieg auf kölnischer Seite gestanden hatten,[41] dürften sich hingegen – dem Anschein der Gründungsurkunde zum Trotz – nicht ganz freiwillig an der materiellen Grundausstattung beteiligt haben – Kirche und Hof Stapelage gaben sie offenbar nur her, weil diese bereits für 60 Mark Silber an ihren Vetter Widukind von Rheda verpfändet waren. Auch noch 1188 stimmten die Brüder zwar der Bestätigung der Stiftung durch Bischof Bernhard II. von Paderborn zu, doch setzte sich Heinrich, der jüngste der Bruder, nach dem Tod Widukinds III. auf dem dritten Kreuzzug 1189 wieder in den Besitz von Stapelage. Trotz eines Entscheids des Kölner Erzbischofs Adolf I. von Altena (1193–1205, † 1220) – als Herzog von Westfalen – zur Rückgabe 1194 widersetzten sich die Schwalenberger Brüder dem noch mehrfach, auch das Eingreifen eines päpstlichen Kardinallegaten, schließlich 1206 des Papstes Innozenz III. (1198–1216) selbst konnte sie nicht abhalten, so dass der Besitzstreit erst 1221 vom Kölner Erzbischof Engelbert I. von Berg (1215–1225) endgültig zugunsten von Marienfeld entschieden wurde.[42] Die Söhne Heinrichs scheinen daraufhin aber den Verlust Stapelages akzeptiert und schließlich auch ein deutlich entspannteres Verhältnis zum Kloster Marienfeld entwickelt zu haben, denn Volquin IV. (reg. 1214–1248) stiftete 1225 einen Zehnten – seiner eingedenk – zur Finanzierung von jährlich zwei Pfund Wachs für die Beleuchtung der Kirche während der Vigil vor dem St. Georgsfest, für 1236 ist eine weitere Schenkung überliefert.[43]

[41] S. dazu eingehend HUISMANN, Schwalenberg, 1997, v. a. S. 14, 16–17.

[42] Dazu ausführlich LEIDINGER, Gründung, 1985, S. 185, Anm. 13; ZUNKER, Adel, 2003, S. 95–96, 162–164; ZUNKER, Adel und Klöster, 2007, S. 108–112; zuletzt KOHL, Marienfeld, 2010, S. 92–94, 95, 96, Anm. 5, 125, 126, 373.

[43] WUB III, Nr. 217 (1225): „*...ut in memoriam huius facti et recognitionem duas annuatim libras cere in vigilia beati Geogii ad luminare Martyris eiusdem nobis ecclesie prefata ministret.*“ – Vgl. auch ZUNKER, Adel, 2003, S. 164, dazu Anm. 163 (Mit Verweis auf die Schenkung von 1236 im Urkundenbuch Eichsfeld I, Nr. 265); ZUNKER, Adel und Klöster, 2007, S. 111, dazu Anm. 13.

Der heftige Besitzstreit mit den Schwalenbergern scheint jedoch im späteren Bewusstsein des Klosters in Vergessenheit geraten zu sein, denn die vier Schwalenberger Brüder, die unfreiwillig zu Mitstiftern geworden waren, werden nachmals völlig gleichrangig neben die anderen Stifter des Klosters gestellt. Dies ist erstmals ablesbar bei den Namensritzungen in der Wandnische neben dem Kreuzgangportal (siehe Kap. C.7.4.), dann bei den wohl im Kern auf ein Gemälde des 15. Jahrhunderts zurückgehenden sog. ‚Stiftergemälden' (s. Anhang I) und den beiden Zyklen von Pseudo-Portraits der Stifter aus den Jahren 1650 und 1716.[44]

Im Jahre 1189 entschloss sich der Hauptstifter Marienfelds, Widukind von Rheda, zu einer Teilnahme am Kreuzzug Kaiser Friedrichs I. Barbarossa, dem sich übrigens auch sein Vetter Widukind III. von Schwalenberg, der bis dahin die Hauptvogtei der Paderborner Kirche innehatte[45] und sich um eine besondere Königsnähe bemühte,[46] anschloss. Zur Führungsspitze des ‚Reichsheerzuges' gehörte auch Bischof Hermann II. von Münster, der – wie erwähnt – seit Mitte der 1180er Jahre in diplomatischen Diensten des Kaisers stand.[47] Vor dem Aufbruch zum Kreuzzug vermachte der kinderlose Widukind von Rheda seinen gesamten Eigen-, aber auch einen Teil seines Lehensbesitzes – 18 Eigengüter, 14 Lehensgüter und 3 Zehnte sowie seine Ministerialen – mit dem Einverständnis seiner Mutter Luttrudis seiner Gründung Marienfeld und gelobte, nach erfolgreicher Rückkehr selbst in das Kloster einzutreten,[48] doch konnte er das Gelöbnis nicht einlösen, denn er starb im Winter 1190/91 vor Akkon.[49]

---

[44] S. dazu zuletzt DETHLEFS, Widukind von Rheda, 2003 (o. S.).

[45] GAUL, lippische Frühgeschichte, 1950, S. 71; HUISMANN, Grafen von Schwalenberg, 1997, S. 8, 23

[46] HUISMANN, Grafen von Schwalenberg, 1997, S. 18.

[47] Zur Kreuzzugsteilnahme Hermanns s. STEHKÄMPER, Hermann II., 1956, S. 31–43.

[48] Zu Güterschenkung: WUB II, Nr. 496; vgl. WUB III, Nr. 84 (Bestätigung der Widukind'schen Schenkungen durch Bischof Otto I. von Münster 1214). Im Eintrag im Marienfelder Nekrolog zum 26. September wird der geschenkte Besitz mit der sehr hohen Summe von 4000 Mark beziffert: „*Widekindus advocatus* in Rheda [?] *fundator loci et omnes possesiones valentes 4000 marca*" (KOHL, Marienfeld, 2010, S. 537). – Zu den Ministerialen und zum beabsichtigten Klostereintritt ZURBONSEN, Chronicon, 1884, S. 20–21: „*[...] et ministeriales suos ecclesie nostre, qui sese ad Lippenses per licentiam transtulere, contradidit. Relictis omnibus vovit se devotius militaturum summo regi sub religionis nostre habitu, si rediret, quatenus tanto verius ad discipulatum Christi procederet, quanto semet ipsum hostiam vivam Christo libaret*" – zu Deutsch: Er ‚übertrug seine Ministerialen, die sich selbst durch Willkür den Lippern angeschlossen hatten, unserer Kirche. Nachdem er alles hinter sich gelassen hatte, gelobte er, wenn er zurückkehre, dem höchsten König einen frommeren Kriegsdienst zu leisten in der Mönchskutte unseres Ordens, um desto wahrer in der Gefolgschaft Christi voranzuschreiten, je mehr er sich selbst Christus als lebendige Opfergabe weihte'. – Vgl. auch SCHEFFER-BOICHORST, Herr Bernhard, 1871, S. 167/168; VAHRENHOLD, Marienfeld, 1966, S. 40; LEIDINGER, Vögte, 1987, S. 18/19; BEINE, Widukind, 1997, S. 16; BEINE, Denkmal, 1999, S. 35. – Vgl. auch Kap. B.1. und C.7.5.

[49] Die Aussage von HUCKER, Stiftergräber, 2001, S. 297: „In das neu gegründete Kloster einzutreten, hatten Bischof Hermann, Bernhard von Lippe und Widukind von Rheda gelobt" ist in dieser Form stark zu bezweifeln

Aus der Frühzeit des Klosters hat sich zudem in Marienfeld bis heute eine dendrochronologisch auf 1194 datierte, reich mit Eisenbändern beschlagene eichene Stollentruhe erhalten, die wohl in Köln angefertigt wurde.[50] Sie dürfte zur Sicherung wertvoller Urkunden und Besitztümer gedient haben.

Im Jahre 1196 nahm zunächst der päpstliche Kardinallegat Johannes von S. Stefano auf dem Monte Celio das Kloster mit seinen Einkünften in den Schutz der Römischen Kirche.[51] Am 4. Mai 1198 bestätigte sodann Papst Innozenz III. (1198–1216) auf Bitten des Klosters seine bis dahin erworbenen und namentlich aufgeführten, schon recht umfangreichen Besitzungen, verlieh ihm verschiedene Privilegien und nahm es unter seinen Schutz.[52] Damit wurde die Zisterze von der höchsten kirchlichen Autorität anerkannt und zugleich als ‚lebensfähige' Klostergründung bestätigt, wurde dadurch jedoch nicht, wie bei anderen Orden, zu einem (abgabenpflichtigen) päpstlichen Eigenkloster, da der Schutz dem Kloster als Teil des päpstlich-unmittelbaren Zisterzienserordens gewährt wurde.[53]

Im Jahre 1203 verstarb Bischof Hermann II. von Münster und wurde – wie es ihm als Gründerbischof gemäß den Ordensbeschlüssen zustand – im Sanktuarium der Abteikirche an der vornehmsten Stelle vor dem Hochaltar begraben (siehe Kap. C.1.6.1.; C.7.3.). Noch im Jahr zuvor hatte er dem Kloster „zunächst zum Bau der Kirche" einen Zehnten übertragen.[54] Dem selben Zweck dienten Güterschenkungen des Grafen Gottfried II. von Arnsberg (reg. nach 1203–1238) von 1206[55] und des münsterschen Bischofs Ottos I. von Oldenburg (1203–1218) von 1207.[56] Sie deuten darauf hin, dass die Kirche damals bereits im Bau war, ihre Finanzierung zu jener

und entbehrt einer konkreten Grundlage – es war kaum ein gemeinsamer Gelöbnisakt, sondern vielmehr jeweils eine individuelle, z. T. deutlich später getroffene Entscheidung (etwas differenzierter bei HUCKER, Wappen, Insignien und Baumodelle, 2001, S. 114).

[50] Ihr lassen sich eng verwandte Truhen aus Herford (zuletzt Kunstgewerbemuseum Berlin, Kriegsverlust), sowie aus St. Ursula in Köln und dem Kölner Dom (heute im Museum‚Kolumba') anschließen; dazu eingehender: BAUMEIER, Beschlagene Kisten, 2012, S. 23–27 [vgl. auch KAT. BONN 2017, S. 201–202, Kat.-Nr. 27 (Reinhard Karrenbrock)].

[51] WUB II, Nr. 446 = Lipp. Reg. I, Nr. 123 = Lipp Reg. N. F., 1196.00.00 (bei Corvey). Vgl. dazu auch die Angaben in der ‚Marienfelder Chronik': ZURBONSEN, Chronicon, 1884, S. 23.

[52] WUB V, Nr. 166. Vgl. dazu auch die Erwähnung in der ‚Marienfelder Chronik': ZURBONSEN, Chronicon, 1884, S. 23 und KOHL, Marienfeld, 2010, S. 125.

[53] STRENGER, Marienfeld, 1913, S. 72–73.

[54] WUB III, Nr. 13. Gedruckt bei KINDLINGER, Münsterische Beiträge, Bd. III, S. 115, Nr. 42. – Vgl. dazu VAHRENHOLD, Marienfeld, 1966, S. 56.

[55] WUB III, Nr. 41. Vgl. dazu VAHRENHOLD, Marienfeld, 1966, S. 45. – Graf Gottfried II. von Arnsberg stiftete 1223 eine Memoria (WUB VII, Nr. 241) und übertrug dem Kloster im selben Jahr zwei Häuser ‚für sein Seelenheil' (WUB III, Nr. 192), 1231 ein weiteres Haus (WUB III, Nr. 290). – Vgl. auch ZUNKER, Adel, 2003, S. 98, Anm. 100.

[56] WUB III, Nr. 1695.

Zeit jedoch möglicherweise weiterer Zuschüsse bedurfte (siehe Kap. C.4.4.1.). Zudem belegen sie auch eine weitergeführte Förderung der jungen Stiftung durch den Nachfolger Bischof Hermanns, der offenbar ebenfalls die Absicht hatte, sich in Marienfeld bestatten zu lassen (siehe Kap. C.1.6.1.).

Einen Gunstbeweis von höchster weltlicher Stelle bedeutete im selben Jahr 1207 die Schenkung eines bei Stapelage gelegenen Berges durch (Gegen-) König Otto IV. (1198/1208–1218) und seine Brüder Pfalzgraf Heinrich und Graf Wilhelm.[57] Diese Schenkung hat insofern besondere Bedeutung, da sie eine recht frühe Förderung einer Zisterzienserabtei durch Otto außerhalb des direkten welfischen Machtbereiches darstellt – bis dahin wurden von ihm nur die in seinem unmittelbaren Einflussbereich liegenden Zisterzen Riddagshausen (Abb. 709) und Mariental gefördert.[58] Erst nach dem Ende des staufisch-welfischen Thronstreites 1208 und Ottos allgemeiner Anerkennung als König, schließlich der Kaiserkrönung 1209 bekamen seine Beziehungen zum Zisterzienserorden, dessen Generalkapitel ihn in ihre Brüderschaft aufgenommen hatte und zu dessen Schutzherrn er sich erklärt hatte, eine neue Qualität, wurden ‚universell', so dass sich fortan eine Vielzahl von Zisterzienserklöstern seiner Gunst erfreuen konnte.[59] Umso bezeichnender ist somit die Schenkung an Marienfeld bereits zuvor im Jahre 1207. Sie wird auf Bitten des welfentreuen Edelherren Bernhard II. zur Lippe, einst enger Gefolgsmann von Ottos Vater Heinrich dem Löwen, Mitbegründer Marienfelds und zu jener Zeit Mönch im Kloster, zustande gekommen sein, an den der Besitz zuvor verlehnt war und der ihn nun resignierte, um die Schenkung zu ermöglichen; zudem steht er an erster Stelle der Zeugenliste.[60]

[57] WUB III, Nr. 44; vgl. Lipp. Reg. N. F., Nr. 1207.00.00, dort auch der Hinweis, dass die im Kloster selbst geschriebene Urkunde einen Rechtsakt von 1207 festhält, jedoch erst nach der Kaiserkrönung Ottos (4. Okt. 1209) verfertigt und besiegelt wurde. Ausgestellt wurde die Urkunde von Pfalzgraf Heinrich, der mit seinem Reitersiegel gesiegelt hat (Das Original im Landesarchiv NRW, Abt. Westfalen, Münster, unter: Marienfeld, Urkunden, Nr. 21). – Die Schenkung Ottos IV. wird auch in der ‚Marienfelder Chronik' erwähnt, s. ZURBONSEN, Chronicon, 1884, S. 23, dazu Anm. 7; vgl. auch KOHL, Marienfeld, 2010, S. 96.

[58] S. dazu HUCKER, Otto IV., 1990, S. 248–249 und HUCKER, Der imperiale Monumentalstil, 2009. Dort S. 85 auch zur Förderung der von seinem Onkel Richard Löwenherz (1189–1199) gegründeten Zisterze La Grâce-Notre Dame de Charron im Poitou, wo er 1196–1198 als Regent eingesetzt war. – Hier findet jeweils die Schenkung an Marienfeld keine Erwähnung – Vgl. auch NICOLAI, Otto IV., 2009.

[59] HUCKER, Otto IV., 1990, S. 249–255; HUCKER, Der imperiale Monumentalstil, 2009, v. a. S. 85.

[60] So auch VAHRENHOLD, Marienfeld, 1966, S. 50, Anm. 70; LEIDINGER, Zisterzienserabtei, 1998, S. 23. – Zur Stellung des Klosters im Thronstreit und während des ‚Kölner Schismas' 1205–1206 s. MAIER, Dialogus, 1995; KOHL, Marienfeld, 2010, S. 96. – Die weiteren Zeugen sind der Cellerar Theoderich, der kaiserliche Truchsess Gunzelinus, die kaiserlichen Hofkapläne etc.

Die Bedeutung und die innere Stärke Marienfelds in jener Zeit zeigt sich auch daran, dass Marienfeld als Mutterkloster für ein vor den Toren Rigas im fernen Baltikum zu gründendes Kloster ausersehen wurde: Nach Besprechungen mit Theoderich von Treiden († 1219), dem engsten Mitarbeiter Bischof Alberts I. von Riga (* um 1165, 1199–1229), und dem Livenkönig Caupo im Jahre 1203 in Marienfeld beantragte Abt Florentius (1194–1211) noch im selben Jahr die Genehmigung zur Gründung des Tochterklosters Dünamünde (siehe Kap. C.10.4.2.4.) auf dem Generalkapitel in Cîteaux.[61] Die nominelle Klostergründung erfolgte dann im Jahre 1205, erster Abt wurde Theoderich von Treiden. Jedoch erst am 29. Juli 1208 traf der Gründungskonvent unter der Leitung des Marienfelder Abtes Florentius in Dünamünde ein, wobei dieser zugleich die erste Visitation des Klosters durchführte.[62] – Dünamünde sollte das einzige Tochterkloster von Marienfeld bleiben.

Von der besonderen kirchenpolitischen Stellung Marienfelds zeugt schließlich auch der Umstand, dass Abt Giselbert (1213–1219) im Jahre 1215 am bedeutenden Laterankonzil in Rom teilnahm.[63]

In jener Zeit, um und nach 1200, setzte durch Güterschenkungen, aber auch durch Tauschaktionen die Phase der großen Grundbesitz- und Zehnterwerbungen ein, in der die Zisterziensermönche von Marienfeld schrittweise und gezielt ihr bisher verstreut liegendes Besitztum arrondierten und konzentrierten, um effektiver wirtschaften zu können.[64] Dabei erfreute sich das Kloster der besonderen Förderung des Osnabrücker Bischofs Adolf von Tecklenburg (1216–1224), der selbst dem Zisterzienserorden angehörte und mehrfach für das Kloster urkundete (siehe Kap. C.10.4.2.2.).[65] Auch

[61] CANIVEZ, Statuta I, 1933, S. 287, 1203, Nr. 16. – S. dazu auch BENNINGHOVEN, Schwertbrüder, 1965, S. 43, Anm. 20; 54; POELCHAU, Dünamünde, 2004, S. 73, 76. – Unverständlicherweise anzweifelnd KOHL, Marienfeld, 2010, S. 98, Anm. 12.

[62] HvL, XII 5: „Eodem Tempore [= Ende Juli 1208] misit Deus ad consolationem ecclesie sue viros religiosos quam plures in Dunam: Florencium abbatem Cysterciensis ordinis, Robertum, Coloniensis ecclesie canonicum, Conradum Bremensem cum aliis quibusdam. Quorum quidam in Dunemunde, quidam cum fratribus milicie sancte conversationis habitum eligerunt, quidam ad predicationis opus transierunt“ (dazu auch ebd., S. 61, Anm. 1: lt. Klosterüberlieferung der 29. Juli 1208); LUB, I, 16/17. – KEUßLER, Dünamünde, 1885, S. 112; JOHANSEN, Lippstadt, 1955, S. 106 (mit Verweis auf Heinrich von Lettland); LThK, Bd. 3, 1959, Sp. 599 (Manfred Hellmann); BENNINGHOVEN, Schwertbrüder, 1965, S. 94; eingehend dazu POELCHAU, Dünamünde. 2004, S. 75–77, 111 mit ausführlicher Auswertung der Quellen und Bestätigung von Marienfeld als Mutterkloster Dünamündes gegenüber Pforta und dessen erst spätere Paternität (s. dazu ebd., S. 75–76 referierte Forschungsdiskussion).

[63] WERLAND, Chronik, 1968, S. 189; KOHL, Marienfeld, 2010, S. 375.

[64] S. dazu zusammenfassend VAHRENHOLD, Marienfeld, 1966, S. 134–135.

[65] Urkunden Bischof Adolfs von 1219 (WUB III, Nr. 1704; in Nr. 141 als Zeuge), 1220 (OUB II, Nr. 107, 121), 1221 (WUB III, Nr. 166), 1223 (WUB III, Nr. 188, 189). Hinzu kommen noch undatierte Urkunden (WUB III,

sein Bruder Graf Otto II. von Tecklenburg (reg. 1204–1264) tätigte mehrere Schenkungen, darunter auch 1221 und 1225 eine Memorienstiftung, an das Kloster Marienfeld (siehe Kap. C.10.4.2.2.).[66] In den Jahren 1221 und 1223 richtete auch der Klosterstifter Bernhard II. zur Lippe in Marienfeld zwei Memorienstiftungen für sich und seine Familienangehörigen ein (siehe Kap. C.1.6.3.). 1224 erfolgte eine Bestätigung sämtlicher Marienfelder Besitzungen durch den päpstlichen Kardinallegaten Conrad von Urach, Bischof von Porto und Sta. Rufina (1219–1227), vormals Abt von Cîteaux (1217–1219).[67]

Parallel dazu gingen beständig die Bauarbeiten an der Klosterkirche weiter voran (siehe Kap. 4.). Diese wurde im Laufe des Jahres 1222 offenbar weitestgehend fertiggestellt, so dass am 4. November 1222, in der Amtszeit des Abtes Winrich (1219–1226), die feierliche Konsekration der Kirche vorgenommen werden konnte (siehe Kap. C.4.4.1.). Gemäß der Klosterchronik, die offenbar auf den Angaben der verlorenen Weiheurkunde basiert, versammelte sich in Marienfeld anlässlich der Kirchweihe fast das gesamte westfälische Episkopat: Neben dem zuständigen Diözesanbischof von Münster, Dietrich III. von Isenburg (1218–1226), waren auch der Mindener Bischof Konrad I. von Rüdenberg (1209–1237) und der Osnabrücker Bischof Adolf von Tecklenburg (1216–1224), des weiteren auch Bernhard II. zur Lippe als Bischof von Selonien (1218–1224) an der Kirchweihe beteiligt – letzterer war der einzige aus dem Kreis der Stifter, der diesen wichtigen Moment in der Geschichte des Klosters noch erleben und sogar maßgeblich daran mitwirken durfte (siehe dazu Kap. C.4.4.1.). Da die vier Bischöfe, die die Klosterkirche auch reich beschenkt haben sollen, sicherlich mit entsprechendem Gefolge angereist waren, wird es sich zweifellos um einen äußerst feierlichen Akt gehandelt haben – die Anwesenheit mehrerer Bischöfe bei einer Kirchweihe war gewöhnlich nur bei besonders wichtigen Kirchenbauten wie Bischofs- und Stiftskirchen üblich. So unterstrich der Marienfelder Weiheakt zugleich auch die große Bedeutung und das hohe Ansehen dieser Zisterzienserniederlassung in und für Westfalen.

Nr. 99, 101, 102, 103) und verschiedene weitere Zehntübertragungen (OUB II, Nr. 136, 155, 156).

[66] Urkunden Graf Ottos II. für Marienfeld von 1221 (WUB IV, Nr. 1710, Memorienstiftung; WUB III, Nr. 168, 169); 1225 (WUB III, Nr. 216, zweite Memorienstiftung), 1227 (OUB II, Nr. 29); 1240 (WUB III, Nr. 368 = OUB II, Nr. 400); 1241 (WUB III, Nr. 394). Im Marienfelder Nekrolog heißt es zum 3. Mai: „*Otto comes et Beatrix comitissa de Tecklenburg contulerunt 60 marca in dotationem altaris s. Jacobi maioris*“ (KOHL, Marienfeld, 2010, S. 535). – Vgl. auch ZUNKER, Adel, 2003, S. 210; ZUNKER, Adel und Klöster, 2007, S. 114, dazu Anm. 20, 21; KOHL, Marienfeld, 2010, S. 97.

[67] WUB III, Nr. 203 (Liesborn, 1224 September 4).

Leider ist die Konventstärke für die Blütezeit des Klosters im 12. und 13. Jahrhundert nicht präzise überliefert, es wird jedoch eine Zahl von 50–60 Mönchen und zumindest ebenso vielen, vielleicht sogar erheblich mehr Konversen (Laienbrüdern) angenommen,[68] wie sie für den Zisterzienserorden typisch sind. Beide Gruppen lebten in eigenen Bereichen in der Klausur: Die Priestermönche, die zunächst auch aus adeligen und patrizischen, später dann vornehmlich aus bürgerlichen Kreisen der benachbarten Städte, insbesondere Münster, stammten, lebten im Ostflügel der Klostergevierts, dem sog. Mönchshaus. Sie widmeten sich vornehmlich dem Chorgebet, das sie im *chorus monachorum* in der Vierung der Kirche abhielten, und dem Studium in der Bibliothek, die laut einem Katalogverzeichnis von ca. 1185 bereits bei der Gründung insgesamt 73 Werke umfasste.[69] Die Laienbrüder, die aus bäuerlichen und handwerklichen Kreisen der Umgebung stammten, waren im Westflügel der Klausurgebäude untergebracht, dem sog. Konversenhaus.[70] Sie hatten ihr eigenes Chorgestühl im *chorus conversorum* im Langhaus der Kirche, das sie jedoch nur zu den wichtigsten Chorgebeten aufsuchten, während sie sich in der übrigen Zeit der Arbeit in der Landwirtschaft widmeten (vgl. Kap. C.8.9.; C.8.11.). Einige von ihnen verwalteten zudem die entfernt gelegenen Güter und Stadthöfe des Klosters.

Auch in den nachfolgenden Jahrzehnten nach der Kirchweihe bis zum Ende des 13. Jahrhunderts setzte sich der Aufbau des Klosters kontinuierlich fort. Durch weitere Grundstücksschenkungen, aber auch gezielte Ankäufe etc. erfolgte ein weiterer, systematischer Ausbau des Grundbesitzes. Insbesondere in der Zeit ab 1221 schnellten die Anzahl und die Summen der Kaufverträge nach oben[71] – offenbar war nach der weitgehenden Fertigstellung der Klosterkirche wieder mehr Kapital für Besitzerwerbungen verfügbar. Das Kloster erfreute sich in jener Zeit zudem einer

[68] LEIDINGER, Klosterbuch, 1992, S. 562 rechnet für das Mittelalter „mit 50 Mönchen und einer erheblich größeren Anzahl von Konversen"; LEIDINGER, Zisterzienserabtei, 1998, S. 22 nimmt an, dass die Zahl der Mönche „in der besonderen Blütezeit des Klosters im 13. Jahrhundert bei 60 Mönchen und ebenso vielen Laienbrüdern gelegen haben könnte". KOHL, Marienfeld, 2010, S. 190–191 bleibt bei allgemeinen Angaben zum Konverseninstitut und macht keine konkreten Angaben zu den Verhältnissen in Marienfeld, lediglich S. 512–517 führt er die namentlich fassbaren Marienfelder Konversen auf.

[69] Zu den frühen Marienfelder Buchbeständen im Jahre 1185 s. DIEKAMP, Bibliotheksverzeichnis, 1885 (hier noch dem 13. Jahrhundert zugeschrieben); DEGERING, Katalog, 1913; weiterhin LÖFFLER, Klosterbibliotheken, 1931/33; SCHMALOR, Klosterbibliotheken, 1982, v. a. S. 513–514; SCHMALOR, Klosterbibliotheken, 2005, S. 180–183; KOHL, Marienfeld, 2010, S. 60–83; vgl. auch LEIDINGER; Klosterbuch, 1992, S. 563; LEIDINGER, Zisterzienserkloster, 1998, S. 23.

[70] Zur Herkunft der Mönche und Laienbrüder s. LEIDINGER, Klosterbuch, 1992, S. 562 und LEIDINGER, Zisterzienserabtei, 1998, S. 22–23.

[71] Vgl. dazu STRENGER, Marienfeld, 1913, S. 12.

regen Förderung durch die Bischöfe von Münster, Paderborn und Osnabrück sowie durch umliegende Adelsgeschlechter – neben den Edelherren zur Lippe und den Grafen von Tecklenburg auch die Grafen von Arnsberg, Ravensberg und Sternberg sowie die Edlen von Diepholz.[72] Für 1234 ist sogar eine Güterschenkung des Braunschweiger Herzogs Otto ‚das Kind' (*1204, 1227/35–1252) überliefert.[73] Von 1245 und 1258 liegen darüber hinaus Urkunden der Päpste Innozenz IV. (1243–1254) und Alexander IV. (1254–1261) vor, die nochmals den Schutz und die Besitzrechte Marienfelds bekräftigen sollten.[74]

Zugleich mit dem wirtschaftlichen Ausbau der Klosters machte auch nach und nach – offenbar je nach Finanzlage – die Errichtung der endgültigen Klostergebäude Fortschritte, insbesondere der Klausurbauten, worüber jedoch nur wenige Hinweise in der Klosterchronik und Befunde am Baubestand selbst Auskunft geben (siehe Kap. 8.11.). Die Bauarbeiten daran begannen offenbar (im Anschluss an die Fertigstellung der Kirche) noch in der Amtszeit des sechsten Abtes Winrich (1219–1226), der, wie es in der Klosterchronik heißt, ‚gewissenhaft bemüht war um die Erbauung des Klosters'.[75]

Ihre entscheidende Ausbauphase erlebten die Klosterbauten jedoch offenbar erst unter dem elften Abt Ludbert von Büderich (1284–1318/20), dessen umfangreiche Bautätigkeit in der Klosterchronik aufgeführt ist:[76] Neben einer Reihe von Wirtschaftsgebäuden wie einer großen Scheune, Mühlen und Ställen, dem Gästehaus, dem Krankenhaus der Mönche (‚Infirmerie') etc. führte er die Arbeiten am Kreuzgang fort, insbesondere mit dem bis heute erhaltenen ‚Lesegang' im Norden. Des weiteren errichtete er das Mönchsrefektorium sowie die Äbtekemenate, ferner führte er Umbauarbeiten an Kapitelsaal, Krankenzimmer des Abtes, Dormitorium und Kirche durch, die einen neuen Dachreiter, ein neues Chorgestühl

[72] S. die jeweiligen Angaben in WUB III, zu den Grafen von Sternberg WUB IV 509a (= LR, Nr. 275; LR NF 1252.00.00), sowie bei VAHRENHOLD, Marienfeld, 1966, S. 57–68, 73–88; ZUNKER, Adel, 2003, S. 261 (Grafen von Ravensberg).

[73] WUB III, Nr. 322 (1234 Oktober 31).

[74] WUB III, Nr. 435, WUB V, 449 (1245 Juni 18, Lyon, von Papst Innozenz IV.); WUB III, Nr. 633 (1258 Mai 7, Viterbo, von Papst Alexander IV.). – Vgl. dazu STRENGER, Marienfeld, 1913, S. 73–75; KOHL, Marienfeld, 2010, S. 127.

[75] Der originale Wortlaut der Marienfelder Chronik bei ZURBONSEN, Chronicon, 1884, S. 26: „*Erat [...] circa monasterii edificationem diligens [...] catus*".

[76] ZURBONSEN, Chronicon, 1884, S. 38–39. Darauf basierend auch UNTERMANN, Handbuch, 2009, S. 146–147.

und neue (Maßwerk)Fenster neben den Altarstellen im nördlichen Seitenschiff erhielt (siehe Kap. C.4.4.1., C.8.11.2.1.1.).

Da unter Abt Ludbert die Klausurbauten somit weitgehend fertiggestellt waren, konzentrierte sein Ziehsohn und (zweiter) Nachfolger Abt Nikolaus (1318–1320, 1322–1344) seine vielfältigen Bauaktivitäten im Bereich der Klausur neben der Vollendung des Kreuzganges insbesondere auf die Errichtung eines Chorumganges der Abteikirche als Ersatz für die Chorseitenschiffe (Kap. C.4.4.1.). Außerdem veranlasste er eine Neueindeckung von Kirche und Mönchsdormitorium, den Einbau einer Abtszelle ebenda sowie den Einbau von neuen Fenstern im Laienrefektorium. Eine stärkere Bautätigkeit entfaltete er im Bereich um die Klosterpforte, wo er eine Reihe von Neubauten – das Tor selbst, die Pfortenkapelle anstelle der alten Wadenhart-Kapelle, das Pförtnerhaus, das Gästekrankenhaus mit Kapelle sowie das Gasthaus für die Frauen vor dem Tor – errichten ließ, zum Teil anstelle älterer Holzbauten (siehe Kap. C.8.11.2.2.1.).[77] Dazu sorgte er auch für eine würdige Ausstattung der Kirche mit Goldschmiedearbeiten. – Über die bauliche Konsolidierung des Klosters hinaus sorgte der umsichtige Abt auch für eine umfängliche Erweiterung des Grundbesitzes.

Nur kurze Zeit amtierte zwischen den Äbten Ludbert und Nikolaus Abt Welder (1320–1321, † 1335). Er hatte neun Jahre im Auftrag des Klosters in Paris studiert. Schon in seinem ersten Abtsjahr, nach nur 11 Monaten, wurde der gelehrte Abt vom Orden zum Leiter der Primarabtei Morimond, dem Mutterkloster der Filiation, zu der Marienfeld gehörte, berufen, die er reformieren sollte und der er 14 Jahre lang vorstand. Dies zeugt von dem weitreichenden Ruf und dem hohen Ansehen Abt Welders, aber auch der bedeutenden Stellung Marienfelds innerhalb des Ordens. Auch die Wahl des Marienfelder Priors Berthold zum Abt des Mutterklosters Hardehausen 1336 weist in diese Richtung.[78]

Das Ansehen und die Anziehungskraft Marienfelds zeigt sich darüber hinaus in dem Umstand, dass in der Zeit der Äbte Ludbertus und Nikolaus eine Vielzahl von Adeligen und Klerikern aus den Dom- und Kanonikerstiften der näheren und

[77] ZURBONSEN, Chronicon, 1884. S. 47. Vgl. auch hier UNTERMANN, Handbuch, 2009, S. 147, der die Bauten im Pfortenbereich jedoch irrtümlich allesamt als Fachwerkbauten bezeichnet.

[78] LEIDINGER; Zisterzienserabtei, 1998, S. 25, dazu Anm. 47 (mit Verweis auf ZURBONSEN, Chronicon, 1884, S. 53). Zu Abt Welder s. auch KOHL, Marienfeld, 2010, S. 385–386.

weiteren Umgebung in die Zisterze eintraten.[79] Auf äußere Bedrängnisse in jenen Tagen deutet hingegen das 1319 seitens des Klosters von Papst Johannes XXII. (1316–1334) erbetene ‚Konservatorium', durch das die Dechanten von Hildesheim, Soest und Osnabrück-St. Johann zum Einschreiten gegen unrechtmäßige Forderungen und Belastungen aufgefordert wurden.[80]

1.3. Von der Mitte des 14. Jahrhunderts bis zur Säkularisation[81]

Nach der Aufbau- und Konsolidierungsphase vom späten 12. bis zur Mitte des 14. Jahrhunderts setzte in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhundert eine Stagnation und ein gewisser Niedergang der Abtei ein. Dieser zeichnete sich bereits unter dem verweltlichten Abt Johannes III. (1361–1369) ab und nahm seinen Fortgang unter Abt Sibert (1376–1384), über den schon die Klosterchronik vermerkt: „Zur Zeit dieses Abtes ging die Blütezeit von Marienfeld zuende. Bis dahin nämlich war Paris Studienort für die Studenten des Klosters. Aber der Abt und seine Nachfolger schickten niemanden mehr nach Paris".[82] „Dadurch schloß sich das Kloster selbst vom geistigen Dialog der Zeit aus, dem es vordem seine Anziehungskraft verdankte, und sank in seinem gesamten Niveau ab, wie dies auch bei anderen Klöstern nicht nur Westfalens zu dieser Zeit festzustellen ist. Die klösterliche Disziplin wie der Wirtschaftsstatus gingen dabei in gleicher Weise zurück".[83]

Auf weitere schwache Äbte folgte schließlich 1410 Abt Hermann I. von Warendorf (1410–1443), der durch sorgsames Handeln einen erneuten Aufschwung des Klosters bewirken konnte – sowohl wirtschaftlich als auch geistig. Er führte die Zisterze durch eine klostereigene Reform, die auch als ‚Marienfelder Reform' auf andere Klöster ausstrahlte, zu einer neuen Blüte.[84] Dies zeigte sich auch an der Berufung des Marienfelder Mönches Hermann Zoestius durch den Generalabt Johannes VIII. von

[79] ZURBONSEN, Chronicon, 1884, S. 50–51. – In deutscher Übersetzung bei BÖHMER/LEIDINGER, Chroniken und Dokumente, 1998, S. 56–57. Vgl. auch LEIDINGER, Zisterzienserabtei, 1998, S. 22, dazu Anm. 34.

[80] WUB VIII, Nr. 1344 (1319 Juni 23, Avignon.). – Vgl. dazu KOHL, Marienfeld, 2010, S. 128.

[81] Die folgenden Ausführungen basieren im wesentlichen auf der verdienstvollen Gesamtdarstellung der Geschichte des Klosters Marienfeld bei LEIDINGER, Zisterzienserabtei, 1998 sowie auf einer Auswertung der bei BÖHMER/LEDINGER, Chroniken und Dokumente, 1998 veröffentlichten Klosterchronik, so dass auf einen Einzelnachweis weitestgehend verzichtet wird. Weitere hinzugezogene Lit. wird jeweils angeführt.

[82] ZURBONSEN Chronicon, 1884, S. 56. – Deutsche Übersetzung nach BÖHMER/LEIDINGER, Chroniken und Dokumente, 1998, S. 63. Vgl. auch LEIDINGER, Zisterzienserabtei, 1998, S. 26–27.

[83] LEIDINGER, Zisterzienserabtei, 1998, S. 26–27.

[84] Dazu eingehender ebd., S. 27–29. Außerdem: ELM, Zisterziensertum, 1978, v. a. S. 15–21.

Cîteaux 1434 zum Konzil von Basel, wo jener an einer Kalenderreform mitwirken sollte. Zudem verfasste Zoestius auch theologische und kirchenpolitische Schriften.[85] – Abt Hermann ist auch die Erneuerung des Hochaltaraufsatzes als Reliquienretabel in spätgotischen Formen zu verdanken. Unter dem Nachfolger Abt Arnold I. von Bevern (1443–1478) erhielt der Hochaltarschrein ein von dem Maler Johann Koerbecke aus Münster († 1490) um 1450–1456/57 gemaltes Flügelpaar mit acht mariologischen Szenen (Innenseite) bzw. acht Darstellungen der Passion Christi (Außenseite).[86]

Die von Abt Hermann ins Leben gerufene ‚Marienfelder Reform' wurde auch unter den nachfolgenden Äbten fortgesetzt, obwohl das Kloster gerade unter Abt Arnold I. in seiner Existenz durch die Bedrängnisse der Soester Fehde (1444–1449) und durch die Münstersche Stiftsfehde (1450–1457) stark bedroht war – während letzterer beabsichtigten die Bürger von Warendorf sogar, das Kloster in eine Festung zu ihrem Schutz umzuwandeln, was jedoch abgewendet werden konnte. 1452 erlitt es jedoch eine Brandschatzung.[87] Die wirkkräftige Reform konnte dennoch fortgesetzt werden, und so erlebte das Kloster unter Johann V. Wineken (1479–1495) 1483 sogar den ehrenvollen Besuch des Generalabtes Johannes X. von Cîteaux, der höchstes Lob für den inneren und äußeren Zustand des Klosters fand. Außerdem wurde dem Kloster auf Vorschlag des Abtes von Altenberg die Paternität über die Zisterzienserinnenklöster Mariengarten in Köln, Bersenbrück bei Osnabrück, Kentrup bei Hamm und Rengering bei Warendorf übertragen, die es ebenso reformierte wie die Nonnenklöster in Gravenhorst, Holthausen, Vinnenberg, Coesfeld und Netze (in Hessen).

Einen weiteren Höhepunkt der ‚Marienfelder Reform', die jedoch kaum über den Orden hinaus wirkte, bildete die Amtszeit von Abt Heinrich Münstermann (1498–1537), der sogar 1512 vom Generalkapitel in Cîteaux zum Visitator von gut einem Dutzend Zisterzienserklöster im rheinisch-westfälischen Raum ernannt wurde. In diese Zeit fällt auch der Besuch des Kardinallegaten und Ablasspredigers Raimundus

[85] Dazu eingehender LEIDINGER, Zisterzienserabtei, 1998, S. 29–31 (mit weiterf. Lit.).
[86] Zum Marienfelder Hochaltarretabel s. grundlegend LUCKHARDT, Hochaltar, 1987.
[87] KOHL, Marienfeld, 2010, S. 101 (mit weiterf. Lit.).

Peraudi (1435–1505), der bei seiner Station in Marienfeld im Sommer 1503 ein Pontifikalamt feierte.[88]

Durch Münstermanns gute wirtschaftliche Führung des Klosters war es möglich, eine Reihe von aufwendigen Umgestaltungsmaßnahmen durchzuführen: So ließ er bis 1514 ein neues, komfortables Abtshaus errichten, in der Klosterkirche wurden die romanischen Doppelfenster durch breitere und damit hellere Maßwerkfenster ersetzt (siehe Kap. C.4.1.). Im selben Zusammenhang erhielt die Kirche eine neue Raumfassung. Im südlichen Querschiff ließ Abt Heinrich Münstermann nach Ausweis seines Wappens zudem einen reich verzierten hölzernen Betstuhl für die Äbte einbauen. Vermutlich in seiner Amtszeit begann auch die Ausstattung des Lektionsgangs mit einen Zyklus von Glasfenstern (um 1530–50) mit Szenen der Passion Christi, von denen sich einige Scheiben seit 1820 in drei Fenstern im Nordseitenschiff sowie in einem Fenster im Nordquerhaus des Domes zu Münster befinden (siehe Kap. C.8.11.2.1.3.2.).[89]

Das wichtigste Ausstattungsensemble, das auf Geheiß von Abt Münstermann geschaffen wurde, stellen jedoch die bis heute erhaltenen Chorschranken einschließlich des Sakramentsturms sowie der monumentale, 1793/96 abgetragene Hallenlettner dar, die um 1520/25 vermutlich anstelle einfacherer Abschrankungen als feingliedrige Maßwerkarchitekturen aus Baumberger Sandstein errichtet wurden. Aus dem selben Material wurden auch die dazugehörigen skulpturalen Arbeiten des münsterschen Bildhauers Evert van Roden und seiner Werkstatt gefertigt (siehe Kap. C.4.1.).[90]

Erlebte die Abtei Marienfeld unter Abt Heinrich Münstermann nochmals eine besondere Blüte, so kam diese schon zu Ende seiner Amtszeit und bald danach zu einem raschen Ende – bedingt durch die Reformation und vermutlich auch die Wiedertäuferwirren in Münster, in deren Folge sich sogar der münstersche

[88] Ebd., S. 103 (mit weiterf. Lit.).

[89] NORDHOFF, Kreis Warendorf, 1886, S. 151; HÖLKER, Kreis Warendorf, 1936, S. 285; GEISBERG, Münster–Dom, 1937, S. 356–358 (hier grundlegend bearbeitet); WERLAND, Marienfelder Chronik, 1968, S. 353–357; THÜMMLER, Marienfeld, 1972, S. 14; HOPPE/SIEMANN, Marienfeld, 1985, S. 38–39; DOM ZU MÜNSTER, 2004, Teilbd. 1, S. 88–91 (Ulrike Rülander); KOHL, Marienfeld, 2010, S. 46. – Die dort jeweils angesetzte Datierung ‚um 1550' bzw. ‚um 1540' ist jedoch etwas nach unten in die Zeit um 1530–50 zu korrigieren.

[90] Zum Marienfelder Lettner grundlegend: KARRENBROCK, Evert van Roden, 1992, S. 111–119, 255–260; DIE BRABENDER, 2005, S. 302–308, Kat.-Nr. 116 (Reinhard Karrenbrock), jeweils mit der älteren Literatur.

Weihbischof Bernhard von Sachsen-Lauenburg (1519–1536) 1533 in das Kloster zurückzog. Zum Zeitpunkt der Wahl von Heinrichs zweitem Nachfolger Abt Johannes VI. Vrigge (auch Frye; 1542–1553) am 30. März 1542 befand sich nur noch die (Mindest-) Zahl von 12 Mönchen im Kloster – offenbar war die Anzahl der Klosterinsassen im Zuge der Reformation stark rückläufig. Als jedoch 1574 der Generalabt von Cîteaux, Nicolas Boucherat, das Kloster visitierte, lobte er die Einhaltung des klösterlichen Lebens durch die mittlerweile wieder 18 Mönche, die aber in der Klosterzucht noch unerfahren seien.

Durch die Reformation verstärkten sich die Gegensätze zu den protestantisch gewordenen Nachbarterritorien wie Ravensberg, Lippe und Rheda, in denen umfangreicher Besitz der Abtei lag. Dieser Umstand führte sogar dazu, dass – bestätigt durch Reichskammergerichtsurteile – die Abtei Marienfeld zusammen mit dem Prämonstratenserstift Clarholz und dem Benediktinerinnenkloster Herzebrock den einzigen Landstand in der vom evangelisch-reformierten Grafenhaus (Bentheim-) Tecklenburg regierten Herrschaft Rheda bildete.[91]

Im sog. Kölnischen Krieg (1585–1589), beim Durchzug spanischer Truppen 1590 und im Dreißigjährigen Krieg (1618–1648) hatte die Abtei Marienfeld stark unter Besatzungen und Plünderungen, aber auch unter Kontributionszahlungen zu leiden; zeitweise flohen die Marienfelder Mönche sogar in ihren Stadthof im nahen, befestigten Warendorf. Zu Ende des 16. Jahrhunderts waren auch die inneren Verhältnisse des Klosters und seine wirtschaftliche Lage zerrüttet, so dass der münstersche Fürstbischof Ernst von Bayern (1584–1612) bei der Kurie in Rom die Aufhebung des Klosters zugunsten der *mensa episcopalis* und des Jesuitenkollegs in Münster betrieb, doch hatte er damit keinen Erfolg.[92]

Nach dem Friedensschluss von Münster und Osnabrück 1648 setzte dann eine Konsolidierungs- und Erneuerungsphase ein, die das Kloster wieder auf eine sichere wirtschaftliche Basis stellte, auch geistig-religiös und in der Ordensdisziplin festigte, was es zu einem Träger der katholischen Reform in Westfalen – auch in den beaufsichtigten Frauenklöstern des Ordens – werden ließ. Diese neue Blüte Marienfelds drückte sich auch durch eine reiche barocke Repräsentation und

[91] S. dazu LEIDINGER, Zisterzienserabtei, 1998, S. 43–44 (mit weiterführender Lit.); KOHL, Marienfeld, 2010, S. 133, 199–201.

[92] S. dazu KOHL, Marienfeld, 2010, S. 105–107, 132.

Prachtentfaltung aus: Am 8. November 1650 wurde das aufgelöste bzw. seit 1568 luterische Zisterzienserkloster Riddagshausen (vor den Toren Braunschweigs) vom Generalabt Claude Vaussin von Cîteaux nominell dem Kloster Marienfeld inkorporiert und dessen Abtstitel dem Abt von Marienfeld übertragen, im Jahr darauf, am 23. Juli 1651, wurde ihm im Auftrag des Ordens die Inful verliehen, das heißt das Recht zum Tragen der Mitra. Aus diesem Anlass wurde auch ein neuer Abtsstab angeschafft.[93] Erster infulierter Abt war Jodokus Caesem (1646–1661), unter dem auch die barocke Erneuerung der Klosterkirche und ihre Umgestaltung im Geiste des Barock begann – einschließlich einer generellen Öffnung für das Kirchenvolk. So veranlasste er die Entfernung eines Großteils der 34 Altäre sowie der westlichen Abschrankung des Konversenchores. Sein Nachfolger Johannes Stades (1661–1681) ließ – angeregt durch einen Besuch des Fürstbischofs von Münster (1678–1683) und Paderborn (1661–1683), Ferdinand II. von Fürstenberg – das gotische Hochaltarretabel 1680 entfernen und durch einen neuen monumentalen Altaraufsatz (1680–1694) nach einem Entwurf von dessen Hofmaler Johann Georg Rudolphi (1633–1693) ersetzen.

Abt Bernhard II. Cuelmann (1681–1705) vollendete nicht nur den Hochaltar, sondern begann darüber hinaus auch mit dem barocken Neubau der Klostergebäude: 1699–1702 ließ er vor der Westfassade der Klosterkirche, anstelle des 1693 abgebrannten ‚Richthauses', durch den Maurermeister Gerdt Afhuppen die neue ‚Abtei' als Residenz des Abtes aufführen – der Entwerfer des repräsentativen L-förmigen Baues ist nicht überliefert, Michael Mette nimmt jedoch einen ersten Entwurf von Ambrosius von Oelde (um 1637–1705) an, der dann möglicherweise von Gottfried Laurenz Pictorius (1663–1729) zur heutigen Form modifiziert wurde.[94]

Unter Abt Johann XI. Rulle (1705–1713), unter dem Ansätze zur (letztlich erfolglosen) Ausbildung eines eigenen, rechtlich unabhängigen Klosterterritoriums zu erkennen sind, begann dann ab 1711 die schrittweise Erneuerung des Klausurgevierts in großzügiger, aber architektonisch schlichter Gestalt nach Plänen des Architekten Lubbert Hagen, der auch die Bauleitung innehatte. Der Neubau der Klausurtrakte rund um den ebenfalls neu errichteten Kreuzgang (nur der

[93] Heute in der Domkammer in Münster, s. dazu zuletzt: KIRCHENSCHÄTZE, Katalog Münster, 2005, S. 196–197, Kat. Nr. III.5.

[94] METTE, Klosteranlagen, 1993, S. 46, Anm. 211.

hochgotische Nordflügel blieb bestehen) begann mit dem Westflügel und den anschließenden Teilen des Südflügels, die bis 1713 fertiggestellt wurden. Abt Everhard Gallenkamp (1713–1717) musste sich dann jedoch zunächst 1714 der Erneuerung des nördlichen Seitenschiffes der Klosterkirche zuwenden, das in gotischer Formensprache neu errichtet wurde (siehe Kap. C.4.1.). Im selben Jahr wurde das spätgotische Abtshaus abgebrochen und 1715–1717 der Südflügel vollendet.[95]

Unter Abt Ferdinand Oesterhoff (1717–1748) folgte bis ca. 1720 der noch fehlende Ostflügel, dann wandte man sich der barocken Umgestaltung der übrigen Klosteranlage zu: Man begann 1721 mit dem Triumphtor vor der Nordquerhausfassade, es folgten der Neubau der Wirtschaftsgebäude, ehemals ‚1725' am Torhaus datiert, außerdem das neue Krankenhaus und die weitläufigen Gartenanlagen, die unter den nachfolgenden Äbten noch kleinere Veränderungen erlebten.

Parallel mit dem Neubau der Klosteranlage erfuhr auch die Klosterkirche weitere barocke Umgestaltungen und Erneuerungen der Ausstattung (siehe Kap. C.4.1.) unter den Äbten Johann XI. Rulle (1705–1713), Ferdinand Oesterhoff (1717–1748) und Florentius II. Reinking (1748–1757), die bis heute Gestalt und Raumbild der Kirche prägen, darunter Kanzel, Beichtstühle und nicht zuletzt das Orgelwerk (1745–1751) von Johann Patroklus Möller (1720–1769), das als die größte und bedeutendste Barockorgel Westfalens gilt, des weiteren der Sakristeianbau von 1754.

Durch den umfangreichen Neubau der Klostergebäude und die prächtige Ausgestaltung der altehrwürdigen Klosterkirche, die außer dem Lektionsgang und der Pfortenkapelle als einziger Teil der mittelalterlichen Klosteranlage erhalten blieb, unterstrich das Kloster seine besondere Stellung und Bedeutung unter den Klöstern Westfalens. Das durchaus hohe Ansehen der Abtei bei der Bistumsleitung in Münster (zu der nicht immer ein ungetrübtes Verhältnis bestand, da sie das exemte Kloster unter ihre Oberhoheit bringen wollte) zeigt sich auch darin, dass im Jahre 1723 Abt Ferdinand Oesterhoff auf Betreiben von Fürstbischof Clemens August von Bayern (1719–1761) durch den Apostolischen Stuhl sogar zum Titularbischof von

[95] Zur Baugeschichte der barocken Klausurbauten s. die Angaben ind er Klosterchronik (in deutscher Übersetzung bei BÖHMER/LEIDINGER, Chroniken und Dokumente, 1998, hier S. 110–122) sowie die Quellenauswertungen bei METTE, Klosteranlagen, 1993, S. 38–47, 146–148.

Agathonica (Thrakien) erhoben wurde und dieser daraufhin bis zu seinem Tode das Amt des Weihbischofs in der Diözese Münster versah.

Mögliche weitere Ausgestaltungsmaßnahmen an Kirche und Kloster verhinderte der Siebenjährige Krieg (1756–1763), in dessen Folge auch das Kloster in Mitleidenschaft gezogen wurde und unter Abt Bernhard III. Estinghausen (1757–1769) 9500 Reichstaler Kriegskontributionen zahlen musste.

Obwohl die geistig-religiöse Entwicklung der Abtei weitgehend stagnierte, war ihr Ansehen innerhalb des Ordens immer noch hoch, was sich etwa daran zeigte, dass Abt Stephan Pöttken (1784–1794) im Jahre 1786 vom Ordensgeneral Francisco Trouvé zum Generalvikar für die Ordensprovinz Niederrhein-Westfalen ernannt wurde. Doch schon bald bekam das Kloster die Auswirkungen der Französischen Revolution von 1789 zu spüren: Viele französische Emigranten suchten hier Asyl, darunter sogar auch vom 18. Dezember 1792 bis 25. August 1793 der Abt des Filiationsmutterklosters Morimond. Hinzu kam eine große Anzahl weiterer Ordensleute, vor allem Zisterzienser, und anderer Geistlicher, die als Religionsflüchtlinge in Marienfeld Aufnahme fanden. Unter diesen befanden sich auch zehn Trappisten aus der Diözese Antwerpen, die einige Zeit das Klosterleben in Marienfeld bereicherten und schließlich in münsterländischen Darfeld ein neues Kloster gründeten. Hinzu kamen ab 1795 flüchtige Truppenteile des österreichisch-hessischen Heeres. In jener von großen Umbrüchen bestimmten Zeit stand Abt Peter von Hatzfeld (1794–1803, † 1823) dem Kloster vor – eine starke Persönlichkeit, der sich tatkräftig für die Geschicke der Abtei einsetzte. Im Oktober 1795 konnte er sogar den Weihbischof von Münster, Caspar Max Droste zu Vischering (1795–1826/1846), in Marienfeld empfangen, der die Firmung spendete und sogar zwei neue Altäre in der Abteikirche weihte – vermutlich die beiden Seitenaltäre anstelle des spätgotischen Lettners, der zum damaligen Zeitpunkt abgebrochen wurde. Auch das hochgotische Chorgestühl wurde damals in frühklassizistischen Formen umgestaltet und weitere Renovierungen durchgeführt.

Wie nicht zuletzt diese Ausgestaltungsmaßnahmen zeigen, stand das Kloster trotz schwieriger äußerer Bedingungen selbst zu dieser Zeit noch auf einer tragfähigen wirtschaftlichen Grundlage, und noch im Jahre 1800 wurden Novizen in den Konvent aufgenommen. Dennoch konnte Abt Hatzfeld nicht die drohende

Aufhebung des wirtschaftlich gesunden Klosters verhindern, die vom 21.–29. März 1803 durch den preußischen Staat erfolgte, welcher seit 1802 den Ostteil des Bistums Münster besetzt hatte und diesen durch den Reichsdeputationshauptschluss vom 25. Februar 1803 auch offiziell zugesprochen bekam.[96] Der noch 28 Mitglieder zählende Konvent wurde aufgelöst, die Mönche mit einer jährlichen Pension von 600 Gulden abgefunden. Damit endete nach 617 Jahren die Existenz dieser Zisterzienserabtei, die zu den bedeutendsten Klöstern Westfalens gehörte.

1.4. Von der Säkularisation bis heute[97]

Die 1803 durch den preußischen Staat säkularisierte Klosteranlage wurde in eine staatliche Rentei umgewandelt. An der Klosterkirche, die sich seit jener Zeit in Staatsbesitz befindet, wurde am 6. Juli 1804 durch den preußischen König Friedrich Wilhelm III. (1797–1840) die von Harsewinkel abgepfarrte katholische Pfarrgemeinde Marienfeld gegründet, der seither acht Pfarrer vorstanden.

Der bei der Aufhebung 1803 nicht in der Abteikirche verwahrte Kunstbesitz des Klosters, darunter auch die Flügelgemälde Johann Koerbeckes vom gotischen Hochaltar, wurde 1804 versteigert und so in alle Welt verstreut, Teile der Bibliothek an die Universitätsbibliothek nach Münster überwiesen. Während die Wohnungen des Pfarrers, des Küsters und des Lehrers in den Wirtschaftsgebäuden des Klosterhofes untergebracht wurden, sollte in den Klostergebäuden selbst eine Irrenanstalt eingerichtet werden, doch unterblieb dies infolge der napoleonischen Besetzung Westfalens (1806/07–1813).[98] 1829 schließlich verkaufte der preußische Staat, zu dem das ehemalige Fürstbistum Münster seit 1815 wiederum gehörte, das Domänengut Marienfeld (außer der Kirche) an den Tuchkaufmann Bernhard Gustav Tenge. Dieser ließ die mittlerweile maroden Klausurgebäude abbrechen, bestehen blieb allein der noch gut erhaltene Abteiflügel sowie der hochgotische Kreuzgangnordflügel. Später, 1847, wurde der Besitz schließlich an den Freiherrn von Korff-Harkotten veräußert.

[96] Zur Säkularisation des Klosters Marienfeld s. die jüngst erschienenen Beiträge: LEIDINGER, Zisterzienserabtei, 1998, S. 73–74; MÖLLER, Säkularisation, 2001; MÖLLER/OSSENBRINK, Das Ende, 2002; MÖLLER, Marienfeld, 2002; MÖLLER, Schicksale, 2003; LEIDINGER, Säkularisierung, 2003, S. 15–17.

[97] Zur Geschichte der Pfarrei Marienfeld s. WERLAND, Marienfelder Chronik, 1968, v. a. S. 309–312, 371–386; 175 JAHRE, 1979; BEINE, Pfarrgemeinde, 2004.

[98] S. dazu WERLAND, Marienfelder Chronik, 1968, S. 305–307.

Bereits am 2. September 1826 war der offenbar noch mittelalterliche, mit Kupfer gedeckte Dachstuhl der Kirche vollständig abgebrannt. Die Gewölbe hielten dem Feuer stand, doch wurden damals die vier Giebelfelder, wie heute noch ablesbar, stark beschädigt. Nach einer Notdeckung mit Stroh erfolgte dann 1830/31 der Neubau des noch heute erhaltenen, pfannengedeckten Dachstuhles (siehe Kap. C.4.1.).

Das weitere 19. und das 20. Jahrhundert sind vor allem vom schonenden Substanzerhalt des vorhandenen Baubestandes von Kirche und erhaltenen Klosterbauten bestimmt, massive Eingriffe und Veränderungen unterblieben weitestgehend. Auch die Ausstattung der Kirche blieb fast unverändert erhalten und wurde nur um wenige Stücke ergänzt.

1915 beschädigte ein Brand Teile der barocken Wirtschaftsgebäude schwer, insbesondere das Torhaus, das danach nur vereinfacht wiederhergestellt wurde. 1931 gab es Pläne, in Marienfeld wieder ein Zisterzienserkloster einzurichten, die allerdings scheiterten.[99] 1934–35 wurde eine Restaurierung der Kirche unter denkmalpflegerischen Gesichtspunkten durchgeführt.

Nach dem Zweiten Weltkrieg erwarb der Caritasverband Münster die barocke ‚Abtei' und richtete darin ein am 25. Februar 1948 eröffnetes Erholungsheim für unterernährte Kinder ein,[100] das bis 1965 bestand. 1973 wurde das Gebäude dann an einen örtlichen Textilgroßhändler veräußert, unter dem eine Reihe von Umgestaltungen erfolgten, die vielfach einen massiven Eingriff in die bis dahin erhaltene Substanz bedeuteten. 2007 erwarb der benachbarte Hotelier die ‚Abtei', um sie als Tagungszentrum zu betreiben.

An der Kirche wurde in den letzten Jahrzehnten umfangreiche Erhaltungs- und Restaurierungsmaßnahmen durchgeführt (ausführlich behandelt in Kap. C.4.2.). Im Zuge der 1968–72 durchgeführten Innenrestaurierung fand auch eine liturgische Neuordnung des Kirchenraumes infolge des II. Vaticanums statt, ein in diesem Zusammenhang neu geschaffener Zelebrationsaltar konnte am 15. September durch Bischof Heinrich Tenhumberg von Münster (*1915, 1969–1979) anlässlich der 750-Jahrfeier der Kirchweihe geweiht werden.

[99] WERLAND, Marienfelder Chronik, 1968, S. 328.
[100] Ebd.

Nach der Entpflichtung des letzten eigenständigen Pfarrers von Marienfeld im Januar 2004 wurde die Pfarre Marienfeld Teil des Seelsorgeverbandes Harsewinkel. Mit der Gründung einer klösterlichen Gemeinschaft von Benediktinern am 30. Mai 2004 zog wieder neues monastisches Leben in Marienfeld ein.

1.5. Das Patrozinium der Klosterkirche

Die Marienfelder Klosterkirche untersteht wie das gesamte Kloster dem Patrozinium der Gottesmutter Maria,[101] das sich bereits unverkennbar im Ortsnamen zu erkennen gibt. Dies entspricht einem weitverbreiteten Brauch der Zisterzienser, die ihre Klosterkirchen zumeist der Ordenspatronin Maria weihten.[102] Eine Einflussnahme der Edelherren zur Lippe bei der Wahl des Patroziniums dürfte hingegen eher auszuschließen sein – eher wird ihnen, die sich durch eine besondere Marienverehrung auszeichnen, die besondere Neigung der Zisterzienser zur Gottesmutter gelegen gekommen sein.[103]

Bereits die Grundsteinlegung des Klosters 1184 geschah „zur Ehre Gottes und seiner glorreichen Jungfrau Maria“,[104] bei der Kirchweihe 1222 weihte der münstersche Bischof Dietrich III. von Isenburg (1218–1226) demgemäß die Abteikirche und den Hochaltar der heiligsten Dreifaltigkeit und der Muttergottes.[105] Das Patronatsfest wurde zu Klosterzeiten zu Mariä Himmelfahrt am 15. August begangen. Mit der Pfarrgründung 1804 wurde das Marien-Patrozinium der Kirche zwar grundsätzlich beibehalten, nun jedoch unter dem Titel der Unbefleckten Empfängnis Mariä (8. Dezember).[106]

[101] Das Patrozinium der Marienfelder Klosterkirche wurde bisher immer nur am Rande behandelt, so bei ILISCH, Patrozinien Westfalens, 1992, S. 454, zu Marienreliquien in Marienfeld S. 482; LEIDINGER, Klosterbuch, 1992, S. 560 (Nr. 1.2.3); auch KOHL, Marienfeld, 2010, S. 89, § 8 vertieft das Thema nicht.

[102] Zu Maria als Ordenspatronin der Zisterzienser s. auch SIGNORI, Maria, 1993.

[103] Der Auffassung von KOHL, Marienfeld, 2010, S. 89, der sich sehr explizit für „lippische Einflüsse bei der Patrozinienwahl in Marienfeld“ ausspricht, kann in dieser Gewichtung somit nicht gefolgt werden. Leider geht er den weiteren Aspekten des Marien-Patroziniums nicht weiter nach.

[104] WUB II, Nr. 451. – Das deutsche Zitat nach der Übersetzung bei BÖHMER/LEIDINGER, Chroniken und Dokumente, 1998, S. 173.

[105] ZURBONSEN, Chronicon, 1884, S. 27–28. In deutscher Übersetzung bei BÖHMER/LEIDINGER, Chroniken und Dokumente, 1998, S. 34–35. – Zum Hochaltarpatrozinium vgl. auch KOHL, Marienfeld, 2010, S. 218, 219.

[106] In der Literatur zur Geschichte der Pfarrei Marienfeld wird auf diesen Patrozinienwechsel jedoch nicht weiter eingegangen (s. etwa: WERLAND, Marienfelder Chronik, 1968, S. 379; 175 JAHRE, 1979; BEINE, Pfarrgemeinde, 2004).

1.6. Marienfeld als Stifter- und Familiengrablege

Obwohl die Zisterzienser sich anfänglich in ihrer asketischen Grundhaltung bewusst von der Welt abwandten und in der Folge auch auf das ‚lukrative Geschäft' der Bestattungen und Memorien in ihren Klöstern verzichteten, ja sogar den Klosterstiftern die sonst selbstverständliche Totensorge vorenthielten, konnten sie sich auf Dauer nicht dem Wunsch nach einer Stiftergrablege und nach der Totenmemorie in ihren Klöstern entziehen.[107] So war es bereits bei der Gründung der Zisterze Marienfeld im Jahre 1185 zweifellos klar, dass die daran beteiligten Stifter hier auch ihr Grab und ihre Totensorge finden würden. Dabei ist zu berücksichtigen, dass an der Gründung des Klosters eine Gruppe von führenden Adeligen beteiligt war, kein Einzelstifter oder ein Stifterpaar. Somit war die dem Kloster zugedachte Aufgabe nicht die einer Grablege oder eines Hausklosters für eine einzelne Familie, sondern für einen Adelskreis.[108] Entsprechend fand außer dem Gründerbischof Hermann II. von Münster auch der Hauptinitiator der Klostergründung, Widukind von Rheda, zusammen mit seinen Eltern sein Grab im Kloster Marienfeld, während der dritte Hauptgründer Bernhard II. zur Lippe aufgrund seines weiteren Lebensweges im Marienfelder Tochterkloster Dünamünde bestattet wurde, doch diente Kloster Marienfeld seiner Familie und seinen Nachkommen etwa 150 Jahre lang als Familiengrablege und Zentrum ihrer Memoria.

Später, als das Bestattungsverbot der Zisterzienser de facto aufgehoben war, avancierte Kloster Marienfeld zu einer Grablege für zahlreiche Adelsgeschlechter aus der Nachbarschaft, von denen als wichtigste Familie die der Grafen von Rietberg hier angeführt sei. Durch diese Adelsgrablegen erfüllte die eigentlich etwas abseits gelegene Zisterze „eine Mittelpunktsfunktion für den Adel des näheren Umlandes".[109]

[107] S. dazu UNTERMANN, Forma Ordinis, 2001, S. 72–90. – Zu Totenmemorie grundsätzlich: OEXLE, Memoria, 1995; KRÜGER, Memoria, 1998.

[108] So EHBRECHT, Stadtentwicklung, 1985, S. 41, „... der Gedanke an ein ‚Hauskloster', aber anfangs nicht nur für eine Familie, sondern für einen Adelskreis,...". – Vgl. auch ZUNKER, Adel, 2003, S. 97–98. – Zu Marienfeld als Stifter- und Familiengrablege s. auch die (teilweise kritisch zu lesenden) Beiträge von Bernd Ulrich Hucker: HUCKER, Stiftergräber, 2001, S. 294, 296–305; HUCKER, Wappen, Insignien und Baumodelle, 2001.

[109] LEIDINGER, Campus, 1991, S. 25; vgl. auch allgemeiner LUCKHARDT, Grabdenkmäler, 1982, S. 459–461.

1.6.1. Hermann II. von Katzenelnbogen, Bischof von Münster

Bischof Hermann II. von Münster soll sich gemäß der Überlieferung in der ‚Marienfelder Klosterchronik' gegen Ende seines Lebens in seine Lieblingsgründung Marienfeld zurückgezogen haben und dort verstorben sein: „*Pontificatus quoque officio strenue triginta annis administrato s. religionis habitum assumpsit, disciplina regularibus pro deo se mancipavit, mundo ludificante laudabiliter illusit, locum, quem fundavit, tenere fovit, nimium amavit et proprio tandem corpore quasi sigillavit*".[110] Der nur dort überlieferte[111] Klostereintritt Hermanns wird vielfach in der historischen Forschung angezweifelt,[112] doch spricht nichts dagegen, dass Hermann die letzten Wochen seines Lebens als Mönch in Marienfeld lebte und dort sein Leben beschloss – auch eine *professio in extremis*, das heißt ein Ablegen der Profess auf dem Sterbebett, war zu jener Zeit bei Bischöfen üblich[113] und erscheint daher auch für Hermann II. nicht abwegig. Der um 1280/85 anzusetzenden Klosterchronik ist somit durchaus ein hoher Quellenwert beizumessen.[114]

[110] Zitiert nach ZURBONSEN, Chronicon, 1884, S. 19–20. – Zu Deutsch: ‚Nachdem er im Dienst seines Sprengels 30 Jahre kraftvoll gewirkt hatte, empfing er den Mönchshabit, gab sich für Gott der Disziplin der (Ordens-) Regeln hin, verspottete rühmlich die eitle Welt und hegte den Ort, den er gegründete hatte, zärtlich, liebte ihn außerordentlich und siegelte ihn zuletzt gleichsam mit seinem eigenen Körper.'

[111] Außer der ‚Marienfelder Chronik' überliefert noch der münstersche Chronist Melchior Röchell († 1606) den Klostereintritt, doch dürfte er die Information der ‚Marienfelder Chronik' entnommen haben. Zur Überlieferung bei Röchell s. ZURBONSEN, Chronicon, 1884, S. 19, Anm. 2; SCHRÖER, Bischöfe von Münster, 1993, S. 130, dazu Anm. 80.

[112] Bezweifelnd: SCHRÖER, Bischöfe von Münster, 1993, S. 130 („legendär"); ablehnend: KOHL, Diözese Münster, 1999, S. 112. Eher positiv hingegen: STEHKÄMPER, Hermann II., 1956, S. 69; STEHKÄMPER, Hermann II., 1989, S. 117 (‚Vorbereitung auf den Tod bei den Zisterziensern von Marienfeld'); positiv: LEIDINGER, Zisterzienserabtei, 1998, S. 19–20 (‚Rückzug als Mönch in Marienfeld'); HUCKER, Stiftergräber, 2001, S. 294 (‚Er war kurz vor seinem Tod in diesem Konvent Mönch geworden'); BENDER, Bernhard II., 2007, S. 13 (‚Hermann selbst trat seinem Gründungskloster kurz vor seinem Ableben als Mönch bei'); KOHL, Marienfeld, 2010, S. 95–96 (, Dass Bischof Hermann II. von Katzenelnbogen sich im Alter in das Kloster zurückzog und dort verstarb, stärkte den Ruf des Klosters [...]').

[113] S. dazu BRÜCKNER, Sterben, 1969.

[114] SCHRÖER, Bischöfe von Münster, 1993, S. 130 schreibt diese Chronik-Passage Zurbonsen folgend dem Marienfelder Mönch Hermann Zoestius († nach 1445) zu, doch gehört sie vielmehr zu den ältesten, um 1280/85 anzusetzenden Teilen der Chronik, vgl. BÖHMER/LEIDINGER, Chroniken und Dokumente, 1998, S. 9–10.

Bischof Hermann starb am Tage des hl. Medardus, somit am 8. Juni, 1203.[115] Er wurde im Sanktuarium der Klosterkirche, im Zentrum des westlichen Chorjoches in der Mittelachse vor dem Hochaltar beigesetzt, wie auch die Klosterchronik berichtet: „*Sepultus autem in medio sanctuarii ante summum altare pausat in domino*“.[116] Dort befindet sich noch heute seine Grabstätte, deren Fußlinie der Halbierungslinie des Chorquadrates entspricht. Ein solcher Platz im Binnenchor stellt seit jeher die vornehmste Positionierung für ein Grab im gesamten Kirchenraum dar: zum einen durch die axiale Ausrichtung auf den Hochaltar, zum anderen durch die Anwesenheit der Zelebranten und die Nähe zum Chorgestühl mit dem sich hier versammelnden Mönchskonvent – denn „die Gebete und Gesänge, die in aller Zukunft über dem Stiftergrab ertönen, waren die sicherste Vorsorge für den Tag des Jüngsten Gerichts“.[117]

Nun unterband jedoch – wie bereits angedeutet – der Zisterzienserorden, der dem Memorienwesen anfänglich äußerst ablehnend gegenüber stand, durch Generalkapitelsbeschlüsse sehr rigoros jegliche Bestattung in seinen Ordenskirchen. Erst 1152 machte das Generalkapitel des Ordens eine Ausnahme und fasste – vermutlich auf gezielte Veranlassung des französischen Königs Ludwig VII. (1137–1180) – einen Beschluss, der allein die Beisetzung von Königen und Königinnen sowie von Erzbischöfen und Bischöfen in den Ordenskirchen zuließ – letzteren stand seit dem 4. Jahrhundert die Bestattung im Kirchengebäude zu, ein Vorrecht, das somit 1152 auch von den Zisterziensern akzeptiert wurde. Diese Verfügung wurde 1180, nach dem zuvor erfolgten Tod Ludwigs VII., erneut bestätigt.[118]

[115] Bei WUB III, Nr. 22 Zusammenstellung der Überlieferungen seines Todesdatums, die den 8. bzw. 9. Juni nennen. Entsprechend in der nachfolgenden Literatur das Sterbedatum als ‚8./9. Juni 1203’ angegeben, so bei STEHKÄMPER, Hermann II., 1956, S. 69; JAKOBI, Hermann II., 1988, S. 431; STEHKÄMPER, Hermann II., 1989, S. 117; HUCKER, Otto IV., 1990, S. 414; SCHRÖER, Bischöfe von Münster, 1993, S. 130, dazu Anm. 82; BÖHMER/LEIDINGER, Chroniken und Dokumente, 1998, S. 196. – Den Ausschlag für den 8. Juni als Todestag gibt zum einen das Marienfelder Nekrolog, das diesen Tag verzeichnet (Landesarchiv NRW, Abt. Münster, Msc. VII, Nr. 1337, S. 40: „*medardi m(artyris = 8. Juni) Hermannus Ep(iscopu)s Mon(asterien)sis fundator loci istius q(u)i o(btuli)t 1500 M. com(m)emoratio fundatorum*“; LEDEBUR, Necrologium, 1827, S. 137, (leicht abweichend) zum 8. Juni: “*Hermannus II Episcopus Monasteriensis Fundator huius loci. Commemoratio Fundatorum*“; vgl. KOHL, Marienfeld, 2010, S. 527) – und im Kloster Marienfeld sollte das Sterbedatum des Gründerbischofs, an dem zudem aller Gründer gedacht wurde, hinlänglich bekannt gewesen sein (!) – und zum zweiten die Angabe in den Chronikversionen E und H (So ZURBONSEN, Chronicon, 1884, S. 20) im Anschluss an die Inschrift der Grabtumba: „*Obiit die Medardi episcopi*“ = ‚Er starb am Tage des Bischofs Medardus’– der Festtag des hl. Medardus fällt auf den 8. Juni. Dieser Tag gehörte übrigens zu den belegten Festtagen des Klosters, vgl. KOHL, Marienfeld, 2010, S. 227.

[116] Zitiert nach ZURBONSEN, Chronicon, 1884, S. 20. – Zu Deutsch: ‚Nun aber begraben in der Mitte des Sanktuariums vor dem Hochaltar, ruht er im Herrn.’

[117] UNTERMANN, Forma Ordinis, 2001, S. 73. – Vgl. auch SAUER, Fundatio, 1993, S. 154.

[118] 1152, Nr. 10, 1180, Nr. 5: CANIVEZ, Statuta I, 1933, S. 47, 87. – Vgl. dazu UNTERMANN, Forma Ordinis, 2001, S. 75, 86. Außerdem AUBERT, Architecture cistercienne, 1943, Bd. I, S. 329; SAUER, Fundatio, 1993, S.

Da Hermann von Katzenelnbogen zur letztgenannten Gruppe der Bischöfe gehörte, entsprach seine Bestattung im Chor der Marienfelder Klosterkirche mithin durchaus den Bestimmungen und Vorschriften des Ordens, zumal er über seine bischöfliche Funktion hinaus einer der Klostergründer war.[119]

Bezeichnend ist, dass Bischof Hermann II. von Katzenelnbogen seine Grablege in Marienfeld wählte und nicht etwa im Dom zu Münster, dessen Westbau er aufwendig neu errichten ließ (siehe Kap. 10.2.1.1.3.), oder in der ebenfalls von ihm gestifteten Kanonikerstiftskirche St. Ludgeri in Münster. Offenbar suchte er bewusst die Nähe der Zisterzienser, die aufgrund ihrer reinen, asketischen Lebensweise als besonders gottgefällig galten, was sich entsprechend auch auf die Wirkmacht ihrer Fürbitt-Gebete auswirkte.

Im Jahre 1215 erwirkte Abt Giselbert (1213–1219) bei der Versammlung des Generalkapitels des Zisterzienserordens, das Jahrgedächtnis ‚seines Bischofs' (= Hermann II. von Katzenelnbogen) besonders feiern zu dürfen.[120] Dies könnte der Anlass gewesen sein für eine Neugestaltung der Grabstätte des Gründerbischofs Hermann: Sie wurde etwa 20 Jahre nach der Bestattung, um 1220/30, mit einer aufwendigen spätromanischen Grabtumba ausgezeichnet, die noch heute Spuren einer jahrhundertelangen Memorialpraxis zeigt (siehe Kap. C.7.3.).

Auch Hermanns direkter Nachfolger auf dem münsterschen Bischofsstuhl, Otto I. von Oldenburg (1203–1218), der das Kloster stark gefördert hatte, wollte sich offenbar in Marienfeld bestatten lassen. Davon berichtet zumindest die Marienfelder Ortstradition. Nach dem Tod des Bischofs am 6. März 1218 auf dem 5. Kreuzzug in Caesarea sei der Leichnam nach Westfalen überführt worden, auf dem Weg nach Marienfeld jedoch entführt und in der Hl.-Kreuz-Kirche zu Stromberg beigesetzt

114, dazu Anm. 91 und LAABS, Malerei und Plastik, 2000, S. 118, dazu Anm. 832. – Zur Bestattung von Bischöfen im Kirchenraum s. SAUER, Fundatio, 1993, S. 153.

[119] UNTERMANN, Forma Ordinis, 2001, S. 85 nennt frühe Bischofsbestattungen, die teilweise bereits vor 1152 vorgenommen wurden, so dass der Generalkapitelsbeschluss von 1152 eine bereits geübte Praxis legalisiert.

[120] CANIVEZ, Statuta I, 1933, S. 447, 1215, Nr. 60: „*Petitio abbatis de Orta, de faciendo anniversario Domini Martini episcopi in domo sua, exauditur, non tamen stando. Idem conceditur abbati de Campo-S.-Mariae de anniversario episcopi sui.*". – Vgl. dazu KOHL, Marienfeld, 2010, S. 131, der dies offenbar als grundsätzliches Gedächtnis des Ortsbischofs von Münster auslegt und daher als Ausdruck des „guten Einvernehmens" wertet, doch zeigt das vollständige Zitat, dass es um konkrete Personen geht: Im Falle der Zisterze Huerta (Spanien) um deren Abt und späteren Bischof von Sigüenza (1186–1192), Martin de Finojosa († 1213), im Falle von Marienfeld zweifellos um dessen Gründerbischof Hermann von Katzenelnbogen, wie es bereits J.-M. Canivez in der zugehörigen Fußnote 14 interpretiert.

worden.[121] Möglicherweise wollte man die mit der Bestattung verbundenen Seelgerätsstiftungen in die Wallfahrtskirche der bischöflichen Burg Stromberg ‚umlenken'.[122]

Es ist zu vermuten, dass Bischof Otto I. eine Grablege der Bischöfe von Münster in Marienfeld etablieren wollte, wie es vergleichbar etwa auch in den Zisterzen Longpont, wo einige Bischöfe von Soissons beigesetzt wurden, oder Ebrach, wo ab 1150 bzw. 1287 bis 1573 die Herzen der Würzburger Bischöfe bestattet wurden, der Fall ist.[123] Hermann II. von Katzenelnbogen sollte jedoch der einzige in Marienfeld beigesetzte Bischof von Münster bleiben.

1.6.2. Die Edelherren von Freckenhorst/Rheda

Die Familie der Edelherren von Freckenhorst/Rheda, die nur über zwei Generationen nachweisbar ist (siehe Kap. D.1.2.), schuf sich mit der von ihr initiierten Stiftung des Zisterzienserklosters Marienfeld eine geistliche Institution, die ihren gesamten Besitz erben und auf dieser Basis für ein ständiges Andenken der Stifterfamilie sorgen sollte.

Zunächst fand der 1190/91 auf dem dritten Kreuzzug bei der Eroberung Akkons gefallene Hauptstifter Widukind von Rheda, dessen Gebeine und Herz aus dem Heiligen Land überführt wurden, in Marienfeld sein Grab, später dann auch seine nach 1197 verstorbene Mutter Luttrudis von Schwalenberg, Mitstifterin des Klosters. Beide werden dafür gesorgt haben, dass auch die Gebeine des Vaters bzw. Gatten Everwin, Edelvogt von Freckenhorst und Liesborn, nach Marienfeld übertragen

[121] Bei LEDEBUR, Necrologium, 1827, S. 167 heißt es dazu: „An diesem Tage [= 6. März] starb Bischof Otto von Münster. Es ist sehr auffallend, dass derselbe, ein Nachfolger des Mitstifters Hermann, keinen Platz in dem Marienfelder Todtenbuche gefunden hat, da er das Kloster selbst dazu ausersehen hatte, hier seinen letzten irdischen Schlaf zu schlafen. Otto starb am erwähnten Tage im Jahre 1218 auf dem Kreutzzuge in Syrien, seine Thaten sind sogar, wie Schaten [= SCHATEN, Annales Paderbornenses, 1693/1698] bei dem gedachten Jahre anführt, von einem Marienfelder Klosterbruder Hermann aufgezeichnet und beschrieben worden [...]. Der Marienfelder Chronist berichtet: als die heilige Leiche nach dem Kloster habe gebracht werden sollen, sei sie unterwegs aufgehoben und in die Schlosskirche zu Stromberg entführt und dort bestattet worden". Diese Episode jedoch nicht in der bei ZURBONSEN, Chronicon, 1884 abgedruckten Version der Marienfelder Chronik. – Zu Bischof Otto I. von Münster: SCHRÖER, Bischöfe von Münster, 1993, S. 133–135 (dort nicht die beabsichtigte Bestattung in Marienfeld erwähnt).

[122] Man denke etwa an die von Erzbischof Anno II. von Köln (1056–1075) veranlasste ‚Entführung' und Beisetzung des Leichnams der polnischen Königin Richeza (um 995–1063), Tochter des rheinischen Pfalzgrafen Ezzo und der Kaisertochter Mathilde, die statt – wie gewünscht – in der Abteikirche Brauweiler auf Annos Geheiß in der Kölner Stiftskirche St. Maria ad Gradus begraben wurde, welche dadurch u. a. in den Besitz der angeblich für den Bestattungsort bestimmten Schenkung des Gutes Klotten an der Mosel kam. S. dazu etwa BEUCKERS, Ezzonen, 1993, S. 35.

[123] S. zu beiden Beispielen u. a. UNTERMANN, Forma Ordinis, 2001, S. 78. Zu Ebrach auch WIEMER, Ebrach, 1992, S. 5, 34.

wurden, wo sie zunächst auf dem Laienfriedhof beigesetzt worden sein dürften. Vogt Everwin war bereits zwischen 1166 und 1169 verstorben und zunächst an anderer Stelle – etwa im Damenstift Freckenhorst, dessen Vogt er war und wo seine Tochter Gertrud als Äbtissin amtierte – beigesetzt worden.

Auch Widukind und Luttrudis werden zunächst auf dem Marienfelder Klosterfriedhof ihr Grab gefunden haben, wie es den strengen Bestimmungen des Zisterzienserordens bezüglich der Bestattungen von Laienstiftern zum damaligen Zeitpunkt entsprach. Erst als sich die Bestimmungen und Gewohnheiten im Orden zu Anfang des 13. Jahrhunderts lockerten, wurden die Gebeine der Stifterfamilie exhumiert und nun zwar nicht in der Kirche, was für Laienstifter immer noch untersagt war, jedoch in einem kirchennahen Raum bestattet: Die ‚Marienfelder Klosterchronik' überliefert die Bestattung der Gebeine Widukinds von Rheda und seiner Eltern in (drei) erhöhten Sarkophagen unter einem Bogen am Eingang des Kapitelsaales.[124] Dieser ist wohl mit der 1988 aufgedeckten Wandnische (um 1220/30) in der kreuzgangseitigen Westwand des südlichen Querhauses der Klosterkirche zu identifizieren (siehe Kap. C.7.2.), die als Nischengrab diente und wo der Konvent offenbar eine würdige Grablege für die ausgestorbene und vom Kloster beerbte ‚Stifterfamilie' einrichtete. Diese sollte dadurch sicherlich auch in ihrer rechtlichen Bedeutung besonders hervorgehoben werden. Mit dieser Grabnische erfüllte sich endgültig der Wunsch Widukinds von Rheda nach einer würdigen und für das Seelenheil ‚effektiven' Familiengrabstätte des Hauses Rheda.

Später, vermutlich um 1280/90, wurde dann die Grabstätte Widukinds von Rheda (und vermutlich auch die seiner Eltern) in den Kapitelsaal verlegt und aus diesem Anlass eine neue, figürliche Grabplatte geschaffen, die sich bis heute erhalten hat und nach wie vor die im Rahmen der barocken Neubaumaßnahmen des Klostergevierts abermals verlegte, nun in der damals neu errichteten südlichen Chorumgangskapelle angesiedelte Grabstätte Widukinds deckt.

1.6.3. Die Edelherren zur Lippe

Wo die erste Generation der Edelherren zur Lippe ihre Begräbnisstätte hatte, ist nicht sicher überliefert. Gelegentlich wird angenommen, dass das um 1140 gegründete

[124] ZURBONSEN, Chronicon, 1884, S. 21, dazu Anm. d) [Chronikversion E]; in deutscher Übersetzung bei BÖHMER/LEIDINGER, Chroniken und Dokumente, 1998, S. 29–30.

Prämonstratenserinnenstift Cappel (Abb. 1303a, b), unweit ihrer Burg an der Lippe (dem Ursprung des späteren Lippstadt) und somit im Kernraum ihres Herrschaftsbereiches, als Familiengrablege fungierte und hier Bernhard I. und Hermann I., die vermuteten Gründer des Klosters, bestattet wurden.[125] Zudem ist nicht sicher geklärt, ob Hermann I., der Vater Bernhards II. zur Lippe, identisch ist mit jenem 1167 in Rom verstorbenen ‚Grafen Hermann', oder ob dieser der ältere Bruder Bernhards II. war. Sollte ersteres zutreffen, erscheint eine Beisetzung Hermanns I. in Cappel zumindest fraglich, da er 1167 nach der Kaiserkrönung Friedrichs I. Barbarossa in Rom an einer im Gefolge des Kaisers grassierenden Seuche verstarb und seine Gebeine dann in die Heimat überführt worden sein müssten. Dass jedoch sein Sohn Bernhard II. zur Lippe um das Seelenheil seines Vaters besorgt war, zeigt sich an einer Seelenstiftung Bernhards II. zur Lippe für seinen Vater Hermann im Kloster Marienfeld im Jahre 1223.[126]

Da das Cappeler Klosterarchiv 1633 in das rheinische Prämonstratenserstift Knechtsteden, dem Cappel ordensintern unterstellt war, überführt wurde und dort im Zuge der französischen Besatzung 1794 verloren ging, ist die Klostergeschichte Cappels nur sehr rudimentär überliefert. Daher kann, zumal auch kein Nekrolog mehr existiert, eine maßgebliche Beteiligung Bernhards I. und Hermanns I. zur Lippe an der Klostergründung und deren dortige Bestattung weder bestätigt noch widerlegt werden.[127]

[125] So GAUL, Rheda, 1955, S. 188; vgl. auch EHBRECHT, Stadtentwicklung, 1985, S. 23–26, der zwar die Gründung Cappels durch Bernhard I. und Hermann I. angibt, sich aber nicht zu ihren Grabstätten oder der Bedeutung als Hauskloster äußert (zu den Hypothesen Ehbrechts bzgl. einer über Bernhard II. und seine Frau Heilwig von Are vermutete Verbindung zu den Prämonstratenserstiften Cappenberg und Knechtsteden kritisch SCHNEIDER, Cappel, 1988, S. 40, Anm. 267); MEIER, Grabstätten, 1996, S. 12 äußert sich nicht zu den Grabstätten des Brüderpaares („Wir überspringen die Brüder Hermann I. und Bernhard I., über die nur denkbar wenig bekannt ist, [...]") und geht auch auf S. 90–92 (Stift Cappel) nicht auf die mögliche Bedeutung Cappels als erste lippische Grablege ein. Ebenfalls nur allgemein ZUNKER, Adel und Klöster, 2007, S. 131. – S. auch die folgenden Anm.

[126] WUB III. Nr. 190 = Lipp. Reg., Nr. 169 = Lipp. Reg. N. F., 1223.00.00.

[127] Zur Geschichte Cappels: SCHNEIDER, Cappel, 1988, S. 20–51, zur Quellenlage ebd., S. 20–27; zu den mangelnden Belegen zur Gründung durch Bernhard I. und Hermann I. ebd., S. 33, Anm. 188; zusammenfassend SCHNEIDER, Cappel, 1992. – Eine Gründung Cappels durch die beiden Lipper Edelherren bleibt dennoch sehr wahrscheinlich, da sich das Kloster in einem der absoluten Kernräume des Herrschaftsbereiches des Hauses Lippe befindet und dieses sicherlich nicht einer fremdinitiativen Stiftung in ihrem entstehenden Territorium zugestimmt hätte. Die von SCHNEIDER, Cappel, 1988, S. 33 zitierte frühneuzeitliche Überlieferung (von 1608), Bernhard (II.) habe das Kloster mit kaiserlicher Bewilligung fundiert, was später noch von seinem Sohn Hermann (II.) verbessert worden sei, stellt nur die Förderung einer bereits seit über 40 Jahren bestehenden Institution dar, die vermutlich von Bernhards Vater und Onkel ins Leben gerufen worden war. – Zu den Beziehungen der Edelherren zur Lippe zu Cappel s. auch die vorsichtigen, rein auf die überlieferten Fakten bezogenen Bemerkungen ebd., S. 34–35, 37, 40, 41–43; darauf basierend auch ZUNKER, Adel, 2003, S. 92–93.

Der archivalischen Überlieferung ist zu entnehmen, dass dann im 13. und 14. Jahrhundert eine Reihe von regierenden Edelherren zur Lippe und ihre Angehörigen in Marienfeld beigesetzt wurden, so dass anzunehmen ist, dass damals das von der Familie mitbegründete Zisterzienserkloster nahe ihrer neuen Hauptresidenz Rheda zum Hauskloster mit der Grablege des Hauses Lippe avanciert war.[128] Als Stifterfamilie stand ihm eine – auch vom Zisterzienserorden ab ca. 1200 erwünschte – Familiengrablege auf dem Klostergelände zu. Da den Ordensstatuten zufolge der Kirchenraum und zunächst (bis 1252) auch der Kapitelsaal als Bestattungsort verwehrt blieb, wurde neben dem Laienfriedhof bevorzugt der Kreuzgang, der schon seit ca. 1160 für Beisetzungen zugelassen war, als Ort der Grablege gewählt[129] – so offenbar auch in Marienfeld: Zwar ist an keiner Stelle in Hartmanns ‚Beschreibungen' (1708) eine ausgewiesene Grablege der Edelherren zur Lippe erwähnt, doch nennt er zumindest im nordöstlichen Eckjoch des Kreuzganges das Grab der Oda zur Lippe († 1243), geborener Gräfin von Tecklenburg, die dort laut Inschrift gemeinsam mit ihrem Gatten und früh (?) verstorbenen Kindern bestattet war.[130] Dadurch ist indirekt auch das Grab ihres Gemahls Hermanns II. zur Lippe († 25. Dezember 1229) bezeugt, dessen Grabplatte aber zu Zeiten von Pater Hartmann nicht mehr erhalten war.[131] Er dürfte als eines der ersten Familienmitglieder des Hauses Lippe hier beigesetzt worden sein, denn sein Vater Bernhard II. zur Lippe († 29./30. April 1224), Mitgründer des Klosters, starb in Livland und wurde im

[128] Ähnlich bereits FALKMANN, Bilder, 1880, S. 7; PREUSS, Alterthümer, 1881, S. 12; GAUL, Rheda, 1955, S. 188–189; EHBRECHT, Stadtentwicklung, 1985, S. 41 mit der Differenzierung, dass es Hauskloster für einen „Adelskreis" gewesen sei (vgl. Anm. 107); SCHOLZ, Bernhard II., 1987, S. 19; MEIER, Grabstätten, 1996, S. 12–15, 98 (Tafel I); BENDER, Bernhard II., 2007, S. 12. KOHL, Marienfeld, 2010, S. 99 ist somit klar zu widersprechen, wenn er meint: "Zum ‚Hauskloster' der lippischen Edelherren hat sich Marienfeld niemals entwickelt".

[129] UNTERMANN, Forma Ordinis, 2001, S. 75, 77, 86, 89.

[130] WIGGER, Antiquitates, 1898, S. 18: "*Deinde in primo istius porticus sepulchralium lapidum ordine iuxta fenestram sic legitur: Oda nobilis de Lippe. / Oda viri stirpisque suae sociata sepulchris / His tumulata locis titulis iacet inclita pulchris*." (Wigger nennt in Anm. 2 das Todesjahr 1263, doch handelt es sich dabei um das Sterbejahr ihrer Tochter Oda, die im Grab daneben ruht; s.u.). – Zu Deutsch nach BÖHMER/LEIDINGER, Chroniken und Dokumente, 1996, S. 151: „Danach liest man in der ersten Reihe der Grabsteine dieses Ganges nahe beim Fenster: ‚*Oda, Edle zu Lippe. / Im Grabe vereint mit ihrem Mann und ihren Kindern, / liegt hier Oda, ausgezeichnet mit ruhmvollen Ehren.*'". – FALKMANN, Bilder, 1880; ihm folgend, aber wenig konkret auf die Quellen eingehend MEIER, Grabstätten, 1996, S. 14, dazu auch S. 98, Tafel I. – HUCKER, Königspläne, 1989, S. 80, kommt das Verdienst zu, erstmals wieder auf die Bestattung Odas in Marienfeld aufmerksam gemacht zu haben (mit Verweis auf die oben zitierte Quelle).

[131] Obwohl die Inschrift der Grabplatte Odas erwähnt, dass sie hier vereint mit ihrem Mann ruhe, ist kaum davon auszugehen, dass sie gemeinsam in einem Grab bestattet wurden, sondern dass der gut 13 Jahre früher verstorbene Hermann II. ehemals ein eigenes Grab unmittelbar daneben besaß. – HUCKER, Königspläne, 1989, S. 80, entgeht bei der Lokalisierung des Grabes völlig, das die in Anm. 130 zitierte Textstelle Hartmanns Teil einer Beschreibung der Grabplatten im Kreuzgang (!) ist – statt dessen bezieht er die Bezeichnung ‚porticus' auf den Eingangsbereich (!) im nördlichen Querhaus, wo sich in vermeintlich passender Weise eine Rittergrabplatte mit Kirchenmodell beim Eingang unter einem Fenster befindet, die er daher für Hermann II. in Anspruch nimmt!

Marienfelder Tochterkloster Dünamünde, dessen zweiter Abt er war, beigesetzt.[132] Die Grabstätte seiner Mutter Heilwig von Are-Nürburg († 1227) ist bisher unbekannt – vermutlich wurde aber auch sie in Marienfeld beerdigt, wo ihr Gemahl Bernhard II. bereits im Jahre 1221 eine Memorie für den Vogt Widukind von Rheda, einen (wohl verwandten) Vicedominus Conrad sowie seine noch lebende Frau und die fünf Söhne eingerichtet hatte.[133] 1223 verfügte Bernhard II. zudem eine weitere Seelenstiftung für seinen Vater Hermann und weitere Verwandte.[134] Vermutlich beabsichtigte Bernhard II. damals, um 1221/23, noch die Einrichtung seiner Grabstätte in Marienfeld,[135] wo er später zumindest durch eine Darstellung in einem farbigen

[132] Die Grabstätte Bernhards II. in Dünamünde wurde jedoch bereits 1228 mit dem Kloster zerstört. – Zur Grabstätte Bernhards: SCHEFFER-BOICHORST, Herr Bernhard, 1871, S. 213–214; DIETRICH, Bernhard II., 1929, o. S.; JOHANSEN, Lippstadt, 1955, S. 157–159; SCHOLZ, Bernhard II., 1987, S. 33. – Hier sei die Vermutung angestellt, dass Bernhard II. zur Lippe, der seit 1218 Bischof von Selonien war, seinem Rang gemäß im Chorraum der Klosterkirche Dünamünde vor dem Hochaltar beigesetzt wurde (vgl. Kap. C.10.4.2.4.).

[133] WUB III, Nr. 167 = Lipp. Reg. I, Nr. 165 = Lipp. Reg. N. F., 1221.00.00C: „*Preterea adiciendum curavimus, ut fieret annuatim memoria fidelis Widikindi advocati, Conradus vicedomini et nostri more exequiali, et fratres die exequiarum suam perciperent consolationem; insuper et memoria Helewigis et filiorum eius, quorum hec sunt nomina Gerhardus, Otto, Bernhardus, Theodericus, Hermannus*“. Die Gedächtnisstiftung befindet sich ganz am Ende des Urkundentextes – offenbar wurde sie spontan an die Urkunde angefügt, die vornehmlich die Bestätigung der Schenkungen Bernhards II. zur Lippe und Widukinds von Rheda zum Inhalt hat und die durch die Siegel der anwesenden Söhne bekräftigt wird. Vermutlich aus deren Anwesenheit bei der Ausstellung der Urkunde erklärt sich auch die alleinige Nennung der Söhne, während die Namen der Töchter fehlen. – Diese Urkunde ist auch in der ‚Marienfelder Chronik' (Version H) überliefert, daher in Übersetzung bei BÖHMER/LEIDINGER, Chroniken und Dokumente, 1998, S. 33–34: „Außerdem lassen wir noch hinzufügen, daß alljährlich ein feierliches Totengedenken für den Vogt Widukind gehalten wird, so wie der Erzdiakon Konrad und ich es zu halten pflegen, und daß die Brüder am Tage des Totengedenkens ihren Trosttrunk erhalten. Auch der Heilwig und ihrer Söhne Gerhard, Otto, Bernhard und Theodor [Dietrich] soll man feierlich gedenken. Nach der Verlesung ihrer Namen im Kapitel beim jeweiligen Jahrgedächtnis wird der Abt, oder wer sonst den Konvent leitet, nach der Lossprechung der Brüder Trosttrunk ausbringen, und er möge die Brüder ermahnen, ihn andächtig zu vollziehen.“ – Vgl. auch FALKMANN, Bilder, 1880; EHBRECHT, Stadtentwicklung, 1985, S. 42 mit Verweis auf Lipp. Reg. I. S. 137, Nr. 165; SCHOLZ, Bernhard II., 1987, S. 30; MEIER, Grabstätten, 1996, S. 14, Falkmann folgend; S. 98, Tafel I als Grabstätte Heilwigs ‚Marienfeld' mit Fragezeichen angegeben; ZUNKER, Adel, 2003, S. 97–98, dazu Anm. 100, 101. – Im Marienfelder Nekrolog ist unter dem 7. Juli eine ‚*Helwigis*' als ‚*familiaris*' eingetragen (KOHL, Marienfeld, 2010, S. 526), doch erscheint eine Identifizierung mit Heilwig von Are-Nürburg weniger wahrscheinlich, da ein weiterer Namenszusatz, der sicher gemacht worden wäre, fehlt.

[134] WUB III. Nr. 190 = LR, Nr. 169 = LR NF 1223.00.00: „*...donatione libera contulimus campo sancte Marie ad usum luminum pro remedio anime eiusdem patris nostris* [= Hermann] *affiniumque nostrorum*“.

[135] Eine beabsichtigte Beisetzung Bernhards in Marienfeld mutmaßt auch EHBRECHT, Stadtentwicklung, 1985, S. 41. SCHOLZ, Bernhard II., 1987, S. 33 äußert die Vermutung, dass der von Magister Justinus im ‚Lippiflorium' überlieferte Schiffbruch auf See beim Transport von Bernhards Leichnam möglicherweise mit einer ursprünglich geplanten Überführung nach Marienfeld zusammen hing, er dann aber nach diesem ‚Gottesurteil' in Dünamünde beigesetzt wurde. – In einer niederdeutschen Übersetzung des ‚Lippifloriums', die die Stiftsdamen des Lippstädter Marienstiftes 1487 als Geschenk an Bernhard VII. zur Lippe übersandten, heißt es u. a., Bernhard II. habe ehemals die Absicht gehabt, sich im dortigen Stift beisetzen zu lassen (KIMMINUS-SCHNEIDER, Marienstift, 1995, S. 8, dazu Anm. 76). Dies ist wohl als damalige ‚Geschichtsfälschung' zur Steigerung des eigenen Ansehens zu interpretieren. Auch die darauf aufbauende und durch die Altarpatrozinien des Westbaues – Michael und Maria Magdalena – untermauerte Interpretation von C. Kimminus-Schneider (KIMMINUS-SCHNEIDER, Marienstift, 1995, S. 8, 203) ist aufgrund des zeitlichen Abstandes der Altarweihen (1251 und 1254) zur Stiftungstätigkeit Bernhards II. wenig wahrscheinlich (vgl. dazu Kap. C.10.4.1.3.1.). Hätte er ernstlich die durchaus logische Absicht gehabt, sich in der Kirche des an seiner Stammburg eingerichteten Augustinerinnenstiftes beisetzen zu lassen, hätte er den Ausbau von Kirche und Stift sicherlich wesentlich deutlicher gefördert. Stattdessen scheint er ganz offensichtlich die 1185, d. h. etwa gleichzeitig oder kurz zuvor, von ihm in Marienfeld mitbegründete Niederlassung der Zisterzienser, denen eine besonders ‚wirksame' Fürbitte nachgesagt wurde, bevorzugt zu haben.

Glasfenster auf der Südseite des Hochchores zusammen mit Bischof Hermann II. von Münster, der im gegenüberliegenden Fenster abgebildet war, als Klostergründer besonders geehrt wurde.[136]

Von der Enkelgeneration Bernhards II. ist zumindest das Grab der Oda zur Lippe († 17.9.1262), verheiratet mit Graf Konrad I. von Rietberg (reg. 1237–1264, † 1284/94), belegt, die neben ihren Eltern Oda und Hermann II. bestattet wurde,[137] während die Grabstätte ihres Bruders Bernhard III. († 1265) und seiner Gemahlin Sophia von Ravensberg bisher unbekannt ist[138] – mit aller Vorsicht könnte ihre Grablege im Westbau der Stiftskirche St. Marien in Lippstadt gemutmaßt werden, wohin beide am 26. November 1262 für sich und ihre bereits verstorbenen Söhne Gerhard (Dompropst und Electus von Bremen, † 1260) und Ekbert († 1262) ein Jahrgedächtnis[139] stifteten (siehe Kap. C.10.4.1.3.1.).

Sicher bezeugt ist hingegen die Bestattung von Bernhard IV. († 1275) in Marienfeld. Er installierte am 3. Mai 1275, nicht lange vor seinem Tode, im Kloster eine Stiftung

[136] Hermann Hartmann schreibt zum Hochchor der Klosterkirche, nachdem er das Grabmal Hermanns II. dort abgehandelt hat, Folgendes: „*Erant et sub eodem fornice huius monumenti superne duae antiquae et coloratae fenestrae dexstrorsum sinistrorsumque, quae magnis effigiebus repraesentabant episcopos infulatos, ad dextram quidem huius Hermanni de Catzenelebogen cum suis insigniis gentilitiis, ad sinistram vero Bernardi de Lippia episcopi Selonensis cum sius rosis gentilitiis. Nam uterque hic episcopus fuerat et fundator et monachus Campi Mariani*“, zitiert nach WIGGER, Antiquitates, 1898, S. 12/13; zu Deutsch nach BÖHMER/LEIDINGER, Chroniken und Dokumente, 1998, S. 151: „Im Gewölbe über diesem Grabstein [besser: Grabmal] befanden sich hoch oben zwei alte farbige Fenster, rechts und links, die in voller Größe zwei Bischöfe mit Mitra zeigten, rechts Hermann von Katzenelnbogen [mit seinem Familienwappen], links Bernhard zur Lippe, Bischof von Selonien, mit den Rosen seines Geschlechtes. Jeder der beiden Bischöfe war ja sowohl Gründer als auch Mönch von Marienfeld gewesen“.

[137] WIGGER, Antiquitates, 1898, S. 18: „In 2do lapide sic: Oda comitissa de Retberghe, insignia sunt Lippiensia.“ – Zu Deutsch nach BÖHMER/LEIDINGER, Chroniken und Dokumente, 1996, S. 151: „Auf dem zweiten Grabstein steht: ‚Oda, Gräfin von Rietberg', sie trägt das Lippische Wappen.“. Im Marienfelder Nekrolog heißt es zu ihr zum 17. September: „Oda comitissa de Rietberg contulit domum in Oldenwede“ (zitiert nach KOHL, Marienfeld, 2010, S. 534). – Ihr Gemahl Konrad I. von Rietberg stiftete drei Tage nach ihrem Tod, am 20. September 1262, ein Jahrgedächtnis für sie, seine Eltern und sich selbst: WUB III, 692: „[...], pro salute anime uxoris nostre Ode iam defuncte necnon et propria salute atque parentum nostrorum“, „vidilicet, ut eadem die anniversarium predicte uxoris nostre Ode et post decessum nostrum memoria nostri in ipso die ab eodem conventu devote agitur“. Vgl. auch VAHRENHOLD, Marienfeld, 1966, S. 80. Seiner wurde im Marienfelder Nekrolog ohne Tagesdatum (?) gedacht; s. KOHL, Marienfeld, 2010, S. 522. – Ihre Söhne, der Osnabrücker Bischof Konrad II. und Graf Friedrich I. von Rietberg, stifteten am 30. November 1273 ein ewiges Licht zu ihrem Seelenheil vor dem Hochaltar der Marienfelder Klosterkirche: WUB III, Nr. 938 (s. dazu Kap. C.8.9.). – Vgl. auch BÖHMER/LEIDINGER, Chroniken und Dokumente, 1996, S. 200. – Zu Oda zur Lippe, Gräfin von Rietberg s.: LEESCH, Rietberg, 1963, S. 299 (mit Angabe des Sterbedatums); ZUNKER, Adel, 2003, S. 89, Anm. 29; S. 98, Anm. 100.

[138] FALKMANN, Bilder, 1880, S. 8 mutmaßt eine Beisetzung Bernhards III. in Marienfeld. Vgl. GAUL, Rheda, 1955, S. 188. SCHOLZ, Bernhard II., 1987, S. 19 schreibt – jedoch ohne Beleg – zu Bernhard III.: „Spätestens Bernhards [II.] gleichnamiger Enkel [= Bernhard III.] ist hier als erster Edelherr zur Lippe bestattet worden“ – möglicherweise liegt eine Verwechslung mit der sicher überlieferten Bestattung Bernhards IV. (s.u.) vor. MEIER, Grabstätten, 1996, S. 14 folgt den Ausführungen Falkmanns, dazu auch S. 98, Tafel I.

[139] StAM, Stift Lippstadt (Dep.), Nr. 21 = WUB IV, Nr. 918 = Lipp. Reg. Nr. 315. S. dazu auch KIMMINUS-SCHNEIDER, Marienstift, 1995, S. 20.

für seines Vaters, seines Bruders Hermanns III. und sein eigenes Seelenheil.[140] Mit Hermann III. († 1274) kann möglicherweise zudem eine Grabplatte im Ostflügel des Kreuzganges in Verbindung gebracht werden.[141]

Auch ihr Nachfolger Simon I. († 1344) fand hier, nachdem bereits vor ihm 1334 sein früh verstorbener Sohn Simon (II.) in Marienfeld beigesetzt worden war, aller Wahrscheinlichkeit nach seine letzte Ruhestätte. Darauf lässt zumindest eine noch vor seinem Tode veranlasste Schenkung von 500 Mark zu seinem Seelenheil schließen.[142] Ein weiterer Sohn Simons I., Bernhard V. (vor 1308–1365), dürfte gemäß einer späteren archivalischen Überlieferung der Letzte des Hauses Lippe gewesen sein, der im ‚Hauskloster' Marienfeld bestattet wurde.[143]

Bereits unter Simon I. hatte sich eine Verlagerung der Residenz von der Burg Rheda zur Burg Brake vor den Toren Lemgos abgezeichnet. Seine verbliebenen Söhne Otto (um 1300–1360) und Bernhard V. (vor 1308–1365), die das Land nach seinem Tod 1344 unter sich aufgeteilt hatten, residierten in Brake bzw. in Horn. Der ‚diesseits des Waldes', das heißt von Brake aus, regierende Edelherr Otto zur Lippe († 1360) und seine Gemahlin Ermgard von der Mark († 1361) fanden in der Marienkirche im unmittelbar benachbarten Lemgo, die nun zum Ort der neuen Familiengrablege des (nach dem Tode Bernhards V. wieder ungeteilten) Hauses Lippe avancierte,[144] ihre Begräbnisstätte. Die Gisants ihrer Grabtumba (um 1380) haben sich dort als ältestes noch existierendes Grabmal des Hauses Lippe bis heute erhalten.[145] Mit der Verlagerung des Herrschaftsmittelpunktes des Hauses Lippe hat die Zisterze

[140] WUB III, Nr. 964. – Vgl. GAUL, Rheda, 1955, S. 188. Weitere Hinweise bietet VAHRENHOLD, Marienfeld, 1966, S. 75: Er verweist auf WUB III, Nr. 1763, eine Memorienstiftung der Witwe Agnes und des Sohnes Simon I. von 1275 für das Seelenheil Bernhards IV. Dessen Jahrgedächtnis wurde laut LEDEBUR, Necrologium, 1827, S. 135, 189 am 3. Mai (!) begangen.

[141] Zur mutmaßlichen Grabplatte s. Kap. C.8.11.3.1.3. mit Nachweisen in Anm. 1801. – Zur Bestattung Hermanns III. in Marienfeld vgl. auch FALKMANN, Bilder, 1880, S. 8; ihm folgend MEIER, Grabstätten, 1996, S. 14, dazu auch S. 98, Tafel I.

[142] GAUL, Rheda, 1955, S. 188 mit Verweis auf Lipp. Reg. II, 844 vom 11. August 1343. Das Jahrgedächtnis von dessen Sohn Simon († 1334) wurde lt. LEDEBUR, Necrologium, 1827, S. 143, 215 am 22. September begangen; vgl. KOHL, Marienfeld, 2010, S. 536; seiner Töchter Bertradis, Odelandis und Alheidis wurde am darauffolgenden Tag gedacht, ebd., S. 521. – Vgl. auch FALKMANN, Bilder, 1880, S. 8; ihm folgend MEIER, Grabstätten, 1996, S. 14, dazu auch S. 98, Tafel I.

[143] MEIER, Grabstätten, 1996, S. 14, dazu Anm. 37, verweist als Quelle auf eine undatierte Auflistung im Fürstlichen Hausarchiv Lippe-Biesterfeld, Nr. 1629.

[144] GAUL, Rheda, 1955, S. 189; GAUL, Grabfiguren, 1965, S. 19; MEIER, Grabstätten, 1996, S. 15–18; HALM, Klosterleben, 2004, S. 178.

[145] GAUL, Grabfiguren, 1965; GAUL/KORN, Lemgo, 1983, S. 309–310; KARRENBROCK, Steinskulptur, 1992, S. 9 und Fig. 1; BÖHM, Grabmäler, 1993, S. 162–167, dazu Abb. 57, 58 (dort die gesamte ältere Literatur); MEIER, Grabstätten, 1996, S. 15; zuletzt ausführlich KARRENBROCK, Grabmal, 2006. – Des Edelherren Otto zur Lippe wurde jedoch auch im Marienfelder Nekrolog am 12. November gedacht: „*Otto nobilis de Lippia*" (zitiert nach KOHL, Marienfeld, 2010, S. 534).

Marienfeld somit auch ihre Funktion als ‚Hauskloster' verloren und wurde durch andere ‚Schwerpunktklöster' abgelöst.[146]

1.6.4. Die Grafen von Rietberg

Die eigenständige Grafschaft Rietberg entstand 1237, als Graf Konrad von Arnsberg-Rietberg von seinem Vetter Graf Gottfried III. von Arnsberg die Familiengüter nördlich der Lippe überlassen bekam und den Titel Graf von Rietberg (regiert als Konrad I. 1237–1264, † 1284/94 als Deutsch-Ordens-Ritter) annahm.[147] Er war verheiratet mit Oda zur Lippe († 17.9.1262), der Tochter Hermanns II. zur Lippe († 1229) und der Oda von Tecklenburg († 1243). Ihre Beisetzung 1262 neben ihren Eltern im Kreuzgang des Klosters Marienfeld (s.o.) und eine damit verbundene Messstiftung für ihr, ihres Gemahls und seiner Eltern Seelenheil[148] begründete die Etablierung einer Familiengrablege der Grafen von Rietberg im Nordflügel, dem sog. Lektionsgang, des Kreuzgangs. Hier wurden zwischen 1262 und 1535 insgesamt 26 Mitglieder des Hauses Rietberg in zwölf Reihen beigesetzt, darunter 19 regierende Grafen und Gräfinnen.[149]

Mit ihrem Übertritt zur Reformation endete zunächst die Begräbnistradition der Grafen von Rietberg in Kloster Marienfeld, wurde aber nach deren 1601 erfolgter (Re-) Konversion zum Katholizismus 1603–1613 erneut aufgegriffen, als hier drei früh verstorbene Kinder der Erbgräfin Sabina Catharina von Rietberg († 1618) und des Grafen Johann III. von Ostfriesland († 1625) beigesetzt wurden,[150] ehe das Grafenpaar ein neues Erbbegräbnis des Hauses Ostfriesland-Rietberg in dem von ihm 1618 gegründeten Franziskanerkloster in Rietberg einrichtete.[151]

[146] Diesen Begriff verwendet ZUNKER, Adel und Klöster, 2007, S. 129 zu diesem Themenbereich.
[147] LEESCH, Rietberg, 1963, S. 284–285.
[148] WUB III, Nr. 692 (1262 September 20; vgl. Anm. 136 mit Zitat). S. dazu auch WUB III, Nr. 722 (1264 März 25).
[149] LEESCH, Rietberg, 1963, S. 285 sowie die Angaben zu den „Angehörigen des Grafenhauses" in Teil II, S. 298–327. – Ergänzend die Angaben zu den Grabinschriften in den ‚Beschreibungen' des Pater Hartmann, wo weitere Familienmitglieder genannt werden: WIGGER, Antiquitates, 1898, S. 18–20; in deutscher Übersetzung bei BÖHMER/LEIDINGER, Chroniken und Dokumente, 1996, S. 151–155. – Zum Verhältnis der Grafen von Rietberg zu Marienfeld s. außerdem VAHRENHOLD, Marienfeld, 1966, S. 79–81; KOHL, Marienfeld, 2010, S. 99–100.
[150] LEESCH, Rietberg, 1963, S. 337, 339; vgl. WIGGER, Antiquitates, 1898, S. 21; BÖHMER/LEIDINGER, Chroniken und Dokumente, 1996, S. 155.
[151] LEESCH, Rietberg, 1963, S. 285.

2. Kurze Baubeschreibung der Klosterkirche[152]

Bei der Zisterzienserklosterkirche Marienfeld (Abb. 1–39) handelt es sich um eine turmlose spätromanische Kreuzbasilika (Abb. 40) mit einem Langhaus, dessen aus drei annähernd quadratischen Jochen gebildetes Hauptschiff sich nur auf der Nordseite zu einem heute barockgotischen Seitenschiff öffnet. Dieses besteht gemäß dem Gebundenen System aus drei Doppeljochen, während es auf der Südseite vom einzigen erhalten gebliebenen gotischen Kreuzgangflügel begleitet wird (Kap. C.8.11.3.2.). Den Zugang vom südlichen Querhaus zum Hauptschiff ermöglicht ein seitenschiffhoher Diagonaldurchgang hinter dem südwestlichen Vierungspfeiler, darüber nimmt ein Treppenaufgang den Raum hinter der bis zur Traufe aufsteigenden Zwickelmauer ein. An das Querschiff, dessen Kreuzarme leicht querrechteckig ausgebildet sind, schließt sich der eineinhalbjochige Hochchor an, der von einem basilikalen, rechteckig angelegten, insgesamt zehn Joche umfassenden gotischen Chorumgang umgeben ist. An diesen schließen sich im Osten zwei quadratische barockgotische Chorkapellen mit geschwungenen Dachhauben an, dazwischen liegt die spätbarocke Sakristei.[153]

Das Äußere (Abb. 2–10) wird bestimmt von den hell verputzen, aber ungefassten Wänden und den Gliederungen aus gelblichem Sandstein – vornehmlich Fenster- und Portaleinfassungen, Sockel- und Traufgesimse sowie Lisenen, die die verputzen Rundbogenfriese tragen. Lediglich die Wände des gotischen Chorumganges und der barocken Chorkapellen bestehen aus Quadermauerwerk, die barocke Sakristei zeigt unverputztes Backsteinmauerwerk (Abb. 7, 8). Die meisten Fenster sind als zwei- oder dreibahnige gotische oder gotisierende Maßwerkfenster ausgebildet, nur die Stirnwände des Querschiffs öffnen sich in spätromanischen Dreifenstergruppen (Kap. C. 5.6.4.). Das aufwendig gerahmte Portal des Nordquerarms (Kap. C.5.5.1.) bildet heute den Hauptzugang der Kirche, während die vollständig aus Sandsteinquadern gefügte Westfassade mit den vermauerten Öffnungen des Westportals und der Westrose (Kap. C.5.5.3., C.5.6.6.) heute durch die barocke Prälatur, die sog. Abtei,

[152] An dieser Stelle erfolgt nur eine knappe, überblicksartige Beschreibung des Baues, um ihn in seinen wesentlichen Bauteilen und deren grundsätzlichen Epochenzuordnungen vertraut zu machen – ein detaillierte Vorstellung der Einzelformen, insbesondere der Bauglieder und der Bauzier, erfolgt in den Kapiteln C.5. und C.6. – S. auch die Baubeschreibung bei KEMPKENS, Marienfeld, 2011, S. 15–26.

[153] Heute unterteilt in Sakristeiraum und Heizungsraum.

weitgehend verdeckt ist. Das rote Pfannendach der Kirche wird von dem kupferverkleideten Vierungsdachreiter bekrönt.

Das Innere der spätromanischen Hochräume (Abb. 11–39) prägt das System aus Pfeilern und Bögen (Kap. C.5.2.), die ebenfalls aus gelblichem Sandsteinquadern gemauert wurden und die im Langhaus auf Konsolgebilden (Kap. C.6.2.2.3.; C.6.2.3.3.) abgefangen werden. Darüber steigen die über einem Quadrat konstruierten hochkuppeligen Gewölbe, die sog. Domikalgewölbe, auf, die genau die Hälfte der Raumhöhe bis zum Gewölbescheitel einnehmen (Kap. C.5.2.3.). Dabei wird der rechteckige Hochchor von eineinhalb Domikalgewölben überfangen, das Querschiff weist drei Domikale auf, drei weitere überwölben das Hauptschiff. Sämtliche Domikalgewölbe sind mit dünnen, sandsteinernen Rundstabrippen untergliedert, lediglich das östliche Hauptschiffjoch bleibt rippenlos. Der Chorumgang (Abb. 16, 17) und das nördliche Seitenschiff (Abb. 27, 28) sowie die beiden Chorkapellen sind mit gotischen bzw. gotisierenden Kreuzrippengewölben versehen.

Binnenchor und Vierung werden zu den angrenzenden Räumen von einer spätgotischen Schrankenanlage abgegrenzt, während der zugehörige Lettner verschwunden ist (siehe Kap. C.8.9.). Dennoch ist – nicht zuletzt dank des erhaltenen Chorgestühls – noch gut die funktionale und liturgische Raumaufteilung der ehemaligen Zisterzienserklosterkirche nachvollziehbar. Den Kirchenraum prägt heute wesentlich die Barockausstattung des 17. und 18. Jahrhunderts, insbesondere der Hochaltar vor der östlichen Stirnwand und als Pendant die Orgel im Westjoch des Hauptschiffes.

3. Baumaterialien und Bautechnik

Fast sämtliche Architekturglieder der Marienfelder Klosterkirche wie das Stützensystem, die Arkaden- und Gurtbögen, die Gewölberippen sowie am Äußeren die Lisenen, Gesimse und Fenstereinfassungen sind aus Sandstein gefertigt, während die eigentliche Wand- und Gewölbesubstanz aus Backstein besteht.

3.1. Die Fundamente

Die Fundamente der Marienfelder Klosterkirche sind bisher nur unzureichend untersucht. Bei der Anlage der Umluftheizung 1958[154] stieß man im Bereich des Diagonaldurchganges vom Langhaus ins Südquerhaus beim Ausschachten des Heizungskanals auf einen durchgehenden Fundamentabschnitt, der aus mächtigen Findlingen gebildet war. Einen der damals entfernten Findlinge stellte man im Gelände vor dem barocken Portalbogen auf (Abb. 84).[155] Auch bei der Westfassade lassen sich im teilweise freiliegenden Fundamentbereich drei größere Findlinge feststellen (Abb. 163).

Aus diesen Beobachtungen kann zumindest grob geschlossen werden, dass die Fundamente der Kirche vornehmlich aus mittleren und größeren Findlingen – vermutlich aus der unmittelbaren Umgebung – bestehen, die mit Bruchsteinen und Mörtel zu einem tragfähigen Fundament vergossen wurden.

3.2. Die Architekturglieder und die Bauornamentik aus Sandstein und ihre Bearbeitung

Das Erscheinungsbild der Marienfelder Klosterkirche wird entscheidend von den architektonischen Gliederungselementen aus gelb-bräunlichem Sandstein, einem relativ feinsandigen, feinporigen Quarzsandstein, geprägt. Dieser wurde im nahe gelegenen Höhenzug des Osnings – heute nach der Benennung bei Tacitus' Beschreibung der Varusschlacht 9 n. Chr. meist als ‚Teutoburger Wald' bezeichnet – gebrochen, daher die offizielle und auch hier im folgenden verwendete Bezeichnung ‚Osning-Sandstein'. Der relativ harte, da zumeist kieselig, gelegentlich aber auch tonig gebundene Osning-Sandstein, ein Sedimentgestein, zeigt im Allgemeinen eine helle gelbliche oder bräunliche Farbtönung und bildet den ca. 100 km langen Hauptkamm, das morphologische Rückgrat, des Teutoburger Waldes und wurde bis in die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts in einer Reihe von Steinbrüchen gewonnen.[156]

[154] DENKMALPFELEGEBERICHT 1963, S. 148.

[155] Freundlicher Hinweis auf diese Fundamentbeobachtungen und den geborgenen Findling von Herrn Johannes Duwenbeck, Marienfeld.

[156] Das Sedimentgestein des Osning-Sandsteins entstand vor etwa 120 Millionen Jahren im Erdzeitalter der Unterkreide durch mächtige Sandablagerungen, die sich verfestigten und gegen Ende der Kreidezeit vor etwa 65 Millionen Jahren durch tektonische Prozesse gefaltet und fast senkrecht gestellt wurden. – Grundlegend zum Osning-Sandstein: WEERTH, Geologie, 1929; HENDRICKS/SPEETZEN, Osning-Sandstein, 1983.

Ein Steinbruch am Sennberg bei Steinhagen trägt noch heute die Bezeichnung ‚Klosterkuhle', dort wurden der Überlieferung nach die Sandsteine für die barocken Wirtschaftsgebäude gebrochen.[157] Möglicherweise befand sich der Steinbruch aber schon wesentlich länger im Besitz des Klosters, so dass dort schon das Baumaterial für die spätromanische und gotische Klosteranlage gewonnen wurde. Der Besitz eines eigenen Steinbruchs bereits zum Zeitpunkt der Klostergründung kann angesichts der Autarkiebestrebungen der Zisterzienser fast als zwingend vorausgesetzt werden.

Neben dem recht harten gelben Osning-Sandstein wurde an besonderen Stellen auch der deutlich feinkörnigere und hellere, zudem wesentlich weichere und damit leichter zu bearbeitende Baumberger Sandstein, ein Kalksandstein, verarbeitet.[158] Das Gestein tritt heute an der Hügelkette der Baumberge nordwestlich von Münster zutage und wird dort noch heute insbesondere als Material für Bildhauerarbeiten abgebaut.

Am spätromanischen Kernbau der Marienfelder Klosterkirche fand der Baumberger Sandstein bei den Vorlagenkonsolen des östlichen Vierungsbogens (Kap. C.6.3.; Abb. 372–375), bei der feinteiligen Gliederung der kreuzgangseitigen Wandnische in der Südquerhauswestwand (Kap. C.7.3.; Abb. 412) sowie bei den übrigen steinernen Ausstattungsstücken aus der Zeit der Kirchweihe Verwendung, etwa bei der Piscina und dem Grabmal Bischof Hermanns II. von Münster (Kap. C.7.2., C.7.4.; Abb. 403–408; 417–420). Daneben findet er sich auch – sehr partiell – bei den Wülsten unter den Basen der Viersäulenbündel im Sanktuarium (Kap. C.6.1.2.; Abb. 213–214) und bei einem der Doppelkapitelle der unteren Nischenreihe des Westgiebels (Abb. 183). Zur besonderen Auszeichnung und farblichen Absetzung fand er sodann Verwendung bei den Säulenschäften der Dreisäulenbündel des Nordquerhausportals (Kap. C.5.5.1.; Abb. 237).

Ebenfalls zum Zweck der bewussten farblichen Absetzung und Akzentuierung des Materials wurden die Säulenschäfte und die Kämpferplatten der inneren Bogenstaffeln vor den Dreifenstergruppen in den Stirnwänden der Querarme aus

[157] WERLAND, Marienfelder Chronik, 1968, S. 110; SIGRIST/STROHMANN, Baugeschichtliche Befunde, 1995, S. 99, Anm. 4. Sie verweisen darüber hinaus auf GRIMM, Denkmalgesteine, 1990, Gestein Nr. 121–127, v. a. Nr. 123 (Typ Ebberg).

[158] Der Baumberger Sandstein entstand vor rund 75 Millionen Jahren, als in der Kreidezeit die Uferschlämme eines Meeresbodens in den Tiefseebereich abrutschten und dort zusammen mit den Überresten von Meereslebewesen zu einem sehr kalkhaltigen Sandstein (Kalkanteil 70 %!) verpresst wurden. – Grundlegend zu Baumberger Sandstein: EICHLER, Baumberger Sandstein, 1992; s. die einzelnen Beiträge in SPUREN IN SANDSTEIN, 1999.

Grünsandstein gefertigt (Abb. 276, 285).[159] Auch die Mensaplatte des Altares im Südquerhaus (Abb. 223), bei der es sich möglicherweise noch um die wiederverwendete Platte des 1222 geweihten Heiligkreuzaltares handelt (siehe Kap. C.8.9.), wurde aus Grünsandstein geschlagen, ebenso einige gotische Grabsteine.

Dieser kupfergrüne Stein, ein Mergelsandstein, steht im Gebiet zwischen Soest und Lippstadt an und prägt die Baukunst in diesem Raum. Von Lippstadt aus, dem Stammsitz der Edelherren zur Lippe und Hauptort der Herrschaft, dürften die Säulenschäfte aus Gründsandstein nach Marienfeld gebracht worden sein, vermutlich vermittelt über den Mitstifter Bernhard II. zur Lippe oder eines seiner Familienmitglieder.

Die sorgfältig bearbeiteten Osning-Sandsteinquader sind meist querrechteckig versetzt und haben überwiegend eine Höhe von 40 bis 50 cm, davon abweichende Höhenmaße reichen von 20 bis 70 cm.[160] An den Pfeilern des Sanktuariums (Abb. 13–15) lassen sich darüber hinaus standardisierte Quader mit einer Höhe von 42,2 cm feststellen, die entsprechend hier als ‚Quader-Modul' bezeichnet werden (Kap. C.4.3.1.2.1.). Außen wie innen entsteht das Bild eines sauber gefügten, homogenen Quadermauerwerks. Von diesen Quaderlagen heben sich deutlich die Eckdienste an den Pfeilern und an den Stirnwänden der Hochräume ab, die als sogenannte En-délit-Dienste ausgebildet sind, d .h. sie sind aus recht langen, mehrere Quaderlagen umfassenden Schaftstücken von bis zu 330 cm Länge zusammengesetzt, die im rechten Winkel zur Sedimentierung des Sandsteinmaterials verbaut wurden.[161] Große, mächtige Sandsteinblöcke wurden darüber hinaus für die monolithen Türpfosten und die Tympana des Nordquerhaus- und des Kreuzgangportals (Kap. C.5.5.1., C.5.5.2.; Abb. 227, 249–251; 256–259) verwendet – auch sie in präziser, millimetergenauer Verarbeitung.

Beat Sigrist und Dirk Strohmann haben die Steinbearbeitung der Werksteine sehr treffend beschrieben und charakterisiert: „Die Ecken und Kanten der Werksteine sind, schnurgerade oder im Bogen absolut rund, scharfkantig ausgebildet und die Steine sehr passgenau mit Fugen von durchschnittlich 4 bis 5 mm Breite versetzt.

[159] Offenbar wurden auch die Kämpferplatten und die Wirtel der äußeren Bogenstaffel in der Südfront aus Grünsandstein gefertigt, doch ist dies heute nur noch stellenweise erkennbar, da sie beim Anbau der barocken Klostergebäude auf Wandniveau rückgearbeitet wurden und bei der Wiederöffnung der Dreifenstergruppe 1955/58 mit Steinersatzmasse ergänzt und nachgearbeitet wurden.

[160] SIGRIST/STROHMANN, Baugeschichtliche Befunde, 1995, S. 99–100.

[161] S. dazu allgemein: KIMPEL/SUCKALE, Gotische Architektur, 1985/95, S. 552.

Die abschließende Oberflächenbearbeitung der Mauerquader erfolgte mit der Glattfläche, dem beidhändig geführten Steinbeil. Auf dem bruchrauhen Steinblock wurden zunächst die 2 cm breiten Randschläge angelegt, wobei die Hiebe schräg zur Kante verlaufen. Die noch im Bossen stehende, besäumte Steinoberfläche wurde dann abgespitzt und schließlich mit der Glattfläche überarbeitet. Besonders tiefe Spitzlöcher sind nach dem Flächen der Quader hier und da erhalten geblieben. Die Randschläge wurden teilweise überflächt.

Die Abfolge der Flächenhiebe ist regelmäßig. Es treten im wesentlichen drei Varianten der Hiebanordnung auf: Bei der ersten treffen die schräg zum Lager geführten, gegenläufigen Hiebe in der Quadermitte im rechten Winkel aufeinander, so dass sich eine fischgrätförmige Anordnung ergibt. Die flachen Werkspuren belegen eindeutig die Bearbeitung des Blockes ‚im Stich' Die zweite Variante zeichnet sich durch die einheitlich schräg zum Lager verlaufende Hiebfolge aus. Der Winkel zur Kante ist ähnlich steil wie bei der ersten Variante. Die Hiebe selbst sind nicht ganz so flach, dafür aber sehr regelmäßig und eng ausgeführt. Eine Bearbeitung ‚im Stich' ist aber auch hier anzunehmen. Während diese beiden Varianten gleichberechtigt nebeneinander auftreten, ist die dritte Variante Bogenlaibungen vorbehalten, etwa am Nordportal oder in der Nische in der Südquerhauswestwand. Die Abflächung erfolgte hier senkrecht zur Laibungskante und auf der Bank, da die Hiebe fast im Winkel von 90° auf den Stein auftreffen. Möglicherweise haben wir in diesem Fall eine Überflächung vor uns, die der Abflächung nach Variante eins oder zwei als weiterer Arbeitsgang nachfolgte."[162] Diese sorgfältige Oberflächenglättung wurde ausschließlich für den Sichtbereich der Werksteine ausgeführt, verdeckte Stellen – wie etwa hinter den Halbrundvorlagen der Pfeiler (sichtbar im Bereich heute entfernter Vorlagen im Binnenchor; Abb. 202, 203) oder die Oberseiten der Wulstkämpferplatten über den Vorlagenkapitellen – beließ man in der rauheren Struktur.

Die hier geschilderte Art der Oberflächenbearbeitung bleibt zwar in allen Bauphasen und an allen Bauteilen der Marienfelder Klosterkirche grundsätzlich gleich, doch lässt sich an den jüngeren Westteilen (Phase III, s.u.), insbesondere an der fast vollständig

[162] SIGRIST/STROHMANN, Baugeschichtliche Befunde, 1995, S. 100–101.

aus Sandsteinquadern gefügten Westfassade, ein deutlicher Abfall in der Qualität und Sorgfalt der Oberflächenglättung beobachten.[163]

Steinmetzzeichen lassen sich an den spätromanischen Werkstücken der Marienfelder Klosterkirche nicht nachweisen,[164] so dass über Anzahl und eventuelle Herkunft sowie die Fluktuation der Steinmetzen während der Bauzeit keine Aussagen getroffen werden können.

An einigen wenigen Werkstücken, die eine kompliziertere Struktur wie etwa Profile besitzen, finden sich noch Spuren des Arbeitsprozesses der Steinmetzen für diese Detailausarbeitungen. So ist bei den Wulstkämpfern der Chorarkaden teilweise noch das Bohrloch für den Zirkelschlag zur Markierung des Rundstabprofils des Kämpferwulstes wahrzunehmen. Auch bei einigen Basen lassen sich noch Ritzlinien zur Markierung der einzelnen Elemente erkennen, so etwa an der Basis des nordöstlichen Eckdienstes des Nordwestvierungspfeilers (Abb. 302), wo die Breite des Eckblattes mittels einer Ritzlinie festgelegt wurde, die sich im Bereich der Basisplatte erhalten hat. Darüber hinaus hat sich auch an der unteren Kapitellzone der südlichen Laibung der vormaligen Dreifenstergruppe der Chorostwand an dessen westlicher Flanke eine Ritzlinie erhalten, die für die Positionierung gedacht war und auf die Ecklinie der Quader darunter bezug nahm, um so den richtigen Versatz mit dem einkalkulierten Überstand des Kapitellquaders zu gewährleisten.

Ritzlinien als Konstruktions- und Hilfslinien, aber auch als Zierlinien finden sich darüber hinaus vornehmlich in der genannten Wandnische in der Westwand des Südquerhauses, insbesondere bei den Zierplatten zur exakten Positionsbestimmung des Kugelbesatzes (siehe Kap. 7.3.; Abb. 415).

Weitere Ritzlinien zum Anzeichnen von Ausnehmungen, Rücksprüngen etc. sind schließlich beim einem Quader festzustellen, der im östlichen Gewände des Nordportals das Schiebebalkenwiderlager aufnimmt (Abb. 248), und ebenso bei den Basen des Kreuzgangportals, wo die Linie zur Aufteilung des Werkstücks in Gewändequader und Basispartie dient (Abb. 308).

[163] Insofern ist die Aussage bei ebd., S. 102 zu relativieren, die hinsichtlich der Oberflächenbearbeitung „keine signifikanten Veränderungen im Laufe der Bauzeit“ festgestellt haben. – Bei einigen Quadern der Westfassade wurde die Oberfläche so stark, dabei aber auch grob überflächt, dass kein Randschlag mehr zu erkennen ist.
[164] So bereits ebd., S. 102.

3.3. Die Wand- und Gewölbesubstanz aus Backstein

3.3.1. Format und Verband der Backsteine

Das Mauerwerk der Wände und Gewölbe wurde aus Backsteinen gemauert, das jedoch aufgrund der Verputzungen im Inneren und Außen nicht optisch in Erscheinung tritt – die im Folgenden ausgeführten Erkenntnisse beruhen im Wesentlichen auf den Baubefunden während der Außensanierung 1984–88 sowie auf Beobachtungen in den unverputzten Bereichen unter den Dächern der Anräume etc. Die Backsteine weisen zwei verschiedene Formate und zudem auch zwei unterschiedliche Verbände auf.[165] Sie haben in Bauphase I – das heißt im Sanktuarium einschließlich der zeitgleichen Gewölbe (Kap. C.4.3.1.; Abb. 95) – ein Format von 27–28 cm x 13,5–14 cm x 7–7,5 cm und wurden im sog. ‚Gotischen Verband' versetzt, bei dem sich Läufer und Binder abwechseln, wobei die Binder immer etwa mittig über einem Läufer der Reihe darunter liegen. Die Rundbogenfriese dieser Bauphase unter der Dachtraufe wurden aus speziellen trapezförmigen Formsteinen mit leicht gewölbter Lagerfläche gebildet, die als Binder vermauert wurden. Ihre Breite beträgt auf der Oberseite 13–15 cm, auf der Unterseite 11–13 cm, die Stärke 6,5–7 cm.[166]

In den Bauphasen II und III (Kap. C.4.3.3., C.4.3.5.) hingegen wurden deutlich dickere und auch ein wenig längere Backsteine des Formates 27–29 cm x 13,5–14 cm x 9,5–10 cm verwendet (Abb. 143); an einem Teilbereich der Langhaussüdwand erreichen sie sogar eine Länge von 29–30 cm und eine Breite von 15 cm.[167] Diese dickformatigen Steine der Phasen II/III wurden nun im sog. ‚Wendischen' bzw. ‚Märkischen Verband' vermauert, das heißt je zwei Läufer wechseln sich mit einem Binder ab. „Formsteine von 9,5 bis 10 cm Dicke finden sich nur am Rundbogenfries der westlichen Partien des Langhauses",[168] die der Bauphase III angehören.

Die Veränderung der Backsteinstärke könnte damit zusammenhängen, dass man erkannte, dass mit dickeren Backsteinen, für deren Brand ungefähr dieselbe Brennstoffmenge verbraucht wurde, die Mauern doch deutlich schneller ‚wachsen' konnten. Entsprechend produzierte man bereits für den nur wenig jüngeren Tor- und

[165] Zwar wurde bereits in der früheren Forschung auf die Backsteine und ihre Formate hingewiesen, aber erst bei ebd., S. 102–107 erfahren sie eine genauere Analyse. Ihnen folgend LINKE, Marienfeld, 1994, S. 31–34.
[166] SIGRIST/STROHMANN, Baugeschichtliche Befunde, 1995, S. 106.
[167] Ebd., S. 106, 115.
[168] Ebd., S. 107.

Kapellenturm in Rheda Backsteine, die 1 cm dicker waren als diejenigen der Marienfelder Phase I (Kap. D.3.3.1.). Nach dieser ‚Zwischenstufe' in Rheda wurde dann in Marienfeld beim Weiterbau in Bauphase II die Backsteinstärke schließlich um einen weiteren guten Zentimeter auf 9,5–10 cm gesteigert. Dies entspricht auch einer allgemein in der Zeit um 1200 zu beobachtenden Tendenz.[169]

Die Herstellung der zum Kirchen- und Klosterbau in Marienfeld benötigten Backsteine erfolgte wohl in der Nähe der Baustelle bzw. der Tonvorkommen als sogenannter Feldbrand, um so längere Transportwege zu vermeiden. Gewonnen wurde der Ton/Lehm aus den Kleiböden des Kernmünsterlandes, die bis an die nahegelegenen Orte Herzebrock und Clarholz heranreichen. [170] Die mittels eines Formkästchens hergestellten Ziegelrohlinge wurden zunächst an der Luft getrocknet, wobei sie, um eine möglichst geringe Auflagefläche zu haben, auf der Schmalseite gelegt wurden. Darauf lassen eindeutig die Abdrücke einer Hundepfote[171] auf der Langseite eines Backsteins über dem großen Arkadenbogen des Nordseitenschiffs schließen.

Nach dem Trocknen wurden die Backsteine zum Brand zu einem Brennofen aufgesetzt, der Brand selbst dauerte zwei bis vier Wochen. Als Brennmaterial dürfte in Marienfeld Torf aus den Mooren der Umgebung benutzt worden sein. Danach brachte man die fertigen Backsteine zur Baustelle.[172]

Auf welche Weise die Verwendung der Backsteintechnik nach Marienfeld gelangt ist, soll in Kap. C.10.2. beleuchtet werden.

3.4. Die Wandpartien aus Bruchstein und groben Werksteinblöcken

An einigen wenigen versteckten Stellen finden sich am Bau der Kirche auch Wandpartien aus Bruchstein, bestehend aus Plänerkalk, so am südlichen Obergaden des Hochchores und der anschließenden Querhauswand unter dem Chorumgangsdach (Kap. C.4.3.1.3; Abb. 120–123, 130) sowie im unteren Wandabschnitt der Hauptschiffwestwand südlich neben dem Westportal (Kap. C.4.3.5.3.; Abb. 164). Nur grob zugearbeitete Werksteinblöcke bilden den nicht

[169] HOLST, Ziegel, 1999, S. 219.
[170] Freundlicher Hinweis von Herrn Eckhard Möller, Stadtarchivar von Harsewinkel.
[171] Vgl. die Tierspuren auf den als Bodenbelag dienenden Backsteinen in Rheda.
[172] Zur Herstellung von Backsteinen s. u a. NOAH, Backsteintechnik, 1983, S. 2–5.

sichtbaren Unterbau der Obergadenlisenen des Hochchores (Kap. C.4.3.1.3; Abb. 101, 116), ähnliche Kalksandsteinblöcke finden sich aber auch unter dem Nordseitenschiffdach im Winkel zwischen Nordquerhaus und nördlichem Langhausobergaden (Kap. 4.3.3.2.1.; Abb. 136).

Auffällig ist, dass diese Natursteinpartien bis auf den Wandabschnitt der Westfassade ausschließlich in nicht sichtbaren Bereichen verwendet wurden. Möglicherweise wollte man in diesen verdeckten Partien ausprobieren, ob auf diese Art aufwendiger herzustellendes Backsteinmaterial eingespart werden konnte, vielleicht waren aber im Falle der Chorsüdwand auch Lieferschwierigkeiten der Ziegelei der Anlass,[173] denn auf der Nordseiten findet sich das grobe Natursteinmaterial nicht. – Auch die Bruchsteinpartie der Westfassade hängt möglicherweise mit einem Lieferengpass bei der Beschaffung von großen Sandsteinquadern zusammen und wurde vermutlich durch einen angeglichenen Putz mit vorgetäuschter Quaderung kaschiert.

3.5. Die Bautechnik

Eine Reihe von Baubefunden gibt Aufschluss über Bautechnik und Versatz der Werk- und Backsteine. Sie soll hier im Zusammenhang vorgestellt werden, während das ‚Wachsen' des Baues in den Kapiteln zur Baugeschichte geschildert wird (Kap. C.4.3.).

Das Aufmauern der Wände erfolgte von Gerüsten aus,[174] wovon heute noch indirekt die Gerüststangenlöcher in einigen unverputzten Mauerwerkspartien zeugen. Die Gerüste waren offenbar beidseitig angelegt, wie die Befunde an der Innen- und Außenseite des Westgiebels belegen.

Die geringe Dichte der Gerüstlöcher an der aus Quaderwerk bestehenden Westfassade (Abb. 160–187) und ihr teilweise sehr großer Abstand sprechen dafür, dass die Löcher nicht als eigentliche Auflagepunkte für die schweren Gerüstlasten in Form von Sandsteinquadern dienten, sondern nur als Verankerungspunkte für die sog. Rüstriegel des eigenständigen Standgerüstes, das vor der Fassade aufgerichtet wurde. Daraus erklärt sich wohl auch, dass an der Seitenschiffwestfront keine

[173] Auch SIGRIST/STROHMANN, Baugeschichtliche Befunde, 1995, S. 106, Anm. 11 mutmaßen als Erklärung einen „vorübergehenden Backsteinmangel".

[174] Zu mittelalterlichen Baugerüsten und ihren zeitgenössischen Darstellungen s. BINDING/NUSSBAUM, Baubetrieb, 1978, S. 58–61.

Gerüstlöcher auszumachen sind – Löcher für Rüstriegel wurden offenbar erst ab einer bestimmten Höhe eingeführt.

Anders dürfte es sich bei den Gerüstlöchern an den Obergadenwänden von Chor und Langhaus verhalten: Hier waren sie wohl Einbindungspunkte einer leichteren Gerüstkonstruktion – wohl Auslegergerüste, auch ‚fliegende' oder ‚schwebende Gerüste' genannt, die mit dem Bau hochwuchsen und deren Ausleger, die mittels Bügeln von unten gegen die Mauer abgestützt wurden, beim Baufortgang eingemauert wurden. Nach Fertigstellung des Baues, insbesondere der Oberflächengestaltung, wurden die Auslegergerüste wieder abgerüstet. – Zu überlegen ist auch, ob die Obergadengerüste teilweise auf den Seitenschiffgewölben aufruhten, zumal sie mit dem leichteren und kleineren Backsteinmaterial kein so hohes spezifisches Gewicht aufzunehmen hatten.

Auch zum Versatz der Sandsteinwerkstücke haben sich einige aussagekräftige Befunde erhalten: So findet sich am westlichen Langhausfreipfeiler am mittelschiffseitigen Westende des Pfeilersockels eine Ritzung zur Markierung für die genaue Kantenposition der ersten Normalquaderlage des Pfeilers.

Wie die Sandsteinquader mit Hilfe von Seilwinden auf das Gerüst und an ihre Position gehievt wurden, ist nicht ganz sicher zu sagen, vermutlich geschah es mit Seilen, die um die Werkstücke gebunden waren. Nur an einer Stelle sind bisher Löcher für eine Hebezange nachzuweisen: Das Giebelgesims des Nordquerhausportals ist – abgesehen von der Spitze – aus je zwei Gesimsstücken zusammengesetzt, die auf der Oberseite jeweils ein mittig plaziertes, heute mit Mörtel verfülltes Loch aufweisen (Abb. 243), das zusammen mit einem heute verdeckten Loch auf der Unterseite das Anheben des Werkstückes mittels einer Steinzange ermöglichte.

An den Pfeilern und Wandvorlagen lassen sich zudem sehr gut Technik und Versatzmethoden beim Aufmauern der Sandsteinquader beobachten: Die Werkstücke der Halbrundvorlagen binden in jeder zweiten Lage in ihrer vollen Breite in den Pfeilerkern ein, in den Lagen dazwischen wurden die halbrunden Vorlagenwerkstücke vor die Quader der Reckteckvorlagen gesetzt. Letztere nehmen als Großquader entweder die Breite einer ganzen Lage ein, oder sie bestehen aus

zwei Eckquadern. Diese enden entweder am Ansatz der Halbrundvorlage – wie am unteren, heute vorlagenlosen Abschnitt der östlichen Hauptpfeiler des Sanktuariums zu erkennen (Abb. 194–197) –, oder sie reichen sehr weit hinter die Halbrundvorlage – wie es etwa an den Westseiten der östlichen Vierungspfeiler zu erkennen ist, wo die Halbrundvorlagen im Zuge der Errichtung der spätgotischen Chorschranken entfernt wurden und daher diese Pfeilerpartie heute offenliegt.

Bei der Mauerung der Bogenlaibungen der Obergadenfenster kamen offenbar einfache Lehrgerüste zum Einsatz: Auf den jeweils letzten senkrechten Laibungsquadern wurde ein Querbalken aufgelegt, heute noch ablesbar am südwestlichen Doppelfenster der Langhaussüdseite anhand der quadratischen Ausnehmungen (6 x 6 cm, Tiefe bis 8 cm) an den untersten Bogensteinen, jeweils 7 cm von der Laibungskante entfernt.[175] Auf dem Querbalken ruhten Stützen für eine Holzschalung auf, die als Auflager für die bereits versetzten Laibungssteine diente, bis mit dem letzten Stein der Kraftschluss des Bogens erreicht war.

Eine kraftschlüssige Verbindung von Werksteinpartien und Backsteinmauerwerk wurde durch eine Verzahnung mittels ausgeklinkter Quaderteile erreicht. Dies lässt sich an vielen Stellen beobachten, etwa an den Fensterlaibungen sowie insbesondere an den Lisenen, deren Quader teilweise sehr weit in das angrenzende Mauerwerk einbinden, wo sie wie das Backsteinmauerwerk unter einer deckenden Schlämme liegen.[176] Das Backsteinmauerwerk selbst ist – wie oben geschildert – im ‚Gotischen' bzw. ‚Wendischen/Märkischen' Verband gemauert.

Einen eigenen Bereich mit einer besonderen Mauerungstechnik bilden die Gewölbe: Am großen Arkadenbogen des nördlichen Seitenschiffes lässt sich noch der Ansatz des Seitenschiffgewölbes beobachten (Abb. 141): Es wurde auf den vor die untere Wandflucht vortretenden Schildbogen aufgemauert und besaß die Stärke einer Backsteinlänge (27–29 cm). Die Backsteine wurden dabei leicht schräg gemauert, so dass sich an den Scheitelpartien der Gewölbekappen ein Schwalbenschwanzverband bildete.

[175] SIGRIST/STROHMANN, Baugeschichtliche Befunde, 1995, S. 150, Anm. 82 machten erstmals auf diesen Befund aufmerksam, nahmen jedoch keine Deutung vor; vgl. dazu auch die dortige Abb. 146.
[176] S. dazu etwa ebd., Abb. 157, 158.

Anders verhält es sich bei den Domikalgewölben der Hochräume: An der Gewölbeoberseite des mittleren Hauptschiffjoches lässt sich recht gut ein Aufmauern des Gewölbes in sechs oder sieben Ringschichten ablesen (Abb. 158, 159), die jeweils aus acht Backsteinlagen bestehen. Dies bedeutet, dass nach dem Aufmauern von ca. acht Backsteinlagen eine kleine Ausführungspause erfolgte, damit der Mörtel dieser Lagen abbinden konnte, ehe dann auf der trockenen und somit ausgesteiften Ringschicht die nächsten Backsteinlagen aufgemauert werden konnten.

Die Standfestigkeit und Statik des Baues wurde in erster Linie wie bei den meisten romanischen Kirchenbauten durch die Dicke der Mauern gewährleistet. An einigen wenigen, versteckten Stellen wurden jedoch weitere statische Vorkehrungen vorgenommen, um eine gute Lastabtragung zu erreichen. So wurde die nördliche Obergadenwand des Langhauses, die aufgrund der weiten und daher nicht so belastbaren Arkadenöffnungen zum Nordseitenschiff dünner ausfallen musste als ihr südliches Pendant, an den statisch relevanten Stellen im Bereich der Hauptpfeiler, wo sich der Druck der Gewölbelast konzentriert, mittels Strebemauern unter dem Seitenschiffdach verstärkt (Abb. 144–145, 152–153). Diese fanden zudem am Obergaden ihre Fortsetzung in deutlich plastischer und damit stärker ausgebildeten Lisenen (Abb. 78).

Aber auch in der Wandzone darunter sowie insbesondere in der Langhaussüdwand schritt man zu einer besonderen statisch-konstruktiven Vorsichtsmaßnahme: Im Hauptschiff setzen die Wandpfeiler zur Aufnahme der Hauptlast der Gewölbe erst einen guten Meter unterhalb der Kämpferlinie an, die Druckabtragung muss hier also – anders als in Chor und Querhaus – über das Mauerwerk geschehen. Um Verwerfungen im Backsteinmauerwerk aufgrund der unterschiedlich hohen Auflast zu vermeiden, führte man die Wandpartien unterhalb der Konsolabkragungen der Wandpfeiler in besonders stabilem Quadermauerwerk aus (hier als ‚Pfeilermassive' bezeichnet), das jedoch unter der Tünche bewusst verschwindet und nur rein statische Funktion hat.

Neben dem Abtragen der Gewölbelast dienen diese Pfeilermassive zugleich auch der Stabilisierung des dazwischenliegenden Backsteinmauerwerks. In dieser konstruktiven Funktion sind sie vergleichbar den Trachytmassiven an der Rheinfront der um 1184 errichteten Pfalzanlage Kaiser Friederich I. Barbarossas (1152–1190) in Düsseldorf-

Kaiserswerth, die dort in ähnlicher Weise das Füllmauerwerk aus ‚rollenden' Basaltsäulen stabilisieren.[177]

Dass die Sorge des verantwortlichen Baumeisters um die Stabilität des Backsteinmauerwerks nicht ganz unbegründet war, verdeutlichen die Befunde unter dem Chorumgangsdach: Hier sichtbare Setzrisse (Abb. 99–100, 117, 120) lassen erkennen, dass es im Bereich der nördlichen und südlichen Arkadenbögen, vor allem über den Viersäulenbündeln, wohl schon unmittelbar nach der Errichtung zu partiellen Absenkungen des Mauerwerks kam, die auf ein unterschiedlich starkes Nachgeben infolge der hohen Auflast zurückzuführen sind.

Am Bau lassen sich allenthalben Beobachtungen zur Steinbearbeitung machen, die im jeweiligen Befundzusammenhang vorgestellt werden. Insgesamt lässt sich jedoch feststellen, dass in den Ostteilen, die der Bauphase I zugerechnet werden können, die Oberflächenglättung der Sandsteinquader wesentlich sorgfältiger ist als in den Westteilen (Bauphase II und III), die eine rationellere Arbeitsweise erkennen lassen, wo die Quader nur noch eine 'Abflächung in geordneter Hiebfolge'[178] mit einer geringen Nachglättung aufweisen, während ein abschließendes Schleifen, wie es bei den Quadern in den Ostteilen anzutreffen ist, unterblieb. An der Mensaplatte des Hochaltares (Kap. C.7.1.) und auch an den Zierfeldern der Wandnische neben dem Kreuzgangportal (Kap. C.7.4.) findet sich zudem ein besonderer Zierschlag aus sich in spitzen Winkeln kreuzenden, parallel gesetzten Schraffuren, wie er sich bisher nur an spätromanischen Bauten Westfalens nachweisen lässt.[179] Konkretere Werkzeugspuren lassen sich darüber hinaus an der nicht auf Sicht gearbeiteten Unterseite der Hochaltarmensa beobachten, wo sich die Bearbeitung durch einen Bossiershammer (?) mit einer Schneidenbreite von 57 mm erhalten hat.

Die Marienfelder Befunde zur Bauausführung und zur Bautechnik belegen den hohen technischen Stand der hier tätigen Werkleute, der der Zeit zu Ende des 12. und dem Beginn des 13. Jahrhunderts entspricht. Dies war eine Zeit, in der entscheidende technische Neuerungen eingeführt wurden und in der sich eine Spezialisierung der

[177] S. dazu KUBACH/VERBEEK, Rhein und Maas, 1976, Bd. I, S. 432–435; vgl. auch BINDING, Königspfalzen, 1996, S. 318–326.
[178] Vgl. dazu ZURHEIDE/HANNING, Steinbearbeitung, 1993, S. 335.
[179] Vgl. dazu ZURHEIDE/HANNING, Steinbearbeitung, 1993, S. 337, sowie LOBBEDEY/SCHOLZ, Baugeschichte Münster, 1993, S. 207–208 und LOBBEDEY, Steinbearbeitung, 1999, S. 105–107.

Arbeitskräfte vollzog.[180] Auf eine fortschrittliche, rationelle Arbeitsweise lassen sowohl die Verwendung von Backstein, der ein gleichmäßiges Aufmauern der Lagen ermöglichte, wie auch insbesondere die standardisierten ‚Quader-Module' bei den Chorpfeilern schließen – letztere könnten ein mögliches Indiz dafür sein, dass die Steinmetzen diese auch über den Winter vorproduziert haben, wie es erst in der Zeit um 1200 üblich wird – zumindest aber, dass derselbe Werktrupp über mehrere Saisons in Marienfeld tätig war.

4. Die Baugeschichte der Klosterkirche Marienfeld

In der älteren Forschung zu Marienfeld wurde hinsichtlich der Baugeschichte der Klosterkirche in spätromanischer Zeit keine Periodisierung vorgenommen, vielmehr nur allgemein eine Errichtung zwischen der Klostergründung im Jahre 1185 und der überlieferten Kirchweihe 1222 oder darüber hinaus angenommen.[181]. Erst die Bauuntersuchungen von Dirk Strohmann und Beat Sigrist anlässlich der Außenrestaurierung der Kirche 1984–1988 erbrachten grundlegend neue Befunde zur Baugeschichte.[182] So konnten sie eine mehrphasige Errichtung des Baues feststellen: Zunächst wurde demnach in einer ersten Bauperiode das Sanktuarium einschließlich Gewölbe und Teilen der Ostwände und der Stirnseiten des Querhauses errichtet, in einer zweiten Periode folgten die restlichen Partien des Querhauses sowie das Langhaus, wobei die beiden Autoren bereits eine Zweiphasigkeit dieser Periode vermuten, worauf Baunähte zwischen dem östlichen und dem mittleren Langhausjoch hindeuten. Die von Strohmann und Sigrist vorgestellten Befunde bilden die Grundlage der nachfolgenden Ausführungen zur Baugeschichte der spätromanischen Klosterkirche. Sie werden ergänzt durch eigene, weiterführende Beobachtungen und erfahren eine abschließende Interpretation.

Ehe jedoch die Baugeschichte der Marienfelder Klosterkirche hinsichtlich des spätromanischen Baubestandes, der im Mittelpunkt dieser Forschungsarbeit steht, genauer untersucht wird, ist es unerlässlich, die baulichen Veränderungen des 14.–19. Jahrhunderts wie auch die denkmalpflegerischen Restaurierungsmaßnahmen des 20.

[180] S. dazu v. a. KIMPEL, Baubetriebe, 1995; SCHOCK-WERNER, Organisation von Bauhütten, 2009.

[181] Grundlegende Betrachtungen des Kirchenbaues bieten insbesondere TRÖLLER, Marienfeld, 1935; HÖLKER, Kreis Warendorf, 1936 sowie THÜMMLER, Marienfeld, 1972.

[182] SIGRIST/STROHMANN, Baugeschichtliche Befunde, 1995. – Darauf basierend wie auch auf eigenen Beobachtungen LINKE, Marienfeld, 1994 sowie KEMPKENS, Marienfeld, 2011, S. 10–14.

Jahrhunderts auf der Grundlage der historischen Bildquellen (Anhang I) und der überlieferten Archivalien zu benennen und vorzustellen, um auf dieser Grundlage die erhaltene spätromanische ‚Originalsubstanz' in der Folge adäquat beurteilen und analysieren zu können.

4.1. Überblick über die baulichen Veränderungen des 13.–19. Jahrhunderts

Nach der Vollendung und Weihe der spätromanischen Klosterkirche im Jahre 1222 wandten sich die Bauaktivitäten des Klosters offenbar verstärkt den Klostergebäuden zu. Bereits zu Abt Winrich (1219–1226), unter dem die Abteikirche vollendet wurde, heißt es in der Klosterchronik: „*Erat [...] circa monasterii edificationem diligens [...] catus*"[183]. Über den weiteren Fortgang der Bauarbeiten an den Klostergebäuden schweigt die Klosterchronik, in den Notizen zu den nachfolgende Äbten wird erst wieder zu Abt Ludbert (1284–1318/20) eine Angabe zur Bautätigkeit gemacht: Er habe neben weiteren Gebäuden, insbesondere Wirtschaftsgebäuden, vor allem den Dachreiter der Kirche, das Gestühl im Mönchschor und das *claustrum*, das heißt den (bis heute erhaltenen) Lektionsgang (Abb. 448, 449) und den übrigen Kreuzgang samt Fußboden und Fenstern, sowie das (Mönchs)Refektorium einschließlich Tisch und die Äbtekemenate erbaut, des weiteren führte er Umbauarbeiten an Kapitelsaal, Krankenzimmer des Abtes und Dormitorium durch. Entscheidend ist darüber hinaus der Einbau von (Maßwerk-) Fenstern samt Verglasung bei den Altären Allerheiligen, der hl. Maria Magdalena, der hll. Philippus und Jakobus, des hl. Martin sowie der 11000 Jungfrauen.[184] Diese fünf Altäre sind wohl in den (ehedem) fünf Jochen des

[183] Zitiert nach ZURBONSEN, Chronicon, 1884, S. 26; zu Deutsch: „Er war gewissenhaft bemüht um die Erbauung des Klosters..."; vgl. BÖHMER/LEIDINGER, Chroniken und Dokumente, 1998, S. 32.

[184] Chronik A: „*Inter cetera edificia construxit domum lapideam susternam, granarium magnum in pistrna, domum braxatorium lapideum, parietem piscini contra aquilonem, domum pro brasio siccando, fundum molendi conventus ac superius molendinum, domum hospitum, camenatam abbatum, cottidianam infirmariam monachorum, coquinam infirmorum cum refectorium prope sito, transitum de auditorio usque ad infirmariam cum cameris intra iacentibus, campanile oratorii, sedes in choro monachorum, claustrum sive locum lectionis et ambitum cum pavimento et vitro, refectorium cum mensa. Quo constructo assignavit conventui ad pitanciam X marcarum redditus de pensionibus acquisitis per eum. Etiam reservavit capitolium et infirmariam abbatum cum fenestris et pavimento, que tenebrosa et valde vilia ante fuerunt. Item construxit domum sitam in pomerio infirmorum stabulumque et suum et cellerarii locum lectionis conversorum, pavimentum in in dormitorio, item in oratorio fenestras cum vitro, iuxta altaria omnium sanctorum, Marie Magdalene, Philippi et Jacobi, Martini, XI milium virginum*", zitiert nach ZURBONSEN, Chronicon, 1884, S. 38–39; die auf der Chronikfassung von Pater Hartmann basierende deutsche Übersetzung bei BÖHMER/LEIDINGER, Chroniken und Dokumente, 1998, S. 44, lässt leider entscheidende Partien weg: „Viele Gebäude ließ dieser gute Abt errichten, unter anderem den Lektionengang und den Kreuzgang mit steinernem Fußboden und Glasfenstern und vieles mehr". – Vgl. auch UNTERMANN, Handbuch, 2009, S. 146–147, der die Bautätigkeit der Äbte Ludbert und Nikolaus als Beispiele für die „Bedeutung des spätmittelalterlichen Bauwesens für die Zisterzienser" vorstellt.

nördlichen Seitenschiffes zu suchen, durch die eingebauten Maßwerkfenster erhielt das Seitenschiff mehr Licht und einen stärker gotischen Charakter, wie er auf den Ansichten der Kirche auf den ‚Stiftungsgemälden' des 17. und 18. Jahrhunderts (M-BQ 2-4) erscheint, die auf eine spätmittelalterliche Vorlage zurückgehen und daher den Zustand vor dem barocken Umbau wiedergeben.

Die vielfältigen Bauaktivitäten von Ludberts (zweitem) Nachfolger Abt Nikolaus (amtiert 1318–1320, 1322–1344) hatten ihren Schwerpunkt einerseits im Bereich um die Klosterpforte, zum anderen bei einer Vollendung und Ausgestaltung der Klausurbauten, etwa der Fertigstellung des Kreuzganges, insbesondere aber beim Neubau eines Chorumganges der Kirche als Ersatz für die Chorseitenschiffe und neuen Fensteröffnungen in der Kirche: „*Ipse [= Nicolaus] etiam construxit [...] fenestras in oratorio iuxta altaria Ambrosii et Katherine. Item dilatavit oratorium iuxta chorum ad meridianam et aquilonarem partem, quod valde angustum et tenebrosum ante fuerat, et extendit etiam ad orientem in tantum, ut ubi fuerunt sex altaria, modo sunt decem; item magnam fenestram oratorii ad orientem. Et hec omnia complevit cum tecto, fenestris vitreis et pavimento. [...], item tectum campanilis oratorii ac refectorium ex toto renovavit; item magnam partem oratorii cum plumbo et partem cum lapidibus ac dormitorium conventus cum lapidibus tegi fecit, cuius tectum antea ligneum fuerat*".[185] Die erwähnten Fensteröffnungen beim Ambrosius- und beim Katharinenaltar sind wohl mit den beiden zweibahnigen Maßwerkfenstern in der unteren Zone der Nordquerhausstirnwand zu identifizieren. Auch der Ersatz der schmalerem Chorseitenschiffe durch einen breiteren Chorumgang von zehn Jochen, jedes mit einem Altar versehen, ist bis heute fast unverändert erhalten geblieben mit seinen Kreuzrippengewölben und den dreibahnigen Maßwerkfenstern in den vollständig aus Osning-Sandstein aufgeführten Außenmauern (Abb. 8, 16, 17).[186] Dagegen hat vom

[185] Zitiert nach ZURBONSEN, Chronicon, 1884, S. 46–47. Da die Übersetzung bei BÖHMER/LEIDINGER, Chroniken und Dokumente, 1998, S, 54 stellenweise zu frei und unpräzise ist, soll hier folgende Übersetzung vorgeschlagen werden: „Er baute [...] die Fenster in der Kirche bei den Altären der [heiligen] Ambrosius und Katharina. Sodann verbreiterte er die Klosterkirche am Chor auf der südlichen und nördlichen Seite, welche zuvor sehr eng und dunkel war[en], und erweiterte sie [auch] im Ganzen nach Osten, so dass dort, wo sechs Altäre waren, jetzt zehn stehen; sodann [erbaute er] das große Fenster der Kirche nach Osten. Und all' dies vollendete er mit Dach, Glasfenstern und Fußboden. [...], ebenso erneuerte er vollständig die Dächer des Glockenturmes der Kirche und des Refektoriums; auch ließ er einen großen Teil der Kirche mit Blei und einen [weiteren] Teil mit Steinen, des weiteren das Mönchsdormitorium mit Steinen decken, dessen Dach[deckung] vorher aus Holz bestanden hatte." – Vorausgehend wird noch die Vollendung des Kreuzganges und eine Neubefensterung des Laienrefektoriums erwähnt.

[186] Hier haben sich auf einigen Werksteinen im Außen- und Innenbereich noch eine Reihe von bauzeitlichen Steinmetzzeichen erhalten (Abb. 200, 201, 444–446) – eine systematische Untersuchung der Zeichen steht aber noch aus.

großen Ostfenster nur die weitgehend vermauerte Spitzbogenrahmung in der Stirnwand des Chores überdauert (Abb. 7, 44). Ebenso längst verloren sind die Neueindeckungen von Vierungsdachreiter, Kirche und Mönchsdormitorium.

Aus dem Ende des 14. Jahrhunderts hat sich an der Wand im Nordjoch des Chorumgangs eine gemalte Inschrift mit einem Lobpreis Mariens in Form eines Reimgedichtes erhalten (Abb. 431): „*O maria generosa sup(er) omnes speciosa i(m)petra nob(is) [ue]nia / O Maria gr(ati)osa dulcis nimis et formosa a[ppl]ica [no]b(is) gr(atia)m / O Maria gl(ori)osa i(n) celis deliciosa prepara nobis gloriam.*“[187] Das Reimgebet wurde offenbar von einer Inschrifttafel am Turm (Baubeginn 1363/74) der Überwasserkirche in Münster abgeschrieben.[188]

Eine weitere Inschrift im Chorumgang befindet sich an der Ostwand nahe der Sakristeitür (Abb. 432), sie wurde in einer Textura des 15. Jahrhunderts geschrieben: „*Hoc altare est co(n)se- / cratum in honore / [sa]nctissime et in- / [diui]due Trinitatis.*“[189] Sie nimmt somit Bezug auf den ehemals darunter plazierten Dreifaltigkeitsaltar. Derartige Weiheinschriften von Altären haben sich gelegentlich erhalten, etwa in Kloster Dalheim.[190]

Die Ausgestaltungsmaßnahmen der Äbte des 15. Jahrhunderts an der Kirche betrafen fast ausschließlich die Ausstattung wie Hochaltar, Triumphkreuz, Orgel und Priestersitz, lediglich für Abt Arnold I. von Bevern (1443–1478) ist eine Erneuerung des Dachreiters und der Dachdeckung überliefert (siehe Kap. C.8.7.1.),[191] während der von ihm geplante Ersatz der Westrose durch ein großes Maßwerkfenster aufgrund von Kriegswirren unterblieb (siehe Kap. C.5.6.6.).[192] Nach dem Dormitoriumsbrand 1480 wurde offenbar die Dreifenstergruppe des Südquerhauses vermauert (siehe Kap. C.5.6.4.) Unter Abt Werner (1495–1498) wurde schließlich ein weiterer Teil der Dachdeckung erneuert (siehe Kap. C.8.7.1.).[193]

[187] Dazu ausführlich: EICKERMANN, Inschriften, 1975. – Zu Deutsch (nach ebd., Anm. 2): ‚O Maria, du edle, alle an Schönheit überragende, erlange uns die Verzeihung (der Sünden). / O Maria, sehr gnadenreiche, süße und wohlgestalte, verschaffe uns die Gnade (Christi). / O Maria, du glorreiche, liebreizende, bereite uns die Glorie im Himmel.’

[188] ebd.

[189] Ebd. – Zu Deutsch (nach ebd., Anm. 5): ‚Dieser Altar ist geweiht zu Ehren der heiligsten und ungeteilten Dreieinigkeit.’

[190] Ebd.

[191] BÖHMER/LEIDINGER, Chroniken und Dokumente, 1998, S. 77.

[192] Ebd., S. 83.

[193] Ebd., S. 86.

Größere Umbaumaßnahmen an der Kirche brachte dann die Amtszeit von Abt Heinrich Münstermann (1498–1537), zu dem es in der Klosterchronik heißt: „*Fuit etiam singularis eius amor in ornanda domo Dei, unde et Ecclesiam nostram tenebrosam alias in renovatis ac innovatis fenestris illustravit, picturis in testudine decorari fecit per religiosas fratres Joannem de Lippia succentorem et Joannem de Meschede laicum et conversum huius monasterii*“.[194] Die einfachen, dreibahnigen Obergadenfenster, die Abt Heinrich zur Verbesserung der Lichtverhältnisse anlegen ließ, prägen bis heute das Erscheinungsbild der Kirche, während die spätgotische Dekorationsmalerei der Laienbrüder Johann von Lippe und Johann von Meschede nur noch stellenweise erhalten ist, insbesondere im Gewölbe des Nordquerhauses (Abb. 34). Zu den Umgestaltungsmaßnahmen Abt Heinrichs gehört außerdem der Neubau des Lettners, der Chorschranken und des Sakramentshauses (Abb. 198), die als feingliederige spätgotische Maßwerkarchitektur aus Baumberger Sandstein gestaltet wurden und bis auf den Lettner bis heute erhalten sind.[195]

Im weiteren Verlauf des 16. Jahrhundert scheinen an der Abteikirche keine einschneidenden Veränderungen vorgenommen worden zu sein, erst unter Abt Jodokus Caesem (1646–1661) sind Umgestaltungsmaßnahmen am Dach und an der Ausstattung überliefert: „Das Dach unserer Klosterkirche, nur teilweise mit Blei gedeckt, ließ er völlig mit neuem Blei belegen. Die kleine Glocke ließ er neu gießen. Viele kleine Altäre entfernte er aus dem Kirchenschiff. Den Lettner [= das Chorgitter] der Laienbrüder ließ er ebenfalls aus der Kirche entfernen und überließ ihn der Klosterkirche von Hardehausen“.[196]

[194] Zitiert nach der Chronikversion F, fol. 45v-46r, abgedruckt bei SIGRIST/STROHMANN, Baugeschichtliche Befunde, 1995, S. 158, Anm. 87. – Die deutsche Übersetzung lautet in (korrigierter) Anlehnung an BÖHMER/LEIDINGER, Chroniken und Dokumente, 1998, S. 88; „Einzigartig war auch sein Eifer, das Gotteshaus auszuschmücken. So machte er unsere sonst so dunkle Kirche durch Wiederherstellen und Erneuern der Fenster hell und ließ das Gewölbe von frommen Brüdern mit Malereien ausschmücken, und zwar von dem Kantorgehilfen Johann von Lippe und Johann von Meschede, einem Laien und Konversen dieses Klosters“.

[195] „*Ecclesia coloris ac picturis illuminat et ornavit, odaeum terminum venerabilis sacramenti tabernaculum, et tocius chori cincturam ex lapide albo, artificiosissima opera fieri fecit*“; Staatsarchiv Münster, AV Msc 305, zitiert nach KARRENBROCK, Evert van Roden, 1992, S. 202, Anm. 346. – Zu Deutsch: ‚Die Kirche schmückte und stattete er aus mit Farben und Gemälden, er ließ den abschließenden Lettner, das Tabernakel des verehrungswürdigen Sakramentes und die Einfassung des ganzen Chores aus weißem Stein, kunstvollste Werke, anfertigen’. – Vgl. die offenbar auf einer anderen Chronikversion basierende Übersetzung bei BÖHMER/LEIDINGER, Chroniken und Dokumente, 1998, S. 91, wo auch die Bezeichnung ‚Apostelgang’ für den Lettner sowie die ‚steinernen Figuren’ erwähnt werden. – Zum Marienfelder Lettner zuletzt: DIE BRABENDER, 2005, S. 302–308, Kat. Nr. 116.

[196] Klosterchronik, zitiert nach BÖHMER/LEIDINGER, Chroniken und Dokumente, 1998, S. 107.

Sein Nachfolger Johannes Stades (1661–1681) ließ – angeregt durch einen Besuch des Paderbornischen (1661–1683) und Münsterischen (1678–1683) Fürstbischofs Ferdinand von Fürstenberg – das spätgotische Hochaltarretabel 1680 entfernen und durch einen neuen Altaraufsatz ersetzen, für dessen Entwurf der Fürstbischof seinen Hofmaler Johann Georg Rudolphi (1633–1693) zur Verfügung stellte. Das von dem Laienbruder Johannes Bröckelmann gefertigte Werk, das 1694 unter Abt Bernhard II. Cuelmann (1681–1705) vollendet wurde, geriet in der Ausführung breiter und raumfüllender als geplant, was bereits damals von dem Chronisten des Klosters Hermann Hartmann kritisiert wurde.[197] Da der mächtige Altaraufbau (Abb. 12), der heute seinen bis ins Gewölbe reichenden Auszug verloren hat, fast die gesamte Ostwand verdeckte, wurde das große gotische Ostfenster bis auf zwei kleine, maßwerkgeteilte Rundbogenfenster und einen Okulus darüber vermauert.

Indirekte Auswirkungen auf die Baugestalt der Kirche hatte sodann auch der von demselben Abt Bernhard II. Cuelmann 1699–1702 vorgenommene Bau der ‚Abtei' (Prälatur) in unmittelbarem Anschluss an die Westfront des Hauptschiffes, wodurch das Westportal und die Westrose verdeckt wurden. Sein Nachfolger Johann Rulle (1705–1713) ließ die Glasmalereien der Kirche durch farblose Glasfenster ersetzen, zudem ließ er die sechs gotischen, von Schranken umgebenen Altarstellen in den beiden Längsgängen des Chorumganges entfernen, so dass die Kirche insgesamt heller und geräumiger erschien.[198]

Einen gravierenden Eingriff in die mittelalterliche Bausubstanz der Kirche bedeutete der weitgehende Neubau des nördlichen Seitenschiffes (Abb. 27, 28) am Beginn des Abbatiates von Everhard Gallenkamp (1713–1717) im Jahre 1714: „Siquidem ala, seu porticus templi inferior, occidentem ac septentrionem versus ruinam minabatur, unde eam diruere et ex fundamento novam excitare coactus erat ala autem ista antiqua olim valde ruditer ac inconcinne aedificata fuerat, ut non quadraret porticubus, fornicubus, caelaturis, ac fenestris circum circa chorum aedificatis. Unde saniore consilio, etsi pluribus expensis, eadem hanc alam ad formam similitudinemque aliarum fenestrarum ac caelaturarum, testudinumque reaedificari fecit, ac plumbo novo texit sumptu imperialium seu thalerorum ultra bis millenorum

[197] WIGGER, Antiquitates, 1898, S. 26–27. In deutscher Übersetzung bei BÖHMER/LEIDINGER, Chroniken und Dokumente, 1998, S. 163.
[198] Klosterchronik nach BÖHMER/LEIDINGER, Chroniken und Dokumente, 1998, S. 113–114.

[...]. Labor autem istius operis ac porticus pene totam absumpsit aestatem, a Pentecoste usque ad exitum Octobris, absolutus anno scil. 1714“.[199] Das als ‚ungefüge’ empfundene alte Seitenschiff wurde bei der Neuerrichtung also bewusst in Anlehnung an die gotischen Formen des Chorumganges gestaltet, ja – wie sich herausstellte – man verwendete offensichtlich sogar gotische Spolien bei den Gewölberippen und -schlusssteinen (siehe Kap. C.8.11.3.2.).

Der Nachfolger Abt Ferdinand Oesterhoff (1717–1748) setzte die begonnenen Umgestaltungen im Bereich des Chorumganges mit dem Anbau der beiden mit geschwungenen Dachhauben versehenen Chorkapellen fort (Abb. 7, 8), deren südliche noch im Sommer 1717 errichtet wurde,[200] die nördliche dürfte nur wenig später gefolgt sein.[201] Auch hier wurden für Rippen und Schlusssteine hochgotische Spolien verwendet (siehe Kap. C.8.11.3.2.). Unter Abt Oesterhoff wurden wesentliche Teile der Barockausstattung der Kirche angeschafft, die bis heute maßgeblich ihr Raumbild prägen, insbesondere die große Orgel (1745–1751) von Johann Patroklus Möller, die die Hälfte des Westjoches einnimmt.

Unter Abt Florentius II. Reinking (1748–1757) erfolgte 1754 – wie den Eisenankern am Dreiecksgiebel zu entnehmen ist – der Bau der weitgehend in Backstein aufgeführten Sakristei (Abb. 7), die zwischen den beiden Chorkapellen eingefügt wurde. Damit hatte die Kirche ihren endgültigen Ausbauzustand erreicht. Mögliche weitere Ausgestaltungsmaßnahmen an Kirche und Kloster verhinderte der Siebenjährige Krieg (1756–1763), es wurden nur noch einige Ergänzungen und Veränderungen der Ausstattung vorgenommen, so u. a. 1793/96 unter den Äbten

[199] Klosterchronik, Version F, zitiert nach SIGRIST/STROHMANN, Baugeschichtliche Befunde, 1995, S. 114, Anm. 29. – Zu Deutsch: „Der Flügel nämlich oder Säulengang des unteren Teils der Kirche nach Nordwesten drohte einzustürzen, weshalb er [= Abt Gallenkamp] gezwungen war, diesen abzureißen und von Grund auf [vom Fundament aus] neu zu errichten. Dieser alte Flügel war jedoch einst kunstlos und ungefüge gebaut worden, so dass es nicht mit den Hallen [= Chorumgängen], Gewölben, den Reliefarbeiten [= Gesimsen] und Fenstern, die um den Chor herum gebaut waren, zusammenpasste. Daher fasste er einen noch vernünftigeren, wenn auch kostspieligeren Plan und ließ eben jenen Flügel nach Gestalt und Ähnlichkeit der anderen Fenster, Gesimse und Gewölbe wiederaufbauen, dazu deckte er ihn neu mit Blei, die Kosten betrugen über 2000 ‚Imperiales’ oder Thaler [...]. Die Arbeit an diesem Werk und dem Säulengang beanspruchte fast den ganzen Sommer, von Pfingsten bis Ende Oktober, und wurde im Jahre 1714 beendet. An Allerheiligen etwa stand es, [...]“ (korrigierte Version nach der Übersetzung bei BÖHMER/LEIDINGER, Chroniken und Dokumente, 1998, S. 117).

[200] BÖHMER/LEIDINGER, Chroniken und Dokumente, 1998, S. 122: „Im selben Sommer [1717] ließ er noch eine neue Marienkapelle an der Südseite unserer Klosterkirche errichten, zur Friedhofseite hin.“

[201] Leider findet sie keine Erwähnung in der Klosterchronik.

Stephan Pöttken (1784–1794) und Peter von Hatzfeld (1794–1803, † 1823) der Abbruch des spätgotischen Lettners.[202]

Die Säkularisation des Zisterzienserklosters Marienfeld am 21.–29. März 1803 hatte – anders als bei den Klausurgebäuden – letztlich keinen entscheidenden Einfluss auf den Baubestand der Abteikirche, da diese der am 6. Juli 1804 neu gegründeten katholischen Pfarrei Marienfeld als Pfarrkirche übergeben wurde und auch im Inneren fast unverändert blieb, wobei laut der Gründungsurkunde der Besitz der Kirche und damit auch die Bauträgerschaft vollständig beim Königreich Preußen verblieb.[203] Dies hatte zur Folge, dass aus Gründen der Sparsamkeit nur die baulich notwendigen Maßnahmen durchgeführt wurden, umfangreichere Eingriffe und Umgestaltungen jedoch unterblieben.

Einen entscheidenden Einschnitt in der Baugeschichte der Kirche bildete jedoch der Dachbrand der Kirche am 2. September 1826, da mit dem mittelalterlichen, vielleicht sogar noch bauzeitlichen Dachstuhl (siehe Kap. C.8.7.1.) auch der gotische Dachreiter (Abb. 58) vernichtet und insbesondere die Giebelfelder der vier Stirnseiten stark in Mitleidenschaft gezogen wurden. Zunächst erfolgte eine Notdeckung mit Stroh, 1828 eine Erneuerung des Fugenmörtels der Gewölbe und ein Teilabbruch der Giebelwände, insbesondere des Nordquerhausgiebels, der fast vollständig neu aufgemauert werden musste (siehe Kap. C.8.4.). Dabei veränderte man hier und bei den übrigen Giebeln deutlich die Firsthöhe und die Neigung der Giebelschrägen. 1830/31 schließlich schritt man zum Neubau des noch heute erhaltenen Dachstuhles und des Dachreiters.[204]

Parallel dazu erfolgte 1829 der Abbruch der mittlerweile maroden barocken Klausurbauten, lediglich das an die Westfassade der Kirche angebaute Abteigebäude sowie der hochgotische, an die Kirche angelehnte Nordflügel des Kreuzganges, der 1830 mit einer neuen Westwand versehen wurde, blieben erhalten.[205]

[202] S. dazu KARRENBROCK, Evert van Roden, 1993, S. 255 mit Quellennachweisen. – Für den Abbruch 1793 spricht der Umstand, dass im Oktober 1795 der Weihbischof von Münster, Caspar Max Droste zu Vischering (1795–1826/1846), bei einem Besuch in Marienfeld u. a. zwei neue Altäre in der Abteikirche weihte – vermutlich die beiden Seitenaltäre anstelle des spätgotischen Lettners! S. dazu LEIDINGER, Zisterzienserabtei, 1998, S. 65; WERLAND, Marienfelder Chronik, 1968, S. 295 gibt für den Besuch 1796 an.

[203] Dazu zuletzt BEINE, Pfarrgemeinde, 2004, v. a. S. 100–101 (mit Quellenzitat).

[204] S. dazu WERLAND, Marienfelder Chronik, 1968, S. 428–434; SIGRIST/STROHMANN, Baugeschichtliche Befunde, 1995, S. 163–164 (mit Quellennachweisen).

[205] S. dazu METTE, Klosteranlagen, 1993, S. 39; SIGRIST/STROHMANN, Baugeschichtliche Befunde, 1995, S. 171.

Die übrigen Baumaßnahmen im 19. Jahrhundert und frühen 20. Jahrhundert beschränkten sich ausschließlich auf Erhalt und Pflege der überkommenen Substanz, etwa Neuausfugungen und Putzausbesserungen,[206] massive Eingriffe und Veränderungen unterblieben weitestgehend – ein denkmalpflegerischer Glücksfall, der in erster Linie auf das Staatspatronat und den daraus sich ergebenden Einigungsdruck zwischen Pfarrei und Staat zurückzuführen ist.

4.2. Die Restaurierungen unter denkmalpflegerischen Gesichtspunkten im 20. Jahrhundert[207]

Nach einer Trockenlegung des Bauwerks und der Neuregelung der Wasserableitung 1928/29[208] wurde 1934–35 eine umfangreiche Restaurierung der Kirche unter denkmalpflegerischen Gesichtspunkten durchgeführt: Dabei wurden die Architekturglieder von späteren Übertünchungen befreit und der Innenraum erhielt ein Farbkleid in Anlehnung an die spätromanischen Befunde (siehe Kap. C.8.8.), ausgeführt von Ludwig Baur (Münster), außerdem wurden der Hochaltar und das Chorgestühl in der Farbigkeit des 18. Jahrhunderts wiederhergestellt. Die Fenster der Chorostwand wurden mit starkfarbigen Glasmalereien von Paul von der Forst (1871–1954) aus Münster versehen.[209]

Nach dem Zweiten Weltkrieg, den die Kirche glücklicherweise unbeschadet überstanden hat, fiel das Staatspatronat an der ehemaligen Abteikirche 1946 dem damals gegründeten Land Nordrhein-Westfalen als Rechtsnachfolger des Landes Preußen zu (zuständige Denkmalbehörde ist der Regierungspräsident Detmold). Dieses ließ 1954/55 eine Erneuerung des Außenverputzes vornehmen,[210] die einher ging mit einer (undokumentierten) Freilegung der Dreifenstergruppe in der Front des Südquerarms (siehe Kap. C.5.6.4.) und einer Wiederherstellung von dessen Ortganggesims. Daran schloss sich 1955–58 eine Überholung der Dachkonstruktion

[206] S. dazu SIGRIST/STROHMANN, Baugeschichtliche Befunde, 1995, S. 147, Anm. 74 mit Angabe der jeweiligen Maßnahmen und Quellennachweisen.

[207] Die Restaurierungsmaßnahmen an der Marienfelder Klosterkirche für den Zeitraum 1925–1975 zusammengestellt bei MÜHLEN, Marienfeld, 1975. Vgl. außerdem ARNTZEN, Marienfeld, 1935 und die DENKMALPFLEGEBERICHTE 1933 (S. 204), 1963 (S. 147–148), 1968 (S. 367–368), 1975 (S. 585–587), 1990 (519–521). – Die jüngeren Maßnahmen erwähnt bei LANDESEIGENE DENKMÄLER 1987, S. 197 sowie bei SIGRIST/STROHMANN, Baugeschichtliche Befunde, 1995.

[208] Ebd., S. 34, dazu Anm. 8.

[209] Zur Restaurierung von 1934/35 s. ARNTZEN, Marienfeld, 1935; HOFF, Denkmalpflege, 1935; MÜHLEN, Marienfeld, 1975, S. 34.

[210] Diese Datierung geben SIGRIST/STROHMANN, Baugeschichtliche Befunde, 1995, S. 96 an.

samt Ersatz der Biberschwanzdeckung durch Hohlpfannen sowie eine ‚Purifizierung' des früh-neugotischen Dachreiters an. Einen schwerwiegenden Eingriff bedeutete der Einbau der Umluftheizung im Jahre 1958. Ab 1960 bis 1966 konzentrierten sich die durchgeführten Maßnahmen auf Restaurierungsarbeiten an der Ausstattung, u. a. an den Chorschranken und der Orgel.[211]

1968–72 führte man eine erneute Innenrestaurierung im Hinblick auf die 750. Wiederkehr der Kirchweihe durch, bei der u. a. das Gewölbe des nördlichen Querhauses gesichert wurde. Es erfolgte eine nun dezidierter am Befund orientierte Wiederherstellung der spätromanischen Raumfassung an den Gewölben der Hochräume sowie im gesamten südlichen Querhaus (siehe Kap. C.8.8.; Abb. 436–442), ausgeführt nach Befunduntersuchungen des Restaurators H. Fernkorn (Beckum) von der Firma Dornhege (Münster). Im selben Zuge wurden offenbar die drei Farbfenster der östlichen Stirnwand durch eine Grisailleverglasung mit Flechtbandmustern in Zisterziensermanier ersetzt. Darüber hinaus fand eine liturgische Neuordnung des Kirchenraumes infolge der Liturgiereform des II. Vaticanums statt: So wurden die beiden im Kern noch frühklassizistischen Seitenaltäre vor dem Chorgestühl beseitigt und dafür ein neuer Zelebrationsaltar im Westteil der Vierung aufgestellt, der von H(einrich) G(erhard) Bücker (1922–2008) aus Beckum-Vellern in dem für die Kirche typischen gelben Osning-Sandstein geschaffen wurde. Die Konsekration des neuen Altares nahm der münstersche Bischof Heinrich Tenhumberg (*1915, 1969–1979) anlässlich der 750-Jahrfeier der Kirchweihe am 15. September 1972 vor.[212]

Am 7. November 1983 wurde die offizielle Eintragung der Kirche in die Denkmalliste der Stadt Harsewinkel vorgenommen.[213]

Zuletzt erfolgte 1984–88 eine umfangreiche Außensanierung der Kirche in fünf Bauabschnitten, wobei leider der Bauabschnitt I der Sanierung (Nordfront des Nordquerhauses) bauforscherisch-restauratorisch noch unzureichend untersucht und dokumentiert wurde, beim Bauabschnitt II (Nordseite des Langhauses,

[211] S. DENKMALPFLEGEBERICHT 1963 (S. 147–148) und 1968 (S. 367–368); vgl. auch MÜHLEN, Marienfeld, 1975, S. 34.
[212] S. DENKMALPFLEGEBERICHT 1975, S. 585–586 (Franz Mühlen, Hilde Claussen); MÜHLEN, Marienfeld, 1975, S. 35–37.
[213] LANDESEIGENE DENKMÄLER 1987, S. 197.

Nordquerhauswestwand) geschah dies auch nur punktuell. Erst bei den Bauabschnitten III (Nordquerhausostwand, Nord- und Ostseite des Chores), IV (Chorsüdseite, West- und Südwand des Südquerhauses) und V (Südquerhauswestwand, Südseite des Langhauses) erfolgte eine umfangreichere „Untersuchung und Dokumentation der Putz-, Farb- und Mauerwerksbefunde“.[214] Dabei konnten entscheidende Befunde zu baugeschichtlichen Aspekten und zur bauzeitlichen Rosafassung der verputzten Außenwände (siehe Kap. C.8.7.2.) wie auch zu jüngeren Fassungen gemacht werden.[215] Sie bildeten eine wesentliche Grundlage für die nachstehenden Untersuchungen und Analysen, wobei der unterschiedliche Dokumentationsgrad in Kauf genommen werden musste.[216]

Gleichzeitig mit Beginn der Außensanierung wurde 1984 die sich bereits unter dem Putz abzeichnende monumentale Westrose der Kirche (Kap. C.5.6.6.; Abb. 287–289) vom angrenzenden Obergeschossraum des Abteigebäudes aus durch dessen Besitzer in einer nicht mit den zuständigen Behörden abgestimmten Maßnahme freigelegt.[217] In der nachfolgenden Zeit traten infolge eines wenig sorgsamen Umgangs mit der offenliegenden Rose Substanzverluste und Beschädigungen auf, die dazu führten, dass zunächst 1995 eine restauratorische Untersuchung und Dokumentation der Befunde sowie eine anschließende Notsicherung durchgeführt wurden, denen 1997 weitere Konservierungsarbeiten folgten, jeweils durchgeführt durch den Restaurator Dr. Christoph Hellbrügge (Ascheberg), der auch im Januar 2000 einem Gerichtsbeschluss folgend die bedauerlicherweise notwendige Wiedervermauerung der Westrose vorgenommen hat.

[214] SIGRIST/STROHMANN, Baugeschichtliche Befunde, 1995, S. 96, in Anm. 1 genaue Aufführung und Datierung der einzelnen Bauabschnitte. Zum ersten Bauabschnitt s. auch DENKMALPFLEGEBERICHT 1990, S. 519–520 (Konrad Rückbrod).

[215] Die Befunde ausführlich dokumentiert bei SIGRIST/STROHMANN, Baugeschichtliche Befunde, 1995.

[216] So liegen für das Nordquerhaus und den nördlichen Obergaden des Langhauses so gut wie keine dokumentierten Befunde vor, so dass für diese Bereiche keine präzisen Aussagen möglich sind, manches konnte jedoch durch Analogieschlüsse wahrscheinlich gemacht werden. Eine eigene Befunduntersuchung des Verf. war hier nur für den Obergadenbereich unterhalb des Dachanschlages des Seitenschiffes möglich (s. Kap. C.4.3.3.2.1., C.4.3.5.1.).

[217] Erstveröffentlichung der Befunde bei QUEDNAU/KORN/SIGRIST, Westrose, 1986. S. auch DENKMALPFLEGEBERICHT 1990, S. 520 (Konrad Rückbrod). – Die nicht genehmigte Freilegung der Westrose erfolgte ohne Kenntnis des Eigentümers der Kirche (und damit auch der Rose), dem Land Nordrhein-Westfalen, vertreten durch das Staatshochbauamt Bielefeld, und des Westfälischen Amtes für Denkmalpflege Münster, so dass die Wiederöffnung der Rose nicht gezielt gesteuert und restauratorisch begleitet werden konnte und dadurch aufschlussreiche Befunde und lose Originalsubstanz mit entfernt wurden (vgl. dazu auch Aktenvermerk von Beat Sigrist in WAfD, Werkstatt für Stein- und Wandmalereikonservierung, Objektakte ‚Marienfelder Westrose’, vom 14.12.1990).

4.3. Rekonstruktion des Bauablaufes der spätromanischen Kirche

Gemäß den am Bau gemachten Beobachtungen zeichnen sich drei Bauabschnitte bei der Errichtung der Marienfelder Klosterkirche ab: Bauphase I umfasst die Errichtung des Chores und der angrenzenden Partien der Querhausostwände, Bauabschnitt II die Fertigstellung des Querhauses und des ersten Langhausjoches sowie Phase III die beiden westlichen Langhausjoche mit der Westfassade. Dabei lässt sich die genaue Bauabfolge innerhalb der Bauabschnitte vielfach noch genauer differenzieren, wie im Folgenden darzulegen ist.

4.3.1. Phase I

Insbesondere in Phase I, der die Chorpartie der Kirche einschließlich Teilen der Querhausostwände und Ansätzen der Querhausstirnseiten angehört, lassen sich durch den Wechsel von Profilierungen, markante Unterschiede in den Quaderhöhen und durch eindeutig ablesbare Planänderungen einzelne Bauabschnitte unterscheiden und zugleich das damit einhergehende Ringen um die endgültige Form und Gestalt ablesen. Die bereits teilweise vorgestellten Beobachtungen machen daher folgenden Bauablauf wahrscheinlich:

4.3.1.1. Phase Ia

Nach den üblichen Gepflogenheiten im mittelalterlichen Kirchenbau wurde der Bau der Marienfelder Abteikirche mit der Errichtung des Sanktuariums, dem liturgischen Zentrum der Kirche und der Klosteranlage, begonnen.[218] Nach dem Abstecken des Bauplatzes und der Anlage der Fundamente, über die infolge fehlender archäologischer Untersuchungen über die Indizien, dass diese aus Findlingen bestehen (siehe Kap. 3.1.), hinaus bisher keine konkreteren Aussagen getroffen werden können, begann man offenbar mit dem Aufführen der Umfassungswände des Chorbereiches einschließlich der unteren Partien der Ostwände des Querhauses sowie der anstoßenden Mauerpartien von dessen südlicher und nördlicher Giebelfront. Dies legen die bei den 1984–1988 durchgeführten Instandsetzungsarbeiten am Außenbau vorgenommenen Bauuntersuchungen und die dabei freigelegten Baubefunde nahe.[219] So besteht die Ostwand des südlichen

[218] So u. a. CONRAD, Kirchenbau, 1990, S. 45.
[219] SIGRIST/STROHMANN, Baugeschichtliche Befunde, 1995, insbesondere S. 102–110.

Querhauses (Abb. 48) bis in eine Höhe von ca. 420 cm über dem Sockelgesims aus einem dünneren und offenbar älteren Backsteinformat (27–28 cm x 13,5–14 cm x 7–7,5 cm), das im sog. ‚Gotischen' Verband vermauert wurde, in den Partien darüber aus dickformatigen Backsteinen (27–29 cm x 13,5–14 cm x 9,5–10 cm) im sog. ‚Märkischen' oder ‚Wendischen' Verband. Das aus dünnformatigen Backsteinen errichtete ältere Mauerwerk knickt dabei an der Südostecke um und setzt sich 250 cm nach Westen fort (Abb. 49). Dieser fast rechtwinklig begrenzte Bereich erreicht jedoch nur eine Höhe von ca. 380 cm über dem Sockelgesims.[220]

Am nördlichen Querhaus sind die Befunde ähnlich, allerdings reicht hier in der Ostwand (Abb. 47) das Mauerwerk aus dünnformatigen, im ‚Gotischen' Verband gemauerten Backsteinen nur bis in eine Höhe von 380 cm über dem Sockel – die ergänzenden Befunde der anschließenden Nordwand sind leider nur unzureichend dokumentiert;[221] analog zu den besser dokumentierten Befunden am Südquerhaus ist jedoch auch hier ein Umknicken des Mauerwerks mit einer Fortsetzung nach Westen[222] – möglicherweise bis zu einer Breite von 257 cm[223] – anzunehmen, wofür auch der Befund der Dienstbasis in der inneren Nordostecke dieses Querhausflügels spricht (s.u.). Die an die Ostwände des Querhauses anstoßenden Außenmauern der Chorseitenschiffe sind infolge der Errichtung des heutigen Chorumganges unter Abt Nikolaus (1322–1344) vollständig verschwunden, sie dürften jedoch anfänglich – wie die anschließenden Partien der Querhäuser – ebenfalls bis in eine Höhe von ca. 380 cm bis maximal 420 cm aufgemauert worden sein.

Anders als die östlichen Stirnwände der Chorseitenschiffe hat sich die gegenüber diesen ehemals um 26 (im Norden) bzw. 27 cm (im Süden)[224] vorspringende Ostwand des Chormittelschiffes mit ihren Lisenenansätzen (Abb. 190, 191) erhalten, ist jedoch durch den Einbruch der gotischen Arkaden sowie durch das damit

[220] Die heute wieder überputzten Befunde dem Bericht von SIGRIST/STROHMANN, Baugeschichtliche Befunde, 1995, S. 107 entnommen.

[221] In einem Aktenvermerk wurde lediglich die bei einer Begehung am 01.08.1984 gemachte Beobachtung notiert, dass im Sockelbereich (d. h. bis ca. 180 cm Höhe) dünnformatige Backsteinschichten mit Lagen dickeren Formats durchsetzt sind, ohne dabei jedoch die Art des Befundes und die Befundstelle – etwa links oder rechts des Portals – genauer zu lokalisieren; Aktenvermerk von Dr. Rückbrod vom 07.08.1984; vgl. auch SIGRIST/STROHMANN, Baugeschichtliche Befunde, 1995, S. 108 und Anm. 16.

[222] Ähnlich bereits SIGRIST/STROHMANN, Baugeschichtliche Befunde, 1995, S. 110.

[223] Ein dahingehendes Indiz könnten die Werkstücke des Außensockels liefern, die sonst in der Regel immer versetzt aufgemauert wurden, jedoch unterhalb des jüngeren gotischen Fensters, in 257 cm Abstand von der östlichen Lisenenkante, in beiden Lagen eine gemeinsame Fuge aufweisen, die auf eine hier ansetzende senkrechte Baunaht hindeuten könnte!

[224] SIGRIST/STROHMANN, Baugeschichtliche Befunde, 1995, S. 149.

verbundene Ausdünnen der Mauerstärke auf der Innenseite in ihrer Substanz gerade in den unteren Bereichen stark reduziert; eine mutmaßlich ehemals vorhandene Horizontalfuge, wie sie sich bei einem abschnittsweisen Hochziehen der Mauern ergibt, dürfte dabei weitgehend zerstört worden sein.

Wichtigstes Indiz für die räumliche Ausdehnung und den baulichen Umfang von Phase Ia sind darüber hinaus die Sockel und Basen der Eckdienste der Chormittelschiffostwand und der nördlichen und südlichen Ecke der Querhausostwand. Sie weichen in ihrer Anlage und Profilierung erheblich von den übrigen am Bau zu findenden Basenformen ab (dazu ausführlich Kap. C.6.1.1.). Die Basen in den äußeren Ostecken der Querhausjoche (Abb. 292, 293) zeigen folgende Sockelprofilierung: Platte – Schmiege – flache Platte – schräggestelltes Plättchen – Kehle. Nach einem Rücksprung folgt die eigentliche Säulenbasis aus Basisplatte – nicht überstehendem Wulst – schräg gestelltem Plättchen – Kehle; einen zweiten Wulst im Sinne der attischen Basis gibt es nicht. Auf der Oberseite der Basis setzt der leicht zurückspringende Schaft des Dienstes auf.

Dieselbe Basisprofilierung weisen auch die beiden Eckbasen vor der Chormittelschiffostwand auf (Abb. 290, 291), wobei die Erscheinung der nördlichen Basis heute durch einen zweiten Wulst, der im weiteren Bauverlauf auf die verkürzte Kehle aufgesetzt wurde (s.u.), verunklärt ist. Bei fast identischer Ausbildung zeigen sie eine etwas prägnantere Profilausformung, aufwendiger gestaltete Eckblätter sowie zusätzliche Eckblätter an den an die Wände anstoßenden Ecken (siehe Kap. C.6.1.1.). Dies soll vermutlich den höheren Rang des Sanktuariums gegenüber dem Querhaus unterstreichen.

Die beim gotischen Umbau auf ihrer Ostseite freigestellten Eckbasen der Chormittelschiffostwand sind heute höher aufgesockelt als ihre Gegenstücke im Querhaus, da zusätzlich zu den dort beobachteten, identisch profilierten Sockelschichten hier jeweils noch zwei weitere, leicht vorspringende Sockelschichten darunter erscheinen. Diese dürften aber ursprünglich dem Fundamentbereich zugehört haben und wurden wohl erst im Zuge des Einbruchs der Chorumgangarkaden in die Ostwand bei einer damit einhergehenden Fußbodenabsenkung freigelegt. Das romanische Fußbodenniveau unmittelbar vor der

Chormittelschiffostwand ist demnach in Höhe der Oberkante des oberen Fundamentsteines anzusetzen.[225]

Die Profilierung des Sockels unterhalb der Dienstbasis, bestehend aus Platte-Schräge-Platte-Plättchen-Kehle, setzt sich an den anschließenden Sockeln der beiden Wandpfeiler für die Seitenschiffarkaden fort; eine Fortführung des Sockelprofils an der Ostwand selbst kann hingegen ausgeschlossen werden, da sich zum einen keinerlei Anschlussspuren an den nach Süden bzw. Norden gerichteten Seiten der Eckdienstsockel zeigen, zum anderen eine derartige Profilierung nur an Pfeilerelementen, nicht jedoch an Wänden zu finden ist.[226]

Am südlichen Wandpfeiler (Abb. 291) ist noch zu erkennen, dass die Kehle als oberstes Sockelprofil bereits vor der Pfeilerecke endet: 3 Zentimeter vor der Ecke bricht die Oberkante der Kehle ab, ein Diagonalgrat markiert ein Umknicken des Kehlenprofils um 90°, so dass die Kehle nach wenigen Millimetern gegen die Pfeilerfläche läuft. Die Unterkante der Kehle und das Plättchen darunter enden dabei bündig mit der Pfeilerkante. Das übrige Sockelprofil aus Platte-Schräge-Platte dürfte wohl ehemals um die Pfeilerecke fortgeführt worden sein, ist jedoch heute – ähnlich wie bei der noch schlechter erhaltenen Situation auf der Nordseite – infolge des Einbaues der spätgotischen Chorschränke weitgehend abgearbeitet. Innerhalb der nach Westen gerichteten, heute verdeckten Pfeilerseiten dürfte es wohl ehedem zu einem Höhenversprung des Sockelprofils gekommen sein, denn das Fußbodenniveau in den Chorseitenschiffen lag bereits damals wesentlich niedriger; da sich im Bereich der ehemaligen Seitenschiffostjoche jedoch keinerlei Sockelansätze erhalten haben, ist eine exakte Bestimmung des Laufhorizonts nicht mehr möglich.[227]

[225] Auf die ursprünglichen Fußbodenniveaus im Chorbereich wird v. a. in Kap. C.8.9. noch näher eingegangen.

[226] Zum Vergleich sei hier auf die nördliche Eckbasis der Hauptschiffwestwand verwiesen, deren attisches Profil sich nahtlos am unmittelbar anschließenden westlichen Wandpfeiler der Seitenschiffarkadenreihe fortsetzt, während es an der Westwand keine entsprechende Fortführung findet (Abb. 311). Dass das Sockelprofil nur Pfeiler- und Säulenelementen vorbehalten ist, zeigt sich auch eindrucksvoll am Durchgang zwischen Südquerhaus und Langhaus: Seine Nordostwand ist mit Sockel und attischem Basisprofil versehen, da sie als Teil des freistehenden südwestlichen Vierungspfeilers aufgefasst wird, während die gegenüberliegende Südwestwand des Durchganges eine einfache Wand darstellt und daher ohne jede Sockelgestaltung bleibt.

[227] Nur an einer einzigen Stelle, an der Südostarkade des quadratischen Chorjoches, lässt sich der Höhenversprung zwischen Hochchor und Chorseitenschiffen heute noch ablesen, da hier der spätgotische Levitenstuhl eingefügt ist und so chorseitig kein Einbau von steinernen Chorschranken mit Schrankfächern erfolgte. An der Pfeilerkante des ersten Hauptpfeilers von Osten, der bereits der Phase Ib zugehört (s.u.), bricht das nördliche Sockelprofil ab, um dann an der Westseite 42,5 cm (= eine Quaderlage, s.u.) tiefer fortgeführt zu werden. Einen ähnlichen Höhenversprung zeigt sich beim westlich anschließenden Viersäulenbündel, dessen innere Säulenbasen sich nach dem Binnenchorniveau richten, während die zum Chorseitenschiff gerichteten Basen dessen Bodenniveau als Maßstab haben. Eine Übertragung der hier gewonnene Erkenntnisse auf die östliche Arkadenachse ist jedoch nur bedingt möglich, da der Boden des Binnenchorostjochs in seiner östlichen

Das über der beschriebenen Sockelzone aufsteigende Quaderwerk der beiden östlichen Wandpfeiler ist bis einschließlich der unteren Kämpferzone (= bis 223 cm über dem heutigen Bodenniveau) ebenfalls der Phase Ia zuzurechnen. In dieser Bauphase wurden die bereits recht großen Osning-Werkblöcke ohne erkennbare Standardisierung der (Höhen)maße geschlagen und versetzt, wie an den unterschiedlichen Quaderhöhen abzulesen ist.[228] Bindend war offenbar allein die einheitliche Kämpferlinie. Die Kämpfer selbst zeigen eine einfache Profilierung aus Vorsprung-Kehle-schrägem Plättchen-Wulst-kleiner Schräge-Platte.

Zusätzlich zu den bisher beschriebenen Partien geben sich die Werkstücke der jeweils chorfernen Pfeilervorlagen der heutigen gotischen Bogenöffnungen von den Querhausarmen zum Chorumgang (Abb. 218–219, 220–221) durch Formenvergleich als Spolien der Phase Ia zu erkennen. Dies gilt insbesondere für die profilierten Werkstücke der Sockel- und Kämpferzone: Das Sockelprofil zeigt die bereits an den oben beschriebenen Dienstbasen und Pfeilersockeln vorgefundene Abfolge von Platte-Schräge-Platte-schrägem Plättchen-Kehle, wie sie in Marienfeld nur an den Bauteilen der Phase Ia auftaucht. Diese Verbindung wird durch die an allen vorgestellten Fundstellen fast identischen Maße der Werkstücklagen und der Profilierungen unterstrichen.[229] Das schräge Plättchen und die Kehle, also die markantesten Profilierungen, sind dabei nur bogenseitig ausgebildet, während der Bereich darunter aus Platte-Schräge-Platte an der südlichen Pfeilervorlage (Abb. 220–221) um die Ostecke herumgeführt weiter geführt wird (bis max. 44/44,5 cm bei einem Gesamttiefe von 62,5 cm), während sie beim nördlichen Wandpfeiler (Abb. 218–219) abgearbeitet wurde. Hier gibt sich wiederum die glatte Westseite der Werkstücke als originale Oberfläche zu erkennen.[230]

Hälfte nochmals erhöht war, während unklar ist, ob dies auch in den Ostjochen der Seitenschiffe der Fall war (Vgl. zu diesem Themenbereich eingehender die Ausführungen zu Phase Ib und zum ursprünglichen Erscheinungsbild der Kirche C.8.9.).

[228] Höhe der Quaderlagen an den beiden östlichen Wandpfeilern (in cm): Nordostpfeiler: 1. (Untere Sockellage) 24; 2. (Obere Sockellage) 19,3; 3. (Lage mit Einbindung der Dienstbasis) 27,7 cm; 4. 44,5; 5. 37,5; 6. 15; 7. (Kämpfer) 16,5. Südostpfeiler: 1. (Untere Sockellage) 24; 2. (Obere Sockellage) 19,5; 3. (Lage mit Einbindung der Dienstbasis) 27,7 cm; 4. 33; 5. 27; 6. 37,5; 7. (Kämpfer) 16,5.

[229] Höhe der Sockellagen und ihrer Profilierungen (in cm): Nördliche Pfeilervorlage am Beginn des nördlichen Chorumganges: 1. 24 (Platte 9; Schräge 15); 2. 20 (Platte 8,5; Plättchen 2,5; Kehle 9) Südliche Pfeilervorlage am Beginn des südlichen Chorumganges: 1. 24 (Platte 9; Schräge 15); 2. 20 (Platte 8,5; Plättchen 2,5; Kehle 9); die Ausmaße der Werkstücke und ihrer Profilierungen sind demnach an beiden Pfeilern genau identisch!

[230] Zur westlichen Sockelfläche des südlichen Pfeilers kann z. Zt. keine Aussage getroffen werden, da dieser Bereich überputzt ist.

Neben den Profilstücken dürften aber auch die ‚normalen' Quaderlagen der beiden 109 (S) bzw. 110 (N) cm breiten Wandpfeiler wiederverwendete Werkstücke aus der Phase Ia darstellen. Dies ist auch aus der Sicht der Bauleute des 14. Jahrhunderts sinnvoll, da durch ein vorsichtiges Abtragen der Pfeilervorlage und Wiederaufrichten der alten Werkstücke am neuen, nur um wenige Dezimeter verschobenen Platz eine aufwendige Neuanfertigung von Quadern, die in ihrer Summe genau das Kämpferniveau der gegenüberliegenden Pfeilervorlage des Vierungspfeilers und auch deren Breitenmaß zu erreichen hatten, vermieden werden konnte. Zudem zeigen die Quaderlagen der beiden Wandpfeiler dieselbe Unregelmäßigkeit in der Lagendicke, wie sie auch an den beiden östlichen Pfeilervorlagen der Chorseitenschiffe beobachtet werden konnte.[231]

Das nun bereits an verschiedenen Stellen beobachtete charakteristische Sockelprofil der Phase Ia beschränkt sich nicht allein auf den Innenraum der Kirche, sondern findet auch am Außenbau als Sockelprofil Verwendung, wobei es in allen drei Bauabschnitten der Kirche unverändert fortgeführt wird. Sockelwerkstücke aus Phase Ia haben sich an den freiliegenden Ostwandpartien der Querhausarme, der daran anschließenden Mauerzunge der nördlichen Giebelwand (s.o.) sowie in Ansätzen an den Ostecken der Chorstirnwand – heute vom Chorumgang aus sichtbar (Abb. 190, 191) und wie dessen übrige Wände weiß übertüncht – erhalten.

Entsprechend den Sockelbereichen im Inneren zeigt der Außensockel die Profilabfolge aus Platte-Schräge-Platte-Plättchen-Kehle.[232] Die Wandfelder werden dabei zu den Ecken hin durch 5 cm vortretende, jeweils 43 cm breite Lisenen begrenzt. Diese sind so angelegt, dass sie mit der mittleren Platte bündig sind, während Plättchen und Kehle darüber zurückliegen und gegen die Lisene auslaufen. Beide Bereiche ruhen gemeinsam auf dem unteren Sockelbereich aus Platte und Schräge auf. Während dieser an der Nordostecke des Querhauses normal um die Ecke herumgeführt ist, reicht er an den Ecken der Chorrmittelschiffostwand um einiges über die Flucht der Ecklisenen hinaus (Abb. 192, 193), da diese im Bereich

[231] Höhe der Quaderlagen der jeweils äußeren Pfeilervorlagen am Zugang zum Chorumgang (in cm): Nördliche Pfeilervorlage: 1. (untere Sockellage) 24; 2. (obere Sockellage) 20; 3. 48; 4. 33; 5. 51; 6. 37,5; 7. 41; 8. (Kämpfer) 16,5. Südliche Pfeilervorlage: 1. (untere Sockellage) 24; 2. (obere Sockellage) 20; 3. 33; 4. 47; 5. 38; 6. 29; 7. 29; 8. 40; 7. (Kämpfer) 16.

[232] Höhe der Sockellagen und ihrer Profilierungen (in cm): Gemessen an der Chorostwand und am nördlichen Querhaus: 1. 17 + x (Platte 2+ x; Schräge 15); 2. 20 (Platte 8,5; Plättchen 2,5; Kehle 9).

der anschließenden kurzen Wandpartien (im N 26 cm, im S 27 cm), die Teil der nördlichen bzw. südlichen Ecklisene sind, ungewöhnlicherweise mit einer Kehle über einer Platte beginnen. Diese Profilierung lässt sich trotz der Übertünchungen bis zu den genannten Maßen nachvollziehen, danach beginnt ein unregelmäßiger, zurückgearbeiteter Bereich, an den ehemals die Stirnwände der Chorseitenschiffe anschlossen. Diese dürften eine Mauerstärke von ca. 90–100 cm besessen haben – eine genauere Bestimmung wird erst nach Entfernung der Tünchen und Überputzungen möglich sein.[233] Damit verblieb zwischen der Innenflucht der Stirnwand und der Kante des anschließenden Wandpfeilers der Seitenschiffarkaden ein Raum von ca. 75–85 cm im Norden bzw. 67–77 cm im Süden. Reste der dort mutmaßlich ehedem vorhandenen Eckdienste sind nicht überkommen.[234]

4.3.1.1.1. Zusammenfassung Phase Ia und Teilanalyse

Damit ergibt sich für die Baumaßnahmen der Phase Ia folgendes Bild: Nach Abschluss der Fundamentierungsarbeiten dürfte – gemäß den mittelalterlichen Baugepflogenheiten – mit der Ostwand des Chormittelschiffs begonnen worden sein. Bereits hier wurde die Gestaltung für den Sockel und die Lisenen festgelegt, die aus fein bearbeitetem Osning-Sandstein gefertigt wurden. Die inneren Ecken der Chormittelschiffostwand erhielten dem Rang des liturgischen Ortes entsprechend aufwendig gestaltete, hochgelegene Eckdienstsockel und -basen (Abb. 290, 291). Die anschließenden Wandpfeiler zur Aufnahme der (später zu errichtenden) Seitenschiffarkaden wurden dabei aus unterschiedlich starken Sandstein-Quaderlagen bis zur (ersten) Kämpferlinie in ca. 220 cm über Bodenniveau der Seitenschiffe aufgeführt, während die Ostwand und das übrige Mauerwerk – wie im gesamten Bauabschnitt I – aus Backsteinen des Formates 27–28 cm x 13,5–14 cm x 7–7,5 cm im sog. ‚Gotischen' Verband gemauert wurde.

[233] Im Anschlussbereich der Pultdachgiebel, die bereits der Phase Ic angehören, lässt sich in den oberen Partien noch eine Mauerstärke von 80 cm (N) bzw. 90 cm (S) nachweisen. Vgl. SIGRIST/STROHMANN, Baugeschichtliche Befunde, 1995, S. 149. – Im Bereich der Traufhöhe bzw. darunter erreichen die einsehbaren Anschlussstellen jedoch eine wesentlich größere Breite: im N bis zu 130/132 cm, im Süden sogar 140–167 cm! Dies könnte mit partiellen Verstärkungen für den Bereich des Gewölbeanschlages zusammenhängen (s.u.).

[234] In der Südostecke des südöstlichen Vierungspfeilers hat sich der Sockel einer Eckdienstbasis erhalten, so dass ein Dienstapparat für die Gewölbe der Seitenschiffe angenommen werden kann. Vgl. die folgenden Ausführungen zur Phase Ib sowie die Beschreibung der Rekonstruktion der Kirche in ihrem Zustand nach der Fertigstellung in Kap. C.8.1.

Im gleichen Zuge wurden auch die übrigen äußeren Umfassungswände der Chorpartie, also die Stirn- und Seitenwände der Chorseitenschiffe, und – da unmittelbar anschließend und für die statische Absicherung des Bauabschnitts I notwendig – die unteren Partien der Ostwände der Querhausarme einschließlich kurzer Anschlussstücke ihrer nördlichen und südlichen Giebelwände errichtet (Abb. 47–49). Hier erreichen die der Phase Ia zuzurechnenden Wandpartien eine Höhe von 380 cm (Ostwand des nördlichen Querhauses und Mauerzunge der südlichen Giebelwand) bis 420 cm (Ostwand des südlichen Querhauses). Ähnliches kann für die nicht erhaltenen Wände der Chorseitenschiffe angenommen werden.

Ein weiteres, äußerst wichtiges Indiz für die räumliche Ausdehnung und den baulichen Umfang von Phase Ia stellen die Sockel und Basen der Eckdienste der Chormittelschiffostwand (Abb. 290, 291) und der nordöstlichen bzw. südöstlichen Ecken der Querhausostwände (Abb. 292, 293) dar, die sich in ihrer Profilierung (s.u.) deutlich von den denjenigen der nachfolgenden Phasen abheben.

Ein solches Vorgehen – zunächst Errichtung der Umfassungswände, dann erst in einem nachfolgenden Schritt Ausführung der Binnenpfeiler (Phase Ib, s.u.) – dürfte in dieser zeitlichen Reihenfolge im mittelalterlichen Kirchenbau weit verbreitet gewesen sein, lässt sich aber nur selten so gut nachweisen. Als besonders markantes Beispiel kann hier die im Auftrag von Kaiser Friedrich II. um 1224 begonnene Zisterzienserabteikirche in Murgo auf Sizilien angeführt werden, deren Bau eingestellt wurde, nachdem sämtliche Umfassungswände bis in eine Höhe von 3 m aufgeführt worden waren, während mit der Errichtung der Binnenpfeiler noch nicht begonnen worden war.[235]

Auch bei der frühen Zisterzienserkirche Amelungsborn (1135 von Kamp besiedelt; Abb. 681) zeigt ein Wechsel der Basisprofilierung – von einfacher Schmiege hin zu einer attischen Basis – an, dass zunächst die Außenwände des Langhauses und dann, nach einer Modifizierung der Pläne, die Binnenpfeiler errichtet worden sind.[236]

Im westfälischen Bereich sei als erstes auf den Dom zu Münster verwiesen, wo in Bauabschnitt IIa zunächst die untere Partien der Seitenschiffwände bis etwas

[235] UNTERMANN, Forma Ordinis, 2001, S. 501–502 (mit weiterführender Lit.), dazu Abb. 312.

[236] MAIER, Amelungsborn, 1990, S. 43, dazu Abb. 10. Auf S. 44 (Darstellung der Bauabfolge) stellt er leider nicht das daraus zu folgernde zeitliche Nacheinander von Außenwänden und Langhausarkaden heraus.

unterhalb der Kämpferzone, das heißt ca. 3 m, ausgeführt wurde (Abb. 1279); diese lassen eine Wandgliederung für ein Langhaus im Gebundenen System erkennen. Die oberen Partien der Seitenschiffwände und die Pfeilerstellungen des Mittelschiffes gehören dagegen erst – nachdem in Phase III zwischenzeitlich die oberen Teile des Westquerhauses fertiggestellt wurden – der Bauperiode IV an, in der das Gebundene System als Grundriss- und Aufrissschema für das Langhaus aufgegeben und die geplanten Doppelarkaden durch große Bögen ohne Zwischenstützen ersetzt wurden.[237]

Als weiteres westfälisches Beispiel sei die Ludgeruskirche zu Albersloh angeführt, deren spätromanisch-gotischer Hallenbau in einer ungewöhnlich langen Bauzeit errichtet wurde.[238] Auch hier wurden – wie Baubefund und Grabungen ergeben haben – zunächst das Chorjoch und die Außenwand des nördlichen Seitenschiffes errichtet, dann, nach einer erkennbaren Baupause mit Formenwechsel, die Pfeiler des Langhauses und – bedingt durch den Vorgängerbau – zuletzt die südliche Außenwand.

Angefügt werden kann hier noch die Große Marienkirche in Lippstadt, wo sich anhand der Basengestaltungen der Wand- und Freipfeiler des Langhauses nachweisen lässt, dass die Außenwände der Seitenschiffe, insbesondere auf der Südseite, schon bestanden, ehe ebenfalls nach einem Planwechsel die Binnenpfeiler in einem nachfolgenden Schritt aufgeführt wurden (siehe dazu Kap. 10.4.1.3.2.; Abb. 947–950).

In Marienfeld wurden in der Phase Ia wurden neben der Grunddisposition des Baues zugleich wesentliche Bau- und Gestaltungsprinzipien festgelegt, die dann in allen späteren Bauphasen übernommen und fortgeführt wurden:[239] Während die Mauersubstanz aus Backstein gefügt wurde, hat man für die prägenden, plastisch in Erscheinung tretenden Bauglieder wie Lisenen, Sockel, Pfeiler, Kämpfer, Dienste, deren Basen und Kapitelle etc. sorgfältig bearbeitete Werksteine aus Osning-Sandstein verwendet (vgl. dazu auch Kap. C.3.).

[237] S. dazu LOBBEDEY/SCHOLZ, Baugeschichte Münster, 1993, S. 283, Abb. 162, dazu auch S. 133–135, 273, 275, 279.
[238] LOBBEDEY, Albersloh, 1973, v. a. S. 35–38. – Herr Prof. Lobbedey machte mich dankenswerterweise auf diesen von ihm eingehend erforschten Kirchenbau aufmerksam.
[239] Vgl. dazu auch die Baubeschreibung in Kap. C.2. sowie die Abhandlungen über die Baumaterialien in Kap.C.3.

Insbesondere die Sockelzonen der Phase Ia zeichnen sich durch eine einheitliche Profilgestaltung aus Platte-Schräge-Platte-schrägem Plättchen-Kehle aus. Während diese Profilabfolge im Bereich des Außensockels auch in den Bauphasen II und III übernommen wurde, bleibt sie im Inneren allein auf die Bauteile der Phase Ia beschränkt. So können hier nicht nur die Sockelgestaltung der beiden östlichen Wandpfeiler und der anschließenden Eckdienstsockel (Abb. 290, 291) sowie deren Gegenstücke in den äußeren Ostecken des Querhauses dieser Phase zugerechnet werden, sondern auch die Werkstücke, vor allem Sockel und Kämpfer, der nördlichen bzw. südlichen Wandpfeiler der Bogenöffnungen zum Chorumgang (Abb. 218–219, 220–221). Diese geben sich so als wiederwendete Werkstücke der ehemals etwas schmaleren Zugänge zu den Chorseitenschiffen zu erkennen.

Das Hauptmotiv der Sockelprofilierung – schräges Plättchen und Kehle – wurde darüber hinaus auch für die Gestaltung der Dienstbasen übernommen und hier noch um einen mächtigen Wulst ergänzt. Die Dienstbasen sind als Eckblattbasen ausgebildet, wobei nur die beiden Basen der Chormittelschiffostwand (Ab. 290, 291) an allen drei sichtbaren Ecken Eckblätter besitzen, während die beiden Basen in den Querhausostecken (Abb. 292, 293) nur an der freistehenden Ecke ein Eckblatt aufweisen, was sicherlich als eine bewusste Steigerung hin zum Sanktuarium hin beabsichtigt war.

4.3.1.2. Phase Ib

Nachdem die Umfassungswände der Chorpartie im genannten Umfang hochgezogen worden waren, scheint eine größere Änderung in der Bauplanung durchgeführt worden zu sein. So gehören die Binnenpfeiler des Chores (Abb. 13) bereits eindeutig einer zweiten Bauetappe an, die bestimmte, im Folgenden dargelegte Veränderungen in den Bauformen und in der Bautechnik erkennen lässt. Besonders deutlich zeigt sich diese Zäsur an der Gestaltung der Sockel- und Basenprofile: Die bisherige Profilierung der Dienstbasen aus Wulst, schrägem Plättchen und Kehle wird in Phase Ib durch eine klassische attische Basis mit der aufwendigeren Profilabfolge Platte-Wulst-schräges Plättchen-Hohlkehle-schräges Plättchen-Wulst-Plättchen abgelöst (siehe dazu Kap. C.6.1.2.; Abb. 294).

Zugleich wird diese Basisprofilierung als umlaufendes Profil an den Pfeilern fortgeführt[240] und so die Sockelzone noch weiter vereinheitlicht, die Basen – bisher über dem umlaufenden Sockelprofil gelegen – nun mit diesem verschmolzen. Der Sockelunterbau unterhalb des Basisprofils wird im gleichen Zuge auf Platte und Schräge verkürzt, so dass die Sockelzone insgesamt eine geringere Höhe erreicht: An den Dienstbasen der Phase Ia in den äußeren Ostecken der Querhäuser beträgt die Höhe der Sockelzone bis zum Wulstansatz[241] 53 cm (Abb. 292, 293), bei den Gegenstücken an den östlichen Vierungspfeilern nur 33 cm (Abb. 298, 299) somit ergibt sich ein Höhenversprung von 20 cm![242]

Zusätzlich zum Wechsel der Sockelprofile zeichnet sich auch in der Bautechnik eine deutliche Zäsur zwischen den Bauphasen Ia und Ib ab: Waren die Quaderlagen der Pfeilervorlagen der Ostwand und der Zugänge zu den Chorseitenschiffen in ihrer Höhe sehr unterschiedlich und ließen keine besondere Systematik erkennen,[243] so sind die der Phase Ib zuzurechnenden Freipfeiler des Chores (Abb. 13–15, 198) aus jeweils exakt 42,2 cm hohen Quaderlagen gefügt, die als ‚Quader-Modul' auch in Phase Ic fortgeführt werden. Nur die jeweils fünfte Lage – unterhalb der (unteren) Kämpfer für die Seitenschiffarkaden – ist mit 37 cm einiges niedriger, da die Kämpferplatten in ihrem Niveau an die Vorgaben der beiden älteren, noch nicht durch das ‚Quader-Modul' bestimmten und systematisierten Pfeilervorlagen der Ostwand gebunden waren.

Dieselbe Abfolge der Quaderlagen – vier Lagen à 42,2 cm, die fünfte à 37 cm – lässt sich nun auffälligerweise auch beim nordwestlichen Vierungspfeiler (Abb. 22)

[240] Die einzige Ausnahme bilden die zum Binnenchor gewandten Pfeilerfronten der östlichen Vierungspfeiler, wo eine Ausführung des Basisprofils offenbar im Hinblick auf die hier zeitweise einzufügende provisorische Abschlusswand des Chorhauses unterblieben ist und dieses erst nach deren Beseitigung zusammen mit den Vorlagenkonsolen darüber in Phase III ausgeführt wurde (s. dazu Kap. C.6.3.).

[241] Die Höhe des Wulstansatzes wurde bewusst als Vergleichsmoment gewählt, da sie als Grundebene für das eigentliche Basisprofil den markantesten Punkt innerhalb der Sockelzone bildet und ein festes Gestaltungselement bildet, während die übrigen Motive – wie gesehen – stark variieren können.

[242] Besondere Aufmerksamkeit in diesem Zusammenhang verdient die Tatsache, dass die Dienstbasen in den äußeren Westecken der Querhäuser, die bereits der Phase II angehören, bewusst die Wulstansatzhöhe ihrer älteren Gegenstücke der Phase Ia von 53 cm übernehmen, ohne deren Sockelgestaltung zu kopieren: Unter den von Phase Ib her bekannten Sockelaufbau aus Platte, Schräge und Basisplatte wurde einfach eine weitere Quaderplatte untergeschoben und so der Wulstansatz optisch auf dieselbe Höhe gebracht wie bei den östlichen Pendants! Vgl. auch die Ausführungen zu Phase II.

[243] Als einziges wiederkehrendes Element tauchen lediglich an verschiedenen Stellen Quader mit einer Höhe von 33 cm (4. Lage SO-Wandpfeiler, 4. Lage Pfeilervorlage südl. Chorumgangsöffnung, 3. Lage Pfeilervorlage nördl. Chorumgangsöffnung) und 37,5 cm (5. Lage NO-Wandpfeiler, 6. Lage SO-Wandpfeiler, 6. Lage nördl. Chorumgangsöffnung) auf. Dies dürfte mit den Fertigungs- und Lieferungsbedingungen im Steinbruch zusammenhängen.

beobachten. Gerade der Umstand, dass die fünfte Lage hier heute recht unmotiviert vom gewohnten ‚Quader-Modul' abweicht, damit aber genau der fünften Lage der Chorbinnenpfeiler entspricht, zeigt an, dass dieser Vierungspfeiler zusammen mit den Binnenpfeilern des Chores und den östlichen Vierungspfeilern in Phase Ib errichtet wurde und ebenfalls deren Kämpferhöhe für das anschließende Seitenschiff übernimmt. Entsprechend findet sich an der Pfeilerwestseite ein 17 cm hoher Kämpferstein, doch ist dessen Höhe nicht als einheitliche ‚Kämpferlage' fortgeführt. Ob dies zunächst der Fall war und die Kämpferlage dann eventuell beim Weiterbau wieder beseitigt wurde oder ob die Arbeiten bereits nach der fünfen Quaderlage liegen blieben, entzieht sich unserer Kenntnis. Bei Fortführung der Arbeiten in Phase II (s.u.) wurden dann in der Höhe differierende Quaderlagen aufgesetzt,[244] wobei die sechste und achte Lage auffälligerweise das Maß von 42,7 cm zeigen – möglicherweise bestimmt durch Reststeine aus Phase Ib/c, die dann bei den wieder aufgenommenen Arbeiten an diesem Pfeiler in Phase II weiterverwendet wurden.

Die Zuordnung der fünf unteren Quaderlagen des nordwestlichen Vierungspfeilers zu Bauphase Ib wird bestätigt durch die beiden erhaltenen Eckdienstbasen in dessen nordöstlichen und nordwestlichen Winkeln: Sie zeigen jeweils die in Phase Ib eingeführte Form mit attischer Basis, deren unterer Wulst nicht über den Rand der Basisplatte hinausragt, wie es dann bei den Basen der Phase II üblich wird (s.u.).[245]

Unklar bleiben muss die Frage, ob auch der südwestliche Vierungspfeiler in entsprechender Weise begonnen worden ist – der heutige Pfeiler gehört gemäß seiner Lagenhöhen, der Steinbearbeitung und der Gestaltungsformen eindeutig erst der Bauphase II an, könnte aber einen älteren, wie sein nördliches Pendant als Kreuzkernpfeiler angelegten Vorgänger aus Phase Ib gehabt haben, doch muss dies – wie auch die sich daraus ergebenden Konsequenzen, vor allem die Annahme eines geplanten südlichen Seitenschiffes (!) – Spekulation bleiben.

[244] Über den Sockelsteinen (23,5+x und 27,2 cm) zeigen die Quaderlagen an der Südseite folgende Höhenmaße (in cm): 1. 42; 2. 42; 3. 42; 4. 42; 5. 37; 6. 42,7; 7. 48; 8. 42,7; 9. 50; 10. 53,5; 11. 46; (die höheren Lagen nicht mehr eingemessen). An der Westseite gibt es eine gewisse Unregelmäßigkeit: Die 3. Lage ist hier im rechten Teil 45,5 cm hoch, wird aber dann durch die 4. Lage mit 38,5 cm ausgeglichen. Die sechste Lage bildet bereits den Kämpfer und ist daher nur 17 cm hoch. – An der nördlichen Vorlage des Pfeilers, die bei jüngeren Umbauten umgestaltet wurde, beträgt die 6. Lage 28,5 cm, wobei hier 16 cm auf den damit verbundenen Kämpfer entfallen.

[245] Die zum Seitenschiff gerichtete nordwestliche Eckbasis, die einen kleineren Durchmesser besitzt und heute keinen Eckdienst mehr trägt, zeigt eine im Vergleich wesentlich gröbere Oberflächenbearbeitung, was darauf hindeutet, dass keine abschließende Glättung erfolgt ist. Da zudem das Eckblatt als nur grob umrissene und vorgeglättete Bosse ausgebildet ist, könnte dies darauf schließen lassen, dass eine geplante Endbearbeitung der Basis nach dem Versatz unterblieben ist – möglicherweise wegen Abbruch der Bauarbeiten an dieser Stelle.

Auf die zuvor beschriebene (ältere) Kämpferlinie der Phase Ia/b sind auch die zwei Viersäulenbündel (Abb. 209–211) abgestimmt,[246] die die beiden westlichen Seitenschiffarkaden im Chorbereich stützen – ihre Kämpferplatten (Abb. 313) entsprechen ihren Gegenstücken an den Pfeilervorlagen (Abb. 204–206, 208) in Position und Gestaltung, wodurch die Viersäulenbündel sicher der Phase Ib zugewiesen werden können. Sie treten heute allerdings kaum noch in Erscheinung, da ihre chorabgewandten Seiten – zumindest in der Mittelpartie[247] – bereits beim Bau des Chorumgangs unter Abt Nikolaus (1322–1344) zu einem Pfeiler umgestaltet und mit einer eingearbeiteten Gewölbekonsole versehen wurden. Noch weitreichender wirkte sich der Bau der spätgotischen Chorschranken unter Abt Heinrich Münstermann (1498–1537) aus. Beim Einfügen der zweischalig angelegten, mit Blendmaßwerk verzierten Schrankenwände aus Baumberger Sandstein, die die gesamte Tiefe der Arkaden ausfüllen und mit ‚Einbauschränken' versehen sind, wurden die Säulenbündel seitlich abgearbeitet und verstellt sowie an den Frontseiten mit entsprechenden, gleichfalls maßwerkgeschmückten Zierplatten verdeckt, bei deren Einbau die zum Chor gewandten Säulen, insbesondere ihre Kapitelle, ebenfalls abgearbeitet wurden. Nur über die Chorschrankenabschlüsse hinweg ist es heute möglich, die nicht unmittelbar von den ‚Einbauschränken' eingemauerten Seitenpartien der Viersäulenbündel einzusehen.

Lediglich die Ostflanke des südlichen Säulenbündels ist etwas besser zu betrachten: Die zweite Arkade ist hier nur zum Chorumgang hin mit Schrankenplatten versehen, während chorseitig der ältere Levitensitz aus der Zeit des Abtes Arnold I. von Bevern (1443-1478)[248] den Raum unter dem Arkadenbogen ausfüllt, aber durch einen verbliebenen Spalt einen schmalen Blick auf das Viersäulenbündel ermöglicht.

[246] Bei dem bis heute immer wieder reproduzierten Längsschnitt aus dem Denkmälerverzeichnis von Karl Hölker (HÖLKER, Kreis Warendorf, 1936) ist der Chor ohne die spätgotischen Chorschranken dargestellt, die Viersäulenbündel optisch ‚freigelegt', dabei jedoch fälschlich bis in Höhe der zweiten Kämpferlinie hochgezogen!

[247] Der weitere Umbau in der Zeit um 1500 (s.u.) hat starke Veränderungen mit sich gebracht, so dass der Zustand des 14. Jahrhunderts nur versuchsweise zu rekonstruieren ist. Durch Abklopfen konnte jedoch ermittelt werden, dass nur der Mittelteil massiv ist, während die äußeren Partien, die eventuell erst der Zeit um 1500 angehören, hohl klingen.

[248] Bisher wurde der Dreisitz/Levitensitz immer mit den Neugestaltungsmaßnahmen des Abtes Münstermann (1498–1537) verbunden – so bei HÖLKER, Kreis Warendorf, 1936, S. 246; WERLAND, Marienfelder Chronik, 1968, S. 80/81; THÜMMLER, Marienfeld, 1972, S. 14. In der Klosterchronik findet sich jedoch eine Nachricht, die ihn eindeutig in die Zeit des Abtes Arnold I. (1443–1478) datiert: „Auch ließ er im Chorraum Sedilien (*Sitze*) für die Mönche, die den wöchentlichen Meßdienst versahen – Diakon und Subdiakon – anfertigen" (zitiert nach BÖHMER/LEIDINGER; Chroniken und Dokumente, 1998, S. 76).

Durch notwendige Restaurierungsmaßnahmen an der Unterkonstruktion des Levitensitzes, bei der dieser aus der Nische herausgerückt werden musste, war es dem Verfasser in der zweiten Februarwoche 2001 möglich, die einmalige Gelegenheit der nun unverstellten Ansicht der Ostflanke des südlichen Säulenbündels (Abb. 211, 212) dazu zu nutzen, ein genaues Handaufmaß dieser Situation (Abb. 209, 210) wie auch der gegenüberliegenden Westseite des ersten Hauptpfeilers (Abb. 208) zu erstellen.[249]

Die nähere Untersuchung der Viersäulenbündel ergab, dass diese in der Hauptsache aus Osning-Sandstein gefertigt worden waren; lediglich die einsehbare Säulenbasis und das Wulstprofil darunter (Abb. 213, 214) bestehen aus feinerem Baumberger Sandstein.

Die vier Säulenschäfte wurden dabei jeweils aus einem monolithen, zum Teil etwas grobporigen Osning-Werkblock sauber gearbeitet und stoßen – ohne dass sich ihre Kreisformen durchdringen[250] – in einer gleichbleibend schmalen Fuge aneinander. Dies bedingt zugleich, dass die Säulenschäfte keinerlei Entasis aufweisen. Ihr Durchmesser beträgt ca. 42 cm, was heute aber aufgrund der genannten Abarbeitungen nur noch annäherungsweise ermittelt werden kann – ein Maß von 42,5 cm erscheint dabei wahrscheinlich und entspräche damit zugleich der Höhe des mit dieser Bauphase (Ib) eingeführten ‚Quader-Moduls'.

Die vier Säulenschäfte werden zusammengefasst von einem einheitlichen Kapitellblock (H: 36,5 cm) aus miteinander verschmolzenen Kapitellen und dem abschließenden Kämpfer (H: 16,5 cm) darüber. Die Kapitelle (Abb. 313), deren Dekoration in Kap. C.6.2.1.1. eingehender behandelt wird, weisen chorseitig einen aufwendigeren Blattschmuck auf. Die Bildhauerarbeiten wurden dabei bereits vor dem Versetzen ausgeführt, eine nachträgliche Bearbeitung oder gar spätere

[249] An dieser Stelle sei den Herren Schlaudtmann, Marienfeld, die als versierte Tischler die notwendigen Sanierungen an der vom Holzwurm befallenen Unterkonstruktion des Levitensitzes durchgeführt haben, sehr herzlich gedankt für den Umstand, dass sie mit dem Zurückstellen des Levitensitzes so lange gewartet haben, bis ich mit dem Handaufmaß fertig war. – Von Frau Dr. Andrea Pufke, (damals) Westfälisches Amt für Denkmalpflege Münster, ist zudem veranlasst worden, dass durch die Amtsphotographin Frau Brockmann-Peschel am 08.02.2001 eine Fotodokumentation der freiliegenden Befunde erstellt wurde sowie dass durch Herrn Andreas Haasis-Berner M.A., damals Westfälisches Museum für Archäologie, Amt für Bodendenkmalpflege – Fachreferat Mittelalter, am 19.02.2001 eine Grabung im nun freiliegenden Bereich am Standort des Levitensitzes durchgeführt wurde.

[250] TRÖLLER, Marienfeld, 1935, S. 19 schreibt irrtümlich: „es sind hier vier Säulen so gekuppelt, daß sich im Grundriß die vier Kreise stark überschneiden, der dadurch kleeblattförmig wird."

Einfügung ist auszuschließen, womit sich die Kapitellskulptur sicher der Bauetappe Ib zuordnen lässt.

Ungewöhnlich erscheint auf den ersten Blick die unterschiedliche Schaftlänge der Säulen und der damit verbundene Basenversprung: Die zum Binnenchor gerichteten Säulenschäfte erreichen eine Länge von 136,5 cm, die der äußeren Schäfte beträgt 158+x cm – eine genaue Feststellung der Schafthöhe war leider nicht möglich, weil der Bereich der Basis durch die anstoßenden spätgotischen Chorschrankenplatten und einige im selben Zusammenhang vorgemauerte Ziegelsteine heute verdeckt ist und nicht freigelegt werden konnte. Da jedoch aus der freigelegten Sockelzone ein Höhenversprung der Säulenbasen von 34 cm ermittelt werden konnte (s.u.), kann für die äußeren Säulenschäfte eine (sich aus der Zuaddierung dieses Maßes ergebende) hypothetische Schafthöhe von 170,5 cm erschlossen werden.

Die bis heute sichtbare Basis der nordöstlichen Säule des südlichen Viersäulenbündels (Abb. 213) ist als attische Basis in der zuvor beschriebenen Form ausgebildet.[251] An ihrer Südostecke hat sich sogar das sorgfältig aus dem Baumberger Sandstein herausgearbeitete Eckblatt erhalten (Abb. 296, 297): Ein lappig-fleischiges Blatt, das an seiner breitesten Stelle abgerundet ist und dort absatzlos die Fluchtlinie der Basisplatte aufnimmt, wobei der Blattrand von einer 1 cm breiten Stufe begleitet wird. Zur Ecke hin wölbt sich das Blatt in der üblichen Form auf und rollt sich nach unten ein, wie seitlich an den sauber ausgebildeten Voluten zu erkennen ist.

Anders als die Chorpfeiler stehen die Basen der ‚inneren' Vierersäulen jedoch nicht unmittelbar auf dem Sockel (H: 24 cm) aus Platte (13 cm) und Schräge (11 cm), der in seinem Niveau auf den Boden der Chorseitenschiffe ausgerichtet ist und im Zuge einer Grabung wieder aufgedeckt werden konnte.[252] Zwischengeschaltet ist vielmehr noch eine Plinthe aus einem glatten Quaderblock (H: 27,5 cm), die durch einen umlaufenden Wulst (H: 6,5 cm; ebenfalls aus Baumberger Sandstein) von der Platte (8,5 cm) der Säulenbasis getrennt wird. Damit erreicht der Sockelaufbau unter den inneren Säulen eine Gesamthöhe von 66,5 cm (!) bis zum Wulstansatz. – Die heute verdeckten (s.o.) Basen der ‚äußeren' Vierersäulen dürften hingegen unmittelbar auf

[251] Die Gesamthöhe der Basis beträgt 28 cm, bestehend aus folgenden Einzelmaßen (in cm): Platte: 8,5; Wulst: 7,5; Plättchen: 0,7; Kehle: 5,5; Plättchen: 0,7; Wulst: 4,5; Plättchen: 0,6.

[252] Unter dem mit Platte und Schräge profilierten Stein konnte noch ein weiterer, um 1,2–1,4 cm vorspringender Werkblock (H: 10+x cm) freigelegt werden, der wohl schon zum Fundamentbereich gehört, da er unter dem Bodenniveau des Chorumgangs liegt.

dem Platte-Schräge-Sockel gestanden haben, die Höhe des Wulstansatzes dürfte somit 32,5 cm betragen haben. Daraus errechnet sich ein Höhenunterschied der beiden Basenansätze von 34 cm.

Dieser Versprung der Basishöhen hat seinen Ursprung darin, dass sich nur die beiden zum Binnenchor gewandten Säulenbasen des Viersäulenbündels in ihrer Position nach dem Basisniveau der Chorbinnenpfeiler bzw. nach dem Niveau des Chorfußbodens richten, während die beiden außenseitigen Säulenbasen auf das tiefere Bodenniveau der Chorseitenschiffe abgestimmt sind. Diese Zweiteilung der Basenniveaus galt auch für die Chorbinnenpfeiler selbst, ist jedoch durch die gotischen Umbauten des 14. und frühen 16. Jahrhunderts heute weitgehend verunklärt. Nur an der Westseite des ersten südlichen Hauptpfeilers von Osten (Abb. 204, 208) ist heute noch abzulesen, dass die Sockelprofile ihrer Arkadenseiten – und damit wohl auch die zum Seitenschiff gewandten Pfeilerfronten – auf das Bodenniveau der ursprünglichen Chorseitenschiffe ausgerichtet sind. Der Höhenversprung gegenüber dem Sockelniveau des Binnenchores beträgt hier 42,5 cm, also genau ein ‚Quader-Modul'! Er ist deutlich abzulesen an der nordwestlichen Pfeilerkante des genannten Hauptpfeilers: Dort bricht das nördliche Sockelprofil mit der Kante ab,[253] um dann an der Pfeilerwestseite (= Arkadenseite) 42,5 cm tiefer fortgeführt zu werden – einschließlich Sockel mit Platte und Schräge.[254]

Da sowohl am Hauptpfeiler wie auch am Viersäulenbündel die Sockelprofile bis zur nördlichen (= inneren) Pfeilerkante durchlaufen, kann weitgehend ausgeschlossen werden, dass der Zugang zwischen den beiden unterschiedlichen Bodenniveaus durch eine durchgängige Stufenanlage im Bereich der Arkadenbögen vermittelt wurde. Ob der zumindest erschließbare und mit 42,5 cm recht hohe Absatz durchweg so belassen oder stellenweise mit kleinen Zwischenstufen versehen war oder ob gar eine Abschrankung die Passage verwehrt hat, kann mangels entsprechender Befunde in diesem mehrfach von Umbauten betroffenen Bereich leider nicht mehr bestimmt

[253] Anders als an den östlichen Wandpfeilern wird hier nicht der untere Teil der Sockelzone – Platte und Schräge – um die Ecke weitergeführt, sondern es bricht das gesamte Sockelprofil ab, da eine glatte Pfeilerfläche auf der Westseite gefordert ist, die ihren unteren Abschluss durch das nun tieferliegende, neu ansetzende Sockelprofil erfährt. Dies ist somit ein weiterer Unterschied zur Pfeilergestaltung der Phase Ia. Vgl. auch Anm. 226.

[254] Im Zuge der Ausgrabung durch Herrn Haasis-Berner (vgl. Anm. 248) konnte unter der Platte der attischen Basis (8,5 cm), abgesetzt durch einen kleinen, leicht schrägen Vorsprung von 0,7–1,0 cm, der Sockel aus Schräge (11,5 cm) und Platte (13 (?) cm) freigelegt werden, vgl. Abb. 213–214.

werden.[255] Eine vergleichbare Disposition mit höher gelegenem Binnenchor weist etwa auch die Zisterzienserklosterkirche Riddagshausen (Chorpartie 1206 – ca. 1240; Abb. 708) auf, wo die Höhendifferenz von ca. 88 cm durch keinerlei Treppenstufen überbrückt wird, sondern beide Bereiche unverbunden nebeneinander bestehen; allerdings sind dort die Chorseitenschiffe als Umgang um den Binnenchor herumgeführt.[256] Eine ähnliche Höhendifferenz findet sich im Sanktuarium des Magdeburger Domes (Chorhauptpfeiler errichtet ca. 1209–1210/12), dessen erhöhtes Binnenchorniveau ebenfalls abrupt und ohne Schranken endet, wobei die attischen Basisprofile der Pfeiler durchlaufen und entsprechend an den Pfeilerkanten umknicken und herabgeführt werden.[257] In der Zisterzienserklosterkirche Arnsburg (Chorpartie nach 1174–1200) hingegen weisen Ansatzstellen an den Pfeilerbasen (Abb. 694) auf die einstige Fortsetzung des Sockelprofils an den Chorschranken, die ehedem Binnenchor und Umgang, hier beide auf gleichem Laufniveau, trennten.[258]

Die bereits von den östlichen Wandpfeilern der Phase Ia vorgegebene, in Phase Ib übernommene Kämpferhöhe, auf die auch die beiden Viersäulenbündel abgestimmt sind, sollte eine im Verhältnis zur heutigen Wandhöhe des Mittelschiffs relativ niedrige Folge von vermutlich rundbogigen Arkadenbögen aufnehmen – ob sie jemals ausgeführt wurde, ist heute nicht mehr festzustellen, da an ihrer Stelle in Phase Ic wesentlich höhere, nun spitzbogig schließende Arkaden mit eigener, höherliegender Kämpferlinie angelegt wurden (s.u.). Derartige niedrige Arkadenbögen und entsprechend niedrige Anräume/Chorkapellen sind jedoch bei Zisterzienserkirchen nichts ungewöhnliches, sie kommen sogar recht häufig vor, vor allem bei Bauten, die – zumindest teilweise – dem sog. ‚Bernhardinischen Plan'

[255] Bei der Ausgrabung durch Herrn Haasis-Berner (vgl. Anm. 248) konnten in dem oben lockeren Bodenmaterial neben Ziegelbruchstücken und Fragmenten von Bodenfliesen insbesondere Fragmente der Säulenkapitelle, so Teile eines Halsringes, die beim Bau der Chorschranken abgeschlagen wurden, gefunden werden. Darüber hinaus konnten noch einige jüngere Funde wie etwa ein gotisches Apostel- oder Prophetenfigürchen aus Bein sowie als Lesefunde eine Reihe von Bruchstücken aus der Bekrönung der spätgotischen Chorschranken aufgedeckt und geborgen werden.

[256] Vgl. BICKEL, Riddagshausen, 1968, S. 21–22. Er gibt jedoch an, weder die Höhe des Chorfußbodens noch die Chorschranken seien ursprünglich. Letztere wurden bei der nachfolgenden Restaurierung entfernt. – In der Zisterzienserklosterkirche Ebrach, die eine Riddagshausen engstens verwandte Grundrissdisposition besitzt, wird der erhöhte Binnenchor gegenüber dem Chorumgang durch die original erhaltenen spätromanischen Chorschranken abgegrenzt. – Zur Datierung s. zuletzt: HUCKER, Otto IV. – ein Plantagenêt, 2009, S.14, dazu Anm. 17 (mit Quellennachweis).

[257] Vgl. GROTE, Einflüsse, 2009, S. 153, Abb. 9 (mit weiterf. Lit.).

[258] S. GÄRTNER, Arnsburg, 1998, Abb. S. 21.

folgen, so etwa in Eberbach (Abb. 685) und Haina (Abb. 686), aber auch in Lehnin (Abb. 688) und Otterberg.[259]

Spätestens mit der Bauphase Ib lag auch das Wölbungsschema des Hochchores fest, da die beiden östlichen Hauptpfeiler eine klare Untergliederung des rechteckigen Binnenchores in ein quadratisches Joch und ein anschließendes Halbjoch vornehmen. Ob bereits zu diesem Zeitpunkt die heutige Domikalwölbung geplant war, ist nicht mehr definitiv zu klären, die Pfeilersysteme mit ihren Eckdiensten sind kein eindeutiges Indiz dafür. Möglicherweise war zum damaligen Zeitpunkt noch ein einfaches Gratgewölbe mit rundbogigen Gurten wie bei den etwa gleichzeitigen, nahe verwandten Bauten in Langenhorst (Chorjoch; Abb. 864) oder Asbeck (Querhaus; Abb. 828, 832) geplant (dazu Kap. C.10.4.1.1.1., C.10.4.1.1.2.).

Eindeutig angelegt war jedoch zu diesem Zeitpunkt das System der partiellen Abkragungen: So sollten bereits von Anfang an die Halbrundvorlagen für den Unterzug des östlichen Vierungsbogens auf Konsolen abgefangen werden, wie die untersten, zumeist aus einem Block gebildeten Quaderlagen der chorseitigen Fronten der östlichen Vierungspfeiler (Abb. 13) klar erkennen lassen – die Abkragungskonsolen darüber gehören hingegen erst in die Zeit der Kirchweihe 1222 (Phase III, s.u. Kap. C.4.3.5.5. und Kap. C.6.3.).[260]

4.3.1.2.1. Zusammenfassung Phase Ib:

Die Phase Ib umfasst somit die Errichtung der unteren Partien der Chorbinnenpfeiler einschließlich der Viersäulenbündel im westlichen Chorjoch sowie des nordwestlichen (und womöglich auch des südwestlichen) Vierungspfeilers. Der Baubeginn dieses Vierungspfeilers belegt die in Phase Ib bestehende Absicht, den Bauabschnitt I auch auf den Querhausbereich auszudehnen, was jedoch schon bald wieder aufgegeben wird. Schon mit Erreichen der von Phase Ia vorgegebenen (unteren) Kämpferlinie und der – eventuell schon begonnenen – Errichtung der zugehörigen Arkaden endet diese Unterphase; es folgen weitere Planänderungen (s.u.), der Bau des nordwestlichen Vierungspfeilers wird zurückgestellt.

[259] Zur typologischen Einordnung der Marienfelder Kirche und ihrer verschiedenen Planungsstufen eingehender Kap. C.9.2.3.

[260] Anders verhält es sich bei dem Hauptpfeilerpaar des Chores: Hier liefen die Halbrundvorlagen ursprünglich bis zum Boden durch und wurden erst im Zuge des Umbaues um 1322/44 im unteren Bereich abgearbeitet und auf Konsolen abgefangen; vgl. Kap. C.5.2.1.

In der Phase Ib erfolgten aber auch einige für die Formgebung des Baues wichtige Entscheidungen, insbesondere die Vereinheitlichung und Modifizierung der Pfeilersockel, bei denen nun das attische Basisprofil eingeführt wird (Abb. 294). Auch bautechnisch erfolgte eine Systematisierung: Die Quaderlagen werden in einer einheitlichen Höhe von 42,2 cm angefertigt. Dieses ‚Quader-Modul' wurde auch in Phase Ic fortgeführt.

4.3.1.3. Phase Ic

Der nachfolgende Bauabschnitt setzt sich durch eine erneute Planänderung mit weitreichenden Folgen für die Baugestalt klar gegenüber Phase Ib ab: Die zunächst geplanten oder gar bereits begonnenen niedrigen Arkadenbögen wurden aufgegeben und durch wesentlich höher hinaufreichende schlanke Spitzbogenarkaden, deren Bogenansatzpunkt zudem nun höher angesiedelt wurde, abgelöst (Abb. 13). Dabei beließ man die bereits vorhandenen Kämpferplatten der älteren Kämpferlinie, die unangetastet blieben und nicht etwa abgenommen und einfach entsprechend höher neu versetzt wurden – vermutlich, da bei den Viersäulenbündeln eine Verlängerung nicht ohne weiteres möglich war und die Kämpfer dort als Abdeckplatte der Kapitelle in der alten Höhe verbleiben mussten; um ein ‚optisches Hinken' der neuen Bogenstellungen zu vermeiden, behielt man dann offenbar die alten Kämpfer durchweg in ihrer alten Position bei. Auf diese wurden dann jeweils zwei ‚Modul-Quaderlagen' (Gesamthöhe 85 cm) aufgesetzt,[261] um so das neue Kämpferniveau zu erreichen (Abb. 206, 212), wobei die obere Lage zumeist nicht mehr vollständig aus Sandsteinquadern gefügt wurde, sondern diese hauptsächlich für die Pfeilerkanten verwendet und die Restbereiche mit Backstein aufgefüllt wurden. Die Bogenläufe der Sptzbogenarkaden (Abb. 391) wurden dann jeweils aus schmalen, aber die gesamte Bogenbreite umfassenden und sauber bearbeiteten Sandsteinquadern aufgemauert.

Der sich an die zwei hinzugefügten ‚Modul-Quaderlagen' anschließende neue Kämpfer bildet nun aber keine eigene Steinlage mehr, sondern wurde mit dem jeweils ersten Stein des Bogenlaufs aus einem Stück geschlagen. Er ist als sog.

[261] Bei den Hauptpfeilern sind es zwei normale 'Modul-Quaderlagen' à 42,2 cm, während über den Säulenbündeln die untere Lage als dickere, zur Frontseite hin durchgehende Quaderlage, die obere dagegen als dünnere Lage, die nur an den Kanten mit Sandsteinblöcken besetzt ist, angelegt wurde: Südliches Säulenbündel: untere Lage 56,5 cm; obere 28 cm; nördliches Säulenbündel: untere 48 cm; obere 36,5 cm.

Wulstkämpfer ausgebildet und findet sich nur bogenseitig. Der etwa dreiviertelrund vortretende Rundstab hat einen Durchmesser von 5 cm, verschiedentlich ist sogar noch das Bohrloch für den Zirkelschlag zur Markierung des Kämpferwulstes für den Steinmetz erhalten (vgl. Kap. C.3.5.).

Mit dem Wulstkämpfer (Kap. C.6.8.2.2.), dem im Scheitel der Spitzbogenarkaden ein Scheitelwulst (ebenfalls mit einem Durchmesser von 4–5 cm)[262] antwortet (Kap. C.6.8.2.2.1.; Abb. 391, 392), wurde ein prägendes Element in den Marienfelder Formschatz eingeführt, das vor allem im Falle des umlaufenden (von den Wulstkämpfern der Hauptpfeiler ausgehenden) Kämpfergesimses raumbestimmend werden sollte (C.6.8.2.3.).

Entsprechend den Arkaden zwischen Binnenchor und Chorseitenschiffen wurden vermutlich auch deren Verbindungsbögen zum Querhaus mit einem höheren Spitzbogen versehen (vgl. Kap. C.8.1.), doch haben sich davon infolge ihrer Neugestaltung beim Bau des gotischen Chorumganges (Kap. C.4.1.) kaum noch Spuren erhalten. Die Werkstücke der Wandpfeiler (aus Phase Ia, s.o.) und einige Bogensteine (der Phase Ic) dürften jedoch nach Ausweis der Oberflächenbearbeitung noch von den spätromanischen Scheidbögen stammen.[263]

Parallel zur Aufstockung der Arkadenpfeiler wurden in die chorseitigen Fronten der östlichen Vierungspfeiler Werkstücke für die Konsolen zur (schon in Phase Ib vorgesehenen) Abfangung der Halbrundvorlagen eingefügt – ob diese bereits ausgeschlagen waren und dann durch die hier eingefügte provisorische Trennwand beschädigt wurden oder ob es sich nur um in der Bosse belassene, noch bildhauerisch zu bearbeitende Quader gehandelt hat, muss unklar bleiben; offensichtlich wurden die damals in diesem Bereich verbauten Quader im Zuge der Einfügung der heutigen Blattkonsolen (Abb. 372–375) vollständig ausgetauscht.[264] Diese bestehen aus dem in Phase I fast ungebräuchlichen Baumberger Sandstein und sind aufgrund ihrer

[262] Die Scheitelwülste der beiden Arkadenbögen im Ostjoch haben folgenden Durchmesser: N: 4 cm, S: 5,3 cm.

[263] Beim Bau des Chorumganges wurden zum einen die Öffnungen verbreitert, wobei man, wie dargelegt, die Werksteine der chorabgewandten Pfeilervorlagen aus Phase Ia wiederverwendet hat, zum anderen wurden neue Scheidbögen angelegt, die von der älteren unteren Kämpferlinie ausgehen – Bögen, die die obere Kämpferlinie als Fußpunkt genutzt hätten, hätten bei der vergrößerten Bogenweite eine zu hohe Scheitelhöhe erreicht. Beim Aufmauern der neuen Scheidbögen scheint man aber teilweise die alten Bogensteine aus Phase Ic wiederverwendet zu haben.

[264] Es ist durchaus möglich, dass es sich bei den Eckquadern zuseiten der Vorlagenkonsolen um wiederverwendete Quader aus Phase Ic handelt.

Stilformen eindeutig später anzusetzen – auf jeden Fall nach Beseitigung der provisorischen Chorwestwand (s.u.), wahrscheinlich sogar erst im der Zeit der Kirchweihe 1222 (dazu ausführlich Kap. C.6.3.).

Entscheidend ist, dass in diesem Bereich (H: 73 cm)[265] die regelmäßige Abfolge durchgehender Lagen von 42,2 cm Stärke gestört und auch durch keinerlei Ausgleichsschicht reguliert wurde. Dies hat zur Folge, dass bei den weiteren Lagen, die wieder dem ‚Quader-Modul' folgen, ein Fugenversprung gegenüber den ungestört fortgeführten Quaderlagen der Pfeilerwestseiten auftritt (Abb. 13), so dass fortan keine durchgängigen, das heißt für den gesamten Pfeiler einheitlich nivellierten Lagensetzungen wie im unteren Bereich und beim östlichen Freipfeilerpaar[266] mehr möglich waren.

Völlig unabhängig von den Quaderlagen der Pfeiler wurden dagegen die Dienste aufgemauert: Sie sind aus langen Werkstücken als sog. En-délit-Dienste ausgebildet, das heißt die Steine wurden senkrecht zu ihrer natürlichen Bettung vermauert. Auch die Eckdienste der Sanktuariumsostwand wurden als En-délit-Dienste errichtet.[267]

Vermutlich ebenfalls parallel mit der Errichtung der neuen Arkadenbögen wurden auch die Außenwände der Chorseitenschiffe, die in Phase Ia vermutlich nur eine Höhe von ca. 380 cm bis maximal 420 cm erreicht hatten, bis zur neuen Traufhöhe aufgemauert. Im Anschluss daran hat man offenbar die Seitenschiffe auch sofort eingewölbt, worauf noch einige Befunde oberhalb der heutigen gotischen Chorumgangsgewölbe hindeuten (Abb. 111):[268] Bei der Ausführung des Zwickelmauerwerks über den Arkadenbögen hat man dieses anscheinend nicht in voller Mauerstärke hochgeführt, sondern über den mutmaßlichen (heute nicht mehr erhaltenen) Schildbögen jeweils einen Rücksprung gelassen, auf den nun die Gewölbe der Chorseitenschiffe aufruhen konnten. Von diesen eine Backsteinlänge

[265] Dieser Pfeilerbereich setzt sich aus drei bei beiden Vierungspfeilern identischen Steinlagen zusammen: 1. eine Schicht aus Baumberger Sandstein: 8,5 cm; 2. zwei Lagen aus Osning-Sandstein: A: 37,5 cm, B: 27 cm.

[266] Diese besitzen regelmäßige Quaderlagen von 42,2 cm Höhe, nur die jeweils oberste Lage unter den Kapitellen weist als 'Restlage' nur eine Höhe von 13 cm (N) bzw. 13,2 cm (S) auf.

[267] Die jeweiligen östlichen Dienste des östlichen Freipfeilerpaares setzen sich aus folgenden Werkstücken zusammen (in cm): S-Seite: 1. 237,5; 2. 301; 3. 123,5; 4. 82. N-Seite: 1. 200; 2. 279; 3. 332. – Die Werkstücke der höher hinaufreichenden Eckdienste der Ostwand besitzen folgende Maße (in cm): SO-Ecke: 1. 128; 2. 142,5; 3. 120; 4. 81; 5. 284; 6. 62; 7. 77; 8. ca. 94; 9. – 11. ? (nicht eingemessen), dabei Nr. 11 ganz schmal unter dem Kapitell. NO-Ecke: 1. 142; 2. 116; 3. 184,5; 4. 306; 5. 99,5; 6. 61; 7. ca. 95; 8.–11. ? (nicht eingemessen, aber erkennbar drei kleine Blöcke).

[268] Durch die gotischen Gewölbe und ihre heutigen Glaswolleabdeckungen sind die Anschlüsse der romanischen Chorseitenschiffgewölbe nur noch stellenweise einsehbar, insbesondere auf der Nordseite.

starken Gewölben zeugen heute noch die schrägen Ansatzstellen mit den Abdrücken und Mörtelspuren der ausgebrochenen Steine.[269] Nach Fertigstellung der Einwölbung wurde dann, auf den Gewölbeanschlüssen fußend und diese mit zugearbeiteten Backsteinen überbauend, die noch fehlende äußere Mauerschale aufgeführt, wobei die Zwickelbereiche zwischen den Gewölben mit wesentlich breiterem Mauerwerk – wohl als Auflast zur vertikalen Ablenkung des Gewölbedruckes – versehen wurden, das sich in kleinen Abstufungen auf die Mauerstärke des Obergadens reduziert.[270] Bei dessen Weiterbau konnten die zuvor fertiggestellten Seitenschiffgewölbe dann als neue ‚Operationsebene' für die Baustelle der oberen Chorpartien verwendet werden.

Nach Fertigstellung der Arkadenzone und Einwölbung der Chorseitenschiffe dürften die Obergadenwände des Chores hochgezogen worden sein. Dabei ist davon auszugehen, dass man an mehreren Stellen gleichzeitig arbeitete, wobei der Chorostwand, deren Originalsubstanz durch spätere Eingriffe stark dezimiert wurde (zur Rekonstruktion ihres ursprünglichen Erscheinungsbildes siehe Kap. C.8.2.), die Priorität eingeräumt worden sein dürfte – nicht zuletzt aus statischen Gründen, da die leicht vorspringende Mittelschiffostwand mit ihren massiven, durch gequaderte Kantenlisenen[271] betonten Ecken den stabilisierenden Rückhalt für die auf Arkaden aufruhenden Hochwände des Chores bildete. Darüber hinaus waren aber offenbar auch die Ostwände der Chorseitenschiffe kräftemäßig an die Eckmassive der Mittelschiffostwand angebunden. Darauf deuten zwei bisher unbeachtete Befunde unmittelbar über den Chorumgangsgewölben – in den jeweils östlichsten Arkadenzwickeln, direkt angrenzend an die ehemaligen Anschlüsse der Seitenschiffostwände (Abb. 97–98, 115): Sowohl auf der Nord- wie auch auf der Südseite hat sich jeweils ein ca. 80–90 cm tief ins Mauerwerk hineinreichender, leicht diagonal geführter horizontaler Balkenkanal – im Norden sogar noch mit einem Fragment des Balkenholzes (!) – erhalten, der sich am Ende T-förmig verbreitert.[272] Dies und die sich aus der erschließbaren Fortsetzung der Balkenkanäle

[269] So auch SIGRIST/STROHMANN, Baugeschichtliche Befunde, 1995, S. 148/149, dazu Abb. 208, 288, 290.

[270] Diese Befunde heute nur noch auf der Nordseite, auf der Südseite wurden sie abgearbeitet; vgl. ebd., S. 149, Anm. 78.

[271] Die Quaderhöhen der zwischen Chorumgangsgewölbe und Dachanschlag des Chorumganges einsehbaren Sandsteinquader der Ecklisenen betragen (in cm): A. nördliche Lisene: 1. 50; 2. 74; 3. 53,5; 4. 63; 5. 24,5; 6. 49,5; 7. 42,5 (Modul-Höhe); 8. 42,5 (Modul-Höhe); 9. (z.T. von Dachanschlag verdeckt, nicht messbar). – B. südliche Lisene: 1. 48; 2. 42,5 (Modul-Höhe); 3. 41; 4. 62; 5. 43; 6. 48; 7. 45; 8. 52; 9. (z.T. von Dachanschlag verdeckt, nicht messbar).

[272] Nordseite: Der Balkenkanal befindet sich 92 cm westlich der Lisenenaußenkante, er verläuft leicht diagonal von NW nach SO; Maße: H: 26 cm; B: 20 cm; T: 87 cm, Verbreiterung am Ende: links ca. 5 cm, rechts ca. 3 cm;

ergebende Position der Balkenführung – ehemals zur Hälfte eingemauert in die Ostwände der Seitenschiffe – lassen auf eine einstige Zugankerkonstruktion zur Anbindung der Seitenschifffronten schließen.

Die bereits im 14. Jahrhundert beseitigten Seitenschifffronten schlossen mit Pultdachgiebeln ab, deren Anschlussstellen sich noch deutlich im Bereich der östlichen Ecklisenen der Nord- und Südseite abzeichnen. Der nördliche Seitenschiffgiebel (Abb. 93, 94) sprang ca. 26–27 cm hinter der Lisenenaußenkante zurück und erreichte eine Mauerstärke von 80 cm, der südliche (Abb. 112, 113) trat 27–27,5 cm zurück und wies eine Mauerstärke von 90–91 cm auf.[273] Im Bereich der Traufhöhe bzw. darunter erreichen die einsehbaren Anschlussstellen jedoch eine wesentlich größere Breite: im Norden bis zu 130/132 cm, im Süden sogar 140–167 cm! Dies könnte mit partiellen Verstärkungen für den Bereich des Gewölbeanschlages und der genannten Balkenkanäle zusammenhängen.

In seiner Substanz bestand das Giebelmauerwerk den Anschlussspuren nach zu urteilen aus Backsteinmauerwerk, an mehreren Stellen banden jedoch auch größere Sandsteinquader in die zurückliegenden Partien der gequaderten Lisenen ein.[274] Der Übergang vom Giebelmauerwerk zur Obergadenwand war im Süden auf Länge des Maueranschlusses mit einer Reihe flacher, heute abgearbeiteter Sandsteinquader versehen (Abb. 114), die möglicherweise ein Gesims zur Betonung des Giebelabschlusses bildeten. Auf der Nordseite findet sich eine solche Reihe flacher Sandsteinquader hingegen nicht – möglicherweise zusammen mit der dort dünneren Mauerstärke ein Indiz für zwei unabhängig arbeitende Maurertrupps oder sogar für eine zeitliche Priorität des schlichteren Nordgiebels gegenüber dem aufwendigeren, ‚verbesserten' Südgiebel.

der Balkenrest, der offenbar von Trockenfäule befallen ist, ist am Ende des Kanals auf einer Länge von ca. 20 cm erhalten. – Südseite: Der Balkenkanal befindet sich ca. 100 cm westlich der Lisenenaußenkante, er verläuft leicht diagonal von SW nach NO; die Maße sind nicht mehr exakt bestimmbar, da er z. T. verschüttet und von Glaswolle verdeckt ist, zudem ist er westlich zur benachbarten Gewölbeausbruchnische durchgebrochen.

[273] Die bei SIGRIST/STROHMANN, Baugeschichtliche Befunde, 1995, S. 149 (dazu Abb. 209, 210) gemachten Maßangaben konnten bestätigt und präzisiert werden. – Auf den meisten der tiefer ins Backsteinmauerwerk einbindenden Quader ist die auf Sicht gearbeitete Oberfläche von dem durch die anstoßende Giebelmauer verdeckten Teil durch eine Ritzlinie bei 27,5–28 cm Tiefe (!) markiert. Letzterer ist zumeist wesentlich gröber geglättet (vgl. ebd., Abb. 210).

[274] An der nördlichen Lisene banden mutmaßlich drei Sandsteinquader ein: im Bereich von Quader 1/2, 3/4 und 5/6; an der südlichen Lisene banden zwei Sandsteinquader ein: im Bereich von Quader 3/4 (z. T. erhalten) und 5/6. – Zusätzlich zu den Quadern banden jeweils im Bereich der Quader 7, wie die verbliebenen Reste bezeugen, mehrere Backsteinlagen in die Lisenenquaderung ein.

Die unter dem Chorumgangsdach einsehbaren unverputzten Mauerwerkspartien des Chorobergadens erlauben weitere Rückschlüsse auf den Baufortgang in Phase Ic: Besonders aussagekräftig ist der Bereich der südlichen Chorwand (Abb. 46), die eine Zweiteilung hinsichtlich des verwendeten Baumaterials aufweist. So ist der kleinere östliche Wandabschnitt (Abb. 117) aus dem gewohnten Backsteinmaterial errichtet, während der Bereich westlich des markanten Unterbaues der Mittellisene (Abb. 116) größtenteils aus Bruchstein gemauert wurde (Abb. 119–123).[275] Die ‚Materialgrenze' ist dabei nicht als vertikale Stoßfuge ausgebildet, sondern als von Ost nach West in abgetreppter Form abfallende ‚Baunaht', die den unteren Backsteinbereich von den Natursteinen seitlich und darüber trennt.

Diese Befunde erlauben folgenden Rekonstruktionsversuch des Bauverlaufs in diesem Bereich: Zunächst wurde der östliche Wandabschnitt aus Backstein zwischen den stabilisierenden Elementen des Unterbaues der Mittellisene und der östlichen Ecklisene (diese Teil der ‚Eckmassive' der Mittelschiffostwand) aufgeführt; bei letzterer band zudem die Giebelwand des südlichen Seitenschiffes ein (s.o.). Während die Ecklisene als sichtbares Gliederungselement aus sauber geglätteten Osning-Quadern gefügt ist, besteht der unter dem Seitenschiffdach verborgene Unterbau der Mittellisene (Abb. 116) aus relativ grob in die Quaderform gebrachten Kalksandsteinblöcken, vermischt mit einigen Stücken aus Osning-Sandstein sowie an einer Stelle aus einer Füllung aus Backstein.[276] Die verwendeten Kalksandsteinblöcke umfassen zumeist die gesamte Lisenenbreite, wobei diese offenbar bewusst variiert, um durch die entstehenden unregelmäßigen Außenkanten eine Verzahnung mit dem anschließenden Backsteinmauerwerk zu erreichen. Dieses scheint erst in einem zweiten Schritt gegen die jeweils zuerst versetzten Lisenenblöcke gemauert worden zu sein, wie die passend zurecht geschlagenen Anschlusssteine erkennen lassen.

Die Blöcke des Lisenenunterbaues stehen darüber hinaus 13–16 cm über die Flucht der angrenzenden Wandpartien vor, was noch einmal – über die Materialwahl hinaus – ihre statische Funktion ablesbar macht. Diese Bedeutung bestätigt auch der Befund

[275] Eine erste Vorstellung des Befundes bei SIGRIST/STROHMANN, Baugeschichtliche Befunde, 1995, S. 106, Anm. 11.

[276] Auf dem Kalksandsteinblock der vierten Lage über dem horizontalen Dachstuhlbalken ist schwach die Ritzung einer Buchstabenfolge zu erkennen: H A G A SB. Sie dürfte aus der Zeit des Dachstuhlneubaues 1828 stammen.

der entsprechenden Lisene auf der Nordseite (Abb. 101–102), wo die vordere Schicht der Kalksandsteinblöcke später ausgebrochen wurde (s.u.), so dass ein Blick auf das dahinterliegende Mauerwerk möglich ist. Es offenbart, dass anscheinend die gesamte Wandpartie zwischen äußerem Lisenenunterbau und dem Pfeilerapparat im Kircheninneren massiv aus Natursteinblöcken gefügt wurde. Der ursprüngliche Mörtel, der zwischen den Blöcken des südlichen Lisenenunterbaues unberührt hervorquillt, lässt schließlich erkennen, dass sich hier niemals verstärkende Strebemauern über den Gurtbögen der Seitenschiffe angeschlossen haben, wie es am nördlichen Langhausobergaden der Fall ist (vgl. Kap. C.4.3.3.2.1., C.4.3.5.1.); lediglich die Zwickel der Gurtbögen wurden – nach den erhaltenen Anschlüssen zu urteilen – zur (horizontalen) Stabilisierung aufgemauert.

Wohl noch parallel zu den oberen Partien des östlichen Wandabschnitts der Südseite wurde mit dem Bereich westlich des Unterbaues der Mittellisene begonnen, und zwar zunächst in der üblichen Weise in Backstein. Dabei wurden offensichtlich keine komplett durchgängigen Lagen gemauert, sondern zunächst der Bereich über dem mittleren Arkadenbogen – im Anschluss an den bereits bestehenden Lisenenunterbau – forciert (Abb. 119, 120). So entstand ein dreieckiger, nach Westen abfallender Mauerabschnitt von maximal 160–180 cm Breite ab der (unregelmäßigen) Lisenenkante (Abb. 46). An der höchsten Stelle umfasste der Bereich 30 Backsteinlagen. Vermutlich aus zeitweiligem Backsteinmangel (siehe Kap. C.3.4.) wurde der westlich anschließende Wandbereich (Abb. 119, 122) aus Naturstein, vornehmlich aus Kalksandstein und Osning-Sandstein, aber auch aus Granitfindlingen und Nagelfluh, errichtet. Er setzt sich auch an der anschließenden Ostwand des Südquerhauses fort, hier jedoch nur an der Eckverstärkung (s.u.) die Höhe des Natursteinbereiches der Chorsüdwand erreichend (Abb. 123), während er daran anschließend nur als halb so hoher keilförmiger, nach Süden hin leicht bogenförmig auslaufender Wandbereich, der nun hauptsächlich aus Osning-Sandstein gemauert wurde, fortgeführt ist (Abb. 130).[277] Auch hier dürfte die aus größeren Blöcken gefügte Eckverstärkung (Abb. 123) die zeitliche Priorität haben. Die dagegen gemauerte Wandpartie der südlichen Chormittelschiffwand (Abb. 122) besteht aus unterschiedlich mächtigen, grob in Quaderform geschlagenen

[277] Diese Natursteinpartie erstmals beschrieben bei SIGRIST/STROHMANN, Baugeschichtliche Befunde, 1995, S. 106, Anm. 11.

Steinblöcken, deren Höhe zwischen 5 und 40 cm variiert. Dabei zeichnen sich verschiedene, in ihrer Erscheinung und Zusammensetzung differierende horizontale Partien ab: Auf eine ca. 100 cm hohe Zone aus großen, kaum ausgefugten Blöcken folgt ein ca. 50 cm hoher Bereich aus kleineren Steinen mit einer ordentlich geglätteten Ausfugung. Die obere Zone besteht wiederum aus größeren Steinblöcken, die nun aber ebenfalls ausgefugt sind.

Dieser Befund zeigt das etappenweise Hochziehen des Mauerwerks, bestimmt durch die notwendigen Unterbrechungen für das Abbinden des Mörtels. Als Abschluss folgt kurz unterhalb des Dachanschlages eine Ausgleichsschicht aus dünnen Natursteinen und Mörtel, um so eine gerade Ebene für die nun wieder fortgesetzten Backsteinlagen zu gewinnen.[278]

Dass der Materialwechsel von Backstein zu Naturstein ohne größere Verzögerung in einer durchgehenden Baumaßnahme stattfand, zeigt sich nicht zuletzt an den Gerüstlöchern: Diese sind sowohl im Backsteinbereich wie auch in den Natursteinpartien in einer einheitlichen Höhe angelegt, wobei nach Westen zu der Abstand merklich abnimmt – von 126–196 cm zu 94–104 cm.[279] Das durchgängige Höhenniveau der Gerüstlöcher spricht für ein kontinuierliches Ergänzen der Gerüstkonstruktion beim Wachsen des Mauerpartien in Richtung Westen, der geringere Abstand im westlichen Bereich könnte mit den dort verwendeten, im Vergleich zu den Backsteinen schwereren Natursteinblöcken, die auf dem Baugerüst vor dem Versetzen ‚zwischengelagert' wurden und entsprechend statisch abgesichert werden mussten, zusammenhängen.

Die Situation auf der Nordseite zeigt ein grundsätzlich ähnliches Bild, doch sind hier die Mauerwerkspartien zwischen den Lisenen vollständig aus Backstein gemauert (Abb. 45, 95, 99, 105, 107). Naturstein findet sich neben der östlichen Ecklisene nur beim Unterbau der Mittellisene (Abb. 101–102). Dieser wurde beim Bau des Dachstuhles 1828 in seinem vorstehenden Bereich entfernt und sogar bis zu 60 cm

[278] An der Ostwand des südlichen Querhauses, wo schon wesentlich tiefer der Backstein wieder einsetzt, hat man aufgrund des schräg verlaufenden oberen Abschlusses der Natursteinpartie auf eine Ausgleichsschicht verzichtet.

[279] Im Backsteinbereich befinden sich alle vier Gerüstlöcher in der 12. Lage über dem horizontalen Dachstuhlbalken, diese Linie wird in den Natursteinpartien weitestgehend fortgeführt. Das erste befindet sich 143 cm westlich der Lisenenaußenkante. Die Abstände der Gerüstlöcher betragen im Einzelnen (von Ost nach West): 1 > 2: 126 cm, 2 > 3: 174 cm, 3 > 4: 157 cm, 4 > 5: 196 cm, 5 > 6: 104 cm, 6 > 7: 104 cm, 7 > 8: 94 cm; die beiden Gerüstlöcher der Querhausostwand haben einen Abstand von 80 cm. – Vgl. auch die allgemeineren Angaben bei SIGRIST/STROHMANN, Baugeschichtliche Befunde, 1995, S. 149, Anm. 79.

tief ausgebrochen.[280] Durch diese recht brutale und auch statisch nicht ganz unbedenkliche Maßnahme wird ersichtlich – wie bereits angesprochen –, dass das dahinter liegende Mauerwerk bis zur Pfeilervorlage im Kircheninneren ganz offensichtlich massiv aus Natursteinblöcken besteht – in der Hauptsache auch hier weißer Kalksandstein, gelegentlich aber auch gelber Osning-Sandstein sowie einige Ziegeldurchschüsse – besteht. Trotz der Ausbrüche ist noch zu erkennen, dass der Lisenenunterbau – wie auf der Südseite – ehemals unregelmäßige, verzahnte Außenkanten besaß. Weniger dezimiert ist der Bestand im untersten Teil des Lisenenunterbaues, im Bereich des Arkadenzwickels (Abb. 103–104), wo sich zudem die Natursteinpartie über die Lisenenbreite hinaus ausweitet. Die in diesem Bereich zu vermutenden Spuren für den Ansatz einer Ausmauerung über den Gurtbogenzwickeln (vgl. o.) sind durch spätere Umbaumaßnahmen leider weitgehend verloren.

In den anschließenden, in Backstein ausgeführten Wandpartien finden sich einige Befunde, die nähere Rückschlüsse auf den Bauverlauf erlauben: Im östlichen Wandabschnitt (Abb. 95, 99), das heißt im Bereich zwischen den genannten Lisenen, finden sich zwei Setzrisse, von denen der westliche, weitgehend senkrecht verlaufende (Abb. 100) – ca. 337–342 cm von der östlichen Lisenenaußenkante, 210–220 cm von der Mittellisene entfernt – sich in seinem unteren Bereich als Baufuge zu erkennen gibt. Deutlich sichtbar ist der gezahnte Vertikalabschluss der östlichen Wandhälfte, in die von Westen die Backsteine zum Teil nur sehr unvollkommen, etwa mit leichter Schräglage, einbinden und dabei auffällig breite, dick mit Mörtel ausgefüllte Fugen entstehen. Diese eindeutige Verzahnung von nicht gleichzeitig errichteten Mauerwerkspartien lässt sich bis einschließlich der neunten Lage unterhalb des benachbarten Konsolsteins verfolgen, darüber gehen die Lagen einheitlich durch. Dies erlaubt es, ein Aufmauern des Wandabschnitts in drei Schritten zu rekonstruieren: Zunächst wurde die östliche untere Hälfte errichtet, die mit einer senkrechten Verzahnung nach Westen abschloss, in die im nächsten Schritt

[280] Der Ausbruch des Lisenenunterbaues wurde durchgeführt, um zum einen den Schwellbalken der neuen Dachkonstruktion ungehindert vor der Wand entlang legen zu können, zum anderen war genau dort der Standort für einen Ständer mit Streben als Stütze für den Horizontalbalken, der als Auflage für die Dachsparren dienen sollte, vorgesehen, so dass der Lisenenunterbau dieser neuen, letztendlich – im Gegensatz zum mittelalterlichen Dachstuhl – 'bauunabhängigen' Dachstuhlkonstruktion im Wege war.

die Backsteine der westlichen Hälfte einbanden. Zum Abschluss folgte die in durchgängigen Lagen gemauerte obere Wandpartie.

Der größere westliche Wandabschnitt der Chornordwand (Abb. 105, 107) weist hingegen keine so eindeutigen Hinweise für ein abschnittsweises Aufmauern der Wand auf – das recht einheitlich wirkende Mauerwerk lässt auf eine zügige Ausführung des Mauerwerksverbandes ohne größere Unterbrechungen schließen.[281] Zwei jeweils diagonal von den Arkadenscheiteln von Ost nach West aufwärts verlaufende Setzrisse sind rein statischer Natur, sie bezeugen ein leichtes Absenken des Zwickelbereiches über den die große Auflast tragenden Viersäulenbündeln[282] – was möglicherweise sogar unmittelbar nach der Ausführung geschah (dazu Kap. C.3.5.).

Weitere Indizien für den Bauverlauf liefern die Gerüstlöcher: Nur im Wandabschnitt östlich der Mittellisene (Abb. 95, 99) finden sich zwei Reihen von Gerüstlöchern – eine untere, nur aus zwei Löchern bestehende Reihe, die mit der senkrechten Baunaht endet,[283] und eine obere, die in einheitlicher Lagenhöhe auch im westlichen Wandabschnitt (Abb. 105, 107) fortgeführt wird – insgesamt sechs Löcher – und sogar mit einem weiteren Gerüstloch in derselben Backsteinlage auf Nordquerhausostwand nachweisbar ist.[284] Dort findet sich zudem 13 Lagen tiefer und weiter nach Norden verschoben das 20 cm tiefe Loch eines diagonal einbindenden, zugespitzten Rundholzes (Abb. 129).[285] Der zweite Auflagepunkt dieser Gerüststange lässt sich an der Chornordwand in Form eines mit dem Meißel wenige Zentimeter

[281] Zwei auffällige Löcher in genau derselben Höhe, jeweils drei Steinlagen umfassend und etwas östlich des anstoßenden Gewölbescheitels darunter, geben sich durch Abarbeitungsspuren der Backsteine als nachträgliche Baumaßnahme zu erkennen. Möglicherweise stehen sie in Zusammenhang mit der Dachstuhlkonstruktion des unter Abt Nikolaus (1322–1344) neu errichteten Chorumgangs. Ihre fast identischen Maße betragen: 1. (östl. Loch) H: 24,5 cm, B: 21 cm, T: 17 cm; 2. (westl. Loch) H: 24,5 cm, B: 21–22 cm, T: 17 cm. – Zugehörig evtl. auch ein kleineres und weniger tiefes Loch im östlichen Wandabschnitt (13,5 x 16 x 11 cm).

[282] Während der westliche Riss weniger stark ausgeprägt ist, erreicht der östliche Setzriss eine Spaltbreite bis zu 1,5 cm! Bei beiden wurden nicht nur Stoßfugen geöffnet, sondern auch Läufersteine zum Brechen gebracht. Beide Setzrisse lassen sich übrigens auch in entsprechendem Verlauf im Kircheninneren als feine Risse im Verputz verfolgen.

[283] Die beiden Gerüstlöcher der unteren Reihe befinden sich in der 8. Lage über dem horizontalen Dachstuhlbalken. Das erste (= östliche) findet sich 150 cm westlich der Lisenenaußenkante. Der Abstand der beiden Gerüstlöcher beträgt 160 cm; Durchmesser: 1. 6,5–7 cm, 2. 6–7 cm. Das zweite Loch ist nur durch einen Läufer von der besagten gezahnten Abschlusskante entfernt.

[284] Alle sechs Gerüstlöcher der oberen Reihe befinden sich in der 21. Lage über dem horizontalen Dachstuhlbalken; das erste befindet sich 125 cm westlich der Lisenenaußenkante, das sechste nur 20 cm westlich der Eckverstärkung (s.u.). Die Abstände der Gerüstlöcher betragen im Einzelnen (von Ost nach West): 1 → 2: 245 cm, 2 → 3: 435 cm (dazwischen die Lisene), 3 → 4: 220 cm, 4 → 5: 215 cm, 5 → 6: 109 cm; das obere, in derselben Lage befindliche Gerüstloch der Querhausostwand liegt 106 cm nördlich der Chornordwand.

[285] Das Loch von 6 cm Durchmesser befindet sich 186 cm nördlich der Chornordwand.

ausgeschlagenen Backsteines nachweisen. Hier scheint es im Bereich der Ecke eine zusätzliche Gerüstebene gegeben zu haben.

Die Befunde der Gerüstlöcher unterstreichen die Zweiphasigkeit innerhalb der Nordwand: Als der untere Teil der Osthälfte des östlichen Wandabschnitts ausgeführt wurde, bestand dort eine entsprechende Gerüstkonstruktion. Diese wurde jedoch nicht nach Westen erweitert, als nach einer Bauunterbrechung die Arbeiten an der Nordwand fortgeführt wurden – möglicherweise konnte zu diesem Zeitpunkt bereits das Chorseitenschiffgewölbe als ‚Operationsebene' genutzt werden, so dass ein derartiges Gerüst überflüssig war. Beim nun weitgehend einheitlichen Höherführen der Wand wurde eine neue, durchgängige Gerüstebene angelegt, die gemäß dem auch hier zu vermutenden fortschreitenden Bauverlauf von Ost nach West jeweils an ihrem Westende verlängert wurde und schließlich auch auf die Nordquerhausostwand übergriff. Auffällig ist dabei im Vergleich mit den Befunden der Südwand der wesentlich größere Abstand der Gerüstlöcher (109 bzw. 215–245 cm) – dies hing womöglich mit dem hier fast ausschließlich verwendeten Baumaterial Backstein zusammen, der im Vergleich zu den dortigen Natursteinblöcken wesentlich leichter war und auch auf einem ‚weitmaschigeren' Gerüst problemlos zwischengelagert werden konnte.

Wie bereits mehrfach angedeutet, wurden Teile der Querhausostwände bereits zusammen mit dem Sanktuariumsbauabschnitt errichtet. Auf eine einheitliche Ausführung mit den jeweils angrenzenden Partien des Chores (Phase Ia–c) deuten im Bereich der unter dem Chorumgangsdach freiliegenden Wandabschnitte die zusammenhängend gemauerten Bruchsteinpartien im Süden (Abb. 130) und die durchgängigen Lagen der Backsteine im Norden (Abb. 124). Die Grenze zum jüngeren, in Phase IIa/b ausgeführten Mauerwerk zeichnete sich bei der Entfernung des Außenputzes anlässlich der Sanierung in den 1980er Jahren klar als jeweils vom Sockel bis zum Traufgesims durchgehende Baufuge ab (Abb. 47, 48, 131).[286] Diese trennt das ältere Backsteindünnformat im ‚gotischen' Verband (Phase I) vom jüngeren Backsteindickformat im ‚Wendischen/Märkischen' Verband (Phase II; vgl. unten Kap. C.4.3.2.).[287] Ihr Verlauf ist in beiden Querhausostwänden stufenförmig:

[286] SIGRIST/STROHMANN, Baugeschichtliche Befunde, 1995, S. 107–109, dazu Abb. 153–159, 289, 291.

[287] Auf eine Wandpartie der Nordquerhausostwand, die aus dünnformatigen Steinen im 'Wendischen/Märkischen' Verband gemauert wurde und daher Phase II zuzurechnen ist, soll hier nicht näher eingegangen werden, sondern

Während das Mauerwerk der Phase I im unteren Wandbereich bis in eine Höhe von 420 cm (S) bzw. 380 cm (N) über Sockelhöhe die gesamte Breite einnimmt, treppt es sich vermittels einer großen Stufe in mittlerer Höhe, begleitet von kleineren, etwas unregelmäßigen Zwischenstufen,[288] zu einer nur noch schmalen abschließenden Mauerzunge von ca. 160 cm (S) bzw. 100 cm (N) nach oben ab.

Im Bereich der mittleren Stufe, in den unverputzten Partien unterhalb des Chorumgangsdaches, zeichnen sich auf der Nordseite zwei ältere Dachanschläge ab (Abb. 124, 128), die einige Rückschlüsse auf das ehedem hier befindliche romanische Chorseitenschiff erlauben (dazu Kap. C.8.1.). Auf der Südseite finden sich hingegen keine unmittelbaren Spuren für einen Dachanschluss, lediglich die ausschließlich über einer gedachten Diagonallinie vorhandenen Befunde der ursprünglichen Außenfassung lassen einen solchen erschließen.[289]

Zur besonderen Aussteifung der Ecken zwischen Chorobergaden und Querhaus wurden in die Winkel der aneinanderstoßenden Wände Eckverstärkungen eingefügt, die mit dem angrenzenden Mauerwerk weitgehend einheitlich ausgeführt wurden und zugleich als Unterbau der Ecklisenen dienen. Im Süden (Abb. 123) ist die Verstärkung innerhalb des Bruchsteinbereichs als vor beide Wände jeweils 13–15 cm vorspringender Mauerabschnitt aus größeren Blöcken, hauptsächlich gelblichem Osning-Sandstein, ausgebildet, der sich deutlich von den dagegen gemauerten Wandpartien abhebt (s.o.). Kurz unterhalb des heutigen Dachanschlages nimmt ein massiver Steinblock die gesamte Lage der Verstärkung ein. Er steht zudem 20–21 cm vor und diente offensichtlich im Verbund mit den übrigen Konsolsteinen als Auflager für die Dachpfette (s.u.).

Die Eckverstärkung im nördlichen Chorwinkel (Abb. 108, 124) war im Vergleich dazu noch sorgfältiger gestaltet: Hier deuten abgeschlagene Bindersteine und Mörtelspuren auf einen ehemals vorhandene, sauber gemauerte Winkelverstärkung, die wohl ebenfalls beim Neubau des Dachstuhles 1828 beseitigt wurde. Sie sprang ehemals ca. 60 x 60 cm vor und war massiv ausgeführt. Den oberen Abschluss

erst in Kap. C.4.3.3.1.

[288] Die Kartierungen bei SIGRIST/STROHMANN, Baugeschichtliche Befunde, 1995, Abb. 289, 291 zeigen neben den drei großen Stufen verschiedene kleinere Versprünge im Verlauf der Baufuge, die aber im Falle des Südquerhauses (Abb. 291) eventuell auch mit Divergenzen beim Eintragen der oberhalb und unterhalb des Chorumgangsdaches gemachten Befunde zusammen hängen könnte.

[289] Ebd., S. 148.

bildete auch hier ein mächtiger, heute auf Wandflucht zurückgearbeiteter Kalksandsteinblock als Auflager für die Dachpfette. Diese reichte ehemals bis in die Nordquerhausostwand hinein, wovon noch eine hochrechteckige Nische zeugt (Abb. 125), die im oberen Bereich der Eckverstärkung in die Wand eingetieft ist.[290] Die Abdrücke im Mörtel lassen sogar noch erkennen, dass der Balkenkopf nicht unmittelbar vom Mauerwerk eingeschlossen wurde, sondern mit ca. 2 cm starken Brettern eingeschalt war.

Dieser Befund verdeutlicht, dass die gesamte Eckverstärkung in Verbindung mit dem genannten Bruchsteinblock auch als massiver Auflagepunkt für die horizontale Pfette diente. Dieser Balken, auf den die Dachsparren des Chorseitenschiffdaches aufruhten, könnte auch in der heute verlorenen östlichen Giebelmauer in eine gleichartige Nische gemündet haben. Entlang der Chornordwand wurde er von einer Reihe von vier weiteren Konsolsteinen getragen (Abb. 45). Die heute leider völlig bis auf Wandniveau abgearbeiteten Konsolen (Abb. 108–110) wurden sorgfältig aus Bruchsteinblöcken geschlagen und umfassen 3–3½ Backsteinlagen, dabei eine einheitliche Auflagehöhe einhaltend.[291]

Besser erhalten sind die Konsolsteine auf der Chorsüdseite (Abb. 46), die nicht beim Dachstuhlneubau 1828 abgeschlagen wurden. Einige von ihnen sind als markant vortretende Konsolen kenntlich (Abb. 121), andere sind Teil des hier verwendeten Bruchsteinmauerwerks und springen nicht immer so deutlich vor, zumal einige teilweise rückgearbeitet wurden.[292]

[290] Die Nische hat folgende Maße: H: 35 cm, B: 25 cm, T: 20 cm. – Unmittelbar nördlich neben der Nische, nur getrennt durch einen Backstein, befindet ein Quader aus Osning-Sandstein (H: heute max. 17 cm, B: 27 cm), der mit Randschlag versehen und sorgfältig geglättet wurde, somit auf Sicht gearbeitet ist. Seine Oberkante fällt heute nach Norden ab, sie wurde für den heutigen Dachanschlag abgearbeitet. Der ursprüngliche Kontext dieses Quaders ist unklar – möglicherweise ist es nur ein verschlagener, dann hier eingebauter Stein, denn ein Zusammenhang mit der Ecklisene über der Winkelverstärkung besteht nicht, da diese sogar gegenüber der Eckverstärkung zurückspringt.

[291] Die noch messbaren Höhen- und Breitenmaße der Konsolsteine betragen von Ost nach West: 1. H: 25 cm, B: 20 cm; 2. H: 25 cm, B: 24 cm; 3. H: 29 cm (mit Mörtel), B: 27 cm; 4. H: 26 cm, B: 22 cm; 5. (= Stein, der in Eckverstärkung einband) H: 23 cm, B: 57 cm. – Der Abstand der Konsolsteine beträgt (von Ost nach West): 1 → 2: 222 cm; 2 → 3: 463 cm (dazwischen die Lisene); 3 →4: 299 cm; 4 → 5: 225 cm.

[292] Die noch messbaren Höhen-, Breitenmaße und teilweise Tiefenmaße des Überstandes der Konsolsteine betragen von Ost nach West: 1. H: 21 cm, B: 40 cm, T: 20 cm; 2. H: 32 cm, B: 21 cm, T: 22 cm; 3. und 4. sind Teil des Lisenenunterbaues, sie stehen 29 cm (Nr. 3) und 23 cm (Nr. 4) vor; 5. H: 29 cm, B: 24 cm, T: 17 + x cm; 6. H: 15 cm, B: 33 cm, T: 6 + x cm; 7. H: 18 cm, B: 39 cm, T: 1 + x cm; 8. (= Stein der Eckverstärkung) H: max. 25 cm, B: 78 cm, T: 21 cm. – Der Abstand der Konsolsteine beträgt: 1 → 2: 170 cm; 2 → 3: 172 cm; 3 → 4: 77 cm (jeweils an der Ost- bzw. Westkante der Mittellisene); 4 → 5: 161 cm; 5 → 6: 148 cm; 6 → 7: 135 cm; 7 → 8: 188 cm.

Auffällig ist bei der Positionierung der Konsolsteine für die Dachpfette, dass sich eine augenscheinliche Kongruenz mit der Anordnung der Gerüstlöcher ergibt, insbesondere im regelmäßigen Backsteinmauerwerk der Nordseite (Abb. 109, 110): Die Konsolsteine befinden sich jeweils unmittelbar oder leicht diagonal versetzt über dem Einbindepunkt einer Gerüststange. Dieses auffällige Phänomen könnte seine Ursache in dem simplen Umstand haben, dass die schweren Konsolsteine vor dem Versetzen aus ‚gerüststatischen' Gründen in relativ stabiler Position unmittelbar über einer Gerüststange zwischengelagert und dann im Wandbereich darüber auch direkt eingebaut wurden.

Die Befunde unter dem Chorumgangsdach lassen die nachstehende zeitliche Abfolge bei der Errichtung dieses Bereiches der Obergadenwände wahrscheinlich werden: Zunächst lag die Priorität bei der Chorostwand mit den versteifenden Massiven der Ecklisenen und den hier einbindenden Giebelmauern der Chorseitenschiffostwände. Dabei dürfte noch im selben Zuge der untere Ostteil des östlichen Wandabschnitts der Chornordwand ausgeführt worden sein; nach ca. 340 cm endet er mit einer senkrechten Baunaht.

Danach dürften sich die Bauarbeiten auf die Südseite konzentriert haben, wobei auch hier zunächst mit dem östlichen Wandabschnitt begonnen wurde, der zwischen die ‚mit Vorsprung' gebauten aussteifenden Natursteinbereiche der östlichen Ecklisene und des Unterbaus der Mittellisene gemauert wurde. Im größeren westlichen Wandabschnitt wurde dann beim Baufortgang von Ost nach West – möglicherweise bedingt durch einen zeitweisen Backsteinmangel – Bruchstein als Baumaterial für einen größeren Bereich der Wand eingeführt, der sich zudem auch keilförmig auf die Ostwand des Südquerhauses ausweitet. Die Verwendung von Bruchstein blieb dabei auf die Bereiche unterhalb der Dachflächen beschränkt, und noch unterhalb des Dachanschlages kehrte man zu dem nun offenbar wieder gut verfügbaren Backstein zurück. Anschließend dürften dann die noch ausstehenden Bereiche der Chornordwand – nun wieder vollständig aus Backstein – ausgeführt worden sein, auch hier mit einem Baufortgang von Osten nach Westen und einer lageneinheitlichen Ausführung der angrenzenden Partien der Nordquerhausostwand.

Während dieser Bauetappe wurden auch im Chorinneren auf den aus Quadern gefügten Vierungspfeilern und Wandvorlagen die Werkstücke der Kapitellbänder

versetzt, wobei auffälligerweise die Kapitelle der Nordseite (Abb. 322, 325–329) einen höheren Ausarbeitungsgrad aufweisen als diejenigen der Südseite (Abb. 323, 330–334) – hier fehlt insbesondere die die Blattränder begleitende Rille (siehe dazu Kap. C.6.2.1.3.). Dies könnte darauf hindeuten, dass die Kapitelle der Südseite als erstes versetzt wurden und so diese Endbearbeitung unterblieb. Nur bei den mutmaßlich etwas später versetzten Kapitellen der Nordseite konnte sie dann noch durchgeführt werden.[293] Diese Überlegungen decken sich mit den Befunden zum Bauverlauf, die – wie hier dargelegt – eine zeitliche Priorität der Chorsüdwand erkennen lassen.

Unmittelbar im Zusammenhang mit der Ausführung des Mauerwerks dürften auch die wesentlichen Konstruktionselemente der Chorseitenschiffdachstühle aufgerichtet worden sein, denn einige der Dachstuhlbalken wurden an ihren Einbindepunkten sorgfältig von den umgebenden Backsteinen eingemauert – diese wurden zur gleichen Zeit versetzt und nicht etwa die Balken nachträglich in schon bestehendes Mauerwerk eingearbeitet. Besonders gut lässt sich dies an dem bereits vorgestellten Befund der Einbindungsnische des Balkenkopfes der Pfette in die Nordquerhausostwand nachvollziehen (Abb. 125), wo die Abdrücke im Mörtel noch erkennen lassen, dass der Balkenkopf ehemals mit 2 cm starken Brettern eingeschalt war, gegen die das umgebende Mauerwerk mit frischem Mörtel gemauert worden war.

Ein vergleichbarer Befund hat sich im Zwickelbereich über dem Viersäulenbündel der Südseite erhalten: Hier ist zwar ebenfalls der einbindende Dachbalken verloren, doch hat sich an der Rückwand des Balkenkanals noch eines der ca. 3 cm starken Einfassungsbretter erhalten.[294]

Bedingt durch den Bau des gotischen Chorumganges und die nachfolgenden späteren Veränderungen, insbesondere den Brand des Dachstuhles 1826 und dessen anschließenden Neubau, haben sich nur wenige Spuren erhalten, die Rückschlüsse auf die ursprüngliche Dachstuhlkonstruktion der ehemaligen Chorseitenschiffe

[293] Nicht völlig auszuschließen ist aber auch, dass die vier Kapitellbänder weitgehend gleichzeitig versetzt wurden und dass eben nur die für die Nordseite vorgesehenen Kapitelle vollständig fertig waren, während die Kapitellblöcke für die Südseite ohne diesen 'letzten Schliff' versetzt wurden.

[294] Das Balkenloch, dessen östliche Flanke beim Einbau des heutigen Balkens weitgehend ausgebrochen wurde, weist folgende Maße auf: H: 29 cm, B: 29 cm, T: 51 cm; die Einfassungsbretter hatten nach Ausweis der Mörtelabdrücke eine Stärke von 3 cm. – Eine dendrochronologische Datierung des erhaltenen Rückwandbrettes erschien wenig erfolgversprechend.

erlauben. Neben den Pfettbalken, die auf den Konsolreihen der Chorwände aufruhten und als Auflager für die Dachsparren dienten, ist hier insonderheit das bereits vorgestellte Balkenloch im Zwickelbereich über dem südlichen Säulenbündel zu nennen. Zusammen mit seinen nicht so gut erhaltenen Gegenstücken auf der Nordseite[295] gibt es einen ungefähren Anhaltspunkt für die Mindesthöhe der Außenmauern der Chorseitenschiffe, die das andere Endstück des Balkens aufnahmen. Sie dürften demnach etwas unter der heutigen Traufhöhe geblieben sein (vgl. Kap. C.8.1.). Auf ihrer Mauerkrone ruhten dann die Fußpfetten als Auflager für die Dachsparren auf.

Einen Anhaltspunkt für den Neigungswinkel dieser ursprünglichen Dachsparren bieten die Befunde an der Nordquerhausostwand (Abb. 124, 128): Unterhalb des heutigen Dachanschlages zeichnen sich die Spuren zweier älterer Dachanschläge ab:[296] Gut sichtbar ist zunächst eine Diagonallinie, die als 4–5 cm in das Mauerwerk eingetiefte, bis zu 15 cm breite Furche ausgeprägt ist und in dieser Form bis ca. 290 cm nördlich der Chornordwand ablesbar bleibt; danach ist sie zumeist als nur noch 0,5–0,1 cm tiefe Abarbeitungsspur bis ca. 450 cm nördlich der Chornordwand zu verfolgen, wo sie dann – allerdings wieder stärker eingetieft – beim heutigen, gotischen Gewölbeansatz verschwindet.[297]

Unterhalb dieser ersten zeichnet sich bei genauer Betrachtung eine zweite, weniger auffällig in das Mauerwerk eingearbeitete Diagonallinie ab: Sie verläuft in ca. 16–17 cm Abstand[298] parallel zur ersten und weist eine Furchentiefe von 0,5–1,0 cm auf.

Die Interpretation dieses Befundes der beiden so eng nebeneinander verlaufenden Furchenlinien ist nicht ganz eindeutig – möglicherweise handelt es sich bei der

[295] Bei beiden Zwickelbereichen der Nordseite münden die heutigen Dachbalken nicht in das Mauerwerk ein, sondern ruhen jeweils auf einem kurzen Balken auf, der nun jedoch seinerseits in das Chormauerwerk einbindet. Dies könnte darauf hindeuten, dass hier für die Kurzbalken bereits vorhandene ursprüngliche Balkenlöcher, die nur passend gemacht wurden, genutzt und dadurch ein erneutes Ausstemmen des Mauerwerks für ein neues Balkenauflager vermieden werden konnte. – Auch der Balken, der in den Unterbau der südlichen Mittellisene einmündet, dürfte ein älteres Balkenloch nutzen.

[296] In den bisherigen Veröffentlichungen ist lediglich von einem älteren Dachanschlag die Rede: TRÖLLER, Marienfeld, 1935, S. 3; HÖLKER, Kreis Warendorf, 1936, S. 208, 223; THÜMMLER, Marienfeld, 1972, S. 12; SIGRIST/STROHMANN, Baugeschichtliche Befunde, 1995, S. 147–148; LINKE, Marienfeld, 1995, S. 30. – Die zweite Dachanschlagslinie konnte erst durch eine eingehende Untersuchung im nördlichen Zwickelbereich entdeckt werden.

[297] Dieses letzte Stück der Dachanschlagslinie liegt bereits unterhalb der heutigen Trauflinie (!), was noch einmal bestätigt, dass die Traufhöhe des romanischen Chorseitenschiffes etwas tiefer gelegen haben muss (vgl. Kap. C.8.1.).

[298] Gemessen von Furchenunterkante zu Furchenunterkante.

unteren um eine erste, bei der Aufrichtung der Dachstuhlkonstruktion angeritzte, das heißt ‚geplante' Dachanschlaglinie, die dann aber zum Zeitpunkt der eigentlichen Dacheindeckung durch die obere, nun tiefer eingearbeitete Furche als die ‚eigentliche' Anschlagslinie der Dachhaut ersetzt wurde. Dass diese zweite, stärker eingetiefte Diagonallinie grundsätzlich noch bauzeitlich ist und nicht etwa erst nachträglich eingearbeitet wurde, wird deutlich anhand der Tropfspuren von Kalkschlämme und rosa Farbe, die von den Wandflächen oberhalb des Dachanschlages herabgelaufen sind und sich auch über die mit einem Meißel aufgerauhte Oberfläche der oberen Diagonalfurche hinwegziehen (Abb. 128) – dies erlaubt zudem die Vermutung, dass die bereits fertiggestellte (?) Dachhaut und ihr Anschluss an die Querhauswand partiell wieder entfernt waren, als in Phase II die noch ausstehenden Partien der Querhausostwand aufgemauert wurden und aller Wahrscheinlichkeit nach erst zu diesem Zeitpunkt die Kalkschlämme und die Farbfassung der gesamten Querhauswände aufgebracht wurden (s.u.), die dann ungehindert über die wieder freiliegende Diagonalfurche laufen konnten.

Abgesehen von dieser mutmaßlichen partiellen Entfernung der ersten Dachhaut in Phase II dürfte die Fertigstellung der endgültigen Chorseitenschiffdächer mit Dachlatten und eventuell einer Schindeldeckung[299] gegen Ende der Bauphase I, nach Abbau der Baugerüste des Chorobergadens, von denen aus noch das Schlämmen und Färbeln der sichtbaren Backsteinflächen aus durchgeführt wurde (s.u.), erfolgt sein.

Als Relikte einer jüngeren Dachkonstruktion sind möglicherweise drei Nischen in der Chornordwand anzusprechen: Zwei der Nischen befinden sich jeweils etwas östlich über den Gewölbescheiteln der westlichen Umgangsjoche (Abb. 105, 107); sie sind je drei Lagen hoch und wurden nachträglich mit Sorgfalt aus dem Mauerwerk ausgestemmt. Das dritte Loch im östlichen Wandabschnitt korrespondiert

[299] Eine ursprüngliche hölzerne Dacheindeckung lässt die Übersetzung einer Passage der 'Marienfelder Chronik' zur Amtszeit von Abt Nikolaus (1318–20, 1322–44) bei BÖHMER/LEIDINGER, Chroniken und Dokumente, 1998, S. 54 vermuten: „Ebenso erneuerte er vollständig die Dächer der Glockentürme und des Refektoriums und ließ dazu einen großen Teil der Kirche, die vorher nur mit Holzschindeln gedeckt war, mit Blei decken." Diese Übersetzung erweist sich jedoch als lücken- und fehlerhaft, im lateinischen Original der Chronik-Version A, zitiert nach ZURBONSEN, Chronicon, 1884, S. 47, ist der Bezug auf die Kirche nämlich nicht vorhanden: „*item tectum campanilis oratorii ac refectorium ex toto renovavit; item magnam partem oratorii cum plumbo et partem cum lapidibus ac dormitorium conventus cum lapidibus tegi fecit, cuius tectum antea ligneum fuerat*"; zu Deutsch müsste es somit heißen: „Ebenso erneuerte er vollständig die Dächer des Glockenturmes der Kirche und des Refektoriums; auch ließ er einen großen Teil der Kirche mit Blei und einen [weiteren] Teil mit Steinen [wohl Schiefer], des weiteren das Mönchsdormitorium mit Steinen decken, dessen Dach[deckung] vorher aus Holz bestanden hatte." Die Schindeldeckung ist somit nur für das Dormitorium überliefert, für die Kirche selbst wird keine Vorgängerdeckung genannt, doch könnte auch hier analog eine Schindeldeckung angenommen werden.

zwar durch die Position in derselben Backsteinlage mit den ersten beiden, ist jedoch nur zwei Lagen hoch, zudem nur grob ausgestemmt und weniger tief.[300] Auffällig erscheint die Höhenposition der drei wohl als Balkenlöcher zu deutenden Nischen – sie befinden sich oberhalb der heutigen Trauflinie. Eine zeitliche Zuordnung – etwa zur gotischen Dachstuhlkonstruktion des Chorumganges oder einer späteren Erneuerung derselben – ist ohne weitere Indizien nicht möglich.

Mit Fortführung der Bauarbeiten oberhalb der horizontalen Dachanschlaglinie, das heißt im Sichtbereich des Chorobergadens, fand dann wieder eine äußerst sorgfältige Oberflächenbehandlung des Mauerwerkes statt. Neben den sauber gemauerten Backsteinpartien sind vor allem die Gliederungselemente der Lisenen und Fenstergewände zu nennen, die aus fein bearbeiteten Osning-Sandsteinquadern gefügt wurden.[301] Die auf den Lisenen aufruhenden Rundbogenfriese wurden dabei nicht aus Werkstein, sondern aus Backsteinen gemauert. Diese sind als spezielle Formsteine von leicht gewölbter trapezoider Form ausgebildet.[302]

Auch für die Mauerwerkspartien des Chorobergadens kann – wie für die Zone darunter – eine Bauausführung von Osten nach Westen angenommen werden. Zwar sind bei der Sanierung des Außenbaues am freiliegenden Mauerwerk keine dahingehenden Untersuchungen vorgenommen worden, doch können als wichtige Indizien die Rundbogenfriese an der Chornord- und -südseite herangezogen werden (Abb. 8, 45, 46): Die Bogenfolge endet hier jeweils an der westlichen Ecklisene auffälligerweise mit einem gekappten, nur ca. ein Drittel breiten Bogen. Dies spricht dafür, dass als erstes in den Wandfeldern des Ostjochs die Höhe des Rundbogenfrieses erreicht wurde. Bei dessen Detailkonzeption wurde die gegebene Breite der Wandfelder dann jeweils regelmäßig in sechs Bögen samt den zugehörigen Konsolen aufgeteilt; damit waren zugleich die Bogenweiten für den gesamten Kirchenbau verbindlich festgelegt. Als dann beim Weiterbau an den Wandfeldern des

[300] Die Maße der Nischen betragen (von O nach W): 1. H: max. 13,5 cm, B: max. 16 cm, T: max. 11 cm; Lage 52 cm über dem Schwellbalken; 2. H: 24,5 cm, B: 21 cm, T: 17 cm; Lage 52 cm über dem Schwellbalken, 60 cm über dem urspr. Gewölbescheitel; 3. H: 24,5 cm, B: 21–22 cm, T: 17 cm; Lage 46 cm über dem hier ansteigenden Schwellbalken. – Alle drei Nischen haben ihre Unterkante auf derselben Backsteinlage.

[301] SIGRIST/STROHMANN, Baugeschichtliche Befunde, 1995, S. 98–102 allgemein zur Verwendung und Bearbeitung der Werksteine an der Marienfelder Abteikirche, hier nicht nach den einzelnen Bauphasen unterschieden.

[302] Ebd., S. 106: „Die Laibungen des Rundbogenfrieses bestehen aus Formsteinen, die als Binder vermauert sind. Die Breite der trapezförmigen Formsteinköpfe mit leicht gewölbten Lagerflächen beträgt an der Oberseite zwischen 13 und 15 cm, an der Unterseite zwischen 11 und 13 cm. Die Dicke liegt entsprechend zu den Formaten der Mauersteine bei 6,5 bis 7 cm."

Chorwestjoches dieser Rhythmus entsprechend fortgeführt wurde, verblieb beim Baufortschritt nach Westen an der Ecklisene im Winkel zum Querhaus schließlich nicht mehr genügend Platz für einen ganzen Rundbogen, so dass der letzte Bogen in der vorgefundenen Weise angeschnitten werden musste.

Die den Rundbogenfries stützenden Konsolen zeigen eine aufwendige Profilierung aus Plättchen – Wulst mit anschließender Kehle – Plättchen – Wulst – kleine Schräge – Platte (Abb. 386). Diese am Chorobergaden eingeführte Konsolform ‚A' (dazu Kap. C.6.7.1.) kommt (mit zwei Ausnahmen) nur an den Bauteilen der Phase I vor – nach dem jeweils ersten Friesbogen der Querhausostwände, jenseits der skizzierten Baunähte, werden sie in Bauphase II von einer leicht veränderten Konsolform ‚B' (Abb. 387) abgelöst.[303]

Jeweils unmittelbar nach Beendigung der Maurerarbeiten wurden die nicht von Dachflächen verdeckten Außenwände einer Oberflächen- und Farbbehandlung unterzogen. Allem Anschein nach begann man auch hierbei mit der Chorostwand, deren Fugenmörtel beim Bauen glatt verstrichen und mit einem feinen Fugenstrich versehen worden war. Das so egalisierte Mauerwerk wurde mit einer „körperhaften", das heißt leicht angedickten rötlichen Kalkfarbschicht überzogen (Abb. 87), auf die ein weißes, zumeist an den vorhandenen Ritzungen orientiertes Fugennetz aufgemalt wurde (vgl. Kap. C.8.7.2.).[304] Höchstwahrscheinlich empfand man diese Oberflächengestaltung, bei der das Backsteinmauerwerk in seiner Struktur sehr stark mitsprach, als unbefriedigend. Bei den übrigen Wandpartien taucht diese Art der Behandlung dann nämlich nicht mehr auf: Man ging dazu über, vorab eine stärker egalisierende dünne weiße Kalkschlämme auf das Backsteinmauerwerk aufzutragen, ehe man die – nun dünnere – rötliche Kalkfarbe mit dem weißen Fugennetz auftrug.[305]

Diese Oberflächenbehandlung geschah ganz offensichtlich nach Fertigstellung eines jeden Bauabschnitts.[306] Ein solches Vorgehen ist auch aus bautechnischen Überlegungen sinnvoll, denn so konnte das Auftragen der Schlämme und der

[303] Vgl. dazu SIGRIST/STROHMANN, Baugeschichtliche Befunde, 1995, S. 110, dazu Abb. 159, 162, 163. – Demnach taucht die Konsolform des Chores nochmals an der Westwand des Nordquerhauses auf – möglicherweise handelt es sich dabei um 'Reststücke' aus Phase I (vgl. Kap. C.6.7.2.).
[304] Ebd., S. 116–117.
[305] Ebd., S. 116–117.
[306] Ebd., S. 119. Allgemein s. BINDING, Verputz, 1990, S. 19.

Farbfassung noch vom Baugerüst aus geschehen. Dies hat am Bau selbst bis heute deutliche Spuren hinterlassen: Auf den unbehandelten Mauerwerkspartien unterhalb der horizontalen Dachanschlagslinie des südlichen und nördlichen Chorobergadens wie auch der zugehörigen Partien der Querhausostwände zeugen großflächig vorzufindende Tropfspuren von Kalkschlämme und rosa Farbe von einem derartigen Vorgehen. Ein fertig eingedecktes Dach über den Seitenschiffen hat demnach noch nicht bestanden – erst nach Abbau des Baugerüstes war ein Eindecken der bereits während des Baues in ihren Grundelementen ausgeführten Dachstuhlkonstruktion möglich.

Ob im Gegensatz dazu beim Chormittelschiff als erstes der Dachstuhl aufgerichtet wurde, um dann darunter – vor der Witterung geschützt – die Gewölbe einzuziehen, wie es häufiger im Kirchenbau zu beobachten ist, kann im Falle von Marienfeld nicht eindeutig entschieden werden. Da die dortigen Domikalgewölbe jedoch sehr weit in den Dachraum hineinragen und daher ein Arbeiten in den dann sehr beengten Verhältnissen unter einem fertigen Dachstuhl nur schwer möglich gewesen wäre, ist anzunehmen, dass hier zunächst die Gewölbe gebaut wurden und erst nachfolgend über diesen der Dachstuhl aufgeschlagen wurde. Beides dürfte auf jeden Fall vor dem Schlämmen und dem Abbau der Gerüste an den (äußeren) Obergadenwänden erfolgt sein, da diese noch als Transportweg und Arbeitsebene benötigt wurden.

Leider fehlen heute jegliche konkreten Hinweise zum ursprünglichen Dachstuhl, da die romanische, über die Jahrhunderte wohl kaum veränderte Dachstuhlkonstruktion 1826 abgebrannt ist, so dass über ihre Ausführung und eventuell abschnittsweise Errichtung, gar über eine dendrochronologische Baualtersbestimmung keine Angaben mehr möglich sind (vgl. Kap. C.4.1., C.8.7.1.).

Eindeutiger und sicherer sind die Befunde für die Ausführung der Hochchorgewölbe: Baueinheitlich mit den Obergadenwänden, die übrigens über dem Wulstkämpfergesims um 4 cm gegenüber der Wandzone darunter vortreten,[307] wurden naturgemäß auch die Schildbögen errichtet (Abb. 13–15), die eine Stärke von 12,7 cm besitzen und mit 23–28 cm relativ breit angelegt sind.[308] Darüber hinaus

[307] Im Verhältnis zum Wandfeld darunter tritt das Wulstkämpfergesimses um 11 cm vor, darüber beträgt der Überstand zur Schildbogenfläche nur 7cm.

[308] Die Werksteine der Schildbögen weisen im östlichen Halbjoch im Norden eine Breite von 23,5+x cm, im Süden von 28–28,5+x cm auf (der Rest bindet, heute durch eine dicke Vermörtelung verborgen, in die Wand ein).

wurden beim Bau der Obergadenwände offenbar auch bereits die ersten Lagen der Gewölbeansätze mit ausgeführt, da konstruktiv gesehen ihre vorkragenden Schichten noch Teil der Wandkonstruktion sind und als Widerlager für die darauf auflastenden Bögen und Gewölbe fungieren. Auf diese hier angenommene, zeitlich nacheinander erfolgte Ausführung von Gewölbeansätzen und eigentlicher Wölbung deuten leichte Unregelmäßigkeiten im Verlauf der Gewölberippen hin: Insbesondere im östlichen Halbjoch (Abb. 14, 15, 30) ist bei beiden Diagonalrippen ein leichter Knick zu bemerken, der sich durch einen bei der Ausführung des Gewölbes etwas veränderten, nun steileren Rippenverlauf erklärt.

Auch der schmale Begleitwulst von 7 cm Breite, der aus Backsteinstücken unterschiedlicher Länge (11–16,5 cm) gefügt ist, wurde vermutlich erst mit dem Bau der ebenfalls aus Backsteinen errichteten Gewölbekappen ausgeführt.

Die Errichtung der beiden Chorgewölbe erfolgte noch während der Bauphase Ic. Dies lässt sich klar durch die beim Bau der Gewölbeschalen verwendeten Backsteine belegen, die noch das für Bauphase I charakteristische Dünnformat (H: 7–7,5 cm) aufweisen, während die übrigen spätromanischen Domikalgewölbe aus dem ab Phase II eingeführten Backsteindickformat (H: 9,5–10 cm) errichtet wurden.[309]

Einen zusätzlichen Hinweis für die phasenmäßige Zuordnung der Gewölbe geben einige ihrer Gestaltungsdetails: Zu den besonderen Eigenheiten der Marienfelder Chorgewölbe (Abb. 30, 31) gehören insbesondere die kreisförmigen Verdickungen an den Diagonalrippen und im Scheitel der Gurtbögen, die zur Aufnahme hölzerner Rippenzierscheiben gedacht waren (siehe Kap. C.6.5.). Diese finden sich jedoch nicht bei den Gewölben der Vierung, des Querhauses und des ersten Langhausjoches (die nachfolgend der Bauphase IIb zugeordnet werden), sondern begegnen erst wieder beim zweiten und dritten Langhausjoch (weiter unten der Phase III zugerechnet) – und dort auch nur an den Gurtbögen. Einen weiteren Vergleichspunkt bilden die konsolartigen Anfangskelche der Gewölberippen (siehe Kap. C.6.6.), die in den Chorjochen eine andere Profilierung besitzen als in den drei Querhausjochen (Bauphase II), wo sie – ähnlich wie die Konsolen des äußeren Rundbogenfrieses

[309] So bereits ebd., S. 109. – LOBBEDEY, Westbau, 1989, S. 15 mutmaßt noch, sämtliche Gewölbe könnten „in einer jüngeren, vielleicht erst der letzten Phase des Baues eingezogen“ worden sein – somit als einheitliche abschließende Baumaßnahme (dazu auch dort Anm. 60).

(Kap. C.6.7.) – von einer leicht veränderten Kelchform abgelöst werden (in den beiden Westjochen fehlen die Rippenkonsolen dann ganz!).

Diese Modifizierungen bei den Gestaltungsdetails verdeutlichen, dass die Wölbung der Kirche nicht einheitlich, sondern abschnittsweise erfolgte, wobei die beiden Chorgewölbe eine besondere Eigenständigkeit – nicht nur in technischer, sondern auch in gestalterischer Hinsicht – erkennen lassen.

Auch an der (heute rekonstruierten) Fassung der Chorgewölbe, die – wie die Außenfassung – wohl gleich nach deren baulicher Fertigstellung noch von den Baugerüsten aus aufgebracht worden sein dürfte, lässt sich diese Eigenständigkeit und damit die Zugehörigkeit zu Bauphase I ablesen, wie der Vergleich mit der Farbgestaltung der jüngeren Gewölbe zeigt: Bei den Chorgewölben betont die Fassung lediglich die vorhandene Rippenstruktur durch weiße Rippenbegleitbänder, während in den übrigen Hochgewölben (mit Ausnahme des 1. Langhausjochs) zusätzlich noch Scheitelrippen und ein Ring über den Bogenscheiteln als Ergänzung der gebauten Gliederung aufgemalt wurden (siehe Kap. C.8.8.1.1.).

Das eigentliche Einziehen der Hochchorgewölbe dürfte dabei folgendermaßen von Statten gegangen sein: Nachdem zuvor der östliche, nur mäßig spitze Gurtbogen errichtet worden war, wird man als erstes das Gewölbe des Halbjoches ausgeführt haben, da dieses an drei Seiten von Außenwänden umgeben ist, die diesem ersten Hochraumgewölbe entsprechenden Halt geben konnten. Im Anschluss daran dürften der etwas stärker zugespitzte östliche Vierungsbogen und abschließend das quadratische Chorgewölbe ausgeführt worden sein (zur Mauerungstechnik der Gewölbe siehe Kap. C.3.5.).

Zur Abfangung der horizontal wirkenden Schubkräfte, vor allem im Bereich des Vierungsbogens, hatte man vorsorglich die Ostwände der Querhausarme über den Bögen zu den Chorseitenschiffen in zwei abgetreppten Stufen weiter hochgeführt (Abb. 47, 48; vgl. oben): Die im oberen Bereich noch 100 cm (N) bzw. 160 cm (S) breiten Abtreppungen fungierten als provisorische Strebepfeiler, die breitere mittlere Stufe nahm dabei den Hauptdruck in Höhe des Bogenansatzes auf.[310]

[310] Die genannten Abtreppungen zeichnen sich deutlich als durchgehende Baufuge ab, mit der zugleich ein Wechsel des Backsteinformats einher geht (s.u.). Zur Befundsituation s. SIGRIST/STROHMANN, Baugeschichtliche Befunde, 1995, S. 107–108; ebd., S. 109–110 zu deren Interpretation, v. a. bzgl. der ‚Strebepfeilerfunktion'.

Mit der Vollendung der Chorpartie war ein wesentlicher Bauteil der Klosterkirche fertiggestellt. Um ihn bereits nutzen zu können und von der übrigen Baustelle abzuteilen, wird man in die drei Öffnungen des östlichen Vierungsbogens und der beiden Bögen zu den Chorseitenschiffen provisorische Trennwände eingezogen haben.[311] Diese dürften vermutlich in ‚Leichtbauweise', das heißt in Holz oder Fachwerk, errichtet worden sein und haben daher keine sichtbaren Spuren an den Öffnungen hinterlassen[312] – einen Hinweis gegeben jedoch die beiden Vorlagenkonsolen der östlichen Vierungspfeiler: Ihre eindeutig jüngeren Bildhauerarbeiten (aus Phase III, siehe Kap. C.6.3.; Abb. 372–375) konnten erst ausgeführt und eingesetzt werden, nachdem die Trennwand beseitigt worden war und diese noch ausstehenden Restarbeiten im Zuge der Fertigstellung der Kirche ausgeführt wurden.

Auch von einem provisorischen Giebel als Abschluss des Dachraumes haben sich bisher keine Spuren finden lassen,[313] was sich aber auch hier durch die ‚Leichtbauweise' des Provisoriums erklären dürfte.

4.3.1.3.1. Zusammenfassung Phase Ic

In Phase Ic wurden somit folgende Arbeiten ausgeführt: Nach einer weiteren Planänderung wurden im Binnenchor die Pfeiler und Säulenbündel der Arkaden zu den Seitenschiffen aufgehöht und mit hoch aufsteigenden Spitzbögen über höher angesiedelten Wulstkämpfern versehen (Abb. 206, 212). Anschließend folgte die Vollendung und Einwölbung der Chorseitenschiffe, des weiteren wurden die Chorostwand und die Obergadenwände weiter hochgeführt und das Chormittelschiff eingewölbt, der Innenraum sodann vor dem Abbau der Gerüste verputzt und farbig gefasst. Etwa gleichzeitig damit wurde der Mittelschiffdachstuhl aufgeschlagen und eingedeckt. Im Anschluss daran wurden die äußeren Obergadenwände des Chores

[311] Auch SIGRIST/STROHMANN, Baugeschichtliche Befunde, 1995, S. 110/111 vermuten eine provisorische Abschlusswand als Westabschluss des bereits seiner Nutzung zugeführten Chores. – Eine liturgische Nutzung des fertiggestellten Chorraumes ist trotz der fehlenden Kirch- und Altarweihen, die erst 1222 erfolgten, durch die Verwendung von Tragaltären als Provisorien auf den Altarmensen möglich.

[312] Leider ist in der Abteikirche Marienfeld bisher noch nicht systematisch gegraben worden, nur zur Verlegung der Heizungskanäle ist der Fußboden 1958 geöffnet worden, doch hat man diese Gelegenheit leider nicht für archäologische Untersuchungen genutzt bzw. es wurden vermutlich entsprechende Befunde, die beim Eintiefen der Heizungskanäle auftraten, undokumentiert beseitigt. Unter den Öffnungen zum Chorumgang hätte man damals eventuell Fundamente für die Trennwände beobachten können, und auch und gerade für den östlichen Vierungsbogen, dessen Boden noch unangetastet ist, kann ein solches – wohl eher flaches – Fundament vermutet werden.

[313] SIGRIST/STROHMANN, Baugeschichtliche Befunde, 1995, S. 111, Anm. 18.

geschlämmt und farbig gefasst, dann nach Abtragen der Obergadengerüste die Dächer der Seitenschiffe fertiggestellt und als abschließende Maßnahme mutmaßlich auch die Wände der Chorseitenschiffe mit Schlämme und Farbfassung versehen.

Die somit baulich fertiggestellte Chorpartie wurde vermutlich durch provisorische Trennwände in den westlichen Bogenöffnungen zur übrigen Kirchenbaustelle abgeschlossen und war dadurch bereits – obwohl noch nicht geweiht – mit Hilfe von Tragaltären nutzbar.

Ferner umfasste der Baubestand am Ende von Phase I die zur Mitte nach oben hin abgetreppten Ostwände des Querhauses sowie im Anschluss daran kurze, niedrige Partien von deren Giebelfronten (Abb. 47–49).

Hinzu kam schließlich noch der Unterteil des nordwestlichen (möglicherweise auch des südwestlichen) Vierungspfeilers. Inwieweit darüber hinaus bereits in Phase I die Fundamente für weitere Bereiche der Kirche, etwa der übrigen Querhauswände oder der Langhauspfeiler, gelegt worden sind, entzieht sich heutiger Kenntnis.

4.3.2. Die Baupause zwischen Phase I und Phase II und die damit einhergehenden Wechsel in Bautechnik und Gestaltung

Nach Abschluss der Bauarbeiten an der Chorpartie der Abteikirche (Bauphase I) scheint eine Bauunterbrechung eingetreten zu sein, die nicht nur eine übliche mehrmonatige Winterpause, sondern offensichtlich einen längeren Zeitraum umfasste. Darauf deuten verschiedene Befunde am Bau, etwa „die innerhalb einer nachträglich eingebrochenen Nische in der Südquerhausfassade [...] im Fugenquerschnitt deutlich zu erkennende Schicht von feinem Backsteinschutt und Sandsteinsplittern, die sich auf dem Mauerstumpf der begonnenen Fassade abgelagert hat, bevor an dieser Stelle weiter aufgemauert wurde.“[314]

Für eine längere Baupause sprechen auch die auffälligen Frostschäden an den in Phase I errichteten Teilbereichen der Querhausostwände. Diese bis auf die Dachanschlüsse der Chorseitenschiffe völlig freistehenden Mauerpartien scheinen nach ihrer Errichtung zunächst nicht verputzt worden zu sein, so dass die eindringende Feuchtigkeit in den Frostperioden stellenweise zu Abplatzungen in der

[314] Ebd., S. 110, dazu Abb. 160.

vorderen, sehr porösen Backsteinschicht führen konnte. Beim Weiterbau in Phase II wurden diese dann durch Mörtelausflickungen beigearbeitet (Abb. 127).

Die Baupause nach Fertigstellung des Sanktuariums wurde offenbar auch dazu genutzt, einige Änderungen bei der angewandten Bautechnik und den Bauformen durchzuführen; möglicherweise waren damit auch personelle Veränderungen in der Bauleitung und/oder im Arbeitstrupp der Bauhandwerker verbunden, wie im Folgenden darzulegen sein wird.

Zu den markantesten Abwandlungen der Phase II gegenüber der Phase I gehört der Wechsel des Backsteinformates: Anstelle der in Phase I üblichen Dünnformate von 27–28 x 13,5–14 x 7–7,5 cm wird nun ein dickeres Backsteinformat von 27–29 x 13,5–14 x 9,5–10 cm eingeführt, das auch für Phase III verbindlich bleiben wird.[315] Hinzu kommt ein Wechsel des Mauerwerksverbandes vom sog. ‚Gotischen Verband' zum ‚Wendischen/Märkischen Verband'.[316] Darüber hinaus ist „zwischen dünn- und dickformatigen Schichten [...] zudem eine Veränderung des Mauermörtels zu beobachten, die sich rein optisch in einer etwas dunkleren Färbung ausdrückt".[317]

Entscheidend ist außerdem, dass die in Phase Ib eingeführte einheitlichen Höhe der Quaderlagen der Hauptpfeiler von 42,2 cm, hier als ‚Quader-Modul' bezeichnet, aufgegeben wird und nun wieder Sandsteinquader unterschiedlicher Stärke versetzt werden. Zudem erreicht die Oberflächenbearbeitung und -glättung der Quader in Phase II nicht mehr ganz die Feinheit und Qualität wie in Phase I; die Steinbearbeitung wirkt gerade bei großen Quadern (abgesehen von den Portalpfosten) häufig eher nachlässig.

Zu diesen technischen Veränderungen und Abwandlungen in der Bauausführung kommen noch einige Modifizierungen bei den Architektur- und Gestaltungsdetails hinzu: Die in Phase Ib eingeführte Profilierung der Pfeiler- und Dienstbasen im Typus der klassischen attischen Basis wird bei den Basen der Eckdienste

[315] Zu den verwendeten Backsteinformaten s. auch SIGRIST/STROHMANN, Baugeschichtliche Befunde, 1995, S. 102, 106.
[316] Ebd., S. 106–107. – Beim ‚Gotischen Verband' wechseln sich Läufer und Binder ab, beim ‚Wendischen/Märkischen Verband' ist es eine Abfolge von zwei Läufern und einem Binder. Vgl. auch die Literaturangaben ebd., Anm. 12.
[317] Ebd., S. 110, dazu Abb. 160, 161.

dahingehend abgewandelt, dass nun der untere Wulst des Basisprofils über die Kante der Basisplatte übersteht (dazu Kap. C.6.1.3.).

Daneben zeigen sich auch Unterschiede in der Kapitellgestaltung – weniger in der Art der Durchbildung der Dekoration, die dem vorgegebenen Muster der Chorkapitelle folgt, sondern vor allem in der Qualität der Ausführung, die wesentlich gröber und schematischer ist und vielfach unvollendet erscheint (siehe dazu unten und Kap. C.6.2.2.).

Eine Modifizierung erfährt daneben auch die Formgebung der konsolartigen Anfangskelche der Gewölberippen (Kap. C.6.6.2.): Die in den Chorjochen anzutreffende Form der Rippenkonsolen (s.o.) wird dahingehend abgewandelt, dass zwar die Profilabfolge grundsätzlich beibehalten wird, aber es ist doch eine deutliche Vergrößerung und darüber hinaus eine starke Streckung und Betonung der Kehlenzone zu verzeichnen; zudem wurde die quadratische ‚Basis' aufgegeben und von Anfang an die spitzovale Grundform bestimmend (Abb. 385).

Einen fast identischen Befund zeigen die Konsolen des Rundbogenfrieses unter der Dachtraufe: Die in Phase I eingeführte Form ‚A' wird abgelöst durch eine Weiterentwicklung ‚B' (Abb. 387), bei der der untere, mit einem Plättchen unterfangene Wulst in einen gestreckten Kelch übergeht, der wiederum nahtlos in einen schmalen oberen Wulst ausläuft; eine kleine Schräge vermittelt dann zur abschließenden Platte (Kap. C.6.7.2.).[318] Diese Verschleifung bedeutet nicht nur eine Reduzierung der einzelnen Profilelemente, sondern bringt auch eine Vereinfachung und Rationalisierung des bildhauerischen Arbeitsprozesses mit sich. Die mit dieser Modifizierung einhergehende Streckung und damit Verschiebung der Proportionen entspricht einer Tendenz, wie sie in vergleichbarer Weise auch bei den Rippenkonsolen beobachtet werden konnte.

Zeitweise bestand offenbar darüber hinaus auch die Absicht, den Bogenfries selbst fortan mit ‚moderneren' Spitzbögen zu gestalten, wie an der Nordquerhausostwand abzulesen ist (Abb. 47), doch kehrte man schließlich zur bewährten Form des Rundbogens zurück (s.u.).

[318] Vgl. dazu ebd., S. 110, dazu Abb. 159, 162, 163. – Eine Zwischenform zwischen beiden Konsoltypen bildet die Konsole an der Querhausöffnung des Diagonaldurchganges; s. dazu Anm. 366.

Abschließend sei noch auf das Fassungskonzept der Gewölbe verwiesen, das – wie bereits angesprochen – bei den Gewölben des Querhauses (Abb. 32) eine maßgebliche Änderung erfährt durch die Einführung zusätzlicher, allerdings nur gemalter Orthogonalrippen sowie eines weißen Ringes über den Bogenscheiteln, der die Kuppelstruktur der Domikalgewölbe zusätzlich betont (vgl. dazu Kap. C.8.8.1.1.).[319]

4.3.3. Phase IIa/b

Die Baumaßnahmen der Phase II umfassen die Fertigstellung des Querhauses und des ersten Langhausjoches von Haupt- und Seitenschiff einschließlich der jeweils zugehörigen Gewölbe.

Der Bauverlauf innerhalb der Phase II kann dabei – im Gegensatz zu Bauphase I – nur annäherungsweise rekonstruiert werden, da großflächige Partien des Mauerwerks heute im Inneren wie im Äußeren unter Putz liegen und während der Sanierung des Außenbaues 1984–88, vor allem zu Beginn der Arbeiten, nur die markantesten Befunde notiert werden konnten. Die Erstellung einer Feinchronologie, wie sie in der vorliegenden Untersuchung für die Chorpartie (Phase I), insbesondere für die Bereiche der freiliegenden und ungehindert einsehbaren Partien der Obergadenwände unter den Dachanschlägen erarbeitet werden konnte, war im Rahmen der Außenbausanierung von den Baugerüsten aus leider nicht möglich. Sie kann hier für Phase II nur für einzelne Partien nachgeliefert werden. Daher ist momentan lediglich für den Bereich des ersten Langhausjoches eine genauere Schilderung der einzelnen Bauetappen möglich, während für die Querhäuser überwiegend nur ein summarischer Überblick gegeben werden kann.

Aus diesem Grunde sollen die baugeschichtlich relevanten Funde der Phase II nachfolgend nur bedingt chronologisch, vielmehr zunächst vornehmlich ‚örtlich' nach den Zusammenhängen der Bauteile vorgestellt werden. Erst abschließend, bei einer Gesamtbetrachtung der innerhalb der Bauteile erarbeiteten Chronologie, ist dann in der ‚Zusammenfassung' eine annäherungsweise Schilderung des Bauablaufs möglich, so dass auch erst dort eine Unterscheidung in Teilphasen (IIa, IIb) unternommen wird.

[319] Die davon abweichende Ausmalung des ersten Langhausjoches, das ganz auf reale Rippen verzichtet und das nur aufgemalte Diagonalrippen aufweist, ist im Zusammenhang einer bewussten Reduzierung der Baugestaltung nach Westen hin, wie sie in Bauphase II noch recht konsequent verfolgt wurde (s.u.), zu sehen.

4.3.3.1. Die Befunde im Querhausbereich

Die Wiederaufnahme der Bauarbeiten in Phase II dürfte im Bereich des Querhauses, im Anschluss an die bereits bestehenden Bauteile, erfolgt sein: Nach dem Anlegen der noch ausstehenden Fundamente scheinen die ‚Hochbauarbeiten' zunächst am nördlichen Querhaus fortgeführt worden zu sein; diesen Rückschluss erlauben die Befunde an dessen Ostwand (Abb. 47). Hier folgt auf den nur bis ca. 380 cm über Sockelgesims reichenden nördlichen Abschnitt der Wand aus Phase Ia, errichtet aus dünnformatigen Backsteinen im ‚Gotischen' Verband, ein Wandbereich, der sich bis in Höhe der Sohlbank des Obergadenfensters erstreckt und der zwar ebenfalls aus dem Dünnformat gemauert wurde, nun jedoch im ‚Wendischen/Märkischen' Verband. Denselben Verband zeigt dann auch das Mauerwerk aus dickformatigen Steinen darüber.[320] Dies spricht dafür, dass hier nach Wiederaufnahme der Bauarbeiten – ablesbar am neu eingeführten Mauerwerksverband – ganz offensichtlich zunächst ein Restbestand an dünnformatigen Backsteinen verarbeitet wurde, ehe dann über einer horizontalen Fuge das neue Backsteinmaterial zum Einsatz kam.[321]

Auch an der leider nur unzureichend dokumentierten Nordfront des Querhauses konnten bis über Höhe des Portalgiebels Backsteine des Dünnformates festgestellt werden, in der Sockelzone ein Mischmauerwerk aus Dünn- und Dickformat (!) – mutmaßlich rechts des Portals.[322] Dieser ungewöhnliche Befund lässt vermuten, dass man zeitweise beide Formate abwechselnd vermauerte – möglicherweise, um dadurch einen besseren Anschluss an die bereits bestehenden Mauerwerkspartien aus Phase I zu erreichen, vielleicht aber auch aus anfänglichen Schwierigkeiten, ausreichend Backsteine des neuen Formates produzieren zu können, wofür auch das ausschließliche Vorkommen von Dünnformaten in den mittleren Wandbereichen der Nord- wie auch der Ostwand des Nordquerhauses (der soeben vorgestellte Bereich aus Dünnformaten im ‚Wendischen' Verband) spricht. Zudem hat man die noch vorrätigen

[320] SIGRIST/STROHMANN, Baugeschichtliche Befunde, 1995, S. 108.

[321] Vgl. ebd., S. 114.

[322] Der Wandbereich links des Portals dürfte weitgehend von der mutmaßlichen Wandzunge aus Phase Ia eingenommen sein. – In einem Aktenvermerk zu einer Begehung am 01. 08. 1984 wurden einige Kurzbeobachtungen, die von den 7 Gerüstebenen aus gemacht wurden, notiert, so für die Ebenen ‚Portalgiebel' und ‚Tympanon Portal' die auffälligen Backsteindünnformate, für den Sockelbereich (d. h. bis ca. 180 cm Höhe) das genannte Mischmauerwerk aus dünn- und dickformatigen Backsteinschichten. Leider findet sich kein Vermerk, ob dies für die ganze Zone gilt oder nur für Teilbereiche, da die Befundstellen nicht angegeben sind – vor allem die Kernfrage: links oder rechts des Portals? – Aktenvermerk von Dr. Rückbrod vom 07.08.1984; vgl. auch SIGRIST/STROHMANN, Baugeschichtliche Befunde, 1995, S. 108 und Anm. 16.

Backsteine des Dünnformates auch dazu verwendet, um Ausgleichsschichten anzulegen.[323]

Zu den ersten in Phase II ausgeführten Architekturgliedern gehören neben dem profilierten Außensockel, der in der in Phase Ia festgelegten Form fortgeführt wurde, die Dienstbasen in den westlichen Querhausecken (Abb. 300, 301). Von den älteren Basenformen der Phasen Ia und Ib heben sie sich durch die geschilderte neue Form des Basenüberstandes ab (s.o.).[324] In Abweichung von dem in Phase Ib verbindlich festgelegten Höhenniveau der Basen wurden die beiden westlichen Eckdienstbasen relativ hoch aufgesockelt – dies geschah als bewusste Angleichung an die Pendants in den östlichen Ecken (aus Phase Ia), um so ein optisches ‚Hinken' der Innenansichten der Querhausstirnen zu verhindern. Die neuen Ecksockel kopieren dabei aber keineswegs sklavisch die älteren Gegenstücke (vgl. Kap. C.6.1.1.), sondern zeigen unter der Platte der Säulenbasis die in Phase Ib festgelegte Sockelprofilierung aus Platte mit anschließender Schmiege, unter die hier zur Aufhöhung ein zusätzlicher glatter Quader (als hohe ‚Platte') eingefügt wurde.

Bereits zeitgleich mit dem Aufmauern der unteren Wandsubstanz dürfte zudem die zum Teil aus sehr großformatigen Sandsteinblöcken bestehende Anlage des Nordportals (Abb. 237) errichtet worden sein (Kap. C.5.5.1.), dessen Gewände mit den rahmenden Lisenen im Verband stehen, also gleichzeitig (und nicht etwa später) versetzt wurden. In dem durch die Lisenen gegliederten mittleren Wandbereich kamen dann – wie erwähnt – offensichtlich noch Restbestände von dünnformatigen Backsteinen zum Einsatz.

Denkbar ist auch, dass man beim Hochziehen des Nordquerhauses, das wahrscheinlich eine gewisse Priorität hatte, vornehmlich noch die vorhandenen Backsteine ‚aufbrauchte', während man parallel dazu beim Südquerhaus, das möglicherweise auch erst ein wenig später in Angriff genommen wurde, direkt und ausschließlich

[323] Ein entsprechender Befund zeigt sich an der Westwand des Nordquerhauses unter dem Seitenschiffdach, wo im Anschluss an den untersten, in das Mauerwerk eingeklinkten Winkellisenenquader offenbar zwei Lagen aus Dünnformaten gemauert wurden, um die vorgegebene Höhe des Quaders besser mit dem angrenzenden Backsteinmauerwerk in Einklang zu bringen.

[324] Die nordöstliche Eckdienstbasis des nordwestlichen Vierungspfeilers gehört zusammen mit den unteren Lagen dieses Pfeilers noch der Phase Ib/c an und zeigt entsprechend die dort gebräuchliche Basenprofilierung. Anders verhält es sich bei der südöstlichen Dienstbasis des südwestlichen Vierungspfeilers, die zwar wie dieser der Phase II angehört und eine entsprechende Profilierung mit Wulstüberstand erwarten lässt, doch wurde diese Basis im Zuge des Einbaues des spätgotischen Abtsstuhles grob abgearbeitet, der Eckdienst in seinem unteren Teil sogar ganz entfernt und von einer spätgotischen Konsole abgefangen.

Backsteine des neuen Dickformates verwendete (Abb. 48, 49).[325] Ähnlich wie beim Nordquerhaus wurden auch hier die von Anfang an vorgesehenen Zugangsöffnungen zur Sakristei und zum Dormitorium in der Südwand sowie zum Kreuzgang in der Westwand während der Bauausführung gleich mit angelegt,[326] wobei das Kreuzgangportal – vergleichbar dem Nordportal – als aufwendige Portalanlage aus großen Sandsteinblöcken gefügt wurde (Kap. C.5.5.2). Seine innere Portalrahmung steht dabei in unmittelbarem Verband mit der Öffnung des Diagonaldurchganges zum Langhaus, der der gleichen Baumaßnahme angehört (Abb. 258).

Da die vorgesehenen Anschlussräume – vor allem Sakristei und Dormitorium, aber auch der Kreuzgang – nicht im selben Zuge, sondern erst in einer nachfolgenden Bauphase errichtet wurden (Kap. C.8.11.2.1.), hat man das Südquerhaus wie sein Gegenstück im Norden zunächst als dreiseitig freistehenden Baukörper behandelt. Darauf deuten heute noch die durchgehende Quaderung der Lisenen an den Querhausecken sowie Befunde von farbig gefasstem Außenputz an der südlichen Stirnseite, die darüber hinaus auch keinerlei vorbereitete Anschlüsse für Gewölbe oder Balkendecken aufweist;[327] lediglich auf eine Fortführung des Sockels hat man hier im Hinblick auf die in Bälde anzufügenden Klosterbauten verzichtet.[328]

Beim weiteren Hochwachsen der oberen Wandbereiche der Querhausarme wurden deren Stirnseiten innen und außen mit dem besonderen Schmuckmotiv der säulengezierten Dreifenstergruppen versehen. Ob diese auf eine zwischenzeitliche Planänderung zurückgehen, da sie an der Nordquerhausfront in ihrer Positionierung keinerlei Rücksicht auf die Teilungslisenen unter dem Horizontalgesims nehmen (Abb. 9),[329] ist durchaus denkbar. Sie wurden jedoch keinesfalls erst nachträglich, nach der Kirchweihe 1222, zusammen mit dem Nordportal in das bestehende Mauerwerk eingefügt, wie gelegentlich angenommen,[330] denn das umgebende Mauerwerk weist

[325] SIGRIST/STROHMANN, Baugeschichtliche Befunde, 1995, S. 114.

[326] Ebd., S. 171. Demnach fügen sich Sakristei- und Dormitoriumstür „ohne Störung in den Verband des ursprünglichen Backsteinmauerwerks“ ein, auch Mauermörtelunterschiede wurden nicht festgestellt (Anm. 115). – Die Mauerstärke im Bereich der barocken Tür zum Flur des Ostflügels beträgt 134 cm.

[327] Ebd., S. 176: „Eindeutige Spuren einer Geschoßteilung, die zu dieser aus den ursprünglichen Maueröffnungen der Querhausfassade abzuleitenden Bauphase des Klostergebäudes passen könnten, sind nicht festzustellen.“ – Zum farbig gefassten Erstputz in diesem Bereich ebd., S. 180 und Abb. 292.

[328] Ein entsprechender Befund, sogar mit durchlaufendem Sockel, in Kloster Loccum: BERNEBURG/KALKO, Kloster Loccum, 1997, S. 17; zu Loccum s. Kap. C.10.4.3.3..

[329] So LINKE, Marienfeld, 1994, S. 39; LOBBEDEY, Westfalen, 1999, S. 133.

[330] TRÖLLER, Marienfeld, 1935, S. 30: „Die Dreifenstergruppe, auch das Portal, gehört zu den Teilen, von denen ich glaube, daß ihre Ausführung später fällt als die Weihe von 1222“; dazu auch S. 31; ihm folgt HÖLKER, Kreis Warendorf, 1936, S. 219, 221, v. a. Anm. 10 (Ausführung der Portale nach Kirchweihe),

keinerlei Störzonen auf (Abb. 49), zudem fanden sich direkt unterhalb und auch innerhalb der südlichen Dreifenstergruppe Reste der Erstfassung.[331]

Prägendes architektonisches Gliederungselement der Außenarchitektur der beiden Querhausarme sind die ungehindert durchlaufenden, aus sorgfältig bearbeiteten Sandsteinquadern gefügten Ecklisenen,[332] die an nördlichen Querhausfassade noch um

GAUL, Rheda, 1955, S. 203 (Portal „– im Anschluß an Rheda – nachträglich der Querhausfront eingefügt") SCHULZE, Klöster, 1982, S. 382: „Nach 1222: Fassade des Nordquerhauses"; SASSEN, Mariensee, 2002, S. 27 (mit Verweis auf einen Zeitungsartikel von Manfred Beine) und KOHL, Marienfeld, 2010, S. 25.

[331] SIGRIST/STROHMANN, Baugeschichtliche Befunde, 1995 vermerken keine Störzone um die von ihnen untersuchte südliche Dreifenstergruppe (s. ihre Abb. 292, hier Abb. 49). Eine solche wäre bei einem nachträglichen Einbau wie etwa den spätgotisch veränderten Obergadenfenstern, unweigerlich entstanden (Vgl. ebd., S. 150–158, dazu Abb. 197, 212, 214–216, 288–291) ; zudem konnten in der Fensterlaibung des östlichen Fensters der südlichen Dreifenstergruppe und direkt unter dem Mittelfenster Reste der Erstfassung festgestellt werden; ebd., S. 130, 144, 180, dazu Abb. 201, 202, 292. – Das Nordportal ist – wie bereits angedeutet – mit den angrenzenden Lisenen mittels durchgehender Quaderlagen verbunden, kann also ebenfalls nicht nachträglich eingefügt worden sein!

[332] Die Ecklisenen der Querhausfronten bestehen aus Quadern aus Osningsandstein. Sie haben folgende Maße (in cm): Nordquerhausfront: nordöstliche Ecklisene: B: **42,7** cm, T: **42,7** cm; H: Schrägsockel: 16+x; Sockelprofil-Lage: 20,3; 1. 51,7; 2. 33,2; 3. 44,6; 4. 33,4; 5. 46,8; 6. 48,2; 7. 37,6; 8. 22; 9. [N-Seite bestehend aus zwei Quadern: B: O: 27; W: 16] 28,5; 10. 27,5; 11. [N-Seite bestehend aus zwei Quadern: B: O: 28,5; W: 14,5] 37,5; 12. **42,7**; 13. 48,0; 14. 31,5; 15. **42,0**; 16. 46,5; 17. **42,7**; 18. 51,1; 19. 46,0; 20. 53,5 [hier Anstoß des Horizontalbandes]; 21. [O-Seite bestehend aus zwei Quadern: B: N: 27,5; S: 15,0] **42,0**; 22. **43,5**; 23. 36,0; 24. 44,5; 25. 35,5; 26. 56,0; 27. 73,7; 28. 44,0; 29. 45,5; 30. 40,3; 31. 31,5; 32. 36,5; 33. [Traufgesims-Lage, nach 1827 erneuert; unsauber versetzt] 24,5.

Nordquerhausfront: nordwestliche Ecklisene: B: **42,7** cm, T: **42,7** cm; H: Schrägsockel: 18+x; Sockelprofil-Lage: 20,5; 1. 37,3; 2. 62,4; 3. 52,0; 4. 47,0; 5. 50,0; 6. 51,7; 7. 38,0; 8. 44; 9. 48; 10. 48,3; 11. 41; 12. 51,2; 13. 47; 14. 53,3; 15. 49; 16. **43,3**; 17. 35; 18. **42,0** [Unterkante höhengleich mit der Unterkante des östlich anstoßenden Horizontalbandes]; 19. 40; 20. **43,5**; 21. 41; 22. 52,5; 23. 54,7–55,5 (!); 24. 46,7; 25. 38,3; 26. 34,5; 27. **42,0**; 28. 39,0; 29. [an der Westseite in 17 cm Höhe Ausklinkung für den Bogenansatz des Rundbogenfrieses, daher die fortgeführte Breite nur noch 33 cm] 24,0; 30. [B: nur noch 33–36 cm] 36; 31. [Traufgesims-Lage, Werkstück bauzeitlich, aber Neuversatz wohl nach 1827; B: max. 59; T: **42,0**; am Gesimselement 44] 25,5.

Südquerhausfront: südöstliche Ecklisene [aufgemessen an der weitgehend unbeschädigten Ostseite]: B: **42,7** cm, T: **42,7** cm; H: Schrägsockel: 22+x; Sockelprofil-Lage: 20,3; 1. 41,1, 2. 39,6, 3. 50,2; 4. **42,5**; 5. **42,0**; 6. 37,9; 7. 34,6, 8. 39,6; 9. 39,0; 10. 21,5; 11. 48,0; 12. 47,0; 13. 53,0; 14. 45,0; 15. **43,5**; 16. 41,0; 17. 46,5, 18. 45,0; 19. 49,2; 20. [S-Seite bestehend aus zwei Quadern: B: O: 29,5; W: 13,0] 36,5; 21. 44,5; 22. 44,5; 23. 40,5; 24. 51,5; 25. 48,5; 26. 65,0; 27. 46,5; 28. [S-Seite bestehend aus zwei Quadern: B: O: 29,5; W: 13,0] 58,5; 29. 38,5, 30. 39,0; 31. 31,2; 32. [an der Ostseite in 11 cm Höhe Ausklinkung für den Bogenansatz des Rundbogenfrieses, daher die fortgeführte Breite nur noch 33,5 cm; S-Seite bestehend aus zwei Quadern: B: O: 18,0; W: 25,0] 38,5, 33. [O-Seite bestehend aus zwei Quadern: B: S: 10,0; S: 25,0] 20,3; 34. [S-Seite bestehend aus zwei Quadern: B: O: 15,0; W: 25,0] 19,5; 35. [Traufgesims-Lage, Werkstück bauzeitlich; B: max. 58; T: max. 31,0; Gesimselement im S: B: max. 44; auf Höhe des Wulstes: 27; auf Höhe des unteren Plättchens: 15,3] 25,5.

Südquerhausfront: südwestliche Ecklisene [in den unteren Lagen zunächst aufgemessen an der durch Brandabplatzungen beschädigten Westseite, dann oberhalb des barocken Mauerstumpfes an der Südseite]: B: **42,7** cm, T: **42,7** cm [im unteren Teil bis Lage 9 T: 80–85 cm; keine Sockel-Lagen erkennbar]: 1. 20,5+x; 2. 32,6; 3. **43,7**; 4. 51,0; 5. 39,5; 6. 36,7; 7. 39,1; 8. 44,7; 9. [nach W dreiteilig: N: ca. 33; Mitte (Ziegel): 10; S: ca. 40] 51,0; 10. 36,0; 11. 40,5, 12. 37,0; 13. 44,0; 14. 44,0; 15. 68,5; 16. 53,0; 17. **43,0** [hat feinere Oberflächenbearbeitung > evtl. aus Bestand Phase I]; 18. 48,5; 19. 45,5; 20. 48,5; 21. 58,5; 22. 46,5; 23. 51,5; 24. 39,0; 25. 41,0; 26. 52,0; 27. 33,0; 28. 33,5; 29. 33,5; 30. 37,5 [im W Einklinkung um 6,5 cm für Auflager Rudbogenfries]; 31. [im W bestehend aus zwei Quadern: S: 14,0; N: 21,0 – 26,0] 14,0/15,5; 32. [im S bestehend aus zwei Quadern: O: 30,5; W: 11,5; Westseite: max. 58,2] 14,0; 33. [Traufgesims-Lage, Werkstück bauzeitlich; B: max. 58 ; T: max. **43,0**; Gesimselement im S: B: max. 44, jedoch das westliche Stück ergänzt; auf Höhe des Wulstes: 26,7; auf Höhe des unteren Plättchens: 14,5] 25,5. [Befundung vom 1. und 2. Juli 2017 > Nachtrag]

Die Lisene im Winkel von Nordquerhaus und Obergaden des ersten Langhausjochs konnte zwar nicht erreicht und eingemessen werden, doch ließen sich folgende Beobachtungen machen: Die Lisenenelemente an der Querhauswand und am Obergaden haben in Lage 1 bis 5 eine gemeinsame Höhe, dann folgen am Querhaus zwei

Teilungslisenen[333] zuseiten des Nordportals ergänzt werden, welche bis zum Horizontalband[334] unterhalb der Dreifenstergruppe reichen (vgl. C.5.1.).

Als die Bauarbeiten am Nordquerhaus fast die Traufhöhe erreicht hatten, traten bei der Anlage des abschließenden Bogenfrieses einige Unregelmäßigkeiten auf: So wurden an der Ostseite im Anschluss an das noch aus Phase Ic stammende erste rundbogige Friesfeld eine Folge von sieben leicht zugespitzten Bögen angefügt (Abb. 47). Diese bestehen nun nicht – wie beim Chor (s.o.) – aus speziellen trapezoiden Formsteinen, sondern aus normalen, aber dünnformatigen Backsteinen. Erst bei den letzten beiden, nun wieder rundbogigen Feldern des Bogenfrieses finden sich die vom Chor bekannten dünnformatigen Formsteine.[335]

Diese Befunde könnten darauf hindeuten, dass hier beim Weiterbau in Bauphase II in einer experimentellen Phase die Einführung von Spitzbögen im Bogenfries – in Angleichung an die übrigen ‚modernen' Formen der Kirche – ‚ausprobiert' wurde, und zwar mit den noch verfügbaren normalen Backsteindünnformaten. Noch vor Abschluss des Bogenfrieses an der nördlichen Ecklisene ist man dann aber offensichtlich zur Rundbogenform zurückgekehrt, wobei nun auch wieder die trapezoiden Formsteine, deren Produktion offenbar wieder aufgenommen worden war, Verwendung fanden.[336]

große Lagen, am Obergaden drei Lagen, die jeweils gemeinsam nochmals dieselbe Höhe erreichen. Erst darüber haben die Lagen beider Elemente durchgehend getrennte Lagenhöhen und keine gemeinsamen Fugen mehr. Am Querhaus folgen drei Lagen, wobei ab der zweiten eine Einklinkung als Auflager für den Rundbogenfries zu beobachten ist, sodass die gequaderte Lisene nun schmaler bis zum Traufgesims weitergeführt wird. Das Lisenenelement am Obergaden endet hingegen mit dem Ansatz des Rundbogenfrieses.

[333] Die Teilungslisenen der nördlichen Querhausfront bestehen aus Quadern aus Osningsandstein. Sie haben folgende Maße (in cm): östliche Teilungslisene: B: **42,7** cm; H: Schrägsockel: 21+x; Sockelprofil-Lage: 20,4; 1. 50,3; 2. [bestehend aus zwei Quadern: B: O: 20,0; W: 22,5, dieser Quader setzt sich in der Portalrahmung fort > B: gesamt: 47,5] 44,9; 3. 56,7; 4. [bestehend aus zwei Quadern: B: O: 20,0; W: 20,7, dieser Quader setzt sich in der Portalrahmung fort > B: gesamt: 47,5] 36,5; 5. [= Kapitell-Lage des Nordportals] 37,5; 6. [bestehend aus zwei Quadern: B: O: 13,9; W: 28,5, dieser Quader setzt sich in der Portalrahmung fort > B: gesamt: 44,5] 22,6; 7. [Kämpfer-Lage des Nordportals, B: max. 59,5] 29,8; 8. 45,4; 9. 48,0; 10. 52,0; 11. 34,5; 12. 51,0; 13. 41,3; 14. 55,2; 15. 40,7; 16. 44,5; 17. **43**; 18. 49,0; 19. 21,0.
Westliche Teilungslisene: B: **42,7** cm; H: Schrägsockel: 20+x; Sockelprofil-Lage: 20,3; 1. 50,7; 2. [bestehend aus zwei Quadern: B: O: 22,5, dieser Quader setzt sich in der Portalrahmung fort > B: gesamt: 47,5; W: 20,3] 51,4; 3. 54,0; 4. [bestehend aus zwei Quadern: B: O: 22,5, dieser Quader setzt sich in der Portalrahmung fort > B: gesamt: 47,5; W: 20,3] 32,0; 5. [= Kapitell-Lage des Nordportals] 37,5; 6. [der linke Teil des Werkstücks springt vor und bildet den Unterbau für den Portalgiebel > B: 58,5] 31,5; 7. [Kämpfer-Lage des Nordportals, Höhe entspricht genau der Höhe des Kämpfergesimes, B: max. 58,5] 20,0; 8. ##; 9. ##; 10. **42,5**; 11. 51,0; 12. 47,3; 13. 45,0; 14. 50,0; 15. 49,0; 16. [weist leichte Verschiebung nach Westen auf!] 41,5; 17. 45,5; 18. 30,0; 19. 30,3. [Befundung vom 1. Juli 2017 > Nachtrag].

[334] Das Horizontalband besteht aus Quadern aus Osningsandstein. Es hat eine einheitliche Höhe von 20,0–20,3 cm; die Quader haben folgende Breitenmaße (in cm), von Ost nach West: 1. 86,0; 2. **42,5**; 3. 44,5; 4. 31,0; 5. 44,0; 6. 42,0 [es folgt eine breite Fuge]; 7. 52,0; 8. 38,5; 9. 46,5; 10. 55,0; 11. 55,5; 12. 48,5; 13. 38,5; 14. 50,5; 15. 52; 16. 48,0; 17. 37,0; 18. 51,5; 19. 33,5; 20. 47,0; 21. 49,0; 22. 32,5, 23. 60,7 [Befundung vom 1. Juli 2017 > Nachtrag].

[335] Ebd., S. 110.

[336] Der spitzbogige Abschnitt des Bogenfrieses ist lt. ebd., S. 110 und Abb. 289 (hier Abb. 47), der Bauphase II zuzuordnen, während an der Südquerhausostwand der ebenfalls ohne Formsteine gemauerte, allerdings hier

Zusammen mit den Spitzbögen des Bogenfrieses wurde überdies – wie bereits geschildert – eine neue, stärker verschliffene Konsolform (Konsoltyp ‚B', siehe Kap. C.6.7.2.; Abb. 387) eingeführt. Diese findet sich einheitlich bei allen Rundbogenfriesen der Phase II. Eine Ausnahme bilden lediglich (wie noch zu zeigen sein wird) die Obergadenwände des ersten Langhausjoches – hier tritt fast ausschließlich der vom Chor her bekannte ältere Konsolentyp auf.[337] Möglicherweise handelt es sich hier ebenfalls – wie bei den Dünnformatbacksteinen – um ‚Reststücke' aus Phase I, die beim Weiterbau an dieser Stelle noch verwendet worden sind. Zu guter Letzt dürften dann die beiden reichgeschmückten Querhausgiebel über den Stirnseiten der Kreuzarme aufgeführt worden sein (vgl. Kap. C.8.4.).[338]

Nach Abschluss der Bauarbeiten an Gewölben und Dachstuhl (s.u.) wird auch hier – wie bereits bei der Chorbauphase beobachtet (Kap. C.4.3.1.3.1.) – von den Gerüsten aus auf die egalisierte Mauerwerksoberfläche eine Kalkschlämme und der anschließende Farbanstrich aufgebracht worden sein. Diese Behandlung erfuhr auch die damals noch freistehende Stirnseite des Südquerhauses (Abb. 49) trotz der zukünftig zu erwartenden Verdeckung durch die anstoßenden Klostergebäude (s.o.) – ausschlaggebend war wohl der Schutz des sonst offenliegenden Mauerwerks für die Zeit bis zu deren Anfügung. Welche Schäden am unbehandelten Mauerwerk auftreten können, konnten die Bauleute an den abgetreppten Ansätzen der Querhausostwände (Phase Ic) ablesen. Deren zunächst unverputzt belassene Mauerzungen wiesen stellenweise Frostabplatzungen auf (s.o.). Diese wurden nun, beim Weiterbau in Phase II, mit Mörtel ausgeflickt, und das über Dach liegende Mauerwerk zusammen mit den neu hinzugekommenen Wandpartien geschlämmt und farbig gefasst.

4.3.3.2. Die Befunde im Bereich des ersten Langhausjochs

Im Gegensatz zu den beiden Querhausarmen lassen sich für das erste Langhausjoch teilweise präzisere Aussagen über den Bauverlauf treffen. So lässt sich zunächst durch

weiter rundbogige Friesabschnitt mit dem spätgotischen Fensterumbau in Zusammenhang steht (ebd. und Abb. 291, hier Abb. 48).

[337] Auf der Nordseite tritt findet allein der Konsoltyp ‚A' Verwendung, auf der Südseite erscheint an 5. und 9. Stelle von Osten auch der Konsoltyp ‚B'. – An der Westwand des Nordquerhauses findet sich zudem als 6. Konsole von Norden eine solche des älteren Typs ‚A' (darauf bezogen wohl die recht allgemeine Bemerkung bei SIGRIST/STROHMANN, Baugeschichtliche Befunde, 1995, S. 110).

[338] Heute enthält nur noch der südliche Querhausgiebel bis etwas über die Mitte der Zierrosette romanische Substanz (Abb. 283), die Giebelspitze, die Ortgänge sowie der nördliche Querhausgiebel wurden nach dem Dachbrand 1826 im Jahre 1828 neu aufgemauert. Vgl. dazu SIGRIST/STROHMANN, Baugeschichtliche Befunde, 1995, S. 109 mit Anm. 17, S. 186–188.

Befunde am Bau belegen, dass dieses erste Langhausjoch nicht etwa nachträglich gegen die westlichen Querhauswände gebaut wurde, sondern zusammen mit diesen. Einen wichtigen Beleg dafür bilden die Anschlussstellen zwischen Quer- und Langhaus auf der Nord- und auf der Südseite. Im Norden stellt die Lisene im Winkel zwischen der Westwand des nördlichen Querhausflügels und dem nördlichen Seitenschiff, das sich bis auf den Sockelbereich und Teile des Traufgesimses in seiner übrigen Substanz weitgehend als Neubau aus dem Jahre 1714 erweist (Kap. C.4.1.), ein erstes Indiz dar (Abb. 76, 77): Die originalen Quader der Lisene (die an der Seitenschiffwand 1714 bis zur heutigen Traufhöhe in Backstein verlängert wurde) zeigen links und rechts des Winkels weitestgehend dieselbe Lagenhöhe und eine identische Steinfärbung, so dass ein gemeinsamer Versatz anzunehmen ist.[339] Leider kann infolge der Verputzung des angrenzenden Mauerwerks nicht überprüft werden, ob auch deren Backsteinlagen dieselbe Nivellierung aufweisen.

Dies ist jedoch für den Anschlussbereich von Querhaus und nördlichem Obergaden unterhalb des Seitenschiffdaches möglich (Abb. 135–136): Hier zeigt die aus Kalksandsteinblöcken und Osning-Quadern gebildete Eckverstärkung und das angrenzende, in einheitlichen Lagen gemauerte Backsteinmauerwerk, dass sie in einem Zuge errichtet wurden (s.u.).

Ähnlich eindeutig ist der Befund auf der Südseite, wo der diagonal ausgefüllte Zwickel zwischen Querhaus und Hauptschiff, der den Durchgang und die darüber aufsteigende Wendeltreppe enthält, eine gleichzeitige Entstehung voraussetzt. Dies ist sowohl durch die gemeinsamen Quaderlagen mit der Innenrahmung des Kreuzgangportals als auch mittels der durchgehenden Backsteinlagen im oberen Bereich zu belegen (s.u.).

4.3.3.2.1. Die Befunde auf der Nordseite des ersten Langhausjochs

Nachstehend soll der Baufortgang des ersten Langhausjoches zunächst anhand der Befunde im nördlichen Bereich dargelegt werden, danach folgen diejenigen der Südseite.

[339] Die Breite der Lisenenteile beträgt jeweils 33–33,5 cm. Ihre Quaderlagen zeigen folgende Höhenmaße (in cm) an Querhaus (1. Wert) und Seitenschiff (2. Wert): 1. (= Werkstück der anschließenden Sockelprofile) 14 + x (Unterteil durch Zementvorsatz verdeckt); 2. 42,5/42,5; 3. 48/48,5; 4. 48,5/48; 5. 44/44; 6. 43/41; 7.40/42; 8. 50/50; 9. 47/47,5; 10. 51,5/52; 11. 46/a 32; b 17 + x. – Zur Winkellisene allgemein s. auch HÖLKER, Kreis Warendorf, 1936, S. 224; SIGRIST/STROHMANN, Baugeschichtliche Befunde, 1995, S. 115, Anm. 31; LINKE, Marienfeld, 1994, S. 49.

Im selben Zuge wie die Umfassungsmauern des Nordquerhauses dürfte auch die Außenwand des ersten Seitenschiffjoches errichtet worden sein. Leider hat sich davon bis auf die bereits vorgestellte Winkellisene, den fortlaufenden Sockel und das zumindest teilweise wiederverwendete Traufgesims kaum etwas erhalten. Anders verhält es sich hingegen bei der Arkadenstellung dieses Seitenschiffjoches zum Hauptschiff (Abb. 11, 22, 230): Hier bestanden bereits aus Phase Ib die unteren fünf (einschließlich Sockel sieben) Quaderlagen des nordwestlichen Vierungspfeilers (s.o.). Bei Fortführung der Arbeiten in Phase II setzte man dann weitere, nun aber in der Höhe differierende Quaderlagen auf.[340] Dabei könnte es sich bei den Quadern der sechsten und achten Lage, die jeweils 42,7 cm hoch sind, möglicherweise um weiterverwendete ‚Reststeine' aus Phase Ib/c handeln.

Die mutmaßlich über der – gleich den Chorbinnenpfeilern – niedrigeren fünften Quaderlage geplante Kämpferlinie (s.o.) wurde auch in Phase II beibehalten, der 17 cm hohe Kämpferstein an der Westseite gehört eventuell sogar selbst noch der Phase Ib an.[341] Die somit hier festgelegte Kämpferlinie wurde entsprechend bei dem in Bauphase II neu errichteten ersten Langhauspfeiler in Form einer durchgängigen ‚Kämpferlage' mit profilierten Kämpfersteinen an der Ost- und Westseite übernommen, doch fanden bei dem Pfeilermauerwerk nicht mehr die einheitlichen ‚Modul-Quader' der Chorbauphase (Ib/c) Anwendung, sondern die bereits von den höheren Lagen des Vierungspfeilers geläufigen, in der Höhe differierenden und zudem weniger sorgfältig versetzten Quaderlagen.[342]

Über beiden Pfeilern wird das Mauerwerk bis zu den Vorlagenabkragungen mit massiven Quaderlagen fortgeführt. Nur an der Ostseite des Vierungspfeilers ist es jedoch als Teil des dortigen Vorlagenapparates als Sichtquaderwerk gestaltet, während die übrigen Partien hier wie auch beim ersten Langhauspfeiler nach Ausweis der gröberen Oberflächenbearbeitung wohl von Anfang an nicht auf Sicht gearbeitet wurden. Sie sollten stattdessen von Anfang an – wie heute – unter einer

[340] Die einzelnen Höhenmaße der Quaderlagen angegeben in Anm. 244.

[341] Anders als bei den Chorpfeilern wurde seine Höhe jedoch nicht als einheitliche Quaderlage fortgeführt bzw. eine solche – falls vorhanden – wieder beseitigt. Die anschließenden Quader der 6. Lage weisen eine Höhe von 42,7 cm auf (vgl. dazu auch den Abschnitt zu Phase Ib).

[342] Über den Sockelsteinen (23,5+x und 27/27,5 cm) zeigen die Quaderlagen (zumeist gemessen an der nicht übertünchten Nordseite) folgende Höhenmaße (in cm): 1. 41; 2. 50; 3. 41; 4. 45; 5. 22,5; 6. (Kämpferlage) 17; 7. 41; 8. 39,5. – Gelegentliche Höhendifferenzen der Quader von 0,5–1,0 cm werden durch dickere Mörtelschichten ausgeglichen. – Diese weniger präzise Steinbearbeitung und -versetzung gehört somit ebenfalls zu den signifikanten Unterscheidungskriterien gegenüber den in Phase I angewandten Bauprinzipien.

Tünche oder Schlämme verschwinden, die die Quader optisch negiert; sie erfüllen hier eine rein statisch-konstruktive Funktion zur Aufnahme der Gewölbeauflast und als Widerlager des dazwischen eingefügten Backsteinmauerwerks, das den Quaderkern auch rückseitig hinterfängt, so dass er dort nicht in Erscheinung tritt (siehe Kap. C.5.).

Die an beiden Pfeilern auf deren Nordflanke vorhandenen Vorlagen zur Aufnahme der Scheidbögen zum Querhaus bzw. zum westlich anschließenden Seitenschiffjoch (Abb. 27, 28) sind infolge späterer Umbaumaßnahmen nicht mehr in der ursprünglichen Form erhalten – sie dürften ehedem weiter vorgestanden haben als heute, die Bogenöffnungen somit einst kleiner gewesen sein (sieh dazu Kap. C.8.5.). Verschwunden sind heute ebenfalls die beiden zum Seitenschiff gerichteten Eckdienstbasen am ersten Langhauspfeiler, die der erhaltenen am nordwestlichen Vierungspfeiler (Abb. 303) entsprachen. Von ihnen zeugen heute nur noch Abarbeitungsspuren im Bereich des attischen Sockelprofils und der verbliebene Rest des auf Bodenhöhe rückgearbeiteten Untersockels.[343]

Über den besagten Kämpfern an der Westseite des nordwestlichen Vierungspfeilers und an der Ostseite des ersten Langhauspfeilers wurde ein weiter, hoch aufsteigender Verbindungsbogen aus Sandsteinquadern errichtet, der heute durch eine 1714 eingefügte Säule mit Zwickelfeld darüber (siehe Kap. C.4.1.) unterteilt wird (Abb. 230). Trotz der Übertünchung zeichnet sich unterhalb des Kämpfergesimes noch klar der Verlauf des Spitzbogens ab,[344] dessen Scheitelspitze mit einem Rundwulst (Ø 6 cm) betont wird. Noch deutlicher ist die Befundsituation unter dem nördlichen Seitenschiffdach zu erkennen (Abb. 138–140), wo über den heutigen barocken

[343] Deutlich erkennbar sind noch heute die Steine, auf denen der abgearbeitete Untersockel der Eckdienste aufruhte. Stärker gestört ist der Bereich des attischen Basisprofils, das beim Umbau 1714 umfangreich überarbeitet und ausgetauscht wurde – offensichtlich, um die durch Wegnahme der Eckdienste entstandenen Lücken zu beseitigen: So wurde das östliche Basisprofil des Pfeilers einschließlich des Sockels darunter durch ein einziges Werkstück aus Baumberger Sandstein ersetzt – die romanischen Werkstücke hingegen bestehen durchgängig aus Osning-Sandstein und wurden in zwei Teilen gefertigt, zudem sind sie anders geglättet! An der mit reduzierter Tiefe neu gestalteten Nordvorlage wurde ein originaler, mit Schräge versehener Sockelstein wiederverwendet, er erhielt jedoch an seiner Westseite eine neue, grob aufgepickte Eckabschrägung. – Auf die abgearbeitete östliche Eckdienstbasis machte erstmals HÖLKER, Kreis Warendorf, 1936, S. 224 aufmerksam; nach allgemeineren Beschreibungen der Befundsituation folgen erst wieder SIGRIST/STROHMANN, Baugeschichtliche Befunde, 1995, S. 115, Anm. 31. – LINKE, Marienfeld, 1994, S. 47 registriert als erster auch die Abarbeitung der westlichen Eckdienstbasis.

[344] Erstmals machte RICHTER, Beschreibung (Ms), 1918, S. 3–4 auf diesen Befund aufmerksam, es folgten TRÖLLER, Marienfeld, 1935, S. 3–4; HÖLKER, Kreis Warendorf, 1936, S. 208, 224. Genauer untersucht bei MÜHLEN, Dom zu Münster, 1966, S. 90–91, dazu Plan S. 94; DENKMALPFLEGEBERICHT 1968, S. 368 (Untersuchung „im Spätherbst 1964)“; MÜHLEN, Ausstrahlung, 1984, S. 129–132 (mit Abb.) sowie bei SIGRIST/STROHMANN, Baugeschichtliche Befunde, 1995, S. 115, Anm. 31, S. 130, Anm. 35.

Seitenschiffgewölben der obere Teil des Bogens[345] unverdeckt sichtbar ist und zusammen mit dem umgebenden Mauerwerk Rückschlüsse über den Bauverlauf in diesem Bereich erlaubt: Zunächst wurden der aus sauber bearbeiteten, die gesamte Bogenbreite umfassenden Sandsteinquadern gefügte Arkadenbogen und der ihn begleitende, aber etwas gröber geglättete Schildbogen errichtet.[346] Nach deren Fertigstellung wurde auch hier – wie bei den Chorseitenschiffen (s.o.) – offenkundig zunächst auf den vor die untere Wandflucht vortretenden Schildbogen, vermittelt durch eine 3 cm dicke Mörtelschicht, das Gewölbe des Seitenschiffes aufgemauert (Abb. 141), das eine Stärke von einer Backsteinlänge (27–29 cm) besitzt und aus leicht schräg gestellten Steinen konstruiert wurde (vgl. dazu Kap. C.3.5. und C.8.5.). Erst im nächsten Schritt wurde dann das angrenzende Zwickelmauerwerk zu seiten des Bogens aufgeführt (Abb. 142, 143). Es entstand eine bis oberhalb des Gewölbescheitels vor die Wandflucht vortretende und auf dem Schildbogen aufruhende Wandzone, die gegen das mit Mörtel verputzte Gewölbe gemauert wurde. Dabei weist gerade der westliche Zwickel auffällig schräg nach Westen abfallende Backsteinlagen und entsprechende Ausgleichsschichten aus gelegentlichen Dünnformatsteinen und keilförmigen Mörtelbettungen auf. Auf beiden Seiten wurden zur Anpassung an die gebogene Form der Gewölbeschale und zur Ausfüllung der entstehenden Zwickel Backsteine mit abgeschlagenen Ecken, Backsteinbruchstücke und Mörtelfüllungen verwendet.

Die auffällig unterschiedliche Vorgehensweise beim ‚Heranführen' der angrenzenden Backsteinlagen spricht für zwei unabhängig arbeitende ‚Maurerkolonnen'. Dies wird bestätigt durch die Lage und Art der Gerüstlöcher: Während der Wandzwickel östlich des Bogens (Abb. 142) von einer Gerüstebene aus gemauert wurde, deren mörtellose Löcher sich in der 7. Lage unterhalb eines Mauerrücksprungs (s.u.) befinden,[347] lag das

[345] Die Bogensteine des Arkadenbogens weisen eine Stärke von 21,25 – 21,5 cm auf, also etwa die Hälfte des ‚Quader-Moduls'! – Zu den noch recht großflächig auf den Quadern erhaltenen Farbbefunden s. Kap. C.8.8.1.

[346] Die Stärke der Schildbogensteine beträgt 13 cm. Ihr Gefüge bricht jeweils an dem Punkt ab, wo das barocke Gewölbe den Schildbogen überschneidet und dessen Quader ab dieser Stelle entfernt wurden, so dass das neue Gewölbe unmittelbar an der Wandfläche über dem Arkadenbogen ausläuft. Vom Scheitelpunkt abwärts sind von der östlichen Bogenhälfte des Schildbogens 166 cm, von der westlichen 165 cm erhalten. – Von der weniger sorgfältigen Oberflächenbearbeitung der Schildbogenquader – sie entspricht in etwa den überschlämmten Quaderlagen der Pfeiler – unterscheidet sich allein der Scheitelstein, dessen feine Glättung ihn mit den Quadern des Arkadenbogens, insbesondere mit dessen Scheitelstein, verbindet, so dass er von demselben Steinmetz ausgeführt worden sein dürfte.

[347] Das östliche Gerüststangenloch (A) befindet sich nahe des Winkels zum Querhaus, unmittelbar neben dem Loch für den heutigen Dachstuhlbalken. Es weist keine besonderen Mörtelspuren auf und hat einen Durchmesser von ca. 11 cm. – Das westliche Gerüststangenloch (B) liegt nahe am Gewölbeansatz, etwas über dem inneren Gewölbescheitel. Auch hier finden sich keine Mörtelspuren, der Durchmesser beträgt 10,5 cm. – Der Abstand

westliche Baugerüst nach Ausweis der mit Mörtelbettung versehenen Gerüststangenlöcher in der 10. Lage unter dem besagten Rücksprung (Abb. 143).[348] Erst oberhalb des Gewölbescheitels hat man dann die Backsteine gemeinsam in durchgehenden Lagen gemauert.

Gleichzeitig mit dem östlichen Arkadenzwickel wurden die angrenzenden Partien der Nordquerhauswestwand erbaut. Die Anschlussstelle von Querhaus und Obergaden hat man dabei durch wechselseitig verzahnte Kalksandsteinblöcke verstärkt, die nur grob in Quaderform gebracht wurden. Während die drei (heute noch einsehbaren) Blöcke der Obergadenwand bündig im Mauerwerk liegen, springen die fünf (heute noch einsehbaren) Blöcke der Querhauswand auf eine Breite von ca. 49 cm um 15–17 cm vor. Dieser Wandvorsprung wird oberhalb der Kalksandsteinblöcke noch von vier – ehemals fünf – Backsteinlagen fortgesetzt und endet auf derselben Höhe wie der – heute ebenfalls im östlichen Teil um eine Lage abgearbeitete – Mauerrücksprung der Obergadenwand. Dies unterstreicht noch einmal die Gleichzeitigkeit beider Wandpartien, wobei der Rücksprung zugleich eine Bauetappengrenze markieren dürfte (s.u.).

Der Wandbereich im Anschluss an den westlichen Bogenlauf umfasst auch die angrenzende Mauerzunge und (Abb. 144–145) reicht bis zu einer klaren vertikalen Baunaht (s.u.) westlich davon. Am sonst recht homogenen Mauerwerk im Bereich der Mauerzunge fällt eine ungewöhnliche Häufung von Steinabplatzungen auf, die auf partielle Frostschäden hindeuten.[349]

Die ca. 95 cm breite Mauerzunge selbst besteht im wandnahen Bereich – das heißt unten bis max. 70 cm, oben bis max. 63 cm – aus Backsteinen des Dickformates, die in das Obergadenmauerwerk einbinden, während der vordere, durch Abtreppung

von A zu B misst 182 cm. – In der angrenzenden Nordquerhauswestwand konnten in dem unter Dach einsehbaren Bereich keine originalen Gerüstlöcher festgestellt werden – ein Loch in der 9. Lage unterhalb des Rücksprunges der Eckverstärkung, 30 cm von dieser entfernt, erweist sich als nachträgliche Beschädigung eines Bindersteines.

[348] Das östliche Gerüststangenloch (C) liegt ebenfalls nahe am Gewölbeansatz, etwa auf Höhe des Schildbogenscheitels. Die runde Mörtelbettung zeichnet eine Gerüststange von 9 cm Durchmesser ab. – Das westliche Gerüststangenloch (D), nahe der Strebemauer (s.u.), nahm lt. Mörtelspuren eine Gerüststange von 9,5 cm Durchmesser auf. – Der Abstand von C zu D beträgt nur 98 cm.

[349] Das Mauerwerk im Bereich von der Baunaht über die Mauerzunge bis etwa 160 cm östlich von dieser zeigt unterhalb der Höhenlinie des Mauerrücksprungs eine auffällige Häufung von Steinabplatzungen, während diese im östlich anschließenden Wandabschnitt sowie darüber überhaupt nicht auftreten. Vermutlich handelt es sich – wie bei den Querhausostwänden (s.o.) – um frühe Frostschäden infolge eingedrungener Feuchtigkeit. Die darüber hinweglaufenden Tropfnasen von Kalk und Farbe belegen, dass es sich noch um bauzeitliche Schäden handelt (s.u.).

langsam nach oben gestufte Teil aus sehr dünnen Backsteinen gebildet ist, die der barocken Seitenschifferneuerung von 1714 angehören.[350] Damit erfüllt sie in erneuerter Form nach wie vor ihre ursprüngliche Funktion als Strebemauer, die den Seitendruck des Hauptschiffgewölbes aufnimmt und an den Seitenschiffgurtbogen, dem sie aufruht, weiterleitet. Zugleich dient sie als Unterbau der östlichen Obergadenlisene (s.u.).

Westlich dieser Strebemauer reicht das zugehörige Mauerwerk der Phase II bis zu einer weitgehend senkrecht verlaufenden, sich deutlich abzeichnenden Baunaht (Abb. 146–147) – der Abstand zur völlig lotrechten Ostseite der Mauerzunge beträgt im unteren Bereich 112–104 cm, im oberen 108–98 cm.[351]

Der Wandbereich zwischen Strebe und Baunaht liegt dabei nicht in der Mauerflucht des östlichen Obergadens über dem Arkadenbogen, sondern tritt stärker dahinter zurück.[352] Dies hängt wohl mit der besonderen Baugeschichte in diesem Bereich zusammen: Von dem für das zweite Langhausjoch ehedem ebenfalls vorgesehenen weiten Arkadenbogen (vgl. Kap. C.9.4.2.1.) war aufgrund der Bauphasengrenze an dieser Stelle nur der Kämpfer und ein kurzes Stück des Bogenansatzes ausgeführt, ebenso vom begleitenden Schildbogen des Seitenschiffes. Daher war es nicht möglich – wie beim östlichen Seitenschiffjoch –, auf den Schildbogen eine partielle Wandverstärkung aufzumauern. Vermutlich aufgrund der komplizierten Bausituation hat man im unteren Zwickelbereich eine ca. 20 cm hohe Zone aus dünnen, flexibler handhabbaren Kalksandsteinplatten gemauert.[353]

[350] Die Mauerzunge reicht heute bis max. 169/181 cm vor die Obergadenwand. Die Backsteine des barock erneuerten Teils haben das Format 27 x 13,5 x 6 cm. Daneben wurden aber offenbar auch Abbruchsteine verbaut; neben den vertrauten Dickformaten auch ein Sandsteinquader (L: 51, B: 19,5, H: 26 cm), nach Ausweis der Oberflächenbearbeitung noch ein spätromanischer Quader. – Zu der Mauerzunge vgl. auch SIGRIST/STROHMANN, Baugeschichtliche Befunde, 1995, S. 114, dazu Anm. 29, 30; LINKE, Marienfeld, 1994, S. 49, dazu Anm. 112.

[351] Die Baunaht gibt sich deutlich anhand von Lagenversprüngen, abgeschlagenen (da nicht nutzbaren) Verzahnungen, eine bis heute deutliche offene Fuge, Unterschieden in Farbe und Beschaffenheit des Mörtels sowie nicht zuletzt durch einen klaren Farbunterschied des Mauerwerks zu erkennen: Die Backsteine östlich der Baunaht sind helltoniger und zudem mit einem Kalkmilchschleier überzogen, während die Backsteine westlich der Baunaht dunkler und ohne Kalküberzug sind. – Die Baunaht erstmals erwähnt und beschrieben bei SIGRIST/STROHMANN, Baugeschichtliche Befunde, 1995, S. 114/115, dort aber als allgemeine Positionsangabe „ca. 105 cm“ westlich der Mauerzunge.

[352] Dies mögen folgende Zahlen verdeutlichen: Von der Vorderkante der Strebemauer ist die östliche Obergadenwand 169 cm, die westliche hingegen 181 cm entfernt! Selbst in Höhe des genannten Sandsteinquaders (vgl. Anm. 346), wo der östliche Wandbereich durch den Mauerrücksprung (s.u.) schon etwas zurücktritt, beträgt der Abstand immerhin noch 63 : 68 cm.

[353] Der Befund ist heute gestört durch ein jüngeres Balkenloch sowie eine westlich anschließende ausgebrochene Furche.

Wie schon mehrfach angedeutet, weist der Wandabschnitt über dem großen Arkadenbogen der Nordseite des östlichen Langhausjoches einen markanten Mauerrücksprung auf (Abb. 142, 143): Nach der vierten Lage über dem (ehemaligen) Gewölbescheitel, das heißt ca. 125 cm über der Spitze des Arkadenbogens, springt die Nordseite der Wand um 13,5 cm zurück, also genau um das Maß einer Backsteinbreite.

Auf dem Mauerrücksprung, der sich – wie bereits geschildert – auf einer Breite von ca. 49 cm auf der Nordquerhauswestwand fortsetzt (Abb. 132), ruhen im Winkel von Querhaus und Obergaden zwei mächtige Osning-Quader auf (135–136), von denen derjenige am Obergaden bündig im angrenzenden Mauerwerk liegt.[354] Der Quader am Querhaus hingegen befindet sich nur in seinem nördlichen Teil innerhalb der Wandflucht, während der südliche, 34 cm breite Teil um 5,5 cm vorspringt.[355] Dieser Vorsprung wird von einem zweiten Quader darüber, genau in der Breite des vorspringenden Teils, fortgesetzt.[356] Es handelt sich somit um den Ansatz der Winkellisene der Nordquerhauswestwand. Die sorgfältige Glättung dieser beiden Quader wie auch des anstoßenden Quaders am Obergaden spricht dafür, dass diese Steine auf Sicht bearbeitet wurden, obwohl sie nun nicht einsehbar unter der heutigen Dachkonstruktion liegen, deren horizontale Dachanschlagslinie jedoch ungefähr der ursprünglichen entspricht. Dies erlaubt die Überlegung, ob etwa zum Zeitpunkt des Versatzes der genannten Quader noch der Mauerrücksprung selbst als Auflager für das Seitenschiffdach vorgesehen war, wobei dann die Wandflucht des Langhausobergadens im oberen Teil hinter die Flucht des im selben Moment als vorspringend zu denkenden, dann sichtbaren Lisenenquaders (der dann aber nachfolgend in die auf seine Flucht vorgezogene Wandflucht einbezogen wurde) zurückgetreten wäre.[357]

Das Mauerwerk der Strebemauer scheint demgegenüber bereits in dieser Bauetappe einige Lagen höhergezogen gewesen zu sein, wohl im Zusammenhang mit den massiven Sandsteinquaderlagen der dahinterliegenden Pfeilerkonstruktion, die als stabilisierendes Widerlager dienten. Auch die kurze Wandpartie westlich davon bis zur

[354] Die Quadermaße betragen: H: 52 cm, B: 33+x cm (der einbindende Teil von dem angrenzenden Quader des Querhauses verdeckt).

[355] Die Quadermaße betragen: H: 55 cm, B (gesamt): 52 cm, davon rechts 34 cm um 5,5 cm vorspringend.

[356] Die Quadermaße betragen: H: 38 cm, B: 34 cm.

[357] Diese Hypothese wird noch dadurch untermauert, dass der Quader auch im nördlichen Teil seiner Westseite – soweit noch einsehbar – eine feine Oberflächenbearbeitung aufweist, was sicherlich unterblieben wäre, wenn von Anfang an eine völlige Verdeckung dieser Seite vorgesehen gewesen wäre.

Baunaht scheint zunächst nur bis in Höhe des Mauerrücksprungs im Ostjoch ausgeführt worden zu sein (Abb. 147).[358] Bei der Fortführung der dortigen Arbeiten in der nächsten Bauetappe wurde dann zur Angleichung an die vorgegebene Verzahnung des bereits bestehenden Pfeilerkern-Strebemauer-Massivs in der siebten Lage unter dem Dachanschlag eine Ausgleichsschicht nötig, deren Steine nur 4–6 cm stark sind.

Einfacher verhält sich die Befundlage im Bereich des Ostjoches: Hier wurden mit Beginn der nächsten Bauetappe die mutmaßlichen ursprünglichen Planungen im Zusammenhang mit dem Mauerrücksprung wieder aufgegeben und die neuen Backsteinlagen nun in der Flucht des bereits zuvor versetzten Lisenenquaders hochgezogen – ja sie greifen sogar mit den nächsten 3½ Lagen über ihn hinweg, denn die neue Dachanschlagslinie wurde nun knapp 1 m höher angesetzt, eine Ausbildung der nördlichen Winkellisene also erst darüber nötig. In die obersten zwei Lagen unter dem Dachansatz (= 8. und 9. Lage über dem Rücksprung), von denen die oberste nur 6,5 cm (!) hoch ist,[359] wurden nun drei Konsolsteine als Balkenauflager eingemauert (Abb. 136, 144) – ein weiterer, obwohl noch nicht in Funktion, bereits vorbereitend in dem schmalen Wandabschnitt östlich der Baunaht (Abb. 147).[360] Dadurch, dass die Wand des Ostjoches mit der Oberkante der Konsolsteine noch einmal um 7,5 cm, also eine halbe Backsteinbreite, zurückspringt, ergibt sich zusätzlich zu den Konsolen eine weitere Balkenauflage. Im Kircheninneren wird dieses Zurückspringen und die damit verbundene Reduzierung der Mauerstärke ‚ausgeglichen', indem die Schildflächen zwischen dem umlaufenden Kämpfergesims und dem (ebenfalls schon beim

[358] Die horizontale Bauetappengrenze kann mutmaßlich mit der Fuge zwischen der 10. und 11. Lage unter dem Dachanschlag identifiziert werden. Ein Indiz bildet der Umstand, dass gerade Steine der 11. und 12. Lage sowie einige weitere Backsteine der unteren Lagen Frostabplatzungen aufweisen, während die oberen Lagen ab Lage 10 völlig unbehelligt davon sind!

[359] Die oberste Lage ist damit sogar noch dünner als das Backsteindünnformat (7–7,5 cm) aus Phase I. Die Unregelmäßigkeiten der oberen Abschlusskante zeigen an, dass die Backsteine entsprechend abgearbeitet worden sind – aller Wahrscheinlichkeit nach handelte es sich ehedem um Steine des Dickformates (9,5–10 cm).

[360] Die drei aus Kalksandstein gefertigten Konsolsteine des Ostjoches sind sehr systematisch über die Wandbreite verteilt. Da sie jedoch, anders als in den beiden westlichen Wandabschnitten, heute nicht mehr als Balkenauflager dienen, sind sie unterschiedlich stark abgearbeitet. – Zu den Steinen im einzelnen (von O nach W): Nr. 1 befindet sich nahe dem Winkel zum Querhaus, sein erhaltener Überstand beträgt max. 11 cm; Nr. 2 ist ungefähr über der Mitte des Arkadenbogens plaziert, sein Überstand beträgt nur noch max. 8 cm; Nr. 3 ist unmittelbar östlich neben der Mauerzunge eingemauert, er ist bis auf Wandniveau abgearbeitet. – Der Abstand der drei Konsolsteine beträgt (Mitte zu Mitte): 1 → 2: 350 cm; 2 →3: 370 cm. – Der vierte Konsolstein westlich der Mauerzunge (Abstand zu dieser 19 cm) ist besser erhalten, sein Überstand beträgt max. 13 cm. Im Gegensatz zu den oben aufgeführten Konsolsteinen besteht er – wie die Konsolsteine des Mitteljoches – aus Osning-Sandstein. Dies könnte darauf hindeuten, dass er erst etwas später in Phase II oder gar erst während der Bauphase III nachträglich eingefügt bzw. ausgetauscht wurde, denn er sitzt recht homogen im Wandgefüge. Vielleicht fand aber auch kurz zuvor der Wechsel zu anspruchsvolleren Konsolsteinen aus Osning-Sandstein statt, wie sie sich bereits bei der jüngeren Konsolsteinreihe auf der Südseite (s.u.) finden, die ebenfalls noch der Phase II angehört.

Hochführen der Wände versetzten) Schildbogen gegenüber dem unteren Wandniveau um wenige Zentimeter vorstehen.

Auf dem hier behandelten zweiten, oberen Mauerrücksprung der Nordwandaußenseite ruht darüber hinaus der ‚neue' Lisenenfuß der östlichen Winkellisene des nördlichen Obergadens auf (Abb. 136).[361] Während diese als ‚Normallisene' ausgebildet ist, besitzt die östliche der beiden mittleren Lisenen, die auf der Mauerzunge darunter aufruht,[362] eine größere Tiefe und überschneidet daher – wie ihr in gleicher Weise konstruiertes, aber jüngeres westliches Gegenstück – sogar das Traufgesims (Abb. 78); zudem ist am Lisenenfuß jeweils ein kleiner Wasserschlag ausgebildet.[363] Diese ungewöhnliche Verstärkung der beiden Mittellisenen hängt mit der im Vergleich zur Südseite geringeren Wandstärke des nördlichen Obergadens zusammen.[364] Die Mittellisenen übernehmen hier quasi die Funktion von Strebepfeilern, bilden somit eine auch statisch wirksame Verlängerung der Strebemauern unter dem Seitenschiffdach, auf denen sie aufgesockelt sind (vgl. Kap. C.3.5.).

Nach Fertigstellung des Obergadens wurde abschließend – in Fortführung der gleichzeitigen Querhausgliederung – zwischen der Winkellisene und der östlichen der beiden mittleren Lisenen ein zehnachsiger Rundbogenfries angelegt. Zugehörig ist auch noch der erste Bogen westlich dieser Mittellisene (Abb. 78), der denselben Radius aufweist und auf einer Konsole des Typs ‚C' aufruht, während die anschließenden Bögen von Konsolen der Variante ‚D' getragen werden und zudem eine geringere Spannweite haben, weshalb sie auch nicht mehr so weit hinaufreichen.

An dieser Stelle ist somit relativ eindeutig die Baugrenze zwischen Phase II und III festzumachen, was auch den Befunden unter dem Seitenschiffdach entspricht, wo die Baunaht etwa einen Meter Abstand zum Lisenenunterbau hat (s.o.) – von dort dürfte sie weitgehend vertikal, aber mit einer leichten Neigung nach Osten, hinauf bis zum

[361] Der Quader, dessen Höhe aufgrund des Dachanschlages nicht einzumessen ist, hat eine Breite von 34 cm. Der im rechten Winkel vor den einbindenden Teil des Obergadenquaders gesetzte, in gleicher Weise überschnittene Quader an der Querhauswand weist eine Gesamtbreite von 77 cm auf, von der rechts 34 cm vorspringen. Beide Quader zeigen eine sorgfältige Oberflächenglättung.

[362] Nur wenig unterhalb des heutigen Dachanschlages ist der untere Ansatz des Lisenenfußes einsehbar: Er besteht aus zwei sorgfältig bearbeiteten Osning-Quadern, die eine Gesamtbreite von ca. 91 cm erreichen; das Vortreten der Lisene vor die Wandflucht ist leider nicht genau zu bestimmen, da der Lisenenansatz beidseitig unmittelbar von Dachsparren eingefasst wird.

[363] So bereits LINKE, Marienfeld, 1994, S. 49.

[364] Die unterschiedliche Wandstärke lässt sich deutlich an der Tiefe der Fenstergewände ablesen.

besagten Rundbogen und zur Traufe verlaufen, was einige leichte Risse im Putz zu bestätigen scheinen.[365]

Auch bei diesem Bauabschnitt wurden, wie bereits am Chor beobachtet, nach Abschluss der Maurerarbeiten die über Dach liegenden Wandpartien der Nordquerhauswestwand und des Hauptschiffobergadens von den Baugerüsten aus geschlämmt und farbig gefasst. Darauf weisen noch die umfangreichen, auch über den unteren Mauerrücksprung hinwegreichenden Tropfnasen der rosa Wandfassung hin (Abb. 143).

Bei den Wandbereichen links und rechts der östlichen Strebemauer, bei denen die große Häufung von Steinabplatzungen bis in Höhe des Mauerrücksprungs aufgefallen war (s.o.), ist das Mauerwerk noch zusätzlich mit einem Schleier aus Kalkmilch überzogen (Abb. 144–146). Sowohl die Kalkmilch als auch die rosa Farbläufe überdecken dabei die Abplatzungen der Steine. Will man eine rein auf diesen Wandbereich bezogene mindere, schadhaftere Steinqualität ausschließen, lassen sich diese Schäden nur dahingehend deuten, dass dieses untere Wandstück länger ungeschützt der Witterung ausgesetzt war als die östlich anschließende Partie und es so zu Frostabplatzungen kam. Die über die Abplatzungen hinwegreichende Kalkmilch, die sich in Phase II nur hier findet, und ebenso die rosa Farbe wären demnach erst mit einem gewissen Zeitabstand, nach dem Eintritt der Frostschäden – die Kalkmilch aber noch vor dem Weiterbau in Phase III,[366] aufgebracht worden. Möglicherweise reichte eine nur provisorisch errichtete Schutzabdeckung, die nach Abschluss der Bauetappe vor der Winterpause auf dem unteren Mauerrücksprung aufgelagert wurde, nicht bis zu dieser Wandpartie. Vermutlich in Zusammenhang mit dem Schlämmen des Obergadens wurde dieser geschädigte Mauerwerksbereich dann mit der Kalkmilch als fixierender ‚Schutzschicht' überzogen.[367]

Erst nach Abbau der Baugerüste, von denen zuletzt noch die Schlämme und die Farbfassung aufgebracht worden waren, war es möglich, den Seitenschiffdachstuhl aufzuschlagen. Von der ursprünglichen Dachkonstruktion über dem östlichen

[365] Leider ist bei Abnahme des Außenputzes in diesem Bereich die dort zu vermutende Baunaht nicht registriert worden, da die Sanierungsmaßnahmen anfangs noch nicht bauforscherisch begleitet wurden. Vgl. SIGRIST/STROHMANN, Baugeschichtliche Befunde, 1995, S. 114, Anm. 28.

[366] Der Kalkmilchschleier findet sich nur östlich, nicht aber westlich der Baunaht, während die rosa Tropfnasen sich auf beiden Bereichen befinden – ob sie zeitgleich sind, lässt sich kaum bestimmen.

[367] Vgl. die entsprechenden Befunde im Bereich der westlichen Strebemauer (Kap. C.4.3.5.1.).

Seitenschiffjoch, die in Kap. C.8.5. rekonstruiert wird, haben sich heute nur noch wenige Spuren erhalten. Neben den Konsolsteinen als Auflager für den Pfettenbalken sind es vor allem einige aufschlussreiche Befunde an der Nordquerhauswestwand (Abb. 132–134): Hier markieren unterhalb des heutigen Dachanschlages einige Mörtelspuren zu seiten eines ca. 15 cm breiten Streifens, der stellenweise noch Putz und rosa Fassung aufweist, einen Balkenabdruck, bei dem es sich augenscheinlich um die ursprüngliche Dachanschlaglinie handelt.[368] Offenbar hat man nach der Schlämmung und Farbfassung der oberen Wandpartien, wobei dieser Bereich bewusst bis etwas unterhalb der vorgesehenen Anschlagslinie herabgeführt wurde, beim Aufschlagen des Dachstuhles unmittelbar vor der Wand einen Dachsparren angeordnet und den verbliebenen Spalt mit Mörtel ausgefüllt. Der gegenüber der heutigen Situation steilere Verlauf dieser Dachanschlaglinie zielt auf einen entsprechend niedrigeren Traufpunkt hin, was sich auch mit dem Befund an der in ihrer Originalsubstanz weniger weit hinaufreichenden Winkellisene des Seitenschiffes an der Ecke zum Querhaus deckt (Abb. 76).

4.3.3.2.2. Die Befunde auf der Südseite des ersten Langhausjochs

Nach der Schilderung des Baufortganges im nördlichen Bereich des ersten Langhausjoches soll nun eine entsprechende Auswertung der Befunde auf dessen Südseite erfolgen.

Anders als beim nordwestlichen Vierungspfeiler wurde beim südwestlichen Vierungspfeiler keine ältere Substanz aus Bauphase I mit einbezogen bzw. eine solche – falls jemals vorhanden (s.o.) – wieder beseitigt.[369] Bei dem neu aufgeführten Pfeiler fanden nun in der Höhe differierende, weniger sorgfältig versetzte Quaderlagen Anwendung, wie sie bereits an den nördlichen Pfeilern des ersten Langhausjoches beobachtet worden waren; stellenweise kommt es zudem noch zu Höhenversprüngen

[368] Dieser Befund blieb bisher unerkannt. So schreiben SIGRIST/STROHMANN, Baugeschichtliche Befunde, 1995, S. 115, Anm. 31: „Spuren eines Vorgängerdaches sind unterhalb der heutigen Dachlinie nicht festzustellen, weder auf der Langhaus- noch auf der Nordquerhauswestwand.“ – Hinter dem heutigen Dachsparren zeigt sich stellenweise eine Einarbeitung in das Mauerwerk – eine Bestimmung der Zeitstellung ist schwierig, sie könnte mit der Dachstuhlkonstruktion des Seitenschiffneubaues von 1714 im Zusammenhang stehen, aber auch mit dem Dachstuhlneubau 1830/31 (falls damals neu gebaut) und dessen Umbau 1872 (falls damals erneuert).

[369] Lediglich die 1. und die 4. Lage über der umlaufenden Basis besitzen eine Höhe, die mit 42,5 bzw. 42,2 cm dem ‚Quader-Modul’ der Phase I entspricht, so dass hier eventuell noch ältere Quader der Phase I verarbeitet wurden. – Ähnliche Maße wie das ‚Quader-Modul’ weist darüber hinaus nur noch die 10. Lage mit 43 cm auf (vgl. die folgende Anm.).

innerhalb der ansonsten einheitlich nivellierten Quaderlagen.[370] Die Oberflächen der Quader zeigen dabei noch eine recht sorgfältige Bearbeitung in Form einer Diagonalflächung, zum Teil auch als Fischgrätmuster, sowie einen sauberen Randschlag.

Ist der südwestliche Vierungspfeiler rundum aus Osning-Quadern (Abb. 228–229) errichtet (und lässt nur an einstmals verdeckten Stellen Füllmauerwerk aus Backstein und Mörtel erkennen), so besteht die parallel zu dessen Schrägseite verlaufende Außenwand des Diagonaldurchganges (vom südlichen Querhausflügel in das erste Langhausjoch) nur im untersten Bereich über Bodenhöhe aus zwei Quaderlagen (Abb. 226–227), weitere finden sich kurz unter dem Ansatz des Tonnengewölbes, während die übrigen Wandbereiche ebenso wie das Gewölbe selbst aus Backstein gemauert sind. Die Kanteneinfassungen der Durchgangsöffnungen[371] sowie die Bogenstirn zum Langhaus sind – wie die meisten Bogenöffnungen der Kirche – aus Sandsteinquadern gebildet, während die Bogenstirn zum Querhaus aus Backsteinen

[370] Die Quader des südwestlichen Vierungspfeilers liegen nur im Bereich des Vorlagenapparates der Ostseite und der anschließenden Partie bis zum ‚Durchgang' frei, während sie in den übrigen Teilen übertüncht sind, hier somit beim Messen z. T. nur Annäherungswerte ermittelt werden konnten. Da es Versprünge innerhalb der Quaderlagen gibt, wurden die Quaderhöhen an mehreren Stellen eingemessen und die stark abweichenden Werte hier mit Ortsangabe angeführt. Die Lagenhöhen betragen im einzelnen (in cm): Sockel: I. 24; II. 27,5; Normallagen: 1. 42,5 / 45 (SO) /7,5 + 34 (O); 2. 37,5–38; 3. 47,5–48; 4. 42,2; 5. 36,5–37; 6. 45,5–46,5; 7. 46,5–47 / 53,5 (N, S / SW); 8. 45 (hiermit enden die Lagen im SW zum Durchgang); 9. 43,5; 10. 43; 11. 37; Lage 12–18 nicht mehr eingemessen. – Aus dem Eckquader der 8. Lage an der Südostkante des Pfeilers (= nördliche Flanke der Durchgangsöffnung zum Querhaus) ist als besonderer Bogenauflager eine Konsole (Kap. C.6.7.1.1.) herausgearbeitet, deren Profilierung eine Zwischenform zwischen dem am Chorobergaden gebräuchlichen Konsoltyp A und dem dann am Querhausobergaden eingeführten Konsoltyp B darstellt; vgl. Anm. 317. – Der Südostwinkel wird seit dem frühen 16. Jahrhundert von dem spätgotischen Betstuhl Abt Heinrich Münstermanns ausgefüllt, so dass das Mauerwerk in den unteren Lagen völlig verdeckt ist. Da der Betstuhl zu Restaurierungszwecken im Mai und Juni 2008 entfernt war, konnten vom Verf. in diesem Bereich noch ergänzende Baubeobachtungen vorgenommen werden, die aus Gründen der Dokumentation hier nachfolgend aufgeführt seien: Ebenso wie der untere Teil des Eckdienstes wurde auch dessen Basis beim Einfügen des Betstuhles völlig abgearbeitet, außerdem kurz vor der Südostecke des Pfeilers ein 13 cm breiter Spalt zur Aufnahme der Flanke des Betstuhles. – Die Breitenmaße (von S → N → O; in cm) und z. T. Tiefenmaße der einzelnen Lagen: I : a. 26; b. 15,7; c. 58,5 (hier noch das Umknicken des Profils zum Eckdienstsockel erhalten: unten nach 42,5 oben nach 45,5); der restliche Sockelbereich vollkommen entfernt; II: a. 56; b. 27,5; 3. Eckstein mit Profilansatz der Dienstbasis: 35,5 (sichtbar); die Fortsetzung nach Osten vollständig abgearbeitet; 1. a. 31,7; b. 83+x (Rest hinter Vorlage); [Winkel] c. (Pfeilervorlage) 14; T: 57,5; d. (Eckstein) 35,7; T: 4,5+x; 2. a. 106,7; T: max. 48,5; (Mörtelausfüllung) 7; [Winkel] b. (Pfeilervorlage) 14,2; (Mörtelausfüllung) 3; c. (Eckstein) 33,8; T: 24; d. (Stein hinter der Halbrundvorlage, mit grober Oberfläche) 23,5+x; 3. a. ca. 20; T: 64,5;b. ca. 78 (bei a. und b. spätere Nische); c. (Füllmauerwerk) 15,5; [Winkel] d. (Füllmauerwerk) 17,5; e. 33,2; T: 48,5+x; 4. a. 87,5; T: 57; b. (Füllmauerwerk) 26; [Winkel] c. (Füllmauerwerk) 11,5; d. 39; T: 24,8; e. (Stein hinter der Halbrundvorlage, mit grober Oberfläche) 23,5+x; 5. a. 31,5; T: ca. 68; b. 39; c. 42,5+x; [Winkel] d. 50+x; T: 40; e. (verputztes Füllmauerwerk) 8; 6. a. 26,5; b. 57; (Mörtelausfüllung) 5; c. (gotischer Werkstein aus Baumberger Sandstein, der in das Pfeilermauerwerk einbindet und die Dienstkonsole ausbildet): W-Seite 25,5; N-Seite 25; d. (Eckstein) 31+x; T: 25; e. (Quaderrest von der Einbindung des Werkstücks der Halbrundvorlage) 23+x; 7. Eckstein O-Vorlage B: 27,5; T: 47+x (läuft wohl komplett durch).

[371] Die südliche Einfassung der Öffnung zum Querhaus, die zugleich die nördliche Flanke der Innenrahmung des Kreuzgangportals bildet, ist bis zum Ansatz des Portalbogens 35,5 cm breit und weist folgende Quaderhöhen auf (in cm): 1. 44,5; 2. 47; 3. 41; 4. 44; 5. 37; 6. 26,5; 7. (= Bogenansatz) max. 33; 8. 53; 9. 42; 10. 29.

besteht, die überputzt und mit einer gemalten Bogeneinfassung in ‚Backsteinoptik' bemalt wurden (siehe Kap. C.8.8.1.2.).

Der an die (heute teilweise zugesetzte) Durchgangsöffnung anschließende Bereich der Langhaussüdwand wurde weitgehend aus Backstein aufgeführt. Lediglich der Wandstreifen unterhalb der Vorlagenabkragung des ersten Langhausgurtbogens besteht – wie auch bei der Nordflanke des südwestlichen Vierungspfeilers und bei den bereits vorgestellten Pfeilern der Nordseite zu beobachten – aus Sandsteinquadern, die durch alternierende Lagenbreiten mit dem anstoßenden Backsteinmauerwerk verzahnt sind.[372]

Wie weit der in Phase II errichtete Abschnitt der Langhaussüdwand über den gequaderten Wandstreifen hinaus nach Westen reichte, lässt sich für die unteren Wandpartien aufgrund der starken Übertünchung auf der Kircheninnenseite und der verputzten Seite zum Kreuzgang z. Zt. nicht genauer bestimmen. Erst für die Wandzone in mittlerer Höhe ist aufgrund der unverdeckt einsehbaren Wandpartien unter dem Kreuzgangdach (Abb. 51) eine definitive Aussage möglich, die zugleich eine genauere Rekonstruktion des Bauverlaufes in diesem Bereich gestattet.

Hier zeichnet sich ca. 160–145 cm – im Mittel 155 cm – westlich der Westkante der östlichen Obergadenlisene eine senkrecht verlaufende Baunaht als Baugrenze zu Phase III ab.[373] Dies ist nicht nur anhand von deutlich übereinanderliegenden Stoßfugen, leichten Steinlagenversprüngen und Mörtelauffälligkeiten ablesbar, sondern wird auch durch das Abbrechen einer unteren Konsolsteinreihe (s.u.) und das unterschiedliche Niveau der links und rechts davon anzutreffenden Gerüstlochreihen bestätigt.[374]

[372] Die unter der dicken Übertünchung nur schwer einzumessenden Quaderlagen des Wandstreifens unterhalb der östlichen Vorlagenabkragung weisen folgende Höhenmaße auf (soweit erkennbar; Angaben in cm): 1. ?; 2. ?; 3. ca. 42; 4. 50,5; 5. 33,5; 6. ca. 47,5; 7. 34; 8. 32; 9. 34; 10. ca. 47; insgesamt umfasst das Quadermassiv ca. 17–18 Lagen.

[373] SIGRIST/STROHMANN, Baugeschichtliche Befunde, 1995, S. 115, 197, dazu Abb. 167, haben erstmals, wenn auch noch sehr vorsichtig, auf diese Baufuge aufmerksam gemacht; vgl. auch LINKE, Marienfeld, 1994, S. 47.

[374] Die Baunaht lässt sich als weitgehend vertikale Fuge vom Gewölbeansatz an bis über den markanten Mauerrücksprung verfolgen, danach ist ihr Verlauf unklarer. Neben Unterschieden in der Mörtelfärbung weist auch eine „ungewöhnliche Häufung von Läufersteinen in übereinanderliegenden Schichten" (SIGRIST/STROHMANN, Baugeschichtliche Befunde, 1995, S. 115) links der Baunaht auf zwei unterschiedliche Bauphasen hin. Anders als bei der entsprechenden Baunaht auf der Nordseite wurde hier aber beim Weiterbau versucht, die jüngeren Backsteine in die vorhandenen Verzahnungen einbinden zu lassen, wozu stellenweise – zum Ausgleich für geringe Höhenversprünge – einige dickere Mörtelschichten aufgebracht wurden. Zur Angleichung der geringeren Höhe der unteren Konsolsteinreihe (s.u.) wurden hier gedünnte Backsteine des Dickformates verbaut. – Ein sicheres Indiz für eine Baunaht sind auch die unterschiedlichen Höhen der Gerüstlochreihen: Die untere Reihe befindet sich im Bereich östlich der Baunaht in der 14. Lage unter dem Mauerrücksprung (s.u.), im westlichen Bereich in der 17./18. Lage; ähnlich ist es bei der oberen Reihe: hier liegt sie östlich der Naht in Lage 1 unter dem Rücksprung, westlich in Lage 5. Durchgehende Gerüste waren bei

Das Aufmauern des unteren Teiles des hier einsehbaren Wandabschnittes des ersten Langhausjoches einschließlich der diagonal verlaufenden Zwickelwand erfolgte von einem Baugerüst aus, dessen fünf Gerüstlöcher in der 14. Lage unterhalb eines markanten Mauerrücksprungs (s.u.) erhalten blieben.[375] Auffälligerweise zumeist genau über den einbindenden Gerüststangen wurden in der 6. und 7. Lage unter dem Mauerrücksprung vier Konsolsteine eingemauert,[376] wobei die obere der beiden Backsteinlagen wohl in Anpassung an die Höhe der Konsolsteine aus Backsteinen von 6,5 – 7 cm gefügt ist, was dem älteren Dünnformat entspricht. Die vier Konsolsteine bestehen aus groben, weitgehend unbehauenen Osning-Bruchsteinen, nur der dritte (von Osten) erweist sich als offenbar verschlagener und dann hier verwendeter Osning-Quader.[377] Diese Konsolsteinreihe, die exakt mit der genannten Baunaht abbricht, sollte offenbar als Auflager für ein zunächst niedriger geplantes Dach des (erst später anzufügenden) romanischen Kreuzganges (Kap. C.8.11.3.1.) dienen. Als horizontale Dachanschlagslinie war ein markanter Mauerrücksprung, ca. 100 cm unter dem heutigen Dachansatz, vorgesehen. Darauf weisen noch zwei aus Osning-Sandstein gehauene Gesimssteine unmittelbar neben dem Winkel zur diagonalen Zwickelmauer hin – Reste eines ersten Dachanschlaggesimses. Von der Westkante des abbrechenden Gesimses zieht sich senkrecht eine Baunaht nach oben bis zum ersten Konsolstein der oberen Konsolreihe, der auf seiner Ostseite nachträglich in bestehendes Mauerwerk eingefügt wurde, während sich westlich gleichzeitige, also jüngere Backsteine anschließen (s.u.). Diese senkrecht nach oben verlaufende Baunaht entspricht dem Befund an der diagonalen Zwickelmauer, wo das zeitgleiche Mauerwerk und die

diesen Höhenversprüngen nicht möglich, es muss also eine zeitliche Unterbrechung gegeben haben!

[375] Die untere Gerüstlochreihe (A) in der 14. Lage unter dem Mauerrücksprung besteht aus folgenden Löchern (O nach W): 1. Das östliche Gerüststangenloch befindet sich noch in der diagonalen Zwickelwand, eine Binderbreite vom Winkel mit dem anschließenden Langhausobergaden entfernt, ∅ der ehemaligen Gerüststange max. 10,5 cm; es folgt zunächst: 1a. ein eindeutig nachträglich, aber eventuell noch während des Bauprozesses eingefügtes Loch neben dem Winkel zum Querhaus, ∅ 11 cm; 2. ∅ 7,5 cm; 3. ∅ 6,5 cm, 4. mit deutlichem Mörtelabdruck der Gerüststangenspitze, ∅ 7 cm; 5. ebenfalls mit gut erhaltenem Mörtelabdruck der Gerüststangenspitze, ∅ 5,5 cm. – Der Abstand der einzelnen Gerüstlöcher beträgt (in cm): 1 zu 1a: 50; 1a zu 2: 190; 1 zu 2: 240; 2 zu 3: 184; 3 zu 4: 124; 4 zu 5: 137.

[376] Der 1. Konsolstein (von Osten) befindet sich genau über dem Gerüstloch 1a, der 2. über dem 2. Loch, der 3. mit seiner rechten Ecke über dem 4. Loch und der 4. Konsolstein mit seiner rechten Ecke über dem 5 Gerüstloch. – Diese auffällige Kongruenz der Anordnung der Gerüstlöcher und der Konsolsteine hängt – wie bereits in Kap. C.4.3.1.3. geschildert – mit dem Umstand zusammen, dass die schweren Konsolsteine vor dem Versetzen aus ‚gerüststatischen' Gründen in relativ stabiler Position unmittelbar über einer Gerüststange zwischengelagert wurden.

[377] Diese untere Konsolsteinreihe erstmals erwähnt bei SIGRIST/STROHMANN, Baugeschichtliche Befunde, 1995, S. 197, jedoch noch ohne zeitlich-funktionale Deutung. – Der Quader hat folgende Maße (in cm): H: 41, B: 37, T: 17+x.

dahinterliegende, ‚verkehrstechnisch' für die Bauarbeiten nicht unwichtige Wendeltreppe ebenfalls höher hinaufreichen.

Die senkrechte Baunaht geht in Höhe der Gesimssteine in eine horizontale Baufuge über, die zwischen der ersten und zweiten Lage unterhalb des heutigen Mauerrücksprungs verläuft. Genau an dieser Stelle, auf der zweiten Lage, sollte das geplante Dachanschlaggesims verlaufen, doch wurden offensichtlich nur die zwei Gesimssteine angefertigt, versetzt und darüber in der beschriebenen Weise die besagte Mauerpartie aufgeführt.

Bei Fortgang der Arbeiten in der nächsten Bauetappe wurde das angefangene Gesims dann jedoch nicht in der geplanten Form weiter fortgeführt, sondern statt dessen eine weitere Backsteinlage aufgemauert, in die zugleich eine neue Reihe von Gerüsthölzern eingelassen wurde.[378] Dass diese Lage bereits der neuen Bauetappe angehört, zeigt sich an der im Vergleich zu den unteren Lagen wesentlich unsaubereren Verarbeitung des Mörtels, der hier häufig hervorquillt und nicht verstrichen ist, und nicht zuletzt an dem Umstand, dass die Steine dieser Lage zumeist einwenig überstehen und nach hinten kippen bzw. mit ihrer Vorderseite leicht hochstehen. Dies ist zurückzuführen auf ein zu rasches Aufmauern der folgenden, nun zurückgesetzten Lagen, durch deren allein auf das hintere Segment konzentrierte Auflast die unteren Backsteine nach oben kippten, da ihre untere Mörtelschicht noch nicht abgebunden hatte.

Zusammen mit den zurücktretenden Backsteinen oberhalb des Mauerrücksprungs wurden auch die bis zur Rücksprungkante vorgezogenen Quader der östlichen Mittellisene der Südseite des Hauptschiffes aufgesetzt. Dabei ist deren unterste Lage breiter angelegt und bildet dadurch eine Art Sockel aus, zudem ist diese Lage wie die nachfolgenden Quaderlagen sauber geglättet, wurde also auf Sicht gearbeitet.[379] Dies

[378] Die obere Gerüstlochreihe (B) in der 1. Lage unter dem Mauerrücksprung besteht aus folgenden Löchern (O nach W): 1. Das östliche Gerüststangenloch befindet sich unmittelbar im Anschluss an die Gesimssteine, Ø der ehemaligen Gerüststangenspitze 8 cm; 2. ¾-rund, Ø 7 cm, in der Mörtelbettung noch umfangreiche, aber zerbröselte Reste der Gerüststange; 3. Ø 8,5 cm, in der Mörtelbettung noch fast vollständiger, aber angegriffene Teil der Gerüststange; 4. mit gut erhaltenem Mörtelabdruck der Gerüststangenspitze, Ø 8 cm; 5. Mörtelabdruck deutet auf rechteckige Gerüststangenspitze, B: max. 8 cm; 6. Mörtelabdruck lässt auch hier eine rechteckige Gerüststangenspitze erkennen, B: 13 cm, T: 10 cm. – Der Abstand der einzelnen Gerüstlöcher beträgt (in cm): 1 zu 2: 108; 2 zu 3: 178; 3 zu 4: 117; 4 zu 5: 138; 5 zu 6: 172. Die Abstände in beiden Gerüstlochreihen (A, B) sind relativ ähnlich, und gerade bei den vorletzten beiden Löchern (A 3 : B 4 bzw. A 4 : B 5) liegen sie fast senkrecht übereinander; es ist somit ein grundsätzlicher, aber kein sklavischer Bezug beider Reihen aufeinander zu erkennen.

[379] Die Lisenenquader der östlichen Mittellisene weisen folgende Maße auf (in cm): 1. B: 98, H: 38,5; 2. B: a. 43, b. 46,5, zusammen 89,5, H: 34; 3. B: 90, H: nicht einmessbar wegen Dachanschlag. – Auf dem unteren Lisenenquader finden sich verschiedene, waagerecht und senkrecht angelegte Ritzlinien sowie folgende, grob eingeritzte vierzeilige Inschrift: „ANtON / VIChMAN / ANNO / 1800" (die Jahreszahl unterstrichen). Dies

lässt vermuten, dass diese heute unterhalb der Dachanschlagslinie zu findenden Lisenenquader bereits in der vorherigen Bauetappe ‚auf Vorrat' hergestellt und entsprechend der damaligen Planung mit einem ausgeprägten Lisenensockel auf Sicht gefertigt wurden, dann aber erst in der nachfolgenden Bauetappe versetzt wurden und nun unterhalb des höher gelegten neuen Dachanschlages zu liegen kamen.[380]

Mit dem Höherlegen der Dachanschlagslinie wurde es notwendig, eine zweite Konsolsteinreihe anzulegen (Abb51). Die neuen Konsolsteine befinden sich in der zur gleichen Zeit aufgemauerten dritten und vierten Lage oberhalb des besagten Mauerrücksprungs, nur der erste Konsolstein ist östlich in älteres Mauerwerk eingefügt (s.o.). Die vier Konsolen für den Pfettenbalken sind jetzt im Unterschied zu der älteren Konsolsteinreihe aus sauber bearbeiteten Osning-Quadern gefertigt – allem Anschein nach handelt es sich um umgearbeitete Sichtquader mit sauber geglätteten Oberflächen, ihre Höhe umfasst exakt zwei Backsteinlagen. Sie zeigen nun eine klar definierte Form mit nachträglicher, fast viertelkreisförmiger Abrundung der Unterkante, bei den breiteren Quaderblöcken binden links und rechts noch schmale, über die Konsolbreite hinausgehende und dabei nur grob rückgearbeitete Steinpartien in das umgebende Mauerwerk ein.[381]

Zusammen mit der oberen Kragsteinreihe wurde über der siebten Lage über dem Rücksprung, in 38,5 cm Abstand zur Konsolreihe, ein neues Dachanschlaggesims angelegt. Seine 13 cm starken, aus Osning-Sandstein gefertigten Gesimsplatten springen knapp 10 cm vor die Wandflucht; darunter schlug ursprünglich die Dachkonstruktion des Kreuzganges an die Hauptschiffwände an, der heutige Dachanschlag von 1872 liegt etwas darüber.[382]

könnte auf Reparaturarbeiten in diesem Bereich – drei Jahre vor Auflösung des Klosters – hindeuten. – Eine Detailaufnahme der ‚über Dach' liegenden, sorgfältig bearbeiteten Lisenenquader bei SIGRIST/STROHMANN, Baugeschichtliche Befunde, 1995, S. 104, Abb. 147.

[380] Bei der westlichen Mittellisene, die bereits der Phase III angehört und deren Lisenenfuß von Anfang an unterhalb des Dachanschlages beginnen sollte, wurde hingegen auf eine entsprechende Sockelausbildung verzichtet (s.u.).

[381] Diese obere Konsolsteinreihe erstmals vorgestellt bei SIGRIST/STROHMANN, Baugeschichtliche Befunde, 1995, S. 197 mit Zuordnung der Dachschräge an der Südquerhauswestwand. – Die Konsolen haben folgende Maße (in cm, von O nach W): 1. H: 21,5; B: 22,5; T: 21,5; 2. H: 22; B: 20/34; T: 23; 3. H: 22; B: 23/43; T: – (abgeschlagen); 4. H: 22; B: 21,5/31; T: 21. Der Abstand der Konsolsteine beträgt (Mitte zu Mitte, in cm): 1 zu 2: 247; 2 zu 3: 227; 3 zu 4: 172 (dazwischen die östliche Mittellisene). – Anders als bei der unteren Konsolreihe lässt sich hier nur beim ersten Konsolstein eine senkrechte Anordnung über einer einbindenden Gerüststange feststellen.

[382] Vgl. dazu ebd., S. 197. Von dort auch die Maßangaben übernommen.

Oberhalb des neuen Dachanschlaggesimes wurde dann abschließend der Obergaden errichtet, dessen Schildfläche zum Kircheninneren – wie auf der Nordseite – oberhalb des Wulstkämpfergesimses leicht gegenüber der unteren Wandfläche vorspringt und in der üblichen Weise von dem überfangenden Schildbogen abgeschlossen wird. Diese südliche Obergadenwand des Langhausostjoches wurde wohl weitgehend gleichzeitig mit den entsprechenden Partien des Südquerhauses und der schrägen Zwickelwand mit dem Treppenaufgang über dem Diagonaldurchgang hochgeführt.

Der Treppenaufgang zum Dachstuhl der Hochräume wurde in mindestens fünf Einzeletappen schrittweise ausgeführt: Hinter der Öffnung der Zugangstür, die sich heute im Scheitel der östlichen Kreuzgangstirnwand über dem Portal befindet und deren Sturz aus einem großen, rückseitig nur grob behauenen Sandsteinblock besteht,[383] ist der Raum zunächst mit großen Kalksteinplatten gedeckt, dann beginnt in der Südquerhauswestwand ein gerade nach Norden ansteigender Gang mit stichbogiger, wohl über einer Schalung gemauerter Tonnenwölbung. In Höhe der Tür zum Dachraum des Kreuzganges[384] setzt die eigentliche Wendeltreppe an, die aufgrund der örtlichen Situation nicht kreisrund angelegt wurde, sondern über oval verzogenem, zum Teil verdrücktem Grundriss. Dies führte dazu, dass der Treppenlauf nicht um eine Treppenspindel geführt ist, sondern jeweils abschnittsweise Pfeilersporne oder Rechteckpfeiler ausgebildet werden,[385] über denen dann die einzelnen

[383] Die Türöffnung selbst hat die Maße: H: 170 cm, B: 89 cm (jeweils ohne Türrahmen). – Der Kalksteinquader des Türsturzes besitzt eine unregelmäßige Form, H: max. 54,5 cm. B: max. 127 cm, T: 23 cm. – Die Vorderseite des Türsturzes ist nicht mehr vollständig erhalten, sie wurde für den einbindenden Schildbogenquader des gotischen Kreuzganggewölbes teilweise zurückgearbeitet.

[384] Die Türöffnung selbst hat die Maße: H: ca. 137–139 cm, B: ca. 52 cm. – Auch hier dient als Türsturz ein allerdings nur grob behauener Kalksteinquader, der den gesamten Bereich des Türdurchganges (s.u.) abdeckt, H: max. 22 cm. B: max. 89 cm, T: max. 26 cm. Die nur geringe Bearbeitung dieses Quaders wie auch der Rückseite des Türsturzes der Zugangstür bezeugt, dass auf eine sorgfältige und damit teure Ausarbeitung der Werkstücke in diesen rein funktional bestimmten Bereichen des Kirchengebäudes bewusst verzichtet wurde. – Hinter der eigentlichen Türöffnung befindet sich in der Wandstärke eine Durchgangszone, die sich nach Nordwesten zu einem Gelass (L: 83 cm, B: 60 cm, H: 178/145 cm) erweitert, das den Bereich unter der Wendelstiege einnimmt. – Die Türöffnung zum Dachraum hin wurde durch spätere Umbauten stark verändert: So wurde der steinerne Türsturz in diesem Bereich durch einen leicht stichbogig aufgehöhten Sturz aus Backsteinen ersetzt und die Türgewände aufgeweitet: Südlich kann man noch die Abarbeitungsspuren sehen (SIGRIST/STROHMANN, Baugeschichtliche Befunde, 1995, S. 197 deuten sie als Anzeichen für ein erst nachträgliches Einbrechen der Türöffnung, doch steht dem der bauzeitliche Steinsturz entgegen), das nördliche Gewände wurde z. T. sogar ganz neu aufgemauert. Durch diese Maßnahmen ist die ursprüngliche Form der Türöffnung nicht mehr genau bestimmbar, möglicherweise handelte es sich auch nur um eine kleinere Einstiegsluke als Zugang zum (zunächst nur geplanten) Dachraum des romanischen Kreuzganges (dazu Kap. C.8.11.3.1.).

[385] Im Bereich der zweiten Etappe ist ein dreieckiger Pfeilersporn ausgebildet, über dem sich im der dritten Etappe ein rechteckiger Pfeiler entwickelt. Hier wechseln sich an der Ecke zunächst Läufer-Binder-Kombinationen mit Läufern ab, im oberen Bereich sind es nur noch Läufer. Von dem rechteckigen Pfeilerkern geht schließlich ein Rundbogen aus, der die Bogenstirn des vorherigen Wölbungsbereiches bildet. Über ihm ist zunächst eine kleine Wandfläche aufgemauert, über der dann – rechtwinklig zu dessen Richtung – das nächste Tonnengewölbe ansetzt.

Wölbungsabschnitte aufsteigen. Dabei besteht die Wölbung der zweiten Etappe aus drei Einzelabschnitten, die der dritten Etappe aus zweien. Bei der vierten Wölbungsetappe wurde neben Backstein auch Bruchstein verwendet.

Die letzte Bauetappe umfasst das Ende der Wendelstiege und den anschließenden, gerade nach Osten führenden Gang, der über dem südlichen Vierungsbogen mündet, doch erweist sich die Wölbung in diesem Bereich aufgrund der wesentlich dünneren Ziegel als jüngere Erneuerung, wohl im Zusammenhang mit den Erneuerungsmaßnahmen an der Traufzone 1828/30.[386]

Die Treppe selbst besteht aus insgesamt 32 Stufen, die aus teilweise keilförmigen, nur grob bearbeiteten Bruchsteinblöcken aus Kalkstein geschlagen wurden und heute – wie wohl auch ehedem – mit Holzbohlen belegt sind.

Als architektonischer Abschluss des Fenstergadens wurde auch im Bereich des Südquerhauses und des ersten Langhausjoches – wie am gesamten Bau – ein Rundbogenfries unterhalb des Traufgesimses entlang geführt (Abb. 2). Da hier jedoch der Winkel zwischen den beiden Bauteilen von dem Zwickelstück mit dem Treppenaufgang eingenommen und verschliffen wird und daher eine Winkellisene entfiel, läuft der Rundbogenfries zwischen der Ecklisene des Querhauses und der östlichen Mittellisene des Langhausobergadens ununterbrochen durch. Dabei fallen auf die Südquerhauswestwand sieben, auf die Zwickelmauer vier und auf den Obergaden des ersten Langhausjoches neun Rundbögen – die unregelmäßige, teilweise verdrückte Form der Bögen am Langhaus deutet auf spätere Veränderungen im Zusammenhang mit dem spätgotischen Fensterumbau und den Restaurierungsmaßnahmen nach dem Dachbrand 1826. Die Rundbögen des Frieses ruhen am Querhaus und der Zwickelmauer auf Konsolen des Typs ‚B' (Kap. C.6.7.2.), am ersten Langhausjoch hingegen auf solchen der älteren Form ‚A' – möglicherweise auch hier wie das Exemplar an der Nordquerhauswestwand Reststücke aus Phase Ic.

[386] Die beim Tonnengewölbe des Ganges verwendeten Backsteine haben folgendes Format: L: 26–26,5 cm, B: 10 cm, H: 5,5–6 cm. Dies entspricht dem bei den 1828/30 durchgeführten Wiederherstellungsarbeiten nach dem Dachbrand von 1826 verwendeten Backsteinmaterial, wie es sich auch an den neu aufgemauerten Partien von Ost-, West-, Nord- und Südgiebel findet. Vgl. dazu SIGRIST/STROHMANN, Baugeschichtliche Befunde, 1995, S. 163–164.

Die Bauphasengrenze zwischen Phase II und III ist im Bereich des südlichen Langhausobergadens während der Außensanierung 1988 leider nicht genauer verfolgt worden,[387] sie dürfte sich jedoch weitgehend senkrecht, mit einem leichten Neigung nach Osten, von der unverdeckt sichtbaren Stelle unter dem Kreuzgangdachstuhl westlich unterhalb der östlichen Mittellisene, unmittelbar am westlichen Konsolstein der unteren Konsolsteinreihe, nach oben ziehen. Leider kann hier, anders als auf der Nordseite, der Wechsel der Konsolform ‚A' zu ‚C' keinen Anhaltspunkt bieten, da er sich von der dritten zur vierten Konsole westlich der östlichen Mittellisene vollzieht und damit zu weit westlich liegt. Lediglich aufgrund des leichten Radiusunterschiedes zwischen dem ersten und zweiten Rundbogen kann momentan vermutet werden, dass sich die Baunaht – vergleichbar der Situation der Nordseite – zur ersten Konsole hochzieht. Ein ebenfalls in diesem Bereich festzustellender Wechsel von dünnformatigen (6,5–7 cm) zu dickformatigen Formsteinen (9,5–10 cm) innerhalb des Rundbogenfrieses lässt sich aufgrund des bei der Putzerneuerung nicht vollständig abgenommenen Zementbewurfs von 1954/55 momentan nur annäherungsweise lokalisieren, nicht aber als exakte Nahtstelle bestimmen, die zugleich eindeutig die Phasengrenze bezeichnete.[388]

Anschließend wurde auch in dem hier vorgestellten Bereich von den Gerüsten aus die Schlämme und Farbfassung auf die Außenwände aufgetragen, wobei es ungewöhnlich erscheint, dass die Südquerhauswestwand und die angrenzende Zwickelmauer durchgängig – das heißt auch unterhalb des späteren Dachanschlages des Kreuzganges – geschlämmt und gefasst wurden. Offenbar rechnete man, ähnlich wie bei der südlichen Querhausstirn, mit einem längeren Zeitabstand bis zur Errichtung der anstoßenden Bauten, hier des Kreuzganges. Bei dem westlich anschließenden Mauerabschnitt des ersten Langhausjochs fehlt jedoch eine vergleichbare Oberflächenbehandlung im Bereich ‚unter Dach', sie findet sich erst oberhalb des (neuen) Dachanschlaggesimses, nimmt somit Rücksicht auf den anzufügenden Kreuzgang bzw. dessen Dachkonstruktion. Dieser offensichtliche Widerspruch[389] ist

[387] Die vom Gerüst aus vorgenommene Fotodokumentation, heute in der Bildakte zu Marienfeld im Bildarchiv des WAfD Münster, konzentriert sich auf den Bereich des Rundbogenfrieses und der Fensteröffnungen, hält jedoch – wohl aufgrund des mangelnden Abstandes – nicht die großflächigen Mauerwerkspartien der Zwischenbereiche fest. Zudem wurde der hier 1954/55 aufgebrachte Zementbewurf nicht vollständig entfernt, so dass manche Baubefunde nicht aufgedeckt werden konnten. Vgl. dazu ebd., S. 107.

[388] Ebd.

[389] So bereits ebd., S. 197.

möglicherweise so erklären, dass die Oberflächenbehandlung des Querhauses zeitliche Priorität hatte und dort im Anschluss an die Fertigstellung der Schlämme und Farbfassung auf der Querhausstirn dann in entsprechender Weise auch die Südquerhauswestwand einschließlich Zwickelmauer behandelt wurde. Als schließlich auch – bereits nach Abbau der Gerüste am Querhaus – die Südseite des ersten Langhausjoches an die Reihe kam, scheint man das Konzept geändert zu haben und nur noch die auch künftig (nach Fertigstellung der Anbauten) noch sichtbaren Mauerpartien geschlämmt und gefasst zu haben – offenbar rechnete man mit einem recht baldigen Anbau des Kreuzganges und fühlte sich nicht mehr veranlasst, die zeitweise offenliegenden Mauerwerkspartien dauerhafter durch eine Oberflächenbehandlung zu schützen.

4.3.3.3. Die Befunde zur Einwölbung der Hochräume von Querhaus und östlichem Langhausjoch

Nach Fertigstellung der Obergadenwände erfolgte als letzte Baumaßnahme in Phase II die Einwölbung der Hochräume von Querhaus und östlichem Langhausjoch und das Aufrichten des Dachstuhles darüber. Für den exakten Bauverlauf gibt es kaum konkrete Hinweise, doch erlauben einige Indizien eine weitgehende Annäherung: So zeigen sich innerhalb der Kapitellskulptur in Phase II, die generell nicht mehr das Niveau der Chorphase (Ic) erreicht, einige Qualitätsunterschiede, die Rückschlüsse auf die zeitliche Abfolge des Kapitellversatzes gestatten. Die am sorgfältigsten ausgearbeiteten Kapitelle wurden im Bereich des Nordquerhauses versetzt – nur hier findet sich noch die von den Chorkapitellen vorgegebene Gestaltung mit den parabelförmigen Riefen um die tropfenförmigen Blattzwischenräume (Abb. 346–347, 352) – eine Ausnahme bilden allein die Kapitelle der Halbrundvorlagen des nordwestlichen Vierungspfeilers (Abb. 355), die offensichtlich ohne diese Endbearbeitung innerhalb dieses Kapitellbandes versetzt wurden (siehe Kap. C.6.2.2.2.).

Wesentlich reduzierter ist die Kapitellausarbeitung im Südquerhaus, wo die Kapitelle der Eckdienste (Abb. 348–349) nur eine Anlage der Grundformen aufweisen, Details wie Blattfurchen oder die parabelförmigen Riefen um die Blattzwischenräume fehlen ganz. Die geringste Ausarbeitung weisen die Kapitelle und Abfangkonsolen des

südwestlichen Vierungspfeilers auf (Abb. 356–358). Ähnlich ‚bossenartig' belassen sind auch die Abkragungen der Wandvorlagen unter dem ersten Gurtbogen des Hauptschiffes (Abb. 361, 363), ebenso das südliche Kapitellband, während das nördliche (im Gegensatz zur Abkragung darunter) einen wesentlich höheren Ausarbeitungsgrad aufweist – hier tauchen nun wieder die zuvor fehlenden ‚Parabelriefen' auf und zudem Blattadern (Abb. 362), das westliche Dienstkapitell zeigt sogar eine Blattfiederung (die einzige derartige in Marienfeld). Art und Qualität dieser in Phase II ungewöhnlichen Kapitellbearbeitung lassen sich wohl als einmaliger Versuch einer weiteren Ausgestaltung der Kapitelle interpretieren (siehe Kap. C.6.2.2.2.).

Nach Ausweis der Kapitellanalyse (Kap. C.6.2.2.2.) dürfte es sich bei den Kapitellen der Eckdienste und der Kapitellbänder weitgehend noch um Werkstücke der Kapitellschläger aus Phase Ic handeln, die offenbar in einem unterschiedlichen Ausarbeitungsgrad zurückgelassen worden waren: Zwei Eckdienstkapitelle lagen fertig vor und wurden im Nordquerhaus versetzt, zwei weitere ohne ‚Parabelriefen' wurden dann ohne weitere Endbearbeitung im Südquerhaus verwendet. Ebenso war das Kapitellband des nordwestlichen Vierungspfeilers weitestgehend fertiggestellt, während die Werkstücke für das dasjenige des südwestlichen Vierungspfeilers nur in ihrer Grundform ausgeschlagen waren. Diese und das Kapitellband der ersten südlichen Vorlagenabkragung wurden offenbar ohne weitere Bearbeitung versetzt. Erst das Kapitellband der gegenüberliegenden ersten nördlichen Vorlagenabkragung zeigt einen höheren Ausarbeitungsgrad, was auf einen spezialisierten Kapitellschläger schließen lässt. Die bereits zuvor notwendige (Neu-) Anfertigung der Abkragungskonsolen übernahm bis dahin offenkundig ein normaler Steinmetz, kein ausgewiesener Kapitellschläger.

Mit aller Vorsicht kann also vermutet werden, dass zunächst die am stärksten ausgearbeiteten Kapitelle des Nordquerhauses einschließlich nordwestlichem Vierungspfeiler, dann die Eckdienstkapitelle des Südquerhauses und die Kapitellblöcke und Abkragungskonsolen des südwestlichen Vierungspfeilers und der ersten südlichen Abkragung im Langhaus versetzt wurden. Erst für die gegenüberliegende nördliche Vorlagenabkragung fand sich ein gelernter Kapitellschläger, der dann offenbar auch die noch ausstehenden Kapitelle der

Säulenrahmungen an den Dreifenstergruppen in den Querhausstirnen schlug, die eine neue Handschrift erkennen lassen (siehe Kap. C.6.2.2.4.).

Einen weiteren Hinweis für den Bauverlauf bieten die Anfangskelche der Gewölberippen: Die in Vierung und Querhausjochen anzutreffenden Rippenkonsolen der Phase II greifen in ihrer Grundform auf die Gestaltung der in den Chorjochen (Ic) entwickelten Form zurück, modifizieren diese jedoch, vor allem hinsichtlich der Proportionen (s.o.). Aber auch innerhalb der Phase II gibt es einige qualitative Unterschiede. So sind die acht Rippenkonsolen zu seiten des südlichen und nördlichen Vierungsbogens (Abb. 329, 333, 352, 357) sorgfältiger und detailreicher ausgeführt als die Rippenkonsolen der vier Eckdienste an den beiden Querhausstirnseiten (Abb. 346–349). Dies hängt in erster Linie damit zusammen, dass hier besonders wenig Platz für die Rippenkonsolen vorhanden war, denn außer den Gewölberippen nehmen von den Eckdienstkapitellen auch zwei breite Schildbögen und deren Begleitwülste ihren Ausgang.[390] Die Ansätze aller genannten Elemente wurden hier erstmals aus einem Werkblock gearbeitet. Diese dürften zusammen mit den nächsten Schichten des Gewölbeanfängers noch im Zusammenhang mit dem Aufmauern der Hochwände versetzt worden sein.

Anders scheint es sich bei den Bogen- und Gewölbeansätzen im Bereich der Vierungsbögen zu verhalten: Da die Rippenkonsolen über den östlichen, noch der Phase I angehörigen Pfeilervorlagen und über den westlichen Vierungspfeilern identisch gestaltet sind, kann davon ausgegangen werden, dass diese und damit auch die Bogen- und Gewölbeanfänger einheitlich der Phase II angehören. Die separate Anfertigung der Rippenkonsolen neben den Vierungsbögen erlaubt die Vermutung, dass diese erst kurz vor Beginn der Einwölbungsarbeiten versetzt wurden, den Steinmetzen somit mehr Zeit zur Verfügung stand, sie sorgfältiger – etwa mit einem ovalen Plättchen an der Unterseite – auszugestalten.

[390] Die Maße der Werkstücke der Schildbögen der Ost- und der Westwand des Südquerhauses sind dank zweier Bestandszeichnungen, den Zeichnungen 7 I und 9 I (im Maßstab 1:20) von der Hand des Zeichners Schemel von 03/91, die in der Objektakte zur Klosterkirche Marienfeld im Bau- und Liegenschaftsbetrieb (ehem. Staatshochbauamt) Bielefeld verwahrt wird, bekannt. Sie liegen zwischen 22 und 57 cm, das Gros zwischen 30 und 50 cm (Angaben in cm):

Ostwand,: T: 28,5; L: N → S: 26; 30; 48; 34; 43; 49 (B: 12); 33; 33; 24; 24; 40; 38; 31; 37; 32; 42; 57; 8/9 (Scheitelstein); 55; 50; 43; 29; 44; 35; 41; 37; 40 (B: 12); 39; 46; 45; 46; 52; 32.

Westwand,: T: 29,5; L: S → N: 54; 46; 44; 43; 38; 33; 31; 29; 39 (B: 12); 24; 32; 36; 49; 36; 42; 40; 8/10 (Scheitelstein); 38; 48; 29; 42; 40; 40; 55; 26; 42; 22; 25; 34 (B: 14).

Die Breite des begleitenden Ziegelwulstes beträgt 5 cm.

Über den bereits zuvor versetzten Kapitellblöcken, Wulstkämpfern und Gewölbeansätzen der Vierungspfeiler wurden dann zunächst die Vierungsbögen (Abb. 18) aufgemauert, ehe im nächsten Schritt das Einwölben der einzelnen Joche erfolgen konnte. Als Material kam das bereits von den Umfassungswänden dieser Bauphase (II) bekannte Backsteindickformat zur Anwendung, nur beim Vierungsgewölbe finden sich gelegentlich einige dünnformatige Backsteine – wohl auch hier Reststeine, die für Ausgleichschichten verwandt wurden.[391]

Gemäß der allgemein üblichen mittelalterlichen Baupraxis kann davon ausgegangen werden, dass zunächst die Einwölbung der Querhausjoche (Abb. 32) erfolgte, da diese an drei Seiten von Außenwänden umgeben sind, die den Seitenschub des Gewölbes aufnehmen und ihm so bereits während der schrittweisen Ausführung der Gewölbe eine große Standfestigkeit geben konnten.[392] Gemäß den Beobachtungen zur Kapitellskulptur ist auch hier – wie bereits bei den Umfassungswänden – eine zeitliche Priorität des Nordquerhauses anzunehmen. Dafür könnten auch die Deformierungen an dessen Gewölbe sprechen, die offenbar bauzeitlich sind[393] und auf einen ‚Erstling' bei der zweiten Wölbungskampagne hindeuten. Danach folgte dann vermutlich das Gewölbe des Südquerhauses.[394] Erst nach Fertigstellung der beiden Querhausgewölbe dürfte dann die Einwölbung der Vierung erfolgt sein, da deren Gewölbe auf den Gegendruck des Chorgewölbes und der flankierenden Querhausgewölbe angewiesen war bzw. dieser an zumindest drei Seiten vorhanden sein musste, um dieses nur zwischen Gurtbögen (das heißt ohne den stabilisierenden Widerpart von Außenwänden) konstruierte Gewölbe errichten zu können. Das an der vierten Seite noch fehlende Gewölbe des ersten Langhausjoches dürfte dann unmittelbar

[391] So finden sich in den Scheitelpartien Backsteine von 7–8 cm Dicke, gelegentlich sogar solche von nur 5–6 cm.

[392] Als markantes Vergleichsbeispiel sei hier die Kathedrale von Poitiers angeführt, wo der dreiseitig vortretende südliche Querarm (Abb. 806, 810) dieselben breitrippigen Domikalgewölbe aufweist wie die beiden östlichen Chortraveen (1162 – ca. 1175), während die Gewölbe im unmittelbar angrenzenden Querhausbereich und im nördlichen Querarm (bis auf das dortige Apsisgewölbe!) sowie in der westliche Chortravee bereits die dünnrippige Gewölbeform der nachfolgenden Bauphase (ca. 1175–ca. 1195) aufweisen. – Vgl. BLOMME, Poitiers, 2001, S. 9, dazu S. 10, Abb. 1.

[393] S. Aktenvermerk (wohl von Franz Mühlen) vom 25.2.1969; Stellungnahme von Franz Mühlen vom 7.7.1969, S. 2 (beide in der Objektakte Marienfeld im WAfD); MÜHLEN, Marienfeld, 1975, S. 35.

[394] Die Längenmaße der Werkstücke der SW-NO-Diagonalrippe sind dank eines Gewölbeschnitts entlang besagter Diagonalrippe, wiedergegeben auf der Zeichnung 4 I (im Maßstab 1:20) von der Hand des Zeichners Schemel von 03/91, die in der Objektakte zur Klosterkirche Marienfeld im Bau- und Liegenschaftsbetrieb (ehem. Staatshochbauamt) Bielefeld verwahrt wird, bekannt. Sie liegen zwischen 26 und 86 cm, das Gros zwischen 50 und 70 cm (Angaben in cm): SW → NO: 45; 86; 62,5; 61,5; 65; 51; 43, 44; 51; 56; 70; 69; 58; 26,5; 64; 59; 38; 13 (Ringrippe); 62; 34,5 : 31 (Schlussstein); 63; 13 (Ringrippe); 33,5; 45,5; 62; 36; 52; 58,5; 53; 46; 58; 59; 62; 48,5; 59,5; 58,5; 69; 76; 72.

anschließend oder möglicherweise sogar gleichzeitig errichtet worden sein – auch hier mit ‚dreiseitiger Druckabfangung' durch die beiden Außenwände und das Vierungsgewölbe; nur nach Westen hin, jenseits des ersten Langhausgurtbogens, fehlte ein entsprechender Widerpart. An dieser Stelle dürfte wiederum eine provisorische Trennwand den nun fertiggestellten Bauteil zur Baustelle des letzten Bauabschnitts, des westlichen Langhausteils (Phase III), hin abgeschlossen haben.

Beim Gewölbe des ersten Langhausjoches (Abb. 37) fällt insbesondere auf, dass es – im Gegensatz zu den drei Querhausgewölben – ohne untergliedernde Rippen ausgeführt wurde. Dies könnte leicht als ein Ergebnis differierender Baukonzepte und damit als Hinweis auf zwei getrennte Bauphasen interpretiert werden, doch ist dieser Unterschied rein architektonisch, nicht baugeschichtlich begründet. Der Baumeister in Phase II sah offensichtlich vor, dass nur die ‚hochrangigen' Bereiche von Chor und Querhaus mit Rippengewölben versehen werden sollten, während die ‚niederrangigen' Langhausjoche rippenlos bleiben sollten (s.u.). Dieses Konzept wurde jedoch in Phase III wieder aufgegeben und nun erneut Rippengewölbe im Hauptschiff eingeführt (s.u.) – einer Zuordnung des ersten Langhausjochgewölbes zur Bauphase III würde somit das dort angewandte Gewölbekonzept völlig entgegenstehen. Demnach erscheint nur eine baueinheitliche Ausführung dieses aus bewussten Reduktionsgründen rippenlos ausgeführten Gewölbjoches in Phase II sinnvoll und stringent.

Die ‚fehlende' Rippengliederung wurde hier in konsequenter Reduzierung durch aufgemalte Diagonalrippen ersetzt, somit dieses Gliederungselement bewusst von der Dreidimensionalität in eine Zweidimensionalität überführt.

Auch hier ist davon auszugehen, dass unmittelbar nach Beendigung der Einwölbarbeiten noch von den Baugerüsten aus die Gewölbefassung aufgebracht wurde, die heute nach Originalbefunden wiederhergestellt ist (Kap. C.8.8.1.1.). Während das erste Langhausjoch – wie gesehen – mit seiner gemalten Rippenformation eine plastische Gliederung zu ersetzen sucht und sich in seiner Strukturierung klar an der Gestaltung der Chorgewölbe orientiert, erfährt das Fassungskonzept der drei Querhausgewölbe eine maßgebliche Änderung und Ausweitung durch die Einführung zusätzlicher, allerdings nur gemalter

Orthogonalrippen an den Gewölbescheiteln sowie eines weißen Ringes über den Bogenscheiteln, der die Kuppelstruktur der Domikalgewölbe zusätzlich hervorhebt.

Als mutmaßlich letzte Baumaßnahme der Phase II wurde über den neu errichteten Bauteilen – den Hochräumen von Querhaus und erstem Langhausjoch – ein einheitlicher Dachstuhl samt Vierungstürmchen als Glockenträger aufgeschlagen. Diese Dachstuhlkonstruktion ersetzte möglicherweise provisorische Abdeckungen, die zwischenzeitlich die nach und nach fertiggestellten Gewölbekuppeln vor der Witterung schützen sollten. Leider blieben von diesem Teil des Dachstuhls infolge des Dachbrandes 1826 ebensowenig Überreste erhalten wie von den übrigen Dachstuhlpartien (zum Dachstuhl vgl. auch Kap. C.8.7.1.).

4.3.3.4. Zusammenfassung Phase IIa/b

Die Baumaßnahmen der Bauphase II umfassen die in Phase I noch fehlenden Partien der Querhausarme sowie das erste Langhausjoch von Haupt- und Seitenschiff mitsamt den jeweils zugehörigen Einwölbungen.

Über den wohl zumindest schon teilweise in Phase I vorbereiteten Fundamentzügen des Querhauses wurden die Bauarbeiten der Phase II vermutlich im Bereich der Querarme – im Anschluss an die bereits in Phase I ausgeführten Abschnitte der Querhausostwände und der Teilstücke der beiden Stirnseiten – wieder aufgenommen. Hierbei scheint die Nordseite als ‚Hauptansichtsseite' eine gewisse Priorität besessen zu haben,[395] worauf nicht zuletzt die am Nordquerhaus weiterverwendeten Restbestände von Dünnformatziegeln aus Phase I deuten. Baueinheitlich mit den unteren Partien des Nordquerhauses wurde die anschließende nördliche Außenwand des ersten Seitenschiffjoches aufgeführt.

Möglicherweise mit etwas Zeitabstand, aber wohl doch weitgehend gleichzeitig dürften die entsprechenden unteren Mauerwerkspartien des Südquerhauses, des südwestlichen Vierungspfeilers samt Diagonaldurchgang sowie der Hauptschiffsüdwand bis etwas über die Jochgrenze des ersten Joches hinaus errichtet worden sein.

[395] Die Forcierung der Bauarbeiten an einer Seite des Neubaues und damit die frühzeitige Ausbildung einer eindrucksvollen Schauseite lässt sich öfter im mittelalterlichen Kirchenbau beobachten, so etwa beim Regensburger Dom, dessen Südseite während der Bauarbeiten der ersten und zweiten Bauphase wesentlich höher gediehen war als die übrigen Partien und so zur Stadt eine markante Schaufront der im Werden begriffenen neuen Kathedrale bildete; vgl. dazu SCHULLER/HUBEL, Dom zu Regensburg, 1995, S. 15, dazu Abb. 10.

Während die Seitenschiffaußenwand emporwuchs, war es im Hinblick auf die nachfolgenden Schritte notwendig, im zukünftigen Innenraum die Seitenschiffarkade (Abb. 22, 230) anzulegen, wobei diese im Osten auf dem bereits aus Phase Ib stammenden Pfeilerkern aufbauen konnte, während im Westen ein völlig neuer Arkadenpfeiler aufgemauert werden musste. Nach Vollendung des Arkadenbogens sowie des Verbindungsbogens zum Nordquerhaus und des Gurtbogens zum Westteil des Seitenschiffes konnte das Gewölbe des ersten Seitenschiffjoches eingezogen werden; auf dessen Ansätzen fußten dann wiederum die Arkadenzwickel auf, die mit dem anschließenden Querhausmauerwerk weitgehend einheitlich ausgeführt wurden.

Nachdem so einige weitere Steinlagen aufgemauert waren und die Wände im Norden wie im Süden eine offenbar weitgehend einheitliche Höhe erreicht hatten, scheint eine kleine Bauunterbrechung, verbunden mit einigen kleineren Planänderungen, stattgefunden zu haben. Darauf deuten die Befunde an den Obergadenwänden des ersten Langhausjoches, wo sich im Norden und im Süden etwa einen Meter unterhalb des heutigen Dachanschlages jeweils Ansätze für einen älteren Dachanschlag in Form eines markanten Mauerrücksprungs finden, im Süden zudem eine zugehörige Konsolsteinreihe (Abb. 51); dieser ältere Dachanschlag wurde jedoch schon während des Weiterbaues wieder aufgegeben und durch einen höhergelegenen ersetzt. Zu dem Zeitpunkt, als die Bauunterbrechung eintrat, waren offenbar nur wenige Partien über die horizontale ‚Bezugslinie' der Dachanschlagslinie hinaus gediehen, so im Süden die Zwickelmauer mit der Wendeltreppe dahinter, im Norden das Pfeilermassiv samt Strebemauer oberhalb des ersten Langhauspfeilers sowie die erste Quaderlage der Winkellisene zum Nordquerhaus. Die unteren Sockelquader der östlichen Mittellisene der Südseite scheinen zumindest schon fertig zum Versatz vorhanden gewesen zu sein.

Diese somit bis auf wenige Ausnahmen fast durchweg horizontale Baunaht lässt sich leider aufgrund des Verputzes nicht an den beiden Querhausarmen weiterverfolgen. Einen gewissen Anhaltspunkt könnte jedoch die Dreifenstergruppe in der Nordquerhausfront bieten (Abb. 9), die – wie erwähnt – in ihrer Positionierung keinerlei Rücksicht auf die Teilungslisenen im Wandfeld darunter nimmt und so möglicherweise auf eine zwischenzeitlich stattgefundene Planänderung hindeutet. Diese Überlegung wird nicht zuletzt dadurch gestützt, dass die mutmaßliche

Bauetappengrenze in Höhe des äußeren Horizontalbandes bzw. beim südlichen Pendant in Höhe der Fenstersohlbank exakt auf dem Niveau der beschriebenen horizontalen Baunähte des ersten Langhausjoches liegt.

Dieser Befund hängt sicherlich aufs engste damit zusammen, dass genau in dieser Höhe im Kircheninneren das Wulstkämpfergesims angesiedelt ist – der Versatz seiner Werkstücke dürfte den einheitlich nivellierten Mauerabschluss bedingt haben. Nach einer kurzen Bauunterbrechung, mit der mutmaßlich auch eine Planänderung der Fenstergestaltung in den Querhausstirnen einher ging, dürften dann darüber die Lichtgaden der Querhäuser und des ersten Langhausjoches samt ihrer Schildbögen weitgehend homogen errichtet worden sein, wobei bei letzterem die Schildflächen gegenüber dem unteren Wandniveau leicht vorspringen.

Die Gesamtschau dieser Befunde, die eine offensichtliche Planänderung und eine daraus resultierende Zweiphasigkeit erkennen lassen, erlauben es – obwohl eine exakte Abgrenzung der Bauetappen nur stellenweise möglich ist – die Bauphase II in zwei Unterphasen zu unterteilen: **IIa** umfasst demnach die unteren Wandpartien etwa bis zum Wulstkämpfergesims, **IIb** die Wand- und Gewölbepartien darüber.

Kurz unterhalb der angenommenen Bauetappengrenze, wohl noch in Phase IIa, wurden die Vorlagenabkragungen sowie die Pfeiler- und Eckdienstkapitelle versetzt, über denen dann unmittelbar das Wulstkämpfergesims hinwegläuft. Die abnehmende Qualität der Kapitellbearbeitung, insbesondere die unterbliebene Endbearbeitung, die auf eine zunehmend zügigere Fertigung infolge des baldigen Versatzes rückschließen lässt, deutet auch hier auf eine zeitliche Priorität des Nordquerhauses, es folgen das Südquerhaus und das erste Langhausjoch. Beim weiteren Hochführen der Lichtgadenwände in Phase IIb wurden zumindest teilweise die Bogen- und Gewölbeansätze einheitlich mit aufgemauert, insbesondere über den Eckdiensten der Querhausstirnseiten.

Bei der Vollendung der Hochschiffwände hatten die Querhauswände einschließlich des Zwickelstücks mit dem Treppenaufgang nach Ausweis der Frieskonsolen (Kap. C.6.7.2.), die einheitlich die Formvariante ‚B' zeigen, die Priorität, erst in einem zweiten Schritt dürften dann die Obergadenwände des ersten Langhausjoches gefolgt

sein, an denen nun Konsolen eines neuen Typs ‚C' verwendet wurden, die eine zeitliches Nacheinander nahelegen.

Nach der Fertigstellung der Hochschiffwände einschließlich Traufgesims erfolgte die Einwölbung der Hochräume: Nachdem die nördlichen und südlichen Vierungsbögen ausgeführt waren, wurden zunächst die beiden Querarme eingewölbt, danach die Vierung und das erste Hauptschiffjoch.

Im nächsten Schritt folgte das Aufmauern der Querhausgiebel und das Aufschlagen des großen Dachstuhls über den Hochschiffen, anschließend, vor Abbau der Baugerüste, wurden die Außenseiten der Wände geschlämmt und farbig gefasst, wobei offenbar – wie die geschilderten Beobachtungen auf der Südseite vermuten lassen – zunächst die Querhauswände behandelt wurden, dann im Anschluss die Obergadenpartien des ersten Langhausjoches. Erst nach Abschluss dieser Arbeiten und dem Abbau der Gerüste war es möglich, den Dachstuhl über dem Seitenschiffjoch aufzuschlagen und einzudecken.

Diese hier inhaltlich nacheinander geschilderten Abläufe dürften dabei zeitweise parallel abgelaufen sein: So wird einerseits noch am Gewölbe oder am Dachstuhl des ersten Langhausjoches gearbeitet worden sein, während gleichzeitig schon die Wände der Querhäuser geschlämmt und mit einer Farbfassung versehen wurden. Gleiches dürfte für die Farbbehandlung der Wand- und Gewölbeflächen im Inneren gelten.

Die Bauphase II zeichnet sich nicht nur durch Neuerungen bei Baumaterial und Bautechnik – dickere Backsteine als in Phase I, die nun in einem anderen, dem Wendischen/Märkischen Verband versetzt wurden, daneben aber auch Aufgabe des ‚Quader-Moduls' – aus. Hinzu kommen auch einige Modifizierungen in den Details der Gliederungselemente – so bei den Säulenbasen (Kap. C.6.1.3.), der Kapitellbearbeitung und -gestaltung (Kap. C.6.2.2.2.), den Rippenkonsolen, den Konsolen des Rundbogenfrieses (Kap. C.6.7.2.) und dem Fassungskonzept der Gewölbe (Kap. C.8.8.1.1.). Insgesamt lässt sich eine schnellere, rationellere Arbeitsweise feststellen.

Darüber hinaus ist die Phase II gekennzeichnet durch ein eigenes, bewusst – gemäß den zisterziensischen Bauprinzipien (siehe Kap. C.10.1.) – reduziertes

architektonisches Konzept für die Langhausgestaltung mit einer Abkragung des Vorlagenapparates, einem Verzicht auf plastische Rippen beim Hochschiffgewölbe und auf eine Zwischenstütze bei der Verbindung zum Seitenschiff, womit auch ein entscheidender Wandel in der Baustruktur einher geht, da nun das noch im Chor angewandte Gebundene System aufgegeben wird (siehe Kap. C.9.4.1.1., C.9.4.2.1.). Diese neue Architekturkonzeption sollte – wie der Kämpferbefund und die abgearbeiteten Eckdienstbasen am ersten Langhauspfeiler belegen[396] – auch in den westlich anschließenden Langhausjochen fortgeführt werden, ist dann aber nach einer erneuten Planänderung in Bauphase III wieder aufgegeben worden.

Die vielleicht zunächst ungewöhnlich erscheinende Einbeziehung des ersten Langhausjochs in die vornehmlich das Querhaus umfassende Bauphase II ist jedoch sowohl bautechnisch – als Widerlager für den Vierungsbereich – als auch funktional bedingt: Der Mönchschor in der Vierung, der möglicherweise nicht genau mit dem westlichen Vierungsbogen endete, konnte schon in endgültiger Form mit dem Lettner abgeschlossen werden, das erste Langhausjoch zumindest in provisorischer, etwas beengter Form bereits als Konversenchor genutzt werden.

Ein solcher provisorischer Abschluss eines größeren, die Ostteile der Klosterkirche umfassenden Bauabschnitts mit dem ersten Langhausjoch ist auch bei einer Reihe anderer zeitgenössischer Zisterzienserkirchen, die alle dem Gebundenen System folgen und zudem fast durchweg als Backsteinbauten errichtet wurden, nachzuweisen (siehe Kap. C.9.4.3.).

Die Langhausplanung von Phase II sah möglicherweise noch ein deutlich längeres Langhaus vor (siehe Kap. C.9.4.3.). Mit der Bauunterbrechung zwischen Phase II und III ging neben Änderungen in der Detailplanung (s.u.) eventuell auch eine Verkürzung der ursprünglichen Langhauspläne einher; die beiden Westjoche wurden – vielleicht, um den Längenverlust ein wenig auszugleichen, – gestreckter ausgeführt als das ältere Ostjoch (siehe Kap. C.9.4.3.).

[396] Auf den Befund des Kämpfers als Hinweis für eine Fortführung der Arkadenfolge im Sinne des östlichen Langhausjochs machten erstmals LINKE, Marienfeld, 1994, S. 47 und LOBBEDEY, Westfalen, 1999, S. 135 aufmerksam. – Zu den Eckdienstbasen vgl. oben, Anm. 339.

4.3.4. Die Baupause zwischen Phase II und Phase III und die damit verbundenen Modifizierungen in der Baugestaltung

Nach der Fertigstellung von Querhaus und erstem Langhausjoch (Bauphase II) hat man die Bauarbeiten offensichtlich abermals unterbrochen, worauf die bereits vorgestellten Baunähte an den Obergadenwänden westlich der Jochgrenze zwischen erstem und zweitem Langhausjoch hinweisen,[397] doch scheint diese Baupause, anders als die Bauunterbrechung zwischen Phase I und II, nur einen relativen kurzen Zeitraum umfasst zu haben und daher auch kaum mit einschneidenden personellen Veränderungen bei der Bauleitung oder den beteiligten Bauhandwerkern einher gegangen zu sein. Darauf lassen nicht zuletzt die nur relativ geringfügigen Veränderungen in der Bautechnik schließen: Zu den wenigen Abweichungen gehören leichte Unterschiede in Farbe und Beschaffenheit des Mörtels[398] sowie insbesondere eine – auch nur zeitweise durchgeführte – minimale Vergrößerung der Backsteinlängen und -breiten (von vormals 27–29 x 13,5–14 x 9,5–10 cm auf nun 29–30 x 15 x 9,5–10 cm) im Bereich der Südwand, westlich der Baunaht zwischen Phase II und III.[399] Als weiteres ist die erstmalige Verwendung von dickformatigen Backstein-Formsteinen für den Rundbogenfries zu nennen, während bisher – auch in Phase IIb – dünnformatige Formsteine beim Bau des Bogenfrieses eingesetzt worden waren.[400]

Auch bei den Werksteinquadern aus Osning-Sandstein lassen sich keine gravierenden Unterschiede in der Steinbearbeitung feststellen, nur im Bereich der vollständig aus Sandsteinquadern gefügten Westfassade (Abb. 160–189) ist eine – gegenüber dem sowieso schon weniger anspruchsvollen Qualitätsniveau in Phase II und auch den übrigen Partien von III – etwas gröbere, weniger sorgfältige Oberflächenbearbeitung festzustellen, was sicherlich mit dem sprunghaft erhöhten Bedarf an Sandsteinquadern beim Bau der Westfassade und der daraus resultierenden rationelleren Arbeitsweise der Steinmetzen zusammenhängen dürfte.

[397] Vgl. oben, Kap. C.4.3.3.4. – Ähnlich, aber noch sehr vorsichtig SIGRIST/STROHMANN, Baugeschichtliche Befunde, 1995, S. 114–115, dazu Anm. 31; LINKE, Marienfeld, 1994, S. 46/47 verbindet die aus den Baunähten resultierende Bauunterbrechung bereits mit einem Planwechsel.

[398] Besonders deutlich ist der Befund im Bereich der Baunaht am nördlichen Obergaden unter dem Seitenschiffdach: Der Mörtel der Bauphase II ist hell, feinkörnig und in sich sehr homogen, derjenige der Phase III erscheint dunkler, grobkörniger, weniger homogen und insgesamt teigiger.

[399] SIGRIST/STROHMANN, Baugeschichtliche Befunde, 1995, S. 115 (zu den Backsteinen vgl. auch S. 106).

[400] Ebd., S. 107.

Lediglich bei der architektonischen Konzeption der Phase III sind einschneidendere Veränderungen auszumachen, so die Wiedereinführung der Rippenwölbung im Hauptschiff und das Aufgreifen des Gebundenen Systems für die Anlage des Seitenschiffes (s.u.), während die Modifizierungen der Architektur- und Gestaltungsdetails weitgehend sekundär bleiben: So sind bei der Gestaltung der Eckdienstbasen keine auffälligen Unterschiede auszumachen – die in Phase IIa gefundene Form mit Wulstüberstand wird beibehalten (siehe Kap. C.6.1.4.). Bei der Ausführung der Kapitelle und Abkragungskonsolen ist zwar eine gewisse Verschleifung und Vergröberung der nicht mehr durchweg verstandenen Grundformen, zugleich aber auch eine leichte Steigerung der Ausführungsqualität festzustellen, insbesondere in der gestalterischen Durcharbeitung, etwa mit Details wie den ‚Parabelriefen' (dazu ausführlich Kap. C.6.2.3.).

Zu den auffälligsten Unterschieden zwischen Phase II und III, an denen sich der Planwechsel zwischen den beiden Bauphasen besonders deutlich manifestiert, gehört – wie bereits angesprochen – die nach der Bauunterbrechung wieder eingeführte Rippenwölbung im Hauptschiff, auf die in der Langhauskonzeption der Phase II bewusst verzichtet worden war. Das Motiv der Rippenkonsole, das sich sowohl bei den Chor- als auch bei den Querhausgewölben findet und das dort der Betonung des Rippenansatzes dient, wurde aufgegeben, die architektonische Gestaltung dadurch ein wenig vereinfacht. Andererseits griff man das besondere Schmuckmotiv der Rippenzierscheiben, das sich nur in Phase I an den Chorgewölben findet (nicht jedoch an den Querhausgewölben der Phase II!), bei der Gestaltung der Gurtbögen – allerdings nur dort – wieder auf.

Mit der Wiedereinführung der plastischen Gewölberippen in den beiden Westjochen (Abb. 37–39) kehrte man zugleich zum Fassungskonzept der Querhausgewölbe – mit aufgemalten Orthogonalrippen und weißem Ringband über den Bogenscheiteln – zurück.

Im Bereich der Arkadenöffnungen zum Seitenschiff lässt sich zudem an den Pfeilern ein deutlicher Höhenversprung des Basisprofils feststellen (Abb. 27): Während der östliche Langhauspfeiler aus Phase II das vorgegebene Basisniveau des nordwestlichen Vierungspfeilers (Phase Ib/c) übernimmt, setzt dieses beim

westlichen Langhauspfeiler aus Phase III wesentlich tiefer an (s.u.) – wohl auch dies ein weiterer Hinweis auf eine Planänderung an dieser Stelle.

Einen letzten Anhaltspunkt für eine Bauunterbrechung und einen damit einhergehenden Planwechsel bietet schließlich am Außenbau der Rundbogenfries unterhalb des Traufgesimses: Hier ist an der Grenze von Phase II zu Phase III ein erneuter, deutlicher Wechsel der Konsolform festzustellen zwischen dem Typus ‚C' und dem Typus ‚D' (siehe Kap. C.6.7.3.). Aber auch an der Form des Rundbogenfrieses zeigt sich der Gestaltungswechsel: Am nördlichen Obergaden (Abb. 78) lässt sich noch unverkennbar ablesen, dass die Rundbögen der Phase II eine größere Spannweite aufweisen als die nachfolgend ausgeführten Bögen der Phase III. Aufgrund des geringeren Radius reichen sie nicht mehr so nahe an das Traufgesims heran – die vermutlich ehedem ähnlichen Befunde der Südseite sind heute leider durch spätere Veränderungen stark gestört.[401]

4.3.5. Phase III

Der Bauphase III gehören die beiden westlichen Langhausjoche einschließlich der Westfassade an sowie einige ‚Restarbeiten' in den älteren Bauteilen, etwa die beiden Blattkonsolen an den östlichen Vierungspfeilern, hinzu kommen Teile der bildhauerischen Ausstattung, die vor oder bald nach der Kirchweihe 1222 entstanden sind.

Ähnlich wie bei den Ausführungen zu Phase II in Kap. C.4.3.3. werden auch hier die Befunde zunächst nach ihren örtlichen Zusammenhängen vorgestellt, ehe dann in der ‚Zusammenfassung', bei einer Gesamtbetrachtung der Befunde, ein chronologischer Ablauf der Bauarbeiten mit Abgrenzung einzelner Unterphasen (IIIa–c) vorgestellt wird.

4.3.5.1. Die Befunde auf der Nordseite der beiden westlichen Langhausjoche

Im gesamten Bereich der Nordwand des Seitenschiffes hat der barockgotische Umbau dieses Baukörpers 1714 (Kap. C.4.1.) zu einem weitgehenden Austausch der mittelalterlichen Bausubstanz geführt, abgesehen von einigen Werkstücken des

[401] Am Rundbogenfries der Südseite lässt sich der Maßwechsel von Phase II zu Phase III nur noch schwer nachvollziehen, da hier die originale Form der Rundbögen offenbar durch jüngere Umbaumaßnahmen – spätgotischer Fensterumbau und Wiederherstellung der Traufzone nach dem Dachbrand 1826 – nachhaltig verändert wurde.

Traufgesimses wurden lediglich die Fundamente und der profilierte Sockel übernommen.[402] Durch ihren Verlauf zeigen sie jedoch an, dass beim Weiterbau in Phase III die am östlichen Langhausjoch vorgegebene Seitenschifffflucht beibehalten und fortgeführt wurde.

Umfangreicher als an der Nordwand des Seitenschiffes sind die Befunde im Bereich der Arkadenstellung zum Hauptschiff (Abb. 23, 27). Hier dürften als erstes der zweite (= westliche) Freipfeiler des Langhauses und die Pfeilervorlage an der Westwand errichtet worden sein. Bei beiden setzt auffälligerweise der Sockel und damit auch die attische Basis tiefer an[403] als beim ersten (= östlichen) Langhauspfeiler aus Phase IIa, der das vorgegebene Basisniveau des nordwestlichen Vierungspfeilers (Phase Ib/c) fortführt. Der Basisansatz der als Zwischenstützen fungierenden Säulen richtet sich dann allerdings wieder nach dem Basisniveau des östlichen Langhauspfeilers und nicht nach dem westlichen Langhauspfeiler zwischen ihnen, obwohl sie derselben Bauphase angehören. Dies hängt sicherlich mit der am östlichen Langhauspfeiler festzumachenden Bauphasengrenze (II/III) zusammen, dürfte jedoch weniger mit – durch eine provisorische Trennwand zum fertiggestellten Kirchenteil bedingten – Problemen beim Nivellieren der verbindlichen Höhenmaße zu erklären sein als vielmehr durch ein um eine Stufe tieferes ursprüngliches Bodenniveau im Westteil der Kirche,[404] der als Konversenchor fungierte; das östliche Langhausjoch mit seinem bewusst höheren Bodenniveau diente ehedem als dessen Altarraum. Dennoch scheint der Basisversprung originär mit der Bauunterbrechung zwischen Phase II und III und einer damit einhergehenden Planänderung zusammenzuhängen, da man bei einheitlicher Fortführung des Baues wohl auf diesen verzichtet und eher eine höhere Sockelzone in Kauf genommen hätte, wie es bereits im Sanktuarium beim Niveauunterschied zwischen Binnenchor und Seitenschiffen der Fall ist.

Eine weitere Abweichung gegenüber dem älteren, östlichen Langhauspfeiler bildet die Länge des neuen, westlichen Freipfeilers, der mit 351 cm wesentlich breiter und

[402] Zum erhaltenen romanischen Seitenschiffsockel s. auch SIGRIST/STROHMANN, Baugeschichtliche Befunde, 1995, S. 115, Anm. 31; LINKE, Marienfeld, 1994, S. 49.

[403] Die Platte und ein Teil der Schräge des Sockelprofils liegen heute unterhalb des einheitlich durchgehenden Bodenniveaus.

[404] Dies bedeutet, dass die Säulensockel vor der Bodenerhöhung – wohl in der Barockzeit (um 1714?) – auf heute verdeckten Untersockeln noch höher herausstanden!

damit wandhafter ist als sein östliches Pendant mit nur 290 cm Länge (vgl. Abb. 40).[405] Dieser zweite Langhausfreipfeiler samt Gurtbogenvorlage auf seiner Nordseite wurde gleichermaßen in der geläufigen Weise bis zum Bogenansatz aus völlig einheitlich durchgehenden, aber in den jeweiligen Höhenmaßen differierenden Sandsteinquaderlagen errichtet.[406] Gleiches gilt für die zugehörige Arkadenpfeilervorlage an der Westwand des Kirchenschiffs.[407]

Im nächsten Schritt dürften dann die beiden zwischen den Hauptpfeilern plazierten mächtigen Säulen aus Osning-Sandstein (Abb. 234, 235) aufgerichtet worden sein. Diese bestehen aus (heute verdecktem) Untersockel, Sockel mit Schmiege, attisch profilierter Säulenbasis mit Eckblättern, monolithem Schaft, Kapitell und abschließender Kämpferplatte, die ungewöhnlicherweise jeweils aus mehreren Einzelstücken zusammengesetzt ist.[408]

Nach Fertigstellung der beiden Säulen, deren Basen und Kapitelle eine wenig qualitätvolle Durchgestaltung aufweisen (Kap. C.6.1.4., C.6.2.3.1.), wurden dann jeweils nachfolgend die Arkadenbögen aufgemauert. Die Bogenläufe der Spitzbogenarkaden bestehen dabei jeweils aus schmalen, die gesamte Bogenbreite umfassenden und sauber bearbeiteten Sandsteinquadern.

Da die Verbindungsöffnungen infolge des genannten Planwechsels nun als Doppelarkaden mit eingestellter Säule angelegt wurden, hat man bedingt durch die veränderte Bogenform und die Säulenproportion auch den Bogenansatz höher gelegt. An der Westseite des ersten, noch aus Phase IIa stammenden Langhauspfeilers ist man dabei so verfahren, dass man den bereits versetzten, jedoch für einen weiten

[405] Möglicherweise handelt es sich dabei um einen Planungs- bzw. Messfehler; s. dazu die Überlegungen in Kap. C.4.3.3.4.

[406] Über den Sockel- und Basissteinen (H: 9,5+x und 27,5 cm) zeigen die Quaderlagen – gemessen an den nicht übertünchten Ost- und Westseiten – folgende, jeweils übereinstimmende Höhenmaße (in cm): 1. 41; 2. 36; 3. 38,5; 4. 43,75; 5. 44; 6. 38,5; 7. 51,5; 8. (Kämpferlage) 17. – Die nördliche Gurtbogenvorlage wurde beim Umbau 1714 in ihrer Tiefe stark reduziert, weist in der heutigen Form somit nur noch wenig aussagekräftige Originalsubstanz des 13. Jahrhunderts auf. – Die präzise Einhaltung der Lagenhöhen in allen Bereichen des Pfeilers zeugt von einer sorgfältigeren Steinbearbeitung und -versetzung als am ersten Langhauspfeiler, bestätigt somit nochmals auch in technischer Hinsicht die Bauphasengrenze zwischen Phase II und III.

[407] Über den Sockel- und Basissteinen (H: 11+x und 27,5 cm) besitzen die Quaderlagen folgende Höhenmaße (in cm): 1. 41; 2. 38; 3. 41,5; 4. 39; 5. 41,5; 6. 38; 7. 38,5; 8. 13,5; 9. (Kämpferlage) 17,5.

[408] Die mittlere Säule weist folgende Höhenmaße (in cm) auf: der Sockel (24) aus Platte (12,5) und Schräge (11,5), darauf die Säulenbasis (21,5), der Schaft (228), das Kapitell (48) und schließlich die Kämpferplatte (17). – Die westliche Säule besitzt folgende Maße: Sockel (24,5) aus Platte (12) und Schräge (12,5), Säulenbasis (21,5), Schaft (227), Kapitell (49) und Kämpferplatte (17). – Die Säulenschäfte haben folgende Durchmesser (in cm): mittlere Säule: unten 56,5 oben 49,5; westlichen Säule: unten 56,5 oben 49,5. – Die Kämpferplatten setzen sich aus fünf (Mitte) bzw. sechs (W) Einzelstücken zusammen.

Arkadenbogen vorgesehenen, niedriger positionierten Kämpfer belassen hat, die offensichtlich bereits ausgeführten (da den darüber aufsteigenden Mauerbereich bis zur senkrechten Baunaht tragenden) ersten Werksteine des Bogenlaufs aber wieder beseitigt und zunächst zwei weitere ‚gerade' Quaderlagen aufgemauert hat,[409] ehe dann nach einem unbetonten (das heißt kämpferlosen) Bogenansatz die Laibungssteine des neuen Arkadenbogens versetzt wurden.

Gleichzeitig wird über der nordseitigen, bis zum Umbau 1714 stärker vorspringenden Pfeilervorlage des zweiten Freipfeilers und der gegenüberliegenden Wandvorlage der Seitenschiffnordwand der trennende Gurtbogen zwischen den westlichen Seitenschiffdoppeljochen gespannt worden sein.[410] Auch hier dürften – wie beim Ostjoch des Seitenschiffes – zunächst deren Gewölbe auf die gemauerten Arkaden- und Gurtbögen gesetzt worden sein, ehe dann im nächsten Schritt das Zwickelmauerwerk aufgeführt wurde, doch ist dies nicht sicher zu belegen, da entsprechende Befunde durch die Anschlüsse der heutigen barockgotischen Wölbung verdeckt oder verwischt sind.[411]

Offenbar wurden die Doppelarkaden nicht jochweise, sondern als Gesamtanlage in einem Zuge aufgeführt. Darauf lassen die Befunde des Mauerwerks der Arkadenzwickel schließen: Es wurde aus helltonigen Backsteinen errichtet, die bis zu einem horizontalen Rücksprung[412] reichen, der sich über beiden Doppelarkaden findet. Über dieser Horizontallinie finden sich nur im Westjoch noch max. 4 bis 5 Lagen, die ebenfalls aus rosa Backsteinen bestehen, darüber folgen – im mittleren Joch unmittelbar über dem Rücksprung – wesentlich dunkler gefärbte Backsteine. Allein schon die Farbe der Backsteine belegt, dass die Arkadenzwickel – und ehemals wohl auch die nicht mehr erhaltenen Gurtbogenzwickel – einheitlich ausgeführt wurden und nach einigen Lagen über den Bogenscheiteln mit einer durchgängigen Horizontalfuge abschlossen, die als Bauetappengrenze anzusprechen

[409] Die Höhenmaße der beiden jüngeren Quaderlagen (Lage 7 und 8) betragen (in cm): 7. 41; 8. 39,5.

[410] Trotz des vollständigen Neubaues dieser Architekturelemente 1714 scheinen noch einige Werkstücke sowohl der Wandvorlage als auch des Gutbogens von der Substanz des frühen 13. Jahrhunderts erhalten geblieben zu sein, da sie beim Neubau wiederverwendet wurden.

[411] Hinzu kommt die schwere Einsehbarkeit der Gewölbeanschlüsse durch die aus Isolationszwecken auf die Gewölbe aufgebrachte Glaswolle sowie den umfangreichen Schutt in den Gewölbesäcken.

[412] Der Rücksprung ist wohl durch den Umstand motiviert, dass das Zwickelmauerwerk – wie bereits beim Seitenschiffostjoch beobachtet – einige Zentimeter über den Gewölbeanschluss hinwegzieht/zog und dieser wohl als stabilisierende Auflast zu verstehende ‚Mauerüberhang' dann durch diesen Rücksprung auf die anfängliche Mauerstärke zurückgeführt wird.

ist. Über diesem Horizontalabschluss wurde dann die Wandstärke zurückgenommen, wobei man zunächst im Westjoch – mit stärkerem Rücksprung (7–8 cm) – noch helltonige Backsteine vermauerte – eventuell noch vor der mit dem Farbwechsel verbundenen Baupause, während man in der nachfolgenden Bauetappe beim mittleren Joch – mit geringerem Rücksprung (4–6 cm) – direkt die dunkleren Backsteine der neuen Produktion verarbeitete.[413]

Der Umstand, dass die rosa Backsteine des Westjoches an den Flanken, das heißt in den Seitenbereichen hin zur Westwand bzw. neben dem Pfeilerkern-Strebemauer-Massiv, einige Lagen höher hinauf reichen als im Mittelbereich, lässt erkennen, dass man auch hier – wie bereits beim Chor beobachtet – vorrangig die stabilisierenden Pfeiler- und Eckmassive aufgeführt hat, um dann anschließend dazwischen die Lagen der Obergadenwände zu mauern.

Auffälligerweise ist für den Bereich des Mauerwerks unterhalb des Rücksprungs nur ein Gerüstloch festzustellen, und zwar im rechten Teil des Zwickels über der Säule des mittleren Joches, in der obersten Lage unter dem Rücksprung.[414] Vermutlich lag die Gerüstebene zur Errichtung des Zwickelmauerwerks der Arkadenfolge in einer tieferen Position, das einzelne Gerüstloch über dem Säulenzwickel könnte einer zusätzlichen Stabilisierung des Gerüstes gedient haben.

Das Gerüst für den nächsten Mauerabschnitt oberhalb des Rücksprungs dürfte direkt auf diesem aufgelegen haben, weshalb davon keine Gerüstlöcher mehr zeugen (bzw. falls solche doch vorhanden sind, werden sie heute völlig von dem unmittelbar davor entlanglaufenden Streichbalken des Dachstuhls verdeckt). Die nächste nachweisbare Gerüstlochreihe befindet sich erst wieder in der 14. Lage über dem Mauerrücksprung und läuft über beide Wandpartien des zweiten (Abb. 150) und dritten Jochs hinweg,[415] was auch für diese Wandzone ein einheitliches Aufmauern beider

[413] Am mittleren Joch wurde die dritte Lage ungewöhnlicherweise vollständig aus Bindersteinen gemauert, über der im westlichen Teil dieses Wandabschnitts ein weiterer Rücksprung von 2 cm zu beobachten ist – womit in der Summe das gleiche Zurücktreten der Wand erreicht ist wie im angrenzenden Westjoch.

[414] Die runde Gerüststange war im Mauerwerksloch von Mörtel umschlossen und hatte einen Durchmesser von 9,5 cm.

[415] Die Gerüstlochreihe in der 14. Lage über dem Mauerrücksprung besteht im Wandabschnitt des 2. Jochs aus folgenden Löchern (O nach W): 1. Das östliche Gerüststangenloch befindet sich 7,5 cm neben der Baunaht von Phase II und III, es zeigt nur geringe Mörtelspuren, die auf ein Vierkantholz deuten, B: 8,5 cm; die nachfolgenden Löcher jeweils ohne markante Mörtelabdrücke: 2. B: 12 cm; 3. B: 13,5 cm; 4. B: 12 cm. – Der Abstand der einzelnen Gerüstlöcher beträgt (in cm): 1 zu 2: 280; 2 zu 3: 225; 3 zu 4: 177. – Die Gerüstlochreihe im Wandabschnitt des 2. Jochs setzt sich aus folgenden Löchern zusammen (O nach W): 1. Das östliche Gerüststangenloch befindet sich 75 cm westlich der westlichen Strebemauer, B. 11 cm; 2. B: 13,5 cm; 3. B: 10,5 cm; 4. B: 11,5 cm; 5. mit Mörtelabdruck einer offenbar halbrunden Gerüststange, B: 12 cm; 6. B: 15,5 cm. – Der

Jochwände belegt. Dieser Mauerwerksbereich reicht jeweils bis zu einer horizontalen Baufuge, die sich im zweiten Joch über der 19. Lage über dem Rücksprung, im dritten Joch über der 17. Rücksprunglage befindet (Abb. 150) und sich durch eine wesentlich dickere, ausgleichende Mörtelschicht zu erkennen gibt (Abb. 151). Das nachfolgende Mauerwerk springt im zweiten Joch leicht um 1–2 cm zurück, wohingegen es im dritten Joch sogar ein wenig übersteht.[416] Diese mit nur leichtem Höhenversprung im Bereich des Pfeilermassivs durchlaufende horizontale Baufuge ist wohl als kleine Bauetappengrenze anzusprechen und vermutlich allein bautechnisch bedingt durch die nötigen Abbindezeiten des Mauermörtels in den fertiggestellten Partien.[417]

Gerade an dieser Mauerwerkszone lässt sich deutlich ablesen, wie die Maurer verfahren sind, um im Bereich der senkrechten Baunaht zur Phase II[418] das jüngere Backsteingefüge an das ältere Mauerwerk anzuschließen (Abb. 146–147): Zunächst wurden vielfach die zwecks Verzahnung mit dem später anzuschließenden Mauerwerk überstehenden Enden der älteren Läufersteine abgeschlagen, so dass die Backsteine der Phase III, die doch nicht ganz so lagengenau auskamen, leichter an die ältere Mauerpartie angeschlossen werden konnten, doch waren auch hier Abarbeitungen oder gelegentliche Füllsteine nötig. Zudem sind die Mörtelschichten im unteren Wandbereich neben der Baunaht wesentlich dicker, um so einen Ausgleich der ein wenig nach Osten abfallenden Backsteinlagen zu erzielen und deren Anbindung an die Baunaht zu erleichtern. Der Mörtel selbst zeigt eine andere Beschaffenheit als in Phase II: Er erscheint dunkler, grobkörniger und insgesamt teigiger.[419]

Abstand der einzelnen Gerüstlöcher beträgt (in cm): 1 zu 2: 202; 2 zu 3: 173; 3 zu 4: 128,5; 4 zu 5: 145; 5 zu 6: 158.

[416] Den leichten Überstand der 18. Lage an der Wand des westlichen Jochs hat man überspielt, indem man den kurz zuvor aufgetragenen und nun hervorquellenden Speiß flachgedrückt und putzartig verstrichen hat. – Dieser leichte Überhang der 18. Lage könnte dadurch hervorgerufen sein, dass man beim Aufmauern dieser Lage mit der zum Innenraum gewandten Flucht der Mauer begonnen hat und dann durch zu großzügige Stoßfugen ein Überstehen des letzten äußeren Backsteins verursacht hat. Genau umgekehrt könnte es beim Bau der mittleren Jochwand verlaufen sein, so dass ein leichter Rücksprung entstand.

[417] Im Wandfeld des dritten Jochs verläuft durch beide Mauerwerkspartien ein durchgehender Setzriss, der sich entlang der Stoßfugen, aber z. T. auch durch Brüche in den Läufern leicht diagonal von der Wandmitte zum Scheitel des westlichsten Arkadenbogens zieht. Der Wandteil östlich des Setzrisses steht dabei gegenüber dem westlichen um ca. 0,5–1,0 cm vor. Der Setzriss wurde durch ein von der hohen Auflast verursachtes Absacken des Zwickelbereichs über der westlichen Arkadensäule hervorgerufen und könnte eventuell sogar noch bauzeitlich sein.

[418] Zur Baunaht s.o., Anm. 347.

[419] Vgl. Anm. 394.

Eine weitere vertikale Zäsur bildet die nach Norden vorspringende Mauerzunge zwischen den Wandpartien der beiden Westjoche (Abb. 152–153). Wie ihr älteres östliches Pendant befindet sie sich genau im Bereich des tragenden Pfeilerkerns, der auch hier – wie bei den älteren Langhauspfeilern aus Phase II bereits beobachtet – aus statisch-konstruktiven Gründen aus mächtigen, kirchenseitig übertünchten Sandsteinquadern besteht. Die als Strebemauer fungierende, 109 cm breite Mauerzunge wurde auch hier genau über dem westlichen Gurtbogen des Seitenschiffes errichtet und bei dessen weitgehendem Neubau 1714 teilweise abgebrochen – erhalten sind vom romanischen Kernmauerwerk max. 75 bis 80 cm, während der vordere, durch Abtreppung langsam nach oben gestufte Bereich – wie bereits beim östlichen Pendant beobachtet – mit dünneren Backsteinen 1714 neu aufgemauert wurde.[420]

Oberhalb der beschriebenen zweiten horizontalen Baufuge (über der 19./17. Lage), die möglicherweise im Bereich des Pfeilerkern-Strebemauer-Massivs etwas höher hinauf reichte,[421] wurden nach nur kurzer Unterbrechung in der nächsten Bauetappe die weiteren Backsteinlagen hochgemauert. Dabei wurden nordseitig in Lage 23 und 24 über dem Rücksprung die Konsolsteine als Balkenauflager der Dachstuhlkonstruktion eingemauert (Abb. 150–152, 154). Sie führen damit die in Phase IIb festgelegte und speziell durch den Kragstein in dem schmalen, noch zu IIb gehörigen Wandstreifen östlich der Baunaht vorgegebene Höhendisposition der Konsolsteinreihe fort. Die Wandabschnitte besitzen pro Joch fünf Konsolsteine, wobei diese – wie nun schon mehrfach beobachtet – in ihrer Position ziemlich genau mit den Gerüstlöchern darunter korrespondieren. Sämtliche Kragsteine bestehen aus Osning-Sandsteinquadern, sie zeigen jedoch, anders als die Konsolsteine der Phase IIb auf der Südseite, keine geometrisch klar definierte Form mit sauber geglätteten Oberflächen, sondern nur eine hammerrechte Bearbeitung, zudem scheinen sie

[420] Die Mauerzunge reicht heute von der Wandfläche aus bis max. 197/202 cm vor die Obergadenwand. Die Backsteine des barock erneuerten Teils haben das Format: 27 x 13,5 x 6 cm. Im oberen Bereich wurden aber offenbar auch Abbruchsteine des romanischen Dickformates verbaut. – Auf der Westseite ist am Fußpunkt der Strebemauer über die gesamte Länge ein horizontaler Binderbalken zur Hälfte in das Mauerwerk eingearbeitet. Die zwischen ihn und den Eckständer gespannte Diagonalstrebe hatte, nach den deutlichen Mörtelspuren an der Ostflanke der Strebemauer zu urteilen, einen entsprechenden Vorgänger, die heutige Dachkonstruktion des 19. Jahrhunderts scheint somit einen barocken Vorläufer zu wiederholen! – Vgl. zur Mauerzunge auch SIGRIST/STROHMANN, Baugeschichtliche Befunde, 1995, S. 114, dazu Anm. 29, 30; LINKE, Marienfeld, 1994, S. 49, dazu Anm. 112.

[421] Durch die zuvor geschilderten Umbaumaßnahmen 1714 und die in den Winkeln plazierten, den Blick verstellenden Dachstuhlständer ist es heute kaum noch möglich, die Bauetappengrenze zweifelsfrei weiterzuverfolgen.

teilweise abgeschlagen/abgearbeitet zu sein.[422] In ihrer Höhe entsprechen sie jeweils genau zwei Backsteinlagen – mit Ausnahme des vierten und fünften Konsolsteins im mittleren Joch: Diese sind etwas höher, da die Backsteine der 24. Lage ab dem zweiten Läufer westlich des dritten Konsolsteins auf die Seite gestellt sind, die Höhe dieses Lagenteils also einer normalen Backsteinbreite (15 cm) entspricht; dementsprechend hat eine Binderbreite hier nun die Höhe eines Backsteins (9,5–10 cm). Dieser ungewöhnliche Versatz der Backsteine in Westteil der der 24. Lage geschah wohl, um eine Ausgleichung des leicht schrägen Verlaufs der Horizontalfugen zu schaffen und so einen genau waagerechten Abschluss zu erzielen. Genau über dieser Backsteinlage springt die Wand nämlich wiederum zurück (um 6 cm) und schafft so – ähnlich wie beim Ostjoch – zusätzlich zu den Konsolen eine weitere Auflagefläche für den Streichbalken. Der Rücksprung dürfte auch hier zugleich eine weitere Bauetappengrenze markieren.

Im Kircheninneren entspricht dem oberen Mauerrücksprung das umlaufende Wulstkämpfergesims. Die darüber aufsteigenden Schildbogenwände der Nordseite (wie auch der Südseite) treten dabei nicht so stark zurück wie die Wandpartien darunter (!, 6,5 cm gegenüber 10,5 cm), bilden somit einen gewissen Ausgleich für die Reduzierung der Wandstärke an der Außenseite.

Am sichtbaren Teil des äußeren Obergadens (Abb. 10) wird das am ersten Langhausjoch festgelegte Gliederungs- und Konstruktionsschema fortgeführt, insbesondere bei der westlichen Mittellisene, die – wie ihr älteres östliches Gegenstück – eine größere Tiefe als die übrigen Lisenen besitzt und daher das Traufgesims durchschneidet. Auch hier fußt die Lisene auf der westlichen

[422] Die insgesamt zehn Konsolsteine der Westjoche sind gleichmäßig über die Wandbreite verteilt. Zudem dienen sie heute noch, anders als im Bereich des Ostjochs, als Balkenauflager der Dachstuhlkonstruktion; die Steine sind jeweils unterschiedlich stark abgearbeitet. – Zu den Steinen im einzelnen (von O nach W): 2. Joch: Nr. 1 befindet sich westlich der östlichen Mauerzunge (Abstand zu dieser 19 cm), sein Überstand beträgt max. 13 cm (vgl. zu diesem wohl noch aus Phase II stammenden Konsolstein aus Osning-Sandstein auch Anm. 356); Nr. 2 fällt durch seine Breite auf, sein Überstand beträgt noch max. 8 cm; Nr. 3 zeigt eine Brandrötung, der Überstand beträgt max. 19 cm; Nr. 4. ebenfalls mit Brandrötung, starke Abarbeitung, erhaltener Überstand max. 14 cm; 5. gleichermaßen mit Brandrötung und Abarbeitung, erhaltener Überstand max. 19 cm. – Der Abstand der fünf Konsolsteine beträgt (Mitte zu Mitte):1 zu 2: 200 cm; 2 zu 3: 195 cm; 3 zu 4: 200 cm; 4 zu 5: 234 cm. – 3. Joch: Nr. 1 befindet sich westlich der westlichen Mauerzunge (Abstand zu dieser 42 cm), sein vollständig erhaltener Überstand beträgt 22 cm, B: 21/23,5 cm; Nr. 2. ist z. T. abgeschlagen, der erhaltene Überstand beträgt max. 14 cm, B: max. 31 cm; Nr. 3. wurde weitgehend abgearbeitet, erhalten nur 4,5 cm, B: 30 cm; Nr. 4. wurde ebenso weitgehend abgearbeitet, erhalten hier 9 cm, B: 24,5 cm; Nr. 5: sein vollständig erhaltener Überstand misst 14 cm, B: 25,5 cm. – Der Abstand der fünf Konsolsteine beträgt (Mitte zu Mitte): 1 zu 2: 207cm; 2 zu 3: 202 cm; 3 zu 4: 206 cm; 4 zu 5: 206 cm.

Mauerzunge als Unterbau auf,[423] wobei in gleicher Weise am Lisenenfuß, oberhalb des Dachanschlages, ein kleiner Wasserschlag ausgebildet ist.[424] Die beiden Lisenen, zu denen noch eine dritte, allerdings wesentlich schmalere (!) und flachere an der Ecke zur Westfassade hinzutritt, tragen einen Rundbogenfries, dessen Bögen eine geringere Spannweite und damit zugleich eine niedrigere Höhe haben als die Friesbögen der Phase IIb, denen auch noch der erste (= östliche) Bogen des mittleren Wandfeldes angehört (Abb. 78).[425] Zudem wird mit der Fortführung des Rundbogenfrieses in Phase III eine neue Konsolform ‚D' eingeführt, die am mittleren Langhausjoch einheitlich gestaltet ist, während sie am westlichen Joch in verschiedenen Abwandlungen auftritt (siehe Kap. C.6.7.3.). Diese Uneinheitlichkeit deutet auf eine Beteiligung unterschiedlicher Steinmetzen und damit für eine Anfertigung der für das Westjoch benötigten Konsolwerkstücke unter Zeitdruck.

Auch hier wurden, wie bereits in Phase I und II beobachtet, nach Abschluss der Maurerarbeiten und noch vor der Eindeckung des Seitenschiffdaches die über Dach liegenden Wandpartien des Hauptschiffobergadens von den Gerüsten aus geschlämmt und farbig gefasst. Beleg dafür sind die auch hier anzutreffenden Tropfnasen der rosa Wandfassung, die sich auf sämtlichen Wandflächen unterhalb der Dachanschlagslinie finden, nun jedoch stärker an einigen Stellen konzentriert sind.

Gleich den Befunden im Bereich der östlichen Strebemauer sind auch die Wandpartien links und rechts der westlichen Strebemauer (Abb. 152–153) sowie diese selbst auffälligerweise mit einem Schleier aus Kalkmilch überzogen, über den die rosa Tropfnasen hinweglaufen (Abb. 154). Zudem finden sich auch hier ungewöhnlich viele Steinabplatzungen, die sowohl von der Kalkmilch als auch den rosa Farbläufen überdeckt werden.[426] Diese Befunde erlauben die Vermutung, dass dieser Bereich beim Bau möglicherweise nicht so gut durch eine provisorische Abdeckung geschützt war und daher Frostschäden, insbesondere an der markant vortretenden Strebemauer, auftraten und das geschädigte Mauerwerk dann gegen

[423] Unterhalb des heutigen Dachanschlages ist der untere Ansatz des Lisenenfußes sichtbar: Er besteht aus zwei unterschiedlich breiten Osning-Quadern, die eine Gesamtbreite von ca. 87 cm erreichen, das Vortreten der Lisene vor die Wandflucht beträgt hier ca. 27 cm (Angaben nur annäherungsweise, da äußerst schwer einmessbar).

[424] Vgl. LINKE, Marienfeld, 1994, S. 49. – Zu Anlage und statischer Funktion der verstärkten Lisenen s. die Ausführungen in Kap. C.3.5. und C.5.1.

[425] Ausführlicher dazu ebd.

[426] Besonders markant ist im Wandabschnitt westlich der Strebemauer der Befund eines Tropfenverlaufs, der sich an der Bruchkante eines gebrochenen Steines entlangzieht, somit klar dessen vorausgehende, schon bauzeitliche Beschädigung belegt.

Ende der Arbeiten mit der Kalkmilch als fixierende ‚Schutzschicht' überzogen wurde.

Zur Konstruktion des erst nach Abbau der Baugerüste aufgeschlagenen Seitenschiffdachstuhls der Phase III liegen – da die allein aussagekräftige Innenwand des westlichen Seitenschiffgiebels beim Umbau 1714 abgearbeitet und in den oberen Partien sogar neu gebaut wurde (s.u.) – keinerlei Befunde mehr vor, sieht man einmal von der durch Konsolsteine und oberen Rücksprung überlieferten Position des Streichbalkens ab.

4.3.5.2. Die Befunde auf der Südseite der beiden westlichen Langhausjoche

Auf der Südseite erweisen sich die baugeschichtlichen Befunde zur Entstehung der beiden westlichen Langhausjoche als komplizierter, da auch hier – wie beim östlichen Langhausjoch – nur der außenseitige Wandstreifen unter dem Kreuzgangdach einsehbar ist und entsprechend ausgewertet werden kann (Abb. 52). Zu den darunter und darüber liegenden Wandpartien der Hauptschiffsüdwand sowie deren Innenseite können aufgrund der überdeckenden Putze und Tünchen z. Zt. weitgehend nur Mutmaßungen angestellt werden.

Einige grundsätzliche Dinge sind jedoch erkennbar: Auch in ihrem westlichen Teil wurde die Südwand des Hauptschiffes in der beim Ostjoch entwickelten Weise (Kap. C.4.3.3.2.2.) konstruiert, dass der Wandstreifen unterhalb der Vorlagenabkragung – hier des zweiten Gurtbogens – als tragendes Pfeilermassiv aus Sandsteinquadern gefügt wurde,[427] während die übrigen Wandflächen dazwischen aus Backsteinen gemauert sind, die in die Verzahnungen der Quaderlagen einklinken. Auch hier tritt der gequaderte Pfeilerkern außenseitig nicht in Erscheinung.

Im kirchenseitigen Wandfeld des Westjoches, nahe bei dem gequaderten Wandstreifen, genau unterhalb der östlichen Öffnung der paarigen Obergadenfenster, zeichnen sich im Mauerwerk unter der Tünche vage die Spuren einer Öffnung ab,

[427] Die auch hier unter der dicken Übertünchung nur schwer einzumessenden Quaderlagen des Wandstreifens unterhalb der westlichen Vorlagenabkragung weisen kirchenseitig folgende Höhenmaße auf (soweit erkennbar; Angaben in cm): 1. ?; 2. ?; 3. ?; 4. ca. 31; 5. ca. 21; 6. ca. 21; 7. ca. 21; 8. 23,5; 9. ca. 27; 10. ca. 29; 11. 29; 12. 21; 13. 21; insgesamt umfasst das Quadermassiv ca. 24 Lagen. Auffällig ist im Vergleich mit dem in Phase II errichteten östlichen Pendant die vermehrte Anzahl der Lagen (hier 24 gegenüber dort 17–18!), die bedingt ist durch die ersichtlich geringere Höhe der einzelnen Quaderlagen, wobei auffällig viele der Quader eine Höhe von 21 cm aufweisen!

vermutlich des Konversenportals (vgl. dazu Kap. C.5.5.4.).[428] Am deutlichsten zu erkennen ist der rechte (= westliche) Schenkel eines Bogenlaufs, dessen Werkstücke – wohl aus Sandstein – eine Breite von 32 cm haben. Die Unterkante des Bogens lässt sich bis in eine Höhe von 385 cm über dem heutigen Fußboden verfolgen, hat dort jedoch nach der Bogenform zu urteilen noch nicht ihren Scheitel erreicht. Der linke Bogenlauf ist durch eines der an der Südwand aufgehängten Barockgemälde verdeckt, während die Pfortenlaibungen aufgrund der dicken Tünchеschichten z. Zt. nicht sicher auszumachen sind.[429] Dafür zeichnet sich ca. 43 cm östlich der erschließbaren Position der westlichen Portallaibung ein senkrechter Riss ab, der bis in 293 cm über Fußbodenhöhe (das heißt bis über die Bogenkämpferlinie in ca. 267 cm Höhe!) reicht, um dann horizontal nach Osten abzuknicken, aber sich nach bereits 25 cm in einem diagonalen Verlauf nach oben fortsetzt. Die Deutung dieses vagen Befundes ist schwierig, möglicherweise handelt es sich um eine nachträgliche, in die ursprüngliche Portalnische eingefügte Mauerung zur Verkleinerung der Öffnung.

Als der Nordflügel des Kreuzganges dann unter Abt Ludbert (1284–1318/20) in seiner heutigen Form neu gebaut wurde, hat man die Pfortenöffnung aufgegeben und an der Kreuzgangseite sogar durch ein Dienstbündel (zwischen sechstem und siebentem Joch) verstellt. Der glatte Neuverputz der angrenzenden Wandfelder verdeckt auch hier sämtliche älteren Befunde.[430]

Wesentlich besser einzusehen ist hingegen die Wandzone in halber Höhe der Südwand, unterhalb des Kreuzgangdaches (Abb. 52), wo das Mauerwerk niemals verputzt wurde. Hier haben sich eine ganze Reihe von baugeschichtlichen Befunden erhalten, die – analysiert und geordnet – etwa folgendes Bild ergeben: Zunächst

[428] Die Spuren einer Türöffnung erstmals erwähnt in der „Beschreibung der Kirche zu Marienfeld“ des Beamten Richter im Königlichen Hochbauamt II in Münster vom 1. August 1918 (nachfolgen zitiert: RICHTER, Beschreibung (Ms), 1918; diese befindet sich heute in der Bildakte ‚Marienfeld’ im WAfD, Münster; s. dazu auch SIGRIST/STROHMANN [wie unten], S. 167, Anm. 110 und S. 196, Anm. 157). Richter erwähnt auf S. 2: „Im letzten Gewölbejoch des Kreuzgangs ist eine Mauerfuge in der Kirchwand zu erkennen, welche auf eine frühere Verbindung des Kreuzganges mit dem Mittelschiff schließen läßt“; die Deutung als Konversenpforte erstmals bei SIGRIST/STROHMANN, Baugeschichtliche Befunde, 1995, S. 196, dazu Anm. 157 (Hinweis auf RICHTER, Beschreibung (Ms), 1918), und LINKE, Marienfeld, 1994, S. 53. Die bei SIGRIST/STROHMANN erwähnten „Putzrisse“ auf der Kreuzgangseite heute nicht mehr zu sehen.

[429] Eine unterhalb der linken Gemäldeecke zu erkennende senkrechte Risslinie liegt für eine Pfortenlaibung zu weit östlich, könnte aber möglicherweise die Außenkante eines – vielleicht später ausgebrochenen – Portalpfostenquaders bezeichnen, wie sie an den beiden Querhausportalen Verwendung fanden.

[430] Die bei SIGRIST/STROHMANN, Baugeschichtliche Befunde, 1995, S. 196 erwähnten „Putzrisse“ auf der Kreuzgangseite sind an der entsprechenden Stelle heute nicht mehr zu sehen bzw. der Hinweis scheint sich auf eine andere Wandpartie zu beziehen.

wurde der gesamte untere Teil der verbleibenden Südwand bis zur Südwestecke in helltonigem, rosa erscheinendem Backstein aufgeführt. Dieses Mauerwerk reicht bis zu einer horizontalen Baufuge zwischen der zehnten und elften Lage unterhalb des markanten, auch in Phase III fortgeführten Mauerrücksprungs (s.u.), die sich durch einen deutlichen Farbwechsel im Backsteinmaterial, das darüber nun wesentlich dunkler ist, zu erkennen gibt. Nur im Wandbereich des mittleren Langhausjochs setzt sich das rosa Backsteinmauerwerk ohne große Zäsur auch oberhalb dieser Linie fort. Hier reicht die ‚rosa' Wandpartie bis zu einer vertikalen Baufuge, die sich im oberen Bereich ca. 40 cm östlich, im unteren dann sogar direkt unterhalb der Ostkante der westlichen Mittellisene befindet (Abb. 156).

Für den Wandbereich unterhalb der horizontalen Baufuge lassen sich bisher nur zwei Gerüstlöcher nachweisen, sie befinden sich in der 17. bzw. 18. Backsteinlage unterhalb des Mauerrücksprungs, heute jeweils in Wandzwickeln zwischen den Ansätzen des jüngeren, gotischen Kreuzganggewölbes; weitere, heute verdeckte Löcher könnten aber in derselben Höhe in den Wandbereichen unterhalb des Gewölbes oder hinter dessen Ansatzstellen noch vorhanden sein.[431]

Eine zweite Gerüstlochreihe aus drei Löchern befindet sich in der helltonigen Backsteinzone des mittleren Langhausjochs (oberhalb der Horizontalfuge), in der fünften Lage unter dem Rücksprung, und reicht bis zu der geschilderten senkrechten Baufuge östlich der westlichen Mittellisene.[432]

Der in Phase IIb angelegte Mauerrücksprung, der dort ursprünglich als Dachanschlagslinie gedacht war, aber mit deren Höherlegen weitgehend funktionslos wurde, wird in Phase III fortgeführt (Abb. 52), dient aber nun nur noch einer Reduzierung der Wandstärke. Auch der Wandabschnitt des mittleren Langhausjochs oberhalb des Rücksprungs wurde im Bereich zwischen den Lisenen ebenfalls noch

[431] Von der unteren Gerüstlochreihe (A) in der 17. bzw. 18. Lage unter dem Mauerrücksprung sind bisher folgende Löcher nachweisbar (O nach W): 1. Das östliche Gerüststangenloch (in Lage –17) befindet sich im Wandzwickel zwischen dem dritten und vierten Kreuzganggewölbe, unmittelbar neben der Baunaht II/III, ohne Mörtelspuren, B: 8 cm; 2. Das westliche Gerüststangenloch (in Lage –18) befindet sich im Wandzwickel zwischen dem fünften und sechsten Kreuzganggewölbe, links unterhalb der westlichen Mittellisene, ohne markante Mörtelspuren, B: 9,5 cm (Der Abstand der beiden Gerüstlöcher wurde nicht eingemessen, da er zu groß ist und die dazwischenliegenden Löcher fehlen; für sich genommen hätte er aber keinerlei Aussagewert).

[432] Die obere Gerüstlochreihe (B) in der 5. Lage unter dem Mauerrücksprung besteht aus folgenden Löchern (O nach W): 1. Das östliche Gerüststangenloch befindet sich 110 cm westlich der Baunaht II/III, B (Wandöffnung): 16, darin Mörtelabdruck einer halbrunden Gerüststange von 9 cm Breite; 2. mit rundem Mörtelabdruck, Ø 7 cm; 3. Mörtelabdruck einer halbrunden Gerüststange von 10 cm Breite. – Der Abstand der einzelnen Gerüstlöcher beträgt (in cm): 1 zu 2: 260; 2 zu 3: 228. – Zur Fortsetzung der Reihe in der übernächsten Bauetappe s. Anm. 431.

aus rosa Backsteinen aufgemauert. Hier sind in der dritten und vierten Lage über dem Rücksprung die Konsolsteine für den Streichbalken des Kreuzgangdaches eingefügt; die recht sorgfältig aus Osning-Sandstein geschlagenen Steine setzen dabei die mit dem ersten Konsolstein dieses Joches bereits in Phase IIb vorgegebene Höhenlage der Konsolreihe fort.[433]

Die nachfolgende Bauetappe oberhalb der Horizontalfuge – zugleich die erste, die nun aus dunkelroten Backsteinen gemauert wurde – umfasst den relativ schmalen, nur ca. 173 cm breiten Wandstreifen zwischen der genannten senkrechten Baufuge östlich der westlichen Mittellisene und einer zweiten Vertikalfuge ca. 45–55 cm westlich der Lisene (Abb. 156). Beide Baufugen verlaufen relativ senkrecht. Auf dem Mauerrücksprung setzen auch hier die Quader der 87,5 cm breiten westlichen Mittellisene ein, die nun nur noch grob geglättet sind.[434] In diesem kurzen Abschnitt lässt sich kein eigenes Gerüstloch nachweisen – offenbar erfolgte das Aufmauern von den bereits vorhandenen Gerüsten aus.

Bei Betrachtung dieser Befundsituation erscheint es auf den ersten Blick erstaunlich, dass man nach der voraufgehenden langen Wandpartie nun einen nur schmalen Wandstreifen anschloss. Dies könnte jedoch damit zusammenhängen, dass die genau in diesem Abschnitt auf den gequaderten Pfeilerkern aufzusetzenden Werkstücke der kirchenseitigen Vorlagenabkragungen noch nicht zur Verfügung standen bzw. diese Maßnahme erst für die nächste Bauetappe vorgesehen war, so dass man zunächst das Wandfeld des zweiten, mittleren Joches bis kurz vor dem Pfeilermassiv aufmauerte, während dieses selbst in ‚Warteposition' verblieb. Erst in der nachfolgenden Bauetappe hat man dann offenbar den noch ausstehenden Bereich des Pfeilermassivs mit den nun verfügbaren Konsolenwerkstücken sowie neuen, jetzt dunkleren Backsteinen aufgemauert.

[433] Zu den Steinen im einzelnen (von O nach W, es wird die Numerierung der Reihe fortgeführt): Nr. 5: Überstand: 21 cm, H: 24 cm, B: 19,5 cm; Nr. 6: Überstand: 20 cm, H: 22 cm, B: 22–34 cm; Nr. 7: Überstand: 20,5 cm, H: 22,5 cm, B: 22 cm; Nr. 8: Überstand: 21,5 cm, H: 22,5 cm, B: 29,5 cm. – Der Abstand der vier Konsolsteine beträgt (Mitte zu Mitte): 4 (noch Bauphase II) zu 5: 179; 5 zu 6: 173; 6 zu 7: 173; 7 zu 8: 177.

[434] Im einsehbaren Bereich unter Dach springt die Lisene um 8 cm vor. Ihre Quader haben folgende Maße (in cm): 1. Lage: a: H: 48, B: 46,5; b: H: 49, B: 41; 2. Lage: a: H: 50,5, B: 36,5; b: H: 48,5, B: 51. Auffällig ist in beiden Lagen die nicht einheitlich durchgehaltene Quaderhöhe. – Die Quader weisen zwar den üblichen Randschlag auf, die Flächen selbst wurden aber nur grob geglättet, eine abschließende Feinglättung ist unterblieben – möglicherweise, da diese Quader von Anfang an für den Bereich unter Dach vorgesehen waren, möglicherweise wurden aber auch die Lisenenquader der Phase III – da sehr hoch oben versetzt – nicht mehr so sorgfältig ausgearbeitet, doch kann dies erst durch einen direkten Vergleich mit den Quaderlagen darüber bestätigt werden.

Nach Beendigung der Arbeiten im Bereich des westlichen Pfeilermassivs bzw. der westlichen Mittellisene wurde schließlich der letzte Wandabschnitt, der von der zweiten senkrechten Baufuge bis zur Südwestecke reicht, aus den zuvor eingeführten dunkeltonigen Backsteinen hochgezogen. Zu seiner Errichtung diente ein Gerüst, das auf fast der gleichen Höhe lag wie dasjenige östlich der westlichen Mittellisene: Seine Gerüstlöcher liegen zwar statt in der fünften nun in der vierten, die letzten beiden gar in der zweiten Lage unterhalb des Rücksprungs, doch ist dies durch ein nach Westen abfallendes Niveau des Rücksprungs sowie durch Höhenversprünge der Backsteinlagen an den beiden Baufugen zu erklären. Es ist also mehr als wahrscheinlich, dass das am Wandabschnitt des zweiten Jochs verwendete Baugerüst beim Weiterbau einfach nach Westen verlängert wurde, die Bauunterbrechung demnach nur von kurzer Dauer gewesen sein dürfte.[435]

Oberhalb des weitgehend funktionslosen Mauerrücksprungs, der ab der westlichen Mittellisene zunehmend nach Westen abfällt (Abb. 52), wurde auch hier in der zweiten/dritten bis fünften Lage die Konsolreihe zur Aufnahme des Streichbalkens fortgeführt. Von den ehemals fünf Kragsteinen in diesem Wandabschnitt blieben nur zwei bis heute erhalten, zwei weitere wurden bei einem späteren Ausbau des Dachraumes (s.u.) aus der Wand entfernt, die Ausbruchnischen vergrößert und teilweise verputzt.[436] Auch der letzte Konsolstein wurde ausgebrochen; er befand sich nahe der Südwestecke und wurde offenbar ehedem durch den darüber liegenden

[435] Daher wird hier die am mittleren Joch begonnene Lochnummerierung fortgeführt. Die obere Gerüstlochreihe (B) im Bereich des Westjochs, nun in der 4. Lage unter dem Mauerrücksprung, besteht aus folgenden Löchern (O nach W): 4. Dieses Gerüststangenloch befindet sich eine Backsteinlänge (= 29 cm) westlich der westlichen Baufuge, mit rundem Mörtelabdruck, ∅ 9 cm, T: nur 11 cm; 5. direkt oberhalb der jüngeren Türöffnung, ohne Mörtelabdruck, B: 8,5 cm; 6. ohne Mörtelreste, B: 8,5 cm; 7. mit Mörtelabdruck, ∅ 8,5–9,0 cm; die beiden letzten Löcher befinden sich in der zweiten Lage unterhalb des hier abfallenden Rücksprungs: 8. ohne Mörtelreste, B: 12,5 cm; 9. direkt neben einem Quader der Westwand, geringe Mörtelreste, ∅: 11 cm. – Der Abstand der einzelnen Gerüstlöcher beträgt (in cm): 3 zu 4: 348; 4 zu 5: 275; 5 zu 6: 190; 6 zu 7: 177; 7 zu 8: 102; 8 zu 9: 186.

[436] Da sich die beiden Nischen sowie eine dritte Ausbruchstelle (s.u.) exakt in Höhe der von Osten herangeführten Konsolsteinreihe befindet, können diese zweifelsfrei als Überreste einer ehemals fünfteiligen Konsolsteinreihe des Westjoches identifiziert werden. Eine vorsichtige Deutung in diese Richtung bereits bei SIGRIST/STROHMANN, Baugeschichtliche Befunde, 1995, S. 193: „[...] zwei verputzte Nischen in der Langhauswand [...], möglicherweise an der Stelle ehemaliger Dachkonsolen“, dazu Abb. 279. – Zu den Steinen im einzelnen (von O nach W, es wird die Numerierung der Reihe fortgeführt): Nr. 9 (befindet sich westlich der westlichen Mittellisene, Abstand zu dieser 67 cm): Überstand: 21 cm (eine Ritzlinie markiert, bis wohin der Quader in die Wand einbinden soll!), H: 22 cm, B: 28,5 cm; Nr. 10 (befindet sich rechts oberhalb der jüngeren Türöffnung): Überstand: 21 cm, H: 23,5 cm, B: 27,5–30 cm; Nr. 11: nur als Ausbruchnische links oberhalb der jüngeren Türöffnung überliefert; Nr. 12: ebenfalls nur durch Ausbruchnische überliefert; Nr. 13: auch dieser Kragstein gleichermaßen nur indirekt durch Ausbruchstelle nahe der Südwestecke tradiert (vgl. folgende Anm.). – Der Abstand der fünf Konsolsteine beträgt (Mitte zu Mitte): 8 (Joch II) zu 9: 359 (dazwischen die westliche Mittellisene); 9 zu 10: 176; 10 zu (11): 180; (11) zu (12): 173; (12) zu (13): 406.

dritten, weit in das anschließende Mauergefüge einbindenden Lisenenquader zusätzlich gesichert.[437]

Die beiden bis heute fast unbeschädigt erhaltenen Konsolsteine – in ihrem vorkragenden Teil als klar umrissener Kubus mit abgerundeter Unterkante geformt – zeigen die für den Bauabschnitt III typische, etwas rationelle Bearbeitung mit Randschlag und grobem Fischgrätmuster, wobei sich der westliche der beiden Kragsteine (Abb. 155) als hier wiederverwendetes verschlagenes Werkstück für die Ecke eines Pfeilersockels erweist.[438]

Anders als bei den entsprechenden Partien am nördlichen Obergaden korrespondieren hier bis auf wenige Ausnahmen[439] die Konsolsteine nicht mit der Position der Gerüstlöcher, die eine einheitliche, aber hier in größeren Abständen angeordnete Folge unterhalb des Mauerrücksprungs bilden.

Zu dem ehemals auf den Konsolsteinen aufliegenden Streichbalken hat sich ein interessanter Befund nahe der Südwestecke erhalten: Ab einem vertikalen Rücksprung 155 cm östlich der Ecklisene weichen die Backsteine der zweiten und dritten Lage unter dem Dachanschlaggesims (= achte und siebente Lage über dem Rücksprung) auf einer Länge von 100 cm auffällig hinter die Mauerflucht zurück. Der plattgedrückte Fugenmörtel lässt erkennen, dass sie offenbar gegen einen bereits vorhandenen Balken gemauert wurden. Dies bedeutet, dass der Streichbalken bereits versetzt war, als das Wandstück in dieser Höhe aufgemauert wurde. Er ruhte auf den östlich anschließenden Kragsteinen (anstelle der heutigen Nischen) auf, nicht jedoch auf dem westlichsten Konsolstein – dieser scheint erst durch ein nicht in die Wand eindringendes, wohl mittels einer Verzapfung verbundenes Balkenstück erreicht worden zu sein.

[437] Der Lisenenquader bindet über das eigentliche Maß der Lisene hinaus 38,5 cm in das östlich anschließende Mauerwerk ein. Die Größe des Konsolsteins ist durch das grobe Ausbrechen nicht mehr genau zu bestimmen, ebensowenig der Zeitpunkt dieses Aktes – etwa schon im Zusammenhang mit dem Bau der Balgenkammer (s.u.) im Spätmittelalter, beim Bau der heutigen Abschlusswand des Kreuzganges 1830 und der damit verbundenen Wiederherstellung des Kreuzgangdachstuhls oder erst bei dessen Neubau 1872?

[438] An dem Werkstück hat sich bis heute die jetzt auf dem Kopf stehende Profilierung aus Platte und Schmiege (eines Pfeilersockels) erhalten. Bei der Umarbeitung zum Konsolstein wurde die Schmiege der heutigen Südseite des Quaders zugunsten einer Abrundung abgearbeitet, auf der Ostseite sogar eine völlig neue Oberfläche geschlagen. Diese nicht auf Sicht gearbeiteten Flächen zeigen dabei eine wesentlich gröbere Bearbeitung als die Flächen des ursprünglichen Pfeilersockels.

[439] So sind die beiden Konsolsteine Nr. 8 und 9 zu seiten der westlichen Mittellisene in etwa senkrecht über den Gerüstlöchern 3und 4 angeordnet.

Nicht zuletzt durch das Ummauern des Balkens entstanden einige Unregelmäßigkeiten im Mauerwerk, so dass einige Backsteinlagen in diesem Bereich in eine leichte Schräglage gerieten. Dies wurde durch eine dickere Mörtelbettung und eine Lage aus auf die Seite gestellten Bindern in der neunten Lage über dem Rücksprung ausgeglichen, so dass das darüber aufgesetzte Dachanschlaggesims wieder völlig waagerecht zu liegen kam.

Das aus Sandsteinwerkstücken gefertigte Dachanschlaggesims setzt auch am Westjoch die an den vorherigen Wandabschnitten festgelegte Höhe und Form fort. Nur im Bereich des späteren Dachausbaues (s.u.) wurde es bei dessen Einbau bis auf drei zusammenhängende Werkstücke[440] völlig abgearbeitet, da an dieser Stelle damals wohl ein vollkommen anderer Dachanschlag geschaffen wurde.

Im Westen endet das Dachanschlaggesims übergangslos an der südwestlichen Ecklisene, die den Abschluss der Südwand bildet. Sie fußt wie die übrigen Obergadenlisenen auf dem Mauerrücksprung auf und springt um 5,5 cm vor. Ihre drei unteren Sandsteinquader werden heute weitgehend durch die 1830 von Süden dagegen gemauerte westliche Giebelwand des Kreuzgangnordflügels verdeckt.[441] Darüber steigt ihre Südseite frei auf, während die Westseite heute bis auf ein kurzes Endstück (vgl. dazu unten) hinter der anstoßenden Südwand des barocken Abteibaus verborgen liegt.

Wesentlich breiter und auch etwas stärker vortretend als die Ecklisene erscheint die etwa gleichzeitig ausgeführte westliche Mittellisene (Abb. 52, 156), die – wie ihr östliches Gegenstück – oberhalb des Dachanschlaggesimses ohne den bei den Mittellisenen der Nordseite zu findenden Wasserschlag ausgebildet ist.[442]

Der in Phase III errichtete Abschnitt der südlichen Obergadenwand (Abb. 5) zeichnet sich dadurch aus, dass sich im Bereich des Westjoches noch unverändert die ursprünglichen paarigen Rundbogenfenster erhalten haben (Abb. 263) – bis auf das

[440] Zusammen erreichen sie eine Länge von 109 cm.

[441] Aufgrund der gegengemauerten Giebelwand des Kreuzgangs lässt sich die Lisenenbreite im Bereich unter dem Kreuzgangdach nicht mehr ermitteln, nur noch oberhalb des Dachanschlages. Sie ist jedoch wesentlich schmaler als die beiden Mittellisenen mit 98/90 cm (O) und 88 cm (W) und auch nicht so tief (5,5 gegenüber dort 8 cm). – Die Höhe der drei einsehbaren Lisenenquader beträgt (in cm): 1. 34; 2. 41; 3. 50+x cm. Der erste bindet 18 cm, der zweite nicht (bzw. nach Norden), der dritte 38,5 cm in das östlich anschließende Mauerwerk ein (vgl. Anm. 433).

[442] Eine Detailaufnahme der westlichen Mittellisene findet sich bei SIGRIST/STROHMANN, Baugeschichtliche Befunde, 1995, S. 104, Abb. 148.

Halbjoch des Chores wurden alle anderen romanischen Fenster im frühen 16. Jahrhundert unter Abt Münstermann (1498–1537) durch größere Fensteröffnungen ersetzt (Kap. C.4.1.). Das erhaltene romanische Doppelfenster (Kap. C.5.6.2.) überliefert die Konstruktionsweise der ursprünglichen Fensteröffnungen: Sowohl auf der Außen- wie auf der Innenseite wurden die Stirnfläche des Zwischenpfeilers und die Kanten der Fensteröffnungen aus fein geglätteten Sandsteinquadern gefügt.[443] Die Quader liegen dabei bündig in der Flucht des anschließenden Mauerwerks und sind durch abwechselnd schmalere und breitere Werkstücke mit diesem verzahnt, insbesondere in die Fensterlaibungen hinein, die in ihrem inneren Teil jeweils bis zur Glasfläche gleichfalls aus Backstein gemauert wurden.[444] Nach Fertigstellung der senkrechten Partien wurde offenbar zur Erstellung der Bogenlaibungen ein kleines Lehrgerüst erstellt, das mit einem Querbalken auf den jeweils letzten Laibungssteinen aufruhte. Davon zeugen heute noch die sich gegenüberliegenden quadratischen Ausnehmungen (6 x 6 cm, T: bis 8 cm) an den untersten Bogensteinen, jeweils 7 cm von der Laibungskante entfernt.[445] Bis zur Vollendung und damit dem inneren Kraftschluss des Fensterbogens unterfing dieses Lehrgerüst die bereits versetzten Laibungssteine (vgl. dazu Kap. C.3.5.), deren Stirnseiten nun eine einheitliche Breite aufweisen.

Die die paarigen Rundbogenfenster umgebenden Schildflächen im Kircheninneren wurden – wie auf der Nordseite – oberhalb des umlaufenden Kämpfergesimses etwas stärker vortretend als die Wandflächen darunter gemauert, als obere Einfassung diente auch hier der gleichzeitig versetzte Schildbogen.

Am Außenbau wird der südliche Obergaden der beiden Westjoche (Abb. 2) wie am übrigen Bau gemäß der Jochteilung im Inneren durch die Lisenen in zwei große Felder mit abschließendem Rundbogenfries unter dem Traufgesims unterteilt. Dabei gehören nur die beiden westlichen Lisenen der Phase III an, während die östliche Mittellisene noch aus Phase II stammt. Der zwischen die Lisenen gespannte Rundbogenfries besteht am mittleren Joch heute aus zweimal sechs Bögen mit einer ‚Fehlstelle' über dem spätgotischen Obergadenfenster, der des Westjochs ist

[443] SIGRIST/STROHMANN, Baugeschichtliche Befunde, 1995, S. 100, als Bildbeleg Abb. 146 (romanisches Doppelfenster der Südseite).
[444] Zur Konstruktionsweise der romanischen Fenster erstmals ebd., S. 150.
[445] Ebd., S. 150, Anm. 82 machten erstmals auf diesen Befund aufmerksam, nahmen jedoch keine Deutung vor; vgl. dazu auch die dortige Abb. 146.

hingegen sechzehnachsig angelegt, wobei die beiden Bögen über den gekuppelten Rundbogenfenstern jeweils eine größere Spannweite besitzen und wie diese mit Sicherheit noch zum Originalbestand gehören. Wie beim östlichen Langhausjoch deutet aber auch hier die unregelmäßige, teilweise verdrückte Form einiger Bögen auf eine partielle Erneuerung der Substanz im Zusammenhang mit dem spätgotischen Fensterumbau und den Wiederherstellungsmaßnahmen nach dem Dachbrand 1826 hin.

Die Rundbögen des Frieses ruhen an den beiden Westjochen auf Konsolen des jüngeren Typs ‚D' auf, die Konsole des älteren Typs neben der östlichen Mittellisene gehören wie der auf ihr fußende Bogen noch der Bauphase IIb an, hier ist also der Endpunkt der sich senkrecht am Obergaden hochziehenden Baunaht zwischen den Phasen II und III zu suchen (vgl. dazu Kap. C.4.3.4.). Ein damit vermutlich in Zusammenhang stehender Wechsel von dünnformatigen (6,5–7 cm) zu dickformatigen Formsteinen (9,5–10 cm) innerhalb des Rundbogenfrieses konnte zwar grundsätzlich festgestellt, aber die Nahtstelle nicht genauer lokalisiert werden.[446]

Nach Abschluss der Maurerarbeiten und noch vor der Fertigstellung des Kreuzgangdaches wurden auch hier, wie bereits mehrfach beobachtet, die über Dach liegenden Wandpartien des Hauptschiffobergadens von den Gerüsten aus geschlämmt und farbig gefasst. Davon zeugen auch hier noch die Tropfnasen der rosa Wandfassung unterhalb der Dachanschlagslinie, doch sind es hier deutlich weniger, wie dies bereits ähnlich an den Wandpartien aus Phase III auf der Nordseite unter dem Seitenschiffdach festgestellt werden konnte.

Von den Baubefunden aus späterer Zeit sei hier wenigstens auf den Türdurchbruch im Zwickel zwischen dem fünften und sechsten Kreuzgangjoch von Osten, genau unterhalb des östlichen Rundbogenfensters des Hauptschiffwestjoches (Abb. 52).[447] Der Durchgang führte zu einer heute vermauerten Türöffnung in der Kirchenwand,

[446] SIGRIST/STROHMANN, Baugeschichtliche Befunde, 1995, S. 107. – Ausführlicher in Kap. C.3.3.

[447] Eine ausführliche Vorstellung der Befunde ebd., S. 192–196, dazu Abb. 274–280. – Ergänzend sei erwähnt, dass die Wände des Raumes in Leichtbauweise, wohl als Holz- oder Fachwerkkonstruktion, angelegt waren. Er dürfte die gesamte Kreuzgangbreite eingenommen haben und hatte eine Länge von 422 cm, wie an der eigens ausgefugten Wandpartie der Kirchenwand ersichtlich ist. Die dort ebenfalls ablesbare Bodenhöhe über dem Gewölbescheitel lag ca. 155 cm über der Türschwelle der Öffnung zum Kirchenraum. Der mit einer eigenen Dachkonstruktion versehene Raum, der vom westlichen Klausurflügel aus zugänglich war, könnte außer als Balgenkammer auch noch der Aufbewahrung von Noten etc. gedient haben.

die einst den Zugang zu einer hier angebrachten Schwalbennestorgel bildete. Unmittelbar westlich neben der Tür hat sich zudem ein Schacht erhalten, der wohl als Windkanal zu deuten ist und der die Verbindung herstellte zu den Blasebälgen in dem eigens abgeteilten und ausgebauten Raum unter dem Kreuzgangdach.[448] Da die Schwalbennestorgel den Umbau der paarigen Rundbogenfenster, die sie verdeckte, unter Abt Heinrich Münstermann (1498–1537) zu Beginn des 16. Jahrhunderts verhinderte, lassen sich Türdurchbruch und Ausbau der Balgenkammer in das späte 14. oder das 15. Jahrhundert datieren.[449]

4.3.5.3. Die Befunde an der Westfassade von Haupt- und Seitenschiff

Durch die besondere bauliche Situation der Westfassade mit dem 1699–1702 in Mittelschiffbreite davorgebauten Abteiflügel ist es heute nur noch partiell möglich, das originale Fassadenmauerwerk des 13. Jahrhunderts in Augenschein zu nehmen, dafür bieten sich andererseits Möglichkeiten, sonst in der Regel unzugängliche Partien wie etwa die Giebelzone einer Nahbetrachtung zu unterziehen.

So gewähren zum Beispiel auch die beiden Kellerräume unmittelbar vor dem Fassadenbereich des Hauptschiffs unterhalb ihrer Gewölbeanschlüsse einmalige Einblicke in die Sockelzone der Fassade und den sich darunter anschließenden, sonst verborgenen Fundamentbereich.[450] Insbesondere in der nördlichen Hälfte des heute wieder freigelegten Wandbereichs wird deutlich sichtbar, dass die unteren Fundamentschichten aus großen Findlingen bestehen (Abb. 160, 163). Dazwischen

[448] So bereits ebd., S. 196.

[449] Bisher lässt sich der Bau der Schwalbennestorgel zeitlich nicht genauer fixieren – die vagen Nachrichten der ‚Marienfelder Chronik' zu den Orgeln und ihren Standorten müssen noch eingehender ausgewertet werden. Die erste Nachricht zum Bau einer Orgel gibt es zu Abt Johannes IV. (1384–1396); s. dazu BÖHMER/LEIDINGER, Chroniken und Dokumente, 1998, S. 65. Vgl. auch SIGRIST/STROHMANN, Baugeschichtliche Befunde, 1995, Anm. 120, 156.

[450] Im Kellergeschoss des Abteiflügels grenzen zwei überwölbte Räume unmittelbar an den Fassadenbereich des Hauptschiffs an. Die Ostwand des größeren zweischiffigen Raumes umfasst den nördlichen und mittleren Abschnitt dieses Fassadenbereichs, der kleinere einschiffige Raum Teile des südlichen Abschnitts. Der einsehbare Bereich der heute wieder freiliegenden Mauerwerkspartien der unteren Westfassadenzone wird nach oben begrenzt durch die im Rundbogen geführten Anschlüsse der Kellergewölbe. – Dieser höchst aufschlussreiche Bereich der Fassade wurde in der Forschung zu Marienfeld bisher kaum beachtet, wie der folgende Forschungsüberblick zeigt: TRÖLLER, Marienfeld, 1935, S. 29 erwähnt Grabungen von Dr. Hölker nach einer Vorhalle vor der Westfassade, nennt aber nicht das dazu unerlässliche und durch Befunde belegbare Westportal (s.u.) sowie die anschließenden Wandbereiche. – HÖLKER, Kreis Warendorf, 1936, S. 206, Abb. 303 bildet zwar in einer rekonstruierenden Ansicht der Westfassade das Westportal als rechteckige Öffnung ab, geht aber ebenfalls im Text (S. 216–221) nicht weiter darauf ein. – QUEDNAU/KORN/SIGRIST, Westrose, 1986, S. 38/39 (Quednau) erwähnen zumindest ein sich abzeichnendes „mittiges Portal". – Die Befundsituation im Keller der Abtei erstmals genauer geschildert bei SIGRIST/STROHMANN, Baugeschichtliche Befunde, 1995, S. 141, Anm. 66. – LINKE, Marienfeld, 1994 bildet zwar diesen Bereich erstmals ab (Abb. 183, 184), geht aber im Text (S. 54) gleichfalls nicht näher darauf ein und erwähnt nur die mutmaßliche Vorhalle und das Westportal.

und darüber befinden sich zunächst gröbere Bruchsteinpackungen, ehe dann eine einheitliche Sandsteinlage folgt (H: 20,5 cm). Im Bereich unterhalb und südlich des im Befund erhaltenen, heute vermauerten Westportals (s.u.) scheint das Fundament hingegen homogener angelegt (Abb. 161) – ohne bis in diese Ebene hinaufreichende Findlinge, dafür mit gelegentlichen Backsteinbrocken durchsetzt, aber auch hier auf selber Höhe eine erste einheitliche Sandsteinlage (H: 23 cm).

In beiden Bereichen markiert ein kleiner Absatz über dieser ersten durchgängigen Sandsteinlage das mutmaßliche romanische Laufniveau. Auf eine zweite Quaderlage (je 20,5 cm!) folgt die am ganzen Bau anzutreffende Sockelzone, bestehend aus dem Untersockel (H: 23 cm) mit Platte und Schmiege sowie darüber dem Sockelprofil (H: 21 cm) aus Platte, schrägem Plättchen und Kehle.

Sowohl die Sockelzone als auch die beiden Quaderlagen darunter sind in der Mitte der Hauptschiffwand über eine längere Strecke unterbrochen, das offensichtlich später hier eingefügte Füllmauerwerk wie auch der obere Teil des Fundamentbereichs darunter sind heute überputzt und getüncht.

Die in sich abgestufte Grenzfuge zwischen ursprünglichem Wandgefüge und offensichtlich jüngerem Füllmauerwerk lässt deutlich erkennen, dass die Sockelzone dort ehemals rechtwinklig umknickte (Abb. 161, 162). Die beiden über diesen Sockelecken aufsteigenden Gewändekanten – von denen die nördliche heute völlig durch den Gurtbogenansatz des barocken Kellergewölbes verdeckt ist – zeigen an, dass sich hier ehemals eine Portalöffnung befand. Das Umknicken von Fundament und Sockelzone ist dabei ein klarer Hinweis darauf, dass das eigentliche Westportal in einer tieferen Wandebene lag, während die genannten Gewändekanten zu einer die Portalöffnung rahmenden Nische gehörten.[451] Diese besaß eine erschließbare Breite von 267 cm.[452] Darüber hinausgehende Angaben über die äußere Gestaltung des eigentlichen Portals werden erst nach einer teilweisen Entfernung des Füllmauerwerks möglich sein.

[451] Während für die nördliche Gewändekante aufgrund der Verdeckung keinerlei Angaben gemacht werden können, sind zumindest die vier unteren, über dem Sockel liegenden Quader der südlichen Gewändekante bis zum Anschluss des Kellergewölbes einsehbar; Maße (in cm): 1. 20,5; 2. 40,5; 3. 32,5; 4. 32,5 (?, evtl. auch noch höher).

[452] Obwohl die nördliche Gewändekante heute völlig verdeckt ist, kann ihre Position durch den vollständig erhaltenen Eckstein des Sockelprofils doch sicher erschlossen und so die Nischenbreite ermittelt werden.

Gleiches gilt für die Befunde auf der Innenseite der Hauptschiffwestwand, wo sich in der heutigen Putzschicht vage die Umrisse der Westportalöffnung in Form von Rissen abzeichnen, insbesondere ein Quader des nördlichen Gewändes (Abb. 165),[453] das übrige Mauerwerk auf der Westwandinnenseite besteht aus Backstein. Das einzige Gliederungselement in der unteren Wandzone bilden neben dem Westportal die Basen der beiden Eckdienste (Abb. 311, 312), die auf einem einfachen Profil aus Platte, Schmiege und Sockel aufruhen, wobei das attische Profil der nördlichen Basis seine Fortsetzung in dem übergangslos anstoßenden Basisprofil des westlichen Arkadenhalbpfeilers findet (Kap. C.6.1.4.).

Im Gegensatz zu den übrigen Außenfassaden der Kirche und zu der auf der Innenseite der Westwand festgestellten Verwendung von Backstein für den inneren Mauerkern wurde der Außenseite der gesamten Westfront eine Schicht aus Natursteinen vorgeblendet. Dabei handelt es sich größtenteils um großformatige Osning-Sandstein-Quader, eine Ausnahme bildet allein der Wandabschnitt südlich des Westportals (Abb. 164). Hier ist nur die erste Lage über dem Sockelprofil aus präzise geschlagenen Sandsteinquadern gefügt, das darauffolgende Mauerwerk besteht im von den beiden Kellerräumen aus einsehbaren Wandbereich aus lagig vermauerten, hammerrechten Kalkbruchsteinen, die leicht hinter die Flucht der unteren Sandsteinlage zurückspringen. Dies könnte darauf hindeuten, dass der Bruchsteinbereich ehemals mit einer den Versprung ausgleichenden Putzschicht versehen war.[454] Als seitliche Begrenzung der Bruchsteinzone fungiert nördlich das gequaderte Portalnischengewände, im Süden kann als Entsprechung die mutmaßlich durchgängig gequaderte Lisene an der heute durch anstoßende Mauern verstellten

[453] Vom nördlichen Gewände ist noch die Kante als Riss nachvollziehbar, unter der Tünche zeichnet sich stellenweise noch die Steinoberfläche ab, insbesondere an einer Stelle, wo zum Zeitpunkt des Farbauftrags ältere Tüncheschichten bereits abgeplatzt waren: Hier wird sogar die fischgrätförmige Anordnung der Flächenhiebe erkennbar. Da dieser Zierschlag meist genau symmetrisch angelegt ist, kann eine Quaderbreite des vermutlich quergelagerten Gewändequaders von 96–100 cm erschlossen werden. Südlich neben der Gewändekante folgt mit 47 cm Abstand eine weitere Baunaht – eventuell eine spätere Verkleinerung der Portalöffnung. Sie wird in 287 cm Höhe von einem 118 cm langen Holzbrett überdeckt, das nicht über die Öffnung hinausreicht. Rechnet man weitere 47 cm für die Verkleinerung des südlichen Gewändes hinzu, käme man für die romanische Portalnische auf eine Breite von ca. 212 cm, eine unter Einbeziehung der Auflagestellen für das Tympanon von je 21 cm (so beim Kreuzgangportal) auf eine Breite der Portalöffnung von ca. 170 cm. Sichere Angaben kann man jedoch erst nach einer genauen Überprüfung des Baubestandes, etwa durch Schnitte im Putz, machen. – Als erster machte RICHTER, Beschreibung (Ms), 1918, S. 3 auf die Existenz des Westportals aufmerksam: „Das Mittelschiff hatte auf der Westseite [...] einen Eingang, wie an der Mauerfuge zu sehen ist.“ Vgl. dazu auch Anm. 446.

[454] Das vom südlichen Kellerraum aus einsehbare, durch die anstoßenden Wände und den Anschluss des Kellergewölbes begrenzte südliche Wandfeld zeigt in seinem Scheitel einen schmalen, nach unten rechtwinklig begrenzten Bereich, der mit Backsteinen ausgefüllt ist. Handelt es sich dabei lediglich um einige ‚versprengte' Backsteine oder gar um eine später zugesetzte Öffnung? Erst eine behutsame Entnahme der Backsteine wird diese Frage klären können.

Südwestecke angenommen werden, während die Frage nach der oberen Ausdehnungsgrenze bisher offen bleiben muss.

Im Unterschied dazu zeigt der Wandabschnitt nördlich des Westportals (Abb. 160) ein sauber gefügtes Quadermauerwerk mit durchgängigen Lagerfugen.[455] Dieses setzt sich auch jenseits der mutmaßlichen Lisene (als seitlicher Abschluss der Hauptschifffront) an der Front des nördlichen Seitenschiffes fort (Abb. 79–80). Anders als die Nordwand des Seitenschiffes blieb dessen gequaderte Westfassade weitgehend unangetastet, so dass das Quadergefüge noch einen authentischen Eindruck der gequaderten Westfront der Kirche zu vermitteln vermag. Auffällig ist dabei hier das völlige Fehlen von Gerüstlöchern – diese scheinen erst in höheren Lagen eingeführt worden zu sein, während die unteren Bereiche hier wohl von Standgerüsten aus gemauert wurden.[456]

Einen größeren Eingriff in die Substanz der Seitenschiffwestfront bedeutete lediglich der Einbau eines neuen Westeinganges 1714.[457] Neben diesem ist aber im südlichen Wandabschnitt noch der Bogenansatz der ursprünglichen Eingangsöffnung, wohl der ehemaligen Laienpforte (Kap. C.5.5.3.2.), erhalten[458] – die zu erwartenden Überreste der Pforte auf der Innenseite der Wand können leider aufgrund des gleichmäßig aufliegenden Verputzes nicht überprüft werden.

An der Außenfront zeigt die homogene Wandzone nördlich des barocken Portals einschließlich der Ecke noch das unveränderte spätromanische Quadergefüge.[459] Der

[455] Die einsehbaren Quaderlagen oberhalb der Sockelzone haben folgende Höhenmaße (in cm): 1. 41; 2. 41,5; 3. 36,5; 4. 32,5+x. – Die Quader zeigen eine mittelmäßige Glättung, z. T. ist noch der feinere Randschlag erkennbar. Der Eindruck der geglätteten Quaderoberflächen wird heute gestört durch Aufspitzungen für einen später aufgebrachten Verputz, der wohl im Zusammenhang mit der Einrichtung des barocken Kellers stand. Zudem erscheinen die Quader leicht angewittert, was möglicherweise mit der aufsteigenden Feuchtigkeit zusammenhängt. – In der dritten Lage, beim dritten Quader von links, lässt sich in dessen linker unterer Ecke eine sauber mit einer Sandsteinvierung ausgefüllte Aussparung (H: 10,5, B: 9,5 cm) erkennen, die wohl als vormaliges Gerüstloch anzusprechen ist, was so nahe über dem Boden eher ungewöhnlich erscheint.

[456] In einem gewissen Widerspruch zu dieser Überlegung steht das einzelne Gerüstloch, das in der dritten Quaderlage nördlich des Westportals nachgewiesen werden konnte (vgl. dazu die vorige Anm.).

[457] Maße der eigentlichen Türöffnung H: 256 cm, B: 174,5 cm; einschließlich der Türrahmung betragen die Maße: H: 298, B: 258 cm.

[458] Der Bogenansatz befindet 141 cm über heutigem Bodenniveau (das mittelalterliche dürfte nur ca. 20 cm tiefer gelegen haben), der erhaltene südliche Bogenlauf (B: 17cm) ist bis in eine Höhe von 214 cm nachweisbar. Nachdem NORDHOFF, Kreis Warendorf, 1886, S. 140/141 nur vage Mutmaßungen angestellt hat („Vielleicht hatte das Seitenschiff einst einen Zugang im Westen“, Zitat ebd. S. 140–141), machte erstmals LINKE, Marienfeld, 1994, S. 54 auf diesen Befund aufmerksam: „Die Front des nördlichen Seitenschiffes ist durch den Einbau des wohl zum Umbau von 1714 gehörenden Türgewändes gestört. Eine ältere Öffnung wurde dabei zugesetzt“.

[459] Oberhalb der Sockelzone (H: a: 23 cm, b: 21 cm) folgen sechs einheitliche Quaderlagen mit folgenden Höhenmaßen (in cm): 1. 41,5–42,5; 2. 40,5; 3. 36,5–37,5; 4. 39,5–42; 5. 41–41,5; 41–41,5. – Die gelegentlichen leichten Höhendifferenzen der einzelnen Quader innerhalb einer Lage werden durch die Mörtelschichten

Vergleich mit den Maßen der Quader im linken Teil der Hauptschiffwestwand, die fast identische Werte besitzen,[460] legt nahe, dass der gesamte untere Fassadenbereich nördlich des Westportals – trotz der Unterbrechung durch die Laienpforte – lagenweise aufgemauert wurde. In der siebten bis neunten Steinlage über der Sockelzone[461] wird der durchgängige Verlauf der Lagerfugen dann unterbrochen durch die Scheitelbereiche zweier heute auf Wandniveau zurückgearbeiteter Spitzbögen – aller Wahrscheinlichkeit nach Schildbögen einer (eventuell nur geplanten) Vorhalle (dazu Kap. C.8.6.). Während die Substanz oberhalb des Laienportals noch weitgehend original erhalten ist, wurde der mittlere Bereich der Spitzbögen durch den Einbau des Barockportals und die zugehörige, wohl aus Altmaterial bestehende Steinlage darüber massiv gestört.[462] Oberhalb der ‚Schildbogenzone' gehen die Quaderlagen 10 bis 12 wieder einheitlich durch,[463] während die nachfolgenden Schichten durch ein etwa mittig angeordnetes Kreisfenster (Okulus) unterbrochen werden und daher links und rechts davon nicht mehr dieselbe Lagenhöhe aufweisen, zudem ist nördlich ein leichter Lagenversprung zu verzeichnen.[464]

Der markante Okulus besitzt einen Durchmesser von 74 cm, die acht etwa gleichstarken Kreissegmentsteine seiner Einfassung reichen nur bis 43 cm in die Öffnung, der heute noch einsehbare Rest der ohne Abschrägung konstruierten Fensterlaibung (T: 105+x cm) besteht aus Backstein, aus dem wohl auch hier der Hauptteil der Wandsubstanz besteht.[465] Im Inneren wird das Kreisfenster heute zur

ausgeglichen. Auffällig erscheint zudem, dass die sechs Quaderlagen sehr vergleichbare, nahe beieinander liegende Höhenmaße besitzen: zwischen 36,5 und 42,5 cm, wobei der Hauptteil bei 41,5 cm liegt – die Lagen erreichen aber nicht mehr die Präzision des ‚Quader-Moduls' in Phase Ib/c.

[460] Zum direkten Vergleich die Höhenmaße der jeweils ersten vier Lagen (die vierte am Hauptschiff jedoch nicht mehr vollständig sichtbar; Angaben in cm): I. am Hauptschiff: 1. 41; 2. 41,5; 3. 36,5; 4. 32,5+x; II. am Seitenschiff: 1. 41,5–42,5; 2. 40,5; 36,5–37,5; 4. 39,5–42. Besonders aussagekräftig ist vor allem das vom durchschnittlichen Maß um ca. 41 cm (s. vorige Anm.) abweichende geringere Höhenmaß der jeweils dritten Lage, das für ein lagenweises Aufmauern spricht

[461] Diese haben im Bereich der Nordwestecke folgende Höhenmaße (in cm): 7. 32; 8. 32,5; 9. 42,5.

[462] Die Bogensteine besitzen eine Breite von 15–16 cm, die Scheitel der Bögen befinden sich in 360 cm (N) bzw. 358 cm (S) über dem heutigen Bodenniveau, ihre nur vage erschließbare Spannweite dürfte ca. ca. 210–220 cm (N) und ca. 212 cm (S) betragen haben.

[463] Höhenmaße (in cm): 10. 44,5; 11. 42,5; 12. 24, wobei Lage 11 und 12 einen gemeinsamen Eckstein mit einer Gesamthöhe von 67 cm besitzen.

[464] Höhenmaße (in cm): A: nördlich des Okulus: 13. 41; 14. 37. B: südlich des Okulus: 13. 26; 14. 36; 15. 24.

[465] Der untere Halbzylinder des Okulus hat noch weitestgehend die originale Substanz bewahrt, ist jedoch im hinteren, inneren Teil heute zugesetzt. Der obere Halbzylinder zeigt in seinem Sandsteinbereich noch das originale Gefüge, während der anschließende Backsteinbereich größtenteils 1714 aus Altmaterial neu aufgemauert und dabei verkürzt wurde. Der hintere, hier nun offene Teil fungiert heute als Durchschlupf zum Dachraum. Die Vermauerung des unteren Teils hängt mit dem 1714 neu geschaffenen Gewölbeanschlag zusammen, dessen rückseitig einsehbare (!) Schildbogensteine offenbar aus angefallenem romanischem

Hälfte vom Anschlag des barockgotischen Seitenschiffgewölbes überschnitten – der spätromanische Schildbogen dürfte, nach der erschließbaren Kämpferhöhe zu urteilen, höher hinauf gereicht haben, der Okulus sich somit ehemals ins Seitenschiffinnere geöffnet haben (Kap. C.8.5.). Dahingehende Befunde sind jedoch durch die Umbauten von 1714 verdeckt oder zerstört.

In Lage 15 des nördlichen Teils der Westwand bilden die Quader im Eckbereich zugleich die Werkstücke des 85 cm um die Ecke verkröpften Traufgesimses. Sie befinden sich offenbar noch *in situ*, was nicht zuletzt durch ihre Profilierung (schräges Plättchen – Wulst – schräger Vorsprung – Kehle – schräges Plättchen – Platte) bestätigt wird, die noch die scharfkantig-präzisen Formen des spätromanischen Baues zeigt.[466]

Die zuvor beobachtete Zweiteilung der lagenweisen Höhenbindung der Quadersteine zuseiten des Okulus setzt sich auch in der Giebelzone der Wand fort: Die Quader links und rechts über dem Okulus weisen jeweils unabhängige, aber durchgängige Lagenhöhen auf, in der Mitte, über dem Kreisfenster, gibt es eine ‚Übergangszone', die den Ausgleich zwischen den Lagenversprüngen vornimmt. Diese unabhängigen Quaderlagen könnten ein Indiz dafür sein, dass hier zwei Werktrupps nebeneinander tätig waren.

Im südlichen Teil befinden sich in Höhe des Okulusscheitels sowie vier Lagen darüber zwei mit ca. 8 cm auffällig breite Fugen, die mit einer (erneuerten) Mörtelschicht ausgefüllt sind – ihre Ursache, etwa ein darin eingelassener Zuganker, bleibt unklar. Nach zwei weiteren Quaderlagen folgt in der obersten südlichen Zone des Giebeldreiecks ein ungewöhnlicherweise aus Backstein gemauerter Bereich von eineinhalb Quadern Höhe – möglicherweise waren die ursprünglichen Quader schadhaft und wurden im Zuge der Baumaßnahmen 1714 ausgetauscht. Damals scheint man nämlich die obersten Partien des Giebels unter Verwendung der alten Quader erneuert zu haben, worauf nicht nur die Unregelmäßigkeiten im Quadergefüge hindeuten, sondern auch die Befunde auf der Innenseite der

Quadermaterial gefertigt wurden.

[466] Zum spätromanischen Traufgesims im Vergleich mit der 1828 erneuerten Form s. SIGRIST/STROHMANN, Baugeschichtliche Befunde, 1995, S. 164 mit Anm. 107, dazu Abb. 227. – Den dort aufgeführten Stellen mit erhaltenen spätromanischen Gesimsstücken (Eckverbindungen über Zwickel mit Treppenaufgang, Teile der Südquerhausostwand) können somit noch der Bereich der Seitenschiffwestfassade und wohl auch Werkstücke der anschließenden Nordwandtraufe hinzugefügt werden.

Giebelwand: Hier wird deutlich, dass bei einem späteren Umbau, mutmaßlich 1714, der Backsteinkern im nördlichen Teil und in den oberen Partien parallel zur Giebelkante abgebrochen und aus neuen Backsteinen (27 x 13,5 x 6 cm) in einer verringerten Wandstärke neu aufgemauert wurde.[467] Der untere Wandabschnitt mit dem verbliebenen romanischen Backsteinmauerwerk wurde im selben Zusammenhang um ca. 14–15 cm abgeschrotet.[468]

Ungewöhnlich erscheint schließlich auch das Ortganggesims des Seitenschiffgiebels (Kap. C.6.8.1.6.), das mit seiner Profilierung – Kehle-Plättchen-Platte – frappierend genau dem am gesamten romanischen Kernbau üblichen Sockelgesims entspricht. Doch handelt es sich nicht, wie man zunächst meinen könnte, um wiederverwendete romanische Sockelsteine, sondern offenbar durchaus noch um das ursprüngliche (1714 wieder aufgesetzte) Ortganggesims. Dies belegt etwa ein Vergleich mit dem Kämpfergesims der unteren Nischenreihe im Hauptschiffgiebel der Westfront (s.u.) – das spätromanische Ortganggesims des Westgiebels selbst ging infolge des Dachbrandes 1826 verloren.

Die südlich an den Seitenschiffgiebel anschließende mittlere Wandzone der Hauptschifffront ist heutzutage nicht mehr einsehbar, da sie als Ostwand des vorgelagerten Erdgeschossraumes der Abtei – anders als im Keller und im Dachraum – noch vollständig verputzt ist. Hier zeichnen sich lediglich die Umrisse des erst in der Mitte des 18. Jahrhunderts durchgebrochenen Zugangs zum Abtsoratorium unterhalb der Orgelbühne ab.[469]

Auch der obere Fassadenbereich lag vollständig unter Verputz, bis schließlich 1984 vom angrenzenden Obergeschossraum des Abteigebäudes aus die sich abzeichnende imposante Westrose der Kirche (Kap. C.5.6.6.) in einer nicht mit den zuständigen

[467] Der romanische Mauerwerksabschnitt (vgl. folgende Anm.) auf der Innenseite der Giebelwand reicht nach Norden bis zum Ansatz des Okulusfensters. Das Mauerwerk in den neu aufgeführten Partien springt gegenüber dem abgearbeiteten (s.u.) romanischen Mauerkern um 18–20 cm zurück. Die dafür neu gefertigten Backsteine besitzen dasselbe Format wie die ebenfalls 1714 erneuerten Teile der benachbarten Strebemauern (s.o.); in den unteren Lagen des neuen nördlichen Teils wurden dabei auch Steine des romanischen Dickformats wiederverwendet. An seiner Oberkante springt das barocke Backsteinmauerwerk um 7 cm zurück, es folgen drei in der Diagonalen gemauerte Lagen, die dem Ortganggesims außen entsprechen.

[468] Dies entspricht genau einer Backsteinbreite (13,5 cm) und einer mörtelgefüllten Fuge. Der jetzt einsehbare Mauerkern ist weniger sorgfältig gefügt als die äußeren Mauerflächen, er enthält auch einige Splitter und Bruchstücke aus Osning-Sandstein.

[469] Anhand der Verwerfungen in der Wand ließen sich folgende Maße der Türöffnung ermitteln: H: 218, B: 120 cm.

Behörden abgestimmten Maßnahme freigelegt wurde (Abb. 287).[470] Eingetretene Substanzverluste und Beschädigungen führten 1995 zu einer restauratorischen Notsicherung und Dokumentation der Befunde und 1997 zu weiteren Konservierungsmaßnahmen, ehe dann im Januar 2000 gemäß einem Gerichtsbeschluss die Marienfelder Westrose bedauerlicherweise wieder vermauert wurde (siehe Kap. C.4.2.).[471]

Die damalige Entfernung einer späteren, heute leider zeitlich nicht mehr genauer bestimmbaren Vermauerung[472] erbrachte den sensationellen Befund einer monumentalen Westrose von 550 cm Durchmesser, die – genau mittig angeordnet – den oberen Teil der (heute verstellten) Hauptschifffassade einnimmt. Die Existenz eines großen Rundfensters in der Westfront war zwar schon seit längerem grundsätzlich bekannt,[473] doch erst die Freilegung 1984 erbrachte die entscheidenden Kenntnisse zu deren Binnengliederung: In die Wandstärke von insgesamt 171 cm sind beidseitig kreisrunde Öffnungen eingetieft, deren Laibungen nicht abgeschrägt, sondern rechtwinklig zur Wandfläche angelegt sind (Abb. 288). Zwischen diesen je

[470] S. Anm. 216.

[471] Leider war es dem Verf. nicht vergönnt, die Rose vor ihrer Vermauerung selbst in Augenschein zu nehmen. Daher stützen sich die nachfolgenden Ausführungen auf das umfangreich vorhandene Fotomaterial sowie auf die Untersuchungs- und Konservierungsberichte des Restaurators Dr. Christoph Hellbrügge (Ascheberg), der auch die Wiedervermaueruung durchgeführt hat: 1. Untersuchungs- und Sicherungsbericht vom 11.12.1995; 2. Konservierungsbericht vom 21.03.1997; jeweils in der Akte zur Marienfelder Westrose im WAfD, Referat Restaurierung und Dokumentation. – An dieser Stelle möchte ich Dr. Dirk Strohmann, Referatsleiter, und Beat Sigrist, Amtsrestaurator, für die freundlich gewährte Akteneinsicht und Unterstützung sowie die aufschlussreichen Gespräche herzlich danken. – Zur Vermauerung der Rose s. die Pressemitteilung des WAfD, verfasst von Amtsrestaurator Sigrist, vom 24.01.2000 und die Berichte in der regionalen Presse.

[472] Durch die undokumentierte Entfernung der Vermauerung 1984 sind heute leider jegliche Hinweise auf den Zeitpunkt der Zusetzung wie das Format der Backsteine, der Mauerwerksverband, Indizien für ein gleichzeitiges Mauern von äußerer und innerer, heute noch bestehender Mauerschale sowie die auf der äußeren Vermauerung liegende Oberflächenbehandlung aus Putz und Farbe verloren. – Vgl. DENKMALPFLEGEBERICHT 1990, S. 520 (Konrad Rückbrod) und die Angaben im Aktenvermerk von Beat Sigrist vom 14.12.1990.

[473] LÜBKE, Westfalen, 1853, S. 144 vermerkte erstmals: „Im westlichen Giebel, [...], zeigen sich Spuren eines vermauerten Rundfensters“. – NORDHOFF, Kreis Warendorf, 1886, S. 140 bemerkt unter dem Westgiebel „in Spuren ein Speichenfenster“ (!). – RICHTER, Beschreibung (Ms), 1918, S. 3 notiert: „Über dem Eingang befindet sich ein hochliegendes, vermauertes, großes, kreisrundes Fenster mit Maßwerkskreisen und durchschneidet das umlaufende Wandgesims, [...]“. – TRÖLLER, Marienfeld, 1935, S. 4, 29 nennt als Hauptmotiv der Westfassade ein typisch zisterziensisches, nun vermauertes Rund-/Rosenfenster und verweist zum Vergleich für die mutmaßliche Gliederung auf die Rosen in Rheda und Münster (Dom). – HÖLKER, Kreis Warendorf, 1936, S. 217 nennt ebenfalls als beherrschendes Element das (vermauerte) „gewaltige Rundfenster“; auf S. 206 in Abb. 303 stellt er in einer rekonstruierenden Ansicht der Westfassade das Rundfenster rein hypothetisch als Fünfpass mit offenen Zwickeln dar. – HOLLÄNDER, Marienfeld, 1950, S. 8 erstmals mit Maßangabe: „die Westseite hinter der heutigen Orgel hatte ein Radfenster mit etwa 5 m Durchmesser“. – Nachfolgend allgemeinere Erwähnungen des vermauerten Rundfensters in der Westfront bei MÜHLEN, Dom zu Münster, 1966, S. 104; WERLAND, Marienfelder Chronik, 1968, S. 68; DEHIO, Westfalen, 1969, S. 317; THÜMMLER, Marienfeld, 1972, S. 13; MÜHLEN, Restaurierungen, 1975, S. 32; MAUÉ, Bauformen, 1975, S. 30, 37 (hält den von Hölker frei rekonstruierten Fünfpass für Befund!); SCHULZE, Klöster, 1982, S. 383. – Die freigelegte Rose vermerkt bei SIGRIST/STROHMANN, Baugeschichtliche Befunde, 1995, S. 100, 130, 140–142; LINKE, Marienfeld, 1994, S. 54–55; LOBBEDEY, Westfalen, 1999, S. 134; UNTERMANN, Forma Ordinis, 2001, S. 662; KEMPKENS, Marienfeld, 2011, S. 12, 13, 15; DEHIO, Westfalen, 2011, S. 402.

ca. 52 cm tiefen kreisrunden Rahmungen befindet sich eine mit Lichtöffnungen durchbrochene, beidseitig in mehreren Ebenen geschichtete Wandscheibe von max. 67 cm Stärke.[474] Die vorderste Schicht bildet jeweils ein Achtpass aus hufeisenförmigen Rundbögen, die auf kleinen, mit lanzettförmigen Zungenblättern gezierten Kelchkapitellen aufruhen (Abb. 289; zu den Kapitellen siehe Kap. C.6.2.3.4.). Sie umrahmen in der nächsten Schicht spitzbogige, je 110,5 cm lange Lanzettfenster mit abgeschrägten Laibungen, die radial von einer Kreisöffnung von 188 cm Durchmesser (mit dreifach gebrochener Laibung) im Zentrum der Rosengestaltung ausgehen.[475]

Bis auf die äußeren Zwickelfelder des Achtpasses und einige Zwischenräume – etwa zuseiten der Lanzettfenster –, die jeweils mit Backsteinen des Dickformates gefüllt wurden, besteht die Konstruktion der Westrose aus präzise gearbeiteten Werkstücken aus Osning-Sandstein. Diese zeigen die bereits von anderen Partien vertraute Oberflächenbearbeitung mit diagonal oder teilweise auch im Fischgrätmuster angeordneten Beilhieben; zudem lassen einige der Werkstücke noch einen 1,5 cm breiten Randschlag erkennen. Nicht unmittelbar einsehbare Steinflächen wie die inneren Partien der Fensterlaibungen sind dagegen nur grob mit einem Spitzeisen geebnet worden, während jeweils der Falz für das dort aufliegende Fensterglas sehr sorgfältig geglättet wurde.[476]

Obwohl die Steine sehr sorgfältig und passgenau gearbeitet wurden, lassen jedoch nur die Werkstücke des großen Okulusrings eine gewisse Systematisierung und Standardisierung erkennen,[477] während die Laibungssteine der großen

[474] Die Maßangaben (bis auf die daraus errechnete Laibungstiefe) nach QUEDNAU/KORN/SIGRIST, Westrose, 1986, S. 39 (Quednau).

[475] Die Maßangaben zu den Öffnungen entnommen aus dem Untersuchungsbericht von C. Hellbrügge von 1995 (wie Anm. 471), Plan I.

[476] Ebd., Plan II mit Kartierung der Oberflächenbearbeitung der Werksteine sowie Foto 54–57 der Fotodokumentation mit Beispielbefundstellen, dazu die dortigen Erläuterungen und auf S. 13, Kap. 4.2. – Hier auch der Hinweis, dass die Steine im unteren Bereich der Rose „eine so verwitterte Oberfläche [haben], daß bezüglich der Bearbeitungsspuren nichts mehr abzulesen ist“. Dies lässt auf eine Bewitterung über einen längeren Zeitraum schließen, ehe das erste ‚schützende’ Gebäude vor die Westfassade gebaut wurde (s.u., Kap. C.5.6.6.). – Der Zustand der Werksteine (offene Fugen, Risse, Ausbrüche, Flechtenbesatz) wurde in ebd. Plan V kartiert, dazu Text S. 15, Kap. 4.5. Demnach ist das Werksteingefüge im allgemeinen gut erhalten, nur ein Stein des rechten oberen Rundbogens hat sich einmal abgesenkt – und das schon recht früh, denn für Fassung III wurde daraufhin ein Ausgleichsputz aufgebracht (dazu ebd., Foto 28).

[477] Ebd., Plan I, in dem die Längenmaße (gemessen an der Innenkante) der Werksteine an der Rosenaußenseite eingetragen sind (kurze Erläuterungen S. 12/13, Kap. 4.1.). Demnach haben die fünf unteren Steine sehr gleichmäßige Längen von 76–77 cm (nur der Stein ‚auf 3 Uhr’ ist lediglich 74 cm lang), während die beiden seitlichen Bogensteine zuseiten des Scheitelsteins mit 78,7 (N) bzw. 79 cm (S) deutlich länger sind, der Scheitelstein mit nur 65 cm hingegen um einiges kürzer, was sicherlich bewusst so angelegt wurde, um die zu überbrückende Spanne zu verringern.

Kreisrahmungen und der Rundbögen des Achtpasses sehr individuelle Steinformate zeigen, die – abgesehen von den Kapitellwerkstücken – nur gelegentlich gleiche Ausmaße aufweisen.[478] Einen Sonderfall bilden schließlich die Einfassungen der Lanzettfenster: Diese bestehen jeweils aus nur zwei Werksteinplatten, aus denen genau die Hälfte einer Fensterrahmung herausgeschlagen ist. Bei den meisten der Rahmenwerkstücke reicht die Außenkante bis unter oder zumindest an den einrahmenden Rundbogen bzw. dessen Kapitelle, doch an einigen wenigen Stellen sind die Werkstücke etwas zu schmal, so dass die Restflächen wie erwähnt mit Backsteinmaterial ausgefüllt wurden.

Der Bauverlauf im Bereich der Westrose lässt sich aus dem baulichen Befund etwa folgendermaßen rekonstruieren: Zuerst dürften die flankierenden Wandflächen, insbesondere die Zwickelstücke unterhalb der Rose, aufgeführt worden sein, anschließend beidseitig die Laibungssteine der untere Hälfte der Kreisrahmungen.[479] Es folgten dann zunächst der unterste sowie jeweils die Hälften der beiden angrenzenden Achtpassbögen, wie die nach der Laibung der Kreisöffnung ausgerichteten Backsteine der Zwickelflächen erkennen lassen. Im selben Zuge wurden auch die Werkstücke der drei unteren Lanzettfensterchen sowie die darauf aufliegenden drei Segmentstücke des mittleren Okulus versetzt. Im Anschluss daran hat man die noch fehlenden Hälften der seitlichen Rundbögen und ihre nun horizontal gemauerten Zwickelstücke aufgeführt, auf denen wiederum die unteren Hälften der anschließenden Achtpassbögen und die Rahmungswerkstücke der horizontal gelagerten Lanzettfenster aufliegen. Spätestens mit deren Fertigstellung konnten die noch ausstehenden Teile des Okulusrings zusammengefügt werden,

[478] Ebd., Plan I. – Die drei unteren Passbögen sind durchweg aus kleinen und mittelgroßen Werkstücken zusammengesetzt, deren Längen (abgesehen von kleineren ‚Reststeinen') zwischen 22 und 42 cm liegen, wobei eine auffällige Häufung von Steinen à 36 cm Länge festzustellen ist (insgesamt vier einschließlich des ersten Steines des ‚9-Uhr-Bogens'). Beim mittleren und oberen südlichen Bogen sowie der Südhälfte des obersten Bogens sind es ähnlich zusammengesetzte Werksteine, die Steinlänge liegt hier zwischen 25,5 und 53,5 cm, wobei nun eine Häufung bei 38,5–39 cm zu verzeichnen ist. Bei dem mittleren und oberen Bogen der Nordseite sowie der nördlichen Hälfte des obersten Bogens sind es hingegen auffällig größere Werkstücke von 29–60 cm Länge, wobei vier Bogenstücke Längen von 55–60 cm erreichen. – Die Werkstücke der Kapitelle sind wiederum sehr regelmäßig gefertigt, ihre angearbeiteten Bogenansätze liegen in der Regel bei genau 13 cm Höhe (abweichend auch zweimal bei 12–12,5 cm), nur bei den beiden oberen Kapitellwerkstücken weisen die außenseitigen Bogenansätze eine Höhe von 15 cm auf. – Die erhaltenen (oberen) Laibungssteine der Kreisrahmung zeigen eine Länge von 20,5 bis 101,3 cm (!), wobei die Steine der Nordseite größere Längen zwischen 40 und 101,3 cm aufweisen, während die meisten Steinlängen der Südseite zwischen 34 und 48,5 cm liegen, nur zwei Steine erreichen 57 (nahe am Scheitel) und 65 cm.

[479] Zum Zeitpunkt der Aufdeckung 1984 waren die Werkstücke der unteren Hälfte der außenseitigen Öffnung bereits größtenteils nicht mehr vorhanden, die jeweils letzten erhaltenen Laibungssteine mussten mittels Stangen (N: 234 cm, S: 312 cm über Bodenniveau des Raumes; Maße nach ebd., Plan I) abgestützt werden (Abb. 287). Später wurde der fehlende Teil der Kreisrahmung durch eine moderne Aufmauerung ergänzt.

wobei der ‚Schlussstein' eine auffällig geringere Größe aufweist als die übrigen Werkstücke.

Nach Vollendung der Zwickelflächen über den horizontalen Lanzetten konnten die Werkstücke der drei noch fehlenden Fensterchen versetzt und abschließend die Kapitelle, Laibungssteine und Zwickel der obersten Rundbögen eingefügt werden. Die auffälligen Größenunterschiede der Passbögenwerkstücke auf der Nord- und Südseite, die im obersten Rundbogen aufeinander treffen, könnten auf zwei unterschiedlich arbeitende Gruppen von Werkleuten hinweisen. Dieselbe Beobachtung lässt sich auch bei den erhaltenen Laibungssteinen der äußeren der beiden Kreisrahmungen machen (die innere konnte nicht eingemessen werden),[480] deren oberen Hälften wohl parallel mit dem seitlichen Fassadenmauerwerk als letzter Teil der steinernen Rosenkonstruktion aufgeführt worden sein dürften.

Obwohl sicherlich aus Gründen des Schutzes vor Beschädigungen die Verglasung und die Farbfassung des Rosenfensters im Bauablauf erst nach Beendigung der Maurerarbeiten als abschließende Maßnahmen vor dem Abbau der Gerüste ausgeführt worden sein dürften, sollen die entsprechenden Befunde bereits hier an dieser Stelle im Kontext mit den übrigen Rosenbefunden vorgestellt werden: In allen Öffnungen der Rose – sowohl bei den Lanzettfensterchen als auch beim mittleren Okulus – finden sich ringsum am außenseitig liegenden Glasfalz seitlich in kurzen, aber unregelmäßigen Abständen (zwischen 8 und 24 cm) quadratische Löcher, die eine Tiefe von bis zu 40 mm aufweisen. Einige dieser Löcher enthalten noch – allerdings jüngere – Holzdübel, die zu späterer Zeit durch handgeschmiedete Eisenstifte verstärkt bzw. ersetzt wurden.[481] „Sie dienten offensichtlich zur Befestigung der Bleiverglasung, die zusätzlich in der üblichen Weise eingeputzt wurde".[482] Bleiverglasung und angeböschte Einputzung füllten so den vorbereiteten Falz der Fenstereinfassungen aus. Dieser wurde an der Außenseite der Öffnungen

[480] Untersuchungsbericht von C. Hellbrügge von 1995 (wie Anm. 471), Plan I, vgl. auch die Analysen in Anm. 478.

[481] QUEDNAU/KORN/SIGRIST, Westrose, 1986, S. 40 (Korn) sowie Untersuchungsbericht von C. Hellbrügge von 1995 (wie Anm. 467), S. 13, dazu Plan III; dort allerdings nur die Zapfenlöcher der Lanzettöffnungen verzeichnet, während die entsprechenden Löcher des Okulus nicht dokumentiert wurden (!); deren Position wie auch die Löcher für eine Armierung (s.u.) lediglich in einer Skizze von Hauptkonservator Dr. Ulf-Dietrich Korn vom 23.01.1986 festgehalten! – Der spätere Zeitansatz der Dübel ergibt sich aus dem Umstand, dass die Dübel erst nach der Ausführung einer jüngeren Tünche (Fassung II–IV, s.u.) eingebracht wurden (dazu jeweils ebd.)

[482] QUEDNAU/KORN/SIGRIST, Westrose, 1986, S. 40 (Korn); ähnlich der Untersuchungsbericht von C. Hellbrügge von 1995 (wie Anm. 471), S. 13.

angelegt, so dass ein Einbau der Verglasung vom äußeren Baugerüst aus erfolgen konnte und auch spätere Reparaturen möglich waren, ohne das Innere der Kirche vor dem Westabschluss einrüsten und dadurch die Gebetsversammlungen und Messfeiern beeinträchtigen zu müssen. Während sich von der Erstverglasung des 13. Jahrhunderts offenbar keine Fragmente erhalten haben, zeugen Bruchstücke einer kleinteiligen spätmittelalterlichen Ornamentverglasung und neuzeitliche Blankglasfragmente von mindestens zwei Neuverglasungen der Westrose.[483]

Die große Glasfläche des zentralen Okulus (Ø 188 cm!) wurde zur Aussteifung und zum Schutz gegen den Winddruck der Westwinde zusätzlich mit einer (später gewaltsam ausgebrochenen) Eisenarmierung versehen. Davon zeugen heute noch zehn größere Ausnehmungen (neben den kleineren Dübellöchern) an der nach außen gerichteten Seite der Laibung.[484] „Lage und Richtung der Dollenlöcher zeigen, dass drei Windeisen den Okulus in vier schmale, senkrechte Felder teilten und dass zwei oder vier Windeisen in den Sechstelpunkten zur radialen Schrägverstrebung dienten.“[485] Über die sich daraus ergebende Felderteilung können heute nur noch Mutmaßungen angestellt werden.[486] Es liegt jedoch nahe, eine Zweiphasigkeit der Dollenlöcher anzunehmen: Der ersten, noch bauzeitlichen Phase sind vermutlich die sechs radial ausgerichteten Löcher zuzuordnen; die dort verankerten Windeisen dürften die Kreisform in sechs regelmäßige ‚Tortenstücke’ unterteilt haben – möglicherweise noch ergänzt um eine Rundöffnung im Zentrum. Eine entsprechende Aufteilung zeigen die noch aus der Erbauungszeit stammenden Windeisen der Achtpassrosette in der Westwand des 1231 erstmals genannten, wohl um 1220 (das

[483] Bei QUEDNAU/KORN/SIGRIST, Westrose, 1986, S. 40 (Korn) heißt es zu den Glasfunden: „Im Bauschutt aus der Vermauerung der Rose fanden sich 67 größere und kleinere Blankglasfragmente, größtenteils von einer neuzeitlichen Rechteckverglasung, aber auch 12 Stücke einer kleinteiligeren mittelalterlichen Ornamentverglasung mit gekröselten Kanten; die Außenseiten der Gläser sind teilweise stark angewittert (großflächiger Punktfraß). Da die Rose bei der Aufbringung der zweiten Farbfassung ohne Verglasung war – ihre Tünche zieht sich durch den gesamten Falz und in die kleinen Dübellöcher – kann es sich bei den mittelalterlichen Glasfragmenten nicht um die Reste der Verglasung des 13. Jahrhunderts handeln.“

[484] Ebd. nennt zwar als Befundstelle der Ausnehmungen die zum Kircheninneren gerichteten Seite der Okuluslaibung, doch sprechen sowohl die zahlreichen Fotodokumente, die Armierungslöcher auf der Außenseite überliefern, als auch die Skizze Korns vom 23.01.1986 (s. Anm. 477), auf der die Ausnehmungen zusammen mit den Dübellöchern verzeichnet wurden, dagegen. Eine Windeisenkonstruktion hinter der auszusteifenden Glasfläche würde auch kaum sinnvoll sein bzw. erforderte aufwendige, aber nur punktuell wirksame Übertragungsstäbe.

[485] Ebd.

[486] Ulf-Dietrich Korn hat neben der erwähnten Befundskizze vom 23.01.1986 (s. Anm. 477) auch verschiedene Möglichkeiten der Okulusarmierung skizziert, wobei er als Grundlage dafür alle Dollenlöcher einbezogen hat. Nachfolgend soll jedoch eine Zweiphasigkeit der Löcher angenommen werden, so dass sich davon abweichende, aber zugleich auch klarere Aufteilungsmöglichkeiten der Kreisöffnung ergeben.

heißt etwa gleichzeitig mit der Marienfelder Westfassade) zu datierenden Liborichores unter dem Paderborner Domturm (Abb. 1038).[487]

Zu einem späteren Zeitpunkt dürften dann die seitlichen Diagonalstreben durch zwei senkrechte Eisenstäbe ersetzt worden sein, welche zusammen mit dem älteren Mittelstab den Okulus in vier gleichbreite Streifen unterteilt haben. Die gewaltsame Entfernung der Windeisen wird dann als ‚Materialausschlachtung' im Zusammenhang mit der endgültigen Vermauerung der Rose vorgenommen worden sein.

Nach dem Einsetzen und dem Einputzen der Erstverglasung wurde die Rosenkonstruktion einer abschließenden Oberflächenbehandlung mit Putz und Farbe unterzogen: Auf die Backsteinpartien, deren Mörtel bereits beim Aufmauern auf der Fläche verstrichen worden war, wurde ein Putz aufgetragen, der auf den angrenzenden Sandsteinwerkstücken gegen Null ausläuft.[488] An der Fassadenseite werden die Rundbögen des Achtpasses an ihrer Außenseite, in ca. 18 cm Abstand zur inneren Bogenkante, von einer dem Bogenverlauf folgenden, mit einer Kelle gezogenen Ritzung im Putz begleitet; ein weiterer Kellenzug begrenzt den ca. 11 cm breiten Putzstreifen im hinteren Laibungsabschnitt der äußeren Kreisrahmung – dieser wurde angebracht, da nicht alle Laibungssteine die volle Laibungstiefe von ca. 52 cm erreichen.[489] Die auf sämtliche verputzten Flächen aufgetragene erste, bauzeitliche Farbfassung bestand auf der Außenseite – wie anhand der geringen Reste noch erschließbar ist – aus einer weißen Grundierung und einem darauf aufliegenden ockergelben Anstrich; ein durchaus denkbarer aufgemalter Fugenschnitt konnte nicht nachgewiesen werden.[490] Dieser rein flächig gehaltene Anstrich diente

[487] LOBBEDEY, Dom zu Paderborn, 1984, S. 16; LOBBEDEY, Paderborner Dom, 1990, S. 39, Bildunterschrift zu Abb. 31.

[488] Eine erste Vorstellung der Befunde bei QUEDNAU/KORN/SIGRIST, Westrose, 1986, S. 40/41 (Sigrist) und DENKMALPFLEGEBERICHT 1990, S. 520 (Konrad Rückbrod); weiterreichende Erläuterungen im Untersuchungsbericht von C. Hellbrügge von 1995 (wie Anm. 471), S. 6, Kap. 3.1.1. (I. Fassung der Außenseite); zum Bestand und Zustand dieses und der jüngeren Putze ebd., Plan IV und Text S. 14–15, Kap. 4.4. (demnach sind die Putze vornehmlich in der oberen Rosenhälfte erhalten; zu den Schadensbildern gehören neben Fehlstellen lockere Putzpartien/Hohlstellen, Risse, Auswitterungen, sandende Bereiche und Verschmutzungen).

[489] Diese Angaben entnommen dem Untersuchungsbericht von C. Hellbrügge von 1995 (wie Anm. 471), S. 6, Kap. 3.1.1. (I. Fassung der Außenseite) und den Erläuterungen zu Foto 30 der Fotodokumentation.

[490] Zum Aufbau der Erstfassung s. QUEDNAU/KORN/SIGRIST, Westrose, 1986, S. 40/41 (Sigrist) sowie SIGRIST/STROHMANN, Baugeschichtliche Befunde, 1995, S. 140/141, dazu Anm. 65 (zu den nicht nachweisbaren Fugenstrichen); eine ausführliche Beschreibung im Untersuchungsbericht von C. Hellbrügge von 1995 (wie Anm. 471), S. 6, Kap. 3.1.1. (I. Fassung der Außenseite); eine farbige Rekonstruktion der Fassungen I–IV zeigt Plan VII. – Die von SIGRIST/STROHMANN, Baugeschichtliche Befunde, 1995, S. 141 erwogene Gleichsetzung dieser Erstfassung mit der Fassung II der Chorfassade, die sich mit der Umgestaltung unter Abt Nikolaus (1322–1344) in Verbinden bringen lässt, erscheint wenig wahrscheinlich. Das unmittelbare Aufliegen

wohl vornehmlich dazu, die nicht in gelbem Osning-Sandstein ausgeführten ‚Restflächen' aus verputztem Backstein – übrigens neben dem steigenden Rundbogenfries des Giebels und den dortigen Nischenrückwänden (s.u.) die einzigen der Marienfelder Westfassade – an die ‚Werksteinoptik' der übrigen Partien anzupassen.[491] Auch auf der Roseninnenseite ist man in gleicher Weise verfahren, nur wurden hier zudem auch die Natursteine vollkommen überfasst.[492]

Da das Rosenfenster nicht vollständig in Höhe des inneren Schildbogenfeldes angeordnet ist, sondern aufgrund seiner außergewöhnlichen Dimensionen etwas tiefer positioniert wurde,[493] wurden bereits vor Beginn des Rosenbaues die Werkstücke des umlaufenden Kämpfergesimses in Rücksichtnahme auf das geplante Rundfenster in nach unten umknickender Form versetzt, das Wulstkämpfergesims durch diese rechtwinklig geführte Verkröpfung somit elegant um die runde Öffnung der Westrose herumgeführt (Abb. 233).[494] Das darüber aufsteigende Schildbogenfeld (Abb. 166) tritt hier nicht – wie bei den Schildwänden der seitlichen Fenstergaden beobachtet – oberhalb des Kämpfergesimses um wenige Zentimeter vor, sondern behält mit Rücksicht auf die Verkröpfungen des Gesimses die vorgegebene Wandebene bei.

auf dem Originalputz und das schlichte, werksteinimitierende Farbkonzept, das sich auch auf der Innenseite findet (s.u.), spricht für eine Entstehung noch in der Bauzeit. Aus der Zeit um 1322/1344 dürfte vielmehr die Fassung II der Rosenaußenseite stammen, der auch im Inneren die aufwendige Zweitfassung zuzuordnen ist (s. Kap. C.5.6.6.).

[491] Ähnlich bereits QUEDNAU/KORN/SIGRIST, Westrose, 1986, S. 41 (Sigrist): „Als mögliche Deutung sei hier die farbliche Angleichung von Putz und Werksteinflächen genannt", sowie SIGRIST/STROHMANN, Baugeschichtliche Befunde, 1995, S. 140/141.

[492] Untersuchungsbericht von C. Hellbrügge von 1995 (wie Anm. 471), S. 10, Kap. 3.2.1. (I. Fassung der Innenseite); eine farbige Rekonstruktion der Innenfassungen I–III zeigt Plan VIII. – Zu den Fassungen II und III der Innenseite sowie den Fassungen II–IV der Außenseite s. die entsprechenden Passagen zu den Renovierungen an der Westrose in Kap. C.5.6.6.

[493] Die Horizontallinie des maximalen Durchmessers der Rose liegt nur ca. 170/175 cm oberhalb des Kämpfergesimses (s.u.): Der Radius der Rose beträgt aber schon 270 cm, so dass diese das Gesims, wiche es nicht aus (s.u.), massiv durchschnitte! – Leider hat man es bei der umfangreichen Orgelrestaurierung 1995–99 versäumt, vor dem Wiedereinbau der Orgel und insbesondere vor dem Neubau des Blasebalggerüstes zumindest stellenweise den Putz der Westwand zu entfernen und eine Bestandsaufnahme der kirchenseitigen Öffnung des Rosenfensters und seiner Befunde – etwa der hier wohl noch vollständigen Laibungssteine oder der neuzeitlichen Vermauerung und ihrer Beschaffenheit sowie den darauf aufliegenden Putz- und Farbschichten – zu erstellen.

[494] Das Kämpfergesims der Westwand wurde später durch den Einbau von Zwischenböden und Trägerbalken im Zusammenhang mit den verschiedenen Orgelkonstruktionen weitgehend abgeschlagen. Von dem nördlichen Abschnitt und der mittleren, tiefer geführten Partie zeugen heute nur noch einige Unregelmäßigkeiten im Wandverputz, während der südliche Gesimsabschnitt einschließlich der Abknickung nach unten erhalten ist, deren Fortführung jedoch beim Einbau eines genau hier einmündenden Trägerbalkens beseitigt wurde. Das erhaltene Gesimsstück (H: 11,5 cm) hat eine Länge von 147 cm (gemessen vom Wulstkämpfer des südwestlichen Dienstkapitells bis zur Außenkante der Abknickung). – Das Umknicken des Kämpfergesimses bereits verzeichnet bei RICHTER, Beschreibung (Ms), 1918, S. 3 (mit Skizze!); TRÖLLER, Marienfeld, 1935, S. 13; HÖLKER, Kreis Warendorf, 1936, S. 211; LINKE, Marienfeld, 1994, S. 45.

Während für die heute verdeckten äußeren Wandbereiche unterhalb und zu seiten der Westrose der genaue zeitliche Ablauf des Errichtungsprozesses im Zusammenhang mit der Rose nur gemutmaßt werden kann (s.o.), sind für die Wandzone seitlich und oberhalb des Rosenscheitels wieder genauere Aussagen möglich, da sich diese unverputzten Fassadenpartien bereits oberhalb der (in Beton erneuerten!) Obergeschossdecke der barocken Abtei befinden und von deren Dachraum aus einsehbar sind (Abb. 167–169). Hier wird deutlich, dass die beiden Wandabschnitte nördlich und südlich der Rose ebenfalls von zwei weitgehend unabhängig arbeitenden Gruppen von Werkleuten versetzt wurden. Darauf deuten einerseits die unterschiedlichen Lagenhöhen,[495] die erst in der Zone über dem Rosenscheitel mühsam einander angepasst werden mussten (s.u.), zum anderen auch die divergierenden Quaderformate,[496] die auf zwei eigenständig zuarbeitende Steinmetztrupps hindeuten könnten.

Genaue Beobachtungen der Fugenverläufe lassen erkennen, dass zunächst jeweils die Quader der Ecklisenen versetzt wurden und von diesen ausgehend dann die durchgängigen Quaderlagen, bis sie in der Mitte aufeinander stießen.[497]

Dazu seien folgende Einzelbeobachtungen vorgestellt: Die Befundsituation an der nordwestlichen Ecklisene (Abb. 171) lässt erkennen, dass der dritte Lisenenquader unterhalb des Traufgesimses (im folgenden: Quader –3) und die vierte Quaderlage unter dem Giebelgesims (im folgenden: Lage –4) dieselbe Oberkantenhöhe besitzen. Darauf ruht der mächtige Lisenenquader –2 auf, gegen den die Quaderlage –3 läuft. Die Lage –2 weist mit Rücksicht auf die Ecke des Lisenenquaders eine Ausklinkung auf und reicht bis zum vorspringenden Lisenenquader –1, der zuvor versetzt worden war. Seine Oberkante bestimmt wiederum die Höhe von Lage –1b. Dies war nötig,

[495] Als gemeinsame Bezugsgröße dient das Giebelgesims (H: 11,5–12,5 cm), die Numerierung zählt entsprechend von dort aus mit Minuszahlen; die Quaderhöhen sind sehr präzise durchgehalten, Abweichungen von 0,5 cm sind aber möglich (Höhenangaben in cm): 1. Nördlicher Abschnitt: –6. 30+x (unterer Teil einbetoniert); –5. 36; –4. 21; –3. 39; –2. 32,5; –1. 37,5. – Südlicher Abschnitt: –6. 39,5 (nur an Rose messbar, Rest einbetoniert); –5. 32,5; –4. 36,5; –3. 32,5; –2. 32,5; –1. 27. – Auffällig erscheint im eingemessenen südlichen Wandabschnitt die Häufung von Lagen à 32,5 cm (Lagen –5, –3, –2), was auf eine gewisse Standardisierung der Quaderhöhen hindeuten könnte – allerdings nur in diesem Bereich, nicht generell, wie beim ‚Quader-Modul' der Phase I.

[496] Im nördlichen Abschnitt gibt es zwei Gruppen von Quaderbreiten: zum einen kleinere Quader von 36–49 cm, zum anderen größere Quader von 75–80 cm Breite. Im südlichen Abschnitt hingegen finden sich generell stärker querformatige Quader in drei Größengruppen: die kleinen Quaderbreiten von 42–54 cm, die größeren Quader von 67–75 cm sowie daneben auch einen Großquader von 140 cm Breite!

[497] Bereits SIGRIST/STROHMANN, Baugeschichtliche Befunde, 1995, S. 100 vermerken, „daß die Quaderhöhen der Lisenen von dem Fassadenmauerwerk abweichen."

da der folgende Eckquader, aus dem sowohl das Traufgesims als auch die erste Rundbogenfrieskonsole geschlagen wurden, eine einheitliche Auflagefläche brauchte. Als dann nachfolgend die Entscheidung für das Giebelgesims fiel und man dieses in Höhe der Konsolenoberkante ansiedelte,[498] wurde eine schmale Ausgleichlage (–1a) nötig. Da aber bereits der folgende Quader der Lage –1b versetzt war, war es erst danach möglich, die Lagen –1b und –1a zu einer gemeinsamen Lage (–1) zusammenzufassen.

Ein ähnliches Bild vermitteln die Befunde im Bereich der südlichen Ecklisene (Abb. 172): Auch hier wurde zunächst der mächtige Lisenenquader –4 versetzt, gegen den die Quaderlagen –5 und –4 laufen, wobei die Lage –4 etwas über die Oberkante des Lisenenquaders hinausreicht. Dazu musste in der Breite des zurückspringenden Teils des Lisenenquaders, das heißt für den Zwischenraum zwischen dem ersten Quader der Lage –4 und dem bereits versetzten Lisenenquader –3, ein dünner Füllstein angefertigt werden. Über diesem konnte dann der erste Quader der Lage –3 aufgesetzt werden. Da dieser wiederum die Höhe des benachbarten Lisenenquaders (–3) übersteigt, musste der nachfolgende Lisenenquader –2 mit einer Ausklinkung über dessen Ecke hinwegziehen. Entsprechend reagiert wiederum der erste Quader der Lage –2 und klinkt über den Lisenenquader –2 hinweg. Da die Oberkante des letzten Eckquaders –1 wie bei der nördlichen Ecklisene verbindlich war, musste auch hier eine dünne Lage –1b eingeführt werden, um als Auflager für den Traufgesims-Konsol-Quader zu dienen. Auch hier war die Lage –1b offenbar schon über eine gewisse Strecke versetzt, so dass die Ausgleichlage (–1a) für das Giebelgesims erst weiter zur Mitte hin mit dieser vereinigt werden konnte.

Die unabhängig voneinander gearbeiteten Quaderlagen des nördlichen und südlichen Wandabschnitts stoßen in der Mitte über dem Rosenscheitel aufeinander (Abb. 167) und werden hier zu einem homogenen Mauerwerk miteinander verbunden.[499] Bis zu

[498] Bei genauer Beobachtung fällt auf, dass das Giebelgesims nicht hier auf der Nordseite, sondern nur auf der Südseite exakt mit der Konsolenoberkante übereinstimmt. Das lässt vermuten, dass der Traufgesims-Konsol-Werkstein der Südseite das Höhenmaß für die Gesimslage abgegeben hat und diese ‚lediglich annähernd' in derselben Höhe auf der Nordseite auskam – die Abweichung beträgt nur etwa 1 cm, was für die hohe Präzision der Bauleitung und der Steinhauer spricht!

[499] So bereits SIGRIST/STROHMANN, Baugeschichtliche Befunde, 1995, S. 100. – Der Bereich über dem Rosenscheitel scheint heute durch die großen, jüngst neu verfugten Fugen stark verändert, doch sind nur einige der Quader leicht abgesackt, da die Scheitelsteine der Roseneinfassung nachgegeben hatten – vermutlich, da die Werksteine der unteren Roseneinfassung entfernt worden waren und so der Kraftschluss innerhalb dieser Einfassung zerstört war. Das Absacken hat dazu geführt, dass die Fugen sich öffneten (jetzt neu verfugt) und die Quader sich nicht mehr ganz in ihrer ursprünglichen Position befinden, zudem treten sie jetzt teilweise aus der

den Lagen –4 laufen die Quader jeweils gegen die Werksteine der Rosenrahmung. Die Quader der Lage –3-Nord ziehen dann über den Rosenscheitel hinweg, wobei der letzte Quader ein Stück auf der in Scheitelhöhe auslaufenden Lage –4-Süd aufruht. Gegen diesen letzten Quader der Lage –3-Nord (H: 25 cm) stößt der etwas höhere Quader der Lage –3-Süd (H: 32 cm), so dass es in der nächsten Schicht zu einem Höhenversprung kommt, auf den der letzte Quader der Lage –2-Nord mit einer Ausklinkung (B: 13,5 cm) reagiert, die über die Ecke des überstehenden Süd-Quaders hinwegzieht. Der letzte Quader der Lage –2-Süd reicht jedoch nicht bis ganz an sein nördliches Pendant heran, so dass eine breitere, mit Mörtel gefüllte Fuge von 3,5 cm verbleibt. Da dieser Quader zudem wiederum die Oberkantenhöhe der nördlichen Lage –2 übersteigt, wurde ein dünner Füllquader (H: 9cm, B: 30 cm) eingefügt, damit der letzte Quader der Lage –1-Süd darüber hinwegziehen und mit einer schmalen Stoßfuge gegen sein nördliches Gegenstück laufen kann. Darüber liegt dann das einheitlich durchlaufende Giebelgesims auf.

Das unabhängige Aufführen der Quaderlagen links und rechts der großen Rosenöffnung bestätigt auch das unterschiedliche Höhenniveau der Gerüstebenen, die noch anhand der rechteckigen Balkenaussparungen an den unteren Ecken bestimmter Quader ablesbar sind. Im nördlichen Wandabschnitt lassen sich zwei Gerüstlöcher nachweisen, deren Unterkante der Fuge zwischen den Lagen –5 und –4 entspricht, ihr Abstand beträgt 306 cm.[500] Nur ca. 93 cm höher findet sich auf Höhe der Fuge –2/–1 die nächste Gerüstlochreihe, die nun aus drei Löchern besteht, von denen das nördliche unmittelbar neben der Ecklisene angeordnet ist. Der Lochabstand der beiden anderen (allein einmessbaren) Löcher beträgt hier aufgrund der engeren Lochfolge nur 142,5 cm.[501]

Eine ähnliche Befundsituation zeigt der südliche Wandabschnitt: Hier liegt eine erste Gerüstlochreihe ebenfalls auf der Höhe der Fuge zwischen den Lagen –5 und –4, die trotz differierender Lagenhöhen etwa dieselbe Höhenposition wie diejenige im

Wandflucht hervor. – Diese statischen Probleme dürften grundsätzlich schon länger bestehen und sich nur im Lauf der Zeit verstärkt haben.

[500] Der angegebene Lochabstand ist – wie bei den übrigen Gerüstlochreihen – von Mitte zu Mitte gemessen, von Kante zu Kante beträgt er nur 295 cm. Die Maße der Löcher betragen (von Nord nach Süd, Angaben in cm): 1. H: 9, B: 13; 2. H: 8, B: 9.

[501] Auch hier der angegebene Lochabstand Mitte zu Mitte gemessen, von Kante zu Kante beträgt er 136 cm. Der Abstand zum nördlichen Loch ist aufgrund des dazwischenliegenden Dachanschlages nur ‚unter Lebensgefahr' einmessbar. – Die Maße der beiden Löcher ‚unter Dach' betragen (von Nord nach Süd, Angaben in cm): II. H: 7, B: 7,5; III. H: 7, B: 6.

nördlichen Abschnitt besitzt.[502] Der Abstand ihrer beiden Löcher misst 226,5 cm.[503] Auch hier findet sich, nun in ca. 102 cm Abstand, auf Höhe der Fuge –2/–1 die nächste Reihe Gerüstlöcher. Diese liegen heute außerhalb des Dachanschlages der Abtei: Das eine wiederum unmittelbar neben der Ecklisene, das andere in nur ca. 100/120 cm Abstand davon – eine Fortsetzung der Reihe zur Mitte hin lässt sich nicht feststellen; möglicherweise diente diese kurze Gerüstlochreihe hauptsächlich der Verankerung des Baugerüstes (s.u.) im Bereich der südlichen Eckpartie der Fassade.

Sämtliche hier vorgestellten Rüstbalkenlöcher wurden beim Abbau der Gerüste sorgsam verfüllt: Diejenigen der oberen Reihe durchgängig mit Sandsteinstücken, während die Löcher der unteren Reihe im nördlichen Abschnitt mit Speiß – zum Teil kombiniert mit Sandsteinbruchstücken – geschlossen wurden, im südlichen Abschnitt hingegen mit Backsteinfragmenten![504]

Außergewöhnlich erscheint der bei beiden Wandabschnitten geringe Höhenabstand der zwei Gerüstlochreihen – 93 bzw. 102 cm. Dies könnte ein Hinweis darauf sein, dass man bei diesem aufwendigen Großquadermauerwerk mit nahe aufeinanderfolgenden Gerüstebenen arbeitete, um so ein anstrengendes Hochwuchten der auf dem Gerüst zwischengelagerten Quader – etwa auf Kopfhöhe – zu vermeiden. Die geringe Dichte der Gerüstlöcher und ihre teilweise sehr große Distanz sprechen dafür, dass sie nicht als eigentliche Auflagepunkte für die schweren Gerüstlasten dienten, sondern nur als Verankerungspunkte für ein eigenständiges Standgerüst vor der Fassade (vgl. Kap. C.3.5.).

Als Zeugnis späterer Bautätigkeit geben sich die in dieser Wandzone gleichfalls sichtbaren Spuren eines Dachanschlages zu erkennen (Abb. 167–169),[505] der zu

[502] Die Fuge –5/–4 liegt im Norden ca. 130 cm unterhalb des Gesimses, im Süden ca. 128,5 cm!

[503] Auch hier der angegebene Lochabstand Mitte zu Mitte gemessen, von Kante zu Kante beträgt er 216 cm. Die Maße der Löcher betragen (von Nord nach Süd, Angaben in cm): 3. H: 9, B: 10; 4. H: 8,5, B: 11.

[504] Dies könnte für eine unterschiedliche Verfüllungspraxis der Bauhandwerker sprechen, kann jedoch auch allein vom Zufall, etwa dem gerade zur Verfügung stehenden Füllmaterial, bestimmt gewesen sein.

[505] Seitlich des oberen Teils der Roseneinfassung wurden zwei diagonale Dachanschlagslinien in das Quadermauerwerk eingetieft. Sie durchbrechen sogar das Giebelgesims, die zugehörige Dachkonstruktion reichte bis in den unteren Bereich der mittleren Giebelnische, wo der Dachfirst endete. Die Eintiefung in das Quadermauerwerk beträgt 3,5–4,0 cm, die Breite der Ausnehmung 12–15 cm. An den Außenkanten der Furchen finden sich umfangreiche Reste eines Mörtels mit Spuren eines rosa Anstrichs, doch bedarf dieser bisher unbeachtete Befund noch einer genaueren fassungstechnischen Untersuchung.

einem Vorgängerbau der heutigen ‚Abtei' gehörte (dazu Kap. C.4.1. und C.8.11.2.1.1.).

Das nicht weiter profilierte, nur als einfacher, 12 cm starker Vorsprung gestaltete Giebelgesims, das offenbar erst nach einer Planänderung eingeführt wurde (s.o.), bildet die klar definierte Grenzlinie des mittleren Fassadenabschnitts zum Giebeldreieck (Abb. 167, 171, 172). Dieses wird stark plastisch gegliedert und aufgelöst durch zwei Reihen von Blendnischen (Kap. C.5.6.7.1.2.). In der unteren Reihe (Abb. 173–187) sind die drei Rundbogennischen, die mit einer schrägen, in sich gestuften Sohlbank versehen sind, doppelt zurückgestuft:[506] Während die kleineren inneren Archivoltenbögen jeweils auf kräftigen Wandpfeilern (Abb. 177–178) aufruhen, wurden die größeren vorderen Bögen von einem Paar zierlicher Säulchen getragen, deren Schäfte heute ausgebrochen sind. Zwischen den Nischen waren die Säulen – wie an den erhaltenen Basen und Kapitellen (Kap. C.6.1.4., C.6.2.3.5.) noch ablesbar ist – zu Doppelsäulen vereinigt.

Das Nischenpaar der obere Reihe (Abb. 188, 189) wurde in übereinstimmender Weise von (heute gleichermaßen ausgebrochenen) Säulen flankiert – ob es hier eine zweite Rückstufungsebene gab, ist aufgrund der heutigen Vermauerungssituation nicht sicher zu entscheiden (s.u.). Die überfangenden Bögen dieser oberen Nischen (möglicherweise auch ihre heutigen Rückwände) wie auch der größte Teil des steigenden Rundbogenfrieses entlang des Ortgangs wurden nach dem Dachbrand 1826 in ihrer Substanz erneuert, bleiben im vorliegenden Zusammenhang also weitgehend außer acht.

Die ersten beiden Quaderlagen (1 und 2) des Giebelfeldes gehen jeweils vollständig ohne Unterbrechung durch. Ihre Höhe von je 20,5 cm (!) wurde bestimmt von den Ausmaßen der in das benachbarte Mauerwerk einbindenden Werkstücke der Säulenbasen (s.u.) und der Plinthen darunter, die zugleich auch die Stufung der schrägen Nischensohlbänke festlegten (Abb. 173, 177, 179–180).

Die nachfolgenden Quaderlagen laufen aufgrund der unterbrechenden Nischen nicht mehr einheitlich durch, doch besitzt die Lage 3 der verbleibenden seitlichen

[506] Die eigentlichen Nischen in der hinteren Ebene haben folgende Breiten- und Tiefenmaße (Die Höhenmaße konnten aufgrund der schweren Zugänglichkeit bzw. des dazwischen verlaufenden Dachanschlages der Abtei nicht ermittelt werden; Angaben in cm): 1. nördliche Nische: B: 117, T: 27; 2. mittlere Nische: B: 127, T: 28; 3. südliche Nische: B: 119,5, T: 26.

Giebelstücke beiderseits sichtlich dieselbe Höhe – an den außenseitigen Nischenlaibungspfeilern (Abb. 186), die offenbar die Lagenhöhe übernehmen, beträgt sie je 36,5 cm. Auch die Lage 4 im nördlichen Abschnitt besitzt dieses Maß, für die Südseite konnte es – wie auch für die darüber liegenden Quaderlagen – nicht ermittelt werden,[507] doch dürfte auch hier die vierte und sogar die fünfte Lage nach dem Augenschein zu urteilen dieselbe Höhe von ca. 36,5 cm aufweisen. Es folgen zwei weitere, nun aber schmalere Lagen (6 und 7), die jeweils ebenso in die Nischenlaibung hineinziehen (Abb. 185). Darüber bindet dann die Kapitellage ein.

Etwas davon abweichend erweist sich die Situation auf der Nordseite: Hier folgt auf die letzte Quaderlage à 36,5 cm (Lage 4) eine schmalere Lage (5), die sich gleichermaßen auch am Nischenlaibungspfeiler fortsetzt. Bei diesem folgen zwei mittelgroße Lagen (6a, 6b) bis zur Kapitellage (Abb. 184), während diese Distanz am Giebelfeld von einem Großquader (6) überbrückt wird.

Unabhängig von den Steinlagen der seitlichen Giebelfelder und den damit verbundenen äußeren Nischenlaibungen wurden die beiden Wandpfeiler zwischen den Nischen aufgeführt (Abb. 177–178). Sie ruhen auf leicht vorspringenden Sockeln auf, zwischen denen die obere Schräge der Nischensohlbänke aufsteigt. Ihnen vorgesetzt sind die Doppelbasen der ehemaligen Zwillingssäulen (Abb. 179–180), die ihrerseits wieder auf einer Plinthe aufruhen, letztere gerahmt von den unteren Sohlbankschrägen. Die Säulenbasen, die ja wie erwähnt Teil der Giebellage 2 sind, wurden aus einem separaten Werkstück gearbeitet und binden in den dahinterliegenden Pfeilersockel ein.[508]

Die darüber aufsteigenden Wandpfeiler wurden aus mächtigen Steinblöcken errichtet, die die Gesamtbreite der Pfeiler von je 74,5 cm umfassen – eine Ausnahme bilden lediglich die jeweils zweite und fünfte Lage, letztere die Kapitellage.[509] Diese bestehen abweichend aus zwei bzw. drei Steinen, die in das dahinterliegende (Backstein-) Mauerwerk einbinden, während die übrigen Lagen diesem nur vorgelegt

[507] Aufgrund des überschneidenden Dachanschlags der Abtei konnten am Nischenlaibungspfeiler nur 20+x cm gemessen werden.

[508] Die sehr sorgfältig ausgearbeiteten Doppelbasen haben – den in das Mauerwerk einbindenden Teil nicht mitgerechnet – identische Maße (in cm): H: 20,5; B: 49,5; T: 20. – Beide sind stark bewittert, insbesondere der südliche Basenstein weist an allen Partien eine erheblich abgewitterte Oberfläche auf.

[509] Die Quaderlagen der Pfeiler besitzen folgende Höhenmaße (in cm): I. nördlicher Pfeiler: 1. 31,5; 2. 36,5; 3. 39,5; 4. 39,5; 5. (Kapitellage) 21; II. südlicher Pfeiler: 1. 31,5; 2. 36,5; 3. 36; 4. 43; 5. (Kapitellage) 21,5.

sind. Die miteinander verschmolzenen Kapitelle der Zwillingssäulen (Abb. 181–183) wurden aus eigenen Werkstücken gearbeitet, die aus der fünften Lage hervortreten, wobei man für das südliche Doppelkapitell Baumberger Sandstein verwendete, während das nördliche – wie die übrigen Kapitelle und Basen der Westfassade – aus Osningsandstein besteht.

Insbesondere am südlichen Doppelkapitell, aber auch am nördlichen hat das Entfernen der Säulenschäfte zu starken Schäden geführt: Diese waren zur besonderen Fixierung an ihrem oberen Ende mit Metallstiften versehen, die in entsprechende Löcher in den Kapitellunterseiten eingezapft waren. Beim gewaltsamen Herausreißen der Säulenschäfte haben diese Metallstifte dann die vorderen Partien des Kapitellunterteils abgesprengt – nur das linke Kapitell des nördlichen Doppelkapitells blieb vollständig erhalten. Ebenfalls weitgehend unbeschädigt erhalten sind die Kapitelle der beiden seitlichen Einzelsäulen, wo noch gut die Einzapflöcher der Schaftarretierung zu erkennen sind.[510]

Diese Fixierung mittels Metallstiften ist jedoch nur an den Kapitellen, nicht aber an den Basen festzustellen. Hier vermittelte nur eine dünne Mörtelschicht zu den höchstwahrscheinlich monolithen Säulenschäften, die eine Länge von 147 cm und einen Durchmesser von 17 cm besaßen.[511]

Den Abschluss der mittleren wie auch der seitlichen Wandpfeiler bildet ein Kämpfergesims, das über den schmaleren Kapitellen vorspringt. Dabei ist das Gesimsprofil über den mittleren Doppelkapitellen verkröpft, während es über den seitlichen Eckkapitellen (Abb. 184, 185) bündig mit der Wandflucht abschließt – wohl mit Rücksicht auf die unmittelbar benachbarte Bogenfrieskonsole, gegen die das Kämpfergesims sonst unvermittelt gelaufen wäre. Dieses Kämpfergesims (Kap. C.6.8.1.7.) entspricht mit seiner Profilierung (Kehle – Plättchen – Platte) dem bereits vorgestellten Ortganggesims des Seitenschiffgiebels (Kap. C.6.8.1.6.).

Die auf dem Kämpfergesims aufruhenden, doppelt gestuften Archivoltenbögen der Nischen (Abb. 187) sind jeweils aus präzise gefertigten Bogensteinen gefügt, wobei

[510] Beim südlichen Einzelkapitell fällt auf, das dieses im Unterschied zu seinem nördlichen Pendant und den beiden Doppelkapitellen ohne Halsring gearbeitet wurde – möglicherweise ein Irrtum des Bildhauers, der dann durch eine eingefügte Halsringscheibe auf dem Säulenschaft korrigiert worden sein könnte.

[511] Die Schaftlänge ergibt sich aus der addierten Höhe der Quaderlagen 1–4, der Durchmesser ist an deren Standfläche an den erhaltenen Säulenbasen abzulesen.

der äußere Rand der Werkstücke genau parallel der inneren Bogenkante folgt. Durch die etwas größere Breite der Mittelnische gegenüber den seitlichen Nischen reicht jene aufgrund des dadurch vergrößerten Bogenradius auch etwas höher hinauf. Dies führt dazu, dass die jeweils oberste Lage der beiden mittleren Bogenzwickel, die mit vergleichbar sorgfältig hergestellten Quadersteinen ausgefüllt sind, über die seitlichen Nischenbögen hinwegzieht, während sie in der Mitte beidseitig gegen den höheren Mittelnischenbogen läuft.

Im Gegensatz zu den aufwendig gestalteten Architekturgliederungen aus Sandstein bestehen die flachen Rückwände der Nischen (Abb. 173–176) lediglich aus Backstein (des Dickformates, H: 9 cm), der wohl schon von Anfang an überputzt war – leider sind bisher an dieser Stelle noch keine Untersuchungen bezüglich dort zu vermutender Fassungsschichten unternommen worden. Möglicherweise waren die Nischenrückwände – anders als die Zwickelflächen der Westrose – von Anfang an bewusst als helles Feld vom umgebenden Quadermauerwerk abgesetzt.

Stellenweise ist der auf den Backsteinen anhaftende Verputz abgefallen, so dass außer dem recht homogenen Backsteingefüge auch ehemalige Wandöffnungen im Mauerwerk sichtbar werden: In der Mitte der Seitennischen befinden sich jeweils schmale, schlitzartige Öffnungen, deren obere Abschlüsse heute durch den barocken Dachanschlag verdeckt werden[512] – es könnte sich dabei um ehemalige Belüftungsschlitze für den Dachraum handeln.

Schwieriger ist die Deutung des Befundes in der Mittelnische. Hier zeichnet sich eine nicht mittig angeordnete Öffnung ab, deren Breite sich von zunächst 61 cm durch einen Einsprung rechts auf 45 cm verringert; der obere Abschluss ist nicht ganz eindeutig zu bestimmen. Das Füllmauerwerk besteht aus demselben Dickformat wie das umgebende Mauerwerk, doch könnte es sich hierbei um wiederverwendetes Altmaterial handeln. Sinn und Funktion dieser Öffnung – ein rein arbeitstechnisch bedingter Durchgang aus der Erbauungszeit, ein zu unbekannter Zeit aufgeweiteter Belüftungsschlitz oder gar eine Öffnung, die in Zusammenhang steht mit dem darunter anstoßenden First des frühneuzeitlichen Dachanschlages – bleiben unklar.

[512] Die Schlitzöffnungen weisen folgende Maße (in cm) auf: I. nördliche Nische: H: 69+x, B: 15,5; II. südliche Nische: H: 69+x, B: 17.

Direkt oberhalb des Scheitelsteins der Mittelnische liegt die horizontale Bezugsebene für das Nischenpaar der oberen Reihe. Auch diese Nischen waren ehemals von je einem Säulenpaar gerahmt, deren zur Mitte gerichtete Exemplare wiederum zu Zwillingssäulen verbunden waren (Abb. 188, 189). Von dieser die Nischenarchitektur prägenden Säulengliederung zeugen heute nur noch die *in situ* erhaltenen Basen und Kapitelle (Kap. C.6.1.4., C.6.2.3.5.): Die mittlere Doppelbasis ruht auf einer aus drei Steinen zusammengesetzten Plinthe, wobei aus den seitlichen Werkstücken zugleich die Ansätze der abgeschrägten Nischensohlbänke herausgearbeitet sind. Auch hier bestimmen die Höhe der Plinthe und des Basiswerksteins die Höhe der anschließenden, nun wiederum durchlaufenden Quaderlagen. Anders ist es bei den Kapitellagen, an die sich aufgrund der hier nur noch geringen Giebelbreite keine weiteren Lagensteine mehr anschließen. Verbindlich bleibt die Kapitellage jedoch beim Mittelpfeiler, der hinter den verschwundenen Doppelsäulen gleichermaßen aus größeren Sandsteinquadern gefügt wurde.

Zwischen den zurückgesetzten Nischenpfeilern und auf gleicher Ebene wie diese spannt sich eine Mauerung aus Backstein – ob diese noch bauzeitlich ist oder erst später eingefügt wurde, lässt sich z. Zt. nicht sicher bestimmen, doch könnte der eine, momentan in der südlichen Nische sichtbare Backstein aufgrund seiner geringen Höhe, die nicht dem spätromanischen Backsteindickformat entspricht, für eine neuzeitliche Entstehung, etwa im Zuge der Widerherstellungsarbeiten 1828/30, sprechen.[513]

Nach Fertigstellung des gequaderten Giebelfeldes mit seiner Nischenarchitektur wurde abschließend die seitlichen Giebelschrägen mit dem Ortganggesims und den steigenden Rundbogenfriesen aufgemauert. Letztere bestanden offenbar von Anfang an aus Backstein und erlitten beim Dachbrand 1826 stärkere Beschädigungen, das Ortganggesims ging offenbar völlig verloren, so dass diese Partien – nicht zuletzt auch wegen der ein wenig abweichenden neuen Dachneigung – 1828/30 weitgehend erneuert wurden, wobei der Ortgang nicht mehr als Steingesims gestaltet, sondern nun durch einfache Holzplanken ersetzt wurde.

[513] Leider wurde anlässlich der Außensanierung der Kirche, bei der 1985 (Bauabschnitt II) allein die Nordhälfte (!) des Westgiebels oberhalb des Abteidaches saniert wurde, keine Dokumentation der behandelten Giebelpartien, etwa ein Vermerk zum angetroffenen Backsteinformat, erstellt. Bei der Sanierung der Südhälfte des Giebels, die noch aussteht (!), sollte dies auf jeden Fall nachgeholt werden.

Heute stammen insbesondere noch die Frieskonsolen und einige der darauf aufruhenden Bogenansätze sowie verschiedene an das Quadermauerwerk anschließende Backsteine von der spätromanischen Originalsubstanz der Giebelschrägen (Abb. 170–172). Unmittelbar über der vierten südlichen Konsole ist sogar noch ein originaler Bogenformstein erkennbar; daneben könnte auch der erste und sechste (ehemals siebente) südliche Bogen noch weitgehend romanische Substanz enthalten.[514]

Die Frieskonsolen folgen im großen und ganzen der zweiten Konsolenvariante ‚B', besitzen jedoch einen ausgeprägteren unteren Wulst. Abweichend davon zeigen die beiden untersten Konsolen eine völlig andere, zudem noch untereinander leicht variierte Profilierung: einfaches (S) bzw. doppeltes (N) Plättchen – Wulst – kleine Schräge – Kehle mit Wulst – kleine Schräge – Platte. Nur diese beiden Konsolen wurden zusammen mit dem jeweils anschließenden Quaderblock aus einem Stück geschlagen, während die übrigen Konsolsteine als separate Werkstücke gefertigt und dann entlang der Werksteingrenze oder gar in extra Aussparungen des Quadermauerwerks eingefügt wurden.[515] Als verloren gelten müssen die Konsolsteine zu seiten der äußeren Bogenläufe der unteren Nischenreihe (wo heute beidseitig die Bogenspanne seltsam langgezogen erscheint) und des Abschlussmotivs in der Giebelspitze. Das gesamte Wandfeld oberhalb der Doppelnischenkapitelle einschließlich deren Flachbögen gehört der Wiederherstellung um 1828/30 an, auch der auffällige Okulus dürfte eine völlige Neuschöpfung aus dieser Zeit sein.

Es ist zu vermuten, dass die Backsteinpartien der Giebelschrägen – anders als die übrigen Rundbogenfriese des Baues, aber ähnlich den Zwickelflächen der Westrose darunter – in einem ockergelben Sandsteinton gefasst waren, um so den Eindruck zu vermitteln, die gesamte Westfassade sei durchgängig aus aufwendigem Quadermauerwerk gefügt.

An der Giebelinnenseite lassen sich noch eindeutiger die originalen Mauerwerkspartien des 13. Jahrhunderts von den Erneuerungen des frühen 19.

[514] Auch in anderen Bereichen dürften zumindest die Bogenansätze noch aus dem 13. Jahrhundert stammen, doch kann dies aufgrund der Überputzung nicht eindeutig bestimmt werden; allein die verdrückten Bogenformen lassen sich zweifelsfrei der Zeit um 1828/30 zuordnen, andere Partien bleiben unsicher.

[515] Besonders auffällig ist die Situation bei der zweiten Konsole der Südseite: Hier wurde in den bereits versetzten Großquader der Lage 3 eine Aussparung eingearbeitet, die den Konsolstein u-förmig umfängt. – Aussparungen in Form einer Ausklinkung finden sich bei der dritten südlichen und bei der zweiten nördlichen Konsole.

Jahrhunderts unterscheiden: Der untere Teil der Giebelwand besteht noch aus dem ursprünglichen Backsteinmauerwerk, wobei die Dickformatsteine hier etwas nachlässig aufgemauert wurden; sie zeigen keinen klaren Verband mehr, sondern wurden zumeist als reine Binder- bzw. Läuferlagen vermauert, wobei diese gelegentlich von Backsteinbruchstücken durchsetzt sind. Dies könnte dafür sprechen, dass die Giebelinnenseite von Bauhandwerkern aufgemauert wurde, die kaum Erfahrungen mit Backstein hatten, sondern nur vorhandene Backsteinvorräte weisungsgemäß verbraucht haben.

Dieses originale Mauerwerk reicht bis einschließlich der Lage 18 oberhalb eines vor der Wand verlaufenden Streichbalkens. Etwas darunter, in Lage 13, haben sich drei Gerüstlöcher erhalten,[516] die zum einen klar auf eine Gerüstebene in dieser Höhe hinweisen, zum anderen belegen, dass die Mauerzüge bei ihrer Errichtung beidseitig eingerüstet waren.

Auf die letzte Dickformatlage folgen zwei Lagen moderner Dünnformatsteine von 1828/30. Der darüber aufsteigende Teil der backsteinernen Giebelinnenfläche wurde offenbar nach dem Dachbrand hinter der belassenen gequaderten Frontseite aus alten und neuen Backsteinen völlig neu aufgemauert, desgleichen die gesamten Randbereiche entlang der Giebelschrägen, wobei letztere erst ein Stück oberhalb der Grenze zwischen alter und neuer Substanz mit dem erneuerten Giebelbereich einheitlich aufgemauert wurden. In Höhe des Kehlbalkens springt die Wand um 66 cm zurück, in dieses oberste Giebeldreieck ist als einzige heutige Wandöffnung der Okulus eingeschnitten[517] – von den festgestellten Schlitzen in den Rückwänden der unteren Nischenreihe lassen sich derzeit hingegen auf der Innenseite keine Spuren mehr ausmachen.

4.3.5.4. Die Befunde zur Einwölbung der beiden westlichen Hauptschiffjoche

Einen weiteren Befundkomplex der Phase III bildet schließlich die Einwölbung der beiden westlichen Hauptschiffjoche. Sie wurde erst eingezogen, nachdem die Lichtgaden von Nord- und Südseite sowie der obere Teil der Westfront mit der

[516] Die drei Gerüstlöcher weisen jeweils keine markanten Mörtelabdrücke auf (S nach N): 1. B: 11,5 cm; 2. B: 14 cm; 3. B: 14 cm. – Der Abstand der einzelnen Gerüstlöcher beträgt (in cm): 1 zu 2: 165; 2 zu 3: 231.

[517] Der Okulus hat eine geschätzte Wandtiefe von ca. 70 cm, so dass für die Wandstärke im Giebelbereich ein Maß von ca. 136 cm angenommen werden kann.

Rosette fertiggestellt waren. Auch hier dürfte zunächst der Gurtbogen zwischen den beiden Jochen auf den bereits im Zusammenhang mit dem Aufmauern der Wände angelegten Bogenansätzen aufgeführt worden sein. Dabei wurde der Scheitelstein des Bogens – wie bei den Gurtbögen des Hochchores – mit einer kreisförmigen, mit einem Loch versehenen Abflachung zur Anbringung einer hölzernen Zierscheibe ausgestattet (siehe Kap. C.6.5.2.), auf die bei den Gurtbögen der Phase II verzichtet worden war.

Im nächsten Schritt wurden zwischen das vorhandene Bogengerüst aus Gurtbogen und Schildbögen (an den Außenwänden) die beiden Domikalgewölbe eingezogen, die nun wieder mit Rippen versehen wurden, allerdings verzichtete man hier auf die vermittelnden Rippenkonsolen (s.o. Kap. C.4.3.4.), die Rippen laufen nun unmittelbar auf der Kämpferzone der Wandvorlagen aus.

Welches der beiden Gewölbe zuerst ausgeführt wurde, lässt sich allein aufgrund des Baubefundes nicht definitiv entscheiden, doch ist es wahrscheinlich, dass zuerst das westliche Gewölbe aufgemauert wurde, da es sich an drei Seiten auf Außenwände stützen kann, und danach dann das mittlere Hauptschiffgewölbe, das – von nur zwei Außenwänden eingefasst – zwischen zwei Gurtbögen gespannt ist und an das ältere östliche Hauptschiffgewölbe aus Phase IIb anschließt. Es ist aber auch nicht völlig auszuschließen, dass beide Gewölbe parallel aufgemauert wurden.

An der Gewölbeoberseite des mittleren Hauptschiffjoches lässt sich recht gut die Ausführung eines solchen Domikalgewölbes ablesen (Abb. 158, 159): Leichte Absätze in der äußeren Gewölbeschale und die damit wechselnde Rauheit der Oberfläche belegen ein Aufmauern des Gewölbes in mehreren Ringschichten – fünf Ringschichten lassen sich ablesen, mindestens eine weitere kann für den Zwickelbereich vermutet werden. Bei einer der Ringschichten ist klar die Zusammensetzung aus acht Backsteinlagen zu erkennen. Dies bedeutet, das nach dem Aufmauern von ca. acht Backsteinlagen eine kleine Ausführungspause erfolgte, damit der Mörtel dieser Lagen abbinden konnte, ehe dann auf der ausgetrockneten und somit steifen und stabilen Ringschicht die nächsten Backsteinlagen aufgesetzt werden konnten (vgl. Kap. C.3.5.).

In einem Zuge mit der Aufrichtung der Gewölbeschalen wird auch hier unmittelbar der innenseitig aufliegende Putz aufgebracht und mit der (heute rekonstruierten) Farbgestaltung versehen worden sein, die in ihrer Gliederung – analog zur Wiedereinführung der plastischen Gewölberippen – das Fassungskonzept der Querhausgewölbe mit aufgemalten Orthogonalrippen und weißem Ringband über den Bogenscheiteln unverändert aufgreift.

Analog zu den Beobachtungen und Überlegungen bei Phase I und II ist auch hier für Phase III anzunehmen, dass nach der Fertigstellung der Hochraumgewölbe der Hauptschiffdachstuhl aufgebracht wurde, der im Westen auf der Giebelwand der Langhausfassade aufruhte. Wie bei den übrigen Dachbereichen blieben aber auch hier infolge des Brandes von 1826 keine maßgeblichen, aussagekräftigen Spuren dieser Dachstuhlkonstruktion erhalten.

Nach Vollendung der Dacheindeckung wird sich auch hier das Aufbringen von Verputz und Farbfassung auf die sichtbaren äußeren Lichtgadenpartien angeschlossen haben, worauf noch die zahlreich erhaltenen Tropfnasen der rosa Wandfarbe insbesondere auf der Nordseite verweisen (dazu oben Kap. C.4.3.3.2.1., C.4.3.5.1.); auf die daran anschließende endgültige Eindeckung des Seitenschiffdachstuhls folgte wohl als letztes das Verputzen und die Farbbehandlung des noch ausstehenden Abschnitts der Seitenschiffnordwand. Ausgenommen von dieser abschließenden Oberflächenbehandlung der Außenfassaden war lediglich die (fast) vollständig aus Quadermauerwerk aufgeführte Westfront der Kirche.

4.3.5.5. In Phase III ausgeführte Arbeiten an bereits bestehenden Bauteilen sowie im selben Zusammenhang geschaffene Teile der bildhauerischen Ausstattung

Als sich gegen Ende der Phase III die baldige Vollendung des Kirchenbaues abzeichnete, ging man offenbar daran, noch ausstehende ‚Restarbeiten' an bereits bestehenden Bauteilen auszuführen sowie einige zentrale Stücke der Ausstattung im Hinblick auf die bevorstehende Kirchweihe anzufertigen.

In erster Linie handelte es sich bei den ‚Restarbeiten' um bauplastische Details. So wurde in den Scheitel des östlichen Gurtbogens des mittleren Hauptschiffgewölbes, der noch der Phase IIb angehört, eindeutig nachträglich ein Loch zur Anbringung

einer Zierscheibe gebohrt (Abb. 38), die ursprünglich dort – wie bei allen Gurtbögen der Phase II – nicht vorgesehen war, aber mit den Modifizierungen der Baupläne in Phase III für die Gurtbogenscheitel wieder eingeführt wurde. Während die Anbringungsstelle aber beim westlichsten Gurtbogen (Abb. 39) direkt mit ausgeführt werden konnte, musste sie beim schon existenten östlichen Hauptschiffgurtbogen nachträglich in Form des besagten Loches geschaffen werden; der Bogen wurde sozusagen ‚nachgerüstet'.

Als weitere, mit Sicherheit nachträglich ausgeführte Teile der Bauskulptur sind die beiden reichverzierten Blattkonsolen zur Abfangung der Halbrundvorlagen des östlichen Vierungsbogens zu nennen (Abb. 372–375; dazu ausführlich Kap. C.6.3.). Diese bestehen aus je zwei Werkstücken aus feinem, leicht zu bearbeitendem Baumberger Sandstein,[518] die vermutlich erst nach ihrer bildhauerischen Ausgestaltung in das Pfeilermauerwerk aus Osning-Quadern eingesetzt wurden. Darauf deutet neben handwerklichen Überlegungen – eine Ausarbeitung vor Ort wäre nur unter sehr schwierigen Bedingungen möglich gewesen – nicht zuletzt auch das Steinmaterial: Baumberger Sandstein fand in Phase I (fast) keine Verwendung (sämtliche Kapitelle, auch die der Viersäulenbündel, wurden aus dem am Bau üblichen Osning-Sandstein geschlagen), während er in Phase III häufiger verwendet wurde, so am Westgiebel beim südlichen Doppelkapitell der unteren Nischenreihe (s.o.) und insbesondere bei den ebenfalls dieser Zeit zugeordneten Werken mit reicher bildhauerischer Ausgestaltung (der Piscina, dem Grabmal Bischof Hermanns II. und der Grabnische im Kreuzgang, s.u.).

Die Höhe der einbindenden Konsolquader,[519] die abgeleitet wurde von der Aufteilung der Konsolen in die untere Blattwerkzone und den profilierten Aufsatz, bestimmte wiederum die Quaderhöhen der angrenzenden Pfeilerquader und wurde ergänzt durch eine darunter eingefügte Ausgleichsschicht (H: 8,5 cm), diese nun gleichermaßen aus Baumberger Sandstein.[520] Die die Konsolenwerkstücke

[518] Die Konsolquader aus Baumberger Sandstein weisen im Norden und Süden identische Maße auf (in cm): unterer Quader: H: je 38, B: je 45; oberer Quader: H: je 26,5, B: je 50,5.

[519] S. die vorige Anm.

[520] Das vielfach kaum sichtbare denn eher fühlbare Vortreten der schmalen Ausgleichsquader vor die Pfeilerflucht um wenige Millimeter, das zunächst auf ein abgearbeitetes Gesims an dieser Stelle deuten könnte, hängt wahrscheinlich mit der vor Ort ausgeführten Anpassung des eingefügten Werkstücks an die Pfeilerflucht zusammen, bei der durch Abschleifen natürlich nicht dieselbe Exaktheit zu erreichen war wie mit dem Meißel auf der Werkbank.

einfassenden Pfeilerquader dürften demnach ebenfalls nachträglich in das Pfeilermauerwerk eingefügt worden sein – möglicherweise in eine bereits dafür vorgesehene, freigelassene Zone in der Pfeilervorlage.

Dass eine solche Konsolenkonstruktion schon von Anfang an, das heißt schon in Phase Ib/c, vorgesehen war, lässt sich anhand der vier unteren, vorlagenlosen und zumeist aus einem Block bestehenden Quaderlagen wie auch anhand des darüber sichtbaren Quadergefüges der beiden Pfeiler ablesen, deren regelmäßige Schichtungen aus ‚Modul-Quadern' (à 42,2 cm) in diesem Bereich unterbrochen und darüber ohne Ausgleichsschicht, das heißt unter Inkaufnahme beständiger Fugenversprünge, wieder aufgenommen werden (vgl. Kap. C.4.3.1.3.). Dies könnte ein vager Hinweis darauf sein, dass hier bereits eine ältere Konsolenlösung (aus Phase Ic) bestanden haben könnte und diese dann – nach einer durch den Einbau der provisorischen Chorabschlusswand verursachten Beschädigung – durch die heutigen Konsolen ersetzt wurde. Wahrscheinlicher ist aber ein Austausch von bewusst in der Bosse belassenen, das heißt noch nicht bildhauerisch ausgearbeiteten Quadern durch die jetzigen Werksteine.[521]

Die Ausführung bzw. das Einfügen der aktuellen, aufwendig gestalteten Konsolen war auf jeden Fall erst möglich nach Beseitigung der provisorischen Trennwand.[522] Diese könnte schon kurz nach Vollendung der Phase II abgetragen worden sein, die Blattkonsolen somit schon zu diesem Zeitpunkt ausgestaltet worden sein. Doch sprechen ihre Stilformen, die sich eng mit den um 1220/30 zu datierenden, weiter unten aufgeführten Bildhauerwerken verbinden, eher für eine etwas spätere Ausführung gegen Ende von Phase III – wohl unmittelbar im Hinblick auf die Kirchweihe des Jahres 1222, bei der die beiden ‚Schmuckkonsolen' sicher vollendet gewesen sein dürften.

Ein vergleichbares, mit Rücksicht auf die Baustellensituation bewusst nachträgliches Einfügen empfindlicher Bauskulptur in bereits vorbereitete Leerstellen findet sich etwa auch bei den Blattkonsolen und Baldachinen der Chorpfeilerfiguren des Kölner

[521] Es ist durchaus möglich, dass es sich bei den Eckquadern zuseiten der Vorlagenkonsolen um wiederverwendete (und dabei gekürzte) ‚normale' Pfeilerquader aus Phase Ic handelt, wofür nicht zuletzt die feine, für die Phase I charakteristische Oberflächenbearbeitung spricht.

[522] Bei einer Ausarbeitung der jetzigen Konsolen schon während der Bauzeit der östlichen Vierungspfeiler (wogegen allein schon die Stilformen sprechen) hätten die äußerst zierlichen Elemente der Blattkonsolen beim Einfügen der Trennwand unweigerlich Schaden genommen, so dass eine spätere Ausführung der feinen Bildhauerarbeiten fast zwingend erscheint.

Domes: Dort wurden diese besonders empfindlichen Elemente, die ebenfalls aus Baumberger Sandstein geschlagen wurden, deutlich später, etwa um 1290, in die bereits vorbereiteten Partien der um 1260 aufgeführten Chorpfeiler nachträglich eingefügt, wie jüngst vorgenommene Untersuchungen ergaben.[523]

Nach der Entfernung der provisorischen Abschlusswand des Chores erfolgte offenbar nicht nur das Einfügen der beiden Vorlagenkonsolen, sondern auch beidseitig der Einbau der darunter befindlichen Basis-Werkstücke der Pfeilervorlagen (Abb. 215–216). Diese bestehen nun auffälligerweise wiederum aus Baumberger Sandstein – im Unterschied zu den angrenzenden Basen der Pfeilerelemente und Eckdienste (aus Phase Ib), die durchweg aus Osning-Sandstein geschlagen wurden. Beim Versatz der neuen Basis-Werkstücke trat ein Problem auf: Die neu angefertigten Werkstücke, die ihre Profilmaße von den benachbarten Pfeilerbasen übernommen hatten, ragten über die Vorderkanten der mit einer Schräge versehenen Untersockel hinaus. Verursacht wurde dies durch einen Messfehler bei der Anlage der Pfeilersockel in Phase Ib: Diese springen im Bereich der Pfeilerstirn nicht um das gleiche Maß vor wie die Quaderlagen des Pfeilers darüber, an deren Vorsprung sich aber die neuen Basiswerkstücke orientiert hatten. Den dadurch hervorgerufenen Überstand der zum Basisprofil gehörenden und aus demselben Stück gearbeiteten Platte glich man aus, indem man die nach Süden bzw. Norden gerichtete Hauptseite der Platte in ihrem unteren Teil mehr als zur Hälfte abarbeitete und einen Halbrundwulst einfügte.[524] Dieser kaschierte durch seine für das Auge optisch nicht exakt fassbare Form geschickt die besagte Maßdifferenz. An den Ecken knickt der Wulst zwar noch um, endet aber an den Seiten nach wenigen Zentimetern in einer Abrundung.[525] Durch diese Einfügung des Rundwulstes wurde der Messfehler gekonnt überspielt, zugleich gab man damit dem Sockel der Pfeilerstirn eine noch reicher profilierte Erscheinung.

Neben den beiden Vorlagenkonsolen und den erneuerten Pfeilerbasen an den östlichen Vierungspfeilern gehört sicherlich auch der spätromanische Piscinenständer

[523] So die Untersuchungsergebnisse von Dr. Esther Plehwe-Leisen, die zusammen mit einem Forscherteam aus Naturwissenschaftlern und Restauratoren die Gesteinsarten am Kölner Dom, insbesondere der Skulpturen, untersucht und die bisherigen Erkenntnisse bei dem Kolloquium „Der Kölner Dom und ‚was damit zusammenhängt'" zur Verabschiedung von Dr. Rolf Lauer am 4. Mai 2007 in der Dombauhütte Köln unter dem Titel „Die mittelalterliche Skulptur des Kölner Domes unter dem Mikroskop" vorgetragen hat.

[524] In der Seitenansicht wird deutlich, dass man jeweils an der Vorderseite eine viertelkreisförmige Ausnehmung machte, in die der Rundwulst eingefügt wurde.

[525] Diese endet exakt mit der viertelkreisförmigen Ausnehmung (vgl. vorige Anm.).

im Chor (Abb. 403–410; Kap. C.7.3.) zu den Werken, die anlässlich der Kirchweihe 1222 fertiggestellt waren.

Der dort und bei den Vorlagenkonsolen verwendete Formenschatz findet sich auch bei zwei weiteren, stilistisch aufs engste verwandten Werkkomplexen wieder: der Wandnische im Kreuzgang (Abb. 412–415; Kap. C.7.4.) und der Grabtumba des Gründerbischofs Hermann II. (Abb. 416–420; Kap. C.7.5.), ehemals inmitten des Hochchores. Diese beiden Arbeiten können daher auf stilistischem Wege in die Zeit um 1220/30 datiert werden, sind also möglicherweise erst im Anschluss an die Kirchweihe entstanden und dürften daher den Abschluss der ‚Bautätigkeit' von Phase III bilden.

Zu den ‚Restarbeiten' der Phase III gehört womöglich auch eine (erste) Umgestaltung des Kreuzgangportals der Mönche (Abb. 252), die im Zusammenhang mit der Ausgestaltung der unmittelbar angrenzenden Grabnische vorgenommen worden sein könnte: Dafür spräche insbesondere der Röllchenfries des Rahmenwulstes (Abb. 253), der in den Randbereichen des Wulstes zu den anschließenden Partien seltsam unmotiviert ausläuft und noch die runde Grundform des Wulstes erkennen lässt, während dies bei den übrigen Röllchenfrieswülsten der ‚Marienfelder Bauhütte' (an den Vorlagenkonsolen, der Piscina, der Grabnische, dem Hochgrab Hermanns II. sowie der Ostrosette in Rheda) nicht der Fall ist. Dies könnte somit ein Indiz dafür sein, dass der Röllchenfries erst nachträglich – das heißt vor Ort – in den zunächst glatten Bogenwulst (wie er noch heute am Nordportal zu finden ist) eingeschlagen wurde (dazu ausführlicher Kap. C.5.5.2.). Diese These wird noch dadurch untermauert, dass an keinem anderen Bauteil der Phase II ein Röllchenfries anzutreffen ist – offenbar wurde erst im Verlauf von Phase III ein besonderer, auf derartige bauplastische Details spezialisierter Bildhauer – hier als ‚Röllchenfriesmeister' bezeichnet – nach Marienfeld geholt.

4.3.5.6. Zusammenfassung Phase IIIa–c

Die Baumaßnahmen der Phase III, mit der die bauliche Fertigstellung der Kirche erfolgte, beinhalten die beiden noch ausstehenden Joche des Hauptschiffes sowie die begleitenden Doppeljoche des Seitenschiffes mitsamt den jeweils zugehörigen Einwölbungen; mit der gequaderten Westfront erhielt das Langhaus zugleich seinen

repräsentativen Fassadenabschluss. Der Phase III zuzuordnen sind darüber hinaus wohl noch ‚Restarbeiten' an den bereits bestehenden Bauteilen sowie einige zentrale Stücke der Ausstattung, die im Hinblick auf die Kirchweihe 1222 oder bald danach fertiggestellt wurden und somit ebenfalls dieser Bauphase zuzuordnen sind.

Über den Findlingsfundamenten, wie sie im Bereich der Westfassade durch die barockzeitliche Freilegung heute wieder einsehbar sind, wuchs der Westteil der Kirche in Phase III in mehreren Bauetappen hoch. In der ersten Bauetappe dürfte auch hier zunächst wie bei der Phase Ia mit den äußeren Umfassungswänden, das heißt der Nordwand des Seitenschiffes, der Südwand des Hauptschiffes sowie der Westfront, begonnen worden sein. Gleichzeitig wird auch der westliche Hauptpfeiler zwischen Haupt- und Seitenschiff aufgemauert worden sein, bei dem offenbar bezüglich der zu großen Breite ein Planungsfehler vorliegt, der dann nur noch bedingt durch den schmaleren Wandpfeiler an der Westwand ausgeglichen werden konnte (s.u.). Im nächsten Schritt folgten die Säulen und Bögen der Arkadenstellung sowie die Seitenschiffwölbung.

Alle diese Bauteile wurden in einer umfangreicheren Bauetappe bis in eine einheitliche Höhe hochgeführt. Ein klares Anzeichen dafür bildet das verwendete helltonige, rosafarbene Backsteinmaterial, das bei allen genannten Bauteilen anzutreffen ist – einschränkend ist nur zu vermerken, dass es an der Innenseite der Westwand aufgrund des flächendeckenden Verputzes bisher nur an wenigen Stellen nachgewiesen werden konnte, während es im Bereich der Seitenschiffnordwand durch den weitgehenden Neubau von 1714 mutmaßlich bis auf wenige Lagen oberhalb des romanischen Sockels als verloren gelten muss, gleiches gilt für die damals ausgebrochene Seitenschiffwölbung.

Sowohl beim Mauerwerk über den Seitenschiffarkaden als auch bei der gegenüberliegenden Südwand reicht das rosa Backsteinmauerwerk bis zu einer klaren, bei beiden Bereichen in derselben Höhe (!) anzutreffenden Horizontalfuge, die sich etwas unterhalb der Ansätze der Vorlagenabkragungen befindet, darüber schließt sich jeweils wesentlich dunkleres, rottoniges Backsteinmaterial an. Nur im Bereich des Westjoches der Arkadenwand und im östlichen Abschnitt der Südwand, etwa in der Länge des mittleren Joches, reichen die rosa Backsteine noch einige Lagen höher hinauf – entweder hat man in diesen Eck- bzw. Anschlussbereichen die

Mauern über die durchgehende Horizontaloberkante hinweg schon ein wenig höher gezogen oder es handelt sich um ‚Restmaterial', das an diesen Stellen zu Beginn der nachfolgenden Bauetappe als erstes vermauert wurde, wobei in beiden Fällen auf der Südseite Rücksicht auf das noch auszuführende Pfeilermassiv (unterhalb des westlichen Gurtbogens) genommen wurde, indem man das rosa Backsteinmauerwerk davor enden ließ (s.u.).

Die sich deutlich und sauber abzeichnende Horizontalfuge, die – bis auf die angeführten Stellen – zugleich die obere Grenze des rosa Backsteinmaterials bildet, gibt sich nicht zuletzt aufgrund des Farbwechsels der Backsteine als Bauetappengrenze zu erkennen. Anlass für die weitgehend einheitliche Nivellierung der Fuge war offenbar die Ansatzhöhe der Vorlagenabkragungen und vermutlich auch der großen Westrose, deren jeweilige Ausführung dann für die nächste Bauetappe vorgesehen war. Die mit dieser Unterbrechung verbundene auffällige Änderung der Backsteinfarbe könnte dabei in einem Wechsel der Tongrube begründet liegen – möglicherweise nach einem längeren Baustop, etwa einer Winterpause; die Horizontalfuge markierte dann den zu Beginn der Baupause erreichten Ausbauzustand. Dieser somit klar umrissene Umfang der ersten Bauetappe und der nach der Baupause vollzogene (Farb-) Wechsel des Backsteinmaterials soll hier zum Anlass genommen werden, diese erste Bauetappe als eigene Unterphase – **Phase IIIa** – abzugrenzen.

Einen gesonderten Bereich innerhalb dieser Phase IIIa bildet die Natursteinverblendung der Westfassade, die an der Seitenschifffront wie auch nördlich des Westportals aus großformatigen Osning-Quadern besteht, während die Wandpartie südlich des Portals über einer ersten Quaderlage lediglich aus Bruchstein gemauert ist. Das deutliche Zurückweichen des Bruchsteinmauerwerks gegenüber der Flucht der Quaderlage verweist auf einen beabsichtigten Verputz dieser Partien – womöglich mit Ritzlinien zur Imitation von Quadermauerwerk[526]. Diese sicher erschließbare homogene, ‚kaschierende' Verputzung des Bruchsteinmauerwerks erlaubt den Rückschluss, dass es sich dabei um ‚Ersatzmaterial' handelt, das

[526] Derartige geritzte Fugen finden sich etwa bei der Großen Marienkirche in Lippstadt, dem Schwesterbau Marienfelds (Kap. C.10.4.1.3.2.), dort jedoch im Zusammenhang mit der *pietra-rasa*-Technik, bei der der Fugenmörtel breit, jedoch nicht flächendeckend zwischen den hammerechten Mauersteinen verstrichen wird; zu den Lippstädter Befunden s. SIGRIST, Lippstadt, 1999, v. a. S. 444–449; allgemein: HOFRICHTER, Putz und Farbigkeit, 1993.

mutmaßlich während eines aufgetretenen Engpasses bei der Lieferung von Quadersteinen verbaut wurde. An dieser Stelle war es nämlich am wenigsten auffällig in die eigentlich als reiner Quaderbau konzipierte Westfassade einzufügen: nahe dem Winkel zum Westteil der angrenzenden Klausur und zudem teilweise verdeckt bzw. verschattet durch die allem Anschein nach vor der Fassade errichtete oder zumindest geplante Vorhalle.

Die wesentlich besser einsehbaren Partien nördlich des Portals hingegen wurden – trotz des bis hierhin reichenden Vorhallenanbaues – augenscheinlich in der beabsichtigten Weise aus der begrenzten Zahl der noch verfügbaren Quadersteine aufgeführt. Leider ist durch die Eingriffe des 1699–1702 unmittelbar vor die Fassade gebauten barocken Abteiflügels (Anschluss des Kellergewölbes und Überputzung der Fassade im Bereich des Erdgeschossraumes) die exakte Höhenerstreckung der Bruchsteinpartie im südlichen Fassadenabschnitt z. Zt. nicht zu ermitteln.

Die Mauerwerksbereiche oberhalb der geschilderten Bauetappengrenze bestehen zwar durchweg aus einem wesentlich dunkleren, kräftig roten Backsteinmaterial, doch lassen einige markante Baufugen erkennen, dass auch diese Partien, die hier der **Phase IIIb** zugeordnet werden sollen, in mehreren Einzeletappen aufgemauert wurden.

An der südlichen Hauptschiffwand konzentrierten sich die Arbeiten offensichtlich zunächst auf das erwähnte Pfeilermassiv (unterhalb des westlichen Gurtbogens), dessen Höherführung in der vorherigen Bauetappe (IIIa) ausgespart worden war und auf das die nun fertigen Werkstücke der Vorlagenabkragungen aufgesetzt wurden. Beim Aufmauern dieser Pfeilerpartie wurde der außenseitige Teil der Mauersubstanz nicht aus Quadern, sondern aus Backsteinen errichtet, und zwar zunächst nur als ca. 173 cm breiter Streifen in den Ausmaßen des Pfeilermassivs. Erst im nächsten Schritt wurde dann westlich der deutlich zu erkennenden vertikalen Baufuge das anschließende Mauerwerk (der Westjochsüdwand) bis zur Südwestecke aufgeführt.

Etwas anders gestaltet sich die Befundsituation auf der Nordseite, oberhalb der Seitenschiffarkaden: Hier wurden die Wandbereiche der beiden Hauptschiffwestjoche einheitlich hochgezogen, worauf nicht zuletzt die durchgängige Gerüstlochreihe verweist. Eine erste Mauerungskampagne erstreckt

sich bis zu einer deutlichen Horizontalfuge, die im Westjoch über der Lage 17 oberhalb des markanten Mauerrücksprungs (der die Bauetappengrenze zum rosa Backsteinmaterial darunter bildet) liegt, im mittleren Joch sogar noch zwei Lagen höher reicht.

Die nächste Unteretappe umfasst die folgenden Lagen bis zu einem horizontalen Rücksprung in Höhe der Oberkante der Konsolsteine, der zugleich (zusammen mit diesen) als Auflagefläche für den Streichbalken des Seitenschiffdachstuhls fungiert. Im Inneren liegt genau in dieser Höhe das umlaufende Wulstkämpfergesims – beides zusammen mag den Anlass für diese Bauetappengrenze gebildet haben.

Für die sich über den Dachanschlägen von Kreuzgang bzw. Seitenschiff erhebenden Obergadenwände lassen sich aufgrund des aufliegenden Verputzes bzw. der bei der Außensanierung unterbliebenen Beobachtung von Baunähten leider keine so genauen Aussagen zum exakten Ablauf des Hochmauerns dieser Mauerwerkspartien machen. Ein gewisses Indiz bilden lediglich die Konsolen der Rundbogenfriese, die am mittleren Langhausjoch einheitlich die Konsolform ‚D' zeigen, während am westlichen Joch weitere Konsolenvarianten hinzukommen, die fast durchweg Abwandlungen der Konsolform ‚D' darstellen, was für eine Beteiligung unterschiedlicher Steinmetzen und damit für eine Fertigung dieser Konsolwerkstücke unter Zeitdruck spricht (siehe dazu Kap. C.6.7.3.). Da aber darüber hinaus kein Planwechsel und auch kein gravierender Materialwechsel auszumachen ist, werden diese Partien gleichfalls noch der Phase IIIb zugeordnet.

Gewiss baueinheitlich mit der Errichtung der Obergadenwände, die im Kircheninneren oberhalb des umlaufenden Kämpfergesimses um wenige Zentimeter vorspringen, sind die Schildbögen sowie die zusammen mit der Wandsubstanz im Verband gemauerten Gewölbeanfänger, die jeweils auf den abgekragten Wandvorlagen darunter aufruhen.

Ähnlich vage müssen die Angaben für den entsprechenden, ebenfalls der Phase IIIb zuzuordnenden oberen Bereich der Westfassade bleiben, da er gleichermaßen weitgehend unter Putz liegt. Direkt oberhalb der (in diesem Falle nur mutmaßlichen) horizontalen Bauetappengrenze wurde in diesem Fassadenabschnitt die große Westrosenkonstruktion errichtet – auch hier war die horizontale Etappengrenze

offenbar (wie im Falle der Vorlagenabkragungen an den Längswänden des Hauptschiffs) von der architektonischen Struktur des Kirchenbaues mitbestimmt. Nach Ausweis der auffällig unterschiedlichen Steinformate wurde die Westrose aller Wahrscheinlichkeit nach von zwei parallel arbeitenden Gruppen von Werkleuten in klar nachvollziehbaren Einzelschritten aufgemauert. Gleiches kann für die oberen, noch heute freiliegenden Zwickelflächen zuseiten der Rosenöffnung angenommen werden. Darauf verweisen nicht nur die unterschiedlichen Quaderformate, insbesondere die differierenden Lagenhöhen, sondern auch die Gerüstlochreihen in unterschiedlicher Höhenlage.

An den oberhalb des barocken Dachanschlages noch einsehbaren Eckpartien hatten beim wechselweisen Aufsetzen der Lagenquader und der Lisenenquader jeweils letztere die Priorität – wohl nicht zuletzt deshalb, weil sie als ‚Eckmassiv' eine stabilisierende Funktion wahrnehmen und zudem die Verbindung zu den anschließenden Mauerwerksbereichen der Obergadenwände herstellen.

Nachdem die Außenwände des Hauptschiffwestteils in der beschriebenen Form aufgerichtet waren, konnte im Inneren die Einwölbung der beiden noch ausstehenden Joche erfolgen. Hierbei dürfte zunächst das Gewölbe des Westjoches, das sich auf drei Außenwände stützen konnte, ausgeführt worden sein, anschließend das des mittleren Joch. An letzterem lässt sich noch deutlich das schrittweise Aufmauern der Gewölbeschale in mindestens fünf Ringschichten ablesen. Diese beiden westlichen Domikalgewölbe wurden nun wieder im Sinne der Chor- und Querhauswölbungen mit Rippen versehen, der trennende Gurtbogen erhielt wie die Gurtbögen des Chores eine Zierscheibe, am noch aus Phase IIb stammenden Gurtbogen zwischen mittleren und östlichem Hauptschiffjoch wurde eine solche ‚nachgerüstet'.

Unmittelbar nach der baulichen Fertigstellung der Einwölbung dürfte auch hier im Inneren das Aufbringen von Verputz und Farbe auf die Wand- und Gewölbeflächen erfolgt sein, wobei die (einzig erhaltene bzw. einzig bisher nachgewiesene) Farbfassung der Gewölbe an das reichere Fassungskonzept der Querhausgewölbe anknüpft.

Vermutlich weitgehend parallel mit den Einwölbungsmaßnahmen dürfte das Giebelfeld der Westfassade aufgeführt worden sein. Dessen Errichtung erfolgte ganz

offensichtlich nach einem weiteren Planwechsel, der eine Abgrenzung als Phase IIIc rechtfertigt: Während nach Ausweis der jeweils untersten Rundbogenfelder des steigenden Rundbogenfrieses, deren Fläche zwischen Lisene und Konsolstein (die jeweils aus einem Werkblock geschlagen wurden) glatt belassen ist, in der ursprünglichen Planung (IIIb) kein Giebelgesims vorgesehen war, wurde ein solches beim Weiterbau in der nächsten Bauetappe (IIIc) zwischen den genannten untersten Frieskonsolen eingefügt. Die Höhe der Gesimsoberkante leitet sich dabei zwar erkennbar von der Konsolenoberkante ab, ansonsten nimmt das Giebelgesims jedoch in seiner groben, rechtwinkligen Form kaum Rücksicht auf die älteren, fein profilierten, am Traufgesims orientierten Frieskonsolen der Variante ‚E'. Im übrigen Giebelbereich greift man auf die schlichtere Konsolform ‚B' zurück (siehe Kap. C.6.7.3.) – somit ist nicht zuletzt auch der Wechsel der Konsolprofilierung ein weiteres Indiz für einen Planwechsel bei der Fertigstellung des Giebelfeldes.

Im Gegensatz zur übrigen Fassadenoberfläche wurden die Rückwände der fünf Giebelnischen wie auch der (bis auf die Konsolen 1828/30 weitestgehend erneuerte) steigende Rundbogenfries entlang des Ortgangs aus Backstein gemauert. Diese Partien waren aber mutmaßlich durch einen Verputz mit ockergelbem Anstrich, wie er an der Westrose nachgewiesen werden konnte, farblich an die ‚Sandsteinoptik' der Westfassade angeglichen.

Nach Aufrichten des Westgiebels war es möglich, abschließend den Dachstuhl über den beiden westlichen Hauptschiffjochen aufzuschlagen; von ihm blieben jedoch keine aussagekräftigen Befunde erhalten. Parallel mit den Arbeiten am Dachstuhl und an der Dacheindeckung dürfte die nördliche und südliche Obergadenwand der beiden Westjoche verputzt und farbig gefasst worden sein. Daran wird sich die endgültige Eindeckung des Daches über den beiden Westjochen des Seitenschiffs sowie die Oberflächenbehandlung des noch ausstehenden Abschnitts von dessen Nordwand angeschlossen haben.

Mit diesen Maßnahmen war die Marienfelder Klosterkirche baulich fertiggestellt. Über diese reinen Bauarbeiten hinaus lassen sich der Phase III jedoch auch einige ‚Restarbeiten' in den älteren Bauteilen der Phasen I und II zuordnen, deren Ausführung gezielt im Hinblick auf die bevorstehende Kirchweihe (1222) erfolgt sein dürfte, so die beiden Blattkonsolen zur Abfangung der Halbrundvorlagen des

östlichen Vierungsbogens sowie die Werkstücke der Sockelprofile darunter, darüber hinaus wohl auch die Piscina im Hochchor.

Weitere, von derselben Bildhauerwerkstatt ausgeführte Arbeiten wie das Hochgrab Bischof Hermanns II., die Grabnische im Kreuzgang wie auch eine erste Umgestaltung des Kreuzgangportales daneben (durch Umwandlung des umlaufenden Wulststabes in einen Röllchenfries) werden zumindest teilweise erst nach der 1222 erfolgten Kirchweihe ausgeführt worden sein, sind aber durch ihre einheitliche Formensprache noch in den weiteren Kontext der Phase III einzuordnen.

Bei einer Gesamtbetrachtung der Phase III fallen zunächst einige zentrale Veränderungen in der architektonischen Konzeption auf: Neben dem Aufgreifen des Gebundenen Systems für die Anlage des Seitenschiffes insbesondere die Wiedereinführung der Rippenwölbung im Hauptschiff, wobei nun auf die vermittelnden Rippenkonsolen verzichtet wird, während man andererseits das besondere Schmuckmotiv der Rippenzierscheiben, das sich sonst nur an den Chorgewölben findet (Phase I), bei der Gestaltung der Gurtbögen – und nun auf diese beschränkt – wieder aufgriff.

Zu diesen architektonischen Modifizierungen kommen aber auch einige auffällige Unregelmäßigkeiten in der Baustruktur hinzu: Hierzu gehört die etwas größere Längenerstreckung der beiden westlichen Hauptschiffjoche im Vergleich zum Ostjoch (Abb. 40). Dies hängt möglicherweise zusammen mit einem grundlegenden Planwechsel, der über die genannten Veränderungen in der architektonischen Gliederung hinaus die Baukonzeption des Gesamtbaus erfasste: Wie bereits in Kap. C.4.3.3.4. und C.9.4.3. ausgeführt, war in Phase II eventuell ein längeres, vier oder gar fünfjochiges Langhaus geplant, wofür einige wenige Indizien sprechen. Bei Fortsetzung der Bauarbeiten in Phase III wurde dieser Plan jedoch aufgegeben und an das bestehende Ostjoch nur zwei weitere (statt drei oder vier) Joche angefügt. Diese wurden nun aber in etwas gestreckterer Form ausgeführt, um den gegenüber dem ursprünglichen Plan entstandenen ‚Längenverlust' zumindest ein wenig auszugleichen.

Eine weitere Auffälligkeit bildet der westliche Hauptpfeiler der Langhausarkade, der um einiges breiter ist als sein östliches Gegenstück (351 cm gegenüber 290 cm!). Da

zudem die Pfeilervorlage an der Westwand nur wenig Breite (74 cm) besitzt, also nicht um das Maß eines halben Hauptpfeilers vorspringt, entsteht im Westjoch ein deutlich asymmetrischer Wandaufriss (Abb. 40). Diese etwas unbefriedigend erscheinende Situation ist höchstwahrscheinlich auf einen Planungs- bzw. Ausführungsfehler zurückzuführen: Da man den westlichen Hauptpfeiler irrtümlich zu breit dimensioniert hatte, war man – wollte man eine zu enge, gedrängte Arkadenstellung im Westjoch vermeiden – gezwungen, die Doppelarkade nach Westen zu verschieben und dabei notgedrungen einen asymmetrischen Wandaufriss in Kauf zu nehmen.

Eine weitere, mit Phase III verbundene Planänderung, die heute allerdings nur noch anhand weniger Befundstellen nachvollziehbar ist, liegt dem architektonischen Gliederungsgerüst der beiden westlichen Doppeljoche des Seitenschiffs zugrunde: Mit der (Wieder-) Einführung des Gebundenen Systems ging zugleich eine Veränderung des Stützenapparates einher. So wurden die anfänglich noch vorgesehenen Eckdienste offenbar frühzeitig aufgegeben. Darauf lassen minimale Abarbeitungsspuren an Schmiege und Platte des Sockels im Bereich der Nordwestseite des westlichen Hauptpfeilers schließen, die auf einen rückgearbeiteten Untersockel verweisen, während sich darüber keinerlei Spuren finden, die auf ehemals vorhandene Eckdienste hindeuten könnten. Gleiches gilt für die westliche Arkadenpfeilervorlage, wo das Sockel- und Basenprofil ohne Absatz gegen die Westwand läuft.

Mit dem Verzicht auf Eckdienste wurde zugleich auch das Bogengerüst der Schildbögen, wie es sich im östlichen Seitenschiffjoch (Phase IIa) findet, aufgegeben, denn im Bereich der Seitenschiffarkaden finden sich keinerlei Indizien, die auf ehemals vorhandene Schildbögen verweisen. Diese hätten auch kaum Platz gefunden auf den schmalen Konsolvorsprüngen der Säulenkapitelle (Abb. 369–371) – hier konnte jeweils nur ein schmaler Gewölbefuß eines gurtlosen doppelten Kreuzgratgewölbes aufruhen, das nun unmittelbar an die Wandflächen anschloss.

4.4. Die Datierung der spätromanischen Klosterkirche

4.4.1. Anhaltspunkte zur Baugeschichte in den archivalischen Quellen

In den erhaltenen Archivalien des Klosters Marienfeld finden sich einige Anhaltspunkte zur Baugeschichte des Klosters und seiner Kirche in den ersten Jahrzehnten seiner Entstehung, die die Erstellung eines chronologischen Datengerüstes erlauben, das wiederum die Basis bildet für die kunsthistorische Datierung der Klosterkirche.

Bereits die von dem münsterschen Bischof Hermann II. von Katzenelnbogen (1174–1203) im Jahre 1185 ausgestellte Gründungsurkunde berichtet von der Weihe des Bauplatzes durch diesen und die Grundsteinlegung zum Kloster durch die drei Hauptstifter: „*in loco per manum nostram primitus benedicto, in honorem Dei et gloriosissime genitricis eius Marie, monasterii fundamenta cum sancta iocunditate posuerunt*“[527]. Paul Leidinger konnte wahrscheinlich machen, dass dieser feierliche Akt Ende Juli/Anfang August 1184 stattfand.[528] Nun sagt der Urkundentext zwar nicht explizit, dass es sich dabei um den Grundstein der Klosterkirche handelte, sondern spricht nur allgemein von den ‚Fundamenten des Klosters'. Es wird sich jedoch kaum um die Fundamente der provisorischen Klostergebäude bei der bereits bestehenden Wadenhart-Kapelle gehandelt haben, die am 3. November 1186 dem Kloster als Oratorium übertragen wurde,[529] sondern um den Grundstein der neu zu errichtenden Klausurgebäude am eingesegneten Bauplatz, wobei natürlich der Kirchenbau das wichtigste und daher gemeinhin zuerst begonnene Gebäude darstellte.

Neben den von den drei Hauptstiftern übertragenen Ländereien und Einkünften bildete insbesondere eine Geldspende von 1.500 oder 1.600 Mark das entscheidende ‚Startkapital' zum Bau der Klosterkirche, das eine sofortige zügige Aufnahme der Bauarbeiten ermöglichte. Die Geldspende war Bischof Hermann II. offenbar zuvor

[527] Zitiert nach WUB II, Nr. 451; zu Deutsch: „[...], legten sie [= die drei Adeligen] an einer Stelle, die durch unsere Hand zuvor gesegnet worden war, zur Ehre Gottes und seiner glorreichen Mutter Maria die Grundsteine [bzw. Fundamente] des Klosters mit heiliger Freude [...]“, übersetzt in Anlehnung an BÖHMER/LEIDINGER, Chroniken und Dokumente, 1998, S. 173. Vgl. auch LEIDINGER, Gründung, 1985, S. 184. – Undifferenzierter die Angaben in der ‚Marienfelder Chronik', wonach Bischof Hermann II. auch den Grundstein gelegt habe: „*Hermannus episcopus primum lapidem posuit, fundationem locum benedixit*“ (zu Deutsch: ‚Bischof Hermann legte den ersten Stein und segnete den Ort der Gründung'), zitiert nach ZURBONSEN, Chronicon, 1884, S. 17.

[528] LEIDINGER, Gründung, 1985, S. 191.

[529] WUB II, Nr. 462. Vgl. LEIDINGER, Gründung, 1985, S. 193.

im Kanonissenstift Freckenhorst, dem damals Gertrud (vor 1185–1207), die Schwester des Hauptstifters Widukind von Rheda, vorstand, übergeben worden.[530] Nicht ganz sicher ist deren zeitlicher Ansatz: Paul Leidinger ordnet diese Geldübertragung an Marienfeld, die die ‚Marienfelder Chronik' im Zusammenhang mit der Einsegnung und Grundsteinlegung nennt, den Ereignissen um den feierlichen Einzug des Gründungskonventes am Allerheiligentag (1.11.) 1186 zu.[531]

Über den ersten Abt Eggehard (1186–1192) heißt es zudem in der ihn betreffenden, wohl um 1280/85 verfassten Passage der Klosterchronik: „*Unde dominus Eggehardus una cum filiis suis studiosus ac diligens circa monasterii edificationem [...]*",[532] es wird demnach sein Eifer bei der Errichtung der Klostergebäude und somit auch der Kirche betont – nicht selten waren die ersten Äbte für gewöhnlich zunächst mit der wirtschaftlichen Konsolidierung des neuen Klosters beschäftigt, so dass – anders als in Marienfeld – oft erst einige Jahre nach der Gründung mit dem Bau der endgültigen Klostergebäude begonnen werden konnte. Über die Bauaktivitäten seiner beiden unmittelbaren Nachfolger Godfridus (1193) und Florentius I. (1194–1211) ist leider nichts überliefert.

In den ersten Jahren nach der Klostergründung erfolgte zwar eine Reihe von Güterschenkungen, in deren Beurkundungen jedoch nicht explizit eine gezielte Verwendung für den Bau von Kirche und Kloster genannt wird. Dies änderte sich zu Beginn des 13. Jahrhunderts, wo gleich drei Güterübertragungen speziell den Weiterbau der Kirche unterstützen sollten:[533] Im Jahre 1202 schenkte der

[530] Die ‚Marienfelder Chronik' nennt die Summe von 1500 Mark: „*Hermannus episcopus [...] in qua benedictione mille quingentas marcas devotus obtulit*", zitiert nach ZURBONSEN, Chronicon, 1884, S. 17. In einer jüngeren Version der Chronik wird zudem ‚eine sehr alte Handschrift' zitiert und es heißt zu Bischof Hermann II.: „Dieses Kloster förderte er sehr, nachdem er den Grundstein gelegt und gleichzeitig 1500 Mark, die Kirche in Isselhorst und die Kapelle in Wadenhard zur großzügigen Schenkung gemacht hatte", zitiert nach BÖHMER/LEIDINGER, Chroniken und Dokumente, 1998, S. 23. Im Marienfelder Nekrolog heißt es ebenfalls: „*Hermannus episcopus Monasteriensis fundator loci contulit 1500 marca*", zitiert nach KOHL, Marienfeld, 2010, S. 527. – Lt. der bei ZURBONSEN, Chronicon, 1884, S. 17, Anm. 3 zitierten ‚Röchel'schen Chronik' waren es 1600 Mark: „Sine erste misse sanck he tho Freckenhorst und dar wordt ihme geoffert wole sestein hundert marck. Und das geldt legte er under den ersten stein tho Sanct Marienfeldt tho behoiff der timmerungh". LEIDINGER, Gründung, 1985, S. 194, Anm. 43 hält diese Überlieferung durchaus für glaubwürdig, vgl. auch S. 191, dazu Anm. 3; außerdem HÖLKER, Kreis Warendorf, 1936, S. 201 (Rudolf Schulze); WERLAND, Marienfelder Chronik, 1968, S. 58. – Auf diese Geldspende verweist auch UNTERMANN, Forma Ordinis, 2001, S. 226, und sieht sie als Stiftung für die „notwendige Finanzierung ‚weltlicher' Bauhütten' an (er gibt jedoch irrtümlich als ‚Währung' Pfund an).

[531] LEIDINGER, Gründung, 1985, S. 194, vgl. auch S. 191, dazu Anm. 3.

[532] Zitiert nach ZURBONSEN, Chronicon, 1884, S. 19; zu Deutsch: „Und so war Eggehard, einträchtig mit seinen Söhnen, eifrig und sorgfältig in bezug auf die Erbauung des Klosters [...]"; vgl. die Übersetzung bei BÖHMER/LEIDINGER, Chroniken und Dokumente, 1998, S. 28.

[533] So bereits LEIDINGER, Marienfeld, 1998, S. 19, dazu Anm. 25.

Gründerbischof Hermann II. von Münster dem Kloster Marienfeld den Zehnten eines Hauses in ‚Erthburch' bei Harsewinkel zunächst ‚zum Bau der Kirche', dann sollte dieser dazu verwendet werden, vor dem Hochaltar eine brennende Kerze zu unterhalten: „*[...] decima(m) quanda(m) de sola domo i(n) erthburch nob(is) pertinente(m) ad edificiu(m) eccl(es)ie i(n) campo s(an)cte marie cu(m) omni utilitate p(er)petualit(er) libera donatione contulim(us). Ope(re) consumato de iam dicta decima candelam ardere ante su(m)mu(m) altare in eadem eccl(es)ia c(on)stituim(us), [...]*".[534] Vier Jahre später, 1206, übertrug Graf Gottfried II. von Arnsberg (reg. nach 1203–1238) dem Kloster ein Haus in Uerentrup bei Bielefeld, auch hier ‚zunächst für den Bau der Kirche': „*[...] ut videlicet ad structuram eccl(es)ie eiusdem loci, quamdiu edificationi necessarium fuerit, integraliter deserviat*", danach sollten die Einkünfte zur Verbesserung der Präbenden der Brüder verwandt werden.[535] Fast gleichlautend heißt es 1207 in einer Güterschenkung des münsterschen Bischofs Ottos I. von Oldenburg (1203–1218), betreffend den Hof Hokenbeck: „*[...] ad structuram ecclesie, quamdiu edificationi necessarium fuerit*", auch hier sollten die Einkünfte danach der Verbesserung der Präbenden der Brüder zugutekommen.[536]

Möglicherweise ebenfalls der Beförderung der Bauarbeiten diente die Schenkung eines bei Stapelage gelegenen Berges durch (Gegen-) König Otto IV. (1198/1208–1218) und seine Brüder Pfalzgraf Heinrich und Graf Wilhelm im selben Jahre 1207, ohne dass jedoch dieser Zweck ausdrücklich genannt wird.[537]

Einen indirekten Anhaltspunkt für die Baugeschichte bildet zudem die in der Klosterchronik überlieferte Bestattung des Gründerbischofs Hermann II. von Katzenelnbogen, der der Überlieferung nach seine letzten Tage im Kloster verbracht

[534] WUB III, Nr. 13. Gedruckt bei KINDLINGER, Münsterische Beiträge, Bd. III, S. 115, Nr. 42; zu Deutsch: „...den besagten, uns zukommenden Zehnten von dem einzigen Haus in Erthburch übertragen wir zum Bau der Kirche in Marienfeld mit allem beständigen freien Nutzen durch Schenkung. [Außerdem] haben wir festgesetzt, dass, nachdem das Werk vollendet ist, von dem schon genannten Zehnten eine Kerze vor dem Hochaltar in derselben Kirche brennen soll,...". – Vgl. dazu auch VAHRENHOLD, Marienfeld, 1966, S. 56. – Mein herzlicher Dank gilt Frau Prof. Dr. Jutta Prieur-Pohl und Herrn Dr. Wolfgang Bender, beide damals Staatsarchiv Detmold, die mir diese an entlegener Stelle publizierte Textquelle zugänglich gemacht haben. Die Schreibweise später mit dem Original im Landesarchiv NRW, Abt. Münster, unter: Marienfeld, Urkunden, Nr. 17, abgeglichen.

[535] WUB III, Nr. 41; zu Deutsch: „...dass nämlich [die Einkünfte] zum Bau der Kirche desselben Ortes [= Marienfeld] unvermindert dienen mögen, solange sie zu deren Errichtung notwendig sein werden". Zeugen der Urkunde sind u. a. die Bischöfe von Münster und Osnabrück sowie die Äbte von Liesborn, Scheda und Weddinghausen! Die Schreibweise mit dem Original im Landesarchiv NRW, Abt. Münster, unter: Marienfeld, Urkunden, Nr. 19, abgeglichen. – Vgl. dazu auch VAHRENHOLD, Marienfeld, 1966, S. 45.

[536] WUB III, Nr. 1695.

[537] S. oben Anm. 56.

hatte;[538] sie erfolgte nach seinem Tode am 8./9. Juni 1203 inmitten des Sanktuariums vor dem Hochaltar: „Sepultus autem in medio sanctuarii ante summum altare pausat in domino“.[539] Da an einer Beisetzung Bischof Hermanns an der noch heute erkennbaren Stelle in der Mitte des Hochchores, ausgerichtet auf den Hochaltar, bereits im Jahre 1203 nicht zu zweifeln ist (siehe Kap. C.1.6.1.) – auf eine Erstbestattung an anderer Stelle gibt es keine Hinweise[540] –, kann davon ausgegangen werden, dass der Hochchor der Klosterkirche zu diesem Zeitpunkt baulich weitgehend fertiggestellt und zumindest eingeschränkt nutzbar war, insonderheit zur Abhaltung der Seelenmessen etc. Dass der Kirchenbau selbst noch nicht geweiht war, war hingegen kein Problem – Bischof Hermann ruhte in geweihter Erde, er hatte den Bauplatz der Kirche ja selbst geweiht.

Weitere, schriftlich festgehaltene Güterübertragungen an das Kloster und insbesondere an ‚die Kirche von Marienfeld’ in den ersten beiden Jahrzehnten des 13. Jahrhunderts bezeichneten ausschließlich einen Rechtsakt, sagen jedoch nichts unmittelbar aus über den Baufortgang der Kirche. Es ist jedoch anzunehmen, dass diese Schenkungen sicherlich auch der Beförderung des Kirchenbaues dienen sollten, zumal sie deutlich vermehrt in der Zeit um 1210–1220 auftreten: Güterschenkungen und Zehntübertragungen sind für 1203/15, 1213, 1214, 1215, 1215/24 (3x), 1218/24, 1219, 1220 und 1221 (2x) belegt.[541] Auch drei Jahrgedächtnisstiftungen in den Jahren 1213–1216, darunter von den Kölner Bürgern Johannes und Mathias von der Lintgasse,[542] zeugen nur von der einsetzenden Abhaltung von Memorien, nennen

[538] So die ‚Marienfelder Chronik’, s. ZURBONSEN, Chronicon, 1884, S. 19–20, BÖHMER/LEIDINGER, Chroniken und Dokumente, 1998, S. 28; wohl auf dieser basierend SCHATEN, Annales Paderbornenses, 1693/1698, S. 935–936. – Vgl. STEHKÄMPER, Hermann II, 1956, S. 69; STEHKÄMPER, Hermann II, 1989, S. 117; SCHRÖER, Bischöfe von Münster, 1993, S. 130; JAKOBI, Hermann II., 2008, S. 23.

[539] Zitiert nach ZURBONSEN, Chronicon, 1884, S. 19. Zu Deutsch: „Und begraben inmitten des Sanktuariums vor dem Hochaltar ruht er im Herrn“; vgl. die Übersetzung bei BÖHMER/LEIDINGER, Chroniken und Dokumente, 1998, S. 28. – Zur Diskussion um den Todestag Hermanns s. die in der vorherigen Anm. zitierte Literatur, v. a. SCHRÖER, Bischöfe von Münster, 1993, Anm. 82, sowie Kap. C.1.6.1.

[540] Zweifel an einer sofortigen Bestattung im Chor hegen SIGRIST/STROHMANN, Baugeschichtliche Befunde, 1995, S. 111, 114. Ihr Hinweis auf die spätere Datierung der Grabtumba kann jedoch nicht als Argument dagegen gelten, da die Tumba ja keineswegs zeitgleich mit der Bestattung sein muss – in den meisten Fällen wurden die Stiftergräber erst Jahrzehnte später mit Tumben geziert.

[541] 1203/15: WUB III, Nr. 23 (Bischof Bernhard III. von Paderborn bestätigt Güterschenkung des Paderborner Domkapitels an Marienfeld); 1213: WUB III, Nr. 80 (Grundstücksschenkung des Grafen Adolf von der Mark); 1214: WUB III, Nr. 85 (Zehntübertragung durch Bischof Otto I. von Münster); 1215: WUB III, Nr. 87 (Zehntübertragung durch Bischof Bernhard III. von Paderborn); 1215/24: WUB III, Nr. 94 (Graf Adolf III. von Schaumburg schenkt ein Erbgut); WUB III, Nr. 101 (Zehntübertragung); WUB III, Nr. 102 (Zehntübertragung); 1218/24: WUB III, Nr. 145 (Rentenschenkung); 1219: WUB III, Nr. 141 (Besitzübertragung); 1220: WUB III, Nr. 152 (Schenkung Graf Ottos II. von Tecklenburg); 1221: WUB III, Nr. 168 (Hausschenkung durch Graf Otto II. von Tecklenburg); WUB III, Nr. 169 (Hofschenkung durch Graf Otto II. von Tecklenburg).

[542] WUB III, Nr. 1696: Jahrgedächtnisstiftung des Johannes von der Lintgasse und seiner Gemahlin Christina von 1213, bestätigt 1215; WUB III, 1697: Jahrgedächtnisstiftung eines Herrn Winemar in der Amtszeit von Abt

jedoch nicht den dazu genutzten Sakralraum – die Wadenhart-Kapelle als provisorisches Oratorium der Mönche oder die schon teilweise fertiggestellte und nutzbare Klosterkirche?

Ein weiteres Indiz für die Finanzierung des Kirchenbaues könnte die Beschneidung der Rechte der Klostervögte sein, insbesondere der Entzug der finanziellen Nutzungen der Klostergüter – mit dem ‚eingesparten' Geld sollte offenbar der Kirchenbau finanziert werden.[543]

Wie bei den meisten Zisterzienserklöstern gibt es auch im Falle von Marienfeld somit nur wenige Quellen, die sich unmittelbar auf den Baubetrieb beziehen.[544] Die drei genannten Güterschenkungen von 1202, 1206 und 1207 stellen da bereits eine ungewöhnliche (und damit bezeichnende) Dichte dar. Dass deren Einkünfte nicht dauerhaft der Bauverwaltung übertragen wurden, sondern nur temporär zur Unterstützung der Baumaßnahmen verwendet werden sollten, solange dies notwendig sei, danach die Einkünfte aber zur Verbesserung der Präbenden der Brüder verwandt werden sollten, zeigt beispielhaft, dass es bei Klöstern des Zisterzienserorden in der Regel keine *fabrica ecclesie* mit eigener, separater Baukasse gab, sondern der Kirchenbau (und die notwendigen Reparaturmaßnahmen) aus dem zentral verwalteten Gesamtvermögen des Klosters finanziert wurde, dem – wie die drei Beispiele belegen – auch Einkünfte von Stiftungen zugeführt wurden (zumindest noch in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts), wenn deren Stiftungszweck erfüllt war. Diese Sonderstiftungen für den Bau blieben dabei insgesamt eher die Ausnahme, der Konvent als Bauherr der Kirche musste die Baukosten grundsätzlich aus seinem Gesamtvermögen bestreiten. „Die zahlreichen, nicht zweckgebundenen Schenkungen, die zu einer Verbesserung der wirtschaftlichen Situation einer Abtei beitrugen, können somit als wichtige, sozusagen indirekte Unterstützung von Baumaßnahmen interpretiert werden".[545] Somit können auch die angeführten Güterschenkungen und Zehntübertragungen in der Zeit um 1210–1220 als Beförderung der Baumaßnahmen an der Marienfelder Abteikirche gewertet werden.

Giselbert (1213–1219); WUB III, 1702: Jahrgedächtnisstiftung des Schöffen Mathias von der Lintgasse und seiner Gemahlin Sophia von 1216.

[543] So STRENGER, Marienfeld, 1913, S. 90.

[544] S. dazu UNTERMANN, Forma Ordinis, 2001, S. 192–197; THOME, Heiligenkreuz, 2007, S. 19–24.

[545] THOME, Heiligenkreuz, 2007, S. 24.

Leider hat sich nicht die Weiheurkunde der Kirche erhalten, der Akt der Schlussweihe am 4. November 1222[546] ist jedoch durch die – wohl auf dieser basierenden[547] – Beschreibung in der ‚Marienfelder Chronik' im Zusammenhang mit der Amtszeit von Abt Winrich (1219–1226)[548] überliefert: „*Tempore etiam suo basilica nostra consumata est, et convenerunt tunc reverendi et nobiles secundum carnem, sed devotione nobiliores in Christo patres: Thidericus de Wynsenborch Monasteriensis, Adolphus Osnaburgensis, Conradus Myndensis et Bernhardus de Lippia Selonensis ecclesiarum episcopi ad dedicationem ecclesie nostre. Inter quos dominus Theodericus erat principalis, quia diocesanus. Ipse vero dedicavit summum altare et ipsam ecclesiam citra chorum in sinistra parte, Conradus quippe Myndensis episcopus dedicavit omnia altaria in dextra parte. Sane Bernhardus de Lippia dedicavit altare sancte crucis in choro conversorum et omnia altaria reliquia. Facta autem est hec solempnis dedicatio in nomine sancte et individue trinitatis ad venerationem beate virginis Marie anno gratie MCCXXII, 11. Non. Novembris, epacta XVI, concurrente V, indictione X*."[549] In der Chronikversion F findet sich noch eine entscheidende Ergänzung zur Weihetätigkeit Bernhards II. zur Lippe: „*Denique Bernardus de Lip[p]ia dedicavit altare S. Crucis in choro conversorum et omnia*

[546] ZURBONSEN, Chronicon, 1884, S. 28 überliefert den 4. September als Weihetag (ebenso bereits BUNGE, Livland, 1878, S. 27), ihm folgend WUB III, Nr. 179, OUB II, Nr. 149, Lipp. Reg. I, Nr. 167 und noch KOHL, Marienfeld, 2010, S. 22 (S. 376 gibt er dann den 8. (!) November 1222 an). – LEIDINGER, Zisterzienserabtei, 1998, S. 18, Anm. 22 und S. 19, Anm. 27, und BÖHMER/LEIDINGER, Chroniken und Dokumente, 1998, S. 199, zu S. 34 kann jedoch aufzeigen, dass der 4. November der richtige Weihetag ist (vermutlich wurde von Zurbonsen das Kürzel ‚9bris' statt als ‚Novembris' fälschlich als der ‚9. Monat des Kalenders = Septembris' aufgelöst). – Später, am 25. Oktober 1392, erlaubte der münstersche Bischof Otto IV. von Hoya (1392–1424), den Kirchweihtag zwischen dem 1. und 11. November zu feiern, so KOHL, Marienfeld, 2010, S. 228. Daher ist in einer Kalendar-Version des Klosters aus dem 18. Jahrhundert der 9. November als „*Dedicatio ecclesiae*" (Kirchweihe) verzeichnet, so ebd., S. 224 [dazu jüngst: KEMPKENS, Kirchweihe Marienfeld, 2023, S. 295-296].

[547] Ähnlich bereits LEIDINGER, Zisterzienserabtei, 1998, S. 19, Anm. 27; MEIER, Bernhard II., 2003, S. 102.

[548] Zu Abt Winrich heißt es zudem recht lapidar in den ersten Zeilen der Chronik: „*[...], circa monasterii edificationem diligens [...]*", zitiert nach ZURBONSEN, Chronicon, 1884, S. 26; zu Deutsch: „Er bemühte sich gewissenhaft um die Errichtung des Klosters".

[549] Zitiert nach ZURBONSEN, Chronicon, 1884, S. 27–28, das Weihedatum jedoch gemäß der korrekten Überlieferung korrigiert (s. Anm. 546); vgl. auch WUB III, Nr. 179. – Zu Deutsch: „Zu seiner [= Winrichs] Zeit wurde ferner unsere Basilika vollendet und es kamen damals ehrwürdige und von der Abstammung her edle, aber von der Verehrung in Christus her noch edlere Väter – Dietrich von Isenburg, Bischof von Münster, Adolf, Bischof von Osnabrück, Konrad, Bischof von Minden, und Bernhard zur Lippe, Bischof von Selonien – zur Einweihung unserer Kirche. Unter ihnen war Dietrich der erste, da er der Diözesanbischof war. Er weihte indessen persönlich den Hochaltar und die Kirche selbst, der nachfolgende [= Adolf] [alle Altäre] im Chor auf der linken Seite, Bischof Konrad von Minden freilich weihte alle Altäre auf der rechten Seite. Fürwahr, Bernhard zur Lippe weihte den Altar des heiligen Kreuzes im Chor der Konversen und alle übrigen Altäre. Die feierliche Einweihung wurde vollzogen im Namen der Heiligsten und unteilbaren Dreifaltigkeit zur Verehrung der seligen Jungfrau Maria im Jahr der Gnade 1222, zur 11. der Nonen des November [= 4. November], zur 16. Epacta, 5. Konkurrenz, in der 10. Indiktion." – Vgl. die deutlich freiere Übersetzung, der offenbar eine andere Textredaktion zugrunde lag, bei BÖHMER/LEIDINGER, Chroniken und Dokumente, 1998, S. 34–35.

reliquia in inferiori parte templi, ad occidentem“,[550] hier wird also ausdrücklich die Position der von ihm geweihten ‚übrigen Altäre’ als „im unteren Teil der Kirche, nach Westen hin“ angegeben.[551] In seinen ‚Annales Paderbornenses’, in denen er ebenfalls von der Weihe der Marienfelder Klosterkirche berichtet, vermerkt Nikolaus Schaten zudem: „*Magnifica in hunc diem Basilica, & solidi operis structura, in qua tot annis laboratum*.“[552]

Der 4. November als Weihetag wurde vom Kloster Marienfeld offenbar bewusst gewählt in Bezug auf den Festtag[553] des hl. Malachias von Armagh/Irland (* um 1094/95, † 1148 in Clairvaux, heiliggesprochen 1190), den die Zisterzienser als einen ihrer frühen Förderer (unter anderem Initiator der ersten Zisterzienserklöster in Irland) und Freund Bernhards von Clairvaux besonders verehrten.[554] Zwar findet sein Name in der chronikalen Überlieferung in Bezug auf die Kirchweihe keine explizite Erwähnung, doch scheint er über die Jahrhunderte in Marienfeld besonders verehrt worden zu sein, wovon einerseits seine Aufnahme ins Figurenprogramm des ‚Ordensaltares’ (um 1730), andererseits und vornehmlich die Auswahl gerade dieses Heiligen für die Statue in der Figurennische der Seitenflügelfront der ‚Abtei’ (1699–1702) zeugt.[555]

[550] Zitiert nach HÖLKER, Kreis Warendorf, 1936, S. 206–208. Vgl. auch SIGRIST/STROHMANN, Baugeschichtliche Befunde, 1995, S. 114, Anm. 23.

[551] Möglicherweise lagen dem Verfasser der Chronikversion F noch weiterreichende, heute verlorene Angaben vor – mutmaßlich die präziseren Ausführungen in der Weiheurkunde.

[552] SCHATEN, Annales Paderbornenses, 1693/1698, S. 990. Zu Deutsch: „Prachtvoll [erschien] an jenem Tage die Basilika und die Bauart ihres gediegenen Werkes, an dem so viele Jahre gearbeitet worden war.“ – Die vollständige Textpassage zur Kirchweihe in den ‚Annales Paderbornenses’, S. 989–990 lautet: „*Fine anni [= 1222], pridie vidilicet Nonas Novembris, celeberrima in Westfalia Monasterii Cistertiensium quod [n. S.] Mariæ campus dicitur Basilica dedicata est. Magna celebritate hæc consecratio peracta est; ad quam Episcopi convenêre Theodoricus Monasteriensis, Adolphus Osnabrugensis, Contandus [= Conradus] Mindensis, & Bernardus de Lippia Selonensis, seu ut alij vocant, Lealensis in Livonia Episcopus; aramq; principem consecravit Theodoricus Mindensis [irrig für ‘Monasteriensis’] Episcopus; ea quæ ad sinistram chori partem sunt altaria consecravit Mindensis, quæ ad dextram Osnabrugensis, cetera Bernardus Lealensis Episcopus. Magnifica in hunc diem Basilica, & solidi operis structura, in qua tot annis laboratum. Sed non minus inter Episcopos spectabilis Bernardus Lippensis, ante complures annos ex Gomite [= Comite] ac belli Duce in eodem Cœnobio Monachus, vir senio venerabilis & spiritu Apostolico plenus, à quo per id tempus Lipstadij in oppido, quæ prima & hæreditaria Lippensium Comitum Sedes fuit, tum Schawenburgi, aliisq; in loci complures ædes sacræ altariaq; consecrata sunt.*”.

[553] Es wird unterschiedlich der 1./2. (= Todestag), der 3. (Martyrologium Romanum) und der 5. November (Martyrologium der Zisterzienser) als Festtag angegeben.

[554] Zum hl. Malachias von Armagh s. LCI, Bd. 7, 1974/94, Sp. 482 (Sabine Kimpel); LThK, Bd. 6, 1997, Sp. 1232–1233 (Michael Richter); LMA, Bd. VI, 1999, Sp. 159–160 (D. Ó Cróinín). Malachias war einer der Vorkämpfer der Kirchenreform in Irland, hatte 1129/34–1137 das Amt des Erzbischofs von Armagh inne. Auf einer Rückreise von Rom besuchte er 1140 Clairvaux und schloss persönliche Freundschaft mit dem hl. Bernhard. Seine dort geschulten Gefährten gründeten 1141 in Mellifont das erste Zisterzienserkloster Irlands, fünf weitere folgten. Malachias starb auf einer weiteren Romreise 1148 in Clairvaux und wurde dort bestattet, der hl. Bernhard verfasste seine Vita.

[555] Im Kalendar des Klosters Marienfeld ist der 5. November als Festtag des hl. Malachias verzeichnet, so KOHL, Marienfeld, 2010, S. 223. Zur Verehrung am Ordensaltar vgl. ebd., S. 221 sowie ILISCH, Patrozinien

Leider ist in den nur sehr spärlichen Quellen zur Bautätigkeit an der Marienfelder Klosterkirche kein Name für den bzw. die verantwortlichen Baumeister überliefert. Man nimmt jedoch an, dass der ‚Konverse B.', den Abt Wikbold (1226–1231) in einem Brief an den Utrechter Bischof Otto II. zur Lippe (1215–1227) von dort aufgrund eines Beschlusses des Generalkapitels des Zisterzienserordens zurückruft, wobei er dem Bischof jedoch zugleich einen Ersatzmann anbietet, ein bauverständiger Laienbruder war.[556] Die Verbindung nach Utrecht erklärt sich leicht dadurch, dass Bischof Otto ein Sohn des Marienfelder Mitstifters Bernhard II. zur Lippe war. Völlig unklar ist, ob der ‚Konverse B.' in Verbindung zu bringen ist mit dem angeblich für Osnabrück überlieferten Baumeister Bodo Marienfelder Herkunft, den Nicolaus Heutger mit dem im Totenregister des Klosters Loccum genannten ‚*structor nostrae ecclesiae*' Bado gleichsetzt.[557]

Erst in der Mitte des 13. Jahrhunderts erscheinen dann die Namen zweier ‚Werkmeister' in den Zeugenlisten: 1248 bezeugt als zweiter nach dem Propst Dietrich (amt. ca. 1245–1250) ein „*Heinricus monachus magister operis*" einen Tauschvertrag der Zisterze mit dem benachbarten Benediktinerinnenkloster Herzebrock, 1256 erscheint ein „*Johannes magistro operis ex parte cenobii*" als Beteiligter an einem Rechtsakt.[558] – Das Amt des *magister operis* ist dabei wohl weniger als das des Bauleiters denn als eine Art klösterlicher Bauverwalter aufzufassen, dem offenbar hauptsächlich „eine Mittlerrolle zwischen dem Leiter der klösterlichen Wirtschaft und den ausführenden Bauhandwerkern" zukam.[559] Die Nennungen der beiden ‚Werkmeister' in der Mitte des 13. Jahrhunderts lassen zum einen den Schluss zu, dass die Werkleitung damals offenbar nach wie vor in den Händen eines dazu bestimmten Mönches lag und dass dies wohl auch für die

Westfalens, 1992, S. 126.

[556] Hauptstaatsarchiv Münster, Msc. II., Nr. 43, S. 187; s. dazu KOHL, Marienfeld, 2010, S. 512, dazu Anm. 5. Er macht darauf aufmerksam, dass die Angabe von Hans Thümmler, der Brief sei an den Bischof von Osnabrück gerichtet gewesen, irrig ist. Vgl. dazu THÜMMLER, Dom zu Osnabrück, 1954, S. 34 mit Anm. 85, der angenommen hatte, der Konverse B. sei während der Regierungszeit des Osnabrücker Bischofs Otto I. (1226–1227) von dort zurückgerufen worden und sei ein beim dortigen Domneubau beschäftigter bauverständiger Laienbruder gewesen; ihm folgend BOECK, Treffen von Marienfeld, 1999, S. 275; ebenso DEHIO, Bremen/Niedersachsen, 1992, S. 1040; DORN, Herford, 2006, S. 186.

[557] So HEUTGER, Loccum, 1999, S. 67 (leider ohne weitere Quellenangabe und ohne genaues Quellenzitat); ihm folgend KLEMM, Sakralbaukunst, 2000, S. 83, Anm. 44; Vgl. Kap. C.10.4.3.1., C.10.4.3.3.

[558] WUB III, Nr. 495 (1248), 593 (1256, April 25). – Vgl. auch KOHL, Marienfeld, 2010, S. 176, § 23.aa mit kurzer Erwähnung der beiden urkundlich belegten *magistri operis*, es fehlt jedoch eine Quellenangabe (!). – Auf S. 512 setzt er den *magister operis* Johannes mit dem für 1248 und 1255 belegten Konversen Johannes gleich (hier mit Quellenverweisen).

[559] S. dazu zuletzt THOME, Heiligenkreuz, 2007, S. 19–21 (mit weiterf. Lit.), das Zitat auf S. 21.

vorausgehende Zeit des Kirchenbaues anzunehmen ist, zum anderen, dass das Amt des ‚Werkmeisters' offenbar zu den angesehensten Ämtern im Kloster gehörte.

4.4.2. Die zeitliche Einordnung der Bauphasen I–III

Bringt man die ‚relative Chronologie' der in Kap. C.4.3. herausgearbeiteten Bauphasen I–III und die dazwischen liegenden Baupausen in Verbindung mit dem aus den Quellen überlieferten, hier zusammengestellten Datengerüst, so ergibt sich folgende ‚absolute Chronologie' zur Baugeschichte:

Im Sommer 1184 erfolgte die Einsegnung des Bauplatzes und die Grundsteinlegung von Kirche und Kloster, wobei unklar bleiben muss, ob damals bereits der Bauplan der Kirche feststand und im Anschluss sofort mit ihrer Fundamentierung und Errichtung begonnen wurde, oder ob es sich zunächst nur um eine ‚symbolische' Grundsteinlegung handelte und erst kurz darauf der eigentliche Bauplan entstand, der den Chorgrundriss der soeben erst begonnenen Kirche des Filiationsmutterklosters Morimond (Abb. 676) aufgreift (siehe Kap. C.9.2.1.) und zudem dezidiert westfranzösische, mutmaßlich über den erst im Frühjahr 1184 aus dem dortigen Exil zurückgekehrten Bernhard II. zur Lippe vermittelte Bauformen aus dem Anjou rezipiert (siehe Kap. C.10.3.). Nach dem Eintreffen des Gründungskonventes am 1. November 1186 ist aber sicherlich spätestens im Frühjahr mit einem Einsetzen der Bauarbeiten ‚unter den Augen der Mönche' zu rechnen.[560] Begonnen wurde der offenbar zunächst vornehmlich aus einer von Bischof Hermann II. von Münster übergebenen Geldspende von 1500 Mark finanzierte Kirchenbau mit den Umfassungswänden des Sanktuariums (Phase Ia; Kap. C.4.3.1.1.), es schloss sich nach einer kleinen, die Basisprofile betreffenden Planänderung die Errichtung der Binnenpfeiler an (Phase Ib, Kap. C.4.3.1.2.), die nach einer weiteren Planänderung aufgestockt und mit hohen Spitzbogenarkaden verbunden wurden. Es folgten die oberen Partien der östlichen Stirnwand, die Obergadenwände und die Einwölbung der beiden Binnenchorjoche (Phase Ic; Kap. C.4.3.1.3.). Bis etwa 1200 dürfte das Sanktuarium baulich fertiggestellt gewesen sein, es wurde mutmaßlich durch provisorische Trennwände zur übrigen Kirchenbaustelle abgeschlossen. Danach

[560] Auch Uwe Lobbedey – LOBBEDEY, Westbau, 1990, S. 16, dazu Anm. 65, und LOBBEDEY/SCHOLZ, Baugeschichte Münster, 1993, S. 270 – nimmt einen recht zügigen Baubeginn nach der Klostergründung und -besiedlung an. – Zu den übrigen Datierungsvorschlägen sie Anm. 559.

wurde offenbar noch der Unterteil des nordwestlichen (möglicherweise auch des südwestlichen) Vierungspfeilers begonnen, dann trat jedoch eine längere Bauunterbrechung ein, während der offenbar die Bauhandwerker die Baustelle verlassen haben (siehe Kap. C.4.3.2.).

Indizien für eine bauliche Fertigstellung des Sanktuariums um 1200 bilden die Bestattung des Gründerbischofs Hermann II. von Münster inmitten des Chores im Juni 1203 und die vorherige Zehntschenkung ‚zum Bau der Kirche' durch ihn im Jahre 1202 – diese könnte auf eingetretene Schwierigkeiten bei der Baufinanzierung nach dem ‚Kraftakt' des Sanktuariumsbaues hindeuten, mit denen dann wohl auch die bauarchäologisch sicher nachweisbare Unterbrechung der Arbeiten zusammenhinge. Ob Bischof Hermann sein von ihm mitgegründetes ‚Grabkloster' in seinem Testament finanziell bedacht hat, ist nicht überliefert, kann jedoch als sicher angenommen werden.[561] Dies und die beiden Güterschenkungen von 1206 und 1207 ‚zum Bau der Kirche' dürften die ‚Anschubfinanzierung' für die Bauphase II gebildet haben, die ab ca. 1205 anzusetzen ist.

Es mag zunächst verwundern, dass gerade in den Jahren, in denen der dem Konvent beigetretene Mitstifter Bernhard II. zur Lippe – er ist für 1201 und 1207 als Zisterziensermönch belegt[562] – im Kloster weilte, die Bauarbeiten an der Kirche unterbrochen waren und er nicht für einen zügigen Weiterbau sorgte. Dies mag jedoch damit zusammenhängen, dass zu eben jenem Zeitpunkt die Edelherren zur Lippe zwei weitere Kirchenbauten in ihrer Stadt Lippstadt maßgeblich förderten: die Große und die Kleine Marienkirche, so dass ihr Finanzvolumen zur Stiftung von Baugeldern schlichtweg ausgereizt gewesen sein dürfte. – Vermutlich ist die Bauunterbrechung um 1200/05 wie bei so vielen Bauten als Pause zur Erholung der finanziellen Ressourcen zu interpretieren. – Bauarchäologisch sicher nachweisbar ist jedenfalls eine offensichtlich mehrjährige Bauunterbrechung, auf die, wie erwähnt, u. a. Witterungsspuren und Frostschäden hinweisen (siehe Kap. C.4.3.2.).

[561] Leider hat sich kein Testament o. Ä. erhalten, auch in der ‚Marienfelder Chronik' findet sich ungewöhnlicherweise kein dahingehender Vermerk. Ein Indiz für eine sicherlich anzunehmende Geldstiftung nach seinem Tode könnte folgende Passage aus der Inschrift seiner Grabplatte darstellen: „*[...] pro te sua qui dedit et se*" – „für Dich [Christus] gab er das Seinige und sich selbst". Auch SCHRÖER, Bischöfe von Münster, 1993, S. 130, deutet dies als Hinweis auf die ‚Aufwendungen' Hermanns für Marienfeld.

[562] S. dazu zuletzt mit Quellenbelegen: MEIER, Bernhard II, 2003, S. 87, dazu Anm. 23.

Die ab ca. 1205 anzusetzende **Bauphase II** umfasste sodann die Errichtung des Querschiffs und des ersten Langhausjochs (Kap. C.4.3.3.). Dabei dürfte zwar grundsätzlich dieselbe Bauhütte, aber eindeutig mit anderen Kräften, die Bauarbeiten fortgeführt haben. Darauf deuten einige markante Modifizierungen hin, neben Detailformen insbesondere die Befunde der Kapitell- und Quaderbearbeitung wie auch der deutliche Wechsel im Format und in der Versatzweise der Backsteine (Kap. C.4.3.2.). Leider sind keine archivalischen Anhaltspunkte für die zeitliche Begrenzung der Bauphase II überliefert, so dass man nur im Hinblick auf die Gesamtbauzeit und aufgrund des errichteten Volumens eine Vollendung der Bauphase II einschließlich Einwölbung um 1215 mutmaßen kann.

Nach einer nur kurzen Baupause, mit der allerdings eine erneute Planänderung einher ging, die u. a. die Rückkehr zum Gebundenen System und zur Rippenwölbung mit sich brachte (Kap. C.4.3.4.), wurde in **Phase III** der Bau allem Anschein nach mit denselben Kräften und mit demselben Backsteinformat und -versatz fortgesetzt und mit der Errichtung der beiden westlichen Langhausjoche und der Westfassade der Kirchenbau bis 1222 zu Ende geführt.

Ob die Marienfelder Abteikirche wirklich anlässlich der Kirchweihe am 4. November 1222 baulich fertiggestellt war, ist gelegentlich in Frage gestellt worden und führte zu unterschiedlichen Datierungsansätzen.[563] Auch wenn die Weiheurkunde

[563] In der Literatur zu Marienfeld in den letzten 150 Jahren finden sich folgende Datierungsvorschläge: LÜBKE, Westfalen, 1853, S. 141 (nimmt die Weihe 1222 als Abschluss der Arbeiten und datiert den Bau in die beiden ersten Jahrzehnte des 13. Jahrhunderts); NORDHOFF, Kreis Warendorf, 1886, S. 139 (Grundsteinlegung 1185, Weihe 1222); RICHTER, Beschreibung (Ms), 1918, S. 1 (dito); TRÖLLER, Marienfeld, 1935, S. 3 („bei der Weihe 1222 der heutige Bau in allen wesentlichen Teilen vollendet", er nimmt jedoch auch einige jüngere Teile an); DEHIO, Niedersachsen und Westfalen, 1935/1949, S. 368 (sieht ebenfalls den Bau 1222 „in allen wesentlichen Teilen" vollendet); HÖLKER, Kreis Warendorf, 1936, S. 206–208 (bald nach 1185 begonnen, Vollendung 1222); HOLLÄNDER, Marienfeld, 1950, S. 7 (Grundsteinlegung 1185, Weihe 1222); THÜMMLER/BADENHEUER, Westfalen, 1964/73, S. 26 (1185–1222); MÜHLEN, Dom zu Münster, 1966, S. 90 (1222 geweiht) THÜMMLER, Elemente, 1966, S. 294 („vor 1203 begonnen und 1222 vollendet"); THÜMMLER, Visby Varnhem, 1967, S. 88, 89 (1222 geweiht); WERLAND, Chronik, 1968, S. 67 (Grundstein durch Bischof Hermann II., Weihe 1222); DEHIO, Westfalen, 1969, S. 314/315 (vor 1203 im Bau, 1222 geweiht); THÜMMLER, Marienfeld, 1972, S. 2 (Baubeginn „um die Jahrhundertwende", 1222 Weihe); MÜHLEN, Marienfeld, 1975, S. 31 (Baubeginn bald nach 1185, Weihe 1222); MAUÉ, Bauformen, 1975, S. 27 (Baubeginn bald nach 1185, aber unklar, ob 1222 fertiggestellt oder erst einige Jahre später); RÖCKENER, Hallenkirchen, 1980, S. 212 (Baubeginn bald nach 1185, Weihe 1222); SCHULZE, Klöster, 1982, S. 382 (vor 1203 im Bau, 1222 Weihe, nach 1222 Fassade Nordquerhaus); MÜHLEN, Ausstrahlung, 1984, S. 126 (Baubeginn bald nach 1185, vollendet und geweiht 1222); MÜHLEN, Lippstadt–Marienfeld, 1985, S. 23 (dito); QUEDNAU/KORN/SIGRIST, Westrose, 1986, S. 38 (vor 1203 im Bau, geweiht 1222, nach 1222 Westfassade); BÖKER, Backsteinarchitektur, 1988, S. 57 (vor 1203 im Bau, 1222 Weihe); LOBBEDEY, Westbau, 1990, S. 14 mit Anm. 54, S. 16 mit Anm. 65 (bald nach 1186, Abschluss 1222); LOBBEDEY/SCHOLZ, Baugeschichte Münster, 1993, S. 270, 279 (bald nach 1186, Weihe 1222); LOBBEDEY, Kirchenbauten, 1993, S. 192 (nach 1185, Weihe 1222); WEGE IN DIE ROMANIK, 1993, S. 235 (Harmen Thies; vor 1203 im Bau, 1222 geweiht); LINKE, Marienfeld, 1994, S. 8, 11 (Grundsteinlegung 1185, Weihe 1222); SIGRIST/STROHMANN, Baugeschichtliche Befunde, 1995, S. 111–114 (Rahmendaten: 1185 Gründung, 1222 Weihe und Vollendung; erster Bauabschnitt evtl. bis vor 1203); LOBBEDEY, Westfalen, 1999, S. 132 (bei Weihe 1222 vollendet);

mit dem genauen Konsekrationsbericht als verloren zu gelten hat, so sind doch die Angaben in der ‚Marienfelder Chronik' wohl kaum in Zweifel zu ziehen, da diese nicht, wie noch Friedrich Zurbonsen angenommen hatte, erst 1422, also anlässlich der 200. Wiederkehr der Kirchweihe,[564] sondern bereits im Vorfeld des 100jährigen Gründungsjubiläums im Jahre 1285 verfasst wurde, so dass die Kirchweihe damals nur etwa 60 Jahre zurücklag, ihre Aussage damit also noch deutlich mehr Gewicht erhält.[565] Den dortigen Angaben ist zu entnehmen, dass die vier Bischöfe zusammenkamen, um die ausdrücklich als ‚fertiggestellt' bezeichnete Kirche zu weihen: ‚Zu seiner [= Abt Winrichs] Zeit wurde ferner unsere Basilika vollendet und es kamen damals ehrwürdige [...] Väter – Dietrich von Isenburg, Bischof von Münster, Adolf, Bischof von Osnabrück, Konrad, Bischof von Minden, und Bernhard zur Lippe, Bischof von Selonien – zur Einweihung unserer Kirche'.

An einer Vollendung der Kirche bis zu diesem Datum, wie sie auch die Bemerkung in Schatens ‚Annales Paderbornenses' betont, ist daher wohl nicht zu zweifeln, zumal man kaum die vier extra dazu geladenen Bischöfe und ihr Gefolge durch eine schmutzige Baustelle geführt haben wird. Die Kirchweihe am 4. November 1222, der als schon weit im Voraus intendierter Weihetag anzusehen ist, ist somit als abschließende Gesamtweihe zu werten, denn es handelte sich dabei um einen hochfeierlichen Weiheakt, zu dem mit Ausnahme des damals in Auseinandersetzungen mit seiner Bürgerschaft geratenen Bischofs von Paderborn[566] das gesamte westfälische Episkopat versammelt war: Neben dem zuständigen Diözesanbischof von Münster, Dietrich III. von Isenburg (1218–1226),[567] auch der

LECHTRECK, Kirchen 2005, S. 59 (1222 geweiht), KEMPKENS, Bernhard II., 2008, S. 107–109 (bald nach 1186, 1222 weitestgehend vollendet); DORN, Bauen im Zeichen der Rose, 2008, S. 128 (Gründung 1185, Schlussweihe 1222); KEMPKENS, Marienfeld, 2011, S. 12–13 (Grundsteinlegung 1184, Baupause ca. 1200–1205, Vollendung bis auf Restarbeiten 1222); DEHIO, Westfalen, 2011, S. 400 (Grundsteinlegung 1184, Vollendung der Westfassade erst nach Weihe von 1222).

[564] ZURBONSEN, Chronicon, 1884, S. 6–9.

[565] Freundlicher Hinweis auf diesen neuen Datierungsansatz der ‚Marienfelder Chronik' von Prof. Dr. Paul Leidinger, Münster/Warendorf.

[566] Der damalige Paderborner Bischof Bernhard III. von Oesede (1204–1223), der Bernhard II. zur Lippe durchaus nahe stand (u. a. reisten beide gemeinsam 1211 nach Livland) und der sicher gerne an der Kirchweihe von dessen Klostergründung teilgenommen hätte, befand sich 1222 in arger Bedrängnis: Just in jenem Jahr wurde er von den Bürgern seiner Bischofsstadt Paderborn (die darin vom Kölner Erzbischof Engelbert I. von Berg (1215–1225) unterstützt wurden (!)), ausgesperrt und musste sich die Herrschaft über die Stadt erst mühselig zurückerobern. Diese Querelen dürften der Hauptgrund für seine Abwesenheit bei der Kirchweihe in Marienfeld gewesen sein, hinzu könnte seine zu vermutende Altersschwäche gekommen sein, denn Bischof Bernhard verstarb bereits im Frühjahr darauf, am 28. März 1223. – Zu Bernhard III. von Oesede s.: BRANDT/HENGST, Bischöfe, 1984, S. 114–116.

[567] Zu Bischof Dietrich III. von Münster s.: SCHRÖER, Bischöfe von Münster, 1993, S. 136–138 (hier, S. 136, die Marienfelder Kirchweihe irrtümlich auf den 22. Juli datiert).

Osnabrücker Bischof Adolf I. von Tecklenburg (1216–1224)[568] und der Mindener Bischof Konrad I. von Rüdenberg (1209–1237).[569] Hinzu kam Bernhard II. zur Lippe als Bischof von Selonien (1218–1224). Während ersterer die die Kirche weihte, wovon noch zwei Weihekreuze über dem Nordportal (siehe Kap. C.5.5.1.) und am südwestlichen Vierungspfeiler (siehe Kap. C.8.8.1.2.) zeugen, sowie den Hochaltar, dessen Weihekreuze ebenfalls erhalten sind (Kap. C.7.1.), nahmen der Osnabrücker und der Mindener Bischof die Weihe der Altäre in den Chorseitenschiffen vor. Bernhard II. zur Lippe konsekrierte den Heiligkreuzaltar im Konversenchor, das heißt vor der Chorschranke im östlichen Langhausjoch, dazu ‚die übrigen Altäre', die sich ‚im unteren Teil der Kirche, nach Westen hin' befanden, wie es in einer späteren, oben zitierten Redaktion der Klosterchronik heißt, bei der der Überarbeiter vermutlich Angaben der Weiheurkunde verarbeitete oder zumindest eine genaue Kenntnis der betreffenden, dort sicher genauer angegebenen Altarstellen hatte. Auch diese Angaben setzen voraus, dass das räumliche Volumen der Kirche damals in vollem Umfang zur Verfügung stand.

Die Einladung dreier Diözesanbischöfe (neben dem Ortsbischof auch aus zwei Nachbardiözesen), zu denen noch der zum Bischof im baltischen Selonien aufgestiegene Mitstifter des Klosters und ehemalige Klosterinsasse Bernhard II. zur Lippe hinzu kam, zur Weihe der Marienfelder Klosterkirche spricht für eine schon weit im Voraus geplante, hochoffizielle Konsekrationsfeier mit entsprechendem Publikum, denn die öfter auch mit Reichsgeschäften beauftragten Bischöfe mussten ja zum anberaumten Zeitpunkt in Westfalen anwesend sein. – Einen vergleichbar feierlichen Weiheakt, hier sogar durchgeführt von sechs Bischöfen, erlebte 1219 die 1202 gestiftete Zisterzienserinnenkirche im schlesischen Trebnitz – auch dort wird dieser in der Forschung als Abschluss der Bauarbeiten gewertet.[570] Ebenso verhält es sich bei der als Schlussweihe anzusehenden Konsekration des Wormser Domes 1181 durch vier Reichsbischöfe.[571]

[568] Zu Bischof Adolf I. von Osnabrück s.: BECKSCHÄFER, Der hl. Adolf, 1924; LThK, Bd. 1, 1993, Sp. 164 (Wolfgang Seegrün).

[569] Zu Bischof Konrad I. von Minden s.: KRIEG, Mindener Bischöfe, 1960, S. 24–25; BRANDT/HENGST, Mindener Bischöfe, 1990, S. 35–36.

[570] GLEICH, Trebnitz, 2001, S. 4–5.

[571] An ihr wirkten der Erzbischof von Trier und die Bischöfe von Worms, Speyer und Münster (= Hermann II. von Katzenelnbogen!) mit. S. dazu WINTERFELD, Worms, 1989, S. 6. Zur Deutung als Schlussweihe: WINTERFELD, Wormser Westbau, 1990, S. 83–84: „Die Anwesenheit mehrerer Bischöfe gibt ihr den Charakter einer abschließenden Gesamtweihe".

Umgekehrt ließ man in Marienfeld die Möglichkeit einer ‚Gelegenheitsweihe', das heißt einer ‚spontanen' (Teil-) Weihe durch ‚zufällig' durchreisende Bischöfe, wie es sonst gelegentlich überliefert ist, ganz offensichtlich ungenutzt: An einem nicht genauer bekannten Tag des Jahres 1221, also etwa mindestens ein Jahr vor der Kirchweihe am 4. November 1222, versammelte Bernhard II. zur Lippe alle seine Söhne um sich, um zusammen mit diesen seine Stiftungen an das Kloster Marienfeld zu bekräftigen und zudem noch ein Jahrgedächtnis für Widukind von Rheda, seine Gemahlin Heilwig und die fünf Söhne einzurichten.[572] Zwar ist der Ort (wie das Tagesdatum) dieser Zusammenkunft in der Urkunde nicht angegeben, doch dürfte es sich um Marienfeld selbst[573] oder um eine der lippischen Residenzen gehandelt haben, von denen aus es ein Leichtes gewesen wäre, gemeinsam nach Marienfeld zu reisen und eine (Teil-) Weihe der Klosterkirche vorzunehmen, denn es waren immerhin drei Bischöfe versammelt, darunter ein Erzbischof: Außer Bernhard II., Bischof von Selonien, auch die Söhne Gerhard, Erzbischof von Bremen (1219–1258), und Otto, Bischof von Utrecht (1215–1227); zwei weitere Söhne, Bernhard und Dietrich, waren hochrangige Pröpste und hätten assistieren können, nur Hermann, der älteste, war weltlich.[574] Offenbar war die Klosterkirche zu jener Zeit aber noch nicht ganz fertiggestellt und bereit zur Weihe – vielleicht wollte man aber auch die Rechte des zuständigen Diözesanbischofs nicht verletzen und die Weihe der Marienfelder Klosterkirche zu einer reinen ‚lippischen Familienangelegenheit' werden lassen, wie es bei der Großen Marienkirche in Lippstadt der Fall war, wo Bernhard II. 1221/22 eine Teilweihe der Kirche vornahm (siehe Kap. C.10.4.1.3.2.).

Eine Reihe von Indizien spricht somit dafür, dass die Abteikirche Marienfeld zum Zeitpunkt der Kirchweihe am 4. November 1222 weitestgehend baulich vollendet und räumlich im vollen Umfang nutzbar war. Es ist jedoch nicht völlig ausgeschlossen, dass einige ‚Restarbeiten', etwa an der Fassade und vor allem auch

[572] WUB III, Nr. 167 = Lipp. Reg. I, Nr. 165 = Lipp. Reg. N. F. 1221.00.00 C. Der Urkundentext zudem aufgenommen in der Chronikversion H der ‚Marienfelder Chronik', diese in deutscher Übersetzung bei BÖHMER/LEIDINGER, Chroniken und Dokumente, 1998, S. 33–34. – Die in der Urkunde selbst erwähnten und noch von Kindlinger beschriebenen Siegel des Vaters und der Söhne – Zeichen ihrer Anwesenheit – schon in WUB III, S. 87 zu Nr. 167 als „nicht mehr erhalten" vermerkt. – ZUNKER, Adel und Klöster, 2007, S. 125 verknüpft fälschlicherweise die Stiftung der Memorie 1221 und die Kirchweihe 1222 und verkennt damit die Prägnanz und den Aussage wert beider Ereignisse.

[573] Dies nimmt auch EHBRECHT, Stadtentwicklung, 1985, S. 52 an.

[574] In der Forschung wird gelegentlich bezweifelt, dass Bischof Otto von Utrecht bei dem Zusammentreffen zugegen war. Zusammenfassend dazu MEIER, Bernhard II, 2003, S. 102, Anm. 86. Mit Hans-Peter Wehlt zu Lipp. Reg. N. F., 1221.00.00 C gehe ich davon aus, dass alle Söhne anwesend waren.

an der Ausstattung (Fußbodenbelag, Gestühle etc.), erst in der Zeit und in den Jahren nach der Kirchweihe ausgeführt wurden.

5. Die Bauglieder der Abteikirche

5.1. Die äußere Gliederung durch Lisenen und Rundbogenfriese

Die äußeren Wandflächen der Kirche werden von einem System aus Lisenen und Rundbogenfriesen gegliedert (Abb. 2–10). Die vom Boden aufsteigenden, sockel- und kämpferlosen Lisenen nehmen sämtliche Gebäudeecken ein, weitere Lisenen markieren die inneren Jochgrenzen an den Obergadenwänden von Chor- und Langhaus. Zusätzliche Lisenen finden sich nur an der als Schaufront ausgebildeten Stirnseite des Nordquerhauses (Abb. 9), wo zwei Lisenenstreifen die untere Hälfte der Fassade in drei gleichbreite Streifen teilen und zugleich das Nordquerhausportal einrahmen. Sie reichen hinauf bis zu einem schmalen Horizontalgesims, das auf je vier Konsölchen pro Feld ruht. Das Gesims dient gleichzeitig als Basis für die Dreifenstergruppe (Kap. C.5.6.4.) in der oberen Wandhälfte.

Die Lisenen treten durchweg nur flach, das heißt 5 cm, vor die Wandfläche vor. Anders verhält es sich bei den beiden mittleren Obergadenlisenen der Langhausnordseite, die deutlich stärker vorspringen. Dies geschah offenbar, um dort angesichts der im Vergleich zur Südseite geringeren Wandstärke einen Widerlager zu bilden für den Gewölbeschub, den die verstärkten Lisenen an die Strebemauern unter dem Dach ableiten.

Alle Lisenen sind aus dem gelblich-braunen Osning-Sandstein gefertigt und haben eine Breite von 42,5 cm, was der Höhe des ‚Quadermoduls' entspricht, wobei die zweiansichtigen Ecklisenen jeweils aus nur einem einzigen Quader pro Lage bestehen. Die Lisenen reichen jeweils hinauf bis zum Traufgesims.[575]

Den oberen Abschluss der Wandflächen unterhalb der Traufgesimse bildet jeweils ein Rundbogenfries, der zwischen die Lisenen gespannt ist. Er ruht auf kleinen Sandsteinkonsolen auf, die in fünf verschiedenen Varianten am Bau auftreten (Kap. C.6.7.).

[575] Eine Ausnahme bilden wiederum allein die beiden Mittellisenen des nördlichen Langhausobergadens, wo die oberste ‚Quaderlage', die hier das Traufgesims durchstößt, durch Backstein ersetzt ist.

Anders als die sie tragenden Lisenen und Konsolen sind die Rundbogenfriese aus Backstein gemauert, wobei in Bauphase I spezielle dünnformatige Formsteine verwendet wurden, die trotz des sonstigen Formatwechsels auch in Phase II beibehalten wurden, während in Phase III dann dickformatige Formsteine eingeführt wurden.[576]

Die Rundbogenfriese setzten sich ehedem auch an den Giebelwänden fort, wo die Giebelschrägen ursprünglich von steigenden Rundbogenfriesen begleitet wurden. Am Chorgiebel gingen sie bereits durch den gotischen Umbau im zweiten Viertel des 14. Jahrhunderts verloren, an den übrigen Giebelfeldern durch den Dachbrand von 1826. Am Ost- und Südgiebel (Abb. 44, 49) konnten bei einer Untersuchung des Mauerwerks noch rückgearbeitete Konsolsteine und Ansätze von Rundbögen nachgewiesen werden (siehe Kap. C.4.1.3.1., C.4.3.3.1.),[577] am Westgiebel haben sich sogar die Konsolsteine des Bogenfrieses erhalten (Abb. 170–172), die heute eine etwas ungelenk erneuerten Rundbogenfries stützen.

Die oberste horizontale Begrenzung der Wandflächen bildet das aus Sandstein geschlagene Traufgesims, das im wesentlichen ein Profil aus Wust – Kehle – Wulst aufweist, in seiner heutigen Form jedoch in den meisten Bereichen eine vereinfachte Erneuerung von 1828 darstellt (Abb. 390; siehe Kap. C.6.8.1.2.). Die horizontalen Traufgesimse knicken an den Ecken jeweils noch kurz zu den Giebelfronten um, enden dort jedoch noch vor der Innenkante der Ecklisene mit einer der Eckausbildung symmetrisch entsprechenden Rückstufung der Profile. Diese konsolartigen Endungen der Traufgesimse dienen als Fußpunkt der die Giebelkanten abschließenden Ortganggesimse, die dieselbe Profilierung aufweisen.[578]

In die von den Lisenen und Rundbogenfriesen eingefassten Wand- und Giebelfelder sind bzw. waren jeweils mittig verschiedene Fensteröffnungen und Zierblenden eingefügt (siehe Kap. C.5.6.), die dadurch die Gliederung der Wandflächen vervollständigten. Zugleich waren sie aber auch als primäres Gliederungssystem der sekundären Gliederung durch Lisenen und Rundbogenfriese übergeordnet.

[576] S. dazu SIGRIST/STROHMANN, Baugeschichtliche Befunde, 1995, S. 106–107.

[577] Ebd., S. 160–161 (Chorgiebel), dazu Abb. 221–224, 287; S. 186 (Südquerhausgiebel), dazu Abb. 264, 265, 292.

[578] Original erhalten heute nur noch das Ortganggesims des Seitenschiffgiebels der Westfassade, diejenigen des Nord- und Ostgiebels um 1828 erneuert, derjenige des Südgiebels 1955/58, während der Westgiebel bis heute ohne Ortganggesimse geblieben ist.

5.1.1. Die Stellung des Gliederungssystems in der westfälischen Baukunst

Ein solches Gliederungssystem aus Lisenen und Rundbogenfriesen gehört seit der vermutlich erstmaligen Verwendung am Westwerk von St. Pantaleon in Köln (um 990/1000) zum gängigen Gliederungsrepertoire rheinischer Bauten der Romanik. Anders verhält es sich in Westfalen, wo die äußere Erscheinung der Kirchenbauten noch bis zum Ende des 12. Jahrhunderts vornehmlich von ihren Baukuben bestimmt wurden, während die Wandflächen zumeist nur von den eingeschnittenen Öffnungen und wenigen Gesimsen wie Sockel und Kranzgesims untergliedert waren.[579]

Selbst der Westbau des St. Paulus-Domes zu Münster (Abb. 890), der etwa gleichzeitig als Schwesterbau zur Marienfelder Klosterkirche entstand (Kap. C.10.4.1.1.3.), bleibt in seiner Erscheinung allein auf die glatten Wandflächen und die darin ungerahmt eingeschnittenen Fensteröffnungen beschränkt, erst an den jüngeren Turmobergeschossen tauchen Lisenen und Spitzbogenfriese auf.

Umso bedeutsamer erscheint vor diesem Hintergrund das Marienfelder Gliederungssystem, das offenbar – da schon bei Baubeginn um 1185 festgelegt – das früheste vollständige Gliederungssystem aus Lisenen und Rundbogenfriesen in Westfalen darstellt und ein solches somit dem Anschein nach erstmals in Westfalen einführt. Es folgen die nur wenig später begonnenen ‚Schwesterbauten' der Großen Marienkirche in Lippstadt (siehe Kap. C.10.4.1.3.2.) und der Stiftskirche in Langenhorst (siehe Kap. C.10.4.1.1.2.).

Sie läuten somit eine Entwicklung hin zum Gliederungsreichtum der Spätromanik ein, wie er – auch unter Aufnahme rheinischen Formengutes – bestimmend wird für die westfälische Baukunst in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts. Verwiesen sei nur auf die reichen Gliederungssysteme der Kirchen in Billerbeck (geweiht 1234; Abb. 1310) und Legden (um 1220/40), der Hohnekirche in Soest (um 1230/40; Abb. 1327) sowie die Dombauten in Minden (Ostteile um 1210–1240), Osnabrück (Langhaus 1218–1230/40) und Münster (1225–1264; Abb. 1279).

Der Abteikirche in Marienfeld kommt dabei in ihrer Vorreiterrolle eine besondere Bedeutung zu als Wegbereiter spätromanischer Gliederungssysteme.

[579] Vgl. THÜMMLER/BADENHEUER, Westfalen, 1964/73, S. 25; LOBBEDEY, Westfalen, 1999, S. 19.

5.2. Das Pfeiler-Bogen-Gewölbe-System

Der Raumeindruck und die architektonische Strukturierung der Hochräume der Marienfelder Klosterkirche werden vornehmlich geprägt von dem System der Pfeiler und der auf ihnen aufruhenden Bögen und Gewölbe. Dieses Pfeiler-Bogen-Gewölbe-System macht zu einem entscheidenden Teil die außerordentliche architekturgeschichtliche Bedeutung der Abteikirche Marienfeld aus.

5.2.1. Das Pfeilersystem, der sog. ‚Marienfelder Pfeiler'

Der charakteristische Pfeilerapparat der Marienfelder Klosterkirche wurde bereits früh als eines ihrer hervorstechendsten Merkmale angesehen und seine Bedeutung als Prototyp der Pfeilerbildungen der westfälischen Spätromanik erkannt.[580]

Der Pfeilerbildung des Marienfelder Stützensystems liegt der sog. ‚Kreuzkernpfeiler' zugrunde, der durch etwas mehr als halbrunde Vorlagen[581] an den Stirnseiten und durch in die Winkel eingefügte Dienste ergänzt wird, wodurch und sich so ein charakteristischer Wechsel runder und eckiger Architekturglieder ergibt. Um sämtliche Gliederungselemente laufen sowohl die Sockel- und Basenprofile (Kap. C.6.1.2.) als auch die abschließenden Kapitellbänder (Kap. C.6.2.1.3.1.) samt Wulstkämpfer (Kap. C.6.8.2.3.) herum.

Im gesamten Bau sind die Pfeiler aus sauber bearbeiteten Sandsteinquadern gefügt, wobei sie in den in Bauphase I entstandenen Teilen eine einheitliche Lagenhöhe von 42,2 cm aufweisen (‚Quader-Modul', siehe Kap. C.4.3.1.2.). Die Dienste hingegen sind – wie auch die Eckdienste an den Stirnseiten der Hochräume – als sog. En-délit-Dienste ausgebildet, d .h. sie sind nicht aus Quaderlagen aufgemauert wie der Pfeilerkern und die Halbrundvorlagen, sondern wurden aus recht langen

[580] Das Marienfelder Pfeilersystem wurde in folgenden Arbeiten betrachtet und analysiert: LÜBKE, Westfalen, 1853, S. 142; NORDHOFF, Kreis Warendorf, 1886, S. 140; RICHTER, Beschreibung (Ms), 1918, S. 5; TRÖLLER, Marienfeld, 1935, S. 17–19; HÖLKER, Kreis Warendorf, 1936, S. 210–211; RAVE, Pfeilerquerschnitte, 1941, S. 192; HOLLÄNDER, Marienfeld, 1950, S. 7; THÜMMLER/BADENHEUER, Westfalen, 1964/73, S. 25–26; THÜMMLER, Elemente, 1966, S. 294; THÜMMLER, Visby Varnhem, 1967, S. 88, 92–93; WERLAND, Chronik, 1968, S. 67; DEHIO, Westfalen, 1969, S. 316; THÜMMLER, Marienfeld, 1972, S. 10; MÜHLEN, Marienfeld, 1975, S. 31; MAUÉ, Bauformen, 1975, S. 29, 33–34; RÖCKENER, Hallenkirchen, 1980, S. 213–216, 244; SCHULZE, Klöster, 1982, S. 383; MÜHLEN, Ausstrahlung, 1984, S. 128; MÜHLEN, Lippstadt–Marienfeld, 1985, S. 24; BÖKER, Backsteinarchitektur, 1988, S. 59; LOBBEDEY, Kirchenbauten, 1993, S. 194; WEGE IN DIE ROMANIK, 1993, S. 235 (Harmen Thies); LINKE, Marienfeld, 1994, S. 27, 41, 64–66; LOBBEDEY, Westfalen, 1999, S. 20, 136–137; LECHTRECK, Kirchen 2005, S. 60; DORN, Herford, 2006, S. 120; DORN, Bauen im Zeichen der Rose, 2008, S. 127; KEMPKENS, Bernhard II, 2008, S. 109, 111, KEMPKENS, Marienfeld, 2011, S. 19, 54–55; DEHIO, Westfalen, 2011, S. 403.

[581] Im Folgenden werden diese Vorlagen vereinfachend als ‚Halbrundvorlagen' bezeichnet.

Schaftstücken zusammengesetzt, die für gewöhnlich im rechten Winkel zur Sedimentierung des Sandsteinmaterials verbaut wurden.[582]

Das Schema des Kreuzkernpfeilers mit Halbrundvorlagen und Eckdiensten ist nur bei den östlichen Vierungspfeilern (Abb. 13) weitgehend vollständig ausgebildet, aber auch hier fehlen – wie bei den östlichen Hauptpfeilern des Binnenchores – die Halbrundvorlagen auf seiten der Arkadenbögen. Dennoch kommt den östlichen Vierungspfeilern der Marienfelder Klosterkirche eine immense Bedeutung zu, da hier erstmals in der westfälischen Architektur das geschilderte Pfeilersystem zur Anwendung kommt und von hier aus eine weite Verbreitung in Westfalen und darüber hinaus findet (s.u.).

Nur an den Hauptpfeilern des Chores (Abb. 13, 198), zu seiten des Hochaltares, sind die Halbrundvorlagen bis zum Boden herabgeführt, bereits an den östlichen Vierungspfeilern sind die chorseitigen Vorlagen auf mit Blattwerk gezierten Konsolen abgefangen (Kap. C.6.3.). Die beiden westlichen Vierungspfeiler sind nur an ihren Ostflanken noch weitgehend vollständig ausgebildet, ihre zum Hauptschiff gewandten Gliederungselemente sind dagegen nach Zisterziensermanier schon eine Quaderlage unterhalb der Kapitelle auf Konsolgebilden abgekragt (Kap. C.6.2.2.3.). Diese Gestaltungsform wird dann auch in den westlichen Hauptschiffjochen fortgeführt. Die verbliebenen ‚Vorlagenstummel' folgen aber genau demselben Gliederungsschema wie die Pfeiler im Sanktuarium. Die statische Ableitung des auflastenden (Gewölbe)Drucks wird durch in Pfeilerbreite aufgemauerte, plan zur Wandfläche liegende Werksteinquader gewährleistet, die ein unter der Tünche verborgenes, tragendes ‚Pfeilermassiv' bilden (siehe Kap. C.3.5., C.4.3.3.2.2., C.4.3.5.2.).

5.2.1.1. Typologische und stilistische Einordnung des Pfeilersystems

Der Kreuzkernpfeiler mit Halbrundvorlagen und eingestellten Eckdiensten gehört zu den in der Architektur der Romanik und Frühgotik im gesamten ‚lateinischen' Europa weit verbreiteten Pfeilerformen, so dass eine genaue Herleitung, das heißt die Erstellung eines ‚Stammbaumes', für die in Marienfeld gefundene Pfeilerform nicht ohne weiteres möglich ist. Sie findet zwar auch gelegentlich bei Zisterzienserkirchen

[582] S. dazu: KIMPEL/SUCKALE, Gotische Architektur, 1985/95, S. 552.

Verwendung, ist jedoch keineswegs, wie Hans Thümmler es aufgefasst hat, als typisch ‚zisterziensisches Bauelement' anzusehen.[583]

Hermann Maué zeigt die Wurzeln dieses Pfeilertyps in Nordfrankreich auf und verweist als frühestes bekanntes Beispiel auf die Abteikirche des Mont-St.-Michel (um 1060) sowie als Weiterentwicklung auf St.-Etienne in Beauvais (um 1120/30) und die Kathedrale St.-Julien in Le Mans (um 1140–1158; Abb. 790).[584]

Von Nordfrankreich aus findet dieser Pfeilertypus weite Verbreitung und erscheint auch seit Ende des 12. Jahrhunderts im Gebiet der rhein-maasländischen Spätromanik. Hier verweist Maué als vermutlich frühestes Beispiel auf die Westchorhalle der Stiftskirche St. Viktor in Xanten (um 1184/90–1213; Abb. 1343) sowie auf die nur wenig jüngeren Kölner Stiftskirchen St. Andreas (begonnen kurz vor 1200; Abb. 1356) und St. Aposteln (Westvierung, um 1225/30), des weiteren auf die Abteikirche in Essen-Werden (2. Viertel 13. Jahrhundert).[585]

Maué lässt es offen, „ob man als Mittler dieser Stützenform nach Marienfeld die rheinische Architektur anzusehen hat, oder ob Westfalen diese Anregung direkt aus Südwest-Frankreich erhalten hat, von wo offenbar das Domikalgewölbe mitsamt der Gewölbegliederung stammt".[586] Er verweist beispielhaft auf die Kathedrale von Poitiers.[587]

Geht man von einem Baubeginn in Marienfeld bald nach der Klostergründung 1185 aus (Kap. C.4.4.), scheiden die genannten rheinischen Bauten als Vorbild aus, da sie allenfalls zeitgleich, zumeist aber jünger sind.[588]

---

[583] THÜMMLER, Elemente, 1966, S. 294. – Ähnlich ablehnend bereits LINKE, Marienfeld, 1994, S. 65.

[584] MAUÉ, Bauformen, 1975, S. 33. – Datierung von Le Mans nach MUSSAT, Le style gothique, 1963, S. 97–107, und MUSSAT, Cathédrale du Mans, 1981, S. 41–50.

[585] MAUÉ, Bauformen, 1975, S. 34; ihm folgend LINKE, Marienfeld, 1994, S. 64–65. – Die Datierungen der Bauten nach der neuesten Forschung aktualisiert: Köln, St. Andreas: KUBACH/VERBEEK, Rhein und Maas, 1976, Bd. I, S. 506–513; KAHLE/KAHLE, St. Andreas, 1984; KOSCH, St. Andreas, 1999; Köln, St. Aposteln: KUBACH/VERBEEK, Rhein und Maas, 1976, Bd. I, S. 513–522; STRACKE, St. Aposteln, 1992, S. 378; Xanten, St. Viktor: KUBACH/VERBEEK, Rhein und Maas, 1976, Bd. II, S. 1269–1271; s. dazu auch KARRENBROCK/KEMPKENS, Xanten, 2002. – Die Spätdatierung von Essen-Werden (1256–1277, so u. a. bei KUBACH/VERBEEK, Rhein und Maas, 1976, Bd. II, S. 1219–1231, hier 1225) gemäß dem heutigen Forschungsstand korrigiert, s. u. a. DEHIO, Rheinland, 2005, S. 399.

[586] MAUÉ, Bauformen, 1975, S. 34.

[587] Ebd., S. 34; ihm folgend LINKE, Marienfeld, 1994, S. 65.

[588] Der von FONTAINE, Rheda, 1995, S. 28–34 aufgestellten These, die Marienfelder Pfeiler seien von den Pfeilerbildungen von St. Andreas in Köln (Abb. 1356) abzuleiten, deren Baubeginn er auf nach 1176 zu drücken versucht (was durchaus auf die Ostteile, nicht jedoch auf die relevanten Vergleichspunkte des Langhauses zutrifft), ist allein schon aufgrund der Datierung des dortigen Langhauses erst ‚gegen 1200' zu widersprechen. Es dürfte sich vielmehr um Analogien infolge desselben Pfeilertypus handeln.

Die eindeutige Übernahme der Gewölbeform aus Südwestfrankreich, das heißt aus der Kunstlandschaft des Anjou-Poitou, dem Herrschaftsgebiet des Hauses Plantagenêt (siehe Kap. C.10.3.), macht es mehr als wahrscheinlich, dass auch die charakteristische Pfeilerform von dort übernommen wurde. In der Architektur des ‚angevinischen Stils', auch ‚Style Plantagenêt' genannt, bildet der Kreuzkernpfeiler mit Halbrundvorlagen und eingestellten Eckdiensten eine der bevorzugten, häufig anzutreffenden Pfeilerformen, die gemäß der inneren Entwicklung des Stils einige Modifizierungen erlebt, vor allem hinsichtlich der Proportionierung. Im vorliegenden Zusammenhang interessieren naturgemäß die Beispiele aus der Frühzeit (ca. 1150–1180/1200) des angevinischen Stils mit ihren breit angelegten, kräftigen Proportionen, die denen der Marienfelder Pfeiler sehr nahekommen.

Im Hallenchor ((vor) 1162 – ca. 1167/75) der Kathedrale St.-Pierre in Poitiers (Vienne)[589] begegnet der Pfeilertypus erstmals in seiner vollständig, das heißt allseitig ausgebildeten Form (Abb. 806–807). Doch es lassen sich noch einige frühere, zumeist als Halb- oder Dreiviertelpfeiler gestaltete Beispiele finden, so allen voran die westlichen Vierungspfeiler (um 1150/60) der Kathedrale St.-Maurice zu Angers (Maine-et-Loire; Abb. 732, 733),[590] die vergleichbar kräftige Halbrundvorlagen und Dienste sowie durchgängige Kapitellbänder aufweisen.[591] Noch kräftigere Dienste besitzen die dadurch mit Marienfeld gut vergleichbaren Pfeilervorlagen der Prioratskirche St.-Lazare (bald nach 1150, gestiftet von Heinrich II. Plantagenêt; Abb. 784–785) auf dem Gelände der königlichen Abtei Fontevraud (Maine-et-Loire).[592] Eine mit Marienfeld fast identische Proportionierung der Pfeilerelemente weisen schließlich die Vierungspfeiler (ca. Mitte 12. Jahrhundert) der Abteikirche von Asnières (Maine-et-Loire; Abb. 765) auf.[593] Anzuschließen sind die Vierungspfeiler (ca. Mitte 12. Jahrhundert) der Propsteikirche von Saint-Remy-

[589] MUSSAT, Le style gothique, 1963, S. 247–254; BLOMME, Poitou gothique, 1993, S. 246–262; BLOMME, Poitiers, 1994, v. a. S. 13–32; LOZINSKY, Poitiers, 1994; BLOMME, Poitiers, 2001, v. a. S. 7–9, 41–43.

[590] MUSSAT, Le style gothique, 1963, S. 177–190; SCHREINER, Südwestfrankreich, 1963, S. 105–106, dazu Anm. 121; ANGERS – Cathédrale, o. J.; BLOMME, Anjou gothique, 1999, S. 47–63.

[591] Die zeitgleichen, als Halbpfeiler gestalteten Wandpfeiler des einschiffigen Langhauses setzen dieses System fort, doch wurde es hier leicht abgewandelt, denn sie besitzen zwei zusätzliche Dienste zur Aufnahme der äußeren Schildbogenstufung.

[592] MUSSAT, Le style gothique, 1963, S. 315; BLOMME, Anjou gothique, 1999, S. 180–182. Zur Stiftung durch Heinrich II. Plantagenêt s. auch GRANT, Le patronage architectural, 1994, S. 76.

[593] MUSSAT, Le style gothique, 1963, S. 304–305; SCHREINER, Südwestfrankreich, 1963, S. 78, Anm. 57; KUBACH, Westfranzösische Hallenkirchen, 1989, S. 249 (bezogen auf Hallenchor), dazu Abb. 8; BLOMME, Anjou gothique, 1999, S. 134–142 (Hier im Baualtersplan die nördlichen Vierungspfeiler irrtümlich dem 13. Jahrhundert zugerechnet, doch stammt nur das Vierungsgewölbe aus dieser Zeit). – So bereits KEMPKENS, Bernhard II., 2008, S. 111, dazu Abb. 85.

la-Varenne (Maine-et-Loire).[594] Bei diesen beiden Beispielen sind allerdings nur die Rundelemente mit Kapitellen versehen, während in der Pfarrkirche St.-Germain in Mouliherne (Maine-et-Loire)[595] am nordwestlichen Vierungspfeiler (2. Hälfte 12. Jahrhundert), der jünger ist als seine drei Gegenstücke, ein durchgängiges Kapitellband wie in Angers (Kathedrale) und Marienfeld erscheint.

In halbierter Form (als der Wand vorgelegte Pfeilervorlage) findet der Pfeilertypus darüber hinaus in den einschiffigen Langhäusern der Abteikirche Notre-Dame-de-la-Couture in Le Mans (Sarthe; Langhaus-Periode I 1180–1185; Abb 794),[596] der Pfarrkirche Notre-Dame zu Bressuire (Deux-Sèvres; nach 1180),[597] der Stiftskirche St.-Martin in Trôo (Loir-et-Cher; nach 1188/90; Abb. 820)[598] und der Pfarrkirche in Saint-Christophe-du-Jambet (Sarthe; vollendet 1231)[599] Verwendung. Zu den jüngsten Beispielen dieses Typs mit noch breit proportionierten Halbrundvorlagen gehören schließlich die Vierungspfeiler der Abteikirche von Les Fontenelles (Vendée; ca. 1200–1248; Abb. 804).[600]

Der charakteristische Kreuzkernpfeiler mit Halbrundvorlagen und eingestellten Eckdiensten gehört somit ab der Mitte des 12. Jahrhunderts zu den favorisierten Pfeilerformen des Plantagenêt-Stils und ist als solche in der zweiten Jahrhunderthälfte etabliert. Dies und die gut vergleichbaren Proportionen der genannten Beispiele sprechen im Verein mit der Herleitung der Gewölbeformen (s.u.) dafür, dass die in Marienfeld bald nach 1185 anzutreffende Pfeilerbildung, der ‚Marienfelder Pfeiler', auf diesen bevorzugten Pfeilertypus bzw. auf entsprechende, bereits fertiggestellte Pfeilergestaltungen im Anjou-Poitou zurückzuführen ist.[601]

5.2.2. Das Bogengerüst

Auf dem System der Pfeiler ruht das Bogengerüst aus zugespitzten Gurtbögen auf (Abb. 18).[602] Diese bestehen aus dem eigentlichen, rechteckig angelegten Bogen, der

[594] MUSSAT, Le style gothique, 1963, S. 318, 352.
[595] MUSSAT, Le style gothique, 1963, S. 41; BLOMME, Anjou gothique, 1999, S. 247–251.
[596] MUSSAT, Le style gothique, 1963, S. 109–114; BRANTHOMME, La Couture, o. J.
[597] MUSSAT, Le style gothique, 1963, S. 294–295.
[598] Ebd., S. 300.
[599] Ebd., S. 317–318.
[600] Ebd., S. 314; BLOMME, Poitou gothique, 1993, S. 299–304.
[601] Ähnlich bereits KEMPKENS, Bernhard II., 2008, S. 111.
[602] Das Bogengerüst hat in der bisherigen Literatur zu Marienfeld nur selten Erwähnung gefunden, meist werden die Bögen kurz im Zusammenhang mit den Gewölben erwähnt. Daher seien hier nur THÜMMLER, Visby–

auf dem eckigen Pfeilerkern auflastet, und einem diesem unterlegten, etwas mehr als halbrunden Unterzug, auch als ‚Wulstunterzug' bezeichnet, der die Form der entsprechend gebildeten Pfeilervorlagen fortführt.[603] An den Wänden werden die Gurtbögen noch ergänzt durch Schildbögen, die relativ breit angelegt sind (23–28 cm) und auf den eingestellten Diensten des Pfeilersystems bzw. den Eckdiensten an den Stirnwänden aufruhen. Den Übergang zwischen dem Bogengerüst aus Sandsteinquadern und den verputzten Gewölbeflächen vermitteln schmale, aus Formziegeln gebildete Rundwülste von 7 cm Breite, die in der Raumfassung durch eine rote Bemalung in Backsteinmanier mit weißer Fugenmalerei akzentuiert werden (siehe Kap. C.8.8.1.1.).

Die beiden Gurtbögen des Hochchores (Abb. 31) sowie der westliche Gurtbogen des Hauptschiffes (Abb. 39) weisen zudem in ihrem zugespitzten Scheitel eine kreisrunde, flache Verdickung zur Anbringung einer Rippenzierscheibe auf (siehe Kap. C.6.5.).

5.2.2.1. Typologische und stilistische Einordnung des Bogengerüsts

Die Verwendung des Spitzbogens für Gurt- und Schildbögen ist in Westfalen und darüber hinaus erstmals bei der Abteikirche Marienfeld und etwa zeitgleich am Westbau des Domes zu Münster (Abb. 891–892)[604] zu beobachten, der diese Bogenform aber offenbar von der um weniges älteren Zisterzienserkirche aufgegriffen hat[605] – beide Bauten wurden mit maßgeblicher Förderung des münsterschen Bischofs Hermann II. von Katzenelnbogen (1174–1203) errichtet.

Spitzbögen finden sich relativ häufig bei Kirchen des Zisterzienserordens, da sie zur burgundischen Bautradition des Ordens gehören und ausgehend von den Kirchenbauten der Primarabteien, an denen sich gerade in der Frühzeit des Ordens die Klöster der jeweiligen Filiationen orientierten, weite Verbreitung fanden. Die dezidierte Verwendung von Spitzbögen in Marienfeld kann demnach als Bezug auf die Ordenstradition gewertet werden, auschlaggebender dürften jedoch die

Varnhem, 1967, S. 93; MÜHLEN, Ausstrahlung, 1984, S. 128; LINKE, Marienfeld, 1994, S. 28 und LOBBEDEY, Westfalen, 1999, S. 137 genannt.

[603] Der halbrunde Unterzug hat eine Breite von 47 cm, die seitlichen Abschnitte des rechteckigen Bogens eine Breite von je 25,5 cm (gemessen am östlichen Gurtbogen des Chores).

[604] S. dazu LOBBEDEY, Westbau, 1990, v. a. S. 14–16.

[605] So bereits ebd., S. 13/14.

zugespitzten Gurtbögen in den Kirchenbauten des ‚angevinischen Stils' sein, in dessen Frühphase (ca. 1150–1180/1200) die Joche zumeist über quadratischem Grundriss konstruiert sind, demnach die Gurt- und Schildbögen von selbem Zuschnitt sind.[606] Zudem sind dort die Gurtbögen (und teilweise auch die Schildbögen) mit Unterzügen versehen – allerdings sind diese durchweg rechteckig ausgebildet, Unterzüge mit halbrundem Querschnitt konnten bisher nicht nachgewiesen werden.

Die charakteristischen Halbrundunterzüge der Marienfelder Gurtbögen scheinen demnach eine eigenständige Kreation des planenden Baumeisters zu sein. Anregungen hierfür scheint er aus der rheinischen Architektur kurz nach der Mitte des 12. Jahrhunderts empfangen zu haben: So finden sich hier Halbrundunterzüge auf entsprechenden halbrunden Pfeilervorlagen im Mittelschiff der Prämonstratenserabteikirche Knechtsteden (Langhaus um 1150–1162/65; Abb. 1342),[607] in den Seitenschiffen der Benediktinerabteikirche St. Pantaleon (Seitenschiffanbau um 1150/60)[608] und der Kanonissenstiftskirche St. Cäcilien (um 1160/70) in Köln[609] sowie in den Kreuzgängen der Benediktinerabteien Brauweiler (Ostflügel, 2. Hälfte 12. Jh) und St. Pantaleon in Köln (um 1170 oder Anfang 13. Jahrhundert).[610] Durch ihre mehr als halbrunde Profilierung wirken die Marienfelder Unterzüge jedoch wesentlich plastischer und dadurch markanter als ihre nur knapp halbrunden rheinischen Vorläufer.

Die ungewöhnliche Verzierung der Bogenscheitel im Hochchor (und in deren Nachfolge im Westteil des Hauptschiffes) mit einer Rippenzierscheibe geht wohl wiederum auf Anregungen des ‚angevinischen Stils' zurück, ohne dass dafür konkrete Vorbilder benannt werden könnten (siehe Kap. C.6.5.3.).

[606] Zur Verwendung der Spitzbögen im ‚angevinischen Stil' s. BLOMME, Anjou gothique, 1998, S. 12.

[607] Zur Baugeschichte der Prämonstratenserabtei s. KUBACH/VERBEEK, Rhein und Maas, 1976, Bd. I, S. 472–476 (hier auch die gesamte ältere Literatur); SCHULTEN, Knechtsteden, 1982; sowie zuletzt UNTERMANN, Knechtsteden, 1989.

[608] S. dazu UNTERMANN, Knechtsteden, 1989, S. 163, dazu Anm. 130.

[609] Diese Beispiele nennt bereits MAUÉ, Bauformen, 1975, S. 35.

[610] S. dazu KOSCH, Schatzkammer, 1991, S. 42.

5.2.3. Die Domikalgewölbe der Hochräume

Alle Joche der Hochräume sind mit Kreuzrippengewölben über mehr oder minder quadratischem Grundriss errichtet (Abb. 40, 30–39)[611] – die einzigen Ausnahmen bilden das Ostjoch des Hochchores, das einem halbierten Quadratjoch entspricht (s.u.), und das östliche Joch des Hauptschiffes, bei dem als einzigem auf die Untergliederung durch plastische Rippen verzichtet wurde. Diese Gestaltungsform, die in den anschließenden Jochen fortgeführt werden sollte, diente der bewussten ‚Abwertung' des Langhauses mit dem Konversenchor gegenüber dem Sanktuarium, wie es häufig bei Kirchen des Zisterzienserordens zu beobachten ist (siehe Kap. C.10.1.). Beim Weiterbau des Langhauses in Phase III hat man diese bewusste Reduzierung der Bauformen jedoch nicht (bzw. nur noch teilweise) fortgeführt und die beiden Gewölbe der Hauptschiffwestjoche entgegen der ursprünglichen Konzeption mit Rippen errichtet.

Alle Gewölbe sind als sog. ‚Domikalgewölbe' (von frz. ‚voûte dômicale' = kuppeliges Gewölbe) konstruiert, das heißt anders als bei einem regulären Kreuz(grat- bzw. -/rippen)gewölbe ist der Gewölbescheitel deutlich überhöht und steigt kuppelig an zu einem spitzen Scheitel, so dass man auch von ‚Spitzkuppeln' spricht. Ihre Form ist daher den Hängekuppeln (Außenkreiskuppeln) nicht unähnlich, doch weisen die (unabdingbar) über einem Spitzbogengerüst konstruierten Domikalgewölbe im Unterschied zu diesen vier bzw. acht deutlich abgegrenzte, eigenständige, gebuste Gewölbekappen auf.[612]

[611] Die Marienfelder Hochraumgewölbe wurden in folgenden Arbeiten betrachtet und analysiert: LÜBKE, Westfalen, 1853, S. 143; NORDHOFF, Kreis Warendorf, 1886, S. 140; RICHTER, Beschreibung (Ms), 1918, S. 6–7; TRÖLLER, Marienfeld, 1935, S. 20–24; HÖLKER, Kreis Warendorf, 1936, S. 213–214; HOLLÄNDER, Marienfeld, 1950, S. 7; RAVE, Domikalgewölbe, 1955, S. 42, Anm. 28; THÜMMLER/BADENHEUER, Westfalen, 1964/73, S. 26 und Abbildungstext zu Tafel 62; MÜHLEN, Dom zu Münster, 1966, S. 97; THÜMMLER, Visby Varnhem, 1967, S. 88; WERLAND, Chronik, 1968, S. 68; DEHIO, Westfalen, 1969, S. 316; EICHHORN, Zierrippenbildungen, 1970, S. 34; THÜMMLER, Marienfeld, 1972, S. 6/10; MÜHLEN, Marienfeld, 1975, S. 31, 32; MAUÉ, Bauformen, 1975, S. 29, 32–33; WESTERMANN, Groningerland, 1979, S. 52; RÖCKENER, Hallenkirchen, 1980, S. 212–213, 216–218, 244; SCHULZE, Klöster, 1982, S. 383; REUTHER, Sonderformen, 1984, S. 45–46; MÜHLEN, Ausstrahlung, 1984, S. 128; MÜHLEN, Lippstadt–Marienfeld, 1985, S. 23; WEGE IN DIE ROMANIK, 1993, S. 235 (Harmen Thies); LINKE, Marienfeld, 1994, S. 28–29, 41, 42–43, 57–64; LOBBEDEY, Westfalen, 1999, S. 20, 137–139; KEMPKENS, Lettland, 2003, S. 87; LECHTRECK, Kirchen 2005, S. 60; DORN, Herford, 2006, S. 118; DORN, Bauen im Zeichen der Rose, 2008, S. 127; KEMPKENS, Bernhard II., 2008, S. 110; KEMPKENS, Marienfeld, 2011, S. 19–20, 55; DEHIO, Westfalen, 2011, S. 402, 403.

[612] Zu Geometrie und Konstruktion sowie zur Definition des Domikalgewölbes immer noch grundlegend RAVE, Domikalgewölbe, 1955. Vgl. auch KÖMSTEDT, Gewölbebau, 1914; KÖMSTEDT, Domikalgewölbe, 1930; GLOSSARIUM ARTIS, Faszikel 6, 1975/88, S. 11; RÖCKENER, Hallenkirchen, 1980, S. 41–53 (mit ausführlicher Forschungsdiskussion), 172–187; REUTHER, Sonderformen, 1984; WOLFF, Wölbformen, 1990. – WOLFF, Wölbformen, 1990 vermeidet eine Bezeichnung (dazu Anm. 2), RÖCKENER, Hallenkirchen, 1980, S. 186 schlägt für die in Marienfeld verwendete Gewölbeform die Benennung „hochkuppelige Zwickelkappengewölbe" vor, doch wirkt diese Präzisierung – ähnlich wie die Definitionsversuche von RAVE,

Die Marienfelder Gewölbe sind wie die übrige Mauerwerkssubstanz des Baues aus Backsteinen errichtet. Dabei wurden die Backsteine jeweils in mehreren Ringschichten, bestehend aus je ca. acht Lagen,[613] konzentrisch aufgemauert. Für die Gewölbekonstruktion haben die fast durchweg vorhandenen Rippen allerdings – anders als bei Gewölben der gotischen Gliederbauweise – keinerlei statisch-konstruktive Bedeutung, sondern sind reine Zierglieder.[614] Sie werden daher gelegentlich als sekundäres, ‚unterlegtes' Gliederungssystem aufgefasst.[615] Ihre Rückseiten binden in die Gewölbeschale ein und zeichnen sich auch auf der Oberseite der Gewölbe indirekt durch die Läufersteine ab, die den Rippenwerksteinen rückseitig aufgelegt sind.

Jeweils vier Diagonalrippen untergliedern die Gewölbefläche eines Joches. Sie sind als dünne Rundstabrippen ausgebildet, die an der Vorderseite deutlich gratig geschärft sind.[616]

Im Gewölbescheitel treffen die Rippen senkrecht auf eine diagonal gestellte quadratische Schlusssteinplatte mit Lilienmotiven (Kap. C.6.4.), die sie als halbiertes Rippenprofil umlaufen. Der Gewölbescheitel wird zusätzlich durch einen Rippenring betont, der den Schlussstein in einem gewissen Abstand umläuft. Die Rippen der beiden Chorjoche sind zudem ungefähr am Beginn des obersten Drittels ihres Verlaufes jeweils mit einer runden, scheibenförmigen Verdickung mit Befestigungsloch versehen, die nicht die Breite der Rippe überschreitet. Diese

Domikalgewölbe, 1955 – eher verkomplizierend als klärend. Sie konzentrieren sich zu sehr auf die stereometrische Struktur – würden diese von Rave aufgestellten Kriterien konsequent angewandt, würde sogar ein Großteil der Domikalgewölbe im Anjou-Poitou, ihrem Ursprungsgebiet (s.u.), aus dem strengen Definitionsraster herausfallen! Da dies ganz offensichtlich an der Idee mittelalterlicher Architektur vorbeigeht, wird hier auf das Kerncharakteristikum der Gewölbe, die kuppelige Überhöhung, zurückgekommen und bewusst die darauf basierende ursprüngliche Bezeichnung ‚Domikalgewölbe' verwendet. Eine entsprechende Auffassung ist auch bei LOBBEDEY/SCHOLZ, Baugeschichte Münster, 1993, S. 279, dazu Anm. 79, und LOBBEDEY, Westfalen, 1999, etwa S. 20, 137, 354, zu konstatieren.

[613] An der Gewölbeoberseite des mittleren Hauptschiffjoches lässt sich anhand von leichten Absätzen noch das Aufmauern des Gewölbes in mehreren Ringschichten ablesen – bei einer der Ringschichten ist klar die Zusammensetzung aus acht Backsteinlagen zu erkennen (Vgl. Kap. C.3.5.).

[614] TRÖLLER, Marienfeld, 1935, S. 22 bezeichnete die Marienfelder Rippen im Vergleich mit den übrigen westfälischen Domikalgewölben als „die dünnsten und unkonstruktivsten Rippen". – Vgl. die allgemeingültigen Äußerungen von RAVE, Domikalgewölbe, 1955, S. 39: „Übereinstimmung herrscht wohl darüber, daß sowohl die in sphärische Flächen eingelassenen Rippen wie solche in den Kehlen, mit Ausnahme natürlich ihres eingemauerten Steges, weder statische noch konstruktive Aufgaben erfüllen. Es sind reine Zierglieder, [...]".

[615] So u. a. ebd., S. 21; THÜMMLER/BADENHEUER, Westfalen, 1964/73, S. 26; DEHIO, Westfalen, 1969, S. 316; THÜMMLER, Marienfeld, 1972, S. 6; MÜHLEN, Marienfeld, 1975, S. 32; RÖCKENER, Hallenkirchen, 1980, S. 213, 216; SCHULZE, Klöster, 1982, S. 383; REUTHER, Sonderformen, 1984, S. 46; LINKE, Marienfeld, 1994, S. 61.

[616] Die leicht spitzovalen Rippenwerkstücke haben eine Breite von 12 cm, die Tiefe beträgt 13 cm (eingemessen an den Rippen des Chorostjoches).

Verdickungen dienten zur Aufnahme wohl hölzerner Rippenzierscheiben (siehe Kap. C.6.5.1.).

Die geschärften Rundstabrippen nehmen ihren Ausgang nicht unmittelbar vom Wulstkämpfer als Abschluss des Pfeileraufbaues, sondern sie werden von einer eigens eingefügten Rippenkonsole (siehe Kap. C.6.6.) getragen. Dieses kelchförmige Gebilde ist entsprechend dem Rippenprofil ein wenig zugespitzt, seine Detailgestaltung variiert leicht zwischen den Bauphasen I und II, in Bauphase III werden die Rippenkonsolen dann ganz weggelassen. Die Verwendung dieser Rippenkonsolen erscheint improvisiert – vermutlich handelt es sich um eine ‚Verlegenheitslösung', denn die Rundstabrippen finden allein im Vierungsjoch ihre sinnvolle Ableitung durch die Rundelemente der Dienste, während diese bei den übrigen Jochen ‚ordnungswidrig' die relativ breiten Schildbögen aufnehmen, so dass hier nicht mehr genügend Platz verblieb für die Rundstabrippen. Um ein vorstehendes oder gequetschtes Auftreffen der Rundstabrippe auf der schmalen Oberseite des Wulstkämpfers zu vermeiden, fügte man die Rippenkonsolen ein, die die Diagonalrippen bereits etwas oberhalb des Wulstkämpfers auffangen.

Die anhand der Rippenkonsolen ablesbaren Unstimmigkeiten im Pfeiler-Bogen-Gewölbe-System erlauben den Rückschluss, dass bei Baubeginn der Chorpfeiler in Phase Ib entweder Rippen, aber noch keine bzw. deutlich flachere Schildbögen oder aber zwischen den (Schild-)Bögen rippenlose Kreuzgratgewölbe vorgesehen waren. Zum Vergleich für letztere Lösung sei auf die Vierungs- und Querarmjoche in Asbeck (Abb. 828, 832; Kap. C.10.4.1.1.1.) und auf das Chorjoch in Langenhorst (Abb. 864; Kap. C.10.4.1.1.2.) verwiesen, wo jeweils die flachen Schildbögen und der schmale, aber dennoch mit einem ausgeprägten Grat versehene Fuß des Kreuzgratgewölbes gemeinsam auf dem Kapitell des Dienstes aufruhen. Beide Bauten repräsentieren in ihrem rundbogig angelegten Bogengerüst und der Kreuzgratwölbung eine ältere Entwicklungsstufe als das Marienfelder Sanktuarium, in dessen offensichtlicher Nachfolge jedoch das Pfeilersystem steht.[617] Dieses scheinbare Paradoxon ist vermutlich dahingehend aufzulösen, dass die sicherlich kurze Zeit nach Marienfeld

[617] Aufgrund der auch sonst feststellbaren Rezeption von Bauformen aus benachbarten, aber auch weit entfernt liegen Kunstlandschaften dürfte hinsichtlich des neuartigen Pfeilersystems der Marienfelder Klosterkirche das Primat zuzusprechen sein, während Asbeck und Langenhorst vornehmlich im regionalen Kontext zu sehen sind und durch die Bauhüttenverbindung die in Marienfeld entwickelten Bauformen aufgreifen.

begonnenen Kirchbauten in Asbeck und Langenhorst entweder eine Reflexion einer mutmaßlichen älteren Marienfelder Planungsstufe, die noch ein rundbogiges Bogengerüst und eine Kreuzgratwölbung vorsah, darstellen, oder, dass die in Marienfeld erstmals anzutreffenden neuartigen Bauformen von derselben Bauhütte bei den beiden münsterländischen Stiftskirchen zwar für das Pfeilersystem adaptiert, aber in der Bogen-Gewölbe-Zone an ältere, regionale Bauvorstellungen und Baugewohnheiten angepasst und entsprechend transformiert wurden.

5.2.3.1. Typologische und stilistische Einordnung der Domikalgewölbe

Die Domikalgewölbe in den Hochräumen der Abteikirche Marienfeld sind in der westfälischen Baukunst der Romanik in ihrer Ausprägung völlig voraussetzungslos, finden von hier ausgehend jedoch bis ins dritte Viertel des 13. Jahrhunderts in Westfalen und darüber hinaus eine reiche Nachfolge (Kap. C.5.2.4.). Hans Thümmler kommt zu dem Urteil: „Die Gewölbeform als solche – breit und hoch aufsteigende Spitzkuppeln mit konstruktiv bedeutungslosen Zierrippen – ist die wichtigste und folgenschwerste Neuerung in der westfälischen Baukunst“.[618]

Wie Georg Dehio und Gustav von Bezold 1892 erstmals erkannten,[619] liegen die Voraussetzungen der westfälischen Domikalgewölbe in der frühgotischen Baukunst im Westen Frankreichs, den Regionen des Anjou und Poitou sowie der Maine, die zum Herrschaftsgebiet des Hauses Plantagenêt gehört haben. Daher wird der sehr eigenständige Baustil dieser Kunstlandschaft auch als ‚Style Plantagenêt’ oder ‚angevinischer Stil’ bezeichnet (siehe Kap. C.10.3.). Zu seinen besonderen Charakteristika gehören auch eben jene meist über quadratischem Grundriss konstruierten Domikalgewölbe, die eine ihrer Wurzeln in den Kuppelbauten Aquitaniens (und über diese in der früh- und mittelbyzantinischen Architektur) sowie zum Zweiten in den Kreuzrippengewölben der Normandie und der Île-de-France haben.[620] Die von letzteren übernommenen Rippen sind rein konstruktiv gesehen verzichtbar und übernehmen keinerlei statische Funktion, man muss „ihren eigentlichen Sinn [vielmehr] auf künstlerischem Gebiet suchen“: Sie dienten dazu,

[618] THÜMMLER/BADENHEUER, Westfalen, 1964/73, S. 26.

[619] DEHIO/VON BEZOLD, Baukunst, Bd. I, 1892, S. 309, 482–483.

[620] RAVE, Domikalgewölbe, 1955 (hier v. a. Formvergleich); MUSSAT, Le style gothique, 1963, S. 60–71; SCHREINER, Style Plantagenêt (I), 1967, S. 155–156; SCHREINER, Style Plantagenêt (II), 1967, S. 1; GLOSSARIUM ARTIS, Faszikel 6, 1975/88, S. 11; WOLFF, Wölbformen, 1990, S. 40–42.

den ehedem verputzen Gewölben eine optisch fassbare Struktur zu verleihen, die ihre stereometrische Gestalt und die starke Überhöhung der Wölbung ablesbar machten.[621]

In der Frühzeit des Stils (um 1140/50–1180/1200) sind die Domikale mit vier breiten Rippen von häufig rechteckigem Querschnitt ausgestattet,[622] die gelegentlich noch mit Rosetten besetzt sind. Als Beispiele zu nennen wären etwa in Angers das Langhaus (um 1150–1160) der Kathedrale (Abb. 728–731) und die Chorjoche (um 1170 und 1180) von St.-Martin (Abb. 736–739), der Südquerarm (ca. Mitte 12. Jahrhundert) in Asnières (Abb. 766), die Prioratskirche St.-Lazare in Fontevraud (Mitte 12. Jahrhundert; Abb. 785), die Ostteile (Mitte 12. Jahrhundert) von Gennes, das Querschiff (2. Hälfte 12. Jahrhundert) von Mouliherne oder die ältesten Chorjoche ((vor) 1162 – ca. 1167/75) der Kathedrale von Poitiers (Abb. 807–810, 812).[623]

Dünne Rundstabrippen, wie sie in Marienfeld begegnen, tauchen im Formenrepertoire des Plantagenêt-Stils erst ab ca. 1180 auf. Ihr Erscheinen ist jedoch nicht voraussetzungslos: Als Vorstufen lassen sich Rippen aufzeigen, die aus einer breiten Rücklage mit einem aufgelegten schlanken Rundstab bestehen, so etwa in Ste.-Trinité in Angers (um 1150–1180; Abb. 745, 747), im Langhaus der Pfarrkirche zu Brion (3. Viertel 12. Jahrhundert), in den Apsiden von St.-Benoît in Fontevraud (2. Hälfte 12. Jahrhundert; Abb. 786) und St.-Martin in Angers (um 1180; Abb. 740) sowie – als recht späte Vertreter – in Chor und Querschiff (Ende 12. Jahrhundert) von St.-Pierre in Saumur, im Vierungsgewölbe (E. 12. Jahrhundert) von Pontigné, im Chor (Ende 12. Jahrhundert) der ehemaligen Pfarrkirche St.-Laurent in Beaulieu-les-Loches und im Hallenchor von St.-Maure-de-Tourraine (Anfang 13. Jahrhundert).[624]

Die alleinige Verwendung von schlanken Rundstabrippen (mit einer schmalen, kaum noch nennenswerten Rücklage) lässt sich erstmals um 1180 bei den beiden Krankensälen der Hospitalbauten in Angers und Le Mans nachweisen. Dies ist

[621] RAVE, Domikalgewölbe, 1955, S. 38.

[622] Ähnlich bereits RAVE, Domikalgewölbe, 1955, S. 40.

[623] Zu den einzelnen Bauten s. die jeweiligen Angaben bei MUSSAT, Le style gothique, 1963 sowie v. a. bei BLOMME, Anjou gothique, 1998 und BLOMME, Poitou gothique, 1993, zur Kathedrale von Poitiers außerdem: BLOMME, Poitiers, 1994, S. 13–30; LOZINSKY, Poitiers, 1994.

[624] Zu den einzelnen Bauten s. auch hier die jeweiligen Angaben bei MUSSAT, Le style gothique, 1963 sowie v. a. bei BLOMME, Anjou gothique, 1998.

sicherlich kein Zufall, da hier die Bauaufgabe, die Gewölbe auf schlanken Säulen aufzufangen und Rippen und Gurte auf einer schmalen Deckplatte zusammenzuführen, regelrecht zu einer Verwendung dünner Rippen zwang. Dabei bildet das Hospital St.-Jean in Angers (Maine-et-Loire)[625] die etwas ältere der beiden Stiftungen. Es wurde um 1175 von Étienne de Marsay (auch Marçay, Marsais), Seneschall des Anjou, gegründet, doch übernahm kurz darauf sein Dienstherr Heinrich II. Plantagenêt (1133–1151/54–1189), König von England, Herzog von Aquitanien und der Normandie, Graf von Anjou, die Stiftung und gab sie als seine Gründung aus.[626] Dieser bestätigte ca. 1180/81 die Rechte ‚seiner' Stiftung und versah sie mit Einkünften, am 19. Januar 1181 nahm sie Papst Alexander III. (1159–1181) unter seinen Schutz, 1183 wurden vier Priesterstellen eingerichtet. Eine Schenkungsurkunde von 1188 zählt die bereits existierenden Gebäude auf, darunter auch untergeordnete Bauten.[627] Es ist davon auszugehen, dass es sich dabei um die noch heute existierenden Baulichkeiten handelt, so dass ihre (weitgehende) Fertigstellung spätestens für 1188 anzunehmen ist.

Der große Krankensaal des Hospitals (L: 60 m, B: 22,50 m, H: 12 m) besteht aus drei Schiffen zu je acht Jochen (Abb. 748–752), die Unterteilung erfolgt durch zwei Reihen von je sieben monolithen Säulen mit quadratischen Sockeln und Kämpferplatten. Auf diesen sowie auf der Wand vorgelegten En-délit-Säulen ruhen die deutlich überhöhten vierteiligen Domikalgewölbe auf (Abb. 753). Die untergliedernden Diagonal- und die trennenden Gurtrippen weisen genau dasselbe Profil aus einem Rundstab mit flacher Rücklage auf. – Die Außenwände nehmen in den Schildflächen oberhalb des umlaufenden Kämpfergesimses jeweils ein großes Rundbogenfenster auf (Abb. 754).

Das Hospital ‚Maison-Dieu de Coëffort' in Le Mans (Sarthe)[628] dürfte etwa zur selben Zeit entstanden sein wie sein Pendant in Angers, da es bereits in der

[625] MUSSAT, Le style gothique, 1963, S. 213–221; HUCHARD, Hospital St.-Jean, 1985; WOLFF, Wölbformen, 1990, S. 43–44; HUCHARD, Hospital St.-Jean, 1992; GRANT, Le patronage architectural, 1994, S. 81, 82; BLOMME, Anjou gothique, 1998, S. 78–85.

[626] Dazu ausführlich GRANT, Le patronage architectural, 1994, S. 82.

[627] Die historischen Daten zusammengestellt bei: MUSSAT, Le style gothique, 1963, S. 213–214; HUCHARD, Hospital St.-Jean, 1985, S. 4; HUCHARD, Hospital St.-Jean, 1992, S. 15; BLOMME, Anjou gothique, 1998, S. 78. – Der originale lateinische Wortlaut der Quelle von 1188 wiedergegeben bei GRANT, Le patronage architectural, 1994, S. 81, Anm. 54.

[628] MUSSAT, Le style gothique, 1963, S. 114–119; WOLFF, Wölbformen, 1990, S. 44; GRANT, Le patronage architectural, 1994, S. 81, 82.

erwähnten, beide Hospitäler betreffenden Charta Heinrichs II. Plantagenêt von 1180/81 aufgeführt wird, die u. a. von Étienne de Marsay bezeugt wurde; von 1207 datiert schließlich ein Schiedsspruch betreffend den Bau eines Glockenturmes für die Kapelle des Hospitals,[629] der große Krankensaal dürfte als Hauptbau der Einrichtung demnach zu diesem Zeitpunkt schon fertiggestellt gewesen sein.

Der heute allein erhaltene Krankensaal des Hospitals (L: 51 m, B: 24,34 m, H: 12,95 m; Abb. 795–799) besitzt fast dieselben Dimensionen wie derjenige in Angers. Der ebenfalls dreischiffige Raum umfasst jedoch nur sechs Joche, unterteilt durch fünf Säulenpaare. Auch hier öffnen sich in den Schildwänden über dem umlaufenden Kämpfergesims große Rundbogenfenster, die Westwand und die Ostwand des Mittelschiffs sind jeweils durch paarige und zudem durch Rahmungssäulchen eingefasste Rundbogenfenster ausgezeichnet. Im Unterschied zu Angers sind die monolithen Säulen hier mit achteckigen Sockeln und Kämpferplatten versehen, die auf ihnen lastenden Domikalgewölbe sind hier mittels zusätzlicher Scheitelrippen achtteilig untergliedert (Abb. 797). Auch die Rippen selbst zeigen eine etwas andere Profilierung: Sie sind markant zugespitzt,[630] ihre hier etwas breitere Rücklage ist an den Kanten gekehlt (Abb. 799). Diese Unterschiede lassen den Krankensaal in Le Mans ‚fortschrittlicher' erscheinen, doch dürfte der zeitliche Abstand zwischen beiden Bauten nicht allzu groß sein – vielleicht gehen sie sogar auf denselben Baumeister zurück, dessen Pläne von zwei eigenständigen Bauhütten in leicht unterschiedlichen Stilformen Formen ausgeführt wurden.[631]

Als drittes, bisher nicht beachtetes Beispiel für das frühe Auftreten von dünnen Rundstabrippen kommt schließlich noch ein Bau hinzu, der ebenfalls auf Initiative von Heinrich II. Plantagenêt errichtet wurde: Die Kirche der Ende der 1170er Jahre von ihm wohl als Sühne für die Ermordung des Erzbischofs Thomas Becket von Canterbury († 29.12.1170) gestifteten Kartause von Le Liget (Indre-et-Loire)[632] in der Nähe von Loches (Abb. 788). Der einschiffige Bau, bestehend aus zwei Quadratjochen und apsidialem Chorschluss, ist nur als Ruine erhalten, doch

[629] MUSSAT, Le style gothique, 1963, S. 115–116; vgl. GRANT, Le patronage architectural, 1994, S. 81, 82.
[630] MUSSAT, Le style gothique, 1963, Fig. 8.
[631] So die Überlegungen bei GRANT, Le patronage architectural, 1994, S. 81.
[632] MUSSAT, Le style gothique, 1963, S. 316, dazu Anm. 21 (hier nennt er als Gründungsjahr 1187); GRANT, Le patronage architectural, 1994, S. 81, 82 (hier nach neuerer Forschung das Ende der 1170er Jahre als Zeitraum der Gründung angegeben).

überliefern die Gewölbeansätze noch die Untergliederung der Domikalgewölbe durch dünne Rundstabrippen ohne Rücklage (!). Wie beim Krankensaal in Angers sind auch hier Diagonal-, Gurt- und Schildrippen gleichgestaltet, auch die Proportionierung erscheint gut vergleichbar, so dass hier möglicherweise sogar dieselbe (königliche) Bauhütte tätig war – dies erscheint umso wahrscheinlicher, als auch hier wiederum Étienne de Marsay entscheidend an der Umsetzung der Gründung beteiligt war.[633]

Für die Rippenringe im Scheitel der Marienfelder Gewölbe kann als Vorbild auf den markanten Rippenring im mittleren Langhausjoch von Ste.-Trinité in Angers (um 1150–1180) verwiesen werden (Abb. 745),[634] den die aufgelegten Rundstäbe der Rippen durchstoßen, um in einem inneren Ring zu enden. Dabei schweben sie frei vor der kuppelig ausgebildeten Gewölbeschale innerhalb des Rippenringes – eine solche, leicht kuppelige Ausbildung der Gewölbeschale lässt sich auch im Rippenring des westlichen Hauptschiffgewölbes in Marienfeld (Abb. 384) beobachten!

Rundstabrippen in Bauten der rheinischen Spätromanik sind hingegen als Vorbilder für die Marienfelder Rippen auszuschließen, da sie erst deutlich nach diesen entstanden sind.[635]

Die dünnen Rundstabrippen der beiden Hospitalbauten in Angers und Le Mans sowie der Kartäuserkirche von Le Liget sind somit als die konkreten Vorbilder für die vergleichbar dünnen Rundstabrippen der Marienfelder Domikale anzusprechen, die Schärfung der Rippen in Marienfeld lässt sich dabei auf die zugespitzten Rippenprofile in Le Mans (Abb. 799) zurückführen, während die ungewöhnlichen kapitellartigen Gebilde am Ansatz der Rippen über den Mittelschiffsäulen in Angers (Abb. 756–759) den Marienfelder Rippenkonsolen (Kap. C.6.6.) strukturell verwandt erscheinen. Die Rippenringe an den Marienfelder Gewölbescheiteln lassen sich

[633] GRANT, Le patronage architectural, 1994, S. 81 zur Rolle von Étienne de Marsay bei der Gründung von Le Liget.

[634] Zu Ste.-Trinité in Angers s.: MUSSAT, Le style gothique, 1963, S. 208–213; BLOMME, Anjou gothique, 1998, S. 72–77. – Die Vorbildlichkeit des Rippenrings für eine Reihe von westfälischen Bauten bereits bei SCHREINER, Style Plantagenêt (I), 1967, S. 161; SCHREINER, Style Plantagenêt (II), 1967, S. 19–20 betont (Marienfeld dabei jedoch nicht erwähnt); vgl. auch RAVE, Domikalgewölbe, 1955, S. 40, 42.

[635] MAUÉ, Bauformen, 1975, S. 33 nennt als Beispiele die Propsteikirche in Oberpleis (um 1220), St. Severus zu Boppard (um 1225), St. Peter zu Sinzig (um 1230) und die Vorhalle von St. Andreas in Köln (neuere Datierung: um 1210/20).

schließlich vom Rippenring in Ste.-Trinité in Angers (Abb. 745; oder verwandten, heute verlorenen Lösungen) ableiten.

Nimmt man einen Baubeginn in Marienfeld bald nach der Klostergründung 1185 an (siehe Kap. C.4.4.), erscheint der Datierungsspielraum bis zur Vollendung der beiden Hospitalsäle äußerst gering.[636] Dabei ist jedoch zu berücksichtigen, dass der Krankensaal in Angers (Abb. 748–752) etwa fünf bis zehn Jahre zuvor, um 1175/80, begonnen worden war und spätestens 1188 fertiggestellt gewesen sein dürfte. Ein solch' schneller Baufortschritt erscheint nicht unwahrscheinlich vor dem Hintergrund der königlichen Förderung und der rationell durchgeplanten Arbeitsweise, die sich u. a. an dem rundum (!) lagenweisen Aufmauern der Kalksteinquader der inneren Wandschale ablesen lässt (Abb. 754).[637] Dort sind zudem die Gewölbeansätze einschließlich Rundstabrippen baueinheitlich mitausgeführt (Abb. 755), so dass selbst bei einer Einwölbung des Saales erst kurz vor 1188 die Ansätze der Rundstabrippen über den Wandsäulen bereits deutlich früher als Vorbild einsehbar waren. Die präzise Positionierung der Bauglieder und die rationelle Ausführung sprechen zudem dafür, dass die Detailformen des Baues bereits bei Baubeginn um 1175/80 feststanden – einschließlich der dünnen Rundstabrippen!

Sollte der Baumeister der Marienfelder Abteikirche – wie anzunehmen ist (Kap. C.10.3.) – im Jahre 1184 die Regionen des Anjou-Poitou bereist haben, kann er demzufolge am Hospitalbau in Angers durchaus konkrete Bauformen – insbesondere die Rippen – studiert haben, die zugleich die elegantesten, modernsten und innovativsten dieser Kunstlandschaft darstellten.[638]

Ähnlich dürfte es sich im Falle des Hospitals Maison-Dieu de Coëffort in Le Mans verhalten. Auch mit dessen Bau dürfte vor 1180/81, dem Zeitpunkt der Ersterwähnung, begonnen worden sein, so dass der ‚Marienfelder Baumeister' auf seiner mutmaßlichen Durchreise im Jahre 1184 sowohl die Baupläne als auch schon

[636] So LOBBEDEY, Westbau, 1990, S. 15, Anm. 60.
[637] Diese Beobachtung einschließlich der zugehörigen Gerüstlöcher in einheitlicher Höhenlage ergab sich bei einer Diskussion mit Ralf Dorn anlässlich einer gemeinsamen Analyse des Hospitalsaales vor Ort im Juli 2002.
[638] So auch GRANT, Le patronage architectural, 1994, S. 82, 83.

konkret ausgeführte Teile[639] in Augenschein nehmen konnte und sicherlich auch von den für die Gewölbe vorgesehenen zugespitzten Rundstabrippen erfahren hat.

Da die Domikalgewölbe des Marienfelder Sanktuariums mit ihren dünnen, geschärften Rundstabrippen erst am Ende der Bauphase Ic, das heißt gegen 1200, errichtet wurden, ist es zudem möglich, dass der für die Marienfelder Einwölbung verantwortliche Baumeister noch eine zweite Reise nach Südwestfrankreich um 1190/95 unternommen haben könnte, der Datierungsspielraum damit sogar noch größer würde.

Die in Bauphase II ausgeführten Marienfelder Querschiffgewölbe (Abb. 32) sind zwar in gleicher Weise als vierteilige Rippengewölbe konstruiert, durch aufgemalte orthogonale Scheitelrippen erhalten sie jedoch das Erscheinungsbild eines achtteiligen Rippengewölbes (siehe Kap. C.8.8.1.1.). Derartige achtteilige Rippengewölbe finden sich in der Spätphase des Plantagenêt-Stils (um 1200–1250) recht häufig, allen voran in den Kathedralen von Poitiers (zuerst im westlichen Chorjoch und im Querschiff, um 1195–1215; Abb. 806)[640] und Angers (Querhaus und Chorjoch, nach 1203 – ca. 1240; Abb. 725, 733).[641] – Zu den frühesten Beispielen gehören jedoch die Gewölbe im Chor von St.-Martin in Angers (um 1170 und um 1180; Abb. 736–739)[642] und im Krankensaal des Hospitals ‚Maison-Dieu de Coëffort' in Le Mans (um 1180–1200; s.o.; Abb. 797).

Im Marienfelder Ausmalungssystem treten die gemalten Scheitelrippen nicht nur aufgrund der fehlenden Plastizität, sondern auch durch die Farbe, die der des Putzgrundes entspricht (siehe Kap. C.8.8.1.1.), gegenüber den plastischen Diagonalrippen optisch deutlich zurück. Als eine Parallele für eine solche Zurücknahme der Scheitelrippen und Betonung der Diagonalrippen kann auf das Chorjochgewölbe von St.-Augustin-lès-Angers (4. Viertel 12. Jahrhundert) am

[639] Hier besteht die innere Wandschale nicht aus durchgängigen Quaderlagen, sondern aus Bruchstein, nur die Bauglieder sind sandsteingerahmt, so dass hier keine so präzisen Aussagen zum Bauverlauf möglich sind wie beim Krankensaal in Angers.

[640] BLOMME, Poitou gothique, 1993, S. 252–253; BLOMME, Poitiers, 1994, S. 32–40, v. a. s. 40; BLOMME, Poitiers, 2001, S. 9–10, 47.

[641] BLOMME, Anjou gothique, 1998, S. 59–60.

[642] Ebd., S. 66–71 (im beigefügten Grundriss irrtümlich als sechsteilige Gewölbe eingezeichnet). Außerdem FORSYTH, St. Martin, 1953, S. 167–186, dazu Abb. 67, 68, 173.

Stadtrand von Angers[643] verwiesen werden, wo die dünnen Rundstäbe der Scheitelrippen hinter den breiteren, dreiteiligen Diagonalrippen optisch zurücktreten.

Als ein Argument gegen eine direkte Ableitung der westfälischen (und somit auch der Marienfelder) Domikalgewölbe von denen Domikalgewölben des ‚Style Plantagenêt' wurden insbesondere konstruktive Unterschiede angeführt: Während die angevinisch-poitevinischen Domikalgewölbe ‚auf Kuff' – das heißt im rechten Winkel zu den Gurt- und Schildbögen – gemauert seien, handle es sich bei den westfälischen Beispielen hingegen um ringförmig gemauerte Gewölbeschalen.[644] Dem ist entgegenzuhalten, dass es auch im Gebiet des Anjou-Poitou durchaus Domikalgewölbe gibt, die als Ringmauerung ausgeführt wurden: Zu nennen sind als frühe Beispiele drei noch weitgehend als Hängekuppel konstruierte Vierungsgewölbe, so etwa das vierrippige Vierungsgewölbe in der Pfarrkirche von Brion (nach 1150)[645] und die beiden achtrippigen Vierungsgewölbe von Notre-Dame-de-Nantilly (Ende 12. Jahrhundert) und St.-Pierre (Ende 12. Jahrhundert) in Saumur (Abb. 817).[646] Eine besondere Stellung hat darüber hinaus die ehemalige Augustiner-Abteikirche von Les Fontenelles (Vendée; gegr. um 1180, Kirche ca. 1200/10–1248; Abb. 803–805)[647] inne, deren achtteilige Domikalgewölbe im Chorjoch und in den Querarmen[648] ebenfalls in konzentrischer Ringmauerung ausgeführt wurden.

Entscheidend ist aber darüber hinaus die letztlich erzielte Gesamtwirkung der ja schließlich durchweg verputzten Gewölbe in Marienfeld und den übrigen

[643] BLOMME, Anjou gothique, 1998, S. 98–99.

[644] So RÖCKENER, Hallenkirchen, 1980, S. 41–52, vgl. auch S. 244. Ähnlich bereits RAVE, Domikalgewölbe, 1955, S. 41–42 und KÖMSTEDT, Gewölbebau, 1914, S. 52–53. Letzterem widerspricht bereits WOLFF, Wölbformen, 1990, S. 43, Anm. 6.

[645] MUSSAT, Le style gothique, 1963, S. 41, 296, dazu Pl. II B; BLOMME, Anjou gothique, 1998, S. 118–122, zum Vierungsgewölbe S. 120.

[646] Zu Notre-Dame-de-Nantilly: MUSSAT, Le style gothique, 1963, S. 36–37, zur Vierung S. 69. – Zu St.-Pierre: ebd., S. 69–70, dazu Pl. II C; RAVE, Domikalgewölbe, 1955, S. 38; BLOMME, Anjou gothique, 1998, S. 301–305, zum Vierungsgewölbe S. 302. WOLFF, Wölbformen, 1990, S. 42/43, Anm. 4, der die Ringmauerung anzweifelt, ist darin zu widersprechen.

[647] MUSSAT, Le style gothique, 1963, S. 314; BLOMME, Poitou gothique, 1993, S. 299–304. – Ralf Dorn kommt das Verdienst zu, diese Kirche als wichtigen Vergleichsbau für die westfälischen Bauten ‚entdeckt' zu haben, so dass sie bei einer gemeinsamen Studienreise im Juli 2002 von uns genauer in Augenschein genommen werden konnte.

[648] Das Gewölbe des Südquerarms ist 1935 eingestürzt, war aber – wie die erhaltenen Ansätze zeigen – auch in Ringmauerung ausgeführt; darüber hinaus zeigt auch das Vierungsgewölbe im Scheitel eine konzentrische Steinsetzung. Das jüngere Gewölbe des Langhausjochs wurde hingegen auf Kuff gemauert. Vgl. BLOMME, Poitou gothique, 1993, S. 301, 302.

westfälischen Bauten, die genau dem Erscheinungsbild der Domikalgewölbe des ‚Style Plantagenêt' in Südwestfrankreich gleicht![649]

Kurt Röckener verkennt völlig das Bezugsfeld der Marienfelder Domikalgewölbe und die hier schon ab ca. 1185 fassbare Rezeption südwestfranzösischer Bauformen (siehe Kap. C.10.3.), wenn er schreibt: „Verbindungen könnten sich ergeben zum Anjou und Poitou, doch bringt uns das in bezug auf Marienfeld nicht weiter, weil dieser Bau vor dem Einströmen dieser westfranzösischen Einflüsse nach Westfalen errichtet wurde", er verweist stattdessen auf „allgemein französische Anregungen" wie etwa die Rippenwölbung.[650] Entgegen der Auffassung von Röckener soll darüber hinaus hier ausdrücklich betont werden, dass die strukturellen Grundlagen der westfälischen Domikalgewölbe nicht in Westfalen selbst zu finden,[651] sondern dass sie dezidiert auf die Domikalgewölbe im Anjou-Poitou zurückzuführen sind. Ihre morphologische Ausbildung wäre ohne diese nicht denkbar.[652] Nicht verkannt werden soll allerdings, dass das südwestfranzösische Domikalgewölbe in Westfalen, einer schon früh zum Gewölbebau ‚neigenden' Kunstlandschaft,[653] auf fruchtbaren Boden fiel und hier von den Bauhandwerkern in den ihnen vertrauten Techniken umgesetzt wurde. Die immer wieder aufgezeigten Unterschiede in Art und Material der Mauerung sind rein bautechnisch bedingt[654] und finden sich – wie aufgezeigt – auch

[649] Eine scheinbar ähnliche Auffassung vertritt RÖCKENER, Hallenkirchen, 1980, S. 49: „Ein von unten verputztes Gewölbe dieser Art hat immer die gleiche optische Wirkung, egal ob es rund oder auf Schwalbenschwanz gemauert oder gegossen ist", doch beharrt auch er letztlich auf den konstruktiven Unterschieden (S. 50, 173, 186). Die präzise Studie von RAVE, Domikalgewölbe, 1955 verliert sich gelegentlich zu sehr im stereometrischen und technisch-konstruktiven Vergleich, der dazu führt, dass er zwar die Gemeinsamkeiten sieht, aber die Unterschiede überbetont und zu der Aussage kommt: „Doch nur oberflächliche Betrachtung kann unsere westfälischen Wölbweisen als echte Töchter ihrer angevinischen Mutter bezeichnen" (S. 41). Um in diesem ‚Bild' zu bleiben: Nicht jede Tochter ist ihrer Mutter wie aus dem Gesicht geschnitten – entscheidend ist die unübersehbare Familienähnlichkeit!

[650] RÖCKENER, Hallenkirchen, 1980, S. 218.

[651] Ebd., S. 51, 52, 244. – Kritisch dazu auch LOBBEDEY, Westbau, 1990, S. 15, Anm. 59. – Eine Röckeners Auffassung vergleichbare Äußerung bereits bei KÖMSTEDT, Domikalgewölbe, 1930, S. 214: „Die praktische Entwicklung des Domikalgewölbes in Westfalen scheint jedoch selbständig und nur der Typ importiert zu sein."

[652] Die Auffassung von RÖCKENER, Hallenkirchen, 1980, S. 51: „Eine komplette Übernahme der kuppeligen Gewölbe aus Westfrankreich kann ausgeschlossen werden" ist klar abzulehnen. Ihm widersprechen bzgl. der Herleitung der münsterschen Domgewölbe bereits LOBBEDEY/SCHOLZ, Baugeschichte Münster, 1993, S. 279, Anm. 79: „Von der Erscheinungsform her ist die Ähnlichkeit der Gewölbe indessen zwingend, und die übernommenen Details sprechen für die Übernahme aus dem Anjou [...]".

[653] S. dazu: THÜMMLER, Gewölbebaukunst, 1951 (Ergebnisse heute z. T. überholt) sowie jüngst LOBBEDEY, Westfalen, 1999, S. 17–19.

[654] Die südwestfranzösischen Domikalgewölbe sind zumeist aus Werksteinquadern oder hammerrechtem Bruchstein ‚auf Kuff' gemauert. In Marienfeld verwendete man jedoch – wie für die gesamte Mauersubstanz – Backsteine, die hier nun (wie bereits dargelegt) ringförmig aufgemauert wurden. Dieser Technikwechsel war wohl vornehmlich praktisch bedingt, denn die Ringmauerung war mauerungstechnisch leichter zu bewerkstelligen und vermied zudem ein (kaum mögliches) formgerechtes Zuschlagen der Backsteine. Die stereometrische Form der Gewölbekappen ist jedoch dieselbe.

im ‚Ursprungsgebiet' selbst (!), sie sind daher zu vernachlässigen. Entscheidend ist vielmehr die angestrebte und auch erreichte Annäherung an die südwestfranzösische Gewölbeform in ihrer Gesamterscheinung und Raumwirkung.[655] Gerade die Marienfelder Domikale kommen sowohl in ihrer Gesamtform wie auch der Detailbildung, etwa der leichten, eigenständigen Busung der acht Gewölbesegmente, den angevinischen Domikalgewölben besonders nahe.

An einer direkten Herleitung der Marienfelder Hochraumgewölbe als den frühesten Vertretern der Domikalgewölbe in Westfalen wie auch ihrer dünnen, geschärften Rundstabrippen aus der frühgotischen Baukunst des Anjou-Poitou – letztere konkret von den dünnrippigen Domikalgewölben der Hospitalbauten in Angers (Abb. 753) und Le Mans (Abb. 797) – ist deshalb nicht zu zweifeln.[656] Auch das Motiv des Rippenringes findet sich in Ste.-Trinité in Angers (Abb. 745) vorgebildet. Gleichermaßen dürften die Rippenzierscheiben, für die sich dort heute – vielleicht auch aufgrund der hohen Verluste an Bausubstanz durch Kriege und infolge der Französischen Revolution – keine unmittelbaren Vorbilder mehr aufzeigen lassen, ihre Wurzeln in dieser Kunstlandschaft haben (siehe Kap. C.6.5.3.).

5.2.3.2. Der ‚Sonderfall' des östlichen Halbjochgewölbes

Einen Sonderfall innerhalb des Gewölbesystems der Marienfelder Klosterkirche bildet das östliche Halbjoch des Binnenchors (Abb. 30).[657] Da das Sanktuarium in seiner Grundriss- und Pfeilerdisposition (Abb. 40) die Chorgestaltung des Filiationsmutterklosters Morimond (Abb. 676), die ihrerseits auf Cîteaux II (Abb.

[655] Auch LOBBEDEY, Westbau, 1990, S. 15, Anm. 59 kommt zu dem Schluss, dass es sich bei „den Hochschiffwölbungen in Marienfeld und im Dom zu Münster [...] um eine mit heimischer Bautechnik realisierte Nachahmung der südwestfranzösischen Domikalgewölbe handelt". Ähnlich auch LOBBEDEY/SCHOLZ, Baugeschichte Münster, 1993, S. 279, Anm. 79.

[656] Der von DORN, Herford, 2006, S. 120, dazu Anm. 63, gemutmaßte „Zwischenschritt über das Rheinland" mit einem Verweis auf die vermeintlichen ‚Domikalgewölbe' im sog. Kapitelsaal (um 1215/20) von St. Pantaleon und im Dekagon von St. Gereon in Köln (1219–1227) erscheint weniger plausibel – abgesehen von dem Sonderfall ihrer Konstruktion als Kuppelgewölbe, die jedoch nicht als ‚Domikalgewölbe' zu bezeichnen sind, ist auch ihre Entstehungszeit zu spät als dass sie als Anregung für die schon gegen 1200 zu datierenden Marienfelder Chorgewölbe hätten dienen können!

[657] Das östliche Halbjochgewölbe der Marienfelder Klosterkirche wurde in folgenden Arbeiten betrachtet und analysiert: LÜBKE, Westfalen, 1853, S. 143; NORDHOFF, Kreis Warendorf, 1886, S. 139; RICHTER, Beschreibung (Ms), 1918, S. 7; TRÖLLER, Marienfeld, 1935, S. 11–12, 43, 44; HÖLKER, Kreis Warendorf, 1936, S. 214; HOLLÄNDER, Marienfeld, 1950, S. 8; BICKEL, Riddagshausen, 1968, S. 57–58; WERLAND, Chronik, 1968, S. 68; DEHIO, Westfalen, 1969, S. 316; THÜMMLER, Marienfeld, 1972, S. 6; MAUÉ, Bauformen, 1975, S. 29, 32; RÖCKENER, Hallenkirchen, 1980, S. 213, 221; SCHULZE, Klöster, 1982, S. 383; MÜHLEN, Ausstrahlung, 1984, S. 130; LOBBEDEY, Westbau, 1990, S. 15, Anm. 58; LINKE, Marienfeld, 1994, S. 28–29, 78 mit Anm. 215; LOBBEDEY, Westfalen, 1999, S. 138; LECHTRECK, Kirchen 2005, S. 60; KEMPKENS, Bernhard II., 2008, S. 112; KEMPKENS, Marienfeld, 2011, S. 20; DEHIO, Westfalen, 2011, S. 402.

674) zurückgeht, in reduzierter Form aufgreift (siehe Kap. C.9.2.1.), besitzt die Grundfläche des Binnenchors ein Verhältnis von 3:2, so dass dieser nicht ohne weiteres an den im übrigen Bau angewendeten quadratischen Schematismus angepasst werden konnte. Anders als in Morimond oder Ebrach überwölbte man die Fläche nicht mit einem quadratischen sechsteiligen und einem querrechteckigen vierteiligen Gewölbe oder gar mit zwei unabhängig von den Arkadenachsen angelegten querrechteckigen Jochen wie in Riddagshausen (Abb. 708),[658] sondern unterteilte den Raum in ein westliches Quadratjoch und ein östliches queroblonges Joch. Beide wurden mit Domikalgewölben überdeckt, wobei letzteres nicht etwa mit einem stark verzogenen Domikal überwölbt wurde, sondern – entsprechend der Grundfläche eines halben Quadrates – ‚systemgerecht'[659] mit einem halbierten Domikalgewölbe. Folglich liegt der Gewölbescheitel direkt vor der östlichen Stirnwand, die beiden Diagonalrippen laufen auf die dort plazierte Schlusssteinplatte zu, die ebenso konsequent halbiert wurde wie der sie umgebende Rippenring. Durch dasselbe (Rippen-) Profil in das System eingebunden ist der als Schildrippe ausgebildete, rundbogige Schildbogen, der den Anschlag des Halbgewölbes an der Mittelschiffostwand markiert. Die nördlichen und südlichen Schildbögen, die die Einzelfenster des Ostjochs (Kap. C.5.6.1.) umschließen, entsprechen in ihrer Tiefe dagegen denjenigen des Chorwestjoches, sind jedoch in ihrem Verlauf nicht als halbierte Exemplare eines Volljochs konstruiert, sondern besitzen ‚abweichend' einen kurzen östlichen Schenkel, der sich auf einen der höhergezogenen östlichen Eckdienste herabsenkt – letztere tragen auch den genannten Schildbogen der Ostwand.

Das Halbgewölbe des Binnenchores wurde in der Literatur unterschiedlich beurteilt: Bezeichnend erscheint die frühe Wertung von Wilhelm Lübke 1853: „Der Raum des Chores besteht aus einem ganzen und einem halben Kreuzgewölbe; letzteres, mit seinem Scheitel gegen die hohe Schlusswand angelehnt, schliesst in seltsamer, nicht eben schöner Weise den Bau, da es als ein Bauglied erscheint, das im Mittelstadium seiner naturgemässen Entwicklung willkürlich abgeschnitten wird".[660] Walter Tröller empfindet die Marienfelder Wölbform zumindest „überzeugender und organischer

[658] TRÖLLER, Marienfeld, 1935, S. 11; BICKEL, Riddagshausen, 1968, S. 57–58.
[659] LOBBEDEY, Westfalen, 1999, S. 138.
[660] LÜBKE, Westfalen, 1853, S. 141.

[...] als die Lösung in Riddagshausen“ (Abb. 708), kommt jedoch zu dem durchaus kritischen Urteil: „Der Marienfelder Wölbmeister bejaht bewußt den Grundriß, den er wahrscheinlich nicht erfunden hat, und paßt ihm seine Gewölbeform mit gewaltsamer Konsequenz an“.[661] Die gestalterische Qualität des Halbjochs in Verbindung mit der Chorostwand (Kap. C.8.2.) erkennen hingegen Karl Hölker, Guido Linke und Uwe Lobbedey.[662]

In der Tat ist das halbierte Domikalgewölbe des Chorostjochs durchaus nicht als Verlegenheitslösung oder gar als Unvermögen – zumindest Unwilligkeit – des Baumeisters aufzufassen, sein Wölbsystem den Gegebenheiten des Binnenchors anzupassen. Er hat es vielmehr bewusst so gestaltet, um dadurch einerseits den für den Kirchenraum vorgesehenen Rhythmus konsequent fortzuführen,[663] andererseits erhält die Mittelschiffostwand eine gegenüber den Gurtbögen deutlich höhere Schildfläche, die als Schlussakzent des Kirchenraumes mit einer großzügigen Durchfensterung – einschließlich wohl einer in der überhöhten Schildbogenfläche sitzenden Rose – versehen werden konnte (siehe Kap. C.8.2.).

Dass diese Gewölbelösung durchaus als ästhetisch befriedigend und nachahmenswert angesehen wurde, bezeugt die Nachbildung dieser Gewölbegestaltung im Westbau der ‚Kleinen Marienkirche’ in Lippstadt (Abb. 914–915) und – leicht abgewandelt – in den Seitenchören der Ägidiuskirche in Berne (s.u.; Abb. 1079–1081).

5.2.3.2.1. Typologische und stilistische Einordnung des östlichen Halbjochgewölbes

Hermann Maué sah als Vorbild für das halbierte Marienfelder Chorjoch das in ähnlicher Weise halbierte westliche Gewölbejoch des Mittelschiffs der Zisterzienserabteikirche Eberbach. Als Vermittler dieses Baumotivs mutmaßte er den Mitbegründer von Marienfeld, den münsterschen Bischof Hermann II. von Katzenelnbogen, der 1186 an der Weihe der Eberbacher Klosterkirche teilgenommen hatte, wo dann später seine Familie ihre Familiengrabstätte einrichtete.[664] Das

[661] TRÖLLER, Marienfeld, 1935, S. 11 und 12. – Tendenziell kritisch auch BICKEL, Riddagshausen, 1968, S. 58: „Der große Rhythmus der Gewölbe endet abrupt“; DEHIO, Westfalen, 1969, S. 316 bezeichnet die Form des halbierten Gewölbes als „merkwürdig“.

[662] HÖLKER, Kreis Warendorf, 1936, S. 214; LINKE, Marienfeld, 1994, S. 29; LOBBEDEY, Westfalen, 1999, S. 138.

[663] So bereits THÜMMLER, Marienfeld, 1972, S. 6.

[664] MAUÉ, Bauformen, S. 32, zur Verbindung Bischof Hermanns II. zu Eberbach S. 46–47. Ihm folgend BÖKER, Backsteinarchitektur, 1988, S. 59. – Bereits HOLLÄNDER, Marienfeld, 1950, S. 8 verweist auf

Eberbacher Halbjochgewölbe war jedoch in dieser Form nicht beabsichtigt, sondern ist auf einen Planwechsel zurückzuführen, bei dem es als ‚Restjoch' übrig blieb.[665] Es liegt also keine bewusste planerische, gestalterisch-baukünstlerische Absicht vor und das Halbgewölbe dient auch nicht einer besonderen Akzentuierung der Westwand. Seine ‚Vorbildwirkung' dürfte demnach kaum gegeben sein und ist für das Halbgewölbe in Marienfeld eindeutig abzulehnen.[666]

Auch eine Vorbildwirkung der jeweiligen Halbgewölbe im Langchor der 1129 geweihten Damenstiftskirche St. Bonifatius in Freckenhorst, wie sie aufgrund der vergleichbaren Grundrissdimensionen und -proportionen gelegentlich angeführt wurde,[667] und am Westabschluss (Anfang 13. Jahrhundert) des Langhauses der Kanonikerstiftskirche St. Patrokli in Soest, wie sie Franz Mühlen erwägt,[668] ist aufgrund der völlig anderen Gewölbeformen auszuschließen.

Wie bei der Wahl der Gewölbeform selbst ist auch für die Gestaltung des Marienfelder Halbjochgewölbes die entscheidende Anregung vielmehr in der Baukunst des ‚angevinischen Stils' zu suchen, konkret in der Kirche Ste.-Trinité in Angers (Maine-et-Loire).[669] Der um 1150–1180 als Pfarrkirche der angrenzenden Benediktinerinnenabtei Notre-Dame-du-Ronceray errichtete Bau weist in seinem Westjoch ebenfalls ein halbiertes Domikalgewölbe auf (Abb. 743, 746).[670] Zwar handelt es sich hier offenbar auch – wie in Eberbach – um ein unbeabsichtigtes ‚Restjoch', da das Langhaus der Kirche durch einen älteren, aus der Zeit um 1100 stammenden Turmbau über dem südlichen Querarm der Abteikirche in seiner Westausdehnung begrenzt wird,[671] doch erfuhr hier das Halbgewölbe eine bewusste

Eberbach.

[665] Ursprünglich sollte das Mittelschiff wie bei den Kirchenbauten im burgundischen Kerngebiet des Zisterzienserordens mit einer Längstonne überwölbt werden. Als schließlich nach einer längeren Pause der Bau in deutlich rheinischen Formen fortgeführt wurde, wölbte man die elf Arkadenachsen des Mittelschiffs mit fünfeinhalb kreuzgratgewölbten Quadratjochen ein. Zur Baugeschichte von Eberbach s. zuletzt: KAISER/STAAB, Eberbach, 2000, S. 16–18; EINSINGBACH/RIEDEL, Eberbach, 2004, S. 31–43, v. a. S. 40.

[666] Ähnlich ablehnend bereits LOBBEDEY, Westbau, 1990, S. 15, Anm. 58; LINKE, Marienfeld, 1994, S. 78, Anm. 215. – Zu Zisterzienserkirchen mit Halbjochen im Langhaus wie in Eberbach s. NICOLAI, Walkenried, 1990, S. 146.

[667] TRÖLLER, Marienfeld, 1935, S. 7–8; ihm folgend HÖLKER, Kreis Warendorf, 1936, S. 208, Anm. 2; WERLAND, Marienfelder Chronik, 1968, S. 71/72, MÜHLEN, Münsterland, 1972, S. 25 und noch KOHL, Marienfeld, 2010, S. 22. Aber bereits ablehnend MÜHLEN, Ausstrahlung, 1984, S. 130.

[668] MÜHLEN, Ausstrahlung, 1984, S. 130.

[669] Zu Ste.-Trinité in Angers s.: MUSSAT, Le style gothique, 1963, S. 208–213; BLOMME, Anjou gothique, 1998, S. 72–77.

[670] Bereits LOBBEDEY, Westbau, 1990, S. 15, Anm. 58 verweist auf das Westjoch von Ste.-Trinité in Angers, ohne jedoch einen konkreten Vergleich durchzuführen.

[671] S. dazu BLOMME, Anjou gothique, 1998, S. 72 und den Grundriss auf S. 74. Die Obergeschosse des Turms sind nur noch z. T. erhalten.

baukünstlerische Durchgestaltung und zeigt unverkennbar gestalterische Übereinstimmungen mit dem Halbgewölbe in Marienfeld: So treffen sich auch hier die Rippen im Scheitelpunkt des Gewölbes und vereinigen sich mit der Schildrippe, die vom Schildbogen begrenzte Fläche ist hier ebenfalls deutlich überhöht gegenüber den jochtrennenden Gurtbögen. Als besondere Parallele erweisen sich zudem die beiden westliche Eckdienste, deren Kämpferlinie wie in Marienfeld um einiges höher liegt als die des übrigen Stützenapparates. Sie bewirken zugleich, dass auch hier die seitlichen Schildbögen unterschiedlich lange Schenkel besitzen – ein überaus seltenes, charakteristisches Merkmal.

Diese vielfältigen Übereinstimmungen in der Konzeption und Baugestaltung sind nicht als reine Analogien zu werten,[672] sondern sprechen dafür, dass der Baumeister der Marienfelder Klosterkirche sich von der strukturellen Lösung des halbierten Westjoches der erst kurz zuvor, um 1180, fertiggestellten Kirche Ste.-Trinité in Angers inspirieren ließ, von der er ja offenbar auch das Motiv des Rippenringes für seine Gewölbegliederung übernommen hat (s.o.).

5.2.3.2.2. Die Nachfolge des östlichen Halbjochgewölbes

Die ungewöhnliche Bauform des halbierten quadratischen Domikalgewölbes fand eine unmittelbare Nachfolge im westlichen Gewölbejoch des Westbaues (um 1200/1210–1220) der Stiftskirche St. Marien, der sog. ‚Kleinen Marienkirche', in Lippstadt (Kap. C.10.4.1.3.1.), worauf Wilhelm Lübke erstmals 1853 aufmerksam machte.[673] Auch hier ist (bzw. war) der über eineinhalb Quadraten angelegte Chorraum des Nonnenchores im Obergeschoss mit einem ganzen und einem halben Domikalgewölbe überfangen (Abb. 909–910, 914–915).[674] Letzteres zeigt wie in Marienfeld an den Schmalseiten asymmetrische Schildbögen (Abb. 916, 919), deren kürzerer Schenkel auf einer Eckvorlage mit wesentlich höherer Kämpferlinie aufruht. Der gewisse zeitliche Abstand zu Marienfeld (Marienfeld: Chorwölbung um

[672] Vgl. entsprechende Äußerungen bei RÖCKENER, Hallenkirchen, 1980, S. 53.

[673] LÜBKE, Westfalen, 1853, S. 180. Ihm folgend: OSTENDORF, Lippstadt, 1905, S. 390; TRÖLLER, Marienfeld, 1935, S. 43–45; DEHIO, Westfalen, 1969, S. 303; JESSE, Lippstadt, 1969/76, S. 22 mit Anm. 81 und S. 35 mit Anm. 116, S. 43; THÜMMLER, Marienfeld, 1972, S. 6; MAUÉ, Bauformen, 1975, S. 91–92; SCHULZE, Klöster, 1982, S. 383; SCHULZE, Sakralbau, 1985, S. 164, 166; LINKE, Marienfeld, 1994, S. 78, Anm. 215; KIMMINUS-SCHNEIDER, Marienstift, 1995, S. 199–200, dazu Anm. 606; KIER/GECHTER, Frauenklöster, 2004, S. 198 (Ralf Dorn); DORN, Herford, 2006, S. 127; KEMPKENS, Bernhard II., 2008, S. 118; DORN, Bauen im Zeichen der Rose, 2008, S. 132.

[674] JESSE, Lippstadt, 1969/76, S. 43 kommt zu dem treffenden Urteil: „Die Art der Einwölbung ist ohne das Vorbild des Chores der vom gleichen Stifter geförderten Klosterkirche in Marienfeld nicht denkbar."

1200/05; Lippstadt: Obergeschoss Westbau um 1210–1220) zeigt sich in der ‚Weiterentwicklung' der Detailgestaltung: So ist nun der große Schildbogen an der westlichen Stirnwand des Halbjochs in seinem Profil den seitlichen Schildbögen angeglichen, und die kleinen Gewölbezwickel über deren kürzeren Schenkeln weisen eigene Gratansätze auf, was darauf schließen lässt, dass das heute zerstörte Gewölbe ehedem vier Grate besaß und dass deren Schnittpunkt (mit Schlussstein?) etwas vom westlichen Schildbogen abgerückt war. Dieser zeigt aber wie in Marienfeld eine deutliche Überhöhung gegenüber dem trennenden Gurtbogen und die gewonnene Schildfläche wurde auch hier zur Anlage einer großzügigen Durchfensterung – in diesem Falle eines wesentlich größer als die übrigen Fenster dimensionierten Rundbogenfensters – genutzt.

Die in Marienfeld gefundene Form der Einwölbung und der Akzentuierung der Chorstirnwand wird von Bauherr und Baumeister als vorbildliche Lösung angesehen worden sein und wurde daher entsprechend bei der Gestaltung des Lippstädter Nonnenchores ‚kopiert'. Der planende Baumeister des Lippstädter Westbaues dürfte unzweifelhaft der in Marienfeld tätigen Bauhütte entstammen, seine Vermittlung von Marienfeld nach Lippstadt ist leicht zu erklären durch den (Mit-) Stifter beider Institutionen, Bernhard II. zur Lippe (um 1140–1224), und seine Familie.

Eine weitere, bisher unbeachtete Nachfolge fand das Marienfelder Halbgewölbe zudem in den Seitenchören der Ägidiuskirche in Berne bei Bremen (siehe Kap. C.10.4.1.3.3.5.; Abb. 1079–1081). Hier wurden die rechteckigen Seitenchöre der Hallenkirche ebenfalls mit einem halbierten Domikalgewölbe überdeckt, wobei hier die Schildbögen in der Tat genau halbiert sind, auf einen kürzeren zweiten Schenkel wurde verzichtet. Als Auflager der seitlichen Schildbögen wie desjenigen der Ostwand dienen lisenenartige Eckvorlagen. Wie in Marienfeld ist auch hier die östliche Schildwand gegenüber dem vorgelagerten Gurtbogen deutlich überhöht, das eingefügte Fenster reicht sehr weit hinauf. Eine Übermittlung der Marienfelder Wölbungslösung nach Berne erklärt sich durch den Bremer Erzbischof Gerhard II. zur Lippe, der die Kirche nach der Schlacht gegen die aufsässigen Stedinger Bauern bei Altenesch 1234 als ‚Siegesmonument' errichten ließ. Damit beauftragte er, wie beim Dom und der Liebfrauenkirche in Bremen, eine Gruppe lippischer Bauleute, die

sich eben jener in Marienfeld entstandenen, in Lippstadt weiterentwickelten Bauformen und Gestaltungsprinzipien bedienten.

Ist an der Beziehung der Westchoreinwölbung der Kleinen Marienkirche in Lippstadt und auch an der Seitenchorwölbungen der Ägidiuskirche in Berne zu Marienfeld nicht zu zweifeln, so dürfte hingegen die von Hermann Maué angenommene Vorbildlichkeit des Marienfelders Halbjochs für das Halbjoch zwischen den Westtürmen von St. Ludgeri in Münster und für die Kryptaerweiterung der Kanonissenstiftskirche in Freckenhorst aus der Zeit um 1200 – trotz verwandtschaftlicher Beziehungen zu den beteiligten Stiftern Marienfelds – nicht gegeben sein.[675] Auch das vermutlich erst wesentlich spätere halbe Kreuzgratgewölbe (bisher um 1200 datiert, aber wohl eher aus der Umbauphase zur Halle im dritten Viertel des 13. Jahrhunderts) im westlichen Mittelschiffjoch der St. Marienkirche im gotländischen Wisby, auf das Hans Thümmler verwiesen hat, dürfte nicht in direkter Nachfolge des Marienfelder Halbjochgewölbes stehen, sondern ein klassisches ‚Restjoch' darstellen.[676]

5.2.4. Der Umkreis und die Nachfolge des Pfeiler-Bogen-Gewölbe-Systems

Das in Marienfeld offenbar erstmals in Westfalen angewendete System aus Kreuzkernpfeilern mit eingestellten Diensten und Halbrundvorlagen sowie den darauf aufruhenden Gurtbögen mit entsprechendem Halbrundunterzug findet sich bei einer Reihe von Schwesterbauten, die von derselben Bauhütte errichtet wurden, so bei den nur wenig jüngeren Kanonissenstiftskirchen in Asbeck (Kap. C.10.4.1.1.1.) und Langenhorst (Kap. C.10.4.1.1.2.). Bei ersterer sind in den gesamten spätromanischen Ostteilen (um 1185–1200; Abb. 827–828, 832), bei letzterer im Chorjoch, dem ältesten Bauteil (um 1185/90–1200; Abb. 864), die Gurt- und Schildbögen im Halbrund geführt, sie folgen also noch älteren westfälischen Konstruktions- und Gestaltungsprinzipien. Bei einem weiteren, aber etwas jüngeren Schwesterbau, der Großen Marienkirche in Lippstadt (um 1190/95 – um 1240; Kap. C.10.4.1.3.2.), ist das Bogensystem dann wie in Marienfeld spitzbogig ausgebildet (Abb. 935–938). Unter den Tochterbauten übernimmt fast unverändert die

[675] MAUÉ, Bauformen, 1975, S. 61, 118. Ähnlich ablehnend bereits LINKE, Marienfeld, 1994, S. 78, Anm. 215.
[676] THÜMMLER, Marienfeld, 1972, S. 6; zu dem Halbjoch in Wisby s. SVAHNSTRÖM, Visby Domkyrka I, 1978, S. 96, dazu Fig. 130.

Chorerweiterung (um 1205/10–1225) der Marienkirche im gotländischen Wisby (Kap. C.10.4.2.1.) das Marienfelder Pfeiler-Bogen-System (Abb. 1110–1123), etwas in den Proportionen verändert findet es schließlich auch beim Umbau der Zisterzienserklosterkirche im schwedischen Varnhem (nach 1234; Kap. C.10.4.2.6.) Anwendung (Abb. 1249–1252).

Wohl vornehmlich von der Großen Marienkirche in Lippstadt aus findet das in Marienfeld entwickelte Pfeiler-Bogen-System eine direkte Nachfolge in Bauten, die unter der Ägide von Mitgliedern der Edelherrenfamilie zur Lippe errichtet wurden, so die auf Geheiß vom Bremer Erzbischof Gerhard II. zur Lippe (1219–1258) errichteten Seitenschiffe des Domes (ab 1224) und die Liebfrauenkirche in Bremen (um 1230–1240) sowie die Ägidiuskirche im nahen Berne (bald nach 1234) (Kap. C.10.4.1.3.3.5.). Als weitere ‚lippische' Bauten sind der Chor (beg. um 1215/20) der Herforder Münsterkirche (Kap. C.10.4.1.3.3.3.), errichtet unter der Äbtissin Gertrud II. zur Lippe (um 1212/17 – um 1233/38), die von dem Paderborner Bischof Bernhard IV. (1228–1247) initiierte Stadtpfarrkirche St. Johannes Baptista in Warburg (um 1230–1260; Kap. C.10.4.1.3.3.4.)[677] und die im Auftrag von Hermann II. zur Lippe (reg. 1196/97–1229) erbaute St. Nicolaikirche in Lemgo (um 1210/15–1250; Kap. C.10.4.1.3.3.1.) zu nennen; bei letzterer sind die Kämpferplatten über den Halbrundvorlagen abweichend ebenfalls halbrund gestaltet (so auch in Coesfeld, s.u.). Anzufügen ist schließlich noch der Umbau der Ost- und Westvierung der Stiftskirche St. Lebuinus in Deventer (Kap. C.10.4.1.3.3.2.) unter Propst Dietrich zur Lippe († 1227).

Ausgehend von der Großen Marienkirche in Lippstadt wird das charakteristische Pfeiler-Bogen-System mit Halbrundunterzügen auch bei weiteren zentralen Bauten der westfälischen Spätromanik übernommen, so bei den wie Lippstadt als ‚münsterländische Hallenkirchen gebundener Ordnung' ausgebildeten Pfarrkirchen St. Johannes in Billerbeck (1234 geweiht; Abb. 1312),[678] St. Brigida in Legden (um

[677] DEHIO, Westfalen, 1969, S. 575; FREUND, Warburg, 1990 (mit weiterführender Literatur); DEHIO, Westfalen, 2011, S. 1115.

[678] MÜHLEN, Hallenkirchen, 1950, S. 89–90; RÖCKENER, Hallenkirchen, 1980, v. a. S. 327–337; LOBBEDEY, Westfalen, 1999, S. 151–157. Vgl. auch HÜER, Billerbeck, 1929; LIPPE, Billerbeck, 1932; ISENBERG, Billerbeck, 1987; DENKMALPFLEGEBERICHT 1990, S. 417–418 (Richard Borgmann); DEHIO, Westfalen, 2011, S. 124–127, v. a. S. 125. Dort, S. 126, wird dies nochmal eigens betont: „[…] während die Wölbung und die Systematisierung der Stützglieder der ehemaligen Klosterkirche […] Marienfeld und der ev. Marienkirche in Lippstadt folgen – typenbildende Bauten, die unter maßgeblicher Beteiligung des Münsterischen Bischofs Hermann II. und Bernhards II. zur Lippe entstanden".

1220/40),[679] St. Lamberti in Coesfeld (um 1240, nur Pfeiler erhalten)[680] und St. Simon und Judas in Ootmarsum/NL (um 1230/50, Halbrundunterzüge der Vierungsbögen nach Osten, Süden und Norden; Abb. 1326).[681] Gleiches gilt bei den ohne Zwischenstützen konstruierten Hallen der Pfarrkirchen St. Margaretha in Methler (um 1230–1250; Abb. 1331–1332)[682] und St. Lambertus in Castrop (um 1230–1250)[683] sowie der Stiftskirche St. Cyriakus in Geseke (um 1230/40; Abb. 1333–1334),[684] bei letzterer in sehr eigentümlicher Ausprägung der Pfeilerabschlüsse. Anzufügen ist noch die Querhausbasilika von St. Reinoldikirche in Dortmund (nach 1232, wohl um 1240–1260),[685] wo allerdings nur noch am Chorbogen ein Halbrundunterzug zu finden ist, während beim Weiterbau dann nachfolgend Rechteckunterzüge verwendet wurden.

Dasselbe Pfeiler-Bogen-System, allerdings mit eckigen Unterzügen, findet sich bei drei unmittelbaren Tochterbauten Marienfelds, der Burgkapelle von Schloss Rheda

[679] MÜHLEN, Hallenkirchen, 1950, S. 87–89; DEHIO, Westfalen, 1969, S. 279–280; RÖCKENER, Hallenkirchen, 1980, v. a. S. 358–363; DEHIO, Westfalen, 2011, S. 535–536. Vgl. auch HÜER, Billerbeck, 1929.

[680] MÜHLEN, Hallenkirchen, 1950, S. 90; DEHIO, Westfalen, 1969, S. 106–107; RÖCKENER, Hallenkirchen, 1980, v. a. S. 342–343; DEHIO, Westfalen, 2011, S. 220–221. Beim spätgotischen Umbau wurden die Zwischenpfeiler ausgebrochen und die Außenwände und Gewölbe ersetzt. Teile der Sargmauern über den Pfeilern blieben jedoch unter Dach erhalten.

[681] Dazu v. a. RÖCKENER, Hallenkirchen, 1980, S. 254–255, 403–410; vgl. außerdem MÜHLEN, Hallenkirchen, 1950, S. 82–83; jüngst: STENVERT/KOLMAN/MEIERINK, Overijssel, 1998, S. 236–237. – Die dort vorgeschlagene zeitliche Abfolge (vgl. Abb. 1325) – Langhaus um 1230, Querhaus um 1240 – erscheint gemäß dem Baubefund wenig wahrscheinlich, vermutlich verhält es sich genau umgekehrt: Zuerst wurden der (nicht erhaltene) Chor und das Querhaus in aufwendigen Formen errichtet, danach folgte das Langhaus in einfacheren Formen.

[682] MÜHLEN, Hallenkirchen, 1950, S. 99; THÜMMLER, Methler, 1954; FRITZ, Kreis Unna, 1970/77, S. 111–117; DEHIO, Westfalen, 1969, S. 331–332; RÖCKENER, Hallenkirchen, 1980, S. 240–241; ISENBERG, Neue Ausgrabungen, 1993, S. 31–33; STROHMANN, Methler, 1995; GEIER, Methler, 1997; LOBBEDEY, Westfalen, 1999, S. 457–460; REINKE/BARTHOLD, Methler, 2009; DEHIO, Westfalen, 2011, S. 519–520. – Auf die Kirche in Methler als Nachfolgebau von Marienfeld verweist auch MÜHLEN, Ausstrahlung, 1984, S. 135; MÜHLEN, Lippstadt–Marienfeld, 1985, S. 24.

[683] BKW, Kreis Dortmund-Land, 1895, S. 36–37; DEHIO, Westfalen, 1969, S. 102; DENKMALPFLEGEBERICHT 1990, S. 439–441 (Gerd-Wilhelm Bergmann); ISENBERG, Neue Ausgrabungen, 1993, S. 10–17, dort Abb. 8 Zustand vor Abbruch des südlichen Seitenschiffes; DEHIO, Westfalen, 2011, S. 215–216.

[684] BKW Lippstadt 1912, S. 57–62, 67–70; WINTZER, Geseke, 1954; SCHREINER, Style Plantagenêt (I), 1967, S. 162, dazu T. 25,2; SCHREINER, Style Plantagenêt (II), 1967, S. 19, dazu Abb. 21; DEHIO, Westfalen, 1969, S. 183–185; HINTELER, Geseke, 1995 (mit weiterführender Literatur); DORN, Herford, 2006, S. 86, dazu Abb. 123; DEHIO, Westfalen, 2011, S. 346–348. Künftig dazu auch die münstersche Dissertation von Elisabeth Bömken. Zur Geschichte: LÖER, Geseke, 2007.

[685] DEHIO, Westfalen, 1969, S. 127–129; DEHIO, Westfalen, 2011, S. 258–260. – Bisher wird die Kirche zumeist um 1250–1270 datiert, doch erscheint es höchst unwahrscheinlich, dass erst etwa 20 Jahre nach dem Stadtbrand von 1232 mit dem Neubau der Hauptkirche begonnen worden sein soll! Zu bedenken ist außerdem, dass mit den Bauarbeiten wie zumeist bei mittelalterlichen Kirchenbauten am Chor begonnen wurde. Von diesem mutmaßlich ältesten Bauteil hat sich heute infolge des spätgotischen Neubaues nur noch der Chorbogen erhalten, die dort anzutreffenden älteren Stilformen wurden bisher übersehen. Die ebenfalls noch von spätromanischem, aber doch jüngerem Formenrepertoire bestimmten Bauteile des Querhauses und des Langhauses dürften dann um 1245–1260 errichtet worden sein.

(Kap. D.5.5.), der St. Gertrudenkirche in Osnabrück (um 1220–1230/35; Kap. C.10.4.2.2.) und der St. Matthäuskirche in Melle (um 1215–1240; Kap. C.10.4.2.3.), sowie abermals bei einer Reihe von durch Mitglieder der Familie zur Lippe errichteten Kirchenbauten. Beispiele sind hier die Ostteile (1. Viertel 13. Jahrhundert) der Kanonissenstiftskirche in Bassum (Kap. C.10.4.1.3.3.6.) sowie die Langhäuser (um 1230/50) des Herforder Münsters (Kap. C.10.4.1.3.3.5.) und des Paderborner Domes (um 1240–60; Kap. C.10.4.1.3.3.4.).

Der charakteristische Halbrundunterzug, nun allerdings ohne vorbereitende Pfeiler, sondern aufgefangen von einem Konsolgebilde, wurde darüber hinaus auch beim Gurtbogen im Westbau (um 1200/10–1220) der Kleinen Marienkirche in Lippstadt (Kap. C.10.4.1.3.1.) verwendet (Abb. 917), die von Bernhard II. zur Lippe als Kanonissenstiftskirche anstelle der Stammburg seiner Familie gegründet wurde. Darüber hinaus taucht er – nun auf Vierpassstützen – im Kapitelsaal (um 1230/40) des Rigaer Domklosters auf (Abb. 1220; Kap. C.10.4.2.5.1.), der wohl ebenfalls von Mitgliedern der Marienfelder Bauhütte errichtet wurde, vermittelt wohl auch hier durch Bernhard II. zur Lippe über das nahegelegene Kloster Dünamünde, das er seit 1211 als Abt leitete.[686]

Auch bei zwei Zisterzienserinnenklosterkirchen begegnen die charakteristischen Halbrundunterzüge mit dazwischen gespannten dünnrippigen Domikalgewölben, nun allerdings über vereinfachten Pfeilervorlagen, so in Mariensee bei Hannover (beg. um 1215; Kap. C.10.4.3.4.; Abb. 1298) und im sauerländischen Fröndenberg (um 1225/30).[687]

Die in Marienfeld erstmals als Baumotiv in die westfälische Baukunst eingeführten Domikalgewölbe finden in Westfalen und den angrenzenden Kunstlandschaften bei einer großen Anzahl von unmittelbar verwandten oder zumindest indirekt abhängigen Bauten sowie auch darüber hinaus eine reiche Nachfolge, die hier im einzelnen nicht aufgeführt werden kann.[688] Bis auf wenige Ausnahmen sind alle der

[686] KEMPKENS, Lettland, 2003, S. 86 (mit Abb.); KEMPKENS, Bernhard II., 2008, S. 123, dazu Abb. 99.
[687] DEHIO, Westfalen, 1969, S. 171–172; DEHIO, Westfalen, 2011, S. 333–334.
[688] Verwiesen sei hier auf das Überblickswerk von KÖMSTEDT, Gewölbebau, 1914 sowie auf THÜMMLER/BADENHEUER, Westfalen, 1964/73, S. 26; RÖCKENER, Hallenkirchen, 1980, S. 41–53, 172–187; MÜHLEN, Baukunst im Mittelalter, 1983, S. 693–697; LOBBEDEY, Westfalen, 1999, S. 20, 24, 25. – WOLFF, Wölbformen, 1990, 46 ist daher vehement zu widersprechen, wenn er lakonisch meint: „Nur weitab vom Entstehungsgebiet, in Westfalen, in Skandinavien und noch später im Baltikum fristet das Gewölbe des Anjou bei beständig sinkender Ausführungsqualität noch ein jahrhundertelanges, aber am Ende gestalterisch

hier im Zusammenhang mit dem Pfeiler-Bogen-System aufgeführten Schwester- und Nachfolgebauten mit derartigen Domikalgewölben ausgestattet. Diese sind sowohl mit als auch ohne gliedernde Rippen ausgebildet, letztere werden in Bauten mit vornehmlich rippenlosen Gewölben teilweise auch zur besonderen Akzentuierung eines Joches verwendet (etwa in Lippstadt, Herford und Lemgo).

Die Marienfelder Domikalgewölbe finden auch eine direkte Nachfolge in dem Dombauten in Osnabrück (um 1215/18–1277; Abb. 1269–1273) und Münster (1225–1264; Abb. 1280–1282), von diesen strahlen sie aus nach Oldenzaal (Westchor von St. Plechelmus, um 1240; Abb. 1337–1338), ins Osnabrücker Land bzw. nach Ostfriesland und ins benachbarte Groningerland, die im Mittelalter beide zur Diözese Münster gehörten.[689] Ausgehend von den im Auftrag von Erzbischof Gerhard II. zur Lippe errichteten Kirchenbauten in Bremen (Dom und Liebfrauen) Berne und Hamburg (Dom) fanden die westfälischen Domikalgewölbe auch Eingang in die norddeutsche Baukunst in der Mitte des 13. Jahrhunderts, so etwa beim sog. Meldorfer Dom (um 1250–1290),[690] der in der direkten Nachfolge des Hamburger Doms steht, und einer Reihe von Kirchenbauten im Herzogtum Lauenburg, so in Breitenfelde und Büchen,[691] außerdem in Berkenthin, Groß Grönau, Krummesse und Seedorf (allesamt Mi. 13. Jahrhundert).[692]

Die charakteristische dünne Form der Marienfelder Rundstabrippen hatte nur bei zwei unmittelbaren Tochterbauten eine Nachfolge: in den beiden Hauptjochen der spätromanischen Chorerweiterung der Marienkirche in Wisby (um 1205/10–1225; Kap. C.10.4.2.1.; Abb. 1116, 1119) und der Gertrudenkirche in Osnabrück (um 1220–1230/35; Kap. C.10.4.2.2.; Abb. 1150–1154). Die gratige Schärfung der Rippen begegnet dagegen nur bei den Gewölben des Kapitelsaales (um 1230/40) und eines benachbarten Raumes in der Rigaer Domklausur (Abb. 1219, 1221)[693] und bei der St. Matthäuskirche in Melle (um 1215–1240; Kap. C.10.4.2.3.; Abb. 1192). –

äußerst bescheidenes Nachleben“.

[689] EICHHORN, Zierrippenbildungen, 1970; WESTERMANN, Groningerland, 1979, v. a. S. 20–26, 44–53; VAN LENGEN, Friesische Freiheit, 1993; MEINZ, Dorfkirchen, 1993 (mit weiterführender Literatur); HAIDUCK, Kirchenbau, 2001.

[690] SCHULZE, Meldorf, 1992; DEHIO, Hamburg/Schleswig-Holstein, 1994, S. 620–624.

[691] BÖKER, Backsteinarchitektur, 1988, S. 56; DEHIO, Hamburg/Schleswig-Holstein, 1994, S. 190–191 (Breitenfelde), 195–196 (Büchen).

[692] DEHIO, Hamburg/Schleswig-Holstein, 1994, S. 170 (Berkenthin), 306 (Groß Grönau), 409–411 (Krummesse), 834–835 (Seedorf). – Auch in Mecklenburg finden sich Kirchen mit 'westfälischen' Domikalgewölben, s. u. a. MÜHLEN, Hallenkirchen, 1950, S. 108 –110.

[693] KEMPKENS, Lettland, 2003, S. 86 (mit Abb.); KEMPKENS, Bernhard II., 2008, S. 123, dazu Abb. 99.

Zwar noch ähnlich schmale, aber doch im Vergleich deutlich breiter angelegte Rundstabrippen, die in ihrem Volumen an die nun ihrerseits verschlankten Dienste angeglichen wurden, begegnen erstmals bei zwei etwas jüngeren Schwesterbauten, und zwar in den Hauptraumgewölben der Burgkapelle in Rheda (Kap. D.5.5.2.) und in der Vierung (vor 1221/22) der Großen Marienkirche in Lippstadt (Abb. 938; Kap. C.10.4.1.3.2.), von wo aus sie eine Nachfolge in den Domseitenschiffen (Abb. 1050–1054; nach 1224) und der Liebfrauenkirche in Bremen (Abb. 1059–1066; um 1230–1240) sowie in der Johanniskirche in Billerbeck (1234 geweiht; Abb. 1315) finden.

Dieselbe ‚Verwandtschaftskette', ergänzt noch um die Nicolaikirche in Lemgo (um 1215/20–1250; Kap. C.10.4.1.3.3.1.; Abb. 989), gilt auch für das Scheitelmotiv des Rippenringes mit Lilienendungen der Rippen, das sich auf das Marienfelder Vierungsgewölbe zurückführen lässt. Weisen diese Beispiele sämtlich einen recht großen Ringdurchmesser auf, so findet sich eine den Marienfelder Scheitelringen vergleichbare Ringgröße am Chorjochgewölbe der Zisterzienserinnenkirche Mariensee bei Hannover (beg. um 1215; Kap. C.10.4.3.4.; Abb. 1297), in den Mittelschiffgewölben der St. Martinikirche in Groningen (vor 1245)[694] und in der Vierung der St. Stephanuskirche im ostfriesischen Pilsum (3. Viertel 13. Jahrhundert).[695]

Das Motiv einer leicht kuppeligen Aufwölbung innerhalb des Rippenringes wie beim Hauptschiffwestjoch in Marienfeld (Abb. 384) hat eine Parallele in der Vierung und im Südquerhaus des Mindener Domes (um 1210–1240)[696] sowie in besonders ‚monumentaler' Form im Chorjoch der Kanonissenstiftskirche in Metelen (2. Viertel 13. Jahrhundert). Die dortige Kuppelkalotte über dem Rippenring (Abb. 1335–1336) könnte motivisch aber auch direkt auf südwestfranzösische Beispiele wie in Ste.-Trinité in Angers (Abb. 745) zurückzuführen sein.[697] Zu nennen ist außerdem das

[694] WESTERMANN, Groningerland, 1979, S. 76–77; GROTE/VAN DE PLOEG, Wandmalerei, 2001, S. 92–96. – BÖKER, Backsteinarchitektur, 1988, S. 61 bezieht eine Weihenachricht von 1215 auf den bestehenden spätromanischen Bau und mutmaßt, die Marienfelder Gewölbegliederung sei „von dem nur wenige Jahre früheren Vorbild Groningen übernommen", doch erscheint diese Datierung der Martinikirche deutlich zu früh, an der Priorität und Vorbildlichkeit Marienfelds ist nicht zu zweifeln.

[695] BÖKER, Backsteinarchitektur, 1988, S. 62; DEHIO, Bremen/Niedersachsen, 1992, S. 1094–1096; WEGE IN DIE ROMANIK, 1993, S. 227 (Manfred Meinz).

[696] SCHREINER, Style Plantagenêt (I), 1967, S. 161; SCHREINER, Style Plantagenêt (II), 1967, S. 19; PIEPER/CHARDOUR-SAMPSON, Minden Dombezirk, 1998, S. 235, 255, dazu Abb. 159, 181; LOBBEDEY, Westfalen, 1999, S. 217.

[697] MÜHLEN, Hallenkirchen, 1950, S. 91 (ohne den Hinweis auf Südwestfrankreich); SCHREINER, Style Plantagenêt (I), 1967, S. 161; SCHREINER, Style Plantagenêt (II), 1967, S. 19; REUTHER, Sonderformen, 1984, S. 46 (ohne den Hinweis auf Südwestfrankreich); LOBBEDEY, Westfalen, 1999, S. 165.

westliche Mittelschiffjoch der Kirche in Apingedam/Groningerland (2. Hälfte 13. Jahrhundert).[698]

5.3. Das Wulstkämpfergesims

Zu den prägenden Baudetails der Marienfelder Klosterkirche gehört neben dem Pfeiler-Bogen-Gewölbe-System das im gesamten Bau umlaufende Kämpfergesims, das zugleich als Sohlbankgesims fungiert (Abb. 11–15).[699] Innerhalb des Wandaufrisses (Abb. 40) markiert es genau die halbe Raumhöhe, denn der Abstand vom Boden bis zur Kämpferlinie entspricht genau der Höhe zwischen der Kämpferlinie und dem Gewölbescheitel. Das Gesims entwickelt sich aus der verkröpften Kämpferplatte über der Kapitellzone der Pfeiler und verbindet diese über die weitgehend unstrukturierten Wandflächen hinweg. Kämpfer und Kämpfergesims zeigen hier das eher seltene Profil eines Wulstkämpfers, der an der Vorder- und Unterseite als Dreiviertelrundstab gestaltet wurde, während die Oberseite abgeflacht ist (vgl. Kap. C.6.8.2.2.).

Das Wulstkämpfergesims umläuft den gesamten Innenraum, ja an der westlichen Stirnwand wurde es sogar um die große Westrose herumgeführt, da die Fläche der Schildwand für diese zu klein dimensioniert war und sie daher etwas nach unten verschoben wurde, so dass das Gesims ihrem Rund durch zweifaches Umknicken (Abb. 233) ausweichen musste.[700] Lediglich an der Chormittelschiffostwand wurde das Gesims unterbrochen und endete an den östlichen Eckdiensten, da diese eine vom üblichen Wandaufriss abweichende Gliederung besaß (Kap. C.8.2.) und sich auf Höhe des umlaufenden Gesimses eine Dreifenstergruppe befand, deren Kämpferlinie

[698] WESTERMANN, Groningerland, 1979, S. 21, 60–62.

[699] Das Wulstkämpfergesims wurde in folgenden Arbeiten betrachtet und analysiert: LÜBKE, Westfalen, 1853, S. 142; NORDHOFF, Kreis Warendorf, 1886, S. 140; RICHTER, Beschreibung (Ms), 1918, S. 3,6; TRÖLLER, Marienfeld, 1935, S. 13–15; HÖLKER, Kreis Warendorf, 1936, S. 211–212; HOLLÄNDER, Marienfeld, 1950, S. 8; THÜMMLER/BADENHEUER, Westfalen, 1964/73, Abbildungstext zu Taf. 62; THÜMMLER, Elemente, 1966, S. 294; WERLAND, Chronik, 1968, S. 67/68; DEHIO, Westfalen, 1969, S. 316; THÜMMLER, Marienfeld, 1972, S. 6; MÜHLEN, Münsterland, 1972, S. 25; MÜHLEN, Marienfeld, 1975, S. 31; MAUÉ, Bauformen, 1975, S. 30, 35; RÖCKENER, Hallenkirchen, 1980, S. 221; SCHULZE, Klöster, 1982, S. 383; MÜHLEN, Ausstrahlung, 1984, S. 128; BÖKER, Backsteinarchitektur, 1988, S. 59; LINKE, Marienfeld, 1994, S. 27; BOECK, Treffen, 1999, S. 274, 275; LOBBEDEY, Westfalen, 1999, S. 136; DORN, Herford, 2006, S. 117; DORN, Bauen im Zeichen der Rose, 2008, S. 127; KEMPKENS, Bernhard II., 2008, S. 109; KOHL, Marienfeld, 2010, S. 23; KEMPKENS, Marienfeld, 2011, S. 19, 55; DEHIO, Westfalen, 2011, S. 402.

[700] Von diesem Herumführen des Wulstkämpfergesimses um die Westrose ist heute nur noch der Ansatz der südlichen Umknickung erhalten, die übrigen Partien wurden beim Einbau der spätbarocken Orgel weitgehend abgearbeitet. – Dieses Motiv des Herumführens des Wulstkämpfergesimses mittels Umknickungen wurde auch wenig später bei der Rose in der Ostwand des Südwestquerhauses des Domes zu Münster übernommen, vgl. dazu LOBBEDEY/SCHOLZ, Baugeschichte Münster, 1993, Abb. 58, 84.

jedoch die Linie des Wulstkämpfergesimses aufgriff, wodurch die sonst weitgehend eigenständige Gestaltung der östlichen Stirnwand in das Gliederungssystem des Gesamtraumes eingebunden wurde.

5.3.1. Typologische und stilistische Einordnung des Wulstkämpfergesimses

Eine der Wurzeln für das umlaufende Wulstkämpfergesims der Marienfelder Klosterkirche ist sicherlich in der zisterziensischen Ordensarchitektur zu suchen. So wurde immer wieder zum Vergleich auf das Kämpfergesims im Langhaus der Klosterkirche der Primarabtei Pontigny („Pontigny I“, um 1130/40 – um 1160/70)[701] verwiesen – über ein möglicherweise früheres Vorkommen dieses Baumotivs an Vorgänger- oder Schwesterbauten, etwa den übrigen Primarabteien, kann mangels Erhalt oder Überlieferung nur spekuliert werden. Herzuleiten ist die Idee letztendlich vom umlaufenden Gesims am Fußpunkt der Tonnengewölbe burgundischer Kirchen des 11. Jahrhunderts, das dann auch bei kreuzgewölbten Bauten übernommen wurde. Die Abteikirche Pontigny oder ein ähnlich bedeutender, vorbildlich wirkender Ordensbau dürfte dann die Anregung gegeben haben für die Motivübernahme des Kämpfergesimses in Marienfeld.[702] In Pontigny jedoch besteht das Gesims aus Rundstab und Platte und weist damit eine andere Profilierung auf als die Kämpferplatten mit ihrem Karniesprofil. In Marienfeld sind beide Elemente dann zu einem einheitlichen, bruchlos fortgeführten Dreiviertelwulstprofil vereinigt.

Eine weitere, maßgebliche Anregungsquelle für das Motiv des Kämpfergesimses könnte darüber hinaus in der Baukunst des ‚Style Plantagenêt’ zu sehen sein, der ja – wie zuvor gezeigt – auch die entscheidenden Anregungen für das Pfeiler- und Gewölbesystem der Marienfelder Kirche geliefert hat. Als Beispiele für das dortige Vorkommen des Kämpfergesimses seien das Chorjoch der Prioratskirche St.-Lazare (bald nach 1150) in Fontevraud (Abb. 785),[703] das westliche Chorjoch (um 1170) der Stiftskirche St.-Martin in Angers (Abb. 738–739)[704] und das Langhaus der

[701] UNTERMANN, Forma Ordinis, 2001, S. 133–143, v. a. S. 135, dazu Abb. 36, 37 (hier auch die gesamte ältere Literatur).

[702] Bereits TRÖLLER, Marienfeld, 1935, S. 13–14 und HÖLKER, Kreis Warendorf, 1936, S. 212, Anm. 7 haben auf die Vorbildlichkeit Pontignys verwiesen. MAUÉ, Bauformen, 1975, S. 35 bezeichnet das Kämpfergesims als „burgundische Baugepflogenheit“ und nennt als Beispiel ebenfalls Pontigny. Vgl. auch LINKE, Marienfeld, 1994, S. 68.

[703] MUSSAT, Le style gothique, 1963, S. 315; BLOMME, Anjou gothique, 1999, S. 180–182.

[704] BLOMME, Anjou gothique, 1998, S. 66–71.

ehemaligen Prioratskirche St.-Augustin-lès-Angers (4. Viertel 12. Jahrhundert)[705] am Rande von Angers genannt. Besondere Bedeutung kommt darüber hinaus den beiden schon mehrfach erwähnten Krankensälen der Hospitäler St.-Jean in Angers (um 1175/80 – um 1188) und Maison-Dieu de Coëffort in Le Mans (um 1180–1200) zu,[706] deren äußerst systematisch durchgestaltete Architektur jeweils durch ein umlaufendes Kämpfergesims bestimmt und zusammengehalten wird (Abb. 754–755, 796, 798).[707] Während das Gesims in Angers ein Profil aus Wulst – Kehle – Platte zeigt, besteht es in Le Mans aus einem markanten Wulst über einer Kehle. Diesem Wulstkämpfergesims des Hospitalsaals in Le Mans kommt daher als möglichem Vorbild für das Wulstkämpfergesims in Marienfeld eine besondere Bedeutung zu.

Für die Verwendung der speziellen Form des Wulstkämpfers oder gar des Wulstkämpfergesimses lassen sich dagegen im rheinisch-westfälischen Raum bisher fast nur zeitgleiche oder jüngere Bauten als Beispiele benennen, die zum Teil in der Nachfolge Marienfelds stehen, als Beispiele benennen, jedoch nur wenige Vorläuferbauten, die zudem eine anders geartete Anwendung des Wulstkämpfers aufweisen. U. Boeck macht auf die Querarme (um 1210/20) des Domes zu Osnabrück aufmerksam (Abb. 1271–1272),[708] H. Maué nennt als zeitlich vorausgehende rheinische Vergleichsbeispiele die Obergadenlisenen der Prämonstratenserabteikirche Knechtsteden (nach 1151–1162), den Westbau der Augustinerinnenkirche in Merten/Sieg (um 1170), sowie den Chor des Bonner Münsters (um 1190 begonnen).[709] Des weiteren erwähnt er – als zeitgleiche Bauten – den Ostbau von St. Quirin in Neuss (1209–1220/30) und das „Mittelschiff der Münsterkirche in Bonn“ (um 1200/30).[710] Auf die Triforiumarkaden des Bonner Münsters (Nordseite) wie auch diejenigen von St. Kunibert in Köln (Langhausostjoch um 1220) hatte bereits W. Tröller hingewiesen.[711] Darüber hinaus führt Tröller die Lorenzkirche in Salzwedel (Südseite des Chores; um 1230) sowie die Kapitellkämpfer der Chorkapellen des Magdeburger Domes (begonnen 1209)

[705] Ebd., S. 98–99.
[706] S. Anm. 621 und 624.
[707] So bereits LINKE, Marienfeld, 1994, S. 63, Anm. 146.
[708] BOECK, Treffen, 1999, S. 274.
[709] MAUÉ, Bauformen, 1975, S. 35.
[710] Ebd.
[711] TRÖLLER, Marienfeld, 1935, S. 14.

an.[712] Als westfälische Nachfolgebauten nennt er die weiter unten ausführlich behandelten Bauten der Stiftskirche in Lippstadt (Kap. C.10.4.1.3.2.) sowie der Gertrudenkirche (Kap. C.10.4.2.2.), der Marienkirche (Turm) und des Domes (Kap. C.10.4.3.1.) in Osnabrück.[713]

Das Motiv des umlaufenden Wulstkämpfergesimses finden nur bei zwei Bauten im unmittelbaren Umfeld der Marienfelder Klosterkirche eine Nachfolge: bei der St. Matthäuskirche in Melle (um 1215–1240; Kap. C.10.4.2.3.; Abb. 1191) und im Westquerschiff und Langhaus (um 1230–1245; Abb. 1280–1281) des Domes in Münster.[714]

Ohne verbindendes Gesims verwendete Wulstkämpfer gibt es bei den bereits erwähnten unmittelbaren Tochterbauten des Kapellenturmes in Rheda (Kämpfer der Torbögen, um 1191/95–1200; Kap. D.4.3.2.1.), der Kanonissenstiftskirche St. Marien in Lippstadt (Westbau, um 1200/1210–1220; Kap. C.10.4.1.3.1.; Abb. 919), der St. Gertrudenkirche in Osnabrück (um 1220–1230/35; Kap. C.10.4.2.2.; Abb. 1161) und der Kanonissenstiftskirche St. Marien und Pusinna in Herford (um 1215/20–1250; Kap. C.10.4.1.3.3.3.; Abb. 1024–1025), initiiert von Äbtissin Gertrud II. zur Lippe (um 1212/17 – um 1233/38), sowie bei der Kanonikerstiftskirche St. Alexander in Wildeshausen (1224 – nach 1250; Abb. 1102), die im wesentlichen unter Propst Otto zur Lippe (1231–1248), einem Enkel Bernhards II. und später Bischof von Münster (1247–1259), errichtet wurde (siehe Kap. C.10.4.1.3.3.7.). In der näheren Umgebung Marienfelds ist darüber hinaus die St. Johanniskirche in Halle (um 1240) zu erwähnen.[715]

5.4. Die Zwischenstützen

5.4.1. Die Viersäulenbündel im Sanktuarium

Als Zwischenstütze der Doppelarkaden im westlichen Chorjoch dient jeweils ein Viersäulenbündel (Abb. 209–211),[716] gebildet aus vier ohne Mittelstütze

[712] Ebd.

[713] Ebd., S. 14–15.

[714] So u. a. BOECK, Treffen, 1999, S. 275.

[715] Allgemein: DEHIO, Westfalen, 1969, S. 197; HEMPELMANN, Halle, 1996; DEHIO, Westfalen, 2011, S. 377; [HEMPELMANN, Halle, 2018].

[716] Die Viersäulenbündel wurden in folgenden Arbeiten betrachtet und analysiert: NORDHOFF, Kreis Warendorf, 1886, S. 140; RICHTER, Beschreibung (Ms), 1918, S. 2; TRÖLLER, Marienfeld, 1935, S. 19–20; DEHIO, Niedersachsen und Westfalen, 1935/1949, S. 369, HÖLKER, Kreis Warendorf, 1936, S. 211 (in Abb.

zusammengefügten Säulen, deren Schäfte (Ø ca. 42 cm) keinerlei Entasis aufweisen und in einer schmalen Fuge aneinander stoßen, ohne dass sich ihre Kreisformen durchdringen.[717]

Die Basen der Viersäulenbündel (Abb. 213) weisen einen auffälligen Höhenversprung auf: Die Basen der zum Binnenchor gerichteten Säulen liegen mit Rücksicht auf das dort höhere Bodenniveau um 34 cm höher als die am Bodenniveau der Chorseitenschiffe orientierten chorabgewandten Säulen.

Beim abschließenden Kapitellblock (Abb. 212) verschmelzen die Kapitelle aller vier Säulen miteinander, aber auch hier zeigt sich ein Unterschied zwischen chorseitigen und chorabgewandten Säulen: Die Kapitelle von ersteren weisen einen aufwendigeren Blattschmuck auf (siehe Kap. C.6.2.1.1.).

Sowohl die Basen- als auch die Kapitellgestaltung der Viersäulenbündel zeigen an, dass diese speziell für diesen Aufstellungsort konzipiert wurden und in ihrer Detailgestaltung auf subtile Art und Weise die Rangunterschiede zwischen Binnenchor- und Chorseitenschiffen zum Ausdruck bringen.

Viersäulenbündel begegnen in der romanischen Architektur in verschiedenen Zusammenhängen. Sie dienen generell einer optischen Aufteilung und damit Verschlankung der tragenden Stützen, indem diese in vier Einzelelemente aufgegliedert werden. Gerade auch in der rheinischen Spätromanik finden sich derartige Viersäulenbündel (oder auch gekuppelte Zweiersäulen) häufiger, dementsprechend verweist Hermann Maué auf Vorbilder im Rheinland.[718] Als Beispiele nennt er den westlichen Laufgang von St. Quirin in Neuss (Abb. 1348–1349) sowie die ‚Hauptpfeiler' bei Zwerchgalerien, so bei den Kölner Kirchen Groß St. Martin, St. Aposteln, St. Gereon, und St. Maria im Kapitol, darüber hinaus auch bei St. Quirin in Neuss und der Abteikirche in Brauweiler, die allesamt der zweite Hälfte des 12. und dem beginnenden 13. Jahrhundert angehören, doch besitzen sie –

300 (Längsschnitt) sind die Viersäulenbündel irrtümlich auf Höhe der jüngeren Kämpferlinie hochgezogen!); RAVE, Pfeilerquerschnitte, 1941, S. 192; DEHIO, Westfalen, 1969, S. 316 (hier irrtümlich als „ein Pfeiler mit zwei vorgestellten Säulen in jeder Laibung" bezeichnet); MAUÉ, Bauformen, 1975, S. 30, 34; RÖCKENER, Hallenkirchen, 1980, S. 213, 222; SCHULZE, Klöster, 1982, S. 383; MÜHLEN, Ausstrahlung, 1984, S. 129; LINKE, Marienfeld, 1994, S. 27; BOECK, Treffen, 1999, S. 274 (hier irrtümlich als „Doppelsäulen" bezeichnet); LOBBEDEY, Westfalen, 1999, S. 136; KEMPKENS, Marienfeld, 2011, S. 20; DEHIO, Westfalen, 2011, S. 400.

[717] TRÖLLER, Marienfeld, 1935, S. 19 schreibt irrtümlich: „es sind hier vier Säulen so gekuppelt, daß sich im Grundriß die vier Kreise stark überschneiden, der dadurch kleeblattförmig wird."

[718] MAUÉ, Bauformen, 1975, S. 34.

anders als in Marienfeld – durchweg einen quadratischen Kernpfeiler.[719] Zu ergänzen wären zudem noch vergleichbare Stützenbildungen in Kreuzgängen.

Kurt Röckener sieht „in den verloren gegangenen Zwischenstützen im oberen Geschoss der Langenhorster Emporenanlage“ (Abb. 868) eine „Parallele“ zu den Marienfelder Viersäulenbündeln. Auch wenn erstere aus einer Mittelsäule und drei schwächeren Säulen für die Gurtbögen bestanden, lassen sie doch seiner Meinung nach „das gleiche Prinzip erkennen: Auflösung eines Gliedes in ein Bündel von unabhängigen Gliedern“.[720] – Viersäulenbündel zur Verschlankung von tragenden Stützelementen begegnen schließlich auch bei der inneren südlichen Chorjochgliederung[721] des Mindener Domchores (um 1225–1240), wo in der mittleren Etage überschlanke Viersäulenbündel die Arkaden des Laufganges aufnehmen, und bei den Laufgängen im Ostquerschiff und Chorjoch (um 1245–1264) des St. Paulus-Domes zu Münster (Abb. 1282).

Die Aufstockung der beiden Viersäulenbündel in Phase Ic und der damit verbundene, eher ungewöhnliche Höhenversprung zwischen Kämpferplatte der Säulen und Kämpferlinie des Spitzbogens findet schließlich eine Nachfolge bei den vermutlich nur wenig jüngeren oberen Fensternischen in den Seitenwänden des Westchores im Dom zu Münster (Abb. 892),[722] der ebenfalls auf Initiative von Bischof Hermann II. von Katzenelnbogen errichtet und vermutlich 1202 geweiht wurde.[723]

5.4.2. Die Arkadensäulen im Langhaus

Von den drei Arkadensäulen des Langhauses[724] in Marienfeld sind die beiden westlichen noch bauzeitlich aus Phase III (Abb. 234–236; Kap. C.4.3.5.1.),[725] während die östliche (Abb. 230) in Angleichung an diese erst beim Neubau des

[719] Ebd.

[720] RÖCKENER, Hallenkirchen, 1980, S. 222.

[721] Im Norden sind es hintereinander stehende Doppelsäulen.

[722] S. etwa LOBBEDEY/SCHOLZ, Baugeschichte Münster, 1993, Abb. 40. Auch für die Chorwestwand werden entsprechende Fensternischen mit doppelter Kämpferlinie rekonstruiert, s. ebd., Abb. 42.

[723] Zum Westchor des Domes zu Münster s. LOBBEDEY, Westbau, 1990, v. a. S. 7–11; LOBBEDEY/SCHOLZ, Baugeschichte Münster, 1993, S. 43–61, 269–270.

[724] Die Arkadensäulen des Langhauses wurden in folgenden Arbeiten betrachtet und analysiert: LÜBKE, Westfalen, 1853, S. 142; NORDHOFF, Kreis Warendorf, 1886, S. 140; RICHTER, Beschreibung (Ms), 1918, S. 4; DEHIO, Niedersachsen und Westfalen, 1935/1949, S. 369; HÖLKER, Kreis Warendorf, 1936, S. 211, dazu Abb. 308; HOLLÄNDER, Marienfeld, 1950, S. 7; DEHIO, Westfalen, 1969, S. 316; THÜMMLER, Marienfeld, 1972, S. 6; SCHULZE, Klöster, 1982, S. 383; MÜHLEN, Ausstrahlung, 1984, S. 129; LINKE, Marienfeld, 1994, S. 27; SIGRIST/STROHMANN, Baugeschichtliche Befunde, 1995, S. 115, Anm. 31; LOBBEDEY, Westfalen, 1999, S. 135; KEMPKENS, Marienfeld, 2011, S. 21; DEHIO, Westfalen, 2011, S. 402.

[725] Dort auch in Anm. 408 die Maßangaben zu den beiden Säulen.

Nordseitenschiffes 1714 in gotisierenden Formen in den ehemals ungeteilten östlichen Arkadenbogen eingefügt wurde.

Die beiden originalen Säulen erheben sich auf einem Untersockel, der heute jedoch im angewachsenen Boden steckt, darüber folgt der eigentliche Sockel mit einem Profil aus Platte und Schmiege. Er dient als Träger der ihm gegenüber stark einspringenden attischen Säulenbasis (Kap. C.6.1.4.). Über dieser erhebt sich der kräftige Säulenschaft, der sich stetig nach oben verjüngt. Durch diese leicht konische Form, bei der keine klassische Entasis ausgebildet wird, und die breiten Proportionen wirkt der Säulenschaft etwas stämmig und untersetzt. Ein abgekanteter Halsring leitet über zum ausladenden Kapitell (Kap. C.6.2.3.1.), es folgt abschließend die aus mehreren Werkstücken zusammengesetzte Kämpferplatte (siehe Kap. C.6.8.2.1.).

Auffällig ist im Vergleich zum Westjoch des Chores die Verwendung einer einzelnen, klassischen Arkadensäule, wie sie bei Bauten des Gebundenen Systems zum gängigen Repertoire gehört, anstelle der dort eingesetzten Viersäulenbündel. Dies sollte sicher bewusst der ranglichen Nachordnung des Langhauses gegenüber dem ranghöheren Sanktuarium mit dem liturgischen Zentrum dienen, zeigt aber zugleich auch im Vergleich der Detailausbildungen das geringere Leistungsvermögen der in Bauphase III tätigen Bauhandwerker.

5.5. Portale und Pforten

Der spätromanische Ursprungsbau der Marienfelder Klosterkirche verfügte über eine Vielzahl von Portalen, Türen und Pforten, die sich fast allesamt in unterschiedlich guter Form bis heute am Bau erhalten haben. Sie sollen – anders als die Bauzier – hier nicht entsprechend ihrer Entstehungszeit, das heißt nach Bauphasen geordnet, vorgestellt werden, sondern nach ihrem architektonischen Aufwand, der Aufschluss gibt über ihren Rang und ihre Funktion.

5.5.1. Das Nordquerhausportal

Mittig in der Stirnwand des nördlichen Querhausarms ist eine Portalanlage eingelassen, die durch ihren großen Formenreichtum beeindruckt (Abb. 237–243).[726]

[726] Das Nordquerhausportal behandelt bei: LÜBKE, Westfalen, 1853, S. 144; NORDHOFF, Kreis Warendorf, 1886, S. 140; RICHTER, Beschreibung (Ms), 1918, S. 2; TRÖLLER, Marienfeld, 1935, S. 32; DEHIO, Niedersachsen und Westfalen, 1935/1949, S. 370; HÖLKER, Kreis Warendorf, 1936, S. 219/221; HOLLÄNDER, Marienfeld, 1950, S. 7; WERLAND, Chronik, 1968, S. 68; DEHIO, Westfalen, 1969, S. 317;

Die bis auf die Säulenschäfte durchweg aus Osning-Sandstein gefertigte Portalkonstruktion entstand zeitgleich mit dem angrenzenden Mauerwerk in Bauphase II, worauf insbesondere die Quaderlagen hinweisen, die an den Portalgewänden und den rahmenden Lisenen einheitlich durchlaufen (Kap. C.4.3.3.1.).

Die 2,67 m hohe, 1,73 m breite Portalöffnung[727] selbst wird von monolithen Türpfosten eingerahmt,[728] die als Türsturz ein ebenfalls monolithes Tympanon tragen – da die annähernd dreieckige Steinplatte das Bogenfeld nicht ganz ausfüllt, verbleiben am Rand zwei schmale Streifen, die mit Putz angeglichen wurden.[729] Die Portalrahmung, eingespannt zwischen die beiden mittleren Lisenen der Fassadengliederung, wird gebildet von hoch aufgesockelten Dreisäulenbündeln, die einen Spitzbogen mit überfangendem Giebel tragen. Die hohen Sockel der Dreisäulenbündel übernehmen im unteren Bereich die Höhe der beiden Quaderlagen und den Rücksprung des umlaufenden Außensockels und werden so an den Gesamtbau angebunden, geben sich jedoch als eigenständiges Bauelement dadurch zu erkennen, dass sie nicht deren Profilierung übernehmen. Ein weiterer Quader trägt jeweils den Werkstein mit den auf einer Platte ruhenden Basen (Kap. C.6.1.3.) der Dreisäulenbündel. Deren schlanke, gelängte Schäfte sind auf Höhe des unteren Drittels mit Wirteln als optische Zäsur versehen. Diese Schaftringe markieren zugleich die Grenze zwischen dem unteren Schaftstück aus gelbem Osning-Sandstein (dem sie werktechnisch noch angehören) und der oberen Partie aus hellem, weißlich-beigem Baumberger Sandstein.[730] Den oberen Abschluss bilden die Werkblöcke der hohen, schmalen Kapitelle, die zusammen mit den nur wenig vortretenden Wulstkämpfern aus einem Stück geschlagen sind (Kap. C.6.2.2.1.). Während die Quader der Basen und die

THÜMMLER, Marienfeld, 1972, S. 13; MAUÉ, Bauformen, 1975, S. 31; SCHULZE, Klöster, 1982, S. 383; LINKE, Marienfeld, 1994, S. 37–38, 67–68; LOBBEDEY, Westfalen, 1999, S. 133; LECHTRECK, Kirchen 2005, S. 60; KOHL, Marienfeld, 2010, S. 25; KEMPKENS, Marienfeld, 2011, S. 15–16; DEHIO, Westfalen, 2011, S. 401.

[727] Die beiden Türpfosten wurden äußerst exakt versetzt: Ihr Abstand beträgt durchweg 173 cm! Am Tympanonfeld wurde die vorgesehene Öffnungsbreite für den Versatz durch zwei Ritzlinien markiert, ihr Abstand misst 172 cm!

[728] Die Maße der beiden Türpfosten betragen (in cm): A: östlicher Pfosten: H: 268; B: 54; T: 30,7 + 4,5 (Rücksprung für Türanschlag); B: westlicher Pfosten: H: 267,5; B: 54; T: 30,7 + 7,5 (Rücksprung für Türanschlag).

[729] Die Breite der Steinplatte, aus der das Tympanon gefertigt wurde, misst 235+x cm, seine maximale Höhe 128 cm, die Scheitelhöhe des Bogenfeldes jedoch 131 cm! Die Tiefe des Werkstücks beträgt 35 cm, der eigentliche Türsturz 30,7 cm.

[730] Die Werkstücke der unteren Schaftteile aus Osning-Sandstein haben jeweils eine Höhe 45 cm, die oberen Partien der Säulenschäfte aus Baumberger Sandstein messen je 93 cm.

Kapitellblöcke in das angrenzende Mauerwerk einbinden, sind die je drei Säulenschäfte frei um einen zurückgestuften Quaderkern angeordnet.[731]

Der auf den Säulenbündeln aufruhende, nur leicht zugespitzte Überfangbogen des Portals ist gegenüber dem Abstand der Dreisäulenbündel leicht eingezogen, so dass der mittels einer tiefen Kehle von der Bogenstirn abgesetzte Kantenwulst nicht auf den Kapitellkämpfern ausläuft bzw. eine optische Fortsetzung der auf die Ecke gesetzten Säulen bildet, sondern auf Höhe der Kämpfer- und der Türsturzlinie nach innen umknickt und in die Tiefe der Portalnische hineingeführt wird, um dort gegen die glatte Fläche der Tympanonplatte zu laufen (Abb. 238–239). Diese äußerst ungewöhnliche Lösung könnte unter Umständen das Ergebnis einer Umplanung sein: Darauf könnte zumindest vage die Oberflächenbearbeitung der jeweils untersten Werkstücke (mit dem umknickenden Wulstprofil) hindeuten, deren Diagonalschlag wesentlich gröber ausgeführt ist als bei den übrigen Bogensteinen und dem Tympanonfeld – vielleicht wurden sie erst in einem zweiten Schritt unter ‚Zeitdruck' angefertigt, als man etwa von einer rundbogigen Lösung abging und einen spitzbogigen Überfangbogen anstrebte, der bei Verwendung derselben Bogensteine zu einer geringeren Bogenspannweite führte, die dann zugleich das ‚freie Auslaufen' des Kantenwulstes mit sich brachte.

Zu seiten dieser untersten Bogensteine ist eine 31,5 cm hohe Quaderzone mit senkrechter Außenkante aufgemauert, darüber folgt ein konsolartig gebildetes Gesims, das deutlich vorspringt und mit Kehle – Plättchen – Platte profiliert ist. Darauf ruht das Ortganggesims des Giebelfeldes auf. Die Giebelschenkel bestehen – offensichtlich um das Eindringen von Regenwasser in den Fugen zu vermeiden – jeweils nur aus zwei langen Sandsteinwerkstücken, hinzu kommt das kleine Werkstück der Giebelspitze (Abb. 242–243).[732] Während die Gesimsplatten auf der 22 cm breiten Oberseite glatt

[731] Nachfolgend sind die einzelnen Höhenmaße (in cm) der Werksteinlagen der beiden Portalgewände aufgeführt: A: östliches Gewände: 1. 19+x; 2. (obere Sockellage) 21; 3a. (Plinthe) 23; 3b. (Basis mit Platte) 27 [3. = Lisenenquader: 50,5]; 4. (unterer Schaftteil bzw. Pfeilerkern samt Lisenenquader) 45; 5. 56,5; 6. 36; 7. (Kapitellblock) 37,5; 8. 22; 9. (Quader mit Gesimsstück des Giebels) 30; 10. 46; 11. 49. – B: westliches Gewände: 1. 16+x; 2. (obere Sockellage) 20,5; 3a. (Plinthe) 23; 3b. (Basis mit Platte) 27,5 [3. = Lisenenquader: 50,5]; 4. (Pfeilerkern samt Lisenenquader) 51 [unterer Schaftteil 45]; 5. 54; 6. 32; 7. (Kapitellblock) 37; 8. 31,5; 9. (Gesimsstück des Giebels) 20,5; 10. 52; 11. 42.

[732] Die Gesimsstücke haben folgende Maße (in cm): A: östliche Giebelschräge: 1. L: 118; H: 16,5; T: 22+x; 2. L: 113; H: 16,5; T: 22+x; B: westliche Giebelschräge: 1. L: 113,5; H: 16,5; T: 22+x; 2. L: 114; H: 16,5; T: 22+x; C: Giebelspitze: H: 19; B: 16,5; T: 22+x.

belassen sind, weisen sie an der Frontseite eine Profilierung aus Platte – Schräge – Dreiviertelrundstab und kleiner Schräge auf.[733]

Aus der sorgfältig geglätteten Fläche des Tympanons tritt als einziges Gliederungselement zentral eine Kreisblende vor. Ihr um 4–4,5 cm vorspringender Rand besteht aus Platte und zur Mitte gerichteter Kehle.[734] Letztere ist mit insgesamt 16 (erhalten 15) regelmäßig angeordneten Kugeln besetzt.[735] Im Kreisfeld der Blende zeichnet sich durch Abarbeitungsspuren noch deutlich ein ehemals erhaben gestaltetes griechisches Kreuz ab. Es war als sog. Krücken- oder Tatzenkreuz gebildet mit verbreiterten quadratischen Endplatten und berührte mit letzteren die Randeinfassung der Kreisblende.[736]

Das erhaben gestaltete Tatzenkreuz wurde schließlich gegen die Mitte des 16. Jahrhunderts abgearbeitet, um einen glatten Hintergrund für das damals hier eingefügte, auf einer Konsole stehende Bildwerk der Kirchenpatronin, der Madonna auf der Mondsichel, zu erhalten.[737] Es ist heute am Tympanon aus Verwitterungsgründen durch eine 1969 angefertigte Kopie ersetzt, das restaurierte Original befindet sich seitdem im Inneren der Kirche am südwestlichen Vierungspfeiler (Abb. 244).[738] Das noch vornehmlich von spätgotischen Gestaltungsformen geprägte Bildwerk aus Baumberger Sandstein zeigt eine deutliche S-Kurve, der Kopf Mariens neigt sich dem diagonal vor dem Körper gehaltenen Jesuskind zu. Maria trägt ein Kleid mit eng anliegendem Mieder, den Ausschnitt füllt

[733] Die Profilfolge hat folgende Einzelmaße (in cm): Platte: 5,5; Schräge: 3,5; Dreiviertelrundstab: ∅ 8,5; kleine Schräge: 1,0. – Auf der glatten Oberseite der Gesimsstücke finden sich genau mittig angeordnete, dabei jedoch stärker zur Wand verschobene Kreisöffnungen, die heute zugesetzt sind. Es dürfte sich dabei um Zangenlöcher, sog. ‚Wolfslöcher', handeln, die den Transport der Werkstücke mittels einer Seilwinde ermöglichten.

[734] Der äußere Durchmesser der Kreisblende beträgt 90 cm, der Binnendurchmesser 79 cm. Die Randleiste besitzt eine Gesamtbreite von 5,5 cm. Davon entfallen 3,25 cm auf die Platte und 2,25 cm auf die Kehle.

[735] Eine der Kugeln wurde beim Anbringen der spätgotischen Madonnenstatue (s.u.) mit einem Stück der Randleiste abgearbeitet. Bis auf zwei sind sämtliche Oberflächen der übrigen Kugeln in ihrer Obersten Schicht abgeplatzt, eine Festigung erscheint dringend notwendig! – Der Abstand der einzelnen Kugeln beträgt durchweg 16,5–17 cm.

[736] Die Höhe und Breite der Endplatten betrug je 14,5 cm, die Breite der Kreuzarme 11 cm, die Länge ihrer schmaleren Abschnitte 18,5 cm. Ihre Gesamtlänge von 77 cm entsprach bis auf einen schmalen Zwickelstreifen von 1 cm dem Binnendurchmesser der Kreisblende. – LINKE, Marienfeld, 1994, S. 37 ist bisher der einzige Autor, der auf das abgearbeitete Kreuz hingewiesen hat!

[737] Die Madonna hat die Maße (in cm): H: 117; B: max. 42; T: max. 29,5. – Zu der Skulptur zuletzt: DIE BRABENDER, 2005, S. 254–255, Kat. Nr. 81 Mondsichelmadonna aus Kloster Marienfeld (Simone Epking; dort auch die gesamte ältere Literatur). – Bei der Anbringung der Skulptur hat man nicht nur das Kreuz abgearbeitet, sondern auch in Höhe der Schultern Mariens ein Stück des Medaillonrandes mit einer Kugel des Kehlenbesatzes.

[738] DENKMALPFLEGEBERICHT 1975, S. 586 (Kurt Schmidt), dazu Abb. 395. – Bei der Abnahme der Skulptur von ihrem originalen Standort hat man offenbar einfach den unmittelbar über dem unteren Medaillonrand in die Tympanonplatte eingefügten Befestigungszapfen abgesägt. Dieser verblieb an Ort und Stelle und dient nun zur Befestigung des Abgusses.

eine geraffte Bluse mit kostbaren Perlenketten darüber. Der Maria weitgehend umhüllende, gebauschte Mantel zeigt eine reich bewegte, dabei kleinteilige und vielfach gebrochene Binnenstruktur. Diese Faltenformen erinnern an den ‚Meister von Osnabrück', Kopftypus und Gesichtsschnitt Mariens und des Jesuskindes zeigen jedoch eindeutig die Charakteristika der Kopftypen des münsterschen Bildhauers Johann Brabender (um 1500–1562). Ihm und seiner Werkstatt ist diese Skulptur zuzuschreiben. Die stilkritische Datierung in die Zeit um 1545/50[739] kann – bisher unbeachtet – sogar noch historisch gestützt werden: An der in Renaissanceformen gehaltenen Konsole befindet sich ein Wappenschild mit zwei Weberschiffchen, einem Angelhaken sowie den Buchstaben „B I V". Diese können mit großer Wahrscheinlichkeit als die Initialen des Abtes Johannes VI. Vrigge aufgelöst werden: „B" ist noch ungeklärt, „I" dürfte für Iohannes und „V" für Vrigge stehen – Abt Johannes Vrigge stand dem Kloster 1543–1553 vor.[740]

Im Kircheninneren präsentiert sich das Nordquerhausportal als spitzbogige, 70,5 cm tiefe Portalnische mit rechtwinklig zur Wandfläche geführten Gewänden (Abb. 245–249).[741] Diese bestehen jeweils aus Sandsteinquadern[742] und gehen absatzlos in die oberen Bogenlaibungen[743] über. Beide Bereiche sind nicht vollständig aus Sandsteinquadern gemauert, sondern die Quadersteine reichen (insbesondere im

[739] Ebd.

[740] Zu Abt Johannes VI. Vrigge (auch Frye) ist leider nur wenig bekannt: S. dazu die Angaben in der ‚Marienfelder Chronik', in deutscher Übersetzung abgedruckt bei BÖHMER/LEIDINGER, Chroniken und Dokumente, 1998, S. 99 sowie insbesondere die Anmerkungen ebd. auf S. 214–215 – hier jedoch versehentlich die Wahl eine Woche nach dem Tod des Vorgängers Abt Arnold II. angegeben, der jedoch ein Jahr zuvor verstarb (Ostern 1542). – Vgl. auch die Angaben bei WERLAND, Chronik, 1968, S. 215 (mit Verweis auf den im Nekrolog überlieferten Todestag, dem 9. Juni 1553). – Theodorus Vrie, 1542 als Prior belegt (KOHl; Marienfeld, 2010, S. 155), dürfte ein Verwandter von Abt Johannes gewesen sein.

[741] Der Einblick in die Portalnische ist heute durch den barocken Windfang größtenteils verstellt.

[742] Die Maße der Quaderlagen der inneren Portalnische betragen (in cm): A: östliches Gewände: 1. H: 21+x; B: 46+x (Rest unter Verputz); T: a. 31; b. 38,5 [= zus. 69,5]; 2. H: 45; B: 31; T: 70; 3. H: 50 (im nördl. Teil durch Fugenversprung 45,5); B: 35+x; T: 48; 4. H: 30,5 (im nördl. Teil durch Fugenversprung 34); B: 37+x; T: a. 47,5; b. 21,5 [= zus. 69]; 5. H: 48,5; B: 62; T: 45,5; 6. H: 57; B: 32+x; T: 70,5; 7. H: 28,5; B: 44; T: 29,5. – B: westliches Gewände: 1. H: 18+x; B: 45+x; T: a. 29,5; b. 37 [= zus. 66,5; evtl. ehem. ein Stein]; 2. H: 45,5; B: 32+x; T: 66; 3. H: 31; B: unklar, da stark überputzt und ergänzt; T: a. 27,5; b. 37,5 [= zus. 65; Stein ‚b' stark ergänzt]; 4. H: 46,5; B: 34,5; T: 66; 5. H: 47,5; B: 56; T: 37,5; 6. H: 41; B: 42,5; T: 66.

[743] Die Laibungen des inneren Portalbogens sind aus je vier Bogensteinen sowie einem (leicht asymmetrischen) Scheitelstein gebildet. Die Sandsteinquader zeigen jeweils an den Sichtflächen eine sorgfältige Oberflächenbearbeitung mit Randschlag und überschliffener Glattflächung. Da der Randschlag an der Außenkante der Bogenstirn fehlt, ist anzunehmen, dass sich die in einer Breite von 30 cm sichtbaren Quader jenseits der vereinheitlichenden Putzkante noch fortsetzen. – Die Maße der einzelnen Bogensteine betragen (in cm): A: östliche Laibung: 1. H: 50; T: 68,5; 2. H: 55; T: 60; 3. H: 42; T: 41; 4. H: 57; T: 66. – B: westliche Laibung: 1. H: 72; T: 59,5 (unten) / 23,5 (oben); 2. H: 43; T: 57,5; 3. H: 37; T: 42,5; 4. H: 49,5; T: 55. – Der konische Scheitelstein besitzt unten eine Breite von 14 cm, oben von 30 cm; T: 47 cm.

Bereich der Bogenlaibungen) unterschiedlich tief in die Nischenlaibung hinein, den Rest füllen verputzte Backsteine.[744]

Die Innenseite der Tympanonplatte, die wie auf der Außenseite nicht die gesamte Fläche des Bogenfeldes ausfüllt und daher mit umlaufenden Backsteinen beigemauert wurde,[745] ist mit einem feinen, zudem überschliffenen Diagonalschlag mit der Glattfläche geglättet (Abb. 249–251). Im oberen Teil des Tympanonfeldes wurde mittig unmittelbar auf die Steinoberfläche ein Weihekreuz aufgemalt. Es besteht aus einem Kreismedaillon (Ø 24,5 cm), dessen Rand sich aus zwei konzentrischen schwarzen Kreisen zusammensetzt, die einen weißlich-beigen Ring einschließen. Das Binnenfeld ist rötlich gefärbt und enthält das eigentliche Weihekreuz in Gestalt eines griechischen Kreuzes aus weißer Farbe.

5.5.1.1. Typologische und stilistische Einordnung des Nordquerhausportals

Von einem Giebelfeld (als Vorform des Wimpergs) überhöhte Säulenportale gehören seit der Westvorhalle (um 1178/80 – um 1200) der Kathedrale von Laon zum Repertoire frühgotischer Architektur und finden als solche auch gelegentlich Eingang in die Bauten der Zisterzienser und die Baukunst benachbarten Kunstlandschaften, etwa des Oberrheins.[746]

Der Baumeister, der die Bauleitung der Bauphase II in Marienfeld übernahm, rezipierte bei seiner Portalplanung somit hochaktuelle Entwicklungen der frühgotischen Architektur Nordfrankreichs, wie sie etwa gleichzeitig, um 1200/1220, an den giebelüberfangenen Portalvorhallen an den Querhausfronten der Kathedrale zu Chartres zu einem ersten Höhepunkt gelangen.

Die Verwendung von Dreisäulenbündeln als Stützen für Bogen und Giebelabschluss gemahnt zwar an die ebenfalls durchbrochen gestalteten und von Säulen gestützten Portalvorhallen in Laon (dort später vermauert) und Chartres, ihre Detailform dürfte jedoch auf die vermutlich um ein weniges älteren Dreisäulenbündel am Nordportal

[744] An der westlichen Laibung im Bereich des Quaders 1 ist der Putz vom angrenzenden Füllmauerwerk abgefallen, so dass die dort verwendeten Backsteine sichtbar werden. Sie besitzen eine Länge von 28 cm und eine Höhe von 7,5–8 cm. Es dürfte sich demnach um Reststeine des älteren Backsteindünnformats aus Bauphase I handeln, wie sie auch in anderen Bereichen des Nordquerhauses in Phase II verwendet wurden.

[745] Die von breiten Mörtelpartien umgebenen Backsteine haben eine Länge von 28 cm und eine Höhe von 9 cm, dürften somit dem in Bauphase II eingeführten Backsteindickformat angehören.

[746] LINKE, Marienfeld, 1994, S. 67 wies darauf hin, dass „Giebel, die das Portal als vor die Wand gestellte Kleinarchitektur erscheinen lassen, [...] am Oberrhein sehr verbreitet“ sind (mit Verweis auf HOTZ, Wormser Bauschule, 1985, T. 142).

bzw. der oberen Altarnische der Burgkapelle in Rheda (Kap. D.5.7.) zurückzuführen sein. An der dortigen westlichen Arkadenstellung findet sich zudem ebenfalls das charakteristische Motiv der mittels Wirteln untergliederten Säulenschäfte und der damit einhergehende Materialwechsel – ein Gestaltungsmotiv, das aus der niederrheinischen Spätromanik übernommen wurde, wo es sich bereits um 1150/70 an den überschlanken Säulen der inneren Apsidenlaufgänge des Dreikonchenchores von Groß-St. Martin in Köln findet.[747] Eine gut vergleichbare Proportionierung der Säulchen findet sich bei den Säulenstellungen des allerdings jüngeren Paradieses (um 1225/20) der Abteikirche Maria Laach.[748]

Neben dem ausgewiesenen Schmuckmotiv der Dreisäulenbündel mit ihrem markanten Materialwechsel beeindruckt das Portal insbesondere durch die Verwendung monolither Steinblöcke für Türpfosten und Tympanon, mit denen nicht zuletzt ein großer logistischer und finanzieller Aufwand verbunden war.

Aus der glatt belassenen und dadurch äußerst schlicht erscheinenden, jedoch fein überschliffenen Fläche des Tympanonfeldes sticht als einziges Schmuckmotiv das Kreismedaillon hervor, das einstmals nur mit dem (heute abgearbeiteten) Kreuzmotiv im Medaillon ausgefüllt war. Das Kreuz als – vielfach einziger – Schmuck des Portaltympanons ist das bei Zisterzienserkirchen an dieser Stelle am häufigsten verwendete Gestaltungsmotiv. Arens, der eine Zusammenstellung der Gestaltungsmotive an zisterziensischen Portalen erarbeitet hat, kommt zu dem Ergebnis: „Das Kreuztympanon bei den Zisterziensern bevorzugt im Allgemeinen die Form des Altar- oder Vortragekreuzes. Man verzichtete auf die Wiedergabe des gekreuzigten Heilandes, die dem Hochaltar vorbehalten war“.[749] Dies dürfte auch für das abgearbeitete Marienfelder Tympanonkreuz gegolten haben. Es zeigt die vielfach an Portaltympana von Zisterzienserkirchen zu findende Form eines griechischen Kreuzes,[750] hier jedoch in der speziellen Form eines Krücken- oder Tatzenkreuzes, wie sie auch über dem Laienportal in der Westfront des nördlichen Seitenschiffes der

[747] Grundlegend: KUBACH/VERBEEK, Rhein und Maas, 1976, Bd. II, S. 574–575; LAUER, Groß St. Martin, 1985, hier S. 416–424.
[748] Dazu zuletzt: WINTERFELD, Maria Laach, 2004, S. 65–76.
[749] ARENS, Tympana, 1982, das Zitat auf S. 17. Die von ihm zusammengestellten Beispiele für Kreuztympana aufgeführt S. 17–21. Leider ist das Marienfelder Nordquerhausportal dabei nicht erfasst.
[750] Ebd., Beispiele S. 18–21.

Abteikirche im fränkischen Bronnbach bei Wertheim (Langhaus um 1190–1222)[751] und über dem Zugang zur Wendeltreppe am Westende des nördlichen Seitenschiffes in der Zisterzienserinnenkirche in Wiebrechtshausen bei Northeim (um 1230/40)[752] begegnet. Gelegentlich werden die Tympanonkreuze noch durch einen rahmenden Kreis hervorgehoben, so etwa bei der Zisterzienserinnenkirche (um 1140) in Droiteval (Dep. Vosges)[753] oder der Abteikirche im niedersächsischen Amelungsborn (um 1140/50).[754] Ungewöhnlich reich im Vergleich zu diesen Beispielen ist jedoch die in Marienfeld anzutreffende Form einer Rahmenleiste mit kugelbesetzter Kehle. Diese Dekormotive entstammen dem oberrheinischen Raum und finden über Marienfeld und Rheda auch Eingang in das Formenrepertoire der westfälischen Spätromanik.

Die Marienfelder Gestaltung des Kreisrahmens findet eine deutliche Nachfolge in der Medaillonrahmung des Lamm-Gottes-Reliefs im Tympanon des Kreuzgangportals am Nordwestquerhaus (um 1230) des Domes zu Münster,[755] wo allerdings die kugelbesetzte Rahmenkehle nach außen gerichtet ist.

5.5.1.2. Zur Funktion des Nordquerhausportals

Die Position des Portals im klausurfernen Querarm entspricht der an dieser Stelle bei Zisterzienserklöstern üblichen Totenpforte,[756] doch unterscheidet sie sich von diesen architektonisch äußerst simpel gestalteten und somit nicht hervorgehobenen Pforten durch den hier betriebenen Gliederungsaufwand – der anspruchsvollste am Bau überhaupt, der mutmaßlich sogar das axiale Westportal der Kirche (s.u.) übertraf!

Diese somit von der ‚Norm' deutlich abweichende Gestaltung des Marienfelder Nordquerhausportals erscheint höchst ungewöhnlich und im Kontext zeitgenössischer

[751] Ebd., S. 19, dazu Abb. 19. – Zu Kloster Bronnbach s. auch: FELDTKELLER, Bronnbach, 1955; FRIESE/V. MÜNCHHAUSEN, Bronnbach, 1995; BONGARTZ, Bronnbach, 2000 und v. a. SCHMITT–VOLLMER, Bronnbach, 2007.

[752] Ebd., S. 21, dazu Abb. 20. – Zu Kloster Wiebrechtshausen: THÜMMLER/KREFT, Weserbaukunst, 1970, S. 30–31, 285–286; DEHIO, Bremen/Niedersachsen, 1992, S. 1354–1355; WEGE IN DIE ROMANIK, 1993, S. 247 (Harmen Thies); HÖING, Wiebrechtshausen, 1994.

[753] Ebd., S. 18.

[754] Ebd., S. 19, dazu Abb. 5. – Zu Kloster Amelungsborn s. auch: THÜMMLER/KREFT, Weserbaukunst, 1970, S. 253; MAIER, Amelungsborn, 1990; DEHIO, Bremen/Niedersachsen, 1992, S. 131–133; ASCH, Amelungsborn, 1994; RÖCKENER, Amelungsborn, 1998; UNTERMANN, Forma Ordinis, 2001, S. 291–292.

[755] LOBBEDEY/SCHOLZ, Baugeschichte Münster, 1993, S. 84 erwähnt, dass der Portalsturz nach dem Krieg neu angefertigt wurde, nur „ein Teil des originalen Lammes vom Medaillon, aus dem Schutt geborgen, wurde wieder angebracht". – Leider hat man bei der Erfassung der Bauzier des münsterschen Domes (ebd., S. 218–237) das Medaillon mit dem Lamm Gottes im Tympanon des nordwestlichen Kreuzgangportals offenbar vergessen.

[756] Dazu zuletzt: UNTERMANN, Forma Ordinis, 2001, S. 252.

zisterziesischer Baukunst weitgehend singulär.[757] Zu erklären ist sie möglicherweise durch den in Phase II aufgekommenen Wunsch nach einem repräsentativen Portaleingang, da die Errichtung des axialen Hauptportals in der Westfassade absehbar erst mit einigem Zeitabstand erfolgen würde. Hinzu kommt, dass die Hauptzugangsrichtung zum Kloster und zur Klausur in Marienfeld nicht – wie bei den meisten Zisterzen – von Westen heranführte, sondern von Norden, von der das Kloster tangierenden Straße Münster–Gütersloh–Paderborn, wo demgemäß auch die Klosterpforte neben der bereits vorhandenen, als Pfortenkapelle genutzten Wadenhart-Kapelle angesiedelt war (Kap. C.8.11.5.1.). Entsprechend bildete die Nordflanke der Abteikirche die zum Vorhof mit den Wirtschaftsgebäuden gerichtete Hauptschauseite der Klausurbauten mit der Kirche, wie es noch heute der Fall ist. Dies mag eine aufwendigere Gestaltung des nördlichen Querhausportals begünstigt haben. Der durch das Portal erschlossene Bereich von Nordquerhaus und Seitenschiff war zudem der den Laien zugewiesene Bereich der Klosterkirche (Kap. C.8.9.).

Dieses repräsentative, zur ‚Außenwelt' gerichtete Eingangsportal dürfte neben dem Einzug von Prozessionen an Festtagen insbesondere den feierlichen Empfängen des Ortsbischofs, des visitierenden Vaterabtes aus dem Mutterkloster,[758] der Stifterfamilie und anderer hochrangiger Gäste gedient haben bis zur geplanten Fertigstellung des Westportals. Möglicherweise hat es aber auch danach diese Funktion behalten, da das weniger repräsentative Westportal durch das Anfügen des ‚Richthauses' zu einem unbekannten Zeitpunkt nach 1475 (Kap. C.8.11.2.1.2.) nur noch eingeschränkt, durch den Bau der barocken ‚Abtei' 1699–1702 schließlich gar nicht mehr zu benutzen war. Dies lässt vermuten, dass das Westportal auch in der Zeit des 13.–15./16. Jahrhunderts keine herausgehobene zeremonielle Funktion besaß, sondern diese bei dem älteren und zudem aufwendigeren Nordquerhausportal verblieben war.

5.5.1.3. Der Umkreis und die Nachfolge des Nordquerhausportals

Die prägenden Formen des Marienfelder Nordquerhausportals wurden auch bei drei unmittelbar verwandten oder in der Nachfolge der Marienfelder Abteikirche

[757] Ebd., S. 272 verweist auf die repräsentativen Querhauseingänge der Zisterzienserkirchen im dänischen Løgum (mit Vorhalle) und im kastilischen Bonaval, die beide bezeichnenderweise unvollendet blieben, so dass die Querarmportale ‚ersatzweise' als repräsentative Hauptzugänge ausgebaut wurden. – Ein architektonisch ausgezeichnetes Querhausportal findet sich darüber hinaus an der Klosterkirche im mittelschwedischen Varnhem, doch bleibt es deutlich hinter dem Gliederungsreichtum des Westportals zurück (s.u.).

[758] Diese drei Funktionen eines ‚Hauptportales' nennt UNTERMANN, Forma Ordinis, 2001, S. 268.

stehenden Bauwerken rezipiert, dabei natürlich den eigenen Vorstellungen angepasst und abgewandelt.

Bereits Tröller verwies auf das nördliche Querhausportal der Großen Marienkirche in Lippstadt (Abb. 931; Ostteile um 1190/95–1221/22; siehe Kap. C.10.4.1.3.2.).[759] Es weicht zwar in der Detailausführung deutlich ab – so sind in die Gewände Einzelsäulen eingestellt, die als Fortsetzung einen eingelegten Rundstab tragen – doch entscheidend ist die Übernahme der Grundform mit dem den Portalbogen überhöhenden, von einem Ortganggesims abgeschlossenen Giebelfeld.

Zeitlich nicht genauer bestimmbar sind „ähnliche Dreiersäulen von einem Portal im Domlapidarium in Münster“, die im Dehio-Band ‚Westfalen’ von 1969 zum Vergleich genannt werden und die sicherlich auf das Vorbild des Marienfelder Nordquerhausportals zurückgehen dürften.[760]

In der Nachfolge des Marienfelder Nordquerhausportals steht schließlich auch das nördliche Querhausportal der Zisterzienserkirche im schwedischen Varnhem (Abb. 1246; Kap. C.10.4.2.6.), das in gleicher Weise durch eine Portalrahmung architektonisch ausgezeichnet ist,[761] jedoch in seinen Gestaltungsaufwand deutlich hinter dem als Trichterportal gestalteten Haupt- und Laienportal in der Westfront des nördlichen Seitenschiffes (seit dem Versetzen beim Umbau 1654/74 in der Achse des Mittelschiffs) zurückbleibt (Abb. 1248, 1242). Beide gehören der spätromanischen Ausbauphase der Klosterkirche nach dem Brand von 1234 an, die in vielen Gestaltungen ein Aufgreifen von Marienfelder Formengut erkennen lässt (dazu ausführlich ebd.). Auch die Anregung für die ungewöhnliche architektonische Hervorhebung des Querhauszugangs dürfte unmittelbar auf die Marienfelder Lösung zurückzuführen sein. Dieses Vorbildverhältnis belegt nicht zuletzt auch der in den wesentlichen Grundelementen gleiche Aufbau der beiden Portalrahmungen aus freigestellten Flankensäulchen und den darauf aufruhenden spitzbogigen Archivolten samt dem sie überhöhenden glatten, nur durch ein Ortganggesims akzentuierten

[759] TRÖLLER, Marienfeld, 1935, S. 32–33. – Tröller irrt in Bezug auf das in Lippstadt fehlende Tympanon: Dieses wurde offenbar im 16.–18. Jahrhundert beseitigt, als man den anstehenden Boden aufschüttete und zum Erhalt der Durchgangshöhe das Bogenfeld zur Türöffnung hinzunehmen musste, wie es auch bei den anderen Portalen der Kirche der Fall ist; vgl. STROHMANN, Lippstadt, 1998, S. 511–515.

[760] DEHIO, Westfalen, 1969, S. 317.

[761] EDENHEIM/ROSELL, Varnhem, 1982, S. 25, 248–249, dazu Fig. 32; KARLSSON, Varnhemsgruppen, 1983, S. 152–153, dazu Bild 16; KARLSSON/SIGSJÖ, Varnhem, 1987, S. 30, 36.

Giebelfeld. Selbst die seltsam unorganische, nicht aus den Flankensäulchen heraus entwickelte, sondern völlig eigenständige Ausbildung der rundstabartigen Archivolten lässt sich auf das Marienfelder Vorbild zurückführen.[762] Neu eingeführte Motive sind hingegen die Löwen als Träger des äußeren Archivoltenwulstes und der polylobe Bogen anstelle des Tympanonfeldes.[763] Für letzteren könnte die fast identisch gestaltete Bogenrahmung der aus dem Beginn des 13. Jahrhunderts stammenden Totenpforte am Nordquerhaus der Zisterzienserabteikirche in Orval/Ardennen (Abb. 1391) als mögliches Vorbild gedient haben.[764]

5.5.2. Das Kreuzgangportal

In der Westwand des südlichen Querhausarms, im Anschluss an den Diagonaldurchgang zum Langhaus und dadurch etwas aus der Mittelachse nach Süden verschoben, stellt ein Portal die Verbindung von der Kirche zum Kreuzgang her, wobei sich seine Schauseite dem Kreuzgang zuwendet (Abb. 252–257).[765] Auch hier wurde die Portalanlage bis auf die Schäfte der Flankensäulchen vollständig aus Osning-Sandstein gefertigt. Sie entstand zusammen mit dem umliegenden Mauerwerk in Bauphase II, dürfte jedoch später einige Veränderungen erfahren haben (s.u.).

Wie beim Nordportal wird auch hier die eigentliche Portalöffnung von 2,38 m Höhe und 1,47 m Breite von monolithen Türpfosten eingefasst,[766] die ihrerseits die ebenfalls monolithe Tympanonplatte tragen, die in diesem Falle einen halbrunden Abschluss aufweist, während die Bogenfelder des Portals beidseitig spitzbogig ausgebildet sind,

[762] Die Vorbildlichkeit des Marienfelder Nordquerhausportals für das entsprechende Portal in Varnhem ist bisher nirgends in der betreffenden Literatur erkannt worden, obwohl seit Thümmlers Aufsatz von 1967 (THÜMMLER, Visby–Varnhem, 1967) die Vorbildwirkung Marienfelds auf Varnhem bekannt ist. So führt KARLSSON, Varnhemsgruppen, 1983, S. 158–162 als Vorbilder für die Portalgruppe Varnhem–Skövde–Lund nur das Nordportal von St. Ägidius in Wiedenbrück (um 1250/59) und das Westportal von St. Nicolai in Lemgo an (um 1210/15 – um 1250) sowie bzgl. der Löwen das Westportal von St. Severus in Boppard (E. 12. Jahrhundert).

[763] Für die Löwen sei als Vorbild neben Boppard (s. vorherige Anm.) auch auf das Portal in der Nordvorhalle (heute Sakristei) von St. Andreas in Köln (um 1210/20) verwiesen; polylobe Bögen finden sich lt. ARENS, Tympana, 1982, S. 33 häufiger an zisterziensischen Kirchenportalen.

[764] Diese behandelt in ORVAL, 1970, S. 41, Kat. Nr. 14 (P. Chr. Grégoire), dazu Abb. 8.

[765] Das Kreuzgangportal behandelt bei: LÜBKE, Westfalen, 1853, S, 144; NORDHOFF, Kreis Warendorf, 1886, S. 141; RICHTER, Beschreibung (Ms), 1918, S. 2; TRÖLLER, Marienfeld, 1935, S. 33; DEHIO, Niedersachsen und Westfalen,1935/1949, S. 369; HÖLKER, Kreis Warendorf, 1936, S. 219/221; HOLLÄNDER, Marienfeld, 1950, S. 15; WERLAND, Chronik, 1968, S. 68; DEHIO, Westfalen, 1969, S. 318; SCHULZE, Klöster, 1982, S. 383; LINKE, Marienfeld, 1994, S. 50–51; STROHMANN, Wandnische, 1995, S. 236, Anm. 21; LECHTRECK, Kirchen 2005, S. 60; KOHL, Marienfeld, 2010, S. 25; KEMPKENS, Marienfeld, 2011, S. 24–25; DEHIO, Westfalen, 2011, S. 401.

[766] Die Maße der beiden Türpfosten betragen (in cm): A: nördlicher Pfosten: H: 238; B: 49; T: 31 + 7 (Rücksprung für Türanschlag); B: südlicher Pfosten: H: 238; B: 49,5; T: 31 + 12 (Rücksprung für Türanschlag). – An beiden Pfostenblöcken befindet sich an der zum Durchgang gerichteten Schmalseite in 66 cm Höhe über dem heutigen Fußbodenniveau eine waagerechte Furche in der Art einer angedeuteten Fuge, deren Bedeutung jedoch unklar bleibt.

so dass Zwickelflächen entstanden, die mit Putz ausgefüllt wurden.[767] Dies könnte darauf hindeuten, dass anfänglich ein Rundbogenabschluss geplant war und erst im Verlaufe der Bauarbeiten die Entscheidung für den Spitzbogenabschluss fiel.

Die Einfassung des Portals erfolgt seitlich durch rechtwinklig zurückgestufte Gewände aus Quaderblöcken,[768] in deren Winkel jeweils ein Flankierungssäulchen eingestellt ist (Abb. 254, 255). Auf einem gemeinsamen Sockel aus Platte und Schräge erhebt sich als Unterbau der Säulen eine hohe Platte, auf der die mit Eckblättern versehene attische Säulenbasis (Kap. C.6.1.3.) aufruht.[769] Wie beim Nordportal sind auch hier die überschlanken Säulenschäfte durch einen Wirtel in ein unteres Drittel aus Osning-Sandstein und in einen oberen, aus Baumberger Sandstein gefertigten Schaftteil unterteilt.[770] Diesen schließt der Halsring[771] des schmalen, jedoch oben weit ausladenden Kelchblockkapitells ab (Kap. C.6.2.2.1.). Dabei binden die Sockel und die Werkstücke der Säulenbasen samt den zugehörigen Platten sowie die Kapitellwerkstücke in die Quaderlagen der Gewände ein, während die Schaftstücke der Säulen separat gefertigt wurden.

Über den Säulenkapitellen setzen unmittelbar, das heißt ohne eine trennende Kämpferplatte, die Archivolten des einfassenden Bogens an. Die Bogenlaibungen sind an den Kanten abgeschrägt und mit einem Rundstab versehen, der als Röllchenfrieswulst gestaltet ist. Das Zentrum des Bogenfeldes (Abb. 253) nimmt heute eine gotische Madonnenfigur ein, die auf einer Prophetenkonsole steht, welche in nur geringem Abstand über dem Türsturz in die Tympanonplatte eingelassen wurde. Im Bereich des gemalten Strahlenkranzes der Madonna zeichnet sich ein kreisrunder Bereich ab (Ø 81,5 cm), der sich durch seine vertikale Struktur deutlich von dem feinen, überschliffenen Diagonalschlag des übrigen Tympanonfeldes unterscheidet

[767] Die Breite der Osning-Sandsteinplatte, aus der das Tympanon gefertigt wurde, misst 215+x cm, seine maximale Höhe (= Radius) 114 cm, die Scheitelhöhe des Bogenfeldes jedoch 147 cm! Die Tiefe des Werkstücks beträgt 36 cm, die Tiefe des Türsturzes 31 cm.

[768] Nachfolgend sind die einzelnen Höhenmaße (in cm) der Werksteinlagen der beiden Portalgewände aufgeführt: A: nördliches Gewände: 1. 20+x (Sockel mit Schräge); 2. (zugleich Basisquader) 32,5; 3. 33,5; 4. 31; ; 5. 47; 6. 23; 7. (Kapitellblock) 36,5. – B: südliches Gewände: 1. 15+x (Sockel mit Schräge); 2. (zugleich Basisquader) 32,5; 3. 38; 4. 38; ; 5. 30,5; 6. 27; 7. (Kapitellblock) 36,5.

[769] Die Maße der Einzelelemente der je 32,5 cm hohen Werkstücke betragen (in cm): A: nördliche Säule: 1. Platte: 15; 2. Basis 17,5; B: südliche Säule: 1. Platte: 15,5; 2. Basis 17.

[770] Die Werkstücke der unteren Schaftteile aus Osning-Sandstein messen (in cm): A: im Norden: H: 41,5; Ø: unten 15, oben 14,5; Schaftring: H: 3; Ø 17. B: im Süden: H: 41; Ø: unten 15,5, oben 14,5; Schaftring: H: 3; Ø 17. Die Maße der oberen Partien der Säulenschäfte aus Baumberger Sandstein betragen: A: im Norden: H: 92; Ø: unten 13, oben 11; B: im Süden: H: 91; Ø: unten 13,5, oben 11.

[771] Nord- und Südseite jeweils: H: 3 + 0,5; Ø 16.

(Abb. 256).[772] Hier dürfte sich ehedem wie beim Nordportal ein erhaben gearbeitetes Kreismedaillon befunden haben, zu dessen Binnengestaltung – möglicherweise existierte auch hier eine Kreuzdarstellung – sich jedoch keinerlei Hinweise mehr erhalten haben.

Im Zusammenhang mit dem Neubau des Kreuzgangnordflügels um 1300–1305/10 wurde die Prophetenkonsole in das Tympanonfeld eingefügt, die dieselben Stilformen wie die Schlusssteine und Kapitelle des Kreuzgangflügels zeigt. Vermutlich trug sie bereits damals eine Statue der Kirchenpatronin – die heutige Madonnenfigur aus Baumberger Sandstein gehört allerdings erst in die Zeit um 1385/90.[773] Sie gehört einer geschlossenen Gruppe von westfälischen Bildhauerwerken des späten 14. Jahrhunderts an, die derselben, parlerisch geprägten Werkstatt entstammen dürften. Zu ihnen zählt auch der figürliche Reliefgrabstein (nach 1383) des Serk von Bak und seiner Gemahlinnen Irmgard Wendt und Gode Korff im südlichen Chorumgang der Marienfelder Klosterkirche,[774] mit dessen Anfertigung die Portalmadonna in unmittelbarem Zusammenhang stehen dürfte.

Bei eingehender Betrachtung des Portals fallen einige Unstimmigkeiten und Brüche auf, die auf spätere Veränderungen an der Portalanlage hindeuten: Am auffälligsten sind die Ansätze weiterer Kapitelle an den vorderen Ecken der Säulenkapitelle, die nur sehr mühsam und nicht ohne Verwerfungen auf die Flucht der Gewändequader zurückgearbeitet wurden (Abb. 255, 257).[775] Die abschließende Oberflächenstrukturierung der betreffenden Quaderflächen mit der Glattfläche ist so

[772] Die Glättung ist im Bereich hinter der Madonna deutlich grober – man rechnete also von Anfang an damit, dass diese Partie durch eine Statue verdeckt werden würde und führte sie weniger sorgfältig aus. – LINKE, Marienfeld, 1994, S. 50/51 ist bisher der einzige, der auf die abgearbeitete Kreisscheibe aufmerksam gemacht hat.

[773] KARRENBROCK, Steinskulptur, 1992, S. 126–127, Kat. Nr. 3, vgl. auch S. 124–125, Kat. Nr. 2 sowie S. 9–10, dazu Fig. 1, 2. – Die von einem gotischen S-Schwung bestimmte Statue zeigt Maria als Himmelskönigin mit Krone und dem Jesuskind auf dem Arm, das nach einem Vogel (Stieglitz) greift; das Attribut in der Linken Mariens ist heute verloren. Der Mantel, der über ihr Kleid gelegt ist, bildet weiche, lockere Falten aus und läuft wie das Kleid in großzügigen Faltenbahnen auf dem Boden aus. Der Gesichtstypus mit der hohen Stirn, den gescheitelten Haaren und den gewölbten Augäpfeln gemahnt an Werke des Parler-Kreises und findet sich auch bei einer geschlossenen Gruppe von Bildhauerwerken des späten 14. Jahrhunderts in Westfalen, die alle derselben, parlerisch geprägten Werkstatt entstammen dürften: eine Verkündigungsgruppe und die Figuren der Kirchenpatrone Johannes Baptist und Johannes Evangelist in St. Johann in Osnabrück, eine Statue des hl. Benedikt in der Überwasserkirche in Münster sowie das Doppelgrabmal Ottos zur Lippe und seiner Gemahlin Ermgard von der Mark in der Lemgoer Marienkirche (um 1376/78), schließlich der figürliche Reliefgrabstein (nach 1383) des Serk von Bak und seiner Gemahlinnen Irmgard Wendt und Gode Korff in Marienfeld.

[774] Zu den einzelnen Werken s. die Angaben in der vorherigen Anm. und KARRENBROCK, St. Johann, 1992, S. 60–65.

[775] Bereits RICHTER, Beschreibung (Ms), 1918, S. 2 weist auf die abgearbeiteten Kapitellansätze hin und schließt daraus auf Dreisäulenbündel wie beim Nordportal, was jedoch von der Kapitellform und der Gesamtdisposition her auszuschließen ist.

flächendeckend vorgenommen worden, dass sich keine erkennbaren Spuren der ehemals vorhandenen Kapitellstruktur erhalten haben. Daher muss deren genaue Form unklar bleiben – entweder handelte es sich um Kapitelle eines weiteren Säulenpaares (wobei Dreisäulenbündel auszuschließen sind), oder den Gewändestirnen entsprangen Kapitellkonsolen. Möglich sind auch Kapitelle als Abschluss von pilasterartigen Vorlagen.[776] Darauf könnte unter Umständen ein Befund am südlichen Basenwerkstück hindeuten: Hier findet sich in 12 cm Abstand von der Gewändekante eine vertikale Linie mit anschließender flacher Stufe – vielleicht ein Überrest einer abgearbeiteten weiteren Stufung des Portalgewändes, etwa in der Form einer Vorlage. An den übrigen Gewändequadern haben sich aber leider keine entsprechenden Befunde erhalten, was jedoch mit einer vollständigen Neuüberflächung zusammenhängen könnte.

Eine weitere Auffälligkeit ist der Höhenversprung von Kapitelloberkante und der Linie des Türsturzes – der Abstand beider Linien dürfte das Maß einer verlorenen Kämpferzone bezeichnen. Ergänzt man die auch architektonisch als Abschluss der Säulen notwendigen Kämpferplatten, ergibt sich eine einheitliche Basislinie für das Tympanon und die rahmenden Archivolten. Der halbrunde Abschluss der Tympanonplatte deutet auf eine anfängliche Konzeption als Rundbogenportal, doch dürfte diese Planung schon während der Bauausführung aufgegeben worden sein, worauf nicht zuletzt der spitzbogige Überfangenbogen auf der Portalinnenseite hindeutet. Unklar bleibt jedoch, ob die heutige spitzbogige Form der Archivolten bereits bei der Bauausführung in Phase II eingeführt wurde oder erst bei einem späteren Umbau. Hinweise auf einen solchen Umbau sind der in Bauphase II fast undenkbare Verzicht auf die Kämpfersteine und die unterschiedliche Qualität der Oberflächenbearbeitung auf den Bogensteinen: So zeigen die beiden jeweils untersten Werkstücke eine feine Glättung, während insbesondere die Bogensteine zu seiten des Scheitelsteins deutlich gröber bearbeitet wurden – möglicherweise ein Hinweis auf eine spätere Anfertigung. Hinzu kommt, dass die oberen Bogensteine, insbesondere bei der südlichen Archivolte, leicht verkeilt gegenüber den unteren Steinen versetzt wurden, was zu einem Knick in der Bogenlinie führt. Dies könnte

[776] Bereits STROHMANN, Wandnische, 1995, S. 236, Anm. 21 kommt zu ähnlichen Überlegungen: „Möglicherweise hat man hier eine weitere Säule, eine Wandvorlage oder einen Kämpfer entfernt, die den Rundbogen über der Nische stützten."

darauf hinweisen, dass die unteren Bogensteine für einen deutlich flacheren Spitzbogen gefertigt wurden, wie er auch beim Nordportal begegnet.

Betrachtet man die genannten Befunde und Indizien in der Gesamtschau, so lassen sie erkennen, dass an der Portalanlage massive Veränderungen stattgefunden haben. Die abgearbeiteten äußeren Kapitelle könnten in Zusammenhang stehen mit den Gewölbeauflagern des spätromanischen Kreuzganges, die mit dem heutigen gotischen Neubau des Kreuzgangnordflügels um 1300–1305/10 überflüssig wurden. Da im selben Zusammenhang auch der Gewölbeanschlag und die Schildbogenfläche, die das Portal einfasste, rückgearbeitet und geglättet werden mussten, nahm man offenbar auch massivere Veränderungen an der Bogenzone des Portals vor: Mutmaßlich baute man die gesamten Archivolten ab und entfernte auch die Kämpferplatten, um dann unter Verwendung der alten, aber auch neu angefertigter Bogensteine einen deutlich zugespitzteren, ‚gotischeren' Portalbogen, wie er den Vorstellungen der Zeit um 1300 entsprach, zu errichten und die Wandfläche darüber neu aufzuführen. Gesicherte Ergebnisse wird aber erst eine genaue Untersuchung der angrenzenden Wandflächen ergeben, bei denen weitere aufschlussreiche Befunde unter Putz und Farbe zu erwarten sind.

Sicher der Zeit des Umbaues um 1300–1305/10 zuzuweisen ist die damals in die Tympanonplatte eingefügte Prophetenkonsole und die damit einhergehende Rückarbeitung des Kreismedaillons. Die heute auf ihr ruhende Madonnenstatue wurde um 1385/90 hinzugefügt – offensichtlich als Ersatz für eine ältere. Der sie hinterfangende, gemalte ovale Strahlenkranz aus dunkelroten, geraden und gewellten Strahlen auf hellrotem Grund dürfte spätestens dem 15. Jahrhundert angehören.

Die zum Kirchenraum gerichtete Seite des Portals (Abb. 258–260) ist als schlichte, 190,5 cm breite und 76–78 cm tiefe Portalnische mit rechtwinkligen Gewänden ausgebildet, wobei die Quadersteine des nördlichen Gewändes gleichzeitig dem Gewände des daneben mündenden Diagonaldurchganges angehören. Der sich absatzlos anschließende spitze Portalbogen wurde wie die Gewände darunter nur im vorderen Bereich aus Sandsteinquadern gemauert,[777] die restliche Laibung ist verputzt.

[777] Die Maße der Quaderlagen der inneren Portalnische betragen (in cm): A: nördliches Gewände, dessen Breite durchweg 35,5 cm beträgt: 1. H: 44,5; T: a: 42; b: 32; 2. H: 47; T: a: 21,5; b: 52,5 (S); 27,5 (N); 3. H: 41; T: 46,5 (S), 39 (N); 4. H: 44; T: 33,5+x (S); 27+x(N); 5. H: 37; T: 59+x; 6. H: 26,5; T: 19,7; 7. (= Bogenansatz Portal) H: max. 33; T: 55,5+x. Ab hier spalten sich die Quaderlagen auf: Der südliche Teil wird als Bogenlaibung des Kreuzgangportals fortgeführt (s.u.), der nördliche Teil als südliches Gewände des Diagonaldurchganges: 8B. H:

Ebenso wurde, wie erwähnt, die spitzbogige Zwickelfläche über der halbrunden Tympanonplatte mit Putz angeglichen. Die Tympanonplatte selbst weist wie auf der Außenseite einen feinen, überschliffenen Diagonalschlag auf.

5.5.2.1. Typologische und stilistische Einordnung des Kreuzgangportals

Das Kreuzgangportal erweist sich in seiner Ausgestaltung als leicht reduzierte Zweitfassung des Nordquerhausportals: So zeigt es denselben Grundaufbau aus einfacher innerer Portalnische, der von monolithen Türpfosten gerahmten Portalöffnung mit dem ebenfalls monolithen, bis auf ein Kreismedaillon ungegliederten Tympanonfeld und einer Rahmenarchitektur aus einem Spitzbogen mit Rundstab, der auf Gewändesäulchen aufruht. Diese sind auch hier äußerst schlank und mit Wirteln versehen und weisen gleichfalls den Materialwechsel von Osning-Sandstein und Baumberger Sandstein auf. Im Unterschied zum Nordportal handelt es sich hier jedoch nicht um Dreisäulenbündel, sondern um Einzelsäulen, deren Kapitellzone allerdings mit weiteren, heute nicht mehr genauer zu bestimmenden Stütz- oder Konsolelementen in Verbindung standen. Zudem gibt es hier kein abschließendes Giebelfeld, da es sich um ein in einem Innenraum liegendes Portal handelt.

Das Formenrepertoire des Kreuzgangportals bis hin zu den gewirtelten Säulenschäften ist also dasselbe wie beim etwa gleichzeitig errichteten Nordquerhausportal. Durch seine aufwendige Gestaltung vertritt es einen ähnlichen Anspruch wie dieses, die ablesbaren Vereinfachungen lassen jedoch die Rangabstufung gegenüber dem als Hauptportal genutzten Nordquerhausportal erkennen.

53; B: 16,5 bis 21,5; T: 29,5; 9B. H: 42; B: 26,5 bis 38, T: 62; 10B. H: 30,5; B: 55,5; T: 28. – B: südliches Gewände, dessen unterschiedlich weit einbindenden Quader einheitlich bis zu einer Breite von 29 cm übertüncht sind: 1. H: 28,5; B: 34,5; T: a: 57; b: 12; 2. H: 42; B: 41; T: a: 36; b: 32; 3. H: 50,5; B: 33,5+x; T:65; 4. H: 47; B: 62; T: 40,5; 5. H: 44; B: 30+x; T: 62; 6. H: 31; B: 48+x; T: 30,5. – Die darüber ansetzenden Laibungen des inneren Portalbogens sind nördlich aus drei südlich aus vier Bogensteinen sowie einem asymmetrischen Scheitelstein gebildet. Die Sandsteinquader zeigen jeweils an den Sichtflächen eine sorgfältige Oberflächenbearbeitung mit Randschlag und überschliffener Glattflächung. Da der Randschlag an der Außenkante der Bogenstirn fehlt, ist anzunehmen, dass sich die in einer Breite von 28–30 cm sichtbaren Quader jenseits der vereinheitlichenden Putzkante noch fortsetzen. – Die Maße der einzelnen Bogensteine betragen (in cm): A: nördliche Laibung: 1. = 7. (s.o.); 2. (8A) H: max. 84,5; B: max. 36,5; T: 50+x; 3. (9A) H: 56/64; B: 28; T: 45. – B: südliche Laibung: 1. H: 64,5/75,5; B: 41,5+x; T: 55; 2. H: 56/53; B: 27+x T: 58; 3. H: 36,5/42; B: 29,5; T: 40,5+x; 4. H: 33,5/38; B: 28; T: 62. – Der asymmetrisch mit einem langen nördlichen und einem sehr kurzen südlichen Schenkel ausgebildete Scheitelstein besitzt eine Breite von max.57 cm, die Scheitelhöhe beträgt 28 cm; T: 45 cm.

Das einzige Schmuckmotiv, das sich nicht am nördlichen Querhausportal findet, ist der Röllchenfrieswulst, den man hier zur Ornamentierung des Kantenrundstabes verwendete. Das Motiv des Röllchenfrieses findet sich in Marienfeld an der Piscina im Hochchor, an den Schmuckkonsolen der östlichen Vierungspfeiler, an der Grabtumba Bischof Hermanns II. von Münster sowie am Kantenwulst und dem Wulstkämpfer der benachbarten Wandnische – allesamt Werke, die gegen Ende der Bauphase III, um 1220/30, entstanden sind (Kap. C.4.3.5.5.). Hinzu kommt noch die östliche Sechspassrosette der Burgkapelle Rheda (Kap. D.5.8.3.1.), die gemäß der hier erarbeiteten relativen Chronologie für Marienfeld und Rheda etwa in dieselbe Zeit, um 1220 (Kap. D.4.5.2.), datiert werden kann.

In Bauphase II, der das Kreuzgangportal unzweifelhaft angehört, lässt sich hingegen an keinem anderen Bauteil ein Röllchenfries nachweisen – offenbar wurde dieses Ziermotiv erst in Bauphase III von einem eigens berufenen, auf derartige bauplastische Details spezialisierten Bildhauer – hier als ‚Röllchenfriesmeister' bezeichnet – in das Formenrepertoire der ‚Marienfelder Bauhütte' eingeführt. Dies lässt vermuten, dass der Röllchenfries erst nachträglich, in Phase III, in den zunächst glatten Rundstabwulst der Portalrahmung geschlagen wurde, was der Befund zu bestätigen scheint: So läuft die Röllchenstruktur in den Randbereichen des Wulstes zu den anschließenden Schrägen seltsam unmotiviert aus und lässt dort noch klar die runde Grundform des Wulstes erkennen, während dies bei den übrigen, zuvor genannten Röllchenfrieswülsten der ‚Marienfelder Bauhütte' nicht der Fall ist. Dies spricht dafür, dass der Röllchenfries erst nachträglich – das heißt vor Ort vom Gerüst aus, von dem aus deutlich schwieriger zu arbeiten war – in den ursprünglich glatten Kantenwulst eingeschlagen wurde. Motiviert wurde diese Maßnahme offensichtlich durch die Absicht, dadurch eine optische Angleichung des Kreuzgangportals an die Gestaltungsformen der benachbarten, jedoch etwas jüngeren Wandnische (Kap. C.7.3.) zu erreichen und so zu einer Vereinheitlichung dieser beiden mit hohem Bedeutungsgehalt aufgeladenen Architekturelemente im östlichen Kreuzgangflügel beizutragen.

5.5.2.2. Zur Funktion des Kreuzgangportals

Die architektonische Auszeichnung des Kreuzgangportals mittels gewirtelter Gewändesäulchen, Röllchenfrieswulst als Kantenwulst der Archivolten und Kreismedaillon im Tympanon erklärt sich aus der Bedeutung des Portals für den Konvent: Es war der Hauptzugang der Priestermönche vom Klausurbereich in die Kirche, nur für die Nachtgebete benutzten sie einen eigenen Zugang aus dem Dormitorium (s.u., Kap. C.5.5.6.). Entsprechend wurde das auch als ‚Mönchsportal' bezeichnete Kreuzgangportal in Zisterzienserklöstern aufwendig ausgestaltet.[778]

Die Position in der Westwand des klausurseitigen Querarms ist dabei eher ungewöhnlich, üblich ist meist eine Portalöffnung in der Wand des Seitenschiffs, angeordnet in der Achse des östlichen Kreuzgangflügels.[779] Ein Portal in der Westwand des klausurseitigen Querarms findet sich vornehmlich in der Frühzeit, etwa in Pforta (Schulpforte) bei Naumburg (Bau I, nach 1137),[780] sowie bei einschiffigen Bauten, deren Langhauswände durch das Chorgestühl verstellt waren, etwa in Le Pin im Poitou (Vienne) oder halt hier in Marienfeld,[781] wo der Kreuzgang jeweils unmittelbar an der seitenschifflosen Südwand des Hauptschiffes entlangläuft und das Mönchsportal daher die beschriebene Position erhielt.

5.5.3. Die beiden Westportale und die Westvorhalle

In der Westfassade, in den Stirnseiten des Hauptschiffes und des nördlichen Seitenschiffes, befanden sich zwei weitere Portale, das axiale Hauptportal und die Laienpforte, von deren ursprünglicher Gestaltung heute jedoch nur noch einige Überreste zeugen.

5.5.3.1. Das Westportal in der Achse des Hauptschiffes

Die Westfassade der Kirche ist heute weitgehend durch den 1699–1702 in Mittelschiffbreite davorgebauten Abtsflügel verstellt. Im angrenzenden Kellerraum des Barockbaues zeichnen sich jedoch noch Spuren des ehemaligen Westportals ab (Abb. 161–162; siehe Kap. C.4.3.5.3.), das in der Achse des Hauptschiffes

[778] So UNTERMANN, Forma Ordinis, 2001, S. 249.
[779] Ebd.
[780] Ebd., dazu Abb. 118.
[781] Ebd. und S. 261.

angeordnet war.[782] Die eigentliche, in einer tieferen Wandebene liegende Portalöffnung ist heute westseitig von Füllmauerwerk verdeckt, die Unterbrechung und der umknickende Verlauf von Fundament und Sockelzone der angrenzenden Wandpartien lassen jedoch erkennen, dass das Westportal von einer rahmenden, 267 cm breiten Portalnische umgeben war.[783] Ihre aus Quaderblöcken gebildete südliche Gewändekante ist noch im Ansatz ablesbar, während die nördliche heute durch einen Gewölbeanfänger des barocken Kellergewölbes völlig verdeckt ist.[784]

Auf der Innenseite der Hauptschiffwestwand zeichnen sich unter den heutigen dicken Putz- und Tüncheschichten vage die Umrisse der inneren, ebenfalls zugesetzten Portalnische ab, für die eine Breite von ca. 212 cm erschlossen werden kann (Kap. C.4.3.5.3.),[785] während die lichte Weite der eigentlichen Portalöffnung dagegen bislang unbekannt bleiben muss – erschließbar ist eine Weite von ca. 170 cm, präzisere Angaben dazu werden aber erst nach einer partiellen Entfernung des Füllmauerwerks möglich sein.

Gleiches gilt für Mitteilungen zur architektonischen Detailgestaltung der äußeren Portalrahmung. Denkbar erscheint jedoch, dass in die Winkel der äußeren Portalnische Flankierungssäulchen eingestellt waren, die mutmaßlich einen das Bogenfeld rahmenden Wulst trugen. Dahingehende Befunde dürften jedoch stark gestört und nur noch fragmentarisch erhalten sein, da im Zuge der Errichtung des barocken Abtsflügels etwa in der Höhe, wo das Bogenfeld des Westportals zu erwarten ist, ein Türdurchlass durch die Westwand gebrochen wurde als Zugang zur barocken Abtsloge unter der Orgelempore.

5.5.3.1.1. Zur Funktion des axialen Westportals

Auch wenn das Westportal z. Zt. in seinem Erscheinungsbild nur vage erschließbar ist, lässt sich aber dennoch deutlich ablesen, dass es in seinen Dimensionen und seinem

[782] Das ehemalige Westportal lediglich erwähnt bei: RICHTER, Beschreibung (Ms), 1918, S. 3; HÖLKER, Kreis Warendorf, 1936, S. 216–218 im Text nicht genannt, aber in Abb. 303 dargestellt; QUEDNAU/KORN/SIGRIST, Westrose, 1986, S. 38/39 (U. Quednau); LINKE, Marienfeld, 1994, S. 54.

[783] Obwohl die nördliche Gewändekante heute völlig verdeckt ist, kann ihre Position durch den vollständig erhaltenen Eckstein des Sockelprofils doch sicher erschlossen und so die Nischenbreite ermittelt werden.

[784] Während für die nördliche Gewändekante daher keinerlei Angaben gemacht werden können, sind zumindest die vier unteren, über dem Sockel liegenden Quader der südlichen Gewändekante bis zum Anschluss des Kellergewölbes einsehbar (Maße in cm): 1. 20,5; 2. 40,5; 3. 32,5; 4. 32,5 (?, evtl. auch noch höher). – Eine ausführliche Beschreibung der Befunde in Kap. C.4.3.5.3..

[785] Dort, v. a. in Anm. 453, auch eine genaue Vorstellung der bisher ablesbaren Befunde.

Gestaltungsaufwand eher bescheiden war, wie es den Baugepflogenheiten der Zisterzienser entsprach, die in ihren Westfassaden bewusst unbetonte, wenig repräsentative Portale errichteten oder gar ganz auf diese verzichteten.[786] In Marienfeld kommt jedoch noch der Umstand hinzu, dass das Westportal in seiner Breite und seiner architektonischen Ausgestaltung, die ohne vortretende Portalrahmung auskommt, deutlich hinter dem Nordquerhausportal zurückbleibt. Dieses scheint, wie bereits oben angedeutet, während der Bauzeit, aber auch danach, die Funktion als repräsentatives Hauptportal übernommen zu haben. Das axiale Westportal dürfte demnach nur selten, zu besonderen Anlässen, geöffnet worden sein, etwa bei Prozessionen oder dem feierlichen Einzug des Ortsbischofs.[787]

Darüber hinaus war das Westportal einer Kirche oftmals der Ort für die Gerichtsstätte – in Marienfeld noch indirekt ablesbar an dem später hier, unmittelbar vor der Westfassade, zu findenden ‚Richthaus' als Teil des Pfortengebäudes (Kap. C.8.11.2.1.2.), das möglicherweise aus der mutmaßlichen Vorhalle entstanden war (s.u.). Mit dem Ausbau dieses zweigeschossigen Komplexes zu einem unbekannten Zeitpunkt nach 1475 war das Westportal dann allerdings nur noch eingeschränkt zu benutzen. Spätestens beim Bau des barocken Abtsflügels 1699–1702 wurde der axiale Zugang zur Kirche dann schließlich ganz aufgegeben. Diese Maßnahme markiert somit den Abschlusspunkt einer zunehmenden Abwertung des Westportales, doch dürfte die zeremonielle Bedeutung des Portals auch in der Zeit des 13.–15./16. Jahrhunderts nicht allzu groß gewesen sein, man wird vielmehr bei entsprechenden Anlässen zumeist das repräsentativere Nordquerhausportal bevorzugt und das westliche Hauptportal vornehmlich bei Zeremonien mit dezidiert axialem Ein- und Auszug genutzt haben.

5.5.3.2. Die Laienpforte zum nördlichen Seitenschiff

In der gequaderten Westfront des nördlichen Seitenschiffs haben sich südlich neben der axialen barocken Portalöffnung von 1714 noch Überreste vom südlichen Gewände und anschließendem Bogenansatz einer kleinen, wohl ehemals spitzbogigen

[786] S. dazu UNTERMANN, Forma Ordinis, 2001, S. 267–272.

[787] Vgl. die ebd., S. 267 genannten Funktionen eines ‚Hauptportales' in der Westfassade, die hier jedoch vornehmlich für das Nordquerhausportal in Anspruch genommen werden sollen (s.o.).

Eingangspforte erhalten (Abb. 79–80; vgl. Kap. C.4.3.5.3.).[788] Die genaue Formgebung des Gewändes kann aufgrund der barocken Vermauerung mit großen Quadersteinen nicht genauer eruiert werden, doch dürfte es sich um äußert schlichte Formen handeln, vorstellbar ist allein eine einfache Rückstufung. Ebensowenig kann aufgrund des gleichmäßig aufliegenden Verputzes auf der Innenseite der Wand die kirchenseitige Gestalt der Pforte nachvollzogen werden.

Mit einer erschließbaren Höhe von ca. 220–225 cm und einer Breite von ca. 105–110 cm erweist sich die Pforte als auffallend klein dimensionierter, deutlich nachgeordneter Eingang, der zudem aus der Achse des Seitenschiffes nach Süden gerückt ist. Die somit nicht auf Repräsentation angelegte Form und Position sowie die klausurabgewandte Lage der Türöffnung erlauben ihre zweifelsfreie Deutung als ehemalige Laienpforte.[789] Durch sie hatte zu besonderen Anlässen wie etwa dem jährlichen Kirchweihfest die umliegende männliche Bevölkerung die seltene Gelegenheit, die Klosterkirche zu betreten, die in der übrigen Zeit des Jahres allein den Konventsmitgliedern (und gelegentlich hochrangigen Gästen) vorbehalten war – Frauen durften die Kirche nur zur Kirchweihe selbst betreten.[790] Seit der Aufgabe des Konversenportals (Kap. C.5.5.4.) im westlichen Abschnitt der Hauptschiffsüdwand beim Bau des gotischen Kreuzgangnordflügels (um 1300–05/10) dürfte die Laienpforte, zugänglich über die mutmaßliche Westvorhalle (s.u.), zudem noch die Funktion als Zugang für die im Westflügel der Klausurbauten untergebrachten Konversen während der Gebetszeiten übernommen haben.

5.5.3.3. Die mutmaßliche Westvorhalle

Etwas oberhalb der ehemaligen Laienpforte, über dem heutigen, barocken Rechteckportal zeichnen sich im Quadermauerwerk der Seitenschiffwestfront zudem die Überreste zweier Spitzbögen ab, von denen der südliche die vermutlich ehemals axial zu ihm angeordnete Laienpforte überfängt. Die heute auf Wandniveau

[788] Der Bogenansatz befindet sich 142 cm über heutigen Bodenniveau (das mittelalterliche dürfte nur ca. 20 cm tiefer gelegen haben), der erhaltene südliche Bogenlauf ist bis in eine Höhe von 215 cm nachweisbar. – Nachdem LÜBKE, Westfalen, 1853, S. 144 irrtümlich die Schildbögen darüber als „doppeltes Portal“ deutete und NORDHOFF, Kreis Warendorf, 1886, S. 140/141 nur vage Mutmaßungen angestellt hat („Vielleicht hatte das Seitenschiff einst einen Zugang im Westen“) machte erstmals LINKE, Marienfeld, 1994, S. 54 auf diesen Befund aufmerksam: „Die Front des nördlichen Seitenschiffes ist durch den Einbau des wohl zum Umbau von 1714 gehörenden Türgewändes gestört. Eine ältere Öffnung wurde dabei zugesetzt“.

[789] Vgl. dazu UNTERMANN, Forma Ordinis, 2001, S. 268–272.

[790] Zur Zugänglichkeit von Zisterzienserkirchen zuletzt ebd., S. 233, dazu Anm. 1, 2.

zurückgearbeiteten Bogenläufe sind wohl als Schildbögen einer vorgelagerten Vorhalle zu deuten.[791] Ob diese jemals in der geplanten Form ausgeführt wurde, muss zum jetzigen Zeitpunkt ebenso offen bleiben wie die Frage nach ihrer Fortsetzung vor dem Fassadenabschnitt des Hauptschiffes – ein Höhenversprung der Gewölbeanschlagzone kann aber allein schon aufgrund der zu erwartenden Proportionen des Hauptportals (s.o.) angenommen werden. Reste von zugehörigen Fundamentzügen, die nähere Auskunft über Dimensionen und Formgebung der Vorhalle geben könnten, konnten von Hölker nicht nachgewiesen werden[792] – sie wurden vermutlich bereits beim Bau des barocken Abtsflügels 1699–1702 beseitigt, da sie dem vor dem Mittelteil der Westfassade eingetieften Kellerraum bzw. im Abschnitt vor dem Seitenschiff einer dort vorgenommenen Bodenregulierung im Wege waren.

Muss somit die Gesamtform der Vorhalle weitgehend im Unklaren bleiben, so erlaubt doch das Fehlen von Abarbeitungsspuren von Wandvorlagen und das Einbinden der Schildbögen jeweils nur im Bereich des Bogenscheitels den Rückschluss, dass es sich technisch-konstruktiv um eine sekundär der Wandfläche vorgelegte Architektur gehandelt haben muss, die offenbar nur im Bereich der Bogenscheitel in das Mauerwerk eingearbeitet wurde.

Ein mögliches Indiz für die wirkliche Existenz einer der Westfassade vorgelagerten Vorhalle ist der Umstand, dass sich später an dieser Stelle, wie bereits erwähnt, das ‚Richthaus' befand. Dazu schreibt Hermann Hartmann in seiner Klosterbeschreibung von 1708: „Dort, wo sich heute an der Westseite der Klosterkirche der Eingang zum neuen Abtshaus befindet, befand sich einst die Klosterpforte, die Klausur, auch das ‚Richthaus' genannt. Ebendort nämlich pflegten vormals Abt oder Verwalter die Streitigkeiten der ländlichen Bevölkerung zu entscheiden".[793] Das ‚Richthaus',

[791] So bereits LINKE, Marienfeld, 1994, S. 54; LOBBEDEY, Westfalen, 1999, S. 133. – Darauf zu beziehen wohl auch die Bemerkung bei DEHIO, Niedersachsen und Westfalen, 1935/1949, S. 370: „Vorhandensein einer w[estlichen] Vorhalle nicht ganz ausgeschlossen". – LÜBKE, Westfalen, 1853, S. 144 deutete die Schildbögen irrtümlich als Reste eines Doppelportales.

[792] TRÖLLER, Marienfeld, 1935, S. 29 schreibt: „In Marienfeld hat offenbar eine solche [= eine Vorhalle] nicht bestanden. Herr Dr. Hölker, der mit der Neubearbeitung des Inventars des Kreises beschäftigt ist, hat jedenfalls bei vorgenommenen Grabungen kein Fundament gefunden. Anzeichen am Bau, die auf das Bestehen einer Vorhalle schließen ließen, sind nicht vorhanden" – offenbar hatte er die Schildbogenreste an der Seitenschiffwestfront übersehen! – In der Publikation von Karl Hölker selbst (HÖLKER, Kreis Warendorf, 1936) fanden die negativen Grabungsergebnisse leider keine Erwähnung.

[793] BÖHMER/LEIDINGER, Chroniken und Dokumente, 1998, S. 136; lateinisches Original: WIGGER, Antiquitates, 1898, S. 7: „*Ubi ad occiduam templi plagam nunc introitus est in novam abbatiam, ibi quondam erat porta claustri seu clausura, qui locus etiam dicebatur domus juridica* ‚das Richthauß', *eo quod antiquitus ibidem a Domino abbate seu cellerario controversiae rusticorum originariorum decidi solerent*."

vermutlich ein Gerichtsraum im Erdgeschoss des Pfortenhauses, könnte dabei – die Kontinuität des Ortes vorausgesetzt – aus der mutmaßlichen, in der üblichen Weise als Gerichtsstätte vor dem Westportal (s.o.) genutzten Vorhalle hervorgegangen sein,[794] die vermutlich später einen diese Nutzung befördernden Umbau erfuhr: So dürften etwa die zunächst – wie in Maulbronn – mit Arkadenstellungen geöffnet zu denkenden Freiseiten vermauert worden sein. Zu einem nicht genauer bestimmbaren, deutlich nach 1475 anzusetzenden Zeitpunkt wurde dann eine Aufstockung der Vorhalle vorgenommen, deren Dachanschlag sich noch an der Westfassade der Kirche über der Westrose abzeichnet – diese hatte vermutlich noch im ersten Drittel des 16. Jahrhunderts eine neue Außenfassung erhalten, der Anbau kann also erst danach erfolgt sein (Kap. C.5.6.6.). Sofern dieser 1693 durch Brand beschädigte Bauteil noch Teile der spätromanischen Westvorhalle enthielt, wurden diese dann bei dessen Abbruch 1699 zwecks Neubaus des barocken Abtsflügels endgültig beseitigt.

5.5.4. Das Konversenportal

Zusätzlich zum Kreuzgangportal für die Priestermönche führte in fast jeder Zisterzienserklosterkirche ein weiteres, separates Portal vom Klausurbereich in die Kirche: Es diente als Zugang für die Konversen, die ihren Chorraum im Langhaus der Kirche hatten.

In Marienfeld zeichnen sich an der Südwand des westlichen Hauptschiffjoches, ziemlich genau unterhalb des östlichen Fensters des romanischen Doppelfensters im Obergaden, die Überreste einer Portalöffnung ab, die wohl als Konversenportal gedeutet werden kann.[795] Leider ist der Befund durch dicke Tüncheschichten überdeckt, so dass sich die einzelnen Bestandteile nur schemenhaft abzeichnen. Besonders deutlich zu erkennen ist die westliche Bogenlaibung eines mutmaßlich spitzen Bogenverlaufs, dessen Unterkante bis in eine Höhe von 385 cm über Fußbodenhöhe verfolgt werden kann.[796] Diese Bogenlaibung ist aus Werkstücken (wohl aus Osning-Sandstein) gefügt, die jeweils eine Breite von 32 cm besitzen. Leider

[794] Ähnlich äußert sich bereits RENSING, Klosterbauten, 1935, S. 81: „Es ist als sicher anzunehmen, daß dieses Haus [= das Richthaus] als Vorhalle, wie sie bei Zisterzienserkirchen üblich [war], gebaut war“.

[795] So bereits SIGRIST/STROHMANN, Baugeschichtliche Befunde, 1995, S. 196 und ihnen folgend LINKE, Marienfeld, 1994, S. 53.

[796] Der Verlauf des Bogens kann leider z. Zt. nicht weiterverfolgt werden, da dieser Bereich durch ein hier aufgehängtes barockes Großgemälde verdeckt wird.

lässt sich unter dem Bogenansatz nicht mehr die senkrechte Portallaibung verfolgen, ebenso ist die östliche Portalkante momentan nicht auszumachen.

Nicht sicher zu deuten ist auch ein sich abzeichnender senkrechter Riss ca. 43 cm östlich der mutmaßlichen westlichen Portalkante, der bis 293 cm über Fußbodenhöhe hinaufreicht, um dort dann nach Osten über eine Länge von 25 cm waagerecht abzuknicken, ehe er wieder senkrecht und dann diagonal bis zum mutmaßlichen Bogenscheitel hinaufläuft.

Auf der zum Kreuzgang gerichteten Seite der Wand ist dieser Abschnitt durch das zweite Dienstbündel von Westen für die gotische Kreuzgangwölbung verstellt, durch die sehr glatte Tünche auf den Wandflächen zeichnen sich keine eindeutigen Befunde bezüglich einer Portalöffnung ab[797] – erst nach Abnahme der Tüncheschichten sind aussagekräftigere Befunde zu erwarten.

Die Position des Konversenportals im Westjoch des Langhauses entspricht einer von mehreren Möglichkeiten zur Anordnung dieses Einganges, der den Konversen den Zugang zu ihrem Chorgestühl im Westteil der Kirche ermöglichte: In der Außenwand des klausurseitigen Seitenschiffs oder in der Westwand dieses Seitenschiffs, gelegentlich vermittelt über eine offene Westvorhalle oder eine eigene Konversenvorhalle, die vom Seitenschiff abgeteilt war.[798]

In Marienfeld entschied man sich für den klausurseitigen Eingang in der Außenwand des Langhauses, der jedoch mangels Seitenschiff hier unmittelbar ins Hauptschiff mit dem Konversengestühl führte. Die Zuwegung zum Konversenportal aus dem Westflügel der Klausur, der Wohn- und Arbeitsstatt der Laienbrüder (Kap. C.8.11.2.1.2.), erfolgte über den Kreuzgangwest- und -nordflügel[799] – eine auf das

[797] Anders SIGRIST/STROHMANN, Baugeschichtliche Befunde, 1995, S. 196: „Vom Kreuzgang her sieht man an entsprechender Stelle in der Außenwand des Langhauses Putzrisse, die belegen, daß es sich nicht nur um eine Nische gehandelt hat“. Dort in Anm. 157 auch Verweis auf eine dahingehende Bemerkung bei RICHTER, Beschreibung (Ms), 1918, S. 2, die hier zitiert sei: „Im letzten Gewölbejoch des Kreuzgangs ist eine Mauerfuge in der Kirchwand zu erkennen, welche auf eine frühere Verbindung des Kreuzganges mit dem Mittelschiff schließen läßt.“ Richter lokalisiert den Befund ‚im letzten Gewölbejoch’, was der Befundsituation im Kircheninneren widerspräche, doch könnte er damit auch das letzte durchfensterte [= reguläre] Kreuzgangjoch gemeint haben.

[798] Dazu eingehender UNTERMANN, Forma Ordinis, 2001, S. 259–261.

[799] UNTERMANN, Forma Ordinis, 2001, S. 259 nennt einige französische und italienische Klöster ohne Konversengasse mit einer Zuwegung über den Kreuzgang und kommt zu der Auffassung: „Die Konversen haben also nicht selten den Westflügel des Kreuzganges mitbenutzt“. Davon grenzt er jedoch die Klöster im deutschsprachigen Raum ab: „Im deutschen Raum scheint man es vermieden zu haben, daß die Laienmönche auf ihrem Weg zur Kirche den Westflügel des Kreuzganges betraten, auch wenn der Klausur-Westflügel unmittelbar an den Kreuzgang grenzt. Hier gibt es nur selten ein Konversenportal im Kreuzgang-Eckjoch (Bronnbach, St. Urban, Pelplin und Kappel [...])“. Eine absolute räumliche Trennung beider Konvente (Priestermönche und

Konversenportal zuführende, vor der geschlossenen Westwand des Kreuzgangwestflügels entlanglaufende ‚Konversengasse' (wie etwa in Eberbach) hat es in Marienfeld nicht gegeben.[800]

Dieses ursprüngliche Konversenportal wurde, wie die Plazierung des kreuzgangseitigen Dienstbündels deutlich macht, schon beim Bau des hochgotischen Kreuzgangnordflügels unter Abt Ludbertus (1284–1318/20; siehe Kap. C.8.11.3.2.) wieder aufgegeben.[801] Die neue Zuwegung der Konversen während der (nur teilweise absolvierten) Gebetszeiten muss vorerst unklar bleiben – möglich ist eine Mitbenutzung eines der Westportale (am ehesten der Laienpforte) über die mutmaßliche Vorhalle, die im Süden unmittelbar an die nördliche Stirnseite des Konversentraktes angegrenzt haben dürfte (Kap. C.8.11.2.1.2.).

5.5.5. Die Sakristeitür

Etwa in der Mitte der Südquerhausstirnwand, leicht aus der Achse nach Osten verschoben, befindet sich der Zugang zur ehemaligen Sakristei (Abb. 49, 73–74),[802] wie es dem üblichen Schema eines Zisterzienserklosters entspricht.[803] Dies bestätigen auch die Befunde an der Außenseite, die als Gewölbeanschlüsse der spätromanischen Sakristei anzusprechen sind (siehe Kap. C.8.11.2.1.2.).

Die noch heute benutzbare, mit einem modernen Türblatt versehene Öffnung zeigt kirchenseitig ein rechteckiges, barock erneuertes Türgewände, dessen Quadersteine aus Osning-Sandstein offenbar größtenteils wiederverwendete spätromanische Werkstücke darstellen, worauf die (insbesondere nach Norden gerichtete) charakteristische Oberflächenbearbeitung hinweist, die sich von den barocken Scharierungen unterscheidet.[804]

Konversen) ist demnach also nicht allerorten die Regel. Marienfeld ist diesen Beispielen mit einer Zuwegung über den Kreuzgang hinzuzufügen.

[800] Die anderslautenden Behauptungen bei SIGRIST/STROHMANN, Baugeschichtliche Befunde, 1995, S. 197, Anm. 159 sowie ihnen folgend UNTERMANN, Forma Ordinis, 2001, S. 259 entbehren jeder Grundlage. S. dazu ausführlich Kap. C.8.11.2.1.2..

[801] So bereits SIGRIST/STROHMANN, Baugeschichtliche Befunde, 1995, S. 196.

[802] So bereits SIGRIST/STROHMANN, Baugeschichtliche Befunde, 1995, S. 176, dazu Anm. 118 und LINKE, Marienfeld, 1994, S. 34.

[803] Vgl. dazu zuletzt UNTERMANN, Forma Ordinis, 2001, S. 252.

[804] Das heutige, rechteckige Gewände, das aus den beiden Türpfosten, dem Türsturz und der Türschwelle (H: ca. 6–8 cm) besteht, hat folgende Maße (in cm): östlicher Pfosten: H: 211; westlicher Pfosten: H: 212; Türsturz: H: 15; B: 139; Breite der Öffnung: unten: 109, oben 107. – Die Quaderhöhen im einzelnen: A. östlicher Pfosten: 1. 112; 2a. 65,5, 2b. 16,5; 3. 27,5; 4. 42,5; B: westlicher Pfosten: 1. 72; 2. 41,5; 3. 47,5; 4. 42. Die Quader, von denen drei auffälligerweise dem ‚Quadermodul' der Phase I von 42,2 cm nahe kommen, zeigen gerade auf der gen Norden gerichteten Seite vielfach noch die sorgfältige romanische Oberflächenglättung, während die

Die während der Außensanierung 1987 aufgedeckten Befunde auf der Außenseite ergaben jedoch zweifelsfrei, dass die Türöffnung als solche mit dem übrigen Mauerwerk (der Bauphase II) im Verband steht und nicht nachträglich eingefügt wurde.[805] Die sich nach Süden öffnende Türnische weist einen giebelförmigen Sturz aus hochkant gemauerten Backsteinen in der Breite eines Läufers und eines Binders auf. Die leicht schrägt geführten Türlaibungen sind südseitig mit einer Eckverzahnung aus Osning-Quadern versehen, die bei der östlichen Eckverquaderung später abgeschrägt und an der Stirnseite abgearbeitet wurden; ihr westliches Pendant ist nur noch von der Türlaibung her sichtbar, die südliche Stirnseite wird durch einen stehengebliebenen Maueransatz der barocken Klausurgebäude (mit einem älteren Kern) verdeckt. Zudem wurde der westliche Teil des giebelförmigen Sturzes ehedem durch den westlichen Schildbogen der wohl erst gegen Ende der nachfolgenden Bauphase III errichteten Sakristeigewölbe überschnitten.[806]

Die Umgestaltung der Türgewände in der heutigen Form stand in Zusammenhang mit dem barocken Neubau der Klostergebäude, wobei die ehemalige Sakristeitür als Zugang von der Kirche in den erhöht gelegenen, durch eine Treppe erschlossenen Korridor im Osttrakt der Klausurbauten diente.[807]

Durch die barocke Umformung der Türöffnung ging ihre ursprüngliche, spätromanische Form vollständig verloren, sie kann jedoch – mit aller Vorsicht – als Spitzbogenöffnung rekonstruiert werden. Dies legt ein Vergleich mit den entsprechend ausgeformten, benachbarten Öffnungen der Dormitoriumstür (s.u.) und einer Wandnische nahe.

Letztere schließt sich unmittelbar an die alte Sakristeitür an – aufgrund des Verputzes und der dicken Tünchеschichten zeichnen sich z. Zt. allein fünf ihrer Bogensteine ab, die eine ablesbare Breite von 30–31 cm besitzen, die Bogenspitze befindet sich 198 cm über dem heutigen Fußbodenniveau. Das westliche Nischengewände könnte ehemals in direktem Verbund mit der linken Türlaibung gestanden haben.

türseitigen Flächen zumeist nur grob abgearbeitet sind, die jeweils untersten Quader lassen eine Scharierung mit parallelen Riefen erkennen.

[805] S. dazu SIGRIST/STROHMANN, Baugeschichtliche Befunde, 1995, S. 171/176, dazu Abb. 237–240, 242, 292 (Öffnung Nr. 1).

[806] Ebd., S. 177, dazu Abb. 239.

[807] SIGRIST/STROHMANN, Baugeschichtliche Befunde, 1995, S. 184–185, dazu Abb. 256. Vgl. METTE, Klosteranlagen, 1993, S. 44, dazu Textabb. 6 und Abb. 72.

Da an der Außenseite der Querhaussüdwand keine entsprechenden Befunde gemacht werden konnten, ist die Wandöffnung eindeutig als Nische anzusprechen.[808] Sie diente möglicherweise zur Unterbringung von Altargerät (Kelch und Patene, Messbuch etc.), das wohl im Zusammenhang mit der Messfeier am Altar des südlichen Querhauses verwendet wurde (siehe Kap. C.8.9.).

5.5.6. Die Dormitoriumstür

Auf der Innenseite der Stirnwand des südlichen Querhausflügels, westlich oberhalb der Sakristeitür, sind unter der Tünche einige Bogensteine eines Spitzbogens sowie weitere, aus Sandsteinquadern gefügte Gewändeansätze zu erkennen (Abb. 261–262), die unzweifelhaft der an dieser Stelle zu erwartenden Dormitoriumstür zuzuordnen sind.[809]

Die erkennbaren Quader der östlichen Türlaibung setzen 171 cm über Fußbodenhöhe an und umfassen heute noch fünf Quaderlagen.[810] Sie gehen nach 189 cm in die Bogenlaibung über. Der Scheitel des Spitzbogens, dessen Werkstücke ca. 31–32 cm breit sind, befindet sich in 473 cm über Fußbodenhöhe. Die Quadersteine des westlichen Gewändes sind unter den dicken Tüncheschichten nur noch vage auszumachen, der untere Teil des Gewändes ist zudem durch den Einbau des barocken Kreuzgangportals zerstört.

Der Abstand vom östlichen Gewände zu einer gedachten Mittellinie unter dem Bogenscheitel beträgt 63 cm, so dass die Breite der Türöffnung ca. 126 cm umfasst haben dürfte. Ihre Höhe betrug mindestens 302 cm, da die Position der Türschwelle nicht sicher zu ermitteln ist – das linke Gewände könnte sich über den untersten sichtbaren Quader (in 171 cm über Bodenhöhe) hinaus noch weiter nach unten gezogen haben.

[808] So bereits LINKE, Marienfeld, 1994, S. 40.

[809] So bereits THÜMMLER, Marienfeld, 1972, S. 13; SIGRIST/STROHMANN, Baugeschichtliche Befunde, 1995, S. 176; LINKE, Marienfeld, 1994, S. 35. – Allgemein zu Dormitoriumstüren zuletzt: UNTERMANN, Forma Ordinis, 2001, S. 249–252.

[810] Die einzelnen Quader sind unterschiedlich hoch, ihre aufgrund der Tünche- und Verputzschichten nicht exakt anzugebenden Höhenmaße betragen (in cm): 1. 35; 2. 44; 3. 39; 4. 28; 5. 37. die beiden unteren sind dabei evtl. von dem links unmittelbar anschließenden Türgewände aus der Zeit der barocken Umgestaltung der Sakristeitür gestört (erh. Breite ca. 46 cm), die übrigen drei verspringen (Breite ca. 55 cm).

Die auf der Innenseite gemachten Beobachtungen decken sich mit den während der Außensanierung 1987 aufgedeckten Befunden auf der Außenseite (Abb. 49):[811] Hier erscheint derselbe Spitzbogen als im Verband mit dem übrigen Mauerwerk (der Phase II) stehende[812] Backsteinmauerung in der Breite von einem Läufer und einem Binder – im unteren Bereich auf die Breite eines Läufers reduziert.[813] Während auch hier das westliche Gewände durch den Einbruch des barocken Kreuzgangportals weitgehend verloren ist, ließ sich das östliche Gewände ungestört hinab bis hinter den Ansatz eines anstoßenden Mauerstummels verfolgen.[814] Hinzu kommen Befunde zur ursprünglichen Oberflächengestaltung des Durchgangs: „Insbesondere im Bogenbereich ist zwischen Vermauerung und sich rechtwinklig zur Oberfläche in die Tiefe fortsetzender Laibungskante ein rund 1 cm dicker Verputz zu erkennen, der mindestens zwei hellgraue Tünchеschichten trägt".[815]

Die ungewöhnlich erscheinende Höhe der Türöffnung erklärt sich dadurch, dass die Dormitoriumstür auf halber Höhe zwischen Erdgeschoss und Obergeschoss angeordnet ist, wobei der Bogenscheitel in seiner Höhenlage noch auf das Obergeschoss ausgerichtet ist, während die Türschwelle um einiges tiefer liegt, da der (heute vermauerte) Treppenlauf in der Mauerstärke nach Norden absteigt. Auf der Südseite zog er ehemals über das Armarium (Kap. C.8.11.2.1.2.) hinweg,[816] um im Dormitoriumssaal zu enden. Nördlich mündete die *scala dormitorii* (Dormitoriumstreppe) in den südlichen Querarm, wobei ihr genaues Aussehen unklar bleiben muss, da sich keinerlei aussagekräftige Befunde erhalten haben. Ein Umschwenken des Treppenlaufs nach Osten ist schon allein aufgrund der Sakristeitür auszuschließen, ein Verlauf in westlicher Richtung müsste zumindest so steil gewesen sein, dass sich keine Überschneidungen mit der vollständig ausgebildeten

[811] S. dazu SIGRIST/STROHMANN, Baugeschichtliche Befunde, 1995, S. 176, dazu Abb. 239, 241, 245, 292 (Öffnung Nr. 2).

[812] Lt. ebd., S. 171 sind die Wandöffnungen 1 und 2 als zeitgleich anzusehen, „da sie sich ohne Störung in den Verband des ursprünglichen Backsteinmauerwerks einfügen". Darauf basierend LINKE, Marienfeld, 1994, S. 34–35.

[813] Ebd., S. 176.

[814] Ebd.

[815] Ebd. – Auf der Vermauerung aus Backsteinen lassen sich auf der Außenseite Reste der Erstfassung ausmachen: SIGRIST/STROHMANN, Baugeschichtliche Befunde, 1995, S. 184; LINKE, Marienfeld, 1994, S. 35, Anm. 95; auch auf Innenseite lassen sich an einer Abplatzungsstelle der Tünche Reste dieser Erstfassung beobachten. Dies spricht für eine Wiederverwendung romanischer Abbruchziegel bei der Vermauerung der Türöffnung.

[816] Zur Konstruktion des Abganges lassen sich leider keine weiteren Aussagen machen, da eventuelle Befunde beim Einbruch der barocken Kreuzgangtür an dieser Stelle zerstört wurden.

südwestlichen Eckdienstbasis ergaben. Daneben kommt schließlich auch eine axiale Fortsetzung in Richtung Norden in Betracht. Der in den Kirchenraum mündende Treppenlauf ist dabei sowohl als steinerne wie auch als hölzerne Konstruktion denkbar.[817]

5.6. Fenster und Blenden

Die Marienfelder Klosterkirche wies zum Zeitpunkt ihrer Vollendung eine Reihe unterschiedlicher Fensterformen auf, von denen sich fast durchweg – bis auf die Seitenschifffenster – trotz späterer Veränderungen zumindest jeweils ein Beispiel am Bau bis heute erhalten hat. Sie werden nachfolgend – wie die Portale – gemäß ihrem Aufwand und ihrem Rang vorgestellt, hier jedoch beginnend mit den einfachsten Formen und endend bei den aufwendigen Rosettengestaltungen. Ebenso werden hier die unterschiedlichen Blendfenster und -nischen abgehandelt. Zudem werden in diesem Kontext die zugehörigen Bau- und Fassungsbefunde einbezogen.

5.6.1. Die Einzelfenster des Obergadens

In den seitlichen Obergadenwänden des östlichen Halbjochs des Hochchores haben sich noch die ursprünglichen romanischen Fensteröffnungen erhalten (Abb. 8, 45–46).[818] Es handelt sich um ein jeweils einzeln angeordnetes Rundbogenfenster. Ihre Einzelstellung resultiert daraus, dass in der zur Verfügung stehenden, aufgrund der besonderen Grundriss- und Gewölbestruktur (Kap. C.5.2.3.2.) asymmetrischen Schildwandfläche nur Raum für ein einziges Fenster vorhanden ist – dieser Umstand dürfte die beiden Fenster auch vor späteren Veränderungen bewahrt haben. Die ausgewogen proportionierten Fensteröffnungen von 132 cm Breite[819] sind absatzlos in die umgebenden Wandflächen eingeschnitten: Außen sitzen sie innerhalb des rahmenden Wandfeldes asymmetrisch nach Osten verschoben, unter der jeweils (von Osten gezählt) dritten der sechs Achsen des Rundbogenfrieses. Innen sind sie nahe an den hochgeführten östlichen Eckdienst herangerückt (Abb. 14–15). Dieser stützt den asymmetrischen Schildbogen, der mit seinem längeren westlichen Schenkel den

[817] UNTERMANN, Forma Ordinis, 2001, S. 250/252 nennt Beispiele für frühe Dormitoriumstreppen aus Holz.

[818] Die Fenster als ursprünglich erwähnt bei LÜBKE, Westfalen, 1853, S. 142; NORDHOFF, Kreis Warendorf, 1886, S. 141; TRÖLLER, Marienfeld, 1935, S. 4; LINKE, Marienfeld, 1994, S. 29; LOBBEDEY, Westfalen, 1999, S. 133. Die ausführlichste Würdigung der Fenster bisher bei SIGRIST/STROHMANN, Baugeschichtliche Befunde, 1995, S. 150, dazu Abb. 211.

[819] Maßangabe nach SIGRIST/STROHMANN, Baugeschichtliche Befunde, 1995, S. 154.

Rundbogenabschluss des Fensters tangiert. Ihre Sohlbänke reichen fast bis zum Wulstkämpfergesims hinab.

Die glatten, schräg nach innen geführten Fensterlaibungen sind an den Kanten der Außenseite (und vermutlich auch der Innenseite) aus sauber behauenen Sandsteinquadern gefügt. Im Bereich der geraden Gewände bilden sie dabei eine Eckverzahnung aus, die sie mit dem umgebenden Backsteinmauerwerk verklammert. Diese Verzahnungen liegen jedoch unter einem Verputz (ehemals einer Schlämme) mit einheitlicher Putzkante verborgen. Überdies sind auch die innenliegenden Partien der außenseitigen Fensterlaibungen aus Backstein gemauert,[820] der heute sandsteinfarben überlasiert ist, bei der Erstfassung jedoch eine weiße Tünche auf einer Kalkmörtelschicht trug[821] und so die innere Laibung von der offenliegenden Eckverquaderung abhob.

Jeweils an den untersten Werkstücken der außenseitigen Rundbögen, auf Höhe des Bogenansatzes, konnten Sigrist und Strohmann „je zwei nebeneinanderliegende Löcher von 7–8 cm Breite und 3 cm Höhe“ beobachten.[822] Diese bisher nicht gedeuteten Löcher[823] dürften wohl mit der Errichtung der Fensterbögen in Zusammenhang stehen: Nach dem Aufmauern der geraden Fenstergewände wurden zunächst die jeweils untersten Bogensteine aufgesetzt und in ihren Fußpunkt Löcher für zwei hölzerne Vierkantstäbe eingearbeitet, die der Bogensehne entsprachen und als Auflager für ein hölzernes Stützgerüst dienten, das für das Aufsetzen eines regelmäßigen Rundbogens unerlässlich war.

5.6.2. Die paarigen Obergadenfenster

In den übrigen Obergadenwänden des Chores und des Langhauses, möglicherweise auch in den Ost- und Westwänden der Querarme (jedoch mit Ausnahme des westlichen Wand des Südquerhauses)[824], waren ehedem paarig gruppierte Rundbogenfenster

[820] Eine vergleichbare Verzahnung von gequaderten Kanten und angrenzendem ‚Füllmauerwerk' der inneren Laibungsbereiche, hier allerdings aus Bruchstein, lässt sich etwa auch an den aus der Bauzeit erhaltenen Fensteröffnungen der in der Nachfolge Marienfelds entstandenen Herforder Münsterkirche (Kap. C.10.4.1.3.3.3.) beobachten.

[821] SIGRIST/STROHMANN, Baugeschichtliche Befunde, 1995, S. 124/130.

[822] Ebd., S. 150, Anm. 82.

[823] Ebd.: „Die Funktion dieser Löcher ist unbekannt“.

[824] Ebd., S. 153–156, dazu Abb. 216, schildern den Befund zweier unterhalb der heutigen Fenstersohlbank erhaltenen Laibungssteine des mit 142 cm deutlich schmaleren Vorgängerfensters, dessen Ausbildung als Einzelfenster offenbar durch den angrenzenden Treppenaufgang im Zwickel zwischen Lang- und Querhaus bedingt war (ebd., S. 154). Diese Überlegungen können die Fassungsbefunde auf der inneren

angeordnet, von denen sich ein Beispiel in der südlichen Schildwand des westlichen Langhausjoches erhalten hat (Abb. 263, 264).[825] Das paarige Zusammenrücken der beiden gleich den Einzelfenstern (s.o. Kap. C.5.6.1.) proportionierten Rundbogenfenster ist – wie häufig – bedingt durch die Einwölbung der Kirche, die unterhalb der Schildbögen nur in der Mitte der Schildwände eine genügend hohe Fläche zur Anordnung von Fenstern frei lässt. Hier reichen sie so weit hinauf, dass der Schildbogen die Rundbögen des Doppelfensters fast überschneidet.

Außen sitzt das Zwillingsfenster im vorliegenden Falle nicht in der Mitte des umrahmenden Wandfeldes, da dessen westlicher Teil um die Wandstärke der Kirchenwestwand verlängert ist, für die meisten übrigen Fensterpaare kann aber eine axiale Anordnung erschlossen werden. Offenbar nahm der abschließende Rundbogenfries am Langhausobergaden mittels gesperrter bzw. weiter gespannter Bogenachsen über den Fensteröffnungen auf diese Bezug, wie der ungestörte Befund über dem erhaltenen Doppelfenster belegt.

Bautechnisch zeigt dieses Fensterpaar (der Phase III) dieselbe Art der Ausführung wie die beiden Einzelfenster des Chores (der Phase Ic) mit der verzahnten Eckverquaderung und den überputzten Backsteinen in den Fensterlaibungen – der neu hinzugekommene trennende Pfosten zwischen beiden Fenstern ist an der Frontseite vollständig aus Sandsteinquadern gefügt. Selbst die eingearbeiteten Löcher (hier „von 6 x 6 cm Größe und bis zu 8 cm Tiefe eingehauen, die sich von unten nach oben auf Null verjüngen“) am Bogenansatz für den – hier allerdings einzelnen – Vierkantstab („7 cm von der Laibungskante entfernt“) als Auflager für das Konstruktionsgerüst des Fensterbogens findet sich hier wieder.[826]

Südquerhauswestwand bestätigen, deren weiße Gitterstruktur deutlich auf ein schmaleres Obergadenfenster bezug nimmt.

[825] Die Fenster als ursprünglich erwähnt bei LÜBKE, Westfalen, 1853, S. 142; NORDHOFF, Kreis Warendorf, 1886, S. 141; TRÖLLER, Marienfeld, 1935, S. 4; DEHIO, Niedersachsen und Westfalen, 1935/1949, S. 369; HÖLKER, Kreis Warendorf, 1936, S. 219; MÜHLEN, Hallenkirchen, 1950, S. 95; HOLLÄNDER, Marienfeld, 1950, S. 8; DEHIO, Westfalen, 1969, S. 316/317; THÜMMLER, Marienfeld, 1972, S. 12; MAUÉ, Bauformen, 1975, S. 30; RÖCKENER, Hallenkirchen, 1980, S. 221; SCHULZE, Klöster, 1982; S. 383; MÜHLEN, Ausstrahlung, 1984, S. 127; LINKE, Marienfeld, 1994, S. 29; BOECK, Treffen, 1999, S. 274; LOBBEDEY, Westfalen, 1999, S. 133, 136; KOHL, Marienfeld, 2010, S. 25; KEMPKENS, Marienfeld, 2011, S. 21; DEHIO, Westfalen, 2011, S. 400, 401. Die ausführlichste Würdigung der Doppelfenster bisher bei SIGRIST/STROHMANN, Baugeschichtliche Befunde, 1995, S. 150, dazu Abb. 146. – Ebd., S. 151 Verweis auf Befunde an den übrigen, veränderten Fenstern (s.u.), die eine eindeutige Rekonstruktion in der Art des erhaltenen Doppelfensters erlauben.

[826] SIGRIST/STROHMANN, Baugeschichtliche Befunde, 1995, S. 150, Anm. 82.

Die paarigen Obergadenfenster aus der Bauzeit der Kirche wurden bis auf das genannte Beispiel zu einem späteren Zeitpunkt durch die heutigen, breit proportionierten Rundbogenfenster mit einfachem, dreibahnigem Lanzettmaßwerk ersetzt, die einen größeren Lichteinfall gewähren. Dazu wurden, wie die Bauuntersuchungen im Zuge der Außensanierung 1984–88 ergeben haben, die romanischen Fenstergewände ausgebrochen, die ins Mauerwerk einbindenden Partien der Laibungssteine verblieben jedoch stellenweise *in situ*, andere Werksteine der Fenstergewände wie auch ausgebrochene Backsteine fanden sich im Füllmauerwerk, das als ‚Störzone' die veränderten Obergadenfenster umgibt.[827]

Steinverarbeitung, aufgefundene Steinmetzzeichen und ein eindeutig zur spätgotischen Ausmalung der Kirche gehörender Fassungsbefund an der Fensterfasche des mittleren südlichen Obergadenfensters im Langhaus, der 1968/69 freigelegt werden konnte, belegen hinreichend, dass die Fensterveränderungen der Zeit der Spätgotik angehören[828] – bis dahin waren sie zumeist mit einer in der Marienfelder Chronik überlieferten Fenstererneuerung 1711 unter Abt Johann XI. Rulle (1705–1713) in Verbindung gebracht worden.[829] Sie gehören jedoch vielmehr in die Amtszeit von Abt Heinrich Münstermann (1498–1537), wie ein Vermerk in der Marienfelder Chronik belegt: „So machte er unsere sonst so dunkle Kirche durch Wiederherstellen und Erneuern der Fenster hell [...]".[830] Die durchgreifende Neugestaltung der Obergadenfenster in spätgotischen Formen kann somit in das erste Drittel des 16. Jahrhunderts datiert werden.[831]

Dass das Zwillingsfenster im südlichen Obergaden des westlichen Langhausjoches nicht von dieser Umgestaltungsmaßnahme erfasst wurde, ist wohl dem Umstand zu verdanken, dass sich in diesem Bereich zum damaligen Zeitpunkt eine

[827] Zu den Befunden der Fensterveränderungen und den erhaltenen Originalfragmenten ebd., S.150–156.

[828] Ebd., S. 157–158, dazu Abb. 213, 217. – Entgegen ebd., S. 158, Anm. 86 ist der Befund durchaus erwähnt in DENKMALPFELGEBERICHT 1975, S. 586 (Hilde Claussen). – Eine genauere Schilderung der Befunde in einem (undatierten) Untersuchungsbericht des Restaurators H. Fernkorn (in der Objektakte ‚Marienfeld' im WAfD, Referat Restaurierung). – Zu den Malern vgl. Anm. 193.

[829] Dazu ausführlich SIGRIST/STROHMANN, Baugeschichtliche Befunde, 1995, S. 156 mit Anm. 84, dort auch das entsprechende lateinische Quellenzitat zu Abt Rulle aus der Chronikversion F. – Die barockzeitliche Einordnung zuerst bei NORDHOFF, Kunstzustände, 1882, S. 311; NORDHOFF, Kreis Warendorf, 1886, S. 156; ihm folgend ARNTZEN, Erneuerung, 1935, S. 323; TRÖLLER, Marienfeld, 1935, S. 4; HÖLKER, Kreis Warendorf, 1936, S. 224; HOLLÄNDER, Marienfeld, 1950, S. 8; MAUÉ, Bauformen, 1975, S. 28; SCHULZE, Klöster, 1982, S. 382; LOBBEDEY, Westfalen, 1999, S. 136.

[830] S. Kap. C.4.1. und Anm. 193.

[831] So bereits SIGRIST/STROHMANN, Baugeschichtliche Befunde, 1995, S. 158; in Anm. 88 Vergleichsbeispiele für die Maßwerkformen aus derselben Zeit.

Schwalbennestorgel befand,[832] die offenbar das Fensterpaar weitgehend verdeckte, so dass hier auf einen Umbau der Obergadenfenster verzichtet wurde.

Paarig zusammengerückte Obergadenfenster sind (konstruktionsbedingt) fast durchweg bei Kirchenbauten des ab dem zweiten Drittel des 12. Jahrhunderts im Rheinland, dann auch in Westfalen eingeführten sog. Gebundenen Systems üblich, bilden somit ein gängiges, allgemein verbreitetes Gestaltungsmotiv, für das daher normalerweise keine konkreten Vorbilder zu benennen sind. Dennoch können im Falle von Marienfeld die paarigen Obergadenfenster in ihrer besonderen Ausbildung mit nur schmalem Trennungspfeiler wohl auf vergleichbar proportionierte Fensterbildungen in der Baukunst des sog. ‚Style Plantagenêt' oder ‚angevinischen Stils' zurückgeführt werden, von dessen Stilformen eine Reihe weiterer wesentlicher Gestaltungselemente der Marienfelder Klosterkirche inspiriert sind (siehe Kap. C.5.2.3.1., C.10.3.). Unter den dort weit verbreiteten paarigen Rundbogenfenstern sei im vorliegenden Zusammenhang auf die besonders gut vergleichbaren Fenstergestaltungen in der östlichen Stirnwand der Prioratskirche St.-Lazare (bald nach 1150) in Fontevraud (Abb. 785),[833] und in den beiden Stirnwänden des Hospitalsaales von Maison-Dieu de Coëffort in Le Mans (um 1180–1200; Abb. 795)[834] verwiesen.

[832] Der Bau einer Orgel ist für Abt Johannes IV. (1384–1396) belegt, deren Standort leider nicht überliefert ist (Chronik A: „*Ipse dominus Johannes fieri ordinavit cameras de lignis abiegenis in dormitorio et organum in ecclesia multum sumptuosum*", zitiert nach ZURBONSEN, Chronicon, 1884, S. 58). Über Abt Hermann I. (1410–1443) heißt es in einer jüngeren Version der Klosterchronik: „die Orgel ließ er an ihren jetzigen Platz versetzen". (zitiert nach BÖHMER/LEIDINGER, Chroniken und Dokumente, 1998, S. 71). Eine Erneuerung der Orgel im Jahre 1504 ist durch eine in den ‚Beschreibungen' von Pater H. Hartmann wiedergegebene Inschrift belegt: „Unter dem Fenster nahe der großen Orgel war zu lesen: Im Jahre 1504 kam Raimundus, Marienfeld zu besuchen. Die vorzüglichen Sehenswürdigkeiten der Kirche fanden sein Wohlgefallen, damals veranlaßte er, die Orgel wieder herzustellen" (zitiert nach ebd., S. 143; das lat. Original bei WIGGER, Antiquitates, 1898, S. 13). Zu Abt Bernhard II. Cuelmann (1681–1705) heißt es: „Eine neue Orgel ließ er unter Verwendung der alten Bauen" (zitiert nach ebd., S. 110). Über Abt Everhard Gallenkamp (1713–1717) wird berichtet: „Unter diesem Abt wurde die große Orgel erneut aus dem oberen südlichen Bereich des Kreuzarmes an die Westwand versetzt, wo sie ja zuvor schon nach damaligem Brauch gleichsam angeheftet worden war, wie Spuren an jener Wand noch erkennen ließen" (zitiert nach ebd., S. 119). Demnach befand sich die Orgel im frühen 18. Jahrhundert im südlichen Querarm. – Die Orgel hat somit mehrfach den Standort gewechselt. Ob die vermutlich noch relativ kleine Orgel des Abtes Johannes IV. unter Abt Hermann I. wirklich an der Westwand der Kirche oder nur allgemein im Bereich des westlichen Langhausjoches angebracht wurde, ist den zitierten Quellen nicht sicher zu entnehmen. Für einen Standort an der südlichen Schildwand des Westjoches spricht neben den erhalten gebliebenen romanischen Zwillingsfenstern auch der Befund einer Tür auf Gewölbehöhe des Kreuzganges (SIGRIST/SROHMANN, Baugeschichtliche Befunde, 1995, S. 192–196, dazu Abb. 274–278), der hier als Zugang zu einer gotischen Schwalbennestorgel in Anspruch genommen werden soll (Kap. C.4.3.5.2.).

[833] MUSSAT, Le style gothique, 1963, S. 315; BLOMME, Anjou gothique, 1999, S. 180–182.

[834] S. Anm. 624.

5.6.3. Die Dreifenstergruppe der Sanktuariumsostwand

Die erhaltenen Befunde zweier seitlicher Laibungen mit Bogenansätzen (Abb. 44, 85, 92) erlauben die Rekonstruktion einer Dreifenstergruppe in der mittleren Wandzone der Chorostwand (Abb. 53; dazu ausführlich Kap. C.8.2.). Ihre relativ großen Fensteröffnungen wurden auf der Außenseite von eingetieften Fensternischen mit einfacher, gerader Laibung eingefasst, während auf der Innenseite die Fensterlaibungen eine zweifache Rückstufung aufwiesen. Der besonderen Auszeichnung dieser wichtigen Fenstergruppe dienten vor allem die bei Fenstern nicht unbedingt üblichen Kapitellfriese (Kap. C.6.2.1.2.).

Die großflächige Öffnung der gen Osten, zur aufgehenden Sonne gerichteten Stirnwand des Chores mittels einer Dreifenstergruppe entspricht den besonderen Baugepflogenheiten des Zisterzienserordens und wurde zu einem Charakteristikum seiner Architektur, so dass man auch von der ‚zisterziensischen Dreifenstergruppe' spricht.[835]

5.6.3.1. Die mutmaßliche Nachfolge der Dreifenstergruppe der Sanktuariumsostwand

Eine mutmaßliche Nachfolge fand die Dreifenstergruppe der Marienfelder Chorostwand in den entsprechenden Dreifenstergruppen der Stiftskirche St. Johannes d. T. in Langenhorst (Kap. C.10.4.1.1.2.) und der Marienkirche im gotländischen Wisby (Kap. C.10.4.2.1.), die beide von Mitgliedern der in Marienfeld tätigen Bauhütte errichtet wurden, sowie etwas später in St. Brigida in Legden (um 1220/40).[836] Während in Wisby die Fenster als Einzelöffnungen mittels schräger Gewände in die Wand eingeschnitten sind (Abb. 1109, 1111), weisen sie in Langenhorst außen und innen eine mit Marienfeld gut vergleichbare Tiefenstaffelung durch rahmende Bogenstellungen auf Säulen auf (Abb. 858, 864) – ob letztere ehemals auch in Marienfeld vorhanden waren, wird nicht mehr zu klären sein.

[835] AUBERT, L'Architecture Cistercienne, 1943, I, S. 292, 294 (nennt nur Beispiele); BICKEL, Kunst der Cistercienser, 1974/86, S. 193; RÜFFER, Zisterzienser, 2008, S. 79. – UNTERMANN, Forma Ordinis, 2001, S. 660–667 geht leider zu wenig auf das spezielle Gestaltungsmotiv der ‚zisterziensischen' Dreifenstergruppe ein.

[836] Zu Legden s. DEHIO, Westfalen, 1969, S. 279–280; DEHIO, Westfalen, 2011, S. 535–536; auf Legden als Nachfolger der Marienfelder Dreifenstergruppen (allerdings im Querhaus) verwies RÖCKENER, Hallenkirchen, 1980, S. 220.

Auch die nur noch durch historische Ansichten (Abb. 696–698) belegte Dreifenstergruppe in der Ostfassade der Zisterzienserklosterkirche im nordböhmischen Ossegg (beg. um 1206/07), die in Grund- und Aufriss des Sanktuariums dem Marienfelder Schema folgt (Kap. C.9.2.1.), dürfte einschließlich des bekrönenden Rosenfensters darüber – trotz dieser bei Zisterzienserkirchen geläufigen Disposition – auf die Marienfelder Chorfassadengestaltung zurückzuführen sein.

Auf das Vorbild der Marienfelder Klosterkirche geht wohl auch die gestaffelte Dreifenstergruppe in der Chorostwand der Pfarrkirche St. Johannis (Mitte 13. Jahrhundert) im nahegelegenen Halle zurück (Abb. 1301).[837] Sie folgt in ihrer Staffelung innen der Schildbogenwand und wird außen noch zusätzlich durch eine Rundbogenblende eingefasst, wodurch nochmals ihre Funktion als architektonisches Hauptmotiv der Chorstirnwand betont wird.

5.6.4. Die Dreifenstergruppen in den Querhausstirnen

Die nach Norden und Süden gerichteten Querhausfronten sind in der oberen Wandzone, die der Obergadenzone der basilikalen Bauteile entspricht, durch aufwendig gerahmte Dreifenstergruppen ausgezeichnet,[838] die bis auf geringe Abweichungen weitgehend identisch ausgebildet sind. Während jedoch die Fenstergruppe des Nordquerhauses (Abb. 265–276) fast unverändert blieb, hat diejenige des Südquerhauses (Abb. 277–282) verschiedene Veränderungen erfahren, die hier kurz geschildert seien: Entscheidend ist, dass sie bereits im Spätmittelalter vermauert wurde. Bis dahin muss sie trotz des an das Südquerhaus anschließenden Klausurostflügels offen gelegen haben. Darauf deuten nicht nur zwei auf der

[837] Zu St. Johannis in Halle grundlegend DEHIO, Westfalen, 1969, S. 197; HEMPELMANN, Halle, 1996; DEHIO, Westfalen, 2011, S..377 [HEMPELMANN, Halle, 2018].

[838] Die Dreifenstergruppen behandelt bei: LÜBKE, Westfalen, 1853, S. 142–143; LÜBKE, Geschichte der Architektur, Bd. I, 1884, S. 516 (mit Abb.); NORDHOFF, Kreis Warendorf, 1886, S. 140; ARNTZEN, Erneuerung, 1935, S. 323; TRÖLLER, Marienfeld, 1935, S. 30–31; DEHIO, Niedersachsen und Westfalen, 1935/1949, S. 370; HÖLKER, Kreis Warendorf, 1936, S. 218–219; HOLLÄNDER, Marienfeld, 1950, S. 7; THÜMMLER, Elemente, 1966, S. 294; MÜHLEN, Dom zu Münster, 1966, S. 105; DEHIO, Westfalen, 1969, S. 317; THÜMMLER, Marienfeld, 1972, S. 12/13; MÜHLEN, Marienfeld, 1975, S. 32, 34; MAUÉ, Bauformen, 1975, S. 30, 36–37, 41; RÖCKENER, Hallenkirchen, 1980, S. 219–221, 234; SCHULZE, Klöster, 1982, S. 383; MÜHLEN, Ausstrahlung, 1984, S. 127; BÖKER, Backsteinarchitektur, 1988, S. 59; LINKE, Marienfeld, 1994, S. 36, 38, 40/41, 66– 67, 80; LOBBEDEY, Westfalen, 1999, S. 133; BOECK, Treffen, 1999, S. 274, 275; LECHTRECK, Kirchen, 2005, S. 60; KEMPKENS, Marienfeld, 2011, S. 15, 21; DEHIO, Westfalen, 2011, S. 401, 403.

Erstfassung aufliegende Putz- und Farbschichten,[839] sondern auch die Kalzinierungen (Brandrötungen) auf den Quadersteinen der Dreifenstergruppe, insbesondere der Fenstergewände. Diese dürften in Zusammenhang stehen mit dem Brand des Dormitoriums im Jahre 1480. Bei dessen Wiederaufbau wurde das bisher vermutlich vor der Dreifenstergruppe abgewalmte Dach des Ostflügels bis an die Querhausstirn herangeführt, der neue, bis heute noch stellenweise ablesbare Dachanschlag überschnitt nun die aus diesem Grunde vermauerte Fenstergruppe (siehe Kap. C.8.11.2.1.2.). Der um 1720 neu errichtete, 1830 abgerissene barocke Klausurostflügel mit seinem höheren Dachanschlag verdeckte den Bereich der Dreifenstergruppe dann sogar völlig. Erst im Zuge der Restaurierungsmaßnahmen 1955–58 hat man die vermauerte Dreifenstergruppe schließlich wieder freigelegt und geöffnet.[840]

Die Fensteröffnungen der nördlichen Dreifenstergruppe wurden vermutlich in Zusammenhang mit dem spätgotischen Umbau der Obergadenfenster (siehe Kap. C.4.1.) unter Abt Heinrich Münstermann (1498–1537) durch das Einfügen eines senkrechten Stabes in zwei Fensterbahnen unterteilt und so dem Charakter der übrigen Fenster angepasst.

Die in allen wesentlichen Teilen aus Werkstein gebildeten Dreifenstergruppen bestehen jeweils aus zwei seitlichen schmaleren und einem etwas breiterem mittleren Spitzbogenfenster, das die beiden seitlichen an Höhe übertrifft. Diese charakteristische Staffelung der Fenstergruppe hängt ursächlich zusammen mit der zugespitzten Linie des Schildbogens im Inneren, der die Fläche der Schildwand begrenzt und bis zu dem jeweils die Überfangbögen der Fensteröffnungen hinaufreichen.

Innen wie außen sind die Fenstergewände im 45°-Winkel abgeschrägt, wobei sich nur der jeweils innere Teil des Gewändes in der geschrägten Laibung des

[839] SIGRIST/STROHMANN, Baugeschichtliche Befunde, 1995, S. 180, zu den Farbfassungen auch S. 130, 144, dazu Abb. 201, 202.

[840] DENKMALPFLEGEBERICHT 1963, S. 148; MÜHLEN, Marienfeld, 1975, S. 34; SIGRIST/STROHMANN, Baugeschichtliche Befunde, 1995, S. 180 (Sie geben versehentlich den Zeitraum „1954/55“ an). – Leider ist diese Freilegungsmaßnahme nicht genauer dokumentiert, so dass weder Angaben über das sicherlich höchst aufschlussreiche Material der Fenstervermauerung gemacht werden können, noch über die steinernen Fensterstäbe, deren Existenz oder Nichtexistenz (vielleicht wurden sie ja 1955/58 erst völlig neu eingefügt!?) einen entscheidenden Hinweis darstellt für den Zeitansatz der Vermauerung. – Unklar ist auch der genaue Umfang der Wiederherstellungsmaßnahmen, etwa partielle Steinauswechselungen und Ergänzungen an den beschädigten Wulstkämpfern mit Steinersatzmasse.

Fensterbogens fortsetzt, während der vordere Teil gegen Kapitell und Kämpferplatte der je drei Überfangbögen (s.u.) läuft, die sich sowohl im Inneren als auch am Außenbau finden. Sie ruhen dort jeweils auf vier dünnen Säulchen auf, wobei die beiden mittleren vor die spornartigen Kanten der hier zusammentreffenden schrägen Fenstergewände gestellt sind, während die beiden äußeren zwischen dem schrägen Gewände der seitlichen Fenster und einer rechtwinklig zur Wandfläche angeordneten, rahmenden Quaderung vermitteln.

Die Überlängung der äußerst schlanken Säulchen wird optisch ein wenig ‚gebremst' durch das Einfügen von Wirteln, die innen das untere Fünftel, außen das untere Sechstel vom übrigen Schaft abtrennen. Während die Säulenschäfte einschließlich der Wirtel völlig freistehen, binden die Basen mit ihrem überstehenden Wulst (Kap. C.6.8.2.3.) und die schlanken Zungenblattkapitelle (Kap. C.6.2.2.4.) mit den zugehörigen Wulstkämpferplatten (Kap. C.6.8.2.5.) die Säulchen in das Quadergefüge der angrenzenden Fenstergewände ein.[841]

[841] Die Säulen der Außenarkaden der südlichen Dreifenstergruppe bestehen aus folgenden Elementen (soweit nicht anders angegeben, handelt es sich um Osningsandstein): von Ost nach West (Maße in cm): 1. Säule: Basis: H: 26; unteres Schaftstück: H: 46, Dm: 19/16,5; Wirtel (Grünsandstein): H: 11,5, Dm: 23; oberes Schaftstück: 1. 211,5, 2. 66,5; Kapitellblock: H: 35; B: 38,5, T: 48 + x, davon Kapitell: B: 25,5, T: 30,5; Wulst: H: 4, Dm (nicht gemessen, da komplett erneuert), Dm Kapitell: ca. 19 cm; Kämpfer (Grünsandstein), dieser ruht nur auf dem Kapitell, die Einbindung der Lage übernimmt ein Rahmenstein aus Baumberger Sandstein (?), dieser H: 8,5, B: 13,5; Kämpferplatte: H: 8, davon 6,5 Wulst; T: ca. 51 (vorderer Teil erneuert); 2. Säule: Basis: H: 26; unteres Schaftstück: H: 47, Dm: 19,5/16,5; Wirtel (Grünsandstein): H: 11,5, Dm: 24,5; oberes Schaftstück: 1. 148, 2. 126,5; Kapitellblock: H: 35; B: 38,5, T: 45 + x, davon Kapitell: B: 33, T: 31; Wulst: H: 4, Dm: 23; Dm Kapitell: 19,5; Kämpfer (Grünsandstein, Vorderseite erneuert) H: 9, davon 7,5 Wulst; T: ca. 50; 3. Säule: Basis: H: 27; unteres Schaftstück: H: 47, Dm: 19,5/16,5; Wirtel (Grünsandstein): H: 11,5, Dm: nicht gemessen, da stark erneuert; oberes Schaftstück: 275; Kapitellblock: H: 34,5; B: 38,5, T: 60, davon Kapitell: B: 32,5, T: 30,5; Wulst: H: 4, Dm: 22; Dm Kapitell: 19; Kämpfer (Grünsandstein, stark erneuert) H: 9; 4. Säule: Basis: H: 26,5; unteres Schaftstück: nicht gemessen, da komplett erneuert; Wirtel (Osningsandstein): H: 11,5, Dm: 24; oberes Schaftstück: 274; Kapitellblock: H: 34; B: 38,5, T: 46 + x, davon Kapitell: B: 26, T: 30,5; Wulst: H: 4, Dm: 24,5; Dm Kapitell: 22 cm; Kämpfer (Grünsandstein, Vorderseite erneuert) H: 9, davon 7,5 Wulst; T: ca. 49; B: 43, davon Wulstteil 30 (Einbindung original und in einem Stück).
Die äußeren Fenstergewände der südlichen Dreifenstergruppe bestehen durchgängig aus Quadern aus Osningsandstein, von denen fassadenseitig 20 cm sichtbar sind. Auch die trennenden Fensterpfeiler bestehen durchgängig aus je zwei Quadern aus Osningsandstein, die jeweils lagenweise versetzt vermauert wurden; ihre schrägen Gewände sind ca. 50 cm breit [die Höhen- und Tiefenmaße der Lagen der Fenstergewände und -pfeiler konnten leider aus Zeitgründen nicht einzeln eingemessen werden].
Die Säulen der Außenarkaden der nördlichen Dreifenstergruppe bestehen aus folgenden Elementen (soweit nicht anders angegeben, handelt es sich um Osningsandstein): von Ost nach West (Maße in cm): 1. Säule: Basis: H: 26,5 (davon Sockel 9,5, Basis 17); B: 43,5; T: 53 (Sockel und Basis davon 31/33 cm); unteres Schaftstück: H: 47, Dm: 20/18; Wirtel (Grünsandstein): H: 11; Dm: 26; oberes Schaftstück: 275, Dm 17/17; Kapitellblock: H: 34; B: 53, T: 48,5 + x, davon Kapitell: B: 25, T: 32; Wulst: H: 4, Dm: 24, Dm Kapitell: ca. 19 cm; Kämpfer (Grünsandstein): H: 10, davon 7 Wulst; B: 40,5, davon 28,5 Wulst; T: ca. 46; 2. Säule: Basis: H: 26 (davon Sockel 9,5, Basis 17); B Quader insgesamt: 58, davon Basis 31; T: 65 + x, davon Basis 33; unteres Schaftstück: H: 47, Dm: 19,5/17; Wirtel (Grünsandstein): H: 11, Dm: 26; oberes Schaftstück: 275,5; Kapitellblock: H: 34, davon Kapitell: B: 32, T: 29,5; Wulst: H: 4, Dm: 23; Dm Kapitell: 20; Kämpfer (Grünsandstein) H: 9,5, davon 7 Wulst; B: 43,5; T: 49,5; 3. Säule: Basis: H: 26,3 (davon Sockel 9,3, Basis 17); B: 31,3; B Quader insgesamt: ca. 49, davon Basis 31,3; T: 51 + x, davon Basis 32; unteres Schaftstück: H: 47, Dm: 19,5/17,5; Wirtel (Grünsandstein): H: 11, Dm: 23,5; oberes Schaftstück: 275,5; Dm: 17; Kapitellblock: H: 34,5; davon Kapitell: B: 32,5, T: 29,5; Wulst: H: 3,5, Dm: 23; Dm Kapitell: 20; Kämpfer (Grünsandstein) H: 9,5 davon 7 Wulst; B: 41; T: 49; 4. Säule: Basisquader: H: 26, davon Basis 17; B: 28,5 (Profil: Wulst: 6; Plättchen: 1; Kehle: 5, Plättchen: 1,

Die Säulchen nehmen die Auflast der je drei Überfangbögen auf, die ebenfalls eine zugespitzte Form zeigen. Entsprechend den Fensteröffnungen sind auch die jeweils mittleren Überfangbögen der Innen- und Außenseite überhöht. Um eine Stelzung des Bogens zu vermeiden, wurde zusätzlich zur vorhandenen Kämpferplatte am Bogenansatz bogenseitig ein Gesims aus Vorsprung–Kehle–Plättchen–Platte eingefügt, das die eigenständige Kämpferlinie des Bogens markiert. Um das Maß

Wulst: 3,5); unteres Schaftstück: 46,5, Dm: 21/17; Wirtel (Grünsandstein; mit von den übrigen dreien abweichendem Profilschnitt!): H: 11; Dm: 24; oberes Schaftstück: 275; Kapitellblock: H: 34,5; B: ca. 50, T: ca. 54, davon Kapitell: B: 25,5, T: 31; Wulst: H: 4, Dm: 24; Dm Kapitell: 20; Kämpfer (Grünsandstein) H: 11,5, davon 7,5 Wulst; T: 45; B: 51, davon Wulstteil 29,5.

Die äußeren Fenstergewände der nördlichen Dreifenstergruppe bestehen durchgängig aus Quadern aus Osningsandstein, von denen fassadenseitig 20 cm sichtbar sind, und haben folgende Höhen- und Tiefenmaße (in cm): östliches Gewände: 1. [= Basisquader der Säule] H: 26,5 (s.o.); 2. H: 27,3; T: a. [Quader mit Knickpunkt] ab Knickpunkt 28; b. 39 + x; 3. H: 37; T: a. 15 [am Knickpunkt, hinter der Säule, Backsteinfüllung]; b. ca. 57; 4. H: 37; T: a. [Quader mit Knickpunkt] ab Knickpunkt 34,5; b. 27 + x; 5. H: 39,7; T: a. [bis Knickpunkt] 15; b. [ab Knickpunkt] aus 2 kleinen Quadern übereinander: H: 23 und 17; B: 26,5; c. 37 + x; 6. H: a. 37,5; b. 9; T: a. 15,3; b. [ab Knickpunkt] H: 47; B: 62 + x; 7. H: 44,5; T: a. 15,2; b. [ab Knickpunkt] 62 + x; 8. H: 40; T: a. [Quader mit Knickpunkt] ab Knickpunkt 24,5; b. 37 + x; 9. H: 32,7; T: a. 15 [am Knickpunkt, hinter der Säule, Backsteinfüllung aus einem Hochkantstein]; b. ca. 27,5; c. 29 + x; 10. H: 23; T: a. [Quader mit Knickpunkt] ab Knickpunkt 29; b. [überputzte Backsteinfüllung sowie Ansatz des Fensterbogens]; 11. [= Kapitelllage] H: 34 (s.o.). Westliches Gewände (aus durchgehenden Lagen, z.T. die Stoßkante im Knickpunkt): 1. [= Basisquader der Säule] H: 26; B: max. 47/50, davon Sockelplatte 44; T: 50 + x; 2. H: 26,5; T: a. [Quader mit Knickpunkt] 19,7 + x; b. 3 [Füllung eines Spalts]; c. ca. 40; 3. H: 33,5; T: a. 15, b. ca. 61; 4. H: 27; T: a. [Quader mit Knickpunkt] ##; b. 22 + x; 5. an Gewändestirn 5. und 6. Lage ein gemeinsamer großer Quader mit geritzter Scheinfuge (!) H: 65; T: ##; b. H: 30; T: ##; 6. (s. Angaben zu 5. Lage) H: 35; T: [ab Knickpunkt] 22,5; c. 37 + x; 7. H: 34,5; T: [offenbar ein Gesamtquader, dafür an der Stirnseite nur 12,5 statt 20 cm breit] ca. 76; 8. H: **42**; T: a. [am Knickpunkt, hinter der Säule, Backsteinfüllung] 32; b. 27 + x; 9. H: 25,3; T: a. [ab Knickpunkt, hinter der Säule, Backsteinfüllung; b. 54 + x; 10. H: 21; T: a. [Quader mit Knickpunkt] ab Knickpunkt 32; b. [Backsteinfüllung] 6; c. 20 + x; 11. H: 29,5; T: a. [bis Knickpunkt, dann breite Fuge hinter der Säule] b. 54 + x; 12. H: 23; T: a. [Quader mit Knickpunkt] ab Knickpunkt 25; b. b. [überputzte Backsteinfüllung sowie Ansatz des Fensterbogens]; 13. [= Kapitelllage] H: 34,5 (s.o.).

Auch die trennenden Fensterpfeiler bestehen durchgängig aus je zwei Quadern aus Osningsandstein, die jeweils lagenweise versetzt vermauert wurden; ihre schrägen Gewände sind ca. 50 cm breit, deren Lagen haben folgende Höhen- und Tiefenmaße (in cm): östlicher Fensterpfeiler: 1. [= Basisquader der Säule] H: 26 (s.o.); 2. H: 27; B: O: 2 Quader: 29; 25 + x, W: 1 Quader; 3. 27,5; O: 1 Quader; W: 2 Quader: **42,5**; 11 + x; 4. H: 24; O: 2 Quader: 17,5; 26 + x; dazwischen breite Fuge, gefüllt mit Backstein und Steinbrocken: 3,5; W: 1 Quader; 5. H: 39,5; O: 1 Quader; W: 2 Quader: 26; 23 + x; 6. H: 28; O: 2 Quader: 30; 19 + x; W: 1 Quader; 7. H: 30,5; O: 1 Quader; W: 2 Quader: 14; 26 + x; dazwischen breite Fuge, gefüllt mit Backstein: 8,5 [H: 16 + 9,5]; 8. H: **42,5**; O: 2 Quader: 25,5; 14,5 + x; dazwischen breite Fuge, gefüllt mit Backstein: 7,5/8 [H: 28,5 + 12,5]; W: 1 Quader; 9. H: 37,5; O: 1 Quader; W: 2 Quader: 14,5; 18 + x; dazwischen breite Fuge, gefüllt mit Backstein: 13 [H: 3 x 9,5 + 1 x 5,5]; 10. H: 31; O: 2 Quader: 17; 30 + x; W: 1 Quader; 11. H: 15; O: 1 Quader; W: 2 Quader: 17; 32,5 + x; 12. H: 23,5; O: 1 Quader: 39, dann Ansatz des Fensterbogens; W: 2 Quader: 39; 9 + x; 13. [= Kapitelllage] H: 34 (s.o.). – Westlicher Fensterpfeiler: 1. [= Basisquader der Säule] H: 26,3 (s.o.); 2. H: 27; B: O: 2 Quader: 30; 20 + x; W: 1 Quader; 3. H: 30,5; O: 1 Quader; W: 2 Quader: 24,5; 28 + x; 4. H: 29,7; O: 2 Quader: 41; 11; W: 1 Quader; 5. H: 33,3; O: 1 Quader; W: 2 Quader: 28; 21 + x; 6. H: 49; O: 2 Quader: 22; 15 + x; dazwischen breite Fuge, gefüllt mit Backstein: 6,5 [Steine liegen hochkant]; 7. 36,5; O: 1 Quader; W: 2 Quader: 25; 23 + x; 8. H: 49; O: 2 Quader: 8,5; 39 + x; W: 1 Quader; 9. H: 25; O: 2 Quader: 22,5; 25 + x; W: 1 Quader; 10. H: 23,5; O: 1 Quader; W: 2 Quader: 19,5; 30 + x; 11. H: 23,5; O: 2 Quader: 39,5; 10 + x; W: 1 Quader: 39,5, dann Ansatz des Fensterbogens; 12. [= Kapitelllage] H: 34,5 (s.o.).

Über den beiden mittleren Säulen ist der Überfangbogen des Mittelfensters gestelzt; seine vertikalen Partien bestehen aus folgenden Werkstücken: über östlicher Säule: 1. Quader: H: 44; B: 32,5/41 [wegen Ansatz Überfangbogen des östlichen Fensters]; T: 45; 2. Kämpferlage: H: 20,5; B: 21/37,5; T: 45; Profil: H bis Vorsprung: 6,5; H Kämpfergesims: 4,5; Platte: 8; über westlicher Säule: 1. Quader: H: 44; B: 32,5/41 [wegen Ansatz Überfangbogen des östlichen Fensters]; T: 46; 2. Kämpferlage: H: 20; B: 22/35; T: 46,5; Profil: H bis Vorsprung: 6,5; H Kämpfergesims: 4,5; Platte. – Die Gewändetiefe der Quader des Überfangbogens beträgt 47 cm. – [Befundung vom 2. und 3. Juli 2017 > Nachtrag].

dieses Gesimses springt der Überfangbogen ein, so dass er gegenüber dem unteren, senkrechten Teil als eingezogen erscheint.

Folgen die die Dreifensterstaffel rahmenden Arkadenstellungen somit grundsätzlich dem gleichen Gliederungsschema, so lassen sich doch auch einige deutliche Unterschiede zwischen der Gestaltung im Inneren und am Außenbau ausmachen: So nehmen etwa die innenseitigen Überfangbögen von derselben Kämpferlinie ihren Ausgang wie die Bögen der Fensteröffnungen, während die außenseitigen Überfangbögen deutlich höher hinaufreichen,[842] so dass oberhalb der Fensterbögen noch Raum für verputzte Schildflächen entsteht (Abb. 266). Das Maß der Höherstreckung wurde jedoch nicht willkürlich gewählt, sondern wurde dadurch erreicht, dass man die Kämpferlinie der Rahmungssäulchen auf die Bogenansatzlinie des mittleren, überhöhten Fensters hinaufrückte.[843]

Entsprechend der unterschiedlichen Höhenlage der außen- und innenseitigen Überfangbögen fällt auch die Ansatzhöhe der tragenden Säulen unterschiedlich aus: Während die Platten der Säulenbasen außen auf der Linie der Fensterunterkante liegen, die im Norden mit dem Horizontalgesims auf Konsölchen zusammenfällt und im Süden als Quaderlage unter der Fenstergruppe ausgebildet ist,[844] sind die Basen der inneren Säulchen unter dieser Linie plaziert.[845] Hier findet sich unterhalb der Fensterunterkante noch ein schmaler Streifen, darunter folgt das im ganzen Kirchenraum herumgeführte Wulstkämpfergesims, das sich in die Fensternischen hineinkröpft und die sockelartigen Podeste unterhalb der Säulenbasen umläuft (Abb. 272–273, 284). Am Ansatz dieser Sockel, im Bereich der inneren Partie der schrägen Fenstergewände, knickt das Wulstkämpfergesims ebenfalls im 45°-Winkel um. Die schrägen Fenstergewände reichen hinab bis zu den äußerst steilen Sohlbänken der Fenster, die von den sockelartigen Podesten der Rahmungssäulchen eingefasst werden. Ihre obere Begrenzung bildet das Wulstkämpfergesims unterhalb der Fensterunterkante, der untere Abschluss wird betont durch eine durchgehende Steinlage aus Sandsteinquadern, die bis zu den Eckdiensten reicht. Diese nicht durch

[842] LINKE, Marienfeld, 1994, S. 40/41 macht erstmals auf diese Unterschiede aufmerksam und verdeutlicht die Höhenunterschiede durch eine aufschlussreiche Querschnitt-Skizze (dortige Abb. 109).

[843] Dies führte dazu, dass die Kämpferlinie der äußeren Säulchen auf derselben Höhe liegt wie das ‚Kämpfergesims' des mittleren, überhöhten Bogens im Inneren.

[844] Höhe der Quaderlage: 21 cm (was einem halben ‚Quadermodul' entspricht) [Befund vom 3. Juli 2017 > Nachtrag].

[845] So bereits LINKE, Marienfeld, 1994, S. 41.

plastische Werte, sondern rein durch Material und Farbe wirksame Begrenzungslinie ist heute allein noch im Nordquerhaus nachvollziehbar (Abb. 272–273), im Südquerhaus wird sie durch die Gitterstruktur der dort wiederhergestellten und nur wenig jüngeren, noch bauzeitlichen Raumfassung überlagert (Abb. 284)[846] – offenbar wurde das ursprüngliche Konzept des Baumeisters, auch im Inneren die Farbigkeit vornehmlich auf den Farbkontrast der verwendeten Materialien zu konzentrieren, schon im nächsten Schritt beim Auftragen des Innenputzes und der Farbfassung aus weißen Band- und Gitterstrukturen aufgegeben (Kap. C.8.8.1.2.).

Ein deutlicher Unterschied zwischen äußerer und innerer Gestaltung zeigt sich sodann bei Form und Materialwahl der Arkadensäulen: Während die unteren, kurzen Schaftstücke innen als gleichmäßige Walze ausgebildet sind, zeigen sie außen eine deutlich konische Form (Abb. 269–271). Noch auffälliger ist der Unterschied bei den oberen, monolithen Säulenschaftstücken: Am Außenbau bestehen sie wie die übrigen Architekturelemente aus Osning-Sandstein (Abb. 265, 277), wobei man offenbar nach Möglichkeit weißlich-helle Steinvarietäten ausgewählt hat, während man für die inneren Säulenschäfte Grünsandstein verwendet hat, ebenso für die Wulstkämpfer (einschließlich unterlegter Platte) über den Säulenkapitellen (Abb. 273–276, 285–286); auch für die Wirtel und die Wulstkämpfer der Außenarkaden (Abb. 266) hat man Grünsandstein verwendet. Durch ihren kräftigen Grünton heben sich die genannten Teile kontrastreich von den übrigen, gelblichen Natursteinelementen ab. Der Grünsandstein, eigentlich ein Mergelstein, musste – anders als der gelbe Osning-Sandstein – von weiter her beschafft werden: Er steht im Hellwegraum an und prägt insbesondere die Bauten im Bereich zwischen Soest und Lippstadt, letztere der Hauptort der Herrschaft Lippe. Von daher ist es naheliegend, dass die Beschaffung dieser durchaus kostbaren Werkstücke durch die Edelherren zur Lippe vermittelt wurde, die ja letztlich die maßgebliche (Mit-) Stifterfamilie Marienfelds darstellten.

Abschließend sei noch auf eine geringfügige Abweichung zwischen den jeweiligen Innen- und Außenrahmungen der nördlichen und der südlichen Dreifenstergruppe hingewiesen: Die Wirtel der nördlichen inneren Arkadensäulchen (Abb. 273, 275) weisen ein Profil aus einem großen gerundeten Wulst, Kehle und dünnem gerundetem

[846] Unter der Tünche sind aber auch hier die Quader der Steinlage noch ablesbar.

Wulst auf, ähnlich dem attischen Basisprofil, ihre Pendants im Süden hingegen (Abb. 284) abweichend einen zugespitzten Wulst mit einem ausgeprägten Grad sowie zwischen Kehle und dünnem gerundetem Wulst noch ein schmales schräges Plättchen. Genau andersherum verhält es sich am Außenbau: Hier erscheinen die gerundeten Wulstprofile auf der Südseite (Abb. 281–282),[847] die Wirtelscheiben der nördlichen Säulchen (Abb. 269–271) sind hingegen deutlich mit einer zugespitzten Kante versehen und werden zudem noch von Kehlungen begleitet,[848] die bei allen vier Exemplaren leicht unterschiedlich ausfallen.

Deutet der geschilderte Befund im Inneren mit den ‚moderneren' Wirtelformen im Süden möglicherweise auf eine etwas jüngere Zeitstellung der südlichen gegenüber den nördlichen Arkadensäulchen hin (denkbar wären aber auch zwei parallel arbeitende Steinmetzen, die in unterschiedlich modernen Formen gearbeitet haben), so ist der Befund am Außenbau eher dahingehend zu deuten, dass es sich bei den nördlichen Wirtelscheiben um eine spätere Erneuerung handelt, etwa aus der Zeit der Spätgotik, als man die Fenster durch Stäbe in zwei Bahnen unterteilte und bei dieser Gelegenheit die möglicherweise damals schon angewitterten Schaftringe an dieser Schaufassade der Abteikirche austauschte und zugleich modernisierte.

Im Bereich des östlichen Fensters der südlichen Dreifenstergruppe, am Überfangbogen und am angrenzenden Bogenfeld, haben sich unter zwei jüngeren Fassungen Reste der ersten Außenfassung erhalten: An der Bogenlaibung eine weiße Tünche mit Spuren von Grau, am Bogenfeld die übliche rosa Kalkfarbe. Die folgenden Fassungen – eine weiße Kalktünche mit grau oder schwarz sowie eine weiße Kalktüncheschicht mit schwarzen Begleit- und Fugenstrichen – stammen noch aus der Zeit vor der Vermauerung der Fenstergruppe, also aus dem Spätmittelalter (s.o.).[849]

Im Inneren war die Farbwirkung der Dreifenstergruppen mit ihren Säulenarkaden zur Erbauungszeit offenbar allein bestimmt durch den geschilderten Farbkontrast zwischen den Baugliedern aus gelblichem Osning-Sandstein und den darin versatzstückartig eingefügten Säulenschäften und Kämpferplatten aus Grünsandstein (vgl. Kap. C.3.2.).

[847] Abweichend von den übrigen drei Wirteln lässt der östliche Wirtel trotz der starken Abwitterung die Form eines mittig sitzenden, geschärften Schaftringes erkennen, wie er sich auch auf der Innenseite findet.
[848] LINKE, Marienfeld, 1994, S. 38 macht als bisher einziger auf die hier vorkommenden scharfgratigen Schaftringe aufmerksam.
[849] SIGRIST/STROHMANN, Baugeschichtliche Befunde, 1995, S. 130, 144, dazu Abb. 201, 202.

Später, in gotischer Zeit, das heißt wohl in der zweiten Hälfte des 13. oder zu Beginn des 14. Jahrhunderts, wurden die Säulenarkaden mit einer aufwendigen Farbfassung versehen, die von dem Restaurator Christoph Hellbrügge anlässlich einer Untersuchung dokumentiert und versuchsweise als Schema rekonstruiert werden konnte. Demnach war das umlaufende Wulstkämpfergesims mit einer diagonalen Bänderung aus Weiß, Rot und Malachit versehen worden. Auch die Säulen erhielten eine abwechslungsreiche Farbfassung: Die Basen wurden grau gefasst, und auch die unteren und oberen Schaftstücke verblieben nicht mehr in ihrem gelben bzw. grünen Sandsteinton, sondern wurden (von Ost nach West) in Rot/Hellrot (unten), Blau, Rot/Hellrot und Türkis gestrichen. Die Kapitelle bekamen eine Farbfassung in Rot mit einem hellroten Halsring. Besonders aufwendig war schließlich die Fassung der Wirtel und Kämpfer: Die Schaftringe erhielten eine Zickzackbänderung in Hellrot und Malachit, die Wulstkämpfer eine weiße und malachitfarbige Diagonalbänderung, deren Bänder durch rote und schwarze Streifen getrennt wurden, wobei die weißen Bänder zusätzlich noch mit schwarzen Punkten versehen waren.[850]

Die geschilderte gotische Farbfassung der Dreibogenstaffel zeichnete sich somit durch eine leuchtende Polychromie und einen auffälligen Farbwechsel an den horizontalen Gliederungselementen aus.

5.6.4.1. Typologische und stilistische Einordnung der Dreifenstergruppen in den Querhausstirnen

Wie bei der erschließbaren Dreifenstergruppe in der Ostwand des Chores sind auch die gestaffelten Gruppenfenster in den Stirnseiten der Querhausarme typologisch den ‚zisterziensischen Dreifenstergruppen' zuzuordnen, ja sie wurden sogar als exemplarische Ausbildungen davon angesehen.[851] Gegenüber vielen anderen Beispielen zeichnen sie sich jedoch durch einen größeren Formen- und Gestaltungsreichtum aus. Die Gruppierung von drei Fensteröffnungen, seit der Antike

[850] Sämtliche Farbangaben etc. entnommen dem Bericht zur Farbuntersuchung im südlichen Querhaus von Dr. Christoph Hellbrügge (damals Nordkirchen) vom 17.02.1991, v. a. S. 8. S. dazu auch die Farbfotos Nr. 21, 23, 26, 29, 30, 35, 39, 40, 41, 44, 47, 48, 52 (Ausfertigung des Berichtes in der Objektakte ‚Marienfeld' im WAfD, Referat Restaurierung).

[851] BICKEL, Kunst der Cistercienser, 1974/86, S. 193: „Die Dreifenstergruppe ist nicht im Cisterciensерorden entwickelt worden, sie ist älter. Aber bereits seitdem sie in Fontenay [...] herangezogen wurde, ist sie in der Ordensarchitektur heimisch. [...] Indem sie dem Charakter des betreffenden Baus folgend umgestaltet wird und zugleich als Motiv in die Baukunst der betreffenden Landschaft ausstrahlt, ist sie Beweis für die Wechselwirkungen zwischen cisterciensisch-burgundischen und lokalen Bautraditionen. Marienfeld mag in dieser Hinsicht als ein Musterfall betrachtet werden."

entwickelt aus dem Drillingsbogen, wird hier noch zusätzlich akzentuiert durch eine charakteristische Staffelung zur Mitte hin.[852] Auch diese geht auf eine ältere Tradition zurück, so lässt sie sich bereits im 11. Jahrhundert nachweisen, etwa in der Ostapsis der Benediktinerabteikirche in Hersfeld (um 1040). In Marienfeld ist die Staffelung zudem noch mitbedingt durch den begrenzenden Schildbogen im Inneren.

Die rahmenden Säulen, letztendlich ein Gliederungsmotiv aus der französischen Frühgotik, erinnern an ähnliche Lösungen der niederrheinisch-maasländischen Spätromanik. Hier tauchen Dreibogenstaffeln in vielerlei Zusammenhängen auf, etwa bei Kreuzgangarkaden oder bei Obergadenfenstern. Zu den frühesten Beispielen gehören die gestaffelten, säulengestützten Verbindungsöffnungen zwischen der Westempore und den Seitenschiffen von St. Andreas in Köln, die um 1200 zu datieren sind.[853]

Auch bei Blendgliederungen findet die Dreibogenstaffel auf Säulen Verwendung, etwa im westlichen Tonnenjoch des Dreikonchenchores (um 1150–1172) von Groß St. Martin in Köln (Abb. 1345),[854] wo die Obergeschossräume durch eine gestaffelte Säulenarkatur auf hohen Sockeln verblendet sind, oder (deutlich später) im Trompengeschoss des Vierungsturmes von St. Quirin in Neuss (1209 – um 1240; Abb. 1347).[855]

In der Kombination mit einer gestaffelten Dreifenstergruppe, der sie als innere Raumschale vorgelagert ist, begegnet die Dreibogenstaffel auf Säulen bei den Obergadenfenstern der Münsterkirchen in Bonn und Roermond, die jedoch jeweils erst um 1225/30 anzusetzen sind.[856] Ihre Entstehung liegt damit nach den Marienfelder Dreifenstergruppen, die baueinheitlich mit den Querhausstirnen in Bauphase II um 1205/15 entstanden sind. Auch die Dreifenstergruppen mit begleitenden gestaffelten Arkadenbögen auf überschlanken Säulchen an den inneren Westwänden der Damenstiftskirchen in Gerresheim (gegen 1236; Abb. 1351) und Neuss (um 1230/40; Abb. 1348–1349), der Benediktinerabteikirche Groß St. Martin in Köln (um 1230/40;

[852] Vgl. die Herleitung des Dreifenstergruppen-Motivs bei MAUÉ, Bauformen, 1975, S. 36.

[853] Verweis bei TRÖLLER, Marienfeld, 1935, S. 30. – Zum Westbau von St. Andreas s. grundlegend KOSCH, St. Andreas, 1999, hier v. a. S. 25, dazu Abb. 14 d.

[854] Grundlegend: KUBACH/VERBEEK, Rhein und Maas, 1976, Bd. I, S. 572–579, hier S. 574; LAUER, Groß St. Martin, 1985, hier S. 416–424.

[855] Verweise jeweils bei MAUÉ, Bauformen, 1975, S. 36.

[856] S. dazu KUBACH/VERBEEK, Rhein und Maas, 1976, Bd. I/II, S. 108, 115 (Bonn) und 965–967 (Roermond).

Abb. 1346) und der Zisterzienserabteikirche in Heisterbach (um 1237) gehören erst dem zweiten Viertel des 13. Jahrhunderts an.[857] Sie zeigen jedoch allesamt eine der Marienfelder Lösung verwandte Grundkomposition, so dass man ein gemeinsames, heute zerstörtes ‚Urbild' aus der Zeit um 1200 mutmaßen kann.

Das Motiv der den Fenstern vorgestellten, überschlanken Säulen findet sich bereits um 1150–1172 im Dreikonchenchor von Groß St. Martin in Köln (Abb. 1344)[858] und findet reiche Nachfolge im rhein-maasländischen Raum. Anders als bei den meisten dortigen Beispielen läuft in Marienfeld zwischen den Fenstern und der vorgestellten Säulenarkatur kein Laufgang entlang, so dass man fast von einer ‚suggerierten Zweischaligkeit' sprechen kann.[859] Zudem sind die Fenster hier nicht, wie bei den rheinischen Beispielen, in eine äußere, als Fläche erscheinende Wandschale eingeschnitten, sondern von übereck gestellten Pfeilern mit einem schrägen Gewände getrennt, vor deren Kanten die Säulen gestellt sind, so dass hier nicht der Eindruck einer einheitlichen äußeren Wandschale und einer vorgelagerten inneren Wandschicht entsteht.[860] Linke verweist daher in diesem Zusammenhang auch auf eine mögliche Vorbildlichkeit oberrheinischer Lösungen, etwa die gestaffelte Dreifenstergruppe in der erst nach 1200 errichteten Westfassade der Benediktinerabteikirche St. Cyriakus im elsässischen Altorf (Bas-Rhin), wo außenseitig vor die ebenfalls spornartig ausgebildeten Trennpfosten der Fenster in ähnlicher Weise schlanke Säulchen gesetzt sind.[861]

Der in Marienfeld in Bauphase II verantwortliche Baumeister, auf den der Entwurf der Dreifenstergruppen in den Querhausstirnen zurückgehen wird, dürfte bei deren Gestaltfindung somit auf Vorbilder in unterschiedlichen Kunstlandschaften – einerseits den rhein-maasländischen Raum, andererseits den Oberrhein – zurückgegriffen haben, die jeweils ihrerseits Gestaltungsmotive der französischen Frühgotik verarbeitet haben. Vor diesem Hintergrund wird verständlich, dass kein

[857] S. dazu die jeweiligen Abschnitte bei KUBACH/VERBEEK, Rhein und Maas, 1976, Bd. I/II, S. 318 (Gerresheim), S. 832 (Neuss), S. 574 (Köln, Groß St. Martin) und S. 369 (Heisterbach); bei ebd., Bd. IV, 1989, S. 450 bei der Formenanalyse dieses Motiv leider nur kurz behandelt.

[858] Grundlegend: KUBACH/VERBEEK, Rhein und Maas, 1976, Bd. II, S. 574–575; LAUER, Groß St. Martin, 1985, hier S. 416–424.

[859] BOECK, Treffen, 1999, S. 274: „Gegen die einfachen, paarig wie in Osnabrück eingeschnittenen Rundbogenfenster kontrastieren im Querhaus aufwendige Gruppen, die durch freigestellte Säulen eine Zweischaligkeit an hervorgehobener Stelle suggerieren."

[860] Eine entsprechende Analyse erstmals bei LINKE, Marienfeld, 1994, S. 67.

[861] Ebd. – Zu Altorf s. HOTZ, Elsaß, 1965, S. 4–5; KAISER, Otterberg, 1998, S. 93–94 (mit weiterer Lit.).

konkretes Vorbild für die Marienfelder Dreifenstergruppen benannt werden kann, sondern dass diese vielmehr eine Kompilation unterschiedlicher Gestaltungsvorstellungen (wie den übereck gestellten oberrheinischen Trennpfeilern und der rheinischen Zweischaligkeit) darstellen.

5.6.4.2. Der Umkreis und die Nachfolge der Dreifenstergruppen in den Querhausstirnen

Die den Außenbau wie den Innenraum bestimmenden Dreifenstergruppen in den Querhausstirnen der Abteikirche Marienfeld fanden – wie die Dreifenstergruppe in der Sanktuariumsostwand (s.o. Kap. C.5.6.3.) – in der spätromanischen Baukunst Westfalens eine reiche Nachfolge.[862]

Markante Grundmotive der Marienfelder Dreifenstergruppen finden sich insbesondere auch bei zwei mit der Marienfelder Abteikirche unmittelbar verwandten Sakralbauten sowie einem weiteren Kirchenbau, der in ihrer direkten Nachfolge steht. So kehrt die Grundform der gestaffelten Dreifenstergruppe etwa gleichzeitig an der Nordquerhausfront der Großen Marienkirche in Lippstadt (Abb. 928; Ostteile um 1190/95–1221/22; siehe Kap. C.10.4.1.3.2.) wieder, worauf bereits Lübke und Tröller hinwiesen.[863] Wie beim Querhausportal darunter (siehe Kap. C.5.5.1.3.) finden auch hier deutlich konservativere Formen, insbesondere durchweg Rundbögen, Verwendung. Zudem wurde außen- wie innenseitig auf die rahmenden Säulenarkaden verzichtet, das Mittelfenster setzt zudem höher an. Eine augenfällige Gemeinsamkeit sind jedoch die auffällig breiten, geschrägten Fensterlaibungen, deren Formgebung zwischen den Fensterbahnen zu ähnlich konisch zulaufenden Trennpfeilern führt wie in Marienfeld.

Über die gemeinsame Bauhütte unmittelbar mit der Marienfelder Klosterkirche verbunden ist sodann die Burgkapelle von Schloss Rheda, deren freistehende Säulenarkade vor der Westwand (Kap. D.5.6.) wie die Marienfelder Säulenarkaden ebenfalls als Dreibogenstaffel ausgebildet ist. Über diese grundsätzliche Gemeinsamkeit hinaus lassen sich auch Details benennen wie etwa die Gestaltung der überschlanken Säulen, die gleichermaßen gewirtelt sind, wobei auch hier das untere

[862] Vgl. die Bemerkungen bei RÖCKENER, Hallenkirchen, 1980, S. 219–221, 245/246.
[863] LÜBKE, Geschichte der Architektur, Bd. I, 1884, S. 516 (mit Abbildungen); TRÖLLER, Marienfeld, 1935, S. 31–32; vgl. auch STROHMANN, Lippstadt, 1998, S. 489–490, dazu Abb. 428.

Schaftstück wie die übrigen Architekturelemente aus Osning-Sandstein gefertigt wurde, während der obere Schaftteil wie in Marienfeld aus einem anderen, sehr kostbaren Material besteht, in diesem Falle aus poliertem Schiefer. Selbst das Motiv der Markierung des Bogenansatzes im überhöhten Mittelbogen mittels separater Kämpfer wurde hier aufgegriffen.[864]

Das repräsentative Gestaltungsmotiv einer gestaffelten Dreifenstergruppe, die von einer Säulenarkade gerahmt wird, wurde schließlich auch am 1225 begonnenen Dom zu Münster (Kap. C.10.4.3.2.) aufgegriffen. Hier fand sich in Bauperiode III in der Ostwand des nordwestlichen Querarms bis zur Kriegszerstörung eine stark gestaffelte Dreifenstergruppe (beim Nachkriegswiederaufbau durch eine romanisierende Rose ersetzt).[865] Die Kanten ihrer spornartigen Trennpfeiler waren außenseitig mit schlanken Säulchen besetzt; selbst die aus Marienfeld vertraute Markierung des höhergesetzten Bogenansatzes beim Mittelfenster fand sich im Inneren wieder.[866]

Die am münsterschen Dombau am Westquerhaus erstmals verwendeten gestaffelten Dreifenstergruppen wurden schließlich beim Bau des Langhausobergadens in Bauphase IV erneut aufgegriffen. Während ihre Außenseiten im Norden nur von den geschrägten Fenstergewänden geprägt werden, sind sie im Süden und im Inneren (Abb. 1279, 1280) noch zusätzlich mit vorgestellten und zudem gewirtelten schlanken Säulchen versehen, die hier nun einen Bogenbegleitwulst tragen. Die Säulchen stehen hier direkt vor der Spornkante des Trennpfeilers, ein Zwischenraum als Andeutung einer Zweischaligkeit wie in Marienfeld fehlt. Die Anlehnung an die älteren Marienfelder Dreifenstergruppen in den Querhausstirnen[867] wird aber dennoch deutlich durch das Motiv der hohen Sockelpodeste unter den Säulchen, die in gleicher Weise wie in Marienfeld die steilen Sohlbänke der Fenster einfassen.

Entsprechende Formen begegnen auch bei der gestaffelten Dreifenstergruppe im östlichen Südseitenschiffjoch der Pfarrkirche St. Margaretha in Methler (um 1230–1250; Abb. 1332):[868] So finden sich hier auf der Innenseite wie in Marienfeld einfache,

[864] Ähnlich bereits TRÖLLER, Marienfeld, 1935, S. 31.

[865] LOBBEDEY/SCHOLZ, Baugeschichte Münster, 1993, S. 85, dazu Abb. 60, 61.

[866] Auf die genannten Parallelen machte erstmals TRÖLLER, Marienfeld, 1935, S. 31 aufmerksam. Leider hat sich offenbar keine Innenansicht der Fenstergruppe überliefert.

[867] Ähnlich bereits MÜHLEN, Dom zu Münster, 1966, S. 105; BOECK, Treffen, 1999, S. 275. Allgemeiner bleibt RÖCKENER, Hallenkirchen, 1980, S. 226.

[868] Zur Kirche in Methler s. die Literaturangaben in Anm. 682.

sehr schlanke gewirtelte Säulchen auf hohen Sockelpodesten. Diese wie auch die Bogenbegleitwülste kehren auch auf der Außenseite wieder, hier sind die Rahmungssäulchen nun jedoch vor den Trennungspfeilern gedoppelt.

Gestaffelte Dreifenstergruppen finden sich darüber hinaus auch beim Hallenlanghaus der Herforder Münsterkirche (Abb. 1021, 1023), und zwar beidseitig in den Außenwänden des mittleren Langhausjochs, das der Bauperiode IV (um 1240/50) angehört. Auch wenn damals die Initiatorin des Baues, Äbtissin Gertrud zur Lippe (um 1212/17 – um 1233/38), bereits verstorben war, hat die ausführende Bauhütte den Bau auch weiter in ‚lippischen', von Marienfeld ausstrahlenden Bauformen errichtet (siehe Kap. C.10.4.1.3.3.3.).[869]

Etwa in dieselbe Zeit (um 1240/50) gehört das Querhaus der Pfarrkirche St. Simon und Judas jenseits der heutigen deutsch-niederländischen Grenze in Ootmarsum, dessen Stirnseiten sich nach Ausweis von Bogenresten ehemals in einer gestaffelten Dreifenstergruppe öffneten.[870]

Schließlich ist noch die Stiftskirche St. Aegidius im nahen Wiedenbrück zu nennen, deren Querhausstirnen wie in Marienfeld, Lippstadt und Ootmarsum ebenfalls mit einer gestaffelten Dreifenstergruppe ausgezeichnet sind. Sie gehören der spätromanisch-frühgotischen Bauperiode von Chor und Querhaus an, die in der Mitte des 13. Jahrhunderts errichtet wurden. In der Nachfolge des Paderborner Domes sind die Fenster hier bereits mit Maßwerk versehen.[871]

5.6.5. Die mutmaßliche Ostrose

In der oberen Hälfte der Chorostwand, oberhalb der Dreifenstergruppe (Kap. C.5.6.3.), dürfte sich aller Wahrscheinlichkeit nach ehemals ein Rosenfenster befunden haben,[872] wie es seit dem späten 12. Jahrhundert bei Zisterzienserkirchen mit flachem Chorschluss häufig an dieser Stelle anzutreffen ist.[873] Im Zusammenhang mit dem

[869] Bereits RÖCKENER, Hallenkirchen, 1980, S. 234 hat auf die Verbindung mit Marienfeld aufmerksam gemacht.
[870] Verweis auf die Querhausstirnen in Ootmarsum bei RÖCKENER, Hallenkirchen, 1980, S. 220; zur Kirche s. ebd., v. a. S. 254–255, 403–410; STENVERT/KOLMAN/MEIERINK, Overijssel, 1998, S. 236–237.
[871] Zu St. Aegidius in Wiedenbrück s. LOBBEDEY, Wiedenbrück, 1988, hier v. a. S. 9, 11, 13–14.
[872] Ähnlich bereits TRÖLLER, Marienfeld, 1935, S. 4; HÖLKER, Kreis Warendorf, 1936, S. 214; LINKE, Marienfeld, 1994, S. 26. – SIGRIST/STROHMANN, Baugeschichtliche Befunde, 1995, S. 170 schließen hingegen ein Rundfenster aus.
[873] Dazu zuletzt UNTERMANN, Forma Ordinis, 2001, S. 660–661.

Einbau eines riesigen gotischen Maßwerkfensters (H: ca. 10,50 m, B: 5,75 m) im Auftrag von Abt Nikolaus (1322–1344) wurde es jedoch vollständig beseitigt, so dass sich keinerlei Spuren mehr davon am Bau erhalten haben.[874] Über seine Existenz und seine Form können daher nur Vermutungen angestellt werden.

Die hohe Wahrscheinlichkeit für ein Vorhandensein der Rose ergibt sich jedoch nicht nur aus der Bautradition des Zisterzienserordens, die in den östlichen und westlichen Stirnwänden vorzugsweise Rosenfenster vorsah,[875] sondern auch aus dem Wiederaufgreifen des Motivs der korrespondieren Ost- und Westrosen in den Rosetten der Burgkapelle zu Rheda (Kap. C.5.8.3.), die einen Reflex der Marienfelder Konstellation darstellen dürften.

Das mutmaßliche Rosenfenster der Chorostwand dürfte dabei geringer dimensioniert gewesen sein als sein jüngeres Pendant im Westen (s.u.). Darauf lassen die Befunde der Ostwand schließen, die zu seiten der Fenstergewände des gotischen Spitzbogenfensters keinerlei Spuren vom Gewände des vorherigen Rosenfensters erkennen lassen,[876] so dass sein Durchmesser geringer gewesen sein dürfte als die Breite der gotischen Fensteröffnung. Über die Binnengliederung der Rose sind jedoch keinerlei Aussagen mehr möglich.

Die Annahme einer verhältnismäßig kleinen Ostrose geht konform mit Beobachtungen an anderen Zisterzienserkirchen, wo die Rosenfenster der Chorostwand ebenfalls relativ klein und schlicht ausfielen – nicht zuletzt deshalb, da sie jeweils die frühesten derartigen Fensteröffnungen am Bau bildeten und man offenbar erst an Querhaus und/oder Westfront wagte, größere Rosen in die Stirnwände einzufügen.[877]

[874] Zu den Befunden der Chorostwand s. SIGRIST/STROHMANN, Baugeschichtliche Befunde, 1995, S. 158–171, v. a. S. 160–161, dazu Abb. 287. Die Maßangaben des gotischen Fensters ebd., S. 160.

[875] AUBERT, L'Architecture Cistercienne, 1943, S. 292, 299–300; UNTERMANN, Forma Ordinis, 2001, S. 660–669, v. a. S. 667–669.

[876] Anders verhielt es sich etwa an der Westchorwestwand des Domes zu Münster, wo sich bis zur Kriegszerstörung neben dem spätgotischen Maßwerkfenster noch Laibungssteine des vorherigen Rundfensters erhalten hatten. S. dazu LOBBEDEY/SCHOLZ, Baugeschichte Münster, 1993, S. 55–56, dazu Abb. 26, 29, 30, 41, 43.

[877] UNTERMANN, Forma Ordinis, 2001, S. 660–661.

5.6.6. Die Westrose

In der oberen Wandhälfte der Hauptschiffwestwand konnte 1984 von der ehemaligen Außenseite her ein Rosenfenster freigelegt werden (Abb. 287–289).[878] Seine Existenz war bereits zuvor durch die noch ablesbare Außenrahmung bekannt, die Form der Binnenstrukturen aber aufgrund der beidseitigen Vermauerung bis dahin völlig unbekannt.[879] Die aus konservatorischen Gründen im Januar 2000 wieder vermauerte Westrose der Marienfelder Abteikirche[880] hat einen Durchmesser von 5,50 m und zeigt bis auf minimale Abweichungen außen- und innenseitig dieselbe Struktur: In die 171 cm starke Wand sind beidseitig kreisrunde Öffnungen mit rechtwinklig angelegten, ca. 52 cm tiefen Laibungen eingelassen. Sie bilden die Rahmung für eine jeweils zweischichtig angelegte Wandscheibe von max. 67 cm Stärke.[881] Die vorderste Schicht bildet jeweils ein Achtpass aus hufeisenförmigen, das heißt etwas über halbkreisförmigen Rundbögen, die auf zierlichen, kämpferlosen Kelchkapitellen aufruhen (siehe Kap. C.6.2.3.4.). Die tiefer gelegenen Binnenflächen der Rundbögen werden fast vollständig von spitzbogigen Lanzettfenstern (H: je 110,5 cm) mit abgeschrägten Laibungen eingenommen. Diese strahlen radial von dem das Zentrum der Rosengestaltung bildenden Okulus (Ø 188 cm) aus,[882] dessen Laibungen ebenfalls abgeschrägt sind – hier jedoch nur an den Kanten, dazwischen folgt in der Mitte eine gerade Laibungspartie.

Die Westrose, die als Teil der Westfassade der Bauphase III angehört (zu Konstruktion und Bauverlauf der Westrose siehe Kap. C.4.3.5.3.), hat im Laufe der Zeit verschiedene Renovierungen und Veränderungen erlebt, vor allem bezüglich der

[878] Erstveröffentlichung der Befunde durch QUEDNAU/KORN/SIGRIST, Westrose, 1986; DENKMALPFLEGEBERICHT 1990, S. 520 (Konrad Rückbrod). – Ihnen folgend LINKE, Marienfeld, 1994, S. 54–55, 80–81; SIGRIST/STROHMANN, Baugeschichtliche Befunde, 1995, S. 100, 130, 140–142; LOBBEDEY, Westfalen, 1999, S. 134; UNTERMANN, Forma Ordinis, 2001, S. 662; DORN, Herford, 2006, S. 117. – Vgl. Anm. 216.

[879] S. Anm. 469.

[880] Eine Vermauerung wurde vom WAfD bereits seit ca. 1990 angestrebt, musste jedoch seitens des Landes Nordrhein-Westfalen gegenüber dem Eigentümer des angrenzenden barocken Abteigebäudes vor Gericht erstritten werden. – Bereits 1995 war von dem Restaurator Dr. Christoph Hellbrügge (damals Nordkirchen) eine umfangreiche Dokumentation zu Konstruktion und Beschaffenheit der Rose einschließlich Maßen und Oberflächenstruktur der Werksteine, Spuren der Verglasungen und Verputze sowie der vier aufliegenden Farbfassungen angefertigt worden, 1997 ein Bericht zu durchgeführten Konservierungsmaßnahmen (Ausfertigungen der Berichte vom 11.12.1995 und vom 21.03. 1997 in der Objektakte ‚Marienfelder Westrose' im WAfD, Referat Restaurierung).

[881] Die Maßangaben (bis auf die daraus errechnete Laibungstiefe) nach QUEDNAU/KORN/SIGRIST, Westrose, 1986, S. 39 (Quednau).

[882] Die Maßangaben zu den Öffnungen entnommen dem Untersuchungsbericht von C. Hellbrügge von 1995 (wie Anm. 471), Plan I.

Verglasungen und Fassungszustände. Während sich von der Erstverglasung des 13. Jahrhunderts offenbar keine Fragmente erhalten haben, zeugen Bruchstücke einer kleinteiligen spätmittelalterlichen Ornamentverglasung und neuzeitliche Blankglasfragmente von mindestens zwei Neuverglasungen der Westrose.[883] Die große Glasfläche des zentralen Okulus (Ø 188 cm!) wurde zur Aussteifung und zum Schutz gegen Winddruck zusätzlich mit einer (später gewaltsam ausgebrochenen) Eisenarmierung versehen, die offenbar zwei Zustände erlebt hat: Die ursprüngliche Armierung aus sechs radialen Eisenstäben wurde später durch drei Senkrechtstäbe ersetzt (siehe dazu Kap. C.4.3.5.3.).

Bis zu ihrer (zeitlich nicht genau überlieferten) Vermauerung hat die Marienfelder Westrose auf der Außenseite vier, auf der Innenseite drei aufeinanderfolgende Farbfassungen erhalten:[884] Die bauzeitliche Erstfassung der Außenseite sorgte für eine Vereinheitlichung der Werksteinpartien und der verputzten Backsteinausmauerungen in den Achtpasszwickeln und zu seiten der Lanzettfenster, indem sie letztere durch einen sandsteinfarbenen Anstrich an die dominierenden Werksteine anglich. Davon deutlich unterschiedlich war die zweite Farbfassung angelegt: Von den weißgetönten Putzflächen hoben sich die sandsteinernen Gliederungselemente wie Randsteine, Passbögen und Fensterlaibungen durch einen hellgrauen Anstrich mit weißen Fugenstrichen ab, der zusätzlich um die Lanzettfenster und den Okulus mit einer roten Begleitlinie versehen war. Hinzu kam ein dunkelgrauer Begleitstrich an der inneren Kante der Passbögen. Beim Auftragen der Zweitfassung war die Rose ohne Verglasung.[885] Die dritte Fassung wiederholte das Schema der zweiten Fassung in einem etwas dunkleren Grauton mit weißen Fugenstrichen, der Kantenbegleiter der Passbögen war nun schwarz angelegt, auf die roten Einfassungen wurde hingegen verzichtet. Die vierte Fassung schließlich stellte wiederum eine vereinfachte

[883] Bei QUEDNAU/KORN/SIGRIST, Westrose, 1986, S. 40 (Korn) heißt es zu den Glasfunden: „Im Bauschutt aus der Vermauerung der Rose fanden sich 67 größere und kleinere Blankglasfragmente, größtenteils von einer neuzeitlichen Rechteckverglasung, aber auch 12 Stücke einer kleinteiligeren mittelalterlichen Ornamentverglasung mit gekröselten Kanten; die Außenseiten der Gläser sind teilweise stark angewittert (großflächiger Punktfraß). Da die Rose bei der Aufbringung der zweiten Farbfassung ohne Verglasung war – ihre Tünche zieht sich durch den gesamten Falz und in die kleinen Dübellöcher – kann es sich bei den mittelalterlichen Glasfragmenten nicht um die Reste der Verglasung des 13. Jahrhunderts handeln."

[884] Die nachfolgenden Angaben zu den Farbfassungen der Außen und Innenseite entnommen dem Untersuchungsbericht von C. Hellbrügge von 1995 (wie Anm. 471), dazu Plan VII und VIII.

[885] QUEDNAU/KORN/SIGRIST, Westrose, 1986, S. 40 (U.-D. Korn): „Da die Rose bei der Aufbringung der zweiten Farbfassung ohne Verglasung war – ihre Tünche zieht sich durch den gesamten Falz und in die kleinen Dübellöcher – kann es sich bei den mittelalterlichen Glasfragmenten nicht um Reste der Verglasung des 13. Jahrhunderts handeln."

Ausführung der Vorgängerfassung dar, nun in einem dunkelgrauen Farbton, unter Verzicht auf Fugenstrich und Begleitlinien.

Die Erstfassung auf der Innenseite der Rose entspricht weitgehend dem Befund auf der Außenseite, nur wurde hier der ockerfarbene Anstrich nicht nur auf die Putzflächen, sondern auch auf sämtliche Werksteine aufgetragen! Die Zweitfassung zeigte dagegen einen deutlich anderen Farbklang: Ein über alle Elemente hinweggehender weißer Grundton wurde durch farbige Streifen untergliedert. Ein schwarzer Begleiter setzte die Passbögen vom Grund ab, zwei rote Striche, die von den Kapitellen ausgehen, leiteten über zum Lanzettfenster, das wiederum über einen roten Begleitstrich verfügte. Ebensolche betonten auch die Kanten des Okulus. Als besonderes Zierelement erschien auf seiner Fase eine Wellenranke mit Blattwerkspitzen, die einen maßwerkartigen Eindruck erzeugten.[886] Die an der Maßwerkranke ablesbaren Stilformen erlauben eine bisher noch nicht vorgenommene Zuordnung der Fassungsfragmente zu der am mittleren südlichen Obergadenfenster des Langhauses aufgedeckten und sichtbar belassenen spätgotischen Raumfassung aus der Zeit des Abtes Heinrich Münstermann (1498–1537; s.o. Kap. C.4.1.).

Die dritte Fassung, die ebenfalls über einen weißen Grundton verfügte, dominierte ein Ockerton auf den Passbögen, der Steinrahmung des Okulus und um die Lanzettfenster, jeweils eingefasst von schwarzen Strichen als Begleiter oder zur Kantenbetonung. Hierbei dürfte es sich um eine schlichte Neufassung aus der zweiten Hälfte des 16. oder dem 17. Jahrhundert gehandelt haben.

Die archivalische Überlieferung zur Westrose ist äußerst spärlich: Aus der Bauzeit der Kirche haben sich keine Quellenangaben zur Westrose erhalten – die früheste Nachricht betrifft die Amtszeit des Abtes Hermann I. von Warendorf (1410–1443). Zu seiner Zeit bekam das Kloster 43 rheinische Gulden zur Wiederherstellung des Westfensters geschenkt – offenbar war die Westrose damals in keinem allzu guten Zustand. Das Geld wurde jedoch nicht seiner Bestimmung zugeführt und dann später um 1456/57 von Abt Arnold I. von Bevern (1443–1478) für die Bezahlung der von dem münsterschen Maler Johann Koerbecke angefertigten Flügelgemälde des Hochaltarretabels verwendet.[887] Abt Arnold I. hatte jedoch später, um 1475, eigene

[886] Eine ‚Durchzeichnung der erkennbaren Umrisse des Musters' in ebd.
[887] LUCKHARDT, Hochaltar, 1987, S. 5.

Pläne mit der Westrose. Dazu heißt es in der Marienfelder Klosterchronik: „Herr Arnoldus [= Abt Arnold I.] hatte auch den Plan, in unserer Klosterkirche nach Westen hin ein Fenster nach dem Vorbild des Ostfensters seines Vorgängers Nikolaus [1322–1344] anbringen zulassen. Doch Herzog Karl [der Kühne] von Burgund [1467–1477] behinderte die Ausführung dieses Planes, als er, vom Kölner Erzbischof Robert [= Ruprecht von der Pfalz, 1463–1478] unterstützt, die kölnische Stadt Neuß fast ein ganzes Jahr lang [1474/75] belagerte; hätte er sie eingenommen, wie alle befürchteten, hätte er ganz Alemannien unterworfen. Doch zog Kaiser Friedrich [III., 1440–1493] mit einem gewaltigen Heer gegen ihn zu Felde und brachte ihn von der Belagerung ab. So wurde der oben erwähnte Bau des Fensters unterbrochen.“[888] Offenbar hatte das Kloster im Zuge des Neusser Krieges hohe Sonderabgaben zu entrichten, die die Mittel für den geplanten Westfensterneubau zusammenschmelzen ließen, so dass dieser letztendlich unterblieb und die Rose vermutlich nur in einer sehr reduzierten Form entweder noch unter Abt Arnold I. von Bevern (1443–1478) oder dessen Nachfolger Johann V. Wineken (1479–1495) renoviert wurde. Dieser Zeit soll hier versuchsweise die Zweitfassung und die damit verbundene Neuverglasung zugeordnet werden.

Durch die geschilderten Zeitumstände blieb das spätromanische Rosenfenster der Westfassade, das offenbar im ersten Drittel des 16. Jahrhunderts nochmals mit einer neuen Farbfassung versehen worden war, in seiner Substanz fast unverändert bis heute erhalten.

Zu einem späteren, bisher nicht genauer bestimmbaren Zeitpunkt wurde die Westrose dann auf der Außenseite durch ein vorgelagertes Gebäude verdeckt, dessen eingearbeiteter Dachanschlag sich deutlich im Quadermauerwerk oberhalb der Rose abzeichnet. Es dürfte sich um das in den ‚Beschreibungen’ des Klosters (1708) von Pater Hermann Hartmann (Mönch 1670–1719) überlieferte ‚Richthaus’ als Teil des Pfortengebäudes handeln, das möglicherweise aus der mutmaßlichen Vorhalle hervorgegangen war (s.o.). Bei einem Brand am 14. Juli 1693 wurde dieser Gebäudetrakt beschädigt. Dies gab Anlass zum Bau des barocken Abtsflügels, durch den das ‚Richthaus’ dann 1699–1702 ersetzt wurde.

[888] Zitiert [mit Ergänzungen] nach BÖHMER/LEIDINGER, Chroniken und Dokumente, 1998, S. 83. – Der originale lateinische Wortlaut bisher unveröffentlicht.

Die möglicherweise noch als Blende sichtbare Innenseite der Rose wird spätestens beim Bau der großen Barockorgel durch Johann Patroklus Möller 1745–1751 zugesetzt worden sein,[889] da deren Stützbalken teilweise in die Vermauerung einbinden.[890] – Bis zur westseitigen Freilegung 1984 blieb der Zustand der Rose dann weitgehend unverändert.

5.6.6.1. Typologische und stilistische Einordnung der Westrose

Die Auszeichnung der turmlosen Kirchenwestfassade durch ein verhältnismäßig großes, aufwendig gestaltetes Rosenfenster entspricht (wie die Ostrose) zisterziensischer Bautradition – zahlreiche Beispiele dafür finden sich seit der Mitte des 12. Jahrhunderts.[891]

Leider lassen sich weder innerhalb der Zisterzienserarchitektur noch in der übrigen vorausgehenden oder zeitgenössischen Baukunst konkrete Vorbilder für die Westrose der Marienfelder Klosterkirche benennen. Der entwerfende Baumeister dürfte aber sowohl aus dem Bereich der zisterziensischen Baukunst wie auch allgemein aus der damals auch für den deutschsprachigen Raum stilprägenden frühgotischen Architektur Zentral- und Ostfrankreichs seine Anregungen geholt haben,[892] während im Formenrepertoire des ‚Style Plantagenêt', auf den sich eine Reihe der Marienfelder Bauformen zurückführen lassen, Fensterrosen – nach dem erhaltenen Bestand zu urteilen – offenbar so gut wir gar keine Rolle gespielt haben.

Auch eine Vermittlung des Rosenmotivs über das Rhein-Maas-Gebiet nach Marienfeld ist ebenfalls wenig wahrscheinlich, da sich hier zwar häufiger Mehrpass- und Rosettenfenster finden, Rosenfenster im engeren Sinne – wie etwa die Westrose des Limburger Domes (um 1220), deren Gestaltung als Lochscheibenrose sich als reduzierte Version der Nordquerhausrose der Kathedrale zu Laon zu erkennen gibt[893] – bleiben auch hier die Ausnahme.

[889] So bereits QUEDNAU/KORN/SIGRIST, Westrose, 1986, S. 38 (U. Quednau).

[890] Vermerk von Dr. Dirk Strohmann vom 25.10./26.11.1990 im WAfD, Referat Restaurierung, Objektakte ‚Marienfelder Westrose'.

[891] AUBERT, L'Architecture Cistercienne, 1943, S. 292; BICKEL, Kunst der Cistercienser, 1974, S. 219–224; UNTERMANN, Forma Ordinis, 2001, S. 662–664. – Grundlegend zum Thema ‚Fensterrose': SUCKALE, Fensterrose, 1981/2008; KOBLER, Fensterrose, 1987.

[892] KOBLER, Fensterrose, 1987, Sp. 130: „Eine Entwicklung innerhalb Deutschlands ist kaum zu erkennen, eine Übernahme aus Frankreich überwiegt bei weitem".

[893] S. dazu zuletzt KLOFT, Limburg, 2004, S. 46/47, dazu Abb. 112, 113.

Die detailreichen Rosengestaltungen der französischen Kathedralen wurde bei der Marienfelder Westrose auf einfache, klare Grundformen reduziert – dies entsprach sicherlich den ‚asketischen' Vorstellungen des auftraggebenden Zisterzienserkonventes. Eine derartige Gestaltung kam aber auch zugleich dem Bestreben der in Marienfeld tätigen Bauhütte nach einem ohne immensen bildhauerischen und technischen Aufwand durchführbaren Werk entgegen, das dennoch einen durch seinen Formenreichtum beeindruckenden Abschluss des Baues im Westen bildete. Dementsprechend entschieden sich die Bauverantwortlichen für eine einfache Grundstruktur mit einem nicht weiter durch Passelemente etc. untergliederten zentralen Okulus, der umgeben ist von einem Kranz radial angeordneter Lanzettfenster, die sich jeweils nur aus zwei Werkstücken zusammensetzen. Für eine besondere Plastizität sorgt der umgebende Achtpass mit Kapitellkonsolen, der in seiner Form eine Reduzierung aus den äußeren, kranzförmig angeordneten Kreiselementen der französischen Rosenfenster (zum Beispiel Laon-Nord, Chartres-West) darstellen dürfte, wobei für die Passform selbst möglicherweise auch rheinische Mehrpassfenster anregend gewirkt haben könnten.

Das Einsetzen kleinerer Fensteröffnungen in eine größere Gesamtform lässt sich etwa auch bei der mutmaßlich aus dem späten 12. Jahrhundert stammenden Rose der Prioratskirche St. Sulpice in Chars (Val-d'Oise) beobachten, wo in die Arkadenbogen der achtteiligen Fensterrose zusätzlich steinerne Okuli eingesetzt sind.[894]

Generell einzurechnen ist eine relativ hohe Verlustrate von Rosenschöpfungen in Frankreich, insbesondere im Bereich der Zisterzienserarchitektur, so dass für die Marienfelder Westrose nur noch grundsätzliche Gestaltungsmerkmale und Stiltendenzen in der vorausgehenden französischen Baukunst aufgezeigt werden können, während ein konkretes Vorbild – sollte ein solches existiert haben – wohl nicht mehr zu benennen ist. Mit einer gewissen Wahrscheinlichkeit kann jedoch angenommen werden, dass das oder die Vorbilder, auf die der Marienfelder Baumeister rekurierte, noch dem späteren 12. Jahrhundert angehörte(n), da sowohl

[894] KOBLER, Fensterrose, 1987, Sp. 88, dazu Zeichnung Taf. I, b. – Lt. KIMPEL/SUCKALE, Gotische Architektur, 1985/95, S. 515 wurde die Rose Mitte des 16. Jahrhunderts erneuert. Es ist jedoch zu überlegen, ob sie das alte Gliederungsschema wiederholt.

die Umsetzung als Lochscheibenfenster als auch die achtteilige Radialstruktur nach 1200 in Frankreich an Großbauten kaum noch anzutreffen sind.[895]

Auch innerhalb der deutschen Baukunst in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts nimmt die Westrose der Marienfelder Klosterkirche durch ihre Größe und ihren Formenreichtum eine besondere Stellung ein, in ihrer Gliederung steht sie einzig da.[896]

Inwieweit der Marienfelder Westrose eine zu dieser Zeit geläufige symbolische – kosmologische oder gar eschatologische – Konnotation besitzt, sei es als Windrose, Rad der Fortuna, Himmelsstadt oder gar als Gloriole Christi, lässt sich nicht zweifelsfrei bestimmen, zumal ein ergänzendes figürliches Glasmalereiprogramm zu diesem Zeitpunkt bei einer Zisterzienserkirche noch eher auszuschließen ist.[897]

5.6.6.2. Die Nachfolge der Westrose

Die Marienfelder Westrose fand eine unverkennbare Nachfolge in den Rosengestaltungen am Westquerhaus des Domes zu Münster, die der dortigen Bauperiode III (um 1230/35) angehören.[898] Von den ehemals fünf Rosen – zu den (ursprünglich) dreien im Querschiff kommt noch die Blendrosette im Südgiebel sowie die verlorene Rose im Westchor hinzu – weisen die beiden des Südquerarms (Abb. 1283) eine deutliche Verwandtschaft mit der Marienfelder Westrose auf. Dies zeigt sich sowohl in der Grundanlage wie auch in den Details: So besteht die Komposition jeweils aus einer zentralen Kreisöffnung, um die radial ein Kranz separater Öffnungen angeordnet ist. Letztere werden von einem vortretenden Mehrpass auf Konsolen (Abb. 1284) gerahmt. Bei beiden Südquerhausrosen ist der zentrale Okulus durch einen Sechspass, der an die Rhedaer Ostrosette (Abb. 470; Kap. D.5.8.3.1.) erinnert, weiter untergliedert. Der äußere Fensterkranz besteht bei der Ostrose aus zwölf Okuli, die bei der Südrose zu einer glockenbecherförmigen Form abgewandelt sind. Mit ihren zur Mitte gerichteten Fußlinien stehen sie ähnlich auf der Einfassung der zentralen

[895] So SUCKALE, Fensterrose, 1981/2008, S. 338 und Anm. 34.

[896] Vgl. die weitgehend vollständig angeführten Beispiele bei KOBLER, Fensterrose, 1987, Sp. 130–142. – Die Marienfelder Westrose war zum damaligen Zeitpunkt zwar bereits freigelegt, jedoch noch unpubliziert und fand daher keine Aufnahme in den Artikel.

[897] Vgl. dazu die Ausführungen von SUCKALE, Fensterrose, 1981/2008, deren Grundlagen jedoch vornehmlich Fensterrosen an Kathedralen bilden, die einen anderen Formen- und Gestaltungsreichtum aufweisen als zeitgenössische Fensterrosen an bewusst schlichter gehaltenen Zisterzienserkirchen und daher nicht ohne Weiteres übertragbar sind.

[898] S. dazu LOBBEDEY/SCHOLZ, Baugeschichte Münster, 1993, S. 72–73, 81, 82, 85, 278, dazu Abb. 51, 53–60.

Kreisöffnung wie die Lanzettfenster der Marienfelder Westrose. Die auffälligste Übereinstimmung ist jedoch die beidseitige[899] Einfassung durch einen aus Rundbögen gebildeten Mehrpass und die dadurch erzielte Zwei- bzw. Mehrschichtigkeit der Rosenscheibe – in Münster ist die Form der Passrahmung wie auch des Außenkreises durch die Profilierung der Ränder lediglich etwas ‚gefälliger' gestaltet als in Marienfeld, wo einfache rechtwinklige Profile vorherrschen.

Die Gemeinsamkeiten reichen jedoch darüber hinaus bis zu gestalterischen und konstruktiven Details, auch hier wieder insbesondere bei der Mehrpassrahmung, die in Münster (Abb. 1284) wie in Marienfeld (Abb. 289) ohne Kämpfer unmittelbar auf Kapitellkonsolen aufruht. Überdies besteht bzw. bestand das Mauerwerk der Mehrpasszwickel jeweils aus mit Putz überdecktem Füllmaterial, in Münster aus Bruchstein (belegt für die Südostrose),[900] in Marienfeld aus Backstein. Als weiteres Detail kommt noch hinzu, dass bei der Südostrose in Münster im Inneren das Wulstkämpfergesims wie in Marienfeld (Abb. 233) mittels Umknickungen um die ‚zu große' Rosenöffnung herumgeführt wurde.[901]

Eine Bezugnahme der münsterschen Rosengestaltungen nicht nur auf die immer wieder genannte Nordquerhausrose von Laon,[902] sondern auch auf die Westrose der erst wenige Jahre zuvor, 1222, vollendeten Abteikirche Marienfeld, der damals bedeutendsten Zisterze in der Diözese Münster, ist somit evident[903] – auch hinsichtlich der technischen Bauausführung.

[899] Gute Abbildungen der Innenseiten bei POESCHKE/SYNDIKUS/WEIGEL, Münster, 1993, Abb. 28, 29.

[900] LOBBEDEY/SCHOLZ, Baugeschichte Münster, 1993, S. 82. Dort Schilderung des im Zweiten Weltkrieg zerstörten Originalbefundes aus dem 13. Jahrhundert – Die Substanz der Südrose war bereits 1903 vollständig erneuert worden: ebd., S. 72, 80, 81.

[901] Vgl. dazu LOBBEDEY/SCHOLZ, Baugeschichte Münster, 1993, Abb. 58, 84.

[902] So GEISBERG, Münster–Dom, 1937, S. 80 (er verweist zusätzlich auch auf Langres/Burgund); SAUERLÄNDER, Figurenportale, 1971, S. 8; LOBBEDEY/SCHOLZ, Baugeschichte Münster, 1993, S. 278 (hier zudem Hinweis auf Otterberg, Westrose von 1241); J. Poeschke in POESCHKE/SYNDIKUS/WEIGEL, Münster, 1993, S. 33 leitet die Rosenfenster lapidar von der rheinischen Spätromanik ab, ohne konkrete Vorbilder zu benennen; ähnlich LECHTRECK, Kirchen, 2005, S. 66; BOECK, Treffen, 1999, S. 275 sieht (in Unkenntnis der Marienfelder Westrose) in den münsterschen Rosen eine Weiterentwicklung der vielpassigen Rundfenster in Heisterbach, Osnabrück und Minden.

[903] LINKE, Marienfeld, 1994, S. 81 verwies als bisher einziger auf die Nachfolge der Marienfelder Westrose in den Rosen des Domes zu Münster, ohne jedoch einen konkreten Vergleich durchzuführen. – Vgl. auch die naturgemäß noch allgemeinere Bemerkung bei MÜHLEN, Dom zu Münster, 1966, S. 104.

5.6.7. Die Blenden in den Giebeln der vier Stirnseiten

5.6.7.1. Die Blendnischen im Ost- und Westgiebel

Die Giebelfelder über den Rosenfenstern im Osten und Westen zeigten jeweils eine Gliederung aus Blendnischen, die am jüngeren Westgiebel reicher ausfiel als am älteren Ostgiebel.

5.6.7.1.1. Die Blendnischengliederung im Ostgiebel

Die allein noch von der romanischen Originalsubstanz erhaltenen seitlichen Zwickelfelder am Ansatz des Giebels zeigen Reste einer Nischengliederung (Abb. 44; s. ausführlich Kap. C.4.3.1.3.). Erhalten sind zwei kleine, rechteckig eingetiefte Nischen mit Rundbogenabschluss. An sie schlossen sich jeweils eine weitere, jedoch deutlich höhere Blendnische an, von der die überkommene außenseitige Laibung zeugt. dazwischen ist wohl noch eine dritte, wiederum größere Mittelnische zu ergänzen. Die Blendnischen waren, dem erhaltenen Bestand nach zu urteilen, ohne besondere Rahmung in die Wandfläche eingetieft.

5.6.7.1.2. Die Blendnischengliederung im Westgiebel

Das Giebelfeld der fast vollständig aus Sandsteinquadern errichteten Westfassade zeigt eine aufwendige Gliederung aus zwei Reihen von säulengerahmten Blendnischen (Abb. 170–189; s. ausführlich Kap. C.4.3.5.3.): Die untere Reihe umfasst drei Blendnischen, wobei die Mittelnische in der Breite und damit auch in der Höhe etwas größer ausfällt. Die Nischen verfügen über eine schräge, in sich gestufte Sohlbank und sind mit doppelt gestuften Archivoltenbögen versehen, wobei der jeweils äußere Bogen auf vollrunden, heute ausgebrochenen Säulchen mit sorgsam ausgearbeiteten Basen und Kapitellen aufruht(e) (siehe Kap. C.6.1.4., C.6.2.3.5.), die zu seiten der Mittelnische zu Zwillingssäulchen verbunden waren.

Die obere Nischenreihe besteht aus zwei schmaleren Nischen, von der heute nur noch die gequaderten Laibungen und die nun schaftlosen, in der Mitte ebenfalls gekuppelten Rahmungssäulchen erhalten sind. Aufgrund der erneuerten Archivoltenbögen und der noch nicht untersuchten Ausmauerung der

Nischenrückwände ist bisher nicht sicher zu entscheiden, ob die oberen Nischen ebenfalls doppelt zurückgestuft waren oder nur einfach.

Die aus Backstein aufgeführten Rückwände der unteren Nischen (und wohl auch der oberen), die offenbar nur von schmalen Senkrechtschlitzen durchbrochen wurden, waren wohl von Anfang an verputzt und vermutlich hell gestrichen, um so einen Kontrast zum umliegenden gelblichen Osningsandstein-Quadermauerwerk zu erzielen und dem Giebelfeld zusammen mit den möglicherweise aus andersfarbigem Steinmaterial (Schiefer, Grünsandstein, heller Baumberger Sandstein) gefertigten Säulenschäften eine besondere Wirkung zu verleihen.

5.6.7.2. Die Blenden in den Querhausgiebeln

Zusätzlich zu den Dreifenstergruppen zeigten die Querhausstirnwände in den Giebelfeldern aufwendige Blendrosetten als auszeichnendes Schmuckmotiv, die jedoch in ihrer Substanz nur teilweise erhalten geblieben sind.

5.6.7.2.1. Die Vierpassblende im südlichen Querhausgiebel

In ihren wesentlichen Bestandteilen hat sich die Blendrosette im südlichen Querhausgiebel erhalten (Abb. 283).[904] Sie besteht aus einer Kreisblende, in die wiederum mit deutlichem Abstand ein stehender Vierpass einbeschrieben ist. Die Mitten der Passfelder wie auch des Zentrums nehmen jeweils Kreisöffnungen ein, die der Beleuchtung des Dachraumes dahinter dienen.[905]

Die Vierpassblende, die fast den gesamten Raum zwischen der gedachten Grundlinie des Giebeldreiecks und den Ortgängen ausfüllt, ist, obwohl in ihrer Struktur erhalten, nicht völlig unverändert auf uns gekommen: So war ihr oberer Teil einschließlich oberem Passfeld wie der gesamte Giebel bei dem Dachbrand 1826 in Mitleidenschaft gezogen worden und wurde danach 1828 in der alten Form wiederhergestellt, doch verwendete man bei der Ergänzung eine deutlich abweichende Mauertechnik.[906] Zu

[904] Die Vierpassblende im südlichen Querhausgiebel behandelt bei: NORDHOFF, Kreis Warendorf, 1886, S. 140; TRÖLLER, Marienfeld, 1935, S. 30; HÖLKER, Kreis Warendorf, 1936, S. 219; MÜHLEN, Dom zu Münster, 1966, S. 104; DEHIO, Westfalen, 1969, S. 317; THÜMMLER, Marienfeld, 1972, S. 13; MÜHLEN, Marienfeld, 1975, S. 32; MAUÉ, Bauformen, 1975, S. 31, 37; MÜHLEN, Ausstrahlung, 1984, S. 127; LINKE, Marienfeld, 1994, S. 36, 80; LOBBEDEY, Westfalen, 1999, S. 134; LECHTRECK, Kirchen 2005, S. 60; KEMPKENS, Marienfeld, 2011, S. 17; DEHIO, Westfalen, 2011, S. 401.

[905] Die original erhaltene untere Kreisöffnung hat einen Durchmesser von 90 cm.

[906] SIGRIST/STROHMANN, Baugeschichtliche Befunde, 1995, S. 186/188, dazu Abb. 266–268, 292.

einem unbekannten Zeitpunkt war zudem in die Mitte der Blendrosette eine hochrechteckige Öffnung eingefügt worden, die im Zuge der Restaurierungsmaßnahmen 1955–58 beseitigt und durch eine Kreisöffnung entsprechend dem Muster der damals wieder geöffneten Okuli der Vierpassblende ersetzt wurde.[907] Anstelle der heute stumpf endenden Nasen des Vierpasses, die beim Einbau der Rechtecköffnung beschädigt worden sein dürften, hat man sich aber wohl noch zusätzlich – wie bei der Westrose – (Kapitell-) Konsolen vorzustellen.[908]

Ein in einen Kreis einbeschriebener Vierpass als Fenster- oder Blendengestaltung zählt zu den weit verbreiteten Motiven in der europäischen Baukunst des 12. und frühen 13. Jahrhunderts. Ungewöhnlich ist jedoch die Ausbildung des Vierpasses mit stark eingezogenen Nasen und die Durchbrechung der Passfelder mit insgesamt fünf kreuzförmig angeordneten Okuli, für die bisher keine unmittelbare Parallele benannt werden kann.[909]

5.6.7.2.2. Die Sechspassblende im nördlichen Querhausgiebel

Die nördliche Querhausfront verlor ihr originales Giebelfeld infolge des Dachbrandes 1826. Die historischen Ansichten des Klosters und der Abteikirche aus dem 17. bis frühen 19. Jahrhundert (G. Anhang I)[910] überliefern jedoch übereinstimmend eine Giebelzier aus einer gefüllten Kreisblende. Die zweitälteste bekannte Darstellung der Kirche auf der Version des Stifterbildes im Bistumsarchiv in Münster (M-BQ 3, Abb 55) stammt aus dem Ende des 17. Jahrhunderts, kopiert aber offenbar ein älteres, gotisches Gemälde. Die recht präzise Wiedergabe des Kirchengebäudes zeigt im nördlichen Querhausgiebel eine Kreisblende mit einem darin einbeschriebenen stehenden Sechspass, dessen tragende Speichen (?) von einer zentralen ‚Nabe' ausgehen (Abb. 58). Details sind leider nur angedeutet, aber es ist zu erkennen, dass

[907] DENKMALPFLEGEBERICHT 1963, S. 148 (nur allgemein zu Maßnahmen an Südquerhausfront); SIGRIST/STROHMANN, Baugeschichtliche Befunde, 1995, S. 188 (Sie geben versehentlich den Zeitraum „1954/55" an). – Leider ist diese Freilegungs- und Umgestaltungsmaßnahme – wie bei der Dreifenstergruppe darunter – nicht genauer dokumentiert.

[908] Ähnlich bereits SIGRIST/STROHMANN, Baugeschichtliche Befunde, 1995, S. 188. – Die Spitzen der Nasen haben eine Breite von 42 cm (sic!) [Befund vom 3. Juli 2017 > Nachtrag].

[909] MAUÉ, Bauformen, 1975, S. 37 schreibt bezeichnenderweise: „Die Kreisblende, die mit einem Vierpaß ausgesetzt ist, und die stark ausgeprägte Nasen hat, kommt in dieser Form in der rheinischen Baukunst nicht vor."

[910] Zu den historischen Bildquellen s. auch SIGRIST/STROHMANN, Baugeschichtliche Befunde, 1995, S. 146–147, Anm. 73 sowie jüngst WESTFALIA PICTA, Bd. VII, 2002, S. 138–140.

das obere Passfeld durch das spätere Einfügen eines Stützbalkens für einen in der Giebelspitze befestigten Ausleger beeinträchtigt ist.

Die beiden anderen Versionen des Stifterbildes sind in ihrer Darstellung deutlich stärker schematisiert und daher weniger aussagekräftig. So zeigt das Gemälde im Besitz des Hofes Meier Westmeyer in Marienfeld (M-BQ 2, Abb 54) im nördlichen Querhausgiebel eine Kreisblende mit einem stehenden Vierpass, die Version auf Schloss Harkotten bei Füchtorf (M-BQ 4, Abb 59) sogar eine fünfzehnteilige gotische Rose (!).

Von den sieben Versionen der Vogelschauansicht des Klosters, die allesamt auf ein Leinwandgemälde eines französischen Geistlichen von 1793/94 zurückgehen (M-BQ 9), erweist sich die Federzeichnung von Heinrich Dünheuft (M-BQ 12, Abb. 70a), heute im Westfälischen Landesmuseum in Münster, als detailreichste und sorgfältigste Version. Sie bildet im nördlichen Querhausgiebel eine Kreisblende mit einem Siebenpass (!) ab, in dessen Binnenfläche nach oben verschoben eine kleine Rechtecköffnung sitzt – eventuell das Befestigungsloch für den damals bereits entfernten Stützbalken des Auslegers. – Die weniger präzise Federzeichnung des Baukondukteurs Niermann (M-BQ 14) zeigt einen schematisierten Sechspass. Die übrigen, deutlich summarischeren Bildquellen tragen keine zusätzlichen Erkenntnisse bei.

Die Analyse der erhaltenen historischen Bildquellen spricht für die Annahme einer sechsteiligen Blende – ob als Rosette mit Speichen oder als Sechspass mit Nasen, muss offen bleiben.[911] Eine sechsteilige Rosette, wie sie aus dem ältesten der drei Stiftungsgemälde herauszulesen ist, fände eine unmittelbare Parallele im Südgiebel des Westquerhauses des Domes zu Münster (Abb. 1279)![912] Mangels erhaltener Substanz bzw. mangels aussagekräftigerer Bildquellen ist aber eine genauere Gegenüberstellung der älteren Marienfelder und der jüngeren Münsterer Blendrosette nicht möglich.

[911] NORDHOFF, Kreis Warendorf, 1886, S. 140 rekonstruiert ohne Quellenbeleg „am Giebel einst eine Vierpassblende mit Rundloch und kleinere Langöffnungen“, vgl. dazu die Tafel zwischen S. 138 und 139. – TRÖLLER, Marienfeld, 1935, S. 30 vermutet in Unkenntnis der Bildquellen eine nicht genauer nachweisbare „dekorative Aufteilung“. – HÖLKER, Kreis Warendorf, 1936, S. 219 rekonstruiert wie Nordhoff „ein[en] Vierpaß in einem Kreisrund“.

[912] S. dazu LOBBEDEY/SCHOLZ, Baugeschichte Münster, 1993, S. 73, 80, 81, dazu Abb. 51, 56.

5.6.8. Gesamtbetrachtung der Fenster und Blenden

In der Gesamtschau der Fensteröffnungen wird eine klare Hierarchisierung ablesbar, die sich sowohl in der Formgebung als auch in der Materialität äußert bzw. äußerte. So waren die Stirnwände durch Rosen und Dreifenstergruppen ausgezeichnet. Ihre vollständige Ausführung in sichtbar gelassenem Werkstein band diese Durchfensterung der Stirnwände im Kircheninneren zusammen und hob sie von den übrigen, nicht durch eine sichtbare Werksteinrahmung ausgezeichneten Kirchenfenstern ab, die als einfache oder gedoppelte Rundbogenfenster gestaltet waren.

Auch im Äußeren wird die angesprochene Hierarchisierung deutlich: Gegenüber den Seitenschiffen und Obergadenzonen mit ihrer ‚normalen' Durchfensterung in Form einfacher oder doppelter Rundbogenfenster in von Lisenen und Rundbogenfriesen gerahmten Feldern sind die Stirnseiten des Baues durch eine aufwendigere Fenstergestaltung in der beschriebenen Gestalt sowie durch eine Verschmelzung der rahmenden Wandfelder mit dem Giebeldreieck darüber[913] herausgehoben. Entsprechend müssen die Fenster- und die Giebelfeldgestaltungen auch gemeinsam, als Einheit, betrachtet werden: So werden die gestaffelten Dreifenstergruppen des Querhauses im Norden wie im Süden von einer Kreisblende mit einem Mehrpass überhöht, während die Stirnwände im Westen und (soweit noch erschließbar) im Osten jeweils eine Rose mit einer Nischen- bzw. Blendfenstergruppe darüber besitzen bzw. besaßen. Es ergibt sich somit jeweils eine Kombination von Rosen- und Fenstermotiv – eine Doppelung des Rosenmotivs wird bewusst vermieden. Zugleich lässt sich aber auch eine Variatio ablesen von ‚rosenüberhöhten Fenstergruppen' und ‚fenstergruppenüberhöhten Rosen'. Trotz dieser Variatio bleibt die Rangabstufung innerhalb der Stirnseiten klar ersichtlich: Die Stirnwände von Chor und Langhaus sind gegenüber den Querhausfronten durch das höherrangige Motiv der Rosenfenster ausgezeichnet, das an den Querhausgiebeln nur als schlichtere Blende wiederkehrt.

Die Hervorhebung der vier Stirnwände der Kirche durch aufwendig Fenstergestaltungen gehört, wie bereits dargelegt, zu den besonderen

[913] Das umlaufende Traufgesims ist jeweils an den Stirnseiten unterbrochen bzw. wurde an der Westfassade beim Weiterbau in Phase IIIc (s. Kap. C.4.3.5.3.) durch ein simples, sicherlich nicht dem ursprünglichen Plan entsprechendes Rechteckgesims fortgeführt.

Baugepflogenheiten des Zisterzienserordens,[914] seit dem späten 12. Jahrhundert sind die östlichen und westlichen Stirnseiten zudem durch Rosenfenster nochmals ausgezeichnet. Diese wurden offenbar von der Ordensleitung (im Gegensatz zu anderen Gestaltungen) als einzige aufwendige Bauform akzeptiert und zugelassen, da Fensterrosen offenbar als „Grundbestandteil einer angemessen instrumentierten Klosterkirche“ angesehen wurden, ihr Symbolwert und ihre Zeichenhaftigkeit ist bis heute jedoch nicht hinreichend gedeutet.[915] Die Auszeichnung der östlichen und westlichen Stirnwände der Zisterzienserkirchen durch aufwendige Fenstergestaltungen führt Nicolai auf die Benediktsregel zurück: „Die strenge Befolgung des Wortlauts der Benediktsregel verlangte die Heraushebung der Ost- und Westfassaden der Kirchen. Dort sollte während den Laudes und der Complet durch große Fensterflächen das Sonnenlicht ungehindert einströmen können, um den Chorgesang als glühenden Ausdruck des Glaubens mystisch mit dem durch Glas gefilterten Lichte, im anagogischen Sinn als einzigem und unmittelbarem Abbild der Herrlichkeit Gottes zu verbinden“.[916] Dies mag letztendlich zu der besonderen, möglicherweise auch theologisch aufgeladenen Gestaltungsform der Rosenfenster in den östlichen und westlichen Stirnseiten geführt haben. In Marienfeld ist die Sanktuariumsostwand, wie bei vielen Zisterzienserkirchen, gegenüber der Westwand durch ihre stärkere Durchfensterung mittels Rose und einer zusätzlichen Dreifenstergruppe darunter hervorgehoben.

Eine solche Dreifenstergruppe, die auch in den Querhausstirnen wiederkehrt, gehört wie die Rosenfenster gleichermaßen zu den besonderen Kennzeichen zisterziensischer Baukunst und wurde in Marienfeld ‚mustergültig’ eingesetzt.[917]

[914] UNTERMANN, Forma Ordinis, 2001, S. 660: „Zu den bemerkenswerten Gestaltungselementen von Zisterzienserkirchen gehören die Fenstergruppen der vier Giebelwände: der Fassaden von Sanktuarium, Querarmen und Langhaus. Während die Längsmauern regelmäßig verteilte, bis weit in das 13. Jahrhundert hinein meist relativ kleine und schmucklose Fensteröffnungen zeigen, wurden die Giebel mit vielteiligen Fenstergruppen, bald auch mit großen Fensterrosen ausgestattet“.

[915] Ebd., S. 668–669, das Zitat auf S. 669.

[916] NICOLAI, Walkenried, 1990, S. 87/88.

[917] BICKEL, Kunst der Cistercienser, 1974/86, S. 193: „Die Dreifenstergruppe ist nicht im Cistercienserorden entwickelt worden, sie ist älter. Aber bereits seitdem sie in Fontenay [...] herangezogen wurde, ist sie in der Ordensarchitektur heimisch. [...] Indem sie dem Charakter des betreffenden Baus folgend umgestaltet wird und zugleich als Motiv in die Baukunst der betreffenden Landschaft ausstrahlt, ist sie Beweis für die Wechselwirkungen zwischen cisterciensisch-burgundischen und lokalen Bautraditionen. Marienfeld mag in dieser Hinsicht als ein Musterfall betrachtet werden.“ – UNTERMANN, Forma Ordinis, 2001, S. 660–667 geht leider zu wenig auf das spezielle Gestaltungsmotiv der ‚zisterziensischen’ Dreifenstergruppe ein.

Insgesamt folgt die Durchfensterung der Marienfelder Klosterkirche in ihrer Formgebung und Hierarchisierung genau den Baugepflogenheiten des Zisterzienserordens und kann daher als repräsentativ für die Fenstergestaltung einer Zisterzienserklosterkirche der Zeit um 1200 angesehen werden.

6. Die Bauzier

6.1. Basen

Die Basen der vielfältigen Säulen und Pfeilerelemente der Marienfelder Klosterkirche weisen eine zwar grundsätzlich ähnliche, aber im Detail doch von einander abweichende Formgebung auf, die entscheidende Anhaltspunkte für eine Periodisierung der einzelnen Bauphasen bildet (siehe dazu Kap. C.4.3.) und daher hier genauer analysiert werden soll.[918]

6.1.1. Die Dienstbasen in den Ostecken der Chorostwand und des Querhauses – Bauphase Ia

Die vier Sockel und Basen der Eckdienste der Chormittelschiffostwand und der nördlichen und südlichen Ecke der Querhausostwand (Abb. 290–293) bilden durch ihre Anlage und Profilierung eine eigene Gruppe, die erheblich von den übrigen am Bau zu findenden Basenformen abweicht. In Verbindung mit den Baubefunden gehört sie zu den wichtigsten Indizien für die räumliche und bauliche Umgrenzung der Phase Ia (Kap. C.4.3.1.1.).

Die Basen in den äußeren Ostecken der Querhausjoche (Abb. 292, 293) zeigen folgende Gestaltung: Der Sockel besteht zuunterst aus einer Platte, die in eine Schmiege übergeht, darüber folgt eine dünnere Platte sowie ein leicht schräggestelltes Plättchen mit anschließender, dominanter Kehle. Darüber beginnt nach einem Rücksprung die eigentliche Säulenbasis mit der Basisplatte, auf der der Wulst aufruht, wobei er nicht über die Grenzen der Basisplatte hinausreicht. Auf den Wulst folgt ein dünnes, wiederum schräg gestelltes Plättchen als Absatz gegenüber der abschließenden Kehle. Auf der Oberseite der Basis setzt der leicht zurückspringende Schaft des Dienstes auf. Der Übergang von der quadratischen Basisplatte zum Rund des Wulstes wird durch ein Eckblatt überspielt, das sich heute jedoch nur noch an der Basis im Nordquerhaus erhalten hat.[919] Es entwickelt sich aus der Wölbung des Wulstes heraus und füllt fast vollkommen die verbleibende Zwickelfläche bis zur Spitze der Basisplatte. Von dort zieht sich ein Grat als

[918] Die Basen der Pfeilerelemente der Marienfelder Klosterkirche fanden bisher in der kunsthistorischen Literatur kaum Beachtung. Erwähnt werden sie bisher einzig bei LÜBKE, Westfalen, 1853, S. 143.

[919] Die Eckdienstbasis in der Südostecke des Südquerhauses wurde auf ihrer Nordseite bis auf die Linie des Dienstschaft-Durchmessers zurückgearbeitet und hat dadurch auch ihr Eckblatt verloren.

Hauptgliederungselement entlang der Diagonalachse, um in Höhe des Wulstes auszulaufen. Die seitlichen Ränder des Eckblattes sind eingeschlagen, wodurch sich eine wulstartige Aufhöhung ergibt, die sich über der Plattenkante als Umschlag zu erkennen gibt.

Dieselbe Basisprofilierung weisen auch die beiden Eckbasen vor der Chormittelschiffostwand auf (Abb. 290, 291), wobei die Erscheinung der nördlichen Basis heute durch einen zweiten Wulst, der im weiteren Bauverlauf nachträglich auf die verkürzte Kehle aufgesetzt wurde, verunklärt ist. Eine kleine Abweichung zu den beiden Querhausbasen ergibt sich lediglich bei der Ausbildung des Plättchens zwischen Wulst und Kehle: Es misst in der Höhe 2 cm und ist damit um 0,5 cm höher als an den zuvor beschriebenen Querhausbasen.[920] Die größere Höhe führt zugleich zu einer prägnanteren Ausformung der Plättchen-Schräge und der abschließenden scharfen Kante, an die sich hier zunächst ein klar ausgeprägter Abschwung anschließt, ehe der Anschwung der Kehle beginnt. Zudem weisen die beiden Ostwand-Basen nicht nur an den freistehenden Ecken, sondern auch an den an die Wände anstoßenden Ecken Eckblätter auf. Dies soll vermutlich den höheren Rang des Sanktuariums gegenüber dem Querhaus unterstreichen. Besonders aufwendig sind die Eckblätter der nördlichen Basis ausgebildet: Der in etwa pyramidale Anlauf des Haupteckblattes zur Wulstoberkante hin ist in fünf wulstig-fleischige Stränge unterteilt, deren mittlerer einen Scheitelgrat aufweist; die seitlichen sind – entsprechend der Blattform gewöhnlicher Eckblätter – leicht eingeschwungen. Unterfangen werden die Wulststränge von einem dünnen, auf der Basisplatte aufliegenden Blattlappen, der sich seitlich zu den äußeren Wülsten hochzieht. Die beiden zu den Wänden vermittelnden Eckblätter sind im Prinzip ähnlich ausgebildet, jedoch aufgrund der kleineren Zwickelfläche und der durch die Wand angeschnittenen Form auf drei Wulststränge reduziert und insgesamt weniger aufwendig gestaltet.

[920] Nachfolgend zum Vergleich die genauen Messdaten (in cm) der Basisprofilierungen der Phase Ia in Chor und Querhaus:

	Platte	Wulst	Plättchen	Kehle	Gesamthöhe
Ch-NO	9,2	9	2	2,7+x	27,7
Ch-SO	9,2	9	2	7,5	27,7
Qu-NO	9,2	9	1,5	8,5	28,2
Qu-SO	9	9,5	1,5	8,5	28,5

Das Haupteckblatt der südlichen Basis hat die Form eines etwa herzförmigen Blattlappens mit Scheitelgrat, der sich kurz vor der Ecke über eingerollten Voluten noch einmal aufwölbt. Das Eckblatt zur Ostwand hin ist ebenfalls als Blattlappen ausgebildet, jedoch nur mit einem leichten Anheben des Lappens zur Ecke hin anstelle der Volute. Das Eckblatt zur Südwand entspricht hingegen den beiden kleinen Eckblättern der nördlichen Basis.

Die beim Einbruch der gotischen Chorumgangarkaden auf ihrer Ostseite freigestellten Eckbasen der Chormittelschiffostwand sind heute höher aufgesockelt als ihre Gegenstücke im Querhaus, da zusätzlich zu den dort beobachteten, identisch profilierten Sockelschichten hier jeweils noch zwei weitere, leicht vorspringende Sockelschichten darunter erscheinen, die aber ursprünglich dem Fundamentbereich zugehört haben dürften (siehe Kap. C.4.3.1.1.). Die Profilierung des Sockels unterhalb der Dienstbasis, bestehend aus Platte–Schräge–Platte–Plättchen–Kehle, setzt sich an den anschließenden Sockeln der beiden Wandpfeiler für die Seitenschiffarkaden fort. Sie, bezeichnet somit das in Phase Ia allgemeinverbindliche Sockelprofil der Pfeilerelemente – anders als in den nachfolgenden Bauphasen, in denen das dort eingeführte attische Basisprofil der Dienste und Vorlagen zugleich auch als Profil um die Pfeiler fortgeführt wird. In Phase Ia existiert also noch eine klare Trennung zwischen Sockel bzw. /Pfeilerprofil und Dienstbasisprofil.

Die an den Basensockeln der Phase Ia anzutreffende Profilabfolge von Platte–Schmiege–Platte–Plättchen–Kehle begegnet darüber hinaus in identischer Form auch in Bauphase Ia als Sockelprofil der Außenwände und wird auch in den nachfolgenden Bauphasen unverändert beibehalten, während es im Inneren aufgegeben wird (s.u.).

6.1.1.1. Das stilistische Umfeld der Dienstbasen aus Bauphase Ia

Die Profilierung der Eckdienstbasen aus Phase Ia, bestehend allein aus einem Wulst, einem schräggestellten Plättchen sowie einer hohen Kehle, kommt in der westfälischen Baukunst des späteren 12. Jahrhunderts relativ selten vor und erlaubt so eine genauere Bestimmung des stilistischen Umfeldes: Eine derartige Basenprofilierung findet sich ein weiteres Mal nur noch in den Ostteilen der ehemaligen Augustinerinnenstiftskirche St. Margaretha in Asbeck bei Legden

(Westmünsterland; vgl. Kap. C.10.4.1.1.1.).[921] Sie zeigt eine identische Ausbildung mit breit ausfließendem Wulst und steil anlaufender Kehle (Abb. 838–840). Auch die Ausbildung des Eckblattes als einfacher Blattlappen mit ausgeprägtem Grat oder auch mit sich in kleinen Voluten einrollender Spitze findet sich bei beiden Bauten.[922] Die Sockelprofilierung ist in Asbeck jedoch schlichter als in Marienfeld und verzichtet auf die Kehlung. Die Platte der Säulenbasis ruht unmittelbar auf dem Sockel aus Platte und Schräge auf, wobei letztere in Asbeck flacher geneigt ist als in Marienfeld – lediglich bei den Sockeln der Eckdienste in den Winkeln der Ostwandnische (Abb. 837) findet sich die steilere, höhere Schmiege in der Marienfelder Ausprägung. Die flachere Form der Sockelschmiege erscheint dagegen auch im nahen Langenhorst (Abb. 872–873; Kap. C.10.4.1.1.2.).

Das Augustinerinnenstift Asbeck erfreute sich der besonderen Förderung des münsterschen Bischofs Hermann II. von Katzenelnbogen (1174–1203), der dem Kloster zwischen 1174 und 1184 insgesamt fünf bischöfliche Höfe übereignete. Unter seiner Ägide wurde sowohl der Klausurwestflügel errichtet als auch die Kirche durch neue Ostteile in Form eines Querhauses und eines Chorquadrates erweitert (dazu ausführlich Kap. C.10.4.1.1.1.). Aufgrund der aufgezeigten engen Verwandtschaft der einzigartigen Basen in Asbeck in Marienfeld (Phase Ia) wie auch der Kapitellskulptur (s.u. Kap. C.6.2.1.3.4.) und der Architekturformen insgesamt (Kap. C.5.2.4.) liegt es nahe, hier dieselbe Bauhütte am Werk zu sehen, zumal beide Bauten (bzw. Erweiterungsbauten) etwa gleichzeitig, um 1185, unter maßgeblicher Beteiligung von Bischof Hermann II. begonnen wurden.

Das hervorstechende Motiv der Basensockel von Phase Ia, die hohe Kehle mit dem Plättchen und der Platte darunter, begegnet in identischer Form (allerdings ohne den ‚Untersockel' aus Platte und Schmiege) in den Ostteilen der Großen Marienkirche in Lippstadt (Abb. 956, 947; Phase Ia, beg. um 1190/95; siehe Kap. C.10.4.1.3.2.).

[921] Zum Stift St. Margaretha in Asbeck: BKW, Kreis Ahaus, 1900, S. 19–24; DEHIO, Westfalen, 1969, S. 23–24; DENKMALPFLEGEBERICHT 1975, S. 302–304 (Erich Boldt / Hilde Claussen); MAUÉ, Bauformen, 1975, S. 67–70; HESSE, Asbeck, 1978; RÖCKENER, Hallenkirchen, 1980, S. 230–231; SCHULZE, Klöster, 1982, S. 310–311; EIYNCK/KASPAR, Asbeck, 1988; HENGST, Klosterbuch, 1992, S. 40–44 (Heinz Goebel); LAUKÖTTER, Asbeck, 2003; DEHIO, Westfalen, 2011, S. 537–539.

[922] Die Basen in Asbeck waren im Querhaus und Langhaus durch eine spätere Bodenaufhöhung um 50 cm verdeckt und konnten durch eine Bodenabsenkung im Zuge der Innenrestaurierung 1969–1971 wieder freigelegt werden: DENKMALPFLEGEBERICHT 1975, S. 302 (Erich Boldt). Im Zuge dieser Maßnahme scheinen auch beschädigte Partien – etwa auch im Bereich der Eckblätter – stellenweise nachgearbeitet worden zu sein. Im Chor scheint hingegen keine Absenkung vorgenommen worden zu sein, hier steckt jeweils ein Teil des Basensockels noch im Boden.

Allerdings sind dort die Basen bereits mit der attischen Profilierung ohne Wulstüberstand versehen, wie er in Marienfeld in der Phase Ib eingeführt wurde.[923] Aber auch in den Lippstädter Ostteilen (Phase Ia) wird noch – wie in Marienfeld in der Phase Ia beobachtet – lediglich das Profil der Basissockel und nicht das eigentliche Basisprofil als Profil an den angrenzenden Pfeilern fortgeführt. Somit wird bei beiden Bauten in der ersten Bauphase noch eine klare Trennung zwischen Sockel/Pfeilerprofil und Dienstbasisprofil durchgeführt, die dann nachfolgend aufgegeben wird, indem nun beide einheitlich alle Stützenelemente umlaufen.

6.1.2. Die Basen der Chorbinnenpfeiler – Bauphase Ib

Nach Errichtung der äußeren Umfassungswände des Sanktuariums trat bei der Ausführung der Chorbinnenpfeiler sowie des nordwestlichen Vierungspfeilers (allesamt Phase Ib) eine Änderung in der Bauplanung ein, die sich sowohl in der Bautechnik (siehe Kap. C.4.3.1.2.) als auch in der abweichenden Gestaltung der Sockel- und Basenprofile zeigt: Die bisherige Profilierung der Dienstbasen aus Wulst, schrägem Plättchen und Kehle wird in Phase Ib durch eine klassische attische Basis abgelöst, die eine aufwendigere Profilabfolge und dadurch eine größere Plastizität besitzt (Abb. 294): Auf die Basisplatte folgt der untere Wulst, der auch hier nicht über die Kanten der Basisplatte hinausreicht. Sowohl den Ansatz als auch den Auslauf der stark eingeschnürten Hohlkehle betont jeweils ein schräggestelltes Plättchen, darüber schließt sich der nicht so stark vortretende obere Wulst sowie ein abschließendes flaches Plättchen an.

Im selben Schritt wird diese neue Basisprofilierung als umlaufendes Profil an den Pfeilern fortgeführt[924] und so die Sockelzone noch weiter vereinheitlicht, die Basen – bisher über dem allein umlaufenden Sockelprofil gelegen – nun mit diesem verschmolzen. Der Sockelunterbau unterhalb des Basisprofils wird im gleichen Zuge auf Platte und Schräge verkürzt, so dass die Sockelzone insgesamt eine geringere Höhe erreicht: An den Dienstbasen der Phase Ia in den äußeren Ostecken der

[923] In Lippstadt zeigen die Basen jedoch eine deutlich andere Profilierung mit breit ausgeprägtem, hohem unteren Wulst.

[924] Die einzige Ausnahme bilden die zum Binnenchor gewandten Pfeilerfronten der östlichen Vierungspfeiler, wo eine Ausführung des Basisprofils offenbar im Hinblick auf die hier zeitweise einzufügende Abschlusswand des Chorhauses unterblieben ist und dieses erst nach deren Beseitigung zusammen mit den Vorlagenkonsolen darüber in Phase III geschah (s. dazu Kap. C.4.3.5.5.).

Querhäuser beträgt die Höhe der Sockelzone bis zum Wulstansatz[925] 53 cm, bei den Gegenstücken an den östlichen Vierungspfeilern nur 33 cm, somit ergibt sich ein Höhenversprung von 20 cm.![926]

Die attische Basisprofilierung findet sich in gleicher Weise auch bei den Viersäulenbündeln des quadratischen Chorjoches (Abb. 295–296), allerdings ist bei den zum Binnenchor ausgerichteten Säulenbasen noch eine hohe Plinthe mit abschließendem umlaufendem Wulst eingefügt, da der eigentliche Sockel mit Platte-Schräge-Profil auf das tiefere Niveau der Chorseitenschiffe ausgerichtet ist (siehe Kap. C.4.3.1.2.).

Durch spätere Umgestaltungen und Abarbeitungen wurden einige der zugehörigen Eckblätter zerstört, die erhaltenen zeigen durchweg ein fleischig-lappiges, zur Mitte hin aufgewölbtes Blatt, das an seiner breitesten Stelle abgerundet ist und dort absatzlos die Fluchtlinie der Basisplatte aufnimmt. Zur Ecke hin wölbt sich das Blatt zumeist auf und rollt sich nach unten ein, wie seitlich an den klar ausgebildeten Voluten zu erkennen ist. Eine leichte Variation wird durch gelegentliche Ritzlinien entlang der Blattränder, die unterschiedliche Dicke des Blattes oder einen zusätzlich aufgelegten Blattsporn erreicht.[927] Daneben gibt es Variationen mit zwei an der Eckenspitze sich umklappenden Dreiblättern[928] sowie einer kleinen Lochbohrung und einer davon ausgehenden Randsaum-Spirale zur Betonung des Blattansatzes.[929]

6.1.2.1. Die stilistischen Grundlagen der Basen aus Bauphase Ib

Die attische Basis gehört zu den weitest verbreiteten Basenformen der Romanik, aufgrund der allgemeinverbindlichen Formen lassen sich daher zumeist kaum ‚Vorbilder' benennen. Im Falle der Marienfelder Basen können jedoch als enge

[925] Die Höhe des Wulstansatzes wurde bewusst als Vergleichsmoment gewählt, da sie als Grundebene für das eigentliche Basisprofil den markantesten Punkt innerhalb der Sockelzone bildet und ein festes Gestaltungselement darstellt, während die übrigen Motive – wie gesehen – stark variieren können.

[926] Besondere Aufmerksamkeit in diesem Zusammenhang verdient die Tatsache, dass die Dienstbasen in den äußeren Westecken der Querhäuser, die bereits der Phase II angehören (s.u.), bewusst die Wulstansatzhöhe ihrer älteren Gegenstücke der Phase Ia von 53 cm übernehmen, ohne deren Sockelgestaltung zu kopieren: Unter den von Phase Ib her bekannten Sockelaufbau aus Platte, Schräge und Basisplatte wurde einfach eine weitere Quaderplatte untergeschoben und so der Wulstansatz optisch auf dieselbe Höhe gebracht wie bei den östlichen Pendants!

[927] Am nordwestlichen Vierungspfeiler, der aufgrund der ‚Quadermodule' in seinen unteren Lagen ebenfalls der Phase Ib zuzurechnen ist (s. Kap. C.4.3.1.2.), ist an dessen nordöstlicher, zum nördlichen Querhaus gerichteter Eckdienstbasis noch zu erkennen, wie der Steinmetz auf der Flanke der Basisplatte die vorgesehene Breite für das Eckblatt durch eine Ritzung markiert hat.

[928] So an der Basis des Ostdienstes des nordöstlichen Hauptpfeilers.

[929] Ebd. und am Ostdienst des nordöstlichen Vierungspfeilers.

Parallelen die Basen der ehemaligen Augustinerinnenstiftskirche St. Johannes der Täufer in Langenhorst aufgezeigt werden (Abb. 872–873; siehe Kap. C.10.4.1.1.2.).[930] Neben der ähnlich proportionierten Basisprofilierung weisen die Basen auch vergleichbar gestaltete Eckblätter auf, insbesondere in Chor und Querhaus, den ältesten, mit Marienfeld gleichzeitigen Teilen der Kirche, während die Ausbildung des Sockels von der Marienfelder Gestaltung abweicht, dafür aber der aus Asbeck bekannten Form gleicht.

Die Gründung des Stiftes Langenhorst erfolgte 1178 durch den münsterschen Domkanoniker Franco von Wettringen († 1203), zugleich Vicedominus unter Bischof Hermann II. von Katzenelnbogen (1174–1203), der das Stift sehr förderte (siehe Kap. C.10.4.1.1.2.). Die Kirche dürfte ein wenig nach der Marienfelder und der Asbecker Stiftskirche, das heißt um 1185/90, begonnen worden sein, wofür insbesondere die gegenüber diesen modernere Basisprofilierung der hier verwendeten attischen Basis spricht, die dann ihrerseits in Marienfeld in Phase Ib (von Langenhorst) übernommen wurde.

6.1.2.2. Die Nachfolge der Basen aus Bauphase Ib

Da das an den Basen der Phase Ib vorgefundene attische Basenprofil zu den allgemein üblichen Basisprofilierungen bei spätromanischen Kirchbauten gehört und daher an den meisten Bauten der Zeit in Westfalen und darüber hinaus anzutreffen ist, ist es bei einer allein darauf beschränkten Untersuchung so gut wie unmöglich, unmittelbare Nachfolgewerke, die von derselben Werkstatt geschaffen wurden, zu bestimmen. Im Falle von Marienfeld konnte jedoch die spätromanische Chorerweiterung der Marienkirche in Wisby (Visby) auf Gotland durch einen Vergleich der Architektur und der Kapitellskulptur als unmittelbarer Nachfolgebau erkannt werden (Abb. 1105–1138); s. dazu ausführlich Kap. C.10.4.2.1. und unten C.6.2.1.3.5.). Entsprechend zeigen auch die Basen dieses Bauteils (Abb. 1124–1126) Gestaltungen, die denen der Marienfelder Bauphase Ib verwandt sind: Das Sockelprofil erscheint zwar nicht in der Marienfelder Version mit hoher, steiler Schmiege, sondern vielmehr in der aus Asbeck (Abb. 838–840) und Langenhorst

[930] Zu St. Johannes der Täufer in Langenhorst: BKW, Kreis Steinfurt, 1904, S. 57–64; DEHIO, Westfalen, 1969, S. 274–277; MAUÉ, Bauformen, 1975, S. 70–79; RÖCKENER, Hallenkirchen, 1980, S. 348–357; SCHULZE, Klöster, 1982, S. 372–373; HENGST, Klosterbuch, 1992, S. 491–495 (Hans Jürgen Warnecke); JÁSZAI, Langenhorst, 1995; LOBBEDEY, Romanik, 1999, S. 159–162: DEHIO, Westfalen, 2011, S. 813–816.

(Abb. 872–873) vertrauten Form aus Platte und flacher, weniger steiler Schmiege, doch besitzen die attischen Basen selbst eine gut vergleichbare Ausbildung und weisen keinen Wulstüberstand auf, wie es auch in den Langenhorster Ostteilen und in der Marienfelder Bauphase Ib der Fall ist, denen sie unmittelbar nachfolgen.

Bei den Eckblattgestaltungen lassen die Basen in Wisby jedoch – ähnlich wie die Kapitelle (s.u.) – eine größere Variationsbreite als in Marienfeld erkennen. So finden sich zunächst die üblichen, auch in Marienfeld (Ib) vielfach verwendeten Blattlappen, die sich an der Spitze in Voluten einrollen. Letztere können in Wisby aber auch als Kugel gestaltet sein, hinzu kommen verschiedenste Spielarten von Dekorationsmöglichkeiten wie Grate und Furchen auf der Blattoberseite oder aufliegende Dreiblätter. Eine besondere Parallele zu Marienfeld ergibt sich bei einem Eckblatt an der nordöstlichen Dienstbasis im nördlichen Seitenchor, das als gefurchter Blattlappen gestaltet ist, dessen Blattspitze sich als gespaltenes Fünfblatt auf den Blattlappen zurücklegt. Eine entsprechende Gestaltung findet sich in Marienfeld an der östlichen Dienstbasis des nordöstlichen Chorbinnenpfeilers.

6.1.3. Die Basen im Querhaus und ersten Langhausjoch – Bauphase IIa/b

Die in Phase Ib eingeführte Profilierung der Pfeiler- und Dienstbasen im Typus der klassischen attischen Basis wird bei den Basen in Phase II (insbesondere bei den Eckdienstbasen) dahingehend abgewandelt, dass nun der untere Wulst des Basisprofils deutlich über die Kante der Basisplatte übersteht. Dies wird besonders ersichtlich bei einem Vergleich der Eckdienstbasen in den Querhausarmen, deren jeweils äußere östliche die nur aus Wulst–Plättchen–Kehle bestehende Profilierung der Phase Ia zeigen, diejenigen der östlichen Vierungspfeiler (Abb. 298, 299) wie auch des nordwestlichen Vierungspfeilers (Abb. 302) die attische Basisprofilierung der Phase Ib/c besitzen, die innerhalb der Kanten der Basisplatte bleibt, während die Basen aus Phase II in den äußeren westlichen Ecken (Abb. 300, 301) einen markanten Wulstüberstand aufweisen.[931] Zusätzlich zu dem nun eingeführten Wulstüberstand ändert sich hier aber auch die Proportionierung der Profilabfolge:[932]

[931] Hinzugerechnet werden müsste hier auch die südöstliche Dienstbasis des südwestlichen Vierungspfeilers, der ebenfalls Phase II angehört, doch wurde diese Basis im Zuge des Einbaues des spätgotischen Abtsstuhles grob abgearbeitet, zeigt also keinen entsprechenden Befund mehr mit dem zu erwartenden Wulstüberstand.

[932] Nachfolgend zum Vergleich die genauen Messdaten (in cm) der Basisprofilierungen der Phase II im Querhaus (vgl. die Angaben zu den östlichen Querhausbasen aus Phase Ia in Anm. 920):

Während der untere Wulst durch den Überstand ausladender wird, verringert sich das Volumen des oberen Wulstes. Auch die Hohlkehle wird zugunsten der sie einfassenden Plättchen, die nun an Stärke zunehmen, reduziert. Darüber hinaus weichen auch die – leider nur bestoßen erhaltenen – Eckblätter der beiden Eckdienstbasen von denjenigen aus Phase Ib ab: die Blätter sind wesentlich dicker, was an den Flanken besonders deutlich wird, die Voluten an der Spitze entsprechend weniger feingliedrig ausgestaltet. Diese Analyse deckt sich mit den Beobachtungen zur Kapitellskulptur der Phase II (s.u.).

Zur optischen Angleichung der Eckdienstbasen in den westlichen Querhausecken an ihre hoch aufgesockelten Pendants in den östlichen Ecken (aus Phase Ia) wurden ihre Sockel aufgehöht, indem unter die (in Phase Ib festgelegte) Sockelprofilierung aus Platte mit anschließender Schmiege noch ein zusätzlicher glatter Quader (als hohe ‚Platte') eingefügt wurde.[933] Durch diese hohe Aufsockelung, die von dem in Phase Ib verbindlich festgelegten Höhenniveau der Basen augenscheinlich abweicht, wollte man ein optisches ‚Hinken' der Innenansichten der Querhausstirnwände verhindern.

Während der nordwestliche Vierungspfeiler – wie bereits dargelegt – samt seiner zum Querhaus und zum Seitenschiff gerichteten Eckdienstbasen (Abb. 302, 303) noch der Bauphase Ib/c angehört, ist der erste Langhauspfeiler unzweifelhaft der Phase IIa zuzuordnen, doch hat er leider seine zum Seitenschiff gerichteten Eckdienstbasen durch dessen barockgotischen Umbau 1713 verloren, so dass hier keine Formanalysen der Basengestaltungen mehr möglich sind.

Neben den Eckdiensten finden sich in Phase II weitere Basengestaltungen bei den Säulen der beiden Querhausportale (IIa; Abb. 304, 305–308) sowie den äußeren und inneren Säulengittern der Dreifenstergruppen in den Querhausstirnen (IIb; Abb. 269–284). Letztere zeigen außen wie innen ebenfalls einen deutlichen Wulstüberstand. Hingegen sind die Eckblätter – wohl auch aufgrund des hohen, schlecht einsehbaren Standortes – bei den innenseitigen Säulenbasen wenig markant als weich herabfließende, mit einem mittigen Grat akzentuierte Blattlappen gestaltet. An den

	Platte	Wulst	Plättchen	Kehle	Plättchen	Wulst	Plättchen	Gesamth.
Qu-NW	9,5	7,3	1,5	5	1	4,6	0,7	29,5
Qu-SW	10	7,3	1,4	4,3	1,2	4,3	0,8	29,3

[933] Die Quaderlagen-Maße der Basensockel in den westlichen Querhausecken betragen (in cm): A. NW-Ecke: 1. Unterquader: ? (heute verdeckt von Bodenaufhöhung um Taufanlage); 2. 21,5+x cm, davon Platte: 7,5+x cm, Schmiege: 14 cm; B. SW-Ecke: 1. Unterquader: 20 cm; 2. 23 cm, davon Platte: 9,7 cm, Schmiege: 13,5 cm.

außenseitigen Säulenbasen sind sie noch weniger klar ausgeprägt und wirken fast nur noch wie eine amorphe Verschleifung von der Ecke der Basisplatte zum Basiswulst.

Die miteinander verschmolzenen Basen der Dreisäulenbündel des Nordquerhausportals lassen trotz der starken Abwitterungen, die fast die gesamte originale Oberfläche zerstört haben, noch einen sichtlichen Wulstüberstand erkennen, darüber hinaus aber auch den Verzicht auf Eckblätter – vermutlich wegen des zu engen Restraumes zwischen den ineinanderdringenden unteren Basiswülsten.

Anders als das Nordquerhausportal (Abb. 304) weist das Mönchsportal zwischen Kreuzgang und Südquerhaus an seinen Basen nicht den markanten Wulstüberstand auf (Abb 305–308), dafür aber jeweils an allen drei sichtbaren Ecken ein Eckblatt, das wie die westlichen Eckdienstbasen im Querhaus die dicke, fleischige Form des Blattes und die weniger feingliedrige Ausbildung der Voluten zeigt. Dies und die Proportionierung der Profilfolge mit den stärkeren Plättchen als Einfassung der schmaleren Hohlkehle spricht hier eindeutig für eine Entstehung in Phase II. Möglicherweise stehen die Basen des Kreuzgangportals aufgrund des fehlenden Wulstüberstandes ganz am Anfang dieser hier vorgestellten Gruppe, doch könnte dieser auch allein durch den sonst entstehenden Platzmangel für die Eckblätter bedingt sein. Bei den Basen des Nordportals hat man dann konsequenterweise auf die Eckblätter verzichtet – seine Planung und Ausführung dürfte somit aller Wahrscheinlichkeit nach zeitlich erst kurz nach dem Kreuzgangportal anzusetzen sein.

6.1.3.1. Die formalen Grundlagen der Basen aus Bauphase IIa/b

Stilistisch stellen die Basen der Bauphase IIa/b eine Weiterentwicklung der Basen aus Phase Ib/c dar mit den genannten Modifizierungen in Proportion und Gestaltung. Die auffälligste Abwandlung stellt dabei der deutliche Wulstüberstand dar. Dieses formale Gestaltungsdetail taucht um 1155/60 an den Basen der Rundpfeiler von Chor (I) und Querhaus der Kathedrale von Laon auf (Abb. 1376), den ältesten Bauteilen der Kirche,[934] sowie dann um 1170/80 an den Dienst- und Säulenbasen der dortigen Langhausemporen.[935] Im deutschsprachigen Raum treten Basen mit Wulstüberstand

[934] CLARK/KING, Laon, 1983, Fig. 15, 16. – Zur Baugeschichte der Kathedrale von Laon s.u., Anm. 939.
[935] GALL, Baukunst, 1925, Abb. 164.

erstmals in der Zeit um 1190/1200 auf, so etwa an den Arkaden- und Vierungspfeilern (um 1190/95) sowie bald darauf auch an den Emporen- und Triforiumsarkaden (um 1205) der Stiftskirche St. Georg in Limburg an der Lahn (‚Limburger Dom'; Abb. 1352),[936] deren Architektur in unzweifelhafter Nachfolge der Kathedrale von Laon steht.

Um 1200/05 wurde die neuartige, wohl über die rheinische Baukunst vermittelte Form der Basis mit Wulstüberstand dann auch in den Marienfelder Formenkanon aufgenommen.

6.1.4. Die Basen im zweiten und dritten Langhausjoch und an der Westfassade – Bauphase III

Da der Stützenapparat des Hauptschiffes durchweg kurz unterhalb der Kapitellzone auf Konsolen abgekragt ist, finden sich in Bauphase III allein in den Ecken der Hauptschiffwestwand Dienstbasen für die dort bis zum Boden hinabgeführten Eckdienste. Hinzu kommen die Basen der beiden noch bauzeitlichen Säulen als Träger der Arkaden zum nördlichen Seitenschiff sowie die Basen der eingestellten Säulengliederungen in den Blendnischen des Westgiebels.

Die beiden Eckdienstbasen der Hauptschiffwestwand (Abb. 311, 312) zeigen grundsätzlich dieselben Gestaltungsformen und Proportionen wie die entsprechenden Basen aus Phase II, das heißt über einem Sockel aus Platte und Schmiege eine attische Basis mit ausladendem unteren und zurücktretendem oberen Wulst, auch der charakteristische Wulstüberstand wird beibehalten.[937] Das attische Basisprofil des nordwestlichen Eckdienstes setzt sich dabei ohne Unterbrechung an der nördlich angrenzenden Wandzunge fort und wird um diese herum bis zur Westwand des Seitenschiffes herumgeführt, da die Wandzunge als Träger des westlichsten Arkadenbogens zum Seitenschiff ebenfalls ein Pfeilerelement darstellt und dementsprechend mit einer Basisprofilierung ausgestattet wurde.

[936] Zum Limburger Dom zuletzt: KLOFT, Limburg, 2004; dort S. 45 zu den Baudaten. Zu den Basen vgl. die Abb. 5, 86, 111, 114, 127, 137.

[937] Nachfolgend die genauen Messdaten (in cm) der Sockel und Basisprofilierungen der Phase III an der Hauptschiffwestwand (in cm): 1. Sockel: Westwand-NW: 12+x (Platte: ? [im Boden], Schmiege: 12); Westwand-SW: 20 (Platte 9, Schmiege 11); 2. Basis: s. Tabelle:

	Platte	Wulst	Plättchen	Kehle	Plättchen	Wulst	Plättchen	Gesamth.
Ww-NW	8,5	7,5	1	4,5	1	5	0,7	28,2
Ww-SW	9,5	7,5	1,5	4,5	0,5	4,5	0,2	28,2

Die (leider bestoßenen) Eckblätter der westlichen Eckdienstbasen sind hier nicht als Blattlappen gestaltet, die von dem oberen Wulstrand herabfließen und sich an der Ecke in Voluten einrollen. Statt dessen scheinen sie vielmehr von den Eckvoluten auszugehen und sich als stärker werdende, fleischige Formen zur Basisplatte herabzusenken, die sich nun jedoch nicht erneut zum Basiswulst aufschwingen, sondern in einer senkrechten Kante (im Süden) bzw. in einer geschwungenen, zugespitzten Blattform (im Norden) enden.[938] Nur an der südwestlichen Eckdienstbasis finden sich rudimentäre, auf einen Blattlappen bzw. eine Blattvolute reduzierte Eckblätter an den wandseitigen Basisecken, an der nordwestlichen Basis wurde – wohl im Hinblick auf die Fortsetzung des Basisprofils an der Wandzunge – ganz auf sie verzichtet.

Wesentlich größer dimensioniert als die Eckdienstbasen sind die Basen der mächtigen Säulen, die die beiden westlichen, noch bauzeitlichen Doppelarkaden zum nördlichen Seitenschiff stützen (Abb. 308, 309). Der Höhenansatz der heutigen mittleren Säule orientiert sich dabei am ersten östlichen Langhauspfeiler, der noch der Phase II angehört. Dieses Höhenniveau übernimmt auch die westliche Säule, obwohl das Basisprofil des zeitgleichen westlichen Pfeilers (zwischen den beiden Säulen) wesentlich tiefer ansetzt (Vgl. dazu Kap. C.4.3.5.1.). Entsprechend sind beide Säulen mit einem Untersockel ausgestattet, der heute jedoch im angehobenen Boden steckt. Darüber folgt der eigentliche Sockel mit dem üblichen Platte-Schmiege-Profil. Die Platte der Säulenbasis springt ihm gegenüber stark ein, auch hier begegnet einem der charakteristische Wulstüberstand sowie der deutlich eingezogene obere Wulst.[939] Die sehr breiten, lappigen Eckblätter wachsen aus dem Basiswulst mit kleinen Bögen hervor, die Oberseiten sind zumeist ‚doppellagig' und mit zwei Graten versehen, die eine breite Mittelrippe ausgliedern. An den Eckblättern der mittleren Säule finden sich darüber hinaus auch variationsreichere

[938] An der nordwestlichen Eckdienstbasis ist – ähnlich wie an der südwestlichen Basis im Nordquerhaus – noch zu erkennen, wie der Steinmetz auf der südlichen Flanke der Basisplatte die vorgesehene Breite für das Eckblatt durch eine Ritzung markiert hat.

[939] Nachfolgend die genauen Messdaten (in cm) der Sockel und Basisprofilierungen der Phase III an den beiden westlichen Arkadensäulen (in cm): 1. Sockel: O-Säule: 24 (Platte: 12,5, Schmiege: 11,5); W-Säule: 24,5 (Platte 12, Schmiege 12,5); 2. Basis: s. Tabelle:

	Platte	Wulst	Plättchen	Kehle	Plättchen	Wulst	Plättchen	Gesamth.
O-Säule	10,5	7,5	0,9	6,5	0,5	4,5	0,5	20,4
W-Säule	10,5	8,5	0,7	6,5	1	4,5	0,5	21,7

Motive, etwa seitliche Verzierungen oder ein nur schmales Eckblatt mit rahmenden, dreiblattgefüllten Bögen.

Insgesamt wirken die beiden Säulenbasen eher nachlässig gearbeitet und erreichen insbesondere bei der Gestaltung und Ausführung der Eckblätter nicht mehr das Niveau der Phasen I und II.

Die Basen der rahmenden Säulengliederungen zu seiten der Blendnischen im Westgiebel (Abb. 179, 180, 186) weisen eine deutliche Verwitterung auf und sind zudem stark verschmutzt, was eine sichere Beurteilung der Gestaltungsformen erschwert. Da die Säulen zwischen den Nischen unmittelbar nebeneinander stehen, sind ihre Basen dort zu aus einem Werkstück gearbeiteten Doppelbasen verbunden, wobei sie jedoch nicht so stark miteinander verschmolzen sind wie die Basen der Dreisäulenbündel am Nordportal. Ähnlich wie die Säulenbasen am Kreuzgangportal verzichten auch die Basen der Westgiebelsäulen auf den in Phase III sonst üblichen Wulstüberstand – vermutlich auch hier wegen des sonst zu geringen Raumes für die Eckblätter an allen sichtbaren Ecken. Durch den fehlenden Überstand verliert der untere Wulst ein wenig an Dominanz, und insgesamt erscheinen die Basen der Giebelsäulen ein wenig anders proportioniert, insbesondere durch die weniger eingetiefte, steilere Kehle.[940]

Die Eckblätter zeigen sowohl die äußerst schlichte Form des sich von der Wulstoberkante herabsenkenden herzförmigen Blattlappens (so an der südlichen Einzelbasis und der nördlichen Doppelbasis der unteren Nischenreihe), wie sie bereits an den Basen der Säulengitter an den Querhausfronten begegnete (s.o.), als auch die aufwendigere, am Bau zumeist anzutreffende Gestaltung mit sich aufwölbendem und an den Ecken in Voluten einrollenden Blatt (so an der nördlichen Einzelbasis und der südlichen Doppelbasis der unteren Nischenreihe).[941]

[940] Wegen der schwierigen Zugänglichkeit konnten hier nicht die Einzeldaten der Basisprofilierungen abgenommen werden, sondern nur die Werkstücke insgesamt eingemessen werden (Angaben in cm): 1. nördliche Einzelbasis: (keine Angaben); 2. nördliche Doppelbasis: H: 20,5, B: 49,5, T: 20, Æ der Basenoberseiten: 17; 3. südliche Doppelbasis: H: 20,5, B: 49,5, T: 20, Æ der Basenoberseiten: 17; 4. südliche Einzelbasis: H: 20,5, B: 49+x, T: 20,5, Æ der Basenoberseiten: 17.

[941] Die Säulenbasen der oberen Doppelnische konnten aufgrund des unzugänglichen Standortes nicht genauer in Augenschein genommen werden, die mittlere Doppelbasis scheint jedoch ebenfalls mit den einfachen, sich herabsenkenden Blattlappen ausgestattet zu sein.

6.1.5. Die Basen der Wandnische neben dem Kreuzgangportal – Bauphase III

Von den beiden aus weichem Baumberger Sandstein geschlagenen Basen der Doppelsäulen in der südlichen Bogenlaibung ist heute nur noch die hintere vollständig und fast unbeschädigt erhalten (Abb. 415). Sie überliefert die ausgeprägte attische Profilierung aus Wulst, Kehle und zweitem Wulst, wobei ein flaches Plättchen den Übergang der Kehle zum unteren Wulst, ein zugespitztes Plättchen zum oberen Wulst vermittelt. Der untere Wulst ist dabei wesentlich stärker ausgeprägt als der obere und ragt sehr weit über die Plinthe vor. Daher müssen auch die fleischigen Eckblätter, die zudem noch rechtwinklig zur Basis bzw. zur Plinthe vortreten, in Höhe der Plinthe von unten abgeschrägten Konsölchen abgefangen werden. Die Eckblätter bestehen aus dicken Blattlappen, die unter dem Plättchen der Kehle austreten und sich an der Ecke volutenartig einrollen, während sie seitlich absinken und wie abgeschnitten in der Flucht der Konsole enden. Dabei ist das östliche Eckblatt der erhaltenen Säulenbasis breiter ausgebildet als das westliche, da auf dieser Seite weniger Platz vorhanden war, denn die unteren Wülste der Säulenbasen liefen dort ehedem ineinander, so dass weniger Raum für die hier gegeneinander stehenden Eckblätter verblieb.[942]

6.1.6. Zusammenfassung der Basenanalyse

Die Eckdienstbasen der Phase Ia in den Ostecken von Chormittelschiff und Querhaus heben sich durch ihre schlichte Profilierung, bestehend allein aus einem Wulst, einem schräggestellten Plättchen sowie einer hohen Kehle, von den übrigen Basen am Bau ab. Unmittelbare Parallelen haben sie in den Basen der Ostteile der ehemaligen Augustinerinnenstiftskirche St. Margaretha in Asbeck (Abb. 838–840), die wohl etwa gleichzeitig, um 1185, von derselben Bauhütte begonnen wurde. Das gekehlte Sockelprofil, das zudem als alleiniges Profil an den angrenzenden Pfeilervorlagen fortgeführt wird, findet sich ebenso bei den Ostteilen (beg. um 1190/95) der Großen Marienkirche in Lippstadt (Abb. 956, 947).

Ab Bauphase Ib wechselt das Basenprofil zur klassischen attischen Basis, die auch in den Phasen II und III beibehalten wird, jedoch mit dem Unterschied, dass ab Phase II der untere Wulst über die Kante der Basisplatte hinausragt – ein Motiv, das um

[942] Eine entsprechende Disposition ergibt sich bei den Basen der Dreiersäulen am Innenportal und der oberen Altarnische der Burgkapelle in Rheda (dort allerdings ohne den Eckblattüberstand); vgl. Kap. D.6.1.

1155/60 an den ältesten Bauteilen der Kathedrale von Laon auftaucht, um 1170/80 dann verstärkt auch an den dortigen Langhausemporen, von wo es – möglicherweise vermittelt über den Limburger Dom – um 1190/1200 in die rheinische Baukunst übernommen wird, von der wiederum die Marienfelder Basengestaltungen entlehnt wurden.

Während die Eckblätter in Phase Ia recht schlicht, aber dabei sehr sorgfältig ausgeführt sind, nimmt der Gestaltungsreichtum ab Phase Ib zu: Hier wird insbesondere das bereits in Phase Ia anzutreffende Motiv des aufgewölbten Blattes, das sich an der Ecke einrollt und dabei die markanten Volutenformen ausbildet, zum – nun mit größeren Voluten ausgestatteten – Leitmotiv erkoren. Bei gleicher Grundform zeigen sich dabei verschiedene Variationen in der Detailgestaltung, etwa mittels Ritzlinien oder Graten. Diese werden bei den Basen der Marienkirche im gotländischen Wisby (Abb. 1124–1126), deren Chorerweiterung als unmittelbarer Nachfolgebau von Marienfeld anzusprechen ist (Kap. C.10.4.2.1.), aufgegriffen und dabei noch gesteigert.

Die in Phase Ib gefundene Grundform des Eckblattes wird auch in Phase II beibehalten, fällt jedoch qualitativ durch die schlichtere Ausführung und die geringere Variationsbreite ein wenig ab. Auch in Phase III bleibt die Basengestaltung in Hinblick auf die Qualität der Ausführung und der Gestaltfindung der Eckblätter auf einem weniger anspruchsvollen Niveau, insbesondere bei den Basen der Arkadensäulen. Äußerst präzise erscheinen dagegen die Eckblätter der aus weicherem Baumberger Sandstein geschlagenen Basis in der Wandnische neben dem Kreuzgangportal.

6.2. Die Kapitellskulptur

Die Betrachtung der Kapitellskulptur umfasst vornehmlich die Kapitelle von Säulen und Säulenbündeln, Eckdiensten sowie die Kapitellbänder der Pfeilervorlagen, darüber hinaus aber auch die kapitellartigen Konsolbildungen der Vorlagenabkragungen im Langhaus und die ‚stützenlosen' Kapitellkonsolen der Westrose.[943]

[943] Anders als die Basen finden die Kapitelle häufiger (allgemeine) Erwähnung in der Literatur: LÜBKE, Westfalen, 1853, S. 143; NORDHOFF, Kreis Warendorf, 1886, S. 141; RICHTER, Beschreibung (Ms), 1918, S. 6; TRÖLLER, Marienfeld, 1935, S. 24–28; HÖLKER, Kreis Warendorf, 1936, S. 214; THÜMMLER/BADENHEUER, Westfalen, 1964/73, Tafel 63; THÜMMLER, Visby–Varnhem, 1967, S. 89;

6.2.1. Die Kapitellskulptur im Chor – Bauphase I

Die Kapitellskulptur der Chorbauphase (Phase I) umfasst als frühesten bauplastischen Schmuck der Marienfelder Abteikirche die Kapitellblöcke der Viersäulenbündel aus Phase Ib sowie aus Phase Ic die Kapitellfriese der aufgegebenen Dreifenstergruppe in der Chorostwand und insbesondere. Außerdem gehören die vier Kapitellbänder der beiden Wandvorlagen und der östlichen Vierungspfeiler in Phase I, darüber hinaus auch die beiden östlichen Eckdienstkapitelle.

Da sich alle diese Kapitellkomplexe qualitativ deutlich von den schwächeren Kapitellen der Bauphasen II und III (in Querhaus und Langhaus) abheben, werden sie hier separat analysiert und unmittelbar in ihr stilistisches Umfeld eingeordnet.

6.2.1.1. Die Kapitelle der Viersäulenbündel

Die durch das Vorblenden von Zierplatten beim Einbau der spätgotischen Chorschranken jeweils nord- und südseitig abgearbeiteten und daher heute nur noch fragmentarisch erhaltenen Kapitelle der beiden Viersäulenbündel sind noch der Bauphase Ib zuzuordnen; sie und bilden daher somit die älteste Kapitellskulptur in Marienfeld. Da die vier Schäfte der Säulenbündel unmittelbar aneinander stoßen, sind ihre ausladenden Kapitelle zu einem großen Kapitellblock verschmolzen. Wie an den noch mehr oder minder gut einsehbaren Ost- und Westseiten ersichtlich[944] (Abb. 313–317), zeigen die jeweiligen Kapitelle ein grundsätzlich gleiches Gestaltungsschema, lediglich die jeweils zum Binnenchor ausgerichteten Kapitelle sind etwas aufwendiger ausgebildet als die seitenschiffseitigen, um so den höheren Rang des Binnenchores zu unterstreichen. Allein schon die Anzahl der gerundeten Blattansätze, die über dem Halsring aufsteigen, ist bei ersteren wesentlich höher, die Abfolge dadurch dichter. Ihre Aufspaltungen werden jeweils durch markante ‚Parabelfurchen' hervorgehoben, die Oberfläche dadurch zugleich stärker modelliert.

WERLAND, Chronik, 1968, S. 68; DEHIO, Westfalen, 1969, S. 316; MAUÉ, Bauformen, 1975, S. 38–39; RÖCKENER, Hallenkirchen, 1980, S. 221; SCHULZE, Klöster, 1982, S. 383; HOPPE/SIEMANN, Marienfeld, 1985, S. 12, 16; LINKE, Marienfeld, 1994, S. 28, 70, 71; LOBBEDEY, Westfalen, 1999, S. 138; KEMPKENS, Marienfeld, 2011, S. 19, 55; DEHIO, Westfalen, 2011, S. 402, 403.

[944] Die Ostseite des südlichen Viersäulenbündels konnte, da der sonst davorstehende spätgotische Dreisitz restauriert und dafür von seinem angestammten Standort entfernt werden musste, im Februar 2001 genauer in Augenschein genommen, gezeichnet (Abb. 209, 210) und analysiert werden. Sie dient als vorrangiges Referenzobjekt für die nachfolgenden Ausführungen. Eine Photographie vermutlich der Westseite des nördlichen Viersäulenbündel-Kapitells ist abgebildet bei HÖLKER, Kreis Warendorf, 1936, Abb. 311 (hier Abb. 317).

Jeweils ein Stengel eines gespaltenen Blattansatzes steigt mit dem anstoßenden Nachbarstengel gerade auf und mündet in die Blätter des oberen Blattkranzes, wo ihnen zusätzlich eine keulenartige Blattknospe entwächst, während der zweite Stengel ein knollenartig vorgewölbtes Dreiblatt ausbildet, das sich mit dem spiegelbildlichen Gegenstück zu einer abgeschlossenen Gesamtform zusammenschließt. Auf diesen vortretenden Blättern ruhen die nach unten geneigten Spitzen des oberen Blattkranzes auf. Diese bestehen aus achtteilig gefächerten, geäderten Blattformen, die eine markante, tiefe Mittelfurche besitzen und so eine ovalartige Form ausbilden. Zwei derartige Motive aus knolligen Stützblättern und aufliegenden, gefächerten Deckblättern finden sich pro Seite eines Kapitells. Ob ein ähnliches Motiv ehemals die freien, heute abgeschlagenen Ecken eingenommen hat, bleibt unsicher – die Ansätze an den erhaltenen Blattstengeln sprechen zumindest für eine leicht abweichende Ausbildung.

Die zum Seitenschiff gewandten Kapitelle zeigen einen grundsätzlich gleichen Aufbau, doch sind hier die gerundeten Blattansätze breiter, ihre sich vorwölbenden Stengel bilden kein knolliges Dreiblatt aus, sondern ein geädertes gefiedertes Halbblatt, das sich mit dem des Nachbarstengels zu einem Gesamtmotiv mit stark ausgeprägter Mittelrippe zusammenschließt. Ein entsprechendes Blatt entsprießt auch dem Zwickel zwischen den chor- und den seitenschiffseitigen Kapitellen. Auf ihren Blattspitzen ruhen auch hier die identisch ausgebildeten Blätter des oberen Blattkranzes auf: Außer der Blattgruppe über dem Zwickel findet sich hier – entsprechend den breiteren Blattansätzen und der geringen Blattstengeldichte – nur jeweils ein Stützblatt-Deckblatt-Motiv pro Kapitellseite, ein weiteres dürfte ehemals das Eckmotiv gebildet haben.

In den tropfenförmigen Blattzwischenräumen und zwischen den Blättern des oberen Blattkranzes wird stellenweise der Kapitellkörper sichtbar. Er mündet in der durchgängigen, entsprechend den Kapitellen darunter zweimal eingeschwungenen Abakusplatte. Der Abakusknauf ist dabei jeweils zur Ecke nach außen verschoben, wobei er nur beim chorseitigen Kapitell über einem herabgeneigten Deckblatt zu stehen kommt.

6.2.1.1.1. Die stilistischen Grundlagen der Viersäulenbündel-Kapitelle

Die spezifische Ausbildung der Viersäulenbündel-Kapitelle als Blattstengelkapitelle weist auf eine Verarbeitung rheinischer Formenbildungen, doch liegen die stilistischen Grundlagen des Blattstengelkapitells noch weiter westlich, in der Champagne: An der Kathedrale Notre-Dame in Laon treten erstmals voll ausgebildete Blattstengelkapitelle auf.[945] Es handelt sich um eine relativ geschlossene Gruppe von Kapitellen vornehmlich im Emporengeschoss des Querschiffes, das um 1165–75 entstanden sein wird.[946] Im Kreis der Emporenkapitelle bilden die Blattstengelkapitelle jedoch nur eine von mehreren Stil- und Formrichtungen, es dürften somit mehrere, zum Teil in höchst unterschiedlichen Stilformen arbeitende Kapitellschläger am Werk gewesen sein, denen in der Gestaltung der Kapitelle freie Hand gelassen wurde.[947]

An den leider bis heute viel zu wenig bearbeiteten und dokumentierten Blattstengelkapitellen der Querhausemporen finden sich eine Reihe grundsätzlicher Gestaltungsmotive ausgebildet, die auch bei den Kapitellen der Viersäulenbündel in Marienfeld wiederkehren, so die gerundeten Blattstengel und die Anlage zweier Blattreihen, deren Spitzen sich jeweils herabneigen (Abb. 1360).[948] Darüber hinaus begegnet hier auch stellenweise die Betonung der tropfenförmigen Blattzwischenräume mittels parabelförmiger, am Blattstengel fortgeführter Riefen (Abb. 1361, 1362).[949] Vielfach zeigt sich eine Neigung zur Modellierung der Blätter durch Furchen sowie eine Fiederung der Blattspitzen, gelegentlich sogar in Verbindung mit Blattadern (Abb. 1363).[950] Eines der Emporenkapitelle in Laon weist

[945] Auf die Bedeutung der Blattstengelkapitelle in Laon insbesondere für die Kapitellskulptur im deutschsprachigen Raum wurde wiederholt hingewiesen, so bei GALL, Baukunst, 1925; KAELBLE, Samsonmeister, 1981,S. 114, dazu Anm. 464. – Ein Verweis auf die Herkunft der Kapitellformen der Marienfelder Blattstengelkapitelle aus Laon erstmals bei MAUÉ, Bauformen, 1975, S. 39; ihm folgend LINKE, Marienfeld, 1994, S. 72.

[946] Zur Baugeschichte der Kathedrale von Laon liegen nur wenig konkrete Baudaten vor, so der Baubeginn unter Bischof Gauthier de Mortagne (1155–1174) und als weitere Eckdaten 1164 die Translation der Gebeine des hl. Beatus (vermutlich in den schon nutzbaren Chor), 1178/80 der Kauf des Platzes vor der Westfassade und 1205 die Schenkung eines Steinbruchs, aus dessen Material die Chorverlängerung gebaut wurde; die Abschlussweihe erfolgte zwischen 1236 und 1249. – Zur Baugeschichte der Kathedrale von Laon in der bisherigen Literatur: ADENAUER, Laon, 1934, S. 18–30; GRANT, Laon, 1978; CLARK/KING, Laon, 1983; CLARK, Laon, 1987; KIMPEL/SUCKALE, Gotische Architektur, 1985/95, S. 196 und 522–523 (dort auch ältere Literatur); SANDON, Picardie Gothique, 2001, S. 188–189.

[947] So KIMPEL/SUCKALE, Gotische Architektur, 1985/95, S. 196.

[948] GALL, Baukunst, 1925, Abb. 151, v. a. das diagonal gestellte Rippenkapitell. – JAMES, Ark of God, 2002, S. 157, Abb. links oben, S. 177, Abb. links unten (jeweils gerundete Blattstengel).

[949] GALL, Baukunst, 1925, Abb. 153, 156.

[950] Ebd., Abb. 157.

schließlich als Mittelmotiv der oberen Blattreihe zwei gegenständige, sich auf die untere Blattreihe herabneigende Dreiblätter auf, die gegeneinander stoßen und dabei einen Spalt zwischen sich freilassen (Abb. 1361)[951] – hier ist somit erstmals das klassische ‚Ovalmotiv' ausgebildet, das dann bei den Marienfelder Viererkapitellen und in deren Nachfolge zum bestimmenden Motiv einer ganzen Kapitellgruppe wird (siehe Kap. C.6.2.1.1.2.). Eine Vorstufe für das Ovalmotiv findet sich dabei an einem der mächtigen Pfeilerkapitelle der beiden westlichen, um 1160 entstandenen Chorjoche in Laon, und zwar am zweiten nördlichen Rundpfeiler (Abb. 1364): Hier neigen sich die diagonal überkreuzten Blattstengel mit ihren Dreiblattspitzen einander zu, wobei sie sich vornehmlich mit der vordersten Blattspitze berühren, so dass der trennende Spalt noch nach oben offen bleibt – bei den Blättern der unteren Blattreihe ist aber bereits eine Tendenz zur ‚Ovalbildung' zu erkennen.[952]

Verwandte Formen finden sich darüber hinaus an den Ostteilen der Kirche von Lavannes (1170er Jahre), so einige Kapitelle mit zweireihigen Blattstengeln, deren vorgebogene Dreiblattspitzen sich jeweils einander zuneigen (Abb. 1365, 1366)[953] – sie gleichen damit der unteren Blattreihe der chorseitigen Kapitelle der Marienfelder Viersäulenbündel. Bei Zweien der Kapitelle stützen diese paarigen unteren Blätter zudem ein weiteres, aufliegendes Blattpaar, wobei sich bei einem der Beispiele die oberen Blätter zu einer Vorstufe des ‚Ovalmotivs' verbinden,[954] so dass hier bereits die charakteristische Kombination aus unteren Stützblättern und auflagerndem Ovalmotiv vorgebildet ist.

Ein entscheidender Bau für die Vermittlung der Laoneser Blattstengelkapitelle in die niederrheinische Baukunst und darüber hinaus ist – neben dem Südportal und dem Kreuzgang der Prämonstratenserkirche in Knechtsteden[955] – allem voran der Westchor der ehemaligen Stiftskirche St. Georg in Köln, mit dessen Errichtung

[951] Ebd., Abb. 153.

[952] GRANT, Laon, 1978, Abb. 3/6/158; JAMES, Ark of God, 2002, Abb. S. 36.

[953] JAMES, Ark of God, 2002, S. 189, Abb. links unten und rechts, zweite von oben. – Ähnliche Kapitelle finden sich darüber hinaus auch am Chorneubau von St. Remi in Reims (nach 1165/70 – nach 1181): ebd., S. 240, Abb. rechts Mitte und unten, sowie an der Kathedrale von Laon (leider ohne genaue Ortsangabe): DEHIO/VON BEZOLD, Baukunst, Bd. 3, 1892, Tafel 307, Nr. 5.

[954] Ebd., S. 189, Abb. rechts oben und links Mitte (Vorstufe Ovalmotiv).

[955] Zur Bauskulptur des Knechtstedener Kreuzgangs s. KAELBLE, Knechtsteden, 1989. Zur Baugeschichte der Prämonstratenserabtei s. KUBACH/VERBEEK, Rhein und Maas, 1976, Bd. I, S. 472–476 (hier auch die gesamte ältere Literatur); SCHULTEN, Knechtsteden, 1982; sowie zuletzt UNTERMANN, Knechtsteden, 1989. – LINKE, Marienfeld, 1994, S. 71 verwies auf die möglicherweise aus demselben Werkstattzusammenhang wie die Westchorkapitelle von St. Georg in Köln stammenden Kapitelle in Knechtsteden, doch bringen diese keine weiteren, aufschlussreichen Vergleichsmöglichkeiten, so dass hier auf eine Erörterung verzichtet wird.

gegen 1180 begonnen und der um 1188 in der bis heute erhaltenen (im Äußeren unvollendeten) Form fertiggestellt wurde.[956] Seine im Inneren reich gegliederte Architektur zieren einschließlich der äußeren Fenstereinfassungen insgesamt vierzig Säulen mit aufwendig ausgestalteten Kapitellen. Hinzu kommen noch die Säulen und Kapitelle der Portale in den jeweils westlichsten Seitenschiffjochen auf der Nord- und Südseite, die gleichzeitig (Nordportal; Abb. 1377–1378) bzw. wenig später (Südportal; Abb. 1403) ausgeführt wurden.[957]

Die Kapitelle des Westchores zeigen nebeneinander eine Ausformung als Rankenkapitelle und als Blattstengelkapitelle.[958] Letztere lassen eine reiche Untergliederung in eine Vielzahl von schmalen Blattstengeln und vielfältig gefächerte bzw. sich einrollende Blattformen erkennen. Umfangreiche Hinterschneidungen, die auch bei den Rankenkapitellen auftauchen, bezeugen die hohe Ausführungsqualität. Ihre Kompositions- und Gestaltungsmotive lassen eine deutliche Orientierung an den Kapitellgestaltungen in Laon erkennen und zeigen vielfach ein Eckblatt, zu dem sich von oben Dreiblätter oder Voluten herabneigen, sowie mittig zwei gegenständige, von zwei oder drei dazwischen angeordneten Stengeln getrennte Dreiblätter, die sich an den obersten Blattspitzen berühren und zu denen sich von oben ein Blattmotiv herabneigt.

Im Hinblick auf die Formgebung der Marienfelder Viersäulenbündelkapitelle besonders relevant erscheinen drei der Kapitelle der Rahmungssäulen an den Halbrundnischen des Erdgeschosses von St. Georg in Köln: Zum einen das Kapitell (Nr. 4)[959] der westlichen Säule der Ostnische auf der Südseite, wo sich als Mittelmotiv zwei gegenständige Dreiblätter finden, auf deren sich berührenden Blattspitzen sich ein fragiles Dreiblatt herabsenkt. Ein fast identisches Mittelmotiv

[956] Bereits BADER, Laacher Samson, 1928, S. 194, 199 leitet die Kapitellgestaltungen des ‚Samson-Meisters', dessen Umkreis die Westchorkapitelle von St. Georg angehören, von Laon ab; ihm folgend SCHORN/VERBEEK, St. Georg in Köln, 1940, S. 194 (Verbeek) – Zum Westchor von St. Georg: SCHORN/VERBEEK, St. Georg in Köln, 1940, S. 171–201 (Verbeek); KUBACH/VERBEEK, Rhein und Maas, 1976, Bd. I, S. 529 (hier auch die gesamte ältere Literatur); VERBEEK, St. Georg, 1984, S. 261–264; OVERDICK, Architektursystem, 2005, S. 38–41.

[957] S. dazu SCHORN/VERBEEK, St. Georg in Köln, 1940, S. 180–181 (Verbeek); KUBACH/VERBEEK, Rhein und Maas, 1976, Bd. I, S. 529; KAELBLE, Samsonmeister, 1981, S. 128, dazu Anm. 531; VERBEEK, St. Georg, 1984, S. 264; BROSCHEIT, Figurenkapitelle, 1988, S. 58–59.

[958] Die Kapitelle des Westbaues von St. Georg in Köln sind bisher nirgendwo vollständig abgebildet, verwiesen sei hier auf die repräsentativen Abbildungsreihen bei SCHORN/VERBEEK, St. Georg in Köln, 1940, Taf. 23–25 und bei KIER/KRINGS, Kirchen im Bild, 1984, S. 143, Abb. 281–289.

[959] Numerierung der Kapitelle nach dem Schema bei SCHORN/VERBEEK, St. Georg in Köln, 1940, S. 194, Abb. 91.

zeigt das Kapitell (Nr. 8) der westlichen Säule der südseitigen Westnische, wo sich auf die unteren gegenständigen Dreiblätter von oben zwei weitere Dreiblätter herabneigen, wobei diese nicht so nahe aneinander gerückt sind, dass sich ein vollständiges Marienfelder ‚Ovalmotiv' ergäbe. Dies findet sich dafür am unmittelbar benachbarten Kapitell (Nr. 9) der südlichen Säule der Südnische in der Westwand, doch fehlen hier die unteren Blätter.

Sind hier wie in Laon unmittelbare Vorstufen für die Gestaltung des von gegenständigen Blättern gestützten ‚Ovalmotivs' zu fassen, so zeigt sich diese vollständig ausgebildet an den wohl von denselben Bildhauern geschlagenen Kapitellen der Portalrahmung am nördlichen Seitenschiff von St. Georg. Beide Kapitelle (Nr. 43, 44; Abb. 1377, 1378) sind weitgehend identisch gestaltet und variieren vornehmlich in der Ausbildung der oberen Eckblätter, entscheidend ist jedoch die jeweils gleiche Formgebung des Mittelmotivs, bei dem sich zwei zum ‚Ovalmotiv' vereinigte obere Dreiblätter auf die an der Spitze miteinander verbundenen, einen spannungsvollen Bogen ausbildenden unteren Dreiblätter stützen. Diese sind jedoch – wie bei den Kapitellen im Westchor – ein wenig auseinander gerückt, den Zwischenraum füllen zwei weitere Blattstengel sowie ein Spalt, der den Kapitellkern sichtbar werden lässt. Damit ist hier das Mittelmotiv des von gegenständigen Blättern gestützten ‚Ovalmotivs' in allen wesentlichen Merkmalen vollständig ausgeprägt, wie es dann kurz darauf in Marienfeld wiederkehrt. Den einzigen Unterschied bildet das Auseinanderrücken der unteren Blätter an den Kölner Portalkapitellen – ein Motiv, das in Marienfeld und in den nachfolgenden Beispielen der ‚lippisch-baltischen Kapitellgruppe' aufgegeben wird (siehe Kap. C.6.2.1.1.2.). Hier rücken die gegenständigen unteren Blätter eng zusammen, nur noch getrennt durch einen schmalen Spalt,[960] manchmal – wie bei den seitenschiffseitigen Viererkapitellen in Marienfeld – wachsen sie sogar ganz zusammen.

Der oder die Kapitellschläger der Marienfelder Viersäulenbündelkapitelle griff somit bei der Komposition der beiden Kapitellblöcke auf Gestaltungsmotive zurück, wie

[960] Bei einem Kapitell im ersten nördlichen Seitenschiffjoch des Rigaer Doms (Abb. 1213, s.u.) ist dieser Spalt deutlich breiter ausgefallen, so dass auch hier der Kapitellkern sichtbar wird. Dies und der spannungsreiche Bogen, der die beiden Blätter miteinander verbindet, erinnert deutlich an die Kapitelle des Nordportals von St. Georg in Köln.

sie in der rheinischen Kapitellskulptur nur wenig zuvor, um 1180, an den Kapitellen des Westchores und des Nordportales (Abb. 1377–1378) von St. Georg in Köln auftreten. Das Formenrepertoire seiner Blattstengelkapitelle lässt sich wiederum von den sehr eigenständigen, innovativen Blattstengelkapitellen der Querhausemporen (um 1165/75) der Kathedrale von Laon herleiten.[961] Damit verwendete er für die Viersäulenbündel, die zur Auszeichnung des Sanktuariums die aufwendigste Dekoration tragen, die zum damaligen Zeitpunkt, um 1190, modernste Form der Kapitellgestaltung.

6.2.1.1.2. Das Umfeld und die ‚Nachfolge' der Viersäulenbündel-Kapitelle

Das stilistische Umfeld der Marienfelder Viersäulenbündel-Kapitelle markieren allem voran einige Kapitelle im Westbau des Domes zu Münster, der unter Bischof Hermann II. von Katzenelnbogen (1174–1203), dem Mitstifter von Marienfeld, ab ca. 1190 erbaut und vermutlich 1202 geweiht wurde (siehe Kap. C.10.4.1.1.3.).[962] Zu nennen sind insbesondere die unteren Eckvorlagenkapitelle des Westchores sowie die Kapitelle der dortigen Bogengalerien, unter denen vielfach verwandte Motive erscheinen wie knollige, sich zuneigende Dreiblätter, überfallende gerippte Halbpalmetten, die sich stellenweise sogar zu Andeutungen von Ovalmotiven zusammenschließen,[963] doch zeigt keines der Kapitelle eine der Marienfelder Lösung identische Komposition. Dennoch dürfte hier, an dem weitgehend gleichzeitig errichteten Bau, das unmittelbare Werkstattumfeld des/der Kapitellschläger/s der Marienfelder Viersäulenbündel-Kapitelle zu suchen sein, der/die vermutlich durch Bischof Hermann II. an die Baustelle der Zisterzienserklosterkirche vermittelt wurde/n.

Das bei den Marienfelder Viersäulenbündel-Kapitellen anzutreffende Kompositionsschema begegnet hingegen in recht gut vergleichbarer Ausformung auch beim nordwestlichen Eckdienstkapitell im Erdgeschoss des nördlichen Chorwinkelturmes der Großen Marienkirche in Lippstadt (Abb. 958–959), das zu

[961] Bereits MAUÉ, Bauformen, 1975, S. 39 und LINKE, Marienfeld, 1994, S. 71 verwiesen auf den Westchor von St. Georg in Köln als Vermittler der Blattstengelkapitelle aus Laon, ohne den Vergleich jedoch zu konkretisieren.

[962] S. dazu ausführlich LOBBEDEY, Westbau, 1990; LOBBEDEY/SCHOLZ, Baugeschichte Münster, 1993, S. 43–71, 269–270.

[963] LOBBEDEY/SCHOLZ, Baugeschichte Münster, 1993, S. 243–244, v. a. Abb. 9–17, 20–24, 28–32, dazu Text S. 219–221.

den ältesten Partien des Baues gehört (siehe Kap. C.10.4.1.3.2.): In den beiden darüber folgenden Obergeschossen haben sich noch die originalen Geschossbalkenlagen erhalten, die dendrochronologisch um 1206 (+8/–5) bzw. – in der Lage darüber – um 1200 (+8/–6) datiert werden konnten.[964] Somit kann eine Entstehung des Turmerdgeschosses und damit auch des hier relevanten Kapitells in den Jahren um 1200 angenommen werden – letzteres ist demnach nur wenig jünger als die Marienfelder Viersäulenbündel-Kapitelle, die um 1190 anzusetzen sind (siehe Kap. C.4.4.2.). Beim Lippstädter Kapitell ist der charakteristische Aufbau dabei sogar noch markanter ausgebildet: Er besteht hier aus einem unteren Blattkranz aus gespaltenen, an den Außenkanten gefiederten Blättern, von denen diejenigen an den Ecken länger sind; zu ihnen neigen sich die gefiederten Blätter des oberen Blattkranzes hinab. Besonders charakteristisch sind die Doppelblätter über den Seitenmitten, die wiederum das typische, hier sogar durchbrochen gestaltete Ovalmotiv bilden.

Einen unmittelbaren Nachfolger – einschließlich der identischen Kämpferplattenprofilierung – findet das Lippstädter Kapitell in einem Dienstkapitell des Domes zu Riga,[965] genauer in der Nordwestecke seines Chorquadrates (Abb. 1212) – dem Bauteil, mit dem 1211 der Dombau begonnen wurde (vgl. Kap. C.10.4.2.5.1.). Hier ist in gleicher Weise deutlich der Aufbau aus den beiden Blattkränzen, dem herausgehobenen, gespaltenen Eckblatt sowie insbesondere dem markanten Ovalmotiv zu erkennen. Anders als in Lippstadt sind in Riga die Blattansätze gerundet, wie es auch in Marienfeld der Fall ist.[966]

Ein weiteres, fast identisches Kapitell (Abb. 1213), jedoch mit etwas längeren Blattstengeln, findet sich im Rigaer Dom zudem im ersten nördlichen Seitenschiffjoch des ein wenig jüngeren, um 1220/30 anzusetzenden

[964] STROHMANN, Lippstadt, 1999, S. 537.

[965] Zusammenhang erstmals aufgezeigt bei KEMPKENS, Lettland, 2003, S. 86; außerdem bei KEMPKENS, Bernhard II., 2008, S. 123, dazu Abb. 75, 102a, c. – Des weiteren vorgestellt in einem Vortrag des Verf. zum Thema „Zur Identifizierung von Steinmetz‚persönlichkeiten' aus Westfalen auf Gotland und im Baltikum in der Zeit um 1200", gehalten am 12. November 2004 in Bamberg auf dem vom Graduiertenkolleg „Kunstwissenschaft – Bauforschung – Denkmalpflege" der Universität Bamberg veranstalteten Kolloquium zum Thema „Erfassung von Skulptur".

[966] Einen weiteren Unterschied bilden die oberen Eckgestaltungen, die in Lippstadt aus zwei gegenständigen Dreiblättern bestehen, während in Riga ein größeren Fünfblatt die Ecke einnimmt – ein Motiv, das in fast identischer Form bereits beim westlichen Kapitell des Nordportals von St. Georg in Köln begegnete (s.o.).

Hallenlanghauses, das bei etwas gröberer Ausführung im wesentlichen dieselben Gestaltungsformen aufweist.[967]

Die Vermittlung dieser typisch lippischen Kapitellskulptur in das weit entfernte baltische Riga dürfte durch Bernhard II. zur Lippe erfolgt sein, den Gründer von Marienfeld und Lippstadt, der im Juni 1211 die Leitung des Marienfelder Tochterklosters Dünamünde (gegründet 1205) vor den Toren Rigas übernommen hatte (Kap. C.10.4.2.4.). Er wird wohl einige der von ihm für den Aufbau von Dünamünde aus der Heimat mitgebrachten Bauhandwerker an die Bauhütte des im selben Jahr begonnenen Rigaer Mariendomes ‚ausgeliehen' haben.[968]

Auch an der Herforder Münsterkirche, deren Neubau Äbtissin Gertrud II. zur Lippe (um 1212/17 – um 1233/38), eine Tochter Bernhards II., initiierte, begegnet das hier behandelte Kapitellschema beim Kelchblockkapitell der Halbrundvorlage am nördlichen Pfeilerbündel (Abb. 1024–1025) im Langchor, dem ältesten Bauteil der Kirche (beg. um 1215/20; vgl. Kap. C.10.4.1.3.3.3.).

Aber auch in der Großen Marienkirche in Lippstadt selbst, im jüngeren Langhaus, das um 1215/20–1225 anzusetzen ist (siehe Kap. C.10.4.1.3.2.), kehrt das Gliederungsschema mit dem charakteristischen Ovalmotiv bei einigen Kapitellen in abgewandelter Form wieder, vor allem mit stärker verwachsenen, schematisierten Blattstengeln und flächigeren Dreiblättern, wieder.[969] Vergleichbar schematisierte Blattstengel finden sich auch bei den schmalen, wesentlich schlanker proportionierten Kapitellen der Arkadenöffnungen zwischen Kapitelsaal und

[967] KEMPKENS, Lettland, 2003, S. 86; KEMPKENS, Bernhard II., 2008, S. 123, dazu Abb. 102b. Hier ist im Unterschied zum Dienstkapitell des Chores der Spalt zwischen den unteren Blättern deutlich breiter ausgefallen, so dass der Kapitellkern sichtbar wird. Dies wie auch der spannungsreiche Bogen, der die beiden Blätter miteinander verbindet, verweist zurück auf die Kapitelle des Nordportals von St. Georg in Köln, wo dieses Motiv erstmals begegnete (s.o.).

[968] KEMPKENS, Lettland, 2003, S. 86; KEMPKENS, Bernhard II., 2008, S. 120–121. – Bereits HOLST, Kirchliche Baukunst, 1953, S. 225 sah eine „enge Verwandtschaft der frühesten Rigaer Bauornamentik (Kapitelle der Dreiviertelsäulen außen an der Chorapsis, Nordportal, Osttrakt des Kreuzganges) zu den Formen der Marktkirche in Lippstadt (dort nach Boedecker 1222–1235 zu datieren; Vorchorkapitell in Lippstadt zu vergleichen mit dem Nordpfeiler im Kapitelsaal in Riga, Kapitelle am Nordostturmjoch Lippstadt ähnlich wie die in den ältesten Teilen des Rigaer Kreuzganges usw.)" – den Zusammenhang der hier gegenüber gestellten Kapitelle scheint er jedoch übersehen zu haben.

[969] Abgebildet bei THÜMMLER/KREFT, Weserbaukunst, 1970, Abb. 153.

Kreuzgang (um 1220/30) im Zisterzienserkloster Loccum (Abb. 1296)[970] – hier nun mit ‚trompetenförmigen' Deckblättern.[971]

Dagegen bleiben zwei Kapitelle der Gertrudenkirche in Osnabrück – jeweils das nordwestliche Dienstkapitell des Langhauses und des Südquerarmes (Abb. 1177), die um 1220/25 anzusetzen sind (Kap. C.10.4.2.2.)[972] – eng dem Kompositionsschema des Dienstkapitells im Nordturmerdgeschoss in Lippstadt (Abb. 958) verbunden: Sie weisen ähnliche Proportionen auf, die Blätter sind entsprechend gefiedert, jedoch nicht so stark hinterschnitten und ausgearbeitet, die oberen Dreiblätter auf der Ecke zudem zur Kapitellmitte und nicht zur Ecke ausgerichtet.

Wiederum relativ eng an das Kompositionsschema der Marienfelder Vierersäulenkapitelle knüpfen zwei Kapitellgestaltungen am südwestlichen Langhauspfeiler der Stiftskirche in Langenhorst an (s.o.), der mit dem Westteil der Kirche bis ca. 1220/25 errichtet wurde (Abb. 886, 887).[973] Hier zeigt sich am nordöstlichen Eckdienst wie auch an dem durch seinen Dekorationsreichtum herausgehobenen Kapitellwerkstück an der Südostecke des Pfeilerkerns[974] ein entsprechender Aufbau aus gegenständigen, sich zuneigenden und an den Spitzen berührenden Dreiblättern, zu den sich die oberen, das typische Ovalmotiv unter einem (gedoppelten) Abakusknauf ausbildenden Dreiblätter herabbiegen, wobei sich alle vier Blattspitzen in einem Punkt treffen. Diese Komposition ist bereits bei den chorseitigen Kapitellen der Marienfelder Viersäulenbündel vorgeprägt und findet hier eine nur leicht abgewandelte Nachfolge. Der zeitliche Abstand zwischen den beiden Beispielen wird insbesondere an den stärker differenzierten und zudem diamantierten Blattstengeln wie auch an den stärkeren Hinterschneidungen deutlich.[975] In

[970] Abgebildet bei THÜMMLER/KREFT, Weserbaukunst, 1970, Abb. 152, dazu S. 30, 272. – Allgemein: DEHIO, Bremen/Niedersachsen, 1992, S. 860.

[971] Diese gehören zu den besonderen Charakteristika der von Marienfelder Werkleuten ausgeführten Chorkapitelle der Marienkirche in Wisby/Gotland und sind letztendlich aus der Champagne herzuleiten, s. dazu Kap. C.6.2.1.1.1.

[972] Die genannten Kapitelle wie auch das zugehörige südwestliche Dienstkapitell des Langhauses dürften nach Ausweis der zu geringen Höhendimensionen nicht für diesen Anbringungsort geschaffen worden sein. Auch die im Vergleich mit der übrigen Bauskulptur der Kirche feinere Durcharbeitung spricht für eine ursprünglich vorgesehene nahansichtige Verwendung (vgl. Kap. C.10.4.2.2.).

[973] Zur Datierung der Langenhorster Westteile vgl. Kap. C.10.4.1.1.2.; LOBBEDEY, Romanik, 1999, S. 161 datiert diesen Bereich in die 1220er Jahre.

[974] Beide Werkstücke dürften bei Errichtung des Pfeilers um 1220/25 gefertigt worden sein – als Füllstücke der offenbar älteren, noch dem späten 12. Jahrhundert angehörenden Zungenblattkapitelle, die wohl bereits vorlagen, aber für einen Pfeiler mit einem schmaleren Pfeilerkern konzipiert waren. Entsprechende Beobachtungen lassen sich auch am nordwestlichen Langhauspfeiler machen.

[975] Eine grundsätzlich vergleichbare Gestaltung, insbesondere mit den sich hinterkreuzenden diamantierten Blattstengeln, jedoch ohne das charakteristische Ovalmotiv, findet sich bei zwei Kapitellen der oberen Kapelle

unmittelbarem Zusammenhang mit den Langenhorster Kapitellen stehen diejenigen im sog. Rittersaal von Schloss Steinfurt (Burgsteinfurt),[976] der um 1220/30 von derselben Bauhütte errichtet wurde. Entsprechend findet sich hier auch ein Kapitell mit einer identischen Ausbildung des Ovalmotivs unter (vervielfachten) Abakusknäufen (Abb. 1461).

In der Zeit um 1220/30 schließlich hatte dieses charakteristische Kapitellmotiv bereits allgemein Eingang in die westfälische Kapitellskulptur gefunden und begegnet so auch bei einem Kapitellfragment (Abb. 1379) aus St. Lambertus zu Castrop (um 1230/40)[977] sowie insbesondere bei einigen Kapitellen der Johanniskirche in Billerbeck (geweiht 1234), etwa an den südlichen und nördlichen Blendarkaden (Abb. 1319, 1320) im Chor[978] und am südlichen Chorbogenpfeiler, und strahlt sogar bis ins niedersächsische Wiebrechtshausen bei Northeim aus, wo es am prunkvoll gestalteten Westportal der Zisterzienserinnenklosterkirche (um 1230/40) wiederkehrt, das ganz offensichtlich – wie die übrige Bauskulptur der Kirche – von einer münsterländischen Bildhauerwerkstatt geschaffen wurde.[979] Eine weitere Ausstrahlung des Motivs lässt sich im nordhessischen Fritzlar fassen, wo es sich an einem Eckvorlagenkapitell (Abb. 1437) der um 1240/55 in westfälischen Formen errichteten Paradiesvorhalle (siehe Kap. D.6.3.4.) auftritt.

Den Marienfelder Viersäulenbündel-Kapitellen kommt somit als frühesten bekannten Vertretern dieses Kapitelltyps auf westfälischem Boden und als mutmaßlichen Vermittlern dieses über die rheinische Kapitellskulptur letztendlich auf die Kapitellschöpfungen der Kathedrale von Laon zurückzuführenden Gestaltungsschemas eine besondere Bedeutung zu.

im Nordturm des Domes zu Münster (vor 1202): abgebildet bei LOBBEDEY/SCHOLZ, Baugeschichte Münster, 1993, S. 243, Abb. 6, 8.

[976] Zum Burgsteinfurter Rittersaal s. DENKMALPFLEGEBERICHT 1975, S. 371–374 (Franz Fischer, Karl E. Mummenhoff), KÖCKERITZ, Steinfurt, 1976, S. 39–45, sowie zuletzt GROSSMANN, Burg, 2010, S. 204–205

[977] Heute im LWL-Landesmuseum für Kunst und Kulturgeschichte in Münster, Inv.-Nr. J 18 LM. Zusammen mit zwei weiteren Kapitellen stammt es aus dem 1889/90 abgebrochenen südlichen Seitenschiff von St. Lambertus in Castrop. – Lit. zu St. Lambertus in Castrop s. Anm. 679. Bei ISENBERG, Neue Ausgrabungen, 1993, Abb. 8 Zustand vor Abbruch des südlichen Seitenschiffes.

[978] Abgebildet bei THÜMMLER/KREFT, Weserbaukunst, 1970, Abb. 256, dazu S. 285. – Zu Billerbeck: RÖCKENER, Hallenkirchen, 1980, u. a. S. 327–337; LOBBEDEY, Westfalen, 1999, S. 151–157; DEHIO, Westfalen, 2011, S. 124–127.

[979] THÜMMLER/KREFT, Weserbaukunst, 1970, Abb. 138–141, 254–256, dazu S. 30–31, 285–286. – Allgemein: DEHIO, Bremen/Niedersachsen, 1992, S. 1354.

6.2.1.2. Die Kapitellfriese der inneren Chorostwand

Neben den Eckdiensten der Chormittelschiffostwand haben sich Teile der jeweils äußeren, senkrecht verlaufenden und in sich gestuften Gewände der unteren Fenstergruppe (siehe Kap. C.5.6.3.) erhalten, die oben mit einem Kapitellfries abschließen,[980] der wiederum aus dem feineren Baumberger Sandstein gearbeitet wurde. Der Fries (H: 29,5–30 cm) ist auf der Nord- und auf der Südseite grundsätzlich gleich gestaltet: Der Gewändeabstufung folgend knickt er jeweils rechtwinklig um, ein gerundeter Halsring (Ø 3–3,5 cm) mit unterlegtem Plättchen und ein abschließender Kämpfer (H: 14 cm) aus Kehle und Platte (H: je 7 cm) fungieren als durchgehendes Einfassungselement.[981] Dabei zeigen die gen Norden bzw. Süden gerichteten Partien nur die Grundform eines s-förmig profilierten, polsterartigen Bandes, das mit der vorderen Gewändekante endet, während die ostseitigen, optisch in den Innenraum wirkenden Partien zusätzlich ornamental ausgearbeitet sind: Sie zeigen als Grundmuster eine Abfolge von je drei breiten Doppelblättern, die einem gemeinsamen Blattansatz entwachsen und sich x-förmig überkreuzen. Ihre Blattspitzen treffen sich dabei mit der des Pendants der benachbarten Blattgruppe, wobei sich die entstehende, durch eine Furche untergliederte ‚Doppelspitze' nach unten neigt und so eine knollenartige Gestalt erhält. Zudem stößt von unten noch eine knollenförmige Fruchtkapsel auf einem Stengel, der zwischen den Blattansätzen entwächst, gegen die sich vorwölbende, vereinigte Blattspitze. Um diese Fruchtkapsel bilden sich somit zwei symmetrische, mittels auseinanderdriftender bzw. einander zuneigender Blattstengel gestaltete Motive. Nur beim Eckmotiv ergeben sich einige Abweichungen: Die Fruchtkapsel entwächst hier der links (im Norden) bzw. rechts (im Süden) benachbarten Blättergruppe, deren eines Blatt kein Gegenstück hat, da das Eckmotiv eine eigene Gestaltung besitzt: Die Ecke nimmt ein schmaler, mittels eines Grates geknickter Blattstengel ein, neben dem seitlich, in einer zurückliegenden Ebene, zwei weitere Blätter aufsteigen, die sich mit ihren abknickenden Blattspitzen an der Ecke treffen und ein symmetrisches Eckmotiv bilden, gegen das von unten das auf den Eckgrat gelegte Blatt stößt.

[980] Dieser allein erwähnt bei SIGRIST/STROHMANN, Baugeschichtliche Befunde, 1995, S. 167, 169 und bei LINKE, Marienfeld, 1994, S. 26, 70/71.

[981] Die exakten Maße der einzelnen Werkstücke angegeben in Kap. C.8.2..

Zeigen die beiden erhaltenen Kapitellfriese grundsätzlich dasselbe Gestaltungsmuster, so ist der nördliche doch deutlich sorgfältiger ausgearbeitet, während der südliche weniger fein und in der Anlage der Blattstengel breiter ausgeführt erscheint, so dass die der Südseite zugekehrte ‚Knollengruppe' bereits vom dort rechtwinklig anschließenden glatten Kapitellfries überschnitten wird. Auch der Anschluss an das Eckmotiv wirkt hier nicht so differenziert und souverän ausgeführt, so dass die beiden Kapitellfriese von zwei unterschiedlichen Bildhauern geschlagen worden sein dürften, die wohl parallel nach derselben Vorlage gearbeitet haben. Zudem hat man nur auf der Nordseite für beide Friesteile Werkstücke aus Baumberger Sandstein verwendet und diese in den Oberflächen sorgfältig geglättet, im Süden hingegen wurde der vordere Quader lediglich aus Osning-Sandstein geschlagen und weist eine weniger feine Oberflächenglättung auf.[982]

6.2.1.2.1. Die formalen Grundlagen der Kapitellfriese

Das Motiv der sich überkreuzenden Blattstengel, deren umknickende Blattspitzen sich mit denen eines entsprechenden Pendants vereinigen, gehört insbesondere zum Repertoire der Rundpfeilerkapitelle und der Emporenkapitelle in Chor und Querschiff (um 1155/60 – um 1175)[983] sowie im Langhaus (um 1170/80)[984] der Kathedrale von Laon, wo es in verschiedenen Variationen auftritt (Abb. 1360–1362, 1364).

Die Vermittlung dieses Motivs von Laon nach Marienfeld dürfte – wie bei den Blattstengelkapitellen der Viersäulenbündel – über das Rheinland erfolgt sein, ohne dass hier konkrete Beispiele benannt werden könnten.

[982] Auf der sauber geglätteten Westseite des vorderen Kapitellquaders der Südseite hat sich eine geritzte Linie in Fortsetzung der Gewändekante darunter erhalten, die wohl als Markierung beim Versatz gedacht war.

[983] Verwiesen sei auf folgende Beispiele: GRANT, Laon, 1978, Abb. 3/6/154, 3/6/158; JAMES, Ark of God, 2002, S. 36, Abb. unten, S. 37, Abb. linke Spalte.

[984] JAMES, Ark of God, 2002, S. 180, rechte Spalte, zweite Abb. von oben, linke Spalte, zweite Abb. von oben. Letztere kommt in der Ausbildung der glatten Blattstengel den Marienfelder Kapitellfriesen besonders nahe.

6.2.1.3. Die Kapitelle der Wandvorlagen und Eckdienste

6.2.1.3.1. Die Kapitellbänder der Wandvorlagen und der östlichen Vierungspfeiler

Die Kapitellzonen der östlichen Vierungspfeiler und der beiden Wandvorlagen, die den Gurtbogen zwischen den beiden Binnenchorjochen tragen, besitzen jeweils ein durchgängiges Kapitellband (Abb. 322–334).[985] Hier schließen sich die Kapitellabschlüsse aller Gliederungselemente des Stützensystems als Band von einheitlicher Höhe zusammen und werden von den durchlaufenden, um alle Rücksprünge verkröpften Elementen des Halsringes bzw. der flachen Abakusplatte mit dem kräftigen Wulstkämpfer darüber eingefasst. Dabei sind die Werkstücke des Kapitellbandes so angelegt, dass die exponierteren Kapitellquader der Rundelemente – Halbrundvorlagen und Dienste – in den Pfeilerkörper einbinden und gegen ihre nach innen laufenden Fugen die Pfeilerkernkapitelle gesetzt sind, dabei die verbleibenden Zwickel ausfüllend.[986]

Alle vier Kapitellbänder zeigen eine weitestgehend identische Aufteilung und Gliederung, die nur im Grad der Ausarbeitung variiert – so besitzen die Kapitelle der Nordseite zusätzlich eingekerbte Randbegleitlinien (s.u.).

Am aufwendigsten innerhalb eines Kapitellbandes sind die Kapitelle der etwas mehr als halbrunden Pfeilervorlagen gestaltet, die die Wulstunterzüge der Gurtbögen tragen. Sie lassen trotz der plastischen Ausarbeitung noch klar die Grundform des Kelchblockkapitells erkennen. Aus einem geschlossenen Blattansatz steigt in der Seitenmitte ein lanzettförmiges Zungenblatt mit seiner Spitze bis zur Abakusplatte auf. Eine eingetiefte Furche bewirkt eine markante Längsteilung und zugleich Modellierung des Blattes. Ein entsprechendes, bis auf eine Ausnahme[987]

[985] NORDHOFF, Kreis Warendorf, 1886, S. 141; RICHTER, Beschreibung (Ms), 1918, S. 6; TRÖLLER, Marienfeld, 1935, S. 24–28; HÖLKER, Kreis Warendorf, 1936, S. 214; THÜMMLER/BADENHEUER, Westfalen, 1964/73, Tafel 63; THÜMMLER, Visby–Varnhem, 1967, S. 89; WERLAND, Chronik, 1968, S. 68; DEHIO, Westfalen, 1969, S. 316; MAUÉ, Bauformen, 1975, S. 38–39, 163; RÖCKENER, Hallenkirchen, 1980, S. 221; SCHULZE, Klöster, 1982, S. 383; HOPPE/SIEMANN, Marienfeld, 1985, S. 12, 16; LINKE, Marienfeld, 1994, S. 28, 70, 71; LOBBEDEY, Westfalen, 1999, S. 138; KEMPKENS, Marienfeld, 2011, S. 19, 55; DEHIO, Westfalen, 2011, S. 403.

[986] Die Maße der einzelnen Werkstücke betragen (in cm; eingemessen an den Kapitelbändern der nördlichen und südlichen Wandvorlage): H: 30 (davon Halsring 3,3); Kapitell Halbrundvorlage: B: 49,5; T: 30+x; Pfeilerkernkapitell: B: 23,5; T: 16; Eckdienstkapitell: B: 31,5+x; T: 35.

[987] Die Zungenblätter an den Kapitellschmalseiten der Halbrundvorlage des nordöstlichen Hauptpfeilers sind abweichend nur als Halbblätter ausgebildet – möglicherweise handelt es sich hier um das ‚Erststück' der Vorlagenkapitelle, dessen Gestaltung dann bei den nachfolgenden Stücken leicht abgewandelt wurde.

vollständiges Zungenblatt findet sich auch auf den Schmalseiten der Kapitelle der etwas mehr als halbrunden Pfeilervorlagen. Darüber hinaus kehrt dieselbe Blattform auch an den Kapitellecken wieder, hier jedoch etwas oberhalb der Mitte fast rechtwinklig umknickend und daher mit der Spitze nicht bis zum Abakus reichend. Den verbleibenden Zwischenraum füllen die Spitzen von zwei schmalen Zungenblättern, die jeweils seitlich des Eckblattes, in den Zwischenräumen zwischen diesem und den Mittelblättern, entsprießen und sich zur Ecke wenden, wobei sie das Eckblatt förmlich niederdrücken. Die Spitzen aller drei Blätter treffen sich dabei in einem Punkt. Diese schmalen, zu den Ecken gewandten Zungenblätter steigen deutlich ‚nachgeordnet' hinter den gefurchten Lanzettblättern an den Ecken und der Seitenmitte des Kapitells auf, ja sie werden sogar stellenweise von ihnen überlappt. Ihre leicht schräg gestellte Oberfläche ist glatt, davon nur abgesetzt der zur Kapitellmitte gerichtete, fleischig ausgebildete Blattrand. Aus ihm entwickelt sich im oberen Teil die umgeschlagene Blattspitze, die das Eckblatt niederdrückt. Ihre plane Oberfläche lässt noch deutlich den Blockkubus des Kelchblockkapitells erkennen, aus dem die Blattstruktur herausgeschlagen wurde.

Diese ‚nachgeordneten' Zungenblätter steigen über einer Furche des Blattansatzkranzes auf, die sich jedoch nicht auf dem Blatt selbst fortsetzt, sondern offenbar nur der Modellierung des Blattansatzkranzes dient, der dadurch eine klare Rhythmisierung in schwellende, pfeifenartige Rundelemente erhält. Oberhalb der Blätter sowie in den tropfenförmigen Blattzwischenräumen wird der deutlich zurückliegende Kapitellkern sichtbar. Der untere Abschluss der letzteren findet seinen ‚Nachhall' in zwei eingekerbten, parabelförmigen Riefen, wodurch die Blattansatzzone besonders betont wird – ein in der spätromanischen Kapitellskulptur weit verbreitetes Motiv.

Gleichermaßen als Abschluss eines runden Pfeilerelementes fungieren die Kapitelle der dreiviertelrunden Winkeldienste. Ihre Gliederung greift jeweils das Eckmotiv der Vorlagenkapitelle auf, modifiziert es jedoch insofern, als dass das umknickende Eckblatt hier wesentlich breiter angelegt ist, so dass das Eckmotiv einschließlich der rahmenden, zur Ecke geneigten Blätter über die Seitenmitte des Kapitells hinausreicht. Den verbleibenden Restraum füllt jeweils ein halbes Zungenblatt als Abbreviatur der ‚mittleren', gefurchten Blattlanzette.

Die Kapitellzone der eckigen Pfeilerkernelemente, die jeweils den Bereich zwischen der Halbrundvorlage und dem Winkeldienst einnimmt, ist in ihrer Gestaltung weniger plastisch angelegt: Die beiden Kapitellseiten bedecken jeweils zwei u-förmig angeordnete, voneinander abgewandte halbe Zungenblätter.[988] Die zur Ecke ausgerichteten Halbblätter schließen sich dabei optisch zu einem breiten, über die Ecke gelegten Zungenblatt zusammen. Auf dieses aufgelegt und es dabei fast verdeckend findet sich eine zweite, etwas schmalere Blattlanzette, bei der die Kapitellecke (in Fortsetzung der Pfeilerkante) prägnant als Grat angegeben ist. – Auch bei dieser Kapitellgestaltung tritt der Kapitellkern oberhalb der einschwingenden Blattränder und bei den tropfenförmigen Blattzwischenräumen deutlich in Erscheinung.

Wie bereits erwähnt, sind die Blätter der nördlichen Kapitellbänder zusätzlich noch mit einer die Blattränder begleitenden Rille versehen, wodurch sie einerseits plastischer erscheinen, andererseits die linearen Strukturen in ihrer Wirkung stärker betont werden. Diese subtile Feingestaltung war vermutlich für alle Kapitellbänder vorgesehen, unterblieb dann aber bei denjenigen auf der Südseite – möglicherweise, weil diese zuerst versetzt wurden und daher die letzte Ausarbeitungsphase, der ‚letzte Schliff' unterblieb, während er bei den erst anschließend versetzten Nordkapitellen noch ausgeführt werden konnte (siehe Kap. C.4.3.1.3.).

Die Kapitellbänder der Marienfelder Chorbauphase zeichnen sich durch eine gute Proportionierung und kompositorische Durchgestaltung der einzelnen Kapitellabschnitte aus, wobei die Vorlagen- und Dienstkapitelle durch ihre reichere Gestaltung sowie die größere Plastizität und aufwendigere Modellierung gegenüber den Pfeilerkernkapitellen hervorgehoben sind. Durch die gemeinsamen Gestaltungselemente wie lanzettförmige Zungenblätter und tropfenförmige, mittels ‚Parabelriefen' betonte Blattzwischenräume schließen sie sich gleichwohl zu einem einheitlichen Kapitellband zusammen.

Auffällig bei der Betrachtung der Marienfelder Kapitellbänder ist ihre – abgesehen vom höheren Ausarbeitungsgrad der Nordkapitelle – immer gleichförmige, klare Gestaltung. Dieser Mangel an Variation, wie sie sonst allgemein üblich ist, liegt

[988] An den Übergangsstellen zu den Dienstkapitellen schließen sie sich mit deren halben Zungenblättern zu ‚Vollblättern' zusammen.

jedoch nicht etwa an der Einfallslosigkeit oder gar dem Unvermögen des Bildhauers, sondern ist hier als bewusster Verzicht auf Abwechslungsreichtum im Sinne ‚zisterziensischer Askese'[989] zu werten: Das Auge sollte nicht durch zu aufwendige, abwechslungsreiche Formen und Detailgestaltungen abgelenkt werden. Dementsprechend hatte man offenbar zur Zeit der Errichtung – wie es auch heute wieder der Fall ist – auf eine aufwendige Farbfassung der Kapitelle verzichtet.[990]

6.2.1.3.2. Die Kapitelle der östlichen Eckdienste

In denselben Zusammenhang wie die Kapitellbänder der Wandvorlagen gehören auch die Kapitelle der dreiviertelrunden Eckdienste in den Ostecken des Binnenchores (Abb. 320, 321), doch zeigen sie eine im Vergleich mit den Dienstkapitellen der Wandvorlagen etwas einfachere Gliederung: Hier wechseln sich nur Mittellanzetten und Eckblätter ab, beide Blatt-Typen sind jeweils gefurcht. Die freistehenden Eckblätter sind auch hier wie bei den übrigen Dienstkapitellen recht breit angelegt, steigen jedoch im Unterschied zu diesen mit ihrer Spitze wie die Mittellanzetten bis zur Abakusplatte auf. Da die Mittellanzetten wirklich auf die Seitenmitte ausgerichtet sind, wirken die wandseitigen Eckblätter, für die nur noch ein Restraum verbleibt, als ob sie in der Wand verschwänden. Die Zwischenräume zwischen den einzelnen Blättern bilden auch hier wieder tropfenförmige Vertiefungen, jedoch fehlen nun bei beiden Eckkapitellen ebenso die diese betonenden parabelförmigen Riefen, wie auch die zusätzliche Rille an den Blatträndern.

[989] Vgl. hierzu etwa UNTERMANN, Forma Ordinis, 2001, S. 637.

[990] Wie bei den Kapitellen der Viersäulenbündel lassen sich – soweit ersichtlich – auch auf den Kapitellen der Pfeilervorlagen keine Spuren einer ursprünglichen Farbfassung nachweisen; derartige Spuren könnten zwar bei den Restaurierungen 1935 und 1968–72 beseitigt worden sein, doch würden sich davon meist noch geringe Fragmente nachweisen lassen. Der Restaurator H. Fernkorn, Beckum, der 1969 die Untersuchungsarbeiten zu den Raumfassungen durchführte, kommt in einem undatierten Bericht (in der Akte Marienfeld in der Abteilung ‚Restaurierung' im WAfD) zu dem Ergebnis: „Aus verschiedenen Gründen erwies es sich bei der Restaurierung im Jahre 1969, daß wohl alle vorher genannten Bauglieder [d. h. Pfeiler, Säulen, Wanddienste, Gurt-, Scheid- und Schildbögen und das Kämpfergesims – Anm. d. Verf.] im (originalen) Naturton während der romanischen als auch der gotischen Epoche verblieben sind". Entsprechend gehen auch MÜHLEN, Marienfeld, 1975, S. 36/37 und CLAUSSEN, Farbigkeit, 1978, S. 61 davon aus, dass die Quaderwerkteile von Pfeilern und Bögen – und damit wohl auch die Kapitelle – ungefasst waren. – Bei den jüngsten Befunduntersuchungen durch den Restaurator Dr. Christoph Hellbrügge, (damals Nordkirchen) konnte jedoch vereinzelt festgestellt werden, dass die Natursteinpartien eventuell mit einer „roten und/oder ockerfarbigen bzw. sandsteinähnlichen Fassung" versehen waren (Bericht vom 17.2.91 in der Objektakte ‚Marienfeld' in WAfD, Werkstatt für Stein- und Wandmalereikonservierung). Aber auch er äußert sich nicht explizit zu den Fassungsbefunden auf den Pfeilerkapitellen.

6.2.1.3.3. Die formalen und stilistischen Grundlagen der Kapitelle der Wandvorlagen und Eckdienste

Im Vergleich mit den Blattstengelkapitellen der Viersäulenbündel fällt bei den Kapitellen des Marienfelder Vorlagenapparates insbesondere die fast vollkommen glatt belassene Oberfläche der einzelnen Blätter auf. Dieser weitgehende Verzicht auf eine kleinteilige Oberflächenstrukturierung gehört zu den besonderen Kennzeichen des Zungenblattkapitells – einem Kapitelltypus, dem auch die Marienfelder Vorlagenkapitelle angehören. Zwar verschließen sich die breiten Blätter der Zungenblattkapitelle nicht einer weiteren Ausarbeitung etwa in Form einer Fiederung und/oder Äderung,[991] doch bleibt die glatt belassene, nur mittels Graten, Mittelfurchen und Schwellungen modellierte Oberfläche vorherrschend. Derartige Kapitelle als unfertige oder halbfertige Werkstücke anzusehen, die erst nach dem Versetzen (‚après la pose') ihre Endbearbeitung erhalten sollten, griffe zu kurz und würde ihre gestalterische Eigenständigkeit verkennen.[992] So sind auch die nachfolgend aufgeführten Beispiele für glatte Zungenblattkapitelle als ins sich abgeschlossene Gestaltungen anzusehen, die gleichwertig neben oberflächenstrukturierten Formgebungen stehen.[993]

Diese Feststellungen gelten auch im Falle von Marienfeld, wo die (mit dem Einschlagen der ‚Parabelriefen' unzweifelhaft fertiggestellten) Zungenblattkapitelle sicherlich sehr bewusst als schlichte, asketische Kapitellvariante verwendet wurden, da sie in ihrer ruhigen, unkapriziösen Form ganz und gar den Vorstellungen der zisterziensischen ‚*Forma Ordinis*' entsprachen.[994] In diesem Sinne ist zweifelsohne auch der bewusste Verzicht auf eine Variatio der Kapitellmotive zu verstehen, wie

[991] Wie es etwa auch in Marienfeld selbst versuchsweise am Kapitellband der ersten nördlichen Vorlagenabkragung des Hauptschiffes geschehen ist, s. dazu Kap. C.6.2.2.2.

[992] Vgl. generell zu glatt belassenen Zungenblättern die Äußerungen bei HAAS/KUBACH, Speyer, 1972, S. 642–643: „Die plastischen Bauornamente wurden in den meisten Fällen [...] aus Flächen oder Profilen gearbeitet, die schon eine fertige, fein bearbeitete Oberfläche trugen. Die Vorstufe der Ornamente ist von den normalen Quaderoberflächen nicht zu unterscheiden. [...] Auch bei den Kapitellen sind halbfertige und fertige Formen im Einzelfall oft nicht zu unterscheiden. Wichtigstes Beispiel sind die Zungenblätter, die eine notwendige Vorstufe der Akanthusblätter sind, aber auch als gewollte Einzelformen vorkommen können".

[993] Als Beispiel sei auf die Emporenkapitelle der Kathedrale von Laon verwiesen, wo Kapitelle mit glatten Blättern neben solchen mit strukturierten Blättern verwendet wurden: GALL, Baukunst, 1925, Abb. 152, 157.

[994] TRÖLLER, Marienfeld, 1935, S. 24–25 verkennt den Charakter der Marienfelder Vorlagenkapitelle, wenn er – ausgehend von den Bearbeitungsansätzen am Dienstkapitell der ersten nördlichen Gurtbogenvorlage des Hauptschiffs (s.u. Kap. C.6.2.2.2.) – annimmt: „So sollten ursprünglich alle Kapitelle gearbeitet werden", was dann aber „aus Zeitmangel" unterblieben sei. Hinzu käme der veränderte Zeitgeschmack, der „eine noch größere Vereinfachung" bevorzuge, so dass er annimmt, „daß man mit einer gewissen Bewußtheit die scharfen eckigen Formen stehen ließ". Dieser Schritt dürfte jedoch weit weniger dem Zeitgeschmack, sondern vielmehr dem asketisch eingestellten Ordensideal geschuldet sein, vgl. dazu allgemein UNTERMANN, Forma Ordinis, 2001, S. 17–21, 95–118, 637–655.

dies ein Vergleich mit den engstens verwandten Kapitellen in Wisby (Kap. C.6.2.1.3.5.) verdeutlicht.

Die stilistischen Wurzeln des Zungenblattkapitells liegen (wie beim Typus des Blattstengelkapitells) in Ostfrankreich, vornehmlich im Burgund und in der Champagne. So gehören großflächige, zumeist mit Graten versehene Zungenblattkapitelle zum prägenden Bauschmuck der Zisterzienserabteikirche in Pontigny,[995] deren (abgesehen vom Chor) bis heute erhaltener Bau I um 1130/40 – um 1160/70 errichtet wurde.[996] In der Champagne sind ähnliche Frühformen seit ca. 1130 geläufig,[997] in ausgeprägter, stärker modellierter Form treten sie nach der Jahrhundertmitte an den Kapitellen der Kapelle des Bischofspalastes (Abb. 1372)[998] und der Kathedrale von Laon auf (Abb. 1373),[999] beide neu errichtet auf Initiative von Bischof Gauthier de Mortagne (1155–1174).

Hinzu kommen weitere Beispiele in der Île-de-France, so auf der Chorempore von Notre-Dame in Paris (Chor 1163–1177; Abb. 1371)[1000] sowie eine Anzahl von Kapitellen im Chorbereich der königlichen Stiftskirche Notre-Dame in Mantes-la-Jolie (Yvelines; Baubeginn kurz nach 1159, Emporen um 1170/80, Einwölbung um 1180/90),[1001] wo sie sowohl an den Arkadenpfeilern des Erdgeschosses (Abb. 1374)[1002] als auch im Emporengeschoss (Abb. 1375)[1003] Verwendung finden. Gerade letztere zeigen mit ihren schwellenden Formen und den markanten Blattfurchen deutliche Vorformen der Marienfelder Vorlagenkapitelle.

Derartige Zungenblattgestaltungen finden sich darüber hinaus auch im Chor der Kathedrale im englischen Canterbury, die ab 1175 unter dem Baumeister Wilhelm

[995] Bereits MAUÉ, Bauformen, 1975, S. 39 verwies auf das Vorkommen der Zungenblattkapitelle in Pontigny.
[996] UNTERMANN, Forma Ordinis, 2001, S. 140.
[997] KIMPEL/SUCKALE, Gotische Architektur, 1985/95, S. 213.
[998] DEHIO/VON BEZOLD, Baukunst, Bd. 3, 1892, Tafel 306, Fig. 4 (dieser Verweis bereits bei LINKE, Marienfeld, 1994, S. 73, dazu Anm. 196); aktuelle Abb. bei KIMPEL/SUCKALE, Gotische Architektur, 1985/95, Abb. 214 und 215, dazu Text S. 213.
[999] So bei einigen Rundpfeilerkapitellen (um 1155/60–70) von Chor und Südquerhaus (GRANT, Laon, 1978, Abb. 3/6/156, 3/6/159) sowie des Nordquerhauses (JAMES, Ark of God, 2002, S. 159, Abb. links oben, Mitte und unten).
[1000] JAMES, Ark of God, 2002, S. 79, Abb. links unten und zweite von unten.
[1001] Datierung des Baues nach KIMPLE/SUCKALE, Gotische Architektur, 1985/95, S. 175, 525.
[1002] JAMES, Ark of God, 2002, S. 191 und 193, jeweils sämtliche Abbildungen.
[1003] Ebd., S. 196, Abb. links oben und unten, rechts Mitte und unten.

von Sens unter maßgeblicher Beteiligung von französischen Bauhandwerkern, insbesondere Bildhauern, errichtet wurde.[1004]

Die Gestaltungsform des Zungenblattkapitells mit vornehmlich glatt belassenen Blattzungen dürfte wie bei den Blattstengelkapitellen von in Laon geschulten Bildhauern in die rheinische Baukunst vermittelt worden sein. So findet sie sich beispielsweise um 1170/80 am zum Mittelschiff gerichteten Verbindungsbogen im Westbau des Vitusmünsters zu Mönchengladbach.[1005] Von dort und von weiteren zeitgenössischen niederrheinischen Bauten wird das Zungenblattkapitell dann Eingang in die westfälische Bauornamentik gefunden haben.

6.2.1.3.4. Das stilistische Umfeld der Kapitelle der Wandvorlagen und Eckdienste

Wie im Falle der Basen (und insgesamt der Architektur) gehört auch bei den Marienfelder Vorlagenkapitellen der Phase Ic ein fest umrissener Kreis von münsterländischen Kirchenbauten zu ihrem unmittelbaren künstlerischen Umkreis und den dort zu suchenden bildhauerischen Grundlagen.[1006]

Auch hier steht (wie bei den Basen) die ehemalige Augustinerinnenstiftskirche St. Margaretha in Asbeck (beg. um 1185; Kap. C.10.4.1.1.1.) mit den zugehörigen Überbleibseln des Kreuzgangs am Beginn der Reihe. Der Asbecker Klausurwestflügel (Abb. 849–853) entstand in der Amtszeit und wohl auch mit besonderer Förderung von Bischof Hermann II. von Münster (1174–1203), dem bischöflichen Mitbegründer von Marienfeld – eine Nachricht von 1188, aus der indirekt zu erschließen ist, dass Klausurbauten im Bau seien, ist wohl auf diesen Trakt zu beziehen (ausführlich dazu Kap. C.10.4.1.1.1.). Wichtigster Bestandteil des

[1004] Ebd., S. 43, Abb. links, zweite von oben; S. 44, Abb. links oben und rechts unten. – Zur Baugeschichte ebd., S. 39–42.

[1005] Zu St. Vitus in Mönchengladbach: KUBACH/VERBEEK, Rhein und Maas, 1976, Bd. II, S. 783–789, zum Westbau S. 785–786, dazu Bd. 3, Tafel 365,1. – Bereits MAUÉ, Bauformen, 1975, S. 39, 164 (und ihm folgend LINKE, Marienfeld, 1994, S. 73, Anm. 196) verwies auf das frühe Auftreten der Zungenblattkapitelle am Westbau in Mönchengladbach. Die von ihm darüber hinaus genannten Beispiele im Mönchsrefektorium und im Konversenbau des Zisterzienserklosters Eberbach gehören dagegen erst dem späten 12. bzw. frühen 13. Jahrhundert an (KAISER/STAAB, Eberbach, 2000, S. 9–10; EINSINGBACH/RIEDEL, Eberbach, 2004, S. 66, 74), sind also für die Marienfelder Kapitelle als ‚Vorläufer' zu spät.

[1006] Der Vergleich mit Bauten im münsterländischen Umfeld erscheint hier wesentlich ergiebiger und konkreter als die von FONTAINE, Rheda, 1995, S. 29–31 vorgeschlagene Anbindung an die (etwa zeitgleich anzusetzenden) Kapitellfriese von St. Andreas in Köln (Abb. 1357) – ein Vergleich, der auf eher allgemeinen Parallelen des Kompositionstypus und motivischer Merkmale beruht und nichts über die bildhauerischen Grundlagen aussagt. – Zur Einbindung in das münsterländische Umfeld bereits MAUÉ, Bauformen, 1975, S. 163–164.

spätromanischen Klausurwestflügels war die doppelgeschossige Kreuzganggalerie an seiner Ostseite, deren Arkadenstellungen nach dem Abtragen 1862, dem Einbau ins neuromanische Diözesanmuseum (1863–64) in Münster, dem erneuten Abtragen 1966 und der anschließenden Verbringung nach Asbeck endlich – nachdem bereits ein Teil der Obergeschossarkaden beim Bau einer neuen Westvorhalle der Asbecker Kirche wiederverwendet worden war (Abb. 854) – im Jahre 2004 in Form eines rekonstruierenden Neuaufbaues der Arkadenwand wieder an ihren alten Standort und in ihren originalen Zusammenhang zurückkehren konnten (siehe dazu Kap. C.10.4.1.1.1.).

Während die Kapitelle der oberen Arkadensäulen eine sehr schlichte Form besitzen (Abb. 854), bestehend aus einem Kelch, der sich in vier oben stark vorgebogene Blätter auflöst, deren Spitzen sich um die Ecken der Abakusplatte legen,[1007] zeigen die Säulenkapitelle des unteren Arkadengeschosses (Abb. 855) eine aufwendigere Gestaltung mit einem Kranz aus jeweils mittig und an den Ecken aufsteigenden, zumeist gefurchten Blattlanzetten, deren Spitzen die geschwungene Abakusplatte berühren. Dabei sind die deutlich vorgebogenen Eckblätter wesentlich breiter ausgebildet als die Mittellanzetten.

Eine identische Gestaltung und Proportionierung zeigen die Kapitelle der Eckdienste an der Mittelschiffostwand in Marienfeld (Abb. 320–321), denen sie sich unmittelbar an die Seite stellen lassen.[1008] Die Asbecker Kreuzgangkapitelle weisen jedoch zusätzlich noch eingekerbte Randbegleitlinien auf, die aber offenbar – wie die Vorlagenkapitelle der Chornordseite belegen (Abb. 324) – ursprünglich auch für sämtliche Marienfelder Chorkapitelle vorgesehen waren, deren Ausführung dann aber bei den östlichen Eckdienstkapitellen und den Vorlagenkapitellen der Südseite unterblieb.

Dem gleichen Kapitelltypus wie die unteren Kreuzgangkapitelle gehört in Asbeck im Kircheninneren auch das Kapitell des nördlichen Dienstes der Ostwandnische (Abb.

[1007] Vergleichbare Kapitelle, jedoch mit einem tiefer herabgezogenen, tropfenförmigen Blattzwischenraum, finden sich in Asbeck auch bei den Kapitellen der nördlichen Eckdienste des Nordquerhauses (Abb. 848) sowie den Dienstkapitellen des nordwestlichen Vierungspfeilers (Abb. 846) der Kirche.

[1008] Ein weiteres verwandtes Kapitell unbekannter Herkunft hat sich im Westfälischen Landesmuseum für Kunst und Kulturgeschichte in Münster erhalten (Inv.-Nr. J 1301 LM): Hier sind jedoch die gefurchten Blattlanzetten an den Seitenmitten und den Ecken gleich breit, letztere biegen sich zudem nicht so stark vor, um die Ecke der Abakusplatte zu unterfangen. Diese Unterschiede könnten ein Hinweis darauf sein, dass das Kapitell im Landesmuseum möglicherweise ein wenig älter ist als die Stücke in Asbeck und Marienfeld, es also einen unmittelbaren Vorgänger darstellt, der jedoch leider nicht mehr mit einem konkreten Bau zu verbinden ist.

841) an sowie dasjenige des nordwestlichen Eckdienstes im Südquerhaus (Abb. 847). Letzteres weist zusätzlich zu den Randbegleitlinien noch parabelförmige Doppelriefen um die Ansätze der Blattzwischenräume auf, die originär mit ersteren in Zusammenhang stehen. Diese parabelförmigen Riefen werden zu einem Leitmotiv sowohl der Asbecker wie auch der Marienfelder Kapitellskulptur. Eine strukturelle Gemeinsamkeit trotz der Unterschiede, die sich allein durch den wesentlich höheren Dekorationsreichtum und die Auflösung in gefiederte Blätter in Asbeck (insbesondere an den Kapitellen der südlichen Vierungspfeilern) ergeben, bilden zudem die deutlich gerundeten Stengelansätze, aus deren Trennungsfurchen die Mittelfurchen der aufsteigenden Blätter entstehen.

Betrachtet man sodann die Dienstkapitelle der südöstlichen Eckvorlage des Chorjoches (Abb. 842) sowie das des rippentragenden Dienstes der gegenüberliegenden nordöstlichen Vorlage (Abb. 841), dann erkennt man trotz des zunächst verwirrenden Dekorationsreichtums Grundstrukturen der Blatt-Organisation, wie sie auch bei den Marienfelder Vorlagenkapitellen begegnen: Das mächtige Eckblatt wird seitlich in symmetrischer Weise von zwei schmalen Blättern gerahmt, deren Spitze umklappt und sich an das Eckblatt lehnt. Bei dem Dienstkapitell der Nordseite ist dieses Motiv besonders deutlich ausgeprägt: Hier erreicht das Eckblatt mit seiner Spitze nicht mehr den Abakus, sondern wird von den rahmenden Blättern niedergedrückt, wie es auch bei den Marienfelder Kapitellen der Fall ist; zudem findet sich bei diesem Kapitell (anders als bei denen der südlichen Eckvorlage) eine gefurchte Mittellanzette, die in Marienfeld zum bestimmenden Element wird.

Ein weiteres gemeinsames Grundmotiv bilden schließlich die zusätzlich aufgelegten Eckblätter der Pfeilerkernkapitelle (Abb. 841–847) – ein Gestaltungsmotiv, das auch in Langenhorst (s.u.) und in St. Marien zu Wisby (Abb. 1131–1138; Kap. C.6.2.1.3.5.) wiederkehrt und so zu einem besonderen Kennmerkmal dieser Kapitellgruppe wird.

Die Kapitelle in den Ostteilen – Chorjoch und Querhausostwände (Abb. 874–879) – der ehemaligen Augustinerinnenstiftskirche St. Johannes der Täufer in Langenhorst (beg. um 1185/90; Kap. C.10.4.1.1.2.) weisen einen ähnlichen Dekorationsreichtum auf wie die Kapitelle in Asbeck – beide Kapitellkomplexe dürften wohl von

derselben Bildhauertruppe stammen. Entsprechend bieten sich auch hier Vergleichsmöglichkeiten zu den Marienfelder Chorkapitellen.

Das Grundmotiv bildet zumeist eine Reihe von Zungenblättern, die jedoch vielfach durch gezaddelte Blattränder oder Umbiegungen abgewandelt werden. Lediglich bei den Kapitellen der rechteckigen Pfeilerkerne und bei einigen Dienstkapitellen bleibt das Zungenblattmotiv in seiner Grundform – mit Randbegleitlinien – erhalten. Die Pfeilerkernkapitelle werden dabei auch hier, wie bereits in Marienfeld und Asbeck beobachtet, zusätzlich betont durch die aufgelegten Eckblätter. Darüber hinaus besonders hervorzuheben ist in diesem Zusammenhang das Dienstkapitell in der Nordwestecke des Chorjoches, das noch die aus Marienfeld (Dienstkapitelle der Chorostwand) und Asbeck (Kreuzgang etc.) vertraute Form zeigt, hier nun mit ‚Parabeln' wie im Asbecker Südquerhaus (nordwestliches Dienstkapitell).

Wohl zugehörige, zeitgleiche Kapitelle mit einer schlichten Folge von gefurchten Zungenblättern finden sich zudem auch an den beiden westlichen Langhauspfeilern (Abb. 884–886),[1009] welche allerdings erst der zweiten Bauphase der Kirche bis ca. 1220/25 angehören.[1010] Es dürfte sich hier um spolienartig versetzte ältere Werkstücke des späten 12. Jahrhunderts handeln, die offenbar bereits fertig vorlagen, aber für einen Pfeiler mit einem schmaleren Pfeilerkern konzipiert waren. Beim Versatz um 1220/25 wurden dann die durch die abweichende Pfeilerform entstandenen ‚Fehlstellen' durch neue, reich dekorierte Werkstücke (u. a. mit ‚Ovalmotiv', s.o.; Abb. 886) ergänzt, so auch bei den Eckdiensten. Eines der ursprünglich zugehörigen Dienstkapitelle mit Zungenblattdekor scheint dafür dann im selben Zuge am südwestlichen Dienst des nordwestlichen Vierungspfeilers verwendet worden zu sein.

Wie bei drei Dienstkapitellen des Asbecker Chorjochs lassen sich auch in Langenhorst bei zwei Kapitellen Grundstrukturen ausmachen, die das charakteristische Motiv der das Eckblatt rahmenden und es mit der umgeklappten Spitze niederdrückenden schmalen Flankierungsblätter ausbilden: Es handelt sich um die fast identisch ausgeführten Kapitelle der westlichen und südlichen

[1009] Diese Kapitelle hatte H. Thümmler wohl im Sinn, als er auf die mit Marienfeld und Wisby vergleichbare Kapitellornamentik „an den Schiffspfeilern von Langenhorst" verwies (THÜMMLER, Visby–Varnhem, 1967, S. 89).
[1010] Wie Anm. 973.

Halbrundvorlage des nordöstlichen Vierungspfeilers (Abb. 876–877). Zwar ist dort das Eckblatt in zwei gegenständige, aneinandergelehnte Dreiblätter aufgelöst, doch ist das Motiv der diese niederdrückenden, umgeklappten Blattspitze der Flankierungsblätter unverkennbar ausgeprägt.

In engstem Zusammenhang mit der Langenhorster Stiftskirche steht, wie erwähnt, der sog. Rittersaal von Schloss Steinfurt (Abb. 1460),[1011] wo sich daher ebenfalls ein Kapitell mit gefurchten Zungenblättern findet (Abb. 1462), hier jedoch noch ergänzt um diamantierte Stengel und geäderte Dreiblätter.

Ein weiterer zentraler Bau mit einem umfangreichen Kapitellkomplex, der mit Marienfeld sowie Asbeck und Langenhorst in einem engen Beziehungsgeflecht steht, ist der in der Amtszeit von Bischof Hermann II. von Katzenelnbogen (1174–1203) errichtete Westbau des St. Paulus-Domes zu Münster (Kap. C.10.4.1.1.3.). Er konnte höchstwahrscheinlich 1202 geweiht werden, sein Baubeginn ist nicht überliefert, wird aber für die Zeit um 1190 angenommen.[1012] Auch hier finden sich innerhalb des umfangreichen Kapitellbestandes neben niederrheinisch geprägten Stücken mit gefiederten Halbpalmetten auch eine Gruppe von gefurchten Zungenblattkapitellen.[1013] Die frühesten Exemplare innerhalb des Bestandes dürften die beiden westlichen Eckdienstkapitelle (Abb. 894) der unteren Nordturmkapelle darstellen.[1014] Sie entsprechen der von den Dienstkapitellen im Asbecker Südquerhaus und im Langenhorster Chorjoch vertrauten Form mit Randbegleitlinie und parabelförmigen Riefen, doch nehmen hier die Seitenmitte zwei Zungenblätter ein, womit stärker der Eindruck einer Reihung von Zungenblättern entsteht – wie bei den Kapitellen der westlichen Langhauspfeiler in Langenhorst oder letztendlich auch den Marienfelder Kapitellbändern.

Weitere Zungenblattkapitelle finden sich vereinzelt im Dom zu Münster in den inneren Bogengalerien des Westchores[1015] sowie – nun teilweise durch eine Diamantierung bereichert – am unteren und oberen Arkadengeschoss des Südturmes,

[1011] Wie Anm. 976.

[1012] LOBBEDEY, Westbau, 1990, S. 16/17; LOBBEDEY/SCHOLZ, Baugeschichte Münster, 1993, S. 270; LOBBEDEY, Westfalen, 1999, S. 59, 65 gibt hier als Bauzeit „um 1190/1202“ an.

[1013] LOBBEDEY/SCHOLZ, Baugeschichte Münster, 1993, S. 219–221, dazu Abb. S. 243–245.

[1014] Ebd., S. 219, dazu S. 243, Abb. 2, 4. – Bereits THÜMMLER, Visby–Varnhem, 1967, S. 89 verwies auf ein Kapitell in der nördlichen Turmkapelle als ersten Vertreter dieser Gruppe; darauf bezieht sich auch MAUÉ, Bauformen, 1975, S. 163.

[1015] Ebd., S. 220, dazu S. 243/244, Abb. 18, 26.

die direkt aufeinanderfolgend im ersten Drittel des 13. Jahrhunderts errichtet wurden.[1016] Zeigen die mit der Marienfelder Phase Ic zeitgenössischen Säulenkapitelle der Bogengalerien durchaus noch engere Gemeinsamkeiten mit den Marienfelder Vorlagenkapitellen, so bleiben hingegen bei letzteren die Bezüge nur von allgemeinerer Natur.

Ein weiterer wichtiger Bau, der in der Amtszeit von Bischof Hermann II. auf seine Initiative hin begonnen wurde, ist die ehemalige Stifts- und Pfarrkirche St. Ludgeri in Münster.[1017] 1185 existierte das von Hermann II. eingerichtete Stift bereits, etwa in dieser Zeit wird auch der Beginn der Bauarbeiten an der Kirche anzusetzen sein.[1018] Ebensowenig ist der Zeitpunkt der Vollendung überliefert, der Vierungsturm, der wohl eine der letzten Baumaßnahmen dargestellt haben dürfte, wird durch Stilvergleiche, insbesondere mit dem Turm von St. Andreas in Köln, um 1220 datiert.[1019] Demnach dürfte der Kirchenbau – ohne die Türme – weitgehend in der Zeit um 1185–1210 entstanden sein. Innerhalb des überwiegend von figürlichen Gestaltungen oder Spiralranken bestimmten Kapitellkomplexes der Ludgerikirche bilden die beiden Kapitelle der westlichen Eckdienste im Westjoch des südlichen Seitenschiffes (Abb. 1423, 1424) den wichtigsten Vergleichspunkt zu den Marienfelder Kapitellen: Es handelt sich um Zungenblattkapitelle mit mittig und auf Eck gesetzten gefurchten Blattzungen – ohne Randbegleitlinie und parabelförmigen Riefen – wie bei den Marienfelder Dienstkapitellen der Ostwand, allerdings hier schlanker proportioniert und mit weniger breitem Eckblatt. – Einen weiteren Bezugspunkt bildet ein Dienstkapitell, das das typische Motiv des von den Flankierungsblättern niedergedrückten Eckblattes zeigt, auch hier in der aus Asbeck und Langenhorst bereits bekannten überaus reich dekorierten Form.[1020]

Das stilistische Umfeld der Marienfelder Wandvorlagen- und Eckdienstkapitelle umfasst somit eine Gruppe von Zungenblattkapitellen in Kirchenbauten des

[1016] Ebd., S. 220–221, dazu S. 245, Abb. 47–51, 53, 55–62; zur Datierung der Südturmobergeschosse: S. 270. – Bereits THÜMMLER, Visby–Varnhem, 1967, S. 89 verwies als Vergleich für die Kapitellornamentik in Wisby und Marienfeld auf die Kapitelle „an den Schallarkaden der Domtürme zu Münster".

[1017] MAUÉ, Bauformen, 1975, S. 57–64; RÖCKENER, Hallenkirchen, 1980, S. 250, 382–394; POESCHKE/SYNDIKUS/WEIGEL, Münster, 1993, S. 115–133 (Candida Syndikus); LOBBEDEY, Westfalen, 1999, S. 81–85.

[1018] So zuletzt LOBBEDEY, Westfalen, 1999, S. 81/82.

[1019] POESCHKE/SYNDIKUS/WEIGEL, Münster, 1993, S. 127 (Candida Syndikus); LOBBEDEY, Westfalen, 1999, S. 82.

[1020] POESCHKE/SYNDIKUS/WEIGEL, Münster, 1993, S. 124, Abb. 110.

Münsterlandes, die sich allesamt der besonderen Förderung durch den münsterschen Bischof Hermann II. von Katzenelnbogen (1174–1203) erfreuten. Die in Marienfeld durch die Dienstkapitelle der Ostwand vertretene einfachste Form der Zungenblattkapitelle findet ihre engsten Parallelen im Kreuzgang und in der Kirche in Asbeck, darüber hinaus auch in Langenhorst und in St. Ludgeri in Münster. Leicht abgewandelte Gestaltungen erscheinen zudem am Westbau des Domes zu Münster sowie wiederum in Langenhorst. Dort wie auch in Asbeck begegnet auch das zusätzlich aufgelegte Eckblatt der Pfeilerkernkapitelle, an beiden Orten sowie in St. Ludgeri in Münster findet sich des weiteren auch dasselbe Gestaltungsgrundschema für das Motiv des von den Flankierungsblättern niedergedrückten Eckblattes, das in seiner ‚dekorreduzierten' Form zum einprägsamen Hauptmotiv der Marienfelder Kapitellbänder wurde. Diese zeigen (abgesehen von den Dienstkapitellen der Ostwand) als immer wiederkehrendes einfaches Schmuckmotiv parabelförmige Riefen um die Ansätze der Blattzwischenräume sowie an den Vorlagenkapitellen der Chornordseite zusätzlich eingekerbte Randbegleitlinien – ein Ziermotiv, dessen Ausführung dann bei den Vorlagenkapitellen der Südseite unterblieb. Sowohl die parabelförmigen Riefen als auch die originär mit diesen in Zusammenhang stehenden eingekerbten Randbegleitlinien tauchen immer wieder als Leitmotive bei den Kapitellen der hier zum Vergleich herangezogenen Sakralbauten auf – beim Asbecker Kreuzgang zunächst nur die Randbegleitlinien, bei einigen Kapitellen im dortigen Kircheninneren aber auch in Verbindung mit den parabelförmigen Riefen, ebenso in Langenhorst und in der nördlichen Turmkapelle des münsterschen Domes –, so dass sie als besondere Charakteristika dieser münsterländischen Kapitellgruppe angesehen werden können.

6.2.1.3.5. Die ‚Nachfolge' der Kapitellbänder im Chor

Unmittelbar verwandte, ja fast identische Kapitellausbildungen wie bei den Marienfelder Kapitellbändern finden sich an den Pfeilern der spätromanischen Chorerweiterung von St. Marien in Wisby (Visby) auf Gotland (vgl. Kap. C.10.4.2.1.), worauf erstmals Hans Thümmler aufmerksam machte.[1021] Auch hier sind die Chorbogenpfeiler und die gegenüberliegenden Ostseiten der ‚alten' östlichen

[1021] THÜMMLER, Visby–Varnhem, 1967, S. 89, dazu Abb. 12, 13; ihm folgend HOPPE/SIEMANN, Marienfeld, 1985, S. 12 mit Abb.

Vierungspfeiler mit Kapitellbändern versehen (Abb. 1131–1138), deren Blattzier unzweifelhaft Marienfelder Formengut aufweist. Besonders eng verwandt ist die grundsätzlich immer gleich aufgebaute Gestaltung der Kapitelle an den eckigen Pfeilerkernelementen. Hier kehrt vor allem das aufgelegte, mit Eckgrat versehene Lanzettblatt auf dem breiteren Zungenblatt wieder – eine Gestaltungsform, die außer in Marienfeld sonst bisher nur in Langenhorst und Asbeck (s.o.) beobachtet werden konnte. Abweichend vom Marienfelder Muster ist das anschließende Zungenblatt jedoch nicht halbiert, sondern vollständig wiedergegeben und zudem gefurcht. Dies ist bedingt durch die hier zur Verfügung stehende, breiter angelegte Kapitellfläche, denn die Kapitellbänder in Wisby sind wesentlich flacher proportioniert als diejenigen in Marienfeld, gehen somit insgesamt mehr in die Breite. Dieser Umstand wirkt sich ganz besonders auf die Kapitelle der Halbrundvorlagen aus, die aufgrund der breiten, fast schon ein bisschen gedrückt erscheinenden Proportionen mit drei (!) Abakusknäufen auf der eingeschwungenen Abakusplatte versehen sind.[1022] Aus demselben Grund wurde auch zwischen dem Blatt in der Kapitellmitte und dem Eckmotiv aus Eckblatt und rahmenden ‚geneigten' Blättern noch ein zusätzliches Lanzettblatt eingefügt. Bleibt dieses Grundschema gleich, so variiert die Detailgestaltung des Blattdekors – im Gegensatz zu Marienfeld – von Kapitell zu Kapitell; gleiches gilt auch für die Dienstkapitelle. Eine der Marienfelder Form völlig identische Lösung findet sich daher nicht, aber eine Reihe der Kapitellgestaltungen von Wisby kommt ihr doch recht nahe bzw. variiert das dortige Schema. So finden sich – etwas plastisch-rundlicher modelliert – die mit der Spitze des geknickten Eckblattes zusammenlaufenden Spitzen der rahmenden Blätter etwa an der südlichen Vorlage des nordwestlichen Vierungspfeilers und bei den identisch ausgebildeten Vorlagenkapitellen des nördlichen Choreckpfeilers (Abb. 1131, 1132) wieder. Allerdings sind die sich herabneigenden Blattenden hier stärker ‚trompetenförmig' ausgebildet als bei der ‚archaischen' Form in Marienfeld. Dieselbe Eckgestaltung findet sich auch bei der nördlichen Vorlage des südlichen Choreckpfeilers (Abb. 1133). Hier ist zudem – anders als bei den zuvor angeführten Kapitellen – das mittlere Blattmotiv in der aus Marienfeld vertrauten Form als gerade aufsteigende, gefurchte Blattlanzette ausgebildet. In dieser Form tritt es auch am

[1022] Die einzige davon abweichende Ausnahme bilden die beiden Vorlagenkapitelle, die den Unterzug des Gurtbogens zwischen südlichem Seitenchor und mittlerem Chorjoch tragen.

westlichen Vorlagenkapitell desselben Pfeilers (Abb. 1134) sowie an den östlichen Vorlagenkapitellen der beiden östlichen Vierungspfeiler (Abb. 1137) auf, dort aber jeweils mit abweichenden Eck- und Zwischenmotiven kombiniert.

Das auffällige Motiv der ‚trompetenförmig' ausgebildeten Blattenden der oberen Eckblätter (Abb. 1132, 1134), das in dieser Form nicht bei den Marienfelder Kapitellen auftritt,[1023] lässt sich auf entsprechende Motivgestaltungen an Blattstengelkapitellen in der Champagne und der Île-de-France zurückführen, etwa bei Dienstkapitellen der Querhausemporen (um 1165/75) der Kathedrale von Laon (Abb. 1367, 1368)[1024] sowie bei Säulenkapitellen auf den Choremporen von Notre-Dame in Châlons-en-Champagne (früher: Châlons-sur-Marne; um 1177; Abb. 1369, 1370)[1025] und der Kathedrale Notre-Dame in Paris (Chor 1163–1177; Abb. 1371).[1026]

Das in der Verwendung dieser französischen Motivbildungen in Erscheinung tretende große Gestaltungsrepertoire des Bildhauer(trupp)s tritt in den Wisbyer Kapitellgestaltungen deutlich zu Tage. Dieser größere Motivreichtum der Kapitelle in Wisby lässt sie den Marienfelder ‚Verwandten' überlegen erscheinen,[1027] doch ist dort – wie bereits dargelegt – der Verzicht auf (sonst übliche) Variation und Motivreichtum und die Beschränkung auf ein einziges Gestaltungsschema sicherlich bewusst im Sinne ‚zisterziensischer Askese' durchgeführt worden.

Die in Marienfeld vor allem an den Vorlagen- und Dienstkapitellen zu beobachtete Tendenz zu einer rundlich-schwellenden Modellierung der Blattoberflächen mittels eingetiefter Furchen ist bei den Wisbyer Kapitellen noch verstärkt und findet sich dort auch bei den Kapitellen der Pfeilerkerne. Die aus Marienfeld vertrauten ‚Parabelriefen' zur Betonung der tropfenförmigen Blattzwischenräume finden sich in Wisby nur an zwei Stellen: am südöstlichen Eckdienstkapitell des Chorjoches (Abb. 1128) sowie am südwestlichen Dienstkapitell und dem rechts anschließenden

[1023] Verwiesen sei hier aber auf die etwas jüngere Vorlagenkonsole am nordöstlichen Vierungspfeiler (Kap. C.6.2.2.3.) und die in der Nachfolge der Marienfelder Viersäulenbündelkapitelle stehenden Kapitelle (um 1220/30) in den Arkadenöffnungen zwischen Kapitelsaal und Kreuzgang im Zisterzienserkloster Loccum (Abb. 1296); s. dazu THÜMMLER/KREFT, Weserbaukunst, 1970, Abb. 152, dazu Text S. 30, 272.

[1024] CLARK/KING, Laon, 1983, Fig. 10; JAMES, Ark of God, 2002, S. 151, Abb. rechts oben.

[1025] DEHIO/VON BEZOLD, Baukunst, Bd. 3, 1892, Tafel 307, Fig. 7; JAMES, Ark of God, 2002, S. 126, Abb. links unten.

[1026] JAMES, Ark of God, 2002, S. 79, Abb. links, zweite von unten. Zu den Baudaten von Notre-Dame in Paris s. KIMPEL/SUCKALE, Gotische Baukunst, 1985/95, S. 529.

[1027] Bezeichnenderweise charakterisiert sie SVAHNSTRÖM, Visby Domkyrka I, 1978, S. 146 als liebloser und stereotyper als diejenigen in Wisby, er empfindet sie als altertümlicher!

Pfeilerkernkapitell des südlichen Choreckpfeilers (Abb. 1134). Offenbar unterblieb bei den übrigen Kapitellen dieser Ausarbeitungsschritt – entweder aus Zeitmangel vor dem anstehenden Versatz oder als bewusster Verzicht, etwa aus Kostengründen. Die in Marienfeld zumindest bei den Kapitellen der Chornordseite verwendete blattrandbegleitende Rille ist in Wisby hingegen an keinem der Kapitellblätter anzutreffen. Die erkennbaren Unterschiede zwischen beiden Kapitellkomplexen sind neben der breiteren Proportionierung und der größerer Formenvielfalt in Wisby wohl auch mit dem dortigen spröderen Steinmaterial, gotländischem Kalkstein, zu erklären. Insgesamt wirken die Kapitelllösungen in Wisby ‚entwickelter', dürften also etwas nach den Marienfelder Kapitellen entstanden sein.

Trotz der genannten Unterschiede und Abweichungen ist die große stilistische Nähe beider Kapitellkomplexe unübersehbar. Die Übereinstimmungen in Komposition, Formgefühl und Auffassung von Plastizität sind so groß und gehen weit über einen allgemeinverbindlichen oder auch regionaltypischen Formenkanon hinaus, dass hier derselbe Bildhauer (oder zumindest derselbe Bildhauertrupp) gemutmaßt werden kann – bereits Hans Thümmler hatte „die Entsendung von Bauhandwerkern" nach Wisby angenommen.[1028] Diese Überlegungen finden Unterstützung in der Tatsache, dass sich auch die Architektur der Chorerweiterung von St. Marien in Wisby eindeutig Marienfelder Bauformen bedient (siehe dazu Kap. C.10.4.2.1.). Hans Thümmler setzte diese in das zweite Viertel des 13. Jahrhunderts.[1029] Eine für 1225 überlieferte Weihe durch den Bischof von Linköping bezog er auf den hochromanischen Ursprungsbau der Wisbyer Marienkirche. Die Marienfelder Bauleute seien Thümmler zufolge also nach der Fertigstellung der dortigen Klosterkirche 1222 nach Gotland gegangen. Dem steht jedoch entgegen, dass die in Marienfeld am Ende der Bauzeit, in Bauphase II und III, versetzten Kapitelle (s.u.) bei weitem nicht mehr das Qualitätsniveau der Kapitellbänder aus Phase I erreichen, die jedoch den unmittelbaren Anknüpfungspunkt für die Kapitelle in Wisby bilden.

Diese Fakten erlauben die Überlegung, dass der oder die Kapitellschläger der Marienfelder Chorkapitelle schon bald nach 1200/05 – veranlasst durch die Bauunterbrechung nach Fertigstellung des Marienfelder Sanktuariums (Bauphase I) –

[1028] THÜMMLER, Visby–Varnhem, 1967, S. 89.
[1029] Ebd., S. 83, 89.

mit einigen Werkleuten der Bauhütte nach Wisby gegangen ist/sind, um dort die Chorerweiterung der Marienkirche auszuführen. Dies bestätigt ein Blick auf die Architektur der Wisbyer Chorerweiterung, die sich über die Marienfelder Bauformen hinaus in ihrer Baukubatur und Außengliederung auch eng an in die in den 1180er Jahren begonnene Choranlage in Langenhorst (Abb. 856–860, 864), darüber hinaus auch an die Ostteile der großen Marienkirche in Lippstadt (um 1190/95 – ca. 1221/22; Abb. 925–930, 936–938) anschließt (vgl. Kap. C.10.4.1.3.2.), somit ebenfalls eine Entstehung noch im ersten Jahrzehnt des 13. Jahrhunderts wahrscheinlich macht. War bisher allgemein der Bau der Chorerweiterung in Wisby in die Zeit um 1230/50 datiert worden,[1030] so ist nun vielmehr ein Baubeginn bereits um 1205–10 anzunehmen. Folglich ist die überlieferte Weihenachricht von 1225 nicht auf den hochromanischen Kernbau, sondern bereits auf die heutige spätromanische Choranlage zu beziehen (vgl. dazu auch Kap. C.10.4.2.1.)!

6.2.2. Die Kapitellskulptur im Querhaus und im ersten Langhausjoch – Bauphase II

Die Kapitellskulptur der Bauphase II umfasst – in der Reihenfolge des Versatzes – zunächst die Säulenkapitelle des Nordportals und des Kreuzgangportals, des weiteren die Eckdienstkapitelle des Querhauses sowie die Kapitellbänder der westlichen Vierungspfeiler und der Vorlagenabkragungen des ersten Langhausgurtbogens, die zugehörigen Konsolen und schließlich die Kapitelle der äußeren und inneren Säulenrahmungen der Dreifenstergruppen in den Stirnseiten der Querarme. – Nicht erhalten sind hingegen die Kapitelle der Eckdienste des östlichen Seitenschiffjoches.

6.2.2.1. Die Kapitelle der beiden Querhausportale: Kreuzgangportal und nördliches Querhausportal

Die beiden Portale des Querhauses in der nördlichen Stirnwand bzw. in der Westwand des Südquerarms als Zugang vom Kreuzgang her zeigen – wie auch die Architekturformen (siehe Kap. C.5.5.1., C.5.5.2.) – eine übereinstimmende Formensprache, die eine gemeinsame Betrachtung nahe legen.

[1030] ROOSVAL, Kirchen Gotlands, 1911, S. 125–126; THÜMMLER, Visby–Varnhem, 1967, S. 83, 89; SVAHNSTRÖM, Visby Domkyrka I, 1978, S. 148, 222 (2. Viertel 13. Jahrhundert); MAUÉ, Rezension Svahnströhm, 1982, S. 273 (um 1230–1250); SVAHNSTRÖM, Visby, 1986, S. 13 (1230–1250); LAGERLÖF/SVAHMSTRÖM, Kirchen Gotlands, 1991, S. 44–45 (kurz nach 1225 bis Mitte 13. Jahrhundert).

Von den Kapitellen des Kreuzgangportals haben sich nur diejenigen der inneren Gewändesäulen erhalten (Abb. 335–337), weitgehend abgearbeitete Ansätze deuten auf die Existenz ehemals vorhandener weiterer Kapitelle oder Konsolen hin (vgl. dazu Kap. C.5.5.2.). Die jeweils fast gleich gestalteten Säulenkapitelle – Kelchblockkapitelle, die eine ungewöhnliche, äußerst schlanke Proportionierung besitzen – ruhen mit ihrem Halsring auf dem schmalen Säulenschaft auf. Den Kapitellkörper bedecken jeweils weitestgehend vier große, diagonal angeordnete Blätter, deren Blatt-‚Stengel' durch Furchen voneinander getrennt sind. Im weiteren Verlauf spalten diese sich nach oben hin auf, da sich die großen Blattlappen zu den Ecken herabneigen und in in einem abwärts gerichteten, gefurchten Dreiblatt auslaufen, das an den zum Portal gerichteten Ecken halbiert ist. Die Blockzone des Kapitells prägen dabei starke Aushöhlungen, aus denen die stegartigen Blattränder und die Dreiblätter an den Ecken markant hervortreten.

Die Kapitelle der Dreisäulenbündel des nördlichen Querhausportals (Abb. 338–345)[1031] sind ähnlich den Kapitellen der Viersäulenbündel im Hochchor aus einem Werkblock gearbeitet, die Kapitellkörper bleiben jedoch (anders als dort) eigenständig. Die Grundform des schlank proportionierten Kelchblockkapitells ist deutlich ablesbar, die Gliederung zeigt grundsätzlich den gleichen Aufbau wie die Kapitelle des Kreuzgangportals, hier nur um einige Detailformen bereichert. So laufen hier die durch Furchen getrennten Diagonalblätter in umknickenden, gezaddelten Fünfblättern aus. Diese werden – bis auf die zum Portal gerichteten Ecken der innenseitigen Kapitelle – unterseitig von einem weiteren Fünfblatt (in den Kapitellzwischenräumen jeweils gemeinsam von einem einzigen) gestützt. Sämtliche dieser Fünfblätter sind in eingetiefte Mulden mit diamantierten Blattadern untergliedert. Die aufsteigenden Flächen der Diagonalblätter sind zudem mit stehenden Fünfblättern verziert, die – getrennt durch ovale Blattzwischenräume – von höher aufsteigenden Dreiblättern gerahmt und überfangen werden; diese aufgelegten Blätter sind mit einer glatten Mittelader und einer deutlich eingerückten Randbegleitlinie versehen. Lediglich bei den innenseitigen Kapitellen gibt es Abweichungen von diesem Schema: Beim östlichen Kapitell ist am portalseitigen Diagonalblatt nur das untere Blatt, zudem als Dreiblatt, ausgearbeitet, die rahmenden

[1031] Erwähnt bei TRÖLLER, Marienfeld, 1935, S. 32; MÜHLEN, Ausstrahlung, 1984, S. 129; LINKE, Marienfeld, 1994, S. 37/38.

Blätter erscheinen in ihrer Grundform; beim gegenüberliegenden westlichen Kapitell ist am portalseitigen Diagonalblatt bis auf das herabgeneigte Fünfblatt sämtliche Detailgestaltung unterblieben. Auch die Kapitellzwischenräume sind bis auf den nach Norden gerichteten des westlichen Kapitellblocks, wo unreliefierte aufsteigende Blätter und ein ovaler Blattzwischenraum zu erkennen sind, völlig ohne Gestaltung.

Diese ungestalteten bzw. unvollendeten Partien (Abb. 345) wie auch insgesamt die wenig organische Anordnung der ‚aufgelegten' Blätter auf den Diagonalblättern deuten darauf hin, dass dieser kleinteilige Blattdekor erst in einem zweiten Schritt – eventuell sogar erst nach dem Versatz – ausgearbeitet worden ist, um eine flächendeckende Dekoration zu erzielen, da der anfängliche Zustand, der bis auf die Ausbildung der herabgeneigten Eckblätter dem der Kreuzgangportalkapitelle geglichen hat, offenbar als zu wenig repräsentativ empfunden worden war.

Sowohl durch ihre schlanke Proportionierung wie auch durch die recht schlichte, ja geradezu grobe Detailgestaltung (auch in der ‚Nachbearbeitung') heben sich die Kapitelle des Kreuzgangportals und des nördlichen Querhausportals klar von den Gestaltungsformen der Kapitelle im Hochchor (Bauphase I) ab. Sie und dürften von einem von diesem Werkkomplex völlig unabhängigen Bildhauer bzw. Steinmetzen stammen, der in der Durchbildung von Kapitellen und deren Dekoration offensichtlich nicht besonders geübt war.

6.2.2.2. Die Kapitellbänder der westlichen Vierungspfeiler und der Vorlagenabkragungen des östlichen Langhausgurtbogens sowie die Eckdienstkapitelle des Querhauses

Die Kapitellbänder der westlichen Vierungspfeiler und der Vorlagenabkragungen, die den östlichen Langhausgurtbogen tragen, übernehmen das Gliederungsschema der Kapitellbänder aus Phase Ic im Hochchor, die Kapitelle der Dienste in den vier Querhausecken reproduzieren wiederum die Gestaltung von deren Dienstkapitellen. Daher wird hier auf eine erneute Beschreibung des Gliederungsschemas verzichtet und lediglich auf Besonderheiten und Abweichungen genauer eingegangen.[1032]

[1032] In der Literatur werden die Kapitellbänder des Langhauses und die Vorlagenabkragungen meist nicht gesondert abgehandelt, sondern nur allgemein im Zusammenhang mit der Bauskulptur der Kirche erwähnt, so dass hier auf eine erneute Auflistung der in Anm. 985 zitierten Literaturstellen verzichtet wird – lediglich bei gesonderten Nennungen werden diese nachfolgend und an den entsprechenden Stellen aufgeführt. Zu nennen ist. v .a. LINKE, Marienfeld, 1994, S. 48.

Von den vier Eckdienstkapitellen des Querhauses weisen die beiden nördlichen den höchsten Ausarbeitungsgrad auf (Abb. 346, 347), da sie außer den eingetieften Blattfurchen und der geglätteten Oberfläche auch die ‚abschließenden' parabelförmigen Riefen um die Blattzwischenräume aufweisen. Einen ähnlich hohen Ausarbeitungsgrad weist auch das Kapitellband am nordwestlichen Vierungspfeiler auf (Abb. 351–355): Auch hier finden sich bei den Kapitellen der Dienste und der eckigen Pfeilerkerne die Parabelriefen, lediglich bei den beiden Kapitellen der Halbrundvorlagen fehlen sie. Im Gegensatz dazu mutet das Kapitellband des südwestlichen Vierungspfeilers (Abb. 356–360) halbfertig an, die Blätter erscheinen nur in ihrem Umriss und in ihrer stereometrischen Grundform, jegliche Oberflächenmodellierung ist unterblieben. Gleiches gilt für das Kapitellband der südlichen Vorlagenabkragung des östlichen Langhausgurtbogens (Abb. 363). Sein nördliches Pendant (Abb. 361)[1033] zeigt hingegen einen höheren Ausarbeitungsgrad, zudem aber auch einige Abweichungen vom bisher üblichen Schema: So wird hier auf die gerundeten Stengelansätze verzichtet, die gliedernden Blattfurchen fallen weg und werden bei den breiten Zungenblättern durch stegartige Blattadern ersetzt. Zudem ist das mittlere Zungenblatt weniger breit als bei den Chorkapitellen und tritt nicht mehr gegenüber den daneben aufsteigenden schmalen, zu den Ecken gewandten Zungenblättern vor. Letztere erscheinen hier als schmaler Steg, der sich am herabgeneigten Ende keulenartig verdickt. Offensichtlich wurde die ursprüngliche Gestaltungsidee eines leicht in die Diagonale gedrehten Blattes mit daher auf der einen Seite sichtbarem Rand und abknickender Blattspitze nicht mehr verstanden. Das subtil durchgestaltete Gestaltungsschema der Kapitellbänder im Chor wurde simplifiziert und durch Vergröberung und Missverständnisse verballhornt. Das Ergebnis ist eine deutlich flachere, weniger stark durchmodellierte Gesamterscheinung des Kapitells, bei dem die vorgegebenen Blattformen nur noch holzschnittartig wiederholt werden.

Auch bei den beiden Dienstkapitellen ist eine Modifizierung zu beobachten: Sie imitieren nicht das Gliederungsschema der älteren Dienstkapitelle im Hochchor, die ihrerseits die Gliederung eines halbierten Vorlagenkapitells wiederholen, sondern streben eine symmetrische Gestaltung an: Entsprechend wird das Eckmotiv aus

[1033] THÜMMLER/BADENHEUER, Westfalen, 1963/74, Tafel 64.

abknickendem Zungenblatt und rahmenden, sich herabbeugenden schmalen Blättern auch an den anderen, zur Wand bzw. zum Pfeilerkern gerichteten Ecken wiederholt, erscheint dabei jedoch etwas gequetscht.

Der Detailgestaltung dienen außer den – hier allerdings etwas schematischer ausgebildeten – doppelten Parabelriefen vor allem die neu eingeführten erhabenen Blattadern der mittig und an den Ecken angeordneten Zungenblätter. Am westlichen Dienstkapitell findet sich darüber hinaus der Ansatz für eine zusätzliche Oberflächengestaltung (Abb. 362):[1034] Das Zungenblatt auf der freien Ecke weist in der rechten oberen Blatthälfte den Beginn für eine weitere Untergliederung in Form einer gemuldeten Fiederung, die von diamantierten Blattadern dominiert wird. Auch am unmittelbar benachbarten rechten ‚Rahmungsblatt' setzt sich dieser Untergliederungsansatz fort: Der schmale Blattstengel wird an der zur Ecke gerichteten Kante von einer Diamantreihe begleitet, die Blattspitze wurde in ein fünffach gefiedertes Blatt mit glatten Adern verwandelt. Diese dekorative Ausgestaltung wurde dann aber offenbar mittendrin abgebrochen und nicht weiter fortgeführt. Sie könnte noch in der Bildhauerwerkstatt erfolgt sein, etwa als Exempel für eine zu überlegende reichere Kapitellgestaltung, doch könnte die etwas ungelenke Ausführung auch dafür sprechen, dass sie erst nach dem Versetzen vom Gerüst aus vorgenommen wurde.

Die Neigung zu einer flächigen, dabei aber wie aufgelegt erscheinenden Untergliederung mit Blattdetails wie Fiederung und Blattadern verbindet diesen Ausgestaltungsansatz mit den Kapitellen des nördlichen Querhausportals, wo ähnliche Tendenzen und Motive, insbesondere die diamantierten Blattadern, auftreten. An beiden Stellen dürfte derselbe Bildhauer am Werk gewesen sein.

In der Gesamtschau vermitteln die in Bauphase II versetzten Kapitellbänder und Eckdienstkapitelle ein sehr heterogenes Bild: Während die Eckdienstkapitelle und das Kapitellband des nordwestlichen Vierungspfeilers in ihrer Formgebung noch genau den Formen der Kapitellbänder im Chor folgen, zeigt das Kapitellband der westlich daran anschließenden Vorlagenabkragung deutliche Modifizierungen, die sowohl Vereinfachungen als auch Neuerungen beinhalten. Ihre Pendants auf der Südseite (südwestlicher Vierungspfeiler und westlich anschließende

[1034] TRÖLLER, Marienfeld, 1935, S. 25 machte erstmals darauf aufmerksam.

Vorlagenabkragung) zeigen mit den reinen Umriss- und Grundformen und der fehlenden Oberflächengestaltung einen eindeutig unvollendeten Zustand.

Diese Ungereimtheiten lassen sich folgendermaßen auflösen: Die enge Verbindung des Formenrepertoires der Eckdienstkapitelle des Querhauses und der Kapitelle des nordwestlichen Vierungspfeilers mit den Kapitellbändern im Hochchor ist wohl dadurch zu erklären, dass sowohl die Querhausdienstkapitelle wie auch wesentliche Teile des genannten Kapitellbandes noch Werkstücke aus der Phase Ic darstellen. Dies gilt für sämtliche Dienstkapitelle, deren ‚Rahmungsblätter' noch die klassische Form mit schmalem Rand und herabgeneigter, in sich geschwungener Blattspitze besitzen, und wohl auch für die Kapitellstücke der eckigen Pfeilerkerne. Beide weisen zudem noch die parabelförmigen Riefen auf, während sie bei den beiden Vorlagenkapitellen des nordwestlichen Vierungspfeilers fehlen. Diese lagen womöglich nur als erst teilweise ausgearbeitete Werkstücke vor und wurden dann in Angleichung an die bereits fertig vorliegenden Teile des Kapitellbandes zu Ende geführt. Darauf könnte die deutlich schematischere und weniger organisch modellierte Abfolge von gerundeten Stengelansätzen und Trennungsfurchen sowie insbesondere die fleischigere, sich nach oben zu einem keulenförmigen Abschluss verdickende Ausbildung der ‚Rahmungsblätter' hindeuten, die sich deutlich von der Ursprungsform, wie sie an den Chorkapitellen und noch bei den unmittelbar benachbarten Dienstkapitellen zu finden ist, unterscheidet.

Auch das Kapitellband des südwestlichen Vierungspfeilers dürfte weitgehend aus unvollendeten Werkstücken aus Phase Ic bestehen, worauf neben der Proportionierung der präzise angelegten Grundformen etwa auch das breitlappige mittige Zungenblatt des östlichen Vorlagenkapitells hinweist, wie es für die Kapitellbänder der Phase Ic charakteristisch ist. Das einzige sicher der Phase II zuzuordnende Vorlagenkapitell (an der nördlichen Vorlagenabkragung des östlichen Langhausgurtbogens) weist dagegen eine sichtlich schmalere Form aufweist.

Auch für das Kapitellband der südlichen Vorlagenabkragung des östlichen Langhausgurtbogens kann angenommen werden, dass es weitgehend aus unfertig versetzten Werkstücken aus Phase Ic besteht. Ein Indiz dafür bilden die Proportionen der einzelnen Kapitellbestandteile, die erkennbar von dem zweifelsfrei der Phase II zuzuordnenden Kapitellband des gegenüberliegenden Pendants differieren: So folgen

ihre Dienstkapitelle dem überlieferten Gliederungsschema und unterscheiden sich damit von dem den ‚symmetrisierten' Dienstkapitellen der nördlichen Vorlage. Dort setzen zudem die Blattzwischenräume um einiges tiefer an und die ‚Rahmungsblätter' des Eckmotivs zeigen eine gekurvte und nicht die deutlicher abknickende Form wie bei der südlichen Vorlage und den Vierungspfeilerkapitellen. Damit dürften die Kapitelle der südlichen Vorlagenabkragung der älteren, noch unmittelbar mit den Kapitellbändern des Hochchores in Zusammenhang stehenden Kapitellgruppe zuzuordnen sein, während sich das Kapitellband der nördlichen Vorlagenabkragung als einzige vollständige Neuanfertigung der Bauphase II erweist.

Hinsichtlich der vorliegenden Kapitellgruppe ergibt sich somit folgendes Bild: Nach Ausweis der Einzelanalyse dürfte es sich bei den Kapitellen der Eckdienste und der Kapitellbänder weitgehend noch um Werkstücke aus Phase Ic handeln, die offenbar in einem unterschiedlichen Ausarbeitungsgrad vorlagen: Ein Teil der Eckdienstkapitelle war fertig ausgearbeitet und wurde im Nordquerhaus versetzt, zwei weitere ohne ‚Parabelriefen' wurden dann vermutlich anschließend, ohne eine Endbearbeitung durchzuführen (mangels geeigneten Steinmetzen?), im Südquerhaus verwendet. Ebenso war das Kapitellband des nordwestlichen Vierungspfeilers weitestgehend fertiggestellt (nur bei den Kapitellen der Halbrundvorlagen fehlten die ‚Parabelriefen'), während die Werkstücke für das Kapitellband des südwestlichen Vierungspfeilers nur in ihrer Grundform ausgeschlagen waren. Sie wurden offenbar ohne aufwendigere Bearbeitung in diesem bossenartigen, aber zumindest geglätteten Zustand versetzt, ebenso das Kapitellband der ersten südlichen Vorlagenabkragung. Erst das Kapitellband der gegenüberliegenden ersten nördlichen Vorlagenabkragung zeigt einen höheren Ausarbeitungsgrad. Offenbar gelang es erst zu diesem Zeitpunkt, wieder einen fähigen Kapitellschläger anzuwerben, der sich auch in Neuerungen wie der aufgelegten Blattrippe oder dem Ansatz einer Fiederung versuchte. Zuvor hatte man die vorliegenden Kapitellwerkstücke einfach in ihrem unfertigen Zustand versetzt.

6.2.2.3. Die Konsolen der Vorlagenabkragungen im östlichen Hauptschiffjoch

Die vier Konsolkonstruktionen, die die Vorlagen des westlichen Vierungsbogens und des östlichen Gurtbogens des Hauptschiffes abfangen, zeigen grundsätzlich alle

denselben Aufbau, der sich nur in Nuancen unterscheidet (Abb. 355, 360, 361, 363).[1035] Den Kern der Konsolkonstruktion bildet jeweils ein quergelagertes Konsolelement aus Kehle, Plättchen, Wulst und Platte – eine entsprechende Profilfolge, nur vermehrt um eine untere wulstartige Verdickung, weist die Konsole am Durchgang zwischen südlichem Querhaus und Langhaus auf (s.u. Kap. C.6.7.1.1.). Das Konsolelement stützt eine polsterartige Blattwerkzone, auf der der rechteckige Pfeilerkern der Wandvorlage aufruht. Gegen das breite Konsolelement stößt von unten eine schmalere Konsole mit einer Abfolge aus Plättchen,[1036] verschliffenem Wulst-Kehle-Profil, Plättchen und Platte – eine Profilabfolge, wie sie gleichzeitig (das heißt in Phase II) am Außenbau in ähnlicher Form bei den Frieskonsolen des Typus ‚B' begegnet (s.u. Kap. C.6.7.2.). Der von der Konsole getragenen Rechteckplatte entwächst ein Astansatz, dem vier Blätter entsprießen, die eine Konsole umfangen, welche einen in dieser Breite vorgezogenen Vorsprung der Deckplatte des quergelagerten Konsolelementes stützt. Über diesem Vorsprung steigt ein vorgezogener Teil der polsterartigen Blattwerkzone auf, der die Halbrundvorlage des Vorlagenapparates unterfängt. Auf selber Höhe ist seitlich als Fortsetzung der Blattwerkzone – jedoch als unabhängiges Element – jeweils eine Blattkonsole angefügt, deren Astansatz vom Pfeilerzentrum ausschwingt. Diese separierten Konsolen fangen die Dienststummel des Pfeilerapparates auf, wodurch deutlich wird, dass die Dienste als eigenständige, in die Pfeilerwinkel eingefügte Elemente aufgefasst werden.[1037]

Von bautechnischer Seite ist zu bemerken, dass bei der einen ‚normalen' Quaderlage der Pfeilervorlage – anders als in den Ostteilen (Phase I) – die Halbrundvorlage nicht aus einem separaten Quader besteht, sondern geteilt ist und mit den angrenzenden Pfeilerkernelementen jeweils ein Werkstück bildet, wobei die Stoßfuge zumeist genau in der Mitte der Vorlage angeordnet ist. Diese Quaderaufteilung hat wohl vornehmlich statisch-konstruktive Gründe: Auf diese Weise konnte das stark vorstehende Element der Halbrundvorlage viel besser im dahinterliegenden

[1035] Erstmals genauer betrachtet bei LINKE, Marienfeld, 1994, S. 44, 48, 82–83. – Ein allgemeiner Hinweis auf die kurzen Abkragungen im Langhaus bei BICKEL, Kunst der Cistercienser, 1977/86, S. 288 mit Abb. (mit Kommentar).

[1036] Die Plättchen als unterstes Konsolelement sind nur bei den beiden nördlichen Konsolen markant ausgebildet, während auf der Südseite die Konsolen offenbar flacher angelegt sind, so dass die Plättchen dort nur als schmaler Streifen in Erscheinung treten.

[1037] In den Ostteilen wird dies verdeutlicht durch die Anlage der Dienste als En-délit-Dienste, die unabhängig sind von den Quaderlagen des Pfeilerkerns.

Mauerwerk verankert werden, während ein separates Vorlagenwerkstück mit seinem Gewicht und dem des Unterzuges allein auf der Abkragungskonsole aufgelegen hätte.

Die polsterartige Blattwerkzone zeigt jeweils folgendes Gliederungsschema: Das vorspringende, die Halbrundvorlage tragende Mittelelement weist mittig ein gefurchtes Zungenblatt auf, dessen Furche sich am Blattansatz zu einem Spalt aufweitet; diesem Blatt entsprechen an den Ecken etwas niedrigere Zungenblätter mit ausgeprägtem Eckgrat. Diese werden jeweils von einem schmalen Blatt mit sich herabbeugender, keulenartig verdickter Spitze gerahmt – ein Motiv, das sich auch an den Seitenflächen des vorspringenden Mittelelementes wiederholt,[1038] dort jedoch ohne die sich nach unten verbreiternde Furche des Zungenblattes, während die sich ausweitenden Aufspaltungen unter dem Ansatz der ‚Rahmungsblätter' hier ebenfalls auftauchen und so das Eckmotiv als teilweise ‚abgelöstes' Element erscheint. Dieses Eckmotiv aus gratigem Zungenblatt und herabgeneigten ‚Rahmungsblättern' wiederholt sich an den Blattzonenelementen, die den eckigen Pfeilerkern tragen, dort an der Frontseite jeweils mit einem halben Zungenblatt kombiniert, während die von den Dienstkonsolen verdeckten Seitenflächen einfacher gehalten sind, insbesondere fehlt hier die Aufspaltung am Ansatz des Rahmungsblattes. Diese ist bei den beiden Abkragungen auf der Südseite besonders markant ausgeprägt, während sie bei der nordöstlichen nur in Form einer schmalen Furche angedeutet ist, bei der westlich anschließenden sogar ganz fehlt.

Das geschilderte Eckmotiv wiederholt sich schließlich noch ein weiteres Mal an den Konsolen der Dienststummel, hier nun an beiden Freiseiten jeweils auf einer gedachten Mittelachse gespiegelt, die Symmetrie in der Frontansicht jedoch durchbrochen durch die einseitig geschwungene Form des Astansatzes. Auch hier zeigen sich in der Ausführung Abweichungen, so bei den beiden westlichen Abkragungen, deren Dienstkonsolen nur noch an der Frontseite das vollständig ausgebildete Gliederungsmotiv zeigen, während es an den Seitenflächen nur in reduzierter Form ausgeschlagen wurde. Dies spricht für eine parallele Fertigung zunächst der beiden östlichen, dann der beiden westlichen Abkragungskonsolen.

[1038] An den beiden Abkragungskonsolen, die den westlichen Vierungsbogen tragen, sind die Zungenblätter nur als Halbblätter ausgebildet, bei den beiden Abkragungen des östlichen Gurtbogens hingegen abweichend als vollständige Blätter.

Die weit vorspringende Konsole schließlich, die den vortretenden Mittelteil der polsterartigen Blattwerkzone unterfängt, ist – wie bereits geschildert – von stilisiertem Blattwerk umfangen, das einem gemeinsamen Astansatz entsprießt. Die Frontseite der Konsole bedecken zwei mittels einer deutlichen Furche getrennte schmale Blätter, deren innerer Blattrand an der Spitze mit einer zugespitzten Verdickung zur Ecke hin abknickt. Die Seiten der Konsole bedecken entsprechende Blätter, deren umknickende Spitze zur Wand gerichtet ist. Bei der nordwestlichen Abkragung[1039] sind die Blattspitzen abweichend knollenartig gerundet ausgebildet – hier wurde das sowieso schon sehr stilisierte und verselbständigte Motiv der abknickenden Blattspitze vom ausführenden Bildhauer offenbar überhaupt nicht mehr verstanden. Aber auch bei der südwestlichen Abkragung zeigen sich Abweichungen: Sie ist hier unten nicht gerundet, sondern konisch zulaufend und wirkt dadurch wesentlich schmaler, entsprechend ist der Astansatz hier mit Graten versehen.

In der Gesamtbetrachtung wird deutlich, dass sich das Motivrepertoire der Abkragungskonsolen von den Kapitellen der Halbrundvorlagen der Kapitellbänder ableitet, insbesondere das gefurchte Mittelblatt und die ‚Rahmungsblätter' zu seiten eines stehenden Eckblattes, dabei aber auch abstrahiert und in eckigere Grundformen umgebildet wird. Zudem erscheinen sie insgesamt – abgesehen von den profilierten Elementen – in der Ausführung eher grob und ungelenk, insbesondere bei den Blattmotiven. Diese werden schematisch wiederholt, was besonders deutlich wird an dem Gestaltungsmotiv der umknickenden Blattspitze, das holzschnittartig und im Grunde unverstanden repetiert wird oder gar ganz missverstanden wird, wie bei der genannten Unterfangungskonsole der nordöstlichen Abkragung. Überdies wurde weitgehend auf eine Feingliederung verzichtet: So fehlen etwa gänzlich die Parabelriefen um die Blattansätze, was noch einmal den bossenartigen Charakter der Abkragungskonsolen unterstreicht.

Diese Beobachtungen lassen den Schluss zu, dass die zu diesem Zeitpunkt notwendige Anfertigung der Abkragungskonsolen offenbar von einem normalen Steinmetzen übernommen wurde, der zwar architektonische Elemente wie Profile

[1039] THÜMMLER/BADENHEUER, Westfalen, 1963/74, Tafel 64.

und Konsolen sorgfältig ausführen konnte, jedoch mit der Gestaltung von Blattwerk – wohl nach Vorlage – ungeübt war, also kein ausgewiesener Kapitellschläger war.

6.2.2.4. Die Kapitelle der äußeren und inneren Säulenrahmungen der Dreifenstergruppen in den Querhausfronten

Sowohl auf der Innen- wie auf der Außenseite sind die Dreifenstergruppen in den Stirnseiten der beiden Querhausarme durch eine rahmende, viersäulige Bogenstellung hervorgehoben (siehe Kap. C.5.6.4.). Deren Kapitelle (Abb. 267–268, 274, 276, 278–280, 285–286)[1040] zeigen außen wie innen dieselbe Grundstruktur, wobei diejenigen, die im Inneren verwendet wurden, etwas sorgfältiger ausgeführt sind. Die Kapitelle der Säulen zu seiten des überhöhten Mittelfensters, die nur rückseitig mit dem spornartigen Fensterpfeiler verwachsen sind, vertreten dabei den ‚Standardtypus'. Ihre schlanken Proportionen sind geprägt einerseits von dem schmalen Halsring auf dem überlängten Säulenschaft und andererseits dem ausladenden Wulstkämpfer, zu dem der Kapitellkörper vermittelt. Dessen Grundform eines Kelchblocks ist deutlich abzulesen.

Den Kapitellkörper umfängt ein Blattkranz aus stehenden Zungenblättern, deren Oberfläche zur Mitte hin leicht einsinkt und hier gegen eine stegartige Blattader läuft – bei den an den Außenfassaden eingebauten Kapitellen ist diese Oberflächenmodellierung nicht so sorgfältig ausgeführt, die Blattadern liegen zumeist auf einem ganz flachen Blatt oder sind gar nur in Form von zwei Riefen angegeben. Die Seitenmitten dominieren jeweils lanzettförmige Blätter,[1041] die mit ihrer Spitze die Abakusplatte überlappen, während die Spitzen der sie rahmenden Eckblätter gegen den Abakus stoßen und sich knollenartig einrollen, ohne dass eine Volutenstruktur angegeben wäre.

Die Kapitelle der seitlichen Säulen zeigen grundsätzlich denselben Aufbau, doch besitzen sie nur zwei freie Seiten, während die dritte Seite an das Fenstergewände stößt, mit dessen Quaderlage das Kapitell jeweils einen Werkblock bildet. Da der obere Teil des Kapitells hier nicht so ausladen konnte wie bei einem freistehenden

[1040] Analysiert nur bei TRÖLLER, Marienfeld, 1935, S. 31; erwähnt bei MÜHLEN, Ausstrahlung, 1984, S. 129; LINKE, Marienfeld, 1994, S. 36.

[1041] Abweichend von diesem Grundschema weisen die beiden mittleren Kapitelle der südlichen ‚Außenarkade' sowie das Kapitell der östlichen Mittelsäule der nördlichen ‚Außenarkade' an den Flanken nur die beiden Eckblätter auf, das Zungenblatt dazwischen fehlt jeweils.

Kapitell, finden sich an der Frontseite nur die Eckblätter mit knollenartiger Spitze, auf die Zungenblätter dazwischen wurde mangels Platz verzichtet. Anders verhält es sich hingegen auf den Kapitellflanken: Aufgrund des in diesem Bereich schräg verlaufenden Gewändes ist das Kapitell in seiner Ausdehnung hier nicht beeinträchtigt, entsprechend konnte an dieser Stelle das Grundschema mit mittigem Zungenblatt angewendet werden.

In ihrer Grundstruktur lehnen sich die Kapitelle der äußeren und inneren Dreibogenstellungen in den Querhausstirnen an die östlichen Eckdienstkapitelle des Hochchores an (Kap. C.6.2.1.3.2.), wo ebenfalls ein Blattkranz aus mittig und auf Eck angeordneten Zungenblättern Anwendung findet. Anders als dort weisen die Eckblätter hier jedoch eine knollenartig verdickte Blattspitze auf, wie sie bereits – jedoch in zusätzlich bearbeiteter Form – bei den (gleichfalls der Phase II zugehörigen) Kapitellen des nördlichen Querhausportals begegnete (Kap. C.6.2.2.1.). Das auffällige Motiv der stegartigen Blattadern, das die ältere Form der Mittelfurche ersetzt, wurde bei dem etwa zeitgleichen Kapitellband der nordwestlichen Vorlagenabkragung des östlichen Hauptschiffjoches (Kap. 6.2.2.2.) als Neuerung eingeführt[1042] und dann unmittelbar für die Kapitelle der Dreibogenstellungen übernommen.[1043]

6.2.3. Die Kapitellskulptur im zweiten und dritten Langhausjoch und an der Westfassade – Bauphase III

Der in Bauphase III gearbeiteten Kapitellskulptur gehören – in der Reihenfolge des Versatzes – zunächst die Kapitelle der Arkadensäulen zum Seitenschiff, die Kapitellbänder der Vorlagenabkragungen des westlichen Langhausgurtbogens, die zugehörigen Konsolen sowie die Eckdienstkapitelle an der inneren Westwand an. Des weiteren sind hierzu die Kapitellkonsolen der Westrose und schließlich die Kapitelle der Säulenrahmungen der Blendnischen im Westgiebel zu zählen. Der Spätzeit der Bauphase III zuzurechnen sind schließlich noch die Kapitelle der Wandnische neben dem Kreuzgangportal, die Säulenarkadenkapitelle an der

[1042] Dieses ist – wie oben ausgeführt – das einzige völlig neu angefertigte Kapitellband der Phase II, während die übrigen drei offenbar weitgehend aus unfertig versetzten Werkstücken der Phase Ic bestehen (dazu Kap. C.6.2.2.2.).

[1043] TRÖLLER, Marienfeld, 1935, S. 31 sieht in den Kapitellen der Fenstersäulen eine „konsequente Weiterentwicklung der im Inneren üblichen Form“, die zugleich von der fünfblättrigen zur dreiblättrigen Form vereinfacht wird. Unnötigerweise folgert er daraus jedoch auch einen zeitlichen Abstand und datiert sie um 1230.

Grabtumba Bischof Hermanns II. sowie der Kapitellblock der Piscina. – Nicht erhalten bzw. durch Vermauerung nicht mehr einsehbar sind hingegen die Kapitelle der mutmaßlichen Gewändesäulen des Westportals.

6.2.3.1. Die Kapitelle der beiden westlichen Arkadensäulen

Die Kapitelle der beiden noch zum ursprünglichen Baubestand gehörenden westlichen Arkadensäulen[1044] besitzen grundsätzlich denselben Aufbau, der nur in wenigen Details voneinander abweicht (Abb. 369–371). Die ausgeprägte Form des Kelchblockkapitells vermittelt vom Halsring auf dem kräftigen Säulenschaft zum ausladenden Abakus mit der profilierten Kämpferplatte darüber,[1045] die die Arkadenbögen aufnimmt. Der Kapitellkörper verfügt nach Norden über eine Auskragung als Auflager für das Seitenschiffgewölbe und wird weitestgehend von Blattwerk bedeckt. Dieses folgt in seiner Gliederung dem für die Halbrundvorlagenkapitelle der Kapitellbänder des Vorlagenapparates entwickelten Schema:[1046] Einem – hier relativ hoch hinaufreichenden – geschlossenen Blattansatz entwächst ein Kranz von aufsteigenden Blättern. An den Seitenmitten finden sich Zungenblätter mit ausgeprägter Blattrippe, die mit ihrer Spitze den Abakus berühren. Entsprechende Blätter unterfangen die Ecken des Abakus, werden dabei jedoch von den herabgeneigten Spitzen zweier sie flankierender schmaler Blätter niedergedrückt, die wie flachgedrückte Knollen erscheinen.

Im Bereich der nördlichen Auskragung ist eine komplexere Gestaltung der Mittelpartie anzutreffen: Das mittige Zungenblatt unterfängt hier die Konsolauskragung, darin unterstützt von zwei zusätzlichen ‚Rahmungsblättern', die sich elegant an das Mittelblatt schmiegen. Beim westlichen Säulenkapitell wenden sich dabei die abgeknickten, verdickten Blattspitzen nach außen, beim Kapitell der mittleren Säule sind sie hingegen zur Mitte gewandt und neigen sich mit den

[1044] NORDHOFF, Kreis Warendorf, 1886, S. 141; TRÖLLER, Marienfeld, 1935, S. 25; HÖLKER, Kreis Warendorf, 1936, S. 214, dazu Abb. 308, 324; HOLLÄNDER, Marienfeld, 1950, S. 8; THÜMMLER, Patroklussäule, 1967, S. 82; DEHIO, Westfalen, 1969, S. 316; MÜHLEN, Ausstrahlung, 1984, S. 129; LINKE, Marienfeld, 1994, S. 43–44, 48; DEHIO, Westfalen, 2011, S. 402.

[1045] Die Kämpferplatten zeigen folgende Profilfolge: Kehle – Plättchen – Wulst – dünne Platte. Sie sind jeweils aus mehreren Einzelstücken zusammengesetzt, die westliche weist zudem noch zwei Brüche auf.

[1046] Ähnlich bereits TRÖLLER, Marienfeld, 1935, S. 25: „[...], die Kapitelle der Zwischensäulen auf der basilikalen Nordseite sind aus den gebräuchlichen Formen abgeleitet. Sie sind eine Uebertragung des Kapitells ins Große, die nicht ganz geglückt ist, weil sie zu schematisch vorgenommen wurde".

‚flachgedrückten Knollen' zur Spitze des mittigen Zungenblattes herab, ein schmaler Steg füllt den Spalt zwischen ihnen.

Bei beiden Kapitellen sorgen neben den Blattadern auch Parabelriefen um die Blattansätze für eine Strukturierung der Oberfläche. Während jedoch das westliche Kapitell Blattformen zeigt, die in ähnlicher Weise an den zeitgleichen Kapitellbändern der Vorlagenabkragungen unter dem westlichen Gurtbogen wiederkehren (siehe Kap. C.6.2.3.2.), besitzt das Kapitell der mittleren Säule wesentlich gröbere, ungelenkere Formen: Dies zeigt sich, etwa bei den umknickenden Blattspitzen der ‚Rahmungsblätter', die hier sehr groß und flächig ausfallen, aber auch bei den zu Winkeln verwandelten ‚Parabelriefen' sowie bei der Grundform des Kapitellkörpers selbst, der hier nicht (wie sein westliches Pendant) einen fließenden Übergang vom schmalen unteren Teil zum breiteren Kapitellblock erkennen lässt, sondern relativ unvermittelt umknickt. Zudem ist der Halsring abgekantet und lässt das untere Plättchen vermissen.

Diese offensichtlichen Abweichungen könnten verschiedene Gründe haben: Unter Umständen wurde dieses deutlich schwächere Kapitell von einem weniger fähigen Bildhauer gefertigt, der an das Niveau seines parallel arbeitenden Kollegen nicht heranreichte und so einige Motive offenbar formelhaft und unverstanden reproduzierte. Möglich ist aber auch, dass das Kapitell der mittleren Säule durch eine zu hohe oder unterschiedlich verteilte Auflast zu einem unbekannten Zeitpunkt gebrochen ist[1047] und ausgetauscht werden musste. Der mit der Reparatur beauftragte Bildhauer könnte dann das zerbrochene Originalkapitell so gut als möglich kopiert haben, wobei ihm einige kleine ‚Fehler' unterliefen, zumal er in einer ihm nicht mehr vertrauten Formensprache zu arbeiten hatte.

Vor diesem Hintergrund erscheint es sinnvoll, vornehmlich das westliche Säulenkapitell als maßgebliches Referenzstück für die Kapitelle der Arkadensäulen anzusehen.

Eine gewisse Nachfolge fanden die Marienfelder Arkadensäulenkapitelle beim Kapitell der ‚Patroklussäule' in St. Patrokli in Soest (Abb. 1306), das dem zweiten

[1047] Darauf könnten die Brüche in den Kämpferplattenelementen der westlichen Säule deuten.

Viertel des 13. Jahrhunderts angehört.[1048] Es zeigt (bei einer stärkeren Durchgestaltung der Oberflächen) grundsätzlich denselben Aufbau, hier jedoch bei den unteren Eckblättern noch bereichert um zwei flankierende löffelartige Blätter. Besonders gut vergleichbar erscheinen die markanten ‚flachgedrückten Knollen' der oberen Zungenblätter an den Kapitellecken.

6.2.3.2. Die Kapitellbänder der Vorlagenabkragungen des westlichen Langhausgurtbogens sowie die Eckdienstkapitelle der inneren Westwand

Die Kapitellbänder der beiden Vorlagenabkragungen (Abb. 364, 366), die den westlichen Langhausgurtbogen tragen, folgen ebenso wie die Eckdienstkapitelle an der Westwand (Abb. 368) dem von den Kapitellbändern des Hochchores (Phase Ic) vorgegebenen Grundschema,. Gleichzeitig greifen sie jedoch auch Abwandlungen auf, wie sie am Kapitellband der nördlichen Vorlagenabkragung des westlichen Langhausgurtbogens, die der vorausgegangenen Bauphase II angehört, beobachtet werden konnten (Kap. C.6.2.2.2.), namentlich die stegartigen Blattadern der Zungenblätter und die gekurvte Form der ‚Rahmungsblätter' des Eckmotivs. Anders als dort besitzen dessen Zungenblätter aber eine deutlich simplifizierte Form: Sie knicken nicht mehr an einem Punkt ab, sondern biegen sich in einer einheitlichen Kurve zunehmend vor. Zudem zeigt ihr Umriss nicht mehr die reich bewegte Form mit ausladendem Mittelteil und leicht konkav einschwingender, sich nach oben biegender Spitze wie bei den Kapitellen der Phasen Ic und II. Einen weitere Abweichung bilden die hier nun deutlich im Rund geführten ‚Parabelriefen' um die Blattzwischenräume.

Während die Dienstkapitelle der beiden Kapitellbänder nicht die ‚symmetrisierte' Variante der nördlichen Vorlagenabkragung des östlichen Langhausgurtbogens fortführen, sondern wieder zur ursprünglichen Grundform zurückkehren, wurde für die Eckdienstkapitelle[1049] der Westwand (Abb. 368) eine neue Gestaltungsform entwickelt: Auch hier besteht das Eckmotiv aus dem Zungenblatt in der beschriebenen ‚simplifizierten Form' (mit ausgeprägter Blattrippe) und den rahmenden schmalen Zungenblättern, die sich zu diesem herabneigen, doch

[1048] THÜMMLER, Patroklussäule, 1967, S. 82, dazu Abb. 47, 48; ihm folgend MAUÉ, Bauformen, 1975, S.163; LOBBEDEY, Westfalen, 1999, S. 384.
[1049] Diese bisher allein erwähnt bei LINKE, Marienfeld, 1994, S. 48, dazu Abb. 150.

entwachsen diese hier nicht einem gemeinsamen Blattansatz, sondern dem durch eine Furche getrennten Blattansatz des halben Zungenblattes an der wandseitigen Ecke. Aber auch dem Blattansatz des Zungenblattes an der freien Ecke entwächst ein schmaler Blattstengel, der sich mit seiner verdickten Blattspitze auf das im Vergleich zum freien Eckblatt kaum ausladende wandseitige Zungenblatt herabneigt, dabei den zur freien Ecke gerichteten Blattstengel hinterkreuzend.

Damit ist auch bei den beiden westlichen Eckdienstkapitellen eine Tendenz zur Symmetrisierung abzulesen. Darin entsprechen sie den beiden angesprochenen Dienstkapitellen der ersten nördlichen Vorlagenabkragung, wo gleichermaßen eine Einschränkung der Symmetrie durch die fehlende Ausladung der wandseitigen Eckmotive zu beobachten ist, doch fand man bei den beiden Eckdienstkapitellen mit dem Hinterkreuzen und der Hinterschneidung der beiden mittleren Blattstengel zu einer kompositionell reicheren und zudem plastisch-raumhaltigeren Lösung.

Eine gewisse Nachfolge, jedoch ohne das Hinterkreuzen der Blattstengel, findet diese Kapitellgestaltung schließlich noch in den Kapitellen der Rahmungssäulchen der oberen Blendnischen des Westgiebels (Kap. C.6.2.3.5.).

6.2.3.3. Die Konsolen der Vorlagenabkragungen in den beiden westlichen Hauptschiffjochen

Die Abkragungskonsolen des westlichen Gurtbogens im Hauptschiff (Abb. 364, 366) folgen in ihrem Aufbau dem im östlichen Hauptschiffjoch vorgegebenen Gliederungsschema (s.o. Kap. C.6.2.2.3.),[1050] so dass hier auf eine erneute Beschreibung verzichtet werden kann und nur Abwandlungen und Bereicherungen anzuführen sind: Während bei den vier Konsolabkragungen im östlichen Hauptschiffjoch das quergelagerte Konsolstück als durchgängiges Element aufgefasst ist, gegen dessen Profilierung die untere Konsole und die daraus hervorwachsende blattumfangene Konsole stößt, ändert sich das Verhältnis bei den beiden westlichen Konsolabkragungen: Hier springt die untere Konsole stärker hervor, die Ecken ihrer Deckplatte setzen sich darüber am Kubus, aus dem die blattumfangene Konsole herauswächst, fort, so dass die ehedem durchlaufenden Profile des ‚quergelagerten

[1050] Auch in bautechnischer Hinsicht sind sie wie diese konstruiert, d. h. auch hier sind die Halbrundvorlagen nicht separat gearbeitet, sondern jeweils geteilt und bilden mit den angrenzenden Pfeilerkernpartien ein gemeinsames Werkstück (vgl. Kap. C.6.2.2.3.). – Ein allgemeiner Hinweis auf die kurzen Abkragungen im Langhaus bei BICKEL, Kunst der Cistercienser, 1977/86, S. 288 mit Abb. (mit Kommentar).

Konsolelementes' nun gegen diesen Kubus stoßen und daher wie in die Winkel gesetzte Einzelkonsolen wirken.

Durch das stärkere Vorspringen der unteren Konsole wird auch die Unterseite ihres untersten Plättchens größer und diese Fläche für eine zusätzliche dekorative Gestaltung genutzt: Auf der Nordseite (Abb. 365) ist hier ein achtzackiger Stern eingetieft, in den wiederum ein Ring und ein zentrales Halbkügelchen einbeschrieben sind; im Süden (Abb. 367) tritt aus der eingemuldeten Fläche eine sechsblättrige Rosette mit gliedernden Blattadern hervor. Zudem ist der Wulst, der auf das Plättchen folgt, deutlicher vom nachfolgenden Kelch abgesetzt – ein Phänomen, das auch bei den Frieskonsolen des Westgiebels (vom Typ ‚B-m') beobachtet werden kann (s.u. Kap. C.6.7.3.).

Die Konsole, die dem quergelagerten Konsolelement bzw. der unterfangenden Konsole entspringt, weist im Norden wie im Süden den klassischen gerundeten Querschnitt auf; bei der nördlichen findet sich zudem die übliche Blattform mit abknickender Spitze, während im Süden die beiden Hauptblätter unverstanden als unvermittelt umbiegende Stege erscheinen, die fast den Eindruck von ‚Hasenohren' machen. Dieser Eindruck wird noch verstärkt durch ein maskenartiges Gesicht aus eingetieften Augen und Mund am vorgezogenen Ansatz der ‚Ohren'. Die beiden Blätter auf den Seiten, die an ihrem Ansatz unsinnigerweise mit gerundeten Doppelriefen, die keine Furche markieren, versehen sind, enden in einer Verdickung mit zentralem Kreismotiv samt Mittelpunkt, das auf der Westseite als stilisierter Vogelkopf mit Auge gelesen werden kann (das östliche weniger eindeutig). Auch wenn diese Motive – Maske und Vogelkopf – nur an versteckter Stelle angebracht sind, so haben sie dennoch eine größere Bedeutung, denn sie bilden die einzigen figürlichen Elemente in der Marienfelder Bauskulptur!

Bei diesen beiden Konsolen wie auch bei der jeweiligen polsterartigen Blattwerkzone tauchen nun erstmals an den Konsolen der Vorlagenabkragungen im Hauptschiff die bisher allein von den Kapitellbändern vertrauten Parabelriefen (hier in deutlich gerundeter Form) zur Betonung der Blattansätze auf – eine Detailgestaltung, die möglicherweise auch für die Abkragungskonsolen im östlichen Langhausjoch vorgesehen war, dort jedoch schließlich (aus Zeitmangel?) unterblieben ist.

Als weitere Abweichung ist die Gestaltung des mittigen Zungenblattes des vorspringenden Mittelelementes zu nennen, das hier nicht durch eine Furche, sondern – wie bei den Zungenblättern der Kapitellbänder darüber – durch eine stegartige Mittelrippe gegliedert ist. Diese reicht dabei stengelartig über den Spalt am Blattansatz hinaus bis zur Unterkante der Blattwerkzone. Dieser Spalt findet jedoch keine Wiederholung am Ansatz der schmalen ‚Rahmungsblätter' wie bei den Abkragungen im Ostjoch, sondern schwingt hier jeweils im großen Bogen bis zum (nun erst höher ansetzenden) Eckgrat der Zungenblätter auf der Ecke. Dieses Motiv wiederholt sich in gleicher Weise auch an den Frontseiten der Blattwerkzonenelemente, die den eckigen Pfeilerkern tragen. Die Blattansätze der Konsolelemente, die die Dienststummel tragen, sind hier schließlich nicht nur auf der Frontseite, sondern auch in der Seitenansicht gebogen ausgebildet.

Wie bei den Kapitellbändern lässt sich auch hier eine schematische, vielfach bereits unverstandene Wiederholung und daraus resultierend eine Verschleifung der festgelegten Grundformen beobachten, die hier jedoch aufgefangen wird durch eine höhere reichere dekorative Ausgestaltung mittels Details wie die nun auch hier eingesetzten ‚Parabelriefen', die Stern- bzw. Rosettenmotive an den unteren Konsolabschlüssen oder das Maskengesicht auf der Unterseite der südlichen Blattkonsole.

6.2.3.3.1. Die ‚Nachfolge' der Vorlagenabkragungen in den beiden westlichen Hauptschiffjochen

Die charakteristischen Abkragungen des Vorlagenapparates im Marienfelder Hauptschiff finden eine augenscheinliche Nachfolge in der Zisterzienserklosterkirche Varnhem in Västergötland/Mittelschweden (siehe Kap. C.10.4.2.6.).[1051] Nach einem Brand 1234 erfolgte ein eingreifender Um- und Wiederaufbau der Kirche, dem auch die Einwölbung angehört, die im Mittelschiff auf typisch zisterziensischen Abkragungen aufruht (Abb. 1250, 1255–1256, 1259). Wie in Marienfeld besteht auch in Varnhem das Vorlagensystem aus einem rechteckigen Pfeilerkern, einer vorgelegten Halbrundvorlage sowie seitlichen Diensten, deren Kapitelle jeweils zu einem durchlaufenden Band verbunden sind. Anders als in Marienfeld werden diese

[1051] THÜMMLER, Visby–Varnhem, 1967, S. 92–93, BICKEL, Kunst der Cistercienser, 1977/86, S. 288, dazu Abb. S. 289 (mit Kommentar). – Weitere Lit. zu Varnhem in Kap. C.10.4.2.6.

gekappten Vorlagenelemente nicht gemeinsam von einer polsterartigen Blattwerkzone getragen, sondern jeweils von Einzelelementen aufgefangen. Aber auch hier findet sich ein quergelagertes, profiliertes Konsolelement, das in diesem Falle den rechteckigen Pfeilerkern trägt und dessen Profilierung hier an den Seiten ohne umzuknicken abbricht. Die etwas höher abgefangenen Halbrundvorlagen ruhen auf Kopf- oder Blattwerkkonsolen auf, wobei letztere teilweise an der Unterseite mit Blüten- und Rosettenmotiven versehen sind (Abb. 1260, 1261).[1052] Letztere finden zudem durchgängig Verwendung als Abschluss der Profilkonsolen zur Unterstützung der Dienststummel.

Als unmittelbares Vorbild für diese Zierform sind wohl die Rosetten- und Sternmotive an den Unterfangungskonsolen der Vorlagenabkragungen des westlichen Hauptschiffgurtbogens in Marienfeld anzusehen (Abb. 365, 367), so dass die Vorlagenabkragungen in Varnhem explizit in der Nachfolge dieser beiden jüngsten Abkragungen in Marienfeld zu sehen sind.

6.2.3.4. Die Kapitellkonsolen der Westrose

Auch die innen- wie außenseitig verwendeten Achtpassrahmungen der (heute wieder vermauerten) Westrose sind mit Kapitellzier versehen (Abb. 289): Ihre etwas mehr als halbkreisförmigen Rundbögen ruhen mit ihren Nasen auf kleinen Kelchkapitellen auf, die unmittelbar – ohne zwischengeschobene Kämpferplatte – die Bogenansätze tragen, mit denen sie ein gemeinsames Werkstück bilden.

Die etwa dreiviertelrund vor die Wandfläche vortretenden Kapitelle weisen einen Halsring mit einem unterlegten Plättchen auf, der kelchförmige Kapitellkörper ist mit fleischigen lanzettförmigen Zungenblättern geziert, die nach oben stark ausschwingen und mit ihren Spitzen über den ‚Abakus', der absatzlos in die Nase des Achtpasses übergeht, hinausragen. Dabei wird die Vorderansicht von zwei Zungenblättern an den Ecken mit stark geschwungenem Umriss bestimmt, je ein weiteres, halbiertes Zungenblatt an den Flanken stößt an die angrenzende Wandschicht an. Die bis etwa auf halbe Höhe hinabreichenden Blattzwischenräume sind an ihren Ansätzen durch recht sorgfältig ausgeführte Parabelriefen betont, die die einzige Oberflächengestaltung darstellen.

[1052] Folgende Blattwerkkonsolen weisen eine abschließende Rosette auf: A: Nordseite: 2. und 3. von Osten; B: Südseite: 2. von Osten.

Die Kapitellkonsolen der Westrose folgen in ihrem Aufbau einem gängigen Schema, das hier in seiner einfachsten Form Verwendung fand. Die nächsten Parallelen finden sie in den Doppelkapitellen der Rahmungssäulchen der unteren Blendnischen des Westgiebels (Kap. C.6.2.3.5.). Die Vorderseiten sind dort zwar mit einem Mittelblatt versehen, doch fehlt dieses bei den Flanken, so dass sie mit dem freien Eckblatt und dem halben wandseitigen Blatt eine den Kapitellkonsolen der Westrose entsprechende Aufteilung zeigen. Zudem kehrt hier auch der stark geschwungene Umriss wieder, doch sind die Blattränder weniger fleischig angegeben. Diese wie auch der stark geschwungene Umriss begegnen dafür bei den Zungenblättern am westlichen Arkadensäulenkapitell (Kap. C.6.2.3.1.), wo auch – wie bei den genannten Blendnischenkapitellen des Westgiebels – ähnlich sorgfältig ausgeführte Parabelriefen auftauchen, die ja insgesamt in Phase III wieder verstärkt zum Einsatz kamen.

6.2.3.4.1. Die ‚Nachfolge' der Kapitellkonsolen der Westrose

Eine gewisse Nachfolge finden die Kapitellkonsolen der Marienfelder Westrose bei den beiden Rosenfenstern des Südwestquerhauses des münsterschen Domes, das dem Bauabschnitt III des 1225 begonnenen spätromanischen Neubaues angehört.[1053] Die sowohl außen- als auch innenseitig verwendeten Vielpässe als Einfassungsmotiv werden dort gleichermaßen von kämpferlosen Kapitellkonsolen getragen (Abb. 1283–1284).[1054]

6.2.3.5. Die Kapitelle der Säulengliederungen in den Blendnischen des Westgiebels

Die zweireihigen Blendnischen des Westgiebels sind als besonderer Schmuck mit rahmenden Säulengliederungen versehen, deren Kapitelle unterschiedlichen Typen angehören. Die einfachste Form vertreten die im Bereich des Abakus miteinander verschmolzenen Kapitelle der Zwillingssäulen der unteren Blendnischenreihe (Abb. 181–183), wobei das südliche Doppelkapitell aus Baumberger Sandstein gefertigt ist, während man für das nördliche – wie für die übrigen Kapitelle und Basen – Osning-Sandstein verwendete; die auffälligen Abplatzungen hängen mit dem gewaltsamen

[1053] LOBBEDEY/SCHOLZ, Baugeschichte Münster, 1993, S. 274.
[1054] LOBBEDEY/SCHOLZ, Baugeschichte Münster, 1993, Abb. 53, 54, 57 und v. a. 59a–c (originale Werkstücke des 13. Jahrhunderts); dazu Text S. 72, 82.

Herausreißen der mittels Metallstiften fixierten Säulenschäfte zusammen (dazu Kap. C.4.3.5.3.).[1055]

Die etwa dreiviertelrund vortretenden Kapitelle sind mit einem Halsring mit unterlegtem Plättchen versehen (nur beim linken Kapitell des nördlichen Doppelkapitells erhalten) und enden in einem eingeschwungenen Abakus mit mittlerem Knauf, den kelchförmigen Kapitellkörper umschließen lanzettförmige Zungenblätter mit stark geschwungenem Umriss. Diese sind so angeordnet, dass auf der Frontseite zwischen den Eckblättern eine Mittellanzette plaziert ist, während an den Flanken aufgrund der geringeren Fläche neben dem freien Eckblatt nur Raum bleibt für ein halbes Zungenblatt, das an die angrenzende Pfeilerfläche anstößt. Diese Flankengestaltung gleicht denjenigen der Kapitellkonsolen der Westrose, wobei dort auch in der Vorderansicht ausschließlich die zwei freien Eckblätter das Bild bestimmen, während bei den hier behandelten Doppelkapitellen der unteren Blendnischen aufgrund ihrer größeren Dimensionen noch Platz ist für ein zusätzliches Mittelblatt.

Diese Art der Seitenuntergliederung mittels dreier Blätter findet sich in Marienfeld bereits bei den Eckdienstkapitellen der Chorostwand (Abb. 320–321; Kap. C.6.2.1.3.2.) – dort mit Mittelfurche – und bei den eng verwandten Kreuzgangkapitellen in Asbeck (Abb. 855; vgl. Kap. C.6.2.1.3.4.) – dort auch ohne Mittelfurche. Demselben Schema folgen darüber hinaus die Arkadenkapitelle an der Grabtumba des Gründerbischofs Hermann II. von Katzenelnbogen (Abb. 419; Kap. C.6.2.5.) – hier nun mit Blattadern.

Mit den Kapitellkonsolen der Westrose verbindet die Doppelkapitelle darüber hinaus die recht sorgfältige Ausführung der Parabelriefen um die Ansätze der Blattzwischenräume, so dass hier sicher derselbe/die selben Kapitellschläger am Werk war/en.

Eine eigene Formensprache vertreten dagegen die Kapitelle der beiden seitlichen Einzelsäulen, deren Werkstücke jeweils in das benachbarte Gewände einbinden. Im Unterschied zu den Doppelkapitellen sind sie als Kelchblockkapitelle angelegt. Das südlichen Einzelkapitell (Abb. 185), das auffälligerweise ohne Halsring gearbeitet

[1055] Nur das linke Kapitell des nördlichen Doppelkapitells blieb dabei vollständig erhalten, bei den übrigen dreien kam es zu Abplatzungen an den vorderen Partien des Kapitellunterteils.

wurde – vermutlich wurde er separat eingefügt –, weist eine stark plastische Formgebung mittels Blattwerk auf, das jedoch keine weitere Oberflächengestaltung, – etwa in Form von Blattadern, – zeigt. Das Blattwerk untergliedert sich in drei Zonen: Die unterste Zone bilden pro Seite zwei paarig angeordnete langstielige Dreiblätter, die an den mittleren Blattspitzen miteinander verbunden sind. Hinter ihnen wächst ein weiterer Blattkranz hervor, dessen paarig verbundene Blattspitzen umbiegen und sich zu den Blattspitzen der unteren Reihe herabneigen. Zu oberst folgt schließlich eine dritte Blattreihe aus zwei großen Blättern pro Seite, die gegen den Abakus laufen und sich als Dreiblätter umbiegen, um die Blätter der mittlere Reihe zu berühren, wobei sie in der Mitte in der Art eines Ovalmotivs miteinander verwachsen sind. Durch das Vortreten und Vorwölben der teilweise hinterschnittenen Blattelemente entsteht ein hoher Grad an Plastizität, der dieses auch kompositionell gut durchgestaltete Kapitell auszeichnet.

Sein Pendant im Norden (Abb. 184) – nun ausgestattet mit einem Halsring – ist ebenfalls stark plastisch durchgestaltet: Den unteren Blattkranz bilden hier paarig an den Ecken angeordnete Halbpalmetten, die sich einander zuwenden und an den Spitzen berühren, wobei sie sich deutlich vorwölben. Neben ihnen steigen an den Seitenmitten je zwei schmale Blätter mit diamantierten Blattadern auf, die bis zur Ecke der Abakusplatte reichen und dort als gezaddeltes Fünfblatt umknicken, wobei sich letzteres auf die Halbpalmetten des unteren Blattkranzes herabsenkt. Zwischen den Halbpalmetten entwachsen dem Blattansatz zwei weitere schmale Blätter, die die diamantierten Blätter hinterkreuzen und sich der Mitte des Abakus zuwenden, wo sie sich mit ihrem Pendant von den anderen Ecke vereinigen und ein herabgeneigtes Dreiblatt ausbilden. Die Ansätze der Blattzwischenräume sind auch hier wieder mit Parabelriefen betont. – Diese Komposition entspricht einem gängigen spätromanischen Kapitellschema und findet sich in ähnlicher, allerdings etwas komplizierterer Form auch bei den Kapitellen der beiden Hauptpfeiler in Rheda (Kap. D.6.2.2.).

Sowohl durch die Detailgestaltung wie die diamantierten Blattadern und die recht sorgfältigen Parabelriefen, als auch durch das Hervortreten der Drei- und Fünfblätter sowie insbesondere durch die sich vorwölbenden Halbpalmetten gewinnt das Kapitell an ungeheurem plastischem Volumen – ein Charakteristikum, das es mit

seinem südlichen Pendant gemein hat; beide dürften wohl von demselben Bildhauer gefertigt worden sein.

Die vier Kapitelle der oberen Blendnischenrahmungen (Abb. 188), deren mittlere zu einem Doppelkapitell verbunden sind, sind weitestgehend identisch gegliedert und gehören einem bereits vertrauten Typus an: Den Kapitellkörper zwischen Halsring und Abakusplatte bedecken Blattformen, die aus dem klassischen Eckmotiv der Kapitellbänder in Chor und Langhaus gebildet sind, das heißt ein auf Eck gesetztes Zungenblatt flankiert links und rechts ein schmaleres ‚Rahmungsblatt' mit keulenartig verdickter Blattspitze, die sich auf das Zungenblatt herabsenkt. Anders aber als bei dem üblichen Grundschema der Halbrundvorlagenkapitelle der Kapitellbänder gibt es hier kein mittiges Zungenblatt, sondern die Eckmotive stoßen – auch aufgrund des geringeren Platzes – unmittelbar aneinander, nur abgegrenzt durch eine bis zum Halsring herabgeführte Furche. Diese begegnet auch bei den beiden Querhausportalen (Kap. C.6.2.2.1.), darüber hinausgehend findet sich eine entsprechende Gesamtkomposition aus nebeneinander gesetzten, durch eine Mittelfurche abgegrenzten Eckmotiven insbesondere bei den beiden Dienstkapitellen der nordwestlichen Vorlagenabkragung des östlichen Hauptschiffjoches (Kap. C.6.2.2.2.), dort allerdings mit hart abknickenden Rahmungsblättern. Die hier anzutreffende weicher gebogene Form kennzeichnet freilich die Rahmungsblätter der Kapitellbänder an den beiden Vorlagenabkragungen des westlichen Gurtbogens sowie die beiden Eckdienstkapitelle der Westwand (Kap. C.6.2.3.2.), letztere mit einer verwandten Komposition, hier jedoch mit sich hinterkreuzenden ‚Rahmungsblättern'.

An diese Kapitellgruppe in den beiden westlichen Hauptschiffjochen (= Phase III) sind die vier oberen Blendnischenkapitelle, die derselben Bauphase angehören, unmittelbar anzuschließen, auch wenn bei ihnen aufgrund der großen Anbringungshöhe auf eine detaillierte Oberflächengestaltung, etwa in Form von Parabelriefen, verzichtet wurde.

6.2.4. Die Kapitelle der Wandnische neben dem Kreuzgangportal

Als ebenfalls noch der Phase III zugehörig, jedoch durch die Detailformen wie auch das Material – (zumeist Baumberger Sandstein) – durchaus eigenständig, ist die

Wandnische neben dem Kreuzgangportal (Kap. C.7.3.) anzusehen. Hier hat sich von den Kapitellen der Doppelsäulen in der südlichen Laibung dasjenige der hinteren Säule fast vollständig erhalten (Abb. 414), das der vorderen zumindest in Fragmenten und Anschlussstücken. Die als Doppelkapitell konzipierten Kapitelle aus Baumberger Sandstein wurden aus zwei separaten Werkstücken gefertigt, die mittig in einer durch den weitgehenden Verlust des vorderen Kapitells wieder offenliegenden Stoßfuge zusammentreffen.[1056]

Die beiden Kapitelle zeigten nach Ausweis der erhaltenen Teile dieselbe Gestaltung: Den Kelch des Kapitellkörpers umstehen je vier fleischige Eckblätter, die jeweils durch einen Spalt voneinander getrennt sind. Sie steigen vom Halsring auf, verdecken den Abakus und reichen hinauf bis zum umlaufenden Kämpferwulst. Hier biegen die Blattspitzen um und rollen sich zu dicken, volutenartigen Knollen ein. Ähnlich wie die Eckblätter der Basen (Kap. C.6.1.5.) stießen die zum Kapitellzwischenraum gewandten Eckblätter gegen die Eckblätter des Nachbarkapitells, so dass sich diese Blätter nicht so frei entfalten konnten wie diejenigen an den ‚freien' Ecken.

Die glatte Oberfläche der Eckblätter wird beim erhaltenen östlichen Kapitell nur am nordöstlichen Blatt durch zwei eingekerbte Riefen aufgelockert, am nordwestlichen Pendant findet sich hingegen nur eine gerade dünne Ritzlinie,[1057] was auf eine geplante weitere Ausarbeitung deutet und somit auf einen Versatz des Kapitells in nur teilweise vollendetem Zustand schließen lässt.

In ihrer Grundanlage – vier durch Furchen getrennte Eckblätter, deren über den Abakus hinausreichende Blattspitzen sich nach unten umbiegen – ähneln sie den Kapitellen des unmittelbar benachbarten Kreuzgangportals (Kap. C.6.2.2.1.), darüber hinaus auch den Kapitellen des Nordportals in ihrer Grundform ohne deren nachträgliche Oberflächengestaltung, doch lassen sich auch große Unterschiede wie die völlig anderen Proportionen oder die wesentlich sorgfältigere Ausführung, nicht übersehen. Das Motiv der fleischigen Eckknollen begegnet in ähnlicher Form bei den Kapitellen der Dreifenstergruppen der Querhäuser (Kap. C.6.2.2.4.). In ihrer auffällig gedrückten, breiten Proportion sind die Nischenkapitelle am nächsten verwandt den

[1056] Zum technischen Befund der Kapitelle s. die Ausführungen in Kap. C.7.3.
[1057] STROHMANN, Wandnische, 1995, S. 211.

Kapitellen der seitlichen Säulenarkaden der Grabtumba Bischof Hermanns II (Kap. C.6.2.5., C.7.4.), wo zudem der Kapitellkörper hinter den Deckblättern ebenfalls relativ großflächig in Erscheinung tritt.

Möglicherweise wurden die Nischenkapitelle, deren Proportionen sich an den Maßverhältnissen von ‚Kleinarchitektur-Kapitellen' orientieren, in bewusster Angleichung an die (älteren) Kapitelle des Kreuzgangportals gestaltet, um so in diesem Teil des Kreuzgangs eine einheitliche Formgebung zu erzielen.

6.2.5. Die Kapitelle der Säulenarkaden der Grabtumba Bischof Hermanns II.

Die seitlichen Säulenarkaden der Grabtumba Bischof Hermanns II. (Abb. 417–419; Kap. C.7.4.) ruhen auf Kapitellen auf, die allesamt dieselbe Gestaltung zeigen: Der relativ breit proportionierte Kapitellkörper wird von einem Kranz aus stehenden Zungenblättern eingefasst. Diese sind so angeordnet, dass die Eckblätter, die sich etwas unter die Ecke des Abakus vorbiegen, jeweils ein weiteres Lanzettblatt in der Seitenmitte flankieren. Dabei sind die drei Blätter der Frontseite – die beiden Eckblätter und das Mittelblatt – durch eine aufgelegte Blattader hervorgehoben.

In ihrem grundsätzlichen Gliederungsschema mit einem Kranz stehender Blattlanzetten gehören sie in die Nachfolge der östlichen Eckdienstkapitelle des Chores (Kap. C.6.2.1.3.2.), deren Schema auch von den Doppelkapitellen der unteren Nischenreihe des Westgiebels (Kap. C.6.2.3.5.) aufgriffen wurde. Diese stehen ihnen nicht zuletzt auch aufgrund der Proportionen dabei wesentlich näher. Das Motiv der aufgelegten Blattrippen dürfte von den Kapitellen der Säulenrahmungen an den Dreifenstergruppen der Querhäuser übernommen sein. In den breitgelagerten Proportionen und auch in der Einansichtigkeit des Kapitellkörpers sind sie den Kapitellen der Wandnische neben dem Kreuzgangportal (Kap. C.6.2.4.) nächstens verwandt, im Unterschied zu diesen verzichten sie jedoch auf einen Kämpfer, wie es auch bei den Kapitellkonsolen der Westrose (Kap. C.6.2.3.4.) der Fall ist.

6.2.6. Die Kapitelle der Piscina

Ebenfalls der Phase III zuzurechnen ist schließlich noch der Kapitellblock der freistehenden Piscina im Hochchor, doch sollen dessen durchaus sehr eigenständige

Kapitellgestaltungen nicht an dieser Stelle, sondern im Gesamtzusammenhang mit der Piscinastele in Kap. C.7.3. behandelt werden.

6.2.7. Zusammenfassung der Kapitellanalyse

Die Kapitellskulptur der Marienfelder Klosterkirche wurde in Darstellungen über den Bau zumeist nur im Überblick und eher summarisch behandelt,[1058] genauere Betrachtungen und Einzelanalysen bleiben die Ausnahme.[1059] Eine Zusammenschau der einzelnen Beobachtungen und Analysen zeigt jedoch, dass eine genaue Betrachtung der Kapitellskulptur und der Bauornamentik insgesamt entscheidende Ergebnisse für den Werkprozess und damit für die Baugeschichte der Abteikirche erzielt. Die Periodisierung der Kapitellskulptur deckt sich mit der auf Baubefunde gestützten Phaseneinteilung der Baugeschichte und kann deren Ablauf sogar in einzelnen Punkten noch präzisieren.

Durch das Aufzeigen der Herkunft von Gestaltungsmotiven, der stilistischen Grundlagen, des Umfeldes und der Nachfolge kann das weitreichende Beziehungsgeflecht der Marienfelder Kapitellskulptur veranschaulicht und in seiner besonderen Bedeutung hervorgehoben werden.

Eine besondere Stellung kommt dabei der Kapitellskulptur des Chores, das heißt der Bauphase Ib/c, zu: Hier bilden die Kapitelle der Viersäulenbündel die frühesten Beispiele, die zur besonderen Auszeichnung des Sanktuariums als reich dekorierte Blattstengelkapitelle gestaltet sind, wobei die zum Binnenchor, das heißt zum Altarraum, gerichteten Kapitelle zusätzlich durch eine aufwendigere Gestaltung der unteren Blattreihe in Form von knollenartig ausgebildeten Stützblättern hervorgehoben sind. Diese wie auch die einfachen, geäderten Stützblätter der zum Seitenschiff gerichteten Kapitelle unterfangen aufliegende, gefächerte Deckblätter, die sich zu einem Ovalmotiv vereinigen – eine höchst charakteristische

[1058] NORDHOFF, Kreis Warendorf, 1886, S. 141; HÖLKER, Kreis Warendorf, 1936, S. 214; WERLAND, Chronik, 1968, S. 68; DEHIO, Westfalen, 1969, S. 316; MAUÉ, Bauformen, 1975, S. 38–39; RÖCKENER, Hallenkirchen, 1980, S. 221; SCHULZE, Klöster, 1982, S. 383; LOBBEDEY, Westfalen, 1999, S. 138; DEHIO, Westfalen, 2011, S. 403.

[1059] TRÖLLER, Marienfeld, 1935, S. 24–28 (aber auch er bleibt zumeist summarisch); THÜMMLER/BADENHEUER, Westfalen, 1964/73, Tafel 63, 64 (mit Erläuterungstexten); THÜMMLER, Visby–Varnhem, 1967, S. 89, 93; MÜHLEN, Ausstrahlung, 1984, S. 128–129 (jeweils nur kurze Charakterisierung); LINKE, Marienfeld, 1994, bei den jeweiligen Beschreibungen und im Zusammenhang S. 70–76; KEMPKENS, Bernhard II., 2008, S. 109, 123–124.

Motivkombination, die die Marienfelder Viersäulenbündelkapitelle in einen größeren Kontext einbinden.

So lässt sich der Typus der Blattstengelkapitelle auf eine Kapitellgruppe im Emporengeschoss von Chor und Querschiff (um 1155/60–1175) der Kathedrale von Laon zurückführen, unter denen sich auch das von Stützblättern getragene ‚Ovalmotiv' ausgebildet findet (Abb. 1360–1363). Von Laon dürfte der Typus der Blattstengelkapitelle durch Bauten wie den um 1180 – vor 1188 errichteten Westchor von St. Georg in Köln in die niederrheinische Baukunst vermittelt worden sein. Zu den dortigen Ranken- und Blattstengelkapitellen gehören auch die beiden Kapitelle des Nordportals (Abb. 1377–1378), wo sich ebenfalls vollständig ausgebildet das Motiv des von Stützblättern getragenen Blattovals findet.

Das Werkstattumfeld der Marienfelder Viersäulenbündelkapitelle lässt sich in den von der Ausführung her eng verwandten Kapitellen der Bogengalerien und der unteren Eckkapitelle im Westchor des Domes zu Münster fassen, dessen Errichtung gleichzeitig mit dem Chorbau der Marienfelder Klosterkirche auf Initiative von Bischof Hermann II. von Katzenelnbogen (1174–1203), dem bischöflichen Mitstifter der Zisterze Marienfeld, erfolgte.

Während das charakteristische Ovalmotiv dort keine Verwendung findet, taucht es nachfolgend bei einer Reihe von Bauten auf, die vielfach direkt oder indirekt in Zusammenhang stehen mit Mitgliedern der Edelherrenfamilie zur Lippe, die Marienfeld als ihr Hauskloster mitstiftete und besonders förderte, sich aber auch der in Marienfeld tätigen Bauleute bediente, so dass Marienfelder Formengut vielfach bei Bauten der lippischen Familie anzutreffen ist (siehe Kap. C.10.4.1.3.). Dementsprechend findet sich das von Stützblättern getragene ‚Ovalmotiv' bei einem Eckkapitell im nördlichen Chorwinkelturm (um 1200) der Großen Marienkirche in Lippstadt (Abb. 958–959), von wo es durch lippische Bauhandwerker bis zum Rigaer Dom (1211 begonnen) vermittelt wurde (Abb. 1212, 1213), und im Chor (um 1215/20) der Münsterkirche in Herford (Abb. 1025) sowie wiederum in Lippstadt im jüngeren Langhaus (um 1215/20) der Großen Marienkirche. Weitere Beispiele erscheinen in der Gertrudenkirche in Osnabrück (um 1220/25; Abb. 1177), im Langhaus der Stiftskirche in Langenhorst (um 1220/25; Abb. 886), an den Kapitelsaalarkaden in Kloster Loccum (um 1220/30; Abb. 1296) und in Chor und

Langhaus in Billerbeck (vor 1234; Abb. 1319, 1320), bei denen jeweils eine unterschiedlich enge Verschränkung zu den Bauhütten in Marienfeld und Lippstadt aufgezeigt werden kann, während bei den jüngeren Beispielen in Castrop (um 1220/30; Abb. 1379) und Wiebrechtshausen/Northeim (um 1230/40) die stilistischen Verbindungen eher allgemeinerer Natur sind.

Die bisher wenig beachteten Kapitellfriese der unteren Fenstergruppe in der Ostwand zeigen als bestimmende Gestaltung sich überkreuzende Blattstengel, die sich mit ihren Pendants in einer umknickenden Blattspitze vereinigen – ein Motiv, das wie die Blattstengelkapitelle auf die Kapitellzier der Kathedrale von Laon zurückzuführen ist.

Gleiches gilt für den Grundtypus der Zungenblattkapitelle, die – vermittelt wohl über das Rheinland, etwa als frühes Beispiel der Westbau (um 1170/80) des Münsters zu Mönchengladbach – an den Kapitellbändern der Marienfelder Wandvorlagen Verwendung gefunden haben. Das einheitlich gestaltete Gliederungsschema der Kelchblockkapitelle umfasst an den Mitten und Ecken ein Zungenblatt, von denen letzteres leicht umknickt und von rahmenden, schmalen Zungenblättern mit umgeschlagener Blattspitze niedergedrückt wird; die Blattansätze werden durch Parabelriefen betont. Dieses Grundschema, entwickelt für die Halbsäulenvorlagen, findet in abgewandelter Form auch Verwendung bei den Dienst- und den Pfeilerkernkapitellen. Der Verzicht auf eine vielfältige Variation des Grundschemas ist dabei als zisterziensische *simplicitas* zu werten.

Zum unmittelbaren stilistischen Umfeld der Marienfelder Vorlagenkapitelle der Chorbauphase gehört eine Gruppe von (zumeist mit Parabelriefen verzierten) Zungenblattkapitellen, die allesamt in Kirchbauten vorkommen, die mit besonderer Förderung des münsterschen Bischofs Hermann II. von Katzenelnbogen (1174–1203) errichtet wurden: Die engsten Parallelen finden sich im Kreuzgang und der Kirche in Asbeck (beg. um 1185; Abb. 855) sowie in Langenhorst (beg. um 1185/90; Abb. 878), des weiteren am Westbau des Domes zu Münster (um 1185/90 – ca. 1202; Abb. 894) und in der dortigen Ludgerikirche (um 1185–1210; Abb. 1423–1424), was auf eine Vermittlung von Bauleuten und eines qualifizierten Bildhauertrupps durch Bischof Hermann II. hindeutet. Dieser arbeitete normalerweise recht

abwechslungsreich, die standardisierten, von zisterziensischen Askesevorstellungen bestimmenten Marienfelder Kapitelle bilden somit eine Ausnahme.

Eine unmittelbare Nachfolge der Kapitellbänder der Marienfelder Chorvorlagen bildet die Kapitellzier der spätromanischen Chorerweiterung der St. Marienkirche in Wisby (Visby) auf Gotland (Abb. 1127–1138). Diese zeigt zwar einen deutlich größeren Motivreichtum, lässt aber durch engste Übereinstimmungen in Gestaltung und Modellierung vermuten, dass hier derselbe Bildhauer (-trupp) wie in Marienfeld tätig gewesen ist. Durch diese enge Verbindung mit den Kapitellbändern im Marienfelder Sanktuarium, die gegen 1200 anzusetzen sind, kann die spätromanische Choranlage in Wisby, bisher um 1230/50 datiert, nun ins erste Viertel des 13. Jahrhunderts vordatiert und die überlieferte Weihe von 1225 auf diesen jüngeren Bauteil (und nicht die ältere, hochromanische Phase) bezogen werden.

Insgesamt ist die Kapitellskulptur der Marienfelder Bauphase I gekennzeichnet durch eine sorgfältige Ausführung und ein hohes Qualitätsniveau, das sich auch in der frühzeitigen Verwendung von zum Entstehungszeitpunkt hochaktuellen Kapitellgestaltungen äußert, die von der Champagne (mit dem Zentrum Laon) über das Rheinland vermittelt wurden und sich auch im unmittelbaren westfälischen Umfeld an Bauten aus dem Umkreis des münsterschen Bischofs Hermann II. finden. Die stilistische Nachfolge reicht von westfälischen, vornehmlich von den Edelherren zur Lippe errichteten Bauten bis nach Wisby/Gotland und ins baltische Riga. Da der Kreis der Bauten mit dieser charakteristischen Kapitellskulptur jedoch zunächst auf Werke dieser gemeinsamen Bauhütte beschränkt bleibt und hinsichtlich der Zungenblattkapitelle keine unmittelbare Nachfolge in Westfalen findet, kann man von einer ‚stilistischen Insellösung' sprechen. Erst zu Beginn des 13. Jahrhunderts nehmen dann stärker rheinisch geprägte Kapitellgestaltungen in Westfalen das Formenrepertoire dieser Kapitellgruppe auf.

Mit der baulichen Fertigstellung des Sanktuariums und der daran anschließenden Bauunterbrechung scheint auch ein qualitativer Einbruch in der Marienfelder Kapitellskulptur einherzugehen, der wohl aus dem damit in Zusammenhang stehenden Weggang der am Chorbau tätigen Bauhandwerker und Bildhauer resultiert. Entsprechend weisen die frühesten Kapitelle der Phase II, die Säulenkapitelle der beiden Querhausportale, eine ungelenke, in der Proportion überschlanke

Formgebung auf, die auf einen im Kapitellschlagen ungeübten Bildhauer hindeutet und an der auch eine offenbar nachträgliche Ausgestaltung mittels einer Blattfiederung nichts zu ändern vermochte.

Für die Eckdienstkapitelle in den Querarmen und die Kapitellbänder im ersten Langhausjoch lagen offenbar noch Werkstücke aus Phase Ic vor, die allerdings teilweise nur halbfertig waren und offenbar auch in dieser Form oder mit einer reduzierten Endbearbeitung versetzt wurden. Lediglich das (demselben Grundschema folgende) Kapitellband der nördlichen Vorlagenabkragung des östlichen Langhausgurtbogens scheint in Phase II neu angefertigt worden zu sein. Es zeigt eine leicht abweichende Proportionierung und Detailgestaltung, etwa die hier neu eingeführten Blattrippen, die dann auch bei den Lanzettblättern der Arkadenkapitelle der Dreifenstergruppen in den Querhausstirnen wiederkehren und zu den markanten Neuerungen in der Kapitellskulptur der Phase II gehören.

Hinzu kommt an besagter Vorlagenabkragung am westlichen Dienstkapitell ein dann aber nicht weiterverfolgter Ansatz für eine zusätzliche ornamentale Ausgestaltung der Blattoberflächen, die dafür aber in vergleichbarer Form nachträglich bei den Nordportalkapitellen durchgeführt wurde.

Als neues, skulptiertes Architekturelement werden in Phase II schließlich die Konsolen der Vorlagenabkragungen eingeführt, deren Gestaltung auf das Grundmotiv der Halbrundvorlagenkapitelle zurückgreift, dieses dabei aber so abstrahiert und in eckige, ungelenke und wenig qualitätvoll ausgearbeitete Formen umsetzt, dass insgesamt der Eindruck eines simplen, vielfach unverstandenen Repetierens vorgefundener Motive entsteht.

Auf einem ähnlichen, nur stellenweise darüber hinausgehenden Qualitätsniveau setzt sich die Kapitellskulptur der Bauphase III fort, die vermutlich zumindest teilweise durch dieselben Bildhauer ausgeführt wurde, die nun jedoch wieder eine größere Sorgfalt bei der Endbearbeitung an den Tag legen. Die Kapitellbänder der Vorlagenabkragungen folgen den in Phase I und II vorgegebenen Gestaltungsmustern, doch sind auch hier kleine Modifizierungen zu beobachten, etwa die nun nicht mehr abknickenden, sondern gekurvten Rahmungsblätter des Eckmotivs oder die jetzt deutlich gerundeten ‚Parabelriefen'. Hierin zeigt sich ein

zudem ein auch an weiteren Motviven erkennbares Wiederaufgreifen von zwischenzeitlich weggelassenen Gestaltungsmotiven der Bauskulptur der älteren Bauteile, ohne jedoch deren Bearbeitungs- und Gestaltungsqualität zu erreichen – es bleibt ein hoher Grad an Stilisierung und Flächenhaftigkeit (wie bei den unfertigen Kapitellbändern der Phase II).

Auch die Kapitelle der beiden neu eingeführten Arkadensäulen folgen trotz der stärkeren Stilisierung dem vertrauten Kapitellschema der Halbrundvorlagen. In ähnlicher Weise setzen die beiden Konsolgebilde der Vorlagenabkragungen des westlichen Gurtbogens das vorgegebene Schema der Konsolen im östlichen Hauptschiffjoch fort, doch gibt es auch hier kleine Neuerungen, etwa die Stern- bzw. Rosettenmotive an der Unterseite des untersten Konsolelementes (Abb. 365, 367), die eine direkte Nachfolge an den Abkragungskonsolen der Zisterzienserkirche im schwedischen Varnhem finden (Abb. 1259–1261). Fast spielerisch erscheint die versteckte Einfügung des Maskengesichtes und des Vogelkopfes an der südwestlichen Abkragung (Abb. 366, 367) – die versteckte Anbringung geschah wohl auch deshalb, weil der Bildhauer damit, wenn auch nur marginal, gegen das im Zisterzienserorden existierende Verbot figürlicher Darstellungen verstieß.

Als innovativ erweisen sich die westlichen Eckdienstkapitelle mit den sich überkreuzenden Blattstengeln und insbesondere die beiden Einzelkapitelle der äußeren Säulen in der unteren Blendnischenreihe des Westgiebels, die mit ihrem reichen, vielfach hinterschnittenen Blattwerk, zum Teil mit diamantierten Blattadern, völlig neue, in Marienfeld singuläre Gestaltungsformen besitzen. Dagegen folgen die übrigen Blendnischenkapitelle dem üblichen Formenschatz wie dem klassischen Eckmotiv (obere Reihe) oder einfachen Blattlanzetten (untere Reihe), die auch bei den Kapitellkonsolen der Westrose sowie bei den Kapitellen der Wandnische neben dem Kreuzgangportal und an der Grabtumba Bischof Hermanns II. (hier mit Blattadern) Verwendung finden.

In der Gesamtschau ergibt sich somit, dass die Bauphase I gekennzeichnet ist durch die frühe Verwendung modernster französischer, vornehmlich in der Champagne (Laon) entwickelter Kapitellgestaltungen, die erst kurz zuvor über das Rheinland nach Westfalen vermittelt wurden und in Marienfeld einen ihrer frühesten Vertreter auf westfälischem Boden finden und mit den übrigen Bauten Bischof Hermanns II

von Münster für zwei Jahrzehnte eine ‚stilistische Insellösung' bilden. Die Phasen II und III hingegen sind bestimmt von einem Fortführen (und nur leichtem Modifizieren) des vorgefundenen Formenrepertoires, was sicherlich auf Wunsch des Bauherrn, das heißt des Zisterzienserkonventes, geschah. Neuerungen finden nur an versteckten Stellen Eingang, so etwa am Westgiebel.

Dieses Festhalten an den bauimmanenten Formen bewirkt einerseits eine große, bis heute beeindruckende Einheitlichkeit des Kirchenbaues auch im Hinblick auf die Kapitellskulptur, andererseits wären – abgesehen von den genannten Ausnahmen – die beteiligten Bildhauer der Phasen II und III auch kaum zu innovativeren Leistungen auf dem Niveau der Kapitellschläger von Phase I in der Lage gewesen.

6.3. Die Konsolen der Halbrundvorlagen des östlichen Vierungsbogens

Als eng verwandt mit der Kapitellskulptur, jedoch vom Aufbau und der Gestalt her durchaus auch unterschiedlich und eigenständig erweisen sich die beiden mit Blattwerk gezierten Konsolen (Abb. 372–375), die der Abfangung der Halbrundvorlagen des östlichen Vierungsbogens dienen.[1060] Sie wurden beide aus dem feinkörnigen, leicht zu bearbeitenden Baumberger Sandstein gefertigt und offenbar erst nachträglich an den dafür vorgesehenen Stellen in den Pfeilerstirnen eingefügt (siehe dazu Kap. C.4.3.1.2., C.4.3.5.5.) Ihre fein differenzierten Oberflächen waren zwischenzeitlich mit dicken Kalktünche- und Farbschichten überdeckt, konnten aber bei der Innenrestaurierung 1934/35 wieder freigelegt werden.[1061]

Die Gestaltung der beiden Konsolen ist vom grundsätzlichen Aufbau her gleich, doch sind insbesondere die unteren Partien in der Formgebung des Blattwerks höchst unterschiedlich und individuell ausgebildet, so dass beide Konsolen hier getrennt vorgestellt werden.

[1060] NORDHOFF, Kreis Warendorf, 1886, S. 141; ARNTZEN, Erneuerung, 1935, S. 323, dazu die Abbildungen S. 324; TRÖLLER, Marienfeld, 1935, S. 28; HÖLKER, Kreis Warendorf, 1936, S. 214, dazu Abb. 312, 313; THÜMMLER, Visby–Varnhem, 1967, S. 93; DEHIO, Westfalen, 1969, S. 316; THÜMMLER, Marienfeld, 1972, S. 10; MAUÉ, Bauformen, 1975, S. 38–40; SCHULZE, Klöster, 1982, S. 383; LINKE, Marienfeld, 1994, S. 41–42, 71; LOBBEDEY, Westfalen, 1999, S. 138; LECHTRECK, Kirchen, 2005, Abb. S. 34; KEMPKENS, Marienfeld, 2011, S. 20–21; DEHIO, Westfalen, 2011, S. 403.

[1061] ARNTZEN, Erneuerung, 1935, S. 323, dazu die Abbildungen S. 324 vor und nach der Restaurierung.

6.3.1. Die südliche Vorlagenkonsole

Das unterste Element der im Grundriss mehr als halbrunden Konsole[1062] bildet ein frei gearbeiteter, runder Zapfen (Abb. 374–375). Diesem entsprießt Blattwerk, welches fast vollständig das Kelchelement der Konsole umschließt. Dessen Rand geht über in eine kleine Schräge, auf die eine Platte, ein schmales Plättchen sowie ein Wulst mit Röllchenfriesdekor folgt. Ein weiteres Plättchen bildet den Absatz zu einer tiefen Kehle, in die fünf Kugeln als Besatz eingefügt sind. Auf ein schräges Plättchen folgt ein weiterer Wulst, nun mit Schuppenfriesdekor. Eine Platte und ein schmaler Halbrundwulst fungieren als Übergang zur ‚Halbrundvorlage'.

Mit der nach oben im Durchmesser größer werdenden Abfolge von Wulst – Kehle – Wulst entspricht der obere Konsolteil einem umgekehrten attischen Basisprofil. Seine Einzelelemente lohnen eine genauere Betrachtung: So sind die recht kurzen, an ihren Schnittstellen radial angeordneten Röllchen[1063] des unteren Wulstes jeweils an ihrer Scheitellinie mit einer Längsritzung versehen, die drei Kugeln der Kehle zeigen mittig eine runde Erhebung, die sie als Früchte kennzeichnet. Der Schuppenfries des oberen Wulstes schließlich setzt sich aus vier Reihen gefurchter, zahnartiger, dreieckiger Blattspitzen zusammen. Zudem sind hier in der 45°- und der 135°-Position kreisförmige, deutlich abgearbeitete Partien zu erkennen, darüber erscheinen weitere Abarbeitungen und Zementausflickungen an der Platte und am Halbrundwulst. Dies deutet auf zwei ehemals hier vorhandene, größere Schmuckmotive mit einem kugeligen Element auf Höhe des Wulstes hin, sowie auf einer nicht mehr genauer bestimmbaren Fortsetzung nach oben.

Das Blattgebilde, das den Konsolkelch umfängt, entwächst einem keulenförmigen, durch Vorbiegen etwas von der Pfeilerfront abgewandten Zapfen, der an der Unterseite eine doppelte Sechspassrosette zeigt: Diese besteht aus einer zentralen Kreisscheibe mit kleiner Mittelbohrung, um die sich zwei hintereinanderliegende, versetzt angeordnete Kränze aus je sechs dreiviertelrunden Blättern legen, zwischen die jeweils kleine, leicht rautenförmige Spitzen gefügt sind.

[1062] Die Konsole setzt sich zusammen aus zwei Werkstücken, deren rückwärtige Partien in den Pfeiler einbinden. Hier lassen sich noch die Quadermaße der ursprünglichen Werkblöcke ablesen (Maße in cm): 1. unterer Quader: H: 38; B: 45; Vorstehen des Konsolelementes: 26; 2. oberer Quader: H: 26,5; B: 51; Vorstehen des Konsolelementes: 32. – Eine hervorragende Abbildung der Konsole bei LECHTRECK, Kirchen, 2005, S. 35, ebenso bei KEMPKENS, Marienfeld, 2011, S. 19.

[1063] Längenmaße der aufgrund der radialen Anordnung zur Mitte hin länger werden Röllchen: 2,2–2,4 cm bzw. 2,5–3,0 cm.

Nach dem unteren Drittel löst sich die glatte Zapfenoberfläche in insgesamt acht Blattstengel in zwei Reihen auf, die eine spiegelsymmetrische Komposition ergeben. Der Ansatz der Blattzwischenräume wird jeweils markant durch eine doppelte ‚Parabelriefe' betont.[1064] Die Blattstengel sind durchweg mit einem doppelten Randwulst und einem mittigen Band aus entsprechend der Stengelform nach oben hin größer werdenden Halbkugeln mit Mittelbohrung ornamentiert. Die sich zum Teil in halber Höhe nochmals aufspaltenden Blattstengel, welche sich mit benachbarten Stengeln zumeist überkreuzen, sind in einer gespannten Kurvatur angelegt und neigen sich mit ihrem Ende abwärts. Die Oberseite der überwiegend als gezaddeltes Fünfblatt ausgebildeten Blattenden ist durch Haupt- und Nebenadern in Form eingeritzter Doppellinien unverkennbar als gefiedertes Blatt strukturiert.

Aus den Blattstengeln der vorderen Reihe wachsen zudem zudem runde, teilweise frei gearbeitete Stengel heraus, welche vollplastische Fruchtkapseln, wohl Granatäpfel oder Mohnkapseln,[1065] mit markant ausgebildeter Blütenspitze tragen, die bei der mittleren Fruchtkapsel besonders aufwendig ausgestaltet ist. Jede der insgesamt sieben Fruchtkapseln wird dabei von einem der sich stark vorwölbenden Blattenden überfangen, die mittlere und die unteren an den Seiten sogar von je zweien. Von den Blattansätzen der letztgenannten geht jeweils ein großer, zur Mitte gewandter Blattstengel aus, der sich nochmals spaltet und mit seiner nur leicht geöffneten Blattspitze mittig am oberen Kelchrand mit der Blattspitze seines Gegenstücks zusammentrifft. Darunter berühren sich die die Blattrücken der jeweils dritten Blattstengel von außen und neigen sich über die mittlere Fruchtkapsel herab, deren Stengelansatz durch doppelte ‚Parabelriefen' betont wird.

Die besondere, augenscheinliche Qualität der südlichen Konsole äußert sich neben der souveränen Ausführung der Zierfriese am oberen Konsolteil insbesondere in der reichen ornamentalen Gestaltung der Blattstengel, der kleinteiligen Endrosette sowie der Gesamtform mit der vielfach vollplastischen, frei hinterarbeiteten Form der Blattstengel und Fruchtkapseln.

[1064] Auf der Ostseite ist der Spalt zu weit heruntergeführt, so dass hier nur eine begleitende Doppellinie angebracht wurde.
[1065] TRÖLLER, Marienfeld, 1935, S. 28 sieht „am meisten Aehnlichkeit mit Mohnkapseln".

6.3.2. Die nördliche Vorlagenkonsole

In ihrem Grundaufbau entspricht die nördliche Vorlagenkonsole (Abb. 372–373)[1066] weitgehend ihrem südlichen Pendant, insbesondere in der Ausbildung des oberen Konsolteils, so dass hier auf eine erneute Beschreibung der Profilfolge verzichtet werden kann, doch zeigen sich auch dort einige wenige Unterschiede: So sind etwa die Röllchen des unteren Wulstes hier etwas länger dimensioniert als auf der Südseite,[1067] die fünf Besatzkugeln der Kehle zeigen mittig keine runde Erhebung, sondern einen eingeritzten Kreis, und die Schuppenblätter des oberen Wulstes sind hier mit leicht gekurvten Rändern gestaltet.

Das Blattgebilde, das auch hier den Konsolkelch umfängt, nimmt seinen Ausgang von einem weniger markant ausgebildeten, jedoch auch hier leicht von der Wand abstehenden Zapfen, dessen Unterseite glatt belassen ist und mittels einer Schräge in den oberen Teil übergeht. Hier entsprießen bereits nach ca. 3 – 3,5 cm die insgesamt zehn Ansätze der Blattstengel, die an dieser Konsole allein durch ihren Umriss charakterisiert und nicht weiter ornamentiert sind. Diese glatten Blattstengel, die sich teilweise weiter aufspalten und vielfach überkreuzen, bestimmen die spiegelsymmetrische Komposition des Blattgebildes, die jeweils mittig und an den Seiten von einem Motiv aus gegenständigen Blättern und Fruchtkapseln geprägt wird. Letztere neigen sich dabei mit ihren Spitzen einander zu und werden getragen von runden Stengeln, die vor den flachen Zungenblättern aufsteigen. Diese beugen ihre umgeschlagenen, ‚trompetenförmigen' Blattenden auf die Fruchtkapseln herab und berühren sich mit den Blattspitzen.

Zwischen diesen Hauptmotiven steigt in der Diagonalposition ein weiteres, aus zwei Blattstengeln vereinigtes Zungenblatt auf, das sich nicht vorwölbt. Ihnen aufgelegte, sich ebenfalls vereinigende Rundstengelreste deuten darauf hin, dass vor der löffelartigen Verbreiterung des Blattendes ehemals eine weitere, heute leider zerstörte Fruchtkapsel ausgeformt war, die sich mutmaßlich nach vorn oder unten wandte. Damit zierten ehedem insgesamt acht Fruchtkapseln die nördliche Vorlagenkonsole.

[1066] Wie die südliche Konsole besteht auch die nördliche aus zwei Baumberger Sandstein-Werkblöcken, deren Quadermaße an den in den Pfeiler einbindenden Partien abzulesen sind (Angaben in cm): 1. unterer Quader: H: 37,5; B: 47; Vorstehen des Konsolelementes: 25,5; 2. oberer Quader: H: 26,5; B: 51; Vorstehen des Konsolelementes: 32.

[1067] Längenmaße der aufgrund der radialen Anordnung zur Mitte hin länger werden Röllchen: 3,3–3,7 cm bzw. 3,6–4,0 cm. – Zum Vergleich die Längenmaße der Südkonsole: 2,2–2,4 cm bzw. 2,5–3,0 cm.

Die Qualität der nördlichen Konsole macht die durchdachte Gesamtgestaltung mit den sich verflechtenden Blattstengeln, der Akzentuierung durch symmetrische Hauptmotive sowie die weitgehend freiplastische Ausarbeitung ihrer Fruchtkapseln und der trompetenförmigen Blattenden aus. Hingegen ist die weniger aufwendige, auf eine ornamentale Oberflächengestaltung verzichtende Detailausbildung kein Anzeichen für ein geringeres Qualitätsniveau oder gar einen unvollendeten Zustand,[1068] sondern Ausdruck einer bewussten Gewichtung zwischen schlichteren Schmuckformen auf der einen und reicheren Ausgestaltungen auf der anderen Seite, wie sie häufiger bei mittelalterlichen Kirchenbauten anzutreffen ist. Im vorliegenden Falle sollte möglicherweise die klausurzugewandte Seite, von der auch der Konvent einzieht, hervorgehoben werden.[1069]

6.3.3. Die motivischen und stilistischen Grundlagen der Vorlagenkonsolen

Der spätromanische Formenreichtum der beiden Vorlagenkonsolen schöpft aus unterschiedlichen Quellen. So weist der hohe gestalterische Aufwand und die Neigung zu einem großen Dekoraufwand allgemein auf die reich dekorierte rheinische Spätromanik. Geht man den Formen jedoch im einzeln nach, so finden sie sich zwar durchaus in der niederrheinisch-kölnischen Baukunst, ihre Wurzeln liegen jedoch in unterschiedlichen Regionen, so am Oberrhein,[1070] in Franken oder im französischen Raum, etwa der Champagne.

Für die Blattbildungen der südlichen Vorlagenkonsole verweist Guido Linke auf das bereits um 1170 entstandene Kreuzgangportal des Wormser Domes.[1071] Dessen Tympanonfeld ist mit Blattranken gefüllt, die wie bei der südlichen Konsole aus langen, geschwungenen, sich aufspaltenden Blattstengeln bestehen, welche in einer sich umbiegenden Spitze in Form eines Drei- oder Fünfblattes enden. Selbst die Halbkugeln mit Mittelbohrung zur Strukturierung der Blattstengel sind hier bereits voll ausgebildet. G. Linke nennt darüber hinaus das Vorkommen vergleichbarer Motive in Gelnhausen und Aschaffenburg.[1072]

[1068] So TRÖLLER, Marienfeld, 1935, S. 28: „Die Konsole auf der Nordseite ist unvollendet“.
[1069] Freundlicher Hinweis von Dr. Clemens Kosch, LWL-Landesmuseum für Klosterkultur, Dalheim.
[1070] LINKE, Marienfeld, 1994, S. 71 verweist auf die Herkunft der Ornamentik aus dem Wormser Umkreis.
[1071] LINKE, Marienfeld, 1994, S. 71. – Zum Wormser Kreuzgangportal: HOTZ, Wormser Bauschule, 1985, S. 143 und S. 95–100; WINTERFELD, Worms, 1989, S. 8, 9, 16/18, dazu Abb. S. 80.
[1072] LINKE, Marienfeld, 1994, S. 71.

Die glatte Form der Blattstengel an der nördlichen Konsole findet sich dagegen bei vielen Kapitellen in Kirchen der Champagne,[1073] wo auch erstmals das charakteristische Motiv der ‚trompetenförmig' ausgebildeten Blattenden auftaucht, etwa bei Dienstkapitellen der Querhausemporen (um 1165/75) der Kathedrale von Laon (Abb. 1367, 1368)[1074] und bei Säulenkapitellen der Chorempore von Notre-Dame in Châlons-en-Champagne (früher: Châlons-sur-Marne; um 1177; Abb 1369, 1370)[1075], darüber hinaus in der Île-de-France auf der Chorempore der Kathedrale Notre-Dame in Paris (Chor 1163-1177; Abb. 1371).[1076]

Der Kugelbesatz in der Kehle des oberen Konsolenteils, in der rhein-maasländischen Baukunst eher selten anzutreffen, erweist sich ebenfalls als Motiv aus der oberrheinischen Romanik, wo er (nach Vorstufen) ab dem letzten Jahrzehnt des 12. Jahrhunderts häufiger anzutreffen ist. So findet er sich als auffällige Bogenzier der äußeren Blendarkaden am Chorumgang des Basler Münsters (Abb. 1358), mit dessen Bau bald nach dem Brand des Jahres 1185 begonnen wurde und dessen untere Partien zum Zeitpunkt einer Altarweihe in der Krypta 1202 sicherlich vollendet waren.[1077] In der Nachfolge des Basler Münsters stehen auch die um 1200 begonnenen Ostteile des Freiburger Münsters. Hier wurden die Blendarkaturen der Nikolauskapelle im Erdgeschoss des südlichen Chorflankenturms ebenfalls mit Kugel- und Rosettenbesatz in den Kehlen verziert.[1078] Eine Rezeption oberrheinischer Zierformen stellt schließlich auch der Dekor der Ostapsis des Bamberger Domes dar (Abb. 1359), deren dreigeschossiger Aufbau auf niederrheinische Etagenchöre rekurriert.[1079] Nach den jüngsten Forschungen von A. Hubel und M. Schuller wurde mit dem Ostchor des Bamberger Domes, dem Georgenchor, bald nach dem Brand des Heinrichsdomes 1185 begonnen, 1201 konnte zumindest das Erdgeschoss der

[1073] Neben den vielen glatten Zungenblattkapitellen (s.o., Kap. C.6.2.1.3.3.) sei hier beispielhaft auf ein Kapitell der Langhausemporen (1170er Jahre) der Kathedrale von Laon verwiesen: JAMES, Ark of God, 2002, S. 189, Abb. links, zweite von oben.
[1074] CLARK/KING, Laon, 1983, Fig. 10; JAMES, Ark of God, 2002, S. 151, Abb. rechts oben.
[1075] DEHIO/VON BEZOLD, Baukunst, Bd. 3, 1892, Tafel 307, Fig. 7; JAMES, Ark of God, 2002, S. 126, Abb. links unten.
[1076] JAMES, Ark of God, 2002, S. 79, Abb. links, zweite von unten. Zu den Baudaten von Notre-Dame in Paris s. KIMPEL/SUCKALE, Gotische Baukunst, 1985/95, S. 529.
[1077] Dazu zuletzt: MEIER, Basel Galluspforte, 2002, S. 42–43; HUBEL/SCHULLER, Bamberger Dom, 2003, S. 317, dazu Abb. 8; SCHWINN SCHÜRMANN, Basel Baugeschichte, 2006, S. 14, dazu Abb. 28, 29.
[1078] HUBEL/SCHULLER, Bamberger Dom, 2003, S. 324, Anm. 44 (eigentl. 45), dort weiterführende Literatur.
[1079] VON WINTERFELD, Bamberg, Bd. I, 1979, S. 150; HUBEL/SCHULLER, Bamberger Dom, 2003, S. 317–318, dazu Anm. 45 (eigentl. 46).

Apsis provisorisch genutzt werden.[1080] Das Fenstergeschoss der Apsis dürfte demnach um 1200 anzusetzen sein. Es zeigt in den Fenstergewänden als dominierendes Motiv Kehlen mit einem Besatz aus sehr großen, mit Abstand gesetzten Kugeln,[1081] wie es auch an den Marienfelder Konsolen der Fall ist.

Das äußerst dekorative Motiv des Kugelbesatzes, das in der Nachfolge der Vorlagenkonsolen auch noch an anderen Bildhauerarbeiten in Marienfeld (der Grabtumba Bischof Hermanns II. von Katzenelnbogen und der Wandnische im Kreuzgang – Kap. C.7.5., C.7.4.) und Rheda (Ostrosette und Wandnischen – Kap. D.5.8.3.1., D.5.9.) Verwendung findet, dürfte der Bildhauer der Marienfelder Vorlagenkonsolen somit an oberrheinischen oder zumindest oberrheinisch geprägten Bauwerken, an denen es seit dem späten 12. Jahrhundert auftritt und bis in die erste Hälfte des 13. Jahrhunderts eine reiche Nachfolge findet, kennengelernt und in sein eigenes Formenrepertoire übernommen haben.

Der Röllchenfries und der Schuppenfries hingegen gehören seit etwa der Mitte des 12. Jahrhunderts zum gängigen Ziermotivrepertoire der rheinischen Spätromanik, zu nennen ist hier etwa die Abteikirche von Maria Laach, wo an der Traufe der bis zur Weihe 1156 erneuerten Ostapsis ein Röllchenfries und am gleichzeitig fertiggestellten Nordquerhausgiebel ein Schuppenfries am Ortganggesims begegnen, um 1165/70 erscheinen sie dann gemeinsam am Mittelturm des Westbaues.[1082] In Kombination finden beide Friesformen im späten 12. und frühen 13. Jahrhundert Verwendung etwa an den Traufen der Apsiden in Andernach, Lonnig und Bendorf, außerdem an der Chorscheitelkapelle in Brauweiler.[1083] Auch im ersten Viertel des 13. Jahrhunderts bleiben sie ein bestimmendes Gliederungsmotiv, wie der Röllchenfries am Laacher Paradies (um 1210/20) bezeugt, wo er zudem in den Portalarchivolten erscheint. Dies belegt, dass beide Friesformen damals von der Großform ausgehend auch generell Eingang fanden in kleinteiligere Architekturen wie Portalrahmungen, Chorschranken etc., verwiesen sei hier nur auf das gegen 1200

[1080] HUBEL/SCHULLER, Bamberger Dom, 2003, v. a. S. 317–321.

[1081] VON WINTERFELD, Bamberg, Bd. I, 1979, S. 151 (ohne näher auf das Motiv einzugehen); HUBEL/SCHULLER, Bamberger Dom, 2003, S. 317.

[1082] Zur Datierung der einzelnen Bauphasen s. jüngst WINTERFELD, Maria Laach, 2004, S. 94–96; s. außerdem Abb. S. 13, 45 (rechts), 63.

[1083] Zu den einzelnen Bauten s. die jeweiligen Angaben bei KUBACH/VERBEEK, Rhein und Maas, 1976, Bd. 1 und 2.

entstandene südliche Nebenchorportal der Abteikirche in Brauweiler, dessen Tympanonfeld von einem Röllchenfrieswulst eingefasst wird.[1084]

Die von W. Tröller[1085] zum Vergleich genannten Konsolbildungen im Langhaus von Groß St. Martin in Köln (um 1230) sowie an den spätromanischen Klostergebäuden (um 1210/20–1250) der Zisterze Altenberg sind lediglich als analoge, zeitgleiche oder sogar jüngere Beispiele anzusehen. Gleiches gilt für die von H. Maué[1086] als ‚Vorläufer' benannten Vergleichsbeispiele in den Chören des Bonner Münsters (um 1200), von St. Severin zu Köln (Weihe 1237) und von St. Suitbertus in Kaiserswerth (Weihe 1237) sowie in den Langhäusern von Groß St. Martin in Köln (s.o.) und St. Liudger in Werden (2. Viertel 13. Jahrhundert),[1087] die zudem vielfach anderen Konstruktionsprinzipien folgen.[1088]

Keines der hier genannten Beispiele kommt den Marienfelder Vorlagenkonsolen an den östlichen Vierungspfeilern über allgemeine, schon durch die Bauaufgabe bedingte Gemeinsamkeiten hinaus besonders nahe. Die Marienfelder Konsolbildungen, für die also keine unmittelbaren Vorbilder benannt werden können, dürften demnach durchaus eigenständige, höchst kreative Formbildungen eines für anspruchsvollere bauplastische Zier in der Marienfelder Klosterkirche engagierten Bildhauers darstellen.

6.3.4. Die zeitliche Stellung der Vorlagenkonsolen

Die zeitliche Einordnung der Vorlagenkonsolen ist in der bisherigen Forschung zu Marienfeld durchaus unterschiedlich, sie reicht von der Annahme einer gemeinsamen Entstehung mit den Kapitellen der Viersäulenbündel[1089] bis zu einer nachträglichen Einfügung nach der Vollendung und Weihe der Kirche 1222 um 1230.[1090] – Eine

[1084] KAELBLE, Samsonmeister, 1981, Abb. 5a.

[1085] TRÖLLER, Marienfeld, 1935, S. 28. Darüber hinaus nennt er „aehnliche Bildung [...] am Uebergang vom Langhaus zum Dekagon" [d. h. am Chorbogen] von St. Gereon in Köln, doch handelt es sich dort nicht um Blattkonsolen, sondern um Abkragungen auf einem Dreibogenfries.

[1086] MAUÉ, Bauformen, 1975, S. 39–40.

[1087] MÜNSCHER, Rippenzierscheiben, 1939, S. 10, 13. Die früher mit 1256–1277 angegebene Bauzeit (so u. a. bei KUBACH/VERBEEK, Rhein und Maas, Bd. 2, 1976, S. 1219–1231, hier 1225) heute revidiert s. u. a. DEHIO, Rheinland, 2005, S. 399.

[1088] So sind sie in Kaiserswerth, Werden und Groß St. Martin Köln in ein umlaufendes Gesims eingebunden und fungieren als Träger einer Dienstbasis.

[1089] So etwa MAUÉ, Bauformen, 1975, S. 38–40, der die Konsolen mit den übrigen Blattstengelkapitellen zu einer Gruppe zusammenfasst und für diese undifferenziert eine – ansonsten durchaus richtig erkannte – gleichzeitige Entstehung annimmt.

[1090] TRÖLLER, Marienfeld, 1935, S. 28 meint aufgrund von Vergleichen, „daß auch die Konsolen in Marienfeld erst nach der Einweihung der Kirche vollendet sind, etwa um 1230"; HÖLKER, Kreis Warendorf, 1936, S. 214,

zeitgleiche Entstehung mit den Viersäulenbündelkapitellen und damit auch mit den östlichen Vierungspfeilern in Phase IIb ist jedoch schon allein aufgrund der weiter entwickelteren Blatt- und Dekorformen, die teilweise erst im späten 12. Jahrhundert aufkommen, auszuschließen. Dagegen spricht auch die Verwendung des im Vergleich zum Osning-Sandstein weicheren und daher für skulpturale Arbeiten besser geeigneten Baumberger Sandsteins, der in Bauphase I an keiner Stelle sonst Verwendung findet. – Die deutlich abgesunkene Qualität der Bauskulptur in Phase II (s.o. Kap. C.6.2.2.) schließt darüber hinaus eine Fertigung in dieser Zeitspanne ebenfalls weitestgehend aus.

Aufschluss über den zeitlichen Ansatz kann jedoch der Anbringungsort der Konsolen selbst geben: Unter dem Chorbogen, das heißt dem östlichen Vierungsbogen, dürfte mit der Fertigstellung des Sanktuariums am Ende von Phase I eine provisorische Trennwand errichtet worden sein, die einen Witterungsschutz für den fertiggestellten Chorraum darstellte und zugleich bereits eine Nutzung dieses Bauteils ermöglichte. Eine Anbringung aufwendiger Bauzier an dieser Nahtstelle wäre demnach zu diesem Zeitpunkt aufgrund der Beschädigungsgefahr bei Errichtung der Trennwand gar nicht sinnvoll gewesen. Ein Einfügen der beiden reich durchgestalten, empfindlichen Konsolen dürfte also erst nach der Entfernung der später wieder verzichtbar gewordenen Trennwand erfolgt sein.

Ein nachträgliches Anbringen der Konsolenwerkstücke erst in den Jahren nach der Kirchweihe 1222 erscheint hingegen ebenfalls wenig plausibel, da man sicherlich gerade diesen prominenten Anbringungsort an der Nahtstelle zwischen dem Hochchor und der Vierung – als dem Chorraum der Mönche –, an der offenbar von Anfang an (verzierte) Konsolen zur Abfangung der Halbrundvorlagen vorgesehen waren, bei der Fertigstellung der Kirche im Vorfeld der Weihe nicht unvollendet ließ. Am wahrscheinlichsten ist daher eine gezielte Anfertigung der beiden Vorlagenkonsolen im Rahmen der baulichen Vollendung und des Einfügens der wesentlichen Ausstattungsstücke im Hinblick auf die Kirchweihe am 4. November 1222, zu der die beiden Konsolen sicherlich fertiggestellt und eingebaut waren. Mit der daraus erschlossenen Entstehungszeit um 1220/22 sind sie der Spätzeit von Bauphase III zuzuordnen.

Anm. 9: „Diese Formen datieren wohl erst aus den Jahren nach der Einweihung der Kirche“.

6.3.5. Die Nachfolge der Vorlagenkonsolen

Die ungewöhnlichen Blattkonsolen an den östlichen Vierungspfeilern der Marienfelder Klosterkirche finden eine direkte Nachfolge in Konsolbildungen der Zisterzienserklosterkirche Varnhem in Västergötland/Mittelschweden (siehe Kap. C.10.4.2.6.), worauf Hans Thümmler erstmals aufmerksam machte.[1091] Die dort nach einem Brand 1234 eingezogenen Rippengewölbe des Mittelschiffs ruhen auf Vorlagenabkragungen, die in der Nachfolge der Marienfelder Langhausabkragungen stehen (Kap. 6.2.3.3.1.). Die nördliche Halbrundvorlage des Wulstunterzuges unter dem westlichen Vierungsbogen (Abb. 1256) wird dabei von einer Konsole aufgefangen (Abb. 1258), die wesentliche Elemente der Marienfelder Vorlagenkonsolen unter dem östlichen Vierungsbogen (Abb. 372–375) aufgreift. Ihre Profilabfolge besteht aus einem unteren Blattgebilde, dessen nach oben gerichtete Blätter gegen einen gekehlten Kelch stoßen. Ein Plättchen bildet den Absatz zu einem Wulst mit Schuppenfriesdekor, darauf folgt eine Platte sowie eine abschließende Deckplatte mit Kehle-Platte-Profil.

Auf den ersten Blick werden trotz einiger Unterschiede die signifikanten Übereinstimmungen mit den Marienfelder Konsolen deutlich, insbesondere der Wulst mit Schuppenfriesdekor, der auch hier oben von einer Platte und unten von einer Kehle eingefasst wird. Dagegen ist das gegen die Kehle stoßende Blattgebilde wesentlich einfacher gestaltet: Sein Kranz von sechs Fünfblättern entwächst einem Stengelbündel, das spiralig verschlungen ist und in einem zoomorphen, drachenartigen Kopf endet, der gegen die Pfeilerstirn stößt. Zudem zeigt auch der Schuppenfries eine abweichende Detailgestaltung: Die hier deutlich gerundeten Schuppen der drei Blattkränze sind hier nach unten gerichtet und mit einer Blattader versehen.

Eine im Grundaufbau entsprechende Konsole findet sich an der Ostseite des südwestlichen Vierungspfeilers der Varnhemer Klosterkirche (Abb. 1255), jedoch ohne jegliche Oberflächendekoration – vermutlich ist deren Ausführung aus

[1091] THÜMMLER, Visby–Varnhem, 1967, S. 93. Ihm folgend EDENHEIM/ROSELL, Varnhem, 1982, S. 57 (allgemein), dazu Fig. 39; KARLSSON, Varnhemsgruppen, 1983 (nur allgemein); KARLSSON/SIGSJÖ, Varnhem, 1987, S. 36, dazu Abb. S. 34 (nur allgemein). Auffällig ist, dass in der schwedischen Literatur dieser schlagende Vergleich kaum rezipiert wurde und sich die Autoren allein auf den ebenfalls von Thümmler durchgeführten Vergleich der Kopfkonsolen mit denen im Dom zu Münster konzentrierten. – Weitere Lit. zu Varnhem in Kap. C.10.4.2.6.

Zeitmangel unterblieben, so dass die Konsole im halbfertigen Zustand versetzt wurde.

Trotz der Unterschiede in der Detailgestaltung wird die Abhängigkeit der Varnhemer Schuppenfrieskonsole und ihres Gegenstücks von den Marienfelder Vorlagenkonsolen deutlich, ein Zufall oder eine analoge Formbildung sind auszuschließen. Es ist vielmehr anzunehmen, dass ein zuvor in Marienfeld tätiger Bildhauer sich bei der Gestaltung der Abkragungskonsole in Varnhem von den ihm vertrauten Marienfelder Lösungen anregen ließ, deren vorgefundenen Formenkanon aber nicht sklavisch kopierte, sondern variierte und umformte und so zu einem durchaus eigenständigen Ergebnis kam.[1092]

In ihrer Grundhaltung als reich mit Blattwerk verzierte Schmuckkonsolen kommen den Marienfelder Vorlagenkonsolen zudem die beiden Abkragungskonsolen an den westlichen Vierungspfeilern der Zisterzienserkirche in Riddagshausen (1206–1275; Abb. 710) nahe, die einen vergleichbaren Formenreichtum mit Hinterschneidungen entwickeln.[1093]

6.4. Die Schlusssteine

Ein weiterer ‚klassischer' Ort für die Anbringung von Bauornamentik sind die Schlusssteine der Rippengewölbe. Diese finden sich in Marienfeld seit jeher ausschließlich in den weitgehend unverändert überkommenen Hochräumen, so dass sämtliche bauzeitlichen Schlusssteine bis heute erhalten sind.[1094] Sie zeigen bis auf diejenigen der Vierung und der Querhausarme alle denselben Aufbau (Abb. 376–377, 380–384): Die vier Diagonalrippen der Domikalgewölbe stoßen jeweils mittig gegen eine quadratische oder leicht rautenförmige, diagonal ausgerichtete Platte. Diese wird von einem Halbrundstab eingefasst, der einer halbierten Rippe entspricht, so dass deren Profil optisch um die Schlusssteinplatte herumgeführt wird. Die innerhalb der

[1092] Der Bohrlochdekor des in einem Drachenkopf mündenden Stengelbündels dürfte dabei die Gestaltung der Drachenhälse an den Portal- und Altarnischenkapitellen in Rheda aufgreifen.

[1093] Zu den Konsolen in Riddagshausen s. BICKEL, Riddagshausen, 1968, S. 87–88, dazu Abb. 36, 37.

[1094] Zu den Schlusssteinen in der Literatur: LÜBKE, Westfalen, 1853, S. 143; NORDHOFF, Kreis Warendorf, 1886, S. 141, dazu Fig. 68; RICHTER, Beschreibung (Ms), 1918, S. 6; TRÖLLER, Marienfeld, 1935, S. 22–23; HÖLKER, Kreis Warendorf, 1936, S. 214, dazu Abb. 333; HOLLÄNDER, Marienfeld, 1950, S. 7; WERLAND, Chronik, 1968, S. 68; DEHIO, Westfalen, 1969, S. 316; THÜMMLER, Marienfeld, 1972, S. 6/10; MÜHLEN, Marienfeld, 1975, S. 32; MAUÉ, Bauformen, 1975, S. 29; HOPPE/SIEMANN, Marienfeld, 1985, S. 10–11; LINKE, Marienfeld, 1994, S. 28, 41, 43, 47; LOBBEDEY, Westfalen, 1999, S. 137; LECHTRECK, Kirchen, 2005, S. 60; KEMPKENS, Marienfeld, 2011, S. 20; DEHIO, Westfalen, 2011, S. 402.

Einfassung eingetiefte Platte nimmt ein Ornamentmotiv auf, das aus vier orthogonal angeordneten Lilienblüten gebildet wird. Diese stoßen mit ihren mittleren Blattspitzen in die Ecken der Platte vor und sind durch ihre gebogenen Stengel jeweils mit den benachbarten Lilien verbunden. Das von den Stengeln umschlossene, karoförmige Binnenfeld enthält ein durchgebohrtes Loch als Verbindung zur Gewölbeoberseite. – Da die Schlusssteine trotz des gleichen Grundschemas leichte Abweichungen zeigen, sollen sie nachfolgend kurz charakterisiert werden.[1095]

6.4.1. Die Schlusssteine der beiden Chorjoche – Bauphase Ic

Dadurch, dass das östliche, querrechteckige Chorjoch in der Form eines Halbgewölbes eingewölbt wurde, ist auch der zugehörige Schlussstein entsprechend halbiert (Abb. 376),[1096] das heißt die Lilienfiguration erscheint quergeteilt. Die scharfkantig ausgeschnittenen Lilien mit dicken, fleischigen Blättern sind recht breit ausgebildet, den Übergang vom Doppelstengel zum Dreiblatt markiert ein leicht konvex gebogener Wulst.

Die vollständige Schlusssteinplatte des westlichen Chorjochs (Abb. 377)[1097] zeigt ebenfalls scharfkantig geschnittene Lilienblüten, doch sind diese wesentlich graziler ausgebildet mit schlanken, spannungsvoll gebogenen Blättern. Auch hier wird der Übergang vom Doppelstengel zum Dreiblatt durch einen konvexen Wulst markiert.

6.4.1.1. Die motivischen Grundlagen der Marienfelder Chorschlusssteine

Die Grundkonzeption der Schlusssteindekoration dürfte auf französische Motivbildungen zurückgehen. Unter den sicherlich umfangreicheren, jedoch kaum dokumentierten Vergleichsbeispielen sei hier auf eine Reihe von Bauten verwiesen, die in das stilistische Umfeld der Kathedrale Notre Dame in Paris gehören und in die

[1095] In den beigefügten Anmerkungen zu den einzelnen Schlusssteinen erfolgen die Maßangaben der Werksteine, jeweils eingemessen an der Gewölbeoberseite. – Generell ist zu beachten, dass die Sandsteinblöcke der Schlusssteinwerkstücke infolge des Dachbrandes 1826 oberseitig Hitzeabplatzungen aufweisen, so dass die Steine dort keine originale, aussagekräftige Oberflächenstruktur mehr besitzen, sondern ein amorphes Bild abgeben, zudem noch verunklärt durch jüngere Mörtelpackungen etc., was gelegentlich das Abnehmen exakter Maße erschwert hat.

[1096] An der Gewölbeoberseite ist zu erkennen, dass der Werkstein, der die Schlusssteinplatte bildet, in unregelmäßiger Form nach Osten ausgreift, wo er wohl in die ehedem breitere östliche Giebelwand einband; die (aufgrund von aufgetragenem Zementputz nur schwer abzunehmenden) Maße betragen: SW-Kante: 57 cm, NW-Kante: mind. 50–55 cm.

[1097] Maße der Schlusssteinplatte: SO-Kante: 53 cm, NO-Kante: 53 cm, NW-Kante 50 cm, SW-Kante: 57 cm; die beiden Diagonalen messen jeweils 72 cm. Mittige Öffnung: oberer Ø: 22,5 cm; T: max. 43 cm; nach unten konisch zulaufend, dabei zunehmend quadratische Form ausbildend entsprechend der Öffnung an der verzierten Unterseite des Schlusssteins.

1180/90er Jahre zu datieren sind. Hier finden sich gut vergleichbare Schlusssteinbildungen mit einer zentralen, karoförmigen Öffnung, gebildet aus eingeschwungenen Stengeln, die in Blattmotive auslaufen – zumeist sind es zwei oder drei Blätter, zum Teil aber auch größere Blattgebilde: Die schlichte Grundform mit einfachen Blattendungen sowie wenig Blattwerk entlang des Scheibenrandes zeigen die Schlusssteine (Abb. 1381–1383) der königlichen Stiftskirche in Mantes-la-Jolie (Yvelines), deren Gewölbe um 1180/90 datiert werden.[1098] Aufwendigere Blattendungen mit mittigen Blüten weist der Schlussstein (Abb. 1384) des um 1190 errichteten Chorpolygons der Pfarrkirche von Gonesse (Val-d'Oise) auf,[1099] das Blattwerk entlang des Scheibenrandes erscheint hier bereits größer. Besonders dominant tritt es dann – bei grundsätzlich selber Grundform – auf dem Schlussstein (Abb. 1385) im östlichen Chorjoch der Kirche von Briarres-sur-Essonne (Loiret) auf, das in die 1190er Jahre datiert wird.[1100]

6.4.1.2. Das stilistische Umfeld der Marienfelder Chorschlusssteine

In der rheinischen und westfälischen Baukunst existieren kaum den Marienfelder Lösungen direkt vergleichbaren Schlusssteinausbildungen – zu nennen ist allein der Vierungsschlussstein des Herforder Münsters (Abb. 1026; siehe Kap. C.10.4.1.3.3.3.), der das Mittelmotiv der rautenförmigen Öffnung und der Lilienendungen separiert und – wie bei den französischen Vorbildern – vergrößert einsetzt. Außerdem findet das Ziermotiv aus miteinander verbundenen Lilien eine gewisse Nachfolge in der westlichen Okulusfüllung am Westquerhaus-Südgiebel des Domes zu Münster,[1101] der dem Bauabschnitt III des 1225 begonnenen spätromanischen Neubaues angehört.[1102] Bei beiden Beispielen finden eingeschwungene Bögen Verwendung, die in einem Lilienmotiv enden, wobei in gleicher Weise der Übergang vom Doppelstengel zum Dreiblatt durch einen halsringartigen Wulst betont wird. Dieses findet sich ebenso bei einem Schlussstein in der Paradiesvorhalle (um 1240/55) des Fritzlarer Domes (Abb. 1430, 1434), und

[1098] JAMES, Ark of God, 2002, S. 654 bildet die Schlusssteine des Chorpolygons und der beiden westlich anschließenden Mittelschiffjoche ab. – Datierung des Baues nach KIMPEL/SUCKALE, Gotische Architektur, 1985/95, S. 175, 525.

[1099] JAMES, Ark of God, 2002, S. 383, Abb. links unten; auf S. 380 datiert er den Bau vor 1180 bis vor 1190, während KIMPEL/SUCKALE, Gotische Architektur, 1985/95, S. 170, 521 einen Baubeginn um 1190 angeben.

[1100] JAMES, Ark of God, 2002, S. 597, Abb. rechts unten; er setzt den Bau in die 1190er Jahre.

[1101] LOBBEDEY/SCHOLZ, Baugeschichte Münster, 1993, Abb. 56.

[1102] Ebd., S. 274.

zwar im Joch unmittelbar vor dem inneren Westportal (siehe Kap. D.6.3.4.). Auch ein weiterer Schlussstein im westlich anschließenden Joch (Abb. 1435) lässt sich aufgrund der Rautenplatte und der (allerdings reicheren) Motivik mit Doppelstengeln und Blattdekor mit den Marienfelder Chorschlusssteinen vergleichen.[1103]

6.4.2. Die Schlusssteine der beiden Querhausjoche – Bauphase II

Die Gestaltung der beiden Querhausschlusssteine (Abb. 380, 381) folgt dem Grundschema der älteren Schlusssteine im Chor, doch finden sich hier abweichend keine Lilien, sondern Dreiblattmotive als vegetabiles Füllornament:[1104] Diese bestehen jeweils aus einem mittleren, fünfteilig gefiederten Hauptblatt und zwei schmaleren seitlichen Zungenblättern, deren abgeklappte Spitze sich zur Mitte neigt – eine Blattform, die unverkennbar von den Blattmotiven der Pfeilerkapitelle und Konsolabkragungen abgeleitet ist. Beim Schlussstein des südlichen Querhausgewölbes[1105] wie auch bei demjenigen des nördlichen[1106] sind die Dreiblattmotive in gleicher Weise jeweils sehr scharfkantig ausgebildet, so dass auf eine Einzelcharakterisierung verzichtet werden kann.

6.4.3. Der Schlussstein der Vierung – Bauphase II

Das Gewölbe der Vierung zeigt innerhalb des Rippenringes eine äußerst aufwendige Schlusssteinfiguration (Abb. 378–379):[1107] Auch hier durchstoßen die Diagonalrippen den Rippenring und setzen sich bis zur diagonal angeordneten Schlusssteinplatte fort, umlaufen diese jedoch nicht, so dass sie eine durchaus offenere, von Einschnitten bestimmte Kontur aufweist. Kurz vor dem Endpunkt der Rundstabrippen an der

[1103] So bereits THÜMMLER, Dom zu Osnabrück, 1954, S. 30: „Ein anderer Stein in Form einer quadratischen Scheibe erinnert an ähnliche Stücke in der ehemaligen Zisterzienserkirche Marienfeld“. – Der Vergleich des Schlusssteins vor dem Portal mit dem Herforder Vierungsschlussstein bereits bei WILHELM-KÄSTNER, §§§, 19§§, S. §§: „Dieser rein dekorative Schlußstein weist uns den Weg, woher der westfälische Meister kam. In der Münsterkirche in Herford sitzt im kuppeligen Gratgewölbe der Vierung der gleiche Palmettenschlußstein, aber in zierlicherer Ausführung“.

[1104] Allein TRÖLLER, Marienfeld, 1935, S. 22–23; HÖLKER, Kreis Warendorf, 1936, S. 214 und LINKE, Marienfeld, 1994, S. 41 machen auf diesen Unterschied aufmerksam.

[1105] Maße der Schlusssteinplatte: ca. 75 x 77 cm; oberseitig durch hölzernen Verschlussdeckel abgedeckt, dadurch Maße der Öffnung etc. nicht zu ermitteln.

[1106] Maße der Schlusssteinplatte: 75 x 75 cm; mittige Öffnung: oberer Ø: 48 cm; T: ca. 35 cm; nach unten deutlich konisch zulaufend (z. T. später kleiner gemauert), die untere Öffnung selbst leicht querrechteckig, ca. 9 x 11 cm. Soweit es auf diese Entfernung von unten zu erkennen ist, wurde die Öffnung des Schlusssteins einmal aufgeweitet und dabei die einfassende Gestaltung teilweise zerstört, später dann bei einer Restaurierung jedoch wieder ergänzt.

[1107] Eine genauere Betrachtung dieses Schlusssteins allein bei TRÖLLER, Marienfeld, 1935, S. 23; HÖLKER, Kreis Warendorf, 1936, S. 214 und LINKE, Marienfeld, 1994, S. 43. Erwähnt bei BÖLTS, Liebfrauenkirche, 2002, S. 223, dazu Abb. 52.

Mittelplatte bilden die Rippen ein scharfkantig ausgeformtes Lilienmotiv aus, dessen Mittelblatt dem Rippenstab aufgelegt ist.[1108] Dieses wie auch die zurückgebogenen Seitenblätter sind jeweils mittels einer wulstigen Hauptader und geritzten Nebenadern strukturiert.

Die Gliederung der im Umriss quadratischen Schlusssteinplatte[1109] geht von einem Taubandring (aus tordierten Wülsten) im Zentrum aus.[1110] Hier entspringen insgesamt vier große Dreiblattfiguren, über die ein diamantierter Ring gelegt ist. Das Mittelblatt der Dreiergruppen besteht genau genommen jeweils aus zwei gegenständigen Blättern mit dreiteilig gezaddelter Spitze, die durch eine zweifach gestufte Furche getrennt werden. Die seitlichen Blätter sind mit diamantierten Blattadern versehen. Sie schwingen zur Seite aus und hinterkreuzen den diamantierten Reif, indem sie sich zunächst zum Mittelblatt neigen, sich dann aber in einem deutlichen Schwung von diesem abwenden, um sich mit ihren Blattspitzen ihrem Pendant der benachbarten Dreiblattgruppe zuzukehren. Ihre markant verbreiterten Blattspitzen enden in drei durch Furchen abgesetzten Zaddeln. Die Ansätze der Blattzwischenräume werden auch hier – wie bei den Kapitellen – durch je zwei Parabelriefen betont.

6.4.3.1. Die motivischen Grundlagen des Marienfelder Vierungsschlusssteines

Im Falle des Marienfelder Vierungsschlusssteines können zwar keine konkreten Vorbilder für die Gesamtkomposition benannt werden, doch konnte bereits Walter Tröller auf „die merkwürdige Aehnlichkeit des Vierungsschlußsteins mit einem Kapitell aus Jumièges“ (um 1040–1067; Abb. 1380) verweisen,[1111] das einen grundsätzlich vergleichbaren Aufbau zeigt aus einem Kreis, der von diagonal

[1108] Wie eine Photographie von 1927 zeigt (abgebildet bei HÖLKER, Kreis Warendorf, 1936, S. 226, Abb. 333 und WERLAND, Chronik, 1968, S. 79 unten), war das Rippenstück der südöstlichen Rippe innerhalb des Rippenringes einschließlich des Lilienmotivs vollständig in Verlust geraten, bei den Lilienmotiven der nordöstlichen und nordwestlichen Rippen fehlte jeweils das linke Blatt. Diese Fehlstellen wurden bei der Innenrestaurierung 1934/35 ergänzt.

[1109] Die Maße ihres Werkstücks betragen auf der Gewölbeoberseite 91 x 91 cm; das Loch nicht bauzeitlich, sondern erst eine Zutat der jüngsten Zeit (s. die folgende Anmerkung).

[1110] Der östliche Teil des Taubandringes ist heute gestört durch ein eingebrochenes Loch, durch das die Aufhängung des Kronenleuchters geführt ist. Auf der historischen Aufnahme von 1927 (s. Anm. 1099) ist dieses Loch noch nicht vorhanden, hier erscheint die Binnenfläche des Ringes vielmehr noch vollständig gefüllt. Diese Füllung wurde vermutlich bei der Restaurierung 1934/35 wieder entfernt, das Loch für die Leuchteraufhängung erst später, zu einem unbekannten Zeitpunkt nach dem Zweiten Weltkrieg, hineingebohrt (Auf den Innenaufnahmen bei HÖLKER, Kreis Warendorf, 1936, Abb. 305 und bei HOLLÄNDER, Marienfeld, 1950, Abb. S. 6 hängt der Kronenleuchter noch im ersten Hauptschiffjoch).

[1111] TRÖLLER, Marienfeld, 1935, S. 23 mit Verweis auf die Abbildung des Kapitells bei DEHIO/ VON BEZOLD, Baukunst, Bd. 3, 1892, Tafel 312, Nr. 3 (bei Tröller irrtümlich als Nr. ‚13’ angegeben).

angeordneten Blättern überschnitten wird. Die motivischen Grundlagen der Gestaltung des Marienfelder Vierungsschlusssteins dürften demnach – wie bei den Schlusssteinen der Chorjoche – im französischen Raum anzusiedeln sein.

6.4.3.2. Das stilistische Umfeld des Marienfelder Vierungsschlusssteines

Die zentralisierende Komposition der Schlussteinplatte findet ihre nächsten Parallelen in einigen Rosetten der 44 spätromanischen Kassettenfüllungen in den Gewänden des Paradiesportals am Dom zu Münster.[1112] Unter den zwölf zentralisierenden Kassettenfüllungen,[1113] die neben spiegelsymmetrischen Ranken und figürlichen Motiven Verwendung finden, zeigen einige dem Marienfelder Vierungsschlussstein in Komposition und Motivformen verwandte Ausbildungen: So besitzen die Kassetten 9 und 11[1114] einen ähnlich dominanten Reif, der von jeweils vier der acht Blätter in vergleichbarer Weise ‚umgriffen' wird, bei Kassette 64 sind der Reif und Schlaufenbänder durch Bohrlöcher bzw. Diamantierungen vergleichbar strukturiert. Die Rosetten der Kassetten 13 und 14[1115] weisen bei den vier größeren Blättern einen entsprechend gelängten, löffelartigen Umriss auf, bei Nr. 13 findet sich zudem als besonders enge Parallele gleichermaßen ein Taubandring im Zentrum. Kassette Nr. 54[1116] schließlich besitzt fast identisch ausgebildete Hauptblätter aus zwei gegenständigen Blattstengeln mit dreifach gezaddelter Blattspitze.

Das Paradiesportal des Domes zu Münster bildet zusammen mit der Vorhalle den ältesten Bauabschnitt des spätromanischen Domneubaues und dürfte daher unmittelbar im Anschluss an die Grundsteinlegung, die am 22. Juli 1225 erfolgte, errichtet worden sein.[1117] Damit sind die Kassettenfüllungen des Paradiesportals zeitlich eindeutig nach dem Marienfelder Vierungsschlussstein entstanden, der der

[1112] Bereits TRÖLLER, Marienfeld, 1935, S. 23 verwies auf die Kassettenfüllungen des münsterschen Paradiesportals, insbesondere auf die Kassette Nr. 54 (s.u.).
[1113] Die Kassetten messen jeweils ca. 25 x 25 cm. – Zu den Kassettenfüllungen ausführlich PIEPER/MÜLLER, Paradies, 1993, S. 62–66 (Paul Pieper), dazu Abb. 133–146. – Im Kapitel über die ‚spätromanische Bauzier' bei LOBBEDEY/SCHOLZ, Baugeschichte Münster, 1993, S. 218–235 wurden die spätromanischen Kassettenfüllungen bei der Dokumentation des Baues offenbar leider vergessen.
[1114] PIEPER/MÜLLER, Paradies, 1993, S. 63, dazu Abb. 138. – Die Nummerierung der Kassettenfelder von dort übernommen.
[1115] Ebd.
[1116] Ebd., S. 64, dazu Abb. 139. – Bereits TRÖLLER, Marienfeld, 1935, S. 23 zog die Kassette Nr. 54 zum Vergleich heran.
[1117] So LOBBEDEY/SCHOLZ, Baugeschichte Münster, 1993, S. 272–273.

Bauphase II angehört und somit bereits um 1205/15 anzusetzen ist (siehe Kap. C.4.4.2.).

Als weitere Parallele sei auf eine runde Schmuckplatte im Scheitel des südlichen Vierungsbogens des Mindener Domes verwiesen, die als Ziermotiv ein Rosettengebilde trägt, das in vergleichbarer Weise aus einem diamantierten Ring besteht, der von vier gerillten Blattstengeln hinter- bzw. überkreuzt wird, die in Dreiblättern enden, welche sich aneinander lehnen und so eine kreuzförmige Struktur ausbilden.[1118] Die Gewölbezone des Mindener Domquerhauses gehört zu den jüngsten Abschnitten der spätromanischen Bauphase des Domes, etwa um 1230–40, und ist demnach ebenfalls deutlich nach dem Marienfelder Vierungsschlussstein entstanden.

Die aufgezeigten engen Übereinstimmungen zwischen den Gestaltungen in Marienfeld einerseits und Minden sowie insbesondere Münster andererseits sind wohl durch Bauhüttenverbindungen und die dort verwendeten Musterbücher zu erklären, in denen die Bildhauer vielerlei Motivvorlagen finden konnten, so auch Beispiele für die Aufgabe ‚Rosette' – hier verwendet für Schlussstein- und Scheitelsteinplatten bzw. für Kassettenfüllungen.

Stilistisch lassen sich die Blattformen des Vierungsschlusssteins mit ihrer flachen, vornehmlich graphisch und weniger plastisch aufgefassten Detailgestaltung innerhalb des Baues gut mit der Machart einiger im selben Zuge entstandener Kapitelle der Bauphase II (s.o., Kap. C.6.2.2.) vergleichen. So sei hier auf die (nachträgliche) Oberflächenbearbeitung der Nordportalkapitelle (Kap. C.6.2.2.1.) und insbesondere auf die begonnene Ausarbeitung des westlichen Dienstkapitells der Vorlagenabkragung über dem ersten nördlichen Langhauspfeiler (Kap. C.6.2.2.2.) verwiesen, wo jeweils in gleicher Weise (erstmals am Bau) diamantierte Blattadern und gezaddelte Blattspitzen auftauchen.

Dieselben Charakteristika – eine verflachte, nur noch bedingt plastisch aufgefasste Umsetzung einer vom Entwurf her äußerst qualitätvollen Komposition, diamantierte Blattadern und flach umklappende, gezaddelte Blattspitzen – kennzeichnen darüber hinaus die Kapitellbänder der beiden Hauptpfeiler der Burgkapelle in Rheda (dazu

[1118] PIEPER/CHARDOUR-SAMPSON, Minden Dombezirk, 1998, S. 235, dazu Abb. 158, Q15.

Kap. D.6.2.2.), so dass hier möglicherweise derselbe Bildhauer vermutet werden kann.

6.4.4. Der Schlussstein des östlichen Hauptschiffjochs – Bauphase II

Die Einwölbung des östlichen Hauptschiffjochs mittels eines rippenlosen Domikalgewölbes hatte zur Folge, dass hier auch auf eine plastisch ausgeführte Schlusssteinzier verzichtet wurde. So wurde zwar im Gewölbescheitel ein gleichermaßen diagonal angeordneter Schlussstein mit Lochöffnung versetzt,[1119] der jedoch auf der Unterseite glatt belassen bzw. – wie das Gewölbe – mit einer aufgemalten, ‚illusionistischen' Dekoration versehen wurde (Abb. 382),[1120] wie es heute wieder der Fall ist.

6.4.5. Die Schlusssteine der beiden westlichen Hauptschiffjoche – Bauphase III

Die beiden Schlusssteine der westlichen Hauptschiffgewölbe (Abb. 383, 384)[1121] folgen in ihrer Formgebung dem bei den Chorgewölben vorgegebenen Schema, zeigen hier jedoch eine leichte Tendenz zur Querraute sowie weitere geringe Abweichungen und Unterschiede, auch untereinander. So fällt die Lilienfiguration im mittleren Joch kleiner aus als im westlichen. Beide zeigen in der Blattausbildung schmale, schlanke Formen, bei den seitlichen Blättern zudem einen fein geschwungenen Umriss. Während beim Schlussstein des mittleren Jochs der – hier nun gerade – Wulst am Übergang vom Doppelstengel zum Dreiblatt deutlich als Steg ausgebildet ist, findet sich beim westlichsten Schlussstein an dieser Stelle nur eine schmale Furche. Anders als bei den Chorgewölben bleibt bei den beiden Schlusssteinen der Westjoche das zentrale Quadrat mit den eingeschwungenen Seiten nicht leer, sondern ist gefüllt mit einem vorstehenden Ring als Abschluss des Verbindungslochs zur Gewölbeoberseite.

[1119] Maße, gemessen auf der Gewölbeoberseite: 46 x 46 cm. Mittiges Loch: oberer Ø: 24,5 cm, unterer Ø: 13 cm, T: 31 cm. – Es zeichnen sich Meißelspuren mit einer Hiebbreite von 5 cm ab!

[1120] MÜHLEN, Marienfeld, 1975, S. 35.

[1121] Maße der Schlusssteinplatten, gemessen an Oberseite: mittlerer Schlussstein: ca. 53,5 x 56 cm; westlicher Schlussstein ca. 70 x 75 cm; bei beiden Schlusssteinen die Oberseiten mit Eintiefungen versehen: mittlerer Schlussstein: ca. 33 x 38 cm; westlicher Schlussstein ca. 50 x 50 cm; da beide Schlusssteine durch aufliegende Dachziegel, Dreck etc. verdeckt sind, waren die Maße der mittigen Öffnung etc. nicht zu ermitteln.

Die aufgezeigten Unterschiede in der Detailausführung sprechen dafür, dass die beiden Schlusssteinplatten von zwei unterschiedlichen, in Phase III tätigen Bildhauern ausgeführt wurden.

6.4.6. Zusammenfassung der Schlusssteinanalyse

Bei genauer Betrachtung der spätromanischen Schlusssteine in den Hochraumgewölben der Marienfelder Abteikirche wird deutlich, dass die auf den ersten Blick sehr einheitliche Schlusssteinzier doch auch leichte Unterschiede erkennen lässt, deren Abgrenzungen mit den Grenzen der einzelnen Bauphasen übereingehen. So wird das in Phase I festgelegte Schema mit Lilienmotiv in Bauphase II in den beiden Querhausarmen zu einem Dreiblattmotiv abgewandelt, während die Vierung als zentraler Kreuzungspunkt durch einen besonders aufwendigen Schlussstein ausgezeichnet wurde. Im östlichen Langhausjoch schließlich wurde die plastische Schlusssteinzier zusammen mit den Gewölberippen ganz aufgegeben. In den beiden westlichen Hauptschiffjochen aus Phase III kehrte man dann zur Rippenwölbung und damit zu bildhauerisch gestalteten Schlusssteinen zurück. Dabei griff man die Gestaltung der Chorschlusssteine mit dem Lilienmotiv wieder auf. Diese Orientierung an den Chorgewölben findet eine Parallele bei den Zierscheiben der Gurtbögen, die hier ebenfalls nach dem Vorbild des Chores wieder eingeführt wurden (s.u.).

Auch von technischer Seite bestätigt sich die Unterscheidung und Periodisierung der Schlusssteine nach den Bauphasen: So haben die beiden Chorschlusssteine eine Kantenlänge von ca. 53–57 cm, diejenigen der Querarme hingegen von ca. 75 cm, während die Vierung mit 91 cm eine Ausnahme bildet. Der unverzierte Schlussstein des östlichen Langhausjochs ist mit 46 cm Kantenlänge deutlich kleiner gehalten, während die beiden westlichen Schlusssteine mit ca. 53,5/56 cm (mittleres Joch) bzw. 70/75 cm (westliches Joch) sich wieder an Maße der Chor- und Querhausschlusssteine angleichen.

Das schlichte Lilien- bzw. Dreiblattmotiv der ‚normalen' Schlusssteine ist zwar zu allgemein verbreitet, um ein konkretes Vorbild zu benennen, doch kann zumindest das Grundmotiv des zentralen Karos, das eingerahmt wird von gebogenen Stengeln mit mehrteiligen Blattenden, auf vergleichbare Schlusssteinbildungen im stilistischen

Umfeld von Notre Dame in Paris, die um 1180/90 anzusetzen sind und damit zeitlich den Marienfelder Schlusssteinen vorausgehen, zurückgeführt werden.[1122]

Konkreter sind die Vergleiche für den Vierungsschlussstein: Seine wesentlich aufwendigere Figuration besitzt recht enge Parallelen in den allerdings etwas jüngeren, bald nach 1225 anzusetzenden Rosetten einiger Kassettenfüllungen des Paradiesportals am Dom zu Münster und einer Scheitelsteinplatte am südlichen Vierungsbogen (um 1230/40) des Domes zu Minden.

6.5. Die verlorenen Rippenzierscheiben

Weitere Bauzier an den Gewölben fand sich ehedem in Form von Rippenzierscheiben im Bereich des Chores und der beiden Westjoche (Abb. 30–31, 38–39).[1123] Obwohl diese Zierelemente selbst zu einem nicht näher bestimmbaren Zeitpunkt verloren gingen, sollen sie hier dennoch behandelt werden, da ihre Verwendung in Marienfeld für die westfälische Kunstgeschichte und darüber hinaus von größter Bedeutung ist.

Die Zierscheiben, die an runden, vortretenden Verdickungen an den Rippen bzw. den Gurtbogenscheiteln angebracht waren, dürften aus Holz hergestellt gewesen sein[1124] – darauf lassen indirekt die kleinen quadratischen Befestigungslöcher im Zentrum der Verdickungen schließen, denn steinerne Zierscheiben wären aus konstruktiven Gründen mit den Rippen- bzw. Bogenstücken aus einem Stück gefertigt worden. Möglicherweise haben sich die verstifteten Befestigungen später, etwa durch Austrocknung des Holzes, gelöst, so dass die Scheiben (teilweise) abgefallen sind, vielleicht wurden sie aber auch in späterer Zeit systematisch beseitigt.

Die spezifische Form der Marienfelder Rippenzierscheiben ist aufgrund ihres Totalverlustes nicht überliefert, doch kann nach einer Analyse der erhaltenen

[1122] Die Figuration der ‚normalen' Schlusssteine findet eine gewisse Nachfolge in einigen Schlusssteinen des frühgotischen Hallenlanghauses der Kleinen Marienkirche in Lippstadt, die eine vergleichbare Anordnung von vier Blattbündeln zeigen, welche durch eingeschwungene Stengel miteinander verbunden sind, z. T. finden sich hier auch die Wülste am Blattansatz. S. dazu: JESSE, Lippstadt, 1969, Abb. 54–57, 61, dazu S. 25–26.

[1123] Die Marienfelder Rippenzierscheiben, heute noch indirekt ablesbar an ihren Anbringungsstellen, fanden in der bisherigen Literatur nur wenig Beachtung, zu nennen sind allein: THÜMMLER, Marienfeld, 1972, S. 10; MAUÉ, Bauformen, 1975, S. 29; LOBBEDEY, Westbau, 1990, S. 15, Anm. 60; LOBBEDEY, Kirchenbauten, 1993, S. 194; LINKE, Marienfeld, 1994, S. 28, 62; LOBBEDEY, Westfalen, 1999, S. 138; LECHTRECK, Kirchen, 2005, S. 60.

[1124] LINKE, Marienfeld, 1994, S. 28 mutmaßt „Holz oder Ton" als Material. Auch MÜNSCHER, Rippenzierscheiben, 1939, S. 5 nennt als gängige Materialien für Rippenzierscheiben neben dem zumeist verwendeten Werkstein auch Stuck und gebrannten Ton. – Auch THÜMMLER, Marienfeld, 1972, S. 10, MAUÉ, Bauformen, 1975, S. 29 und LOBBEDEY, Westfalen, 1999, S. 138 vermuten hölzerne Rippenzierscheiben.

steinernen Beispiele in den Nachfolgebauten (s.u. Kap. C.10.4.) mit aller Vorsicht angenommen werden, dass die Scheiben rund ausgebildet waren und an der Schauseite eine zurückhaltende ornamentale Reliefzier trugen – wie sie auch einer Zisterzienserkirche angemessen war.

6.5.1. Die Rippenzierscheiben der beiden Chorgewölbe – Bauphase Ic

Die Diagonalrippen der beiden Chorgewölbe zeigen ungefähr am Beginn des obersten Drittels ihres Verlaufes jeweils eine runde, scheibenförmige Verdickung mit Befestigungsloch, die nicht die Breite der Rippe überschreitet (Abb. 30–31). Ähnliche zylindrische Verdickungen, die deutlich vorstehen, finden sich auch in den Scheiteln der Wulstunterzüge des östlichen Vierungsbogens und des Gurtbogens zwischen den beiden Chorjochen.

6.5.2. Die Rippenzierscheiben der beiden westlichen Hauptschiffgewölbe – Bauphase III

Während man in Bauphase II gänzlich auf die Verwendung von Rippenzierscheiben verzichtete, kamen sie in Bauphase III, das heißt in den beiden westlichen Hauptschiffjochen, wieder zur Anwendung, allerdings nicht mehr an den Diagonalrippen, sondern nur noch an den Gurtbögen (Abb. 38–39). So wurde der in Phase III ausgeführte westliche Gurtbogen des Hauptschiffes an seinem Scheitelpunkt mit der von den Gurtbögen des Chores bekannten zylindrischen Verdickung versehen, die deutlich aus der Flucht des Bogenlaufs vortritt. Der sich östlich anschließende Gurtbogen, der noch der Bauphase II angehört, wurde, da ursprünglich ohne Zierscheibe geplant und ausgeführt, beim Weiterbau in Phase III nachträglich mit einem Befestigungsloch im Bogenscheitel versehen, um ihn so mit einer Zierscheibe ‚nachrüsten' zu können.

6.5.3. Die Herleitung der Rippenzierscheiben

Die besondere Bedeutung der Marienfelder Rippenzierscheiben liegt darin, dass sie die frühesten Beispiele für eine derartige Gewölbeverzierung in der westfälischen Architektur überhaupt darstellen.[1125] Ihre Vorbilder sind demnach außerhalb

[1125] MÜNSCHER, Rippenzierscheiben, 1939, S. 24 sah noch „den Dom zu Münster als Träger der frühesten, von uns bisher erkannten Zierscheiben" an, die Überbleibsel der Marienfelder Zierscheiben waren ihm offenbar nicht bekannt. – Vgl. auch MÜHLEN, Dom zu Münster, 1966, S. 97–104, auch er erwähnt die Marienfelder Befunde nicht.

Westfalens zu suchen. Wie die Form der Wölbung selbst, das Domikalgewölbe (siehe Kap. C.5.2.3.), weist auch hier die Spur nach Südwestfrankreich, in die Regionen des Anjou und des Poitou, wo sich eine eigenständige Richtung der Frühgotik ausgebildet hat, der sogenannte ‚angevinische Stil' oder ‚Style Plantagenêt', benannt nach dem dort regierenden Herrscherhaus der Plantagenêts (siehe Kap. C.10.3.). An den Domikalgewölben der dortigen Sakralbauten findet sich eine vergleichbar reiche Gewölbezier wie in Westfalen. Allerdings ist sie dort stärker figürlich geprägt und findet sich (abgesehen von Figuren an den Bogen- und Rippenansätzen) nicht auf den Rippen und Gurtbögen, sondern fast ausschließlich an den Schnittpunkten der Netzrippengewölbe sowie gelegentlich auch am Fußpunkt der Rippen und den Scheiteln der Schildbögen. Dieser Dekorreichtum tritt im Verbreitungsgebiet des ‚Style Plantagenêt' allerdings erst in der Zeit nach 1200 auf, kann also kaum für die schon um 1200 entstandenen Rippenzierscheiben der Marienfelder Chorgewölbe (siehe Kap. C.4.4.2.) als maßgebliches Vorbild benannt werden.

Bisher wurden die westfälischen Rippenzierscheiben immer als Umbildung der angevinischen Schlusssteinzyklen interpretiert,[1126] doch greift dies augenscheinlich zu kurz. Beide Dekorformen dürften – wenn überhaupt – vielmehr auf eine gemeinsame Vorstufe zurückgehen, etwa einen angevinischen Kirchenbau der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts mit figürlich gestalteten Schluss- und Rippenziersteinen. Leider hat sich ein solcher Bau nicht erhalten,[1127] doch kann er fast zwingend vorausgesetzt werden, da innerhalb des ‚Style Plantagenêt' ein entsprechender Kirchenbau als ‚Verbindungsglied' fehlt, welches den heute abrupt erscheinenden Wechsel von vierteiligen, kaum ausgeschmückten Domikalgewölben mit breiten Rippen der Frühphase des Stils (um 1150–1180/1200) hin zu acht- oder mehrteiligen Domikalen mit dünnen Rippen und vielfältiger Schlusssteindekoration der Spätphase (um 1200–1250) erklärt – die beiden Krankensäle des Hospitals St. Jean in Angers (um 1175 – ca. 1188)[1128] und des Maison-Dieu de Coëffort in Le

[1126] MÜNSCHER, Rippenzierscheiben, 1939, S. 25; MÜHLEN, Dom zu Münster, 1966, S. 100; SCHREINER, Style Plantagenêt (I), 1967, S. 161; SCHREINER, Style Plantagenêt (II), 1967, S. 19–20; ihnen folgend LOBBEDEY/SCHOLZ, Baugeschichte Münster, 1993, S. 231: „Angeregt sind die Zierscheiben gewiß von den schlußsteinähnlichen Bildungen an den Rippenkreuzungen angevinischer Sterngewölbe".

[1127] Auch in Südwestfrankreich wurden (vornehmlich in den Städten) viele Großbauten wie Abtei- und Stiftskirchen nach der Französischen Revolution von 1789 und der nachfolgenden Säkularisation von kirchlichem Besitz versteigert und abgebrochen, so dass hier eine Reihe wichtiger Sakralbauten weitgehend undokumentiert verloren gegangen ist.

[1128] Zuletzt BLOMME, Anjou gothique, 1998, S. 78–85.

Mans (um 1180–1200)[1129] mit ihren vier- bzw. achtteiligen, dünnrippigen Gewölben (Abb. 753, 797), jedoch ohne jede plastische Zier, reichen als alleinige Verbindungsglieder beider Stilphasen nicht aus.

Die Rippenzierscheibe tritt nach dem bisher bekannten Denkmälerbestand in Westdeutschland erstmals in Westfalen, und zwar in Marienfeld, auf. Eine Übernahme des Motivs aus dem Rheinland ist hingegen weitgehend auszuschließen, da die wenigen rheinischen Beispiele für Rippenzierscheiben[1130] – in Chor und Querhaus der Damenstiftskirche St. Hippolytus (heute St. Margaretha) in Düsseldorf-Gerresheim (um 1210–1236),[1131] im Chor der Benediktinerabteikirche St. Ludgerus in Essen-Werden (2. Viertel 13. Jahrhundert)[1132] und im Chorjoch der 1886 abgebrochenen Pfarrkirche St. Jakob in Aachen (um 1220–40)[1133] – allesamt mindestens gleichzeitig oder jünger sind; eine Übernahme dieses Gestaltungsmotivs aus der westfälischen Architektur gilt daher mehr als wahrscheinlich.[1134]

6.5.4. Die Nachfolge in eng verwandten Bauten der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts

In der westfälischen und norddeutschen Baukunst der Spätromanik hat das in Marienfeld erstmals eingeführte Motiv der Rippenzierscheibe eine reiche Nachfolge gefunden. Hermann Münscher hat bereits 1939 flächendeckend die räumliche Verbreitung und die erhaltenen Sakralbauten mit Rippenzierscheiben systematisch erfasst und vorgestellt.[1135] Aus dem Kreis dieser Bauten sollen hier nur diejenigen Kirchen aufgeführt werden, die mit der Marienfelder Abteikirche in einem engeren

[1129] MUSSAT, Le style gothique, 1963, S. 114–119.

[1130] S. dazu KUBACH/VERBEEK, Rhein und Maas, Bd. IV, 1989, S. 456.

[1131] MÜNSCHER, Rippenzierscheiben, 1939, S. 9–10. Die Bauzeit nach KUBACH/VERBEEK, Rhein und Maas, Bd. I, 1976, S. 316–319, hier 317, und DEHIO, Rheinland, 2005, S. 320.

[1132] MÜNSCHER, Rippenzierscheiben, 1939, S. 10, 13. Die früher mit 1256–1277 angegebene Bauzeit (so u. a. bei KUBACH/VERBEEK, Rhein und Maas, Bd. II, 1976, S. 1219–1231, hier 1225) heute revidiert s. u. a. DEHIO, Rheinland, 2005, S. 399.

[1133] MÜNSCHER, Rippenzierscheiben, 1939, S. 10; zum Bau: KUBACH/VERBEEK, Rhein und Maas, Bd. I, 1976, S. 16–17, dazu Bd. III, 1976, Tafel 9,1 (vor Abbruch 1886). – LINKE, Marienfeld, 1994 fügt als weitere Beispiele aus dem rheinischen Umfeld an: die Chorherrenstiftskirche St. Peter in Merzig mit Zierrauten im Vierungsgewölbe (um 1200; s. dazu: KUBACH/VERBEEK, Rhein und Maas, Bd. II, 1976, S. 771–774, dazu Bd. III, 1976, Tafel 360) und die Kirche von Forcelles-St. Gorgon/Lothringen mit Scheiben an den Anfängen der kräftigen Wulstrippen (um 1200; SLOTTA, Meurthe-et-Moselle, 1976, S. 210–211, dazu Tafel 33).

[1134] So bereits KUBACH/VERBEEK, Rhein und Maas, 1989, S. 456, Anm. 150, und S. 471, dazu die Verbreitungskarte Abb. 439.

[1135] MÜNSCHER, Rippenzierscheiben, 1939. Einige seiner Datierungen sind nach dem heutigen Forschungsstand zu korrigieren, etwa beim Dom zu Münster. – Vgl. auch die ergänzenden Ausführungen bei MÜHLEN, Dom zu Münster, 1966, S. 97–104.

stilistischen Zusammenhang stehen und daher als unmittelbare Nachfolge angesprochen werden können.

Zunächst sei auf die Kirchbauten verwiesen, die unter unmittelbarer oder zumindest mittelbarer Beteiligung der Edelherren zur Lippe entstanden sind. Eine ihrer wichtigsten Kirchenstiftungen, die sehr aufwendig ausgestaltete Große Marienkirche in Lippstadt (siehe Kap. C.10.4.1.3.2.), weist jedoch ungewöhnlicherweise keine Rippenzierscheiben am achtteiligen Vierungsgewölbe (Abb. 938), ihrem einzigen Rippengewölbe, auf.[1136] Anders verhält es sich bei der etwas jüngeren, um 1210/15 begonnenen Stadtpfarrkirche St. Nicolai in Lemgo (siehe Kap. C.10.4.1.3.3.1.), der zweiten Gründungsstadt der Lipper, die im Vierungsgewölbe (Abb. 989) vier- und fünfteilige Rosetten an den Kreuzungspunkten der vier Diagonalrippen und des Scheitelringes besitzt.[1137]

Eine der Lemgoer Lösung entsprechende Verwendung von Zierscheiben an den Schnittpunkten des Scheitelrings mit den Diagonalrippen sowie zusätzlichen Orthogonalrippen findet sich im südlichen Querarm der Gertrudenkirche in Osnabrück (um 1225/35), wobei die Rippenzierscheiben dort die Form von erhabenen runden Verdickungen besitzen (Abb. 1164). Die Kirche wurde wohl unter maßgeblicher Förderung des Osnabrücker Bischofs Adolf I. von Tecklenburg (reg. 1216–1224), einem Schwager Hermanns II. zur Lippe, von Mitgliedern der Marienfelder Bauhütte errichtet (siehe Kap. C.10.4.2.2.).

Die Herforder Münsterkirche St. Maria und Pusinna (siehe Kap. C.10.4.1.3.3.3.), in ihren wesentlichen Teilen entstanden unter der Äbtissin Gertrud II. zur Lippe (um 1212/17 – um 1233/38), weist lediglich im östlichen Mittelschiffjoch eine reale Rippenwölbung auf (Abb. 1015, 1021) – wohl zur Auszeichnung des Kreuzaltars vor dem Lettner darunter. Die acht Gewölberippen mit Kleeblattprofil sind mit runden Zierscheiben versehen, die die Breite der Gewölberippen erreichen.[1138] Es befinden

[1136] Ein möglicher Reflex auf eventuell ehemals vorhandene Rippenzierscheiben am Chorgewölbe der Großen Marienkirche in Lippstadt könnten die – in gotischen Bauten eher ungewöhnlichen – Rippenzierscheiben am Gewölbe des Chorpolygons der dortigen Jakobikirche (3. Drittel 13. Jahrhundert) darstellen. Ihr Durchmesser entspricht der Breite der Rippenwerkstücke, die Kreisflächen zeigen (lippische?) Rosen, Stern- und Blütenmotive.

[1137] Dieses Beispiel nicht bei MÜNSCHER, Rippenzierscheiben, 1939. – Zum Vierungsgewölbe von St. Nicolai in Lemgo s.: MÜLLER, Lemgo, 1949, S. 29; GAUL/KORN, Stadt Lemgo, 1983, S. 168.

[1138] MÜNSCHER, Rippenzierscheiben, 1939, S. 9; GAUL, Herford, 1982, S. 10; BEER, Münsterkirche, 2000, S. 13–14, dazu Abb. Innentitel und S. 13, 14. – Dazu ausführlich DORN, Herford, 2006, S. 85–87.

sich je zwei Rundscheiben auf den Rippen, wobei die jeweils äußeren Rosetten- bzw. Sternmotive zeigen, die inneren posauneblasende Engel bzw. die vier apokalyptischen Wesen (Evangelistensymbole), die zusammen mit dem thronenden Christus in der Vertiefung des ovalen Schlusssteins das Jüngste Gericht vergegenwärtigen (Abb. 1029–1030). Dieser mit einem einheitlichen ikonographischen Programm versehene Zierscheibenzyklus bildet sicherlich das aufwendigste derartige Ensemble innerhalb der ‚lippischen' Architektur und darüber hinaus.

Anzufügen sind schließlich noch zwei Bauten, die in der Mitte des 13. Jahrhunderts auf Initiative von Gerhard II. zur Lippe, Erzbischof von Hamburg-Bremen (1219–1258), umgestaltet wurden: Am Bremer St. Petri-Dom (siehe Kap. C.10.4.1.3.3.5.) wurde nach Fertigstellung der wohl 1229 vollendeten Einwölbung der Seitenschiffe der Umbau der Kathedralkirche um 1235–50 mit einer Neugestaltung des Mittelschiffes fortgeführt, das nach dem Vorbild von St. Aposteln in Köln mit sechsteiligen Rippengewölben ausgestattet wurde. Dabei erhielt das westlichste Joch des Mittelschiffs einen Schmuck aus sechs um den Schlussstein angeordneten Rippenzierscheiben, die mit Blattornamenten geschmückt wurden.[1139]

Auch der 1807 abgebrochene St. Mariendom zu Hamburg (Abb. 1088; s. ebd.) wurde bei seinem weitgehenden Neubau in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts unter Erzbischof Gerhard II. zur Lippe in den Hochräumen, das heißt im Querhaus und im Mittelschiff, mit achtrippigen Domikalgewölben ausgestattet, deren Rippen mit je drei Rippenzierscheiben versehen waren.[1140] Hier wie auch bei dem unmittelbaren Nachfolgebau des Hamburger Domes, der St. Johanniskirche in Meldorf in Dithmarschen (um 1250–1290) mit ihren Rippenzierscheiben aus Stuck im Mittelschiff, macht sich jedoch schon eine unmittelbare Rezeption der Gewölbezier des Domes zu Münster bemerkbar.[1141]

[1139] MÜNSCHER, Rippenzierscheiben, 1939, S. 18; er deutet das Fehlen von Rippenzierscheiben in den übrigen Mittelschiffjochen als Aufgabe dieser Idee, doch könnte es sich vielmehr auch um eine bewusste Auszeichnung diese Joches handeln, das ehedem – was Münscher verkannte – unter sich den Altar vor dem Lettner des Westchores aufnahm. – Zur zeitlichen Einordnung der Bauphase: BOSSE/LAMOTTE, Dom zu Bremen, 1989, S. 28; DEHIO, Bremen/Niedersachsen, 1992, S. 8, 10; vgl. dazu die ausführlichen Darlegungen in Kap. C.10.4.1.3.3.5.

[1140] MÜNSCHER, Rippenzierscheiben, 1939, S. 18. – Zur Baugeschichte des Hamburger Doms s. Kap. C.10.4.1.3.3.5.

[1141] MÜNSCHER, Rippenzierscheiben, 1939, S. 18–19. – Zur Kirche in Meldorf ausführlich: SCHULZE, Meldorf, 1992.

Der 1225 begonnene spätromanische Neubau des St. Paulus-Domes zu Münster (siehe Kap. C.10.4.3.2.) zeigt in fast sämtlichen Jochen eine aufwendige Gewölbezier in Form von runden Rippenzierscheiben diverser Größe (Abb. 1280–1282) – insgesamt über 200 im ganzen Bau![1142] Diese sind mit in unterschiedlicher Dichte über die profilierten Gewölberippen verteilt; besonders ausgezeichnet durch jeweils 24 Zierscheiben sind das Westchorgewölbe und das Vierungsgewölbe. Sämtliche Rippenzierscheiben des 13. Jahrhunderts sind ornamental gestaltet, figürliche Darstellungen finden sich lediglich auf den Ergänzungen des 16. Jahrhunderts. – Die Anregung für die Verwendung von Rippenzierscheiben am münsterschen Dom dürfte – ebenso wie weitere, prägende Gestaltungsformen des Domes – maßgeblich auf die Klosterkirche in Marienfeld zurückgehen.

Gleiches gilt für die Zisterzienserabteikirche in Loccum, deren um 1210/15 begonnener Neubau gleichfalls eine deutliche Orientierung an Marienfelder Gestaltungen erkennen lässt (siehe Kap. C.10.4.3.3.). Die Form der Rippenzierscheiben – hier je zwei an den Rippen der vierteiligen Domikale in den Hochräumen (Abb. 1289–1291) – fällt in Loccum (wohl bewusst) etwas bescheidener aus als am jüngeren Dom zu Münster, da die Zierscheiben nur als vorspringende Zylinder der Rippenrundstäbe erscheinen und deren Breite übernehmen, nicht jedoch das Maß des breiteren rechteckigen Rippenbandes, denen die Rundstäbe aufgelegt sind.

Auch der Umbau bzw. Neubau von Vierung und Chor des Osnabrücker Domes St. Petrus (Abb. 1273–1274), die möglicherweise unter der Leitung eines Marienfelder Mönches erfolgte (siehe Kap. C.10.4.3.1.2.), orientiert sich in allererster Linie an den Bauformen der Ostteile des münsterschen Domes (Abb. 1282) einschließlich der Rippenzierscheiben der achtteiligen Gewölbe.[1143]

Auch für eine Vielzahl anderer spätromanischer, ca. 1230–1260 entstandener Kirchenbauten in Westfalen und den angrenzenden Kunstlandschaften bildete der Dom zu Münster das entscheidende Vorbild für die Verwendung von

[1142] MÜNSCHER, Rippenzierscheiben, 1939, S. 7–9; ausführlich dazu: LOBBEDEY/SCHOLZ, Baugeschichte Münster, 1993, S. 231–234.
[1143] Dazu MÜNSCHER, Rippenzierscheiben, 1939, S. 14. – Weitere Literatur zum Osnabrücker Dom s. Kap. C.10.4.3.1.

Rippenzierscheiben.[1144] Ihren Ausgang nahm dieses für die westfälische Baukunst so charakteristisch gewordene Ziermotiv jedoch von der Klosterkirche von Marienfeld!

Einen sehr eigenständigen Reflex der Marienfelder Rippenzierscheiben stellen schließlich die Schaftringe der Rundstabrippen im Chorgewölbe der Klosterkirche zu Mariensee dar (Abb. 1297; Kap. C.10.4.3.4.).

6.6. Die Rippenkonsolen

Die geschärften Rundstabrippen in den beiden Chorjochen und in den drei Querhausjochen ruhen nicht unmittelbar auf dem Wulstkämpfer der Kapitelle auf (wie bei den beiden Westjochen), sondern nehmen ihren Ausgang von kleinen kelchförmigen Konsolgebilden,[1145] die wie die Rippen selbst deutlich zugespitzt sind (Abb. 385). Ihre Ausbildung und Profilierung ist in Chor und Querhaus leicht unterschiedlich und deckt sich damit mit der Unterscheidung in die Bauphasen I und II, ebenso ihr Fehlen in den beiden Westjochen mit Bauphase III.

Derartige Rippenkonsolen sind in der europäischen Baukunst der Zeit um 1200 höchst ungewöhnlich – ihre Verwendung ist in Marienfeld wohl aus der Not geboren, für die vermutlich anfänglich nicht vorgesehenen und daher ohne eigenen Auflager im Vorlagensystem gebliebenen Rippen (siehe Kap. C.5.2.3.) eine angemessene Form des Ansatzpunktes für die zwischen Gurt- und Schildbögen bzw. deren Begleitwülste eingefügten Rippenanläufe zu finden. Ein ungelenk vorstehendes oder gequetschtes Auftreffen der Rundstabrippe auf die kaum ausreichende Oberseite des Wulstkämpfers konnte vermieden werden, indem man die auch mit einer gestalteten Unterseite versehene Rippenkonsole zwischen Rippe und Kämpfer einfügte.[1146]

Sinnverwandt erscheinen die Konsölchen, die die Wulstrippen des Kuppelgewölbes in der spätromanischen Schatzkammer (um 1210/15) von St. Pantaleon in Köln tragen[1147] – auch dort sind sie als Zwischenelement zwischen die Rippe und die Säule als die eigentlich tragende Architekturstütze geschaltet, deren Kämpferplatte zu

[1144] S. die fast vollständig aufgeführten Beispiele bei MÜNSCHER, Rippenzierscheiben, 1939.

[1145] Gleich den Rippenzierscheiben fanden die Marienfelder Rippenkonsolen in der bisherigen Literatur so gut wie keine Beachtung, zu nennen ist allein: LINKE, Marienfeld, 1994, S. 28, 41–43, 47, 48, 75. Er bezeichnet sie als „Endkelche".

[1146] Bei den beiden Rippengewölben der Westjoche, wo die Anfangskelche der Rippen weggelassen wurden, treten die Schildbögen weniger stark vor, so dass dort für die Rundstabrippen genügend Auflagefläche verbleibt.

[1147] Zum Schatzkammerbau von St. Pantaleon in Köln umfassend: KOSCH, Schatzkammer, 1991.

wenig Platz als Rippenauflager böte.[1148] Hinsichtlich der Betonung der Rippenansätze durch kapitellartige Konsolen erscheinen zudem die kapitellähnlichen Gebilde am Ansatz der Rippen über den Mittelschiffsäulen im Krankensaal (um 1175/80 – ca. 1188) des Hospitals St. Jean in Angers (Abb. 756–759) vergleichbar (siehe Kap. C.10.3.).

Die ungewöhnliche Formgebung der Marienfelder Rippenkonsolen stellt eine eigenständige Mischung dar aus den Gestaltungs- und Funktionselementen eines Kapitells, eines Kämpfergesimses sowie einer Konsole dar. Entsprechend ähneln ihren Profilierungen den Konsolen der äußeren Rundbogenfriese (s.u.).

6.6.1. Die Rippenkonsolen der beiden Chorgewölbe

Die sechs Rippenkonsolen des Voll- und des Halbgewölbes im Chor weisen folgende Profilabfolge auf (Abb. 326): Auf ein flaches quadratisches Plättchen folgt ein entsprechend quadratisch ausgebildeter Wulst, der absatzlos in eine gerundete Kehle übergeht. Eine spitzovale kleine Schräge bildet die Abgrenzung zu einem gleichermaßen ovalen Wulst, auf eine weitere kleine Schräge folgt die abschließende Deckplatte, die in ihrer Form und Dimension der darüber beginnenden Rippe angeglichen ist.[1149] Der am unteren quadratischen Wulst noch markant ausgebildete Kantengrat verliert sich im Bereich von oberem Wulst und Platte einwenig, doch setzt er sich dann an der geschärften Rundstabrippe fort.

Die Profilfolge entspricht – allerdings anders proportioniert – derjenigen der gleichzeitigen Konsolvariante ‚A' der Rundbogenfriese am Außenbau.

6.6.2. Die Rippenkonsolen der drei Querhausgewölbe

Die zwölf Anfangskelche der Gewölberippen in der Vierung und den beiden Querarmen übernehmen zwar grundsätzlich die Profilabfolge der Rippenkonsolen in den Chorjochen, doch haben sich die Proportionen der einzelnen Elemente verschoben (Abb. 385): So ist insbesondere eine deutliche Vergrößerung und damit

[1148] Vgl. zu den Konsolen KOSCH, Schatzkammer, 1991, S. 46. – Bereits LINKE, Marienfeld, 1994, S. 75 verwies auf die Schatzkammer (den sog. Kapitelsaal) von St. Pantaleon in Köln. Darüber hinaus nennt er als weiteren Vergleichsbau auch die „Vorhalle" – d. h. wohl den ehemaligen östlichen Kreuzgangflügel im Westbau – von St. Andreas in Köln (um 1190/1200), doch sind die dortigen ‚Rippenkonsolen' in den Nord- und Südjochen Teil der größeren, die Gurt- und Diagonalrippen aufnehmenden Konsolbildungen.

[1149] Die Maße der Profilfolge betragen (in cm; eingemessen an der südwestlichen Rippenkonsole des Chorostjochs): H: gesamt: 16,5; Plättchen: 0,5; Wulst und Kehle: 7; kl. Schräge: 1; Wulst 3,5; kl. Schräge: 0,5; Deckplatte: 4.

verbunden eine starke Streckung und Betonung der Kehlenzone zu verzeichnen, während unterer und oberer Wulst sichtlich kleiner ausgebildet sind. Zudem wurde die quadratische Grundform des Plättchens und des unteren Wulstes aufgegeben und auch hier die die gesamte Rippenkonsole bestimmende spitzovale Grundform eingeführt.

Die Formgebung der Rippenkonsolen in Phase II mit der deutlichen Streckung der Kehlenzone geht auch hier auffällig parallel mit den äußeren Rundbogenfriesen des Querhauses, nun mit der entsprechend zeitgleichen Konsolform ‚B' (s.u.).

6.7. Die Konsolen der äußeren Rundbogenfriese

Neben den Basen und Kapitellen zeigt sich auch bei den Konsolen der äußeren Rundbogenfriese ein Formenwechsel, der Aufschluss geben kann über die einzelnen Bauphasen und die damit verbundenen Modifizierungen des bindenden Formenrepertoires.

6.7.1. Die Frieskonsolen am Hochchor – Bauphase Ic

Die die Rundbogenfriese am Obergaden des Hochchores stützenden Konsolen weisen eine aufwendige Profilabfolge auf, bestehend aus Plättchen – Wulst mit anschließender Kehle – Plättchen – Wulst – kleine Schräge – Platte (Abb. 386). Die Verwendung dieser hier mit ‚A' bezeichneten Konsolform beschränkt sich allein auf die Bauteile der Phase Ic, das heißt den Chorobergaden und den jeweils ersten Friesbogen der Querhausostwände (vor der Baunaht zu Phase II).[1150] Eine Ausnahme bilden die Westwand des Nordquerhauses[1151] sowie die Obergadenwände des ersten Langhausjoches, wo diese Konsolform nochmals auftaucht – möglicherweise handelt es sich dabei aber um ‚Reststücke' aus Phase I (vgl. Kap. C.4.3.3.1., C.4.3.3.2.).

[1150] Vgl. dazu SIGRIST/STROHMANN, Baugeschichtliche Befunde, 1995, S. 110, dazu Abb. 159, 162. – Die Frieskonsolen des Typs ‚A' der Querhausostwände haben folgende Maße (in cm): Nordquerhaus: H: 18,5; B: 13,6; (sichtbare) T: max. 5,5; Südquerhaus: H: 19,0; B: 13,5; (sichtbare) T: max. 5,0; Profilfolge von unten nach oben: Plättchen: 0,5; Wulst/Kehle: 6,5; Schräge: 1,5; Wulst: 5,5; Schräge: 1,0; Platte: 5,0 [Befund vom 1. und 2. Juli 2017 > Nachtrag].

[1151] Ebd. – Es handelt sich um folgende Frieskonsolen, Zählung von Norden nach Süden (Maße in cm): 2. H: 18,0; B: 13,0; (sichtbare) T: max. 6,0; 4. [unterer Wulst anmodelliert] H: 19,0; B: 13,7; T: max. 5,0; 6. H: 19,0; B: 13,7; T: max. 5,5 [Befund vom 1. Juli 2017 > Nachtrag].

6.7.1.1. Exkurs: Die Konsole an der Querhausöffnung des Diagonaldurchganges – Bauphase IIa

Als nördliches Bogenauflager für den querhausseitigen Spitzbogen des Diagonaldurchganges zum Langhaus dient eine Konsole, die folgende, mit den Frieskonsolen eng verwandte Profilierung aufweist (Abb. 388): Plättchen – Wulst – hoher, gekehlter Kelch – Plättchen – Wulst – kleine Schräge – Platte. Damit bildet die Konsole eine Zwischenform zwischen dem am Chorobergaden gebräuchlichen Konsoltyp ‚A', mit dem der obere Abschluss übereinstimmt, und dem dann am Querhausobergaden eingeführten Konsoltyp ‚B' (s.u.), dessen untere Konsolform mit Plättchen, Wulst und mit diesem verschliffenem, gestrecktem Kelch hier bereits vorweggenommen wird.

6.7.2. Die Frieskonsolen am Querhaus und östlichen Langhausjoch – Bauphase IIb

Die am Chorobergaden eingeführte Konsolform ‚A' wird in Bauphase IIb an den Wänden des Querhauses – das heißt am Konsolfries unterhalb des Horizontalbandes der nördlichen Querhausstirn[1152] und an den Rundbogenfriesen unter dem Traufgesims – von einer leicht veränderten und vereinfachten Konsolform ‚B' abgelöst (Abb. 387), der eine vielfach verschliffene Profilierung zu eigen ist: Auf ein unterfangendes Plättchen folgt ein Wulst, der – wie bei der nur wenig älteren Konsole am Diagonaldurchgang (Kap. C.6.7.1.1.) – in einen gestreckten Kelch übergeht, welcher wiederum nahtlos in einen schmalen oberen Wulst ausläuft; eine kleine Schräge bildet dann den Absatz zur abschließenden Platte.[1153]

[1152] Die Frieskonsolen unterhalb des Horizontalbandes gehören alle der Konsolform ‚B' an. Durch die Teilungslisenen sind sie in Dreiergruppen rhythmisiert. Für sie ließen sich folgende Maße ermitteln: von Ost nach West (Maße in cm): 1. H: 22,5, davon Platte: 8,5; B: 15,3; (sichtbare) T: max. 5,5; B: Wulst: 8,5; Konsolhals: 7,0; 2. H: 22,0; davon Platte: 8,7; B: 15,5; (sichtbare) T: max. 5,7; B: Wulst: 8,5; Konsolhals: 6,3; 3.H: 22,5; davon Platte: 8,5; B: 15,3; (sichtbare) T: max. 5,5; B: Wulst: 8,5; Konsolhals: 6,5; 4. H: 22,0; davon Platte: 8,5; B: 15,0; (sichtbare) T: max. 5,5; B: Wulst: 8,3; Konsolhals: 6,2; 5. [fast völlig abgewittert wegen des Wasserausgusses der Fenstersohlbank darüber > nur ungefähre Maße] H: ca. 22,0; davon Platte: ca. 8,5; B: ca, 15,0; (sichtbare) T: aktuell noch max. 3,5; 6. H: 22,0; davon Platte: 8,3; B: 15,2; (sichtbare) T: max. 5,5; B: Wulst: 8,2; Konsolhals: 6,5; 7. H: 22,0; davon Platte: 8,5; B: 15,2; (sichtbare) T: max. 5,5; B: Wulst: 8,5; Konsolhals: 6,8; 8. H: 22,5, davon Platte: 8,5; B: 15,0; (sichtbare) T: max. 5,5; B: Wulst: 8,5; Konsolhals: 6,5; 9. H: 22,7; davon Platte: 8,7; B: 15,3; (sichtbare) T: max. 5,5; B: Wulst: 8,5; Konsolhals: 6,0 [Befund vom 1. Juli 2017 > Nachtrag].

[1153] Vgl. dazu ebd., S. 110, dazu Abb. 159, 163, 164. – Für die Frieskonsolen der Rundbogenfriese der Querhausarme ließen sich folgende Maße ermitteln: Nordquerhaus, Ostseite, von Norden nach Süden (Maße in cm): 1. H: 19,0; B: 14,2; (sichtbare) T: max. 5,5; 2. H: 19,0; B: 14,0; T: max. 5,5; 3. H: 16,5; B: 13,6; T: max. 6,0; 4. H: 18,0; B: 13,6; T: max. 6,0; 5. [stark verwittert] H: 18,5; B: 14,0; T: max. 6,0; 6. [beschädigt/verwittert] H: 19,0; B: 14,0; T: max. 5,3; 7. [Kämpfer stark beschädigt] H: 19,0; B: 14,0; T: max. 6,0; 8. [z. T. beschädigt] H: 18,5; B: 13,6; T: max. 6,0; 9. Konsoltyp ‚A' aus Phase Ic (s.o.).

Die im Vergleich zu den Frieskonsolen des Chores (‚A') weniger additive Formgebung der Konsolform ‚B' bringt durch die geschilderte Verschleifung nicht nur eine Reduzierung der einzelnen Profilelemente mit sich, sondern auch eine Vereinfachung und damit Rationalisierung des bildhauerischen Arbeitsprozesses. Hinzu kommt eine Streckung und damit Verschiebung der Proportionen, die in vergleichbarer Weise auch bei den Rippenkonsolen der Phase II zu beobachten ist.

An der nördlichen Obergadenwand des ersten Langhausjoches wird schließlich noch eine dritte Konsolvariante ‚C' eingeführt, die sich unverkennbar am Typus ‚A' orientiert: Von diesem übernimmt sie unverändert die obere Partie aus Platte, schrägem Plättchen, Wulst und Plättchen, jedoch schließt sich darunter nur ein einfacher, eingezogener gekehlter Kelch an, der untere Wulst und das abschließende Plättchen fehlen. Damit folgt sie genau dem Aufbau der Konsolen des Altarerkers in Rheda (Kap. D.6.4.), die der dortigen Phase I (um 1191/95–1200) angehören und somit deutlich früher entstanden sind. Daher dürften die Rhedaer Altarerkerkonsolen als Vorlage für den Marienfelder Konsoltyp ‚C' anzusprechen sein.

Diese Konsolvariante ‚C' findet sich durchgängig an der nördlichen Obergadenwand des ersten Langhausjoches sowie als Auflager für den ersten Rundbogen westlich jenseits der östlichen Mittellisene, der noch der Bauphase II angehört; unmittelbar daneben verläuft die senkrechte Baunaht zur nachfolgenden Phase III.

Südquerhaus, Ostseite, von Norden nach Süden (Maße in cm): 1. Konsoltyp ‚A' aus Phase Ic (s.o.); 2. H: 19,0; B: 13,7; (sichtbare) T: max. 5,0; Profilfolge von unten nach oben: Plättchen: 1,0; Wulst/Kehle: 11,0; erste Schräge: 2,0; zweite Schräge: 1,0; Platte: 6,0; B: Wulst: 9,0; Konsolhals: 6,3; 3. H: 19,0; B: 14,0; T: max. 5,5; Profilfolge von unten nach oben: Plättchen: 0,7; Wulst/Kehle: 10,5; erste Schräge: 2,0; zweite Schräge: 1,0; Platte: 5,0; B: Wulst: 9,0; Konsolhals: 6,3; 4.–9. nicht eingemessen, aber alle vergleichbare Maße.
Nordquerhaus, Westseite, von Norden nach Süden (Maße in cm): 1. H: 19,0; B: 13,7; (sichtbare) T: max. 6,0; 2. Konsoltyp ‚A' (s.o.); 3. H: 19,0; B: 13,8; T: max. 5,5; 4. Konsoltyp ‚A' (s.o.); 5. H: 19,0; B: 14,0; T: max. 6,0; 6. Konsoltyp ‚A' (s.o.); 7. [stark verwittert] H: 19,5; B: 14,0; T: max. 5,0; 8. H: 19,0; B: 14,0; T: max. 6,0; 9. [verwittert] H: 19,5; B: 14,0; T: max. 5,5.
Südquerhaus, Westseite, von Norden nach Süden (Maße in cm): 1. [=Konsole am Knickpunkt zur Schrägmauer der Winkelfüllung] H: 19,5; B: 19,0; (sichtbare) T: max. 4,7; Profilfolge von unten nach oben: Plättchen: 0,5; Wulst/Kehle: 11,5; erste Schräge: 1,7; zweite Schräge: 1,0; Platte: 5,5; B: Wulst: 9,5; Konsolhals: 6,2; 2. [stark verwittert] H: 19,0; B: 13,7; T: max. 5,7; Profilfolge von unten nach oben: Plättchen: 0,5; Wulst/Kehle: 11,0; erste Schräge: 1,7; zweite Schräge: 1,0; Platte: 5,0; B: Wulst: 9,5; Konsolhals: 6,2; 3. [am besten erhalten] H: 19,5; B: 14,3; T: max. 5,5; Profilfolge von unten nach oben: Plättchen: 1,7; Wulst/Kehle: 11,0; erste Schräge: 2,0; zweite Schräge: 0,7; Platte: 5,5; B: Wulst: 9,5; Konsolhals: 7,0; 4. [sehr stark verwittert] H: 18,5+x; 5. [stark verwittert] H: 19,0; B: ??; T: max. 5,0; Profilfolge von unten nach oben: Plättchen: ??; Wulst/Kehle: ??; erste Schräge: 2; zweite Schräge: 1,0; Platte: 5,5 [Befund vom 1. und 2. Juli 2017 > Nachtrag].

6.7.3. Die Frieskonsolen an den beiden westlichen Langhausjochen und an der Westfassade – Bauphase III

Mit Beginn der Bauphase III lässt sich wiederum ein Wechsel bei der Profilierung der Frieskonsolen am Obergaden verzeichnen: Es wird eine vierte Konsolform ‚D' eingeführt, die wiederum Elemente aus den Varianten ‚A' und ‚B' neu kombiniert: Auf ein Plättchen folgt ein kräftiger Wulst, darüber ein Plättchen, anschließend eine Kehle, welche absatzlos in einen schmalen oberen Wulst ausläuft; eine kleine Schräge bildet dann den Absatz zur abschließenden Platte. Diese Konsolform ‚D' findet sich durchgängig an den beiden Obergadenwänden des mittleren Langhausjoches jenseits der Baunähte zu Phase II.

Am westlichen Joch treten dann schließlich noch weitere Konsolvarianten hinzu, die fast durchweg eine Abwandlung der Konsolform ‚D' darstellen, deren Profilierung sie teilweise vereinfachen: So wird bei einigen Konsolen der untere Wulst weniger stark gebaucht und das mittlere Plättchen durch einen einfachen Absatz ersetzt oder der obere Wulst zu einem glatten Plättchen umgeformt. Diese Abwandlungen sprechen für eine Beteiligung unterschiedlicher Steinmetzen und damit für eine Fertigung der Konsolwerkstücke unter Zeitdruck.

Die bis auf den Bereich der Giebelspitze in ihrem Bestand erhaltenen Konsolen des Westgiebels zeigen zwei Varianten: Die jeweils unterste stellt dabei eine neue Konsolprofilierung ‚E' dar, die sich ganz offensichtlich an dem in derselben Quaderlage nach dem Umknicken endenden Traufgesims orientiert und die gleiche, allerdings etwas anders proportionierte Profilabfolge aufweist: Plättchen – Wulst – Vorsprung – Kehle – Plättchen – Platte. Nach einem Planwechsel, der das Einfügen des Giebelgesimes zwischen den beiden Konsolen mit sich bringt (siehe Kap. C.4.3.5.3.), wird bei der Aufrichtung des Westgiebels (Phase IIIc) für die Konsolen des steigenden Rundbogenfrieses durchweg auf die schlichtere Konsolform ‚B' zurückgegriffen, diese dabei jedoch modifiziert, daher die Bezeichnung als Typus ‚B-m': So ist hier jeweils das unterste Plättchen zu einem höheren Klötzchen umgeformt, der Wulst darüber besonders kräftig ausgebildet und deutlicher von dem anschließenden Kelch abgesetzt – letzteres konnte bereits bei dem untersten Konsolelement der beiden westlichen, in Phase III entstandenen Pfeilerabkragungen des Hauptschiffes beobachtet werden (Kap. C.6.2.3.3.).

6.7.3.1. Exkurs: Die Frieskonsolen der Wandnische neben dem Kreuzgangportal

Eine den Konsolen der äußeren Rundbogenfriese unmittelbar verwandte Formgebung weisen die Konsolen der Wandnische neben dem Kreuzgangportal auf, die dort gleichermaßen einen Rundbogenfries tragen, hier mit kugelbesetzten Kehlen (Abb. 412). Die durchweg gleich gestalteten Frieskonsolen setzen über einem kleinen Plättchen an, den Hauptteil bildet ein unten leicht verdickter Kelch, der sich oben stark ausweitet. Den oberen Abschluss bildet ein Plättchen und eine Platte.

In ihrer Grundanlage, vor allem in der Ausbildung des Kelches mit unterer leichter Verdickung, sind die Wandnischenkonsolen am nächsten verwandt mit der Konsole an der Querhausöffnung des Diagonaldurchganges (Kap. C.6.7.1.1.), die jedoch noch zusätzlich einen Wulst und ein schräges Plättchen aufweist.

6.8. Gesimse und Kämpferprofile

Abschließend sei noch ein kurzer Blick auf die an Gesimse der Marienfelder Klosterkirche vorfindlichen Gesimse geworfen, die – anders als die Basen und die Kapitellskulptur – so gut wie keinen Formenwandel durchlaufen und daher hier nicht bzw. nur innerhalb der gleichen Gruppe nach Bauphasen besprochen werden. Die Vorstellung beginnt mit den Gesimsen des Außenbaues, es folgen die Gesimse im Inneren.

6.8.1. Die Gesimse am Außenbau

6.8.1.1. Das äußere Sockelgesims

In der Bauphase Ia wird ein Sockelprofil als unterer Abschluss der Außenwände eingeführt, das auch in den nachfolgenden Bauphasen unverändert beibehalten wird. Es zeigt eine Profilabfolge aus Platte – Schmiege – Platte – Plättchen – Kehle.

Dieselbe Profilierung begegnet in identischer Form auch im Inneren bei den Bauteilen der Phase Ia, so bei den Basensockeln der Eckdienste der Chormittelschiffostwand und der Querhausostecken sowie den mutmaßlich ebenfalls der Phase Ia zuzuordnenden, im 14. Jahrhundert wiederverwendeten Sockeln der außenseitigen Pfeilervorlagen an den Zugängen zum heutigen Chorumgang vom

Querhaus aus. Anders als beim Außensockel wird dieses Profil im Kircheninneren in den nachfolgenden Bauphasen aufgegeben.

6.8.1.2. Das Trauf- und Ortganggesims

Als Pendant zum Sockelgesims schließt das Traufgesims die Wandflächen nach oben ab.[1154] Auch hier wurde das in der Chorbauphase (Phase Ib und Ic) eingeführte Gesimsprofil aus schrägem Plättchen – Wulst – Vorsprung – Kehle – schrägem Plättchen – Platte in den Bauphasen II und III unverändert übernommen (Abb. 390). Die Gesimsstücke des spätromanischen Kernbaues sind heute jedoch nur noch an wenigen Stellen erhalten,[1155] da das Traufgesims beim Dachbrand 1826 stark in Mitleidenschaft gezogen wurde und danach größtenteils erneuert werden musste. Diese Erneuerung von 1828 folgte zwar dem spätromanischen Vorbild, vereinfachte jedoch dessen prägnante Profilierung dahingehend, dass die schrägen Plättchen gerade gestellt, die jeweils deutlich mehr als viertelrunden Wülste und Kehlen auf einen Viertelkreis reduziert wurden. Dieselben Profilsteine wurden auch für die Ortganggesimse der Giebelfelder verwendet, die in ihrem heutigen Bestand jedoch weitgehend erneuert sind – lediglich am östlichen Ortganggesims des Südquerhausgiebels scheinen sich noch originale Werkstücke erhalten zu haben.[1156]

6.8.1.3. Das Kämpferprofil des Nordportals

Die Kapitellblöcke der Dreisäulenbündel des Nordportals werden von einem Kämpfer abgedeckt, der mit diesen jeweils aus einem Werkstück geschlagen ist: Auf der Abakusplatte des Kapitellblocks liegt ein Wulstkämpfer auf, der als Halbrundstab vorspringt. In seiner Form ähnelt er dem – allerdings etwas kräftiger ausgebildeten –

[1154] Dazu grundlegend: SIGRIST/STROHMANN, Baugeschichtliche Befunde, 1995, S. 164, dazu Anm. 107 sowie insbesondere Abb. 227.

[1155] Ebd. werden „etwa die Eckverbindungen über dem Treppenaufgang im Winkel von südlichem Langhaus und Querhaus sowie einzelne Steine der Südquerhausostwand“ genannt. – Ein weiteres, jedoch beschädigtes Originalstück des Traufgesimses liegt als lose Spolie im Bereich der Mauerkrone der Zwickelmauer über der Treppenspindel. Maße des Werkstücks (in cm): H: 26; L: 73; T: Unterseite (= Auflagefläche) 27; Oberseite 42+x (da vordere Gesimskante abgebrochen). – Weitere Traufgesimsfragmente wurden als Spolien im Zwickelmauerwerk zwischen dem ersten und zweiten Langhausjoch vermauert. – Die Traufgesims-Werkstücke am Fußpunkt des südlichen Querhausgiebels zeigen folgende Profilierung (Maße in cm): Gesamthöhe: 25,5; Profilfolge von unten nach oben: Plättchen: 1,7; Wulst: 8,0; Kehle: 6,0; Plättchen: 1,7; Platte: 8,0 [Befund vom 2. Juli 2017 > Nachtrag].

[1156] Original erhalten heute nur noch das Ortganggesims des Seitenschiffgiebels der Westfassade, diejenigen des Nord- und Ostgiebels um 1828 erneuert, derjenige des Südgiebels 1955/58 – bis auf die Werksteine des östlichen Schenkels, die noch das ‚geschärfte‘ Profil und eine historische Steinbearbeitung zeigen; Längenmaße (in cm): 1. 79; 2. 69; 3. 79; 4. 68,5 [Befund vom 3. Juli 2017 > Nachtrag]; der Westgiebel ist hingegen bis heute ohne erneuertes Ortganggesims geblieben.

Wulstkämpfer der östlichen Eckdienste im Inneren und den Wulstkämpfern der äußeren und inneren Säulenrahmungen der Dreifenstergruppen in den Querhausfronten (s.u.).

6.8.1.4. Das Ortganggesims des Nordportalgiebels

Der überfangende Giebel des Nordportals (Kap. C.5.5.1.) schließt mit einem Gesims ab, das sich durch eine äußerst plastische Formgebung auszeichnet (Abb. 242). Seine Profilierung besteht von Außen nach Innen aus Platte, Schräge und einem Dreiviertelwulst. Damit gleicht es sich der unmittelbar benachbarten archivoltenartigen Rahmung des Bogenfeldes an. Als Auflager des Giebelgesimses dienen Konsolen, die sich seitlich als Gesims fortsetzen. Sie zeigen eine Profilierung aus hoher Kehle, Plättchen und Platte, die damit in umgekehrter Reihenfolge der des äußeren Sockelgesimses entspricht; dasselbe Gesimsprofil kehrt beim Ortganggesims der Seitenschiffwestwand und beim Kämpfergesims der Nischen des Westgiebels wieder.

6.8.1.5. Die Wulstkämpfer der äußeren Säulenrahmungen der Dreifenstergruppen in den Querhausfronten

Die Kapitelle der äußeren Säulenrahmungen der Dreifenstergruppen in den Querhausstirnseiten werden von einem Kämpfer aus einer dünnen Platte und einem kräftigen, dreiviertelrund vortretenden Wulst abgeschlossen (Abb. 278) – die gleiche Formgebung findet sich auch bei ihren Gegenstücken in Inneren (s.u.). Ihre Grundform ähnelt den Wulstkämpfern der östlichen Eckdienste im Inneren (s.u.) und dem Kämpferprofil des Nordportals (s.u.).

6.8.1.6. Das Ortganggesims des Seitenschiffgiebels

Die mit einem Halbgiebel versehene Seitenschiffwestwand schließt mit einem Ortganggesims ab, dessen Profilfolge aus Kehle, Plättchen und Platte wiederum – wie die Auflager des Nordportalgiebels und die Kämpfergesimse der Westgiebelnischen – dem am gesamten romanischen Baubestand verwendeten Sockelgesims gleicht.

6.8.1.7. Die Kämpfergesimse der unteren Nischen des Westgiebels

Während die Kämpfer der oberen Doppelnische des Westgiebels heute infolge der Brandschäden von 1826 verloren sind, haben sich die Kämpfergesimse der unteren Nischenreihe bis heute erhalten (Abb. 181). Sie zeigen die bereits vertraute Profilierung aus Kehle, Plättchen und Platte, wie sie auch bei den Auflagern des Nordportalgiebels und dem Ortganggesims des Seitenschiffgiebels Verwendung fand (s.o.).

6.8.2. Die Gesimse im Inneren

6.8.2.1. Die Kämpfergesimse der Säulen und Pfeilerstellungen

Sämtliche Kämpfergesimse der Stützelemente als Auflager der Arkadenbögen – neben sämtlichen Hauptpfeilern insbesondere die Viersäulenbündel im Chor und die beiden Arkadensäulen im westlichen Langhaus – besitzen dieselbe Profilierung aus recht hoher Kehle, Plättchen, Wulst, schrägem Plättchen und Platte (Abb. 389). Dieses einmal in Phase Ia festgelegte Kämpferprofil wurde dann augenscheinlich als verbindliche Form in den nachfolgenden Bauphasen fortgeführt, vergleichbar dem äußeren Sockelgesims (s.o.), um so ein einheitliches Erscheinungsbild des Gesamtbaues zu erreichen.

6.8.2.2. Die Wulstkämpfer der Arkadenbögen im Chor

Mit der Aufhöhung der Chorpfeiler am Beginn von Phase Ic wurde automatisch auch deren Kämpferlinie höher angesetzt. Dabei verwendete man jedoch nicht die alten Kämpferwerkstücke wieder, sondern beließ diese am alten Platz und fügte einen zusätzlichen Kämpfer ein, um die neue Kämpferlinie zu markieren (Abb. 205). Dieses neue Kämpfergesims wurde nun als Wulstkämpfer gestaltet, bei dem ein fast vollplastischer Wulst von 4–5 cm Durchmesser aus der Flucht hervortritt und an seiner Oberseite horizontal endet, während er auf der Unterseite mit einem Kreissegment an die vertikale Fluchtlinie heranzieht, so dass sich im Querschnitt ein Dreiviertelkreis ergibt.

6.8.2.2.1. Exkurs: Der Scheitelwulst der Arkadenbögen im Chor und im ersten Langhausjoch

In ihrer Ausbildung als Rundstab von 4–5 cm Durchmesser entsprechen den Wulstkämpfern die Scheitelwülste der höher hinaufgeführten Spitzbogenarkaden aus Phase Ic (Abb. 391)[1157] – hier ist also bewusst eine Angleichung dieser prägenden Gliederungs- und Gestaltungselemente vorgenommen worden. Das Motiv des Scheitelwulstes wurde in Bauphase II noch einmal beim großen Arkadenbogen des ersten Langhausjoches aufgegriffen, während bei den westlichen Doppelarkadenbögen aus Phase III auf die Scheitelwülste in den Bogenspitzen verzichtet wurde.

Ungewöhnlich ist das recht frühe Vorkommen dieses Schmuckmotivs im Chor (um 1190/1200) von Marienfeld, denn auch im Rheinland, wo dieses äußerst dekorative Zierelement recht häufig an spätromanischen Kirchenbauten auftritt, ist es erst ab etwa 1200 nachweisbar.[1158]

6.8.2.3. Das Wulstkämpfergesims des Obergadens

Die Kapitellbänder aller Pfeilervorlagen werden von einem markanten, stark plastischen Wulstkämpfer abgeschlossen (Abb. 233). Wie der Wulstkämpfer der Arkadenbögen im Chor (s.o.) ist er als fast vollplastischer Zylinder von 11,5 cm Durchmesser angelegt, der oberseitig waagerecht abschließt, während sich unterseitig das Rundprofil noch einwenig fortsetzt und sich durch den dadurch entstehenden, verschatteten Einschnitt deutlich von der Abakusplatte der Kapitelle abhebt.[1159]

Der Wulstkämpfer wird seitlich als Kämpfergesims fortgeführt und umläuft den gesamten Bau, um der optischen Abgrenzung des Obergadens zu dienen (siehe Kap. C.9.2.3.).

[1157] Gemessen werden konnten die Maße der Scheitelwülste im Ostjoch: Der Durchmesser des nördlichen beträgt 4 cm, der des südlichen 5,3 cm.

[1158] KUBACH/VERBEEK, Rhein und Maas, 1989, S. 450 nennen den Scheitelwulst unter den Bauformen der 2. Phase der Spätromanik nach 1200, gehen dem Phänomen aber nicht weiter nach.

[1159] Über den Kapitellen bestehen der Wulstkämpfer und die Abakusplatte aus einem Stück, die Höhe der Werkstücke beträgt 16 cm (gemessen an den östlichen Pfeilervorlagen des Chores).

6.8.2.4. Die Wulstkämpfer der östlichen Eckdienste im Chor

Da die Eckdienste vor der Chormittelschiffostwand aufgrund der besonderen Einwölbung mittels eines Halbjochs höher hinaufreichen als der übrige Vorlagenapparat, fungiert hier nicht das umlaufende Wulstkämpfergesims als abschließender Kämpfer, sondern die Kapitelle der beiden Dienste wurden mit einer separaten Kämpferplatte versehen. Diese ist ebenfalls als Wulstkämpfer gestaltet, der jedoch eine etwas andere Profilierung zeigt als das sonst übliche Wulstkämpfergesims: An eine Platte, die auf der Abakusplatte des Kapitells aufliegt, schließt sich ein Wulst mit nur halbrundem Profil an, zudem ist dieser Wulst nicht so stark dimensioniert wie bei dem Wulstkämpfergesims. Diese Profilbildung findet eine gewisse Nachfolge in den bereits erwähnten Wulstkämpfern der Dreisäulenbündel des Nordportals (s.o.) sowie den Wulstkämpfer der äußeren und inneren Säulenrahmungen der Dreifenstergruppen in den Querhausstirnseiten (s.o. und u.).

6.8.2.5. Die Wulstkämpfer der inneren Säulenrahmungen der Dreifenstergruppen in den Querhausfronten

Die Kämpfer der inneren Säulenrahmungen der Dreifenstergruppen in den Querhausstirnen zeigen dieselbe Profilierung wie ihre Pendants am Außenbau (s.o.), gebildet aus einer dünnen Platte und einem kräftigen, dreiviertelrund vortretenden Wulst. Anders als dort sind die Werkstücke der der Kämpferplatten hier – wie die Säulenschäfte darunter – aus Grünsandstein gefertigt und bilden dadurch einen besonderen Farbakzent im Einklang mit den Säulenschäften aus demselben Material (s. .Kap. C.3.2., 5.6.4.).

6.8.2.6. Die Wulstgesimse der Wandnische neben dem Kreuzgangportal

Zu der äußerst dekorativen, kleinteiligen Gliederung der Wandnische neben dem Kreuzgangportal (Abb. 412) gehören auch zwei Wulstgesimse, deren unteres (unterhalb des Rundbogenfrieses) von einem glatt belassenen Halbrundstab gebildet wird, während das obere die Struktur eines Röllchenfrieses aufweist. Da es zugleich auch als Kämpfer der Doppelsäulchen in den Nischenlaibungen dient, kann es – wie das Trennungsgesims zwischen Arkadenzone und Obergaden in den Hochräumen der Kirche – als Wulstkämpfergesims bezeichnet werden. Die Gestaltung als

Röllchenfrieswulst verbindet das Wulstkämpfergesims mit einer Gruppe eng verwandter Arbeiten, die ebenfalls mit einem Röllchenfries geziert sind: Als nächstverwandte Beispiele in Marienfeld selbst die Piscina im Chor, die Schmuckkonsolen an den östlichen Vierungspfeilern und die Grabtumba Bischof Hermanns II. von Münster (siehe dazu ausführlich Kap. C.6.2.3.3., 7.3., 7.5.).

7. Die Ausstattung aus der Erbauungszeit

7.1. Der Hochaltarstipes

Trotz des heutigen, auf den ersten Blick durch rein barocke Formen geprägten Erscheinungsbildes enthält der Hochaltaraufbau noch als Kern den ursprünglichen romanischen Altarblock samt Mensaplatte des 1222 geweihten Hochaltares (Abb. 393). Der Altarstipes (B: 225,5 cm, T: 196 cm, H: 150 cm) ist als querrechteckiger Block gestaltet, der von der überstehenden Mensaplatte abgedeckt wird.[1160] Dabei ist die Stipesrückwand bis auf die Breite der Mensaplatte T-förmig verbreitert.[1161]

Der Stipes ist nicht massiv gemauert, sondern enthält ein Gelaß (H: 114 cm; B: 129 cm; T: 97 cm), das rückwärtig durch eine hochrechteckige, an den Kanten abgefaste Öffnung (H: 114 cm; B: 53–66,5 cm; T: 56–63 cm) zugänglich ist. Eine Stufe vermittelt zum erhöhten Bodenniveau des Gelasses. Deren Höhe – 22 cm – entspricht genau der Höhe der untersten Quaderlage der Außenwände des Stipes. Hier ist, deutlicher als an den dick übertünchten Außenseiten, zu erkennen, dass der Stipes aus zwei verschiedenen Materialien gemauert wurde und offenbar eine Aufstockung erfahren hat. So besteht der untere, ca. 90–91 cm hohe Teil aus zwei bzw. drei Lagen aus Osning-Sandsteinquadern,[1162] darüber folgen drei Backsteinlagen mit einer Gesamthöhe von 25 cm.

Die Westwand des Stipes, die zugleich die Hauptansichtsseite darstellt, ist aus nur zwei – dafür recht großen und mächtigen – Quaderlagen gemauert.[1163] In der Mitte der zweiten Quaderlage, gestützt von einem schmaleren Unterbau (H: 42,5 cm, B:

[1160] Der eigentliche Hochaltarstipes hat erstaunlicherweise bisher nirgends in der Literatur zu Marienfeld Erwähnung gefunden. Behandelt wurden ausschließlich das heutige barocke Hochaltarretabel und sein spätgotischer Vorgänger [jüngst jedoch dazu: KEMPKENS, Kirchweihe Marienfeld, 2023, S. 296].

[1161] Dieser Bereich ist heute nur schwer einsehbar, da er vom Unterbau des mächigen barocken Hochaltarretabels umbaut ist.

[1162] Alle Quader weisen eine diagonale Abflächung, teilweise auch ein Fischgrätmuster bildend, auf, ein abschließende Feinglättung ist unterblieben.

[1163] Die Höhenmaße der beiden Quaderlagen betragen (in cm): 1. 42,5 (= Quader-Modul); 2. 44–44,5.

28,5 cm, T: 29,5 cm) aus 5 Backsteinlagen, befindet sich ein größerer, nur grob im Fischgrätmuster geflächter Quaderblock (H: 44,5 cm, B: 48 cm, T: 31+x cm) mit Randschlag, der auffällig in den Stipesinnenraum hineinragt. Er dürfte ein von der Vorderseite aus zu öffnendes Sepulchrum, ein Reliquiengrab, enthalten Dessen frontseitige Öffnung ist heute zwar vermauert und dick übertüncht, doch lässt das markante Vortreten des Quaders im Inneren des Stipes und sein hohler Klang eindeutig auf diese Funktion schließen. Der um gut 30 cm vorspringende Quader wird in der Lage darunter durch einen zu diesem Zweck vortretenden Quader unterfangen.[1164]

Die Nord-, Süd- und Ostseite des Stipes besteht jeweils aus drei Quaderlagen, wobei die beiden unteren Lagen zusammen der Höhe der ersten Lage der Westseite entsprechen.[1165] Die schmalere Aufstockung ist allseitig vornehmlich aus Backsteinen des Dünnformates aufgemauert,[1166] hinzu kommen noch Bruchstücke aus Sandstein. Eine Besonderheit bilden schließlich zwei Sandsteinquader, erkennbar auf der Innenseite der Nord- und Südwand, die sich aufgrund der angearbeiteten Schmiege als Sockelfragmente erweisen.[1167] In beiden Fällen knickt das Sockelprofil rechtwinklig um. Ihre Oberfläche zeigt eine sorgfältige diagonale Oberflächenglättung. Diese entspricht der in Bauphase I anzutreffenden Art der Steinbearbeitung. Auch die Backsteine der Aufstockung können aufgrund des Formates der Bauphase I zugeordnet werden. Es handelt sich in beiden Fällen somit um wiederverwendetes Abbruchmaterial.

Die Mensaplatte (B: 250,5 cm, T: 209 cm, H: 13 cm) besteht in ihrem Hauptteil aus einem einzigen Stück aus feinem, hellen Baumberger Sandstein, lediglich an der Ostseite sind über der Rückwand und ihrer Öffnung mit einer Tiefe von 44,5 cm drei Platten aus Osning-Sandstein angestückt. Die West-, Nord- und Südseite der Platte zeigt ein Randprofil aus einer oberen Platte und einer unteren Schmiege.[1168] Auf ihrer sorgfältig geschliffenen Oberseite hat sich noch größtenteils der Zierschlag in Form

[1164] Die Maße des Stützquaders betragen (in cm): H: 42,2; B: 29; T: 30+x.

[1165] Die Höhenmaße der drei Quaderlagen betragen (in cm): 1. 26,5; 2. 15–16; 3. 44–44,5.

[1166] Die Backsteine haben das Format 28,5/29 x 13,5/14 x 6,5/7 cm, das dem Dünnformat der Bauphase I entspricht.

[1167] Die Maße der beiden Quader betragen (in cm): 1. Nordquader: H: 23,5 (davon die Platte 11,0 cm); B: 64; 2. Südquader: H: 22,5 (davon die Platte 11,5 cm); B: 53–55,5. Dieser Quader steht heute auf dem Kopf, d.h. mit der Schmiege nach unten

[1168] Die Maße der Profilelemente betragen (in cm): Schmiege: 7,3; Platte: 5,7.

von sich spitzwinklig überkreuzenden Schraffuren erhalten,[1169] ebenso die vier Weihekreuze an den äußersten Ecken. Auf der nicht als Sichtfläche gedachten Unterseite im Stipesinneren lässt sich noch deutlich eine 'Abarbeitung frei vom Hieb' mit regelmäßigen, aber je Abschnitt in unterschiedlichen Richtungen geführten Schlägenwohl mittels eines Bossierhammers erkennen, der eine Schneidenbreite von 57 mm besaß.[1170]

Die Befunde des Hochaltarstipes sprechen dafür, dass es sich bei den Sandsteinquaderlagen noch um die ursprüngliche, spätromanische Bausubstanz handelt, ebenso bei der Mensaplatte, die nur eine Folge von Weihekreuzen aufweist: Diese können mit der Hochaltarweihe am 4. November 1222 durch Bischof Dietrich von Münster verbunden werden. Damit ist ein terminus ante quem gegeben – wann genau der Hochaltarstipes errichtet wurde, lässt sich nicht bestimmen. Da der Zierschlag der Mensaplatte in vergleichbarer Form in der Wandnische des Kreuzganges erscheint (s.u.), die wohl in die 1220er Jahre zu datieren ist, könnte dies auf eine Entstehung des Altares im Vorfeld der Kirchweihe von 1222 weisen, doch lässt sich diese eher seltene Form des Zierschlages bereits zu Ende des 12. Jahrhunderts am Westbau des Domes zu Münster nachweisen,[1171] der von Mitgliedern derselben Bauhütte errichtet wurde (siehe Kap. C.10.4.1.1.3.). Eine Errichtung ist also bereits in der Zeit um 1200, zu Ende von Bauphase I, möglich. In der relativen Chronologie erfolgte sie auf jeden Fall vor der Ausführung des Chorfußbodens, der in seiner Feldereinteilung auf die Breite des Hochaltarstipes bezug nimmt und der zweifellos zur Kirchweihe 1222 vollendet war (s.u.).

Zu einem späteren Zeitpunkt wurden die Stipeswände dann aufgestockt und die Mensaplatte erneut aufgelegt. Da es sich bei dem verbauten Material um Backsteine und Spolien aus der Bauphase I handelt, könnte die Aufstockung des Hochaltarstipes im zweiten Viertel des 14. Jahrhunderts erfolgt sein, als die Chorseitenschiffe aus Bauphase I abgebrochen wurden und daher deren anfallendes Baumaterial erneut verfügbar war.[1172]

[1169] Vgl. dazu ZURHEIDE/HANNING, Steinbearbeitung, 1993, S. 337, sowie LOBBEDEY/SCHOLZ, Baugeschichte Münster, 1993, S. 207–208 und LOBBEDEY, Steinbearbeitung, 1999, S. 105–107.
[1170] Vgl. dazu ZURHEIDE/HANNING, Steinbearbeitung, 1993, S. 335.
[1171] LOBBEDEY/SCHOLZ, Baugeschichte Münster, 1993, S. 208 und LOBBEDEY, Steinbearbeitung, 1999, S. 106.
[1172] Die Aufstockung könnte auch erst im Zusammenhang mit dem barocken Umbau des Hochaltares 1680–94, als nicht nur mit einem monumentalen neuen Retabel, sondern auch mit einer neuen Treppenanlage, bestehend

Den Ordensstatuten der Zisterzienser gemäß dürfte der Hochaltar der Klosterkirche Marienfeld im ersten Jahrhundert seines Bestehens keinen Altaraufsatz besessen haben, sondern lediglich mit dem allein erlaubten Altarkreuz versehen gewesen sein. Erst als sich die Umsetzung der Ordensstatuten ab Mitte des 13. Jahrhunderts allmählich lockerte, erhielt auch der Marienfelder Hochaltar im 14. Jahrhundert einen eigenes Altarretabel – möglicherweise haben sich davon noch wesentliche Bestandteile in den hochgotischen Retabelfragmenten in der Kirche in Hörste bei Halle/Westf. erhalten, entstanden wohl um 1320, für die Reinhard Karrenbrock jüngst einen Rekonstruktionvorschlag erarbeitet hat.[1173]

Von der Anbringung des nachfolgenden spätgotischen Reliquienretabels unter Abt Hermann I. von Warendorf (1410–1443) zeugen noch zwei Eisenösen an der Rückseite der Mensaplatte. Seit der Errichtung des barocken Hochaltarretabels 1680–94 ist der Altarstipes teilweise von dessen Unterbau umbaut, die Frontseite verdeckt seit dem späten 18. Jahrhundert ein Antependium.

7.2. Der Chorfußboden

7.2.1. Der erhaltene Bestand

Im Binnenchor der Kirche hat sich noch weitgehend der bauzeitliche Fußbodenbelag erhalten (Abb. 394–402).[1174] Es handelt sich um ein Plattenmosaik, das vornehmlich aus roten Tonfliesen besteht, hinzu kommen partiell verwendete helle Kalksteinplatten. Die Tonfliesen waren nachweisbar ehemals grünlich-weiß und dunkelgrün glasiert, doch hat sich die Glasur nur noch in den wenig begangenen Randbereichen erhalten, so dass nicht auszuschließen ist, dass in den zentralen Bereichen weitere Farbtöne Verwendung fanden.

aus zwei steinernen Stufen, die den unteren Teil des Stipes verdecken, so dass spätestens jetzt zur Wahrung der Proportionen eine Aufstockung unumgänglich war.

[1173] KARRENBROCK, Hörste, 2008, v. a. S. 76. – In KARRENBROCK, Heilige Häupter, 2010, S. 269 nimmt er das Hörster Retabel hingegen für den Kreuzaltar vor dem Lettner in Anspruch.

[1174] Der Chorfußboden behandelt bei: NORDHOFF, Kreis Warendorf, 1886, S. 142, dazu Fig. 69, 70; RICHTER, Beschreibung (Ms), 1918, S. 11; HÖLKER, Kreis Warendorf, 1936, S. 221, dazu Anm. 11 und Abb. 323; HOLLÄNDER, Marienfeld, 1950, S. 10; WERLAND, Chronik, 1968, S. 68; DEHIO, Westfalen, 1969, S. 317; KIER, Schmuckfußboden, 1970, S. 126, außerdem S. 13, Anm. 7, S. 38 mit Anm. 2, S. 93, 151, 157, 163, 164, 166, 167, dazu Abb. 237; THÜMMLER, Marienfeld, 1972, S. 14/16; SCHULZE, Klöster, 1982, S. 383; LINKE, Marienfeld, 1994, S. 27; LOBBEDEY, Westfalen, 1999, S. 139; KOHL, Marienfeld, 2010, S. 25; KEMPKENS, Marienfeld, 2011, S. 26; DEHIO, Westfalen, 2011, S. 406 [KEMPKENS, Kirchweihe Marienfeld, 2023, S. 315]. – Die meisten Autoren belassen es bei summarischen Erwähnungen, allein bei KIER, Schmuckfußboden, 1970 wird der Marienfelder Chorfußboden genauer beschrieben und analysiert.

Das Bodenniveau ist unterteilt in zwei Zonen: das quadratische Chorjoch und den um zwei (barock erneuerte) Stufen erhöhten Altarraum im Halbjoch. Letzterer zeigt in seinem Westteil einen Bodenbelag aus ehemals weiß und grün glasierten Tonfliesen, die als diagonales Schachbrettmuster verlegt sind, auf der Nordseite setzt ein Streifen, der mit demselben, jedoch kleinformatigeren Muster gefüllt ist, diesen von einem breiten Streifen mit grün glasierten Rauten ab, darauf folgt schließlich noch ein schmaler Streifen mit einem orthogonalen Schachbrettmuster in Weiß und Grün. Der östliche Teil besitzt hingegen heute einen modern erneuerten Plattenboden aus Kunststein (?).

Der Bodenbelag des quadratischen Chorjochs ist etwa auf Höhe der östlichen Arkadenachse des Jochs nochmals mittels eines Bandes aus breiten Rechteckfliesen unterteilt: Der östliche Bereich vor der Stufenanlage umfasst drei gemusterte Felder mit hohem Kalksteinplattenanteil (Abb. 394–396), der westliche besteht aus drei durch schmale Bordüren abgegrenzten Längsfeldern, die ihrerseits nochmals in zwei (Außenfelder) bzw. drei (Mittelfeld) Längsstreifen unterteilt sind (Abb. 397–398). Die jeweils äußeren, sehr schmalen Streifen vor den Arkadenöffnungen (bzw. vor den heutigen Chorschranken) zeigen ein diagonales Schachbrettmuster in Grün und Weiß (Abb. 399),[1175] die sich anschließenden breiteren Streifen derselben Längsfelder im Süden ein diagonal verlegtes Flechtmuster aus Quadraten,[1176] im Norden ein längsgerichtetes Rechteckmuster mit Quadratfüllungen.[1177] Die beiden Hauptstreifen des wesentlich bereiteren mittleren Feldes sind als Rautenmuster mit schmalen Trennziegeln verlegt,[1178] den von einfachen, breiten Rechteckfliesen eingefassten Trennstreifen im westlichen Abschnitt füllt ein Muster aus gespiegelten Rauten und Quadraten,[1179] im östlichen dient nur eine einfache Reihe breiter Dreieckfliesen als Trennlinie. Die beiden Bordüren, die die drei Hauptfelder voneinander abgrenzen, zeigen zwischen schmalen Rechteckfliesen ein Muster aus diagonal gestellten Quadraten und Dreiecken (als halbierte Quadrate), die durch Fliesen in Form eines Parallelogramms getrennt werden.[1180]

[1175] KIER, Schmuckfußboden, 1970, S. 150–151, Muster 2.
[1176] Ebd., S. 157, Muster 14; lt. ebd. Marienfeld das einzige Beispiel für eine diagonale Verlegung.
[1177] Ebd., S. 164, Muster 34; demnach Marienfeld das einzige Beispiel für dieses Muster.
[1178] Ebd., S. 166, Muster 42; demnach Marienfeld das einzige Beispiel für dieses Muster.
[1179] Ebd., S. 167, Muster 45; demnach außer in Marienfeld dieses Muster nur noch in Kloster Arnstein an der Lahn vertreten (2. Viertel 13. Jahrhundert).
[1180] Ebd., S. 126 die beiden Bordüren nicht verzeichnet. Ihr Rapport entspricht jedoch ebd., S. 167, Muster 44.

Die drei nicht von Bordürenstreifen getrennten Felder im östlichen Abschnitt (Abb. 394, 395) weisen im Norden und Süden jeweils dasselbe Rautenmuster auf. Es entspricht dem Füllmuster im mittleren Längsfeld des westlichen Bereichs, doch sind hier die schmalen, als Flechtmuster gestalteten Trennstreifen aus weißem Kalkstein.[1181] Das mittlere Feld ist dann sogar vollständig aus Kalksteinplatten gebildet und zeigt ein Muster aus ineinandergefügten Rauten, die in jeder Konstellation das Bild eines sechszackigen Sterns ergeben.[1182] Als subtile Abgrenzung zu den seitlichen Feldern dient jeweils ein Streifen aus gleichseitigen Dreiecken, die einer halbierten Raute des Sternenmusters entsprechen. Das Breitenmaß dieses Feldes leitet sich ab von der Breite des Hochaltarstipes (Kap. C.7.1.), der – zwar nachträglich aufgestockt – vermutlich noch an seiner ursprünglichen Stelle im östlich anschließenden Halbjoch steht; der ihn umgebende Bodenbelag wurde jedoch mehrfach verändert, so dass dort der direkte Bezug der Bodenfelderung auf die Stipesbreite verloren ist.

In der Mitte des breiten mittleren Längsfeldes, etwas westlich vom Zentrum des Chorjochs, findet sich heute ein trapezförmig abgesetztes Feld, das das Rautenmuster der angrenzenden Längsstreifen aufnimmt (Abb. 395). Durch die dunklere Ziegeltönung gibt es sich als spätere Veränderung zu erkennen: Als man um 1931/35 die allein erhaltene Platte der Grabtumba des Gründerbischofs Hermanns II. von Katzenelnbogen (Kap. C.7.5.) an dieser Stelle aufgenommen und ins südliche Querhaus verbracht hat, nutzte man sogleich die Gelegenheit zu einer archäologischen Freilegung der Grabstelle.[1183] Anschließend wurde die durch Entfernen der Grabplatte entstandene Fehlstelle und die durch die Grabung beschädigten umliegenden Fußbodenpartien mit neuen, etwas dunkleren Tonfliesen ergänzt.[1184]

[1181] Ebd., S. 126 und Abb. 237 gibt versehentlich für diesen Bereich ‚Muster 33' (S. 163) aus Streifen und Restquadraten an, es handelt sich jedoch um das ‚Muster 42' (S. 166).

[1182] Ebd., S. 126 und Abb. 237 gibt versehentlich für diesen Bereich ‚Muster 45' (S. 167) aus gespiegelten Rauten und Quadraten (wie beim Trennstreifen im Westteil des Chorjochfußbodens) an, es handelt sich jedoch um ein Muster, das bei ebd. selbst nicht verzeichnet ist, allerdings den Mustern 69 und 70 (S. 178/179) recht nahekommt. – In der östlichen Hälfte des Feldes, insbesondere in der Mitte, ist das Sternenmuster heute stark gestört: Offenbar wurden die Platten bei der Erneuerung der Stufenanlage in der Barockzeit (s.u.) teilweise aufgenommen und anschließend als simples Rautenmuster ungeschickt neu verlegt.

[1183] Leider sind die Grabungsergebnisse nicht publiziert worden. Die Grabung im Bereich des Grabes ist nur mündlich tradiert.

[1184] NORDHOFF, Kreis Warendorf, 1886, S. 144 und RICHTER, Beschreibung (Ms), 1913, S. 15 erwähnen die Grabplatte Bischof Hermanns II. noch im Chor, HÖLKER, Kreis Warendorf, 1936, S. 255 nennt bereits das südliche Querhaus als Aufstellungsort, die auf 1935 datierten Abb. 379, 380 zeigen sie bereits dort. In der Akte ‚Marienfeld' des Bau- und Liegenschaftsbetriebes (ehem. Staatshochbauamt) Bielefeld hat sich eine

Als Erneuerung der Barockzeit erweist sich die heutige zweiteilige Stufenanlage aus Sandstein, die zwischen dem westlichen Chorjoch und dem Altarraum vermittelt. Zudem knickt sie im Süden um und schließt auch den Bereich vor dem spätgotischen Dreisitz ein, im Norden bindet sie an die ältere Stufenanlage des spätgotischen Sakramentsturmes an.

Der Fliesenbelag des Altarraumes entspricht zwar nach Ausweis der hier deutlich höher ansetzenden Pfeilerbasen noch weitgehend dem bauzeitlichen Niveau, doch wurde er mehrfach verändert. Als ursprüngliche Substanz geben sich insbesondere die genannten Streifenmuster auf der Nordseite zu erkennen (Abb. 400). Das bezeugt nicht zuletzt auch der Bereich vor dem nördlichen Hauptpfeiler des Chores: Als man im Zuge der Umbaumaßnahmen unter Abt Nikolaus (1322–1344) die Halbrundvorlagen der beiden Pfeiler nachträglich abkragte und dabei deren Basen entfernte, wurden die entstehende Leerstelle auf der Nordseite mit in den Glasurtönen angeglichenen (bzw. evtl. sogar an anderer Stelle entnommenen) Tonfliesen gefüllt (Abb. 401). Im Süden zieht der diagonale Schachbrettboden jedoch bis an den abgearbeiteten Pfeilersockel heran, so dass sich dieser Bodenbelag als Erneuerung des 14. Jahrhunderts erweist, eventuell unter Verwendung von Tonfliesen des Vorgängerbodens.

7.2.2. Die Rekonstruktion des ursprünglichen Zustandes

Während der Chorfußboden im quadratischen Chorjoch – abgesehen von der verlorenen Glasur der Fliesen – in seinem ursprünglichen Bestand nahezu vollständig erhalten ist, fanden im Altarraum einige durchgreifendere Veränderungen statt. So dürfte das Bodenniveau zwar noch weitgehend dem bauzeitlichen Zustand entsprechen, doch war die zwischen beiden vermittelnde Stufenanlage vermutlich weniger raumgreifend als heute. Ferner kann angenommen werden, dass sich der im Ostteil des Chorjochfußbodens ablesbare Bezug des mittleren, rein aus Kalksteinplatten gefügten Feldes auf den Hochaltarstipes in entsprechender Weise auch jenseits der Stufenanlage unmittelbar vor dem Altarblock fortgesetzt hat. Demzufolge ist hier eine größere Vielfalt der Musterungen und – zur Auszeichnung des Altarraumes – eine verstärkte Verwendung von Kalksteinplatten anzunehmen.

Entwurfszeichnung für den neuen Sockelunterbau der Grabplatte vom 19. Oktober 1931 erhalten.

Aller Wahrscheinlichkeit nach befand sich im Ostteil des Altarraumes, vor der Mittelschiffostwand, noch eine weitere Stufenanlage – darauf lassen zumindest die heute über Bodenniveau liegenden Fundamentpartien der östlichen Eckdienstsockel schließen (Kap. C.4.3.1.1.). Möglicherweise diente diese Stufenanlage der leichteren Erreichbarkeit von Gelassen in der unteren Wandzone der Mittelschiffostwand (Kap. C.8.2.).

Die heute durch die spätgotischen Chorschranken verstellte und verbaute Verbindung zu den Chorseitenschiffen mit ihrem niedrigeren Bodenniveau (Kap. C.8.1.) wurde ehedem gleichfalls durch Stufen hergestellt. Diese befanden sich vermutlich in der Mitte der Bogentiefe, wie der Befund des Basenversprungs am südöstlichen Hauptpfeiler und am südlichen Viersäulenbündel im unverbauten Bereich des Levitensitzes nahelegt (Kap. C.4.3.1.2.).

Auch zur Vierung hin vermittelte eine Stufenanlage zu deren um eine Stufe niedrigerem Niveau – sie bildet heute die Trennlinie zwischen dem Schmuckfußboden des Chores und dem im Niveau angeglichenen, barockzeitlichen Schachbrettboden der Vierung.

7.2.3. Stilistische Einordnung und Datierung

In der Gesamtbetrachtung des Fußbodens im Chorjoch lässt sich beobachten, dass die genannten Muster „bei [den] drei Streifenpaaren in symmetrischer Verteilung angewendet wurden und eine Steigerung der Reichhaltigkeit nach der Mitte zu aufweisen“.[1185] Ähnliches kann bei den drei Feldern im östlichen Abschnitt registriert werden, wo bei den seitlichen Feldern eine Mischverwendung von Tonfliesen und Kalksteinplatten, beim mittleren Feld der ausschließliche Einsatz letzterer – und zudem in einer reicheren Musterung – zu beobachten ist. Durch die Verwendung von Kalksteinplatten im östlichen, bereits dem Altarraum zugeordneten Abschnitt wird dieser als höherrangig ausgewiesen gegenüber dem niedrigerrangigen Westteil des Chorjochs.

Diese beobachteten Steigerungseffekte könnten ehedem noch durch die heute für die mittleren Bereiche nicht mehr nachweisbaren farbigen Glasuren zusätzlich betont worden sein.

[1185] KIER, Schmuckfußboden, 1970, S. 126.

Innerhalb der großen Gruppe der Fußbodenbeläge aus Tonfliesen gehört der Marienfelder Chorfußboden zu den frühesten Beispielen mit glasierten Tonfliesen im deutschsprachigen Raum.[1186] Die seit dem frühen 12. Jahrhundert stark verbreiteten Plattenmosaiken aus Tonfliesen, die anfänglich vielfach Natursteinvorbilder nachahmten,[1187] dürften aufgrund ihrer serienmäßigen und dadurch verbilligten Herstellung[1188] wie auch aufgrund ihrer weniger kostbar und hochwertig erscheinenden Materialien den asketischen Vorstellungen des Zisterzienserordens entgegen gekommen sein, doch sollte man in diesem Zusammenhang zugleich vorsichtig sein und dessen Anteil „an der Erfindung, Entwicklung und Verbreitung der Tonfliesenböden“ auch nicht überschätzen.[1189] Denn diese finden sich vielmehr auch bei zeitgleichen Kirchen anderer Orden, ja selbst bei Kathedralkirchen. „Nach dem vorliegenden Material lassen sich kaum spezielle Zisterzienserböden feststellen“, es lässt sich lediglich eine besondere Vorliebe der Zisterzienser für grüne Glasuren beobachten, wie es auch in Marienfeld der Fall ist.[1190]

Formal kann die Untergliederung des Marienfelder Chorfußbodens in Längsstreifen mit einer Reihe von Bodenbelägen vergleichen werden, die sich in Frankreich und im deutschsprachigen Raum erhalten haben, darunter eine Vielzahl in Zisterzienserbauten.[1191] Unter den Vergleichsbeispielen sei insbesondere auf den Chorfußboden der Stiftskirche St. Lebuinus in Deventer (Abb. 1005–1006) verwiesen,[1192] der der spätromanischen Umbauphase unter Propst Dietrich zur Lippe (1216–1227), einem Sohn des Marienfelder (Mit-) Stifters Bernhard II. zur Lippe, zuzuordnen ist (Kap. C.10.4.1.3.3.2.). Er ist ebenfalls in drei Längsfelder unterteilt, die mit unterschiedlichen, gut vergleichbaren Mustern gefüllt sind.

Der Marienfelder Chorfußboden wird spätestens im Vorfeld der Kirchweihe am 4. November 1222 verlegt worden sein – es ist aber durchaus möglich, dass er bereits einige Zeit zuvor eingebracht wurde, denn das Sanktuarium der Klosterkirche, das er

[1186] Ebd., S. 13, Anm. 7.
[1187] Ebd., S. 35–36. Vgl. auch KIER, Fußboden, 2016, Sp. 1245–1248.
[1188] KIER, Schmuckfußboden, 1970, S. 36.
[1189] Ebd., S. 38.
[1190] Ebd., dazu Anm. 2 mit folgenden Beispielen: Marienfeld, Byland Abbey, Fontenay, La Benissons-Dieu und Vauclair (jeweils mit bibliographischen Nachweisen).
[1191] Ebd., S. 38 mit Aufführung der Beispiele.
[1192] Ebd., S. 93 (hier auch Vergleich mit Marienfeld), dazu Abb. 190, 191; STENVERT/KOLMAN/MEIERINK, Overijssel, 1998, S. 100 mit dem Hinweis, dass ein dunkler Fleck von dem Stadtbrand 1235 stammen könnte, womit ein *terminus ante quem* gegeben wäre.

ziert, bildete die Bauphase I des Kirchenbaues (Kap. C.4.3.1.), die schon um 1200/1205 abgeschlossen war (Kap. C.4.4.2.). Es wurde möglicherweise schon recht bald durch ein Verlegen des Fliesenfußbodens nutzbar gemacht, um in diesem provisorisch fertiggestellten Bauteil mithilfe von Tragaltären bereits die Messe feiern zu können.

Somit kann von einer Entstehung des Marienfelder Chorfußbodens in der Zeit um 1200/1222, vielleicht schon um 1205/1210, ausgegangen werden.

7.3. Die Piscina im Chor

Auf der Südseite des Hochchores, neben dem östlichen Eckdienst des östlichen Hauptpfeilers, hat sich ein freistehender Piscinapfeiler erhalten (Abb. 403–410),[1193] der gemäß seinen spätromanischen Stilformen noch zur Erstausstattung der Marienfelder Abteikirche gehört. Der Piscinapfeiler setzt sich aus drei nicht miteinander vermörtelten (!) Werkstücken zusammen: der Basis aus Osning-Sandstein sowie dem Schaft und dem Kapitellblock, die beide aus feinem Baumberger Sandstein geschlagen wurden.[1194] Am Kapitellblock haben sich in den Eintiefungen der West- und Nordseite noch Spuren von roter und blaugrauer Farbe erhalten[1195] – offenbar wurde diese später, vermutlich in gotischer Zeit, auf den vom Chorraum besonders gut einsehbaren Seiten aufgebracht, während die anderen beiden Seiten ungefasst blieben.

Der Schaft lässt die Grundstruktur des Piscinapfeilers deutlich werden: An einen diagonal gestellten quadratischen Pfeiler sind vier dreiviertelrunde Säulen angefügt, ihre Basen und Kapitelle durchdringen sich dabei. Das Basiswerkstück, das die flachen Tellerbasen auf runde bzw. achteckige Postamente stellt, erweist sich dabei aufgrund der Gliederung der nördlichen Schauseite mit drei mit offenen Fünf- bzw. Dreipässen gefüllten Giebelchen als gotische Zutat der Zeit um 1280/1300. Ansätze

[1193] Die Piscina wurde in folgenden Arbeiten behandelt: NORDHOFF, Kreis Warendorf, 1886, S. 144; HÖLKER, Kreis Warendorf, 1936, S. 235, dazu Abb. 314; HOLLÄNDER, Marienfeld, 1950, S. 10; DEHIO, Westfalen, 1969, S. 317; LINKE, Marienfeld, 1994, S. 55–56; LOBBEDEY, Westfalen, 1999, S. 139, dazu Bild 37; KEMPKENS, Marienfeld, 2011, S. 28; DEHIO, Westfalen, 2011, S. 404 [KAT. PADERBORN 2013, Bd. 2, S. 653–654 , Kat.-Nr. 596 (Holger Kempkens); KAT. PADERBORN 2018, S. 398 – 400, Kat.-Nr. 16 (Holger Kempkens); KEMPKENS, Kirchweihe Marienfeld, 2023, S. 316-317].

[1194] Maße (in cm): H: Gesamt: 106,5; Basis: H: 14; B: 29,5; T: 31; Schaft: H: 71,5; B: 23 (oben) – 26 (unten); Pfeilerkern: 14 x 14 (oben) bzw. 15 x 15 (unten); Kapitellblock: H (mit Kämpferplatte): 30,5; Kämpferplatte: 32 x 32.

[1195] Rot zwischen den Blättern der Kapitelle und an der Abakusplatte, Blaugrau am Plättchen des Kämpfers und zwischen den Röllchen.

zu einer solchen Gliederung finden sich auch auf der heute ansonsten verdeckten Westseite, während die Ostseite nachträglich abgearbeitet wurde. Diese Befunde lassen vermuten, dass die Piscina zu einem späteren Zeitpunkt noch einmal umgesetzt wurde.

Der Piscinaschaft zeigt eine aufwendige, abwechslungsreiche Dekoration: Von den vier Säulchen, die den ungegliederten Kernpfeiler umstehen, ist nur der Schaft der südöstlichen Säule glatt belassen, während die übrigen drei jeweils eine andere Gestaltung aufweisen: Der südwestliche Säulenschaft ist in der Art eines linksdrehenden Taustabes tordiert, das Ornament ergibt sich aus den gekehlten Kanneluren und den sie trennenden Graten. – Der nordwestliche Schaft ist im Gegensinn rechtsdrehend gestaltet und variiert das Motiv des vorigen Schaftes, indem sich hier Kanneluren mit Wulststrängen abwechseln, ebenfalls von geschärften Graten getrennt.

Der Schaft der nordöstlichen Säule selbst ist glatt belassen, wird jedoch von einem erhabenen Schmuckband vierfach umwunden, dessen Dekorationen wie Stickereimotive erscheinen. Diese zeigen im unteren Bandabschnitt achtblättrige Blüten, deren Mitte jeweils abwechselnd von einem geschlossenen und einem mit Bohrloch geöffneten Blütenstempel betont wird. Die beiden mittleren Bandabschnitte zeigen hingegen einen Rapport aus Kreisscheiben und fünfzackigen Sternen, zwischen die jeweils paarig Kugeln bzw. ‚Perlen' eingefügt sind. Der oberste Bandabschnitt weist sehr ähnliche Ziermotive auf, aber hier ist abweichend der einzige Stern mit einem Blütenstempel versehen und den Zwischenraum zur nachfolgenden Kreisscheibe füllt nur eine Kugel aus.

Der Kapitellblock (Abb. 405–408) setzt sich zusammen aus den miteinander verschmolzenen Kapitellen des Pfeilerkerns und der vier Säulchen. Dabei sind die letzteren so vor die Seiten des Pfeilerkernkapitells gesetzt, dass ihre beiden sichtbaren Seiten mit den benachbarten Kapitellen eine durchgängige Front bilden und sich zu einem großen quadratischen Kapitellblock zusammenfügen. Dessen vier Ansichten besitzen grundsätzlich denselben Aufbau, zeigen jedoch jeweils gewisse Unterschiede in der Detailgestaltung, wobei sich die West- und die Nordseite sowie die Ost- und die Südseite jeweils in ihrer Motivik gleichen. Die einzelnen Frontseiten des Kapitellblocks werden durch die auf Eck gestellte, gefurchte Kante des (durch

leicht gezaddelte Blätter und ‚Augen' strukturierten) Pfeilerkernkapitells mittig geteilt, die sichtbaren Seiten der Säulchenkapitelle sind jeweils vollständig ausgebildet. Allen gemeinsam ist die symmetrische Gestaltung mittels Blattstengeln, die einem Blattansatzkranz über dem als Wulst ausgebildeten Halsring entwachsen, wobei die Ansätze der ‚Spalten' durch doppelte Parabelmotive betont werden. Von der Kapitellmitte streben jeweils Blattstengel zur oberen Kapitellecke, wo sie gegen die Abakusplatte stoßen und in einem geäderten Dreiblatt auslaufen, das sich nach innen volutenartig einrollt und dabei auf der Ecke mit seinem Gegenstück zusammentrifft. Beiden wächst von unten auf der freien Diagonalseite des Kapitells ein gefiedertes Fünfblatt entgegen und berührt deren Spitzen, auf den nach innen gewandten Seiten ist es entsprechend ein halbes Fünfblatt.

Die nach Westen und Norden gerichteten Seiten der Kapitelle zeigen einen markanten Mittelspalt, den oben ein keilförmiges Gebilde als Ersatz für eine Abakusblüte ausfüllt. Den Mittelspalt begleiten im unteren Bereich jeweils Zweiblätter,[1196] die sich an den breiten Stengel der zur Ecke strebenden Blätter schmiegen und deren oberste Blattspitzen wohl ehedem durch einen hinterschnittenen Steg miteinander verbunden waren.

Bei den gen Osten und Süden gerichteten Kapitellseiten findet sich der Mittelspalt hingegen nicht, hier entwachsen die Blattstengel der Volutenblätter umgekehrt einem mittigen – und sogar noch höher geführten – Stengelansatz. Dafür steigt nun zwischen diesem und dem Fünfblatt der Diagonalseite jeweils ein zusätzlicher Blattstengel auf, der den Stengel des mittigen Volutenblattes hinterkreuzt, sich zur Mitte wendet und ähnlich diesem in einem nach unten gerichteten Dreiblatt endet. Dabei ist die unterste Blattspitze mit der des Pendants verwachsen und bildet ein charakteristisches ‚Ovalmotiv' als Mittelakzent aus.[1197]

Die Furche an der Kante des Pfeilerkernkapitells ist auf der Ostseite zusätzlich mit einem Diamantband gefüllt; Diamantierungen finden sich darüber hinaus nur noch bei den Hauptadern der Fünfblätter der beiden westlichen Kapitelle.

[1196] Am Nordwestkapitell auf der Westseite sind es abweichend zwei Dreiblätter.

[1197] Auf der Südseite des Kapitellblocks sind diese hinterschnittenen Verbindungsstege der Blattspitzen leider ausgebrochen.

Die Kapitellseiten der West- und Nordseite sowie der Ost- und Südseite unterscheiden sich nicht nur in ihrer Komposition, sondern auch auffälligerweise in der Proportionierung: So sind die ersteren wesentlich schmaler und schlanker proportioniert als die letzteren, die deutlich mehr in die Breite gehen. Hinzu kommt, dass erstere in der Ausarbeitung mehr Tiefe und Plastizität entwickeln, während letztere insgesamt flächiger und teigiger erscheinen. Dies könnte darauf schließen lassen, dass hier zwei Bildhauer neben- bzw. nacheinander tätig gewesen sind, wobei letzterer sein Werk scharfkantiger belassen hat, während ersterer die Oberflächen insgesamt stärker verschliffen hat.[1198]

Die Kapitellkerne der Säulenkapitelle enden in einer gemeinsamen Abakusplatte mit einer deutlich herausgearbeiteten Absatzkante. Darüber folgt eine ebenso schmale Platte, auf der die 3,6 cm hohe Kämpferplatte aufliegt, die hier als Röllchenwulst profiliert ist. Dieser besteht in der üblichen Weise aus abwechselnd drei bzw. zwei plus zwei halben, 2–2,2 cm breiten Röllchen.[1199] Darüber folgt noch ein dünnes Plättchen, das überleitet zum Ausgusstrichter der Piscina auf der Oberseite. Letzterer ist als eingeschwungene, negative Pyramidenform ausgebildet und mündet in das zentrale Ausgussloch. Im südlichen Abschnitt des Trichteransatzes findet sich eine durch einen kleinen Absatz markierte Aussparung für ein Holzbrettchen,[1200] auf dem das Gießgefäß für die rituellen Waschungen – eine Kanne oder ein Aquamanile in Tiergestalt – abgestellt werden und das beim Ausgießen des Wassers problemlos weggenommen werden konnte.

Das Ausgussloch (Ø 5,5 cm) des Trichters, das unterseitig einen Tropfrand ausbildet (Abb. 410), um ein Verteilen des Wassers auf der Kapitellunterseite zu verhindern, leitet dieses in den kreisrund ausgehöhlten Schaft weiter, wobei dessen nur grob bearbeiteter Ableitungsschacht (Ø 9–9,5 cm) anstelle der südlichen Pfeilerkernkante offenbar nachträglich in seiner ganzen Länge nach außen geöffnet wurde, um ein besseres Abtrocknen zu ermöglichen (Abb. 410). Das ausgegossene Wasser selbst

[1198] Dieser Eindruck wird heute noch dadurch verstärkt, dass die Nordseite als Hauptseite durch den ständigen Gebrauch stärker berieben und somit ‚geglättet' wurde.

[1199] Der Röllchenfrieswulst ist unterschiedlich gut erhalten: Auf der Nord- und der Ostseite ist die Oberfläche stark abgerieben und angewittert, was wohl auf die ständige Benutzung und die Einwirkung von Wasser, die hauptsächlich von diesen Seiten erfolgten, zurückzuführen ist. Hinzu kommt eine gänzlich abgeplatzte und dazu bewitterte Partie im südlichen Drittel der Ostseite. Auf der grundsätzlich wesentlich besser erhaltenen Südseite ist der Fries in seinen rechten zwei Dritteln in der mittleren und unteren Partie grob abgearbeitet, so dass nur der Wulst der Westseite weitgehend unbeschädigt erhalten ist.

[1200] Maße (in cm): L: 27; B: Ostseite: 7,7, Westseite 8,5.

wurde ehemals durch eine Rinne im Sockel nach außen abgeführt und versickerte im Boden.

Eine Piscina diente vornehmlich der rituellen Handwaschung des zelebrierenden Priesters vor und nach der Messfeier, wie sie bereits Papst Leo IV. (847–855) vorgeschrieben hatte. Diese symbolisch-theologische Handlung diente als Geste der Reinigung vor der Annäherung an das Heilige.[1201] Hinzu kommt die liturgischen Reinigung der Vasa Sacra – Kelch und Patene – vor und nach der Messzelebration. Dabei wurde das dafür benutzte Wasser durch einen Kanal nach außen oder in den Boden abgeleitet. Vor allem nach der Kommunionfeier wurden so die in den Vasa Sacra verbliebenen Reste der Eucharistie – die gewandelte Hostie und der Messwein als realpräsenter Leib und Blut Christi – in angemessener Form der geweihten Erde zurückzugeben. Solche Piscinen haben ihren Standort für gewöhnlich immer auf der Südseite eines jeden Altares, der positiv konotitierten Epistelseite.[1202] Zumeist handelt es sich um Wandnischen mit einem kleinen Ausgussbecken, wie sie sich etwa auch in Rheda erhalten haben (Kap. D.5.9.).

Bei Altären, wo sich südlich keine Wand befindet, wurde für gewöhnlich ein anderer, pragmatischer Ausweg gefunden, etwa die Piscina eines benachbarten Altares mitbenutzt. Bei Kirchbauten des Zisterzienserordens kam es jedoch zu anderen Lösungen: Man entschied sich, den kanonischen Vorgaben folge zu leisten und plazierte in solchen Fällen südlich des Altares einen freistehenden Piscinapfeiler, wie sie in Frankreich, dem Ursprungsland des Ordens, üblich waren.[1203] Derartige freistehende Piscinen, sog. Säulchen-Piscinen, sind daher vielfach in Zisterzienserkirchen überliefert, so etwa in Senanque/Provence (5 Stück!), Walkenried, Leubus (Lubiaz) in Schlesien und aus Sittichenbach (heute in Querfurt).[1204] Sie sind jeweils als kurze, stämmige Säule ausgebildet, wobei das Kapitell das Ausgussbecken aufnimmt und der Schaft zur Wasserableitung mit einer Röhre versehen ist. Hinzu kommen noch einige nicht vollrund ausgebildete, sondern wohl vor die Wand zu stellende, aber durchaus auch frei aufstellbar zu denkende Piscinapfeiler in Le Thoronet/Provence (2 Stück) und in Amelungsborn (6 Stück!

[1201] Dazu grundlegend jüngst KROESEN, liturgische Piscina, 2010.
[1202] Vgl. ebd., S. 239, 242.
[1203] Ebd., S. 240, 244.
[1204] REINBOTH, Freistehende Piszinen, 1992, S. 142–143, dazu Taf. XX; vgl. auch UNTERMANN, Forma Ordinis, 2001, S. 246.

s.u.).[1205] Die Ableitung des Wassers erfolgte zumeist durch Öffnungen im Fußboden, die aber nur selten erhalten sind.

In diese Typengruppe des bei Kirchbauten des Zisterzienserordens üblichen freistehenden Piscinapfeilers ist somit auch die Piscina im Chor der Marienfelder Abteikirche einzuordnen.

Mit den Piscinen in Amelungsborn (Abb. 682–683) verbindet den Marienfelder Piscinapfeiler jedoch nicht nur der allgemeine Typus, sondern auch die eher seltene Gestaltung als Säulenbündel und der erhöhte Dekorationsaufwand. Im Zuge von Restaurierungsarbeiten in der Abteikirche Amelungsborn Ende des 19. Jahrhunderts konnten im Fußboden des gotischen Chorumganges insgesamt sechs unterschiedlich gut erhalten Piscinen aufgefunden werden.[1206] Diese befanden sich noch um 1600[1207] in der seit 1568 für evangelische Gottesdienste genutzten Klosterkirche und wurden dann später zu einem unbekannten Zeitpunkt dort vergraben. Hans Thümmler erkannte sie als „aufgrund ihrer besonderen Ornamentierung zur Bauschule von Königslutter gehörig, die ähnliche rankenverzierte Säulenschäfte im Kreuzgang der dortigen Klosterkirche [Abb. 1402], im Parlatorium des Aegidienklosters zu Braunschweig, in der Krypta der Klosterkirche zu Riechenberg bei Goslar, an der ‚Domvorhalle' in Goslar hinterlassen hat".[1208] Da die (zudem in sich heterogenen) Amelungsborner Piscinen aber auch einige Abweichungen und Qualitätsunterschiede zu diesen ‚Kernwerken' aufweisen, ist eine etwas spätere Entstehung nach der Mitte des 12. Jahrhunderts, etwa um 1160/70, anzunehmen.[1209]

Fünf der Amelungsborner Piscinen sind dabei als – jeweils unterschiedlich gestaltete – Pfeilerbündel ausgebildet, wie es dann auch bei der jüngeren Marienfelder Piscina der Fall ist. Eine der Piscinen (Abb. 682) setzt sich aus fünf aneinandergefügten

[1205] Ebd., S. 143, dazu Taf. XXI.

[1206] S. dazu: STEINACKER, Kreis Holzminden, 1907, S. 137–138, dazu Taf. VII und Abb. 82, 83; THÜMMLER/KREFT, Weserbaukunst, 1970, S. 20, 253, dazu Abb. 49, 50; MAIER, Amelungsborn, 1990, S. 46; DEHIO, Bremen/Niedersachsen, 1992, S. 133; REINBOTH, Freistehende Piszinen, 1992, S. 143, dazu Taf. XXI, 1–3; WEGE IN DIE ROMANIK, 1993, S. 242 (Harmen Thies); RÖCKENER, Amelungsborn, 1998, S. 18, dazu Abb. S. 13; KAT. HAMELN 2000, S. 350–351, Kat. Nr. 78 (Norbert Humburg/Joachim Schween), v. a. 78.2 und 78.3.

[1207] So zitiert REINBOTH, Freistehende Piszinen, 1992, S. 143, dazu Anm. 16, eine Beschreibung des Klosters von J. Letzner aus dem Jahre 1601.

[1208] THÜMMLER/KREFT, Weserbaukunst, 1970, S. 253, vgl. auch S. 20.

[1209] Die meisten der Autoren ‚drücken' sich um eine präzise Datierung der Piscinen, nur MAIER, Amelungsborn, 1990, S. 46 und DEHIO, Bremen/Niedersachsen, 1992, S. 133 datieren sie ins letzte Drittel des 12. Jahrhunderts, was m. E. etwas zu spät erscheint.

Säulen zusammen[1210] – darin und in der variierenden Gestaltung der Säulenschäfte der Marienfelder Piscina vergleichbar. Noch näher kommt ihr eine Piscina (Abb. 683), die sich aus zwei kräftigen Säulenschäften zusammensetzt, von denen der eine mittels vertikaler Wulststränge, der andere durch tordierte Kanneluren mit trennenden Graten strukturiert ist,[1211] wie sie sich auch am südwestlichen Säulchen in Marienfeld finden. Eine dritte Piscina von rechteckiger Form besitzt an den vorderen Ecken eingestellte Säulchen, deren Schäfte spiegelbildlich mit gedrehten Wulststrängen und Schmuckbändern mit Diamantierung verziert sind[1212] und damit den beiden nördlichen Säulchen der Marienfelder Piscina nahestehen.

Aufgrund dieser gestalterischen und motivischen Übereinstimmungen der Marienfelder Piscina mit dem Piscinen-Ensemble in Amelungsborn liegt die Überlegung nahe, dass die reich verzierten Piscinen in der nicht allzu weit entfernten Zisterze, die ebenfalls der Filiation Morimond–Kamp angehörte, als anregendes Vorbild bei der Gestaltung des Piscinapfeilers in Marienfeld gedient haben könnte.[1213]

Der entwerfende Bildhauer schöpfte dabei natürlich noch aus weiteren Quellen: So verweist die architektonische Grundform aus einen diagonal gestellten quadratischen Pfeiler und vier angeschobenen dreiviertelrunden Säulen auf entsprechende Pfeilerformen in den Zwerchgalerien rheinischer Etagenchöre ab der Mitte des 12. Jahrhunderts.

Auf die rheinische Spätromanik deutet auch die Gestaltung der Kapitelle, die das gängige, hoch entwickelte Motivrepertoire der rheinischen Kapitellskulptur im ersten Viertel des 13. Jahrhunderts zeigen, ohne dass jedoch konkrete Vorbilder zu benennen wären. Dasselbe gilt für den Röllchenfrieswulst der Kämpferplatte, der – wie im Zusammenhang mit den Konsolen der Halbrundvorlagen des östlichen Vierungsbogens bereits dargelegt wurde (Kap. C.6.3.3.) – seit der Mitte des 12. Jahrhunderts zu den gängigen Ziermotiven der rheinischen Spätromanik gehört. Im vorliegenden Zusammenhang von besonderem Interesse ist dabei jedoch das gegen

[1210] STEINACKER, Kreis Holzminden, 1907, S. 137, Nr. 1, dazu Taf. VII, 2 und Abb. 82; THÜMMLER/KREFT, Weserbaukunst, 1970, Abb. 49.
[1211] STEINACKER, Kreis Holzminden, 1907, S. 138, Nr. 6, dazu Abb. 83; KAT. HAMELN 2000, S. 351, Kat. Nr. 78.3.
[1212] STEINACKER, Kreis Holzminden, 1907, S. 138, Nr. 4; THÜMMLER/KREFT, Weserbaukunst, 1970, Abb. 50.
[1213] Anders als bei den Amelungsborner Piscinen besitzt diejenige in Marienfeld jedoch kein Doppelbecken.

1200 im Werkkreis des Laacher Samsonmeisters entstandene südliche Nebenchorportal der Abteikirche in Brauweiler, dessen Tympanonfeld von einem Röllchenfrieswulst eingefasst wird, der zusätzlich noch von einem gemusterten Band umwunden wird, das in seiner Gestaltung an das Schmuckband der nordöstlichen Piscinasäule erinnert.[1214] Demselben Werkkreis zuzuordnen ist auch das Südportal der Andernacher Liebfrauenkirche, dessen äußerer, tordierter Archivoltenwulst mittels Kanneluren und Wülsten gegliedert ist, die durch geschärften Grate voneinander abgesetzt werden[1215] – eine Gestaltung, die sich in identischer Form bei der nordwestlichen Säule der Marienfelder Piscina wiederfindet.

Es ist also anzunehmen, dass der Schöpfer des Marienfelder Piscinapfeilers grundsätzliche Anregungen für dessen Gestaltung aus Amelungsborn (Abb. 682–683) empfing, sich in der Detailausführung jedoch vornehmlich des in der rheinischen Spätromanik üblichen ornamentalen Formenschatzes bediente, der ihm zweifellos durch seine Schulung in rheinischen Bildhauerwerkstätten bestens vertraut war.

In Marienfeld und Rheda verbindet sich der Piscinapfeiler mit einer Reihe weiterer, ebenfalls aus Baumberger Sandstein gefertigter ‚Kleinarchitekturen' und Werken der Bauzier, an denen insbesondere auch der Röllchenfrieswulst wiederkehrt, so in Marienfeld bei den Vorlagenkonsolen der östlichen Vierungspfeiler (Kap. C.6.3.), an der Wandnische neben dem Kreuzgangportal (Kap. C.7.4.) und an der Grabtumba Bischof Hermanns II. von Münster (Kap. C.7.5.), in Rheda an der Einfassung der Ostrosette (Kap. D.5.8.3.1.).[1216] Die Massierung dieser Arbeiten lässt die Ausführung durch einen speziell für diese dekorreichen Werke herbeigerufenen Bildhauer vermuten, der hier als ‚Röllchenfriesmeister' bezeichnet' wird. Er wurde dabei – wie die Befunde am Kapitellblock der Piscina nahelegen – offenbar noch von einem Gesellen unterstützt.

Alle genannten Arbeiten dieser Werkgruppe sind leider nicht fest datiert, doch kann gerade für die Piscina im Chor der Abteikirche – wie auch für die Vorlagenkonsolen (siehe Kap. C.6.3.4.) – vermutet werden, dass diese anlässlich der Kirchweihe am 4.

[1214] KAELBLE, Samsonmeister, 1981, Abb. 5a.
[1215] Ebd., Abb. 61.
[1216] Der (oder die) Bildhauer verwendet dabei jedoch kein Standardmaß, sondern die Röllchenbreiten variieren je nach Anbringungsort und Proportion des Wulstes: Konsolen der östlichen Vierungspfeiler: S: 2,2–2,4 bzw. 2,5–3,0 cm; N: 3,3–3,7 bzw. 3,6–4,0 cm; Grabtumba: 4,3–5,0 cm; Rheda, Ostrosette: 6 / 7,5 / 8 cm.

November 1222 fertiggestellt war, um bei der feierlichen Weihezeremonie ihren liturgischen Zweck zu erfüllen. Daher ist eine Entstehung der Piscina in der Zeit um 1220/22 als recht sicher anzunehmen (siehe auch Kap. C.4.3.5.5.).[1217]

7.4. Die Wandnische neben dem Kreuzgangportal

7.4.1. Der Befund

In der Westwand des südlichen Querhauses, im Wandabschnitt südlich des Mönchsportales, konnte im Rahmen der Außensanierung 1988 bei der Entfernung des Verputzes eine Wandnische aufgedeckt werden, deren Zusetzung – soweit dies möglich und konservatorisch vertretbar war – entfernt wurde (Abb. 412).[1218] Ehe die Nische im November 1990 wieder sorgfältig vermauert wurde,[1219] sind die Befunde eingehend durch Strohmann und Hellbrügge untersucht und dokumentiert worden (Abb. 411a, b).[1220] Auf ihren Untersuchungsergebnissen und der Auswertung der erstellten Dokumentationen fußen die folgenden Ausführungen und die weiterführenden Überlegungen, da eine persönliche Inaugenscheinnahme infolge der wiedereingebrachten Vermauerung nicht mehr möglich ist.[1221]

Die aufgedeckte Nische nimmt den Wandbereich zwischen dem Mönchsportal und der südlichen Ecklisene der Querhauswestwand ein und wird heute in ihrem nördlichen Abschnitt durch die hier anstoßende Außenmauer des Kreuzgangnordflügels verdeckt. Dies hatte zur Folge, dass 1988 nicht die gesamte Ausmauerung, sondern vornehmlich der südliche, unverdeckte Abschnitt sowie – hinter dem Wandanschluss – der obere Bereich des nördlichen Teiles freigelegt werden konnte. Zum Vorschein kam eine aufwendige, sorgfältig gestaltete

[1217] In der in Anm. 1193 angeführten Lit. zur Marienfelder Piscina wurde bisher keine genauere Datierung vorgenommen sondern diese allgemein als ‚bauzeitlich' eingestuft.

[1218] Die Maßnahmen und Befunde eingehend geschildert bei STROHMANN, Wandnische, 1995.

[1219] Die Vermauerung erfolgte mit neuem Ziegelsteinmaterial, wobei die neue Wandschicht mit salzfreien Sand hinterfüllt wurde. Dazu ebd., S. 210 und Anm. 3.

[1220] Die Untersuchungen erfolgten durch Dr. Dirk Strohmann vom Westfälischen Amt für Denkmalpflege Münster, Referent im Fachreferat Restaurierung, und den Restaurator Dr. Christoph Hellbrügge (damals Lüdinghausen). Neben den bei STROHMANN, Wandnische, 1995 publizierten Untersuchungsergebnissen enthält die Akte im WAfD, Referat Restaurierung, photographische und zeichnerische Dokumentationen der Befunde sowie einen Untersuchungsbericht von Hellbrügge vom 12.03.1990.

[1221] Die Befundschilderung stellt weitgehend eine Zusammenfassung der bei STROHMANN, Wandnische, 1995 präzise und ausführlich geschilderten Beobachtungen und Befunde einschließlich der dort gemachten Maßangaben dar. Gelegentlich ergeben sich jedoch dem gegenüber auch Akzentverschiebungen oder Abweichungen, etwa in der Schilderung des Baugefüges, wo anhand des Bildmaterials z. T. abweichende Beobachtungen gemacht werden konnten.

Nischenarchitektur: Aus der in ihrem unteren Teil auf das doppelte verbreiterten Ecklisene wächst in ca. 185 cm Höhe über dem ursprünglichen Bodenniveau der als flacher Spitzbogen gestaltete Laibungsbogen der 45 cm tiefen, in ihrem Sockelbereich etwa 185 cm breiten Wandnische.[1222] Dabei ist der Bogen gegenüber der Pfeilerlaibung darunter eingezogen und ruhte daher auf zwei hintereinander gestellten Säulen auf hohem Postament, von denen die hintere beschädigt erhalten ist. Das runde Gliederungselement der Säulen wird an der Kante des Bogenlaufs in Form eines Rundwulstes wiederaufgegriffen, wobei dieser in der aufwendigen Form des Röllchenfrieswulstes gestaltet wurde. Allerdings hat sich dieser nur noch am Scheitelstein und dem nördlich anschließenden Werkstück *in situ* erhalten, während die übrigen Abschnitte bei der Zusetzung der Nische abgeschlagen wurden, aber in 17 Fragmenten teilweise erhalten blieben; einige der Fragmente passen bruchgenau aneinander und ließen sich an den originalen Stellen einsetzen.[1223] Eine Kehle setzt den Kantenwulst von der glatten Bogenstirn ab, die etwa die Hälfte des 30 cm breiten Bogenlaufes einnimmt. „Im Scheitel befindet sich auf etwas weniger als der Hälfte der Laibungstiefe (20 cm von der Vorderkante) ein eiserner Haken, der sorgfältig in eine rechteckige verbleite Ausklinkung im Werkstein eingelassen ist.“[1224]

Eine einheitliche, heute nur noch teilweise erhaltene Werksteinschicht gibt das ursprüngliche Bodenniveau der Nische an.[1225] Auf dieser durchgängigen Steinlage fußt auch die südliche Nischenlaibung, die zusammen mit der im unteren Bereich verbreiterten Ecklisene[1226] in einheitlichen Lagen aus sorgfältig geglätteten Osning-Quadern gemauert wurde. Die zweite Steinlage ist nischenseitig mit Platte und Schmiege profiliert und so als Sockelzone ausgebildet, wie es in dieser schlichten Gestaltung für den Marienfelder Formenschatz charakteristisch ist. Das Platte-Schmiege-Profil setzt sich auch für eine kurze Strecke an der westlichen Stirnseite

[1222] Maßangaben nach STROHMANN, Wandnische, 1995, S. 210 und 245.

[1223] WAfD Münster, Referat Restaurierung, Akte ‚Harsewinkel-Marienfeld, ehem. Klosterkirche’, Teilakte V, darin von Strohmann erstellte „Liste der bei der Freilegung der Wandnische 1988/89 in der Vermauerung verbaut aufgefundenen Werkstein- und Ziegelformsteinfragmente“ vom 06.11.1990, hier Spolien Nr. „26–42 Bruchstücke des Rollenfrieses der Nischenleibung aus Marienfelder Sandstein. / Die Fragmente 36 und 37 passen bruchgenau zusammen und lassen sich auch in die Leibung einsetzen. 36 ca. 10 cm oberhalb Rollenfrieskämpfer, 37 anschließend. Die kleineren Fragmente 39/40 gehören zu dem größeren Bruchstück 38. Fast alle Fragmente weisen Brandrötung auf.“ Die Fragmente 36+37 und 38+39+40 wurden vor dem Wiedereinlegen in die Vermauerung mit Epoxidharz wieder zusammengefügt (ebd.).

[1224] STROHMANN, Wandnische, 1995, S. 211.

[1225] Ebd., S. 213.

[1226] Die auffällige Verbreiterung reicht bis zum romanischen Schildbogen des Kreuzganggewölbes; s. Kap. C.8.11.3.1.1.

des Werkstücks fort, ehe es nach nochmaligem Richtungswechsel mit dem Niveau der Lisenenfront endet und dort nicht weiter fortgeführt wird. Durch diesen kurzen, aber prägnanten Profilteil an der Laibungsstirn wird erreicht, dass die nachfolgenden Partien der Laibung um die Tiefe der Schmiege und einer weiteren Zugabe – insgesamt 5–6 cm – gegenüber der Lisenenfront zurückspringen.

Die nachfolgende Osning-Lage über dem Schmiegensockel bildet das Postament für die Doppelbasen der Laibungssäulen, die aus Baumberger Sandstein gearbeitet sind. Beide Lagen binden südlich in den Lisenenbereich ein, wobei sie an der Lisenenstirn gemeinsam durch eine 5 cm starke Osning-Platte verblendet werden. Dadurch geben Postament und Basiswerkstück zugleich die Höhe für die entsprechende Quaderlage der Lisene vor.[1227] Von den beiden Basen der Doppelsäulen ist heute allein noch die hintere vollständig erhalten (Abb. 415), während sich die vordere nur noch anhand der Anschlussstellen, vor allem am südlich einbindenden Quader, indirekt ablesen lässt. Die hintere, fast unbeschädigte Basis (dazu Kap. C.6.1.5.) überliefert die ausgeprägte attische Profilierung der Doppelbasen mit deutlichem Wulstüberstand. Auch die fleischigen, volutenartig eingerollten Eckblätter springen markant vor und müssen in Höhe der Plinthe von unten abgeschrägten Konsölchen abgefangen werden. Da die unteren Wülste der Säulenbasen ehedem ineinanderliefen, verblieb nur noch wenig Raum für die hier gegeneinander stehenden Eckblätter, die entsprechend – wie an der erhaltenen Basis abzulesen – kleiner dimensioniert wurden als die Eckblätter an den ‚freien' Ecken.

Neben der Doppelbasis steigt in der Nischenecke eine schmale Vorlage auf, die den Übergang zwischen Laibung und Rückwand vermittelt und zugleich einen letzten ‚Wandrest' in der Flucht des Postamentes darstellt, der im westlichen Bereich durch die beiden Säulen ‚ersetzt' wurde.

Der erhaltene Säulenschaft der hinteren Säule, der eine leichte Entasis besitzt, weist in seinem unteren Drittel eine starke Beschädigung auf und besteht – wie die Basis –

[1227] Das Einbinden des Basenwerkstücks ist klar abzulesen an den Spuren der südlichen Anschlussstelle der zerstörten vorderen Säulenbasis, die nicht die glatte Oberfläche einer separaten Anstückung aufweist, sondern eine grobe Bruchstelle, da die Basen mit dem südlich anschließenden Quader aus einem Werkstück gearbeitet wurden. Dieser bindet in die Laibung ein und verknüpft so die Säulenbasen fest mit dem übrigen Baugefüge. Dies und die den Postament- und Basenwerkstücken vorgeblendete Osning-Platte der Lisene so nicht in der Schilderung dieser Befundsituation bei STROHMANN, Wandnische, 1995, S. 213. – Die dargelegte Orientierung der Lisenenquaderhöhe an den einbindenden Werkstücken der anstoßenden Säulenelemente lässt sich auch am Nordquerhausportal und am benachbarten Kreuzgangportal beobachten und entspricht wie dort einer vorausschauenden, rationellen Arbeitweise.

aus fein geglättetem Baumberger Sandstein. Dasselbe Material fand auch für die Kapitelle und den Kämpferwulst Verwendung. Während das vordere Säulenkapitell nur in sehr fragmentiertem Zustand an den Anschlussstellen und in einzelnen Bruchstücken überliefert ist,[1228] blieb das Kapitell der hinteren Säule (dazu Kap. C.6.2.4.) weitgehend intakt erhalten.[1229] Ein Halsring mit unterlegtem Plättchen vermittelt den Übergang zum Säulenschaft. Der glatte Kelch des Kapitellkörpers wird fast vollständig von vier fleischigen, durch einen Spalt voneinander getrennten Eckblättern verdeckt, von denen nur die vorderen vollständig ausgebildet sind. Die Blätter steigen vom Halsring auf und reichen bis über die Höhe des Abakus hinaus, so dass sie gegen den Kämpferwulst stoßen, wobei sich die Spitzen der Blätter zu dicken, volutenartigen Knollen einrollen. Die glatte Blattoberfläche wird nur beim nordöstlichen Blatt durch zwei eingekerbte Riefen aufgelockert, am nordwestlichen Pendant findet sich hingegen nur eine gerade dünne Ritzlinie,[1230] was möglicherweise auf einen Versatz des Kapitells in nur teilweise vollendetem Zustand schließen lässt.

Der Werkblock des Kapitells (Abb. 414) bindet sowohl südlich als auch östlich in das anstoßende Mauergefüge ein,[1231] während das westliche Kapitell ungewöhnlicherweise aus einem separaten Block gefertigt wurde, der seinerseits südlich in die Nischenlaibung einbindet.[1232] Durch das Abschlagen des vorderen Kapitells wurde die Anschlussstelle des hinteren Kapitells wieder teilweise sichtbar. Sie ist recht groß, da die beiden Kapitelle – ähnlich wie die Basen – aufgrund des geringen Abstandes der Säulen sich nicht frei entwickeln konnten, sondern gegeneinander stießen. Auf der nun wieder freiliegenden Schnittstelle sind noch die Oberflächenglättung des ursprünglichen Werkblockes sowie eine Ritzlinie zur Anzeichnung der zurückliegenden Kapitellpartien erkennbar.

[1228] Außer den *in situ* erhaltenen Resten fanden sich im Füllmaterial der Vermauerung „größere Teile des Kapitells der vorderen Säule“, so STROHMANN, Wandnische, 1995, S. 227, dazu Anm. 10. Zugehörig wohl die Spolien Nr. 17–20, 22, 25 (Kapitell), 23, 24 (Schaft) der Fragmenteliste vom 06.11.1990 (Anm. 1213).

[1229] Ein Stück der hinteren Blattknospe konnte mit Epoxidharz wieder an der ursprünglichen Stelle angeklebt werden (wie vorige Anm.).

[1230] STROHMANN, Wandnische, 1995, S. 211.

[1231] Der östliche, als Teil der Eckvorlage ausgebildete Abschnitt des Werkstücks springt gegenüber den Lagen darunter vor, was keine gestalterische Absicht ist, sondern ein Zeichen dafür, dass beim Versatz der vorgefertigten Werkstücke Abweichungen gegenüber der geplanten Form auftraten und in Kauf genommen werden mussten.

[1232] Der Werkblock des westlichen Kapitells reicht nicht ganz bis an die Ebene der Lisenenquader heran, sondern endet einige Zentimeter dahinter mit einer geglätteten Oberfläche, die noch zum ursprünglichen Werkblock gehört. Vermutlich füllte ehedem ein heute verlorenes Zwischenstück die entstandene Lücke aus.

Anders als beim Werkblock der Säulenbasen geben die Kapitellzone und die aufliegende Kämpferlage nicht die Fugenhöhe für die benachbarten Quaderlagen der Lisene vor. Die dortige Fuge läuft vielmehr gegen den hier eingeklinkten vorderen Kapitellblock. Einen Ausgleich vermittelt hier ein angefügter Füllstein aus Baumberger Sandstein, der mit der Oberkante des Wulstkämpfers endet, so dass eine gerade Basis für den ersten Werkstein des Bogenlaufes entsteht, der zugleich Teil der Ecklisene ist und deren Quaderlagenhöhe mitbestimmt.

Der Kämpfer über den Säulenkapitellen ist – wie an den Hauptpfeilern der Kirche – als Wulstkämpfer ausgebildet, hier jedoch in der besonderen Form des Röllchenfrieswulstes. Er greift damit das Gestaltungsmotiv an der Kante des Bogenlaufs auf, ist jedoch schmaler im Durchmesser und daher auch im ‚Röllchenformat' kleiner und feiner angelegt. Der Röllchenfrieskämpfer setzt über der Westseite der Säulenkapitelle an – hier nur noch fragmentarisch erhalten[1233] –, durchmisst die Tiefe der Laibung und setzt sich – ähnlich wie bei den Schildwänden im Kircheninneren – an der Nischenrückwand fort. Sogar ein Fragment vom Endstück des Rollenfrieskämpfers der nördlichen Laibung konnte in der Vermauerung wieder aufgefunden werden.[1234]

Durch das fortgeführte Röllchenfrieskämpfergesims erfährt die Nischenrückwand eine horizontale Zweiteilung in das obere Bogenfeld und einen querrechteckigen unteren Bereich. Dort besteht die Rückwand hauptsächlich aus Backsteinlagen (Format 28 x ? x 9 cm),[1235] die sich auf zwei Osning-Sandstein-Schichten gründen, welche in ihrer Höhe denjenigen der südlichen Bogenlaibung entsprechen. Die 82 cm hohe, verputzte Backsteinzone schließt ein ebenfalls aus Osing-Sandstein gefertigtes Wulstprofil nach oben ab. Es folgen drei Steinlagen aus Baumberger Sandstein, die vornehmlich durch einen neunachsigen Rundbogenfries[1236] geprägt werden, der auf zierlichen, leicht tropfenförmigen Kelchkonsolen (Kap. C.6.7.3.1.) mit

[1233] Während die Bearbeitung der Stirnseite offenbar schon seit der Vermauerung verloren war, befand sich der vordere Teil des Röllchenfrieskämpfers bei der Aufdeckung noch *in situ*, war jedoch bereits abgebrochen und wurde daher sichergestellt. Aus Sicherheitsgründen hat man ihn nicht wieder an der alten Stelle angeklebt, sondern in die Sandschicht der neuen Vermauerung eingelegt; dazu Fragmenteliste vom 06.11.1990 (Anm. 1213), Spolien Nr. 14, 15; ebd. zum Verzicht auf die Wiederanbringung; vgl. auch STROHMANN, Wandnische, 1995, S. 227, Anm. 8.

[1234] Fragmenteliste vom 06.11.1990 (Anm. 1213), Spolie Nr. 16.

[1235] Formatangabe nach ebd., S. 215.

[1236] Bei der Entfernung der Nischenvermauerung konnten insgesamt fünf Bögen des Rundbogenfrieses freigelegt werden, aus Symmetriegründen lassen sich vier weitere Bögen hinter der verbliebenen Vermauerung erschließen.

Kämpferplatte aufruht.[1237] Die Rundbögen, die jeweils aus einem Werkstück gefertigt wurden, sind an der Vorderkante mit einer Kehle versehen. Diese ist durchgängig bei jedem Bogen im Scheitel und in den Diagonalen mit Kugeln besetzt, denen angeschnittene Halbkugeln am Bogenansatz entsprechen. Über dem Bogenfries vermittelt eine glatte Sandsteinlage zum Röllchenfrieskämpfergesims.

Wurde bereits durch den Rundbogenfries ein Vorspringen der Wandebene erreicht, so tritt das Bogenfeld nun abermals gegenüber dem Niveau des Rundbogenfrieses vor, vermittelt und zugleich kaschiert durch das Röllchenfrieskämpfergesims. Die Fläche des Bogenfeldes wird hauptsächlich von einer dreiteiligen gerahmten Werksteinfelderung geprägt, die verbleibenden Zwickelflächen füllen verputzte Backsteinlagen.

Die aus feinem Baumberger Sandstein geschlagene Zierfelderung (Abb. 412, 413) besteht aus drei in der Höhe gestaffelten hochrechteckigen Platten, die von einer allseitig umlaufenden steilen Kehle eingerahmt werden.[1238] Das schon durch seine Größe hervorgehobene mittlere Feld wird noch zusätzlich durch eine weitere, durch eine Kehle vermittelte Rückstufung betont, die ein annähernd 1:2 proportioniertes Binnenfeld ausscheidet. Die Kehle ist – wie beim Rundbogenfries – mit Zierkugeln besetzt, die nach einem klaren orthogonalen Schema angeordnet sind: Abgesehen von den vier Eckkugeln sind die Schmalseiten mit je einer, die Langseiten mit je drei Kugeln besetzt.[1239] Das Zentrum des Binnenfeldes nimmt eine vermittels einer weiteren Kehle eingetiefte Kreisblende ein. Die – nun schmalere – Kehle ist mit acht gemäß der Windrose ausgerichteten, entsprechend kleineren Kugeln besetzt.[1240] Der Kreisblende ist ein scharfkantig ausgebildeter stehender Vierpass einbeschrieben,

[1237] Die südlichste Konsole ist mit dem benachbarten Abschnitt der Eckvorlage aus einem Werkstück gearbeitet. Letzterer ist dabei als Schmiegenkämpfer ausgebildet, was an dieser Stelle völlig unmotiviert wirkt, da darüber kein Bogenansatz o. Ä. zu finden ist, sondern lediglich die Eckvorlage nach Norden vorspringt (ähnlich bereits ebd., S. 219). Der Umstand, dass die Kämpferschmiege nur nischenseitig, nicht aber zur Säule hin ausgebildet ist, erinnert an die erhaltenen Fensternischenrahmungen an der Chorostwand (Kap. C.8.2.). Auf der zur Säule gerichteten Seite des Schmiegenkämpfers haben sich die mit der Fläche ausgeführten Glättungen des ursprünglichen Werkblocks sowie eine Ritzlinie zur Anzeichnung des Ansatzpunktes der Schräge erhalten. – Der Schmiegenkämpfer könnte möglicherweise auf einen zum Zeitpunkt der Werkstückfertigung in dieser Höhe geplanten Bogenansatz hindeuten, der dann bei der Ausführung aufgegeben wurde. Diese Umplanung könnte auch die ungewöhnliche Steinlage zwischen Rundbogenfries und Röllchenfrieswulst (s.u.) erklären.

[1238] Leider sind bei STROHMANN, Wandnische, 1995 weder im Text (S. 219–224) noch in den abgebildeten Zeichnungen (305, 306, 316) irgendwelche Maßangaben zur Werksteinfelderung zu finden.

[1239] Die sichere Positionierung der Kugeln wurde bei der Anfertigung durch vertikale bzw. horizontale, an den Ecken durch diagonale geritzte Hilfslinien erreicht (vgl. ebd., S. 221/224). – Die oberste Kugel der südlichen Kehle fehlt heute, eine rauhe Bruchstelle markiert aber noch ihren Platz.

[1240] Auch hier finden sich die – nun sternförmig angeordneten – Ritzlinien auf den Kugeln, um deren genaue Position festzulegen (wie vorige Anm.).

dessen Nasen mit kurzen Rundstäben besetzt sind. Zwischen diesen ist in den Grund des Vierpasses eine quadratische Aussparung eingetieft. Die Kreisblende wird noch zusätzlich durch eine tiefe Ritzlinie betont, die im Abstand von 2,6 cm ihren äußeren Rand umläuft. In ähnlicher Weise wird die Kehle des Binnenfeldes in 1 cm Abstand von einer weiteren Ritzlinie begleitet, die so deren rahmende Funktion unterstreicht.

Dem gegenüber sind die seitlichen Zierplatten, die in ihrer Breite, nicht jedoch in ihrer Höhe dem eingetieften Binnenfeld der Mittelplatte entsprechen, einfacher gestaltet: Sie verzichten auf das eingetiefte Binnenfeld und die begleitenden Ritzlinien. Nur die Kreisblenden – ebenfalls gekehlt, im Durchmesser jedoch kleiner – finden sich hier wieder; die Anordnung der Zierkugeln entspricht derjenigen der mittleren Kreisblende.[1241] Anders als dort sind nun jedoch Dreipässe in die Kreisblenden einbeschrieben: im nördlichen Feld ein stehender, im südlichen ein liegender Dreipass. Auch ihre Nasengestaltung wurde vereinfacht: Sie laufen jeweils in einfachen Abrundungen aus.

Bis auf die Rahmenleisten der mittleren Platte sind sämtliche ebenen Oberflächen der drei Zierfelder mit einer besonderen steinmetzmäßigen Bearbeitung versehen: Die glatte Steinoberfläche überzieht ein Netz aus sich in spitzen Winkeln kreuzenden Schraffuren, die genau parallel zueinander, dabei aber von eng nach weit tendierend, geschlagen sind.[1242] Diese Art der Oberflächenbehandlung, die in Marienfeld bisher nur im Bereich der Wandnische festgestellt werden konnte, ist als Zierschlag anzusprechen, wie er an spätromanischen Kirchenbauten der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts im Münsterland, die allesamt aus Baumberger Sandstein errichtet wurden (!), häufiger auftritt.[1243] Insbesondere an den Bauteilen des 13. Jahrhunderts am Dom zu Münster lässt sich der Zierschlag fast flächendeckend nachweisen.[1244] Gemäß den dort gemachten Untersuchungsergebnissen, die sich auch auf die

[1241] Auf den Kugeln entsprechende Ritzlinien wie bei der mittleren Kreisblende, vgl. vorige Anmerkung.

[1242] Eine ausführliche Beschreibung der Befunde ebd., S. 220. – Das dort nicht näher definierte Schlagwerkzeug dürfte mit einer mehrzinkigen Schneide versehen gewesen sein, denn nur so lässt sich die absolut parallele Linienführung erklären. Der variierende Linienabstand wäre dann durch eine unterschiedliche Anwinkelung/Drehung des Schlagwerkzeuges, v. a. im Randbereich, zu erklären. – Vgl. auch die folgenden Anmerkungen.

[1243] LOBBEDEY, Dom zu Münster, 1993, S. 207–208. Ebd., Anm. 20, hat er folgende Beispielliste als Vergleich für die Befunde am Dom zu Münster zusammengestellt (mit genauen Bauteilangaben und Art der Ausführung): Albersloh, Asbeck, Billerbeck, Laer, Langenhorst, Legden, Metelen, Nottuln sowie – außerhalb des Münsterlandes – Obermarsberg, Nikolaikirche; zum Zierschlag auch LOBBEDEY, Steinbearbeitung, 1999, S. 105–107, wo er als frühes Beispiel auf den Westbau (ca. 1180–1202) des Domes zu Münster verweist und weiteren Forschungsbedarf zu Herkunft und Zeitstellung anmahnt.

[1244] LOBBEDEY, Dom zu Münster, 1993, S. 208.

Marienfelder Befunde übertragen lassen, wurden dazu die Werkblöcke zunächst in der üblichen Weise abgeflächt und durch Schleifen geglättet, anschließend wurde der Zierschlag durch zwei im Winkel von 30–40° angeordnete Hiebrichtungen aufgebracht.[1245] Die Marienfelder Befunde legen zudem eine abschließende nochmalige Glättung mit einem Verschleifen der harten Zierschlagkanten nahe.[1246] Erst danach wurden offensichtlich die Kreisblenden und – bei der mittleren – die rahmenden Ritzlinien eingeschlagen.[1247] Um die Kreisblenden geometrisch genau positionieren und konstruieren zu können, bediente man sich eines Systems von dünneren Hilfslinien, die bei allen drei Platten insbesondere die Mittelsenkrechte vorgaben.[1248] Von dort aus wurde dann offenbar der Mittelpunkt der jeweiligen Kreisblende festgelegt und die Position der Zierkugeln in der Blendenkehle bestimmt. – Innerhalb der Kreisblenden lässt sich nur über dem oberen Kreis des zentralen Vierpasses eine entsprechende Ritzlinie nachweisen.

Ein drittes System von Ritzungen wurde offenbar erst nach dem Versetzen aufgebracht[1249] und diente als Hilfslinien für Inschriften: „Die Flächen der Felder über und unter den Kreisblenden mit den einbeschriebenen Pässen sind durch horizontale, parallel laufende Ritzlinien aufgeteilt, von denen das Hauptrelief jeweils fünf über und fünf unter dem Vierpass besitzt. Auf den beiden seitlichen Feldern sind es je zwei Ritzlinien. [...] Mehrfaches Ansetzen sowie doppelte Führung der Ritzlinien im oberen Teil des Mittelfeldes zeigen, dass man mit der Flächenaufteilung nicht auf Anhieb zurechtkam. Je eine weitere Zeile ist über bzw. unter dem gekehlten Mittelfeld eingeritzt, wobei hier die rahmenparallele Ritzung durch Verlängerung der Senkrechten und Anbringung einer zweiten horizontalen

[1245] Eine eingehende Analyse der am Dom zu Münster gemachten Befunde bzgl. des hier geschilderten Zierschlages bei ZURHEIDE/HANNING, Steinbearbeitung, 1993, S. 337; LOBBEDEY/SCHOLZ, Baugeschichte Münster, 1993, S. 207–208. Zur Technik s. auch LOBBEDEY, Steinbearbeitung, 1999, S. 105–106.

[1246] STROHMANN, Wandnische, 1995, S. 220.

[1247] Darauf lässt eindeutig das abrupte Abbrechen des Zierschlages an den Kanten der Kreisblenden schließen, das keinerlei Anzeichen für eine behutsame Annährung an die Blendenkante erkennen lässt, die demnach erst nachträglich eingetieft wurde, was auch vom Arbeitsablauf her sinnvoll ist, da ansonsten eine Beschädigung der Kreisblenden nur schwer zu vermeiden gewesen wäre. – STROHMANN. Wandnische, 1995, S. 221, dazu Anm. 6, weist lediglich auf die Nachträglichkeit der Ritzlinien hin, wobei hier zwischen den beschriebenen Zierritzlinien und den Hilfslinien der Schriftzeilen (s.u.) zu unterscheiden ist. Erstere dürften nämlich – entgegen Strohmann – noch vor dem endgültigen Versetzen der Steinplatten in der Werkstatt aufgebracht worden sein, da sie zum Gliederungssystem des mittleren Zierfeldes gehören.

[1248] Ebd., S. 221.

[1249] Ebd., S. 221, Anm. 6, gibt an, „daß die Ritzungen bei tieferliegenden Flächen nicht ganz bis an den Rand durchgezogen sind“ und dass einige der Ritzungen – wohl diejenigen über dem Rundbogenfries (s.u.) – über den Fugenmörtel gehen, woraus er eine Ausführung nach dem Versetzen erschließt.

Ritzlinie mitbenutzt wurde. Ähnliche Zeilenlineaturen lassen sich auch auf der Quaderlage über dem Blendbogenfries über die gesamte freigelegte Breite durchgehend feststellen.“[1250] Während Letztere offenbar leer blieben, enthalten die Zeilen auf den drei Zierfeldern recht nachlässig und teilweise nur schwach lesbar eingeritzte Inschriften.[1251] Die Zeile über dem Binnenfeld der Mittelplatte enthält überschriftartig die Bezeichnung „*FUNDATORES*“ (= Die Gründer). Das Binnenfeld selbst als der am aufwendigsten gestaltete Teil der Zierfelderung enthält (je zweizeilig) die Namen der ranghöchsten Stifter: Über der Kreisblende liest man „*HERMANN’ / EPC*“ (*Hermannus episcopus*) – bezogen auf Hermann II. von Katzenelnbogen, Bischof von Münster († 1203), unter der Blende „*BERNARDUS / EPC*“ (*Bernardus episcopus*) – bezogen auf Bernhard II. zur Lippe, Bischof von Selonien († 1224). In der oberen Zeile des nördlichen Feldes erscheint der Name „*LUTRUDIS*“ für Luttrudis von Schwalenberg († nach 1197), Mutter des Hauptstifters Widukinds von Rheda († 1190/91), dem die obere Zeile der südlichen Platte gewidmet ist: „*WIDEKIND’* “ (*Widekindus*). Der Name dürfte aber zugleich auch – um eine Doppelnennung desselben Vornamens zu vermeiden – auf Widukind III. von Schwalenberg († 1189), Neffe der Luttrudis, bezogen sein. [1252] Die Namen seiner Brüder Volquin III. († 1243) und Hermann († 1223) nehmen die unteren Zeile der beiden Seitenfelder ein: links „*VOLQVIN’* “ (*Volquinus*), rechts „*HERMANN’* “ (*Hermannus*). Der Name des vierten und jüngsten Schwalenberger Bruders, Heinrich I. († 1213),[1253] erscheint zusammen mit dem des vierten Hauptstifters Lüdiger II. von Wöltingerode-Wohldenberg († 1206 (?)) jeweils in abgekürzter Form in der Zeile unter dem Binnenfeld der Mitteltafel: „*HEINR’ LUDING*“ (*Heinricus*, *Ludingerus*).[1254] „Die lateinischen Großbuchstaben sind flüchtig in die in ihrer

[1250] Zitat aus ebd., S. 224.

[1251] Ebd.

[1252] Ähnlich bereits ebd., S. 224, und HUCKER, Stiftergräber, 2001, S. 303–304; HUCKER, Wappen, Insignien und Baumodelle, 2001, S. 122.

[1253] Zu den vier Schwalenberger Brüdern und ihren Sterbedaten s. Anm. 8.

[1254] Bei der Anordnung der Stifternamen erscheint es auffällig, dass der Name Lüdigers II. von Wöltingerode-Wohldenberg, dem vierten Hauptstifter neben Bischof Hermann II. von Münster, Widukind von Rheda und Bernhard II. zur Lippe, an so wenig herausgehobener Position – in der untersten Zeile an zweiter Stelle! – plaziert ist, während die ‚unfreiwilligen’ Mitstifter Volquin und Hermann von Schwalenberg prominentere Plätze auf den Seitenplatten erhielten. Möglicherweise sollte dies die Bedeutung ihrer Güterschenkung, Kirche und Hof zu Stapelage, für das Kloster besonders herausheben – und diese als weitere „Hauptstifter“ geehrt werden. Dabei ist auch eine politische Motivation nicht auszuschließen, da mit den Schwalenbergern und ihren Erben von 1194–1222 ein Streit um die Rechtmäßigkeit dieser Güterübertragung entbrannt war (dazu ausführlich LEIDINGER, Gründung, 1985, S. 185, Anm. 13). Nach dem endgültig positiven Ausgang der Angelegenheit für Marienfeld mag hier besonders zeichenhaft dieser Stifter gedacht und dadurch zukünftigen Ansprüchen auf das unveräußerliche Gut des Klosters eine klare Absage erteilt worden sein. Dem gegenüber mag die Bedeutung

Oberfläche nicht zusätzlich geglätteten Zeilen eingefügt. Mehrfach hat sich der Schreibende verbessert und Buchstaben nachgezogen. Besonders auffällig ist dies in der ersten Zeile des Mittelfeldes bei dem Namen Hermann. Hier kam der Ausführende offenbar nicht mit der Aufteilung der Zeilenlänge zurecht und hat den ganzen Namen ein zweites Mal geschrieben. Die gleichmäßige Füllung der Zeile ist aber auch im zweiten Anlauf nicht gelungen."[1255]

Bemerkenswert erscheint der Umstand, dass alle Namen bis auf ‚Bernardus' und ‚Lutrudis' in abgekürzter Version wiedergegeben sind: Bei vier Namen erscheint ein Abkürzungszeichen für die Endung ‚-us', nur bei den beiden Namen unter der Mitteltafel sind die Abkürzungen bedingt durch den geringen Platz weitreichender. Zwar hätten sich die Endungen auf ‚-us' bei geschickterer Raumaufteilung problemlos noch unterbringen lassen,[1256] doch war dem ‚Schriftsetzer' offenbar daran gelegen, möglichst gleichlange Namen von sieben bis neun Buchstaben Länge zu erhalten.[1257] Zugleich wurden damit die Stifternamen, die nur teilweise latinisiert wurden,[1258] auf ihre volkssprachliche deutsche Grundform reduziert.

Das endgültige Ausschlagen der in der geschilderten Weise vorgeritzten Inschriften ist dann schließlich unterblieben, sie wurden sogar gezielt im Bereich der Schriftzeilen mit einer weißen Kalktünche, die über einer zitronengelben Farbschicht liegt, überstrichen.[1259] Darüber hinaus hat man im Bereich der Wandnische keinerlei Spuren einer Farbfassung gefunden,[1260] so dass die einzelnen Elemente in ihrer natürlichen Oberfläche erschienen sein dürften.

Lüdigers von Wöltingerode-Wohldenberg, der „die Stiftungsmittel für Marienfeld aus den ihm [nach dem Sturz Heinrichs des Löwen] verbliebenen geringen Eigengütern bestritten haben" wird (ebd., S. 232), in den Hintergrund getreten zu sein.

[1255] Zitat aus STROHMANN, Wandnische, 1995, S. 224. – Die genannten Befunde zeigen, dass das Vorgehen des Inschriftenschlägers nicht allzu geschickt gewesen ist: Anstatt zunächst an einer untergeordneten Stelle zu experimentieren, begann er direkt an der prominentesten Stelle, wo er ungeschickterweise nach dem ersten Anlauf neu ansetzen musste. Vermutlich wollte er den Namen vollständig in der lateinischen Version – Hermannus – ausschreiben, kam dann aber mit dem Platz nicht hin und entschied sich dann für die Version mit Abkürzungszeichen! Bei einer endgültigen Ausarbeitung der Inschrift wären die älteren Buchstabenansätze aber dann vermutlich durch Abschleifen größtenteils beseitigt worden.

[1256] So STROHMANN, Wandnische, 1995, S. 224.

[1257] Hermann (2x): 7 Buchstaben; Bernardus: 9; Lutrudis: 8; Volqvin: 7; Widekind: 7. Der Name ‚Bernardus' fällt mit neun Buchstaben (aufgrund der -us-Endung) fast schon ein wenig aus der Reihe heraus. – Die abgekürzten Namen der untersten Zeile haben dagegen nur 5 bzw. 6 Buchstaben.

[1258] STROHMANN, Wandnische, 1995, S. 224 macht darauf aufmerksam, „daß bei den Namen Heinrich und Hermann nicht die lateinische Namensform benutzt wird", sondern nur durch die weggekürzten -us-Endungen eine Latinisierung vorgenommen wurde.

[1259] Ebd., S. 224 eine ausführliche Erläuterung der Befunde.

[1260] Ebd., S. 225.

Zu den unbehandelten Werksteinoberflächen traten noch die grauockerfarbenen Putzflächen auf den Backsteinpartien hinzu. Diese waren zweischichtig aufgebaut: Zunächst wurde der austretende Mörtel verstrichen, um Unebenheiten auszugleichen. Im Bereich unterhalb des Rundstabprofiles hat man diesen ‚Unterputz' offenbar sogar dazu benutzt, einen Versprung zu den Werkstücken des Rundstabes zu egalisieren. Auf diese Unterschicht wurde dann ein stark geglätteter und dadurch verdichteter Putz von 0–8 mm dicke aufgetragen, der bis an den Rundstab über den genannten Versprung heranzieht bzw. im Bogenfeld sauber an die Laibungssteine anschließt und auf den Rahmen der Zierfelder auf Null ausläuft, wobei er die Rahmenkanten leicht überlappt.[1261]

Die verputzte Fläche unterhalb des Rundstabprofils endet mit dem Übergang vom Backsteinmauerwerk zur zweiten Werksteinlage über dem Nischenboden. Etwa in der Mitte der Putzfläche befindet sich ein 18–20 cm breiter, unverputzter Streifen, dessen obere Putzkante in ihren unbeschädigten Partien eine Abschrägung erkennen lässt.[1262] Im Bereich unmittelbar über dieser Putzkante konnten im freigelegten Abschnitt der Rückwand drei lineare Einritzungen beobachtet werden: „Die beiden südlichen laufen wie Schenkel eines Dreiecks spitzwinklig aufeinander zu, ohne sich jedoch zu treffen. Ca. 15 cm unter dem Rundwulst brechen sie plötzlich auf einer Höhe ab. Der Fußpunkt der Ritzungen scheint im Bereich der Putzfehlstelle zu liegen. Eine dritte Ritzung ist nur noch in Teilbereichen erkennbar, lässt aber eine ähnliche Anordnung hinter der noch stehenden Vermauerung vermuten. Im Bereich der Fehlstelle am Rand der Vermauerung ist die Ritzung im stehengebliebenen Fugenverstrich weiter zu verfolgen.

Minimale Tünchreste am äußeren Rand der Ritzungen, die sonst in der Putzoberfläche nicht auftreten, lassen vermuten, dass möglicherweise etwas vor die Putzfläche gestellt war, was mit einer Kalktünche überzogen war und eine Dreiecksform besaß. Die Ritzungen könnten dann dem Verlauf der äußeren Konturen dieses Gegenstandes folgen, zumal sie auch nicht sauber aufgebracht sind. Mehrfache Ansätze, doppelte Linien und ein Durchhängen nach innen sind festzustellen."[1263] Zudem ist der Putz innerhalb der Dreiecke völlig intakt erhalten,

[1261] Ebd., S. 225–226. Das Überlappen der Rahmenkanten heute nur noch über der südlichen Zierplatte erhalten.
[1262] Ebd., S. 226.
[1263] Ebd., S. 226–227.

während die übrige Putzoberfläche starke Abnutzungen und Verwitterungen aufweist, unter Umständen infolge von dort – aber nicht in den verdeckten Dreiecken – möglichen Salzausblühungen.[1264]

Der untere Bereich der Nische ist durch die hier nur zum geringeren Teil entfernte Vermauerung, die starke Eingriffe in die Originalsubstanz mit sich brachte, nur noch rudimentär erhalten. Entscheidend ist der Fund eines aufwendig gestalteten Sockelstücks im Spalt zwischen Vermauerung und Sockelzone der südlichen Laibung. Das Bruchstück wurde für die Vermauerung verwand und fußt auf einer Backsteinlage, die zweifelsfrei erst aus der Zeit der Vermauerung stammt.[1265] Das aus Osning-Sandstein gefertigte Werkstück zeigt im unteren Bereich eine Profilierung aus Platte und Schräge. Diese dient als Basis für ein raumgreifendes Gliederungssystem: Erhalten haben sich eine Säulenbasis und der Ansatz eines nicht näher bestimmbaren Gliederungselements, möglicherweise eines Abschlusspfeilers. Die Säulenbasis, die auf einer flachen Plinthe aufruht, zeigt die typische attische Profilierung aus Wulst, Plättchen, Kehle, schrägem Plättchen und oberem Wulst. Anders als bei der Basis der Laibungssäule steht hier der untere Wulst mit seinen fleischig-gerundeten Eckblättern nicht über die Plinthenkante vor. Den 10 cm messenden Abstand zwischen der Säulenbasis und dem (Pfeiler-?) Ansatz füllt eine Profilleiste aus Plättchen und Schräge aus, darüber folgt ein ca. 4 cm hohes Profil, „das von einem horizontalen Nut ungefähr in der Mitte geteilt wird und eine abgefaste obere Kante besitzt. [...] Die Gestalt des Profils korrespondiert mit derjenigen der Basis.“[1266] Das nicht mehr *in situ* befindliche Werkstück könnte Teil eines Sarkophages im unteren Teil der Nische gewesen sein, wie im folgenden Rekonstruktionsvorschlag dargelegt werden soll.

7.4.2. Rekonstruktion

Basierend auf der weitgehend erhaltenen Substanz, deren Verluste und Beschädigungen aufgrund der vorhandenen Ansätze leicht zu ergänzen sind, und den

[1264] Ebd., S. 227.
[1265] Ebd., S. 230. Demnach zeigen die Backsteine das Vermauerungsformat und ruhen ihrerseits auf dem erst im Zuge der Vermauerung veränderten und mit Füllmaterial ausgeglichenen Nischenboden.
[1266] Zitat nach ebd., S. 230.

Befunden im unteren Bereich der Nische soll hier das ursprüngliche Erscheinungsbild der Nische annäherungsweise rekonstruiert werden.[1267]

Die im Sockelbereich ca. 185 cm breite, 45 cm tiefe Nische wurde an den Seiten von je zwei vor die Laibungen gestellten Freisäulen flankiert. Ob die vorderen Säulenschäfte dabei noch durch Schmuckmotive – etwa Spiralkehlungen oder umwundene Bänder wie bei den Säulen der Piscina (Kap. C.7.3.) – in Korrespondenz zum Röllchenfrieswulst an der Kante des Bogenlaufs bereichert wurden, muss offen bleiben. Geprägt wurde die Nischenarchitektur in besonderer Weise durch die fein bearbeiteten, ungefasst belassenen Werksteinteile aus Baumberger Sandstein wie die Laibungssäulchen mit ihren Kapitellen, das umlaufende Röllchenfrieskämpfergesims, die kugelbesetzten Bögen des Rundbogenfrieses und die mit einem Zierschlag versehenen Schmuckplatten im Bogenfeld, die wohl erst nachträglich ihre vorgeritzten, dann aber doch nicht ausgeführten, sondern übertünchten Inschriften erhielten (s.u.). Hinzu kam auf den übrigen Wandflächen ein äußerst fein geglätteter, grauockerfarbener Putz.

Die beschriebene horizontale Fehlstelle im Verputz der Nischenrückwand deutet zusammen mit den Ausbruchschäden an der erhaltenen Laibungssäule (s.u.) auf eine hier anschließende Deckplatte eines Sarkophages,[1268] für die der Verputz der Rückwand im Bereich des Anschlusses sauber – mit abgeschrägter Kante – entfernt wurde.

Der zugehörige Sarkophag hat dabei nicht die gesamte Nischenbreite eingenommen, sondern war mit Rücksicht auf die Laibungssäulchen und deren Sockel etwas eingerückt, so dass man eine breite von ca. 165 cm annehmen kann; als Anschlussstelle der südlichen Schmalwand ist wohl die Putzfehlstelle im südlichen Teil der Rückwand unterhalb des horizontalen Putzfehlstreifens zu werten.[1269] Demnach besaß der Sarkophag drei Wandplatten, während als vierte Wand die verputzte Rückwand der Nische fungierte. Zumindest die Sarkophagfront dürfte nach Ausweis des erhaltenen Sockel-/Basen-Werkstücks, dem einzigen Fragment, das mit

[1267] Eine ansatzweise Rekonstruktion der Nische, v. a. der Sarkophagsituation, bei STROHMANN, Wandnische, 1995, S. 237, 245.
[1268] So bereits ebd., S. 245.
[1269] Strohmann (ebd.), S. 245, schreibt zwar: „Anschlußspuren seiner Schmalwände sind im Verputz der Rückwand aber nicht zu erkennen“, doch spricht viel dafür, dass die bezeichnete vertikale Putzfehlstelle indirekt die Anschlussstelle der südlichen Sarkophagwand überliefert.

Sicherheit dem Sarkophag zuzuweisen ist,[1270] mit einer reichen Architekturgliederung versehen gewesen sein. Sie bestand aus Säulenarkaden mit Spannweiten von 10 cm und abschließenden Eckpfeilern (?). Eine ähnliche Gliederung lässt sich auch an den Sarkophagfronten anderer Nischengräber nachweisen, etwa dem nur wenig älteren, gut vergleichbaren Nischengrab in Eberbach (Anfang 13. Jahrhundert, s.u., Abb. 684)[1271] und dem Grab Herzog Ottos in Aschaffenburg (um 1260, dort mit Kolonnaden),[1272] oder auch an freistehenden Tumbengräbern wie etwa dem Stiftergrab in Groß-Comburg (um 1180),[1273] dem Grabmal von Ezzo-Ehrenfried und Mathilde in Brauweiler (kurz vor 1200)[1274] oder nicht zuletzt der Grabtumba Bischof Hermanns II. von Münster in Marienfeld selbst, die wohl von derselben Werkstatt angefertigt wurde (s.u. und Kap. C.7.5.).

Auf der Deckplatte des Sarkophages befanden sich drei mit einer weißen Kalktünche überzogene Aufsätze, die mit ihrer dreieckigen Rückseite gegen die verputzte Nischenrückwand stießen. Wie diese im weiteren gestaltet waren, ob sie etwa an der Vorderseite pyramidal abgewalmt waren, lässt sich mangels erhaltener Fragmente oder unmittelbarer Vergleichsbeispiele nicht mehr erschließen.

An dem eisernen Haken im Bogenscheitel schließlich dürfte eine metallene Hängelampe befestigt gewesen sein.[1275]

7.4.3. Deutung

Gemäß der auf der Grundlage der erhaltenen Befunde erarbeiteten Rekonstruktion des originalen Erscheinungsbildes ist die Wandnische – trotz der nur rudimentären

[1270] Ebd., S. 245. Die dort geäußerte Verwunderung, dass außer dem genannten Fragment – und möglicherweise einigen einseitig bearbeiteten Werkstücken als möglichen Teilen der Sarkophagwände – keine weiteren definitiven Spolien des Sarkophages gefunden wurden, ist vielleicht dadurch aufzulösen, das man bei der Aufgabe der Nische und der damit verbundenen Verlegung der dortigen Bestattung/en auch umfangreiche Teile des Nischensarkophages bei der Erstellung eines neuen (Boden-) Grabes wiederverwendet wurden, um so eine gewisse Kontinuität zu gewährleisten.

[1271] ARENS, Eberbach, 1967; ARENS, Nischengrab, 1982, S. 9–11; allgemeiner: EINSINGBACH; Eberbach, 1991, S. 26; EINSINGBACH/RIEDEL, Eberbach, 2004, S. 71.

[1272] ARENS, Fritz: Die Grabmäler des Herzogs Otto und der Königin Liutgard in der Aschaffenburger Stiftskirche, in: Aschaffenburger Jahrbuch 4, 1, 1957, S. 239–285; ARENS, Eberbach, 1967, Abb. S. 114.

[1273] ARENS, Eberbach, 1967, S. 113–114 (um 1200), dazu Abb. S. 112; ARENS, Nischengrab, 1982, S. 10 (um 1180).

[1274] KAELBLE, Samsonmeister, 1981, S. 22, dazu Abb. 9.

[1275] Ebd., S. 237.

Sarkophagfragmente – wohl recht zweifelsfrei als Grabnische anzusehen,[1276] deren Zweckbestimmung im folgenden näher erschlossen werden soll.[1277]

Ausschlaggebend ist dabei die Position der Nische im Ostflügel des Kreuzganges nahe dem Mönchsportal, eingetieft in die Westwand des Querhauses. Derartige Nischen in entsprechender Position sind bei einer stattlichen Anzahl von Zisterzienserklöstern anzutreffen. Die Anlage einer Nische an dieser Stelle bot sich an, da die Querhauswand aufgrund ihrer oft gegenüber den übrigen Kreuzgangwänden größeren Mauerstärke das Aussparen einer verhältnismäßig tiefen Nische problemlos ermöglichte. Wichtig scheint zudem die unmittelbare Nähe zum östlichen Kreuzgangportal als wichtigstem Zugang der Mönche zur Kirche gewesen zu sein. Insgesamt lassen sich vier unterschiedliche Nutzungsarten dieser Kreuzgangnischen – als Lampennische, als Armarium (‚Bücherschrank'), als Grab- sowie als Altarnische – nachweisen.

In den ältesten Abteien nahm die Kreuzgangnische eine Lampe auf, die der Sakristan vor Sonnenaufgang, zur *hora matutina*, entzündete.[1278] Auch im Falle von Marienfeld deutet der Haken im Bogenscheitel auf eine Nutzung als Lampennische, doch dürfte dies hier aufgrund der reichen Ausgestaltung und der Sarkophagbefunde nur noch eine Sekundärfunktion gewesen sein.[1279]

Die am weitesten verbreitete Nutzung war diejenige als Armariumsnische, die der Aufnahme der ‚Kreuzgangbibliothek' mit den wichtigsten Büchern für die Lesungen im Kapitelsaal und im Kollatiengang sowie für erbauende Einzelstudien der Mönche diente. Später, mit dem Anwachsen der Bücherbestände, wurden diese Nischen oft zu klein, und man ging dazu über, eigene Armariumsräume – meist zwischen Sakristei und Kreuzgang (von dem aus sie zugänglich waren) – anzulegen.[1280] Auch im Falle von Marienfeld könnte beim Bau des Querhauses an dieser Stelle zunächst eine Armariumsnische angelegt worden sein, die dann jedoch bei Errichtung der

[1276] So auch, wenn auch sehr zögerlich und mit Zweifeln, STROHMANN, Wandnische, 1995, S. 245.

[1277] Eine ausführliche Diskussion und Herleitung der Deutung muss an anderer Stelle erfolgen, hier können aus Platzgründen nur die Kernpunkte dargelegt werden.

[1278] Marcel Aubert führt als erhaltene Beispiele die Nischen in Fontenay, Obazine, Silvanès, L'Escale-Dieu und Noirlac sowie – später vergrößert und zu Grabnischen umgewandelt – in Flaran und Mortemer auf: AUBERT, L'Architecture cistercienne, 1943, Bd. II, S. 28; ihm folgend STROHMANN, Wandnische, 1995, S. 237.

[1279] Ähnlich bereits STROHMANN, Wandnische, 1995, S. 237.

[1280] AUBERT, L'Architecture cistercienne, 1943, Bd. II, S. 29, 39–44. Vgl. auch STROHMANN, Wandnische, 1995, S. 237.

Klostergebäude durch einen sicher rekonstruierbaren Armariumsraum (siehe Kap. C.8.11.2.1.2.) in ihrer Funktion abgelöst worden wäre, so dass die Umnutzung und Neugestaltung als aufwendig dekorierte Grabnische möglich geworden wäre (s.u.).

Derartige Nischengräber, im französischen als „enfeu“ bezeichnet, dienten als hervorgehobener Bestattungsplatz für Persönlichkeiten von besonderer Bedeutung für das Kloster, denen aber aufgrund des strengen zisterziensischen Bestattungsverbots bezüglich des Kirchenraums ein Begräbnisplatz dort verwehrt war.[1281] Dazu zählten die ersten, zum Teil heiligmäßig verehrten Äbte, weitere, als Heilige verehrte Klosterinsassen sowie einige Klosterstifter.[1282] Weiterhin wurden auch im Rufe der Heiligkeit stehende Mönche oder Konversen an dieser Stelle durch ein besonderes Grab geehrt[1283] – möglicherweise haben diese Heiligengräber auch zur Entwicklung von Altarnischen an dieser Stelle beigetragen.[1284]

Auch im Falle der Marienfelder Nische könnten das Sockel-Basen-Fragment und die horizontale Anschlussstelle an der Nischenrückwand für eine zerstörte Altarmensa in Anspruch genommen werden, doch sprechen die nachgewiesenen dreieckigen Aufbauten auf der Deckplatte eindeutig dagegen.[1285]

Die Hinweise auf einen eingestellten Sarkophag mit den genannten Aufbauten sowie die Inschriften auf den Zierplatten der Nischenrückwand mit den Namen der *FUNDATORES* darauf legen vielmehr eine Deutung als Stifergrabnische nahe. Selbst wenn die vorgeritzten Inschriften einige Zeit später anzusetzen sind und letztendlich die endgültige Ausführung unterblieb, legen sie dennoch ein klares Zeugnis ab für die Anlage einer Stiftermemorie an dieser Stelle, die zugleich mit besonders geehrten Stiftergräbern verbunden war.

Auch in anderen Zisterzienserklöstern lassen sich Stiftergräber in der kreuzgangseitigen Nische in der Westwand des Querhauses, nahe der Kirchentür,

[1281] Dazu ausführlich UNTERMANN, Forma Ordinis, 2001, S. 75–77.

[1282] ARENS, Nischengrab, 1982, S. 7.

[1283] So in Himmerod/Eifel der selige Mönch David († 1179, Grab 1204 übertragen), in Villers (Belgien) der dort verehrte hl. Mönch Gobert von Aspremont († 1263, das Grab mit Liegefigur um 1310/20); vgl. dazu ARENS, Eberbach, 1967, S. 115; BICKEL, Nischengrab, 1967, S. 118; ARENS, Nischengrab, 1982, S. 13; STROHMANN; Wandnische, 1995, S. 242, dazu Anm. 28 und Abb. 336 (Villers); UNTERMANN, Forma Ordinis, 2001, S. 92.

[1284] ARENS, Eberbach, 1967, S. 115; ARENS, Nischengrab, 1982, S. 14.

[1285] STROHMANN, Nischengrab, 1995, S. 245 (dazu Anm. 53) mutmaßt eine mögliche Sekundärnutzung als Altarnische nach der vermuteten Aufgabe der Planung als Grabnische für alle Stifter und der Übertünchung der Inschriften.

nachweisen,[1286] so in der Abtei Hautecombe (Haute-Savoie) das Grab des Stifters Humbert III., Graf von Savoyen († 1183), und seiner Gemahlin Clementia von Zähringen († 1163)[1287] sowie in der lothringischen Abtei Stürzelbronn (gegr. 1135) das Grab des Klostergründers Herzog Simon I. von Lothringen (ca. 1115–1139), der nachträglich an dieser Stelle in einem Sarkophag aus rotem Sandstein beigesetzt wurde.[1288]

Die hier geschilderten Stiftergrablegen in Wandnischen gehen auf eine lange zurückreichende und weit verbreitete Tradition von Nischengräbern zurück und stellen eine typische Erscheinung in hoch- und spätmittelalterlichen Bischofs-, Stifts- und Klosterkirchen dar. Derartige Nischengräber, sog. Arkosolien, dienten dort als hohe Auszeichnung für besondere Persönlichkeiten wie „Stifter, Könige, Mitglieder der königlichen Familie, Bischöfe, Pröpste oder Priore."[1289] Zumeist handelte es sich bei diesen Beisetzungen um eine Zweitbestattung der zunächst an anderer Stelle begrabenen Personen. Die als Auszeichnung angelegten Nischengräber ließen den in der Wandnische Bestatteten zum ‚lebendigen' Baustein des Kirchengebäudes werden, das wiederum als Abbild der himmlischen Gottesstadt zu verstehen ist.[1290] Dieser Bestattungsort wurde jedoch von jeher nur denjenigen zugestanden, die sich ein besonderes Verdienst um diese Kirche erworben hatten,[1291] also vornehmlich deren Gründern und Stiftern.

Die Zisterzienser wandten das seit der Spätantike übliche Verbot von Bestattungen im Kirchenraum in strengerer und konsequenterer Weise als andere Orden an. Die Ordensleitung achtete sehr auf die Einhaltung dieser Grundsätze und ließ nur wenige Ausnahmen zu. So gestattete schließlich 1152 das Generalkapitel des Ordens allein

[1286] Die nachfolgenden Beispiele widerlegen die Behauptung von Annegret Laabs, dass derartige Grabnischen „ausschließlich für besonders verdienstvolle Äbte vorgesehen gewesen" waren, und dass „die in Marienfeld getroffene Wahl des Ortes neben dem Konventsportal für eine bildliche Memoria, die sich an Nichtordensmitglieder richtete, [...] im Orden ebenso einmalig [sei] wie die aufwendige ornamentale Gestaltung des Ensembles" (LAABS, Malerei und Plastik, 2000, S. 122).

[1287] UNTERMANN, Forma Ordinis, 2001, S. 86.

[1288] ARENS, Nischengrab, 1982, S. 13, dazu Anm. 15 (mit Wiedergabe der Inschrift über dem Grab), dort der Hinweis auf KAISER, Stürzelbronn, 1937, S. 4–6 (mit Quellenangabe der Beschreibung von Alix Thierry aus den 1570er Jahren), 15; zu Stürzelbronn s. auch SCHNEIDER, Lexikale Übersicht, 1974/86, S. 692. – KLEIN, Einführung Kreuzgang, 2004, S. 18 nennt neben Marienfeld und Stürzelbronn auch die Klöster Senanque und Heiligkreuztal, doch handelt es sich in Senanque lt. BICKEL, Nischengrab, 1967, S. 118, dazu Anm. 44, nur um das Grab eines Wohltäters des Klosters oder eines Abtes, bei dem Nischengrab im Zisterzienserinnenkloster Heiligkreuztal lt. ARENS, Nischengrab, 1982, S. 14/15 um die wahrscheinliche Bestattung des Grafen Lutz von Landau († 1397), der lediglich ein Mitglied der Stifterfamilie war, nicht jedoch der Hauptstifter.

[1289] BICKEL, Nischengrab, 1967, S. 117 mit Beispielen (Anm. 11–17).

[1290] Ebd., S. 118.

[1291] Ebd., S. 118.

die Beisetzung von Königen und Königinnen sowie von Erzbischöfen und Bischöfen in den Ordenskirchen. Laut Beschluss von 1157 konnten generell die Gründer (*fundatores*) am Kloster ihr Grab finden.[1292] „1180 hat das Generalkapitel darüber hinaus klargestellt, dass Äbte nur im Kapitelsaal begraben werden dürfen, Könige und (Erz-) Bischöfe diesen Platz ebenfalls wählen können.“[1293] Die Beisetzung von Laien in Kirche und Kapitelsaal war nicht im Sinne des Ordens und wurde, da zunehmend missachtet, vor allem ab den 1190er Jahren vielfach vom Generalkapitel gerügt, die gefehlten Klöster bestraft.[1294]

„Bis zur ersten ausführlichen Sammlung der Generalkapitelsbeschlüsse 1202 war die Situation also eindeutig: In der Kirche selbst durften nur hohe geistliche Würdenträger und die gesalbten, im sakralen Rang gleichgestellten Könige (mit ihren Frauen) beigesetzt werden. Außerhalb der Kirche, im Kapitelsaal, finden die Äbte ihre letzte Ruhe, auf dem Laienfriedhof (und im Kreuzgang) die Wohltäter, insbesondere die Gründer, sowie die im Kloster verstorbenen Gäste und Pilger, schließlich die Laienbediensteten.“[1295] Eine Entwicklung hin zu Hausklöstern für ein Adelsgeschlecht wurde durch die Beschlüsse von 1205 begünstigt, die vorsahen, dass die Gründer und deren Erben ohne Zustimmung der von ihnen gestifteten Zisterze in keinem anderen Kloster beigesetzt werden dürften. Ab 1217 war die Aufnahme von Weltlichen zur Bestattung auf den Klosterfriedhöfen zugelassen, insofern diese die Erlaubnis ihrer zuständigen Priester hatten.[1296] Auch die von den Stiftern gewünschten Anniversargedächtnisse wurden ab 1252 nur zögerlich und in Einzelgenehmigungen gestattet. Eine spätere Aufhebung der strengen Beschlüsse und Verbote ist nicht erfolgt, die überlieferten Denkmäler belegen jedoch eine

[1292] UNTERMANN, Forma Ordinis, 2001, S. 74 mit Nachweis der Kapitelsbeschlüsse, ebenso bei SAUER, Fundatio, 1993, S. 114, dazu Anm. 91 und LAABS, Malerei und Plastik, 2000, S. 118, dazu Anm. 832; vgl. auch AUBERT, L’Architecture cistercienne, 1943, Bd. I, S. 329.

[1293] UNTERMANN, Forma Ordinis, 2001, S. 75. – Vgl. auch AUBERT, L’Architecture cistercienne, 1943, Bd. I, S. 331; SAUER, Fundatio, 1993, S. 114, dazu Anm. 90 und die Klarstellung bei LAABS, Malerei und Plastik, 2000, Anm. 832.

[1294] UNTERMANN, Forma Ordinis, 2001, S. 75, dazu in den Anm. 167, 168, Beispiele aus den Kapitelsbeschlüssen, ebenso bei AUBERT, L’Architecture cistercienne, 1943, Bd. I, S. 331; vgl. auch SAUER, Fundatio, 1993, S. 114, dazu Anm. 92.

[1295] UNTERMANN, Forma Ordinis, 2001, S. 75.

[1296] Ebd., S. 75–76. Vgl. auch AUBERT, L’Architecture cistercienne, 1943, Bd. I, S. 330; SAUER, Fundatio, 1993, S. 156, dazu Anm. 264.

zunehmende Duldung von Stifter- und Laienbestattungen in den Klosterkirchen und den übrigen Klausurräumen ab der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts.[1297]

Wurden die adeligen Laienstifter anfänglich – soweit es aus der nur spärlichen Überlieferung ersichtlich ist – gemäß den strengen Ordensbestimmungen in der Tat auf dem Laienfriedhof des Klosters bestattet (nur Bischöfe fanden zu jener Zeit ihr Grab im Kirchenraum),[1298] so ging man ab etwa 1160 dazu über, sie zwar nicht in der Hauptkirche selbst, aber doch in geschützten kirchennahen Räumen zu bestatten – oder auf dem Bauplatz der gerade erst begonnen Kirche, so dass sie später nicht ‚in', sondern ‚unter' der Kirche ruhten und damit kein Regelverstoß eintrat.[1299]

Zu den kirchennahen Räumen gehörten etwa eigene Grabkapellen auf dem Friedhof wie in Clairvaux die um 1185/90 errichtete Kapelle Philipps von Elsass, Graf von Flandern († 1191).[1300] Diesem Beispiel (einschließlich Beinhaus im Untergeschoss) folgte die 1200–1207 erbaute Michaelskapelle in Ebrach als Grablege für die niederadelige Stifterfamilie; ihre Südflanke grenzte nun unmittelbar an das Querhaus der damals neuerrichteten Klosterkirche an,[1301] mit ihrem kryptenartigen Ostteil überbaute sie bewusst das ehemals auf dem Klosterfriedhof gelegene Grab des Klostergründers, des Edelfreien Berno.[1302]

Aber auch die Vorhalle einer Abteikirche konnte als neuer Ort für die Stiftergrablege ausersehen werden. Dies geschah etwa beim 1193 geweihten Neubau der Kirche in Cîteaux, wo das abgeteilte Südjoch der Westvorhalle die hierhin verlegten Gräber der ersten drei Herzöge von Burgund sowie des Förderers des gerade vollendeten Kirchenneubaus, Herzog Odo III. († 1192), sowie weiterer Familienmitglieder aufnahm.[1303] Auch in Clairvaux wurde einer der Stifter der Gründungszeit später in die Vorhalle der Kirche transloziert.[1304]

[1297] UNTERMANN, Forma Ordinis, 2001, S. 76–77. Dort, S. 77–80, auch zu den überlieferten Stiftergrablegen in Zisterzienserkirchen der Zeit nach 1250. Ausführlich dazu LAABS, Malerei und Plastik, 2000, S. 111–173, hier v. a. S. 140. Vgl. auch AUBERT, L'Architecture cistercienne, 1943, Bd. I, S. 332.
[1298] UNTERMANN, Forma Ordinis, 2001, S. 85 (mit Beispielen für frühe Bischofsbestattungen), 86. LAABS, Malerei und Plastik, 2000, S. 119 nennt als deutsche Beispiele für Bischofsbestattungen vor dem Hochaltar Maulbronn, Eberbach und Marienfeld.
[1299] UNTERMANN, Forma Ordinis, 2001, S. 87 mit Beispielen.
[1300] Ebd., S. 87/88.
[1301] Ebd., S. 81–83. Vgl. auch SAUER, Fundatio, 1993, S. 156, dazu Anm. 265.
[1302] LAABS, Malerei und Plastik, 2000, S. 118, dazu Anm. 833, 834.
[1303] UNTERMANN, Forma Ordinis, 2001, S. 80.
[1304] Ebd., S. 81.

Innerhalb der Klausur waren der Kreuzgang und der Kapitelsaal die bevorzugten Orte für die Anlage einer Stiftergrablege, da sie hier des ständigen Gedenkens der Mönche in besonderer Weise teilhaftig wurden. Zwar war die Beisetzung von Stiftern im Kapitelsaal – mit Ausnahme des 1180 zugelassenen Personenkreises – seitens der Ordensleitung unerwünscht, doch zeigen die Generalkapitelsbeschlüsse der Jahre 1197–1219, in denen Zuwiderhandlungen mehrfach ausdrücklich gerügt wurden,[1305] dass viele der Zisterzienserklöster in jenen Jahren ihre Kapitelsäle zunehmend den Stifterfamilien als Grablege öffneten. Erst im Jahre 1252 erfolgte die ausdrückliche Erlaubnis für Stifterbestattungen im Kapitelsaal und im Kreuzgang,[1306] doch wurden schon seit dem letzten Viertel des 12. Jahrhunderts einige Kapitelsäle zu Stiftergrablegen ausgestaltet, so um 1180/90 (?) in Heiligenkreuz als Grablege der Babenberger oder in Bebenhausen ab 1219 durch die Pfalzgrafen von Tübingen.[1307]

Gleiches gilt für den Kreuzgang, wo zwar generell Gräber – auch solche von Stiftern und Wohltätern – zugelassen oder geduldet waren, diese aber gemäß den Beschlüssen von 1191 und 1194 nicht ausgegrenzt oder mit einer Tumba versehen sein durften (was offenbar zuvor vorgekommen war). Stattdessen sollten die Grabplatten mit dem Bodenniveau abschließen, um einen ungehinderten Durchgang zu ermöglichen.[1308] Eine ‚Ausweichmöglichkeit' bot die Anlage von Nischengräbern in der Querhauswestwand,[1309] die anfangs – wie bereits dargelegt – hauptsächlich für verdiente Konventsmitglieder angelegt wurden, dann aber auch zur ehrenvollen Beisetzung der Klostergründer dienten, wie die bereits weiter oben vorgestellten Beispiele in Hautecombe und Stürzelbronn zeigen.[1310] Seltener sind dagegen Bestattungen im kirchenseitigen Kreuzgangflügel wie etwa in der Abtei Orval die Gräber des Grafen Albert von Chiny († 1162) und seines Enkels Ludwig († 1226).[1311]

[1305] Ebd., S. 86, auch 75.

[1306] Ebd., S. 86/87.

[1307] Ebd., S. 84–85, zu Heiligenkreuz auch S. 87. – LAABS, Malerei und Plastik, 2000, S. 135–138 schreibt die Überführungen und die Anlage der Familiengrablege in Heiligenkreuz erst Herzog Friedrich II. († 1246) zu; dazu Abb. 102, 113 (Grundriss des Kapitelsaales mit Anordnung der Grabstellen); auch THOME, Heiligenkreuz, 2007, S. 170–174, dazu Abb. 209, geht von einem späteren Zeitpunkt der Translozierung um 1280 aus, basierend jedoch auf zwei älteren Bestattungen des späten 12. Jahrhunderts.

[1308] UNTERMANN, Forma Ordninis, 2001, S. 75; AUBERT, L'Architecture cistercienne, 1943, Bd. I, S. 330; SCHREIBER/KÖHLER, Baugesetzte, 1987, S. 17; LAABS, Malerei und Plastik, 2000, S. 123, dazu Anm. 876; dort auch Hinweis, dass das Statut von 1194 nochmals 1256 erlassen worden war.

[1309] So auch STROHMANN, Wandnische, 1995, S. 243.

[1310] UNTERMANN, Forma Ordinis, 2001, S. 84 stellt als Musterbeispiel für ein Stiftergrabmal im Kreuzgang die Marienfelder Grabnische vor, doch nennt er – außer Hautecombe und Orval an anderer Stelle (S. 86) – leider keine weiteren Beispiele.

[1311] Ebd., S. 86.

Der hier gegebene Überblick zeigt, dass das Marienfelder Nischengrab, angesiedelt im Kreuzgangostflügel, genau den Bestimmungen des Ordens zu Bestattungen von Laienstiftern entsprach. Umgekehrt kann daraus gefolgert werden, dass hier beigesetzte Personen nicht im Kirchenraum selbst bestattet werden durften, sondern nur in kirchennahen Räumen wie in diesem Falle im Kreuzgang. Daher kann eine Bestattung Hermanns II. von Münster, dem als Bischof gemäß den Beschlüssen von 1152 ein Grab in der Kirche zustand und der dementsprechend auch 1203 im Hochchor der Marienfelder Abteikirche beigesetzt wurde, in der Wandnische ausgeschlossen werden.[1312]

An dieser Stelle stellt sich nun die Frage, wessen Gebeine der Sarkophag in der Marienfelder Kreuzgangnische enthalten hat.[1313] Die zunächst naheliegende Vermutung, dass es sich – wie es die Inschriften der Zierplatten in der Nischenrückwand vermuten lassen – um eine ‚Sammelbestattung' aller Marienfelder Stifterpersonen handelt,[1314] kann definitiv ausgeschlossen werden, da nur drei der Genannten in Marienfeld selbst bestattet wurden:[1315] Bischof Hermann II. von Münster († 8. Juni 1203),[1316] Edelherr Widukind von Rheda († 1190/91)[1317] und seine Mutter Luttrudis von Schwalenberg († nach 1197).[1318] Bernhard II. zur Lippe († 29./30. April 1224) hingegen wurde im Zisterzienserkloster Dünamünde in Livland,

[1312] Der von STROHMANN, Wandnische, 1995, S. 244 versuchsweise angenommene Plan eines (dann gescheiterten) ‚Sammelgrabes' aller Klosterstifter ist wenig wahrscheinlich. Bischof Hermann II. dürfte bereits unmittelbar nach seinem Tod an der ihm zustehenden Stelle im Hochchor der Klosterkirche beigesetzt worden sein.

[1313] Eine Deutung als Kenotaph (Leergrab), wie sie ZUNKER, Adel und Klöster, 2007, S. 112 und ihr folgend KOHL, Marienfeld, 2010, S. 96 formulieren, ist hingegen weitgehend auszuschließen.

[1314] STROHMANN, Wandnische, 1995, S. 244.

[1315] STROHMANN, Wandnische, 1995, S. 243, und ihm folgend UNTERMANN, Forma Ordinis, 2001, S. 84, geben an, dass nur zwei Stifter des Klosters – Widukind von Rheda und Bischof Hermann II. von Münster – in Marienfeld beigesetzt worden seien, übersehen jedoch dabei, dass auch Luttrudis von Schwalenberg, die Mutter Widukinds, nach Überlieferung der Quellen (s.u.) hier ihr Grab fand.

[1316] S. dazu Kap. C.1.6.1.

[1317] Sein Jahrgedächtnis wurde in Marienfeld am 26. September begangen: LEDEBUR, Necrologium, 1827, S. 143 zu Sept.: „26. C. VI *Widekindus Advocatus in Rethe Fundator hujus loci*", dazu auch S. 216/217; KOHL, Marienfeld, 2010, S. 537: „*Widekindus advocatus* in Rheda [?] *fundator loci et omnes possesiones valentes 4000 marca* 26. September " (SCHEFFER-BOICHORST, Herr Bernhard, 1871, S. 168, Anm. 166 zitiert falsch den 26. November). Ob es sich dabei jedoch um den Todestag handelt, bleibt unklar, möglicherweise bezog sich das Jahrgedächtnis auch auf den Tag der Beisetzung in Marienfeld nach der Überführung aus dem Heiligen Land.

[1318] Das genaue Todesdatum des Luttrudis von Schwalenberg ist unbekannt, doch wird sie noch 1197 in einer Urkunde zusammen mit weiteren Geschwistern genannt, so FORWICK, Schwalenberg, 1962, S. 6 (mit Quellennachweis). Im Marienfelder Nekrolog taucht ihr Name ungewöhnlicherweise als einzige des Stifterkreises nicht auf, doch könnte es sich bei dem Namenseintrag zum 14. Juni (Landesarchiv NRW, Abt. Westfalen, Münster, Msc. VII, Nr. 1337, S. 40 „*Lutfridus Laicus q(u)i benef(iciat) Eccl(e)s(iam)*"; LEDEBUR, Necrologium, 1827, S. 137) um einen Übertragungsfehler handeln: „*Lutfridus Laicus*" – möglicherweise hieß es ursprünglich ‚*Luttrudis Laica*', woraus durch eine undeutliche Schreibweise leicht ‚*Lutfridus*' mit dem nun männlichen Standesnachsatz (evtl. ehedem nur abgekürzt ‚laic.') werden konnte.

dessen zweiter Abt er war, beigesetzt, seine Grabstätte dort jedoch bereits 1228 mit dem Kloster zerstört.[1319] Die Grabstätten des vierten Hauptstifters Lüdigers II. von Wöltingerode-Wohldenberg († 7. März 1206 (?))[1320] und der Schwalenberger Brüder Widukind III. († 1189 auf dem dritten Kreuzzug), Hermann († 1223), Volquin III. († 1243?) und Heinrich I. († 1213) sind leider nicht genau bekannt. Letztere dürften jedoch, da sie eher unfreiwillig an der Fundation des Klosters beteiligt waren, nicht in Marienfeld, sondern im Benediktinerkloster Marienmünster, dem 1128 von ihrem Großvater Widukind I. gegründeten Hauskloster der Schwalenberger, bestattet worden sein.[1321]

Von den drei in Marienfeld beigesetzten Gründern fand – wie bereits angedeutet – Bischof Hermann II. sein ihm gemäß den Ordensstatuten von 1152 zustehendes Grab im Chorraum der Kirche vor dem Hochaltar (siehe Kap. C.1.6.1.; C.7.5.), so dass nur

[1319] SCHEFFER-BOICHORST, Herr Bernhard, 1871, S. 213–214; DIETRICH, Bernhard II., 1929, o. S.; JOHANSEN, Lippstadt, 1955, S. 157–159; SCHOLZ, Bernhard II., 1987, S. 33. – Leider haben die Ausgrabungen Ende des 19. Jahrhunderts keine Reste des Zisterzienserklosters erbracht, sondern nur Teile der nachfolgenden Deutschordensburg (freundliche Auskunft von Herrn Gunnars Jansons, Riga), so dass die Grabstätte Bernhards weiterhin unbekannt bleibt.

[1320] Graf Lüdigers wurde in Marienfeld am 7. März gedacht (Landesarchiv NRW, Abt. Westfalen, Münster, Msc. VII, Nr. 1337, S. 37: „*Thomae conf(essoris* (= 7. März) *Ludingerus Comes de Waldenbergh q(u)i o(btuli)t Domu(m) n(ost)ra(m) in Silihorst*“; LEDEBUR, Necrologium, 1827, S. 132 zum 7. März: „*Ludingerus comes de Waldenberge*“, vgl. auch S. 168; KOHL, Marienfeld, 2010, S. 533: „*Ludingerus comes de Waldenberg contulit domum nostram in Silihorst*“). Aufgrund der Ausführungen von KOHL, Landesherrschaft, 2008, S. 13, dazu Anm. 17 und der letzten Nennung für den 25. Februar 1206 (PETKE, Wöltingerode, 1971, S. 65), kann sein Todesjahr für 1206 angenommen werden. – Das spätere Schicksal Lüdigers nach der Klostergründung ist im Detail nicht genau bekannt, er nimmt jedoch weiter seine Grafenrechte wahr, testiert in Urkunden und erscheint weiterhin im Gefolge der Welfen, so bei König Otto IV. und Pfalzgraf Heinrich (dazu eingehend PETKE, Wöltingerode, 1971, v. a. S. 63–65 mit Nachweisen; LEIDINGER, Gründung, 1985, S. 231–232; vgl. auch LEIDINGER, Campus, 1991, S. 19). Ob er, wie LEIDINGER, Zisterzienserabtei, 1998, S. 20 annimmt, möglicherweise sogar selbst als Mönch in Marienfeld eingetreten ist, wie es auch die Absicht Widukinds von Rheda gewesen war, bleibt ohne Beleg – im Februar 1206, wohl seinem Todesjahr, ist er jedenfalls noch weltlich. Seine Grabstätte ist nicht überliefert – „die Nachricht, ein Lüdiger ‚von Wohldenbruch' sei im Kloster Pöhlde bestattet, ist eher auf Lüdiger I. als auf Lüdiger II. zu beziehen“ (PETKE, Wöltingerode, 1971, S. 65). Auffällig ist jedoch, dass Lüdiger II. nicht unter dem 7. März im Nekrolog des Klosters Wöltingerode, dem Hauskloster der Grafenfamilie, erscheint (vgl. ebd., S. 45–47)! Eine Bestattung in Marienfeld ist daher nicht völlig auszuschließen, erscheint aber mangels der dann völlig fehlenden Klostertradition wenig wahrscheinlich. Auffälligerweise fehlt zudem im Marienfelder Nekrolog der Zusatz ‚*fundator*', es ist dort lediglich eine Hausschenkung in ‚*Silihorst*' vermerkt (s.o.). – SASSEN/WEBER, Grabplatten Marienfeld, 2005, S. 26–45 möchten jedoch die frühgotische Grabplatte eines unbekannten Ritters mit Kirchenmodell im nördlichen Querhaus der Marienfelder Klosterkirche für Lüdiger II. in Anspruch nehmen.

[1321] Der vier Schwalenberger Brüder wurde in Marienfeld gemeinsam am 28. Februar gedacht (Landesarchiv NRW, Abt. Westfalen, Münster, Msc. VII, Nr. 1337, S. 37: „ *Widekindus Volquinus Henricus et Hermannus fr(atr)es nob(i)les de Swalenberg qui o(b)tulerunt Stapellage cum o(mni)bus attinentiis suis*“; LEDEBUR, Necrologium, 1827, S. 132 zum 28. Februar: „*Widekindus, Volquinus, Henricus, et Hermannus fratres nobiles de Swalenberg*“, dazu auch S. 164/165; KOHL, Marienfeld, 2010, S. 537: „*Widekindus, Volquinus, Henricus et Hermannus fratres nobiles de Swalenberg contulerunt* Stapelage 28. Februar“). – Zu den Schwalenberger Brüdern und ihren Sterbedaten s. FORWICK, Schwalenberg, 1962, S. 6–9; leider nennt er nicht ihre Bestattungsorte. Die Lebensdaten Volquins III. gilt es erneut zu prüfen – es ist nicht zu ergründen, worauf sich seine Angabe zum Todesjahr 1243 stützt, denn als Propst des Stiftes Busdorf in Paderborn amtierte er nur 1224–1229 (s. HENGST, Klosterbuch, 1994, S. 223 [Karl Hengst]). Sollte die Angabe stimmen, hätte er ein stolzes Alter von ca. 75 Jahren erreicht! Das Todesjahr Heinrichs I., das Forwick (S. 9) nicht genau benennen kann – er erwähnt die letzte Nennung 1209, 1214 tritt sein Sohn in seinem Ämtern auf – , nach PÖPPEL, Marienmünster, o. J., S. 16 ergänzt.

noch Widukind von Rheda und seine Mutter Luttrudis, welche nun in der Tat Laienstatus besaßen, infrage kommen. An dieser Stelle erhalten die Aussagen zur Grabstätte Widukinds in der ‚Marienfelder Chronik' eine entscheidende Bedeutung: In der von Zurbonsen veröffentlichten Chronik-Version von 1422 (A) heißt es in Bezug auf Widukind: „Cuius postmodum ossa per manum devoti milites cuiusdam [cum corde eius; Version E] a transmarinis partibus relata cum ossibus parentum eius in sarcophagis brevibus subter eminentibus honorifice recondita sunt. Versus: Petra tegit cineres, peccata tege, Deus, ... / Ne tua sit domatis exul imago tui, / Ossula petra tenet: animas, Petro duce, petra / Christus in empiria sede fovere velit".[1322] In der Chronik-Version E und in der von dem Mönch Hermann Hartmann überlieferten Redaktion von 1715 (F) findet sich noch der ergänzende Zusatz (hinter: recondita sunt) „sub uno arco domus capitularis in ingressu",[1323] es folgt allerdings als Fortsatz eine andere Grabinschrift: „cum hac inscriptione: Wedekindus nobilis de Rethe fundator"[1324]. In seinen bereits 1708 zusammengestellten ‚Beschreibungen der Altertümer, Inschriften und Reliquien im Kloster Marienfeld' vermerkt Hartmann folgendes zum Grab Widukinds: „Sub arcu parietis capitularis condita resquiescunt cor et ossa D. Widekindi, primarii fundatoris nostri, a devoto quopiam milite ex terra sancta, ubi obierat, huc reportata, quibus incumbit saxum cataphracti militis, hoc insignum ti[t]ulo: Wedekindus de Rethe Fundator".[1325] Auffällig ist: Beide Male benutzt Hartmann die Ortsbezeichnung „unter einem Bogen". Zwar taucht diese in

[1322] ZURBONSEN, Chronicon, 1884, S. 21; zitiert auch bei STROHMANN, Wandnische, 1995, S. 244, Anm. 47; in deutscher Übersetzung bei BÖHMER/LEIDINGER, Chroniken und Dokumente, 1998, S. 29/30: „Die Gebeine des Toten wurden zusammen mit seinem Herzen von einem frommen Soldaten [besser: (Kreuz-) Ritter] aus überseeischen Ländern zurückgebracht und mit den Gebeinen seiner Eltern in schlichten, kleinen und erhöhten Särgen [besser: Sarkophagen] würdig [es folgt der Zusatz Hartmanns: unter einem Bogen am Eingang des Kapitelhauses] beigesetzt [, mit dieser Inschrift: Widukind, Edler von Rheda, Gründer]." – Die in der Version von 1422 (A) überlieferte Grabinschrift lautet in deutscher Übersetzung (von Dr. Burkhardt Tutsch, Münster): „Ein Fels bedeckt die Asche, bedecke Du, oh Gott, unsere Sünden! ... Damit dein Abbild [gemeint wohl der Körper] nicht deines Hauses beraubt sei, bedeckt ein Fels [deine] Knöchelchen. Christus möge die Seelen unter der Führung von Petrus, dem Felsen, an seinem Wohnsitz bergen/hegen/ruhen lassen" .

[1323] ZURBONSEN, Chronicon, 1884, S. 21, Anm. d) als Ergänzung aus der Version E; vgl. auch unveröffentlichte Chronikversion Hermann Hartmanns in einer Abschrift von Heinrich Dünheuft (Chronik F nach Zurbonsen) im Pfarrarchiv Marienfeld, zitiert nach STROHMANN, Wandnische, 1995, S. 244, Anm. 48; in deutscher Übersetzung bei BÖHMER/LEIDINGER, Chroniken und Dokumente, 1998, S. 29/30 (die Zitatwiedergabe in den eckigen Klammern dort in der vorigen Anmerkung); ebd., S. 193–194 auch zur Chroniküberlieferung.

[1324] ZURBONSEN, Chronicon, 1884, S. 21, Anm. e) als Ergänzung in den Chronik-Versionen E und H.

[1325] Nach WIGGER, Antiquitates, 1898, S. 16; zitiert auch bei STROHMANN, Wandnische, 1995, S. 244, Anm. 48; in deutscher Übersetzung bei BÖHMER/LEIDINGER, Chroniken und Dokumente, 1998, S. 147: „Unter einem Wandbogen des Kapitelhauses bestattet, ruhen Herz und Gebeine Widukinds, unseres ersten Gründers, von einem frommen Soldaten [besser: (Kreuz-) Ritter] aus dem heiligen Land, wo er starb, hierher zurückgebracht. Sie werden von einer Steinplatte mit dem Bild eines gepanzerten Ritters bedeckt, mit folgender Inschrift versehen: Widukind von Rheda, Gründer."

der Fassung von 1422 nicht auf, doch könnte Pater Hartmann (und der Schreiber der Version E) sie von einer anderen, ihm noch vorliegenden, heute aber verschollenen noch älteren Version übernommen haben.[1326] Die Ortsangabe lässt sich nämlich nur schwer mit der räumlichen Situation im Kapitelsaal vereinbaren, wo es zweifellos eine zu diesem Raumtypus gehörende umlaufende steinerne Sitzbank für die Mönche gab, so dass eine Grabanlage ‚unter einem Wandbogen' nur schwer zu realisieren gewesen wäre. Widukind dürfte vielmehr in der bei Kapitelsälen üblichen Weise im Boden des Raumes, vermutlich in der Mittelachse vor dem Altar, bestattet gewesen sein.[1327] Ein besonderer Bogen, unter dem das Grab angelegt gewesen sei, ist – zusätzlich zum vorhandenen Gewölbe des Raumes – an dieser Stelle aber kaum vorstellbar. Vermutlich hat Hartmann hier vielmehr eine ältere Formulierung ‚unkritisch' übernommen und eingearbeitet – möglicherweise, weil zu seiner Zeit dieser vermeintliche Bogen im Kapitelsaal schon nicht mehr zu sehen war.

Entscheidender sind jedoch die Unterschiede in der Beschreibung der Grabanlage und der Überlieferung der Grabinschriften: Während die ‚Marienfelder Chronik' (in allen Versionen) von einer gemeinsamen Bestattung Widukinds und seiner Eltern und dementsprechend von (drei) kleinen erhöhten Sarkophagen spricht, ist in den ‚Beschreibungen' Pater Hartmanns davon keine Rede mehr: Er berichtet allein von dem Grab Widukinds, das von einer Steinplatte mit der Gestalt eines Ritters und der Inschrift „*Wedekindus nobilis de Rethe fundator*" bedeckt sei – also jener noch heute erhaltenen figürlichen Grabplatte Widukinds von Rheda von ca. 1280. Während Hartmann also in den ‚Beschreibungen' von 1708 die von ihm vorgefundene (jüngere) Grabanlage beschreibt, bezieht sich die – von Hartmann ebenfalls überlieferte, dabei aber modifizierte[1328] – Passage der ‚Marienfelder Chronik' ganz offensichtlich auf eine gänzlich andere (ältere) Situation. Dafür spricht auch die in der ältesten Chronik-Version (A) überlieferte Grabinschrift, die anscheinend deren ursprüngliche, erste Formulierung darstellt, welche dann später offenbar nicht mehr vorhanden war, so dass die jüngeren Chronik-Versionen (E, F = Hartmann, H) an

[1326] S. dazu die nachfolgenden Ausführungen.

[1327] Vgl. etwa Loccum und Heiligenkreuz.

[1328] So ergänzen er (Version F) und die Version E neben der – eventuell älteren – Benennung des Bogens v. a. die auf dem Rand der skulptierten gotischen Grabplatte eingravierte Inschrift anstelle der in Version A (1422) überlieferten Grabinschrift (s.u.).

dieser Stelle die Inschrift der figürlichen Grabplatte Widukinds von Rheda ersatzweise einfügten.

Die bisherige, von Zurbonsen eingeführte Datierung der ‚Marienfelder Chronik' in ihrer ältesten Gestalt auf das Jahr 1422 schloss einen Bezug auf die Fundsituation der Wandnische, die bereits um 1300 vermauert wurde, bisher aus.[1329] Eine kritische Textanalyse durch Paul Leidinger ergab jedoch, dass die ältesten Partien der Chronik, zu denen die zitierte Textpassage gehört, bereits um 1280 – wohl im Hinblick auf das bevorstehende Ereignis des 100jährigen Bestehens der Abtei im Jahre 1285 – entstanden sind.[1330] Durch diesen zeitlichen Neuansatz wird es nun möglich, die oben zitierte Textstelle auf die hier behandelte Wandnische zu beziehen, da der anonyme Chronist diese noch in unverändertem Zustand gekannt haben wird, während Pater Hartmann sich allein auf die wohl erst später, vermutlich anlässlich der Vermauerung der Wandnische angelegte Grablege, das heißt auf die mit einer einfachen Namensinschrift versehene skulptierte Grabplatte, im Kapitelsaal beziehen konnte (s.u.).

Die von dem anonymen Chronisten der Zeit um 1280 gegebene Schilderung der Grabstätte Widukinds scheint sich in der Tat auf die Situation in der Wandnische zu beziehen: Er berichtet von einer gemeinsamen Bestattung Widukinds und seiner Eltern in schlichten kleinen erhöhten Sarkophagen – dies passt in frappierender Weise mit den Befunden an der Nischenrückwand zusammen (Abb. 416, 412): Hier zeichneten sich bei der Freilegung 1988 die Spuren von eineinhalb – rekonstruierbar drei – dreieckigen Aufsätzen auf dem Sarkophagdeckel ab, die der Dreizahl der erwähnten Bestattungen entsprechen und die durch ihre klare Absetzung voneinander den Sarkophag offenbar wie drei Einzelsarkophage – gemäß den darin mutmaßlich enthaltenen Beisetzungen – erscheinen ließen. Auf die Dreizahl der bestatteten Personen könnte sich auch die Dreiergruppe der Ziertafeln im Bogenfeld der Nischenrückwand beziehen! – Den Dreiersarkophag dürfte dann die in den Chronik-Versionen A bis G wiedergegebene Inschrift umzogen haben: „*Petra tegit cineres,*

[1329] So – allerdings auf die (nur) von Hartmann überlieferte Bezeichnung *sub arcu* bezogen – noch die Argumentation bei STROHMANN, Wandnische, 1995, S. 246, Anm. 60.

[1330] BÖHMER/LEIDINGER, Chroniken, 1998, S. 193. Auch in einem Gespräch über dieses Thema bestätigte mir Prof. Leidinger seine Auffassung von der Entstehungszeit der Chronik und nannte das Jubiläum des 100jährigen Bestehens der Abtei als Anlass für die chronikale Zusammenfassung der bisherigen Klostergeschichte. – Herrn Prof. Leidinger sei an dieser Stelle ganz herzlich gedankt für die anregenden Diskussionen über das Kloster Marienfeld und seine Geschichte.

peccata tege, Deus, ... / Ne tua sit domatis exul imago tui, / Ossula petra tenet: animas, Petro duce, petra / Christus in empiria sede fovere velit".[1331] Zu Deutsch: „Ein Fels bedeckt die Asche, bedecke Du, oh Gott, unsere Sünden! ... Damit dein Abbild [gemeint wohl der Körper] nicht deines Hauses beraubt sei, bedeckt ein Fels [deine] Knöchelchen. Christus möge die Seelen unter der Führung von Petrus, dem Felsen, an seinem Wohnsitz bergen/hegen/ruhen lassen".[1332] Diese Inschrift, die mit klassischen theologischen Bildern arbeitet, überhöht die Grabstätte metaphorisch und dürfte von einem versierten Theologen des Klosters gedichtet worden sein.

Auch die von Hartmann (und in der Version E) überlieferte Lokalisierung ‚unter einem (Wand)bogen' stimmt exakt mit der Situation im Bereich der Wandnische überein.[1333] Möglicherweise handelt es sich dabei – wie bereits angedeutet – um eine aus einer älteren Quelle übernommene Textstelle, die von Pater Hartmann (und dem Schreiber der Version E) wieder aufgegriffen wurde, nachdem sie in der Fassung von 1422 fortgelassen worden war, da sie damals nicht mehr der vorgefundenen Grabsituation Widukinds entsprach.

Mit ziemlicher Sicherheit kann also nach den dargelegten Baubefunden, kombiniert mit den aus den historischen Quellen erschließbaren Indizien und im Verein mit den strengen Ordensvorschriften, das Nischengrab neben dem Kreuzgangportal als die Grablege des Stifters Widukinds von Rheda und seiner Eltern identifiziert werden.[1334]

[1331] ZURBONSEN, Chronicon, 1884, S. 21.

[1332] Die Übersetzung der Inschrift erfolgte durch Dr. Burkhardt Tutsch, Münster, dem an dieser Stelle herzlich dafür gedankt sei.

[1333] Selbst die Benennung des Ortes ‚am Eingang des Kapitelhauses' („*sub uno arco domus capitularis in ingressu*") lässt sich relativ problemlos auf die Wandnische beziehen, die in unmittelbarer Nähe zum Eingang des Kapitelsaales lag. Möglicherweise hat aber auch hier Pater Hartmann die mutmaßlich von ihm vorgefundene Überlieferung (‚unter einem Bogen') der von ihm gesehenen Situation (‚am Eingang des Kapitelhauses') angepasst.

[1334] Zu einer ähnlichen Deutung als Grablege Widukinds kam bereits Paul Leidinger, allerdings aufgrund anderer Überlegungen, die v. a. auf das beschriftete Grabdenkmal Widukinds bezogen waren, als dessen ersten Aufstellungsort er die Wandnische vermutete (dagegen sprechen jedoch nicht zuletzt Maße und Datierung, vgl. die ausführliche Argumentation bei STROHMANN, Wandnische, 1995, S. 245/246). Vgl. entsprechend LEIDINGER, Gründungsgeschichte, 1989, S. 277 (Text und Bildunterschrift); LEIDINGER, Campus, 1991, S. 19. Auch BEINE, Denkmal, 1999, S. 37 äußert die Vermutung, die Nische sei „ursprünglich als Grabstätte für den Hauptgründer Widukind vorgesehen gewesen. Letzte Klarheit konnte in dieser Frage bisher nicht erzielt werden". Obwohl bereits STROHMANN, Wandnische, 1995, S. 245 zu dem Ergebnis kommt, dass es sich wohl um ein Nischengrab handelt, deutet LAABS, Malerei und Plastik, 2000, S. 122–123 die Nische allein als „Gedächtnismonument für die Fundatoren" (S. 122) und verfehlt damit den primären Charakter als Grabnische. – Auffällig erscheint, dass die Gemahlin Widukinds, die Edle von Ricklingen, nicht ihr Grab in der Marienfelder Familiengrabstätte fand. Da sie an keiner Stelle im Zusammenhang mit der Klostergründung 1185 und der Güterübertragung 1189 erscheint, ist zu vermuten, dass diese namentlich nicht bekannte Gattin bereits vor 1185 verstorben und an anderer Stelle beigesetzt worden war, wo sie eine eigene Totenmemorie hatte. Dafür spricht auch Widukinds vor dem Aufbruch zum Kreuzzug 1189 bekundete Absicht, nach glücklicher Heimkehr selbst ins Kloster eintreten zu wollen, was sonst nur mit Zustimmung seiner Gemahlin möglich gewesen wäre. Zur Gattin Widukinds s. Kap. 2.1.

Widukind von Rheda war im Winter 1190/91 auf dem Kreuzzug Barbarossas bei der Eroberung der Hafenstadt Akkon gefallen.[1335] Gemäß der historischen Überlieferung des Klosters, die sich unter anderem in den zitierten Textstellen der ‚Marienfelder Chronik' und den ‚Beschreibungen' Pater Hartmanns schriftlich niedergeschlagen hat, wurden das Herz und die Gebeine Widukinds von einem frommen Kreuzritter aus dem heiligen Land in die Heimat zurückgebracht und im Kloster Marienfeld beigesetzt,[1336] wo er als einer der Hauptstifter und Initiator der Klostergründung besondere Verehrung genoss. Aber auch der Mutter Widukinds, Luttrudis von Schwalenberg, wurde als bedeutender Mitstifterin eine besondere *memoria* zuteil. Luttrudis, die noch 1197 genannt wird und die zu einem unbekannten Zeitpunkt danach verstorben ist,[1337] hatte laut der Gründungsurkunde von 1185 gemeinsam mit ihrem Sohn die Stiftung des Klosters initiiert und die ersten Güterübertragungen vorgenommen. 1189 verschenkte sie zusammen mit ihrem kinderlosen Sohn, der damals zum Kreuzzug aufbrach, den Eigenbesitz der Familie an das junge Kloster,[1338] das dadurch seine entscheidende wirtschaftliche Basis erhielt. Ihr Gemahl Everwin, Edelvogt von Freckenhorst und Liesborn, der bereits zwischen 1166 und 1169 verstorben sein dürfte,[1339] wird zunächst an anderer Stelle, etwa im Stift Freckenhorst, wo seine Tochter Gertrud Äbtissin wurde,[1340] beigesetzt worden sein. Sein Sohn Widukind und/oder seine Gemahlin Luttrudis werden dann möglicherweise die Übertragung seiner Gebeine in ihre neue Stiftung Marienfeld veranlasst haben, wo er zunächst auf dem Laienfriedhof beigesetzt worden sein dürfte. Auch Widukind und Luttrudis werden zunächst auf dem Klosterfriedhof ihr Grab gefunden haben, wie es den oben dargelegten strengen Bestimmungen des

[1335] SCHEFFER-BIOCHORST, Herr Bernhard, 1871, S. 167/168; LEIDINGER, Vögte, 1987, S. 18/19; BEINE, Widukind, 1997, S. 16; BEINE, Denkmal, 1999, S. 35. – Vgl. auch Kap. B.2.1. – Der offizielle Gedenktag für Widukind von Rheda war laut dem Nekrolog des Klosters der 26. September (LEDEBUR, Necrologium, 1827, S. 143; KOHL, Marienfeld, 2010, S. 537), ob dies auch sein mutmaßlicher Todestag ist, ist nicht überliefert (vgl. Anm. 1307).

[1336] Wie Anm. 1321, 1323; vgl. auch SCHATEN, Annales Paderbornenses, 1693/1698, Bd. I (1693), S. 868 (zitiert nach GAUL, Rheda, 1955, S. 185, Anm. 9).

[1337] Zur Erwähnung 1197: FORWICK, Schwalenberg, 1962, S. 6, führt eine Urkunde von 1197 an (KINDLINGER, Münster. Beiträge, Bd. III, Urk. 38); darauf wohl auch bezogen GAUL, Rheda, 1955, S. 184 (hier Betonung, dass Luttrudis damals „advocata" genannt wird), 186.

[1338] LEIDINGER, Vögte, 1987, S. 14.

[1339] Laut KOHL, Freckenhorst, 1975, S. 295/296 (mit Quellennachweisen), LEIDINGER, Vögte, 1987, S. 14 und ZUNKER, Adel, 2003, S. 87, Anm. 10 begegnet Everwin zuletzt 1163 in den Urkunden, sein Sohn Widukind erscheint erstmals 1169 (und hatte damals bereits die vom Vater ererbten Vogteiämter inne). MÜLLER, Liesborn, 1987, S. 114 und BÖCKENHOLT, Rheda, 1979, S. 7, Anm. 3 nennen 1166 (WUB II, S. 103, Nr. 335) als letztes Auftreten Everwins! (Ähnlich, aber ohne Quellennachweis, bereits GAUL, Rheda, 1955, S. 184; STOOB, Rheda, 1975, Anm. 7).

[1340] KOHL, Freckenhorst, 1975, S. 295–297; LEIDINGER, Vögte, 1987, S. 14.

Ordens bezüglich der Bestattungen von Laienstiftern zum damaligen Zeitpunkt entsprach.

Aber auch im Marienfelder Konvent dürfte sich allmählich der Wunsch geregt haben, diese wichtigen Stifter an geeigneterer Stelle beizusetzen, wie es allenthalben in anderen Zisterzen praktiziert wurde. So schuf man wohl zur oder bald nach der Einweihung der Klosterkirche 1222 das Nischengrab in der Nordostecke des Kreuzgangs, um hier eine Grablege für die ausgestorbene und vom Kloster beerbte ‚Stifterfamilie' einzurichten, die dadurch sicherlich auch in ihrer rechtlichen Bedeutung hervorgehoben werden sollte. Dabei wurden spätestens jetzt auch die Gebeine des Vogtes Everwin zur Errichtung einer Familiengrabstätte des Hauses Rheda hierher überführt, wie es auch andernorts zu beobachten ist, etwa bei der Grablege der Babenberger im Zisterzienserkloster Heiligenkreuz in Niederösterreich.[1341] Die vermutlich zuvor auf dem Laienfriedhof ruhenden Überreste der drei Verstorbenen hat man exhumiert und in den Sarkophag des neuen Nischengrabes übertragen, der für diesem Zweck völlig ausreichte, da er nur noch die Gebeine, nicht aber die vollständigen Leichname aufzunehmen hatte.[1342]

Derartige Mehrfachbestattungen lassen sich bei verschiedenen Nischengräbern in Zisterzienserklöstern nachweisen: So wurden in Cîteaux und Ourscamp die ersten Äbte in einem gemeinsamen Grab im Kreuzgang nahe der Kirchentür bestattet, in Preuilly fand man 1713 in dem an entsprechender Stelle positionierten Grab des ersten Abtes auch Ledersäcke mit Gebeinen weiterer, besonders verdienter Mönche.[1343] Auch in Kloster Eberbach wurden die vermutlich beim Neubau des Kapitelsaales exhumierten Gebeine der ersten drei Äbte in einem gemeinsamen Sarkophag unter einem Nischenbogen beigesetzt (Abb. 684).[1344] Außerhalb des Zisterzienserordens lassen sich solche Mehrfachbestattungen beim frühgotischen Nischengrab der Königin Liutgard († 889) und ihrer Tochter Hildegard in der

[1341] Dort ließ scheinbar Herzog Leopold V., der Neffe des Gründers, um 1180/90 u. a. die Gebeine seiner Großeltern und seiner Urgroßmutter von anderen Orten, etwa Klosterneuburg, in den Kapitelsaal des Klosters überführen. S. dazu eingehender UNTERMANN, Forma Ordinis, 2001, S. 84 mit Quellennachweis (Anm. 205). – Weitere Lit. s. Anm. 1299.

[1342] Eine ähnliche Feststellung bzgl. des Eberbaches Äbtegrabes (s.u.) bei ARENS, Eberbach, 1967, S. 113; ARENS, Nischengrab, 1982, S. 11.

[1343] AUBERT, L'Architecture Cistercienne, 1943, S. 335, 343–344, 349; ARENS, Eberbach, 1967, S. 113; ARENS, Nischengrab, 1982, S. 7.

[1344] ARENS, Eberbach, 1967; ARENS, Nischengrab, 1982, S. 9–10; allgemeiner: EINSINGBACH; Eberbach, 1991, S. 26; EINSINGBACH/RIEDEL, Eberbach, 2004, S. 71.

Stiftskirche zu Aschaffenburg und beim Stiftersarkophag der Benediktinerabtei Groß-Comburg nachweisen.[1345] Letzterer ist um 1200 entstanden und enthält einen Holzkasten, der in drei Fächer unterteilt ist, in denen die Gebeine der insgesamt vier Stifter, welche durch bleierne Namenstäfelchen identifiziert werden, ruhen.[1346] In Eberbach hingegen war der steinerne Nischensarkophag durch Holzbretter, die in Nuten eingeschoben wurden, zunächst in zwei, dann in drei Gefache unterteilt.[1347] Solche Bretterzwischenwände dürften die am weitesten verbreitete Art der Gefachunterteilung gewesen sein. Für den Marienfelder Sarkophag, der den Befunden zufolge offenbar keine eigene Rückwand besaß, ist hingegen eine Lösung mit einem eingestellten separaten Holzkasten wie beim Stiftersarkophag der Groß-Comburg anzunehmen.

Handelte es sich bei der Wandnische somit offensichtlich um die Familiengrabstätte des Hauses Rheda, die in dem eingestellten Sarkophag die sterblichen Überreste des Stifters Widukind von Rheda und seiner Eltern aufnahm, so verwundern zunächst die Inschriften auf den Schmuckplatten des Bogenfeldes, die nicht nur die Namen Widukinds und Luttrudis' vermerken, sondern die sämtlicher an der Klostergründung beteiligter Stifter (wobei der Name ‚Widukind' nicht nur auf den Rhedaer, sondern zugleich auch auf Widukind III. von Schwalenberg zu beziehen ist!) – während der Name des nicht daran beteiligten, da schon lange zuvor verstorbenen Vogtes Everwin, der ja ebenfalls der obigen Argumentation zufolge in dem Sarkophag darunter ruhte, fehlt. Kann die fehlende Benennung Everwins durch möglicherweise einstmals an bzw. auf den drei Sarkophagdeckeln vorhanden gewesene Inschriften oder Namenstafeln erklärt werden,[1348] so bleibt doch die Diskrepanz zwischen der Rhedaischen Familiengrabstätte und dem offensichtlich allgemeineren Stiftergedenken in Form der Inschriften bestehen.

[1345] ARENS, Eberbach, 1967, S. 113–114; ARENS, Nischengrab, 1982, S. 11, Anm. 12.

[1346] ARENS, Eberbach, 1967, S. 113–114, dazu Anm. 24 (mit weiterführender Literatur) Abb. S. 112 (Befundzeichnung Sarkophag), 116 (Namenstäfelchen).

[1347] Offenbar sollten zunächst nur zwei Äbte hier bestattet, während der Bauarbeiten am Kapitelsaal wurden dann wohl noch ein drittes Grab exhumiert. Zum Befund der Bretternuten und ihrer Deutung ARENS, Eberbach, 1967, S. 110, 113, Anm. 18; ARENS, Nischengrab, 1982, S. 10, 11, Anm. 12.

[1348] Auch beim Äbtegrab in Eberbach war zur Identifizierung der hier Bestatteten eine Messingtafel mit einer lateinischen Inschrift vorhanden, von der heute noch zwei Eisendübel am Bogenscheitel zeugen, vgl. ARENS, Eberbach, 1967, S. 110–111, dazu Anm. 11; ARENS, Nischengrab, 1982, S. 9, dazu Anm. 7. – Auch bei dem genannten Stiftergrab des Herzogs Simon von Lothringen in der Abtei Stürzelbronn gab es eine separate Inschriftplatte, s. KAISER, Stürzelbronn, 1937, S. 4.

Diese bei der Freilegung 1988 vorgefundene Situation muss jedoch nicht von Anfang an und damit gleichzeitig intendiert gewesen sein. Darauf deuten zumindest die Befunde an den Reliefplatten, die zweifelsfrei ergeben haben, dass die Inschriften und ihre Hilfslinien erst eingeritzt wurden, als die Platten schon an ihrem heutigen Platz versetzt waren. Wäre jedoch eine Beschriftung der Platten von Anfang an vorgesehen gewesen, hätte man sie sicherlich noch in der Steinmetzwerkstatt ausgeführt und nicht erst unter wesentlich erschwerteren Bedingungen in der Grabnische selbst.

Dies alles deutet darauf hin, dass die Inschriften nicht zur ursprünglichen Konzeption gehören, sondern erst sekundär aufgebracht und dabei den vorhandenen Gegebenheiten angepasst werden mussten. Ob dies noch gegen Ende der Ausgestaltungsarbeiten an der Nische geschehen ist, oder erst zu einem späteren Zeitpunkt, ist zunächst nur schwerlich bestimmen, da sich die Buchstabenform, die charakteristisch für das 13 Jahrhundert ist, zeitlich nicht näher eingrenzen lässt. Ein erstes Indiz könnten jedoch de Sterbedaten der Genannten sein, da ein Stiftergedenken in der beabsichtigten Form wohl nur nach dem Tod der beteiligten Personen möglich war. Als Letzter der genannten Stifter ist Volquin (III.) von Schwalenberg verstorben, der 1243 zuletzt in Urkunden erscheint[1349] – möglicherweise sind die Inschriften also erst nach 1243 hinzugefügt worden![1350]

Ein weiteres entscheidendes Argument führt Paul Leidinger an: Die genauen Gründungsumstände Marienfelds – die durch Bischof Hermann II. von Münster gelenkte Initiierung einer Sühnestiftung durch Widukind von Rheda und seine Mutter Luttrudis, in die seine Waffengefährten Bernhard II. zur Lippe und Lüdiger II. von Wöltingerode-Wohldenberg einbezogen wurden, und die nur zwangsweise Beteiligung der vier Schwalenberger Brüder – waren der im letzten Viertel des 13. Jahrhunderts einsetzenden Geschichtsschreibung des Klosters mangels mündlicher Überlieferung nicht mehr bekannt. Daher konnte sie allein auf urkundliche Quellen zurückgreifen, insbesondere auf die Gründungsurkunde, in der nun die vier

[1349] FORWICK, Schwalenberg, 1962, S. 9 (mit Quellennachweis); Volquin war Domkanoniker in Paderborn und schließlich Propst des dortigen Busdorfstiftes.

[1350] Die davor liegenden Sterbedaten sind 1224 (Bernhard II. zur Lippe) und 1223 (Hermann von Schwalenberg-Waldeck). Nicht völlig auszuschließen ist von daher, dass die Inschriften auch schon einige Jahre früher, um 1230, d. h. noch zu Lebzeiten des letzten noch lebenden Stifters, Volquin von Schwalenberg, eingemeißelt wurden.

Schwalenberger Brüder – ohne die genauen Umstände zu nennen – als Mitstifter erscheinen. „Dadurch kommen die Schwalenberger zu Gründerehren, die sie im eigentlichen Sinn nicht verdienen, da sie nur unter Rechtszwang ihr verpfändetes Gut in die Klosterstiftung mittelbar einbrachten. Das weist darauf hin, dass auch die eingeritzten Stifternamen erst spät, am Ende des 13. Jahrhunderts, in die Nische eingebracht worden sind. Man muss also zwischen der ursprünglichen Zweckbestimmung der Nische sicher als Gedenkmal für m.E. Widukind von Rheda als den erkennbaren Hauptstifter (neben Hermann II. [von Münster]), der bereits 1190 starb und sein ganzes Erbgut in die Stiftung einbrachte, und den m.E. erst späteren Einritzungen der Stifternamen unterscheiden, die bereits die Legendenbildung um die Stifter Marienfelds wiedergeben.“[1351] Die über die Bedeutung als (Haupt-) Stifter hinausgehende besondere Würde Widukinds von Rheda, der als auf dem Kreuzzug im Kampf gegen die Heiden Gefallener als ‚Märtyrer des Glaubens’ galt, war den Marienfelder Mönchen „schon hundert Jahre später [...] kaum mehr bewusst, so dass von daher auch die oben beschriebene nivellierende Egalisierung der Klostergründer eintritt, die in den eingeritzten Stifternamen ebenso wie in der nun ansetzenden Chronistik erkennbar wird.“[1352]

Ein möglicher Anlass für das nachträgliche Einritzen der Namensinschriften war das 100jährige Gründungsjubiläum 1285 (s.u.). Damals mag im Hinblick auf das besondere Gedenken an den Gründungsvorgang und die daran beteiligten – soweit in den Urkunden überlieferten – Personen die Idee entstanden sein, in der Wandnische zusätzlich zur Grablege des Hauptstifters Widukind von Rheda und seiner Eltern einen Ort für eine weitergefasste Stiftermemorie einzurichten.

Bei der dafür erarbeiteten Konzeption der einzuritzenden Inschriften wurden die Namen offenbar vornehmlich dem Rang nach und weniger in ihrer konkreten Bedeutung für Marienfeld angeordnet: Auf der Mittelplatte die ‚Überschrift’ sowie die Namen der beiden Bischöfe, in der oberen Zeile der beiden seitlichen Platten die weiteren Hauptstifter Widukind von Rheda und seine Mutter Luttrudis, die unmittelbar darunter bestattet waren, unter den Seitenrosetten dann zwei Vornamen

[1351] Auszug aus einem Schreiben von Prof. Paul Leidinger an Dr. Dirk Strohmann, WAfD Münster, vom 09.09.1995. – Leider hat Leidinger diese höchst wichtigen Gedanken bisher an keiner allgemein zugänglichen Stelle publiziert, so dass hier auf dieses Schreiben zurückgegriffen werden muss.
[1352] Ebd.

der Schwalenberger Brüder – Volquin und Hermann. Sie sind zu ergänzen durch eine – wohl aus Platzgründen durchgeführte – Doppellesung des Namens Widukind, der auch für Widukind III. von Schwalenberg stehen soll, sowie am unteren Rand der Mittelplatte durch das Kürzel des Namens Heinrich, der hier kombiniert ist mit dem ähnlich verkürzten Namen Lüdigers II. von Wöltingerode-Wohldenberg – dieser recht ‚unprominente' Platz für den fünften Hauptstifters des Klosters bestätigt noch einmal die obigen Überlegungen, dass die tatsächliche Bedeutung und Wirktätigkeit der einzelnen Stifter zum Zeitpunkt der Anbringung nicht mehr bekannt war: Da Lüdiger, obwohl zu einem Drittel an der Grundausstattung beteiligt (!), in späteren Urkunden für Marienfeld nicht mehr auftaucht, wurde er offensichtlich von den Entwerfern des Inschriftenkonzeptes ‚nachrangig' behandelt und erhielt daher diesen ihm kaum angemessen Platz.

Diese aufwendig angelegte, aber in der technischen Ausführung stellenweise ein wenig dilettantische Ergänzung der Grabnische durch eine vollzählige Nennung der Stifternamen ist dann aber letztlich unterblieben, die bereits vorgeritzten Inschriften wurden nicht ausgeschlagen, sondern gezielt übertüncht[1353] – unter Umständen wurden diese Maßnahmen während einer Visitation des Klosters (etwa durch den Hardehausener Abt) veranlasst,[1354] bei der womöglich diese Form des Stiftergedenkens als zu weitreichend empfunden wurde, zumal ja der Großteil der hier aufgeführten Stifter nicht in Marienfeld selbst bestattet worden war.[1355]

[1353] Lt. STROHMANN, Wandnische, 1995, S. 224 waren „die Schriftzeilen ganz exakt mit einer weißen Kalktünche abgedeckt [...], die außerhalb der Zeilenritzungen nicht auftritt", es zeigte sich, dass „die Ritzungen ganz gezielt überstrichen" wurden; unter dem Weiß liegt zudem noch eine zitronengelbe Farbschicht.

[1354] STROHMANN, Wandnische, 1995, S. 244/245 sieht als Grund für die Aufgabe der dort bauzeitlich eingeordneten Inschriften das Scheitern einer von ihm für die Wandnische vermuteten Sammelgrablege aller Stifter; A. Laabs und M. Hörsch nehmen als Grund eine ordensinterne Rüge an: LAABS, Malerei und Plastik, 2000, S. 123: „Sollte hier vielleicht eine Visitation des Klosters die Fertigstellung des Denkmals verhindert haben oder eine Anfrage des Marienfelder Konventes in Cîteaux nicht stattgegeben worden sein, so daß man das damals bis auf die Inschriften fertiggestellte Monument wieder entfernen mußte?" Sie sieht das Übertünchen als erste Reaktion darauf, die Zerstörung/Vermauerung als endgültige Maßnahme; allgemeiner die Äußerung bei HÖRSCH, Zisterzienserkreuzgänge, 2004, S. 245: „[...] schon ein leichtes Mehr an Aufwand führte in Marienfeld bei der Anlage einer solchen Stiftermemorie zu Repressionen" – doch auch dies trifft nicht den Kern, denn offenbar war nicht der Dekorationsaufwand der Nische der Grund der Rüge (sonst wäre ja die Nische selbst sofort vermauert worden), sondern lediglich die (nachträglichen) Inschriften mit den Namen sämtlicher Gründer. Nach den obigen Ausführungen wenig wahrscheinlich die Mutmaßung bei KOHL, Marienfeld, 2010, S. 96: „Möglich wäre durchaus, dass die Haltung der Schwalenberger im Streit um Stapelage den Anlass gegeben hat, auf das geplante Gedächtnismal für alle Stifter zu verzichten ".

[1355] Natürlich wurde aller Wohltäter des Klosters (zumeist am Tag vor ihrem Sterbetag) durch Verlesen des im Nekrolog aufgeführten Namens gedacht (zum Nekrolog vgl. LEDEBUR, Necrologium, 1827) und auch am 8. Juni ein gemeinsamer Gedenktag durchgeführt (vgl. unten), doch war ein darüber hinausgehendes Gedenken der andernorts bestatteten Stifter durch ein ‚Stifterdenkmal' womöglich unerwünscht. Dahingehende Quellen sind leider bisher nicht bekannt geworden.

Selbstverständlich wurde ihrer aber alljährlich gedacht, und zwar gemeinsam am 8. Juni, dem Todestag Bischof Hermanns II. von Münster – darüber hinaus gab es eigene Gedenktage für die anderen Stifterpersönlichkeiten.[1356] Die Durchführung eines gemeinsamen Stiftergedenkens geht auffällig einher mit der (unvollendeten) Ausgestaltung der Grabnische zu einer Stiftermemorie – möglicherweise ereigneten sich die alljährlichen Gedenkfeierlichkeiten am 8. Juni nicht allein am Grab Bischof Hermanns II. im Hochchor, sondern fanden anschließend ihre Fortsetzung vor der Wandnische im Kreuzgang.

Das somit als Grablege des Hauptstifters Widukind von Rheda und seiner Eltern zu identifizierende Nischengrab im Ostflügel des Kreuzganges, das zudem nachträglich zu einer Memorie für alle an der Klostergründung beteiligten Stifter erweitert werden sollte und das mit einer Hängelampe ausgestattet war, wurde an einer innerhalb der Klosteranlage besonders ausgezeichneten, für Zisterzienserklöster typischen Stelle angelegt: in der kreuzgangseitigen Westwand des Querhauses neben dem Kirchenportal der Mönche. Als Ort einer Stiftergrablege war eine solche Nische zwar der Abteikirche, die allein königlichen und bischöflichen Stiftern vorbehalten war, und dem Kapitelsaal als Ort der Abtsgrablege nachgeordnet, bekleidete aber nach diesen den dritten Rang und war daher prädestiniert für die hervorgehobene Bestattung von Laienstiftern. Diese Stelle innerhalb der Klausur war von jeher besonderen Mitgliedern oder Wohltätern des Konventes vorbehalten, eine Beisetzung in einer solchen Grabnische bedeutete also eine hohe Auszeichnung.[1357]

Die Relevanz gerade dieses Abschnitts des Kreuzganges lag einerseits darin, dass er mehrfach täglich von den Mönchen auf ihrem Weg zum Chorgebet in der Kirche, die sie durch das benachbarte Mönchsportal betraten, passiert wurde und diese so fast ‚automatisch' des dort Bestatteten gedachten und in ihre Fürbittgebete aufnahmen.[1358]

[1356] Im Nekrolog des Klosters, das in einer Fassung von 1715 vorliegt, heißt es zum 8. Juni: Landesarchiv NRW, Abt. Westfalen, Münster, Msc. VII, Nr. 1337, S. 40: "*Hermannus Ep(iscopu)s Mon(asterien)sis fundator loci istius q(u)i o(btuli)t 1500 M. com(m)emoratio fundatorum*"; bei LEDEBUR, Necrologium, 1827, S. 137 heißt es leicht abweichend: "*Hermannus II Episcopus Monasteriensis Fundator huius loci. Commemoratio Fundatorum*"; zum Gedenken Widukinds von Rheda am 26. September s. Anm. 1307; Bernhards II. zur Lippe wurde am 29. April gedacht: „*Beatus Bernardus de Lippia Episcopus Selonensis*" (ebd., S. 135), zu Graf Lüdiger s. Anm. 1310, zu den Schwalenberger Brüdern Anm. 1311. – Luttrudis von Schwalenberg, die als einzige auffälligerweise fehlt, wurde möglicherweise ehemals am 14. Juni gedacht (vgl. Anm. 1308). S. dazu auch KOHL, Marienfeld, 2010, S. 521, 527, 533, 537.

[1357] So auch BICKEL, Nischengrab, 1967, S. 118.

[1358] KLEIN, Einführung Kreuzgang, 2004, S. 21 formuliert es sehr treffend: „Die genannten Nischengräber und Pfeilerreliefs von Gründer- und Erbauer-Äbten besaßen im Prinzip den gleichen Sinn und Zweck wie die Königsstatuen an den gotischen Kreuzgang-Portalen: nämlich die tagtäglich hier mehrfach vorbeidefilierenden

Andererseits war gerade dieser kurze Wandabschnitt zugleich Teil der Außenwand der Kirche, so dass der dort Bestattete zwar nicht im Kirchenraum selbst, aber doch zumindest in den Mauern der Klosterkirche ruhte. Damit wurde er – wie im Falle Widukinds von Rheda, der als Kämpfer für die Verteidigung des Glaubens, quasi als Märtyrer, auf dem dritten Kreuzzug gefallen war und der zusammen mit seiner gleichfalls an dieser Stelle bestatteten Mutter Luttrudis (die das gesamte Erbe ihres ebenfalls hier beigesetzten Gemahls Everwin einbrachte) die entscheidenden Lebensgrundlagen der hier lebenden Klostergemeinschaft geschaffen hatte – zugleich zu einem tragenden Baustein der Kirche – der real-irdischen wie auch der himmlischen.[1359]

7.4.4. Baugeschichte und Datierung

Die hier vorgestellte Grabnische in der Westwand des südlichen Querhauses entstand möglicherweise an der Stelle einer älteren Licht- oder Armariumsnische, wie sie bei Zisterzienserklöstern häufig an dieser Stelle anzutreffen ist und vielleicht auch im Bauprogramm für Marienfeld vorgesehen war. Obwohl zunächst die Abteikirche freistehend errichtet wurde und die Klostergebäude samt Kreuzgang erst später angefügt wurden, ist dies nicht völlig abwegig: So wurden bei der Errichtung der Kirche in Phase II auch das unmittelbar angrenzende Mönchsportal zum Kreuzgang sowie in der benachbarten Südfront des Querhauses die Zugänge zur Sakristei und zum Dormitorium angelegt, obwohl diese jeweils erst einige Zeit später ausgeführt wurden (siehe Kap. C.4.3.3.1. und C.8.11.2.1.2.).

Eindeutige Befunde für eine Vorgängernische konnten zwar bisher nicht aufgedeckt werden – vermutlich, da beim Bau der jetzigen Nische alle älteren Spuren beseitigt wurden –,[1360] doch erscheint es naheliegend, dass bei Anlage der jetzigen Grabnische keine aufwendigen Ausstemmarbeiten am Mauerwerk vorgenommen wurden,

Mönche daran zu erinnern, das Gedächtnis der dort begrabenen bzw. dargestellten Personen wachzuhalten und für sie zu beten“ (zu diesem Themenkomplex ausführlich S. 16–21).

[1359] Wolfgang Bickel (ebd., S. 118) schreibt dazu: „Der Tote, der in der Wand bestattet wird, ist damit sinnfällig Baustein der Kirche, die zugleich immer irdische und himmlische Kirche ist. Darum wird die Bestattung in der Mauer nur denen zugestanden, die sich ein besonderes Verdienst um die Kirche erworben hatten oder im Zustand einer besonderen Gnade starben.“ Genau dies trifft auf Widukind von Rheda zu.

[1360] Zumeist wurden die Nischen bei der Umnutzung (s.u.) vergrößert und dadurch ältere Gewände und Bogenläufe zerstört. In Kloster Arnsburg/Wetterau blieb jedoch über dem Spitzbogen der Kreuzgang-Altarnische vom Anfang des 14. Jahrhunderts der Scheitel eines älteren, bauzeitlichen Rundbogens (Anfang des 13. Jahrhundert) erhalten; dazu ARENS, Eberbach, 1967, S. 114; ARENS, Nischengrab, 1982, S. 13 und Abb. 3.

sondern nur eine bereits vorhandene Lampen- oder Armariumsnische genutzt und dabei erweitert und neu ausgestaltet wurde.[1361]

Der zunächst für eine mutmaßliche Armariumsnische vorgesehene Bücherbestand erhielt im Zusammenhang mit der Errichtung des Klausurostflügels seinen endgültigen Standort in einem eigenen Armariumsraum westlich der Sakristei (siehe Kap. C.8.11.2.1.2.), der für die Aufnahme der Bücher, die vom anfänglichen Gründungsbestand von 73 zum Teil mehrbändigen Werken im Jahre 1185 sicher schon stark angewachsen waren[1362], mehr Platz bot.

Die Umnutzung einer bereits vorhandenen Licht- und/oder Armariumsnische zu einer Grabnische ist dabei kein Einzelfall, sie lässt sich – wie oben erwähnt – etwa in den französischen Abteien Flaran und Mortemer nachweisen[1363] und wird auch für das Eberbacher Nischengrab (Abb. 684) angenommen.[1364]

Der endgültige Ausbau der Wandnische in der vorgefundenen gestaltungsreichen Form geschah dann im Zusammenhang mit der Errichtung des Kreuzganges (siehe Kap. C.8.11.3.1.). Da die Nische eine Einfassung aus sauber bearbeiteten Osning-Sandsteinblöcken bekommen sollte, wären die Quader der südlichen Laibung gegen die Werkstücke der unmittelbar angrenzenden südlichen Ecklisene der Querhauswestwand gestoßen, so dass man die Steine in diesem Bereich völlig austauschte und die Lisene in verbreiterter Form, das heißt in der Flucht der südlichen Nischenlaibung, neu hochführte; auch die Backsteine des Schildbogenfeldes über der Nische wurden damals offenbar ausgetauscht und neu aufgemauert.[1365] Die genannte Verbreiterung der Lisene reicht dabei genau bis zum teilweise erhaltenen Schildbogen des romanischen Kreuzganges (siehe Kap.

[1361] Auch STROHMANN, Wandnische, 1995, S. 246/47 kommt zu einer entsprechenden Einschätzung: „Aufgrund der Mauerwerksbefunde gibt es keinen Anlaß daran zu zweifeln, daß die Nische von vornherein geplant war und beim Aufmauern der Querhauswand mit angelegt wurde." Eine grobe zeitliche Einordnung sei mit der Weihe und damit der Fertigstellung der Kirche 1222 gegeben. „Es kann aber nicht ausgeschlossen werden, daß die innere Ausgestaltung der Nische in Baumberger Kalksandstein erst gegen Ende der Bauzeit oder sogar kurz nach der Weihe erfolgte."

[1362] Zu den frühen Marienfelder Buchbeständen im Jahre 1185 s. DIEKAMP, Bibliotheksverzeichnis, 1885 (hier noch dem 13. Jahrhundert zugeschrieben); DEGERING, Katalog, 1913; weiterhin SCHMALOR, Klosterbibliotheken, 1982, v. a. S. 513–514, SCHMALOR, Klosterbibliotheken, 2005, S. 180–183.

[1363] AUBERT, L'Architecture cistercienne, 1943, Bd. II, S. 28.

[1364] ARENS, Eberbach, 1967, S. 111, Anm. 13. Aber auch hier konnten bisher keine aussagekräftigen Befunde für eine Vorgängernische aufgedeckt werden.

[1365] Sie zeigen keine nachträglichen Ausstemmspuren, sondern wurden mit Rücksicht auf den Nischenbogen, d. h. mit teilweise abgeschrägten Ecken oder Unterseiten, auf diesen aufgemauert, zudem nehmen sie Rücksicht auf den offensichtlich gleichzeitig versetzten vorletzten Quader der Lisenenverbreiterung, der in die Backsteinzone ausklinkt.

C.8.11.3.1.1.), der das Wandfeld über der Nische überfing, darüber setzt sich die Lisene in ursprünglicher, geringerer Breite fort. Dies ist ein sicherer Hinweis darauf, dass die Verbreiterung der Ecklisene im Zusammenhang mit dem Kreuzgangbau vorgenommen wurde, um hier ein unschönes Nebeneinander von Lisene und Nischenlaibung oder Versprünge in Höhe des Bogenansatzes zu vermeiden, wobei die Verbreiterung freilich nur im einsehbaren Bereich bis zum abschließenden Schildbogen vorgenommen wurde. Die Lisene wurde also nicht etwa kaschiert, sondern bewusst als ablesbares Gliederungselement der jetzt ‚verstellten' Außenarchitektur der Kirche (in deren Mauern die Stifter ruhten, s.o.) sichtbar gelassen und betont, wie es auch bei einigen anderen Kirchen- und Klausuranlagen zu beobachten ist.[1366]

Leider ist der genaue Zeitpunkt der Errichtung des romanischen Kreuzgangostflügels archivalisch nicht überliefert und kann nur grob in die Zeit um 1220/1230 angesetzt werden (Kap. C.8.11.3.1.4.). Um zu einer präziseren zeitlichen Einordnung der Wandnische zu gelangen, ist es daher nötig, die dort zu findenden reichen Gliederungsformen mit stilistisch verwandten Ensembles, die zum Teil besser datiert sind, zu vergleichen und so zu einer näheren Eingrenzung des Entstehungszeitraumes zu gelangen.

Zu den auffälligsten Ziermotiven der Nischenarchitektur gehören die Röllchenfriese, die sowohl am Rundstab der Bogenstirn als auch am umlaufenden Wulstkämpfer auftreten, wobei sich beide, wie bereits dargelegt, im ‚Röllchenformat' unterscheiden. Ersterer findet seine unmittelbare Parallele in der Verwendung für die Gestaltung des Bogenwulstes im direkt benachbarten Kreuzgangportal der Mönche. Obwohl das Portal und sein Bogenfeld beim Bau des gotischen Kreuzganges um 1300/10 eine einschneidende Veränderung erfahren haben (siehe Kap. C.5.5.2.), dürfte der Röllchenfriesrundstab der Bogenstirn im Kern noch der romanischen Portalanlage angehören, die der Bauphase II um 1205/15 zuzuordnen ist. Damit wäre auch eine annähernde Datierung des Röllchenfrieses gegeben, der hier zugleich sein erstes Vorkommen am Bau hätte. Wie in den Betrachtungen zum Kreuzgangportal

[1366] Von den zahlreichen Beispielen seien hier nur Kloster Loccum, wo der umlaufende Sockel des Südquerhauses noch im angrenzenden Kreuzgang und der Sakristei sichtbar sind (BERNEBURG/KALKO, Loccum, 1997, S. 17), und das Bonner Münster genannt, wo die südliche Querhauskonche – obwohl sie in den jüngeren Kapitelsaal einschneidet – ebenfalls einen umlaufenden Sockel erhalten hat.

bereits eingehender dargelegt (siehe Kap. C.5.5.2.), sei jedoch die Überlegung erlaubt, ob der Röllchenfries erst nachträglich im Zusammenhang mit der Ausgestaltung der benachbarten Wandnische und somit in Angleichung an deren Gestaltungsformen in den vormals glatten Wulst eingeschlagen wurde.

Eine weitere enge Parallele stellt der Röllchenwulst in der Rahmung der östlichen Sechspassrosette in der Burgkapelle Rheda dar (Kap. C.5.8.3.1.), die gemäß der hier erarbeiteten relativen Chronologie für Marienfeld und Rheda um 1215/25 (Kap. D.4.5.2.) angesetzt werden kann.

Für den kleinteiligeren Röllchenfries des umlaufenden Wulstkämpfers – letzterer ein charakteristisches Gestaltungsmotiv des Marienfelder Kirchenbaues, der schon am Obergaden des Chores, das heißt in Phase Ic, auftritt – sind als nächstverwandte Beispiele in Marienfeld selbst die Piscina im Chor, die Schmuckkonsolen an den östlichen Vierungspfeilern und die Grabtumba Bischof Hermanns II. von Münster zu nennen.

An der insgesamt reich durchgestalteten Piscina (Kap. C.7.3.), die wohl anlässlich der Kirchweihe 1222 vollendet war, tritt der Röllchenfries an der abgerundeten Kämpferplatte des Kapitellblocks auf.

Bei den Schmuckkonsolen für die Halbrundvorlagen des Chorbogens (Kap. C.6.3.), die ebenfalls spätestens um 1222 fertiggestellt gewesen sein dürften, dient der Röllchenfries zur Gestaltung eines der Schmuckringe in der aufwendigen Profilfolge. An der Grabtumba Bischof Hermanns II. (Kap. C.7.5.), deren Entstehungszeit um 1220/30 angesetzt werden kann, bildet ein Röllchenfrieswulst den Übergang von den Arkadenbögen der Seitenwände zur abschließenden, überstehenden Deckplatte. Auch in der Kreuzgangnische vermittelt der Röllchenwulstkämpfer die Überleitung zwischen der Arkadenzone der Rückwand und dem etwas stärker vorstehenden Bogenfeld!

Ein weiteres charakteristisches Schmuckmotiv der Nischengestaltung bilden die Kehlen mit dem auffälligen Kugelbesatz: Sowohl bei den Bögen des Rundbogenfrieses als auch bei der rechteckigen Rückstufung des mittleren Feldes und den Kreisblenden der zentralen Mehrpässe der Zierplatten im Bogenfeld finden

sie Anwendung. Das Motiv des Kugelbesatzes in einer Kehle gehört dabei zu den besonderen Charakteristika der Marienfelder Bauhütte zur Zeit der Bauphase III.[1367]

Ihr erstes Auftreten ist allerdings nicht in Marienfeld selbst, sondern in Rheda festzustellen: Dort sind sie erstmals im unteren Geschoss der Kapelle an der Piscina und einer weiteren Nische in der sog. ‚Sakristei' zu finden, die um 1200–1205/10 entstanden sein dürften, etwas später, um 1215–1225, auch an der Piscina und der östlichen Rosettenrahmung im Obergeschoss. Vergleichbar dicke Kugeln wie bei den Rhedaer Nischenrahmungen, hier allerdings zu Früchten umgedeutet, zieren auch die Kehlen der bereits angeführten Schmuckkonsolen an den östlichen Vierungspfeilern. Zierlichere Kugeln finden sich in der Rahmungskehle der Kreisblende im Tympanon des Nordportales, das wie das Kreuzgangportal der Bauphase II angehört und daher um 1205–1210 anzusetzen ist. Mit der durch eine kleine Stufe abgesetzten Kehle und den präzise verteilten Kugeln bildet die Kreisblende das engste Vergleichsstück für die kugelbesetzten Rahmungskehlen der Zierplatten im Bogenfeld der Kreuzgangnische, während die mit ähnlich zierlichen Kugeln versehenen Kehlen des Rundbogenfrieses ihre nächste Parallele in den Arkadenbögen der bereits angeführten Grabtumba Bischof Hermanns II. finden, wobei hier die Kehlen der Bögen alternierend mit drei und fünf Kugeln besetzt sind. Letztere Variante entspricht in ihrem Erscheinungsbild einschließlich der durchweg als Halbkugeln ausgebildeten Kugeln am Beginn der Bogenkehlen genau den Rundbögen der Nischenrückwand.

Für die Kapitelle der eingestellten Laibungssäulen (Abb. C.6.2.4.) haben sich in Marienfeld selbst und auch an anderen Bauten der Marienfelder Bauhütte keine unmittelbaren Gegenstücke erhalten, die ihnen in Proportion und Gestaltung genau entsprächen. In ihrem Grundaufbau und einigen Einzelmotiven wie den fleischigen Eckknollen sind sie zwar den Kapitellen der Dreifenstergruppen der Querhäuser (Kap. C.6.2.2.4.; Abb. 267–268, 274, 276, 278–280, 285–286) verwandt;[1368] näher noch kommen sie den Kapitellen des benachbarten Kreuzgangportals (Kap. C.6.2.2.1.; Abb. 335–337), insbesondere durch den Verzicht auf das Mittelblatt. An seine Stelle tritt jeweils ein furchenartiger Spalt, an dem die schmalen Seitenkanten

[1367] Zur Motivherleitung s. Kap. C.6.3.3.
[1368] Ähnlich STROHMANN, Wandnische, 1995, S. 247.

der Eckblätter aneinander stoßen. Beide Kapitelltypen, die sich zu einer Gruppe innerhalb der Bauphase II (um 1205/15) zusammenschließen, unterscheiden sich jedoch erheblich in ihren gelängten Proportionen von den eher gedrückten und weiter ausladenden Kapitellen der Nischensäulen.

Zum weiteren Vergleich sollen hier die Kapitelle der Westfassade (um 1222) herangezogen werden (Kap. C.6.2.3.). Sowohl die Doppelkapitelle der unteren Nischenreihe des Giebels als auch vornehmlich die Kapitelle an den Nasen des Achtpasses der Rose weisen eine vergleichbar gedrückte Form mit weit ausschwingenden Eckblättern auf, letztere zudem den durchgängigen Verzicht auf das Mittelblatt. Vergleichbar ist auch die weitgehend glatte Gestaltung der Oberflächen der – hier allerdings fleischigeren – Blätter. An der Westfassade werden die auf Fernsicht berechneten Blattformen freilich noch bereichert durch die an der Bauskulptur der Kirche häufig auftretenden ‚Parabelriefen'.

In der auffällig gedrückten, breiten Proportion der Kreuzgangnischenkapitelle am nächsten verwandt sind die Kapitelle der seitlichen Säulenarkaden der Grabtumba Bischof Hermanns II. (Kap. C.6.2.5.), die in ihrer Gestaltung mit stehenden Blattlanzetten den Doppelkapitellen der unteren Nischenreihe des Westgiebels folgen. Mit den Kapitellen der Kreuzgangnische verbindet sie neben der Proportionierung zudem auch die Art, wie der Kapitellkörper hinter den Deckblättern relativ großflächig in Erscheinung tritt.

Einen weiteren Anhaltspunkt bietet die erhaltene Basis der östlichen Laibungssäule. Sie entspricht mit ihrem attischen Profil und den lappigen, an den Ecken volutenartig eingerollten Eckblättern dem ab Phase Ib üblichen Formenkanon der Marienfelder Bauhütte. Auffällig ist jedoch das Ausklinken des Blattansatzes gegenüber dem unteren Basiswulst, das hier sogar bei zwei Eckblättern ein kleines Stützkonsölchen nötig macht. Dies deutet auf eine etwas jüngere Form hin, wie sie zum Beispiel häufiger im Westquerhaus und Langhaus des Paderborner Domes (um 1230–1250) anzutreffen ist.

Die hier zusammengestellten Vergleichsbeispiele für die charakteristischen Ziermotive des Röllchenfrieses und des Kugelbesatzes sowie die Kapitell- und Basengestaltung in Marienfeld selbst und in Rheda ergeben eine Zeitspanne für diese

Motive von etwa 1205/15 bis ca. 1230, wobei die meisten Vergleichswerke um 1220/22, größtenteils im Zusammenhang mit der Marienfelder Kirchweihe, anzusiedeln sind. Zugleich ist durch die entwickelteren Formen eine Tendenz hin zum Ende dieses Zeitraumes erkennbar.

Als nächstes Vergleichsobjekt hat sich die Grabtumba Bischof Hermanns II. erwiesen,[1369] an der sowohl der Röllchenfries, die fast identischen kugelbesetzten Kehlen der Rundbögen als auch die breit proportionierten Kapitelle auftauchen. Dies deutet auf eine enge zeitliche Aufeinanderfolge der Entstehung, wobei die Tumba aufgrund des variierenden Kugelbesatzes und des Fehlens der Säulenkämpfer als das etwas jüngere Werk anzusprechen ist. Da die Tumba wohl etwas früher als Ritzdarstellung des Verstorbenen auf der Deckplatte, das heißt um 1220/30, anzusetzen ist, ergibt sich – unter Einbeziehung der übrigen herangezogenen Vergleichsbeispiele – eine Datierung der Nischenarchitektur auf 1220/30 im Zusammenhang mit den jüngsten Bauteilen und Ausgestaltungen der Kirche, möglicherweise anlässlich oder in der Nachfolge der Kirchweihe 1222.[1370]

Die Ausführung erfolgte, wie bereits bei der Piscina angerissen, durch einen spezialisierten Bildhauer, der hier als ‚Röllchenfriesmeister' bezeichnet wird.

Unabhängig von den Architekturformen der Nische sollen nun die auf den Reliefplatten des Bogenfeldes erscheinenden Namensinschriften betrachtet werden, die – wie die Befunduntersuchungen ergeben haben – erst nachträglich eingeritzt worden sind.

Die Form und Ausbildung der Buchstaben zeugen die für das 13 Jahrhundert charakteristische Ausprägung, lassen sich jedoch kaum näher auf einen bestimmten Zeitraum eingrenzen. Ein erstes Indiz für eine spätere Entstehungszeit als die der Nischenarchitektur sind zunächst die Sterbedaten der aufgeführten Personen, da ein Stiftergedenken in der beabsichtigten Form wohl nur nach dem Tod der beteiligten

[1369] So bereits ebd., S. 246.

[1370] Eine kleine Abweichung ergibt sich bei der Kapitellgestaltung, die sich am ehesten mit den Kapitellen des Kreuzgangportals vergleichen lässt, doch könnte es sich hier um ein bewusstes Aufgreifen des am direkt benachbarten Portal auftretenden Formenschatzes handeln. Zudem sind Gestaltungsmotive von Kapitellen relativ langlebig. – Ohne die historischen Umstände oder das stilistische Umfeld genauer zu befragen, datiert LAABS, Malerei und Plastik, 2000, S. 122 die Wandnische, die sie rein als Gedächtnismonument für die Stifter ansieht, in den „Beginn des 13. Jahrhunderts, vermutlich nach dem 1203 erfolgten Tod des Fundators Bischof Hermann II.", ohne zu berücksichtigen, dass ein Teil der dort geehrten Stifter damals noch lebte (s.o.)! Wie im Nachfolgenden ausgeführt, sind zudem Errichtung der Nische und Anbringen der Inschriften zeitlich zu trennen.

Personen möglich war – als Letzter der genannten Stifter ist Volquin (III.) von Schwalenberg 1243 verstorben. Damit ist ein erster Terminus post quem gewonnen.

Einen weiteren Anhaltspunkt bietet die inhaltliche Analyse der Inschriften und ihrer Anordnung, die in auffälliger Parallelität zur frühen Chronistik des Klosters, die im letzten Viertel des 13. Jahrhunderts einsetzte, eine nivellierende Bedeutungsangleichung der beteiligten Stifter und damit auch (ungewollt) eine Verschleierung der eigentlichen, in Vergessenheit geratenen Gründungsumstände erkennen lassen und demnach wohl etwa zur selben Zeit entstanden sein dürften.

Als möglicher Zeitpunkt kommt hier das Jahr 1285 in Betracht, in dem sich die Gründung des Klosters zum einhundertsten Mal jährte. Aus diesem Anlass mag man neben einer ersten Klosterchronik auch eine Neugestaltung der Stiftermemorie initiiert haben, und zwar mit einer vollzähligen Benennung aller bekannten Stifternamen. Als Ort wählte man die bereits teilweise diesem Zweck dienende Wandnische mit der – damals eventuell schon verlegten (s.u.) – Grablege des einen Hauptstifters Widukind von Rheda und seiner Eltern und begann, die Inschriften in die Zierplatten den Nischenrückwand einzuritzen. Aus Gründen, über die nur Mutmaßungen angestellt werden können (s.o.), ist die endgültige Fertigstellung der Inschriften, das heißt ihr Ausschlagen und das anschließende Auslegen mit Farbe, unterblieben.

Die bei der Aufdeckung der Wandnische festgestellten Beschädigungen und Fehlstellen lenken den Blick auf das weitere Schicksal der Nische. Da ein Großteil der abgeschlagenen Architekturteile in Form von Bruchstücken – darunter Teile des Röllchenfrieses der Bogenstirn und der vorderen südlichen Laibungssäule – in der Vermauerung wieder aufgefunden werden konnten,[1371] lieg es nahe, dass diese Zerstörungen in einem Zuge mit der anschließenden Vermauerung, in die die Fragmente als Füllmaterial hineingegeben wurden, vorgenommen wurden. Einen sicheren zeitlichen Anhaltspunkt gibt der gotische Schildbogenstein, der auf mächtigen Werkblöcken in der Vermauerung aufruht und die Stirn der nördlichen Bogenlaibung durchschneidet.[1372] Er setzt somit eine Aufgabe der Wandnische voraus

[1371] Vgl. die Fragmenteliste vom 06.11.1990 (Anm. 1213). Die Liste umfasst insgesamt 76 Spolien, von denen mindestens 42 als Bruchstücke der Nischenarchitektur erkannt werden konnten.

[1372] STROHMANN, Wandnische, 1995, S. 234–236, dazu Abb. 327–330. Dass die Werkstücke der Gotik angehören und nicht erst im Zusammenhang mit der barocken Wand des ersten Kreuzgangjoches, belegen nicht nur der Bauzusammenhang, sondern auch die vier Kalktünchen, die zwischen den Werkstücken und der gegen

bzw. wurde im Zusammenhang mit der Vermauerung eingefügt. Demnach dürfte die Vermauerung der Wandnische im Zusammenhang mit dem Neubau des Kreuzganges unter Abt Ludbert von Boderike (1284–1318/20) in der Zeit um 1300/10 erfolgt sein. Ein weiteres Indiz dafür ist ein in der Verfüllung gefundenes Kapitellfragment, das sehr wahrscheinlich ehemals zum benachbarten Mönchsportal gehörte, welches im Zusammenhang mit dem Kreuzgangneubau ebenfalls umgestaltet wurde und dabei seine äußeren Kapitelle verlor (siehe Kap. C.5.5.2.).[1373]

Auffällig bleibt jedoch, dass bei der (nur teilweisen) Entfernung der Nischenvermauerung nur ein Fragment gefunden wurde, das dem in die Nische eingestellten Sarkophag zugeordnet werden konnte, und zwar ein Stück seiner Wandung, während von dem mächtigen Sarkophagdeckel bisher kein Bruchstück in der Nischenfüllung entdeckt wurde. Dies könnte damit zusammenhängen, dass der Sarkophag und somit auch sein Deckel bereits vor der Vermauerung der Nische (um 1300) entfernt worden waren. Die Umbettung der Gebeine Widukinds von Rheda (und seiner Eltern?) in ein neues Grab im Kapitelsaal dürfte gemäß der Datierung der aus diesem Anlass angefertigten Grabplatte bereits um 1270/80 erfolgt sein. Zur Entnahme der Gebeine aus dem Nischengrab musste natürlich der dortige Sarkophag geöffnet werden. Eventuell hat er dabei erste Beschädigungen davon getragen oder wurde umgestaltet, etwa zu einem Doppelgrab für die Eltern Widukinds, oder wurde gar weitgehend abgebaut: Der Umstand, dass nur sehr wenig von dem Sarkophag vor Ort erhalten blieb, könnte auch damit zusammenhängen, dass Teilstücke des Sarkophages bei der Anlage der neuen Ruhestätte im Kapitelsaal als Einfassung des neuen Grabes wiederverwandt wurden – ein besonderer Akt der Pietät, bei dem diese Bruchstücke fast wie Reliquien behandelt wurden, wie es in ähnlicher Weise noch 1708 bei der neu angefertigten Grabtumba Kaiser Lothars III. in Königslutter der Fall war, in die Bruchstücke der hochgotischen Gisants (2. Hälfte 13. Jahrhundert) als ‚Füllmaterial' mit eingefügt, ja quasi bestattet wurden.[1374]

die Vermauerung laufenden barocken Kreuzgangwand liegen (ebd.).

[1373] Fragmentliste vom 06.11.1990 (wie Anm. 1221), Nr. 48. Dort bereits mit den Kapitellen des Kreuzgangportals verglichen, mutmaßt STROHMANN, Wandnische, 1995, S. 234 (dazu Abb. 235) dann eine Herkunft vom Kreuzgangportal.

[1374] Dazu ausführlich: Hartmut Rötting, Die Grablege Lothars III. in der Stiftskirche zu Königslutter. In: Klöster, Kirchen, Manufakturen, hg. von dem Braunschweigischen Vereinigten Kloster- und Studienfonds, Braunschweig 1985, S. 61–82. – Vgl. auch die Ummantelung und damit Erhaltung der älteren gotischen Grabtumba bei der Neugestaltung des Hochgrabes der hl. Ursula in der Kölner Ursulakirche im Jahre 1659. – Auch KLINKENBERG, Compressed Meanings, 2009, S. 228 sieht die Wandnische als Ort der Stiftermemorie an, die dann aufgegeben worden sei, mutmaßt jedoch, dass die zweite, namenlose Grabplatte eines Ritters in Marienfeld

Das Schicksal der Grabnische in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts lässt sich also folgendermaßen rekonstruieren: Um 1270/80 wurde der Sarkophag der Grabnische geöffnet, um die Gebeine des Hauptstifters Widukind von Rheda und eventuell seiner Eltern zu entnehmen und in einem neuen Grab im Kapitelsaal zu bestatten; dabei könnten auch Teile des alten Sarkophages wiederverwendet worden sein. Die nun gegebenenfalls sarkophaglose, zumindest aber ihrer ursprünglichen Funktion beraubte Grabnische wurde dann vermutlich um 1285, aus Anlass des 100jährigen Gründungsjubiläums, durch Hinzufügung von Inschriften mit den Stifternamen in eine Stiftermemorie umgewandelt bzw. es bestand zumindest die Absicht dazu, die Ausführung wurde aber abgebrochen und die bereits vorgeritzten Inschriften übertüncht.

Einige Zeit später wurde die Wandnische dann durch einen archivalisch nicht überlieferten Brand geschädigt, worauf heute noch die Brandrötungen einiger Sandsteinwerkstücke, insbesondere an der Bogenstirn, hinweisen.[1375]

In der Zeit um 1300, als der neue, gotische Kreuzgang errichtet wurde, hat man die Nische schließlich endgültig aufgegeben und vermauert. Dabei wurden die Gliederungselemente, die eine Vermauerung der Nische erschwert hätten, entfernt und die Bruchstücke teilweise zur Verfüllung der Nische verwendet. In die nördliche Nischenhälfte wurden damals zwei mächtige Werkblöcke eingefügt, die wohl zu einer Wandvorlage oder Gewölbekonsole gehörten, auf der die gotische Rippenwölbung des neu errichteten vorgelagerten Kreuzgangjochs aufruhte. Davon zeugt heute noch ein in diesem Zusammenhang eingefügtes Schildbogenwerkstück, das den spätromanischen Nischenbogen durchschneidet und seine Fortsetzung in dem erhaltenen gotischen Schildbogen oberhalb der Nische findet. Die Vermauerung der Nische blieb offenbar auch bestehen, als 1715/20 das östliche Kreuzgangjoch im

dessen Funktion übernommen habe, und zwar als Memorialgrabstein für alle Stifter, der verschiedene Verweise kompiliert, was jedoch wenig wahrscheinlich ist.

[1375] In der Fragmentliste vom 06.11.1990 (Wie Anm.1213) werden sowohl für den noch *in situ* angetroffenen südlichen Röllcheneckkämpfer (Nr. 14) und ein Kapitellfragment der vorderen Säule (Nr. 17) als auch insbesondere für fast alle Bruchstücke des Röllchenfrieswulstes der Bogenstirn (Nr. 26–42) Brandrötungen (Kalzinierungen) vermerkt. Vgl. auch allgemeiner STROHMANN, Wandnische, 1995, S. 236, dazu auch die Kartierung in Abb. 296. – Eine zeitliche Einordnung des Brandes erst nach der Vermauerung, wie ihn der Befund der Kalzinierungen allein an den vorderen Architekturelementen nahe legt, kann durch die angeführten Spolien ausgeschlossen werden, die ja erst nach dem Brand in die Nischenvermauerung eingebracht wurden. Möglich ist jedoch, dass die Nische nach der Entfernung des Widukindgrabes um 1270 ein erstes Mal vermauert wurde, dann die noch sichtbaren vorderen Architekturglieder durch den Brand gerötet wurden (während der Rest durch die Vermauerung geschützt war) und schließlich um 1300/10 die Vermauerung der Nische im Zusammenhang mit dem Kreuzgangbau, bei dem u. a. eine Gewölbekonsole eingefügt wurde (s.u.), bündig erneuert wurde.

Zusammenhang mit dem Neubau des Klausurostflügels umgestaltet wurde, und wurde erst im Zuge der Sanierungsmaßnahmen am Außenbau 1988 entfernt, aber im Jahre 1990 erneuert.[1376]

7.5. Die Grabtumba Bischof Hermanns II. von Münster[1377]

Die Grablege des am 8. Juni 1203 in Marienfeld verstorbenen Gründerbischofs Hermann II. von Katzenelnbogen (reg. 1174–1203), die sicherlich von Anfang an im Sanktuarium der Klosterkirche, im Zentrum des westlichen Chorjoches in der Mittelachse vor dem Hochaltar,[1378] angelegt wurde (siehe Kap. C.1.6.1.), ließ der Konvent – vermutlich infolge der 1215 vom Generalkapitel des Zisterzienserordens erteilten Erlaubnis zu einem besonderen Jahrgedächtnis des Gründerbischofs (siehe Kap. C.1.6.1.) und anlässlich oder bald nach der Kirchweihe (s.u.) – durch eine repräsentative Grabtumba auszeichnen (Abb. 417–420). Über Jahrhunderte blieb diese offenbar unverändert inmitten des Binnenchores stehen, wie nicht zuletzt die Abnutzungsspuren belegen (s.u.). Noch 1715 spricht Pater Hermann Hartmann in seiner Beschreibung des Klosters hinsichtlich des Grabmals Bischof Hermanns vor dem Hochaltar von einem „monumentum elevatum“,[1379] einem – über dem Boden – ‚erhabenen Monument', also einer Tumba, und unterscheidet es damit sprachlich

[1376] STROHMANN, Wandnische, 1995, S. 210.

[1377] Die Grabtumba Bischof Hermanns II. wurde in folgenden Arbeiten betrachtet und analysiert: LÜBKE, Westfalen, 1853, S. 377; NORDHOFF, Kreis Warendorf, 1886, S. 144, dazu Fig. 74 (Umzeichnung); RICHTER, Beschreibung (Ms), 1918, S. 15; HÖLKER, Kreis Warendorf, 1936, S. 255–256, Nr. 43, dazu Abb. 379, 380; HOLLÄNDER, Marienfeld, 1950, S. 14; WERLAND, Chronik, 1968, S. 62, 127, dazu Abb. S. 58, 60; DEHIO, Westfalen, 1969, S. 318; THÜMMLER, Marienfeld, 1972, S. 14–16; MÜHLEN, Münsterland, 1972, S. 26; KLAMT, Deutsche Malerei, 1972, S. 272; LUCKHARDT, Grabdenkmäler, 1982, S. 461, dazu Abb. 1; HOPPE/SIEMANN, Marienfeld, 1985, S. 41; BÖHM, Grabmäler, 1993, S. 73–77 (mit der ges. älteren Lit.), dazu Abb. 22; LINKE, Marienfeld, 1994, S. 56; STROHMANN, Wandnische, 1995, S. 246, dazu Abb. 337, 340; LOBBEDEY, Westfalen, 1999, S. 139/149; UNTERMANN, Forma Ordinis, 2001, S. 84; LECHTRECK, Kirchen 2005, S. 62; SÖDING, Gnadenstuhl, 2005, S. 159, 185, dazu Abb. 163; SASSEN/WEBER, Grabplatten Marienfeld, 2005, S. 11–14; KOHL, Marienfeld, 2010, S. 41–42; KEMPKENS, Marienfeld, 2011, S. 26–27; DEHIO, Westfalen, 2011, S. 405 [dazu jüngst KEMPKENS, Kirchweihe Marienfeld, 2023, S. 315-316].

[1378] Dazu die Klosterchronik: „*Sepultus autem in medio sanctuarii ante summum altare pausat in domino*“, zitiert nach ZURBONSEN, Chronicon, 1884, S. 20. – Zu Deutsch: ‚Nun aber begraben in der Mitte des Sanktuariums vor dem Hochaltar, ruht er im Herrn.' – Daher die Bemerkung „urspr. Grabstelle unklar“ bei DEHIO, Westfalen, 2011, S. 405 unverständlich.

[1379] Über das Grabmal Hermanns schreibt Pater Hermann Hartmann, zitiert nach WIGGER, Antiquitates, 1898, S. 12: „*Prostat in medio choro ante summum altare monumentum elevatum venerabilissimi D.* Hermanni comitis de Catzenelebogen *episcopi ac primi principis Monasteriensis (de quo supra plurima lectu digna ac iucunda). Epitaphium eius seu inscriptio pulchra eiusdem monumenti legatur praefato folio*“. Entsprechend schreibt er dann etwas später dazu Folgendes, zitiert nach ebd., S. 16: „I*n choro ante summum aram monumentum R(everendissi)mi ep[icop]i et principis Mon[asterien]sis, fundatoris secundarii, hanc exhibet epigraphem:*“ (es folgt die Inschrift, s.u.).

deutlich von den ‚lapides', den normalen Grabsteinen in Form einer flachen, in den Boden eingelassenen Platte.[1380]

Zu einem nicht näher bestimmbaren Zeitpunkt, aber vermutlich erst nach der Säkularisation, wurde dann der Tumbenunterteil beseitigt und die Deckplatte samt ‚anhaftendem' Tumbenoberteil im Boden des Chores eingelassen, wie dem Denkmälerinventar von J. B. Nordhoff von 1886 zu entnehmen ist: „[Das Steindenkmal] liegt im Bodenniveau des Chores als Rest einer Tumba (monumentum elevatum)",[1381] ähnlich heißt es noch 1918 in der handschriftlichen Beschreibung des Baubeamten Richter: „Im Fußboden des Chores liegt eine geritzte Grabplatte des Hermann II von Katzenellenbogen, Bischof von Münster [...]".[1382] Im Vorfeld der Restaurierung von 1934/35 wurde die Grabplatte offenbar 1931 aufgenommen und ins südliche Querhaus verbracht, wo sie auf einem neuen, schlicht–kubischen Unterbau aus Sandsteinplatten plaziert wurde.[1383] In dieser Form präsentiert sich das Grabmal unverändert bis heute, eine Rückführung an die ursprüngliche Stelle über der eigentlichen Grablege wäre jedoch äußerst wünschenswert.

Der spätromanische Originalbestand der Grabtumba Bischof Hermanns II. von Münster besteht aus einem einzigen Werkstück aus hellem Baumberger Sandstein, das die eigentliche Deckplatte sowie die Bogenzone des Tumbenunterbaues umfasst.

Deckplatte und Unterbau sind – wie bei Grabplatten und Sarkophagen der Romanik üblich – leicht trapezförmig geschnitten, wobei die schmalere Seite das Fußende bezeichnet.[1384]

[1380] Ähnlich bereits BÖHM, Grabmäler, 1993, S. 74.

[1381] NORDHOFF, Kreis Warendorf, 1886, S. 144. – Leider macht LÜBKE, Westfalen, 1853, S. 377, der die ‚Grabplatte' erstmals in einer wissenschaftlichen Abhandlung erwähnt, keine Angaben zum Standort, doch dürfte sie damals zweifellos in den Boden des Chorfußbodens eingelassen gewesen sein.

[1382] RICHTER, Beschreibung (Ms), 1918, S. 15.

[1383] Die Verlegung der Grabplatte und die Wiederherstellung der Grabtumba wird zwar nicht bei ARNTZEN, Marienfeld, 1935 erwähnt, doch zeigen die auf 1935 datierten Photographien des Grabmals bei HÖLKER, Kreis Warendorf, 1936, Abb. 379, 380 dieses bereits in der Neuaufstellung im südlichen Querhaus, darüber hinaus heißt es im Text: „Ehedem in der Mitte des Chores, jetzt im südlichen Querschiff aufgebaut", was auf eine gerade erst zurückliegende Maßnahme schließen lässt, die problemlos mit der Restaurierung von 1934 zu verbinden ist (1918 lag die Platte nachweislich noch im Chor, s. die vorherige Anm.). In der Akte ‚Marienfeld' des Bau- und Liegenschaftsbetriebes (ehem. Staatshochbauamt) Bielefeld hat sich zudem eine Entwurfszeichnung für den neuen Sockelunterbau der Grabplatte vom 19. Oktober 1931 erhalten.

[1384] Maße (in cm): Deckplatte: L: je 203,3; B: Fußende: 66,5; Kopfende: 77,5; H: 12,5 (Platte: 5,2; Schräge: 1,2: Röllchenfries: 6); Unterbau (Arkadenzone): L: je 180,7; B: Fußende: 44,6; Kopfende: 54,6; H: 19,7. – H des Werkstücks insgesamt: 32,2.

Die Deckplatte weist vor allem an den Langseiten im Bereich des Fußendes starke Abnutzungsspuren auf,[1385] hier sind sogar größere Substanzverluste (bis zu 6 cm!) zu beklagen, die wohl mit einem häufigen Besteigen des Grabmals zusammenhängen.

In welchem Rahmen dies geschah, ist unklar, es gibt mehrere Deutungsmöglichkeiten: Zum einen nahm man an, dass „der Vorleser im Chor sich auf das Grab des Stifters am Fußende zu stellen pflegte“,[1386] zum anderen, „daß man an Totengedenktagen auf die Tumba hinaufgestiegen ist, um von ihr die Lesung zu halten“[1387] – beide Deutungen gehen also in dieselbe Richtung und vermuten ein Besteigen des Grabmals durch den Vorleser. Dies mag – trotz einer möglicherweise über 550 Jahre geübten Praxis – jedoch nicht allein die äußerst starke Abnutzung erklären, so dass zu überlegen ist, ob nicht etwa am 8. Juni eines jeden Jahres, dem Sterbetag Bischof Hermanns und dem Gedenktag aller Stifter,[1388] alle Konventsmitglieder – Mönche und Konversen – im Rahmen eines Memorialritus in Form eines Defilées das Grabmal nacheinander erklommen haben und nach einem kurzen Fürbittgebet auf der anderen Seite wieder hinabgestiegen sind, um auf diese Weise den Klostergründer und seine Mitstreiter besonders zu ehren. Dass diese für Marienfeld gemutmaßte Praxis kein Einzelfall sein dürfte, belegt der Deckel vom Sarkophag Bischof Bernwards (amt. 993–1022) in der Westkrypta von St. Michael in Hildesheim, der ebenfalls stellenweise einen deutlichen Abrieb – wohl von einem gut 100 Jahre dauernden Memorialritus herrührend – aufweist.[1389]

Die Langseiten der Tumbawandung umfassen jeweils sieben Rundbogenarkaden, die sich in entsprechender Form auch am Kopfende wiederholen, während sie am Fußende deutlich schmaler angelegt sind (Abb. 417–419).[1390] Von den Säulchen, auf denen die Arkaden aufruhten, blieben nur die Kapitelle, die ebenfalls aus dem großen

[1385] Bereits LÜBKE, Westfalen, 1853, S. 377 vermerkt: „Der Stein ist übrigens sehr abgetreten.“

[1386] HOLLÄNDER, Marienfeld, 1950, S. 14. Ihm folgend SASSEN/WEBER, Grabplatten Marienfeld, 2005, S. 14.

[1387] THÜMMLER, Marienfeld, 1972, S. 16.

[1388] Das Nekrologium des Klosters, abgedruckt bei LEDEBUR, Necrologium, 1827, verzeichnet zum 8. Juni (S. 137): “*Hermannus II Episcopus Monasteriensis Fundator huius loci. Commemoratio Fundatorum*“.

[1389] Zur Grabsituation Bernwards und den verschiedenen Umbauzuständen s. Kahsnitz, Rainer: Bischof Bernwards Grab. In: Bernward von Hildesheim und das Zeitalter der Ottonen. Katalog der Ausstellung Hildesheim 1993, Bd. 1, S. 383–396. Hier wird leider nicht näher auf die Memorialpraxis am Grab und die Abriebspuren eingegangen, doch sind diese deutlich auf Abb. 197 auf der Deckelseite mit den fünf Engeln in deren rechten (hier unteren) Bereich zu erkennen.

[1390] Maße der Arkaden (in cm): Langseiten: B: 16; T: 7,7; Kopfende: B: 15,9; T: 8; Fußende: B: max. 11 (hier trapezförmiger Zuschnitt!); T: 7.

Werkblock herausgearbeitet wurden, erhalten, während Schäfte und Basen sowie der Untersockel mit dem übrigen kubischen Unterbau verloren gegangen sind.

Die zierlichen Kapitelle, die alle dem gleichen Schema folgen, zeigen über dem Halsring einen Kranz aus stehenden Zungenblättern mit stark herausgearbeiteter Blattader (ausführlich dazu Kap. C.6.2.5.). Sie verzichten auf eine ausgeprägte Abakusplatte, statt dessen schließt der Kapitellkörper mit einer scharfen Kante ab. Da zudem auch eine gesonderte Kämpferplatte weggelassen wird, ruhen die Arkadenbögen unmittelbar auf den Kapitellen auf. Während an der Frontseite die Fläche der Arkadenzwickel und die Oberkante des Kapitellkörpers samt Blattspitzen auf einer Ebene liegen, stehen diese und der nun eingeschwungene Kapitellkern an den Seiten gegenüber den Arkadenansätzen vor. Da die seitlichen Halbzwickel am Fußende deutlich schmaler bemessen sind als die angrenzenden Halbzwickel der Langseiten, besitzen die Eckkapitelle hier einen rechteckigen Grundriss.

Die Kanten der rundbogigen Arkadenbögen sind gekehlt, wobei die Kehle über den Kapitellen mit einer kugeligen ‚Nase' ansetzt. Diese schließt sich mit dem Kugelbesatz der Kehlen zu einem Gesamtmotiv zusammen. Dabei sind die Bögen der Langseiten alternierend mit einer bzw. drei Zierkugeln, die der Schmalseiten jeweils mit drei Kugeln besetzt, wobei bei Bögen mit nur einer Kugel diese im Bogenscheitel sitzt, bei Bögen mit drei Kugeln außer der Scheitelkugel die beiden zusätzlichen seitlich jeweils auf der 45°-Position plaziert sind. Die Bogenfelder der Nischenrückwände zeigen Spuren einer alternierend eisenoxidroten und bläulich-schwarzen Farbfassung, die später (vermutlich 1934/35) grob weggemeißelt wurde, wodurch zugleich die einstmals feine Oberflächenglättung zerstört wurde.[1391]

Die Kanten der Deckplatte sind mit einem Profil aus Wulst – Schräge – Platte ausgestaltet, wobei der Wulst hier die besondere Zierform eines Röllchenfrieses erhalten hat. Dieser ist ganz regelmäßig aus 4,3–5,0 cm breiten Röllchen gebildet, welche abwechselnd zu Dreien bzw. zu Zweien plus zwei halben angeordnet sind, wobei die letzteren jeweils mit der Grundform des Wulstes verschleifen.

[1391] Diese Fassungsreste und ihre Beseitigung vermerkt allein BÖHM, Grabmäler, 1993, S. 73–74, dazu Anm. 264, wo sie auf eine entsprechende Fassung in den Vierpässen unterhalb der Kreuzgangfenster verweist. Sie mutmaßt eine Entstehung um 1964, doch zeigt die Aufnahme bei HÖLKER, Kreis Warendorf, 1936, Abb. 379 von 1935 bereits den jetzigen Zustand mit abgemeißelter Farbfassung – möglicherweise wurde diese rigide, ‚bereinigende' Maßnahme im Rahmen der Neuaufstellung des Grabmals im südlichen Querhaus durchgeführt. – Eine genaue restauratorische Untersuchung und Bestimmung der Fassungsreste steht noch aus.

Das Binnenfeld der trapezförmigen Deckplatte (Abb. 420, 421) wird entlang der Außenkante, begrenzt von zwei Ritzlinien, von einem 4,7–5,2 cm breiten Band eingerahmt,[1392] das die nach innen gerichtete, in einer sehr qualitätvollen Mischmajuskel[1393] geschriebene Umschrift (Abb. 423) enthält. Diese hat sich durch Abrieb insbesondere im Bereich des Fußendes heute nur noch fragmentarisch erhalten, ist jedoch durch die Wiedergabe in der ‚Marienfelder Chronik' in ihrem Wortlaut vollständig überliefert – sie beginnt links oben, der Textanfang wird markiert durch ein Kreuz:

„*+NOBIL(IS)•h(ic)•P(RE)SUL•A•SEDE•SUA•IACET•/*
EXUL•P(RO)PTER•TE•XPE•P(RO)•TE•SUA•Q(UI)•dEdIT•ET•SE•h(IC)
PRIMU(M)•[LAPIDEM•TEMPLI•LAPISI•PSE•SUPERNI•VIVUS•ET•ELECTUS•
SIT•SACRIS]•EDIB(US)•APTU(S)•ET•S[IB]I•IU(N)GAT•EU(M)•LAPIS•
U[TR]AQ(UE)•Q(U)I•FACIT•UNV(M)".[1394]

Links neben dem Kopf der eingeritzten Gestalt des Verstorbenen (s.u.) finden sich vier jeweils von zwei Ritzlinien eingefasste Zeilen (Abb. 424), von denen drei mit der identifizierenden, heute jedoch kaum noch lesbaren Beischrift gefüllt sind:

„*h(ER)MAN(NUS)•II•*/•*EP(ISCOPU)S•MO(NAS)*/*T(E)R(I)E(NS)IS•*/•[leer]".[1395]

Zu Deutsch: ‚Hermann II., Bischof von Münster'.

Die Inschrift entlang des Plattenrandes wurde im Versmaß eines leoninischen Hexameters abgefasst und ist folgendermaßen zu lesen:

'*Nobilis hic pr(a)esul a sede sua iacet exul,*

Propter te, Christe, pro te sua qui dedit et se.

[1392] Das Inschriftenband am Kopfende ist 4,7–4,9 cm breit, die beiden seitlichen Bänder weisen jeweils eine Breite von 5,0–5,2 cm auf.

[1393] Mein besonderer Dank für die freundliche Hilfe bei der graphologischen Einordnung der Inschrift wie auch bei der Bestimmung des Versmaßes gilt dem Epigraphiker und Philologen Herrn Clemens Bayer M.A., Bonn.

[1394] Wiedergabe der Inschrift einschließlich der Spatiumpunkte nach dem Original, die heute verlorenen Textpassagen ergänzt nach der in der ‚Marienfelder Chronik' überlieferten vollständigen Version, abgedruckt bei ZURBONSEN, Chronicon, 1884, S. 20, sowie nach der Umzeichnung bei NORDHOFF, Kreis Warendorf, 1886, Fig. 74 (Wiederabdruck bei WERLAND, Chronik, 1968, Abb. S. 60), die offenbar noch einen besseren Erhaltungszustand der Inschrift überliefert.

[1395] Dieser Inschriftteil in der gesamten bisherigen Lit. nicht oder vollkommen falsch wiedergegeben. Bis auf die erste Zeile sind heute kaum noch vollständige Buchstaben zu erkennen, die versuchsweise Transkription stützt sich daher vornehmlich auf die Umzeichnung bei NORDHOFF, Kreis Warendorf, 1886, Fig. 74 (auch WERLAND, Chronik, 1968, Abb. S. 60), die noch einen besseren Erhaltungszustand der Inschriftzeilen überliefert.

Hic primum lapidem templi iacens iacet isti

Subiectus lapidi, templi lapis ipse superni

Vivus et electus sit sacris edibus aptus,

Et sibi iungat eum lapis utraque, qui facit unum.'[1396]

Zu Deutsch: ‚Hier ruht ein edler Bischof, fern von seinem Bischofssitz, um deinetwillen Christus, für Dich gab er das Seinige und sich selbst. Hier legte er den ersten Stein des Tempels und liegt nun unter diesem Stein, selbst ein lebendiger und erlesener Stein des himmlischen Tempels. Möge er sich in den heiligen Bau einfügen, und mögen beide Steine ihn mit dem verbinden, der sie eins macht.'[1397]

Der Inschrifttext, der sich auf zwei Textstellen des Briefes an die Epheser bezieht (Eph. 2, 14–16, 19–22),[1398] kann als sehr geist- und anspruchsvoll und elaboriert bezeichnet werden und lässt auf einen hochgebildeten Konventualen der Zisterze Marienfeld als Verfasser schließen.[1399]

Das durch das Inschriftband gerahmte Bildfeld enthält eine in Ritztechnik ausgeführte Darstellung des Verstorbenen, die die Fläche weitgehend ausfüllt (Abb. 420, 421).[1400] Bischof Hermann II. ist in Pontifikalgewändern wiedergegeben, das Haupt ist – wie bei Bischöfen üblich – bartlos dargestellt, ganz offensichtlich im jugendlich-idealisierten Alter von 33 Jahren, dem Sterbealter Jesu. Das schildförmige Gesicht mit leicht zugespitztem Kinn ist in leichter Schrägsicht angegeben und wird nur durch wenig Binnenzeichnung gegliedert: Die kräftigen Brauenbögen gehen in die schmale, mit einem Kreissegment als Spitze nur recht schematisch wiedergegebene Nase über, darunter befindet sich der markante Mund, erhalten heute nur noch die M-förmig geschwungene Linie des Lippenspaltes und rudimentär die

[1396] Nach ZURBONSEN, Chronicon, 1884, S. 20 und WIGGER, Antiquitates, 1898, S. 16.

[1397] Weitere, in ihrem Sinn oft recht freie Übersetzungen ins Deutsche außerdem bei WERLAND, Marienfelder Chronik, 1968, S. 62 (ältere Übersetzung aus dem 19. Jahrhundert); BÖHM, Grabmäler, 1993, S. 75; SCHRÖER, Die Bischöfe, 1993, S. 130; BÖHMER/LEIDINGER, Chroniken und Dokumente, 1998, S. 23–24, 148.

[1398] Der Verweis auf den Epheserbrief bei WERLAND, Marienfelder Chronik, 1968, S. 62; SCHRÖER, Die Bischöfe, 1993, S. 130; beide geben jeweils nur Eph. 2, 14 und 20(f) an, doch dürfte der Bezug der Textstellen weiter zu fassen sein.

[1399] Herr Clemens Bayer M.A., Bonn, betonte bei einer Analyse des Textes dessen besondere Raffinesse.

[1400] Die Ritzlinien der Zeichnung wie auch das umlaufende Inschriftband zeigen heute keine erkennbaren Reste mehr von einer früher eventuell vorhandenen Füllmasse.

Lippenoberkante, hinzu kommt noch eine Andeutung der Mulde am Kinn. Die kugeligen, weit geöffneten Augen mit der jeweils vollrund angegebenen Iris samt gebohrtem Pupillenloch sind aus geschweiften Linien gebildet – am rechten Auge hat sich zudem noch eine Linie zur Angabe des Tränensackes erhalten. Über den Ohren, von denen nur noch das linke erkennbar erhalten ist, setzt das kräftig-lockige Haupthaar an, wobei die Zentren der (teilweise stark abgetretenen) Haarlocken jeweils durch ein Bohrloch betont sind. Auf der Stirn finden sich drei weitere Locken, angeordnet in der Form eines liegenden Dreipasses, die unter der Mitra hervorschauen.

Die markante Bischofsmitra ist in der für das späte 12. und das 13. Jahrhundert üblichen, noch recht flachen Form angegeben,[1401] wobei – wie häufiger in zweidimensionalen Darstellungen des 12. und 13. Jahrhunderts[1402] – als ein Versuch von Perspektive und passend zur leichten Schrägsicht des Gesichtes (Abb. 425) eine Dreiviertelfrontalität gewählt wurde, bei der nicht nur die in Frontalsicht wiedergegebene vordere Mitrenspitze, sondern auch die hintere, nun allerdings in Seitenansicht (!), dargestellt wurde. Ein entlang der Unterkante horizontal verlaufender Bortenbesatz, der sog. ‚*circulus*', und ein mittig zur Spitze aufsteigender Vertikalbesatz ‚*in titulo*' gliedern die Vorderseite der Mitra; eine weitere Zierborte begleitet den oberen Rand der hinteren Spitze. Die Zierborten – vermutlich sind Goldborten, sog. ‚Aurifrisien', gemeint[1403] – zeigen eine Gliederung aus abwechselnd rautenförmigen und ovalen Elementen, dazwischen sind in den Zwickeln paarig Bohrlöcher als Abbreviatur für einen Perlenbesatz eingefügt. Die Rauten und Ovale sind vermutlich als ‚Schmucksteine' zu deuten, doch könnte es sich auch um die Rahmungen von Zierfeldern handeln, die mit Edelsteinen und figürlichen Darstellungen gefüllt sein konnten, wie eine entsprechend gegliederte, zeitgenössische Mitra im Besitz der Kathedrale in Anagni zeigt.[1404] – Die Infulae der Mitra kommen hinter dem Haupthaar hervor und sind diagonal bis auf die Schultern hinabgeführt. Sie sind nicht weiter ornamentiert, nur kurz vor dem gefransten Ende

[1401] S. dazu BRAUN, Liturgische Gewandung, 1907/1964, S. 468–469.

[1402] Eine gut vergleichbare Darstellung einer Mitra mit vorderer und hinterer Mitrenspitze findet sich etwa auch bei der bekannten Miniatur mit dem hl. Anno in der ‚Vita Annonis maior' in der Universitäts- und Landesbibliothek in Darmstadt (Ms. 945), die um 1180/81 in Siegburg entstand; s. dazu zuletzt KAT. PADERBORN 2006, S. 117–119, Kat. Nr. 103 (Anton von Euw).

[1403] Zu den einzelnen Benennungen s. ebd., S. 470.

[1404] Ebd., Bild 228, dazu im Text S. 469, 470.

sind je zwei Zierstreifen angegeben, am linken Infulband sind noch zwei kleine Kreise als Andeutung eines Perlbesatzes erkennbar.

Bischof Hermann trägt eine Kasel, die über den Armen gerafft ist und vor der Leibesmitte in vielfältigen Faltenzügen herabfällt, die Zwischenräume zwischen den großen, schmalen Zugfalten, die zu den Armen führen, füllen dabei kleinteilige Fältelungen. Von den angehobenen Armen gehen insbesondere an der linken Seite wiederum gezackte Faltenkaskaden aus, während über dem rechten Arm ein Manipel gelegt ist, das weitere Falten überdeckt. Hier, am rechten Unterarm, tritt zudem der bortenbesetzte Ärmel der Tunika in Erscheinung. Deren Saum und derjenige der Kasel wie auch die Füße, die sicherlich mit Pontifikalschuhen eingekleidet waren, sind durch das Abtreten der Deckplatte in deren unterem Bereich heute nicht mehr erhalten.

Den Hals des Bischofs umschließt das kragenartige Amikt, das von dem mit einem Band abgeschlossenen Halsausschnitt der Kasel eingefasst wird. An der im Rund geführten Borte ist mittig vor der Brust ein rechteckiger Brustlatz angebracht, dessen zentrales, dreiseitig von breiten Borten umlaufenes Feld eine Mittelbohrung sowie seitlich zwei kleine Dreiecke aufweist. Bei dem Brustlatz handelt es sich um ein Rationale,[1405] das hier in der besonderen Form eines Pektorale (Brustschild) wiedergegeben ist.[1406] Auch auf seinen eigenen Siegeln ist Bischof Hermann mit einem Rationale dargestellt, das dort freilich eine palliumartige Form besitzt,[1407] doch zeigen die Siegel seiner Vorgänger Werner (1132–1151) und Friedrich II. (1151–1168) sowie seines Nachfolgers Ludolf I. von Holte (1226–1247), während dessen Amtszeit vermutlich das Grabbild Bischof Hermanns II. ausgeführt wurde (und dessen Pontifikalkleidung möglicherweise vorbildlich gewirkt haben könnte), eine der Ritzzeichnung vergleichbare Form des Rationale als querrechteckiger Brustschild, wie sie auch auf anderen Bischofssiegeln des 12. und 13. Jahrhunderts auftaucht.[1408] Verwiesen sei hier nur auf ein Siegel des Paderborner Bischofs Bernhard III. von Oesede (1204–1223), das u. a. an einer Urkunde von 1215 für

[1405] Eine Deutung als Rationale bereits bei LUCKHARDT, Grabdenkmäler, 1982, S. 461; BÖHM, Grabmäler, 1993, S. 75.

[1406] S. dazu HONSELMANN, Rationale, 1975, S. 64–72. – Für die hilfreiche Bestimmung dieser besonderen Form des Rationale gilt mein besonderer Dank Dr. Gudrun Sporbeck und Dr. Gottfried Stracke, Institut für Historische Textilien, Köln.

[1407] S. ebd., Sg. 42, 43.

[1408] Ebd., Sg. 39, 40, 44; außerdem Sg. 16–18, 21 etc.

Kloster Marienfeld (!) anhängt und das einen Brustschild mit vier Schmucksteinen aufweist.[1409] Eine vergleichbare Form des Rationale als Brustschild zeigt zudem die Figur des hl. Anno in einer Miniatur der ‚Vita Annonis maior' (Siegburg, um 1180/81).[1410] Am nächsten kommt der Wiedergabe des Rationale auf der Marienfelder Ritzgrabplatte jedoch eine Darstellung von Papst Felix im Stuttgarter Passionale (um 1150), wo der Brustschild eine entsprechende rechteckige Form mit Randbordüre und dreiteiligem Edelsteinbesatz zeigt.[1411]

Unterhalb dieses Brustschildes ist ein geschlossenes, querliegendes Buch mit Buchschließen dargestellt, dessen unterer Teil samt Buchrücken zwischen den Falten der Kasel verschwindet und das Bischof Hermann mit der geöffneten rechten Hand an sich drückt. Mit seiner Linken umfasst er durch den Kaselstoff hindurch das Pedum, das oben in einem von Manschetten eingefassten Nodus endet. Die Krümme läuft in einem Drachenkopf aus, der sich zurückwendet und in den eigenen Hals beißt, eine bei der Gestaltung des ‚*baculus pastoralis*' vom 11. bis ins 14. Jahrhundert übliche Formgebung.[1412]

In der bisherigen, nicht allzu umfangreichen Forschung zur Grabtumba Bischof Hermanns II. von Münster in Marienfeld schwanken die Datierungsvorschläge von ‚um 1222' bis ‚um 1280': So spricht sich Nordhoff für eine Frühdatierung im Zusammenhang mit der Kirchweihe um 1222 aus, in das zweite Viertel des 13. Jahrhunderts datieren Hölker, Dehio-Band 1969 (Hansmann/Kluge), Böhm, Lechtreck und Dehio-Band 2011, für eine Entstehung um 1250 plädieren Luckhardt, Strohmann und Lobbedey, Untermann gibt sogar eine Datierung ‚um 1280' an.[1413]

[1409] Ebd., Sg. 51.

[1410] Darmstadt, Universitäts- und Landesbibliothek, Ms. 945; dazu zuletzt KAT. PADERBORN 2006, S. 117–119, Kat. Nr. 103 (Anton von Euw).

[1411] HONSELMANN, Rationale, 1975, Abb. 35.

[1412] Vgl. dazu KAT. BRAUNSCHWEIG 1995, Bd. 1, S. 490–491, Kat. Nr. G 12 (Markus Müller).

[1413] NORDHOFF, Kreis Warendorf, 1886, S. 144 („zeitverwandt" mit der von ihm in die Zeit der Kirchweihe datierten Piscina); HÖLKER, Kreis Warendorf, 1936, S. 256 („zweites Viertel des 13. Jahrhundert"); HOLLÄNDER, Marienfeld, 1950, S. 7 (ohne Dat.); WERLAND, Chronik, 1968, S. 62, 127 (nennt nur das Todesjahr 1203); DEHIO, Westfalen, 1969, S. 318 („2. Viertel 13. Jahrhundert"); THÜMMLER, Marienfeld, 1972, S. 14–16 (nennt nur das Todesjahr 1203); KLAMT, Deutsche Malerei, 1972, S. 271–272 (mit der gesamten Zackenstilgruppe ins 3. Viertel des 13. Jahrhunderts datiert); LUCKHARDT, Grabdenkmäler, 1982, S. 461 („um 1250"); BÖHM, Grabmäler, 1993, S. 73–77 („im zweiten Viertel des 13. Jahrhunderts"); LINKE, Marienfeld, 1994, S. 56 (ohne Dat.); STROHMANN, Wandnische, 1995, S. 246 („um 1250"); LOBBEDEY, Westfalen, 1999, S. 139/149 („um 1250"); UNTERMANN, Forma Ordinis, 2001, S. 84 („um 1280"); LECHTRECK, Kirchen 2005, S. 62 („1225/50"); SÖDING, Gnadenstuhl, 2005, S. 159, 185 (ohne Dat.); KEMPKENS, Marienfeld, 2011, S. 27 (Hochgrab um 1220/30, Ritzzeichnung um 1240/50); DEHIO, Westfalen, 2011, S. 405 („2. Viertel 13. Jahrhundert").

Im Folgenden sei eine Einzelanalyse der relevanten Gestaltungsmotive von Tumbaarchitektur und Ritzzeichnung vorgenommen, um so zu einer Einschätzung des Entstehungszeitraumes zu gelangen:

Die charakteristischen Zier- und Gliederungsmotive wie die Arkadenbögen mit Kugelbesatz und der Röllchenfrieswulst der Deckplatte wie auch das Material des Baumberger Sandsteins verbinden die Grabtumba Bischof Hermanns II. mit weiteren, bereits mehrfach genannten Bildhauerarbeiten in Marienfeld und Rheda wie den Vorlagenkonsolen der östlichen Vierungspfeiler (Kap. C.6.3.), der Piscina im Chor (Kap. C.7.3.), der Wandnische im Kreuzgang (Kap. C.7.4.) und der Rhedaer Ostrose (Kap. D.5.8.3.1.). Der dekorative Kugelbesatz begegnet darüber hinaus auch bei den Wand- und Piscinennischen in Rheda (Kap. D.5.9.).

Wie im Zusammenhang mit den Vorlagenkonsolen dargelegt (Kap. C.6.3.3.), entstammt das sehr dekorative Motiv des Kugelbesatzes in den Bogenkehlen der oberrheinischen Spätromanik und wurde von dem für die genannten Arbeiten verantwortlichen Bildhauer, dem ‚Röllchenfriesmeister', in sein eigenes Motivrepertoire übernommen, das – wie der Röllchenfries zeigt – ansonsten eine weitgehend (nieder- und mittel)rheinisch geprägte Formensprache erkennen lässt. Da mit einer gewissen Wahrscheinlichkeit angenommen werden kann, dass die Vorlagenkonsolen und die Piscina anlässlich der Kirchweihe vollendet waren (siehe Kap. C.6.3.4., C.7.3.), ist eine Tätigkeit des Bildhauers (und seines Gesellen) in Marienfeld und Rheda in der Zeit um 1220–30 anzunehmen, in diese Zeitspanne ist folglich auch die Architektur der Grabtumba Bischof Hermanns II. zu datieren. Auch hier ist die Wahrscheinlichkeit sehr hoch, dass die ausgearbeitete Tumba anlässlich der Kirchweihe 1222 vollendet war: Ein entscheidendes Indiz dafür bildet der Fußbodenbelag im westlichen Chorjoch, der eine ausgezeichnete Grablege an dieser Stelle berücksichtigt, da die Trennstreifen westlich und östlich der Grabstelle unterschiedlich gestaltet sind (siehe Kap. C.7.2.), die Bezugnahme auf das Grab – vermutlich bereits mit der etwa zeitgleich ausgeführten Tumba – somit Teil des Gesamtplanes der Sanktuariumsgestaltung war. Der Chorfußboden ist sicher in die Zeit vor der Kirchweihe von 1222 – vielleicht auch schon um 1205/1210 – zu datieren, so dass möglicherweise die architektonische Ausgestaltung der Grabtumba

– wie die Chorbogenkonsolen und die Piscina – ebenfalls im Hinblick auf die feierliche Kirchweihe geplant und fertiggestellt wurde.

Separat davon muss die Darstellung Bischof Hermanns II. von Münster auf der Oberseite der Deckplatte der Tumba betrachtet werden: Sie zeigt deutlich ausgeprägte Stilformen des spätromanischen Zackenstils, der die mitteleuropäische Buch-, Wand- und Tafelmalerei von etwa 1200/10–1290 bestimmte.[1414] Für die vorliegende Ritzzeichnung ergeben sich dabei insbesondere Parallelen mit der Soester Wand- und Tafelmalerei – neben der Chorausmalung von St. Maria zur Höhe vornehmlich mit den Apsismalereien der St. Nicolaikapelle, denen erstmals Klamt den Marienfelder Ritzgrabstein zur Seite stellt.[1415] Luckhardt verweist dann explizit auf das Wandgemälde des hl. Nikolaus auf der Südseite des Chorbogens der Kapelle (Abb. 422) als entscheidende Vergleichsgröße.[1416] Es zeigen sich in der Tat in der Darstellung der Bischofsgestalten enge Übereinstimmungen nicht nur in der Figurenanlage, sondern auch in der Detailausbildung der Pontifikalkleidung wie etwa den großen, schmalen Faltenzügen und den ‚füllenden' kleinteiligen Fältelungen der Kaseln. Gemeinsamkeiten gibt es außerdem in der Darstellung des Amiktes, des Bischofsstabes mit Kugelknauf und Krümme, die in einem Blatt endet, und der diagonal bis auf die Schultern hinabgeführten Infulae sowie der Anlage der Mitra in Dreiviertelfrontalität mit perspektivisch wiedergegebener hinterer Mitrenspitze (Abb. 422b). Selbst bei der Gesichtszeichnung finden sich deutliche Parallelen, etwa beim schildförmigen, kinnbetonten Gesichtsschnitt (wobei in Soest das Kinn gerundeter ist), der Bartlosigkeit, dem – in Soest jedoch eckigeren – Übergang der Brauenbögen in die Nase und in Anlage und Ausdruck der Augen. Auch die lockigen, halblangen Haare, die die Ohren freilassen, entsprechen sich grundsätzlich. Bei der Soester Nikolausgestalt ist die Nasenspitze samt den kleinen Nasenflügeln allerdings präziser wiedergegeben, doch findet sich die in Marienfeld verwendete reduzierte Form etwa bei der obersten der drei maßstäblich kleineren männlichen Figuren zur Rechten des hl. Nikolaus.

[1414] S. dazu u. a. DEMUS, Wandmalerei, 1968, S. 99–103 sowie zuletzt: LEXIKON DER KUNST, Bd. 7, 1994, S. 315–316, 874–875 (jeweils Harald Wolter-von dem Knesebeck); HESS, Zackenstil, 1998; SOMMER, Hildesheim, 2000, Schlusskapitel S. 1–34. Einen zusammenfassenden Forschungsüberblick gibt jüngst SÖDING, Gnadenstuhl, 2005, S. 155–158.

[1415] KLAMT, Deutsche Malerei, 1972, S. 272.

[1416] LUCKHARDT, Grabdenkmäler, 1982, S. 461; ihm folgend BÖHM, Grabmäler, 1993, S. 76; STROHMANN, Wandnische, 1995, S. 246, dazu Abb. 337, 341; die enge Verwandtschaft betont auch SÖDING, Gnadenstuhl, 2005, S. 185, dazu Abb. 163, 164.

Die Apsis- und Chorbogenausmalung der Nicolaikapelle, die 1852 fast ohne Fehlstellen aufgedeckt, aber trotz vorgetragener Bedenken dann 1859–1862 von den Kunstmalern Fischbach aus Unna und Peter Hennes aus Soest übermalt wurden, erfuhren 1963–1965 eine ‚Entrestaurierung' durch den Restaurator Günter Goege, bei der die in der Farbgebung unglückliche Übermalung des 19. Jahrhunderts wieder entfernt wurde, so dass heute die „freskoartige Vorzeichnung und Reste der Seccoausmalung" freiliegen[1417] – gerade dieser im Sinne des Malers eher fragmentarische Zustand ermöglicht einen guten Vergleich des nun verstärkt das Bild bestimmenden Liniengerüstes mit den Ritzlinien der Marienfelder Bischofsdarstellung.

Zudem wurde durch diese Restaurierung erstmals deutlich, wie Hilde Claussen schreibt, „daß zwei Maler mit recht unterschiedlicher Handschrift in der Kapelle tätig waren, was vorher niemand erkannt hat. In der Apsiskalotte [...] ist ein anderer Maler tätig gewesen als an der Apsiswand" und an den Flanken des Chorbogens. „Die sehr schlanken, langen Gestalten in der Kalotte haben auffallend kleine Köpfe und recht feinfältige körperzeichnende Gewänder. Nur ihre schmal herabfallenden Gewandzipfel weisen spitzzackige Enden auf. Ihnen stehen an den Wänden untersetztere, voluminös wirkende Apostel gegenüber. Ihre unterschiedlich drapierten Gewänder, die teils straff, teils fülliger den Körper umhüllen, weisen lange, rundliche Faltenbahnen im Wechsel mit kurzen, gestauchten Falten auf, dazu ausfahrende gezackte Gewandzipfel, die wie vom Wind gebläht erscheinen und den Gestalten etwas Dynamisches geben."[1418]

Während die Wandmalereien der Gewölbezone kaum nähere Vergleichspunkte mit der Darstellung Bischof Hermanns auf seiner Grabplatte erkennen lassen, weisen diejenigen der Wandzone eine Reihe von Übereinstimmungen auf, und die zitierte Figurencharakterisierung kann durchaus auch für die Marienfelder Bischofsgestalt

[1417] CLAUSSEN, Wandmalerei in Soest, 1980/81, S. 654–656, das Zitat auf S. 656. Vgl. außerdem DENKMALPFELEGEBERICHT 1968, S. 464 (Dorothea Kluge), dazu Abb. 299–301 sowie jüngst die ausführliche Abhandlung von Anna Skriver: SKRIVER, Soester Nikolaikapelle, 2010 [außerdem zuletzt erneut eingehend: SKRIVER/HEILING, Romanische Wandmalerei in Westfalen, 2017, S. 619–664, v. a. 627–647]. – Ich danke Dr. Anna Skriver herzlich für das Überlassen des damals noch ungedruckten Manuskriptes ihres Aufsatzes von 2010 und die anregenden Diskussionen zu den Soester Wandmalereien und die vielfältigen Probleme des Zackenstils.

[1418] CLAUSSEN, Wandmalerei in Soest, 1980/81, S. 657–658. SKRIVER, Soester Nikolaikapelle, 2010, greift diesen Gedanken auf, sieht jedoch beide ‚Hände' in beiden Zonen durchaus parallel am Werk, etwa bei der Maiestas Domini [ebenso SKRIVER/HEILING, Romanische Wandmalerei in Westfalen, 2017, S. 638–641 (Anna Skriver)].

gelten. Die vielfältigen Übereinstimmungen finden sich dabei nicht nur, wie aufgezeigt, bei der Darstellung des hl. Nikolaus, sondern auch bei den übrigen Figuren der Wandzone: Zu nennen sind neben der allgemein breiten und leicht untersetzten Figurenanlage insbesondere die jugendlich-bartlosen Gesichter zweier Apostel (der zweite und sechste von links) und die Gewandanlagen mit den beschriebenen Faltenzügen, des weiteren die Vorliebe des Malers für die besondere, aus der byzantinischen Kunst übernommene Darstellungsweise, dass die Figuren die zu haltenden Gegenstände mit verhüllten Händen (‚*manibus velatis*') umfassen, wie es einerseits bei den Büchern und Schriftrollen der Soester Apostelgestalten, andererseits auch beim Pedum der Marienfelder Bischofsgestalt der Fall ist.

Sind die Übereinstimmungen mit den Malereien der Wandzone der Soester Nicolaikapelle wie gesehen recht groß, so sind sie hingegen mit der dortigen Kalottenmalerei nicht ganz so eng. Es ist hier nicht der Ort, die Soester Wand- und Glasmalerei im zweiten Drittel des 13. Jahrhunderts erneut aufzuarbeiten und deren stilistische Entwicklung darzulegen – dies muss einer zukünftigen, umfassenden Bearbeitung vorbehalten bleiben. Zur Einordnung der Wandmalereien der St. Nicolaikapelle sei daher hier nur auf die stilistisch enger verwandten Wandmalereien in Balve und Methler (Abb. 1331) verwiesen,[1419] die deutliche Parallelen in Formenschatz, Figurenanlage und Art der Faltenbildung aufweisen. Dies gilt auch für die ebenfalls nach Soest zu lokalisierenden Reste eines Wurzel-Jesse-Fensters aus St. Pantaleon in Lohne (um 1245/50), heute im Westfälischen Landesmuseum für Kunst und Kulturgeschichte in Münster.[1420] Mit den ältesten Partien (Chor und Heiliggrabnische) der über einen längeren Zeitraum entstandenen Ausmalung von St.

[1419] S. dazu DENKMALPFLEGEBERICHT 1975, S. 314–216 (Hilde Claussen), dazu Abb. 234, 235 (Balve); STROHMANN, Methler, 1995; GEIER, Methler, 1997, S. 9–19; zum Kirchenbau in Methler und seiner Ausmalung zuletzt LOBBEDEY, Westfalen, 1999, S. 457–460. KORN, Bücken – Legden – Lohne, 1992, S. 41 sieht das Verhältnis hingegen weniger eng. – Zu den Wandmalereien in Balve und Methler zudem jüngst SÖDING, Gnadenstuhl, 2005, Anm. 91, 92, 103 [zu Balve nun ausführlich SKRIVER/HEILING, Romanische Wandmalerei in Westfalen, 2017, S. 209–264, der stilistische Vergleich mit der Soester Nicolaikapelle nur knapp auf S. 241 angerissen, in der Stilanalyse zur Nicolaikapelle (S. 638–647) hingegen gar nicht, dort v. a. die Ausmalung der Taufkapelle von St. Gereon in Köln (um 1243–1245) als grundsätzlicher stilistischer Bezug genannt; auch der aufschlussreiche Vergleich mit der Marienfelder Grabplatte bleibt unerwähnt; prägnanter hingen die Aussagen im selben Band bei SKRIVER, Romanische Wandmalerei, 2017, S. 92–93, 96, wo sie drei Werkstätten am Werk sieht: 1. Soester Nicolaikapelle, Bischof in Weslarn und Lohner Prophetenscheiben, 2. Hohnekirche in Soest, 3. Weslarn Nordapsis und Balve. – Zur Restaurierung der Wandmalereien in Methler zuletzt: STROHMANN, Restaurierungsgeschichte, 2017, v. a. S. 43–45].

[1420] Eingehend dazu KORN, Bücken – Legden – Lohne, 1992, S. 34–42; KORN, Lohne, 2010; vgl. auch KORN, Soest, 2010; außerdem SÖDING, Gnadenstuhl, 2005, S. 187–188 (mit weiterf. Lit.), dazu Abb. 166, 167 [sowie jetzt auch SKRIVER, Romanische Wandmalerei, 2017, S. 92; SKRIVER/HEILING, Romanische Wandmalerei in Westfalen, 2017, S. 645–646 (Anna Skriver)].

Maria zur Höhe sowie weiteren Ausmalungen in St. Petri und in Kirchen in der näheren und weiteren Umgebung der Stadt sind die Übereinstimmungen zumeist nur allgemeinerer Natur.[1421] Auch die stilistisch jüngere Gnadenstuhltafel aus der Soester Wiesenkirche, heute in der Gemäldegalerie in Berlin, gehört in die Nachfolge der Wandmalereien der Nicolaikapelle und des Marienfelder Ritzgrabsteins, wie etwa der Kopftypus des Johannes belegt. Söding weist darüber hinaus darauf hin, dass „für die Johannesfigur in Berlin [...] die schmalen Schultern, der freigelegte, konisch zulaufende Hals und der kragenartige Amikt [der Marienfelder Bischofsgestalt] von Interesse“ seien.[1422]

Die aufgezeigte enge stilistische Nähe der Ritzliniendarstellung des Grabmals von Bischof Hermann II. von Münster in Marienfeld zu den Malereien der Wandzone der Soester Nicolaikapelle spricht folglich dafür, dass die Ritzliniengravur der Bischofsgestalt auf eine Entwurfszeichnung eines Mitgliedes derselben Malerwerkstatt zurückgeht, die offenbar weitere Werke der Wand- und Glasmalerei in Soest und dessen weiterem Umland geschaffen hat. Die Entwurfszeichnung wurde dann von einem Bildhauer in den Stein übertragen. Bei dieser Umsetzung wird es sicherlich zu gewissen Abweichungen gekommen sein, die bei einem Stilvergleich zu berücksichtigen sind.

Die Chorausmalung der St. Nicolaikapelle in Soest wird von Hilde Claussen und weiteren Forschern in die Zeit um 1250 datiert,[1423] zu überlegen wäre jedoch eventuell bereits eine etwas frühere Entstehung in den 1240er Jahren,[1424] doch sind Feindatierungen innerhalb des Zackenstils, bei dem zumeist nur eine Grobeinordnung in Früh-, Mittel- und Spätphase vorgenommen werden kann, bisher kaum möglich. Auch das Verhältnis zu rheinischen Werken des Zackenstils, etwa den

[1421] CLAUSSEN, Wandmalerei in Soest, 1980/81, S. 651–665, äußert die Vermutung, dass die Ausmalungen in Ostönnen, Weslarn, Neuenbeken oder Lippstadt (Große Marienkirche) eventuell in der direkten Nachfolge der Nicolaikapellenausmalung entstanden sein könnten. Diese Frage können jedoch erst umfassendere Untersuchungen abschließend klären. [Diese sind mittlerweile im Rahmen eines fundierten Forschungsprojektes durchgeführt worden, dessen Ergebnisse nun vorliegen: SKRIVER/HEILING, Romanische Wandmalerei in Westfalen, 2017]. Vgl. außerdem DEMUS, Romanische Wandmalerei, 1968, S. 101–102, 192, dazu Taf. 216–217 und Abb. 54 (Neuenbeken), S. 195, dazu Taf. 222 (Ostönnen), S. 195, dazu Abb. 57, 58 (Soest, St. Maria zur Höhe).

[1422] Zur Berliner Gnadenstuhltafel grundlegend SÖDING, Gnadenstuhl, 2005, das Zitat auf S. 185.

[1423] CLAUSSEN, Wandmalerei in Soest, 1980/81, S. 658; ihr folgend KORN, Bücken – Legden – Lohne, 1992, S. 41; LOBBEDEY, Westfalen, 1999, S. 405; SÖDING, Gnadenstuhl, 2005, S. 183; SKRIVER, Soester Nikolaikapelle, 2010 (dort auch ausführlicher Forschungsbericht) [SKRIVER/HEILING, Romanische Wandmalerei in Westfalen, 2017, S. 623, 647 (Anna Skriver)].

[1424] Vgl. auch die deutlich früheren Datierungen bei HENZE, Romanische Wandmalerei, 1942.

Wandmalereien in der Altarnische im nordöstlichen Querhaus von St. Kunibert in Köln, deren Entstehung mit einer für 1226 überlieferten Altarweihe in Verbindung gebracht werden kann,[1425] oder der Ausmalung der Taufkapelle von St. Gereon in Köln, die recht genau um 1243/45 datiert werden kann,[1426] wäre noch eingehender zu klären.[1427]

Derselbe zeitliche Ansatz – um 1245/50 – hat dann auch für die zweifellos zeitgleiche, auf derselben Stilstufe anzuordnende Ritzzeichnung des Grabmals Bischof Hermanns in Marienfeld zu gelten.

Dieser Zeitansatz noch vor die Mitte des 13. Jahrhunderts deckt sich auch mit der Datierung der gleichzeitig entstandenen Umschrift der Deckplatte, die aufgrund der Buchstabengestaltung der verwendeten Mischmajuskel in das zweite Viertel des 13. Jahrhunderts datiert werden kann.[1428]

Bisher unbeachtet blieb in der Forschung anscheinend der Gedanke an eine Zweiphasigkeit der künstlerischen Gestaltung des Stiftergrabmals, wie sie sich jedoch nach der vorgenommenen Einzelanalyse von dessen Architektur und Deckplattengestaltung abzeichnet: Die Tumbenarchitektur mit den seitlichen Rundbogenarkaden einschließlich Kugelbesatz und Kapitellen sowie dem Röllchenfries an der Unterkante der Deckplatte kann aufgrund stilistischer Vergleiche mit den engstens verwandten, sicherlich von demselben Steinmetzen, dem ‚Röllchenfriesmeister', gefertigten Arbeiten in Marienfeld – den Zierkonsolen an den östlichen Vierungspfeilern, der Piscina im Hochchor und der Wandnische im Kreuzgangostflügel – in die Zeit um 1220/30, möglicherweise sogar vor 1222, datiert werden.

Die Ausgestaltung der Deckplatte dürfte hingegen erst einige Zeit später, um 1245/50, entstanden sein, als man offenbar aus Soest eigens einen Mitarbeiter aus einer der dort (unter anderem in der Nicolaikapelle) tätigen Malereiwerkstätten

[1425] JAKOBY, Wandmalereien, 1992, S. 168, 170; ihr folgend SÖDING, Gnadenstuhl, 2005, S. 200.

[1426] Zur Ausmalung der Taufkapelle von St. Gereon in Köln und ihrem stilistischen Umfeld grundlegend SKRIVER, Taufkapelle, 2001, v. a. S. 112–116, 163–182.

[1427] SÖDING, Gnadenstuhl, 2005, S. 199–200 schlägt vor, dass die Wandmalereien der Soester Nicolaikapelle Anregungen der Ausmalung der Taufkapelle von St. Gereon in Köln aufgenommen hat, doch sind meines Erachtens die Vergleiche mit deren Gewandanlagen etc. weniger überzeugend als die Gegenüberstellung mit der Marienchor-Ausmalung von St. Kunibert. Vgl. dazu auch SKRIVER, Soester Nikolaikapelle, 2010 [und zuletzt SKRIVER/HEILING, Romanische Wandmalerei in Westfalen, 2017, S. 644–645 (Anna Skriver)].

[1428] Freundliche Auskunft von Herrn Clemens Bayer M.A., Bonn/Lüttich.

berief, nach dessen Entwurf die Ritzzeichnung des Verstorbenen in einem gemäßigten Zackenstil umgesetzt wurde. Die Darstellung des Bischofs wurde bei der Ausführung der Gravuren zugleich durch die vermutlich von einem Marienfelder Gelehrten entworfene, sehr kunstvolle umlaufende Grabinschrift eingefasst.

7.6. Die Grabplatte der Hadwigis

In der Westwand des südlichen Querhauses ist heute eine Grabplatte mit einer Ritzdarstellung der Verstorbenen eingelassen, die aufgrund der Inschrift als ‚Hadwigis' identifiziert werden kann (Abb. 426).[1429]

Die regelmäßig rechteckige, recht schmal proportionierte Grabplatte besteht aus feinem Grünsandstein.[1430] Entlang ihrer nicht weiter profilierten Kanten umläuft ein von zwei Ritzlinien begrenztes Band von unterschiedlicher Breite (7–9,5 cm)[1431] das Binnenfeld. Dieses wie auch die Inschriftleisten sind durch Abrieb insbesondere im unteren Drittel heute nur noch fragmentarisch erhalten, so dass die Inschrift heute abbricht. Von der in einer anspruchsvollen Mischmajuskel[1432] geschriebenen Inschrift ist noch folgende Sequenz lesbar, die in der linken oberen Ecke beginnt, der Textanfang wird (wie beim Grabmal Bischof Hermanns) durch ein Kreuz markiert:

„*+XIIII×K(A)L(ENDAS)×IVnII×/O(BIIT)×hADWIGIS×UXOR EIV(S)...*".

Übersetzt lautet die Inschrift: ‚Am 14. [Tag vor] den Kalenden des Juni [= 18. Mai] starb Hadwigis, seine Gemahlin....'

Auffällig ist, dass die Inschrift nur den oberen und den rechten Abschnitt des Inschriftbandes ausfüllt, während der linke Streifen vollkommen leer bleibt – darüber, ob und wie weit sie sich noch über die untere Schmalseite erstreckte, können hingegen keine Aussagen mehr getroffen werden.

[1429] Die Grabplatte der Hadwigis wurde in folgenden Arbeiten betrachtet und analysiert: NORDHOFF, Kreis Warendorf, 1886, S. 146, dazu Fig. 77 (Umzeichnung); HÖLKER, Kreis Warendorf, 1936, S. 258, Nr. 47, dazu Abb. 381; HOLLÄNDER, Marienfeld, 1950, S. 14; WERLAND, Chronik, 1968, S. 127, dazu Abb. S. 126; DEHIO, Westfalen, 1969, S. 318; THÜMMLER, Marienfeld, 1972, S. 16; LUCKHARDT, Grabdenkmäler, 1982, S. 463, dazu Abb. 4; BÖHM, Grabmäler, 1993, S. 71–73, dazu Abb. 20; LOBBEDEY, Westfalen, 1999, S. 149; KOHL, Marienfeld, 2010, S. 43; KEMPKENS, Marienfeld, 2011, S. 28; DEHIO, Westfalen, 2011, S. 405 [KEMPKENS, Kirchweihe Marienfeld, 2023, S. 317].

[1430] Maße (in cm): L: 207; B: oben und unten je 83; T: 2,5+x. – Der Zustand ist bis auf die Abtretungen verhältnismäßig gut, allerdings ist die Platte etwas oberhalb der Armbeugen der Frauengestalt gebrochen und wieder zusammengefügt, wobei insbesondere am rechten Rand leichte Ausbrüche zu verzeichnen sind.

[1431] An der Oberkante ist das Band 8 cm breit, auf der linken Seite 7,5–7,9 cm, an der rechten Seite 7–9,5 cm (oben) breit.

[1432] Auch hier gilt mein besonderer Dank für die freundliche Hilfe bei der epigraphischen Einordnung der Inschrift Herrn Clemens Bayer M.A., Bonn.

Aufgrund dieser Inschrift lässt sich die Grabplatte jedoch mit einem Grabstein identifizieren, den Pater Hermann Hartmann noch 1715 in seiner Beschreibung des Klosters im Ostflügel des Kreuzganges, jenseits des Kapitelsaales, erwähnt, doch auch schon zu seiner Zeit war die übrige Inschrift offenbar vollständig abgetreten und nicht mehr lesbar.[1433] Er verweist allerdings – der Inschrift des Grabsteins folgend – darauf, dass Hadwigis die Gemahlin des Mannes gewesen sei, der unter dem vorausgehenden oder nachfolgenden Grabstein begraben liegt – letzterer nannte einen ‚*Subertus de Bever[...]*', möglicherweise war sie also dessen Gemahlin.[1434] Nun lässt sich jedoch weder in den Marienfelder, noch allgemein in den westfälischen Urkunden des 13. Jahrhunderts ein ‚*Subertus de Bever[n]*' nachweisen, dafür jedoch mehrfach ein ‚*Lubertus de Beveren*' – es dürfte sich somit um einen Lesefehler Hermann Hartmanns handeln. Lubert (II) von Bevern lässt sich zwischen 1204 und 1233 in nicht weniger als 26 Urkunden der Bischöfe von Münster als deren Ministeriale nachweisen.[1435] Sein Großvater Lubert (I) stiftete 1142 das Benediktinerkloster in Hohenholte. Leider wird jedoch an keiner Stelle Luberts (II) Gemahlin, die Mutter seines Sohnes Lubert (III), erwähnt,[1436] so dass unklar

[1433] Über die Grabplatte der Hadwigis schreibt Pater Hermann Hartmann, zitiert nach WIGGER, Antiquitates, 1898, S. 22: „[*In porticu orientali, sive trans domum capitularis.] In tertio ligitur adhuc * * XIIII Kal. Junii obiit Hadewigis, uxor eius*." – In etwas freier deutscher Übersetzung bei BÖHMER/LEIDINGER, Chroniken und Dokumente, 1998, S. 157: „Auf dem dritten ist noch lesbar: „*...am 19. Mai starb Hedwig, seine Frau*." ". – Auf die ‚Beschreibung' Hartmanns und die dortige Nennung der Grabplatte verwiesen bereits LUCKHARDT, Grabdenkmäler, 1982, S. 463, dazu Anm. 51; BÖHM, Grabmäler, 1993, S. 71; die Verbindung nicht hergestellt (!) bei KOHL, Marienfeld, 2010, S 43, 45 wo Platte und Textstelle getrennt genannt werden.

[1434] Dazu schreibt Pater Hermann Hartmann, zitiert nach WIGGER, Antiquitates, 1898, S. 22: „*NB: Heac videtur fuisse coniux viri vel praecedentis vel consequentis saxi, de quo in quarto legitur: XII kal. Julii obiit Subertus de Bever- * * *. Anima eius req. in pace.*" – In etwas freier deutscher Übersetzung bei BÖHMER/LEIDINGER, Chroniken und Dokumente, 1998, S. 157: „Sie scheint die Frau des Mannes gewesen zu sein, der unter dem Grabstein davor oder danach begraben liegt. Von ihm kann man auf dem vierten noch lesen: „*Am 20. Juni [es steht irrtümlich ‚Juli'] starb Subert von Bever-..../ Seine Seele möge ruhen in Frieden*.". – Der Herausgeber der ‚Antiquitates', Josef Wigger, identifizierte auf S. 22 in Anm. 1 den genannten ‚*Subertus de Bever*' mit dem Abt ‚*Subbertus de Boderike*', doch hieß dieser nicht ‚*Subbertus*' sondern ‚*Ludbertus*'. – Auch HÖLKER, Kreis Warendorf, 1936, S. 258, Anm. 26 und BÖHM, Grabmäler, 1993, S. 72, 73, dazu Anm. 257 mutmaßen Hadwigis als Gemahlin des ‚*Subertus de Bever*'.

[1435] S. dazu WUB III, Nr. 27 (1204), 40 (1206), 69 (1212), 73 (1213), 110 (1217), 113 (1217), 135 (o. J.), 139 (1219), 174 (1221), 175 (1222), 180 (1223), 183 (1223), 185 (1223), 187 (1223), 202 (1224), 209 (1224), 216 (1225), 234 (1227), 236 (1227), 237 (1227), 254 (1228), 265 (1229), 271 (1230), 292 (1231), 301 (1233), 308 (1233). – Der zugehörige Registerband führt außerdem noch Nr. 408 von 1244 auf, doch dürfte sich die dortige Namensnennung – auch im Hinblick auf den großen Zeitabstand zur vorherigen Urkunde – bereits auf den Sohn beziehen, dem auch die nachfolgenden Urkunden Nr. 438 (1245), 542 (1252) und 550 (1252) zugeordnet werden.

[1436] In fast allen Urkunden erscheint ‚Lubertus de Beveren' in der Liste den ministerialen Zeugen, nur die älteste Urkunde von 1204 (WUB III, Nr. 27) nennt ihn als Inhaber eines Zehnten von Freckenhorst, den er dem Bischof resigniert habe. Persönliche Handlungen, Verhältnisse etc. sind darüber hinaus bis auf die Nennung des Bruders Albero und des Sohnes Lubertus den Urkunden nicht zu entnehmen. Im Marienfelder Nekrolog heißt es zum 20. Juni: „*Lutberus de Beveren et uxores contulerunt 50 marca*". (KOHL, Marienfeld, 2010, S. 533) – auch hier also keine Namensnennung der Gemahlinnen. (!).

bleiben muss, ob die im Marienfelder Kreuzgang bestattete Hadwigis in der Tat die Gemahlin von Lubert (II) von Bevern gewesen ist.

Befragt man das Marienfelder Nekrolog, so findet sich dort kein Eintrag um den 18. Mai für eine ‚Hadwigis', dafür jedoch am 8. und 30. Januar, 5. März, 2. April und 29. Juni.[1437] Am ehesten ist wohl eine Identifizierung mit der zum 29. Juni eingetragenen „*Hadewigis laica*" anzunehmen, das falsche Sterbedatum könnte möglicherweise auf einen simplen Rechenfehler zurückzuführen sein.[1438] Leider ist jedoch auch mit diesem mutmaßlichen Nekrologeintrag weder das Sterbejahr noch die Familienzugehörigkeit der Hadwigis erschlossen. In erfassten westfälischen Urkunden des 13. Jahrhunderts erscheint namentlich nur eine Laiin namens Hadwigis, nämlich die Schwester des Liesborner Ministerialen Helmich (Helmicus), der 1231 dem Kloster Marienfeld gewisse Güter unter bestimmten Bedingungen und mit Billigung seiner Schwester Hathewigis resignierte[1439] – ob diese mit der Hadwigis der Grabplatte identisch ist, muss leider ebenfalls offen bleiben.

Bemerkenswert an dem Nekrologeintrag zum 29. Juni ist freilich, dass Hadwigis explizit mit dem Zusatz ‚*laica*' (= Laiin) verzeichnet wurde, was wohl ein vager Hinweis darauf ist, dass der Nekrologeintrag vorgenommen wurde, als die Beisetzung weiblicher Laien im Kloster noch keine Selbstverständlichkeit war und dies daher eigens vermerkt wurde.

Die Bestattung der Hadwigis und ihres Gemahls im Kreuzgang entsprach den Bestimmungen des Generalkapitels, das 1220 und 1257 nochmals das Bestattungsverbot für den Kirchenraum erneuerte, Stifter und Laien durften demnach

[1437] So das Nekrolog des Klosters, abgedruckt bei LEDEBUR, Necrologium, 1827, S. 129–138; vgl. KOHL, Marienfeld, 2010, S. 526 mit den jeweiligen Hadewigis-Nennungen, die verschiedenen Familiennamen zugeordnet werden können; dort auch vermerkt, dass es zum Eintrag zum 29. Juni heißt: „*dedit 20 denarios annuatim ad luminare conversorum*". In der überlieferten Abschrift bei Kindlinger (Landesarchiv NRW, Abt. Westfalen, Münster, Msc. VII, Nr. 1337, S. 40) heißt es hingegen leicht abweichend: „*Hadewigis Laica de qua habemus 20 denariu(m) annuat(im) ad luminare conversorum*". – Die einzelnen Hadewigis-Nennungen bereits bei LUCKHARDT, Grabdenkmäler, 1982, S. 463; allerdings nimmt er irrtümlich den 14. Juni (!) als Sterbetag der Hadwigis an (s. folgende Anm.).

[1438] So könnte ein späterer Schreiber den Eintrag zu Hadwigis anhand der Grabplatteninschrift im Nekrolog verändert haben, wobei er mutmaßlich das Sterbedatum falsch ausgerechnet hat: Möglicherweise hat er die Kalenden mit den Iden, der Monatsmitte (= 15. Tag), verwechselt und dann noch die angegebenen 14 Tage statt abgezogen hinzugezählt, so dass er auf den 29. Juni kam und unter diesem Datum den älteren Vermerk zu Hadwigis eingetragen hat. – Bereits LUCKHARDT, Grabdenkmäler, 1982, S. 463 und ihm folgend BÖHM, Grabmäler, 1993, S. 73 identifizierten die Hadwigis der Grabplatte mit der zum 29. Juni im Nekrolog eingetragenen ‚*Hadewigis laica*', nahmen jedoch irrtümlich den 14. Juni als Sterbetag an und begründeten den nach ihrer Rechnung angenommenen zweiwöchigen Abstand zwischen Sterbe- und Gedenktag damit, dass letzterer den Tag des Begräbnisses bezeichne.

[1439] WUB III, Nr. 289.

nur auf dem Friedhof oder in besonderen Räumen der Klausur wie Kreuzgang, Kapitelsaal oder Nebenkapellen beigesetzt werden.[1440] Die völlig flache, bis auf die Gravierungen ungegliederte Form des Grabsteins sowie die Ablaufspuren im unteren Drittel sprechen dafür, dass dieser völlig plan in den Kreuzgangboden eingelassen war, um nicht den Durchgang zu behindern und ein Begehen zu ermöglichen, und belegen damit, dass man bei der Anlage der Grabstätte die Bestimmungen des Generalkapitels von 1191 und 1194 für Bestattungen (eigentlich nur der Klosterstifter) im Kreuzgang sehr genau befolgte.[1441]

Laienbestattungen von nicht zur Stifterfamilie gehörigen Adeligen in Kreuzgängen und anderen Nebenräumen eines Zisterzienserklosters lassen sich bisher erstmals in der Zeit nach 1270 nachweisen.[1442] Da die Grabplatte der Hadwigis aus stilistischen Gründen in die Zeit um 1235/40 datiert werden kann (s.u.), ist sie somit als der älteste erhaltene Laiengrabstein in einem deutschen Zisterzienserkloster anzusehen![1443]

Noch 1715 lag die Grabplatte der Hadwigis laut der Beschreibung des Klosters von Pater Hermann Hartmann an ihrem angestammten Platz im Ostflügel des Kreuzganges, beim bald darauf, um 1720, erfolgten Abriss des mittelalterlichen Kreuzgangostflügels anlässlich des barocken Neubaues des östlichen Klausurtraktes dürfte die damals offenbar bereits als künstlerisch wertvoll erachtete Grabplatte dann gehoben und an die heutige Stelle im Südquerhaus der Klosterkirche verbracht worden sein.

Das von dem Inschriftrahmen umschlossene Bildfeld zeigt die lebensgroße Darstellung der Verstorbenen, die die Fläche ausfüllt, ohne dabei eingezwängt zu erscheinen. Hadwigis ist in Frontalansicht, jedoch mit ins Dreiviertelprofil gedrehtem und zudem leicht geneigtem Kopf wiedergegeben, dessen Haltung der Darstellung eine besondere Lebendigkeit verleiht. In einem gewissen Kontrast zur Schmalschultrigkeit stehen die ausladenden, angewinkelten Arme, wobei die rechte

[1440] So UNTERMANN, Forma Ordinis, 2001, S. 77 (mit Quellenverweis), 88.

[1441] 1191, Nr. 78; 1194, Nr. 7. S. dazu CANIVEZ, Statuta I, 1933, S. 145, 172. – Vgl. dazu auch UNTERMANN, Forma Ordinis, 2001, S. 75.

[1442] So UNTERMANN, Forma Ordinis, 2001, S. 89.

[1443] In dieser Hinsicht blieb die Grabplatte der Hadwigis in Marienfeld bisher völlig unbeachtet, UNTERMANN, Forma Ordinis, 2001, S. 89 nennt als älteste ‚nichtstifterische' Adelsgräber solche von 1276 in der Infirmeriekapelle von Kloster Ebrach, außerdem Laiengrabplatten in Kreuzgang und Kapitelsaal in Maulbronn ab 1271.

Hand das Gewand vor der Brust zusammenhält, während die ausgestreckte linke offenbar ehedem einen heute nicht mehr erkennbaren Gegenstand hielt, möglicherweise ein Buch[1444] – vielleicht ist ihre Handhaltung aber auch nur als Weisungsgestus – etwa auf die Grabstelle ihres Gemahls – zu deuten.

Die Binnenzeichnung des hochovalen Gesichts ist nur noch partiell erhalten, insbesondere die Kurve der sich aus der rechten Augenbraue heraus entwickelnden Nasenlinie, die Spaltlinie des Mundes sowie Ansätze der mandelförmigen Augen mitsamt den Pupillenbohrungen. Das Gesicht der Hadwigis wird von dem um das Haupt gewundenen Kopftuch eingefasst, das sämtliche Haare verdeckt und sie so als verheiratete Frau ausweist. Besonders markant sind dabei ein quer oberhalb der Stirn gezogener Faltenstrang und weitere, im Kontur zackenartig angegebene Faltenwülste, die dem Kopftuch einen bewegten Umriss verleihen. Das auffällige Kopftuch läuft zu seiten des Halses in zwei langen, spitzen Zipfeln aus.

Den Hals umschließt ein kleinteilig gefältelter Kragen, der sich über den Ausschnitt des Gewandes legt. Dieses umfließt den unter dem Stoff deutlich erkennbaren Körper in weich fallenden Faltenwürfen, hierbei wechseln glatte, gestraffte Partien mit Bereichen mit markanten Zugfalten ab, etwa an den Achseln oder am linken Oberschenkel. Staufalten ergeben sich an den Armbeugen, die Hände umschließen große Gewandschlaufen, wobei offenbar zusätzlich ein geraffter Gewandzipfel über das linke Handgelenk gelegt ist. Von den Armen schlängeln sich die Gewandsäume dann großzügig herab.

Die Ritzzeichnung der Hadwigis-Grabplatte erweist sich als ein Werk von hoher Qualität und zeichnet sich durch die sichere Komposition und das Erreichen einer besonderen plastischen Wirkung aus.

Zur stilistischen Einordnung der Ritzzeichnung verwies Gabriele Böhm auf das Wandgemälde mit den ‚Drei Frauen am Grabe' an der Westwand der Heiliggrabnische von St. Maria zur Höhe (Hohnekirche) in Soest (Abb. 1330),[1445] das um 1240 datiert wird.[1446] Sie führt als Vergleichspunkte die „feine[n], jugendliche[n] Gesichter, die von einem Schleier umrahmt werden, sehr füllige Gewänder aus

[1444] So BÖHM, Grabmäler, 1993, S. 72.
[1445] BÖHM, Grabmäler, 1993, S. 72–73, dazu Abb. 21.
[1446] S. dazu CLAUSSEN, Wandmalerei in Soest, 1980/81, S. 651–654; LOBBEDEY, Westfalen, 1999, S. 400.

weichem Stoff und Drehungen ins Dreiviertelprofil“ an.[1447] Die Gewandauffassung ist jedoch im Detail eine andere, so fehlen etwa die weiten Gewandschlaufen um die Handgelenke. „Die Ärmelüberwurfe und das sich auf den Schultern stauende Gewand lassen“, so Jochen Luckhardt, „an Motive in der nach 1238 gefertigten Königschronik aus Aachen (Brüssel, Bibliothèque Royale, ms. 4609, 467) denken“.[1448] Darüber hinaus verwies er für die Drapierung des Kopftuches auf die Figur der Elisabeth in der Miniatur mit der Geburt Johannes’ des Täufers im Evangelistar aus Groß St. Martin in Köln, das etwa um 1227–35 entstand.[1449] In der Tat findet sich dort eine gut vergleichbare Wiedergabe des Kopftuches mit den charakteristischen spitzen Zipfeln. Hinzu kommt allgemein eine Verwandtschaft in der Anlage der Gewänder, die dort noch deutlich vom Muldenfaltenstil der Zeit um 1220/30 geprägt sind.[1450] Diese Vergleiche legen eine Rezeption insbesondere kölnischer Gestaltungsformen der (Buch-) Malerei durch den entwerfenden Künstler nahe und ermöglichen eine Datierung der Gravur der Hadwigis-Grabplatte in der Zeit um 1235/40.

8. Rekonstruktion der Baugestalt der Klosterkirche zum Zeitpunkt ihrer Fertigstellung

Obwohl die bauliche Substanz der Marienfelder Klosterkirche in ihren wesentlichen Bereichen unwahrscheinlich bemerkenswert gut erhalten ist, haben doch im Lauf der Jahrhunderte einige Umgestaltungen stattgefunden, die das Erscheinungsbild der Kirche nachhaltig verändert haben. So gingen durch die umfangreichen Umbaumaßnahmen unter Abt Nikolaus (1322–1344) die ursprünglichen Chorseitenschiffe sowie die Gliederung der romanischen Ostfassade verloren, 1714 wurde das Seitenschiff des Langhauses durch einen weitgehenden Neubau ersetzt. Hinzu kommen Veränderungen an den Fensteröffnungen in der Spätgotik, der Dachbrand 1826 und die damit verbundenen Schäden sowie mehrfache Erneuerungen der Außen- und Innenfassungen und des Fußbodenbelages.

[1447] BÖHM, Grabmäler, 1993, S. 72.

[1448] LUCKHARDT, Grabdenkmäler, 1982, S. 463; zur Königschronik aus Aachen vgl. auch SKRIVER, Taufkapelle, 2001.

[1449] Brüssel, Bibliothèque Royale, ms. 466/9222; ebd. Zum Evangelistar aus Groß St. Martin grundlegend s. GRIMME, Evangelistar, 1989, hier Tafel S. 89; zu Datierung der Handschrift S. 108.

[1450] Zu nennen sind etwa die Christusgewandungen folgender Miniaturen: ‚Christus erscheint den Jüngern’, ‚Christus und der ungläubige Thomas’ sowie insbesondere die ‚Verklärung Christi auf Tabor’, außerdem das Gewand des Erzengels bei der ‚Verkündigung’, vgl. dazu GRIMME, Evangelistar, 1989, Tafel S. 74, 75, 81, 91.

Nachfolgend wird daher eine Rekonstruktion vorgestellt,[1451] die ausgehend von der erhaltenen Substanz und den sorgfältig ausgewerteten Befunden annäherungsweise die Gestalt der Klosterkirche zum Zeitpunkt ihrer baulichen Fertigstellung (um 1222/30) schildert, um so eine präzisere Vorstellung von der ursprünglichen architektonischen und räumlichen Konzeption der Anlage zu erhalten, die dann wiederum als Grundlage für eine typologische und stilistische Einordnung des Baues dienen kann.

8.1. Die Chorseitenschiffe

Unter Abt Nikolaus (1322–1344) wurden die ursprünglichen Chorseitenschiffe völlig niedergelegt und durch den Bau des heutigen Chorumganges ersetzt. In der ‚Marienfelder Chronik' heißt es zu dieser Maßnahme: „*Item dilatavit oratorium iuxta chorum ad meridianem et aquilonarem partem, quod valde angustum et tenebrosum ante fuerat, et extendit etiam ad orientem in tantum, ut ubi fuerunt sex altaria, modo sunt decem*".[1452] Anlass bzw. Begründung für den Neubau war demnach – neben der Vermehrung der Altarstellen von sechs auf zehn durch den Bau eines völlig neuen Umgangsflügels auf der Ostseite – die ‚Enge' und ‚Dunkelheit' in den romanischen Chorseitenschiffen.

Einige wenige Baubefunde und Anhaltspunkte an den Außenseiten der nördlichen und südlichen Chorarkaden sowie unter den Chorumgangsdächern erlauben trotz zusätzlicher jüngerer Veränderungen wie dem Einbau der spätgotischen Chorschranken und der zugehörigen steinernen Sitzbank sowie den Übertünchungen der relevanten Mauerwerkspartien eine zumindest annäherungsweise Rekonstruktion der ursprünglichen Baugestalt der romanischen Chorseitenschiffe (Abb. 43b).

So belegen die Anschlussspuren im Bereich des Chorumgangs und insbesondere unter dessen Dach, dass die Ostwände der Chorseitenschiffe um 26–27 (im Norden) bzw. 27–27,5 cm (im Süden)[1453] hinter die Flucht der Chormittelschiffostwand

[1451] Bereits bei TRÖLLER, Marienfeld, 1935, S. 3–5 findet sich das Kapitel ‚II. Rekonstruktion, Beschreibung', doch beinhaltet es hauptsächlich eine knappe Baubeschreibung mit einer eher summarischen Benennung der zu ergänzenden Bauteile.

[1452] Zitiert nach ZURBONSEN, Chronicon, 1884, S. 47. Da die Übersetzung bei BÖHMER/LEIDINGER, Chroniken und Dokumente, 1998, S, 54 stellenweise zu frei und unpräzise ist, soll hier folgende Übersetzung vorgeschlagen werden: „Ebenso verbreiterte er die Klosterkirche am Chor auf der südlichen und nördlichen Seite, welche zuvor sehr eng und dunkel war[en], und erweiterte sie [auch] im Ganzen nach Osten, so dass dort, wo sechs Altäre waren, jetzt zehn stehen."

[1453] So bereits SIGRIST/STROHMANN, Baugeschichtliche Befunde, 1995, S. 149.

zurücksprangen. Die Stirnwände der Seitenschiffe dürften eine erschließbare Mauerstärke von ca. 90–100 cm besessen haben – eine genauere Bestimmung wird erst nach einer Abnahme der Überputzungen an den Anschlussstellen möglich sein.[1454] Der verbleibende Raum zwischen der Innenflucht der Stirnwand und der Westkante der östlichen Arkadenpfeilervorlage umfasste im Norden ca. 75–85 cm, im Süden ca. 67–77 cm; die so entstandenen raumhaltigen Nischen vor den Stirnwänden, die vermutlich innen ebenfalls flach schlossen, dürften für die östlichen Altarstellen der Chorseitenschiffe genutzt worden sein (s.u.).

Weniger definitiv sind die Befunde für die südliche und nördliche Außenwand der Chorseitenschiffe. Der zitierten Textstelle in der Klosterchronik zufolge waren die romanischen Abseiten eng, demnach also schmaler als der gotische Chorumgang, ihre Längswände lagen folglich innerhalb des heutigen Umganges. Auch wenn deren genaue Position erst durch eine archäologische Untersuchung präzise zu bestimmen sein wird, so bieten doch zwei Befunde an den Querhausostwänden bereits entscheidende Anhaltspunkte für eine angenäherte Positionsbestimmung: In beiden Wänden verläuft etwa mittig jeweils eine vertikale Baufuge als mittlere ‚Stufe' der Baunaht-Abtreppung, die das ältere Backsteindünnformat der Phase I vom jüngeren Dickformat der Phase II trennt (dazu Kap. C.4.3.2.). Da die ebenfalls der Phase I angehörenden Längswände der Chorseitenräume naturgemäß nicht außerhalb dieser Baufugen auf die Querhausostwände gestoßen sein können, bezeichnen diese somit deren maximale Position – im Norden lassen sie sich ca. 120 cm hinter der Flucht der heutigen Umgangswände verorten,[1455] dasselbe gilt auch für die Südseite. Setzt man dieses Maß in Beziehung zu den Weiten der Arkadenbögen zum Binnenchor, ergeben sich daraus annähernd quadratische Gewölbejoche in den Chorabseiten.[1456]

Ein weiterer, für den hier behandelten Zusammenhang besonders aufschlussreicher Befund hat sich an der Nordquerhausostwand erhalten: Hier finden sich unterhalb

[1454] Es sei hier noch einmal kurz die momentane Befundsituation erläutert: Im Anschlussbereich der Pultdachgiebel, die bereits der Phase Ic angehören, lässt sich in den oberen Partien noch eine Mauerstärke von 80 cm (N) bzw. 90 cm (S) nachweisen. Vgl. SIGRIST/STROHMANN, Baugeschichtliche Befunde, 1995, S. 149. – Im Bereich der Traufhöhe bzw. darunter erreichen die einsehbaren Anschlussstellen jedoch eine wesentlich größere Breite: im N bis zu 130/132 cm, im Süden sogar 140–167 cm! Dabei könnte es sich um partielle Verstärkungen für den Bereich des Gewölbeanschlages handeln, wie er auch über den nördlichen Seitenschiffarkaden nachzuweisen ist. Hinzu kommt die hier eingefügte Zugankerkonstruktion (dazu Kap. C.4.3.1.3. und C.3.5.).

[1455] Angabe nach SIGRIST/STROHMANN, Baugeschichtliche Befunde, 1995, S. 148.

[1456] So bereits LINKE, Marienfeld, 1994, S. 31, dazu die Rekonstruktionszeichnung Abb. 40.

des heutigen Dachanschlages zwei parallel verlaufende, offenbar ältere Dachansatzlinien (siehe Kap. C.4.3.1.3.),[1457] die einen erheblich steileren Verlauf zeigen als der heutige Dachanschluss, der im wesentlichen mit dem gotischen übereinstimmen dürfte. An der entsprechenden Stelle der Südquerhausostwand ist – entgegen anders lautenden Angaben bei Hölker und Thümmler[1458] – kein gleichartiger Befund auszumachen.[1459]

Setzt man – wie von Sigrist/Strohmann vorgenommen – die diagonalen Dachansatzlinie(n) an der Nordquerhausostwand mit der erwähnten vertikalen Baufuge in Beziehung und ermittelt deren Schnittpunkt, so „dürfte in diesem Schnittpunkt die Oberkante der hier anschließenden Traufwand des Vorgängerbaues des Chorumganges gefunden sein“. Die von ihnen daraus erschlossene Traufhöhe lag demnach ca. 80 cm tiefer als die des heutigen gotischen Neubaues.[1460]

Eine weitere feste Bezugsgröße bilden die Ansätze der romanischen Seitenschiffgewölbe, die sich über den nördlichen und südlichen Seitenschiffarkaden einige Zentimeter oberhalb (!) der heutigen gotischen Gewölbeanschlüsse in Form von schrägen Ansatzstellen mit Abdrücken und Mörtelspuren der ausgebrochenen Gewölbesteine erhalten haben (dazu Kap. C.4.3.1.3.).[1461] Diesen Befunden zufolge reichten die Gewölbe der Chorseitenschiffe etwas höher hinauf als die heutigen Chorumgangsgewölbe, die in der Tat sehr knapp über den Scheiteln der spätromanischen Arkadenbögen ansetzen.

Nimmt man nun das Maß der maximalen Gewölbeanschlaghöhe über den Arkadenscheiteln und überträgt es – eine symmetrische Gewölbeausbildung

[1457] Die untere, bisher unbeachtet gebliebene Dachanschlagslinie könnte eine erste ‚Vorritzung’ der dann endgültigen, ca. 16 cm darüber verlaufenden Linie gewesen sein. Auf diese markantere Dachanschlagslinie als Anhaltspunkt für eine romanische Dachlösung über den Chorabseiten haben bereits folgende Autoren verwiesen: TRÖLLER, Marienfeld, 1935, S. 3; HÖLKER, Kreis Warendorf, 1936, S. 208, 223; THÜMMLER, Marienfeld, 1972, S. 12; SIGRIST/STROHMANN, Baugeschichtliche Befunde, 1995, S. 147–148; LINKE, Marienfeld, 1995, S. 30.

[1458] HÖLKER, Kreis Warendorf, 1936, S. 208, 223 nennt generell „die Dachlinien ... an den Ostseiten der Querhausflügel“ (S. 223). Vermutlich missinterpretierte er auf der Südseite die dort gleichfalls diagonal verlaufende Grenzlinie zwischen Bruchstein- und Backsteinmauerwerk. – Vermutlich ihm folgend THÜMMLER, Marienfeld, 1972, S. 12.

[1459] So bereits SIGRIST/STROHMANN, Baugeschichtliche Befunde, 1995, S. 148. Als indirektes Indiz für einen Dachanschlag verweisen sie auf Befunde der Erstfassung, die sich nur oberhalb einer (gedachten) diagonalen Linie befinden. – Der wasserdichte Anschluss der Dachhaut wurde hier offenbar nicht durch eine Einarbeitung in das Backsteinmauerwerk erreicht, sondern möglicherweise durch ein ‚Anputzen’ der Anschlussstelle beim Verputzen der Querhauswand.

[1460] Ebd. Ihnen folgend LINKE, Marienfeld, 1994, S. 30.

[1461] So auch SIGRIST/STROHMANN, Baugeschichtliche Befunde, 1995, S. 148/149, dazu Abb. 208, 288, 290. Ihnen folgend LINKE, Marienfeld, 1994, S. 31.

voraussetzend – auf die zu rekonstruierenden Außenwände, so entsteht das Problem, dass ersteres um einiges höher liegt als die zuvor ermittelte Traufhöhe (!) – ein Widerspruch, der bisher in keinster Weise zur Kenntnis genommen wurde.[1462]

Nun bieten sich mehrere Überlegungen an, um diesen scheinbaren Widerspruch aufzulösen: Zunächst könnte man annehmen, dass die beiden steileren Dachanschlaglinien Überbleibsel einer ersten Dachkonstruktion sind, die noch Bezug nahm auf die niedrigere Seitenschiffhöhe, wie sie in Phase Ia/b vorgesehen war – heute noch indirekt ablesbar an der unteren Kämpferlinie der Arkaden. Dem steht jedoch entgegen, dass dann die Wände oberhalb der niedrigeren Arkaden als nötiger Dachauflager bereits ausgeführt gewesen sein müssten, die heutigen Spitzbogenarkaden der Phase Ic demnach in älteres Mauerwerk eingebrochen wären, was jedoch nicht der Fall ist. Hinzu kommt, dass die Spuren der Farbfassung, die sich unmittelbar oberhalb des diagonalen Dachanschlages befinden, erst der Phase II angehören, dieser also damals noch als solcher fungiert hat und keineswegs bereits aufgegeben war.

Ein weitere Lösungsmöglichkeit wären einhüftige Seitenschiffgewölbe, die an den Außenseiten als Vierteltonnen ausgebildet zu denken sind und so dort unterhalb der niedrigeren Trauflinie blieben, doch wäre eine solche Gewölbeform Ende des 12. Jahrhunderts in Westfalen wenig wahrscheinlich.

Eine dritte Möglichkeit, den scheinbaren Widerspruch zwischen tief ansetzender Traufhöhe und höher hinaufreichendem Schildbogenscheitel aufzulösen, wäre schließlich die Annahme von Quergiebeln über jedem Seitenschiffjoch, deren Dachflächen jeweils in ein Pultdach einschnitten und deren zusätzliche Wandfläche auf der Innenseite ein Höherführen der Schildbögen über die Trauflinie hinaus bis in dieselbe Höhe wie der nachgewiesene Gewölbeanschlag über den Arkadenbögen erlaubte.

Eine solche Lösung, wie sie hier favorisiert werden soll, erscheint zunächst recht ungewöhnlich, findet sich jedoch in ähnlicher Form bei der gleichzeitigen, ebenfalls 1222 geweihten Zisterzienserabteikirche von Bronnbach im Taubertal, wo nicht nur die Joche von Mittelschiff und Querhaus, sondern auch die Seitenschiffjoche von

[1462] Weder bei SIGRIST/STROHMANN, Baugeschichtliche Befunde, 1995, S. 148/149 noch bei LINKE, Marienfeld, 1994, S. 31, die sich jeweils ausführlicher mit der Befundsituation auseinandergesetzt haben.

Quergiebeldächern überdeckt waren (Abb. 714–715).[1463] Auch für das östliche Seitenschiffjoch der Marienfelder Klosterkirche ist eine derartige Gewölbe-Dach-Lösung (fast zwingend) anzunehmen (s.u.) und wird in vergleichbarer Form auch für die Seitenschiffe des Domes zu Münster rekonstruiert (Abb. 1279).[1464]

Hier stellt sich nun die Frage nach der räumlichen Untergliederung der Chorabseiten. In der Literatur zu Marienfeld wird fast durchweg eine Unterteilung in je drei Einzelkapellen angenommen – ein Hypothese, die erstmals von J. B. Nordhoff aufgestellt wurde und die – von wenigen Ausnahmen abgesehen[1465] – bis in die jüngste Zeit immer wieder aufgegriffen wurde.[1466] Sie beruht allein auf der Interpretation der Angaben in der ‚Marienfelder Chronik', wo sowohl im Abschnitt über die Kirchweihe 1222 als auch im Zusammenhang mit dem Bau des gotischen Chorumganges berichtet wird, die ursprünglichen Chorabseiten hätten je drei Altäre aufgenommen.[1467] Aus diesem Umstand schloss man, jeder Altar habe in einer eigenen, von den andern abgetrennten Kapelle gestanden, die demzufolge nur durch den jeweiligen Arkadenbogen vom Binnenchor aus zugänglich gewesen sei. Eine solche Schlussfolgerung ist jedoch nicht zwingend notwendig und widerspricht auch eindeutig dem Baubefund, was jedoch bisher in der Forschung nicht zur Kenntnis genommen wurde: Die hypothetische Anordnung von Trennwänden führte spätestens bei den Zwischenstützen des quadratischen Chorjochs zu gravierenden Problemen: Diese treten zwar heute zur Seite des Chorumganges als Vierkantpfeiler in Erscheinung, enthalten jedoch jeweils im Kern noch nach wie vor das romanische,

[1463] Dazu grundlegend: FELDTKELLER, Bronnbach, 1955 und SCHMITT-VOLLMER, Bronnbach,2007, S. 107–109 und Tafeln 33, 41, 48–50. Vgl. auch FRIESE/V. MÜNCHHAUSEN, Bronnbach, 1995, S. 12; BONGARTZ, Bronnbach, 2000, S. 12; UNTERMANN, Forma Ordinis, 2001, S. 351.

[1464] LOBBEDEY/SCHOLZ, Baugeschichte Münster, 1993, S. 135, 275, dazu Abb. 162. Auf S. 275 in Anm. 58 wird zum Vergleich ebenfalls auf Bronnbach sowie Bonn-Muffendorf verwiesen, als jüngere Beispiele für Seitenschiffquergiebel werden der Magdeburger Dom, die Kathedrale von Durham und deren Nachfolgebau Kirkwall aufgeführt (mit Literaturangaben).

[1465] LINKE, Marienfeld, 1994, S. 30–31, dazu Abb. 40; KEMPKENS, Bernhard II., 2008, S. 107; KEMPKENS, Marienfeld, 2011, S. 10, 21. – SIGRIST/STROHMANN, Baugeschichtliche Befunde, 1995, S. 150, äußern sich hingegen nicht definitiv und bemerken: „Ob die einzelnen Joche des Vorgängerbaues durch Zwischenwände abgeteilt waren oder nicht, ist anhand der Befunde oberhalb der Gewölbe allerdings nicht zu beantworten."

[1466] NORDHOFF, Kreis Warendorf, 1886, S. 142: „...nicht ohne die ordensüblichen Abtheilungen für Kapellen"; TRÖLLER, Marienfeld, 1935, S. 3, 6, 10–11; DEHIO, Niedersachsen und Westfalen, 1935/1949, S. 369; HÖLKER, Kreis Warendorf, 1936, S. 208, 223; ihnen folgend EYDOUX, Églises Cisterciennes d'Allemagne, 1952, S. 69; WERLAND, Chronik, 1968, S. 67; DEHIO, Westfalen, 1969, S. 315; THÜMMLER, Marienfeld, 1972, S. 12; MÜHLEN, Marienfeld, 1975, S. 31; SCHULZE, Klöster, 1982, S. 382; WEGE IN DIE ROMANIK, 1993, S. 235 (Harmen Thies); LOBBEDEY, Westfalen, 1999, S. 134, 136; UNTERMANN, Forma Ordinis, 2001, S. 463, 592; LECHTRECK, Kirchen, 2005, S. 60; KOHL, Marienfeld, 2010, S. 22, 24; DEHIO, Westfalen, 2011, S. 400 (trotz Korrektur des Verf.).

[1467] ZURBONSEN, Chronicon, 1884, S. 27, 47 (Zitat oben im Haupttext, dazu Anm. 1442); in deutscher Übersetzung bei BÖHMER/LEIDINGER, Chroniken und Dokumente, 1998, S. 34, 54; vgl. auch Anm. 1442.

damals völlig freistehende Viersäulenbündel, gegen das nun schlechterdings keine Trennwand gelaufen sein kann!

Für die breiten Hauptpfeiler des Chores kann zwar eine solche Trennwand zur Zeit, das heißt bis zu einer archäologischen Untersuchung der Fundamentzüge, nicht völlig ausgeschlossen werden, doch erscheint eine alleinige Abteilung der Ostjoche im geschilderten Gesamtkontext des Chorbaues wenig wahrscheinlich. Dies mag auch ein typologischer Vergleich mit den Zisterzienserklosterkirchen in Ossegg (1206/07 begonnen; Abb. 695), Hude (nach 1232, wohl Mitte 13. Jahrhundert; Abb. 712) und Amelungsborn (gotischer Chor, nach 1355; Abb. 681), die jeweils eine verwandte Grundriss- und Baustruktur mit durchgängigen Chorseitenschiffen aufweisen, bestätigen (dazu ausführlich Kap. C.9.2.1.).

Für Marienfeld ergibt sich daher als wahrscheinlichste Lösung, dass die Ostjoche jeweils durch einen breiteren Gurtbogen auf Höhe der östlichen Hauptpfeiler des Chores etwas stärker abgeteilt waren, während die beiden westlichen Joche jeweils zu einem Doppeljoch vereint waren, dessen Gewölbe oberhalb des Viersäulenbündels auf einer Konsole ruhte. Die Grundrissform der einzelnen Gewölbejoche dürfte, wie bereits angedeutet, annähernd quadratisch gewesen sein wie es auch (von Ausnahmen abgesehen) dem Gebundenen System entspricht, das bei der Grundrissgestaltung der Marienfelder Choranlage ‚maßgebend' war. In jedem der je drei Chorseitenschiffjoche hat gemäß der zitierten schriftlichen Überlieferung ein Altar gestanden, wobei die beiden Altäre im westlichen Doppeljoch wohl jeweils an die Außenwand gerückt waren – ob sich hinter den Altarstipites jeweils noch steinerne Abschrankungen befunden haben, ist anzunehmen, entzieht sich aber heutiger Kenntnis.[1468]

Leider sind von den romanischen Chorseitenschiffgewölben aufgrund ihrer vollständigen Beseitigung keinerlei Reste überkommen, die einen Anhaltspunkt bieten könnten für ihre Gestaltung, doch dürfte es sich aller Wahrscheinlichkeit nach um Kreuzgratwölbungen gehandelt haben, wie sie häufig bei Zisterzienserkirchen des 12. und frühen 13. Jahrhunderts in den Kapellen und Seitenschiffen als

[1468] UNTERMANN, Forma Ordinis, 2001, S. 246 weist darauf hin, dass in räumlich nicht getrennten ‚Kapellenschiffen' die Altarplätze durch halbhohe Schranken abgetrennt werden. – Mauerzungen hinter den Altären, wie sie LINKE, Marienfeld, 1994, S. 31 versuchsweise annimmt, sind eher auszuschließen.

Reduktionsmotiv gegenüber den rippengewölbten Hochräumen anzutreffen sind[1469] – verwiesen sei hier nur auf die Primarabtei Pontigny (Langhaus) sowie die Abteikirchen von Preuilly (Île-de-France) und Elan (Ardennen) als französische Beispiele, im deutschsprachigem Raum sind etwa die Abteien Heiligenkreuz (Langhaus), Arnsburg (Abb. 690, 692), Otterberg, Eußerthal, Ebrach, Riddagshausen (Abb. 708, 710), Loccum (Abb. 1289, 1294) und Walkenried (Langhaus) zu nennen.

Die mutmaßlichen Kreuzgratgewölbe der je drei Seitenschiffjoche und ihre heute vollständig abgearbeiteten Schildbögen ruhten – abgesehen von den Gewölbefüßen oberhalb der Viersäulenbündel – auf einem System von Diensten auf. Davon zeugt heute noch der Sockel einer Eckdienstbasis, der sich (als einziger) in der Südostecke des südöstlichen Vierungspfeilers erhalten hat[1470] – weitere Hinweise auf den einstmaligen Stützenapparat sind infolge der Umbaumaßnahmen des 14. und frühen 16. Jahrhunderts nicht überkommen.

Auf Höhe der östlichen Hauptpfeiler des Chores können jedoch, wie bereits angedeutet, zusätzliche Pfeiler- bzw. Wandvorlagen als Träger eines Gurtbogens angenommen werden. Als möglicher Überrest einer solchen Pfeilervorlage kann vielleicht ein mächtiger Quader identifiziert werden, der als eines der Werkstücke für die Sohlbank des westlichen Umgangsfensters der Südseite wiederverwendet wurde. Seine Breite von 108,5 cm entspricht genau der Breite der Pfeilervorlagen, die die heutigen gotischen Bogenöffnungen zwischen den Querhausarmen und dem Chorumgang tragen und deren chorferne Exemplare durch die Art der Steinbearbeitung und durch einen Formenvergleich der Basen- und Kämpferprofile ebenfalls als romanische Werkstücke (der Phase Ia) erkannt worden waren (Kap. C.4.3.1.1.). Die auffällige Maßübereinstimmung mit den Pfeilervorlagen spricht somit für eine vergleichbare Erstverwendung des Quaders.

Neben diesem Steinquader geben sich auch noch einige andere, in den Außenwänden des Chorumgangs vermauerte Werkstücke anhand der andersartigen

[1469] SCHRÖDER, Architektur der Zisterzienser, 1980, S. 326; UNTERMANN, Forma Ordinis, 2001, S. 369. – Dasselbe lässt sich auch in den Seitenschiffen der münsterländischen Hallenkirchen Gebundener Ordnung, die zumeist in der Nachfolge von Marienfeld stehen, beobachten, s. dazu u. a. MÜHLEN, Hallenkirchen, 1950, S. 93.

[1470] Ansätze eines entsprechenden Basissockels lassen sich zudem auch analog am nordöstlichen Vierungspfeiler feststellen. Eine Äußerung bei LÜBKE, Westfalen, 1853, S. 143, die im Zusammenhang mit dem gotischen Umbau des Chorumganges steht („Wirklich erblickt man noch die Basis einer früheren Ecksäule am nördlichen Pfeiler der Vierung“) scheint sich vermeintlich auf dieses Basisfragment zu beziehen, doch dürfte damit vielmehr die gut erhaltene, zum Seitenschiff gerichtete Dienstbasis am nordwestlichen Vierungspfeiler gemeint sein.

Oberflächenbearbeitung als Spolien[1471] der ersetzten Bauteile zu erkennen, doch lassen sich davon nur die wenigsten mit gewisser Sicherheit den Chorseitenschiffen zuordnen, andere dürften von der romanischen Chorostfassade stammen (s.u.), die im Zusammenhang mit dem Bau des Chorumgangs gleichfalls eingreifend umgestaltet wurde.

Zu den Fensteröffnungen haben sich leider keine konkreten Hinweise erhalten, doch dürften diese gemäß der zitierten Angabe in der Klosterchronik, die Chorseitenschiffe seinen vor dem Umbau „dunkel“ gewesen, eher klein gewesen sein. Kleine Seitenschifffenster entsprechen der üblichen Konzeption bei romanischen Basiliken, insbesondere auch bei Kirchbauten des Zisterzienserordens.

Die zusammengetragenen Befunde und Indizien sowie die darauf basierenden Überlegungen ergeben etwa folgendes Bild zur Rekonstruktion der Chorseitenschiffe: Sie umfassten als durchgängiger Raum jeweils drei Joche mit einer entsprechenden Zahl von Altären und öffneten sich über Arkadenöffnungen zu den Querarmen und insbesondere zum Binnenchor mit seinem erhöhten Bodenniveau. Ein Gurtbogen trennte mutmaßlich das östliche Joch mit der Altarnische in der Stirnwand stärker ab, während die beiden westlichen Joche zu einem Doppeljoch verbunden waren. Die Wölbung bestand wohl aus Kreuzgratgewölben auf Eckdiensten bzw. einer Konsole oberhalb der Viersäulenbündel. Kleine Fenster sorgten für die nötige Belichtung, ansonsten dürften die Außenseiten der Wände relativ schlicht gewesen sein, anzunehmen ist eine möglicherweise jochweise Gliederung mittels Lisenen und Rundbogenfriesen.

8.2. Die Ostfront des Sanktuariums

Zu den am stärksten von späteren Veränderungen betroffenen Partien der Kirche gehört die Chorostwand. Die gravierendsten Eingriffe in die spätromanische Bausubstanz geschahen im Zusammenhang mit dem Bau des gotischen Chorumgangs unter Abt Nikolaus (1322–1344). Damals wurden nicht nur die ursprünglichen Chorseitenschiffe abgerissen (s.o.), sondern auch die bis dato geschlossene Chorstirnwand durchbrochen, um eine Verbindung zum neu angelegten Umgangsostflügel zu schaffen. Zu diesem Zweck wurden zwei weite, spitzbogige

[1471] Zudem stammen die romanischen Werkstücke aus anderen, härteren Gesteinsschichten als die gotischen, deren Oberfläche vielfach stärker abgewittert ist.

Arkaden eingefügt, die fast die gesamte Breite der Wandfläche einnehmen. Der tragende Mittelpfeiler dürfte keine verbliebene romanische Bausubstanz mehr enthalten, sondern völlig neu aufgeführt worden sein. Um die Auflast auf die neuen Arkaden zu verringern, wurde die Wandstärke um ca. 48–49 cm auf ca. 77 cm reduziert, nur in den oberen Winkeln im Bereich der Eckdienste verblieben Reststücke der ursprünglichen Wandstärke.[1472] Durch diese Maßnahme vermied man aber auch zugleich allzu tiefe Gewände und Laibungen bei den Arkadenbögen und beim ebenfalls damals neu geschaffenen Großfenster, das oberhalb der Arkadenbögen in die Ostwand eingefügt wurde.[1473] Da ein Einbrechen der riesigen Fensteröffnung (H: ca. 10,50 m, B: 5,75 m)[1474] unter dem bestehenden Giebelfeld nicht ratsam erschien, brach man dieses bis auf die Breite des neuen Ostfensters ab und mauerte es anschließend wieder auf, nun versehen mit einer sandsteingerahmten Dreifenstergruppe und einem Wasserschlaggesims oberhalb der zu schützenden Fensteröffnung.[1475] In der Barockzeit, vermutlich in der ersten Hälfte des 18. Jhs., wurde das Maßwerk des gotischen Ostfensters entfernt und die Öffnung bis auf zwei zweibahnige, rundbogig geschlossene Maßwerkfenster und einen Okulus darüber vermauert.[1476] Die Giebelkanten und die Giebelspitze erlitten beim Dachbrand 1826 einige Schäden und wurden danach 1828 wiederhergestellt.[1477]

Infolge der geschilderten Umbaumaßnahmen, insbesondere dem Einfügen der Spitzbogenarkaden und des Maßwerkfensters im zweiten Viertel des 14. Jahrhunderts, hat sich romanische Substanz der Chorostwand nur noch in zwei Mauerstreifen im Anschluss an die Ostecken des Sanktuariums erhalten. Die dort zwischen Boden und Giebelkanten bewahrten Baubefunde ermöglichen jedoch

[1472] Befundung des Verf. – RICHTER, Beschreibung (Ms), 1918, S. 7, gibt 51/45 cm an; er machte erstmals auf diesen wichtigen Befund aufmerksam. Die entsprechende Textstelle auch zitiert bei SIGRIST/STROHMANN, Baugeschichtliche Befunde, 1995, S. 167, Anm. 110.

[1473] In der Klosterchronik heißt es dazu im Kapitel über Abt Nikolaus, anschließend an das oben im Text wiedergegebene Zitat bzgl. des Chorumganges: „*item magnam fenestram oratorii ad orientem*“, zitiert nach ZURBONSEN, Chronicon, 1884, S. 47. Zu Deutsch: ‚Ebenso das große Ostfenster der Kirche’ (vgl. BÖHMER/LEIDINGER, Chroniken und Dokumente, 1998, S. 54).

[1474] Maßangaben nach SIGRIST/STROHMANN, Baugeschichtliche Befunde, 1995, S. 160. Das Breitenmaß entspricht, wie vom Verf. vor Ort nachgeprüft werden konnte, dem Maß von Gewändekante zu Gewändekante.

[1475] Ebd., S. 161–162, dazu Abb. 218, 221, 224–226, 287.

[1476] Dazu ausführlich ebd., S. 159–160, dazu Anm. 92 und Abb. 219, 287.

[1477] Ebd., S. 162–164, dazu Abb. 225, 287. – Ob sie, wie dort geäußert, mit der Neuaufmauerung der Giebelkanten zugleich eine etwas steilere Neigung erhielten, ist nicht zwingend (ähnlich bereits LINKE, Marienfeld, 1994, S. 25, Anm. 80). Die angeführten Indizien könnten auch durch eine geradlinige Abarbeitung für eine lagige Aufmauerung zu erklären sein.

zumindest eine annäherungsweise Rekonstruktion der äußeren und inneren Ostfront des Sanktuariums (Abb. 53).

Während von der unteren Wandzone – abgesehen von den Ansätzen des äußeren Sockelprofils – keinerlei Detailformen erhalten blieben, erlauben im Bereich der mittleren Wandzone einige aussagekräftige Befunde genauere Rückschlüsse auf das ursprüngliche Erscheinungsbild der Außen- und Innenseite: Auf der Außenseite der Ostwand, heute unter dem Dach des Chorumgangs verborgen, zeichnen sich zwischen Ecklisene und dem Gewände des gotischen Fensters, 166 cm (südlich) bzw. 172 cm (nördlich) von der Lisenenaußenkante, zwei senkrechte, spaltbreite Fugen ab, die gotisches Füllmauerwerk zwischen dem Gewände des gotischen Großfensters und dem ursprünglichen romanischen Mauerwerk trennen.[1478] Letzteres zeigt entlang der Fuge eine Eckquaderung aus Sandsteinblöcken, die durch eine Verzahnung in das anschließende zeitgenössische Backsteinmauerwerk einbinden.[1479]

Die beiden Fugen sind somit als Laibungskanten anzusprechen. Sie lassen sich nach unten bis zum Ansatz der gotischen Chorumgangsgewölbe verfolgen, dürften sich aber noch jenseits davon fortsetzen, während sie oben in den Ansatz eines Bogens münden, von dem jeweils noch ein Quaderstein erhalten ist.[1480] Die Quaderung der Laibungskanten knickt nach innen rechtwinklig um und lässt sich je nach Zustand des später hier entstandenen Spaltes unterschiedlich tief verfolgen, max. 75 cm.[1481] Im Bereich des Bogenansatzes der südlichen Laibungskante setzt in 41 cm Tiefe „rechtwinklig zur Laibung ein geputztes, weiß getünchtes und durch schwarzen Eckstrich abgegrenztes Feld an, das wahrscheinlich im Sinne eines Bogenfeldes zu

[1478] Erstmals Schilderung dieser wichtigen Befunde bei ebd., S. 164–167, dazu Abb. 228–231, 287.

[1479] Das Backsteinmauerwerk nimmt dabei Rücksicht auf die vorgegebenen Quaderhöhen und schiebt z. T. dünnere Ausgleichschichten ein, um die nächste Lage bündig auf die Oberkante des Werksteinquaders laufen zu lassen.

[1480] Die Maße der einzelnen Quadersteine betragen (in cm; jeweils Höhe und Breite, die Tiefe nicht einmessbar): A. südliche Laibung: 1. H: 45+x; B: 23; 2. H: 49; B: 64,5; 3. H: 46,5; B: 29,5; 4. H: 47,5; B: 23,5–27; 5. H: 48; B: 38–48; 6. H: 43; B: 29; 7. (= Bogenansatz) H: max. 52; B: 18,5. – B. nördliche Laibung: 1. (fehlt, stattdessen Ausflickung); 2. H: 43; B: 56; 3. H: 34; B: 24; 4. H: 42; B: 45,5; 5. H: 36; B: 20; 6. H: 14; B: 15,5+x (Rest unter gotischem Putz); 7. H: 42; B: 62; 8. H: 48,5; B: 51,5; 9. (= Bogenansatz) H: ca. 51/52; B: ca. 18,5/19 (Rest unter gotischem Putz). – Auch bei den Gewändesteinen der gotischen Fensterlaibung dürfte es sich weitgehend um wiederverwendete romanische Sandsteinquader handeln, wie die charakteristische romanische Oberflächenbearbeitung belegt, die oft an den Kanten abrupt, d. h. ohne Randschlag, abbricht und sich auf den gotisch überarbeiteten Partien nicht findet. Eine Wiederverwendung romanischer Sandsteinquader lässt sich auch an den zeitgleichen Außenwänden des Chorumgangs beobachten.

[1481] Dies entspricht fast der gesamten Mauerstärke von ca. 77 cm.

deuten ist".[1482] Darunter finden sich an der Laibung Reste von Putz mit Partien einer rosa Farbfassung, wohl der ersten Außenfassung.[1483]

Die Beobachtung, dass in manchen Abschnitten der beiden Spalte Licht durchschimmert, bestätigt, dass sich die Laibung bis ins Kircheninnere fortsetzt. Dort finden sich an entsprechender Stelle ebenfalls senkrechte Fugen, die jeweils zur Ecke hin von einer gequaderten Laibungskante begrenzt werden.[1484] Letztere bricht unten kurz über den Bogensteinen der gotischen Arkadenbögen ab, während sie oben gegen den Halsring eines mit Blattwerk verzierten Kapitellfrieses läuft.

Das hier zusätzlich vorhandene, ebenfalls aus Sandsteinblöcken gebildete vordere, zurückgestufte Gewände reicht weiter hinab als das hintere Gewände und wird heute unten jeweils von einer gotischen Kelchkonsole (gefertigt wohl aus wiederverwendeten romanischen Quadern) abgefangen.[1485]

Der um beide Gewändestufen verkröpfte Kapitellfries (Kap. C.6.2.1.2.), der die Ansichtsflächen der Eckquaderung nach oben abschließt, wird von einer Kämpferplatte abgedeckt, die zusammen mit dem Profil des Frieses über die Fluchtlinie der Laibungs- und Gewändekanten hinausreicht. Der Fries einschließlich Halsring und Kämpfer knickt jeweils rechtwinklig um, wobei die gen Norden bzw. Süden gerichteten Partien – im Gegensatz zum inneren Gewände – nicht mehr skulptiert sind, sondern nur die Grundform eines s-förmig profilierten, polsterartigen Bandes besitzen, das – ebenso wie der mit Kehle und Platte profilierte Kämpfer – mit der vorderen Gewändekante endet und nicht zur Westseite verkröpft ist.[1486]

[1482] SIGRIST/STROHMANN, Baugeschichtliche Befunde, 1995, S. 167. Dort 40 cm als Tiefenmaß angegeben.

[1483] Dieser Fassungsbefund ebd., S. 167 nicht erwähnt. – Der jedoch dort im Zusammenhang mit dem Bogenfeld für diesen Bereich erwähnte „mit der Laibung verbundene, abgearbeitete Werkstein" konnte dagegen bei einer Inaugenscheinnahme des Befundes durch den Verf. nicht gefunden werden.

[1484] Die Maße der einzelnen Quadersteine betragen (in cm; jeweils Höhe und Breite, die Tiefe nicht einmessbar): A. südliche Laibung: 1. H: 42; B: 37,5 (+x); 2. H: 57; B: 24 (Rest Backstein, 8 Lagen); 3. H: 50,5; B: 37,5 (+x); 4. H: 47; B: 36; 5. H: 46,5; B: 19,5 (Rest Backstein, 6 Lagen). – B. nördliche Laibung: 1. H: 36; B: 39; 2. H: 57; B: 16 (Rest Backstein); 3. H: 40; B: 37,5; 4. H: 37; B: 25 (Rest Backstein); 5. H: 42 (!); B: 38,5 (+x); 6. H: 37; B: 19,5 (Rest Backstein); 7. H: 13,5; B: 23 (Rest Backstein).

[1485] Die Maße der einzelnen Quadersteine betragen (in cm; angegeben jeweils die Lagenhöhe, die Breite beträgt im Süden und Norden je ca. 20+x (Rest jeweils hinter Eckdienst), die Tiefe beträgt im Süden und Norden einheitlich 48,5, nur geringere Tiefen sind angegeben): A. südliche Laibung: 0. (got. Konsolstein) H: 42 (!); 1. H: 15; 2. H: 47,5; 3. H: 42,2 (!); T: 22,5 (Rest 2.Quader und Backsteinfüllung); 4. H: 41,3; 5. H: 42,2 (!); 6. H: 57,5; 7. H: 47,5; T: 27 (Rest Backstein, 6 Lagen); 8. H: 56; T: 39–44 (Rest Backstein). – B. nördliche Laibung: 0. (got. Konsolstein) H: 42 (!); 1a. H: 20; 1b. H: 7,5; 2. H: 36,7; 3. H: 35,5; 4. H: 30,8; 5. H: 51; 6. H: 42,2 (!); T: 20,2 (Rest Backstein); 7. H: 45; T: 28,5 (Rest Backstein); 8. H: 42,2 (!); 9. H: 42,2 (!); T: 32 (Rest Backstein); 10. H: 6,5 T: 30 (Rest Backstein).

[1486] Die Maße der einzelnen Werksteine betragen (in cm): A. südliche Laibung: 1a. südlicher Kapitellquader: H: 30; B (O–W): 41; T (N–S): 24+x (Rest hinter Dienst); 1b. östlicher Kapitellquader: H: 30; B: 45,5 (+x); Halsring je 3,5; 2. Kämpferlage: H: 14 (Profil: 7:7); 2a. südlicher Kämpferstein: B (O–W): 42 (+x); T (N–S): 27+x; 2b.

Über den rechtwinkeligen Kapitellfriesen sitzen jeweils komplexe Werksteine mit einer vorgestuften Profilierung und einem abschließenden Konsolgebilde im Winkel, die die Überleitung bewerkstelligen zwischen den gestuften Laibungspartien und den Eckversprüngen darüber, welche die ursprüngliche Wandstärke der Ostwand bezeichnen.

Lassen die Gestaltungsformen wie die Konsolen und die Profilierungen von deren Deckplatten zunächst eine Entstehung zur Zeit des gotischen Umbaues im zweiten Viertel des 14. Jahrhunderts vermuten, so verraten die Bearbeitung der übrigen Oberflächen und der Versatz jedoch eine Entstehung bereits während der Bauzeit (Phase Ic).

Diese höchst ungewöhnliche zweite Kapitellzone, die sich trotz der gotischen Überformungen abzeichnet, besteht im Süden wie im Norden jeweils aus einem großen Werkblock, der im Süden aus Osning-Sandstein, im Norden hingegen aus dem feineren Baumberger Sandstein besteht.[1487] Wie die Kapitellzone darunter, ist auch diese rechtwinklig angelegt, leitet jedoch über eine (gotisch veränderte) Eckfüllung zur nachfolgenden quadratischen Decklage über. Bei beiden Kapitellblöcken sind noch das s-förmige Profil, das jeweils wiederum mit den Gewändekanten endet, und die anschließenden geglätteten Oberflächen des Kapitellkörpers erhalten. Sie steigen jeweils über einem Halsringwulst auf. Dessen Halbrundprofil bricht schließlich ab[1488] bzw. läuft nur unterseitig weiter (!), während darüber eine Abarbeitungszone beginnt, die vermuten lässt, dass die Ecke von einem etwas höher ansetzenden Konsolgebilde, aus dessen Volumen dann später die gotische Konsole geschlagen wurde, eingenommen wurde. Möglicherweise besaß es – so die minimalen Indizien an den Kapitellflächen – ebenfalls ein s-förmiges Profil; genauere Aussagen lassen sich jedoch nicht mehr treffen.

östlicher Kämpferstein: B (N–S): 38; T: 9+x (Rest in Wand). – B. nördliche Laibung: 1a. nördlicher Kapitellquader: H: 29,5; B (O–W): 40,5; T (N–S): 15 (Rest Backsteine, diese z. T. hinter Dienst); 1b. östlicher Kapitellquader: H: 29,5 B: 46 (+x); Halsring je 3; 2. Kämpferlage: H: 14 (Profil: 7:7); 2a. nördlicher Kämpferstein: B (O–W): 42 (+x); T (N–S): 27+x; 2b. östlicher Kämpferstein: B (N–S): 38; T: 7+x (Rest in Wand).

[1487] Die Maße der Werksteine betragen (in cm): A. südliche Laibung: H: 33; B (N–S): max. 52; T (O–W): 47+x (Rest in O–Wand). – B. nördliche Laibung: H: 33; B(N–S): max. 53 (Rest Backstein hinter Dienst); T (O–W): 44+x (Rest in O–Wand).

[1488] Die einzelnen Maße der Profilabbrüche (in cm): A. südlicher Kapitellblock: S-Seite: nach 11,5 (Rest 22,5); O-Seite: 17 (Rest 17). – B. nördlicher Kapitellblock: N-Seite: nach 14 (Rest 21); O-Seite: nach 18,5 (Rest 17).

Die nachfolgende Decklage besteht im Süden wie im Norden aus Osning-Sandstein, wobei das Werkstück im Süden eine größere Stärke aufweist, während dieselbe Höhe im Norden durch zwei flache Lagen erreicht wird.[1489] Die Werksteine weisen jeweils noch die charakteristische romanische Oberflächenbearbeitung auf. In deutlichem Kontrast dazu stehen die beim gotischen Umbau eingearbeiteten Profilierungen aus Kehle und Schräge über den gleichzeitig überformten Eckkonsolen der Kapitelllage darunter.[1490] Insbesondere die nach vorne hin abkippenden und über die trennende Fuge hinwegreichenden Profile der südlichen Eckvorlage lassen unzweifelhaft erkennen, dass sie vor Ort in die bereits versetzten Quader eingearbeitet wurden. Damit kann zugleich ausgeschlossen werden, dass es sich um romanische Quader in Zweitverwendung handelt. Vielmehr befinden sich diese noch *in situ*. Dies belegen nicht zuletzt auch die Abarbeitungsspuren in Form eines ca. 10 cm hohen Streifens im oberen Bereich des südlichen Quaders bzw. am oberen flachen Quader der Nordseite: Sie entsprechen in ihrer Höhe und Position exakt den an der Nord- und Südwand gegen den östlichen Eckdienst laufenden Wulstkämpfergesimsen,[1491] so dass aufgrund dieser Befunde angenommen werden kann, dass sich das im ganzen Kirchenraum umlaufende Wulstkämpfergesims ehemals auch an der Chorostwand fortsetzte, wo es in die Fenstergewände hinein verkröpft war.

Die folgende Lage besteht im Süden wie im Norden aus Sandsteinquadern, deren sorgfältige diagonale Oberflächenglättung mittels eines Flächeisens trotz der heutigen Übertünchung noch gut zu erkennen ist.[1492] Bei beiden Quadern folgt auf der zur Ostwand gerichteten Seite auf einen sauber bearbeiteten Bereich von 32 cm Breite ab der Kante eine Zone mit groben Abarbeitungen. Im unteren Teil dieser Zone lassen sich noch bis in 7 cm (Norden) bzw. 10 cm (Süden) Höhe die Ansätze einer horizontalen Oberflächenstrukturierung mit dem Flächeisen erkennen. Der völlig horizontale Verlauf der Schläge wie auch das leichte Vortreten der Partie

[1489] Die Maße der Werksteine betragen (in cm): A. südliche Eckvorlage: H: 26; B (N–S): max. 58+x; T (O–W): 48+x (Rest in O-Wand). – B. nördliche Eckvorlage: H: 1. 13,8; 2. 11,5; B(N–S): max. 60+x (Rest Backstein hinter Dienst); T (O–W): 45+x (Rest in O-Wand).

[1490] Diese dreiviertelrund vortretenden Gesimse haben eine Stärke von 11,5 cm, was genau der Höhe des entsprechenden Werksteins der nördlichen Eckvorlage entspricht, der somit genau auf dieses Maß zugeschnitten wurde.

[1491] Die eingearbeiteten gotischen Profile weisen folgende Breitenmaße auf (in cm): A. südliche Eckvorlage: W-Seite: 32; N-Seite: 34. – B. nördliche Eckvorlage: W-Seite: 30.5; S-Seite: 33.

[1492] Die Maße der Werksteine betragen (in cm): A. südliche Eckvorlage: H: 49,5; B (N–S): max. 19; T (O–W): 48+x (Rest in O-Wand). – B. nördliche Eckvorlage: H: 42,2 (Modul-Quader!); B(N–S): 34 (oben) –43 (unten; Rest Backstein hinter Dienst); T (O–W): 48+x (Rest in O-Wand).

unmittelbar unterhalb der dann folgenden groben Abarbeitung lässt darauf schließen, dass es sich hierbei um den Ansatz eines Bogenlaufes handelt. Das nur minimale Vorspringen deutet darauf hin, dass der hier ansetzende Bogen einen recht großen Radius besaß.

Die über diesen Quadern folgenden Partien der Eckvorlagen sind aus Backsteinen gemauert, die so dick überputzt sind, dass keine Oberflächenstrukturen und somit auch keine hier möglicherweise zu erwartenden Abarbeitungsspuren von Anschlussstellen der oberen Partien der Ostwand mehr zu erkennen sind.

Die auf der Außen- und auf der Innenseite der Chorostwand erhaltenen Laibungspartien geben sich als Überreste einer aufwendigen, anspruchsvollen Bauform zu erkennen, worauf nicht zuletzt die doppelten Kapitellfriese im Inneren hindeuten. Es dürfte sich um Fenstergewände gehandelt haben, die außen eine einfache, innen eine doppelte Abstufung aufwiesen. Die in einer Flucht liegenden, rechtwinkelig angelegten Laibungen der Außen- und Innenseite dürften dabei jedoch nicht die eigentliche Fensterzarge bezeichnen. Diese wird vielmehr als weitere Rückstufung in Form einer eher dünnen Wandschicht mit schrägem Gewände ausgebildet gewesen sein. Ein Rest davon dürfte das bei dem südlichen Laibungsrest in 41 cm Tiefe von der außenseitigen Laibungskante feststellbare Bogenfeld darstellen.

Eine gut vergleichbare Ausbildung gestufter Fensterlaibungen mit außen und innen geschrägtem Gewände in einer ‚dünnen Wandschicht' weist die Dreifenstergruppe in der Chorostwand der etwa zeitgleichen, mit Marienfeld eng verwandten Stiftskirche St. Johannes d. T. in Langenhorst (Abb. 858, 864; Kap. C.10.4.1.1.2.) auf.

Auch die in Marienfeld erhaltenen Fensterlaibungen sind demnach wohl als Teil einer solchen Dreifenstergruppe anzusprechen. Dafür spricht nicht nur der Vergleich mit Langenhorst, wo die nördlichen und südlichen Fensterlaibungen innen ähnlich nah an die schlanken Eckdienste herangerückt sind, sondern auch der in Marienfeld an den Bogenansätzen der außenseitigen Laibungen ablesbare Radius der auflastenden Bögen sowie die aus den gestuften inneren Laibungen erschließbare Breite der ‚Zwischenpfeiler'. Setzt man diese Werte in ein Verhältnis zu der zur Verfügung stehenden Breite der Wandfläche, verbleibt Raum für drei recht

ansehnliche Fensteröffnungen – ob diese gleich breit waren oder ob die mittlere Öffnung wie in Langenhorst durch eine größere Breite und Höhe ausgezeichnet war, muss allerdings offen bleiben. Ungeklärt bleibt auch die genaue Höhenlage der Sohlbänke der Fensternischen – sie wird aber wohl nur wenig unterhalb der untersten Quaderlage der vorderen Laibung der Innenseite gelegen haben, die Unterkante der Fensteröffnungen selbst lag vermutlich ein wenig höher.

Die mittlere Wandzone der Sanktuariumsostwand wurde demnach aller Wahrscheinlichkeit nach von einer Dreifenstergruppe eingenommen,[1493] deren Fensteröffnungen auf der Außenseite von eingetieften Fensternischen mit einfacher, gerader Laibung eingefasst wurden. Auf der Innenseite waren die Fensterlaibungen zweifach gestuft und zudem nicht nur durch Kämpferplatten am Bogenansatz, sondern vor allem durch Kapitellfriese ausgezeichnet. Dass auf den ersten, zu Seiten der Fenster durch Blattwerk ausgezeichneten Kapitellfries unmittelbar darüber – und scheinbar völlig unmotiviert – noch ein weiterer Kapitellfries folgt, dürfte auf eine Planänderung während der Ausführung zurückzuführen sein. Vermutlich hat man die obere, zur einfachen rechtwinkligen Form überleitende Kapitellzone eingefügt, um die Kämpferlinie der inneren Fensterbögen mit dem im Kirchenraum umlaufenden Wulstkämpfergesims zu verbinden (s.u.). Die Kämpferlinie der eigentlichen Fensterbögen, die an den außenseitigen Bogenansätzen noch ablesbar ist, geht hingegen mit der Kämpferlinie der unteren Kapitellzone überein. Durch die Rücknahme der inneren Rückstufung der Fenstergewände, erreicht durch das Vorspringen der oberen Kapitellzone, besaßen die laut Befund deutlich zurückliegenden Bögen der Nischenrahmung nur einen einfachen Bogenlauf. Ob diese Nischenbögen zu seiten des Mittelfensters auf Wandpfeilern oder – wie in Langenhorst – auf Säulen oder gar auf Säulenbündeln aufruhten, auf deren Kapitelle dann die seitlichen Kapitellfriese bezug genommen hätten, muss ebenfalls offen bleiben.

Die an den erhaltenen Laibungspartien anhand der Abarbeitungsspuren noch klar ablesbare Kämpferlinie der oberen Kapitellfriese übernimmt in ihrer Höhenlage das

[1493] Ebd., S. 169–170 rekonstruieren einen auf den erhaltenen Laibungspartien aufruhenden, weitgespannten Fensterbogen, der von einer Binnengliederung in Form von Arkaden unterteilt war – zum Vergleich verweisen sie auf das Westfenster der Lemgoer Nicolaikirche (beg. um 1215). Eine solche Fensteröffnung erscheint nicht nur im Hinblick auf die zisterziensische Bautradition, die an dieser Stelle Dreifenstergruppen bevorzugte (s.u.), und auf die Nachfolgebauten (s.u.), sondern auch hinsichtlich der Gesamtaufteilung der Ostwand eher abwegig.

im ganzen Innenraum umlaufende Wulstkämpfergesims und bindet so die Gliederung der östlichen Stirnwand an den Gesamtraum an, durch die Unterbrechung des Kämpfergesimses mittels der Fenster geht sie aber auch bewusst darüber hinaus, verleiht der östlichen Stirnwand der Kirche eine – auch durch ihre ungewöhnliche, alle übrigen Wände übertreffende Höhenerstreckung gegebene – Eigenständigkeit.

Die aufgrund der erhaltenen Befunde recht sicher zu rekonstruierende Dreifenstergruppe findet nicht nur ihren mutmaßlichen Widerhall in gleichartigen Dreifenstergruppen in den engstens verwandten Kirchbauten in Langenhorst (Abb. 858, 864; Kap. C.10.4.1.1.2.) und Wisby (Abb. 1109, 1111; Kap. C.10.4.2.1.), sondern entspricht insbesondere auch den Baugepflogenheiten des Zisterzienserordens, der in den häufig gerade geschlossenen Chorostwänden seiner Kirchbauten bevorzugt Dreifenstergruppen verwendete (siehe Kap. C.5.6.3.).

Für die obere Wandzone der Chorostwand haben sich leider keine so aussagekräftigen Befunde erhalten. Es ist jedoch mit größter Wahrscheinlichkeit anzunehmen, dass sich hier ursprünglich ein Rosenfenster befunden hat,[1494] wie es seit dem späten 12. Jahrhundert zisterziensischen Baugepflogenheiten bei Ordenskirchen mit flachem Chorschluss entsprach (siehe Kap. C.5.6.5.). Da sich zu seiten des im 14. Jahrhundert eingebrochenen Spitzbogenfensters keinerlei Reste vom Gewände der mutmaßlichen Ostrose erhalten haben, ist anzunehmen, dass ihr Durchmesser geringer gewesen sein dürfte als die Breite des gotischen Großfensters, mit dessen Einbau das (zu vermutende) ältere Rosenfenster gänzlich beseitigt wurde. Seine Detailgestaltung bleibt daher mangels erhaltener Fragmente völlig unbekannt.

Von der Gliederung des Giebelfeldes blieb in den seitlichen Zwickelfeldern am Ansatz des Giebels, die noch der spätromanischen Originalsubstanz angehören, zumindest so viel erhalten,[1495] dass die Gestalt des Ostgiebels in den Grundzügen rekonstruiert werden kann.

Auf den gequaderten Ecklisenen setzte ehemals ein steigender Rundbogenfries an, der die Giebelkanten begleitete. Er wurde offenbar bereits beim gotischen Umbau im

[1494] SIGRIST/STROHMANN, Baugeschichtliche Befunde, 1995, S. 170, die sich gegen die Rekonstruktion eines Rundfensters aussprechen, ist in diesem Punkt zu widersprechen, wie in Kapitel C.5.6.5. genauer dargelegt werden soll. Für eine Ostrose plädieren auch HÖLKER, Kreis Warendorf, 1936, S. 214, 218; LINKE, Marienfeld, 1994, S. 26.

[1495] Die Befunde des Ostgiebels ausführlich vorgestellt bei SIGRIST/STROHMANN, Baugeschichtliche Befunde, 1995, S. 161–163.

zweiten Viertel des 14. Jahrhunderts auf das Niveau der ehedem von ihm eingerahmten Wandfläche zurückgearbeitet.[1496] Bei der Entfernung des Putzes im Rahmen der Außensanierung 1986 zeichneten sich im Mauerwerk der Zwickelfelder noch je drei unterschiedlich breite Rundbögen ab wie auch die Ansätze der abgeschlagenen Konsolen aus Baumberger Sandstein. Der jeweils breitere mittlere Bogen umfasste eine relativ niedrige, rechteckig eingetiefte, 17,5 cm tiefe Rundbogennische, die wohl im Zusammenhang mit den Wiederherstellungsarbeiten am Giebel 1828 in ihrem unteren Teil zur Aufnahme eines Zugankers vermauert wurde, während das Bogenfeld als Öffnung zum Dachraum durchgebrochen wurde.[1497] In den Laibungen befinden sich sogar noch Reste der ersten Außenfassung.[1498] Die Unterkante der beiden Blendnischen orientiert sich an der gedachten Grundlinie des Giebelfeldes.

Die senkrechten, äußerst geraden Baunähte, die die romanische Substanz von der in gotischer Zeit neu aufgemauerten Giebelmitte trennen und zudem jeweils unmittelbar neben einer abgearbeiteten Frieskonsole auslaufen, können als Laibungskanten zweier weiterer Blendnischen angesprochen werden,[1499] deren oberer Abschluss ehedem von einem weiteren Rundbogen des Bogenfrieses eingerahmt wurde. Die Unterkante der Nischen dürfte auf derselben Linie wie diejenige der kleineren Zwickelnischen gelegen haben.

Die Gliederung des mittleren Giebelbereiches ist durch die Baumaßnahmen des 14. Jahrhunderts völlig verloren. Es ist aber anzunehmen, dass sich der steigende Rundbogenfries bis in die Giebelspitze fortsetzte. Zwischen den beiden in ihren jeweiligen äußeren Laibungskanten noch erhaltenen Rundbogennischen, die bei größerer Höhe auch eine entsprechende Breite besessen haben dürften, ist vermutlich eine weitere, wohl nochmals breitere und höhere, möglicherweise noch besonders akzentuierte Mittelnische zu ergänzen.

Seitlich an die Chormittelschiffostwand schlossen sich die Stirnseiten der Chorseitenschiffe an, die im Zuge der Errichtung des gotischen Chorumganges vollständig beseitigt wurden und auf die heute nur noch die Anschlussstellen an der

[1496] Ebd., S. 161–162, dazu Abb. 218, 221–224, 287.
[1497] Ebd., S. 162, dazu Abb. 176, 189, 190, 218, 221, 222, 287. Die Maßangabe nach ebd., S. 123.
[1498] Ebd., S. 123, dazu Abb. 189–191.
[1499] So bereits ebd., S. 162.

Nordost- und Südostecke der Chorostwand hinweisen. Auf der Südseite zeugen flache, heute rückgearbeitete Sandsteinblöcke von einer gesimsartigen Betonung des Übergangs vom Giebelmauerwerk zur Obergadenwand (siehe Kap. C.4.3.1.3.).

Die Giebelwände der Chorseitenschiffe, deren genaue Gliederung unbekannt blieben muss, sprangen dabei im Norden 26–27 cm, im Süden 27–27,5 cm hinter die Flucht der Mittelschiffostwand zurück (s.o.), so dass die Ostfassade der Kirche nicht als flächige Querschnittfassade erschien, sondern die Front des Mittelschiffes risalitartig vorsprang und die zurückliegenden Seitenschifffronten dominierte.

Die Außenerscheinung der Sanktuariumsostfront zum Zeitpunkt ihrer Fertigstellung lässt sich somit etwa wie folgt rekonstruieren: Die Mittelschifffront, die gegenüber den vermutlich nur mit Ecklisene, steigendendem Rundbogenfries und eingeschnittenem Rundbogenfenster gegliederten Stirnseiten der Chorseitenschiffe deutlich vortrat, war über dem umlaufenden Sockel im unteren Wandbereich völlig geschlossen. Die mittlere Wandzone durchbrach eine große Dreifenstergruppe, deren Fensteröffnungen in stark eingetieften, jedoch weitgehend schmucklosen Fensternischen lagen. Darüber befand sich, nicht weiter abgesetzt durch ein Gesims, aller Wahrscheinlichkeit nach ein Rosenfenster, welches das dominierende Schmuckmotiv der Ostfassade gebildet haben wird. Die rahmenden Ecklisenen trugen einen steigenden Rundbogenfries, der die Giebelkanten mit den Ortganggesimsen begleitete. Der jeweils zweite Bogen des Frieses umfing zugleich den Rundbogenabschluss einer rechteckig eingetieften Blendnische. Weitere Blendnischen, wohl eine Dreiergruppe, nahmen die Giebelmitte ein.

In der Oberflächengestaltung dürfte an der Chorostwand die Ziegelstruktur der Wandflächen stärker mitgesprochen haben als beim übrigen Bau, da das Backsteinmauerwerk, dessen Fugenmörtel glatt verstrichen und mit einem feinen Fugenstrich versehen worden war, hier nicht mit einer zusätzlichen Kalkschlämme, sondern nur mit einer „körperhaften“, das heißt leicht angedickten rötlichen Kalkfarbschicht überzogen wurde, auf die ein weißes, zumeist an den vorhandenen Ritzungen orientiertes Fugennetz aufgemalt wurde.[1500] Diese Kalkfarbschicht dürfte nicht nur das Backsteinmauerwerk, sondern auch die unregelmäßigen Eckquaderungen der Fensterlaibungen überdeckt haben, so dass der sichtbar

[1500] Ebd., S. 116, 117, dazu Abb. 168, 176–178.

belassene Bereich der Sandsteinrahmung eine einheitliche Breite von mutmaßlich ca. 18 cm aufwies.[1501]

Die Innengliederung der Mittelschiffostwand zeigte grundsätzlich denselben Aufbau, war jedoch um einige Details bereichert im Vergleich zum Äußeren. Vor der geschlossenen unteren Wandzone war auf einer erhöhten Stufenanlage der Hauptaltar der Abteikirche angeordnet. Ihn flankierten möglicherweise noch zwei Wandschränke zur Aufbewahrung der Hostien, der heiligen Öle sowie der notwendigen liturgischen Geräte und Bücher. Darüber erhob sich die Dreifenstergruppe, die fast die gesamte Wandbreite einnahm und die im Inneren durch eine doppelte Rückstufung sowie durch doppelte verkröpfte Kapitellfriese und Kämpfer ausgezeichnet war – ob sich zu seiten des womöglich breiteren Mittelfensters zudem zwei schlanke Säulen oder Säulenbündel als Träger der äußeren Archivoltenbögen der Fensternischen befanden, muss offen bleiben. Als Kämpfer der Bögen diente das im ganzen Bau umlaufende und hier ehedem fortgeführter Wulstkämpfergesims, wodurch die sonst weitgehend eigenständige Gestaltung der östlichen Stirnwand in den Gesamtraum eingebunden wurde.

Die sich über der Dreifenstergruppe anschließende obere Wandzone – auch hier offenbar nicht durch ein Gesims abgesetzt[1502] – war besonders betont durch ihre ungewöhnliche Höhe, die die Höhe der übrigen Schildwände deutlich überschritt, da die Schildfläche der Mittelschiffostwand bis zum gebusten Scheitel des hier halbierten östlichen Domikalgewölbes (Kap. C.5.2.3.2.) hinaufreichte. Diese dadurch bereits herausgehobene östliche Stirnwand des Sanktuariums wurde mutmaßlich noch zusätzlich durch die hier zu rekonstruierende Ostrose (Kap. C.5.6.5.) als besonderer, sicherlich auch mit theologischer Bedeutung aufgeladener Lichtakzent ausgezeichnet. Dem Rund der Rosenöffnung folgte der runde Verlauf der unverändert erhaltenen, dünnen Schildrippe.

[1501] Dieses Maß leitet sich von der Breite der jeweils erhaltenen ersten Bogensteine der beiden fragmentarisch erhaltenen Fensterlaibungen ab, die jeweils 18,5 cm beträgt. Anders als die geraden Laibungspartien waren die Bogenlaibungen offenbar (wie bei den erhaltenen romanischen Obergadenfenstern) nicht mit dem Mauerwerk verzahnt, so dass vermutlich nur ihre äußere Randkante von der Kalkfarbschicht überdeckt wurde.

[1502] An den erhaltenen östlichen Eckdiensten zeigen sich zumindest keinerlei Anschlussspuren eines Horizontalgesimses. Eine endgültige Klärung dieser Frage wird aber erst nach einem Entfernen des Putzes in diesem Bereich möglich sein, so dass überprüft werden kann, ob sich eventuell darunter doch noch verbliebene Werksteinreste eines Gesimses befinden.

Eine gewisse Nachfolge fand die Marienfelder Chorostwandgestaltung in den ebenfalls flach schließenden und mit einer Dreifenstergruppe hervorgehobenen Chorostwänden der Kirchen in Langenhorst (Abb. 858, 864; Kap. C.10.4.1.1.2.), Wisby (1109, 1111; Kap. C.10.4.2.1.) und Halle/Westfalen.[1503]

Die Kombination von Dreifenstergruppe und Rosenfenster darüber – eine typisch zisterziensische Gestaltung – fand sich ehedem auch bei der Zisterzienserabteikirche in Ossegg (begonnen 1206/07; Abb. 696–698), deren Sanktuarium in Grundriss und Aufriss der Marienfelder Disposition folgt und daher als direkter Nachfolgebau anzusprechen ist (Kap. C.9.2.1.) – möglicherweise hat man in Ossegg über die Grunddisposition hinaus auch das Gliederungsschema der Chorostfassade der Marienfelder Klosterkirche aufgegriffen.

Ihre Grunddisposition aus vorspringender Mittelschifffront mit dominierender Dreifenstergruppe und dahinter zurücktretenden Stirnwänden der Chorseitenschiffe wurde schließlich auch bei der Ostfront der Klosterkirche des Zisterzienserinnenklosters St. Maria im Sonnenkamp im mecklenburgischen Neukloster (gegr. 1219, Ostteile 1220–1227) aufgegriffen.[1504]

8.3. Die Obergadenfenster

Die ursprüngliche Gestaltung der Obergadenfenster lässt sich problemlos rekonstruieren, da sich im Halbjoch des Chores zwei einzelne Rundbogenfenster (Kap. C.5.6.1.) und im Westjoch des Hauptschiffes auf der Südseite ein entsprechendes Doppelfenster (Kap. C.5.6.2.) aus der Bauzeit erhalten haben. Gleichartige Doppelfenster sind auch für die übrigen, zur Zeit des Abtes Heinrich Münstermann (1498–1537) umgestalteten Obergadenfenster anzunehmen, lediglich in den Ost- und Westseiten der Querarme könnten sich wie im Halbjoch des Chores Einzelfenster befunden haben (s.u.).

[1503] Zur St. Johanniskirche in Halle/Westfalen s. DEHIO, Westfalen, 1969, S. 197; HEMPELMANN, Halle, 1996; DEHIO, Westfalen, 2011, S. 377 [HEMPELMANN, Halle, 2018].

[1504] COESTER, Cistercienserinnenkirchen, 1977/86, S. 351 (mit Grundriss), dazu Anm. 17v; BÖKER, Backsteinarchitektur, 1988, S. 47, dazu Abb. 20, 21; DEHIO, Mecklenburg-Vorpommern, 2000, S. 373–375. Das Kloster hat erst zwischen 1245 und 1267 die Zisterzienserregel angenommen, doch dürfe ein Übergang zum Zisterzienserorden, der sich der Aufnahme von Frauenklöstern gegenüber sehr reserviert verhielt, bereits von Anfang an intendiert gewesen sein (so bereits Coester und Böker).

8.4. Das Querhaus

Das Erscheinungsbild des Querhauses ist im wesentlichen unverändert geblieben, eingreifendere Veränderungen sind im Äußeren lediglich an den beiden Giebelfeldern zu verzeichnen, die beim Dachbrand 1826 offenbar stark in Mitleidenschaft gezogen worden waren. Beim Südgiebel mussten in der Folge die Giebelflanken mit den Ortganggesimsen sowie die Giebelspitze erneuert werden. Diese Erneuerung betraf auch den oberen Teil der Kreisblende, die den Großteil der Giebelfläche einnimmt (Kap. C.5.6.7.2.1.). Die ‚Blätter' des in sie einbeschriebenen Vierpasses sind jeweils mit einem Okulus durchbrochen. Bei der Erneuerung nach 1826 wurde das obere ‚Blatt' des Vierpasses samt Okulus in denselben Formen, aber in leicht unterschiedlicher Mauerungstechnik neu aufgeführt (Abb. 283).[1505] In der Substanz gestört ist auch das Zentrum des Blendmotivs, wo zu einem unbekannten Zeitpunkt eine hochrechteckige Öffnung eingefügt wurde, die 1955–58 wieder beseitigt und durch einen Okulus ersetzt wurde.[1506] Die durch den Einbau der Luke ebenfalls gestörten ‚Nasen' der Vierpassblende wurden bei der Wiederherstellung mit stumpfen Enden versehen, dürften aber ehemals Konsolen besessen haben,[1507] wie sie etwa beim Achtpass der Westrose begegnen (siehe Kap. C.5.6.6.).

Die Zwickelflächen zu seiten der Kreisblende waren mit Blendnischen versehen, deren untere Partien einschließlich Resten der Erst- und Zweitfassung bis heute vermauert erhalten sind.[1508] Ihren oberen Abschluss umfing jeweils ein Bogen des steigenden Rundbogenfrieses, der die Giebelschrägen begleitete. Davon sind heute nur noch die abgearbeiteten Sandsteinkonsolen und einige Ansätze der Bogenschenkel unter dem Neuverputz erhalten.[1509] Unklar bleiben muss mangels Befund der Übergang des Rundbogenfrieses in die Kreisblende, die fast die ganze Breite der Giebelspitze ausfüllt – selbst wenn man, wofür einiges spricht, annimmt, dass die romanischen Giebelschrägen etwas steiler verliefen als die heutigen, verbleibt dennoch zu wenig Platz zwischen Kreisblende und Ortganggesims, um hier eine Fortsetzung des Rundbogenfrieses zu mutmaßen. Auch die Gestaltung der

[1505] Ebd., S. 186; bei den original erhaltenen Okuli fanden sich noch Reste der romanischen Erstfassung, ebd., S. 123.
[1506] Ebd., S. 186/188. – Zur Datierung der Maßnahme s. DENKMALPFLEGEBERICHT 1963, S. 147–148.
[1507] So bereits ebd., S. 188.
[1508] Ebd., S. 186; zu den Fassungsbefunden ebd., S. 123.
[1509] Ebd.

Giebelspitze muss ungewiss bleiben, da die einzige historische Ansicht aus der Zeit vor dem Brand, die Südansicht des Klosters aus dem 18. Jahrhundert (M-BQ 8; Abb. 61), den Querhausgiebel nur summarisch wiedergibt.

Noch eingreifender als am südlichen Querhausgiebel waren die Veränderungen am Nordquerhausgiebel. Er stellt sich heute – abgesehen von einer sandsteingerahmten Rundbogenöffnung und einem kleinen Okulus in der Giebelspitze – als vollkommen ungegliedert dar. Dieses nüchterne Erscheinungsbild erhielt er jedoch erst nach dem Dachbrand 1826, als er im Zuge der Wiederherstellungsmaßnahmen fast völlig neu aufgeführt werden musste.[1510] Historische Ansichten des 17. bis frühen 19. Jahrhunderts belegen jedoch eine einstmals vorhandene reichere Giebelzier. Die zweitälteste Ansicht, eine wohl im 17. Jahrhundert gefertigte Kopie des spätgotischen Stiftungsgemäldes (M-BQ 3), heute im Bistumsarchiv in Münster (Abb. 55), zeigt im Nordquerhausgiebel eine große Kreisblende mit einem darin einbeschriebenen stehenden Sechspass (Abb. 58), dessen ornamental (?) gestaltete ‚Blätter' von einem Knauf als zentraler Nabe ausgehen (Kap. C.5.6.7.2.2.). Eine vergleichbare Gestaltung findet sich am Südgiebel des Westquerhauses des Domes zu Münster, wo Okuli mit Maßwerkfüllung die Passformen zwischen den Radspeichen ausfüllen.[1511] Das obere ‚Blatt' wurde dabei dem Gemälde zufolge von dem später eingefügten Stützbalken eines Kranauslegers beeinträchtigt.

Zwei weitere barocke Kopien des Stiftungsgemäldes sind weniger präzise in der Wiedergabe: Die eher summarische Version im Besitz des Hofes Meyer Westmeier in Marienfeld (M-BQ 2; Abb. 54) zeigt im Nordquerhausgiebel eine Kreisblende mit stehendem Vierpass, diejenige auf Haus Harkotten (Freiherr von Korff; M-BQ 4; Abb. 59) sogar ein fünfzehnteiliges gotisches Rosettenfenster. Dafür gibt dieses

[1510] Das spätromanische Backsteinmauerwerk reicht bis 32 cm über der Basislinie des Giebeldreiecks. Darüber besteht das Mauerwerk aus Backsteinen des Formates 26 x 13 x 6,5. Weitere Angaben dazu bei ebd. S. 108/109, dazu Anm. 17 (basierend auf Aktenvermerk von Konrad Rückbrod vom 07.08.1984). Hier die Veränderung nur allgemein nach 1793 (älteste der Vogelschauansichten noch mit romanischem Giebel) angesetzt, S. 164 mangels „einer genaueren Untersuchung" ähnlich offen gelassen. Das ebd. zitierte Gutachten des Baukondukteurs Niermann vom 4. Februar 1828 spricht jedoch explizit von notwendigen (Teil-) Abbrüchen der Giebel, wie sie dann offenbar besonders weitreichend am Nordquerhausgiebel durchgeführt worden sind: „So wie der Mörtel in dem Gewölbe theilweise zerstört ist, so ist es auch mit den Giebeln der Fall. Ihr Abbruch ist z. T. nothwendig, die Gränze des Abbruchs wird sich im Abbrechen ergeben, da hierbei erst die nothwendigen Untersuchungen angestellt werden können" (Pfarrarchiv Marienfeld, Karton 2, lose, pag. 15; zitiert nach ebd., S. 164). – Vgl. auch TRÖLLER, Marienfeld, 1935, S. 30 („barockes Fenster"); HÖLKER, Kreis Warendorf, 1936, S. 219 („Dreiecksgiebel ist [...] neueren Datums").

[1511] LOBBEDEY/SCHOLZ, Baugeschichte Münster, 1993, S. 78, Abb. 56, dazu Text S. 73.

Gemälde als einziges den steigenden Rundbogenfries entlang der Giebelschrägen sowie einen Okulus in der Giebelspitze wieder.

Auch auf einer Reihe von Vogelschauansichten, die allesamt direkt oder indirekt auf das Gemälde eines französischen Geistlichen von 1793/94 zurückgehen,[1512] ist die Marienfelder Klosterkirche mit ihrer Nordseite abgebildet. Die recht genaue Version von Heinrich Dünheuft von 1812, heute im Westfälischen Landesmuseum Münster (M-BQ 12; Abb. 70a), gibt für den Nordquerhausgiebel ungewöhnlicherweise eine Kreisblende mit einem liegenden Siebenpass (!) wieder, dazu drei Schlitzöffnungen seitlich und oberhalb der Blendrosette. Die Fassung des Baukondukteurs Niermann aus den 1820er Jahren im Staatsarchiv Münster (M-BQ 14) zeigt an der entsprechenden Stelle eine Sechspassrosette ohne rahmende Kreisblende.

Die hier vorgestellten, teilweise nur bedingt um detailgenaue Wiedergabe der Außenerscheinung der Marienfelder Klosterkirche bemühten Ansichten ergeben in der Gesamtschau ein heterogenes Bild für den Nordquerhausgiebel, zumal sich einige Darstellungen zu widersprechen scheinen. Dennoch lässt sich relativ sicher folgendes Erscheinungsbild des spätromanischen Nordquerhausgiebels herauskristallisieren: Das Zentrum der Giebelfläche nahm allem Anschein nach eine Kreisblende mit einem Sechspass[1513] ein – ob als Rosette mit Speichen oder als Sechspass mit Nasen, muss offen bleiben. Die Zwickelflächen zu seiten der Kreisblende könnten schmale Fensteröffnungen bzw. Blendnischen wie am südlichen Pendant enthalten haben, eine weitere Öffnung, möglicherweise ein Okulus, befand sich in der Giebelspitze. Hier war zeitweise offenbar obendrein noch ein Kranausleger angebracht. Entlang der Giebelschrägen dürfte auch hier – analog zum Befund am südlichen Querhausgiebel – ein steigender Rundbogenfries angebracht gewesen sein, seine genauen Formen sind jedoch nicht überliefert.

[1512] S. dazu ausführlich Kap. G, Anhang I, 3.

[1513] Der Siebenpass in der sonst recht präzisen Zeichnung von H. Dünheuft dürfte verzeichnet sein. Die Zeichnung von Niermann wie auch das Stiftungsbild des 17. Jahrhunderts sprechen klar für einen Sechspass; ähnlich bereits SIGRIST/STROHMANN, Baugeschichtliche Befunde, 1995, S. 109, Anm. 17. – NORDHOFF, Kreis Warendorf, 1886, Tafel zw. S. 138 und 139, rekonstruiert in seiner „nach ältern Bildern corrigirte[n] Ansicht“ (Zitat S. 139) eine Kreisblende mit Vierpass und zentralem Okulus – möglicherweise auch in Anlehnung an den erhaltenen Vierpass der Südseite; TRÖLLER, Marienfeld, 1935, S. 30 vermutet eine nicht mehr nachweisbare „dekorative Aufteilung“; HÖLKER, Kreis Warendorf, 1936, S. 219 rekonstruiert ähnlich wie Nordhoff „einen Vierpaß in einem Kreisrund“. Ihm folgend, aber die Angabe irrtümlich auf die vermeintlich jüngere Dreifenstergruppe beziehend (!), KOHL, Marienfeld, 2010, S. 25.

Mitbestimmend für die Außenerscheinung wie auch die Belichtung im Inneren sind darüber hinaus einige Modifizierungen an der Fenstersituation: So wurden im 14. Jh, wohl im Zusammenhang mit dem Bau des Chorumgangs (siehe Kap. C.4.1.), zwei schlanke Spitzbogenfenster zu seiten des Nordportals eingebrochen – diese Wandflächen waren bis dahin völlig geschlossen.

Ähnlich wie bei den Obergadenfenstern in Chor und Langhaus (siehe Kap. C.5.6.2.) muss man sich anstelle der breiten, dreibahnigen Obergadenfenster aus der Zeit der Spätgotik (s.o.) paarige romanische Rundbogenfenster vorstellen – nur in der Westwand des Südquerhauses befand sich ein einzelnes Rundbogenfenster, von dem sich noch zwei Laibungssteine in 142 cm Abstand unterhalb des heutigen Fensters in situ erhalten haben; eine zugehörige Sohlbank als untere Begrenzung ließ sich bisher nicht nachweisen.[1514] „Der Grund für den Verzicht auf ein Doppelfenster könnte in der schrägen Wand des in der Ecke von Quer- und Langhaus angeordneten Treppenaufganges zu suchen sein, die eine von der Gliederung der Innenwand her symmetrische Anordnung eines zweifachen Fensters unmöglich macht“,[1515] da es dann aus der Achse des Schildbogenscheitels gerückt wäre (wie das heutige Fenster). „Das zu rekonstruierende Einzelfenster liegt jedenfalls mit einer geringfügigen Abweichung auf dieser Achse“.[1516] Für ein entsprechendes Einzelfenster in der gegenüberliegenden Ostwand liegen zwar am Außenmauerwerk keine definitiven Befunde vor,[1517] doch bildet das Ausmalungssystem des Inneren (Kap. C.8.8.1.2.) – sofern es richtig nach Befund rekonstruiert wurde – ein wichtiges Indiz für eine solche Annahme, denn auf der Querhausostwand weisen die weißen Vertikalstreifen denselben Abstand auf wie auf der Westwand, so dass sie sich in ihrer Anordnung hier offenbar gleichermaßen auf ein ehemals vorhandenes Einzelfenster bezogen haben.

Das grundsätzlich ebenfalls nach gesicherten Befunden rekonstruierte Gliederungssystem der südlichen Querhausstirnwand geht heute aus Symmetriegründen über eine einstmals vorhandene Unregelmäßigkeit hinweg: Im unteren Teil des westlichen Wandabschnitts durchbrach ehedem die um 1717/20

[1514] SIGRIST/STROHMANN, Baugeschichtliche Befunde, 1995, S. 153–154, dazu Abb. 216.
[1515] Ebd., S. 154.
[1516] Ebd., S. 156.
[1517] Ebd., S. 156.

aufgegebene Dormitoriumstür das regelmäßige Streifengitter der Raumausmalung. Ihre quadergerahmte Öffnung mit Spitzbogenabschluss zeichnet sich noch unter der Tünche ab (Kap. C.5.5.6.). Von dieser Tür führte eine Treppe, die sogenannte Dormitoriumstreppe, hinab ins Querhaus. Ihre Beschaffenheit – Holz oder Stein – und ihr genauer Verlauf – gerade in den Raum hinein oder gewinkelt entlang der Wand[1518] – müssen offen einstweilen noch bleiben, erst archäologische Untersuchungen können hier Klarheit schaffen.

Eine räumliche Untergliederung des Querhauses bewirkten schließlich von Anfang an, das heißt spätestens seit der Ingebrauchnahme der Kirche, die Chorschranken unter den nördlichen und südlichen Vierungsbögen – in ihrem spätromanischen Erscheinungsbild sicherlich noch niedriger und einfacher als die heutigen spätgotischen (s.u. Kap. C.8.9.).

8.5. Das Seitenschiff des Langhauses

Die heutige Baugestalt des nördlichen Seitenschiffes des Langhauses geht in wesentlichen Teilen auf den weitgehenden Neubau im Jahre 1714 zurück. Von der ursprünglichen romanischen Substanz blieben außer den Arkadenöffnungen zum Hauptschiff die in der Außenschale vollständig aus Osning-Quadern gefügte Westwand, der Außensockel der Nordwand sowie die gequaderte Ecklisene am Übergang zum Querhaus erhalten (Kap. C.4.3.3.2.1., C.4.3.5.1.).

Die Befunde zur Baugeschichte (ebd.) belegen eindeutig, dass einerseits die Fluchtlinien der Außenwände unverändert blieben und andererseits der Baukörper an der Nordseite des Hauptschiffes baueinheitlich ist.[1519] Die Behauptung, dass dieser vermeintlich als ‚Kapellenanbauten' gedeutete Baukörper erst nachträglich an ein vormals einschiffiges Langhaus angefügt wurden, ist damit hinfällig.[1520] Die immer wieder zu lesende Theorie, das Ostjoch des Seitenschiffes und auch die

[1518] Bei diesem Verlauf müsste die Treppe – sofern sie aus Stein war – auf jeden Fall vor der Südwestecke ausgelaufen sein, da sich am südwestlichen Eckdienst keinerlei Anschlussspuren erkennen lassen.

[1519] So bereits TRÖLLER, Marienfeld, 1935, S. 3–4; HÖLKER, Kreis Warendorf, 1936, S. 208–210; MÜHLEN, Dom zu Münster, 1966, S. 90–91, dazu Anm. 126; THÜMMLER, Marienfeld, 1972, S. 5–6; MÜHLEN, Marienfeld, 1975, S. 31; MÜHLEN, Ausstrahlung, 1984, S. 129–130; SIGRIST/STROHMANN, Baugeschichtliche Befunde, 1995, S. 115, Anm. 31. – Hier ist aber fast durchweg von ‚Kapellenanbauten' die Rede (s.u.).

[1520] So noch DEHIO, Westfalen, 1969, S. 315; MÜHLEN, Münsterland, 1972, S. 25; MAUÉ, Bauformen, 1975, S. 28; RÖCKENER, Hallenkirchen, 1980, S. 213, dazu Anm. 362; SCHULZE, Klöster, 1982, S. 382 und zuletzt KOHL, Marienfeld, 2010, S. 23.

anschließenden Joche seien ursprünglich als separate Kapellen angelegt gewesen,[1521] ist zwar nicht völlig auszuschließen, erscheint aber wenig wahrscheinlich. Einzig G. Linke und U. Lobbedey machten bisher darauf aufmerksam, dass die Kämpfer des ehemals ungeteilten Ostjoches des Seitenschiffes (s.u.) ein Pendant an der Westseite des östlichen Langhauspfeilers besitzen und folgern daraus zu Recht die Planung eines nicht unterteilten Seitenschiffes, das im Bereich der Westjoche beim Weiterbau nach einer Planänderung mit Doppelarkaden auf Säulen fortgeführt wurde.[1522] Diese nicht nur an dieser Stelle fassbare Planänderung bestätigt sich durch die vielfältigen Befunde zum Bauverlauf, die sie der Baupause zwischen Phase II und III zuordnen (Kap. C.4.3.4.).

Diese Änderung der Konzeption von Grund- und Aufriss führte zu einem heterogenen Erscheinungsbild des nördlichen Seitenschiffes, das erst im Zuge des barockgotischen Um- und Neubaues 1714 ‚korrigiert' wurde.[1523] So öffnete sich das in Bauphase II errichtete östliche Drittel des Seitenschiffes mittels eines großen, ehemals ungeteilten Spitzbogens auf niedrig positionierten Kämpfern zum östlichen Hauptschiffjoch (Kap. C.4.3.3.2.1.). Beim Weiterbau in Phase III wurde das bereits angefangene Konzept der großen Arkadenbögen aufgegeben und stattdessen spitzbogige Doppelarkaden auf kräftigen Säulen eingeführt, deren Kämpferlinie nun höher liegt (Kap. C.4.3.5.1.). Diese unterschiedlichen Kämpferniveaus und Scheitelhöhen der Arkadenbogen hatten auch eine uneinheitliche Gewölbebildung zur Folge: Im großen Ostjoch ein tiefer ansetzendes, weit hinaufreichendes längsrechteckiges Gewölbe, in den vier Westjochen höher ansetzende, dafür jedoch nicht so weit hinaufreichende querrechteckige Gewölbe.

Das Gewölbesystem in beiden Teilen des Seitenschiffes lässt sich auf Grundlage der am Bau ablesbaren Indizien wie folgt rekonstruieren: Das relativ hoch hinaufreichende Gewölbe des Ostjoches war von Schildbogen begleitet, deren

[1521] Wie Anm. 1517 und KOHL, Marienfeld, 2010, S. 23, 24; jüngst noch bei DEHIO, Westfalen, 2011, S. 400 (trotz Korrekturhinweis des Verf. heißt es dort: „Ob mit Seitenschiff oder Seitenkapellen ist unklar") .

[1522] LOBBEDEY, Baugeschichte Münster, 1993, S. 279, Anm. 77 (Zweifel an Zwischenwänden); LINKE, Marienfeld, 1994, S. 45–46, 48, 49 und LOBBEDEY, Westfalen, 1999, S. 135–136.

[1523] So heißt es zum Neubau des Seitenschiffes 1714 in der Klosterchronik, hier zitiert nach der deutschen Übersetzung bei BÖHMER/LEIDINGER, Chroniken und Dokumente, 1998, S. 117: „Das alte Seitenschiff war jedoch sehr primitiv und ungefüge gebaut worden, so daß es mit den Säulenstellungen, Gewölben, Gesimsen und Fenstern, die das Mittelschiff umgaben, nicht gerade zusammenpaßte. Daher faßte er einen noch vernünftigeren, wenn auch kostspieligeren Plan und ließ diesen Flügel nach dem genauen Vorbild der übrigen Fenster, Gesimse und Gewölbe völlig neu errichten und deckte ihn mit Blei für über 2000 ‚Kaiserliche' oder Taler."

südlicher erhalten blieb und in seinen oberen Partien über den heutigen Barockgewölben als Begleiter des Arkadenbogens noch einsehbar ist. Die Schildbögen ruhten auf vier Ecksäulen auf, von denen sich die Basis der Südostsäule sowie der Untersockel der Südwestsäule bewahrt haben (siehe Kap. C.4.3.3.2.1., C.6.1.3.). Der an der südöstlichen Säulenbasis ablesbare Schaftdurchmesser der Ecksäulen bleibt deutlich hinter dem Durchmesser der Dienste in den Hochräumen zurück. Dies lässt vermuten, dass auf den Ecksäulen nur die Schildbögen aufruhten, nicht jedoch eine zusätzliche Rippe wie etwa auf den Diensten der Querarmstirnseiten. Für die Rippenlosigkeit, das heißt für die Gestaltung als Kreuzgratgewölbe, spricht einerseits das ebenfalls rippenlose Domikalgewölbe im Hauptschiff, das der gleichen, die architektonischen Details bewusst reduzierenden Bauphase II angehört (Kap. C.4.3.3.4.), zum anderen der Vergleich mit weiteren zeitgenössischen Kirchenbauten der Zisterzienser, wo die Seitenschiffe zumeist ebenfalls mit einem bewusst einfacheren Gratgewölbe versehen sind.[1524]

Zunächst problematisch erscheint die große Scheitelhöhe des südlichen Schildbogens über dem Arkadenbogen zum Hauptschiff im Verhältnis zu der deutlich tiefer liegenden heutigen Traufhöhe, zumal sich diese von der bauzeitlichen Traufhöhe der Westwand ableitet.[1525] Schließt man ein einhüftiges Gewölbe als wenig wahrscheinlich aus und überträgt die Scheitelhöhe auf einen entsprechenden Schildbogen auf der Nordseite, lässt sich dieses Problem nur mit einem über die Traufhöhe hinausragenden Giebeldreieck, das den Bogenscheitel hinterfing, lösen, zumal die Trauflinie des Ostjochs sogar noch unterhalb der heutigen Seitenschifftraufe gelegen haben dürfte. Darauf lässt die Ecklisene zum nördlichen Querhaus schließen (Kap. C.4.3.3.2.1.), deren elf Quaderlagen deutlich unterhalb des heutigen Traufgesimses enden und beim Umbau 1714 durch eine verputzte Aufmauerung verlängert wurden. Eine entsprechende Dachlösung mit niedriger Trauflinie und überhöhenden Quergiebeldächern ist ebenso für die Marienfelder Chorseitenschiffe anzunehmen (s.o.) und wird in vergleichbarer Form auch für die Seitenschiffe des Domes zu Münster (Bauperiode IV, um 1230/35–1245)

[1524] SCHRÖDER, Architektur der Zisterzienser, 1980, S. 326; UNTERMANN, Forma Ordinis, 2001, S. 369. – Als Beispiele in Frankreich seien die Primarabtei Pontigny sowie die Abteikirchen von Preuilly (Île-de-France) und Elan (Ardennen) angeführt, im deutschsprachigen Raum sind etwa die Abteikirchen Arnsburg, Otterberg, Eußerthal, Ebrach (Chorumgang), Riddagshausen, Loccum und Walkenried zu nennen.

[1525] Bisher ist dieses Problem an keiner Stelle in der Literatur erörtert worden.

rekonstruiert (Abb. 1279).[1526] Diese stehen somit nicht nur bezüglich der großen, weiten Arkadenbögen, sondern auch hinsichtlich der Dachlösung in direkter Nachfolge des östlichen Marienfelder Seitenschiffjochs.

Mit den münsterschen Domseitenschiffen dürfte auch die Form der Einwölbung vergleichbar gewesen sein: Da bei beiden Bauten die Seitenschiffjoche über deutlich längsrechteckigem Grundriss konstruiert wurden, reichen ihre Schildbögen bei gleicher Kämpferhöhe unterschiedlich weit hinauf, so dass das dazwischen gespannte Gewölbe in der Scheitelzone eine tonnenartige Tendenz zeigt bzw. gezeigt haben wird.

Auch die Scheidbögen im Osten zum Querhaus und im Westen zu den Westjochen des Seitenschiffes werden wie in Münster und entsprechend den Schildbögen darüber niedriger angelegt gewesen sein als die heutigen.[1527]

Die Nordwand des Ostjoches hat ein einziges – wohl größeres – Rundbogenfenster aufgenommen. Darauf lässt ein Hinweis in der Klosterchronik schließen, der für die Zeit vor dem Seitenschiffneubau fünf Altäre vor den fünf Fenstern überliefert[1528] – vier davon dürften auf die vier Westjoche des Seitenschiffes entfallen sein, so dass für das Ostjoch nur eines verbleibt. Von einer ehemals vorhandenen Außengliederung zeugt noch die östliche Ecklisene. Sie dürfte einen Rundbogenfries getragen haben, der vermutlich auch die Giebelschrägen des Quergiebels begleitete.

Mit der Planänderung und der (Wieder-) Einführung des Gebundenen Systems erhielt das Seitenschiff beim Weiterbau in Phase III eine deutlich abweichende Form: Durch die Einführung der Doppelarkaden reichen die Arkadenscheitel nun nicht mehr soweit hinauf, dafür ist die Kämpferlinie als einheitlicher Fußpunkt aller Bogen und Gewölbe höher gesetzt worden. Am Außenbau wurde die Trauflinie höher hinaufgerückt.[1529] Auf Quergiebeldächer wurde hingegen verzichtet – die Scheitel der Gewölbeanschläge lagen unterhalb der neuen Trauflinie. Ob die Westjoche wie das

[1526] LOBBEDEY/SCHOLZ, Baugeschichte Münster, 1993, S. 135, 275, dazu Abb. 162. – Vgl. Anm. 1454.

[1527] Vgl. dazu die in Kap. C.4.3.3.2.1. geschilderten Befunde und Beobachtungen. – Einen Verbindungsbogen zwischen Seitenschiff und Querhaus, der deutlich unter der Höhe der Mittelschiffarkaden bleibt, findet sich bereits um 1140/50 bei der Zisterzienserabteikirche in Amelungsborn. Vgl. MAIER, Amelungsborn, 1990, S. 43, dazu Abb. 12; UNTERMANN, Forma Ordinis, 2001, S. 292.

[1528] Bei BÖHMER/LEIDINGER, Chroniken und Dokumente, 1998, S. 117 heißt es: „Zuvor waren ja schon fünf Altäre, vormals unter den fünf Fenstern dieses Schiffes befindlich, von Abt Jodocus Caesem entfernt worden".

[1529] Ihre ursprüngliche Höhenlage entspricht gemäß dem Befund an der Nordwestecke der weitgehend unveränderten Westwand genau der heutigen Traufe.

Ostjoch im Äußeren mit einer Gliederung aus Lisenen und Rundbogenfriesen versehen waren, ist weniger wahrscheinlich – zumindest haben sich an der noch weitgehend ursprünglichen Nordwestecke keine dahingehenden Befunde erhalten.

Im Inneren unterschied sich die Gewölbebildung deutlich vom älteren Ostjoch: In den vier Westjochen lag der Gewölbescheitel um einiges niedriger, zudem konstruierte man die Gewölbe offenbar ohne Schildbögen. Darauf deutet einerseits der Verzicht auf Ecksäulen,[1530] andererseits das Fehlen jeglicher Spuren von Schildbögen über den Arkadenbögen. Diese hätten zudem auf den Konsolvorsprüngen der Arkadensäulenkapitelle (Kap. C.6.2.3.1.) auftreffen müssen, wofür diese jedoch viel zu klein sind. Auch als Auflager für einen Gurtbogen erweisen sie sich als zu schmal. Die Konsolvorsprünge dürften vielmehr als Ansatzpunkt für den Gewölbefuß eines doppelten, nicht durch einen Gurt geteilten Kreuzgratgewölbes gedient haben, das jeweils zwei der Seitenschiffjoche im Sinne des Gebundenen Systems zusammenfasste. Die übrigen fünf Gewölbefüße eines solchen Doppeljoches werden von kleinen Konsolen aufgefangen worden oder gar einfach in der Wand ausgelaufen sein.

Die Weite und Form des die beiden Doppeljoche trennenden Gurtbogens lässt sich nicht ganz sicher rekonstruieren, da auch die Wandvorlage am Hauptpfeiler beim Umbau 1714 erneuert worden ist. Bei einem Teil der Bogensteine dürfte es sich aber noch um wiederverwendetes Altmaterial handeln, so dass diese ‚Spolien' indirekt das alte Breitenmaß der Bogenstellung überliefern.

Anders als heute entsprach die Kämpferhöhe des Gurtbogens wohl ehedem der Kämpferlinie der Doppelarkaden. Nimmt man zudem an, dass die Wandvorlage ursprünglich stärker vortrat als heute, ergibt sich daraus ein deutlich spitzerer und weiter hinaufreichender Gurtbogen. Ihm folgten in der Linienführung die westlichen und östlichen Ansatzlinien der doppelten Kreuzgratgewölbe. Entsprechend wird auch das heute nur noch von außen sichtbare Rundfenster in der Seitenschiffwestwand unterhalb des Scheitels der westlichen Schildfläche gelegen und dort einen besonderen Lichtakzent gesetzt haben. Im übrigen dürften einfache Rundbogenfenster, zwei pro Doppeljoch, für die Belichtung gesorgt haben.

[1530] An den Pfeilerrückseiten ist der Befund z. T. verwischt durch barock erneuerte Basisprofilsteine. Eindeutig ist er jedoch am westlichen Wandpfeiler der Arkadenstellung, wo das originale, unveränderte Basisprofil gegen die Westwand läuft, ohne eine Basis für eine eventuelle Ecksäule zu umlaufen.

Neben den auf die Planänderung zurückgehenden baulichen Differenzen zwischen den beiden Seitenschiffteilen gab es schließlich auch einen Unterschied in der Höhe des Bodenniveaus: Wie im Hauptschiff lag das ursprüngliche Bodenniveau in den jüngeren Westjochen um eine Stufe tiefer (siehe Kap. C.4.3.5.1.). Dies dürfte mit der Nutzung der beiden westlichen Hauptschiffjoche als Konversenchor zusammenhängen, denen das ältere östliche Langhausjoch mit seinem bewusst höheren Bodenniveau ehemals als Altarraum diente. Das Bodenniveau im Seitenschiff, das vermutlich als Gottesdienstraum für die (nur an bestimmten Tagen zugelassenen) Laien diente, wurde dabei jeweils dem des Hauptschiffes angeglichen.

Das nördliche Seitenschiff zeigte demnach bis zum weitgehenden Neubau 1714 ein sehr heterogenes Bild: Am Äußeren ist vor allem die Dachgestaltung zu nennen: Das Ostjoch verfügte über einen Quergiebel, dessen Dach in das Pultdach des Seitenschiffes einschnitt, sowie über eine relativ tief sitzende Trauflinie, die bei den jüngeren, mit einem durchgängigen Pultdach gedeckten Westjochen nach oben versprang. Hinzu kam die unterschiedliche Befensterung mit einem Einzelfenster im Ostjoch und je zwei Fenstern an den westlichen Doppeljochen sowie bei letzteren der offensichtliche Verzicht auf eine Außengliederung mittels Lisenen und Rundbogenfriesen.[1531]

Im Inneren standen dem weit zum Hauptschiff geöffneten Ostjoch mit seinem hohen Kreuzgratgewölbe auf Eckdiensten und niedrigen Scheidbögen im Osten und Westen die vier durch Doppelarkaden stärker vom Hauptschiff getrennten Westjoche gegenüber, deren deutlich niedrigere Kreuzgratgewölbe eindeutig nicht auf Eckdiensten, sondern vermutlich auf Konsolen aufruhten und zu Doppeljochen zusammengezogen waren. Durch die Scheitelhöhen des Gurtbogens und der Gewölbe, die diejenigen der Arkadenbögen deutlich übertrafen, wurde stärker die Eigenräumlichkeit des Seitenschiffwestteiles betont. Die in der Architektur ablesbare Zweiteilung des Seitenschiffes fand schließlich ihren Widerhall in der damit einhergehenden Stufung des Bodenniveaus.

[1531] Auf diese Unregelmäßigkeiten ist vermutlich folgende Textpassage aus der Klosterchronik bzgl. des Seitenschiffneubaues 1714 unter Abt Everhard Gallenkamp (1713–1717) zu beziehen: „*[...], ala autem ista antiqua olim valde ruditer ac inconcinne aedificata fuerat, ut non quadraret porticubus, fornicubus, caelaturis, ac fenestris circum circa chorum aedificatis*“ – zu Deutsch: „Dieser alte Flügel [= das alte Seitenschiff] war jedoch einst kunstlos und ungefüge gebaut worden, so daß es nicht mit den Hallen [= Chorumgängen], Gewölben, den Reliefarbeiten und Fenstern, die um den Chor herum gebaut waren, zusammenpaßte“ (korrigierte Version nach der Übersetzung bei BÖHMER/LEIDINGER, Chroniken und Dokumente, 1998, S. 117).

8.6. Die Westfront des Langhauses

Die Westfassade der Kirche ist in ihrer Substanz zwar weitgehend erhalten, jedoch in ihrer Gesamterscheinung aufgrund der unmittelbar angrenzenden, 1699–1702 errichteten barocken ‚Abtei' jedoch kaum noch erlebbar. Bereits durch ihre fast vollständige Errichtung aus Osning-Sandsteinquadern hob sie sich vom übrigen, verputzten und farbig gefassten Bau ab.[1532] In den unteren, völlig geschlossenen Wandbereich schnitten zwei Zugänge ein: das Hauptportal in der Achse des Hauptschiffes sowie die Laienpforte in der Westwand des Seitenschiffes. Ihre ursprüngliche Gestaltung lässt sich aufgrund der barocken Vermauerungen und Verdeckungen heute nur noch erahnen (Kap. C.5.5.3.1., C.5.5.3.2.). Das axiale Hauptportal war nicht besonders aufwendig gestaltet und schnitt rechtwinklig in die Fassadenfläche ein – vermutlich waren in die Winkel zur eigentlichen Portalöffnung noch Rahmungssäulen eingestellt. Der Zugang für die Laien war wohl nur als schlichte Spitzbogenpforte angelegt.

Oberhalb der Laienpforte zeichnen sich im Quadermauerwerk zwei rückgearbeitete Spitzbögen ab, die wohl als Schildbögen einer vorgelagerten Vorhalle zu deuten sind (Kap. C.5.5.3.3.). Ihre Ausführung ist zwar bauarchäologisch nicht gesichert, jedoch aufgrund historischer Indizien (s. d.) wahrscheinlich. Unklar bleibt auch ihre Formgebung vor dem Fassadenabschnitt des Hauptschiffes, da sich im einsehbaren Bereich keine Bauspuren einer Vorhalle erhalten haben. Aber allein schon aufgrund der zu erwartenden Höhe des axialen Hauptportals ist ein Höhenversprung der Gewölbeanschlagzone gegenüber dem Doppeljoch vor der Seitenschifffront anzunehmen. Bei der mutmaßlichen Vorhalle dürfte es sich wie etwa in Maulbronn um eine offene, luftige Architektur gehandelt haben, die konstruktiv eigenständig war nur im Bereich der Gewölbeansätze in das Quadermauerwerk der Westwand einband.

Die Wandfläche der Seitenschifffront oberhalb der Vorhalle ist abgesehen vom Ortganggesims völlig glatt und ungegliedert, lediglich ein schlichtes Kreisfenster schneidet in den oberen Wandbereich ein. Im Gegensatz dazu zeigt die Westfront des Hauptschiffes im Wandbereich oberhalb der mutmaßlichen Vorhalle eine seitliche Rahmung durch Ecklisenen, das dominierende Element bildet die deutlich

[1532] Die wenigen aus Bruchstein oder Backstein errichteten Partien dürften verputzt und durch einen ockergelben Anstrich dem Farbton des Osning-Sandsteins angepasst worden sein, wie die Befunde an den verputzten Backsteinzwickeln der Westrose (Kap. C.4.3.5.3.) nahelegen.

eingetiefte, heute vermauerte Westrose (Kap. C.5.6.6.) mit ihrer abgestuften Binnengliederung aus einem Achtpass auf Kapitellkonsolen, der acht kleine Lanzettöffnungen in der hintersten Wandschicht umfängt, die radial um einen zentralen Okulus angeordnet sind.

Das mittels eines einfachen, rechteckig profilierten Gesimses abgesetzte Giebelfeld zeigt eine Gliederung aus zwei Reihen von säulengerahmten, gestuften Blendnischen (Kap. C.5.6.7.1.2.): Die untere Reihe umfasst drei, die obere Reihe zwei Nischen, deren aus Backsteinen gemauerte, mit schmalen Lichtschlitzen versehene Rückwände einen Verputz trugen, der vermutlich hell gestrichen war. Dadurch stachen die fünf Blendnischen als herausgehobene Gliederungselemente kontrastreich aus dem gelblichen Osningsandstein-Quadermauerwerk der Westfassade hervor.

Die Giebelkanten waren – wie noch beim Seitenschiffgiebel erhalten – von einem profilierten Ortganggesims begleitet, das am Hauptschiffgiebel beim Dachbrand 1826 beschädigt und danach beseitigt wurde. Der Erneuerung der Giebelkanten fiel größtenteils auch der hier entlanglaufende steigende Rundbogenfries zum Opfer, der auf den seitlichen Ecklisenen aufruhte. Erhalten hat sich jedoch zumindest der größte Teil der Frieskonsolen, lediglich die Gestaltung der Giebelspitze ist gänzlich verloren. Auch der erste und sechste (ehemals siebente) südliche Bogen dürfte noch weitgehend romanische Substanz enthalten. Hier lässt sich zugleich abzulesen, dass der Rundbogenfries wie am übrigen Bau aus Backstein gemauert wurde, der überputzt wurde und hier vermutlich durch einen ockergelben Anstrich dem Farbton der angrenzenden Osning-Sandsteinquader angeglichen wurde.

Das Erscheinungsbild der Westfassade wurde somit von dem einheitlichen Quadermauerwerk bestimmt, aus dem als besonderes Ziermotiv die große Westrose sowie die zweifach gestufte, von Säulen gerahmte und mit hell leuchtenden Rückwänden versehene Nischengliederung des Giebels herausstachen. Die Front des Hauptschiffes war gegenüber der glatten Seitenschifffront durch die rahmende Gliederung aus Lisenen und Rundbogenfriesen hervorgehoben. Beiden vorgelagert war vermutlich eine gewölbte Vorhalle, deren genaue Gestalt aber offen bleiben muss.

8.7. Das äußere Erscheinungsbild: Dachdeckung und farbige Fassung

8.7.1. Dachstuhl und Dachdeckung

Der romanische Dachstuhl über Chor, Haupt- und Querschiff der Marienfelder Klosterkirche wurde offensichtlich erst beim Dachbrand im Jahre 1826 vernichtet und war bis dahin wohl weitgehend unverändert erhalten – die Klosterchronik überliefert nur verschiedene Neueindeckungen (s.u.), von einer vollständigen Erneuerung des Dachstuhls ist nirgends die Rede. Die romanischen Dachstühle der Chorseitenschiffe wurden bereits bei deren Abbruch anlässlich des Chorumgangbaues beseitigt, der bauzeitliche Dachstuhl des nördlichen Langhausseitenschiffs ging spätestens bei dessen durchgreifendem Umbau 1714 verloren.

Während von den Dachstühlen der Seitenschiffe noch Konsolsteine der Dachpfetten und Balkenlöcher indirekt Zeugnis ablegen von Teilen der Konstruktion, fehlen heute jegliche konkreten Hinweise zum ursprünglichen Dachstuhl über den Hochräumen. Es dürfte sich aber, wie analog zu zeitgenössischen Bauten erschlossen werden kann, um einen Sparrendachstuhl gehandelt haben, der nur über den Gurtbögen ein Vollgebinde mit Binderbalken besaß, während über den hoch hinaufreichenden Domikalgewölben Leergebinde mit kurzen Sattelbalken plaziert waren.[1533]

Die ursprüngliche Dachdeckung scheint aus Holzschindeln bestanden zu haben. Darauf lassen zumindest einige Angaben in der Klosterchronik zur Amtszeit von Abt Nikolaus (1318–20, 1322–44) schließen;[1534] er erneuerte die Dachdeckung der Kirche in Blei und Stein (wohl Schiefer- oder Sollingplatten). Eine weitere Erneuerung der Dachdeckung von Südquerhaus und Hauptschiff mit Blei und Ziegeln geschah auf

[1533] Vgl. dazu BINDING, Dachwerk, 1991, S. 49–53 mit westfälischen Beispielen des 13. Jahrhunderts: Legden, Fröndenberg, Methler, Stockum, Stromberg und Lügde.

[1534] Eine ursprüngliche hölzerne Dacheindeckung lässt die Übersetzung einer Passage der ‚Marienfelder Chronik' zur Amtszeit von Abt Nikolaus (1318–20, 1322–44) bei BÖHMER/LEIDINGER, Chroniken und Dokumente, 1998, S. 54 vermuten: „Ebenso erneuerte er vollständig die Dächer der Glockentürme und des Refektoriums und ließ dazu einen großen Teil der Kirche, die vorher nur mit Holzschindeln gedeckt war, mit Blei decken." Diese Übersetzung erweist sich jedoch als lücken- und fehlerhaft, im lateinischen Original der Chronik-Version A, zitiert nach ZURBONSEN, Chronicon, 1884, S. 47, ist der Bezug auf die Kirche nämlich nicht vorhanden: „*item tectum campanilis oratorii ac refectorium ex toto renovavit; item magnam partem oratorii cum plumbo et partem cum lapidibus ac dormitorium conventus cum lapidibus tegi fecit, cuius tectum antea ligneum fuerat*"; zu Deutsch müsste es somit heißen: „Ebenso erneuerte er vollständig die Dächer des Glockenturmes der Kirche und des Refektoriums; auch ließ er einen großen Teil der Kirche mit Blei und einen [weiteren] Teil mit Steinen [wohl Schiefer], des weiteren das Mönchsdormitorium mit Steinen decken, dessen Dach[deckung] vorher aus Holz bestanden hatte." Die Schindeldeckung ist somit nur für das Dormitorium überliefert, für die Kirche selbst wird keine Vorgängerdeckung genannt, doch könnte auch hier analog eine Schindeldeckung angenommen werden.

Veranlassung von Abt Arnold I. (1443–1478),[1535] sein zweiter Nachfolger Abt Werner (1495–1498) ließ einen Teil der ‚oberen' Kirche, das heißt wohl des Chores, mit Blei decken.[1536] Eine komplette Neueindeckung in Blei ist dann für die Amtszeit von Abt Jodokus Caesem (1646–1661) überliefert.[1537] Zu Ende des 18. Jahrhunderts schließlich besaß die Kirche eine Dachdeckung aus Kupfer. Dies ist der Legende auf der Vogelschauansicht von Heinrich Dünheuft von 1812 (M-BQ 12; nach einem Gemälde von 1793/94, M-BQ 9) zu entnehmen, wo es heißt: „1. Kirche mit kupfernen Platten gedeckt".[1538]

8.7.2. Die farbige Fassung des Außenbaues

Das äußere Erscheinungsbild der Kirche wurde maßgeblich von der farbigen Fassung bestimmt, die sämtliche Außenwände mit Ausnahme der Westwand bedeckte. Abgesehen von der Chorostwand, wo die Farbe unmittelbar auf das Backsteinmauerwerk aufgetragen wurde, hat man alle sichtbaren Backsteinpartien mit einer dünnen weißen Kalkschlämme überzogen, auf die dann die altrosa Kalkfarbe mit dem weißen Fugennetz aufgetragen wurde.[1539] Wie die Untersuchungen zur Baugeschichte gezeigt haben, wurde die Erstfassung jeweils unmittelbar nach der Fertigstellung des betreffenden Bauteils noch vom Gerüst aus ausgeführt, das heißt im Falle der Obergadenwände an Chor und Langhaus noch vor Errichtung der Seitenschiffdeckung.[1540]

Die zumeist nur noch sehr kleinen, aber über den gesamten Außenbau verteilten Befundstellen (Abb. 433–434) lassen folgendes Gliederungsschema der Erstfassung erkennen: Sämtliche aus Backstein gemauerten Wandflächen zeigten flächendeckend

[1535] Bei BÖHMER/LEIDINGER, Chroniken und Dokumente, 1998, S. 77 heißt es: „Auch ließ er auf der Südseite der Kirche, und zwar vom Glockenturm an, das Dach der Kirche mit Blei und neuen Dachziegeln erneuern, ebenso auch den westlichen Flügel, und zwar vom Glockenturm bis zum Nordflügel". – Der lateinische Originaltext ist bisher leider noch unveröffentlicht.

[1536] Ebd., S. 86: „Unser Schlafhaus, das völlig herunter gekommen war, ließ er mit Holz verkleiden, einen Teil der oberen Kirche mit Blei decken".

[1537] Ebd., S. 107: „Das Dach unserer Klosterkirche, nur teilweise in Blei gedeckt, ließ er völlig mit neuem Blei belegen".

[1538] Original im Westfälischen Landesmuseum für Kunst und Kulturgeschichte in Münster. Vgl. METTE, Klosteranlagen, 1993, Abb. 65.

[1539] Die Befunde zur ursprünglichen Farbfassung der Marienfelder Klosterkirche zuerst kurz benannt in DENKMALPFLEGEBERICHT 1990, S. 519–520 (Konrad Rückbrod), dann ausführlich vorgestellt und dokumentiert bei SIGRIST/STROHMANN, Baugeschichtliche Befunde, 1995, S. 115–135, dazu Abb. 169–191. Auf den dortigen Ergebnissen basieren weitgehend die folgenden Ausführungen. Im Gegensatz zur dortigen Formulierung wird der flächendeckende Farbton der Wände hier aber nicht als ‚Rot', sondern als ‚(Alt)Rosa' bezeichnet. – Die von SIGRIST/STROHMANN publizierten Befunde aufgegriffen bei LINKE, Marienfeld, 1994, S. 19–20; LOBBEDEY, Westfalen, 1999, S. 134; UNTERMANN, Forma Ordinis, 2001, S. 652.

[1540] Dieses Befundergebnis noch nicht bei ebd.

den üblichen Anstrich aus rosa Kalkfarbe, auf die dann das weiße Fugennetz aufgetragen wurde: zunächst die Horizontalfugen mit einem Abstand von 8,5–9,5 cm, anschließend die Stoßfugen, deren Abstandmaß jedoch unsicher ist, so dass offen bleiben muss, welchen Mauerwerksverband die Farbfassung imitierte.[1541]

Eine abwechslungsreiche Gestaltung zeigte das Fassungssystem im Bereich der Rundbogenfriese (Abb. 435): Die Bogenstirnen hoben sich durch aufgemalte Bogensteine von 8,5–9,5 cm Breite von einem weißen Grund ab, der bis zum Traufgesims hinaufreichte. Lediglich die Zwickelflächen über den Lisenen waren ebenfalls mit einer gemalten Ziegelstruktur versehen. Die von den Friesbögen umfangenen Bogenfelder setzten sich durch einen weißen, 4–4,5 cm breiten Streifen, eventuell mit einem zusätzlichen schwarzen Begleitstrich, von der Bogenlaibung ab. Als untere optische Begrenzung der Bogenfelder fungierte ein 15 cm breites weißes Band, das auf Höhe der Frieskonsolen von Lisene zu Lisene durchlief. Die Position der oberen der beiden auch in der Kalkschlämme vorgeritzten Begrenzungslinien leitet sich ab von der Oberkante der Abdeckplatten der Frieskonsolen (Kap. C.6.7.), die der unteren liegt ohne konkreten Bezug auf Höhe des unteren Wulstprofils der Konsole.[1542]

Die aus gelblichen Osning-Sandsteinwerkstücken aufgemauerten Lisenen sowie die übrigen Werksteinpartien im Bereich der Architekturglieder wie die Frieskonsolen, Sockel- und Traufgesimse, Fenstereinfassungen sowie insbesondere die gequaderte Westfassade waren hingen nicht farbig gefasst sondern höchstens allenfalls überlasiert und erschienen in ihrem natürlichen Sandsteinton. Darauf deutet einerseits das Fehlen jeglicher Farbspuren auf den Sandsteinquadern, andererseits die feine Oberflächenglättung, die sie von den in das angrenzende Backsteinmauerwerk einbindenden Verzahnungen der Werkstücke mit ihrer gröberen, auf eine abdeckende Schlämme berechneten Oberfläche deutlich unterscheidet und damit belegt, dass die fein bearbeiteten Partien von Anfang an auf Sicht berechnet waren.[1543]

Die vorgestellten Befunde erlauben eine recht sichere Rekonstruktion der farbigen Außenerscheinung der Marienfelder Klosterkirche zum Zeitpunkt ihrer Erbauung

[1541] S. dazu SIGRIST/STROHMANN, Baugeschichtliche Befunde, 1995, S. 116–121, dazu Abb. 169–183.
[1542] Zu den Fassungsbefunden im Bereich der Rundbogenfriese s. ausführlich ebd., S. 119–123, dazu Abb. 179–188.
[1543] Ähnlich bereits ebd., S. 130, die sich jedoch in dieser Frage nicht eindeutig festlegen wollen.

und verdeutlichen, wie maßgeblich eine aufgetragene Farbfassung das äußere Escheinungsbild eines solchen Sakralbaues prägte.[1544]

Innerhalb der zisterziensischen Baukunstzeugnisse stellen die Befunde zur Marienfelder Außenfassung aufgrund der relativen Seltenheit ein bedeutendes Zeugnis dar.[1545] Eine vergleichbare rote Außenfassung mit weißem Fugennetz ist bisher nur für die Klosterkirche in Dobrilugk (nach 1184 – gegen 1250) nachgewiesen,[1546] in Marienstatt im Westerwald konnten jüngst an Chor und Querhaus (ab 1222 – vor 1295/96) Reste der ersten Außenfassung aus einer weißen Kalktünche mit vorgeritzter roter Quaderung dokumentiert werden.[1547]

Das in Marienfeld beobachtete Fassungssystem aus einem flächendeckenden Anstrich in Altrosa, versehen mit einer weißen Fugenmalerei, die Backsteinmauerwerk imitiert, ist innerhalb der westfälischen Baukunst bisher einzigartig, findet jedoch einige zeitgenössische Vergleichsbeispiele im Rheinland, so bei St. Maria in Lyskirchen in Köln (um 1220), an der ehemaligen Franziskanerklosterkirche St. Antonius in Siegburg-Seligenthal (1231–1256) oder der Propsteikirche St. Pankratius in Oberpleis (um 1220).[1548] Wie die architektonische Außengliederung mit Lisenen und Rundbogenfriesen scheint somit auch die ursprüngliche Außenfassung auf eine Aufnahme von Gestaltungsmotiven der rheinischen Spätromanik zu verweisen.

Alle darüber hinausgehenden Interpretationen, etwa die Deutung des ‚Rot' als imperiale Farbe, erscheinen im Falle von Marienfeld eher abwegig.[1549] So erfreuten sich zwar der Zisterzienserorden und die deutschen Zisterzienserklöster einer besonderen Förderung durch König/Kaiser Otto IV. (1198–1218),[1550] und auch für die Abtei Marienfeld ist eine Schenkung Ottos IV. durch eine Urkunde von 1207 bezeugt,[1551] doch aufgrund dieser ‚Kaisernähe' die rosarote Außenfassung der

[1544] S. dazu allgemein: GERLACH, Farbigkeit, 1993, v. a. S. 97–99.
[1545] S. dazu etwa UNTERMANN, Forma Ordinis, 2001, S. 652.
[1546] Ebd., mit Nachweis. – Zu Dobrilugk (heute Doberlug) s. DEHIO, Brandenburg, 2000, S. 228–234.
[1547] ELENZ, Architekturfassung, 1999, S. 54–61.
[1548] Ausführlich dazu (einschließlich Literaturangaben) und zu Rot/Rosafassungen im 12./13. Jahrhundert im Überblick SIGRIST/STROHMANN, Baugeschichtliche Befunde, 1995, S. 130–135, zu den rheinischen Beispielen v. a. S. 135.
[1549] Ähnlich vorsichtig ebd., S. 135 (mit entsprechenden Literaturverweisen).
[1550] S. HUCKER, Otto IV., 1990, S. 248–255.
[1551] WUB III, Nr. 44 (vgl. Kap. C.4.4.1.).

Abteikirche als ‚farbiges Bekenntnis' zu (seit 1209) Kaiser Otto IV. zu werten, geht dann wohl doch zu weit.

8.8. Die farbliche Erscheinung des Innenraumes

Der innere Eindruck des Kirchenraumes wurde neben der gebauten Architektur maßgeblich durch die zusätzlich der Gliederung dienende Raumfassung und ihren zurückhaltenden Farbklang bestimmt, der anhand der aufgefundenen Reste fast vollständig rekonstruierbar ist. Hinzu trat die Verglasung der Fenster, bei der es sich um die im Zisterzienserorden übliche Grisaille-Glasmalerei gehandelt haben dürfte.

8.8.1. Die Innenraumfassung

Bei den Renovierungsmaßnahmen im Kircheninneren konnten im Januar 1969 anhand von Freilegungsproben alle wesentlichen Teile der romanischen Erstfassung des Innenraumes aufgedeckt werden. Sie erlauben eine fast lückenlose Rekonstruktion des Fassungssystems und bildeten die Grundlage für eine vollständige Wiederherstellung der Gewölbefassung, während die Wandfassung nur für den Bereich des Südquerhauses aufgedeckt und rekonstruiert wurde.[1552]

8.8.1.1. Die Gewölbefassung

Die Farbfassung der Domikalgewölbe (Abb. 30–39) wurde jeweils unmittelbar mit deren baulicher Fertigstellung ausgeführt, erfolgte also gemäß deren Errichtung in drei Phasen, die sich auch trotz aller Einheitlichkeit an einer Reihe von Abweichungen ablesen lässt.

Die früheste erhaltene Gewölbeausmalung findet sich in den eineinhalb Jochen des Hochchores (Bauphase Ic; Abb. 30, 31). Den Grund bildet eine sorgsam geglättete, ungefasste (eventuell lasierte) Putzschicht, die in ihrem rötlich-gelben Naturton erscheint.[1553] Zu den steinernen Diagonalrippen einschließlich Rippenring sowie den

[1552] Die Bewertungsgrundlage zu den Fassungsbefunden bildet ein Untersuchungsbericht des Restaurators H. Fernkorn/Beckum von 1969 (in der Akte ‚Marienfeld' im WAfD, Referat Restaurierung). Die dortigen Befundergebnisse als Grundlage für die Wiederherstellung des bauzeitlichen Fassungssystems publiziert bei: DENKMALPFLEGEBERICHT 1975, S. 585–586 (Hilde Claussen); MÜHLEN, Marienfeld, 1975, S. 35–42, dazu Abb. 9–11; CLAUSSEN, Farbigkeit, 1978, S. 60–61, dazu Abb. 57, 58. – Für den Bereich des südlichen Querhauses liegt zudem eine weiterer, ausführlicher (Nach)Untersuchungsbericht des Restaurators Dr. Christoph Hellbrügge vom 17.02.1991 vor, ein ergänzender zum nördlichen Querhaus vom 04.06.1991 (beide ebenfalls in der Akte ‚Marienfeld' im WAfD, Referat Restaurierung).

[1553] DENKMALPFLEGEBERICHT 1975, S. 586 (Hilde Claussen); MÜHLEN, Marienfeld, 1975, S. 35; CLAUSSEN, Farbigkeit, 1978, S. 61. – Bei der Restaurierung 1968/69 wurde der romanische Putzgrund nicht

Schild- und Gurtbögen sind die Gewölbekappen durch weiße, schwarz[1554] konturierte Streifen abgesetzt – zusätzliche, aufgemalte Scheitelrippen wie im Querschiff gab es hingen nicht.[1555] Den Übergang zwischen Schild- bzw. Gurtbogen und der gemauerten Gewölbekappe vermittelt ein Rundwulst aus Backstein, der wie heute in einem roten Backsteinton bemalt und mit weißen Fugen versehen war, als Begrenzung dienten auch hier schwarze Begleitstriche.[1556] Das Lilienornament der Schlusssteine (Kap. C.6.4.) stand wohl von Anfang an vor einem schwarzen Grund.[1557]

In den drei Jochen des Querschiffes, die der Bauphase IIb angehören, fand eine auffällige Bereicherung des in seinen Bestandteilen aus den Chorjochen übernommenen Fassungssystems statt (Abb. 33): So wurden hier zusätzlich zu den plastischen Diagonalrippen noch orthogonale Scheitelrippen aufgemalt, die die Schildbogenscheitel mit den Rippenringen um den Schlussstein verbinden und dem Gewölbe die Anmutung eines achtteiligen Rippengewölbes verleihen (siehe Kap. C.5.2.3.). Sie erscheinen als nicht weiter getönter, mit Fugenmalerei versehener Streifen im Ton des Putzgrundes[1558] und werden wie die Rippen von 16 cm breiten weißen bzw. weißlichen Bändern aus Kalktünche mit beidseitigem, 1 cm breitem schwarzem Begleitstrich eingefasst, der im Putzgrund vorgeritzt wurde.[1559] Ein völlig

flächendeckend freigelegt, sondern die Gewölbefelder nur anhand der Befundstellen in einem entsprechenden Farbton gestrichen, so dass zwar der Farbklang, nicht jedoch die Materialwirkung der Oberflächen wiederhergestellt wurde.

[1554] Für den südlichen Querarm konnte der Restaurator Dr. Christoph Hellbrügge statt des schwarzen einen dunkelbraunen Begleitstrich feststellen (s. d.) – ob eine entsprechender Befund auch in den Chorgewölben vorliegt, ist bisher nicht untersucht worden.

[1555] Untersuchungsbericht H. Fernkorn zu den Befunden von 1968/69 (wie Anm. 1552), S. 4.

[1556] Die Angaben hierzu sind widersprüchlich: MÜHLEN, Marienfeld, 1975, S. 37 schreibt: „Der Rundstab aus gebranntem Ton, [...], ließ noch an einzelnen unversehrt erhaltenen Befunden weiße, mit dem Pinsel auf den Naturstein aufgemalte Fugen erkennen. Der Naturton des Ziegels hatte nur gelegentlich eine Korrektur des Malers erfahren“. – H. Fernkorn spricht in seinem Untersuchungsbericht von 1969 eindeutig von einer „Ziegelbemalung mit ihrer weißen Fugung“ (S. 3). – Bei seiner Nachuntersuchung der Befunde im Südquerhaus konnte C. Hellbrügge sogar drei rotfarbige Fassungsschichten auf den dortigen Rundstäben nachweisen (Untersuchungsbericht vom 17.02.1991, S. 6).

[1557] Untersuchungsbericht H. Fernkorn zu den Befunden von 1968/69, S. 3: „ Befund im Chorhalbjoch I: Der Hintergrund des Lilienornamentes im Schlußstein ist mit Schwarz ausgelegt. Ob dieses Schwarz aus gotischer oder schon aus romanischer Zeit herrührt, ist nicht zu festzustellen. Sowohl unter, wie auch über dem Schwarz war keine andere Farbgebung zu finden.“

[1558] C. Hellbrügge erwähnt in seinem Untersuchungsbericht zum nördlichen Querhaus vom 04.06.1991 eine nur dort aufgefundene „Markierungslinie, die in der Mitte der Gewölbe verläuft. Sie diente wohl zur Bestimmung der Gewölbemitte“ bzw. zur Festlegung der Position der gemalten Scheitelrippe. – H. Fernkorn hebt in seinem Untersuchungsbericht von 1969, S. 1 im Abschnitt zum nördlichen Querhausjoch den „äußerst sauber und pedantisch geglätteten romanischen Putzgrund“ hervor!

[1559] Maßangaben nach ebd., S. 1/2. – Lt. Untersuchungsbericht von C. Hellbrügge vom 17.02.1991, S. 3 „sind die Breiten der weißen Begleitbänder nicht entsprechend dem Originalbefund ausgeführt worden. Sie sind in der Regel etwas schmaler ausgefallen“. – Korrektur der Farbangaben sowie Angabe zu den Ritzungen nach ebd.

neues Gliederungselement bedeutet sodann ein deutlich breiterer, weißer Ring, der sich kreisförmig kurz oberhalb der Bogenscheitel herumzieht.

„Im Vierungsgewölbe war zunächst ein anderes gemaltes Gliederungssystem erprobt und dann verworfen und übermalt worden. Im Putz ausgesparte schmale, vertikale Bänder in der Funktion von ‚Scheitelrippen' waren mit vereinzelten schwarzgrundigen Querstrichen gegliedert und beiderseits von etwas breiteren Streifen eingefasst, um somit eine dreiteilig gebündelte Rippe anzudeuten. Diese seitlichen Streifen waren in der Vorzeichnung rot gerandet und danach mit weißer Fugenteilung rot angelegt worden, wie ein gleiches Begleitband an der Naturstein-Diagonalrippe erkennen ließ. Die Fugen der Bänder zu seiten der mittleren ‚Scheitelrippe' entsprachen sich genau und unterteilten diese Bänder in nur wenig gestreckte Rechtecke, die kaum mit Backsteinen, sondern eher mit Tonplatten Ähnlichkeit hatten".[1560]

Da im östlichen Hauptschiffgewölbe (Abb. 37), das ebenfalls noch der Bauphase IIb angehört, bewusst auf eine plastische Rippengliederung verzichtet wurde, wurde hier die architektonische Untergliederung allein durch die Ausmalung erreicht. Sie orientiert sich am plastischen Rippensystem der Chorjoche mit Diagonalrippen und Rippenring um den Schlussstein und setzt dieses in Malerei um. Dadurch und durch den Verzicht auf Scheitelrippen und weiße Ringe über den Bogenscheiteln, wie sie als ergänzende Dekoration in den drei Querschiffjochen eingeführt worden waren, kommt deutlich die beabsichtigte rangliche ‚Abwertung' des Langhauses gegenüber den liturgischen Zentren von Chor und Querschiff zum Ausdruck (siehe Kap. C.9.4.3.).

In den beiden westlichen Domikalgewölben des Hauptschiffes (Phase III; Abb. 38, 39) wurde jedoch die im ersten Langhausjoch ablesbare Absicht der ranglichen ‚Abwertung' wieder aufgegeben und man kehrte zur Einwölbung mit plastischen Rippen zurück, die hier nun auch wieder mit aufgemalten Scheitelrippen ergänzt wurde, denn für die Ausmalung der Gewölbeflächen übernahm man das in den drei Querschiffjochen entwickelte System.

[1560] MÜHLEN, Marienfeld, 1975, S. 37. – In einem Vermerk von Dr. F. Mühlen vom 25.2.1969, S. 1 heißt es zudem: „Zu den gemalten dreiteiligen Scheitelrippen mit ziegelroter Tönung und aufgemalten weißen Fugen kommen entsprechende rote Begleitbänder rings um den steinernen Schlußring." – Vgl. auch MÜHLEN, Ausstrahlung, 1984, S. 128.

8.8.1.2. Die Wandfassung

Anders als bei den Gewölben ist die ursprüngliche Wandfassung 1968/69 nur für die Bereiche des nördlichen und südlichen Querhausjoches untersucht worden, in letzterem fand 1991 eine Nachuntersuchung statt, die die Ergebnisse differenzierte und ergänzte.[1561] Im Zuge der Innenrenovierung 1968/69 hat man dann dort das Ausmalungssystem unter Einbeziehung der Freilegungsproben beispielhaft für den Gesamtraum rekonstruiert (Abb. 436–442).[1562] „Wegen der späteren Veränderungen am Langhausobergaden (Wandausbrüche für gotische Fenster) und auch mit Rücksicht auf die reiche barocke Ausstattung, die schlichte Wände verlangt, [wurde] auf eine Freilegung der ursprünglichen Wandfassung im übrigen Raume verzichtet".[1563]

Die im Südquerarm rekonstruierte Wandfassung zeigt als dominierendes Element eine weiße Gitterstruktur, die sich vom ockergelben Grund (ehemals dem ungetönten oder nur lasierten Putzgrund) abhebt. Ihre Begrenzungslinien wurden bereits beim Verputzen durch eine Ritzung vorab markiert und beim Auftragen der Fassung schwarz konturiert.[1564] Relativ schmale Streifen begleiten die Eckdienste[1565] und die Unterkante des Wulstkämpfergesimses. Sie werden ergänzt durch weitere Streifen von doppelter Breite, die ihre Position vornehmlich von der Dreifenstergruppe der Südwand ableiten: So läuft ein waagerechter Streifen unter der Unterkante der Fenstersohlbänke entlang,[1566] ein weiterer Horizontalstreifen über dem Scheitel der Nische des Kreuzgangportals bildet die untere Begrenzung des Streifengitters.[1567] Dessen senkrechte Streifen orientieren sich an den Kanten der sockelartigen Podeste

[1561] Untersuchungsbericht von H. Fernkorn von 1969, S. 1–2 (nördliches Querhaus) und zeichnerische Dokumentation der Befunde im Südquerhaus. – Untersuchungsbericht zum südlichen Querhaus von C. Hellbrügge vom 17.02.1991 (beide in der Akte ‚Marienfeld' im WAfD, Referat Restaurierung). – Seine im Bericht vom 04.06.1991 (ebd.) dokumentierte Untersuchung zum nördlichen Querhaus umfasste vornehmlich die Gewölbezone und die Säulen der Dreifenstergruppe.

[1562] S. die Literaturangaben in Anm. 1552.

[1563] DENKMALPFLEGEBERICHT 1975, S. 586 (Hilde Claussen). Ähnlich MÜHLEN, Marienfeld, 1975, S. 42.

[1564] Untersuchungsbericht zum südlichen Querhaus von C. Hellbrügge vom 17.02.1991, S. 5.

[1565] Ebd., S. 6 erwähnt zudem „parallel, in einer Breite von 20 cm, zur südöstlichen Säule [= Eckdienst] rotfarbige Streifen [...], eventuell Ziegelbänder, die die Säule begleiten. Auch diese Befunde liegen z. T. unter älteren und überstrichenen Freilegungsfeldern".

[1566] Dieser weiße Streifen des Ausmalungssystems überdeckt eine durchgehende, unter der Tünche noch ablesbare Steinlage aus Sandsteinquadern, die die Sohlbänke auch optisch nach unten begrenzen sollte, wie es (wieder) im Nordquerhaus der Fall ist (vgl. Kap. C.5.6.4.).

[1567] Der untere Horizontalstreifen wurde bei der Wiederherstellung der Originalfassung idealisierend rekonstruiert, denn im westlichen Wandabschnitt überschneidet er die ehemalige Dormitoriumstür. Ihre quadergerahmte Öffnung mit Spitzbogenabschluss zeichnet sich aber noch unter der heutigen Tünche ab (s. Kap. C.5.5.6.).

unterhalb der Rahmungssäulchen der Dreifenstergruppe und setzen diese nach unten fort, so dass sich hier insgesamt vier Vertikalstreifen ergeben. Ähnlich verhielt es sich an den Ost- und Westwänden, deren je zwei mittlere Vertikalstreifen ihre Position von den ursprünglichen, in der Spätgotik aufgeweiteten Obergadenfenstern ableiten (s.o. Kap. C.8.3., C.8.4.).

Ergänzend konnte 1991 festgestellt werden, dass der untere Wandbereich als Sockelzone ebenfalls farblich ausgestaltet war: Hier fanden sich Spuren einer dunkelroten, wohl zudem gemusterten Farbfassung.[1568] Diese rotgefasste Sockelzone dürfte farblich mit dem roten, schwarz konturierten Band harmoniert haben, das über dem Wulstkämpfergesims entlang läuft. „Durch die aufgemalten weißen Fugen wird die Wirkung von zwei Lagen gemauerter Backsteine erreicht, die die Horizontalgliederung nochmals betonen. Entsprechend ist der Spitzbogen über dem originalen Mauerdurchgang vom Südkreuzarm zum Ostjoch des Mittelschiffs mit rotgemaltem Grund und aufgesetzten weißen Fugen als eine Nachbildung von keilförmig zulaufenden Ziegelformsteinen betont“ (Abb. 442).[1569]

Vergleichbare Gitterstrukturen aus weißen Streifen auf rötlich-gelbem Putzgrund sowie gemalte Backsteinlagen über dem Wulstkämpfergesims dürften auch die Wände von Sanktuarium und Langhaus bedeckt haben, doch liegen für diese Bereiche bisher keine Befunduntersuchungen vor. Insbesondere die völlig geschlossene Südwand des Hauptschiffes dürfte durch eine derartige Bemalung wesentlich stärker strukturiert worden sein und durch diese optische Untergliederung einen deutlich anderen Gesamteindruck erzeugt haben als die heutige, rein weiße und dadurch flächig erscheinende Wandfassung.

Weitere wohl bauzeitliche Fassungsbefunde haben sich auf der zum Dachboden gerichteten Seite des heute vermauerten Arkadenbogens zum ersten Seitenschiffjoch erhalten (siehe Kap. C.4.3.3.2.1.). Dort findet sich auf den Quadersteinen eine von den realen Fugen unabhängige Fugenmalerei in Rotbraun, außerdem ein in feineren Linien gezeichneter Quaderspiegel (Abb. 139–141).[1570]

[1568] Untersuchungsbericht zum südlichen Querhaus von C. Hellbrügge vom 17.02.1991, S. 5 dazu Foto Nr. 16, 18.
[1569] MÜHLEN, Marienfeld, 1975, S. 37.
[1570] Hier gilt es zu prüfen, ob diese in der Tat noch bauzeitlich sind oder jünger. Die ebenfalls erkennbaren rostroten Linien in den Winkeln, die auf einer Schlämme aufliegen, sind eindeutig von einer jüngeren Fassung.

Darüber hinaus wurde an der Nordflanke des südwestlichen Vierungspfeilers ein aufgemaltes Weihekreuz entdeckt und sichtbar gelassen (Abb. 443): Ein Kreismedaillon (Ø 24 cm) mit einem Rand aus konzentrischen Kreisen mit der Farbabfolge Schwarz – Weiß – Beige – Weiß – Schwarz umschließt ein Binnenfeld mit dem eigentlichen Weihekreuz in Gestalt eines griechischen Kreuzes in Hellbraun, dessen Zwickel Spiralranken in Beige und Hellbraun füllen. Dieses und das ebenfalls aufgemalte Weihekreuz auf der Innenseite des Nordportaltympanons (Kap. C.5.5.1.), das jedoch nicht ganz so aufwendig gestaltet ist (s. d.), sind die beiden einzigen bisher aufgefundenen Weihekreuze aus der Bauzeit der Kirche, die zweifellos bei der Kirchweihe am 4. November 1222 als Salbungspunkte dienten.

8.8.1.3. Analyse der Innenraumfassung

Im Falle der bauzeitlichen Marienfelder Raumfassung sind für alle wesentlichen Stellen Fassungsbefunde erhalten, die für die Vorstellung vom ursprünglichen Erscheinungsbild des Kircheninneren von entscheidender Bedeutung sind, doch darüber hinausgehend geben sie „noch einen Eindruck von der ‚*venustas*', der Anmut, mit der der mittelalterliche Architekt seinen Bau durch die Tätigkeit des Malers und des Bildhauers in der Vollkommenheit wirksamer gestalten wollte".[1571]

Die Gesamterscheinung des Innenraumes war geprägt von der Farb- und Oberflächenwirkung des verwendeten Baumaterials: Einerseits des weitgehend unbehandelten, hellgelben Putzgrundes, der nur mittels weißer, schwarz gerahmter Streifen aus Kalktünche untergliedert war, und andererseits von den Architekturelementen aus ockergelbem Osning-Sandstein, der entweder gänzlich unbehandelt[1572] oder nur mit einer im Sandsteinton gehaltenen, die Unregelmäßigkeiten vereinheitlichenden Lasur versehen war, zu der womöglich noch eine weiße Fugenmalerei hinzukam.[1573] Auch die Putzflächen trugen möglicherweise

[1571] KÖNIGSFELD, Farbigkeit, 2001, S. 82/83. – Vgl. auch MÜHLEN, Münsterland, 1972, S. 25; CLAUSSEN, Farbigkeit, 1978 und GERLACH, Farbigkeit, 1993.

[1572] So der Untersuchungsbericht von H. Fernkorn von 1969, S. 2. Ihm folgend DENKMALPFLEGEBERICHT 1975, S. 586 (Hilde Claussen); MÜHLEN, Marienfeld, 1975, S. 37; CLAUSSEN, Farbigkeit, 1978, S. 61.

[1573] Im Untersuchungsbericht von C. Hellbrügge vom 17.02.1991, S. 7 heißt es zur Oberflächenbehandlung der Sandsteinelemente: „an mehreren Stellen [...] fanden sich direkt auf dem Steingrund ockerfarbige, dem Sandstein farblich sehr verwandte Farbspuren. Allerdings war nicht eindeutig zu klären, inwieweit es sich um eine Farbfassung oder lediglich um Sedimente des Natursteins handelt". Möglicherweise „könnte es sich um die romanische Erstfassung, eine im Sandsteinton gehaltene Farbgebung der Werksteinglieder, handeln". – Zu berücksichtigen ist bei dieser Befundlage, dass hier keineswegs die Gleichzeitigkeit mit der bauzeitlichen Putzfassung belegt ist, die Sandsteinelemente also anfänglich durchaus unbehandelt gewesen sein können und erst später im Sandsteinton lasiert wurden, es sich somit zwar um die ‚Erstfassung' handelt, diese aber nicht

überdies noch eine helle, abtönende Lasur, die den Kontrast zu den weißen Gitterstreifen einwenig abgemildert hat.[1574] Den einzigen zusätzlichen Farbakzent bildet ein ziegelroter Farbton, der die Sockelzone bildet und daneben gezielt an herausgehobenen Stellen wie etwa über dem Wulstkämpfergesims oder am Bogen des Diagonaldurchganges zum Langhaus zur besonderen Betonung eingesetzt wurde.

Deutlich wird in der Gesamtbetrachtung die Aufgabe der Raumfassung als zusätzliches, die gebaute Architektur ergänzendes und strukturierendes Gestaltungselement.

Mit wenigen Farb- und Materialwerten, das heißt mit den einfachsten Mitteln, ist hier eine schlichte, aber dennoch höchst effektvolle Art der Innenraumgestaltung erreicht worden. Dessen ungeachtet entspricht sie aufgrund der (abgesehen von den Werksteinquadern) simplen, kaum kostbar zu nennenden Materialien und der äußerst zurückhaltenden Farbgestaltung voll und ganz den Vorstellungen zisterziensischer Askese, zumal „diese pigmentierten Raumfassungen nicht als ‚farbig' galten"[1575] – auch Rot, wie es in zurückhaltender Form in Marienfeld Verwendung fand, wurde nach anfänglicher Beschränkung auf Weiß als weiterer Farbton toleriert.[1576] Der Marienfelder Kirchenbau kann somit „in der Strenge und Schlichtheit seiner

zwingend aus romanischer Zeit stammen muss! – Zur vermuteten Lasur der Sandsteinquader: SIGRIST/STROHMANN, Baugeschichtliche Befunde, 1995, S. 130 schreiben: „Die ursprüngliche Farbfassung des Innenraumes der Kirche beließ die Werksteinquader auch nach den neuesten Erkenntnissen im Natursteinton, wobei allerdings zumindest stellenweise eine steinfarbige Lasur zu vermuten ist". – Zur Fugenmalerei auf den Sandsteingliedern: MÜHLEN, Marienfeld, 1975, S. 37 erwähnt für den Bereich des vermauerten Arkadenbogenscheitels im ersten Langhausjoch als Befund „Reste einer aufgemalten braunroten Fuge – abweichend vom gegebenen Versatz der Quadern", die unbehandelt waren. Bei dieser Fugenmalerei dürfte es sich jedoch um eine Fassung aus gotischer Zeit handeln. SIGRIST/STROHMANN, Baugeschichtliche Befunde, 1995, S. 130, Anm. 35 erwähnen für diese Stelle als unterste Fassungsschicht 12 mm breite Fugenstriche auf den oberflächenbündig vermörtelten Werksteinfugen, darüber hinaus fanden sich „keine Spuren einer zugehörigen Farbbehandlung der Werksteinoberflächen".

[1574] Im Untersuchungsbericht von C. Hellbrügge vom 17.02.1991, S. 7 heißt es dazu: „Nach unseren Beobachtungen könnten auch die nach Fernkorn im Putzton belassenen Felder eine helle Lasur besessen haben [...]. Mit einer Lasur dürfte der jetzt existierende Farbkontrast zwischen weißen Begleitbändern und den im Putzton rekonstruierten Wandfeldern und Rippen längst nicht so gravierend gewesen sein. Der Farbunterschied zwischen Begleitband und Putzfeld dürfte nur graduell sein." – Im seinem Untersuchungsbericht vom 04.06.1991, S. 4 ist zu den ungetünchten Putzflächen zu lesen: „Eher ist eine leichte Lasierung der geglätteten Putzflächen anzunehmen. Denn es scheint sich unter der gotischen Grundierung in Resten eine dem Putzton sehr verwandte Lasur zu befinden." Er nimmt an, dass „diese Lasur [...] vor Auftrag der gotischen Grundierung entfernt worden sein dürfte" und daher nur wenige Farbpartikel erhalten seien. – Dies scheint die Annahme eines nur graduellen Farbunterschiedes zu relativieren, der auch in der Gesamtwirkung für den Raum wenig sinnvoll erscheint. Am wahrscheinlichsten ist ein Farbkontrast, der dem heutigen nahe kam, aber vielleicht durch die mutmaßliche Lasur einwenig abgemildert war.

[1575] UNTERMANN, Forma Ordinis, 2001, S. 654.

[1576] So AUBERT, L'Architecture Cistercienne, 1943, S. 269.

Ausmalung [als] ein bemerkenswertes Zeugnis zisterziensischer Gesinnung“ gelten.[1577]

In ihrer Schlichtheit trat die Marienfelder Raumfassung in einen bewussten Gegensatz zu den dekorationsreichen, vielfach polychromen Ausmalungen westfälischer Kirchenräume des 12. und frühen 13. Jahrhunderts,[1578] als ‚Vorläufer' kann allein die vergleichbar schlichte Ausmalung der Prämonstratenserstiftskirche in Cappenberg (ca. 1122–1149) gelten – ebenfalls der Kirchenbau eines Reformordens.[1579] In der Detailausbildung bleibt das Marienfelder Dekorationssystem jedoch ohne direkten Vergleich. Lediglich Tendenzen wie der Ersatz oder die Ergänzung gebauter Architekturformen durch gemalte Architekturformen finden sich auch in zeitgenössischen oder nachfolgenden Bauten, so im Soester Raum oder bei Kirchen, die unter Beteiligung der Edelherren zur Lippe entstanden, etwa beim Paderborner Dom (Kap.C.10.4.1.3.3.4.) oder der Nikolaikirche in Lemgo (Kap. C.10.4.1.3.3.1.).[1580] Für das Motiv des über den Bogenscheiteln entlanglaufenden Ringes konnte auf ältere Vorstufen im Soester Raum (Soest, St. Petri; Ostönnen) sowie auf den plastischen Rippenring in der Vierung von St. Ludgeri in Münster (begonnen um 1180) verwiesen werden.[1581]

8.8.2. Die Verglasung der Fenster

Von der bauzeitlichen Verglasung der Marienfelder Klosterkirche haben sich leider keinerlei Reste erhalten, auch archivalische Hinweise dazu liegen nicht vor. Sie war aber sicherlich gemäß den strengen Askesevorstellungen des Zisterzienserordens gestaltet: Vermutlich 1134, jedenfalls vor 1152 wurde dazu folgendes Statut verabschiedet: „*Vitreae albae fiant, et sine crucibus et picturis*“ – ‚Die Glasfenster

[1577] CLAUSSEN, Farbigkeit, 1978, S. 61. – Die Marienfelder Raumfassung darüber hinaus behandelt und gewürdigt bei: THÜMMLER, Marienfeld, 1972, S. 10; MÜHLEN, Münsterland, 1972, S. 25; DENKMALPFLEGEBERICHT 1975, S. 586 (Hilde Claussen); MÜHLEN, Marienfeld, 1975, S. 35–42; MAUÉ, Bauformen, 1975, S. 29; RÖCKENER, Hallenkirchen, 1980, S. 217; MÜHLEN, Ausstrahlung, 1984, S. 128; LINKE, Marienfeld, 1994, S. 21–22, 81–82; LOBBEDEY, Westfalen, 1999, S. 137–139; UNTERMANN, Forma Ordinis, 2001, S. 465, 652–653; LECHTRECK, Kirchen, 2005, S. 60; KEMPKENS, Marienfeld, 2011, S. 21–24, 55; DEHIO, Westfalen, 2011, S. 402–403 [KEMPKENS, Kirchweihe Marienfeld, 2023, S. 313-315].

[1578] So bereits DENKMALPFLEGEBERICHT 1975, S. 586 (Hilde Claussen); CLAUSSEN, Farbigkeit, 1978, S. 60.

[1579] S. dazu CLAUSSEN, Farbigkeit, 1978, S. 22–30.

[1580] S. die aufgeführten Beispiele bei MÜHLEN, Marienfeld, 1975, S. 37–40.

[1581] Ebd., S. 37 (Soester Gruppe), 39 (Münster, S. Ludgeri). – Zu St. Ludgeri in Münster, ebenfalls eine Stiftung von Bischof Hermann II., zuletzt: LOBBEDEY, Westfalen, 1999, S. 81–85.

sollen weiß sein und ohne Kreuze und Bilder'.[1582] Es wurde 1182 und 1202 nochmals erneuert,[1583] wurde also auch noch zum Zeitpunkt der Errichtung und Ausstattung der Marienfelder Klosterkirche streng beachtet. Daraus kann gefolgert werden, dass es sich bei der Marienfelder Verglasung mit größter Wahrscheinlichkeit um eine (fast) farblose Glasmalerei in Grisaille gehandelt hat, wohl – entsprechend der Entstehungszeit – mit Flechtband-, Kreis- und Knotenmotiven der ‚älteren Gruppe', wie sie sich bei den zeitgenössischen Verglasungsresten aus den Zisterzen Obazine (Corrèze; um 1176–1190), Eberbach (Ende 12. Jahrhundert), Pontigny (um 1210), Haina (1. Hälfte 13. Jahrhundert) und Marienstatt (um 1227/50) finden.[1584]

Der größte Teil der bauzeitlichen Verglasung der Marienfelder Klosterkirche ging bereits im Verlaufe des 14. bis frühen 16. Jahrhunderts verloren: einerseits durch den Ersatz der Chorseitenschiffe durch den Chorumgang und den Einbau des Großfensters in der Chorostwand unter Abt Nikolaus (1322–1344) und die Neuverglasung der Westrose vermutlich im vierten Viertel des 15. Jahrhunderts,[1585] andererseits durch die Umgestaltung fast sämtlicher Fensteröffnungen im frühen 16. Jahrhundert unter Abt Heinrich Münstermann (1498–1537). Die damals eingebrachten Glasfenster dürften dem Geschmack der Zeit entsprechend stark farbig gestaltet gewesen sein. Davon zeugen heute noch die nur wenig später, im zweiten Viertel oder der Mitte des 16. Jahrhunderts, entstandenen Verglasungsreste aus dem Kreuzgang, die ehemals einen Passionszyklus bildeten und sich heute in drei Fenstern im Nordseitenschiff des Domes zu Münster befinden (Abb. 451; siehe Kap. C.4.1.).

Fast sämtliche mittelalterlichen Verglasungen der Klosterkirche Marienfeld gingen dann in der Amtszeit von Abt Johann Rulle (1705–1713) verloren: „Im Jahre 1711 ließ er die alten Fenster in unserer Kirche entfernen, deren alte Bemalung an

[1582] CANIVEZ, Statuta I, 1933, S. 31, Nr. LXXX. – S. auch SCHREIBER/KÖHLER, Baugesetze, 1987, S. 11, 12, 13; SCHOLZ, Glasmalerei, 1999, S. 86, dazu Anm. 6–8 (mit Quellennachweis der Erneuerungen von 1182 und 1202); vgl. auch zusammenfassend dazu UNTERMANN, Forma Ordinis, 2001, S. 114.

[1583] S. vorherige Anmerkung.

[1584] Allgemein zur Glasmalerei im Zisterzienserorden: BICKEL, Kunst der Cistercienser, 1977/86, S. 291–297; LYMANT, Glasmalerei, 1980; SCHOLZ, Glasmalerei, 1999 (mit Nennung der umfangreichen weiterführenden Literatur).

[1585] QUEDNAU/KORN/SIGRIST, Westrose, 1986, S. 40 (U.-D. Korn): „Da die Rose bei der Aufbringung der zweiten Farbfassung ohne Verglasung war – ihre Tünche zieht sich durch den gesamten Falz und in die kleinen Dübellöcher – kann es sich bei den mittelalterlichen Glasfragmenten nicht um Reste der Verglasung des 13. Jahrhunderts handeln." – Die Zweitfassung der Rose ist möglicherweise mit ihrer im Aufwand reduzierten Wiederherstellung unter Abt Arnold I. von Bevern (1443–1478) oder dessen Nachfolger Johann V. Wineken (1479–1495) zu verbinden (s. Kap. C.4.1.).

Leuchtkraft verloren hatte. An ihrer Stelle ließ er ringsum neue Fenster einsetzen und gab so der Kirche neues Licht“.[1586]

8.8.3. Der Fußbodenbelag

Einen entscheidenden Anteil bei der Wirkung eines mittelalterlichen Kirchenraumes hatte auch die Gestaltung des Fußbodens.[1587] Wie bei den übrigen Elementen der Raumausstattung und der umfangenden Architektur galten auch hierfür bei den Zisterziensern strenge, von der asketischen Grundhaltung des Ordens bestimmte Gestaltungsregeln, die sich nach 1202 – ablesbar in den Kapitelsbeschlüssen von 1205, 1210, 1213, 1218 und 1235 – auch dezidiert gegen eine zu reiche und mehrfarbige Gestaltung der Fußböden richteten.[1588] Auch der Marienfelder Chorfußboden war mittels Glasuren und weißer Kalksteinplatten mehrfarbig gestaltet und widersprach damit den Ordensbestimmungen, verzichtete jedoch auf vegetabile oder gar figürliche Muster, so dass er offenbar noch als ‚angemessen’ empfunden wurde. Zudem diente der aufwendige Fliesenboden zur Auszeichnung des Sanktuariums, während die übrigen Bereiche des Kirchenraumes wahrscheinlich schlichtere Bodenbeläge besaßen.

8.8.3.1. Der Schmuckfußboden des Sanktuariums

Wie in Kap. C.7.2. ausführlich vorgestellt, hat sich im Binnenchor der Abteikirche noch weitgehend der bauzeitliche Fußbodenbelag erhalten. Das Plattenmosaik besteht vornehmlich aus roten Tonfliesen, ergänzt um partiell verwendete helle Kalksteinplatten. Die Tonfliesen waren ehemals grünlich-weiß und dunkelgrün glasiert, doch hat sich die Glasur nur noch in einigen Randbereichen erhalten, zu weiteren Farbtönen liegen keine Befunde vor. Die stark farbigen, kontrastierenden Glasuren dürften jedoch – anders als das heutige einheitlich rote Eindruck – maßgeblich das Erscheinungsbild des Sanktuariums bestimmt und diesen gegenüber dem übrigen Kirchenraum ausgezeichnet haben.

[1586] ‚Marienfelder Chronik’, zitiert nach BÖHMER/LEIDINGER, Chroniken und Dokumente, 1998, S. 113.

[1587] Grundlegend dazu: KIER, Schmuckfußboden, 1970. Zusammenfassend jüngst: KIER, Fußboden, 2016, v. a. Sp. 1239–1257.

[1588] S. dazu eingehender UNTERMANN, Forma Ordinis, 2001, S. 115 mit Nachweis der Statuten von 1205, 1210, 1213, 1218 und 1235. Diese bereits bei HÖLKER, Kreis Warendorf, 1936, S. 221/222, Anm. 11 angeführt. Vgl. auch SCHREIBER/KÖHLER, Baugesetze, 1987, S. 14, 15. – Bei BICKEL, Kunst der Cistercienser, 1977/86, S. 315–316 nur ornamentierte „Cisterciensische Bodenfliesen“ vorgestellt.

Der Schmuckfußboden umfasst das quadratische Chorjoch und den um zwei (barock erneuerte) Stufen erhöhten Altarraum im Halbjoch. Letzterer wurde stärker verändert, während ersterer noch vollständig die variierenden Muster der einzelnen Felder und Bordüren erkennen lässt (siehe Kap. C.7.2.) – sie haben lediglich ihre farbige Glasur verloren. Im Zentrum des Jochs befand sich ehemals das Hochgrab des Gründerbischofs Hermann II. von Münster (Abb. 417–420; siehe Kap. C.7.5.), auf das die Bodenfelder (Abb. 395) bezug nehmen.

Einen eigenen Bereich bilden die drei Felder im östlichen Abschnitt: Hier tritt Kalkstein als zusätzliches Material hinzu, ja beim mittleren Feld ist das Sternmuster dann sogar vollständig aus Kalksteinplatten gebildet. Sein Breitenmaß bezieht sich auf die Breite des Hochaltarstipes (Kap. C.7.1.). Es kann angenommen werden, dass sich dieser Bezug in entsprechender Weise vormals auch jenseits der erneuerten Stufenanlage unmittelbar vor dem Altarblock fortgesetzt hat. Demzufolge ist hier eine größere Vielfalt der Musterungen und – zur Auszeichnung des Altarraumes – eine verstärkte Verwendung von Kalksteinplatten anzunehmen. Zudem befand sich im Ostteil des Altarraumes, vor der Mittelschiffostwand, noch eine weitere Stufenanlage, worauf noch indirekt die heute über Bodenniveau liegenden Fundamentlagen der östlichen Eckdienstsockel schließen lassen. Weitere Stufen in der Mitte der seitlichen Arkadenöffnungen vermittelten ehedem zum niedrigeren Bodenniveau der Chorseitenschiffe.

8.8.3.2. Der Fußbodenbelag im übrigen Kirchenraum

Über die Beschaffenheit des bauzeitlichen Fußbodens im übrigen Kirchenraum liegen leider keine Angaben oder Befunde vor. Er dürfte jedoch deutlich schlichter gewesen sein als derjenige des Binnenchores. Möglicherweise handelte es sich um einfache, unglasierte Tonplatten oder gar nur um einen gestampften Lehmestrich. Darauf lässt zumindest indirekt die Nachricht in der Klosterchronik schließen, Abt Hermann I. (1410–1443) habe den Westteil der Kirche mit einem „steinernen Fußboden“ auslegen lassen[1589] – offenbar war dies zuvor nicht der Fall.

Der heutige Bodenbelag geht in seinen wesentlichen Teilen auf eine vollständige Erneuerung im 18. Jahrhundert zurück, als in Vierung, Hauptschiff und Chorumgang

[1589] BÖHMER/LEIDINGER, Chroniken und Dokumente, 1998, S. 71: „Die Klosterkirche legte er auch im Westen mit einem steinernen Fußboden aus“.

ein orthogonaler Schachbrettboden aus gelben und weißen Sandsteinplatten verlegt wurde, das 1714 neu erbaute Seitenschiff erhielt einen Belag ausschließlich aus gelben Sandsteinplatten.

8.9. Die liturgisch-räumliche Gliederung durch Altäre, Schranken etc.

Die Aufteilung des Kirchenraumes zum Zeitpunkt seiner baulichen Vollendung unterschied sich deutlich von der heutigen Situation und war vornehmlich von liturgischen und funktionalen Aspekten bestimmt. Entscheidend war waren die Position der Altäre und deren jeweilige Aufgaben. Einen zweiten Aspekt bildeten die drei unterschiedlichen ‚Benutzergruppen', die an den Gottesdiensten im Kirchenraum teilnahmen: Zum einen die Priestermönche, für die das Sanktuarium sowie die Vierung als Versammlungsraum zum Chorgebet reserviert war, zum zweiten die Konversen, deren Chorgestühl im mittleren Bereich des Hauptschiffes stand. Als dritte Gruppe kamen schließlich noch die männlichen Laien hinzu, die die Klosterkirche jedoch nur zu besonderen Anlässen wie der Kirchweihe oder an hohen Feiertagen betreten durften. Für sie war vermutlich das nördliche Seitenschiff vorgesehen, das über die deshalb als Laienpforte zu interpretierende Tür in der Westwand des Seitenschiffes (Kap. C.5.5.3.2.) betreten werden konnte.

In seinen liturgischen Gepflogenheiten folgte die Abtei Marienfeld den Gebräuchen des Zisterzienserordens, in dessen 1119 von Papst Calixtus II. (1119–1124) genehmigter *Carta Caritatis* festgelegt worden war, dass alle Handlungen, so auch die Feier der Liturgie, im Sinne der *Forma Ordinis* in gleicher Weise ablaufen sollten.[1590] Dies bedeutete, dass die Feier der Liturgie und der Jahresfestkreis in Marienfeld vornehmlich von den ordensinternen, an den Riten der Kirchen von Lyon, Metz und Mailand orientierten Gewohnheiten der Zisterzienser bestimmt, eigenständige Elemente hingegen nur rudimentär ausgebildet waren.[1591]

Unter den Altären nahm der Hochaltar naturgemäß den höchsten Rang ein. Er wurde wie die Abteikirche selbst der heiligsten Dreifaltigkeit und der Muttergottes, der Ordenspatronin,[1592] geweiht. Die Weihe nahm am Kirchweihtag, dem 4. November

[1590] S. dazu etwa UNTERMANN, Gebaute Unanumitas, 2001, S. 265 (mit weiterf. Lit.).

[1591] Vgl. dazu KOHL, Marienfeld, 2010, S. 213–215, 218–231. – Zur zisterziensischen Liturgie s. LMA, Bd. IX, 1999, Sp. 633–634 (Kaspar Elm; mit weiterf. Lit.).

[1592] Zum Altarpatrozinium s. u. a. WIGGER, Antiquitates, 1898, S. 27; in deutscher Übersetzung bei BÖHMER/LEIDINGER, Chroniken und Dokumente, 1998, S. 164; vgl. auch KOHL, Marienfeld, 2010, S. 218,

1222, der münstersche Bischof Dietrich III. von Isenburg (1218–1226) vor.[1593] Die romanische Hochaltarmensa, die in ihrer Kernsubstanz (Mensaplatte und Stipesmauerung) bis heute erhalten ist (Kap. C.7.1.), stand entweder bereits am heutigen Standort oder war etwas näher an die ursprünglich geschlossene Chorostwand (s.o.) herangerückt, jedoch vermutlich, wie zumeist bei Zisterzienserkirchen, freistehend,[1594] in ihrer Position gegenüber dem übrigen Sanktuarium durch einige Stufen erhöht.

Gemäß den Bestimmungen des Zisterzienserordens dürfte der Schmuck des Hochaltares anfänglich nur aus einem einfachen Kreuz mit Kruzifix bestanden haben – allerdings stiftete bereits Graf Otto II. von Ravensberg (reg. 1221–1244) Gold und Edelsteine für ein Goldkreuz.[1595] Ebenfalls zur Ausstattung eines Altares gehörte die auf dessen Südseite plazierte Piscina als Ausgussbecken für das bei der Reinigung der liturgischen Gefäße verwendete Wasser. Da in Marienfeld die Südwand des Binnenchores in Arkaden aufgelöst war, hat man einen freistehenden Piscina-Pfeiler aufgestellt, der sich bis heute erhalten hat: Ein reich ornamentiertes Viersäulenbündel in spätromanischen Formen aus der Zeit der Kirchweihe 1222, das heute – mit einem gotischen Sockel versehen – am ersten südlichen Hauptpfeiler des Chores steht (siehe Kap. C.7.3.).

Bereits bei einer Zehntschenkung im Jahre 1202 hatte der Gründerbischof Hermann II. von Münster bestimmt, dass deren Einkünfte nach der Fertigstellung der Kirche dazu verwendet werden sollten, vor dem Hochaltar eine brennende Kerze zu unterhalten.[1596] Am 30. November 1273, während des Abbatiates von Abt Johannes I. (1255–1280), stiftete dann der Osnabrücker Bischof (bzw. Electus) Konrad II. von Rietberg (1270–1297) zusammen mit seinem Bruder Graf Friedrich I. von Rietberg (reg. 1264–1282) auf Veranlassung ihres Vaters Konrad I. (reg. 1237–1264, † 1284/94) für das Seelenheil ihrer im Kloster Marienfeld beigesetzten Mutter Oda zur

219. – Zu Maria als Ordenspatronin der Zisterzienser s. SIGNORI, Maria, 1993.

[1593] ZURBONSEN, Chronicon, 1884, S. 27–28. In deutscher Übersetzung bei BÖHMER/LEIDINGER, Chroniken und Dokumente, 1998, S. 34–35. – Zum Weihedatum s. auch LEIDINGER, Zisterzienserabtei, 1998, S. 19, Anm. 27.

[1594] So AUBERT, L'Architecture Cistercienne, 1943, S. 316.

[1595] Im Marienfelder Nekrolog heißt es zum 3. Mai: „*Otto comes de Ravensberg iunior contilit in gemmis et auro 30 marca ad auream crucem*" (zitiert nach KOHL, Marienfeld, 2010, S. 535).

[1596] WUB III, Nr. 13. Gedruckt bei KINDLINGER, Münsterische Beiträge, Bd. III, S. 115, Nr. 42 (Die entscheidende Textpassage abgedruckt in Kap. C.4.4.1.). – Vgl. dazu auch VAHRENHOLD, Marienfeld, 1966, S. 56.

Lippe († 17.9.1262) ein Ewiges Licht ‚an der Stufe des Hochaltares'.[1597] Unter Abt Ludbert (1284–1318/20) wurde ein weiteres Ewiglicht vor dem Hochaltar sowie zusätzlich ein Tageslicht ebenda gestiftet.[1598] Über sonstige Ausstattungsstücke, die den Hochaltar umgaben wie etwa Altarvelen und Abschrankungen, liegen keine weiteren archivalischen Hinweise vor.

In spätgotischer Zeit, unter Abt Hermann von Warendorf (1410–1443), wurde der Hochaltar dann mit einem Retabel ausgestattet, dessen Mittelschrein im Zentrum eine thronende Madonna aus Holz (um 1420/40) in den weich fließenden Gestaltungsformen des sog. ‚Schönen Stils' enthielt, die sich bis heute in der Kirche erhalten hat. In den sie umgebenden Gefachen befanden sich insgesamt 24 heilige Häupter aus der Jungfrauenschar der hl. Ursula und weitere, vielfach in kostbare Textilien gehüllte Reliquien, die später in die Reliquiengelasse des barocken Hochaltares übertragen wurden (s.u.). Unter dem Nachfolger Abt Arnold I. von Bevern (1443–1478) erhielt der Hochaltarschrein ein von dem Maler Johann Koerbecke aus Münster († 1490) um 1450–1456/57 gemaltes Flügelpaar, das bei der Feiertagsöffnung auf der Innenseite vor Goldgrund acht mariologische Szenen von der Geburt Christi bis zur Krönung Mariens zeigte, während bei geschlossenem Zustand die Außenseite vor Landschaftshintergrund acht Szenen der Passion Christi vom Judaskuss bis zur Auferstehung vergegenwärtigte.[1599]

[1597] WUB, III, S. 487/488, Nr. 938: „[...], ut lumen cereum de paterna hereditate per nos comparatum in monasterio quod dicitur campus sancte marie locaremus, quod ad honorem Dominici Corporis in eadem ecclesia ad gradum maioris altaris diebus ac noctibus iugiter in perpetuum arderet, ob salutem vidilicet animarum nostrarum et omnium parentum et consanguineorum nostrorum, et precipue dilecte matris nostre cuius corpus in predicto monasterio quiescit traditum sepulture.". – Die ‚Marienfelder Chronik' überliefert dazu nach ZURBONSEN, Chronicon, 1884, S. 33: „Tempore suo [= Abt Johannes I.] ordinatum est lumen cereum ante summum altare perpetuum a domino Conrado Osnabrugensi episcopo et fratro suo, comite de Retberghe". In Deutsch bei BÖHMER/LEIDINGER, Chroniken und Dokumente, 1998, S. 38, dazu auch S. 200. Im Marienfelder Nekrolog wurde dem Vater Konrad ohne Tagesdatum (?), aber mit Verweis auf das Ewige Licht vor dem Hochaltar („lumen perpetuum ad maius altare"), gedacht; s. KOHL, Marienfeld, 2010, S. 522. – Zu den Brüdern Friedrich und Konrad von Rietberg s. LEESCH, Rietberg, 1963, S. 299–301. – Unter Bischof Konrad II. erfolgte 1272 die Vollendung und 1277 die Weihe des Osnabrücker Domchores, der eventuell von einem Marienfelder Konversen erbaut wurde (s. Kap. C.10.4.3.1.2.). Seit der Beisetzung seiner Mutter Oda zur Lippe († 1262), verheiratet mit Graf Konrad I. von Rietberg (reg. 1237–1264, † 1284/94), besaßen die Grafen von Rietberg ein Erbbegräbnis im Kloster Marienfeld (s. Kap. C.1.6.4.).

[1598] ZURBONSEN, Chronicon, 1884, S. 39: „*item lumen continuum de cera, ante maius altare; item lumen divinum* [wohl verlesen für: diurnum] *de cera ibidem*". In Deutsch bei BÖHMER/LEIDINGER, Chroniken und Dokumente, 1998, S. 45.

[1599] Zum Hochaltarretabel grundlegend: LUCKHARDT, Hochaltar, 1987; IMMAGINATION, Bd. II, 1993, Kat. Nr. B 2.13 und B. 2.14 (jeweils mit weiterf. Lit.). – Der von Dr. Reinhard Karrenbrock (Kunstpflege des Bistums Münster) und Dr. Gudrun Sporbeck (Institut für historische Textilien, Köln) unter Mitwirkung des Verfassers in den Jahren 2004/05 erstmals erfasste Bestand des Reliquienschatzes ist bisher unpubliziert. Einen ersten Überblick gibt KARRENBROCK, Heilige Häupter, 2010.

Die drei Altäre im südlichen Chorseitenschiff waren bei der Kirchweihe 1222 durch den Osnabrücker Bischof Adolf von Tecklenburg (1216–1224) dediziert worden, die Weihe der drei Altäre im nördlichen Chorseitenschiff hatte der Mindener Bischof Konrad I. von Rüdenberg (1209–1237) vorgenommen (siehe Kap. C.4.4.1.). Sie dürften dann ohne Umwidmung in den anstelle der Chorseitenschiffe errichteten gotischen Chorumgang (2. Viertel 14. Jahrhundert) übernommen worden sein. Die Marienfelder Klosterchronik überliefert im frühen 18. Jahrhundert für die dort damals unter Abt Johannes Rulle (1705–1713) abgebrochenen Altäre folgende Altarpatrozinien: Die Altäre auf der Südseite waren zum einen den hll. Diakonen Stephanus und Laurentius, zum zweiten dem Hochheiligen Leib Christi und zum dritten dem hl. Bernhard von Clairvaux geweiht, diejenigen auf der Nordseite den Hll. Drei Königen, den Apostelfürsten Petrus und Paulus und den hll. vier Evangelisten.[1600]

Zur Beleuchtung der je drei Altäre hing in den Chorseitenschiffen jeweils eine Hängelampe, die von Abt Rudolf (1232–1255) mit Unterstützung des Laienbruders Johannes angebracht wurde, eine dritte installierte er vor dem Heiligkreuzaltar (s.u.).[1601] Da letzterer 1233 neu ausgestattet wurde, könnte auch die Anbringung der drei Lampen in diese Zeit zu datieren sein.[1602]

Eine dritte Gruppe von Altären wurde bei der Kirchweihe 1222 durch Bernhard II. zur Lippe als Bischof von Selonien (1218–1224) geweiht. Es handelte sich um den Heiligkreuzaltar im Konversenchor und ‚die übrigen Altäre' im unteren, westlichen Teil der Kirche.[1603] Der Heiligkreuzaltar stand dabei als Hauptaltar des

[1600] BÖHMER/LEIDINGER, Chroniken und Dokumente, 1998, S. 114 (Der lateinische Originaltext für diese Zeit leider noch unpubliziert). Zu den jeweiligen Altären vgl. auch KOHL, Marienfeld, 2010, S. 219–221. Demnach war der Stephanus-Laurentius-Altar zudem noch den Heiligen Clemens papa und Vincentius geweiht und das Corpus-Christi-Patrozinium des entsprechenden Altares erst mit der Einführung des Fronleichnamsfestes 1262 möglich, so dass dieser ursprünglich eine andere Widmung besessen haben muss.

[1601] ZURBONSEN, Chronicon, 1884, S. 30: "*Dominus Rodolphus cum audiutorio fratris Johannis conversi tria lumina, unum deserviens altaribus in sinistra parte ecclesie, aliud in dextra, tertium ante altare s. crucis*". In deutsch bei BÖHMER/LEIDINGER, Chroniken und Dokumente, 1998, S. 37 (hier jedoch versehentlich statt ‚Rudolf' der Name ‚Ludolf' geschrieben und dadurch auf S. 199/200 irrtümlich die Lampen mit dem münsterschen Bischof Ludolf I. von Holte (1226–1247) in Verbindung gebracht). – Rudolf war lt. Klosterchronik vor seinem Abbatiat Prior des Klosters, als solcher ist er 1226 belegt, vgl. dazu die Priorenliste bei KOHL, Marienfeld, 2010, S. 154.

[1602] So BÖHMER/LEIDINGER, Chroniken und Dokumente, 1998, S. 199/200 (Der dortige Datierungsansatz bleibt auch weiterhin schlüssig, obwohl die Lampenstiftung nicht durch Bischof Ludolf von Münster erfolgt ist – vgl. die vorige Anm.).

[1603] ZURBONSEN, Chronicon, 1884, S. 27–28: „*Sane Bernhardus de Lippia dedicavit altare sancte crucis in Choro conversorum et omnia altaria reliquia*"; die Chronikversion F (die möglicherweise noch auf die Weiheurkunde zurückgreifen konnte) überliefert noch den Zusatz: „*in inferiori parte templi, ad occidentem*" (zitiert nach HÖLKER, Kreis Warendorf, 1936, S. 208). – In deutscher Übersetzung (samt Zusatz) bei

Konversenchores vor dem Lettner (s.u.). Er wurde 1233 durch den Ritter Konrad von Brochterbeck, einen Tecklenburger Ministerialen, mit Kelch, Paramenten, Licht und Gütern zur Einrichtung einer Familienmemorie ausgestattet und vermutlich etwa zur selben Zeit, wie erwähnt, von Abt Rudolf mit einer Hängelampe versehen.[1604] Ob der Altar bereits zum Zeitpunkt der Kirchweihe zwei Reliquiare mit über 40 Schädelreliquien der Thebäischen Legion des hl. Mauritius und der ursulanischen Jungfrauen trug, wie teilweise angenommen, ist eher anzuzweifeln – es dürfte sich dabei vor dem Hintergrund der Entwicklung der Reliquienverehrung eher um eine Hinzufügung aus der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts handeln.[1605] – Möglicherweise handelt es sich bei der Mensaplatte aus Grünsandstein auf dem Altar im Südquerhaus, der noch heute das spätgotische Passionsretabel des Heiligkreuzaltares trägt, sogar noch um die wiederverwendete Platte des 1222 geweihten Heiligkreuzaltares, worauf die drei (!) unterschiedlichen Weihephasen angehörenden Weihekreuze auf der Oberseite hindeuten, die mutmaßlich mit der Weihe 1222, der Neuweihe nach der Translozierung unter den spätgotischen Lettner zu Anfang des 16. Jahrhunderts (s.u.) und der Versetzung des Altares ins Südquerhaus 1796 in Verbindung zu bringen sind.[1606]

BÖHMER/LEIDINGER, Chroniken und Dokumente, 1998, S. 34–35.

[1604] Zur Güterstiftung: WUB, III, Nr. 310 (S. 171–172): „[...] altare sancte crucis sui construi fecit impensis, calicem, indumenta, purpuram provide superaddendo, necnon et luminare ipse una cum Aheide uxore sua de duobus mansis tam ad missas altaris eiusdem, quam etiam ad crucem per singulas noctes iugiter deputando, datis nichilominus sex solidis as ipsius crucis ornamtum“. Vgl. auch VAHRENHOLD, Marienfeld, 1966, S. 47. – Zu Konrad von Brochterbeck s. auch die Angaben im Personenregister zu WUB III (erschienen 1921) gemachten Angaben, v. a. der Verweis auf 13 (!) Urkunden. Seiner wurde im Marienfelder Nekrolog am 31 Juli gedacht, s. KOHL, Marienfeld, 2010, S. 521. – Zur Hängelampe: s. Anm. 1590.

[1605] Die Klosterchronik in der Fassung von 1422 zählt im Anschluss an die Kirchweihe den Reliquienschatz der Kirche auf. Am Schluss der Auflistung heißt es dort: „*Sunt et ibi plus quam quadraginta capita preterea in duabus capsis positis super altare sancte crucis; sunt multe reliquie in una: de sancto Mauritio et sociis; in alia: de sancta Ursula et sodalibus eius*“, zitiert nach ZURBONSEN, Chronicon, 1884, S. 28. – Einige Autoren, so zuletzt UNTERMANN, Forma Ordinis, 2001, S. 243 und MEIER, Bernhard II., 2003, S. 103, sehen diese Reliquien und Reliquiare im Zusammenhang mit der Kirchweihe 1222. Die Reliquienauflistung dürfte jedoch eine spätere Einfügung an dieser Stelle sein, zumal sie keinen unmittelbaren Bezug zur Kirchweihe besitzt (die Einleitung beginnt lapidar: „*Sunt in hac ecclesia pretiose reliquie, scilicet: [...]*“). Zudem setzt die Verehrung ursulanischer Reliquien im Zisterzienserorden erst gegen 1300 ein, vgl. die Retabel in Altenberg (um 1300) und Marienstatt (um 1360). S. dazu auch MOSLER, Altenberger Reliquienschatz, 1955 und MOSLER, Camper Reliquienverzeichnis, 1967. [Auch Reinhard Karrenbrock nimmt jüngst in KAT. BONN 2017, S. 201–202, Kat.-Nr. 27 mit Verweis auf „chronologische [gemeint ist wohl: chronikale] Angaben“ eine Übertragung bereits vor 1222 an, und zwar in einer dendrochronologisch auf 1194 datierten, reich mit Eisenbändern beschlagenen eichenen Stollentruhe, die sich in Marienfeld bis heute erhalten hat. Für sie kann mit eng verwandten Truhen aus Herford (zuletzt Kunstgewerbemuseum Berlin, Kriegsverlust), sowie aus St. Ursula in Köln und dem dortigen Dom (heute im Museum‚Kolumba') eine Fertigung in Köln angenommen werden. Der Transport der ursulanischen Reliquien von Köln nach Marienfeld in der Truhe bleibt jedoch reine Hypothese. – Zur Truhe und ihrer Einordnung eingehender: BAUMEIER, Beschlagene Kisten, 2012, S. 23–27.]

[1606] [S. dazu auch jüngst: KEMPKENS, Kirchweihe Marienfeld, 2023, S. 297].

Die genaue Anzahl und Position der nur summarisch genannten ‚übrigen Altäre' muss unklar bleiben, es dürfte sich um Altäre vor dem Lettner der Konversen (s.u.) und um die Altäre im nördlichen Seitenschiff gehandelt haben. Diese werden im Zusammenhang mit der Bautätigkeit des Abtes Ludbert (1284–1318/20) genannt, der bei den fünf Altären Allerheiligen, der hl. Maria Magdalena, der hll. Philippus und Jakobus, des hl. Martin und der 11000 Jungfrauen neue Fenster einbauen ließ[1607] – zweifellos die fünf Fenster in den (ehedem) fünf Jochen des nördlichen Seitenschiffes. Ein erstes (?) Versetzen von Altären, u. a. des Heiligkreuzaltars, geschah dann auf Veranlassung von Abt Hermann I. (1410–1443).[1608]

Bis in die Mitte des 17. Jahrhunderts, das heißt vor Beginn der barocken Umgestaltungsmaßnahmen, betrug die im Laufe des Spätmittelalters noch angewachsene Zahl der Altäre – wie einem Nachtrag eines späteren Chronisten, wohl Pater Hermann Hartmann (Mönch in Marienfeld 1670–1719), zu entnehmen ist – in der Kirche 25, hinzu kam der Altar im Kapitelsaal. Im Binnenchor befand sich allein der Hochaltar, in den zehn Jochen des Chorumganges standen zehn Altäre, zwei im nördlichen Querhaus, zwei unter dem Lettner, fünf vor den fünf Fenstern des nördlichen Langhausseitenschiffes, drei vor den Säulen (und Pfeilern) des Langhauses, zwei im rückwärtigen westlichen Teil[1609] – ob sich auch im südlichen

[1607] Chronik A: „*item in oratorio fenestras cum vitro, iuxta altaria omnium sanctorum, Marie Magdalene, Philippi et Jacobi, Martini, XI milium virginum*", zitiert nach ZURBONSEN, Chronicon, 1884, S. 39.

[1608] BÖHMER/LEIDINGER, Chroniken und Dokumente, 1998, S. 71: „Außerdem entfernte er den Hl.-Kreuz-Altar und andere Altäre von ihrem alten Platz" (der lateinische Originaltext bisher unveröffentlicht).

[1609] Späterer Einschub in Chronikversion F zum Chorumgangsbau und der Erweiterung der Altarzahl von sechs auf zehn in diesem Bereich, wiedergegeben bei ZURBONSEN, Chronicon, 1884, S. 47, Anm. a): „*Vel hinc patet, ad singulas fenestras circa chorum singula fuisse altaria prout hac manu mea infra adnotavi et non circa chorum duntaxat, sed et ad omnes totius ecclesie fenestras: 17 altaria iuxta fenestras et adhuc 9 preter ea sub odaeo 2, retro olim (chorum) conversorum 2, ad columnas in navi templi 3, in capitulo et summum*". Zu Deutsch (in korrigierter Version zitiert nach BÖHMER/LEIDINGER, Chroniken und Dokumente, 1998, S. 54): „Daraus ist zu erkennen, daß an den einzelnen Fenstern um den Chor jeweils einzeln Altäre gestanden haben, wie ich an anderer Stelle beschrieben habe, und nicht nur rings um den Chor, sondern an allen Fenstern der ganzen Kirche: 17 Altäre bei den Fenstern und außerdem neun weitere, 2 unter dem Odeum (=Lettner), 2 rückwärtig beim einstigen Chor der Konversen, 3 an den Säulen des Kirchenschiffs, einer im Kapitelsaal und der Hochaltar". – Ergänzende Informationen finden sich im Kapitel über Abt Everhard Gallenkamp (1713–1717), der das nördliche Seitenschiff neu errichten ließ (zitiert nach ebd., S. 117): „Bei dieser Gelegenheit wurden aus dem Kirchenschiff erneut drei Altäre entfernt: der Altar der heiligen Anna am untersten Ende des Schiffes, an der mittleren Säule der Altar der Schmerzensmutter [...]. Man nannte diesen Altar auch den Abtaltar. Schließlich den Altar des Täufers Johannes, an der letzten Säule des Schiffes oder Flügels einst aufgestellt. Zuvor waren ja schon fünf Altäre, vormals unter den fünf Fenstern dieses Schiffes befindlich, von Abt Jodokus Caesem [1646–1661] entfernt worden. Einst nämlich standen, der Anzahl der Fenster damals wie heute entsprechend, ebenso viele geweihte Altäre ringsum unter den einzelnen Fenstern, welche jeweils den Patron jedes einzelnen Altares, kunstvoll gemalt, darstellten, ihres ehrwürdigen Alters wegen Ehrfurcht gebietend". Bei Abt Caesem selbst wird die Entfernung nur kurz erwähnt (ebd., S. 107): „Viele kleine Altäre entfernte er aus dem Kirchenschiff". – Ergänzend schreibt P. Hartmann in seinen ‚Beschreibungen' 1708, zitiert nach WIGGER, Antiquitates, 1898, S. 15: „*Denim notandum, quotquot sunt in templo nostro fenestrae, tot olim ibi fuisse creatas aras, prout et pleraeque fenestrarum icones et inscriptiones id hodiedum monstrant. Sunt autem altaria ista ob nimietatem e navi templi sublata, D.D. visitatorum consensu, tempore Rmi. Jodoci Caesem, primi abbatis mitrati*". Zu

Querhaus ein Altar befand, bleibt offen, ist aber zu vermuten. Nur von einem Teil dieser Altäre ist das Patrozinium bekannt: So war der Altar in der Nordostecke des nördlichen Querhauses der hl. Katharina, derjenige in der Nordwestecke dem hl. Ambrosius geweiht,[1610] diejenigen unter dem Lettner dem Heiligen Kreuz bzw. dem hl. Antonius.[1611] Der sog. Abtaltar an der mittleren Säule war der Schmerzensmutter gewidmet, der Altar vor der westlichen Säule Johannes dem Täufer. Einer der beiden Altäre ganz im Westen des Hauptschiffes hatte ein Annenpatrozinium,[1612] die fünf Altäre im nördlichen Seitenschiff – wie erwähnt – waren allen Heiligen, der hl. Maria Magdalena, den hll. Philippus und Jakobus, dem hl. Martin und der hl. Ursula mit den 11000 Jungfrauen geweiht.[1613]

Der Hochaltar war wie in jeder Zisterzienserkirche der einzige Altar im Sanktuarium. Dieses war gegenüber dem Mönchschor um eine Stufe erhöht und wurde in der Regel nur vom diensttuenden Priester, seinem Diakon und Subdiakon betreten, die am Hochaltar die zentrale Messliturgie feierten. Während der Epistel-Lesung nahmen sie im Zelebrantensitz (Levitensitz, Dreisitz) auf der Südseite Platz, der in Marienfeld, wie in der Frühzeit des Ordens üblich, architektonisch nicht besonders hervorgehoben war[1614] – es dürfte sich anfänglich wohl um einfache, klappbare Scherensitze gehandelt haben. Erst unter Abt Arnold I. von Bevern (1443–1478) wurde der heute noch erhaltene hölzerne Dreisitz mit reichem Schnitzwerk angeschafft und unter der mittleren Arkade der Südseite aufgestellt.[1615] Ebenfalls erst

Deutsch (in korrigierter Version zitiert nach BÖHMER/LEIDINGER, Chroniken und Dokumente, 1998, S. 147): „Schließlich ist noch zu vermerken, daß einst ebensoviele Altäre errichtet waren, wie es Fenster in unserer Kirche gibt. So weisen es noch heute die überaus zahlreichen Fensterbilder [= Glasmalereien] mit ihren Inschriften aus. Jene Altäre wurden aber wegen ihrer zu großen Zahl mit Zustimmung der Herren Visitatoren aus dem Kirchenschiff entfernt, und zwar zur Zeit des ehrwürdigen Abtes Jodokus Caesem [1646–1661], des ersten infulierten Abtes“.

[1610] ZURBONSEN, Chronicon, 1884, S. 47 zur Bautätigkeit von Abt Nikolaus (1322–1344): „*item fenestras in oratorio iuxta altaria Ambrosii et Katharine*“, gemeint sind die beiden gotischen Fenster der Querhausnordfront. Der Katharinenaltar zudem belegt in den ‚Beschreibungen' P. Hartmanns, zitiert nach WIGGER, Antiquitates, 1898, S. 16: „*Iuxta altare S. Catharinae ad ostum templi septemtrionale siti sunt quatuor lapides, [...]*“. Zu Deutsch (nach BÖHMER/LEIDINGER, Chroniken und Dokumente, 1998, S. 148): „Vor dem Katharinenaltar am nördlichen Eingang liegen vier Steinplatten [...]“. Zu den beiden Altären vgl. auch KOHL, Marienfeld, 2010, S. 219.

[1611] Zum Heiligkreuzaltar s. Anm. 1592 und 1593, zum Antoniusaltar sieh unten zum Lettner. Vgl. auch KOHL, Marienfeld, 2010, S. 218, 219.

[1612] Zu den drei Altären s. die Quellenzitate in Anm. 1609. Vgl. auch KOHL, Marienfeld, 2010, S. 219, 220.

[1613] S. Anm. 1595. – KOHL, Marienfeld, 2010, S. 220–221 zieht daraus den nicht gerechtfertigten Schluss, die Altäre seien unter Abt Ludbert (1284–1318/20) gestiftet worden. Belegt ist lediglich, dass er 1317 eine Stiftung zugunsten des (bereits existierenden?) Altares der 11000 Jungfrauen bezeugte: WUB 8, Nr. 1181 (1317 August 13); vgl. ebd., S. 383.

[1614] Zur Funktion und Einrichtung des Sanktuariums zuletzt UNTERMANN, Forma Ordinis, 2001, S. 241–245. Vgl. auch allgemein: REINHARDT, Sanctuarium, 2000.

aus spätgotischer Zeit sind die Gelbgussarbeiten des Osterleuchters und des Lesepultes als wesentliche Elemente der Chorausstattung erhalten.[1616]

Gegenüber den Chorseitenschiffen, deren Fußbodenniveau um eine Stufe niedriger lag, war der Binnenchor offenbar nicht durch sonst häufig anzutreffende steinerne Schrankenmauern, sondern vermutlich nur durch metallene Gitter abgeschrankt – darauf lassen zumindest die für Schrankenmauern eher ungünstigen Viersäulenbündel als Arkadenstützen und das Fehlen von gemauerten Anschlussspuren an den Pfeilern schließen.

Dem Sanktuarium vorgelagert war der *chorus monachorum*, der Mönchschor. In einer Zisterzienserkirche nimmt er häufig den Ostteil des Langhauses ein, in der Zeit nach 1200 wird aber auch – wie bei Benediktinerkirchen – die Vierung als Aufstellungsort des Chorgestühls üblich,[1617] so auch in Marienfeld. Das Chorgestühl aus der Bauzeit der Kirche hat sich allerdings nicht erhalten – es dürfte sehr einfach und funktional gestaltet gewesen sein und wurde schon in der Zeit von Abt Ludbertus (1284–1318/20) durch ein aufwendigeres ersetzt,[1618] von dem sich zweimal zwölf Sitze bis heute in der jetzigen frühklassizistischen Überformung erhalten haben.[1619] Verloren ist jedoch jeweils die vordere Sitzreihe, die einer zusätzlichen Anzahl von Mönchen Platz geboten hat – im Hoch- und Spätmittelalter dürfte die Zahl der Priestermönche um die 50 betragen haben.[1620]

Der gotische Kern des Gestühls weist die typischen Trennwände des zisterziensischen ‚Zellentypus' auf, die Dreipassblenden des Dorsale zeigen edle

[1615] So heißt es in der Klosterchronik zu Abt Arnold: „Auch ließ er im Chorraum Sedilien (Sitze) für die Mönche, die den wöchentlichen Meßdienst versahen – Diakon und Subdiakon –, anfertigen", zitiert nach BÖHMER/LEIDINGER, Chroniken und Dokumente, 1998, S. 76. – Zum Dreisitz s. HÖLKER, Kreis Warendorf, 1936, S. 246, dazu Abb. 363; DEHIO, Westfalen, 1969, S. 317; THÜMMLER, Marienfeld, 1972, S. 14. Sie ordnen ihn jedoch irrtümlich der spätgotischen Umgestaltung unter Abt Heinrich Münstermann (1498–1537) zu. Die korrekte Zuordnung bei KEMPKENS, Marienfeld, 2011, S. 32–33; DEHIO, Westfalen, 2011, S. 405.

[1616] Ihre Anschaffung ist nicht in der Klosterchronik überliefert. – Wichtigste Literatur: HÖLKER, Kreis Warendorf, 1936, S. 249, dazu Abb. 368, 369; DEHIO, Westfalen, 1969, S. 318; THÜMMLER, Marienfeld, 1972, S. 16; KEMPKENS, Marienfeld, 2011, S. 33; DEHIO, Westfalen, 2011, S. 405.

[1617] S. dazu UNTERMANN, Forma Ordinis, 2001, S. 233–237.

[1618] ZURBONSEN, Chronicon, 1884, S. 38–39: „*Inter cetera edificia construxit [...] sedes in choro monachorum, [...]*" – zu Deutsch: „Unter den übrigen Gebäuden errichtete er [...] die Sitze im Mönchschor" (Diese Passage ausgelassen [!] in der deutschen Übersetzung bei BÖHMER/LEIDINGER, Chroniken und Dokumente, 1998, S. 44).

[1619] Zum Chorgestühl s. HÖLKER, Kreis Warendorf, 1936, S. 246; DEHIO, Westfalen, 1969, S. 317; THÜMMLER, Marienfeld, 1972, S. 14. Sie ordnen es jedoch, wie den Dreisitz, fälschlich der spätgotischen Umgestaltung unter Abt Heinrich Münstermann (1498–1537) zu. Die korrekte zeitliche Einordnung bei KEMPKENS, Marienfeld, 2011, S. 30; DEHIO, Westfalen, 2011, S. 405.

[1620] LEIDINGER, Klosterbuch, 1992, S. 562, Nr. 2.2.4.

hochgotische Formen, hinzu kommt das qualitätvolle Blattwerk der (heute weitgehend verdeckten) östlichen Abschlusswangen. Das in die Zeit um 1300 zu datierende Marienfelder Chorgestühl gehört – bisher unbeachtet, da falsch datiert – somit zu den ältesten erhaltenen Zisterziensergestühlen![1621]

Als Versammlungsraum der Priestermönche war die Vierung durch Schrankenanlagen abgeteilt, wie es noch heute teilweise der Fall ist. Unter dem nördlichen und südlichen Vierungsbogen dürften sich anstelle der spätgotischen Chorschranken bereits seit der Bauzeit im frühen 13. Jahrhundert steinerne Abschrankungen befunden haben. Über deren Beschaffenheit ist nichts genaues mehr bekannt, sie werden wohl etwas niedriger gewesen sein als die heutigen und trugen möglicherweise einfache Blendgliederungen, wie es etwa noch in der Klosterkirche in Ebrach (um 1230/40) der Fall ist. Ob die Halbrundvorlagen der Vierungsbögen mittels Säulenbasen auf diesen Schrankenmauern aufruhten, wie in der Stiftskirche in Süpplingenburg (um 1225/50),[1622] kann aufgrund der späteren Abarbeitung bzw. Abkragung der Halbrundvorlagen auf spätgotischen Konsolen nicht mehr nachgewiesen werden.

Auch der bauzeitliche ‚Lettner' als gen Westen gerichtete steinerne Abschrankung des Mönchschores ist vollständig verloren, seine Gestalt völlig unbekannt. Seine Position unter dem westlichen Vierungsbogen kann jedoch noch indirekt aus dem Diagonaldurchgang vom Langhaus in den südlichen Querarm erschlossen werden, der nur Sinn macht, wenn der ‚Lettner' östlich davon plaziert war – andernfalls hätte das Chorgestühl den Durchgang verstellt oder hätte mit einer Aussparung kompliziert Rücksicht darauf nehmen müssen.[1623]

Bei der westlichen Chorschranke dürfte es sich aber analogen Beispielen zufolge um eine eher einfache Schrankenmauer denn um einen aufwendigen ‚Lettner' gehandelt haben, verwiesen sei auf die beiden erhaltenen Schrankenanlagen in Maulbronn (um 1175) und Haina (um 1260/70)[1624] – schlichte, nicht allzu hohe, aber architektonisch

[1621] S. dazu die Auflistung bei UNTERMANN, Forma Ordinis, 2001, S. 237–238.

[1622] DEHIO, Bremen/Niedersachsen, 1992, S. 1263–1265; WEGE IN DIE ROMANIK, 1993, S. 270–271 (Harmen Thies).

[1623] Eine entsprechend begründete Lokalisierung des Lettners bereits bei THÜMMLER, Marienfeld, 1972, S. 12; MÜHLEN, Münsterland, 1972, S. 26; LINKE, Marienfeld, 1994, S. 40; LOBBEDEY, Westfalen, 1999, S. 135.

[1624] S. dazu LAABS, Malerei und Plastik, 2000, S. 62–63; UNTERMANN, Forma Ordinis, 2001, S. 253–257 (jeweils mit weiterführender Literatur).

durchaus anspruchsvoll gegliederte Mauern mit zwei Durchgängen zu seiten des Kreuzaltares.

Auch in Marienfeld dürfte der 1222 geweihte, 1233 mit Gütern ausgestattete Heiligkreuzaltar (s.o.) als Hauptaltar des Konversenchores mittig vor der westlichen Chorschranke gestanden haben.[1625] „Zum Kreuzaltar gehört traditionell das monumentale ‚Triumphkreuz' mit der Darstellung des Gekreuzigten: nur hierfür war auch in der Frühzeit des Ordens eine gemalte, bildliche Darstellung erlaubt".[1626] Entsprechende, beidseitig bemalte Triumphkreuze aus der Mitte des 13. Jahrhunderts sind in den Zisterzienserabteikirchen von Loccum und Pforta (Schulpforte) sowie im dänischen Sorø erhalten.[1627]

Auch für Marienfeld kann aus einer Nachricht aus der Klosterchronik ein entsprechendes, vermutlich ebenfalls noch auf das 13. Jahrhundert, vielleicht sogar auf die Zeit der Kirchweihe 1222[1628] zurückgehendes Triumphkreuz in Form eines Tafelkreuzes erschlossen werden: Im Jahre 1343 traf ein Blitzschlag das Kreuz über dem Heiligkreuzaltar, vom plastischen, zum Mönchschor gewandten Kruzifix brach ein Arm ab sowie ein Teil der Krone auf der linken Seite – will man kein später hinzugefügtes Bildwerk annehmen, so könnte es sich lt. M. Untermann wie in Sorø um eine Christusdarstellung in Flachrelief gehandelt haben.[1629] Darüber hinaus wurden aber auch weitere Figuren (?) beschädigt: Die Chronik berichtet von einer Darstellung des Richters – wohl des richtenden Christus – sowie von Darstellungen Johannes des Täufers und der Muttergottes.[1630] Es dürfte sich somit um eine Deesisgruppe aus einem Jüngsten Gericht gehandelt haben. Diese zierte vermutlich das Giebelfeld eines Baldachinaufbaues über dem Heiligkreuzaltar, wie es ehedem in

[1625] S. dazu LAABS, Malerei und Plastik, 2000, S. 63, dazu Anm. 437; UNTERMANN, Forma Ordinis, 2001, S. 253. Allgemein zu Kreuzaltären: HAMANN, Kreuzaltar, 1997.

[1626] UNTERMANN, Forma Ordinis, 2001, S. 257.

[1627] Ebd., dazu Anm. 102. Vgl. auch LAABS, Malerei und Plastik, 2000, S. 71–74.

[1628] In der erwähnten Memorienstiftung des Konrad von Brochterbeck am Heiligkreuzaltar von 1233 (WUB III, 310; vgl. Anm. 1593) stiftete er neben der Altarausstattung auch die nächtliche Beleuchtung des Kreuzes sowie „*sex solidis ad ipsius crucis ornatum*". Demnach dürfte es sich weniger um das Altarkreuz denn um das Triumphkreuz darüber gehandelt haben.

[1629] UNTERMANN, Forma Ordinis, 2001, S. 257.

[1630] ZURBONSEN, Chronicon, 1884, S. 51: "*Anno Domini MCCCXLIII. fulmen fortissimum et prodigiale concussit in altari s. crucis imaginem iudicis, cavans in fronte Johannis baptiste imaginem in gena, comminuit et parentis imaginem: contrivit in telis. Et imaginem crucis versus chorum monachorum percussit, dividens brachium a corpore et partem diadematis a sinistris, et nulla lesio facta fuit in ecclesia stupentibus omnibus, per quam viam telum introisset. Unde frons tali gena, iudex, parens protolena (?) in cruce clam facta portendunt, fulmine fracta*." (diese Passage bei BÖHMER/LEIDINGER, Chroniken und Dokumente, 1998 bei der Übersetzung ausgelassen!) – Bisher als einziger verweist UNTERMANN, Forma Ordinis, 2001, S. 257, dazu Anm. 103, auf diese wichtige Quelle.

ähnlicher Form auch in der Zisterzienserabteikirche von Stams in Tirol (geweiht 1284) der Fall war.[1631]

Nach dem Absturz 1343 ist das alte Triumphkreuz wohl wieder repariert worden. Vor 1478 beauftragte dann der Laienbruder Antonius Gyr im Einvernehmen mit Abt Arnold I. von Bevern (1443–1478) den münsterschen Maler Johann Koerbecke († 1490), der bereits bis 1456/57 die Flügelgemälde des Hochaltarretabels für Marienfeld gefertigt hatte, mit einer Wiederherstellung und Neubemalung des Tafelkreuzes (wohl der nach Westen gerichteten Seite mit gemaltem Kruzifix), die 1480 unter Abt Johannes V. Wineken (1479–1495) abgeschlossen werden konnte.[1632] Dabei wurde auch der im Rücken des plastischen Kruzifixes (der Ostseite) aufgefundene Reliquienschatz – über 92 Reliquienpartikel von Heiligen oder Herrenreliquien – replaziert.[1633] – Abt Johannes Stades (1661–1681) ließ schließlich das Kreuz, das „seiner ganzen Bemalung und Verzierung erneut verlustig" war, 1675 durch ein neues, bis heute erhaltenes mit geschnitztem Kruzifix ersetzen, der Reliquienschatz wurde damals in einem Kästchen zu seinen Füßen geborgen.[1634]

Eine größere Umgestaltung im Bereich des ‚Lettners' geschah offenbar unter Abt Hermann I. (1410–1443). Darauf lässt zumindest der chronikale Hinweis schließen, er habe den Heiligkreuzaltar versetzen lassen.[1635]

Unter Abt Heinrich Münstermann (1498–1537) fand schließlich um 1520/25 eine vollständige Erneuerung des Lettners und der Chorschranken statt, die nicht nur im

[1631] UNTERMANN, Forma Ordinis, 2001, S. 257, dazu Abb. 100, die eine Innenansicht der Stamser Kirche in der Zeit um 1600, d. h. noch mit wesentlichen Teilen der mittelalterlichen Einrichtung wie etwa dem Lettner (hier mit einem Gnadenstuhl und Assistenzfiguren), wiedergibt.

[1632] Der originale Wortlaut des im Jahre 1480 verfassten Zettels bzgl. der Wiederherstellung wurde in Abschrift von Pater Hermann Hartmann in seinen ‚Beschreibungen' überliefert, abgedruckt bei WIGGER, Antiquitates, 1898, S. 14. In deutscher Übersetzung bei BÖHMER/LEIDINGER, Chroniken und Dokumente, 1998, S. 145–146. – Ebd., S. 77 die entsprechende Passage aus der Klosterchronik zu Abt Arnold I., die nur knapp vermerkt: „Ferner ließ besagter Abt das große Kreuz in der Mitte der Klosterkirche renovieren, vergolden und mit Farben bemalen." – Vgl. auch LAABS, Malerei und Plastik, 2000, S. 73 (hier irrtümlich als ‚Marienstatt' bezeichnet) und 233, Nr. 7. – Ebd., S. 72, 230, dazu Abb. 45, Hinweis auf das Triumphkreuz von 1496 in der Zisterze Kaisheim, dessen Kreuzbalken einem Typus des 13. Jahrhunderts folgen – möglicherweise wurde es wie das Marienfelder zu Ende des 15. Jahrhunderts nur neu bemalt!

[1633] Jeweils ebd. – Zum von Pater Hartmann dokumentierten Reliquienschatz: WIGGER, Antiquitates, 1898, S. 13–15; BÖHMER/LEIDINGER, Chroniken und Dokumente, 1998, S. 144–146. – Die Reliquien haben sich bis heute größtenteils erhalten, wie ein Vergleich der Auflistung bei Hartmann mit einer im Pfarrarchiv in Marienfeld verwahrten Transkription der Cedulae einer in Marienfeld aufgefundenen Reliquiensammlung, die der Wiener Schulbruder Erwin Rathkolb Fsc 2001 erstellt hat, ergibt.

[1634] Jeweils ebd. – In der Klosterchronik ist die Erneuerung hingegen nicht vermerkt. Eine Kartusche am Kreuzbalken zeigt jedoch die Inschrift „*Renovatum* 1675".

[1635] BÖHMER/LEIDINGER, Chroniken und Dokumente, 1998, S. 71: „Außerdem entfernte er den Hl.-Kreuz-Altar und andere Altäre von ihrem alten Platz". Da der Heiligkreuzaltar auch später noch unter dem Lettner stand, muss es sich um eine Versetzung gehandelt haben.

Bereich der Vierung die älteren Schrankenanlagen ablösten, sondern auch in die bis dato offenen Arkadenöffnungen zwischen Binnenchor und Umgang eingefügt wurden.[1636] Die architektonischen Teile der vollständig aus Baumberger Sandstein gefertigten spätgotischen Schrankenanlagen einschließlich des Sakramentsturmes (Abb. 198) stammen von einer wohl in Münster ansässigen Werkstatt, die skulpturalen Arbeiten lieferte der münstersche Bildhauer Evert van Roden mit seiner Werkstatt.[1637] Der neue Lettner wurde als dreijochiger Hallenlettner gestaltet, unter dem der Heiligkreuzaltar und der Antoniusaltar plaziert wurden, deren steinerne Retabel bis heute in Marienfeld bzw. im Westfälischen Landesmuseum Münster erhalten sind. In den Arkadenzwickeln standen die Figuren der hl. Maria Magdalena und des hl. Johannes des Täufers, den oberen Abschluss des Lettners bildete eine Galerie mit einem ‚Apostelgang' zu seiten des Salvators. Darüber erhob sich die Triumphkreuzgruppe, bestehend aus zwei damals neu angefertigten Assistenzfiguren der Schmerzensmutter und Johannes des Evangelisten und dem alten, von Johann Koerbecke erneuerten Triumphkreuz (s.o.). 1793/96, noch kurz vor der Säkularisation, wurde der Lettner, der dem spätbarocken Wunsch nach einem Durchblick vom Langhaus zum Hochaltar im Wege stand und zudem den liturgischen Neuerungen des Tridentinums widersprach, abgebrochen, die übrigen Chorschranken blieben hingegen erhalten.[1638]

Der westlichen Chorschranke bzw. dem ‚Lettner' vorgelagert war der *chorus conversorum*, der Konversenchor, der zumeist mehr Raum einnahm als der Mönchschor, da in den Anfangsjahrzehnten die Anzahl der Laienbrüder diejenige der Priestermönche in der Regel deutlich übertraf. Ihre Chorgestühle nahmen zumeist den gesamten Westteil der Kirche ein, doch blieben sie nur äußert selten erhalten, da

[1636] In der Klosterchronik heißt es: „*Ecclesia coloris ac picturis illuminat et ornavit, odaeum terminum venerabilis sacramenti tabernaculum, et tocius chori cincturam ex lapide albo, artificiosissima opera fieri fecit*"; Staatsarchiv Münster, AV Msc 305, zitiert nach KARRENBROCK, Evert van Roden, 1992, S. 202, Anm. 346. – Zu Deutsch: ‚Die Kirche schmückte und stattete er aus mit Farben und Gemälden, er ließ den abschließenden Lettner, das Tabernakel des verehrungswürdigen Sakramentes und die Einfassung des ganzen Chores aus weißem Stein, kunstvollste Werke, anfertigen'. – Vgl. die offenbar auf einer anderen Chronikversion basierende Übersetzung bei BÖHMER/LEIDINGER, Chroniken und Dokumente, 1998, S. 91, wo auch die Bezeichnung ‚Apostelgang' für den Lettner sowie die ‚steinernen Figuren' erwähnt werden.

[1637] Zum Marienfelder Lettner grundlegend: KARRENBROCK, Evert van Roden, 1992, S. 111–119, 255–260; DIE BRABENDER, 2005, S. 302–308, Kat.-Nr. 116 (Reinhard Karrenbrock), jeweils mit der älteren Literatur.

[1638] Zur Datierung des Abbruchs KARRENBROCK, Evert van Roden, 1992, S. 255 (mit Quellenangaben). – Für den Abbruch 1793 spricht der Umstand, dass im Oktober 1795 der Weihbischof von Münster, Caspar Max Droste zu Vischering (1795–1826/1846), bei einem Besuch in Marienfeld u. a. zwei neue Altäre in der Abteikirche weihte – vermutlich die beiden Seitenaltäre anstelle des spätgotischen Lettners! S. dazu LEIDINGER, Zisterzienserabtei, 1998, S. 65; WERLAND, Marienfelder Chronik, 1968, S. 295 gibt für den Besuch 1796 an.

die Zahl der Konversen in Korrelation mit dem Aufkommen der Bettelorden insbesondere seit dem 14. Jahrhundert deutlich rückläufig war und daher die Konversenchöre seit der frühen Neuzeit zumeist aufgegeben wurden.[1639] In Marienfeld hat sich die eigenständige Nutzung des Konversenchores noch recht lange gehalten, so ist sie noch für die Zeit des Abtes Heinrich Münstermann (1498–1537) belegt.[1640] Im Jahre 1549, zu Zeiten der Reformation, war die Zahl der Laienbrüder dann auf acht geschrumpft (bei 24 Mönchen), 1572 gab es gar keine mehr,[1641] zu Abt Jodokus Caesem (1646–1661) wird dann jedoch berichtet, er habe wiederum vier Laienbrüder aufgenommen.[1642]

Im Gegensatz zum Mönchschor war der Konversenchor nicht mittels steinerner Chorschranken zum nördlichen Seitenschiff abgeteilt – wie häufiger nachgewiesen,[1643] dürfte auch hier das Chorgestühl der Konversen unmittelbar gegen die Langhauspfeiler angelehnt und so die Gestühlsrückwand als Abschrankung genutzt worden sein. Einen eindeutigen Hinweis auf diese Art der Aufstellung bildet die Sockelzone der beiden Langhauspfeiler, deren attisches Basisprofil auf der Mittelschiffseite abbricht – offenbar rechnete man von Anfang an mit der Aufstellung des Konversengestühls unmittelbar vor den Pfeilern.

Aussehen und Umfang des sicherlich 50–100 Sitze umfassenden Chorgestühls der Konversen sind nicht überliefert. Bekannt ist allein, dass der Konversenchor nicht bis an die Westwand reichte, sondern eine eigene westliche Abschrankung, einen ‚Lettner', besaß, der unter Abt Jodokus Caesem (1646–1661) ans Mutterkloster Hardehausen abgegeben wurde[1644] – offenbar wurde damals der Konversenchor aufgegeben. Ob dessen ‚Lettner' noch aus der Bauzeit stammte oder von einer

[1639] S. dazu UNTERMANN, Forma Ordinis, 2001, S, 252–259.

[1640] So heißt es zu Abt Heinrich in der Klosterchronik, zitiert nach BÖHMER/LEIDINGER, Chroniken und Dokumente, 1998, S. 89: „Oft suchte er das Chor der Laienbrüder auf und merkte sich, wer fehlte, so wie er auch den Laienchor zu sorgfältigem Singen der Psalmen streng und gewissenhaft zu ermahnen pflegte". Berichtet wird zudem von der eifrigen Teilnahme der Brüder am Chorgebet.

[1641] LEIDINGER, Klosterbuch, 1992, S. 562, Nr. 2.2.4.

[1642] So die Klosterchronik, s. BÖHMER/LEIDINGER, Chroniken und Dokumente, 1998, S. 107.

[1643] UNTERMANN, Forma Ordinis, 2001, S, 253 nennt das Beispiel Stams/Tirol, anzufügen wäre etwa noch Doberan, dessen Konversengestühl (um 1360) bis heute erhalten ist. Auch in Maulbronn blieb das Konversengestühl erhalten (Anfang 15. Jh, heute im südlichen Seitenschiff), wo weder der Konversen- noch der Mönchschor zu den Seitenschiffen durch steinerne Chorschranken abgeteilt waren/sind.

[1644] So heißt es zu Abt Jodokus Caesem in der Klosterchronik, zitiert nach BÖHMER/LEIDINGER, Chroniken und Dokumente, 1998, S. 107: „Den Lettner der Laienbrüder ließ er ebenfalls aus der Kirche entfernen und überließ ihn der Klosterkirche von Hardehausen". – LEIDINGER, Klosterbuch, S. 564, Nr. 4.1.1. und S. 565/566, Nr. 4.2.4. bezieht diese Nachricht irrtümlich auf den spätgotischen Lettner des Mönchschores, der jedoch erst 1796 abgebrochen wurde (s.o.).

späteren Erneuerung, entzieht sich heutiger Kenntnis. Davor dürften sich zwei weitere Altäre befunden haben, einer davon wohl der Annenaltar (s.o.).

Gegenüber den maßgeblichen Raumteilen Sanktuarium, Mönchs- und Konversenchor in der Längsachse der Kirche war die Nutzung der Querarme von untergeordneter Bedeutung. „Funktional ist das Querschiff zunächst ein Verbindungsweg: vom Dormitorium zum Chor, von der Sakristei zum Altarraum, vom Chor zur Friedhofstür, es ermöglicht außerdem den Zugang zu den Nebenkapellen. Hier fand keine gemeinschaftliche Liturgie des Konvents statt“.[1645]

Auch im Marienfelder Südquerarm wird diese Funktion als Kreuzungspunkt verschiedener Wege deutlich: So finden sich hier, wie bereits dargelegt (s.o. Kap. C.8.4.), die Zugänge vom Kreuzgang, vom Dormitorium und von der Sakristei zur Kirche sowie die Zugänge von dort zum Mönchschor, zum südlichen Chorseitenschiff sowie mittels des Diagonaldurchgangs zum Langhaus.

Das Nordquerhaus gewährte dem Konvent Zugang zum Friedhof, diente darüber hinaus aber als klausurferner Kreuzarm – wie bei vielen anderen Zisterzienserkirchen – als *chorus hospitum*, das heißt als Bereich für die (höhergestellten) Gäste, wo diese an Hochfeiertagen (akustisch) an der Messfeier teilnehmen und hier auch die Kommunion empfangen konnten.[1646] Auf diese Nutzung als Bereich für den Empfang hochrangiger geistlicher und den Aufenthalt weltlicher Gäste deutet auch die repräsentative Gestaltung des Nordportals (Kap. C.5.5.1.).

Als Zugangsbereich für die (männlichen) Laien zum Querhausarm ist darüber hinaus auch das nördliche Seitenschiff anzusehen, das in seiner Westfront die Laienpforte enthielt (Kap. C.5.5.3.2.). Auch dies entspricht der üblichen Nutzung des klausurfernen Seitenschiffes bei Zisterzienserkirchen.[1647] Möglicherweise bereits seit der Weihe 1222, spätestens aber seit dem späten 13. Jahrhundert war dieser Bereich außerdem mit Altären ausgestattet (s.o.). Hier wie auch im nördlichen Querhausarm, aber auch im Chorumgang, finden sich seit der Mitte des 14. Jahrhunderts vor diesen Altären die Grablegen von vornehmen Geschlechtern,[1648] wodurch nochmals eine –

[1645] UNTERMANN, Forma Ordinis, 2001, S, 263.

[1646] S. dazu ebd., S. 263–267.

[1647] Ebd., S. 263, 267.

[1648] Pater Hermann Hartmann überliefert einige der dort noch zu Beginn des 18. Jahrhunderts lesbaren Grabinschriften, s. WIGGER, Antiquitates, 1898, S. 16–17; in deutscher Übersetzung bei BÖHMER/LEIDINGER, Chroniken und Dokumente, 1998, S. 148–150.

seit dem Spätmittelalter sicherlich großzügiger gehandhabte – Zugänglichkeit dieser beiden Raumteile für ein Laienpublikum belegt wird.[1649]

Darüber hinaus darf nicht die Nutzung des Haupt- wie auch des Seitenschiffs sowie der Querarme für Prozessionen vergessen werden. Nicht zuletzt deshalb wurde der Diagonaldurchgang vom Südquerarm zum Hauptschiff des Langhauses als hohe Durchgangsöffnung gestaltet, um so den mitgeführten Vortragekreuzen, Fahnen, Laternen und Prozessionsstangen den nötigen ‚Luftraum' zu gewähren.[1650]

Des Nachts war der Kirchenraum weitgehend in Dunkel getaucht, für eine minimale Beleuchtung sorgten jedoch die beiden genannten Ewig-Licht-Leuchten vor dem Hochaltar. Ob auch die drei ebenfalls bereits erwähnten, von Abt Rudolf (1232–1255) zur Beleuchtung der Altäre in den Chorseitenschiffen und vor dem Heiligkreuzaltar installierten Hängelampen Tag und Nacht brannten, muss hingegen offen bleiben. Sicher ist jedoch, dass vor hohen Feiertagen zusätzlich die Kerzen auf den Altären entzündet und so die Kirche partiell beleuchtet wurde: Bereits 1225 übertrug Graf Volquin IV. von Schwalenberg (1214–1248), ein Sohn bzw. Neffe der (unfreiwilligen) Mitstifter von Marienfeld, dem Kloster einen Zehnten zur Finanzierung von jährlich zwei Pfund Wachs, das – seiner eingedenk – zur Illumination der Kirche am Vorabend des St. Georgstages dienen sollte.[1651]

8.10. Zusammenfassung

Die Klosterkirche der Abtei Marienfeld hat sich in ihren wesentlichen Bauteilen, insbesondere den Hochräumen, bis heute fast unverändert erhalten. Dennoch weicht das heutige Erscheinungsbild deutlich ab vom Zustand der Kirche zum Zeitpunkt der Weihe 1222 bzw. in den Jahrzehnten nach der Vollendung. So trug das Äußere eine leuchtende Farbfassung, die zu den Werksteingliederungen aus unbehandeltem gelbem Osning-Sandstein hinzutrat und die plastische Architektur durch eine gemalte ergänzte. So waren die Wandflächen geprägt von einer altrosa Tönung mit regelmäßiger weißer Fugenmalerei, besonders betont waren zudem die

[1649] Vgl. dazu UNTERMANN, Forma Ordinis, 2001, S, 267.

[1650] So erstmals THÜMMLER, Marienfeld, 1972, S. 12. Ihm folgend: LINKE, Marienfeld, 1994, S. 40; LOBBEDEY, Westfalen, 1999, S. 135. – Leider sind für Marienfeld Prozessionen nicht eigens belegt, so KOHL, Marienfeld, 2010, S. 215.

[1651] WUB III, Nr. 217 (1225): „*[...], ut in memoriam huius facti et recognitionem duas annuatim libras cere in vigilia beati Georgii ad luminare martyris eiusdem nobis ecclesia prefata ministret*." – Vgl. auch ZUNKER, Adel, 2003, S. 164, dazu Anm. 163.

Rundbogenfriese, deren Bogenstirnen von einem weißen Grund hinterfangen wurden und deren Konsolen zusätzlich mittels eines Streifens verbunden waren. – Die Dachflächen der Kirche trugen vermutlich anfänglich eine einfache Deckung aus Holzschindeln.

In der äußeren Erscheinung sind drei heute ersetzte Baukörper gedanklich zu ergänzen: die beiden Chorseitenschiffe und das nördliche Seitenschiff des Langhauses. Das Sanktuarium als ältester Bauteil besaß ehemals im Norden und Süden Seitenschiffe, die schmaler waren als der heutige Chorumgang. Sie bestanden im Inneren aus je drei räumlich nicht getrennten, wohl kreuzgratgewölbten Jochen. Ihre östlichen Stirnseiten traten hinter die Flucht der Mittelschiffostwand zurück, so dass diese als dominierender Teil risalitartig vorsprang. Über der geschlossenen Sockelzone öffnete sie sich in einer Dreifenstergruppe mit gestuften Gewänden, darüber befand sich mutmaßlich eine Fensterrose. Das von einem steigenden Rundbogenfries eingefasste Giebelfeld zierte eine Gruppe von fünf Rundbogennischen.

Der ebenfalls verlorene Giebel des nördlichen Querhauses zeigte als besonderes Schmuckelement eine Kreisblende mit Sechspass. Hier wie auch am südlichen Querhausgiebel war der Ortgang wiederum von einem steigenden Rundbogenfries begleitet.

Das nördliche Seitenschiff war in seiner romanischen Baugestalt infolge einer Planänderung zwischen Bauphase II und III zweigeteilt: Das Ostjoch von der Länge des Hauptschiffjoches besaß eine niedrige Trauflinie, dafür jedoch höchstwahrscheinlich einen Quergiebel, während bei den vier im gebundenen System errichteten Westjochen die Trauflinie um einiges höher lag. Die Joche, die jeweils mit einem Fenster versehen waren, besaßen Kreuzgratgewölbe, wobei das längsrechteckige Ostjoch die vier querrechteckigen Westjoche beträchtlich an Höhe überstieg, wie noch im Inneren an seinem ehemals ungeteilten, deutlich höher hinaufsteigenden Arkadenbogen abzulesen ist, während sich die Westjoche in zwei niedrigeren, säulengestützten Doppelarkaden zum Hauptschiff öffnen.

Die Obergadenfenster waren als ‚gekuppelte' Rundbogenfenster angelegt wie sie sich in der Südwand des Hauptschiffwestjochs erhalten haben. Nur in der Westwand des

südlichen Querhauses befand sich wegen der außen anstoßenden Treppenanlage ehemals nur ein Einzelfenster, wie es sich noch in den Seitenwänden des östlichen Chorjochs bewahrt hat.

Die in ihrer Substanz fast gänzlich erhaltene, durch den Anbau der barocken ‚Abtei' (1699–1702) heute jedoch weitgehend verdeckte Westfassade der Kirche wurde nahezu vollständig aus Sandsteinquadern errichtet, wodurch sie gegenüber dem übrigen Kirchenbau abgehoben und ausgezeichnet erscheint. Helle Akzente in der im natürlichen Sandsteinton erscheinenden Fassadenfront setzten lediglich die wenigen verputzten Flächen in den Zierelementen der Westrose und der Blendnischengliederung des Giebels. Vor dem wohl relativ schlichten axialen Hauptportal und der Laienpforte in der Stirnseite des Nordseitenschiffs befand sich wohl ehedem eine gewölbte Vorhalle – zumindest war eine solche geplant.

Das Innere der Klosterkirche ist in seiner Raumstruktur im wesentlichen unverändert, nur die später ersetzten Raumteile der Seitenschiffe an Chor und Langhaus, die durch ihre mutmaßlichen Kreuzgratwölbungen bewusst hinter dem Gliederungsaufwand der rippengewölbten Hochräume zurückblieben, bildeten eine deutlich dunklere Hintergrundfolie hinter den Arkadenöffnungen als ihre heutigen Nachfolger. Auch durch die etwas kleineren Doppelfenster des Obergadens mit ihren anzunehmenden Grisaille-Verglasungen trat etwas weniger Licht ein als heute. Besondere Lichtakzente setzten dafür die beiden Fensterrosen in der Ost- und in der Westwand. Insgesamt wies die Mittelschiffostwand ehemals eine starke Durchfensterung auf: Zusätzlich zu der Fensterrose, die den oberen Teil in der deutlich überhöhten Schildbogenwand einnahm, öffnete sich darunter eine große Dreifenstergruppe, die durch reichgestufte Gewände mit Kapitellfriesen ausgezeichnet war.

Die Farbigkeit des Kirchenraumes war bestimmt von der schlichten, aber äußerst wirkungsvollen Farbfassung, die heute teilweise wiederhergestellt ist. Obwohl jeweils zu Ende eines Bauabschnitts entstanden, zeigt sie doch ein einheitliches System: Sämtliche Wand- und Gewölbeflächen erscheinen im natürlichen, eventuell durch Lasuren homogenisierten Putzton, auf den weiße, schwarz konturierte Streifen aufgetragen sind. Sie begleiten an den Gewölben des Chores (Bauphase I) die Bögen und Rippen, im Querschiff (Bauphase II) tauchen als neue Gliederungselemente

zusätzlich gemalte Scheitelrippen sowie breite, weiße Ringe auf, die sich kreisförmig kurz oberhalb der Gurtbogenscheitel herumziehen. Im rippenlosen Gewölbe des östlichen Jochs des Hauptschiffs wurde die architektonische Untergliederung dann allein durch die Ausmalung erreicht: Die weißen Streifen begleiten hier ein lediglich gemaltes Rippensystem. In den beiden dann wieder rippengewölbten Westjochen des Hauptschiffes (Bauphase III) griff man auf das in den drei Querschiffjochen entwickelte Ausmalungssystem zurück.

Die Gestaltungsprinzipien der Gewölbefassung setzten sich auch bei der Wandfassung fort, wie die ergänzten und wiederhergestellten Befunde im Südquerhaus belegen: Auf den Wandflächen bildeten die weißen Streifen eine Gitterstruktur aus, deren Vertikal- und Horizontalstreifen sich in ihrer Position zumeist an den Rahmungskanten der Fensteröffnungen orientierten und überdies auch die Eckdienste begleiteten. Zusätzliche Farbakzente setzten eine rot gefasste Sockelzone und ein gemaltes zweilagiges Ziegelband über dem umlaufenden Wulstkämpfergesims.

Einen weiteren Farbakzent setzte der Fußbodenbelag, der sich im Binnenchor noch aus der Bauzeit erhalten hat, während über die ursprüngliche Fußbodengestaltung im übrigen Kirchenraum bisher keine genauen Anhaltspunkte existieren. Sie war aber sicherlich schlichter gehalten als das mehrfarbig gestaltete, in Streifen untergliederte Plattenmosaik des Chorfußbodens aus – zumindest – weiß und grün glasierten Tonfliesen und hellen Kalksteinplatten. Letztere finden sich nur im östlichen Teil de Bodenbelages und dienten als das kostbarere Material offenbar der Auszeichnung des Bereiches um den durch eine Stufenanlage erhöhten Hochaltar. Vor der ehemals geschlossenen Ostwand befand sich vermutlich nochmals eine Stufe. Den Niveauunterschied zu den tiefer gelegenen Bereichen der Chorseitenschiffe und der Vierung vermittelten ebenfalls Stufen.

Das liturgische Zentrum der Kirche bildete der Hochaltar, der der heiligsten Dreifaltigkeit und der Ordenspatronin Maria geweiht war. Er blieb in seiner romanischen Kernsubstanz bis heute erhalten, ebenso der reich gezierte Piszinenständer. Der Hochaltar war der einzige Altar im Binnenchor, hinzu kamen im Sanktuarium jedoch noch die je drei Altäre in den Chorseitenschiffen, zu deren

Beleuchtung pro Seitenschiff jeweils eine von Abt Rudolf (1232–1255) installierte Hängelampe diente.

Dem Binnenchor vorgelagert war der Mönchschor mit dem Gestühl der Priestermönche, dessen Nachfolgegestühl aus der Zeit um 1300 im Kern bis heute erhalten ist. Abgeschrankt war der Mönchschor durch steinerne Chorschranken, deren genaue Gestalt jedoch nicht mehr bekannt ist. Vor der westlichen Chorschranke, dem ‚Lettner', stand der Heiligkreuzaltar als Hauptaltar des Konversenchores. Vor ihm hing eine ebenfalls von Abt Rudolf gestiftete Hängelampe.

Der Konversenchor umfasste den größten Teil des Hauptschiffes, nur vor der Westwand befand sich ein abgeteilter Bereich mit weiteren Altären. Auch das nördliche Seitenschiff nahm eine Reihe von Altären auf – in spätmittelalterlicher Zeit nahm ihre Zahl deutlich zu, bis ins 17. Jahrhundert gab es dann 25 Altarstellen in der Kirche.

Während das südliche Querhaus vornehmlich für die Wegeerschließung der Kirche genutzt wurde, dienten das Nordquerhaus und das nördliche Seitenschiff als Bereich für die Laien und weltlichen Gäste des Klosters, die zu bestimmten Anlässen die Klosterkirche betreten durften. Diese Nutzung ist noch heute ablesbar anhand der vermauerten Laienpforte in der Westwand des Seitenschiffs und der aufwendigen Ausgestaltung des Nordquerhausportals.

Die hier erarbeitete Rekonstruktion der Marienfelder Klosterkirche zum Zeitpunkt ihrer Fertigstellung verdeutlicht zum einen die bauliche Konzeption der Kirche durch Ergänzen der verloren Baukörper und Gliederungen sowie der zurückhaltenden farblichen Ausgestaltung des Innenraums. Zum zweiten ergibt die dadurch gewonnene Vorstellung das Bild einer typischen Zisterzienserklosterkirche mit der charakteristischen liturgisch-räumlichen Aufteilung: der Konzentration der Altarstellen im Sanktuarium, der Anordnung des Mönchschors in der Vierung und dem vorlagerten Konversenchor im Hauptschiff, während der Bereich für die Gäste und Laien in den nachgeordneten Räumen des Nordquerhauses und des nördliche Seitenschiffs angesiedelt war.

8.11. Die Rekonstruktion der mittelalterlichen Klosteranlage

8.11.1. Die provisorischen Klostergebäude des Gründungskonventes

Die notwendigsten Räumlichkeiten einer Klosterneugründung – *oratorium, refectorium, dormitorium, cella hospitum et portarii* (Gäste- und Pförtnerhaus) – sollten gemäß den Ordensstatuten (Artikel IX der ‚*capitula*') bereits vor Ankunft des Gründungskonventes errichtet werden, was in der Regel Sache des Gründers war.[1652] Entsprechend wurden auch im Falle von Marienfeld nach dem Beschluss zur Gründung des Klosters, möglicherweise bereits im Sommer 1184, mit Sicherheit aber vor dem offiziellen Gründungsakt und dem Ausstellen der Gründungsurkunde 1185, in der dies als bereits geschehen erwähnt wird, der Bauplatz durch Bischof Hermann II. von Münster geweiht und von den drei weltlichen Gründern der Grundstein zu den Klostergebäuden gelegt. Ob dies nur auf die endgültigen Bauten von Kirche und Klausurgeviert zu beziehen ist oder auch auf die ersten, hölzernen Klostergebäude, ist unklar – auf jeden Fall waren letztere beim feierlichen Einzug des Konventes am 1. November 1186 bezugsfertig. Den ausführenden Bauleuten, sei es ein Vortrupp aus Hardehausen oder eine Gruppe weltlicher Bauhandwerker, könnte ein im Zuge des Gründungsvorganges geschenktes Doppelhaus in der Bauerschaft Rheda nahe beim Klosterplatz oder der bischöfliche Pfarrhof Wadenhart, der schließlich 1188 an das Kloster kam, als erste Unterkunft gedient haben.[1653]

Als Oratorium des Gründungsklosters diente das Kirchlein des Ortes Wadenhart, das im Rahmen der Feierlichkeiten am 3. November 1186 von Bischof Hermann II. von Münster, einem der Hauptgründer, dem Kloster als Oratorium übergeben wurde; da Zisterzienserkirchen gemäß den Ordensstatuten nicht zugleich als Pfarrkirchen dienen durften, wurden die bisherigen Pfarrechte des Kirchleins auf die Pfarrei Harsewinkel übertragen.[1654] Ihre Funktion als Oratorium der Mönche verlor die Wadenhart-Kapelle mit der (Teil)fertigstellung der Klosterkirche. Sie wurde

[1652] SCHREIBER/KÖHLER, Baugesetze, 1987, S. 9; UNTERMANN, Forma Ordinis, 2001, S. 171, 223.

[1653] Zum Doppelhaus in der Bauerschaft Rheda (die nichts mit dem Ort Rheda zu tun hat) als erste Unterkunft s. LEIDINGER, Gründung, 1985, S. 192. – Der Pfarrhof in Wadenhart war an die Edelherren von Rüdenberg verlehnt (LEIDINGER, Zisterzienserabtei, 1998, S. 14; lt. Anm. 8 die Hofübertragung 1188 in WUB III 480). Vermutlich konnte er erst 1188 eingezogen oder vom Bistum gegen einen anderen Hof eingetauscht werden. Trotzdem ist eine Mitnutzung ab 1184/85 durchaus möglich.

[1654] LEIDINGER, Gründung, 1985, S. 191, 193–195; LEIDINGER, Campus, 1991, S. 17; LEIDINGER, Zisterzienserabtei, 1998, S. 14–16, 18; BÖHMER/LEIDINGER, Chroniken und Dokumente, 1998, S. 194–195. Die Urkunde vom 3. November 1186 (WUB II 462) in deutscher Übersetzung: ebd., S. 179–180.

daraufhin zur Laienkapelle vor der Klosterpforte, wie sie bei Zisterzienserklöstern üblich ist, umgenutzt, was zugleich ihrer ursprünglichen Funktion als Gotteshaus der Bauerschaft, nun jedoch ohne eigene Pfarrrechte, entsprach.[1655] Diese Folgenutzung scheint von Anfang an geplant gewesen zu sein, da die eigentliche Klosterkirche in einigem Abstand zur Wadenhart-Kapelle (als zukünftiger Laienkapelle) und der daneben anzulegenden Klosterpforte begonnen wurde. Die provisorischen Klostergebäude, die in unmittelbarer Nähe der Kapelle anzunehmen sind, dürften nach dem Bezug der endgültigen Klausurbauten als Laienhospiz und Herberge, die später für diese Stelle überliefert sind, verwendet worden sein. Ein vergleichbarer Fall wird für das Zisterzienserkloster Aduard bei Groningen (NL), ebenfalls zur Diözese Münster gehörig, überliefert, wo die Bauten aus der Zeit der Gründung 1192 – Kapelle und Dormitorium – später als Laienkapelle und Laienhospiz, auch hier im Bereich des Nordtores gelegen, weiter genutzt wurden.[1656] Wie in Aduard wurde auch in Marienfeld die Klosterpforte der endgültigen Gesamtanlage im Bereich des ‚Gründungsklosters' angesiedelt. Diese ältesten, dann umgenutzten Gebäude der Klosteranlage, allesamt – vermutlich bis auf die Kapelle – aus Holz (das heißt wohl vorwiegend in Fachwerk) errichtet, wurden unter Abt Nikolaus (1322–1344) vollständig in Stein erneuert.[1657] Genaue Form und Umfang der hölzernen und der steinernen Bauten können aber erst durch archäologische Untersuchungen, etwa eine Prospektion, ermittelt werden.

[1655] LEIDINGER, Gründung, 1985, S. 193, 195.

[1656] UNTERMANN, Forma Ordinis, 2001, S. 174 (mit Quellenangabe), 180.

[1657] Der originale Wortlaut der ‚Marienfelder Chronik' bei ZURBONSEN Chronicon, 1884, S. 46/47: „*Ipse etiam construxit maiorem portam, capellam ante portam, domum portarii, hospitium pro mulieribus ante portam, hospitale cum capella, que omnia lignea et vilia erant*". – In deutscher Übersetzung bei BÖHMER/LEIDINGER, Chroniken und Dokumente, 1998, S. 54: „In Stein ließ er das große Tor zum Kloster errichten, die Kapelle davor, das Pförtnerhaus und das Gasthaus für die Frauen vor dem Tor und das Krankenhaus mit der Kapelle. Vorher waren diese Bauten alle aus Holz und herunter gekommen [eigentlich: billig, wertlos, simpel].". – Inhaltswiedergabe auch bei LEDEBUR, Necrologium, 1827, S. 181. – Ein nicht genauer lokalisiertes, aber wohl bereits im Bereich der Pforte anzusiedelndes Gästehaus gehörte lt. Chronik bereits zu den Baumaßnahmen des Abtes Ludbert (1284–1320): ZURBONSEN Chronicon, 1884, S. 38: „*Inter cetera edificia construxit [...] domum hospitum, [...]*" (Diese Passage nicht übersetzt bei BÖHMER/LEIDINGER, Chroniken und Dokumente, 1998).

8.11.2. Die mittelalterlichen Klostergebäude

8.11.2.1. Die Klausurgebäude

8.11.2.1.1. Der archäologische Befund und die überlieferte Baugeschichte

Das Erscheinungsbild und die Entstehungsgeschichte der mittelalterlichen Klausurgebäude ist zum größten Teil nur vage bekannt, weil ihr Baubestand – bis auf den Kreuzgangnordflügel – seit 1699 den barocken Neubauten vollständig weichen musste. Archäologischen Untersuchungen auf dem als Bodendenkmal geschützten Gelände der Klausurbauten haben bisher nur in sehr begrenztem Umfang stattgefunden: 1976 führte Gabriele Isenberg im Rahmen der Erweiterung des Friedhofes im Südosten der Klausurbauten Grabungen durch, die jedoch nur Abbruchschutt der Barockanlage erfasste. Vom 22.–31. 7. 2008 führte Otfried Ellger eine durch bevorstehende Neubaumaßnahmen veranlasste Prospektionsgrabung in Form von drei Suchschnitten durch, die jeweils die Ausbruchgruben sowohl der mittelalterlichen wie der barocken Klausurbauten aufdeckten.[1658] Seine Befunde und Ergebnisse geben erste, wichtige Anhaltspunkte über Bau und Umfang der mittelalterlichen Kernklausur: Demnach wurde die Kirche und der neue Klosterbau an der höchsten, hochwasserfreien Stelle des Geländes errichtet, das nach Süden hin zur Lutter hin abfiel, die hier offenbar auch eine Schleife durch das Gelände zog. Bei Baubeginn wurde der anstehende Boden aus gelbem Sand dann noch zusätzlich aufgeschüttet und planiert.[1659] Zudem ließen sich auch im Bereich des späteren westlichen Kreuzgangflügels Reste einer hölzernen Wandkonstruktion und eine zugehörige planierte Fläche nachweisen – „mit großer Wahrscheinlichkeit handelt es sich um Wand- und Unterbodenkonstruktion eines eher provisorischen Gebäudes, das hier während des Kirchen- und Klosterbaus bis spätestens zur Anlage des steinernen Westflügels stand".[1660] Durch die mittels der Suchschnitte aufgefundenen Ausbruchgruben der Kreuzgangwände lässt sich eine Größe des mittelalterlichen Kreuzhofes von etwa 25 x 25 m ermitteln, die umschließenden Kreuzgänge hatten eine Breite von 3,00 – 3,50 m. Von den angrenzenden Flügeln wurde bisher nur vom

[1658] Die noch unveröffentlichten Grabungsergebnisse schriftlich zusammengefasst in zwei Aktenvermerken von Dr. Otfried Ellger vom 04.08.2008 und 03.12.2008 bei der LWL-Archäologie für Westfalen (ehem. Westfälisches Amt für Bodendenkmalpflege). – Dr. Otfried Ellger sei an dieser Stelle für die großzügige Überlassung seiner Grabungsergebnisse und die anregenden und aufschlussreichen Diskussion der Befunde herzlich gedankt!

[1659] Aktenvermerke von Dr. Otfried Ellger vom 04.08.2008 und 03.12.2008.

[1660] Aktenvermerk von Dr. Otfried Ellger vom 03.12.2008.

Westtrakt die Lage der Außenwand erfasst, die eine lichte Raumbreite von etwa 10 m nahelegt. Die Trennwände zum Kreuzgang waren deutlich geringer dimensioniert als dessen Außenwände zum Kreuzhof – ein deutlicher Hinweis darauf, dass der Kreuzgang in die zweifelsohne zweigeschossigen Flügelbauten integriert war.[1661]

Um weitere Auskünfte über Umfang, Art und Gestaltung der mittelalterlichen Klausurgebäuden und ihrer zeitlichen Einordnung zu bekommen, sind wir darüber hinaus insbesondere auf die Angaben und Beschreibungen in der ‚Marienfelder Chronik' und in den ‚Beschreibungen' der Klosteranlage des Mönches Hermann Hartmann von 1708 angewiesen. So finden sich in den Kurzviten der Äbte häufig auch Bemerkungen zu ihren Bauaktivitäten, die das allmähliche Wachsen und Ausbauen der Klausurgebäude erkennbar werden lassen.[1662]

Da die 1184/86 errichteten provisorischen Bauten bei der Wadenhart-Kapelle für den Raumbedarf der ersten Mönche offenbar ausreichend waren, konzentrierten sich die einsetzenden Bauaktivitäten des neuen Konventes zunächst auf die Errichtung der steinernen Klosterkirche (Kap. C.4.). Hier wurden zwar bereits Anschlussstellen für die späteren Klosterräume – wie etwa an der Front des Südquerhauses die Sakristeitür und die Dormitoriumstür (Kap. C.4.3.3.1., C.5.5.6.)[1663] oder das Kreuzgangportal in der Südquerhauswestwand (Kap. C.5.5.2.) – vorbereitet, doch scheint die Kirche zunächst als eigenständiger, freistehender Baukörper hochgezogen worden zu sein, worauf insbesondere die durchgehende Quaderung der Lisenen an den Südquerhausecken (Abb. 3) sowie Befunde von farbig gefasstem Außenputz an der Querhausfront (Abb. 49) hindeuten, die darüber hinaus auch keinerlei vorbereitete Anschlüsse für Gewölbe oder Balkendecken aufweist;[1664] lediglich auf

[1661] Aktenvermerk von Dr. Otfried Ellger vom 04.08.2008.

[1662] Vgl. die zusammenfassenden Ausführungen bei SIGRIST/STROHMANN, Baugeschichtliche Befunde, 1995, S. 180.

[1663] Es handelt sich nach ebd., S. 171–176, um die Wandöffnungen 1 und 2, die laut Befund als zeitgleich anzusehen sind, „da sie sich ohne Störung in den Verband des ursprünglichen Backsteinmauerwerks einfügen" (ebd., S. 171). Darauf basierend LINKE, Marienfeld, 1994, S. 34–35.

[1664] SIGRIST/STROHMANN, Baugeschichtliche Befunde, 1995, S. 176: „Eindeutige Spuren einer Geschoßteilung, die zu dieser aus den ursprünglichen Maueröffnungen der Querhausfassade abzuleitenden Bauphase des Klostergebäudes passen könnten, sind nicht festzustellen." – Zum farbig gefassten Erstputz in diesem Bereich ebd., S. 180 und Abb. 292.

eine Fortführung des Sockels hat man hier im Hinblick auf die in Bälde anzufügenden Klosterbauten verzichtet.[1665]

Mit der Ausführung der endgültigen, steinernen Klausurgebäude scheint man spätestens während der Phase III, als der Kirchenbau seiner Vollendung entgegen ging, begonnen zu haben. Einen spärlichen Hinweis darauf bildet die Bemerkung zur Amtszeit des sechsten Abtes Winrich (1219–1226), in der es heißt: „Er war gewissenhaft bemüht um die Erbauung des Klosters...“,[1666] doch werden die seinerzeitigen Bauaktivitäten nicht genauer bezeichnet. In dieser Zeit könnte jedoch zumindest der Bereich des Kapitelsaales errichtet worden sein bzw. bereits bestanden haben, denn sein Vorgänger, Abt Giselbert (1213–1219) wurde höchstwahrscheinlich als erster – zusammen mit dem umgebetteten Gründerabt Eggehard – in dem gerade fertiggestellten oder vor der Vollendung stehenden Raum beigesetzt[1667] (s.u. Kap. C.8.11.2.1.2.). Die Klausurbauten dürften jedoch zum Zeitpunkt der Kirchweihe 1222 kaum in Gänze vollendet gewesen sein,[1668] vielmehr erst im Laufe der folgenden Jahre ihre endgültige Form erhalten haben.

In den Notizen zu den nachfolgende Äbten wird allerdings erst wieder zu Abt Ludbert (1284–1318/20) eine – nun sehr ausführliche und umfangreiche – Angabe zu dessen Bautätigkeit gemacht: Er habe neben weiteren Gebäuden vor allem das *claustrum*, das heißt den Lektionsgang und den übrigen Kreuzgang samt Fußboden und Fenstern, sowie das Refektorium einschließlich Tisch erbaut, des weiteren den Kapitelsaal und das Krankenzimmer der Äbte, die zuvor sehr dunkel und einfach gewesen seien, mit (neuen, wohl größeren) Fenstern und Fußböden ausstatten lassen. Außerdem erbaute er ein Haus für die Tagelöhner, ein weiteres im Maueranger der Kranken, seinen Stall und den des Cellerars, den Leseort der Konversen, den Fußboden im Dormitorium sowie in der Kirche die Fenster samt Verglasung bei den

[1665] Ein entsprechender Befund, hier sogar mit durchlaufendem Sockel, in Kloster Loccum: BERNEBURG/KALKO, Kloster Loccum, 1997, S. 17.

[1666] Der originale Wortlaut der Marienfelder Chronik bei ZURBONSEN, Chronicon, 1884, S. 26: „*Erat [...] circa monasterii edificationem diligens [...] catus*“. Die deutsche Übersetzung bei BÖHMER/LEIDINGER, Chroniken und Dokumente, 1998, S. 34 lautet: „Er bemühte sich eifrig um den Klosterbau...“.

[1667] Vgl. ZURBONSEN, Chronicon, 1884, S. 26; BÖHMER/LEIDINGER, Chroniken und Dokumente, 1998, S. 32.

[1668] LEIDINGER, Zisterzienserabtei, 1998, S. 19 nimmt Fertigstellung und Bezug anlässlich der Kirchweihe 1222 an, doch sprechen die nachfolgenden Ausführungen dagegen. – Ähnlich die Aussage bei LOBBEDEY, Westfalen, 1999, S. 132.

Altären Allerheiligen, der hl. Maria Magdalena, der hll. Philippus und Jakobus, des hl. Martin und der 11000 Jungfrauen.[1669]

Sein (zweiter) Nachfolger Abt Nikolaus (1318/20, 1322–1344) konzentrierte seine vielfältigen Bauaktivitäten im Bereich der Klausurbauten auf den Neubau eines Chorumganges als Ersatz für die Chorseitenschiffe (Kap. C.4.1.), eine Neueindeckung von Kirche und Mönchsdormitorium sowie den Einbau einer Abtszelle ebenda. Umfangreicher waren seine Baumaßnahmen im Bereich um die Klosterpforte, wo er eine Reihe von Neubauten – das Tor selbst, die Torkapelle anstelle der alten Wadenhart-Kapelle, „das Pförtnerhaus und das Gasthaus für die Frauen vor dem Tor und das Krankenhaus mit der Kapelle“[1670] (Kap. C.8.11.5.1.) – errichten ließ. Weiterhin veranlasste er den Bau der Mauer zwischen dem Hospital und dem Kornspeicher der Bäckerei, der mittleren Klosterpforte mit dem Gang zum Laienrefektorium, die Erneuerung von dessen fünf Hauptfenstern, den Umbau eines Fruchtspeichers sowie eine Reihe von Steinbauten auf den Haupt- und Stadthöfen des Klosters, so in Beckum, Ahlen, Werl, Minden, Herford, Frintrup, Lemgo, Lippstadt und Osnabrück.[1671]

[1669] Chronik A: „*Inter cetera edificia construxit domum lapideam susternam, granarium magnum in pistrna, domum braxatorium lapideum, parietem piscini contra aquilonem, domum pro brasio siccando, fundum molendi conventus ac superius molendinum, domum hospitum, camenatam abbatum, cottidianam infirmariam monachorum, coquinam infirmorum cum refectorium prope sito, transitum de auditorio usque ad infirmariam cum cameris intra iacentibus, campanile oratorii, sedes in choro monachorum, claustrum sive locum lectionis et ambitum cum pavimento et vitro, refectorium cum mensa. Quo constructo assignavit conventui ad pitanciam X marcarum redditus de pensionibus acquisitis per eum. Etiam reservavit capitolium et infirmariam abbatum cum fenestris et pavimento, que tenebrosa et valde vilia ante fuerunt. Item construxit domum sitam in pomerio infirmorum stabulumque et suum et cellerarii locum lectionis conversorum, pavimentum in in dormitorio, item in oratorio fenestras cum vitro, iuxta altaria omnium sanctorum, Marie Magdalene, Philippi et Jacobi, Martini, XI milium virginum*“, zitiert nach ZURBONSEN, Chronicon, 1884, S. 38–39; die auf der Chronikfassung von Pater Hartmann basierende deutsche Übersetzung bei BÖHMER/LEIDINGER, Chroniken und Dokumente, 1998, S. 44, lässt leider entscheidende Partien weg: „Viele Gebäude ließ dieser gute Abt errichten, unter anderem den Lektionengang und den Kreuzgang mit steinernem Fußboden und Glasfenstern und vieles mehr“.

[1670] Ebd. S. 54; die Originalquelle zitiert in Anm. 1657.

[1671] Im Anschluss an die in Anm. 1657 zitierte Textpassage heißt es in der ‚Marienfelder Chronik’ lt. ZURBONSEN, Chronicon, 1884, S. 46/47: „*item murum inter hospitale et magnum granarium pistrini, item mediam portam cum transitu sive ambitum usque ad refectorium conversorum circumquaque; et quinque fenestras maiores in ipso refectorio, [...] item tectum campanilis oratorii ac refectorium ex toto renovavit; item magnam partem oratorii cum plumbo et partem cum lapidibus ac dormitorium conventus cum lapidibus tegi fecit, cuius tectum antea ligneum fuerat. Item de domo secreta prope ruinam posita tigna et tectum deponi fecit et murum circumquaque altiorem fecit et trabes superposuit que antea trabes non habuit, et lapidibus tegi fecit et receptacula pro annona conservanda in ipsa domo fieri fecit. Item cameram in dormitorio pro abbatibus similiter et cameram prope infirmariam abbatum cum transitu versus infirmitorium conversorum, item infirmariam pro conversis decumbentibus cum camera abbatum prope et supra sita cum utensilibus suis. Item granarium annexum medie porte cum muro curie pistrini versus occidentem, [...]*.“ – es folgen die Baumaßnahmen an den auswärtigen Höfen, die hier aber nicht mehr im originalen Wortlaut wiedergegeben werden sollen. – Diese soeben zitierte Textpassage findet sich leider nicht in deutscher Übersetzung bei BÖHMER/LEIDINGER, Chroniken und Dokumente, 1998.

Diese umfangreichen Bauaktivitäten – neben den auswärtigen Höfen fast ausschließlich Erneuerungsmaßnahmen schon vorhandener Bauten und Bauteile – lassen darauf schließen, dass die Bauten des Klausurgevierts bereits durch die umfangreichen Bauaktivitäten des Abtes Ludbert ihre Fertigstellung erlebt hatten, so dass sich Abt Nikolaus anderen, weniger dringlichen Bauaufgaben und Neugestaltungsmaßnahmen an bereits bestehenden Bauten zuwenden konnte.

Von Abt Johannes IV. (1384–1396) wird berichtet, er habe im Dormitorium Schlafkammern aus Tannenholz einrichten lassen.[1672]

In der Amtszeit von Abt Hermann von Warendorf (1410–1443) ist, parallel zur erneuten Blüte des Klosters infolge der ‚Marienfelder Reform', ein weiterer Höhepunkt der Bauaktivitäten zu verzeichnen. Über ihn wird vermeldet, er „richtete baufällige oder eingestürzte Gebäude wieder her, errichtete darüber hinaus neue".[1673] Dazu gehörten die Umfassungsmauer des Klosters und einige Wirtschaftsgebäude wie Mühlen etc. Zudem fanden unter ihm entscheidende Umbauten im Bereich des Konversenflügels statt: „Er baute auch den Gang vom Sprechzimmer zum Krankensaal der Laienbrüder, ferner teilte er ihren Speiseraum in zwei Teile: auf der einen Seite das Refektorium für den Winter, auf der anderen die Bücherei oder auch Bibliothek, und das mit großen Kosten".[1674] Umnutzungen von leerstehenden Räumen im Klausurwestflügel zu Bibliotheken lassen sich im 15./16. Jahrhundert öfter bei Zisterzienserklöstern beobachten, so etwa in Altzella und Heilsbronn.[1675] Die Umbaumaßnahmen unter Abt Hermann lassen darauf schließen, dass spätestens in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts in Marienfeld die Zahl der Konversen offenbar stark zurück gegangen war,[1676] so dass ihr (ehemaliges) Refektorium

[1672] Chronik A: „*Ipse dominus Johannes fieri ordinavit cameras de lignis abiegenis in dormitorio et organum in ecclesia multum sumptuosum*", zitiert nach ZURBONSEN, Chronikon, 1884, S. 58; die auf der Chronikfassung von Pater Hartmann basierende deutsche Übersetzung bei BÖHMER/LEIDINGER, Chroniken und Dokumente, 1998, S. 65, lässt leider die das Dormitorium betreffende Passage weg: „Abt Johannes ließ auch eine sehr kostspielige Orgel in der Klosterkirche bauen".

[1673] Ebd., S. 69; vgl. auch die ebd., S. 74, überlieferte Grabinschrift: „Hermann, ein Mann von glänzenden Tugenden, mehrte, in allem getreu, die Einkünfte des Klosters, errichtete neue Bauten. [...]".

[1674] Ebd., S. 71; zur Bibliothek heißt es ebd., S. 70, außerdem: „Er ließ eine neue Bibliothek errichten, einen stilvollen Bau. Den Durchgang zum Zimmer des Priors ließ er sogar mit in Stein gefaßten Glasfenstern versehen". Zur Klostermauer und den Wirtschaftsgebäuden ebd. (vgl. unten, Kap. C.8.11.5.2.).

[1675] SCHNEIDER, Skriptorien und Bibliotheken, 1974/86, S. 407; bzgl. Marienfeld dort auch Verweis auf Edgar Lehmann: Die Bibliotheksräume der deutschen Klöster im Mittelalter (Schriften zur Kunstgeschichte, Heft 2), Berlin 1957, S. 39.

[1676] ELM, Zisterziensertum, 1982, S. 50 schreibt zu dieser spätmittelalterlichen Entwicklung: „Wie die Vollmönche [...] distanzierten sich in zunehmendem Maße auch die zur Arbeit bestimmten Konversen zugunsten von Leitungsfunktionen von der eigentlich produktiven Tätigkeit. Das hatte zur Folge, daß ihre Zahl immer mehr zusammenschmolz und die ursprüngliche Zweiteilung der Konvente nicht nur ihren Sinn verlor, sondern auch

verkleinert werden konnte und nun für den ganzen Konvent als Winterrefektorium genutzt wurde – wie in vielen Zisterzen zu beobachten, speisten die wenigen noch verbliebenen Laienbrüder zu dieser Zeit bereits mit den Mönchen gemeinsam; als Sommerrefektorium diente das alte Mönchsrefektorium.[1677] Auch die zwischen den beiden Refektorien gelegene Küche ließ Abt Hermann renovieren: „Bäckerei und Küche brachte er in einen erheblich bessere Zustand".[1678] Für seinen Nachfolger Abt Arnold von Bevern (1443–1478) sind ebenfalls größere Renovierungsmaßnahmen vor allem an den Klausurgebäuden überliefert: So ließ er nicht nur die Friedhofsmauer erneuern, sondern auch an den Kapitelsaal einen Altarraum anbauen, das Maßwerkfenster der Abtskapelle renovieren und insbesondere ein neues Abtshaus aufführen.[1679] Am Vortag von Mariä Heimsuchung 1476 schließlich ereignete sich der Einsturz des südliches Teiles des Mönchsdormitoriums, das unverzüglich unter Abt Arnold wieder aufgebaut wurde, jedoch bereits im Jahre 1480 durch eine Brandstiftung erneut – samt des anschließenden Abortes – beschädigt wurde.[1680] Nach notdürftigen Reparaturen geschahen offenbar erst unter Abt Werner

fast ganz aufgehoben wurde." – Vgl. auch die allgemeineren Ausführungen bei UNTERMANN, Forma Ordinis, 2001, S. 71–72 (mit Zahlenbeispielen). Er führt als Ursache für den im 13. Jahrhundert einsetzenden, ab 1274 konkreter fassbaren Niedergang der Konversenzahl, der aber erst im 14. Jahrhundert stark zunimmt, insbesondere die große Pest von 1348/50 und die zeitgleiche Agrarkrise an.

[1677] So bereits HÖLKER, Kreis Warendorf, 1936, S. 263. – Vgl. BINDING/UNTERMANN, Ordensbaukunst, 1985, S. 212: „Seit dem späten 14. Jahrhundert wird wegen der geringen Konversenzahl in den meisten Klöstern der Westflügel zur inneren Klausur hinzugenommen und Bibliothek (Altzella) oder Winterrefektorium (Bebenhausen um 1513, Maulbronn) eingerichtet" – somit Umnutzungen, wie sie genau den Maßnahmen in Marienfeld entsprechen. – Zum gemeinsamen Mahl von Mönchen und Laienbrüdern ab dem Spätmittelalter vgl. KOCH, Refektorium, 1999.

[1678] BÖHMER/LEIDINGER, Chroniken und Dokumente, 1998, S. 71.

[1679] Ebd., S. 77 heißt es: „Den Kirchhof umgab er mit einer neuen Mauer, zunächst von der Klosterkirche bis zur Mauer des Klosterhofes, und dann von der Krankenpforte zum Hof hin bis zum Gemach des Priors und bis zum Ostportal der Kirche. Ebenfalls ließ er einen neuen Altar im Kapitelshaus errichten, mit eigener Kapelle, und das in Stein gefaßte Fenster in der Kapelle des Abtes ausbessern. Er ließ auch ein neues Abthaus erbauen und hoch aufführen, das er mit einer neuen Mauer umgab, von der Lutter bis zum Fischteich der Kranken".

[1680] Chronik F, fol. 40 r + v (nach SIGRIST/STROHMANN, Baugeschichtliche Befunde, 1995, S. 180, Anm. 125): „Anno videlicet MCCCCLXXVI, in profesto Virginis Mariae visitatae, scilicet dormitorium corruit a domo privata seu secessus usque ad gradum ejus quo descenditur ad ambitum, repente in canticinio noctis, cunctis dormientibus, nemine tamen, gratia Dei omnes protegente, laeso, quod Dominus Arnoldus reaedificari fecit, sed pro dolor. Anno Dñi MCCCCLXXX id qod reaedificatum fuit, per quendam malignum monachum de susato fuit cum magno dispendio combustum, cum illa parte prope domum privatam, cum ipsa domo privata, pro quo malignus ille perpetuo carceri mancipatus est, quod contigit tempore Dñi Joannis Abbatis 23ii, sucessoris Dñi Arnoldi, in Vigilia S. Andreae." Die (auf einer anderen Chronikausgabe basierende) deutsche Übersetzung bei BÖHMER/LEIDINGER, Chroniken und Dokumente, 1998, S. 79, lautet: „[In den Tagen des Herrn Arnold traf unser Kloster ein unheilvoller Schlag.] Im Jahre 1476, am Vortag von Mariä Heimsuchung, stürzte nämlich des Nachts unser Schlafsaal vom stillen Ort oder auch Abort bis zur Treppe zum Kreuzgang beim Nachtgebet [Nachtgesang] plötzlich ein, während alle schliefen, doch wurde, da Gott alle beschützte, niemand verletzt. Herr Arnold ließ den Schlafsaal wieder aufbauen, aber leider wurde der wieder aufgebaute Saal 1480 durch einen boshaften Mönch aus Soest in Brand gesteckt – ein großer Schaden, und zwar mit jenem Teil am Abort und diesem selbst. Für seine Tat wurde der Bösewicht lebenslänglich in den Kerker gesperrt, und zwar unter dem 23. Abt Johannes, dem Nachfolger Arnolds, an der Vigil von Andreas (30. November)". – Zur Brandstiftung von 1480 s. auch ebd., S. 84. – Auch LEDEBUR, Necrologium, 1827, S. 179 gibt die Ereignisse wieder, wobei ihm einige Übersetzungsfehler unterlaufen: „Im Jahre 1476, am Tage der Heimsuchung Mariae, stürzte der Schlafsaal bei Nacht in das darunter gelegene Stockwerk, in den Singesaal [!!], hinab, ohne jedoch irgend einen der

(1495–1498) umfangreichere Wiederherstellungsmaßnahmen: „Unser Schlafhaus, das völlig herunter gekommen war, ließ er mit Holz verkleiden“.[1681]

Der um die Neuausstattung der Kirche sehr verdiente Abt Heinrich Münstermann (1498–1537) ließ darüber hinaus abermals ein neues, sehr massives Abtshaus erbauen, das 1514 vollendet wurde (Kap. C.8.11.4.); desweiteren fanden zu seiner Zeit Umgestaltungsmaßnahmen an Sommer- und Winterrefektorium statt.[1682] Damit fand die mittelalterliche Bautätigkeit an den Klausurgebäuden der Abtei Marienfeld ihren Abschluss. Unter den im 16. und 17. Jahrhundert regierenden Äbten, zu denen zum Teil nur wenige chronikale Nachrichten vorliegen, dürften infolge der Reformationswirren und des Dreißigjährigen Krieges kaum entscheidende Veränderungen als vielmehr nur Reparaturen des mittelalterlichen Baubestandes durchgeführt worden sein.

8.11.2.1.2. Die Rekonstruktion des mittelalterlichen Klausurgevierts

Da sich keine mittelalterlichen oder frühneuzeitlichen Bildquellen erhalten haben, die die Baugestalt der mittelalterlichen Klausuranlage der Abtei Marienfeld überliefern, ist man in Ergänzung zu den Grabungsbefunden allein auf die Baubefunde an der Stirnseite des Südquerhauses sowie insbesondere auf die schriftlichen Angaben der ‚Marienfelder Chronik’ und die ‚Beschreibungen’ des Mönches Hermann Hartmann (Mönch 1670–1719), der 1708 eine recht genaue Beschreibung der damals noch weitgehend erhaltenen, aber bereits durch Neubaupläne bedrohten mittelalterlichen Klosteranlage angefertigt hat,[1683] angewiesen, um Umfang, Gestalt und räumliche Struktur der mittelalterlichen Klausurgebäude zu erfassen.

Aus diesen Angaben sowie dem Vergleich mit anderen, zeitgenössischen Zisterzienserklöstern lässt sich folgende Grundstruktur der Anlage rekonstruieren:[1684]

schlafenden Mönche zu beschädigen.“

[1681] BÖHMER/LEIDINGER, Chroniken und Dokumente, 1998, S. 86.

[1682] Ebd., S. 91: „Auch ein neues Abthaus ließ er errichten, allgemein die „Günne“ genannt, ein sehr massiver, fast unzerstörbarer Bau; ferner zwei Speisesäle für die Brüder, für Sommer und Winter je einen.“ – Da die Räume bereits vorhanden waren und schon früher gemäß den Jahreszeiten genutzt wurden, dürfte es sich nur um eine Umgestaltungsmaßnahme gehandelt haben. – Das Vollendungsdatum des Abtshauses überliefert im Zusammenhang mit seinem Abbruch, ebd., S. 118.

[1683] WIGGER, Antiquitates, 1898, S. 7–30; in deutscher Übersetzung bei BÖHMER/LEIDINGER, Chroniken und Dokumente, 1998, S. 133–168, hier v. a. S. 136–143.

[1684] Eine z. T. fehlerhafte und auf Missverständnissen der Texte Pater Hartmanns beruhende Rekonstruktion der Klostergebäude bis ins 17. Jahrhundert bei: NORDHOFF, Kreis Warendorf, 1886, S. 154–155, RENSING,

Die Klausurgebäude waren in der bei mittel- und nordeuropäischen Zisterzienserklöstern üblichen Weise auf der Südseite der Kirche angeordnet und gruppierten sich um den Kreuzgang. Dieser erfuhr – nachdem zunächst offenbar nur der Ostflügel ausgeführt worden war – seine einheitliche Errichtung erst unter Abt Ludbert von Büderich (1284–1320).[1685] Dabei wurde aber der Nordflügel als Kollatien- oder Lektionsgang breiter und höher errichtet als die übrigen Flügel (siehe Kap. C.8.11.3.2).

Der wichtigste und daher in der Regel zuerst erbaute Trakt der Konventsgebäude war der Klausurostflügel, das von Untermann so bezeichnete ‚Mönchshaus', da er den Wohntrakt der Mönche bildete und im Erdgeschoss zentrale Räume des Klosters aufnahm: Sakristei und Armarium, Kapitelsaal, Dormitoriumstreppe, Durchgang zum Garten, Abtskapelle, Parlatorium und Brüdersaal. Das Obergeschoss beherbergte den großen Schlafsaal der Mönche, das Dormitorium.[1686]

Am Nordende dieses Flügels, im Anschluss an das Südquerhaus der Kirche, war im Erdgeschoss zunächst die Sakristei (*vestiarium*) angeordnet. Sie nahm den östlichen, größeren Teil der Flügelbreite ein und war ausschließlich von der Kirche her durch eine bereits in Phase II des Kirchbaus vorbereitete Tür zugänglich, die heute noch erhalten ist (Kap. C.5.5.5.). Ihr Durchgang weist einen giebelförmigen Sturz aus hochkant gemauerten Backsteinen in der Breite eines Läufers und eines Binders auf. Das heutige kirchenseitige Türgewände aus Osning-Sandstein stellt eine barocke Erneuerung dar, bei der zum Teil romanische Werkstücke wiederverwendet wurden. Die äußeren Türlaibungen sind südseitig mit einer Eckverzahnung aus Osning-Quadern versehen, die bei der östlichen Laibung später abgeschrägt und an der Stirnseite abgearbeitet wurden; die westliche Laibung wird durch einen stehengebliebenen Maueransatz des Barockbaues verdeckt. In ihm blieb als Kern eine mittelalterliche Wand erhalten,[1687] die offenbar die Trennwand zu einem westlich vorgelagerten Raum, wohl dem Armarium (s.u.), bildete.

Klosterbauten, 1935, S. 82; HÖLKER, Kreis Warendorf, 1936, S. 262–263; WERLAND, Marienfelder Chronik, 1968, S. 116–119; METTE, Klosteranlagen, 1993, S. 37–38. [Zum Leben der Zisterziensermönche in den standardisierten Klausurräumen jüngst im Überblick RÜFFER, Mönchsleben, 2017].

[1685] Vgl. Kap.C.4.1.

[1686] Vgl. dazu den grundlegenden Aufsatz von UNTERMANN, Mönchshaus, 1996.

[1687] SIGRIST/STROHMANN, Baugeschichtliche Befunde, 1995, S. 171, 176, 185.

Östlich neben der Sakristeitür befindet sich eine kleine, leicht spitzbogig geschlossene Wandnische, die eindeutig nachträglich in das Mauerwerk eingebrochen wurde; umlaufender Falz und Verbleiungsreste lassen auf einen Tür- oder Gitterverschluss schließen.[1688] Im Wandbereich darüber haben sich (heute wieder unter Putz) die abgearbeiteten Ansätze zweier backsteinerner Schildbögen des Sakristeigewölbes erhalten. Sie zeigen eine leicht zugespitzte Form und ruhen mittig gemeinsam auf einer heute auf Wandniveau zurückgearbeiteten Werksteinkonsole auf, während der westliche Bogen den giebelförmigen Sturz der älteren Sakristeitür überschneidet und wohl ehedem von einer Konsole in der abgetragenen Westwand aufgefangen wurde. Der östliche Schildbogen hingegen überschneidet mit seinem Ostschenkel die Ecklisene (Abb. 72), so dass sein nicht mehr erhaltener Auflagepunkt ehemals jenseits der Querhausostwand gelegen hat. „Die Bögen bestehen aus nur noch teilweise *in situ* befindlichen Formbacksteinen, die nachträglich mit einem deutlich andersartigen Mörtel in das bis zu 14 cm tief ausgestemmte Mauerwerk [des Querhauses] eingefügt worden sind. Die Vorderseite ist abgearbeitet. Hier saß ein Wulst, der wohl den Gewölbeansatz begleitete. Einer dieser Formsteine hat sich wiederverwendet in einer Mauerwerksausflickung oberhalb des westlichen Gewölbes erhalten. Er wurde geborgen“.[1689] Form und Verwendung der Ziegelformsteine sowie die Bogenformen deuten auf eine Entstehung im Zusammenhang mit der spätromanischen Ausbauphase von Kirche und Klostergebäuden durch die angestammte ‚Marienfelder Bauhütte’ noch in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts,[1690] wenn nicht gar in der Zeit um 1215/25, etwa im Zusammenhang der Kirchweihe 1222, bei der die Sakristei als wichtiger Nebenraum der Kirche bereits vollendet gewesen sein könnte.

Das Sakristeigewölbe mit seinen leicht zugespitzten Wulstschildbögen, denen ähnlich geformte Rippen entsprochen haben könnten, dürfte – anders als die Gewölbe der Kirche – nur wenig gebust gewesen sein, da sich darüber unmittelbar der Boden des Dormitoriums befand. Der Raum umfasste laut Befund mindestens zwei Joche, ein drittes ist – da der östliche Auflagepunkt nicht erhalten blieb – nicht völlig auszuschließen, doch kann darüber erst eine archäologische Untersuchung in

[1688] Ebd., S. 177, dazu Abb. 253.

[1689] Ebd., S. 177; laut Anm. 121 wird der geborgene Formstein in der Restaurierungswerkstatt des Westfälischen Amtes für Denkmalpflege verwahrt.

[1690] Eine ähnliche Einschätzung bereits ebd., S. 177.

diesem Bereich endgültig Aufklärung verschaffen. Auf jeden Fall lag die Ostwand dieses Klausurtraktes jenseits der Flucht der Querhausostwand, wie es häufiger bei zisterziensischen Klausuranlagen zu beobachten ist.[1691] Aller Wahrscheinlichkeit nach war die Sakristei auch mit einem Altar ausgestattet.[1692]

Den Zwischenraum zwischen Kreuzgang und Sakristei nahm ein ein kleiner, wohl annähernd quadratischer Raum ein, der wie die übrigen Erdgeschossräume vom Ostflügel des Kreuzganges her erschlossen wurde. Er dürfte als armarium, das an dieser Stelle übliche Gelass für die (Kreuzgang)bibliothek, anzusprechen sein.[1693] In seinen östlichen Teil schnitt der Abgang zur Dormitoriumstür (Kap. C.5.5.6.) ein, die tiefer lag als das Bodenniveau des Schlafsaales (s.u.). Zur Konstruktion des Abganges und zur näheren Gestaltung des Armariums lassen sich leider keine weiteren Aussagen machen, da eventuelle Befunde beim Einbruch der barocken Kreuzgangtür an dieser Stelle zerstört wurden. Das Armarium dürfte bis zur Neueinrichtung der Bibliothek unter Abt Hermann von Warendorf (1410–1444) im ehemaligen Laienrefektorium (s.u.) den gesamten Bücherbestand des Klosters aufgenommen haben, der laut einem Katalogverzeichnis von ca. 1185 bereits bei der Gründung insgesamt 73 zum Teil mehrbändige Werke umfasste.[1694] Der Armariumsraum könnte beim Bau der Klostergebäude als Ersatz für eine zunächst vorgesehene Armariumsnische neben dem Kreuzgangportal gedacht gewesen sein, die dann zu einer Grab- und Memoriennische umgenutzt wurde (siehe Kap. C.7.4.).

An die Sakristei und den Armariumsraum grenzte südlich unmittelbar der Kapitelsaal an.[1695] Er dürfte aus drei mal drei Gewölbejochen über vier Säulen oder Freipfeilern bestanden haben. Dies ergibt sich aus der fast obligatorischen Dreischiffigkeit der Kapitelsäle sowie der Beschreibung Hermann Hartmanns, der auf der Nord- und

[1691] Vgl. Altzella, Arnsburg (Abb. 690), Bebenhausen, Eberbach, Mariental.

[1692] Die bei LEIDINGER, Klosterbuch, 1992, S. 565, Nr. 4.2.1. zitierte Altarliste aus der Zeit um 1650 nennt zwar nicht explizit den Sakristeialtar, doch fehlt dort auch der Altar der zweiten Krankenhauskapelle; zudem könnte der Sakristeialtar damals bereits beseitigt gewesen sein.

[1693] Zu Armarien vgl. u. a. AUBERT, L'Architecture Cistercienne, 1943, S. 39–47.

[1694] Zu den frühen Marienfelder Buchbeständen im Jahre 1185 s. DIEKAMP, Bibliotheksverzeichnis, 1885 (hier noch dem 13. Jahrhundert zugeschrieben); DEGERING, Katalog, 1913; weiterhin LÖFFLER, Klosterbibliotheken, 1931/33; SCHMALOR, Klosterbibliotheken, 1982, v. a. S. 513–514; SCHMALOR, Klosterbibliotheken, 2005, S. 180–183, vgl. auch LEIDINGER; Klosterbuch, 1992, S. 563; LEIDINGER, Zisterzienserkloster, 1998, S. 23.

[1695] Allgemein: KOCH, Kapitelsaal, 1996. Zur Funktion und Genese der Bauaufgabe ‚Kapitelsaal' und dessen Ikonologie grundlegend STEIN-KECKS, Kapitelsaal, 2003 sowie zusammenfassend STEIN-KECKS, Chapter House, 2004. – Vgl. auch die umfangreiche Literaturzusammenstellung zu diesem Thema bei KOSCH, Bibliographie, 2004.

Südwand jeweils drei Zitate von Kirchenvätern und Ordensstiftern in den Schildbogenflächen verzeichnet.[1696] Diese als stark verschlungene Schriftbänder ausgeführten Texte dürften der Zeit der Spätgotik angehört haben und wurden im Auftrag von Abt Cuelmann (1681–1705) übertüncht.[1697] Zu seiten des Eingangs, über dem sich eine auf die Bedeutung des Kapitelsaales bezogene Dominkusgeschichte befand, dürfte sich dieser Versammlungsraum der Mönche in der fast durchweg bei Kapitelsälen anzutreffenden Weise durch säulengestützte Arkadenstellungen zum Kreuzgang geöffnet haben.[1698]

Im Osten, vermutlich in der Mittelachse, wurde der Raum durch die unter Abt Arnold von Bevern (1443–1478) angefügte Altarkapelle erweitert.[1699] Höchstwahrscheinlich bestand aber schon zuvor an der Ostwand eine in Kapitelsälen häufig anzutreffende Altarstelle, womöglich ehedem ausgezeichnet durch ein Kreisfenster, wie es vielfach an dieser Stelle in Kapitelsälen begegnet, vgl. etwa Brauweiler (um 1150/75), Bronnbach (um 1160), Heiligenkreuz (um 1220/30) oder Riga (um 1230/40; Abb. 1220) – möglicherweise war dieses mutmaßliche Kreisfenster sogar als Mehrpass gestaltet wie bei den von derselben Bauhütte ausgeführten Rosettenfenstern der Rhedaer Burgkapelle (vgl. Kap. D.5.8.3.).

[1696] WIGGER, Antiquitates, 1898, S. 11: „*In pariete septentrionali domus capitularis sub quolibet fornice, nempe ad latus seu parietem fornicis legebatur una sententiarum sequentium: [es folgen 1) ein Gregorzitat, 2) ein Augustinuszitat und 3) ein Pauluszitat aus dem Galaterbrief 6]. Ad cornu epistulae altaris in pariete legebatur: [es folgt ein Isidorzitat]. In pariete meridionali eiusdem capituli: [es folgen 1) ein Pauluszitat aus dem Epheserbrief 3, 2) ein Zitat Bernhards von Clairvaux, 3) ein Franziskuszitat]*." Die bei BÖHMER/LEIDINGER, Chroniken und Dokumente, 1998, S. 140–142 wiedergegebene Übersetzung trifft leider nicht ganz die intendierte Architekturbeschreibung, so dass hier eine weitere versucht werden soll: „Auf der Nordwand des Kapitelhauses/saales, unter Wölbung, las man nämlich seitlich oder vielmehr an der Wand des Gewölbebogens [=Schildwand] einen der folgenden Sätze: [...]. Auf der Epistelseite des Altares las man auf der Wand: [...]. Auf der Südwand dieses Kapitelsaales (las man): [...]. Die hier nicht mit zitierten Inschriften, zu denen noch eine auf den Anbringungsort bezogene Dominikusgeschichte über dem Eingang des Kapitelsaales – wohl auf dessen Kreuzgangseite – sowie weitere mahnende Verse rechts des Eingangs hinzukamen, im Original bzw. in der Übersetzung wiedergegeben an den angegebenen Textstellen.

[1697] Jeweils ebd.

[1698] Die fast durchweg in der Literatur vertretene Meinung, die (bereits seit dem 10. Jahrhundert anzutreffenden) Öffnungen hätten dazu gedient, auch Nicht(voll)mitgliedern des Mönchskonventes, etwa Novizen, Konversen und Laienbesuchern, eine passive Teilnahme an den Konventsversammlungen zu ermöglichen – so etwa BRAUNFELS, Klosterbaukunst, 1969/1985, S. 78 – jüngst angezweifelt und widerlegt bei STEIN-KECKS, Kapitelsaal, 2003, S. 75–84 und STEIN-KECKS, Chapter House, 2004, S. 157–167; ihrer Meinung nach greift aber auch die rein funktionale Deutung als verbesserte Lichtzufuhr bei den abendlichen Lesungen zu kurz.

[1699] BÖHMER/LEIDINGER, Chroniken und Dokumente, 1998, S. 77. Auf der Nordseite der Altarnische befand sich ein Isidorzitat (vgl. vorvorige Anmerkung); die Altarstelle noch um 1650 existent: LEIDINGER, Klosterbuch, 1992, S. 565, Nr. 4.2.1. – BINDING/UNTERMANN, Ordensbaukunst, 1985, S. 202 führen als Beispiele für z. T. später angefügte kapellenartige Altarräume an Kapitelsälen folgende Klöster auf: „Bronnbach um 1180, Bebenhausen 1. Hälfte 13. Jahrhundert, Ossegg/Böhmen um 1230/40, Maulbronn um 1300, Neuberg/Österreich um 1344, Altzella/Sachsen 1441". – Der heutige, in spät/nachgotischen Formen errichtete Altarraum des Kapitelsaals in Ossegg (Abb. 695) dürfte jedoch erst aus der Zeit nach 1626 (Rückgabe des Klosters) stammen.

Als vornehmster Raum nach der Klosterkirche, in der bis Ende des 13. Jahrhunderts nur in Ausnahmefällen Bestattungen zugelassen waren (siehe Kap. C.1.6.), avancierte der Kapitelsaal zu einem besonderen Bestattungsort: Hier fand der Gründer Widukind von Rheda seine dritte und bis ins 18. Jahrhundert ‚endgültige' Grabstätte in Marienfeld, besonders hervorgehoben und geehrt durch eine figürliche Grabplatte (Kap. C.1.6.2.; Abb. 427). Desweiteren fanden hier – bis auf wenige Ausnahmen – die Äbte des Klosters bis in die Zeit des barocken Neubaues ihre letzte Ruhestätte.[1700]

Dabei wurden aus dem ersten Jahrhundert nach der Gründung des Klosters nach Ausweis der Klosterchronik nur einige auserwählte, für die Entwicklung und den Aufbau des Klosters und seiner Bauten entscheidende und verdiente Äbte hier beigesetzt, so der 1. Abt Eggehard (1186–1192), der 4. [5.] Abt Giselbert (1213–1219), der 5. [6.] Abt Winrich (1219–1226) und der 7. [8.] Abtes Rudolf (1232–1255).[1701] Sie wurden zunächst offenbar – wie die in der ‚Marienfelder Chronik' überlieferten Grabinschriften andeuten – in Einzelgräbern bestattet, nur Abt Rudolf wurde bereits von Anfang an (?) zusätzlich in dasjenige von Abt Eggehard gebettet.[1702] Zu einem späteren, nicht näher bestimmbaren Zeitpunkt wurden dann auch die beiden anderen genannten Äbte in das Grab von Eggehard und Rudolf umgebettet und ein neuer Grabstein angefertigt, dessen Inschrift in jüngeren Chronik-Versionen und bei von Ledebur 1827 überliefert ist.[1703] Seine Annahme, dass

[1700] Vgl. die Bestattungsangaben in der ‚Marienfelder Chronik': Demnach wurden von den 41 Äbten, die von der Gründung bis zum Abriss des romanischen Kapitelsaales (nach 1717) amtierten, mindestens 17 Äbte im Kapitelsaal begraben, zu weiteren 15 liegen keine Angaben vor, doch dürfte die Mehrzahl von ihnen ebenfalls der Klostersitte gemäß dort beigesetzt worden sein. Vier weitere Äbte wurden im Nordflügel des Kreuzganges, einer in der Abtskapelle (s.u.) bestattet. Drei Äbte fanden in anderen Klöstern ihre letzte Ruhestätte. Hermann Hartmann vermutet, „daß die Äbte, die nur kurze Zeit das Kloster leiteten, einst außerhalb des Kapitelhauses begraben wurden" und verweist zum Vergleich auf das Nonnenkloster Gravenhorst (BÖHMER/LEIDINGER, Chroniken und Dokumente, 1998, S. 152/153). – Nach dem Neubau des Klosters wurden die Äbte – bis auf die beiden letzten, die ebenfalls auswärts bestattet wurden – im östlichen Chorumgang vor der Sakristei (so auch die Angaben in der Klosterchronik) beigesetzt, wo ihre Grabplatten noch heute erhalten sind (vgl. NORDHOFF, Kreis Warendorf, 1886, S. 146; HÖLKER, Kreis Warendorf, 1936, S. 260). Von den mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Abtgrabplatten wurden hingegen nur wenige Stücke gerettet, darunter die des 13. Abtes Nikolaus (1322–1344), die heute als Fragment im südlichen Chorumgang liegt (Abb. 430). – Von einer möglichen Umbettung der Abtsgräber im Vorfeld des Abbruches ist nichts überliefert.

[1701] ZURBONSEN, Chronicon, 1884, S. 22/23, 26, 29, 32; BÖHMER/LEIDINGER, Chroniken und Dokumente, 1998, S. 30, 32, 35, 37.

[1702] Jeweils ebd. – Bis auf Giselbert, der „*cum Eggehardo*" im Kapitelsaal begraben sei, heißt es immer „*iuxta Eggehardum*" – also ‚bei Eggehard', aber an keiner Stelle ‚im Grab von Eggehard'; nur zu Abt Rudolf gibt es in der Chronik-Version E den Zusatz: „*sub uno eodemque lapide*" – ‚und ebenda unter einem (!) Grabstein' (ZURBONSEN, Chronicon, 1884, S. 32, Anm. a)).

[1703] ZURBONSEN, Chronicon, 1884, S. 23, Anm. a): „[Version] G, H: *Hos versus* [= Grabinschrift Abt Eggehards] *non invenio; sed eius nomen in lapide ante locum prioris, cuius haec est inscriptio: sepultura et memoria abbatum defunctorum huius mon. Dom. Eggehardi I. abbatis, Giselberti IV., Winrici V. Rudolphi VII.; resquiescant in pace, Amen. Hos quatuor sub uno lapide primi ordinis, a templo computando quarto, tumulatos*

wegen der Enge des Raumes mehrere Äbte „an einem Fleck beerdigt wurden“,[1704] weist wohl in die richtige Richtung: Vermutlich hat man in der Neuzeit, bei zunehmender Belegung des Raumes, zur Gewinnung neuer Grabstellen die ältesten Abtsbestattungen in einem Grab zusammengefasst.[1705]

Der Umstand, dass zunächst nicht alle Äbte im Kapitelsaal beigesetzt wurden, deutet darauf hin, dass es in den ersten hundert Jahren des Klosters noch eine besondere Auszeichnung bedeutete, wenn ein Abt im Kapitelsaal bestattet wurde. Dies hängt mit der älteren Ordenstradition zusammen: So wurden in der Frühzeit des Ordens die Äbte generell wie die übrigen Mönche auf dem Klosterfriedhof beigesetzt, erst ab 1180 war ihnen durch einen Beschluss des Generalkapitels eine Beisetzung im Kapitelsaal gestattet.[1706]

In dem erst wenige Jahre danach, 1185, gegründeten Kloster Marienfeld dürften jedoch, da der endgültige Kapitelsaal noch nicht errichtet war, die ersten vier Äbte ebenfalls auf dem Mönchsfriedhof beigesetzt worden sein.[1707] Als dann schließlich der steinerne Kapitelsaal im Anschluss an die Kirche und die Sakristei fertig gestellt wurde, hat man offenbar den ersten Abt Eggehard (1186–1192) als den besonders geehrten Gründerabt in den neuen Kapitelsaal überführt.

---

colligo.“ – Mit leichten Abweichungen bei LEDEBUR, Necrologium, 1827, S. 172: „*Sepultum et Memoria abbatum defunctorum hujus Monasterii Domini Eggehardi primi Abbas, Giselberti IV., Winrici V., et Rudolphi VII. Abbatis, resquescant in pace Amen. Hi quatuor sub una lapide primi ordinis, a templo* [oder: tempo?] *computando quarto, tumulati sunt*.“ (Die Abweichungen dürften wohl auf Fehler beim Abschreiben beruhen oder bei der unklaren Überlieferungssituation von Ledeburs liegen).

[1704] LEDEBUR, Necrologium, 1827, S. 172.

[1705] Posthume Gemeinschaftsgräber der ersten Äbte sind häufiger in Zisterzienserklöstern anzutreffen, so in Cîteaux, Clairvaux, Ourscamp, Preuilly (Gründerabt und mehrere Mönche), Signy und Eberbach. Vgl. dazu ARENS, Eberbach, 1967, v. a. S. 113; ARENS, Nischengrab, 1982, v. a. S. 7; UNTERMANN, Forma Ordinis, 2001, S. 91/92. Vgl. auch die Angaben bei AUBERT, L’Architecture Cistercienne, 1943, S. 329–349. – Die genannten Gemeinschaftsgräber der ersten Äbte sind jedoch keine neuzeitliche Umbettungsmaßnahme, sondern dürften noch innerhalb der ersten hundert Jahre nach der Gründung angelegt worden sein, vermutlich zu einem Zeitpunkt, als den Äbten eine Beisetzung innerhalb der Klostergebäude gestattet wurde (ab 1180). Zudem befinden sich fast alle in einer Nische in der kreuzgangseitigen Wand des Querhauses und nicht im Kapitelsaal.

[1706] UNTERMANN, Forma Ordinis, 2001, S. 75, 91.

[1707] Hermann Hartmann berichtet von einem Sammelgrab in der Kirche, offenbar im Chorumgang , in das die Gebeine der ersten ‚Väter und Brüder’ transloziert worden sind: WIGGER, Antiquitates, 1898: „*In meditullio istius ambitus e regione lampadis positus est quidam oblongus lapis, lineis intersectus, in quo olim me legisse memini in hanc ut reor sententiam: Sub lapide hoc multa patrum sunt ossa sepulta etc., quae memoriam fugiunt. Probabiliter in hunc locum erunt translata primorum patrum ac fratrum ossa, ante templi consummationem forte sepulta aliis in locis.*“ – Zu Deutsch nach BÖHMER/LEIDINGER, Chroniken und Dokumente, 1998, S. 148: „In der Mitte dieses Ganges gegenüber dem Hänge[?]leuchter liegt eine [gewisse] rechteckige Steinplatte, von Linien durchzogen, auf der ich – wie ich mich recht erinnere – einst folgendes las: ‚*Unter diesem Stein sind zahlreiche Gebeine unserer Väter begraben*.’ und anderes mehr, was ich vergessen habe. Wahrscheinlich werden an diesen Platz die Gebeine der ersten Väter und Brüder überführt worden sein, die vielleicht vor der Vollendung der Kirche anderswo begraben waren.“ – Offenbar war Pater Hartmann das anfängliche Bestattungsverbot des Ordens bzgl. der Kirchenräume unbekannt.

Letzterer dürfte mutmaßlich unter den Äbten Giselbert (1213–1219) und/oder Winrich (1219–1226) errichtet worden sein – gerade von Winrich heißt es in der Klosterchronik „er bemühte sich eifrig um den Klosterbau...“,[1708] zudem fand unter ihm die Abschlussweihe der Klosterkirche statt, worauf auch seine Grabinschrift hinwies.[1709] Das besondere Verdienst um Weiterbau und Vollendung der Kirche und den Baubeginn der Klausurbauten dürfte der Anlass gewesen sein, diese beiden Äbte ebenfalls durch eine Bestattung im – eben vollendeten – Kapitelsaal zu ehren.

Schließlich fand auch noch der achte Abt Rudolf (1232–1255) dort seine letzte Ruhestätte – möglicherweise, weil auch er sich in seiner mehr als zwanzigjährigen Amtszeit um den Ausbau der Klausurbauten besondere Verdienste erworben hatte und damit ähnlich wie die Vorigen, allen voran Abt Eggehard, in dessen Grab er offenbar von Anfang an gelegt wurde, als besonders tragende Gestalt der Klostergeschichte geehrt wurde.[1710]

Für eine Entstehung des Kapitelsaales wie auch der benachbarten Sakristei unter den Äbten Giselbert (1213–1219) und Winrich (1219–1226), das heißt um 1215/1222, spricht auch die Überlegung, dass anlässlich der Kirchweihe 1222 diese wichtigen Räumlichkeiten rechtzeitig vollendet gewesen sein dürften.

Zwar nicht im Kapitelsaal selbst, aber vor dessen Eingang – somit an hervorgehobener und zugleich demütiger Stelle – wurde ein Laie und Wohltäter des Klosters, Albert von Paderborn († 1274), unter einer mit Inschrift versehenen Grabplatte bestattet.[1711]

[1708] Zitiert nach BÖHMER/LEIDINGER, Chroniken und Dokumente, 1998, S. 34.

[1709] ZURBONSEN, Chronicon, 1884, S. 29: „*Winrico dignam dabimus pro munere laudem / Nam consumavit templum, post hoc cumulavit / Pontifices gnaros bis binos sanguine claros, / Exhorcizabant simul hi templumque beabant*“ – zu Deutsch: „Würdigen Dank zollen wir Winrich für sein großes Werk: / Er vollendete die Klosterkirche und stattete sie reich aus. / Vier Bischöfe von edlem Blut / weihten sie und beschenkten sie reichlich“; zitiert nach BÖHMER/LEIDINGER, Chroniken und Dokumente, 1998, S. 36.

[1710] Dass der 7. Abt Wikbold (1226–1231) nicht in diesem Gemeinschaftsgrab besttattet wurde, hing möglicherweise damit zusammen, dass er nur relativ kurz regiert hat und in dieser Zeit wenig entscheidendes passiert ist. – Dass in dem Grab insgesamt vier Personen bestattet wurden, mag zunächst verwundern, v. a. hinsichtlich des zur Verfügung stehenden Raumes, doch wurden von Abt Eggehard und vermutlich auch von Abt Giselbert ja nicht der vollständige Leichnam, sondern nur die Gebeine aus dem vorherigen Erdgrab entnommen und in dem neuen Grab beigesetzt. Nur Abt Winrich dürfte zunächst als vollständiger Leichnam in das Grab gelegt worden sein, fast dreißig Jahre später, als der Körper Winrichs längst verfallen war, wird dann die Nachbestattung von Abt Rudolf vorgenommen worden sein.

[1711] ZURBONSEN, Chronicon, 1884, S. 33–34: „*Hic devotus vir sepultus est ante domum capitularem, et hi vesus sculpti sunt in lapide monumenti eius: Albertus campo qui semina sevit in isto / Nunc metit in Christo cum fructu centuplicato*.“; BÖHMER/LEIDINGER, Chroniken und Dokumente, 1998, S. 38–39; vgl. auch LEDEBUR, Necrologium, 1827, S. 231 (auch dort Zitat der im ‚Chronicon’[s.o.] überlieferten Grabinschrift

Auf der Südseite des Kapitelsaales dürfte sich die Treppe vom Kreuzgang zum Dormitorium im Obergeschoss befunden haben, die im Zusammenhang mit dessen Teileinsturz 1476 genannt wird und unter Abt Johannes Stades (1661–1681) erneuert wurde.[1712] Meist war neben der Dormitoriumstreppe ein Durchgang zum östlichen Klosterareal angeordnet. Dieser mutmaßliche Durchgang ist möglicherweise mit folgender Nachricht aus der Zeit Abt Hermanns (1410–1443) zu verbinden: „Den Durchgang zum Zimmer des Priors ließ er sogar mit in Stein gefassten Fenstern versehen".[1713] Das Zimmer des Priors wäre dann im rückwärtigen Bereich unter/hinter der Treppe anzusiedeln. Eine vergleichbare Anordnung von Durchgang und Treppe samt kleinem Gelass, ebenfalls im direkten Anschluss an den Kapitelsaal, hat sich heute noch im nicht weit entfernt gelegenen Zisterzienserkloster Loccum (1163 gegründet, Klosterbauten Mitte/2. Hälfte 13. Jahrhundert) erhalten (Abb. 1285). Dort findet sich auch die unmittelbar anschließende Benediktuskapelle, der in Marienfeld die sog. Abtskapelle entsprochen haben dürfte, welche sich laut Hermann Hartmann „im Gang des Kapitelhauses, an seinem äußersten Ende" befand.[1714] Ihr Licht empfing sie durch ein spätgotisches Maßwerkfenster, das – wie die Altarkapelle des Kapitelsaales – unter Abt Arnold von Bevern (1443–1478) eingefügt wurde.[1715] Die Abtskapelle diente sogar als Grablege für den 19. Abt Johannes IV. von Seveken (1384–1396), die mit einem Reliefgrabstein versehen war. „Die

Alberts); in der Nekrolog-Version Ledeburs ist Albert selbst nicht aufgeführt, nur seine Gattin Mechtild am 18. Dezember (ebd. S. 147), doch ist lt. ZURBONSEN, Chronicon, 1884, S. 33, Anm. a), die einen jüngeren (?) Chronik-Zusatz wiedergibt, Alberts Sterbetag in einem Nekrolog für den 14. Februar 1274 überliefert.

[1712] BÖHMER/LEIDINGER, Chroniken und Dokumente, 1998, S. 79 (vgl. Zitat der Textpassage oben und Anm. 1671); 139.

[1713] Ebd., S. 70.

[1714] Ebd., S. 142. Lateinisches Original nach WIGGER, Antiquitates, 1898, S. 12: „*In porticu domus capitularis, ad extremitatem ambitus, erat et quaedam capella, abbatis dicta, cum fenestram ad formam ecclesiarum et uno altariolo, quae devotioni D. D. abbatum serviit, antequam günna aedificaretur, qua abbatia cum sacello adhuc ibi exstante, sacellum hoc absolevit*." – Zur Disposition in Loccum vgl. DEHIO, Bremen/Niedersachsen, 1992, S. 860 und BINDING/UNTERMANN, Ordensbaukunst, 1985, S. 213, Abb. 215. Eine vergleichbare Anordnung auch in Mariental/Helmstedt: ebd., S. 215, Abb. 216, sowie – barock überformt – in Hardehausen, dem Mutterkloster Marienfelds, dazu zuletzt METTE, Klosteranlagen, 1993, S. 63 und Abb. 15.

[1715] BÖHMER/LEIDINGER, Chroniken und Dokumente, 1998, S. 77. Auf dieses Maßwerkfenster ist die Formulierung „*cum fenestram ad formam ecclesiarum*" (s. vorherige Anmerkung) zu beziehen. Sie wurde bisher immer fehlerhaft übersetzt: WERLAND, Marienfelder Chronik, 1968, S. 119 als „Fenster zur Kirche"; bei SIGRIST/STROHMANN, Baugeschichtliche Befunde, 1995, S. 176, Anm. 118 schon richtiger als „[Fenster] nach Art der Kirche"; ähnlich bei BÖHMER/LEIDINGER, Chroniken und Dokumente, 1998, S.142 als „Fenster ähnlich dem einer Kirche". Die Textstelle ist wohl am besten als „Fenster nach der (Fenster)gestaltung der Kirchen (Pl.!)" zu übersetzen. Als klassische ‚Kirchenfenster' wurden auch zu Beginn des 18. Jahrhunderts noch die mehrbahnigen (gotischen) Maßwerkfenster empfunden. Dies zeigt sich nicht zuletzt darin, dass fast zur selben Zeit, 1713/14, das damals neu erbaute nördliche Seitenschiff der Abteikirche erneut mit dreibahnigen Maßwerkfenstern ausgestattet wurde. Selbst die um 1717 ohne Vorgänger hinzugefügten Chorkapellen erhielten zweibahnige Maßwerkfenster.

Gebeine des Verstorbenen wurden später ausgegraben und ins Kapitelhaus [= -saal] überführt, als Abt [Bernhard] Cuelmann [1681–1705] jene Kapelle aufhob und in eine Vorratskammer, die ‚Bunge', für die neue Küche im alten Sprechzimmer umwandelte".[1716] Dieser letztgenannte Raum, das *parlatorium* (auch *locutorium*), wird von Hartmann als „sehr geräumig" beschrieben, dürfte also aus mehreren Gewölbejochen bestanden haben.[1717] Gleiches kann man für den südlich anschließenden Raum annehmen, der – gemäß dem standardisierten Anlageschema von Zisterzienserklöstern – als ‚Brüdersaal' anzusprechen ist und der über die Flucht des Klausursüdflügels hinaus geragt haben dürfte.[1718] Beide Räume erfuhren im Laufe der Zeit verschiedene Umnutzungen: Den Brüdersaal bezeichnet Hermann Hartmann als „Refektorium der Fleischesser, in dem die Brüder, jedoch nur an bestimmten Tagen, Fleisch essen durften, wenn sie die entsprechende Dispens hatten. Zu diesem Zweck befand sich zur Rechten dieses Refektoriums [wohl im ehemaligen Kalefaktorium, s.u.] auch eine eigene Küche für die Zubereitung der Fleischspeisen".[1719] Diese Neunutzung des Brüdersaales als drittes (!) Refektorium könnte im Zusammenhang stehen mit einer von Abt Arnold Thomdrecke (1537–1542) gewährten Abweichung von der Ordensregel, die den Mönchen den sonntäglichen Fleischgenuss erlaubte.[1720] Zu einem späteren, von Pater Hartmann nicht näher spezifizierten Zeitpunkt wurde das Parlatorium ebenfalls in ein Refektorium umgewandelt, da der Holzverbrauch in der regulären Klosterküche angesichts angestiegener Holzpreise zu teuer wurde und nun die Küche im (benachbarten) Abthaus, der sog. „Günne" (s.u.), die Versorgung des Konventes im Refektorium übernahm, das zu diesem Zweck in die Nähe des Abthauses verlegt wurde. Gleichzeitig wurde das Refektorium der Fleischesser, der ehemalige Brüdersaal, in einen Braukeller umgewandelt. Nach langjähriger Nutzung wurde

[1716] BÖHMER/LEIDINGER, Chroniken und Dokumente, 1998, S. 143, nach WIGGER, Antiquitates, 1898, S. 12: „*Ossa vero eiusdem defuncti abbatis effossa sunt, et in domum capitulare translata, quando sub abbate Cuelman capella illa sublata est et ab eodem mutata in penuarium*, ‚Bunge', *novae culinae in antiquo locutorio aedificatae deserviturum*".

[1717] WIGGER, Antiquitates, 1898, S. 9: „*Locutorium autem istud olim valde fuit amplum*,...."; BÖHMER/LEIDINGER, Chroniken und Dokumente, 1998, S. 138 übersetzen: „Dieses Sprechzimmer war einst ein sehr großer Raum...".

[1718] Auch hier bietet sich zum Vergleich der auf älteren Grundlagen rekonstruierte Grundriss des Klausurostflügels von Kloster Loccum an: BINDING/UNTERMANN, Ordensbaukunst, 1985, S. 213, Abb. 215.

[1719] BÖHMER/LEIDINGER, Chroniken und Dokumente, 1998, S. 138/139, nach WIGGER, Antiquitates, 1898, S. 9/10: „*Immediate autem iuxta locutorium fuit olim et refectorium carnivorum, ut supra, ubi post acceptam de esu carnium dispensationem ceris duntaxat diebus fratribus licebat vesci carnibus. Eumque in finem ad dextram istius refectorii privata quoque culina erat coquendis structa carnibus*,...".

[1720] BÖHMER/LEIDINGER, Chroniken und Dokumente, 1998, S. 96.

diese Situation von Abt Bernhard Cuelmann (1681–1705) aufgehoben, die beiden Räume renoviert und im Parlatorium eine neue Küche, zu der die erwähnte ‚Bunge' in der ehemaligen Abtskapelle gehörte, als Ersatz für die Günne-Küche eingerichtet.[1721]

Im Obergeschoss des Klausurostflügels befand sich das Mönchsdormitorium. Es erstreckte sich über die gesamte Länge des Flügels und war über zwei Treppen zugänglich: zum einen über den bereits erwähnten Treppenaufgang neben dem Kapitelsaal, zum anderen über die sog. *scala dormitorii* (Dormitoriumstreppe), die es den Mönchen ermöglichte, zur Vigil unmittelbar vom Schlafsaal durch eine Türe in die Kirche und damit ohne große Umwege in den Mönchschor zur Abhaltung des ersten Chorgebetes zu gelangen. Diese Türe, etwas unter Bodenniveau des Schlafsaales angeordnet und daher wohl über einen absteigenden Treppenschacht zu erreichen, hat sich vermauert noch heute in der Südquerhausstirnwand erhalten (Kap. C.5.5.6.). Dort sind auch zwei nachträglich aus der Wand ausgestemmte Nischen (Abb. 49, Nr. 3, 4) mit dem Dormitorium in Verbindung zu bringen; sie dienten möglicherweise als Wandschränke.[1722] Die Nische Nr. 4 nahe der Südwestecke, deren Vermauerung bei der Außenrestaurierung 1987 nicht angetastet wurde, könnte aber auch dem wachhabenden Mönch durch ein mutmaßliches kleines Fensterchen Einblick in die Kirche geboten haben.

In Marienfeld war das Dormitorium nicht, wie sonst häufig anzutreffen, als zwei- oder dreischiffige Gewölbehalle gestaltet, sondern offenbar noch in der älteren (und weniger kostenintensiven) Form mit offenem, tonnenartigem Dachstuhl. Darauf lässt zumindest der Bericht vom partiellen Einsturz des südlichen Abschnittes des Schlafsaales 1476 (s.o.) schließen sowie der darauf erfolgte Wiederaufbau dieses Teiles, der bereits 1480 durch eine Brandstiftung (!) wieder zunichte gemacht wurde. Die erneute Wiederherstellung – ausdrücklich in Holz – erfolgte unter Abt Werner (1495–1498).[1723] Mit diesen Wiederaufbaumaßnahmen ist wahrscheinlich auch der untere der beiden Dachanschläge in Verbindung zu bringen, die sich zum Teil noch

[1721] Ebd., S. 138; WIGGER, Antiquitates, 1898, S. 9.
[1722] SIGRIST/STROHMANN, Baugeschichtliche Befunde, 1995, S. 176.
[1723] S. den Abschnitt 8.11.2.1.1. (mit Zitat).

heute westlich der Dreifenstergruppe des Querhauses abzeichnen. Ein historisches Foto von vor 1883[1724] zeigt sie noch deutlicher, insbesondere den damals noch vollständigen unteren Dachanschlag, der auch die erst 1955/58 entfernte Vermauerung der Dreifenstergruppe überschnitt, die wohl anlässlich der Neuerrichtung des Dormitoriumsdaches ausgeführt wurde. Dass diese Vermauerung nicht bereits mit dem Bau des Klausurosttraktes in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts geschah, belegen zwei jüngere Putz- und Farbschichten im Scheitel des Überfangbogens des östlichen Fensters der Dreifenstergruppe, die über der Erstbemalung liegen und darauf schließen lassen, dass die Fensteröffnungen noch längere Zeit freilagen.[1725] Die ursprüngliche Dachlösung war möglicherweise vor der Querhausfront abgewalmt, so dass die reich gestaltete Dreifenstergruppe (Kap. C.5.6.4.) unverdeckt blieb. Damit könnten eventuell die Spuren eines horizontalen Anschlusses zusammenhängen, die sich im Westen und Osten auf Höhe der Sohlbank der Dreifenstergruppe abzeichnen (Abb. 49).[1726] Probleme bei der Wasserableitung könnten dann zu der veränderten Form beim Neubau des Dormitoriumsdaches geführt haben. Das ursprüngliche Dormitoriumsdach war zunächst mit Holzschindeln eingedeckt, die aber unter Abt Nikolaus (1322–1344) durch Steinplatten – wohl Schiefer – ersetzt wurden.[1727]

Bis zum Ende des 14. Jahrhunderts war das Dormitorium als großer Schlafsaal unverändert erhalten geblieben. Ein nicht für Bettstellen genutzter Bereich diente offenbar gelegentlich als Kornlager, wie eine Nachricht über die beim Tode von Abt Sibert (1376–1384) hinterlassenen Kornvorräte überliefert.[1728] Sein Nachfolger Abt Johannes IV. (1384–1396) unterteilte schließlich den Raum, indem er Zellen aus

[1724] SIGRIST/STROHMANN, Baugeschichtliche Befunde, 1995, Abb. 255.

[1725] Ebd., S. 180, zu den Farbfassungen auch S. 130, 144, dazu Abb. 201, 202. – Ungewöhnlich erscheint, dass jeweils nur die westlichen Schenkel der Dachanschläge erkennbar sind, während von den östlichen keinerlei Spuren auszumachen sind. Das stärkere Eintiefen der westlichen Dachanschläge könnte jedoch damit zusammenhängen, dass auf der Westseite des Daches – infolge der häufigen Westwetterlage – die Gefahr des Eindringens von Wasser größer war als auf der Ostseite und daher der Spalt zur Querhausfront durch ein Eintiefen der Verbindungsbleche ins Mauerwerk besonders dicht gemacht wurde.

[1726] Ebd., S. 180, doch wird er dort mit der unteren Dachschräge in Verbindung gebracht. (Auch LINKE, Marienfeld, 1994, S. 37 nimmt ein Walmdach an.).

[1727] In der ‚Marienfelder Chronik' heißt es dazu lt. ZURBONSEN, Chronicon, 1884, S. 47: „*[...] item magnam partem oratorii cum plumbo et partem cum lapidibus ac dormitorium conventus cum lapidibus tegi fecit, cuius tectum antea ligneum fuerat. [...]*". – Die deutsche Übersetzung bei BÖHMER/LEIDINGER, Chroniken und Dokumente, 1998, S. 54 verkürzt und stark inhaltsverfälschend: „[...] und ließ dazu einen großen Teil der Kirche, die vorher nur mit Holzschindeln gedeckt war, mit Blei decken" (!).

[1728] ZURBONSEN, Chronicon, 1884, S. 57: „*[...] et reliquit omnes domos annona repletas, etiam dormitorium nostrum*"; BÖHMER/LEIDINGER, Chroniken und Dokumente, 1998, S. 63: „Alle Häuser hinterließ er mit Korn gefüllt, sogar den Schlafsaal".

Tannenholz im Dormitorium einbauen ließ.[1729] Auch nach dem Brand von 1480 wurde der Schlafsaal beim Wiederaufbau wiederum durch hölzerne Trennwände in Zellen unterteilt. Diese ließ Abt Johannes Stades (1661–1681) durch leicht vergrößerte steinerne Zellen ersetzen, außerdem erneuerte er den Treppenaufgang vom Kreuzgang her.[1730] An der Westwand des Schlafsaales, wahrscheinlich im Bereich der Treppe bzw. der fensterlosen Wand, hinter der sich der Südflügel anschloss, war folgender Mahnspruch zu lesen: „*In Matutinis quicunque vigil cupit esse, / Is cum gallinis habet ire cubare necesse.*“.[1731]

Am Südende des Dormitoriums befand sich eine Abortanlage, die im Zusammenhang mit dem Einsturz 1476 genannt wird und die beim Brand 1480 ebenfalls beschädigt wurde.[1732] Vermutlich war auch im Geschoss darunter, im Anschluss an den Brüdersaal, eine Abortanlage vorhanden, so dass sich eine ähnliche bauliche Struktur ergeben haben dürfte, wie sie im Zisterzienserkloster Zwettl/Niederösterreich aus der Zeit um 1180 erhalten blieb.[1733]

Im Klausursüdflügel von Zisterzienserklöstern waren in der Regel – von Ost nach West – das *calefaktorium* (Wärmestube), das *refectorium* (Speiseaal) und die Klosterküche (*coquina*) untergebracht. Die Marienfelder Wärmestube findet nur ein einziges Mal im Zusammenhang mit der dort geschehenen Ermordung des Bursarius in der Amtszeit des Abtes Johannes V. Wineken (1479–1495) Erwähnung.[1734] Später wurde sie dann umgebaut und hier u. a. die ‚Fleischküche' für das anschließende ‚Refektorium der Fleischesser' im ehemaligen Brüdersaal (s.o.) eingerichtet. Offenbar wurde dabei der mehrjochige Raum unterteilt, denn Pater Hartmann beschrieb zwischen ‚Fleischküche' und Refektorium einen an dieser Stelle sonst eher unüblichen Zwischenteil: „Schließlich befindet sich an der anderen Seite der Fleischküche, zum Refektorium hin, noch heute eine kleine Wohnung für die ehemaligen Äbte, von der aus sie im oberen Stockwerk durch den Schlafraum in die

[1729] In der Chronikversion A der Klosterchronik heißt es zu Abt Johannes IV.: „*Ipse dominus Johannes fieri ordinavit cameras de lignis abiegenis in dormitorio et organum in ecclesia multum sumptuosum*“, zitiert nach ZURBONSEN, Chronicon, 1884, S. 58; vgl. auch WIGGER, Antiquitates, 1898, S. 12, Anm. 1.

[1730] BÖHMER/LEIDINGER, Chroniken und Dokumente, 1998, S. 139; WIGGER, Antiquitates, 1898, S. 10.

[1731] Zu Deutsch: „Wer bei der Matutin wach sein will, muß mit den Hühnern zu Bett gehen“, zitiert nach jeweils ebd.

[1732] BÖHMER/LEIDINGER, Chroniken und Dokumente, 1998, S. 79.

[1733] BINDING/UNTERMANN, Ordensbaukunst, 1985, S. 243, Abb. 253, 254; zu Abortanlagen: KOSCH, Wasserbaueinrichtungen, 1991.

[1734] BÖHMER/LEIDINGER, Chroniken und Dokumente, 1998, S. 85. – Zum Vergleich sei hier auf die in ihrer Substanz recht gut erhaltene romanische Wärmestube von Kloster Bronnbach (um 1200) verweisen.

Kirche gelangen können“.[1735] Demnach umfasste diese Wohnung der Altäbte auch das Obergeschoss über dem Kalefaktorium, wo sich wohl ehedem die Schreibstube oder die Kleiderkammer befunden hatte.[1736]

Die Mitte des Südflügels nahm das unter Abt Ludbert (1284–1320) errichtete Mönchsrefektorium ein, das seit dem frühen 15. Jahrhundert als Sommerrefektorium genutzt wurde und unter Abt Heinrich Münstermann (1498–1537) eine Erneuerung erlebte.[1737] Da die Längenerstreckung des Langhauses der Abteikirche und damit auch des parallel verlaufenden Klausursüdflügels nicht allzu groß war, ist anzunehmen, dass das Marienfelder Mönchsrefektorium – wie bei vielen Zisterzienserklöstern[1738] – im rechten Winkel zum Kreuzgang angelegt wurde, wodurch auch eine beidseitige Beleuchtung möglich wurde. Der hochgotische (eventuell spätgotisch umgestaltete?), wohl zweischiffig angelegte Raum dürfte, wie zumeist üblich, die Höhe von zwei Etagen umfasst haben. Darauf lässt auch die im Zusammenhang mit den barocken Neubaumaßnahmen erstellte Beschreibung Hermann Hartmanns schließen: „Dieses Refektorium, von edelstem Stil, war fast wie eine Kirche gebaut, mit hohen Gewölben auf fein geglätteten Säulen, so daß fast jeder seinen Abriß bedauerte“.[1739]

Gegenüber des Zuganges vom Kreuzgang zum Mönchsrefektorium ist der Standort des Brunnenhauses (*lavatorium*) anzusiedeln. Leider überliefert Pater Hartmann weder die Beschaffenheit des Brunnenaufbaues noch die architektonische Gestalt des Brunnenhauses,[1740] doch dürfte es sich um einen feingliedrigen hochgotischen Bau

[1735] Ebd., 139; WIGGER, Antiquitates, 1898, S. 10: „*Denique ad alteram partem culinae carnicoquae versus refectorium exstat etiam hodie adhuc domuncula, pro abbatibus resignatis aedificata, ex qua superne in tabulato iisdem trans dormitorium dabatur accessus ad ecclesiam*.“

[1736] BINDING/UNTERMANN, Ordensbaukunst, 1985, S. 209.

[1737] Die ‚Marienfelder Chronik’ überliefert Folgendes: „Auch ein neues Abthaus ließ er errichten, [...]; ferner zwei Speisesäle für die Brüder, für Sommer und Winter je einen“, zitiert nach BÖHMER/LEIDINGER, Chroniken und Dokumente, 1998, S. 91. Die etwas lapidare Nachricht scheint eher auf eine Umgestaltung denn auf einen völligen Neubau der beiden Refektorien hinzudeuten. – RENSING, Klosterbauten, 1935, S. 82 nimmt jedoch einen Neubau unter Abt Münstermann an und bezieht auf diesen die weiter unten zitierte Textstelle der ‚Marienfelder Chronik’; ähnlich LEIDINGER, Zisterzienserabtei, 1998, S. 40.

[1738] BINDING/UNTERMANN, Ordensbaukunst, 1985, S. 209, nennen als Beispiele im deutschsprachigen Raum: Altzella, Bebenhausen, Bronnbach, Georgenthal, Maulbronn, Neuberg an der Mürz, Wettringen. – Hinzuweisen wäre außerdem auf die Refektorien in Noirlac/Berry (F), Royaumont/Île-de-France (F) und Villers-la-Ville/Brabant (B).

[1739] BÖHMER/LEIDINGER, Chroniken und Dokumente, 1998, S. 115; lateinischer Originaltext: „*Quod elegantissimum erat aedificium, altis fornicibus super politas columnas lapideas innitentibus, templi instar exstructum, quod a plurimis dolebatur diruendum fore*“, zitiert nach RENSING, Klosterbauten, S. 82, HÖLKER, Kreis Warendorf, 1936, S. 263.

[1740] Hartmann erwähnt es nur im Zusammenhang von Schrifttafeln im Kloster: BÖHMER/LEIDINGER, Chroniken und Dokumente, 1998, S. 140: „Im Waschraum des Kreuzganges war an der Wand neben dem Handtuch für die Priester eine Tafel mit folgenden Versen angebracht: ‚*Hier soll niemand seine Hände*

gehandelt haben, da es vermutlich zusammen mit dem Kreuzgang und dem Refektorium zu den Baumaßnahmen Abt Ludberts gehörte, von deren wohlproportionierter Architektur noch heute der Lektionsgang Zeugnis ablegt (Kap. C.8.11.3.2.).

An das Mönchsrefektorium schloss sich die Klosterküche an, mit der es vermutlich über eine Durchreiche verbunden war. Dieser Raum, der offenbar ebenfalls die Höhe von zwei Geschossen erreichte, „lag jedoch sehr viele Jahre wegen zu großen Aufwandes und der Holzteuerung verlassen da“, die Speisen wurden, wie bereits erwähnt, in der Küche des Abtshauses zubereitet und in den neu hergerichteten Speisesaal im Parlatorium gebracht, in dem später dann selbst eine Küche eingerichtet wurde.[1741] Die alte Klosterküche lag, wie Hartmann berichtet, mitten zwischen Mönchs- und Laienrefektorium,[1742] so dass die Speisen ohne Umwege direkt in die Refektorien gebracht werden konnten. Zwischen Küche und Laienrefektorium, das sich im Südteil des Westflügels befand (s.u.), dürfte sich jedoch noch das in diesem Bereich (*iuxta coquina*!) zumeist übliche, wohl eher klein dimensionierte Sprechzimmer der Konversen befunden haben, von dem aus unter Abt Ludbert (1284–1320) ein von Abt Hermann (1410–1443) erneuerter Gang zum Krankensaal der Laienbrüder,[1743] der Teil des südlich vorgelagerten Hospitalbaues (s.u.) war, angelegt wurde.

Der in der Chronik von Pater Hartmann als (auffällig) hohes Gebäude geschilderte Westflügel des Klausurgevierts, der den separaten Bereich für die Konversen

abtrocknen, der nicht auf dem Weg zur Messe ist; denn allein für den Zelebranten ist dieses Tuch hier da. Wer sonst seine Hände an diesem Handtuch abtrocknet, soll wissen: Der Prior wird ihn mit harten Worten anfahren.'“; im lateinischen Original heißt es: „*In lavatorio ambitus ad mappale sacerdotum appensa parieti tabella hosce versus continebat: Hic nemo tergat, nisi missam dicere pergat, / Nam soli mystae pannus conceditur iste; / Praeterea quisquam mappam si tergat ad istam, / Praesciat: hunc verbis prior increpabit acerbis*.“, zitiert nach WIGGER, Antiquitates, 1898, S. 10.

[1741] BÖHMER/LEIDINGER, Chroniken und Dokumente, 1998, S. 138; WIGGER, Antiquitates, 1898, S. 9.

[1742] Ebd. – Hartmann benutzt jedoch die seit dem Funktionswandel im 15. Jahrhundert üblichen Bezeichnungen ‚Sommer- und Winterrefektorium' („*culina quondam conventus erat, media inter hyemale et aestivale refectoria*.“).

[1743] BÖHMER/LEIDINGER, Chroniken und Dokumente, 1998, S. 71: „Er baute auch den Gang vom Sprechzimmer zum Krankensaal der Laienbrüder,...“. – Nach dieser knappen Beschreibung ist es auch nicht völlig auszuschließen, dass sich das Parlatorium der Laien am Südende des Westflügels im Anschluss an das Laienrefektorium befand, doch ist weder in der ‚Marienfelder Chronik' noch in der Beschreibung Pater Hartmanns ein zusätzlicher Raum an dieser Stelle überliefert. Vgl. die Ausführungen zum Westflügelerdgeschoss weiter unten.

aufnahm,[1744] dürfte als weiterer, für das Klosterleben wichtiger Bauteil zusammen mit dem Ostflügel für die Mönche zu den frühesten Bauteilen des Klosteranlage gehört haben, demnach noch vor der Mitte des 13. Jahrhunderts in spätromanischen Formen errichtet worden sein. Er schloss sich unmittelbar an den westlichen Kreuzgangflügel an – eine stärker trennende Konversengasse, wie sie hauptsächlich bei französischen Zisterzienserklöstern anzutreffen ist, hat in Marienfeld – wie bei den meisten Zisterzienserklöstern im deutschsprachigem Raum, insbesondere denjenigen der Filiation Morimond – nicht bestanden.[1745] Die Laienbrüder scheinen hier den Kreuzgangwestflügel als Verbindungsgang – auch zum Konversenportal (Kap. C.5.5.4.) im westlichen Langhausjoch der Kirche – genutzt zu haben.[1746]

Ihr überwölbter Speisesaal, das Laienrefektorium, nahm fast vollständig das Erdgeschoss des Westflügels ein. Bereits unter Abt Nikolaus (1322–1344) wurden seine fünf Hauptfenster erneuert.[1747] Einen größeren Umbau erlebte es unter Abt Hermann (1410–1443): Man zog eine Trennwand ein, der südliche Abschnitt, der nun etwa bis zur Mitte des westlichen Kreuzgangflügels reichte, wurde zum Winterrefektorium, im abgetrennten Nordteil wurde die neue Bibliothek, auch ‚Liberey' genannt, eingerichtet.[1748] Unter Abt Heinrich Münstermann (1498–1537)

[1744] Ebd., S. 114.

[1745] BINDING/UNTERMANN, Ordensbaukunst, 1985, S. 212 (hier irrtümlich Bronnbach anstelle von Schönau unter den wenigen deutschen Beispielen einer Konversengasse aufgeführt); UNTERMANN, Forma Ordinis, 2001, S. 259. Die ebd. geäußerte, auf SIGRIST/STROHMANN, Baugeschichtliche Befunde, 1995, S. 197, Anm. 159, beruhende Annahme, dass die Konversengasse schon im 13. Jahrhundert einem vergrößerten Neubau des Kreuzganges zum Opfer gefallen sei, ist wenig wahrscheinlich. Sigrist/Strohmann vermuten, Marienfeld habe anfänglich eine auf das nachgewiesene Konversenportal (Kap. C.5.5.4.) zulaufende Konversengasse besessen, die mit Errichtung des heutigen Kreuzgangnordflügels beseitigt worden sei. Die als Indiz angeführte Dachkonsolenreihe am südlichen Langhausobergaden, die inmitten des westlichen Joches aufhört, gibt aber offenbar nur den Planungsstand bei Ausführung des Langhauses wieder (s. Kap. C.4.3.5.2.). Aber selbst zu diesem Zeitpunkt wird keine Konversengasse – etwa in Höhe des Konversenportals – geplant gewesen sein, da der zur Verfügung stehende Raum – in letzterem Fall die Länge von zwei Langhausjochen – viel zu kurz für die Ost-West-Erstreckung des Kreuzganggevierts gewesen wäre.

[1746] UNTERMANN, Forma Ordinis, 2001, S. 259, macht die Feststellung, dass man es im deutschsprachigen Raum vermieden habe, dass die Laienbrüder den Westflügel des Kreuzganges betraten. Zu den seltenen Ausnahmen mit Konversenportal im Kreuzgang-Eckjoch nennt er Bronnbach, St. Urban, Pelplin und Kappel.

[1747] ZURBONSEN, Chronicon, 1884, S. 46/47 zu den Baumaßnahmen unter Abt Nikolaus (vgl. Anm. 1662): „*[...]; et quinque fenestras maiores in ipso refectorio [= refectorium conversorum], [...]*".

[1748] BÖHMER/LEIDINGER, Chroniken und Dokumente, 1998, S. 71 (zu Abt Hermann, vgl. das Zitat oben und Anm. 1664), 138: aus den ‚Beschreibungen' Pater Hartmanns: „..., so ist vor allem zu vermerken, daß jener alte Raum rechts neben dem Eingang zur Klausur bzw. zum abgerissenen Richthaus früher die Bibliothek gewesen ist, ‚die alte Liberey' genannt, fast bis zur Mitte des westlichen Kreuzgangs reichend. Im Anschluß an diese alte Bibliothek aber schloß das Winterrefektorium denselben Gang ab"; der originale lat. Wortklaut abgedruckt bei WIGGER, Antiqitates, 1898, S. 9: „*...notandum imprimis, quod antiqua illa camera ad clausurae seu dirutae domus iudiciariae introitum dextrorsum sita, antehac bilioteca fuerit*, ‚die alte Liberey' *appellata usque ad medium ferme porticus occidentalis protensa. Iuxta hanc vetustam liberiam vero refectorium hyemale eandem porticum complebat*." – Zur Marienfelder Bibliotheksgeschichte s. Anm. 1685.

fand eine abermalige Umgestaltung des Winterrefektoriums statt.[1749] Unklar bleibt, ob das Laienrefektorium, ähnlich wie der Klausurostflügel, über die Flucht des Südflügels hinausragte oder bündig mit diesem abschloss.

Zum Obergeschoss schreibt Pater Hartmann 1708: „Das Stockwerk dieses Refektoriums, ‚Brüder-Dörmter' genannt, bewohnten einst die Laienbrüder oder Konversen".[1750] Ob das Laiendormitorium, ähnlich wie das Mönchsdormitorium, an seinem Südende mit einer Abortanlage ausgestattet war, ist nicht überliefert, aber wahrscheinlich. Ebenfalls unerwähnt bleibt die Zugangssituation, doch verbleibt als einzige Möglichkeit eine hypothetische Treppe an seinem Nordende, die in den westlichen Kreuzgang hinab führte und in der Frühzeit des Klosters zugleich für die Laienbrüder die einzige Verbindung zum Konversenportal im Westteil des nördlichen Kreuzgangflügels dargestellt haben dürfte, bis durch dessen Neubau in hochgotischen Formen (um 1300) dieser Zugang aufgeben wurde (vgl. Kap. C.5.5.4.). Dabei stellte die Konversenpforte im Ostteil des westlichen Hauptschiffjochs unter Umständen sowieso nur eine ‚Notlösung' dar, denn nach den obigen Überlegungen (Kap. C.9.4.3.) sollte das Kirchenschiff möglicherweise anfänglich, das heißt gemäß den Planungen von Phase I und II, bis zur Westfront des Konversentraktes reichen. Von dort aus hätte dann ein unmittelbarer Zugang zum Westteil der Kirche angelegt werden können. Mit der mutmaßlich reduzierten Ausführung des Langhauses in Phase III musste dann eine neue Zugangssituation über den Kreuzgangnordflügel geschaffen werden, die anlässlich von dessen Neubau um 1300 jedoch aufgegeben wurde. Danach sind die Konversen wahrscheinlich durch die Laienpforte am Westende des nördlichen Seitenschiffes (Kap. C.5.5.3.2.) in die Kirche eingezogen.

Nicht mit letzter Sicherheit zu klären ist auch die weitere bauliche Situation am Nordende des Konversenflügels. Pater Hartmann schildert 1708 aus der Erinnerung, dass sich in diesem Bereich, der kurz zuvor durch den noch heute bestehenden barocken Abteiflügel (1699–1702) ersetzt worden war, die Klosterpforte – als Eingang zur Klausur – samt Richthaus sowie die Kellnerei befanden. Auf dieses Pfortengebäude sind offensichtlich die Spuren eines Dachanschlusses zu beziehen,

[1749] S. Anm. 1673.

[1750] BÖHMER/LEIDINGER, Chroniken und Dokumente, 1998, S. 138; WIGGER, Antiquitates, 1898, S. 9: „*Tabulatum vero istius refectorii olim fratres laici seu conversi incolebant*, ‚das Brüder=Dörmter' *appellatum*."

die sich unmittelbar über der Westrose der Kirche in Form einer eingearbeiteten Vertiefung abzeichnen (Abb. 167–169).[1751] Da noch für das Jahr 1475 die Einfügung eines Maßwerkfensters anstelle der Westrose geplant war (Kap. C.4.1.),[1752] die Westfassade somit zumindest in ihrem oberen Teil noch frei stand, kann dieser Gebäudeteil erst zu einem späteren, leider nicht genauer überlieferten Zeitpunkt errichtet worden sein. Die noch völlig unverbaute, weniger raumgreifende Situation des 13. Jahrhunderts kann darüber hinaus nur annähernd erschlossen werden: Fest steht, dass in diesem Bereich der Klostergebäude bereits von Anfang an der Zugang zum Klausurbereich anzusiedeln ist, vermutlich in der Art eines überwölbten Durchganges am Nordende des Westflügels, in der Achse des nördlichen Kreuzgangflügels. Ob sich südlich an diesen Zugangsraum zunächst noch ein Vorratskeller (*Cellerarium*) – wie er zumeist an dieser Stelle bei Zisterzienserklöstern anzutreffen ist – anschloss, ehe das Laienrefektorium begann, oder ob dieses unmittelbar an den Zugangsraum angrenzte, wie etwa im Kloster Mariental, ist nicht definitiv zu entscheiden. Da jedoch ein sich über die gesamte Länge des Westflügels – ein südlich anschließender Raum ist nicht überliefert[1753] – erstreckendes Laienrefektorium sehr ungewöhnlich wäre, ist die Existenz eines Cellerariums im nördlichen Abschnitt des Westflügels nicht unwahrscheinlich. Dieser Raum könnte dann bei der Verkleinerung des Laienrefektoriums in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts dem durch die Abtrennung neu geschaffenen Bibliotheksraum zugeschlagen worden sein, indem man die zu vermutende Trennwand zwischen beiden entfernte. Ein Indiz könnte auch die Tatsache sein, dass sich laut Pater Hartmann in dem später vor der Westwand der Kirche errichteten Gebäude noch bis ins 17. Jahrhundert die – mittlerweile zum Teil zur Wohnung des Kellners umfunktionierte – Kellnerei befand: „Neben und oberhalb des Richthauses [s.u.] war die Kellnerei errichtet. Seit dem Kellner Balcke wurde sie nur noch einmal bewohnt, und zwar von dem irren Pater Hermann Davensberg († 1669), nach dessen Tod sie bis zu ihrem Abbruch verwaist war“.[1754]

[1751] So bereits SIGRIST/STROHMANN, Baugeschichtliche Befunde, 1995, S. 141/142, Anm. 66.

[1752] Ebd., mit Quellenzitat; Übersetzung bei BÖHMER/LEIDINGER, Chroniken und Dokumente, 1998, S. 83.

[1753] In Anm. 1743 war die Überlegung geäußert worden, ob sich das Parlatorium der Laien im Anschluss an das Laienrefektorium befand, doch sind keinerlei Nennungen eines Raumes an dieser Stelle überliefert.

[1754] BÖHMER/LEIDINGER, Chroniken und Dokumente, 1998, S. 136; lateinisches Original: WIGGER, Antiquitates, 1898, S. 8: „*Iuxta ac supra domum istam iuridicam erat constructa celleraria, sed a tempore cellerarii Balcke non habitata, nisi a quondam seniculo amente P. Hermanno Davensberg (obiit 1669), post cuius mortem desolata stetit usque ad demolitionem*.“

Zum Pfortengebäude mit dem erwähnten Richthaus schreibt Hartmann folgendes: „Dort, wo sich heute an der Westseite der Klosterkirche der Eingang zum neuen Abtshaus befindet, befand sich einst die Klosterpforte, die Klausur, auch das ‚Richthaus' genannt. Ebendort nämlich pflegten vormals Abt oder Verwalter die Streitigkeiten der ländlichen Bevölkerung zu entscheiden. Den Eingang zur Pforte überragte ein sehr großes, gut erkennbares altes Schaubild unserer Klosterkirche, rechts und links von ihr die ersten Gründer, lebensnah dargestellt, wie man glaubt, und unten folgende Inschrift:"[1755] „*Quas sacras aedes pietas construxit avorum, / Has nunc haeredes devastant more luporum.*"[1756] Das ‚Richthaus', vermutlich ein Gerichtsraum im Erdgeschoss des Pfortenhauses, könnte seine geschilderte Funktion als Gerichtsstätte von der mutmaßlichen, ggf. bei dessen Errichtung abgerissenen oder überbauten Vorhalle der Kirche vor der Westfassade (Kap. C.5.5.3.3.), ein bei Klöstern üblicher Ort der Rechtssprechung, übernommen haben.[1757] Dieses Pfortengebäude und Richthaus mit anschließender Kellnerei dürfte über die Flucht des Konversenflügels nach Westen hinaus geragt haben (vgl. etwa Mariental, Doberan), denn nur so wird die Beschreibung Hartmanns verständlich, derzufolge sich auf der anderen Seite des ‚Richthauses' (als Gesamtbezeichnung für das Pfortengebäude) der Klostergarten befand.[1758] Dieser Gebäudetrakt brannte nach einer Angabe des Mönchsverzeichnisses am Morgen des 14. Juli 1693 ab und gab dadurch den Anlass zu den 1699 begonnenen Neubaumaßnahmen (s.u.).[1759] – Das von Pater Hartmann geschilderte Schaubild mit Klosterkirche und Stiftern über dem Eingang der Klosterpforte entspricht in seiner beschriebenen Ikonographie den überlieferten Kopien eines spätgotischen Stifterbildes (M-BQ 1–4). Ob in ihm das verlorene Original zu vermuten ist, oder ob es seinerseits auf ein älteres Gemälde zurückgriff, ist nicht eindeutig zu bestimmen, doch scheint letzteres aufgrund der

[1755] BÖHMER/LEIDINGER, Chroniken und Dokumente, 1998, S. 136; lateinisches Original: WIGGER, Antiquitates, 1898, S. 7: „*Ubi ad occiduam templi plagam nunc introitus est in novam abbatiam, ibi quondam erat porta claustri seu clausura, qui locus etiam dicebatur domus juridica* ‚das Richthauß', *eo quod antiquitus ibidem a Domino abbate seu cellerario controversiae rusticorum originariorum decidi solerent. Ostio istius portae supereminebat antiqua pictura valde magna et insignis scil. delineatio nostrae basilicae, cui hinc inde adstabant verae (ut credebatur) effigies primorum fundatorum, subscriptae hac epigraphe:*"

[1756] Die Inschrift hier im lateinischen Original wiedergegeben, zitiert nach WIGGER, Antiquitates, 1898, S. 7. BÖHMER/LEIDINGER, Chroniken und Dokumente, 1998, S. 136 übersetzen:„*Diesen heiligen Bau hat die Frömmigkeit unserer Vorväter errichtet, jetzt verwüsten ihn die Erben wie Wölfe*."

[1757] Ähnlich bereits RENSING, Klosterbauten, 1935, S. 81.

[1758] BÖHMER/LEIDINGER, Chroniken und Dokumente, 1998, S. 136/137.

[1759] Ebd., S. 220.

erschließbaren Datierung des Originals (s. Anhang I 1.) wahrscheinlicher.[1760] Das Schaubild über dem Eingang dürfte als Wandmalerei unmittelbar auf die Fassade aufgetragen gewesen sein. Es war an markanter Stelle in einem zentralen Zugangsbereich von Klausur und Kirche, der auch von weltlichen Laien betreten werden durfte, angebracht und sollte den ruhmvollen Gründungsakt und die auf diesem begründete religiöse, politische und wirtschaftliche Bedeutung der Zisterze Marienfeld betonen. Die Inschrift sollte zugleich die benachbarten Adelsgeschlechter gemahnen, die Rechte und Besitzungen des Klosters zu achten.

8.11.3. Der Kreuzgang

8.11.3.1. Der spätromanische Kreuzgang

Vom romanischen Kreuzgang des Klosters Marienfeld zeugen heute nur mehr wenige Reste, die aber zumindest einen gewissen Anhaltspunkt für eine Rekonstruktion seines Erscheinungsbildes bieten. Weitergehende Aussagen werden jedoch erst nach eingehenden Bauuntersuchungen an der z. Zt. verputzten Nordwand des gotischen Kreuzgangflügels und nach weiteren archäologischen Untersuchungen im Bereich des ehemaligen Klausurgevierts möglich sein.

8.11.3.1.1. Die Befunde und ihre Interpretation

Den aussagekräftigsten Befund zeigt die Mauerpartie an der Westwand des südlichen Querhauses über der dort eingetieften Wandnische (Abb. 73, 412). Hier haben sich unter einem jüngeren Spitzbogen Teile eines älteren Rundbogens erhalten, der von ersterem an seinem Scheitelpunkt (ca. 390 cm über dem heutigen Bodenniveau, ca. 460 cm über dem urspr. Niveau) abrupt abgeschnitten wird. Der in seinem oberen Drittel erhaltene südliche Bogenlauf reicht bis in den Bereich der Ecklisene des Querhauses hinein, durchschneidet sie aber nicht völlig, sondern endet an einem Eckstein, dessen Südseite – wie die der übrigen Lisenenquader – heute im Eckbereich um mehrere Zentimeter rückgearbeitet ist.[1761] Die in den alten

[1760] Auch HÖLKER, Kreis Warendorf, 1936, S. 284, Anm. 37 sah diese Übereinstimmung einschließlich der Beschriftung und sah das von ihm behandelte, damals in der Kreuzvikarie in Stromberg, heute im Bistumsarchiv in Münster hängende ‚Stiftungsgemälde' (M-BQ 3) als Kopie des Gemäldes über dem Klostereingang an.

[1761] Diese Rückarbeitung, die sich bis zum oberen (=barocken) der beiden Dachansätze in der südlichen Querhausfront verfolgen lässt, entstand wohl im Zusammenhang mit dem Anbau des barocken Klausurostflügels, um diesem eine Verklinkung mit dem Mauerwerk der Kirche zu ermöglichen, wie es noch heute im unteren Wandbereich an dem erhaltenen barocken Maueransatz beobachtet werden kann.

Dimensionen erhaltene Westseite des Quaders erscheint heute farblich zweigeteilt: Unterhalb der diagonalen Trennlinie weist der Sandstein eine auffällige Rötung auf, die auf Hitzeeinwirkung zurückzuführen ist – eine sog. Kalzinierung. Oberhalb der Diagonale ist diese Brandrötung nicht festzustellen, dafür ist hier die Steinoberfläche wesentlich rauher als im unteren, fein geglätteten Bereich. Besonders auffällig ist zudem, dass die genannte diagonale, leicht gebogene Trennlinie die genaue Fortsetzung der Unterkante des hier anstoßenden Bogensteines bildet!

Diese Befunde deuten darauf hin, dass sich der Bogenlauf ehedem in erhabener Form auf dem Eckquader fortsetzte. Nach der Brandeinwirkung[1762] hat man dann den vorstehenden Bogenteil des Quaders – gleich den übrigen Bogensteinen – auf das einheitliche Flächenniveau der übrigen Lisenenquader zurückgearbeitet, so dass die brandgerötete originale Oberfläche nur unterhalb des ehemaligen Bogenlaufes erhalten blieb, während die Brandrötungen am vortretenden Bogenabschnitt mit dessen Abarbeitung entfernt wurden.

Der Überschneidungsbereich von Lisene und Bogen markiert zugleich eine klare Zäsur: Unterhalb dieses Bogenlaufes ist die Lisene wesentlich breiter ausgebildet als darüber, wo sie (nach einer durch einen späteren Eingriff bedingten Unregelmäßigkeit) in der am ganzen Bau üblichen Breite der Ecklisenen von 43 cm bis zum Traufgesims hochgeführt wird.

In dem schmalen Zwickelfeld zwischen Rund- und Spitzbogen findet sich rückgearbeitetes Backsteinmauerwerk, das zumindest teilweise von einem abgearbeiteten Gewölbeansatz stammen dürfte.[1763]

Der dargelegte Befund erlaubt es, das Rundbogenfragment und die anschließenden Reste eines Gewölbeansatzes als Überbleibsel eines Schildbogens von der Einwölbung des romanischen Kreuzgangostflügels anzusprechen. Ergänzt man die Bogenform, so ergibt sich der nördliche Ansatzpunkt des Bogens genau in dem schmalen Wandabschnitt zwischen Kreuzgangportal und Grabnische, während der

[1762] Der archivalisch nicht überlieferte Brand ist in die Zeit vor der gotischen Neueinwölbung des Kreuzgangostflügels einzuordnen.

[1763] So bereits SIGRIST/STROHMANN, Baugeschichtliche Befunde, 1995, S. 199. Die Backsteine im Scheitelbereich des Spitzbogens zählen jedoch nicht dazu, sie sind lagig vermauert und durch eine Horizontalfuge getrennt, was bei einem Gewölbeansatz nicht der Fall wäre. Zugehörig sind aber wohl hingegen die rechts anschließenden Backsteine, deren Befund heute jedoch etwas gestört ist, da bei der Außensanierung 1988 das Mauerwerk in diesem Bereich teilweise entfernt und danach nicht wieder in der vorgefundenen Form replaziert wurde (vgl. ebd., Abb. 285 und Anm. 160).

südliche Bogenansatz einige Zentimeter jenseits der ehedem überschnittenen Ecklisene des Querhauses zu suchen ist.

Nicht zuletzt diese Disposition deutet darauf hin, dass der Schildbogen erst nachträglich in das Mauerwerk des Querhauses eingefügt wurde. Letzteres wurde zunächst völlig freistehend, ohne jedwede Anbauten, errichtet, worauf insbesondere die einheitlichen Quaderlagen der Lisenen und die Putzbefunde hinweisen (dazu Kap. C.4.3.3.1.). Wie im Falle der Sakristeischildbögen (Kap. C.8.11.2.1.2.) wurde offenbar auch der bezeichnete Schildbogen der Kreuzgangwölbung in das ältere Querhausmauerwerk eingearbeitet und durchschnitt dabei – wie diese – die gequaderte Ecklisene. Im Falle der hier betrachteten Schildwand des Kreuzganges sind die Befunde jedoch nicht so offensichtlich wie bei den Sakristeischildbögen, da hier der gesamte Wandbereich unterhalb des romanischen Schildbogens im selben Zusammenhang völlig erneuert wurde (s.u.), während der Bereich darüber durch die spätere Einfügung des gotischen Spitzbogens und der zugehörigen Gewölbeanschlüsse weitgehend verloren ist.

Auf eine nachträgliche Einfügung des Schildbogens weist auch der Zusammenhang mit der verbreiterten Ecklisene hin: Da die Verbreiterung der Lisene genau bis zu diesem Schildbogen reicht und darüber keine Fortsetzung findet, ist eine gemeinsame Entstehung offensichtlich. Diese Lisenenverbreiterung steht dabei wiederum in unmittelbarem Zusammenhang mit dem nachträglichen Ausbau der Grabnische (um 1220/30; s.u. und Kap. C.7.4.): Da die Nische eine Einfassung aus sauber bearbeiteten Osning-Sandsteinblöcken bekommen sollte, wären die Quader ihrer südlichen Laibung gegen die bereits vorhandenen Werkstücke der unmittelbar angrenzenden (damals noch normal breiten) Ecklisene gestoßen, so dass man sich offenbar dazu entschied, die Werkstücke in diesem Bereich völlig auszutauschen und die Lisene in verbreiterter Form, das heißt erweitert bis zur Flucht der südlichen Nischenlaibung, neu hochzuführen.[1764] Durch diese umfangreiche Maßnahme sollte ein unschönes Nebeneinander von Lisene und Nischenlaibung oder Absätze und

[1764] Der verbreiterte Lisenenabschnitt weist folgende Quaderhöhen auf: 1. 19,5+x cm; 2. 32 cm; 3. 44 cm; 4. 51 cm; 5. 39,5 cm; 6. 36,5 cm; 7. 39,5 cm; 8. 44 cm; 9A. (südlicher Quader, Form unregelmäßig wegen einschneidendem Schildbogen) max. 51 cm; 9B. (nördlicher Quader, klinkt nördlich ins Backsteinmauerwerk aus) 23 cm; 10. (Form unregelmäßig wegen überfangendem Schildbogen) max. 40,5 cm.

Versprünge in Höhe des Bogenansatzes vermieden werden. Dabei beschränkte sich die vorgenommene Verbreiterung der Lisene natürlich nur auf den vom Kreuzgang aus einsehbaren Wandbereich bis zum abschließenden Schildbogen. Die Lisene wurde also nicht etwa kaschiert, das heißt abgearbeitet und überputzt, sondern bewusst als – 6 cm vor die Wandflucht vortretendes – Gliederungselement der jetzt ‚verstellten' Außenarchitektur der Kirche sichtbar gelassen und betont, wie es auch bei einigen anderen Kirchen- und Klausuranlagen zu beobachten ist.[1765]

Im Zuge dieser Neugestaltung wurde vermutlich auch die vordere Backsteinschicht des durch die genannten Baumaßnahmen an Wandnische und Lisene stark in Mitleidenschaft gezogenen Wandabschnitts zwischen Nischen- und Schildbogen ausgetauscht und ein sauberes Backsteingefüge neu vorgeblendet.[1766]

Einen weiteren, wichtigen Überrest des spätromanischen Kreuzgangs bildet das Kreuzgangportal der Mönche in der Westwand des südlichen Querhauses. In Kap. C.5.5.2. sind seine Gestaltung mit den monolithen Türpfosten, den gewirtelten Säulen und dem Röllchenfrieswulst sowie die gotischen Veränderungen bereits vorgestellt und analysiert worden, daher soll hier nur seine Bedeutung für das zu rekonstruierende Erscheinungsbild des romanischen Kreuzgangs angesprochen werden.

Zusammen mit der äußerst reich ausgestalteten Wandnische (Kap. C.7.4.) bildete das Kreuzgangportal der Mönche einen herausgehobenen Akzent im Winkel zwischen Ost- und Nordflügel des romanischen Kreuzganges, in dessen Achse sie als besonderer Blickfang lag. Obwohl das Portal noch der Bauzeit des Querhauses, das heißt Phase II, angehört, scheinen seine heute abgearbeiteten äußeren Blattkapitelle bzw. Blattkonsolen von Anfang an dazu angelegt gewesen zu sein, die Gewölbefüße der (zukünftigen) Kreuzgangwölbung aufzunehmen.

[1765] Von den zahlreichen Beispielen seien hier nur Kloster Loccum, wo der umlaufende Sockel des Südquerhauses noch im angrenzenden Kreuzgang und der Sakristei sichtbar sind (BERNEBURG/KALKO, Loccum, 1997, S. 17), und das Bonner Münster genannt, wo die südliche Querhauskonche – obwohl sie in den jüngeren Kapitelsaal einschneidet – ebenfalls einen umlaufenden Sockel erhalten hat.

[1766] Sie zeigen keine nachträglichen Ausstemmspuren, sondern wurden mit Rücksicht auf den Nischenbogen, d. h. mit teilweise abgeschrägten Ecken oder Unterseiten, auf diesen aufgemauert. Zudem nehmen die Backsteine der Schildwand Rücksicht auf den ausklinkenden Lisenenquader 9B (vgl. vorvorige Anm.), dieser wurde somit nicht in älteres Mauerwerk nachträglich eingefügt, sondern zusammen mit der Backsteinzone in einer einheitlichen Maßnahme als größere Mauerwerksauswechslung in das ältere Querhausmauerwerk eingefügt.

Sind somit die erhaltenen und erschließbaren Anhaltspunkte für den spätromanischen Kreuzgangostflügel relativ gut, so fehlen im Gegenzug die Befunde für dessen Nordflügel (abgesehen von der erschließbaren Breite) fast völlig – erst eine Putzabnahme an der Nordwand des heutigen gotischen Lektionsganges könnte am freigelegten Mauerwerk weitere Aufschlüsse in Form von abgearbeiteten Gewölbeanschlüssen und damit auf die Jochfolge etc. geben. Zu den zu erwartenden Befunden gehört auch die vermauerte Öffnung des Konversenportals etwa in Höhe des sechsten Jochs, dessen Spuren sich auf der Kirchenseite durch Störungen und dicke Übertünchungen nur vage abzeichnen (Kap. C.5.5.4.). Einzubeziehen ist darüber hinaus auch die Obergadenwand unterhalb des heutigen Kreuzgangdaches, wo allein schon durch das Fehlen jeglicher Putz- und Farbreste unterhalb des Dachanschlages ein Hinweis gegeben ist auf die Existenz des romanischen Kreuzgangnordflügels.

Einen Anhaltspunkt für die Mindestausdehnung dieses Flügels könnte zudem ein offenliegendes Wandstück seiner Nordwand geben, das sich außerhalb des heutigen Kreuzgangwestabschlusses aus dem 19. Jahrhundert befindet, und zwar im unmittelbaren Anschluss an diese Abschlusswand: Dieser Wandstreifen, der heute die Südwand der ‚Abtei' bildet, gibt sich durch das verwendete Backsteindickformat (H: 9,5 cm!) und den Umstand, dass eine gotische Gewölbevorlage eindeutig nachträglich in das Mauerwerk eingearbeitet wurde, als spätromanische Bausubstanz – wohl vom Westteil des Kreuzgangnordflügels – zu erkennen!

Durch den erhaltenen Gewölbeschildbogen über der Wandnische ist zudem ein fixer Anhaltspunkt für die Gewölbehöhe des Kreuzgangostflügels gegeben, die bei einer leichten Busung etwas über dessen Scheitelhöhe – ursprüngliche Höhe ca. 460 cm – gelegen haben dürfte. Der Gewölbescheitel des nördlichen Kreuzgangflügels müsste aufgrund der (gegenüber dem Ostflügel) größeren Breite entsprechend höher gelegen haben, sofern der Flügel nicht zweischiffig eingewölbt war, wofür einiges spricht (s.u. ‚Rekonstruktion'). Einen weiteren Anhaltspunkt bildet die Türschwelle des Zuganges zur Dachstuhl-Wendeltreppe (oberhalb des Diagonaldurchganges), die sich

im Wandbereich über dem Kreuzgangportal erhalten hat und bis heute in Funktion ist (Abb. 449). Etwa in dieser Höhe (478 cm über dem heutigen, erhöhten Bodenniveau, das heißt etwa 500/510 cm über dem romanischen Niveau) ist auch der Gewölbescheitel des nördlichen Kreuzgangflügels anzusetzen.

Von zwei unterschiedlichen Planungsstadien für die Dachkonstruktion dieses Kreuzgangnordflügels zeugen die beiden Reihen einfacher Steinkonsolen am östlichen Joch des Langhausobergadens, deren untere im weiteren Bauverlauf aufgegeben und durch die obere, dann auch nach Westen fortgeführte ersetzt wurde (Kap. C.4.3.3.2.2.). Die von ihr getragene Dachkonstruktion hatte in etwa die gleiche Dachauflagehöhe wie heute, war jedoch steiler ausgebildet als das Dach des gotischen Lektionsganges. Dies zeigt ein zugehöriger Dachanschlag, der sich an der Westwand des Südquerhauses (bzw. an der im Winkel zum Langhaus vortretenden Außenwand der Wendeltreppe) unter dem heutigen Dachanschlag erhalten hat (Abb. 50).[1767] Bringt man diese steilere Dachanschlaglinie, die auf eine niedrigere Traufhöhe bezogen war, mit der Fluchtlinie der Südwand des Kreuzgangnordflügels, die etwa im Bereich der nördlichen Wandnischenlaibung anzusiedeln ist, in Verbindung, so liegt der Schnittpunkt etwa auf dem gleichen Level wie der Türsturz der genannten Türöffnung zur Dachstuhl-Wendeltreppe, also über dem mutmaßlichen romanischen Gewölbescheitel. In diesem Bereich könnte sich somit möglicherweise noch ein Zwischengeschoss befunden haben (s.u.).

Spuren des Dachansatzes des etwas niedriger bedachten Kreuzgangostflügels blieben an der Südquerhauswestwand offenbar nicht erhalten bzw. wurden bei der Außensanierung 1988 nicht als solche erkannt, da in diesem Wandabschnitt vielfach jüngere Mauerwerksstörungen vorhanden sind.[1768]

Mit dem spätromanischen Kreuzgang sind unter Umständen auch elf Ziegelformsteine in Zusammenhang zu bringen, die in der gotischen Nischenverfüllung entdeckt wurden.[1769] Sie sind fast kreisrund ausgebildet und

[1767] SIGRIST/STROHMANN, Baugeschichtliche Befunde, 1995, S. 197, dazu Abb. 282.
[1768] Ebd., S. 200.
[1769] WAfD Münster, Referat Restaurierung, Akte ‚Harsewinkel-Marienfeld, ehem. Klosterkirche', Teilakte V, darin von Dr. Dirk Strohmann erstellte „Liste der bei der Freilegung der Wandnische 1988/89 in der Vermauerung verbaut aufgefundenen Werkstein- und Ziegelformsteinfragmente" vom 06.11.1990, hier Spolien Nr. „1–11 Ziegelformsteine mit Wulstprofil". Die Maße der im Querschnitt trapezoiden Backsteine werden dort

weisen eine Bruchkante auf. Hier schloss sich ehedem der hintere Teil des Formziegels an, der in das Mauerwerk einband, während der vordere Teil als Rundstab allein sichtbar blieb.[1770] Der trapezoide Querschnitt der Formsteine weist darauf hin, dass sie für eine Bogenform, also wohl für eine Rippenwölbung, bestimmt waren.[1771] Möglicherweise stammen sie von den Rippengewölben des romanischen Kreuzgangostflügels, der im Zuge des gotischen Kreuzgangneubaues abgerissen wurde, wobei man offenbar zunächst hinging und die Rundstabrippen abschlug. Deren Bruchstücke gelangten dann als Füllmaterial in die Vermauerung der damals aufgegebenen Wandnische.

Die Verwendung von backsteinernen Rippen oder Gurtbögen im selben Zusammenhang mit den vorgefundenen Schildbögen aus Sandstein mag zunächst verwundern, doch könnte dies aus Kostengründen erfolgt sein, zumal die Rippen sicherlich mit einem Putzmantel versehen waren, der ihnen einen einheitliche, ‚steinerne' Erscheinung gab, wie es etwa auch im Kapitelsaal des Rigaer Domes der Fall ist (Kap. C.10.4.2.5.1.; Abb. 1221).

8.11.3.1.2. Rekonstruktion und baulicher Umfang

Die vorgestellten Befunde, Spolien und Anhaltspunkte erlauben eine zumindest vage Rekonstruktion des spätromanischen Kreuzganges. Am sichersten sind die Befunde für den Ostflügel: Durch den erhaltenen Schildbogen (H: ca. 460 cm) sind Gewölbehöhe und Jochtiefe (ca. 310 cm) noch ablesbar. Die Jochbreite, das heißt die Breite des Ganges, kann aus der Tiefe des östlichen Joches des gotischen Lektionsganges (358 cm) erschlossen werden, da dieses auf das gotisch erneuerte Joch des Ostflügels Bezug nahm, das offenbar in seiner Breite den romanischen Maßvorgaben folgte.[1772] Wie der erhaltene Bogenlauf erkennen lässt, waren die

wie folgt angeben: Breite 9,5 cm, Stärke an der ‚Oberseite' 7–7,5 cm, an der ‚Unterseite' 6–6,5 cm. – In einem Untersuchungsbericht des Restaurators Dr. Christoph Hellbrügge (damals Nordkirchen), der am 12.03.1990 als Zwischenbericht erstellt wurde, sind nur sieben runde Ziegelformsteine aufgeführt, die anderen könnten demnach später gefunden worden sein. – Zusätzlich zu den runden Ziegelformsteinen führt die Fragmenteliste vom 06.11.1990 noch zwei „Backsteinbruchstücke mit spitzwinkelig geführtem Nut" auf (Nr. 12–13; Höhe: ca. 6,5–7 cm) auf.

[1770] Ein entsprechender, allerdings vollständiger Formstein konnte im Mauerwerk der Südquerhausfront aufgedeckt werden (heute in der Restaurierungswerkstatt des WAfD Münster deponiert): SIGRIST/STROHMANN, Baugeschichtliche Befunde, 1995, S. 177, dazu Anm. 121 und Abb. 252.

[1771] STROHMANN, Wandnische, 1995, S. 234 nimmt als Herkunft das „Wulstprofil eines Bogens" an.

[1772] Das östlichste Maßwerkfenster des Lektionsganges stammt erst aus der Zeit des barocken Neubaues des Klausurostflügels unter Abt Oesterhoff (1717–1748). S. dazu SIGRIST/STROHMANN, Baugeschichtliche Befunde, 1995, S. 189–190. – Anstelle des Fenster schloss ehemals das gotisch erneuerte Joch des Kreuzgangostflügels an, dessen im Vergleich zum Lektionsgang geringere Breite wohl auf die Vorgaben der

Schildbögen rundbogig angelegt, gleiches kann für die Gurtbögen angenommen werden. Die Gewölbe waren möglicherweise als Kreuzrippengewölbe ausgebildet, worauf die aufgefundenen Formsteine für Rundstabrippen aus Backstein schließen lassen könnten. Von der Gestaltung der hofseitigen Kreuzgangarkaden haben sich keinerlei Reste erhalten, doch könnten die Kreuzgänge in Freckenhorst (Abb. 1091–1099) und Riga (Abb. 1196, 1224–1225), die mit der Marienfelder Bauhütte in Verbindung gebracht werden können (Kap. C.10.4.1.3.3.6. und C.10.4.2.5.1.), einen gewissen Anhaltspunkt bieten: Hier sind jeweils die Öffnungen zwischen den Hauptpfeilern, die untereinander durch große Überfangbögen verbunden sind, mit Dreierarkaden auf zierlichen Säulchen versehen.

Im Gegensatz zum Ostflügel kann die Form des Kreuzgangnordflügels bisher nur versuchsweise rekonstruiert werden: Die einzig sichere Größe bildet die Breite des Flügels, die von dem schmalen Wandstreifen zwischen Kreuzgangportal und benachbarter Wandnische, auf den die Südwand des Ganges zulief, abgeleitet werden kann, das heißt er dürfte etwa 520 cm breit gewesen sein, also nur 47 cm schmaler als der heutige Flügel (B: 567 cm). Wie dieser dürfte er bereits den Mönchen für die allabendlichen Lesungen vor der Komplet gedient haben und daher breiter als die übrigen Flügel angelegt gewesen sein (s.u.).

Zudem geben die heute abgearbeiteten äußeren Kapitelle bzw. Blattkonsolen des Kreuzgangportals (Abb. 335–337) mutmaßlich die Höhe des Gewölbeansatzes an: 224 + x cm. Bei der erschlossenen Breite des Flügels ergäbe dies ein sehr hoch aufragendes Gewölbe, das fast die Höhe der heutigen gotischen Gewölbe erreicht hätte. Dies hätte jedoch nicht nur zu sehr gedrückten Proportionen geführt,[1773] sondern auch zu sehr gestelzten Gewölbeanschlüssen an den Schmalseiten der einzelnen Joche, die wohl in etwa der Jochtiefe des Ostflügels entsprochen haben dürften.[1774] Daher erscheint eine zweischiffige Anlage des Flügels mit entsprechend niedrigeren Gewölben eher wahrscheinlich. Ein Indiz dafür wäre auch die

erhaltenen Partien (evtl. der gesamten übrigen Joche) oder der – bei einer weitergehenden Erneuerung – wiederverwendeten Teile des romanischen Vorgängers (Fundamente und Aufgehendes) zurückging.

[1773] Die Gewölbezone wäre um einiges höher gewesen als der untere Wandbereich und hätte dadurch schwer und lastend gewirkt.

[1774] Quadratische oder leicht queroblonge Joche wie etwa im Westteil des Nordseitenschiffes sind nicht völlig auszuschließen, aber von den durch den Gewölbeansatz vorgegebenen Proportionen her eher unwahrscheinlich.

abgearbeitete Blattkonsole am nördlichen Portalgewände (Abb. 257), die bei einer einschiffigen Einwölbung entweder frei geblieben oder durch eine herabgeführte Rippe umständlich eingebunden worden wäre.[1775] Logischer erscheint demnach auch in diesem Zusammenhang eine Zweischiffigkeit des Flügels, wobei dann die genannte Blattkonsole die Flucht der mittig angeordneten Stützenreihe vorgegeben hätte.[1776]

Vergleichbare zweischiffige kirchenseitige Flügel des Kreuzganges, wie es hier hypothetisch für Marienfeld angenommen werden soll, sind für die Zisterzen Hardehausen (das Mutterkloster Marienfelds!), Walkenried im Harz, Pforta (Schulpforta) und Kamenz in Niederschlesien belegt.[1777] Bei allen genannten Klöstern lässt sich diese Disposition mit großer Wahrscheinlichkeit auf die Gründungszeit zurückführen (Walkenried gegr. 1127/29, Hardehausen gegr. 1140, beide Töchter von Kamp in der Filiation Morimond, Pforta wiederum eine Tochter von Walkenried, 1132/37 gegr., Kamenz ein Enkelkloster von Pforta, gegr. 1246). Die Zweischiffigkeit des kirchenseitigen Flügels wurde im Falle der beiden erstgenannten auch bei späteren, noch heute bestehenden Nachfolgebauten beibehalten (Walkenried: gotischer Neubau Anfang 14. Jahrhundert – um 1330/40 (Abb. 719), Disposition des gotischen Nordflügels im Anschluss an den Kirchenneubau wohl schon 1. Hälfte 13. Jahrhundert; Hardehausen: erhaltene Bündelpfeiler um 1240/50, barocker Neubau um 1700/08; Abb. 678–680).[1778] Die

[1775] Durch die abgeschrägte Ecke (bedingt durch den Diagonaldurchgang) wäre der zu überwölbende Raum vom Zuschnitt her recht schwierig gewesen, eine zusätzliche Rippe auf der besagten Konsole hätte die Gewölbeform weiter verkompliziert.

[1776] Die von der Blattkonsole vorgegebene Fluchtlinie ergäbe zwei leicht unterschiedlich breite Kreuzgangschiffe von 243 cm (N) und 277 cm (S), nicht eingerechnet die in der Mitte und an den Seiten abzuziehenden Maße der Wand- und Mittelstützen – möglicherweise an der Nordwand nur einfache Konsolen, während für die Südwand zum Hof ein aufwendigerer, stärker vortretender Stützenapparat anzunehmen ist; dadurch könnte die unterschiedliche Schiffsbreite weitgehend ausgeglichen worden sein.

[1777] Einen sehr guten Überblick auch auf weitere, nicht-zisterziensische Beispiele wie Königslutter (Abb. 1402) und Drübeck gibt MAIER, Kreuzgänge, 1995; ihm folgend KLEIN, galerie attenante à l'église, 2004, S. 151; vgl. auch SCHMITT, Klausuren, 2008 – er macht auf S. 148 u. a. auf den wohl ebenfalls zweischiffigen westlichen Kreuzgangflügel in Hadmersleben aufmerksam. – Zu Walkenried NICOLAI, Walkenried, 1990 (mit älterer Lit.); MÜLLER, Walkenried, 1998; MAIER/KEIBEL-MAIER, Walkenried, 2000, S. 24–26; MAIER/KEIBEL-MAIER, Walkenried, 2007, S. 32–34, 55; zu Hardehausen KEMPKENS, Hardehausen, 2012; zu Schulpforta KÖHLER/SCHMITT, Schulpforte, 1993, S. 24/25; LEOPOLD/SCHUBERT, Schulpforta, 1994, S. 364; AHMAD/DORSEMAGEN/GÖBEL/KENNER, Kreuzgang, 2003. – Ein weiteres Beispiel stellt die Zisterze Michaelstein/Harz dar, wo aber die Verdoppelung durch einen nachträglich vorgesetzten, nicht räumlich verschmolzenen Gang erreicht wurde, s. dazu MAIER, Kreuzgänge, 1995, S. 112–113.

[1778] Zum Kreuzgang in Walkenried s. MAIER, Kreuzgänge, 1995, S. 100–106, 125, 128, dazu Abb. 4–7, 29; MAIER/KEIBEL-MAIER, Walkenried, 2000, S. 24–26, 43; MAIER/KEIBEL-MAIER, Walkenried, 2007, S. 32–34, 36–37, 55; zum barocken, offensichtlich – nach Ausweis der wiederverwendeten Bündelpfeiler – schon zuvor in der Spätromanik erneuerten Kreuzgang in Hardehausen: MAIER, Kreuzgänge, 1995, S. 110–112, 125, dazu Abb. 13, 14; METTE, Klosteranlagen, 1993, S. 60, 63, dazu Abb. 103, 104; KEMPKENS, Hardehausen, 2012, S. 180–182. Über die ‚Ursprungsdisposition' des mutmaßlich bereits damals schon teilweise

geographische Verbreitung der zweischiffigen Kreuzgangflügel, die hauptsächlich bei Zisterzienserklöstern auftritt, aber auch bei den Benediktinern und anderen Orden sowie Chorherren- und sogar Domstiften, ist hauptsächlich auf den Harzraum und sein Umland beschränkt, darüber hinaus gibt es nur wenige andere Beispiele, etwa in Niederschlesien.[1779]

Als vermutlich ältester Vertreter gilt der romanische Kreuzgang von Walkenried (Walkenried I, um 1130; Abb. 718), dem Pforta (vor 1150; Abb. 720), Königslutter (um/nach 1150; Abb. 1402), Drübeck (2. Hälfte 12. Jahrhundert) etc. folgen.[1780] Von Walkenried dürfte dieser eher seltene Kreuzgangtypus an das Schwesterkloster Hardehausen und von dort wiederum an dessen Tochterkloster Marienfeld weitergegeben worden sein.[1781]

Die ungewöhnliche Disposition eines zweischiffigen Kreuzgangflügels ist dabei zunächst im weiter gefassten Kontext der durch eine größere Breite, zum Teil auch eine größere Höhe hervorgehobenen kirchenseitigen Kreuzgangflügel zu sehen, wie sie sich in stärkerer Anzahl in ganz Mitteleuropa und darüber hinaus finden, insbesondere innerhalb des Zisterzienserordens. Die Verbreiterung und Hervorhebung dieses Flügels resultiert offenbar aus einem vergrößerten Raumbedarf bei dort abgehaltenen Versammlungen der in den ersten Jahrhunderten zahlenmäßig äußerst starken Konvente: In Zisterzienserklöstern kamen hier allabendlich die Priestermönche zur gemeinschaftlichen Lesung, der Collation, zusammen, worauf vielfach noch die Sitzbänke hinweisen. Hinzu kamen verschiedene Formen der liturgischen Fußwaschung, das sog. Mandatum.[1782] Diese somit zunächst aus den

zweischiffigen Kreuzgangnordflügels, der vermutlich – wie Walkenried I – unmittelbar an das Seitenschiff der Kirche anschloss (vgl. MAIER, Kreuzgänge, 1995, S. 111/112 für den gotischen Vorgängerbau), kann nur eine archäologische Untersuchung endgültigen Aufschluss geben.

[1779] S. MAIER, Kreuzgänge, 1995, S. 124–126, dazu Abb. 28; vgl. auch SCHMITT, Klausuren, 2008.

[1780] Ebd. – Dort Hardehausen nicht in seiner mutmaßlichen romanischen und gotischen Anlage, sondern nur in der heutigen barocken Gestalt berücksichtigt.

[1781] Zum Vergleich seien hier die lichten Breiten- und Höhenmaße gegenüber gestellt: Marienfeld: B: ca. 520 cm, H: ca. 500/510 cm; Hardehausen: hoch- und spätromanische Phase bisher unbekannt; Walkenried I: B: 630/640 cm, H: nicht mehr zu ermitteln; Walkenried II: B: 720 cm, H: 575 cm; Pforta: B: 445 cm, H: 365 cm; Kamenz: B: 890 cm, H: keine Maße bekannt (trotz erhaltener Schildbögen). – Zum Vergleich die benediktinischen Anlagen: Königslutter: B: 470 cm, H: 360 cm; Drübeck: B: 515 cm, H: keine Maße bekannt (Maßangaben – bis auf Marienfeld – jeweils nach MAIER, Kreuzgänge, 1995). – Damit übertrifft der mutmaßliche zweischiffige Kreuzgangflügel in Marienfeld an Breite die entsprechenden Anlagen in Pforta, Königslutter und Drübeck und bleibt nur hinter dem romanischen Kreuzgang von Walkenried (I) zurück, ebenso übertrifft es er die erhaltenen romanischen Kreuzgänge in Pforta und Königslutter deutlich an Höhe!

[1782] Zu den verschiedenen Nutzungsformen ebd., S. 126–128. Dem dort gezogenen Fazit, dass die genannten Nutzungen zwar eine Erklärung für die Vergrößerung und reichere Ausgestaltung des kirchenseitigen Flügels böten, nicht jedoch für die Zweischiffigkeit, kann nur bedingt zugestimmt werden. Die Zweischiffigkeit resultiert meines Erachtens aus der baulichen Aufgabe, den aufgrund der angeführten Nutzungen verbreiterten

klösterlichen Gewohnheiten der Zisterzienser entwickelte Baugestaltung wurde dann offenbar auch gelegentlich von anderen Orden, etwa den Benediktinern, übernommen, ohne dass damit eine diesen genau entsprechende Nutzung verbunden gewesen wäre.

Die Anlage eines zweischiffigen kirchenseitigen Kreuzgangflügels, wie sie häufiger in der Filiation Kamp, zu der Marienfeld gehörte, anzutreffen war, kann aufgrund der wenigen Indizien bisher nur weitgehend hypothetisch für den spätromanischen Nordflügel des Marienfelder Kreuzgangs erschlossen werden – eine endgültige Klärung können erst archäologische Untersuchungen, verbunden mit einer Analyse der anzunehmenden Anschlussspuren an der Kreuzgangnordwand, erbringen.

Einige weitere Aufschlüsse über die Baugestalt des spätromanischen Kreuzgangnordflügels ermöglichen jedoch die vorgestellten Befunde an der Südquerhauswestwand: Da der ermittelte Schnittpunkt von Wandflucht und Dachanschlaglinie des Pultdaches etwa in Höhe des Türsturzes der Türöffnung zur Dachstuhl-Wendeltreppe anzusiedeln ist und damit ca. 2 m über dem Scheitel des Kreuzgangportals und entsprechend des mutmaßlichen Kreuzganggewölbes lag, ist für diesem Bereich möglicherweise noch zusätzlich ein niedriges, mezzaninartiges Geschoss zu rekonstruieren. Dieses würde auch die sonst unverständliche Existenz der heutigen, zum ursprünglichen Bestand gehörigen, später nur aufgeweiteten Zugangstür zum Kreuzgangdachstuhl[1783] erklären: Sie führte auf den Dachraum über dem mutmaßlichen Zwischengeschoss, von dem aus die Treppenanlage offenbar – wie die heute noch erhaltene Zugangssituation belegt – anfänglich erschlossen wurde. Ein vergleichbares mezzaninartiges Kreuzgangobergeschoss, allerdings aus gotischer Zeit, hat sich über dem bereits erwähnten zweischiffigen Nordflügel des Klosters Walkenried erhalten, ein weiteres existierte ehedem in Kamenz.[1784]

Kreuzgangflügel in derselben Höhe wie die übrigen Flügel zu überwölben – eine einschiffige Überwölbung bei gleichbleibender Kämpferhöhe hätte völlig unproportioniert gewirkt, zudem musste häufig der Dachanschlag unter der Fensterreihe des Seitenschiffes bleiben. Die zusätzliche Betonung durch eine größere Raumhöhe – des nun einschiffigen, generell höher proportionierten Ganges – scheint dagegen erst eine sekundäre Entwicklung zu sein.

[1783] Entgegen SIGRIST/STROHMANN, Baugeschichtliche Befunde, 1995, S. 197 halte ich die Türöffnung von der Anlage her für zum Ursprungsbau gehörig, worauf insbesondere der aus der Erbauungszeit stammende steinerne Türsturz spricht.

[1784] MAIER/KEIBEL-MAIER, Walkenried, 2000, S. 31 (sog. Zaubersaal); MAIER/KEIBEL-MAIER, Walkenried, 2007, S. 41 (sog. Zaubersaal); MAIER, Kreuzgänge, 1995, S. 101 (Walkenried), 110 (Kamenz).

Wie die oben dargelegten Befunde ergeben hatten, wurde der spätromanische Kreuzgang erst nachträglich, in einer eigenen Bauphase, an den zunächst freistehend errichteten Kirchenbau angefügt. Dass der zum obligatorischen Bauprogramm eines Zisterzienserklosters gehörige Kreuzgang von Anfang an in dieser Form in den Winkel zwischen südlichem Querhaus und Langhaus eingefügt werden sollte, lässt sich sowohl am Kreuzgangportal in der Südquerhauswestwand als auch an der unteren Konsolsteinreihe am ersten Langhausjoch ablesen. Beide gehören zum ursprünglichen Baubestand dieser Bauteile, die jeweils der Bauphase IIa zuzurechnen sind. Im weiteren Baufortgang in Phase IIb wurde dann die zunächst niedriger vorgesehene Dachansatzlinie des Kreuzgangnordflügels höher gelegt und in Phase III an den übrigen Langhausjochen fortgeführt. Dabei wurde bereits im Zuge der Bauarbeiten auf den Konsolsteinen des Langhauswestjoches ein Pfettenbalken aufgelegt, der nahe des Westabschlusses die Wandflucht überschnitt, so dass die nachfolgenden Backsteinlagen gegen ihn gemauert werden mussten (vgl. dazu Kap. C.4.3.5.2.). Dieser noch während der Bauzeit versetzte Pfettenbalken belegt, dass bereits zum damaligen Zeitpunkt mit der baldigen Errichtung des Kreuzgangdachstuhles gerechnet wurde.

Zugehörig zu dieser oberen, jüngeren Dachansatzlinie ist der Dachanschlag an der Westwand des Südquerhauses, der ebenfalls die Ausführung dieser Dachkonstruktion sicher bezeugt. Dieser erste Dachstuhl überfing vermutlich ein niedriges Obergeschoss, auf das nicht zuletzt die beiden Türen der Wendeltreppenanlage hinweisen.

Welchen baulichen Umfang der spätromanische Kreuzgang insgesamt erreicht hat, ob er überhaupt an allen vier Seiten vollendet war, bleibt unklar. Möglicherweise war er zunächst nur als einfache, ungewölbte Arkadengalerie angelegt, wie es auch bei den ersten Kreuzgängen in Bronnbach (um 1160/70) und Eberbach (um 1186) der Fall war.[1785] Auch in Kloster Michaelstein/Harz wurde offenbar ein einfacher, nicht

[1785] BONGARTZ, Bronnbach, 2000, S. 20. – EINSINGBACH, Eberbach, 1991, S. 26; EINSINGBACH/RIEDEL, Eberbach, 2004, S. 71; DEHIO Hessen II, 2008, S. 424.

näher bekannter Kreuzgang aus der Anfangszeit (nach 1152/67) um 1270 durch einen aufwendigen, durchweg gewölbten Neubau in frühgotischen Formen ersetzt.[1786]

Denkbar ist für Marienfeld aber auch, dass in spätromanischer Zeit nur der Ostflügel vor dem Mönchsbau als wichtigstem Gebäudetrakt mit Kapitelsaal und Mönchsdormitorium sowie die Joche des Nordflügels ausgeführt waren – Nord- und Ostgalerie wurden häufig als erste Partien eines Kreuzganges errichtet.[1787]

Für den unvollendeten Zustand spräche auch der Umstand, dass der Kreuzgang bereits wenige Jahrzehnte später unter Abt Ludbert (1284–1320) eine weitreichende Um- und Neugestaltung in gotischen Formen erfahren hat, die wohl in der Hauptsache eine Ergänzung und Fortführung des bestehenden, vermutlich nicht allzu umfangreichen Baubestandes bedeutet haben wird. Entsprechend rühmt die Klosterchronik Abt Ludbert als Erbauer (!) des Kreuzganges, insbesondere des Lektionsganges.[1788] Dieser trat (eventuell als einziger Ersatzbau) an die Stelle des mutmaßlich zweischiffigen Kreuzgangnordflügels, der möglicherweise baulich nie ganz fertiggestellt war; zumindest eine Dachstuhlkonstruktion wird sich aber nach Ausweis des ‚eingemauerten' Pfettenbalkens und des Dachanschlages an der Südquerhauswestwand schon recht bald in der gesamten Länge an die Langhaussüdwand angeschlossen haben.

Wieweit im Zuge der hochgotischen Baumaßnahmen auch der romanische Ostflügel umgestaltet wurde, muss unklar bleiben – wenigstens das an den Nordflügel angrenzende Joch des Ostflügels wurde damals – bedingt durch die Verbreiterung des Lektionsganges – ebenfalls umgebaut und dabei die Wandnische neben dem Portal aufgegeben.

Diese Überlegungen, verbunden mit der chronikalen Überlieferung, machen es wahrscheinlich, dass der Kreuzgang nicht in einem Zuge bis spätestens zur Mitte des 13. Jahrhunderts in einheitlichen spätromanischen Formen fertiggestellt wurde,

[1786] Allgemein zu Kloster Michaelstein: WEGE IN DIE ROMANIK, 1993, S. 156 (Reinhard Schmitt); MEYER, Kreuzgänge, 1995, S. 112–113; DEHIO, Sachsen-Anhalt I, 2002, S. 109–111; PROBST/VOLK, Michaelstein, 2004.

[1787] So u. a. KLEIN, Einführung Kreuzgang, 2004, S. 16 und KLEIN, galerie attenante à l'église, 2004, S. 152.

[1788] Chronik A: „*Inter cetera edificia construxit ... claustrum sive locum lectionis et ambitum cum pavimento et vitro, refectorium cum mensa*", zitiert nach ZURBONSEN, Chronicon, 1884, S. 39; die auf der Chronikfassung von Pater Hartmann basierende deutsche Übersetzung bei BÖHMER/LEIDINGER, Chroniken und Dokumente, 1998, S. 44, etwas verkürzt: „Viele Gebäude ließ dieser gute Abt errichten, unter anderem den Lektionengang und den Kreuzgang mit steinernem Fußboden und Glasfenstern und vieles mehr".

sondern in vermutlich mehreren Etappen erbaut und erst in gotischer Zeit unter Abt Ludbert seine Vollendung – unter Neuerrichtung des Lektionsganges – erlebt hat. Eine solche etappenweise Errichtung des Kreuzgangquadrums, das immer eine sehr umfangreiche, mit vielen Baudetails verbundene und damit kostenintensive Baumaßnahme für ein junges Kloster bedeutete,[1789] lässt sich bei einer Reihe von Zisterzienserklöstern beobachten, so im deutschsprachigen Raum in Maulbronn,[1790] Bronnbach,[1791] Eberbach,[1792] Loccum (Abb. 1285)[1793] und Ossegg (Abb. 695).[1794]

8.11.3.1.3. Funktion und Nutzung des spätromanischen Kreuzganges

Die Nutzung der beiden für die spätromanische Ausbaustufe erschlossenen Kreuzgangarme ergibt sich aus ihrer baulichen Einbindung: Während der Ostflügel primär als Verbindungsgang der anstoßenden Räume des ‚Mönchshauses' – Armarium, Kapitelsaal, Dormitoriumstreppe, Durchgang zum Garten, Abtskapelle, Parlatorium, Brüdersaal etc. (siehe Kap. C.8.11.2.1.2.) – diente und von diesen einen überdachten und schnellen Weg zur Kirche ermöglichte, hatte der Nordflügel in

[1789] Zum Themenkomplex ‚Kreuzgang' grundlegend LEGLER, Kreuzgang, 1989 sowie zu seinen vielschichtigen Einzelaspekten jüngst der Sammelband KLEIN, Kreuzgang, 2004 mit Gesamt- und Einzelanalysen sowie einer umfassenden Bibliographie zum Thema ‚Kreuzgang/Kapitelsaal' (KOSCH, Bibliographie, 2004).

[1790] ANSTETT, Maulbronn, 1994; S. 9–13, 44/48, 52; KNAPP, Maulbronn, 1997, S. 79–82, 102–103, 108–111, 118–119; HÖRSCH, Zisterzienserkreuzgänge, 2004, S. 245–247. Eine ältere Kreuzgangplanung (um 1201/10) zeigt sich an der Ostwand des Konversenflügels; ein neues Konzept vertritt um 1210/20 der vom sog. ‚Paradiesmeister' errichtete frühgotische Südflügel mit den jeweils anschließenden Jochen des Ost- und Westflügels, von ihm auch die Sockelzone des Brunnenhauses; der weitere Ausbau des Kreuzganges erfolge erst in der Zeit der Hochgotik: um 1260/70–1274 der Ostflügel, um 1300 der Nord- und um 1300/10 der Westflügel, das Brunnenhaus um 1340/50.

[1791] FRIESE/V. MÜNCHHAUSEN, Bronnbach, 1995, S. 7; BONGARTZ, Bronnbach, 2000, S. 8, 20–21. Anstelle eines älteren Kreuzganges zunächst der Ostflügel (um 1235) errichtet, dann wenig später, in modifizierten Bauformen, Nord-, West- und Südflügel; 1411 Neuerrichtung des Brunnenhauses; aufgrund statischer Schäden im 15./16. Jahrhundert Erneuerung der Gewölbe und z. T. der Maßwerkfenster im West- und Südflügel.

[1792] EINSINGBACH, Eberbach, 1991, S. 26–27, aktualisiert bei EINSINGBACH/RIEDEL, Eberbach, 2004, S. 71–74: Nord- und Südflügel und die Arkadenwand des Westflügels Mitte 13. Jahrhundert, Ostteil des Nordflügels und anschließende Nordhälfte des Ostflügels um 1260/70, dessen Südteil um 1350 neugebaut, im frühen 14. Jahrhundert auch die noch ausstehende Einwölbung des Westflügels. – Vgl. dazu auch HÖRSCH, Zisterzienserkreuzgänge, 2004, S. 251–254, v. a. Anm. 54; DEHIO Hessen II, 2008, S. 424.

[1793] Der Kreuzgang in Loccum wird zumeist als einheitliche Anlage um 1300 angesehen (BERNEBURG/KALKO, Loccum, 1997, S. 17; DEHIO, Bremen/Niedersachsen, 1992, S. 860), dürfte aber auch hier, nach den Bau- und Stilformen zu urteilen, etappenweise errichtet worden sein: zunächst der kreuzgratgewölbte Ost- und Südflügel mit rundstabbesetzten zweibahnigen Maßwerkfenstern, dann der nördliche ‚Lesegang' mit Kreuzrippengewölben und dreibahnigen Maßwerkfenstern ohne Rundstabauflage (der mittelalterliche Westflügel ist nicht erhalten, er wurde 1778–1780 neu gebaut).

[1794] KUTHAN, Böhmen und Mähren, 1982, S. 109–121; FEUERBACH, Ossegg, 2009. Eine ältere, spätromanische Kreuzgangplanung um 1230/40 anhand von Schildbogenresten an der Westwand des Klausurostflügels und einer Konsole in der Nordwestecke ablesbar; Außenwand Südflügel 2. Hälfte 13. Jahrhundert; Nordflügel und jeweils angrenzendes Joch des Ost- und Westflügels E. 13. Jahrhundert; 1. Hälfte 14. Jahrhundert Errichtung und Einwölbung von Ost-, Süd- und Westflügel, abschließend Errichtung des Brunnenhauses. – Leider wurde das Phänomen der etappenweisen Errichtung von Kreuzgängen – von offensichtlichen Beispielen wie Maulbronn abgesehen – bisher kaum wahrgenommen.

erster Linie die Funktion eines Leseganges für die abendlichen Lesungen aus den Collationes des Cassian. Durch die Anlage der Konversenpforte im Westteil der Langhaussüdwand (genauer: unter dem östlichen Obergadenfenster des Hauptschiffwestjoches), die möglicherweise nur eine ‚Notlösung' infolge der mutmaßlich verkürzten Ausführung des Langhauses darstellte (s.o.), diente der westliche Bereich dieses Flügels zudem noch als Zugangsweg für die Laienbrüder zur Kirche.

Recht bald scheinen die beiden Flügel darüber hinaus jedoch auch die Funktion als Bestattungsort für Wohltäter des Klosters übernommen zu haben. So sind für den Südteil des Ostflügels in den ‚Beschreibungen' Pater Hartmanns von 1708 insgesamt neun Grabplatten überliefert, von denen jedoch nur zwei mit einer Angabe des Sterbejahres – 1298 (?) und 1301 – versehen sind.[1795] Durch glückliche Umstände blieb eine dieser neun Grabplatten, jetzt an der inneren Westwand des Südquerhauses eingemauert, bis heute erhalten: der Grabstein der Hadwigis, der aufgrund stilistischer Kriterien in die Zeit um 1235/40 zu datieren ist (Kap. C.7.6.). Dadurch kann eine schon recht frühe Belegung des Kreuzgangostflügels erschlossen werden. Die Bestattung der Hadwigis um 1235/40 gehört damit zu den ältesten, nicht im Zusammenhang mit der Stifterfamilie stehenden Adelsbestattungen in einem deutschen Zisterzienserkloster (!), die sonst erst nach 1270 fassbar werden, etwa in Maulbronn.[1796]

Vermutlich ist im Kreuzgangostflügel auch die Familiengrablege der Edelherren zur Lippe zu suchen – als Stifterfamilie stand ihnen eine Familiengrablege auf dem Klostergelände zu (vgl. Kap. C.1.6.3.). Da ihnen die Kirche und zunächst (bis 1252) auch der Kapitelsaal allein schon durch die Ordenstatuten verwehrt blieb, wählten sie als Bestattungsort offenbar die Nordostecke des Kreuzganges – unmittelbar vor der Wandnische mit der Stiftermemorie (Kap. C.7.4.) und durch die erwähnte starke Frequentierung dieses Kreuzgangteiles durch die Mönche, deren *Memoria* sie dadurch sicher sein konnten, zweifelsohne einer der bevorzugtesten und damit nach Kirche und Kapitelsaal einer der ranghöchsten Bestattungsplätze im Kloster. Zudem war dieser Ort Anfang des Jahres 1230 – dem Zeitpunkt der als ersten (?) erfolgten

[1795] WIGGER, Antiquitates, 1898, S. 21–22; in – z. T. etwas freier – deutscher Übersetzung bei BÖHMER/LEIDINGER, Chroniken und Dokumente, 1996, S. 156–158.
[1796] Vgl. dazu UNTERMANN, Forma Ordinis, 2001, S. 89.

Beisetzung Hermanns II. zur Lippe – der mutmaßlich einzige fertiggestellte Bauteil des Kreuzganges.

Einen stichhaltigen Beweis für die vorangegangenen Überlegungen gibt eine archivalisch überlieferte Grabplatte, die sich in der Nähe des Kreuzgangportals, wohl im nordöstlichen Eckjoch (das heißt dem Nordjoch des Ostflügels!) oder im anschließenden Joch des Lektionsganges, befand: Es ist der Grabstein der Edelfrau Oda zur Lippe († 1243), geborener Gräfin von Tecklenburg, der Gemahlin Hermanns II. zur Lippe, die dort laut Inschrift gemeinsam mit ihrem Gatten und früh (?) verstorbenen Kindern bestattet war.[1797] Dadurch ist indirekt auch das Grab Hermanns II. († 25.12.1229) bezeugt, dessen Grabplatte aber zu Zeiten von Pater Hartmann nicht mehr erhalten war.[1798] Neben Oda und Hermann wurde schließlich auch ihre Tochter Oda († 1262), eine verheiratete Gräfin von Rietberg, bestattet[1799] – dies war offenbar der Ausgangspunkt für die Grablege der Rietberger Grafenfamilie (Kap. C.1.6.4.).

Weitere für Marienfeld bezeugte Bestattungen von Mitgliedern des Hauses Lippe, so von Bernhard IV. († 1275), Simon I. († 1344) und dessen Sohn Simon († 1334),[1800] dürften sich im Nordteil des östlichen Kreuzgangflügels, im Bereich vor der Wandnische (mit der Stiftermemorie) und dem Kapitelsaal, befunden haben – einem Bereich, für den Pater Hartmann 1708 auffälligerweise keine Grabplatten mit Inschriften überliefert: Möglicherweise waren die Grabsteine in diesem stark frequentierten Gangteil schon sehr abgetreten oder gar ganz beseitigt. Nur für den Abschnitt jenseits des Kapitelsaales führt er die erwähnten neun Grabsteine auf, darunter auch den eines ‚Hermann', der unter Umständen mit Hermann III. zur Lippe († 1274), dem Bruder Bernhards IV., zu identifizieren ist.[1801]

[1797] Wie Anm. 130.

[1798] Wie Anm. 131.

[1799] Wie Anm. 137.

[1800] GAUL, Rheda, 1955, S. 188 mit Verweis auf WUB III, 964 (Stiftung Bernhards IV. vom 3. Mai 1275 für das Seelenheil seines Vaters Bernhard III., seines Bruders Hermann III. († 1274) und sein eigenes Seelenheil) und Lipp. Reg. II, 844 (Stiftung Simons I. vom 11. August 1343 zu seinem eigenen Seelenheil). Weitere Hinweise bietet VAHRENHOLD, Marienfeld, 1966, S. 75: Er verweist auf WUB III, 1763, eine Memorienstiftung der Witwe Agnes und des Sohnes Simon I. von 1275 für das Seelenheil Bernhards IV. Dessen Jahrgedächtnis wurde laut LEDEBUR, Necrologium, 1827, S. 135, 189 am 3. Mai begangen. Zu dessen Enkel Simon († 1334) ebd., S. 143, 215: Jahrgedächtnis am 22. September.

[1801] WIGGER, Antiquitates, 1898, S. 22; „*In sexto: Quid sim vel fuerim, qui transis, discute pro me / Dicas: Hermanno parce benige Jesu*." Zu Deutsch nach BÖHMER/LEIDINGER, Chroniken und Dokumente, 1996, S. 157: „Auf dem sechsten: *Wer ich bin oder gewesen bin, das entscheide du, der du vorbei gehst, für mich. Und sprich: Gütiger Jesus, verschone Hermann.*"

Für diesen Gangabschnitt ist zudem ein weiteres, ebenfalls von Pater Hartmann nicht mehr erwähntes Grab überliefert: Vor dem Eingang des Kapitelsaales, also einem Bereich, den alle Mönche passieren mussten, wurde ein Laie und Wohltäter des Klosters, Albert von Paderborn († 1274), bestattet.[1802]

Innerhalb des Nordflügels ist außer dem Doppelgrab Hermanns II. zur Lippe und seiner Gemahlin Oda von Tecklenburg sowie ihrer Tochter Oda, Gräfin von Rietberg, nur ein weiteres Grab aus der Zeit vor dessen gotischem Neubau überliefert, die Grabstätte des Abtes Johannes I. (1255–1280), der sich hier möglicherweise aus Gründen der Demut bestatten ließ.[1803]

8.11.3.1.4. Zeitstellung der spätromanischen Bauphase

Leider haben sich zur Errichtung des spätromanischen Kreuzganges keinerlei archivalische Nachrichten, die einen Anhaltspunkt über die Entstehungszeit bieten könnten, erhalten. Durch den baulichen Zusammenhang mit der Ausgestaltung der Wandnische (Kap. C.7.4.) kann die zeitliche Entstehung jedoch etwa um 1220/30 angesetzt werden, das heißt gegen Ende von Bauphase III oder als eigenständige Phase IV.

Einen gewissen Anhaltspunkt könnten dabei auch die erschließbare Bestattung Hermanns II. zur Lippe 1230 sowie insbesondere die Grabplatte der Hadwigis (C.7.6.), die nach stilistischen Gesichtspunkten um 1235/40 entstanden sein dürfte, bieten. Da die beiden Grabstätten kaum inmitten einer Baustelle angelegt wurden, ist anzunehmen, dass zum damaligen Zeitpunkt der Kreuzgangostflügel vollendet gewesen sein dürfte.

[1802] Belege in Kap. C.8.11.2.1.2., Anm. 1702.

[1803] Im lateinischen Original der Chronik-Version A heißt es nach ZURBONSEN, Chronicon, 1884, S. „*Obiit autem VIII. Kal. Nov. et in porticu sc. in loco lectionis sepultus est*“. In der deutschen Übersetzung bei BÖHMER/LEIDINGER, Chroniken und Dokumente, 1998, die auf der Chronik-Version Hermann Hartmanns basiert, heißt es hingegen auf S. 39: „Er lebte noch eine Zeit lang und starb hochverdient am 25. Oktober. Begraben wurde er im Chorumgang [Übersetzungsfehler; richtig: Kreuzgang] auf der Epistelseite, genau vor dem Platz des Priors. Dort deckt nun ein einziger Stein drei Äbte: Johannes I. *(1255–1280)*, Johannes III. *(1361–1369)*, Werner *(1495–1498)*“. m – Der Grabstein hat sich, zweitverwendet als Fensterbank des östlichen Joches des Lektionsganges, bis heute erhalten.

8.11.3.2. Der gotische Kreuzgang[1804]

Vom gotischen Kreuzgang blieb mit dem sog. Lektions- oder Kollatiengang ein wesentlicher Bestandteil der Anlage erhalten. Hinzu kommen einige Befunde im Bereich des Querhauses über der Wandnische sowie in neuen Zusammenhängen wiederverwendete Bauteile (Spolien), die zusammen mit der chronikalen Überlieferung ein einigermaßen vollständiges Bild des gotischen Kreuzganges vermitteln. Demnach wurde der Kreuzgang unter Abt Ludbert (1284–1318/20) (weitgehend) neu errichtet.[1805] Davon hat sich der an das Langhaus der Kirche angrenzende Lektionsgang bis heute bewahrt (Abb. 448–449). Eine genaue Vorstellung seiner qualtätvollen, um 1300 anzusetzenden Architektur und Bauskulptur (Abb. 450), seiner Baubefunde, der einstmals vorhandenen spätgotischen Glasmalereien (Abb. 451) und seiner stilistischen Einordnung würde jedoch den Rahmen dieser Arbeit sprengen und soll daher an anderer Stelle erfolgen. Erwähnt sei zumindest, dass offenbar Schlusssteine und Rippenwerktücke der ab 1711 abgebrochenen Kreuzgangflügel im Osten, Süden und Westen bei den barocken Neubauten des nördlichen Seitenschiffes (1714) und der beiden Chorumgangskapellen (um 1717/20) wiederverwendet wurden.

8.11.4. Die Gebäude im direkten Umfeld des Klausurgevierts

Pater Hartmann gibt einige wichtige Hinweise zu den Gebäuden westlich des Klausurgevierts: „Auf der anderen Seite des Richthauses befand sich der Garten mit dem kleinen Haus des Subpriors, ihm gegenüber lag westlich das [die] *domus piscatoria*, das Fischhaus genannt, samt einem Stall für die Ackerpferde. Alle diese Gebäude wurden beim Bau des neuen Abthauses beseitigt“.[1806] Leider ist die Entstehungszeit dieser Bauten nicht näher überliefert, doch dürften sie zumindest spätmittelalterlichen Ursprungs gewesen sein. Pater Hartmann beschreibt des

[1804] LÜBKE, Westfalen, 1853, S. 144; NORDHOFF, Kreis Warendorf, 1886, S. 143, dazu Fig. 71–73; TRÖLLER, Marienfeld, 1935, S. 5; DEHIO, Niedersachsen und Westfalen, 1935/1949, S. 369, 371; HÖLKER, Kreis Warendorf, 1936, S. 222, dazu Abb. 325–334; HOLLÄNDER, Marienfeld, 1950, S. 14–15; WERLAND, Marienfelder Chronik, 1968, S. 70, dazu Abb. S. 78, 79; DEHIO, Westfalen, 1969, S. 318; THÜMMLER, Marienfeld, 1972, S. 12; SCHULZE, Klöster, 1982, S. 383; HOPPE/SIEMANN, Marienfeld, 1985, S. 35; METTE, Klosteranlagen, 1993, S. 37, 44; SIGRIST/STROHMANN, Baugeschichtliche Befunde, 1995, S. 188–200; KEMPKENS, Marienfeld, 2011, S. 25–26; DEHIO, Westfalen, 2011, S. 406.

[1805] S. oben Anm. 1660 mit Quellenzitat.

[1806] BÖHMER/LEIDINGER, Chroniken und Dokumente, 1998, S. 136–137; lateinisches Original: WIGGER, Antiquitates, 1898, S. 8: „*Ad alteram vero istius iuridicae domus partem erat hortus cum domuncula subprioratus, atque e regione subprioratus versus occidentem sita erat domus piscatoria,* ‚das Fischhauß' *dicta, cum equili seu stabulo rusticano, quae omnia per exstructionem novae abbatiae sunt sublata.*“

weiteren auch den Bereich nördlich von Klausur und Kirche. Zu den beim Bau des neuen Abteigebäudes beseitigten Baulichkeiten gehörte „ebenso auch der Teil der Mauer, der den Friedhof umgab, mit seinem Tor, das einst den Zugang zur Klausur und zum Richthaus versperrte. (Bei diesem Tor waren noch die Mauerreste eines kleinen Hauses mit seinem Schornstein [besser: kleinen Kamin] zu sehen, das der Pförtner bewohnt hatte, wenn er wachen musste.) Auf der anderen Seite dieses Mauerzuges am Friedhof befand sich nach Osten hin ein ähnliches Tor, dort die Klausur begrenzend. Nahe bei diesem Tor ist heute das alte ‚Wüllhaus' zu sehen, so genannt, weil die Laienbrüder dort die Wolle für die Kleidung verarbeiteten".[1807] Der Friedhof des Klosters lag in der bei den Zisterziensern üblichen Form auf der Nord- und Ostseite der Kirche vor dem nördlichen Seitenschiff und dem Chorumgang, wie es auch noch auf den Vogelschauansichten vom Ende des 18. Jahrhunderts (M-BQ 9–15) – allerdings in stark reduzierter Form – der Fall ist: Seit der barocken Neugestaltung wurde das Friedhofsareal im Osten bereits in Höhe der Westwand des Querhauses durch eine Mauer abgeteilt, Im Westen endet es in der Flucht der Kirchenwestfassade, doch scheint es sich ehedem auch hier noch weiter nach Westen erstreckt zu haben, worauf der von Hartmann erwähnte Abbruch der alten Friedhofsmauer, die auf eine Erneuerung unter Abt Arnold von Bevern (1443–1478) zurückging,[1808] hinweist. Das im selben Zusammenhang erwähnte Torgebäude mit zugehöriger heizbarer Wachstube für den Pförtner schloss nach der Beschreibung Hartmanns den Vorplatz vor der Kirchenwestfassade und dem Eingangsgebäude zur Klausur ab und schirmte diesen so vom vorgelagerten Wirtschaftshof des Klosters ab. Eine vergleichbare Situation mit äußerem und innerem Torhaus gab es im Zisterzienserkloster Amelungsborn, wo zusätzlich zum äußeren Torgebäude mit Laienkapelle, das im 18. Jahrhundert einer barocken Zufahrt weichen musste, ein noch heute erhaltenes inneres Torhaus den Zugang zum Kernbereich des Klosters

[1807] Jeweils ebd. Das lateinische Original lautet: „*Similiter sublata est et pars muri coemiterium ambientis, cum sua porta, quea olim clausurae et iuridicae domus accessum intercluserat, (ubi ad portam illam visebantur rudera domunculae cum caminulo, quam portarius istius portae advigilans incoluerat), prout ad alteram eiusdem coemiterialis muri seriem, versus orientem similis porta erat, ibi clausuram terminans. Pone eandem portam hodiedum cernitur antiqua domus lanaria* ‚das Wüllhauß' *dicta, eo quod ibidem fratres conversi lanificia tractassent, in usum vestium*."

[1808] BÖHMER/LEIDINGER, Chroniken und Dokumente, 1998, S. 77: „Den Kirchhof umgab er mit einer neuen Mauer, zunächst von der Klosterkirche bis zur Mauer des Klosterhofes, und dann von der Krankenpforte [?, evtl. das östliche Torhaus?] zum Hof hin bis zum Gemach des Priors [im Klausurostflügel] und bis zum Ostportal der Kirche [?]".

abschirmte.[1809] Das zweite von Hartmann erwähnte Tor könnte im Bereich der heutigen barocken Toranlage von 1721 vor dem nördlichen Querhaus der Kirche gelegen haben, wo es – wie heute – den Zugang zum ‚Haupteingang' der Kirche gestattete und zugleich das Gelände des Friedhofs, der bereits zum Klausurbereich zählte, vom übrigen Klosterhof, zu dem auch das erwähnte ‚Wüllhaus' gehörte, markant abgrenzte. Auf den östlich der Kirche gelegenen Teil des Friedhofs war die in den mittleren Strebepfeiler des östlichen Chorumgangsflügels eingefügte Totenleuchte ausgerichtet.[1810] Deren Anlage ging auf eine Weisung von Abt Nikolaus (1322–1344), den Erbauer des Chorumganges, zurück.[1811]

Im Bereich des Friedhofs, wohl in seinem Ostteil, ist auch der ursprüngliche Standort der steinernen Kalvarienberggruppe anzunehmen,[1812] die ehemals auf einem altarähnlichen Sockelblock stand, dessen Platte auf einem erneuerten Sockel auf dem heutigen Friedhof östlich der Kirche erhalten blieb. Darüber befand sich bis 1926 die als Friedhofskreuz weiterverwendete Kreuzigungsgruppe, die damals an Ort und Stelle durch einen Abguss des Corpus ersetzt wurde, während die Originalfiguren an der inneren Westwand des Kreuzgangflügels Aufstellung fanden.[1813]

Die aus Baumberger Sandstein gefertigte Gruppe, bestehend aus dem Gekreuzigten, den trauernden Maria und Johannes Evangelist sowie der knienden Maria Magdalena, dürfte in der Zeit um 1535–40, möglicherweise noch in der Spätzeit des Abtes Heinrich Münstermann (1498–1537), in Münster in der Werkstatt von Johann

[1809] RÖCKENER, Amelungsborn, 1998, Abb. S. 3 (Merian-Stich von 1654), zum inneren, im Kern gotischen Torhaus S. 22.

[1810] HOPPE/SIEMANN, Marienfeld, 1985, S. 46.

[1811] ZURBONSEN, Chronicon, 1884, S. 48: „*Ipse etiam ordinavit, quod cerei habentur in elevatione hostie ad omnia privata altaria preter ad altare s. Crucis, item lumen in cimiterio de nocte*"; in deutscher Übersetzung bei BÖHMER/LEIDINGER, Chroniken und Dokumente, 1998, S. 55: „Er ordnete auch an, daß bei der Erhebung der Hostie an allen Privataltären, außer dem Hl.-Kreuz-Altar, Kerzen brannten, ebenso des Nachts ein Licht auf dem Friedhof". Ähnlich LEDEBUR, Necrologium, 1827, S. 181: „Er verordnete für immer ein Nachtlicht auf dem Friedhof,...".

[1812] Auf den historischen Vogelschauansichten der Zeit um 1800 (M-BQ 9–15) ist die Kreuzigungsgruppe seltsamerweise nicht dargestellt. Möglicherweise befand sie sich damals im Südosten der Abteikirche und wurde daher von dieser verdeckt. Da die genannte Totenleuchte den Ostteil des Friedhofs beleuchtete, ist anzunehmen, dass dieser damals den wichtigsten Teil des Friedhofs ausmachte und hier entsprechend auch die Kreuzigungsgruppe aufgestellt war, doch sind natürlich auch eine oder mehrere Umsetzungen der Gruppe nicht auszuschließen.

[1813] NORDHOFF, Kreis Warendorf, 1886, S. 151; HÖLKER, Kreis Warendorf, 1936, S. 241/242, Nr. 12, dazu Abb. 357; HOLLÄNDER, Marienfeld, 1950, S. 15; WERLAND, Marienfelder Chronik, 1968, S. 99, dazu Abb. S. 88 (u. a. am alten Standort auf Friedhof 1925); DEHIO, Westfalen, 1969, S. 319; THÜMMLER, Marienfeld, 1972, S. 14; HOPPE/SIEMANN, Marienfeld, 1985, S. 35; sowie v. a. FABIAN, Friedhofscrucifixi, 1986, S. 257–259 (mit eingehender Zustandsbeschreibung); DIE BRABENDER, 2005, S. 254, Kat. Nr. *80 (Reinhard Karrenbrock); KEMPKENS, Marienfeld, 2011, S. 38; DEHIO, Westfalen, 2011, S. 406. – HOLLÄNDER und HOPPE/SIEMANN geben als früheren Standort den sog. Kreuzteich nördlich des Klosters an, doch dürfte dies kaum der ursprüngliche Aufstellungsort gewesen sein.

Brabender, vermutlich unter Mitarbeit von dessen Bruder Franz Brabender, geschaffen worden sein.

Die Ostansicht von Kirche und Klausur dürfte weitgehend unverstellt gewesen sein, hier sind neben dem Friedhof Gemüsegärten als Vorgänger des barocken Abtsgartens zu vermuten.

Östlich vor der Südostecke des Klausurgevierts kann der Platz des Abtshauses lokalisiert werden[1814] – eine nicht ungewöhnliche Position: Bei Zisterzienserklöstern war das Abtshaus in der Regel östlich des Klausurgevierts angeordnet, so etwa in Cîteaux und Clairvaux, Kappel und Zinna.[1815] Im Kloster Chorin hat sich das Abtshaus an entsprechender Stelle im Südosten der Klausur sogar bis heute erhalten, für die Klöster Altenberg und Bronnbach ist es für diesen Bereich zumindest bildlich überliefert.[1816] Ein separater, unabhängig bewirtschafteter Wohn- und Repräsentationsbereich für den Abt, wie er seit dem 13. Jahrhundert im Bauprogramm eines Zisterzienserklosters üblich wurde,[1817] scheint auch in Marienfeld schon recht bald nach Fertigstellung des Mönchstraktes und der Klausurbauten errichtet worden sein: So ist zu Abt Ludbert (1284–1320) überliefert, er habe auch eine ‚Abtskemenate' errichten lassen.[1818] Dieses erste, möglicherweise bereits an derselben Stelle gelegene Abtshaus wurde von Abt Arnold von Bevern (1443–1478) durch einen hoch aufgeführten Neubau ersetzt, den er mit einer Mauer umgeben ließ, die „von der Lutter bis zum Fischteich der Kranken" im Süden des

[1814] Laut Hermann Hartmann (WIGGER, Antiquitates, 1898, S. 9; BÖHMER/LEIDINGER, Chroniken und Dokumente, 1998, S. 138) wurde das Refektorium im ehemaligen Parlatorium eingerichtet, da letzteres in der Nähe der ‚Günne' [=des Abtshauses] lag. Das Abtshaus ist nach den überlieferten Fakten und gemäß der Tradition der Klosterbaukunst (so schon auf dem St. Galler Klosterplan) als eigenständiger Baukörper anzusehen. Demnach ist die Lokalisierung des ‚Günne' genannten Gebäudes innerhalb des Südflügels irrig (So bei RENSING, Klosterbauten, 1935, S. 82 (als an das Refektorium anschließendes Gebäude); HÖLKER, Kreis Warendorf, 1936, S. 263; WERLAND, Marienfelder Chronik, 1968, S. 116–119; METTE, Klosteranlagen, 1993, S. 37).

[1815] UNTERMANN, Forma Ordinis, 2001, S. 69/70 (mit Quellennachweis); das dort ebenfalls aufgeführte Kloster Lehnin gehört jedoch nicht sicher in diese Reihe: Das ‚alte Abtshaus' befindet sich nordwestlich der Kirche, während das südöstlich der Klausur gelegene sog. ‚Königshaus', das gelegentlich als ‚neues Abtshaus' gedeutet wird, neuerdings als Hospital/Infirmerie angesehen wird (WARNATSCH, Lehnin, 1998, S. 56–57).

[1816] Chorin: BINDING/UNTERMANN, Ordensbaukunst, 1985, S. 201, Abb. 207; eingehender: ERDMANN, Chorin, 1994, S. 45 (Bauzeit um 1280/85), dazu Abb. S. 35 o., 49, 63. – Altenberg: Vogelschauansicht des Klosters von Johann Jacob Sator, 1707 („15. alte Abteÿ"). – Bronnbach: Vogelschauansicht des Klosters von Caspar Merian, um 1680 („i. Der alte Abteÿbauw"), abgebildet bei BONGARTZ, Bronnbach, 2000, S 4, zum Abtshaus auch kurz S. 24.

[1817] UNTERMANN, Forma Ordinis, 2001, S. 69.

[1818] ZURBONSEN, Chronicon, 1884, S. 38: „*Inter cetera edificia construxit [...] camenatam abbatum, [...]*".

Klosters reichte.[1819] Dieser spätgotische Neubau entsprach aber offenbar schon 50 Jahre später nicht mehr den gesteigerten Repräsentationsbedürfnissen des Abtes Heinrich Münstermann (1498–1537), und so ließ dieser bis zum Jahre 1514 (s.u.) abermals „ein neues Abthaus [...] errichten, allgemein die ‚Günne' genannt, ein sehr massiver, fast unzerstörbarer Bau".[1820] Im Zusammenhang mit dem Abbruch des Gebäudes liefert der Chronist Hermann Hartmann eine sehr eingehende, aufschlussreiche Beschreibung des Bauwerkes, die daher hier (in Übersetzung) vollständig wiedergegeben werden soll: „..., und zwar riß man gegen Ende des Jahres [1714] zunächst jenes große Haus bis auf den Grund ab, das man einst ‚Günne' nannte. Es stand nur 200 Jahre, seitdem es der 25. [26.] Abt Heinrich Münstermann unter großen Kosten begonnen und 1514 vollendet hatte. Es war ein berühmtes Bauwerk, vor allem wegen der Privatgemächer des Abtes, der es einst bewohnte, und wegen der angrenzenden, durch festlichen Gottesdienst geheiligten Kapelle, die ebenfalls sehr verehrungswürdig war wegen der wunderbaren Geschehnisse um jene zwei Kopfreliquiare, die sich unter Abt Georg Rhode [1598–1600] in ihr zutrugen und von denen wir bereits berichtet haben. In ihr befand sich übrigens ein wunderschöner Altar. Als der Brandenburgische Kurfürst einst dessen Tafelbild erblickte, das mehrere Tausend Mark wert war und mit bewunderswerter Kunstfertigkeit gemalt war, bat er, man möge es ihm schenken. Sehr ungern nur wurde ihm schließlich seine Bitte erfüllt, und er nahm es nach Berlin mit, nachdem er die Schenkung mit gewissen, ansehnlichen Privilegien vergolten hatte. Das alte Abthaus rühmte man auch sonst wegen seiner Wirtschaftsräume und Kammern, ebenso wegen eines von zwei dicken Mauern umschlossenen geheimen Aufbewahrungsraumes, durch eiserne Türen außen und innen gesichert und sehr geräumig gebaut, vor Brand und Raub sicher; ferner wegen der drei Stockwerke über und der gewölbten, gipsverputzten Vorratsräume unter der Erde, weshalb, auch wenn die einzelnen Kammern tiefer lagen als das Mühlwasser ringsum, dennoch kein Wasser seine Mauern oder den Steinboden durchdringen konnte. Ein – wie ich bereits sagte – berühmtes Bauwerk also, auch angesichts der Stärke seiner Mauern: Über 1000 Jahre hätte es unzerstört überdauern können. Weil es jedoch ganz außerhalb der Fluchtlinie des Neubaues stand, wäre es niemandem mehr von Nutzen

[1819] BÖHMER/LEIDINGER, Chroniken und Dokumente, 1998, S. 77. Vgl. oben, Anm. 1670.
[1820] Ebd., S. 91.

gewesen. Man mußte es daher abreißen. Viel Baumaterial, Holz und Steine, konnten von ihm jedoch für das neue [Kloster]Gebäude verwendet werden“.[1821] Möglicherweise wurde ein Teil des Steinmaterials beim Bau des um 1720 neu errichteten östlichsten Strebepfeilers des Lektionsganges wiederverwendet, dessen saubere Sandsteinquader spätmittelalterliche Steinmetzzeichen aufweisen.

Wie der Beschreibung von Pater Hartmann zu entnehmen ist, handelte es sich bei der zumindest teilweise von Wasser umgebenen ‚Günne’ um einen höchst anspruchsvollen und ausgeklügelten Bau samt eigener Kapelle, der auch aufgrund seiner Dimensionen – ein großes Bauvolumen mit insgesamt vier Etagen – zu den bedeutendsten Profanbauten der Spätgotik in Westfalen gehörte.

Das gemäß den Ordensvorschriften unabdingbare Klosterspital (*infirmaria*), zumeist im Osten der Klausur angeordnet, lag in Marienfeld südlich des Klausurgevierts, parallel zu dessen Südtrakt. Seine Erbauungszeit ist leider nicht überliefert, doch existierten seine Gebäude bereits, als Abt Hermann (1410–1443) den erwähnten Verbindungsgang zwischen diesem und dem Sprechzimmer der Laien (im Klausursüdflügel) errichten ließ.[1822] Weitere Aufschlüsse geben die Beschreibungen von Hermann Hartmann: 1708 schilderte er den Bau im Zusammenhang mit der ‚Fleischküche’ (im ehemaligen Kalefaktorium) im Ostteil des Südflügels: „Von dieser Küche aus wurden auch für die Kranken im damals gegenüber gelegenen Hospital die Speisen gereicht. Dieser ganze Bau, jetzt ‚Emmaus’ genannt, war mit seinen drei Krankenräumen einst das Hospital, aufgeteilt in verschiedene Zellen, in denen die Kranken von ihren Betten aus den Priester beim Opfer in der Kapelle sehen und hören konnten“.[1823] 1715 überlieferte er in seiner Ergänzung der ‚Marienfelder Chronik’ weitere Informationen: „Im selben Jahr [1714] wurde nun jener lange südliche Flügel des Klosters vollendet, mit der Küche und den

[1821] BÖHMER/LEIDINGER, Chroniken und Dokumente, 1998, S. 118/119 (der lateinische Originaltext bisher unpubliziert).

[1822] Unklar bleibt, worauf sich die Bezeichnung bezieht, die bei BÖHMER/LEIDINGER, Chroniken und Dokumente, 1998, S. 71 mit „Umgang der Kranken“ übersetzt wurde. In der Tat besaßen einige Klosterspitäler wie etwa in Eberbach einen eigenen Kreuzgang (BINDING/UNTERMANN, Ordensbaukunst, 1985, S. 214).

[1823] BÖHMER/LEIDINGER, Chroniken und Dokumente, 1998, S. 139; lateinisches Original bei WIGGER, Antiquitates, 1898, S. 10: „..., *ex qua culina quoque in infirmitorio, tune e regione sito, infirmis cibi porrigebanter. Totum namque illud aedificium, nunc ‚Emaus’ dictum, cum tribus illis cameris hospitum, fuit olim infirmaria, in varias cellulas distincta, in quibus infirmi suis in lectulis sacerdotem in sacello litantem possent vel videre vel audire*.“

Refektorien des Abtes und des Konventes, und anderen Wirtschaftsräumen, die genau dort errichtet worden waren, wo man das alte Krankenhaus bis zur Kammer des Priors abgerissen hatte, ein riesiger Steinhaufen. Dabei war dieses Krankenhaus kaum 30 Jahre zuvor von Abt Cuelmann mit großen Kosten zu einem Empfangshaus für die Gäste umgebaut worden. Dieses war einst so zweckmäßig angelegt, daß jeder Kranke in seiner abgegrenzten Zelle von der Tragbahre aus den Priester sehen und hören konnte, wenn er in der kleinen Kapelle ebendort das Meßopfer feierte".[1824] Demnach umfasste das Hospitalgebäude drei Krankenräume – für die Mönche und die Konversen – sowie eine Kapelle, die vermutlich den Ostabschluss des Baues bildete. Dabei war das Innere in der für mittelalterliche Hospitalbauten typischen Weise so konstruiert, dass von jedem Liegeplatz aus der Gottesdienst am Altar der Kapelle mitverfolgt werden konnte. Wohin die Krankenstation verlegt wurde, als unter Abt Bernhard II. Cuelmann (1681–1705) um 1685/90 im Hospitalbau die Gästeunterkünfte eingerichtet wurden, bleibt unerwähnt. Die Umnutzung als Gästehaus hing offenbar zusammen mit dem etwa gleichzeitigen Abbruch des Gästehauses bei der äußeren Klosterpforte.[1825]

8.11.5. Die Baulichkeiten außerhalb der Klausur

8.11.5.1. Die Bauten im Bereich der äußeren Klosterpforte: Wadenhart-Kapelle, Tor, Laienhospiz, Gästehaus sowie die Wirtschaftsgebäude[1826]

Wie bereits dargelegt, sind im Bereich der äußeren Klosterpforte die (hölzernen) Bauten des Gründungsklosters zu vermuten. Ihren Mittelpunkt bildete die sogenannte Wadenhart-Kapelle, deren Patrozinium leider nicht überliefert ist. Sie entstand auf dem bischöflichen Hof Wadenhart als Pfarrkirche der Kleinbauerschaft Hundingen und der umliegenden Bauerschaften. Offenbar schon bald nach ihrer Errichtung wurde sie 1134 von Bischof Werner von Münster (1132–1151) dem 1130 gegründeten Benediktinerkloster Liesborn übertragen, wurde aber offenbar nur unzureichend betreut und kam schließlich an den Bischof zurück.[1827] Mit der

[1824] BÖHMER/LEIDINGER, Chroniken und Dokumente, 1998, S. 120.

[1825] Ebd., S. 119; vgl. die Ausführungen zum Gästehaus weiter unten.

[1826] Ein kursorischer Überblick dazu bei HÖLKER, Kreis Warendorf, 1936, S. 264.

[1827] WERLAND, Marienfelder Chronik, 1968, S. 16, 18; LEIDINGER, Zisterzienserabtei, 1998, S. 14, dazu Anm. 7, 8 mit Quellennachweis; eine Übersetzung der Urkunde vom 3. November 1186 bei. BÖHMER/LEIDINGER, Chroniken und Dokumente, 1998, S. 179/180. – Der Name „Wadenhart" begegnet Leidinger zufolge noch bis ins 14. Jahrhundert

Übergabe des etwas heruntergekommenen Kirchleins[1828] als (ausschließliches) Oratorium des neu gegründeten Zisterzienserklosters Marienfeld am 3. November 1186 durch Bischof Hermann II. von Münster (1174–1203) dürften außer einigen erforderlichen Renovierungsmaßnahmen keine gravierenden Umgestaltungen an dem hochromanischen Saalbau vorgenommen worden sein. Mit dem Beginn der Konventsgottesdienste in der neuen Abteikirche – eventuell schon nach Fertigstellung des Chores um/nach 1200, spätestens aber mit der Abschlussweihe 1222 – wurde die Wadenhart-Kapelle als Laienkapelle, die nun außerhalb des Klosterbezirkes lag, wieder für die Gottesdienste der Bevölkerung geöffnet, ohne jedoch dabei die an die Kirche zu Harsewinkel übertragenen Pfarrrechte zurückzuerhalten (vgl. Kap. C.1.2.). Hinzu kam die besondere Funktion als Frauenkapelle, da Frauen den Klosterbereich nur in Ausnahmefällen betreten durften und ihnen daher allein die Torkapelle vor der Klosterpforte offen stand.[1829]

Unter Abt Nikolaus (1322–1344) fanden umfangreiche Neubaumaßnahmen im Bereich der äußeren Klosterpforte, wo noch immer die hölzernen Bauten der Gründungszeit standen, statt: „In Stein ließ er das große Tor zum Kloster errichten, die Kapelle davor, das Pförtnerhaus und das Gasthaus für die Frauen vor dem Tor und das Krankenhaus mit der Kapelle“.[1830] Im Zuge dieser Maßnahmen erfuhr die Wadenhart-Kapelle, nun Torkapelle, eine durchgreifende Neugestaltung: Vermutlich unter Nutzung der alten Fundamente und unter möglicher Einbeziehung von Teilen des aufgehenden Mauerwerkes[1831] wurde der mutmaßlich bis dato flachgedeckte und nur durch kleine Fenster beleuchtete Saalbau in einen hellen gotischen Sakralraum mit großen Maßwerkfenstern und Gewölbe verwandelt. Diese Schlüsse erlauben neben alten Ansichten insbesondere die Baubefunde am Unterteil der Kapellenostwand (Abb. 452), der dem Abbruch Anfang des 19. Jahrhunderts

[1828] LEIDINGER, Gründung, 1985, S. 193, dazu Anm. 39.

[1829] Vgl. etwa BINDING/UNTERMANN, Ordensbaukunst, 1985, S. 214; Tor-/Frauenkapellen haben sich etwa in Loccum, Riddagshausen, Hude und Lehnin erhalten.

[1830] Wie Anm. 1657. – NORDHOFF, Kreis Warendorf, 1886, S. 157 schreibt die Errichtung der „Fremdenkapelle“ irrtümlich erst der Bautätigkeit des Abtes Reinking (1748–1757) zu.

[1831] Der heute allein erhaltene Unterteil der Ostwand (s.u.) zeigt im Bereich der gotischen Fensternische und der Piscina (s.u.) keinerlei Störungen des Mauerwerkes, so dass die Wand unter Verwendung von Abbruchmaterial im 14. Jahrhundert neu aufgemauert worden sein dürfte. Eine weitergehende Wiederverwendung aufgehender Mauerpartien, etwa im Bereich der Längswände, ist aber nicht auszuschließen.

entgangen ist und erhalten blieb, da er bis Anfang der 1960er Jahre als Wand eines kleinen Schuppens diente.[1832]

Demnach war der rechteckige Bau außen §§ m, innen §§ m breit, die Längenerstreckung kann hingegen nur durch archäologische Untersuchungen geklärt werden. Er war mit einem Satteldach überdeckt, auf dem mittig ein offener Dachreiter mit schlanker Spitze saß, der unter Abt Arnold (1443–1478) zusammen mit denen der Abteikirche und der Herbergskapelle (s.u.) erneuert wurde.[1833] Ein Portrait (M-BQ 5) des Abtes Bernhard II. Cuelmann (1681-1705) zeigt im Fensterausschnitt (Abb. 60) den Bereich der Klosterpforte mit der Wadenhart-Kapelle,[1834] die hier – trotz des genauer dargestellten Dachreiters und der dunklen Schieferdachdeckung – in offenbar etwas schematischer Weise mit zwei einfachen Rechteckfenstern in der nördlichen Langwand wiedergegeben ist. Die Vogelschauansichten des späten 18./frühen 19. Jahrhunderts (M-BQ 9–15; Abb. 70a) schildern sie hingegen mit drei Spitzbogenfenstern, was eher der Realität entsprochen haben dürfte. An dem erhaltenen Teil der Ostwand findet sich mittig ein Rücksprung mit schrägen Laibungen, der sich als bis zum Boden herabgezogene Nische eines gotischen Maßwerkfensters zu erkennen gibt, wie sie in entsprechender Weise an den Fenstern des gotischen Chorumganges der Abteikirche begegnen, der ebenfalls unter Abt Nikolaus errichtet wurde, so dass man hier dieselbe Bauhütte vermuten darf.

Im Wandabschnitt südlich der Fensternische hat sich eine auffällige spitzbogige Nische erhalten, deren Rahmung und ‚Gehäuse' vollständig aus Osning-Quadern gebildet ist und sogar von der Außenseite her sichtbar wird. Dort haben sich auch Ansätze einer Abflussrinne bewahrt, die die Nische als Piscina kenntlich machen. Das charakteristische Ausgussbecken ist in seinem vorkragenden Teil heute abgeschlagen, der rückwärtige Teil wird zum Teil durch den Sockel für einen modernen Abguss der Madonnenstatue vom Kreuzgangportal überdeckt. In der benachbarten Südostecke der Kapelle blieb zudem der Sockelstein eines Eckdienstes erhalten, somit ein eindeutiger Hinweis auf die Einwölbung der Kapelle.

[1832] WERLAND, Marienfelder Chronik, 1968, S. 18, dazu Abb. S. 17 oben.
[1833] BÖHMER/LEIDINGER, Chroniken und Dokumente, 1998, S. 78, zum Dachreiter der Abteikirche S. 77.
[1834] WERLAND, Marienfelder Chronik, 1968, Abb. S. 225 (kaum erkennbar); BEINE, Widukind, 1997, Abb. S. 11 (als Ausschnitt); WESTFALIA PICTA, Bd. VII, 2002 , S. 138, Nr. 183, dazu Abb. 89.

Entsprechend den drei Fenstern der Langwände dürfte sie dreijochig überwölbt gewesen sein.

Vor der Westfassade der Kapelle führte der Torweg auf die äußere Klosterpforte zu. Deren Torhaus wurde, wie der zitierten Nachricht aus der ‚Marienfelder Chronik' zu entnehmen ist, unter Abt Nikolaus in Stein erneuert. Seine spätmittelalterliche Gestalt ist allein auf dem erwähnten Portrait des Abtes Cuelmann (M-BQ 5) überliefert (Abb. 60): Demnach wurde die spitzbogige Durchfahrt von zwei seitlichen Nischen (?) flankiert und von zwei Freigeschossen überhöht, wobei das obere östlich leicht eingezogen war. Beide Geschosse waren mit zwei kleinen Rechteckfenstern versehen. Den Abschluss bildete ein quergestelltes Satteldach, das in der Mitte von einem Kreuz bekrönt wurde. Die niedrige Höhe des Ziegeldaches lässt darauf schließen, dass die Obergeschosse des Torhauses nur wenig Tiefe besaßen und möglicherweise nur schmale Wehrgänge aufnahmen. Das östlich an das Torhaus anschließende Gebäude, zum Teil von der Wadenhart-Kapelle verdeckt, war nur eingeschossig, wurde aber von einem hohen ziegelgedeckten Satteldach überfangen, was auf eine größere Breite schließen lässt. Offenbar sprang dieses Gebäude, wohl ein weiteres Wirtschaftsgebäude, sogar vor die Flucht des Torhauses vor, während das westlich angefügte, anderthalbgeschossige Wirtschaftsgebäude die Fluchtlinie des Torhauses fortführte. Es war mit einem braunen Holz(?)dach gedeckt, über dem auf dem Gemälde ein Schieferdach mit Dachreiter erscheint. Gegen die Annahme, es handle sich um das Dach der Abteikirche, spricht die offene Form des Dachreiters und die fehlende Andeutung des Querhausgiebels. Demnach dürfte es sich eher um die ebenfalls unter Abt Nikolaus errichtete Kapelle des Fremdenhospizes handeln. Anlässlich ihres Abbruchs machte Pater Hartmann folgende Notizen: „Abgerissen wurde in ebendemselben Jahr [1714] auch die sogenannte Krankenkapelle, mit schönem Glockenturm und schöner Decke, solange sie noch im Gebrauch war. Vordem war sie an das Fremdenhaus dicht neben der Pforte gebaut worden und so angelegt, daß die Kranken, auf ihren Decken und Matten liegend, durch eine Flügeltür in der Wand den Priester am Altar sehen und hören konnten. Diese Kapelle stand jedoch damals leer und diente keinem Zweck mehr, da das Krankenhaus selbst bereits 30 Jahre zuvor von Abt Cuelmann

abgerissen worden war, weil es einzustürzen drohte“.[1835] Weitere Informationen zum Hospiz und seiner Kapelle überliefert er in seinen ‚Beschreibungen’ von 1708: „Neben der vorderen Klosterpforte stand einst das Hospital der Fremden [Pilger], in dem die Kranken von ihren Betten aus durch die Gitter der sich anschließenden Kapelle die Priester am Altar sehen konnten. Dieses Fremdenhospital wurde später eine Zeit lang von den Schreibern bewohnt, schließlich verfiel es teilweise oder wurde teilweise abgerissen“.[1836] Dem Gemäldeausschnitt nach zu urteilen dürfte das Fremdenhospital bereits innerhalb der Klostermauer hinter der Pforte gelegen haben. Auch hier waren – wie bei dem Klosterspital beobachtet – Krankensaal und östlich anschließende Kapelle in der typischen Bauweise mittelalterlicher Hospitäler miteinander verbunden. Seine Errichtung dürfte vor 1336 erfolgt sein, da in jenem Jahr – vermutlich anlässlich der Inbetriebnahme – eine Haus- und Speiseordnung für das Armenhospital erlassen wurde.[1837] Die Frequentierung des Spitals scheint später rapide abgenommen zu haben, so dass der Bau dann zur Schreiberunterkunft umgenutzt wurde, ehe er dem Verfall preisgegeben und schließlich um 1685 unter Abt Bernhard Cuelmann (1681–1705) wegen Baufälligkeit bis auf die Kapelle abgebrochen wurde. Letztere, erst 1714 niedergelegt, besaß offenbar ein Gewölbe („schöne Decke“) und dürfte – nach der Abbildung zu urteilen – als rechteckiger Saalbau angelegt worden sein. Ihr schlanker Dachreiter wurde wie derjenige der Torkapelle (Wadenhart-Kapelle) unter Abt Arnold (1443–1478) erneuert.[1838] Auch für diese Kapelle ist das Patrozinium leider nicht überliefert.

Die weiteren Ausführungen Hermann Hartmanns handeln über die nahebei gelegenen Frauenhäuser: „Dann waren bei jener großen Pforte noch zwei Häuser gebaut worden, ‚das große und lütke Frauenhaus’ genannt, um die Frauen zu empfangen und zu versorgen, die mit den Brüdern verwandt waren oder ihnen sonst nahestanden,

[1835] BÖHMER/LEIDINGER, Chroniken und Dokumente, 1998, S. 119.

[1836] Ebd., S. 137, lateinischer Text bei WIGGER, Antiquitates, 1898, S. 8: „*Iuxta anteriorem monasterii portam fuit olim hospitale peregrinorum, in quo infirmi suis lectulis per sacelli contigui canullos videre poterant sacerdotes ad aram facientes. Quae domus hospitalis a scribis postmodum aliquamdiu habitata, tandem ob vetustatem partim collapsa, partim diruta fuit*.“

[1837] LEIDINGER, Zisterzienserabtei, 1998, S. 25–26, dazu Anm. 48 (mit Quellennachweis). Zum Thema Armenspeisung verweist er auf eine Begebenheit, derzufolge an einem Gründonnerstag beim Austeilen der sog. Mendelbrote drei Jungen von der Menge erdrückt wurden und daraufhin im Kreuzgang beigesetzt wurden (Quelle: Pater Hartmann, abgedruckt bei WIGGER, Antiquitates, 1898, S. 18, übersetzt bei BÖHMER/LEIDINGER, Chroniken und Dokumente, 1998, S. 150). – HÖLKER, Kreis Warendorf, 1936, S. 264 gibt irrtümlich Abt Hermann (1410–1443) als Erbauer des ‚Fremdenhauses’ an, doch gehört weder dieses noch das ‚Frauenhaus’ zu den unter Abt Hermann errichteten Bauten.

[1838] Wie Anm. 1833.

aber auch andere".[1839] Laut den Angaben der Marienfelder Chronik ließ Abt Nikolaus „das Gasthaus für die Frauen vor [!] dem Tor"[1840] errichten, während das im selben Zuge errichtete Pförtnerhaus im Bereich hinter dem Torhaus vermutet werden kann. Zumindest das Frauenhaus, das später noch um ein zweites ergänzt worden war, dürfte ebenfalls im Rahmen der Abbruchmaßnahmen des Abtes Cuelmann beseitigt worden sein, als Ersatz ließ er – wie berichtet – ein neues Gästehaus im alten Klosterspital südlich des Klausurgevierts einrichten. Nicht genauer lokalisieren lässt sich das unter Abt Ludbert (1284–1320) errichtete erste ‚Gästehaus'[1841] – möglicherweise lag es ebenfalls im Bereich der Pforte, möglicherweise aber auch an anderer Stelle innerhalb der Klosteranlage, jedoch außerhalb des strengen Klausurbereichs.

8.11.5.2. Die übrigen Wirtschaftsgebäude

Weitere mittelalterliche Wirtschaftsgebäude sind durch die Angaben zur Bautätigkeit der Äbte Ludbert (1284–1320) und Hermann (1410–1443) überliefert. So für Ludbert unter anderem das Haus der Tagelöhner.[1842] Genauere Angaben enthalten die Chronik-Passagen zu den Baumaßnahmen Abt Hermanns: „Auch ließ er die obere Mühle und die an der Lutter wiederherstellen, dazu einige neue bauen. [...], auch ein Haus zum Trocknen der Nüsse ließ er errichten und eine Mauer fast um den gesamten Klosterhof herum".[1843] Unter seinem unmittelbaren Nachfolger Abt Arnold (1443–1478) fanden Erneuerungen im Backhaus statt: „Im Backhaus richtete er viele ausgezeichnete Dinge ein, u. a. einen Kamin in der Mitte des Raumes für die Bierbrauer".[1844]

[1839] Wie Anm. 1836; im lateinischen Original heißt es: „*Deinde ad portam illam maiorem binae domus,* ‚das große und lütke Frauenhauß' *dictae, fabricatae erant ad recipiendas ac tandas ibi feminas, cognatas ac propinquas fratrum, et quascunque alias,...*" – Über die Zusammenkünfte bei Frauenbesuchen ist auch eine Äußerung über Abt Hermann (1410–1443) aufschlussreich: „Mit Frauen aß er niemals persönlich zusammen, auch nicht an der Pforte; jedoch gab er Brüdern, die er gut kannte, die Erlaubnis dazu, aber nur, wenn sie sich würdig verhielten" (BÖHMER/LEIDINGER, Chroniken und Dokumente, 1998, S. 73). Ähnlich heißt es zu Abt Thomdrecke (1537–1542): „Von den Fremden am Klostertor, wo in gewissen dazu bestimmten Räumen die Frauen – wenn mit den Brüdern verwandt – oder auch andere Ankömmlinge aufgenommen wurden, hielt er sich fern" (ebd., S. 95).

[1840] Wie Anm. 1670.

[1841] ZURBONSEN Chronicon, 1884, S. 38: „*Inter cetera edificia construxit [...] domum hospitum, [...]*"

[1842] S. Anm. 1669.

[1843] BÖHMER/LEIDINGER, Chroniken und Dokumente, 1998, S. 71.

[1844] Ebd., S. 78.

Auf den Vogelschauansichten des späten 18. Jahrhunderts (M-BQ 9–15) gibt sich darüber hinaus „das ganz steinerne Kornhaus“ als vorbarockes, vielleicht frühneuzeitliches Gebäude zu erkennen, das sich nicht dem Schema der rechtwinkeligen Barockanlage einfügt. Der Bau mit seinem steilen, in drei Etagen unterteilten Satteldach brannte am 14. Juli 1693 ab, wurde aber im folgenden Jahr unter dem Kornschreiber Heinrich Stücker wieder aufgebaut.[1845] Unabdingbare Wirtschaftsgebäude eines Klosters waren darüber hinaus Scheunen, Brauerei, Werkstätten und Ställe, deren Errichtung oder Existenz jedoch keinen Niederschlag in der archivalischen und bildlichen Überlieferung gefunden haben.

[1845] Zitat nach der Beschriftung der Ansicht M-BQ 12. Die Angaben zum Brand 1693 entstammen dem Mönchsverzeichnis, wiedergegeben bei BÖHMER/LEIDINGER, Chroniken und Dokumente, 1998, S. 220.

9. Analyse von Grundriss und Raumstruktur der spätromanischen Abteikirche

9.1. Das Verhältnis zu den Kirchbauten des Mutter- und Großmutterklosters

Der Bau der Marienfelder Klosterkirche in ihrer ursprünglichen Gestalt zeigt mit dem dreischiffigen, anderthalbjochigen Sanktuarium, dem einschiffigen Querhaus und dem Langhaus, das nur auf der Nordseite ein Seitenschiff besitzt, eine ungewöhnliche Grundriss- und Baustruktur.

Bereits auf den ersten Blick wird deutlich, dass man bei der Anlage der Marienfelder Kirche nicht auf das Vorbild des Mutterklosters zurückgegriffen hat,[1846] wie es sonst häufiger im Zisterzienserorden zu beobachten ist: Die Kirche des Marienfelder Mutterklosters Hardehausen, die wohl bald nach der Gründung 1140 durch den Paderborner Bischof Bernhard I. von Oesede († 1160 und vor dem Hochaltar beigesetzt) begonnen und 1165 geweiht werden konnte, besaß gemäß den erhaltenen Bauresten (Abb. 677) und den Grabungsergebnissen von 1943/44 eine einfache, klare Raumgestalt, insbesondere in der Disposition der Ostteile: Das Chorquadrat mit Hauptapsis flankierten apsidial geschlossene Chorseitenschiffe – eine verbindende Arkadenstellung im Sinne des ‚Hirsauer Schemas', wie sie bisher rekonstruiert wurde,[1847] wird von Maier und Untermann in Frage gestellt: Möglicherweise waren es vielmehr geschlossene Nebenkapellen;[1848] zusätzliche Nebenapsiden befanden sich in den Ostwänden der Querarme (die südliche bis heute vermauert erhalten). Die jeweils quadratischen Raumkompartimente von Sanktuarium und Querhaus waren wohl kreuzgratgewölbt.[1849] Das hingegen flachgedeckte Langhaus umfasste mutmaßlich fünf Arkadenachsen, die aller Wahrscheinlichkeit nach durchgängig von Säulen gestützt wurden. Deren Kapitelle waren mit qualitätvoller Bauskulptur versehen, wovon heute noch ein Doppelschildkapitell und ein markantes Palmetten-

[1846] So bereits MAUÉ, Bauformen, 1975, S. 41.

[1847] GÜNTHER, Hardehausen, 1951. Ihm folgend DEHIO, Westfalen, 1969, S. 502–503; THÜMMLER/KREFT, Weserbaukunst, 1970, S. 264; DEHIO, Westfalen, 2011, S. 1131. – Zur Geschichte: KUHNE, Hardehausen, 1992; HUCK, Hardehausen, 1998; CONRAD, Hardehausen, 2001.

[1848] MAIER, Kreuzgänge, 1995, Anm. 88; UNTERMANN, Forma Ordinis, 2001, S. 289, dazu Abb. 97 mit aktualisiertem Grundriss. Vgl. auch LOBBEDEY, Westfalen, 1999, S. 18–19. Ihnen folgend KEMPKENS, Hardehausen, 2012, S. 176.

[1849] THÜMMLER, Neue Funde, 1953, S. 297; MAIER, Kreuzgänge, 1995, Anm. 88; LOBBEDEY, Westfalen, 1999, S. 19; UNTERMANN, Forma Ordinis, 2001, S. 289; KEMPKENS, Hardehausen, 2012, S. 178.

Ringband-Kapitell erhalten sind.[1850] Der Bautypus, aber insbesondere die Kapitellskulptur ordnen den Bau kunstlandschaftlich der sächsisch geprägten Hochromanik des weiteren Weserraumes zu, die bis nach Soest ausstrahlte.[1851] Die Hardehausener Abteikirche zeigte somit bis auf den Staffelchor kaum zisterzienserspezifische Merkmale, wie es typisch ist für die ‚unkanonischen' Zisterzienserkirchen der ersten Generation auf dem Gebiet des Deutschen Reiches.[1852]

Ähnliches gilt für die Kirche des Mutterklosters von Hardehausen, Kamp (Altenkamp) am Niederrhein, der ältesten, 1123 durch den Kölner Erzbischof Friedrich von Schwarzenberg (1100–1131) gegründeten deutschen Zisterze, von der Marienfeld – lateinisch *campus sanctae mariae* – als Enkelkloster seinen Namen erhalten hat. Die Besiedlung Kamps erfolgte von der Primarabtei Morimond aus, wo ein Bruder Erzbischof Friedrichs, Arnulf, erster Abt war, ein weiterer Bruder, Heinrich, wurde Gründerabt von Kamp.

Der nur 28,5 m lange, 14,8 m breite Gründungsbau der Kamper Abteikirche aus dem zweiten Viertel des 12. Jahrhunderts, 1683–1700 auf den alten Fundamenten durch die heutige barockgotische Kirche ersetzt, umfasste ein basilikales Langhaus, bestehend aus vier kreuzgratgewölbten Jochen des Gebundenen Systems, an das sich unmittelbar – ohne Querschiff – der quadratische Hauptchor anschloss, flankiert von zwei in rechteckig ummantelten Apsiden endenden Kapellen als Ostabschluss der Seitenschiffe.[1853]

Die Kirchbauten des Mutter- wie des Großmutterklosters von Marienfeld weisen somit keine über das Allgemeine hinausgehenden Gemeinsamkeiten bezüglich des

[1850] THÜMMLER/KREFT, Weserbaukunst, 1970, S. 264, dazu Abb. 65, 70; grundlegend dazu LIEB, Adelog-Kapitelle, 1995, S. 128–136, 229–230. – Zur motivischen Herleitung des Palmetten-Ringband-Kapitells aus dem oberitalienischen Raum (insbesondere Muralto/Tessin), vermittelt über Bremen (Dom, Westkrypta), und seiner Stellung innerhalb der geschlossenen Gruppe (am Beginn, noch vor Hildesheim, St. Godehard) zuletzt: FUNKE, Palmetten-Ringband-Kapitell, 2000. – Eine ausführlichere Würdigung zudem bei KEMPKENS, Hardehausen, 2012, S. 176–178.

[1851] THÜMMLER/BADENHEUER, Westfalen, 1964/73, S. 14; THÜMMLER/KREFT, Weserbaukunst, 1970, S. 18–20; LOBBEDEY, Westfalen, 1999, S. 19. – Ablehnend zur ‚Kunstlandschaft Weserraum': KLEMM, Sakralbaukunst, 2000, S. 75. Er übersieht dabei, dass es spezifische kulturräumliche Eigenarten und Gemeinsamkeiten gibt, die vom ‚Kernraum' ausstrahlen und deren Grenzen je nach Zeit wechseln können.

[1852] Vgl. dazu UNTERMANN, Forma Ordinis, 2001, S. 285–293.

[1853] KUBACH/VERBEEK, Rhein und Maas, 1976, Bd. I, S. 438–439, Bd. 2, S. 1296–1297; UNTERMANN, Forma Ordinis, 2001, S. 286. – Zum Kloster s. auch SCHNEIDER, Lexikale Übersicht, 1977/86, S. 666–667 [zur Kirche und ihrer mittelalterlichen Ausstattung zudem jüngst Karrenbrock, Kamp, 2017].

Grundrisses oder der Raumstruktur auf.[1854] Da sie bei der Gründung Marienfelds im Jahre 1185 bereits einige Jahrzehnte vollendet waren, bildeten sie offenbar aufgrund ihrer kaum noch aktuellen Bauformen keinen maßgeblichen Orientierungspunkt mehr bei der Gestaltplanung der Marienfelder Klosterkirche, die eine im Vergleich komplexere Baustruktur erhielt, welche offenbar anderen, moderneren Vorbildern folgte, wie im Folgenden dargelegt wird.

9.2. Das Sanktuarium

9.2.1. Der Grundriss des Sanktuariums

Der sicher rekonstruierbare Grundriss des Marienfelder Sanktuariums in seiner ursprünglichen Gestalt (Phase Ia/b, zur Rekonstruktion siehe Kap. C.8.1.) zeigte eine klare räumliche Aufteilung in den rechteckigen Binnenchor und die ihn begleitenden Chorseitenschiffe; sie waren jeweils mittels dreier Arkadenbögen untereinander verbunden. Der rechteckige Binnenchor wurde dabei mit einem halbierten (östlichen) und einem vollständigen (westlichen) Quadratjoch überwölbt. Die jeweils ersten Freipfeiler von Osten sind dementsprechend als Hauptpfeiler ausgebildet, das westliche Stützenpaar hingegen als Zwischenstützen in Form von Viersäulenbündeln, die jeweils die westlichen Arkadenbögen aufnehmen und im Sinne des Gebundenen Systems zu einer Doppelarkade vereinen. Für die Chorseitenschiffe, die ohne Trennwände durchliefen, lassen sich aufgrund der erschließbaren Position der Außenwände je drei quadratische Joche rekonstruieren, wobei die beiden westlichen Joche entsprechend den Doppelarkaden zu einem Doppeljoch zusammengeschlossen waren, während mutmaßlich ein Gurtbogen auf Höhe des östlichen Hauptpfeilerpaars das Ostjoch stärker abteilte (siehe Kap. C.8.1.). Die Chorseitenschiffe nahmen pro Joch einen Nebenaltar auf, wobei die insgesamt vier Altäre in den westlichen Doppeljochen wohl jeweils an die Außenwand gerückt gewesen sein dürften, während die Altäre der beiden Ostjoche vor den (leicht ausgenischten) Stirnwänden der Chorseitenschiffe plaziert waren. Diese sprangen gegenüber der Außenflucht der Chormittelschiffostwand um ca. 26–27 cm zurück.

[1854] Entsprechend bemerkt MAUÉ, Bauformen, 1975, S. 41: „Auffällig ist, daß Einflüsse des nicht einmal 100 km entfernt liegenden Mutterklosters Hardehausen auf den Bau von Marienfeld nicht nachweisbar sind, weder in der Ausbildung des Grundrisses, noch in der Ornamentik“.

Die auf den ersten Blick recht ungewöhnlich erscheinende Struktur des Marienfelder Sanktuariumsgrundrisses, insbesondere des rechteckigen Binnenchores, der zunächst nicht mit der in quadratische Joche gegliederten Grundrissstruktur des übrigen Baues zu harmonieren scheint, ist nicht etwa – wie gelegentlich vorgeschlagen – von dem in seinen Maßen entsprechend dimensionierten Langchor der 1129 geweihten Damenstiftskirche St. Bonifatius im nahen Freckenhorst abzuleiten,[1855] sondern findet ihre Erklärung vielmehr in der spezifischen Ordensarchitektur der Zisterzienser: Ab der Mitte des 12. Jahrhunderts kam es bei allen der fünf Primarabteien des Ordens zu einem Um- oder Neubau der Kirche, um dem räumlichen Bedarf der ansteigenden Zahl der Konventualen, aber auch der damit verbundenen Bedeutungssteigerung der jeweiligen Abtei Rechnung zu tragen. Dabei wurden insbesondere die Sanktuarien, die bisher dem ‚Bernhardinischen' Planschema mit quadratischem Altarhaus und vier oder sechs niedrigen Kapellen an den Ostseiten der Querarme folgten, bis auf La Ferté durch komplexere, aufwendigere Lösungen mit Umgang und Kapellenkranz, der nun eine erhöhte Anzahl von Altären aufnehmen konnte, ersetzt.

Den Anfang machte vermutlich die Abtei Clairvaux: Ab ca. 1148 – also noch zu Lebzeiten des hl. Bernhard (1091–1153) – begann man dort mit dem Neubau der Klosterkirche (‚Clairvaux II'), die 1174 geweiht werden konnte (nach 1808 abgebrochen). Begonnen wurde mit dem Sanktuarium, das nun in stärker benediktinisch geprägter Tradition als halbrund schließender Umgangschor mit Kapellenkranz gestaltet wurde.[1856] Diesem Vorbild folgte in leicht modifizierter Form der bis heute erhaltene Chorneubau der Primarabtei Pontigny (‚Pontigny II', um 1180/85–1205).[1857]

Auch in Cîteaux, dem Mutterkloster des Ordens, kam es ab ca. 1150 (möglicherweise nach Vorbereitungen ab 1147) zu einem Neubau der Klosterkirche (‚Cîteaux II'), deren Abschlussweihe für 1193 überliefert ist (nach 1789 abgebrochen; Abb. 674).[1858] Im Gegensatz zu Clairvaux und Pontigny wurde der Umgangschor mit

[1855] So TRÖLLER, Marienfeld, 1935, S. 7–8; ihm folgend HÖLKER, Kreis Warendorf, 1936, S. 208, Anm. 2; WERLAND, Marienfelder Chronik, 1968, S. 71/72, MÜHLEN, Münsterland, 1972, S. 25 und noch KOHL, Marienfeld, 2010, S. 22. Aber dann bereits ablehnend MÜHLEN, Ausstrahlung, 1984, S. 130.

[1856] Dazu zuletzt eingehender UNTERMANN, Forma Ordinis, 2001, S. 144–150 (dort auch die ältere Literatur).

[1857] Ebd., S. 150–153.

[1858] Ebd., S. 157–161 (mit Diskussion der älteren Literatur).

Kapellenkranz hier über rechteckigem Grundriss errichtet – damit wurde erstmals eine „originär ‚zisterziensische' Lösung für den Umgang mit Kapellenkranz gefunden".[1859] Grundriss und Raumstruktur des Sanktuariums von Cîteaux II (Abb. 674) fanden eine fast kopierende Nachfolge in den beiden deutschen Zisterzen Ebrach (Chor 1200–1252) und Riddagshausen (1206–1240/50, Weihe 1275; Abb. 708, 709).[1860]

Der Chorgrundriss von Cîteaux wirkte darüber hinaus auch vorbildlich für die Grundrissdisposition des zweiten Kirchenbaus der Primarabtei Morimond (‚Morimond II', nach 1793 schrittweise abgebrochen). Leider sind für diesen keine genauen Baudaten überliefert, allein eine (Abschluss)weihe ist für 1253 bezeugt. Henri-Paul Eydoux datiert den Bau ab 1160 bzw. 1140–1170, was auf vielfältige Kritik gestoßen ist,[1861] Nicolai und ihm folgend Untermann setzen den Baubeginn des Sanktuariums erst um 1180/90 an, die Bauformen der erhaltenen Nordseitenschiffreste lassen sich stilistisch in die Zeit um 1220/30 datieren, die Weihenachricht von 1253 markiert demnach wohl die Abschlussweihe nach Vollendung des Gesamtbaues.[1862] Anders als bei den Abteikirchen von Cîteaux (Abb. 674) und Clairvaux ist im Falle von Morimond kein historischer Grundrissplan der Kirche überliefert, so dass der Bau – abgesehen von dem zweieinhalbjochigen Wandrest des nördlichen Seitenschiffes – allein auf der Grundlage der partiellen Ausgrabungen von Henri-Paul Eydoux 1954/55 (Abb. 675) sowie eines Vogelschauplanes von 1789 rekonstruiert werden kann.[1863] Der von Bernd Nicolai

[1859] Ebd., S. 161.

[1860] Dazu zuletzt: Ebd., S. 197–198, 451–452 (mit weiterführender Literatur); NICOLAI, Otto IV., 2009; HUCKER, Der imperiale Monumentalstil, 2009, v. a. S. 91–92 (dort die neu entdeckte Notiz zum Baubeginn 1206; dieser auch bei HUCKER, Otto IV., 2009, S. 24, 26 erwähnt und mit der Zerstörung Goslars im Juni 1206 in Verbindung gebracht). Weiterhin grundlegend: BICKEL, Riddagshausen, 1968, S. 21–22, 49–60; vgl. auch NICOLAI, Walkenried, 1990, S. 120–130; zur Geschichte BOETTICHER, Riddagshausen, 1994. – In Riddagshausen wölbte man den Binnenchor, der eine Marienfeld entsprechende Disposition aufweist, übrigens nicht (wie die übrige Kirche) im Sinne des Gebundenen Systems ein, sondern fügte ohne Rücksicht auf die unteren drei Arkadenachsen zwei querrechteckige Gewölbe ein. Vgl. dazu TRÖLLER, Marienfeld, 1935, S. 11 und BICKEL, Riddagshausen, 1968, S. 57–58.

[1861] EYDOUX, Morimond, 1956, S. 264; EYDOUX, Morimond, 1958, S. 65–68, EYDOUX, Morimond, 1982. – Vgl. zur Kritik: NICOLAI, Walkenried, 1990, S. 95–96, dazu Anm. 394 (Nennung der kritischen Literatur); UNTERMANN, Forma Ordinis, 2001, S. 157, Anm. 141 (Nennung der kritischen Literatur); vgl. auch CHAUVIN, Morimond, 2003.

[1862] NICOLAI, Walkenried, 1990, S. 99; NICOLAI, Morimond, 1993, S. 187, 190 (letztes Jahrzehnt d. 12. Jahrhunderts); UNTERMANN, Forma Ordinis, 2001, S. 157, 427 (hier der Baubeginn in Morimond widersprüchlich mit „um 1180/90" bzw. „um 1200" angegeben!). Allgemeiner NICOLAI, Otto IV., 2009, S. 138–139.

[1863] Zu den archäologischen und bildlichen Quellen zuletzt: NICOLAI, Walkenried, 1990, S. 91–95, 101–102, dazu Abb. 73–82; NICOLAI, Morimond, 1993, S. 182–187; UNTERMANN, Forma Ordinis, 2001, S. 153–154, dazu Abb. 50–54; CHAUVIN, Morimond, 2003; NICOLAI, Otto IV., 2009, S. 139, dazu Abb. 3. – Zur Frühgeschichte Morimonds s. PARISSE, Morimond, 2003.

nach diesen Maßgaben erarbeitete, in sich schlüssige Rekonstruktionsvorschlag (Abb. 676) zeigt im Anschluss an das Querhaus mit seiner östlichen Kapellenreihe (2 x 3 Kapellen) einen dreijochigen Binnenchor, der von einem Umgang sowie zwölf Kapellenjochen umgeben ist.[1864] Diese waren den Grabungsergebnissen zufolge nur von dünnen Schrankenmauern voneinander getrennt. Dies sowie der Umstand, dass Umgang und Kapellen unter einem gemeinsamen Pultdach lagen, lässt die Vermutung zu, dass beide in den Raumhöhen gleich hoch und zu einer zweischiffigen Umgangshalle vereinigt waren,[1865] wie sie in den Nachfolgebauten in Lilienfeld (ab 1202) und Walkenried II (ab 1207/09) rezipiert worden ist.[1866]

Entscheidend im vorliegenden Zusammenhang ist, dass sowohl in Cîteaux (Abb. 674) wie auch in Morimond der Binnenchor jeweils rechteckig angelegt war und sich mit je drei Arkadenbögen zu den seitlichen Umgangsjochen öffnete.[1867] Diese Binnenchor-Disposition wurde sowohl in den zur ‚Cîteaux II-Gruppe' zählenden Kirchbauten in Ebrach und Riddagshausen (Abb. 708) wie auch in den Morimond II-Nachfolgebauten Lilienfeld (erste Planungsphase)[1868] und Walkenried (erster Zustand) aufgegriffen. Leider ist das genaue Einwölbungsschema des Binnenchores von Cîteaux nicht überliefert – möglich sind drei queroblonge Kreuzgewölbe im Sinne des Traveensystems, aber auch ein sechsteiliges und ein vierteiliges Gewölbe.[1869]

Mit drei queroblongen Kreuzgewölben rekonstruiert Bernd Nicolai auch die Einwölbung des Binnenchores von Morimond (Abb. 676),[1870] doch erscheint hier das

[1864] NICOLAI, Walkenried, 1990, S. 91–103, dazu Abb. 78; NICOLAI, Morimond, 1993, S. 184–186, dazu Fig. 6; zusammenfassend UNTERMANN, Forma Ordinis, 2001, S. 153, dazu Abb. 55 (nach Nicolai 1990); NICOLAI, Otto IV., 2009, S. 139, Abb. 2.

[1865] NICOLAI, Walkenried, 1990, S. 103, 104, dazu Abb. 77; NICOLAI, Morimond, 1993, S. 190, dazu Fig. 6; UNTERMANN, Forma Ordinis, 2001, S. 153, 165, dazu Abb. 55 (nach Nicolai 1990); NICOLAI, Otto IV., 2009, S. 139. Ebd. und RÜFFER, Zisterzienser, 2008, S. 58–62 verweisen darauf, dass die älteren Bauten Clairvaux II und Cîteaux II ein gestaffeltes Aufrissschema mit jeweils eigener Fensterzone von Kapellenkranz, Umgang und Sanktuarium aufwiesen, während Pontigny II und Morimond II Umgang und Kapellenkranz zusammenfassten und nur noch den Kapellenkranz belichteten.

[1866] NICOLAI, Lilienfeld, 1988; NICOLAI, Walkenried, 1990, S. 104–112; NICOLAI, Morimond, 1993, S. 190–195; UNTERMANN, Forma Ordinis, 2001, S. 452–458 (jeweils mit älterer Literatur); CHAUVIN, La seconde abbatiale, 2003; NICOLAI, Otto IV., 2009, S. 140.

[1867] Der von Eydoux 1958 veröffentlichte schematische Grabungsplan der Kirche von Morimond (Abb. 675) zeigt zwar nur einen zweijochigen Binnenchor und ein nicht unterteiltes Querhaus, doch konnte Bernd Nicolai (NICOLAI, Walkenried, 1990, S. 94 und v. a. S. 100; NICOLAI, Morimond, 1993, S. 182, 185) deutlich machen, dass die ergrabene westlichste Basis des Sanktuariums – da relativ klein – nur einen Zwischenpfeiler getragen haben kann, während die wesentlich kräftiger zu erwartenden östlichen Vierungspfeiler offensichtlich nicht aufgedeckt wurden. Vgl. dazu auch seine Rekonstruktionszeichnung Abb. 78.

[1868] UNTERMANN, Forma Ordinis, 2001, S. 453, dazu Anm. 53 (hier weiterführende Literatur).

[1869] Ebd., S. 636.

[1870] NICOLAI, Walkenried, 1990, Abb. 78.

von Matthias Untermann angenommene sechsteilige Gewölbe[1871] (anstelle der beiden Westjoche) in Kombination mit einem queroblongen vierteiligen wahrscheinlicher. Dafür spricht insbesondere der ergrabene Stützenwechsel:[1872] Das östliche Stützenpaar war als kräftiger Hauptpfeiler ausgebildet, das westliche nur als dünner Zwischenpfeiler. Eine solche Rhythmisierung deutete sich bereits im Chorgrundriss von Cîteaux (Abb. 674) an, wo nur beim östlichen Pfeilerpaar der Vorlagenapparat binnenchorseitig bis zum Boden durchlief, während die westlichen Pfeiler hier in Bodenhöhe vorlagenlos waren[1873] – möglicherweise befanden sich über diesen Pfeilern aber ‚zisterziensertypische' Abkragungen des Vorlagenapparates; die Dimensionen der Binnenchorpfeiler scheinen jedoch – abgesehen von den genannten Vorlagen – gleich gewesen zu sein. Erst in Morimond findet sich somit ein ausgeprägter Stützenwechsel mit östlichen Haupt- und westlichen Zwischenpfeilern, welcher zugleich eine deutliche Rhythmisierung der Gewölbezone zur Folge hat.

Diese Stützendisposition und die damit verbundene Rhythmisierung der Gewölbezone finden sich nun in unmittelbar vergleichbarer Form auch beim Sanktuarium in Marienfeld wieder. Es kann daher zweifellos angenommen werden, dass man bei der Grundrisskonzeption in Marienfeld auf das damals hochaktuelle Grundrissschema der wohl erst kurz zuvor begonnenen neuen Abteikirche von Morimond, dem Mutterkloster der Filiation, zur der Marienfeld gehörte, zurückgriff.[1874] Dabei verzichtete man in der westfälischen Zisterze auf separate Kapellenjoche und reduzierte den Chorumgang auf zwei den Binnenchor begleitende Chorseitenschiffe – einen östlichen Verbindungsgang mit zusätzlichen Altarstellen, wie er bei englischen Zisterzienserkirchen mit ‚dreischiffigem Sanktuarium' häufiger anzutreffen ist,[1875] gab es nicht.[1876]

[1871] UNTERMANN, Forma Ordinis, 2001, S. 154. Aber bereits NICOLAI, Walkenried, 1990, S. 104 hatte eine sechsteilige Wölbung in Erwägung gezogen, allerdings – unlogischerweise, da dem Stützenwechsel widersprechend – für das Ostjoch (evtl. ein Bezeichnungsfehler). – Auch in Kloster Ebrach findet sich ein sechsteiliges Gewölbe, hier aber in der Tat im Ostjoch (entsprechend ist hier das westliche Pfeilerpaar mit Vorlagen für den trennenden Gurtbogen versehen). – Zu sechsteiligen Sanktuariumswölbungen s. auch UNTERMANN, Forma Ordinis, 2001, S. 635–636.

[1872] UNTERMANN, Forma Ordinis, 2001, S. 154.

[1873] S. dazu ebd., S. 158, Abb. 57 (historischer Grundrissplan der Abteikirche; ohne Jahresangabe).

[1874] Bereits EYDOUX, Morimond, 1956, S. 259, Anm. 2 führt unter den deutschen Beispielen mit rechteckigem Sanktuarium Marienfeld auf, ohne jedoch näher auf das Verhältnis einzugehen.

[1875] S. dazu UNTERMANN, Forma Ordinis, 2001, S. 458–460.

[1876] Erst mit dem Neubau des gotischen Chorumganges wurde der östliche Querflügel mit vier weiteren Altarstellen geschaffen, die ‚Umgangskapellen' kamen gar erst im 18. Jahrhundert hinzu; vgl. dazu Kap. C.4.1.

Die Idee der in Marienfeld zu beobachtenden Zusammenziehung von Gang (im Sinne von Umgang) und Kapellenjochen zu Chorseitenschiffen mit Altarstellen lässt sich wohl wiederum auf das Filiationsmutterkloster Morimond zurückführen, wo bereits durch die Angleichung der Raumhöhen von Umgang und Kapellenjochen sowie den Verzicht auf Kapellentrennwände eine Tendenz zur Verschmelzung der einzelnen Raumteile zu einer zweischiffigen Umgangshalle ablesbar ist. Derartige Verschmelzungstendenzen lassen sich in der zisterziensischen Kirchenbaukunst ab etwa 1175 beobachten, zunächst vornehmlich bei den nun untereinander verbundenen Querarmkapellen, dann aber auch – beginnend mit Morimond – bei rechteckigen Umgangschören; gestalterisches Ziel waren ‚durchsichtig' gemachte Räume.[1877] Die Nebenkapellen wurden zu ‚Kapellenschiffen' zusammengefasst.[1878]

Als letzte Konsequenz dieser Verschmelzungstendenz erscheint die Aufhebung der Grenze zwischen (Um-) Gang und Kapellenjoch, wie sie in den Marienfelder Chorseitenschiffen durchgeführt wurde: Hier nimmt jedes ‚Gang'-Joch zugleich eine Altarstelle auf. Eine Vorstufe dieser Entwicklung zeigt die Chorgestaltung der Zisterzienserabteikirche im hessischen Arnsburg (Chor bald nach 1174, um 1200 Ostjoche Langhaus, Weihe 1246), wo die einzelnen, unmittelbar an den Binnenchor grenzenden Kapellenjoche mittels schmaler Durchgangsbögen zugleich in Form eines Umganges miteinander verbunden sind bzw. waren (Abb. 690, 693).[1879] Überwiegt dort jedoch noch der Eindruck von separaten, vornehmlich zum Binnenchor geöffneten Kapellenräumen, so dominierte in Marienfeld zweifellos der Eindruck eines durchgängigen Chorseitenschiffes, in dem je drei Altäre Aufstellung gefunden hatten – die beiden westlichen mutmaßlich vor niedrigen Abschrankungen und zudem an die Außenwand gerückt.[1880]

[1877] S. dazu eingehender: UNTERMANN, Forma Ordinis, 2001, S. 466–469, hier v. a. S. 467, 468.

[1878] So UNTERMANN, Forma Ordinis, 2001, S. 246.

[1879] Ebd., S. 419–421; als Vorstufe für Arnsburg ist die Chorlösung von Kloster Schönau (nach 1158?; ebd., S. 417–419, 421–422) anzusehen. Vgl. auch BICKEL, Kunst der Cistercienser, 1977/86, S. 223. – Zu Kloster Arnsburg außerdem: GÄRTNER, Arnsburg, 1998; DEHIO, Hessen I, 2008, S. 31–37, dort S. 34 ein Baubeginn um 1197 angenommen.

[1880] Regelrechte Mauerzungen als Rückwände der Altäre (wie etwa in Arnsburg, Abb. 690) sind zwar nicht völlig auszuschließen, scheinen aber wenig wahrscheinlich, insbesondere als ‚Gegenüber' der Viersäulenbündel. Diese bauliche Situation bleibt bei UNTERMANN, Forma Ordinis, 2001, S. 463 unberücksichtigt, wenn er schreibt: „Ob die Kapellenräume in Art eines Seitenschiffs verbunden waren und nur von niedrigen Schranken getrennt wurden, oder ob es sich um abgeschlossene Kapellen (mit Durchgängen) handelte, bleibt vorerst unbekannt"; ebd., S. 592 schreibt er lapidar: „Ursprünglich schlossen sich an ihren 1½-jochig gewölbten Hochaltarraum beidseits drei niedrige Kapellenräume an".

Aus den vorigen Überlegungen ergibt sich, dass der Rechteckgrundriss des Marienfelder Binnenchores mit seinen je drei Arkadenöffnungen zwar grundsätzlich auf die Binnenchorlösung des Initialbaues in Cîteaux (Abb. 674) zurückgeht,[1881] jedoch vermittelt durch das Filiationsmutterkloster Morimond (Abb. 676): Dafür sprechen einerseits die nur dort anzutreffenden Modifizierungen wie die Pfeilerdisposition mit Stützenwechsel und die daraus resultierende Rhythmisierung der Gewölbezone, zum anderen aber auch die ablesbare Verschmelzungstendenz bei der Anlage von (Um-) Gang und Kapellenjochen, die in Marienfeld in letzter Konsequenz zu einschiffigen Chorseitenschiffen mit Altarstellen (Kapellenschiffen) vereinigt wurden. Das Ergebnis ist ein basilikal gestuftes „‚dreischiffiges' Sanktuarium mit ‚integriertem' Kapellenkranz" (Untermann).[1882] Eine räumlich-liturgische Nutzung des östlichen Halbjoches des Binnenchores als ‚Umgangsjoch', das heißt als hinter dem Hochaltar verlaufender Verbindungsgang zwischen den Chorseitenschiffen, wie es insbesondere bei englischen Zisterzienserkirchen, aber ab 1205 auch bei der Kathedrale im französischen Laon anzutreffen ist,[1883] kann für Marienfeld ausgeschlossen werden, da sich der Hochaltar an seiner originalen Stelle im östlichen Halbjoch befindet (siehe Kap. C.7.1., C.8.9.), einem solchen Verbindungsgang also unweigerlich im Wege gewesen wäre.[1884]

Durch die Reduzierung des in Cîteaux und Morimond vorgegebenen rechteckigen Umgangschores mit Kapellenkranz auf ein ‚einfaches' dreischiffiges Sanktuarium und den Verzicht auf einen östlichen Verbindungsflügel der Chorseitenschiffe (zur Gewinnung eines Umgangs) erhielt die basilikale Ostfront der Marienfelder Abteikirche die klassische Form einer ‚Querschnittfassade'. Dabei sprang die Mittelschiffstirn gegenüber den Stirnwänden der Seitenschiffe risalitartig vor, bildete also eine eigenständige Fassadenfront (siehe Kap. C.8.2.), gegenüber der die

[1881] Bereits TRÖLLER, Marienfeld, 1935, S. 11 führt den rechteckigen Binnenchor mit je drei seitlichen Öffnungen auf Cîteaux II (Abb. 674) zurück. Als Vergleichsbeispiele mit ähnlicher Disposition benennt er Ebrach und Riddagshausen, die jedoch zu anderen Lösungen bei der Einwölbung kommen: Ebrach queroblonge Travée und sechsteiliges Gewölbe; Riddagshausen (Abb. 708): zwei von den Pfeilerstellungen unabhängige querrechteckige Gewölbe. – Ähnlich auch LINKE, Marienfeld, 1994, S. 77–79, der zugleich die starke Reduzierung gegenüber dem Cîteaux II-Typus vermerkt.

[1882] So die Kapitelüberschrift bei UNTERMANN, Forma Ordinis, 2001, S. 460.

[1883] Ebd., S. 460–462.

[1884] Untermann ist demnach deutlich zu widersprechen, wenn er ebd., S. 465 schreibt: „In Marienfeld und Ossegg ist vorerst nicht gesichert, daß die seitlichen Kapellenräume tatsächlich durch einen querlaufenden, >integrierten< Umgang am Ostende des >Sanktuarium-Mittelschiffs< verbunden waren, wie es für die englischen Bauten und auch für die späteren deutschen Kirchen dieses Typs nachgewiesen ist – die Länge des Hauptaltarraums läßt jedenfalls an beiden Orten einen solchen Umgang zu". – Eine Wegeführung in dem schmalen Bereich hinter dem Hochaltar ist klar auszuschließen.

Seitenschifffronten zurücktraten. Damit stand sie in der Tradition der ausgeprägten Altarhausfronten, wie sie bei Kirchenbauten nach ‚Bernhardinischem Plan', das heißt mit meist quadratischem Hauptchor (dieser schon vor 1180 mittelschiffhoch)[1885] und zurücktretenden Querarmkapellen, begegnen: so etwa in Frankreich in La Ferté, Silvanès, Fontmorigny, in Belgien in Orval, im deutschsprachigen Raum in Maulbronn, Eberbach (Abb. 685), Eußerthal und Loccum (Abb. 1285, 1286), in Italien in Fossanova, Casamari und San Galgano, auf den britischen Inseln in Buildwas, Dunbrody, Mellifont und Valle Crucis.

Mit der Reduzierung des Grundrissschemas in Marienfeld auf ein dreischiffiges Sanktuarium mit verbundenen Kapellenjochen ging zugleich ein Verzicht auf zusätzliche ‚Querarmkapellen' (mit weiteren Altarstandorten) in den Winkeln zwischen Querhausostwand und Chorseitenschiffen einher. Mit insgesamt sieben Altären verfügte das Marienfelder Sanktuarium über vergleichsweise wenig Altarstellen, was auf eine eher geringe Konventstärke bzw. eine überschaubare Anzahl an Priestermönchen der Marienfelder Zisterze in den ersten Jahrzehnten schließen lässt.

Die Bauform des dreischiffigen, basilikal gestuften Sanktuariums kam bei Zisterzienserkirchen schon gegen Ende des 12. Jahrhunderts auf – offenbar zuerst auf dem Gebiet des deutschen Reiches, noch vor den ältesten fassbaren Beispielen in England und Nordfrankreich.[1886] „Der vielleicht älteste deutsche Bau dieses Gruppe" ist die Klosterkirche in Marienfeld[1887] – möglicherweise stellt sie gar den ältesten Vertreter dieses Typs überhaupt dar (!), denn es lässt sich bisher kein älterer, vorbildlich wirkender Bau namhaft machen.

[1885] Ebd., S. 472.

[1886] Ebd., S. 463. – Untermann stellt dort eine Herleitung aus einer „Ahnenreihe" von „Benediktinerkirchen mit dreischiffigem Altarraum und zusätzlichen Altarstellungen östlich des Hauptaltares, die architektonisch in den Altarraum einbezogen wurden: zum Beispiel Hirsau und Alpirsbach" vor. Diese ist jedoch gegenüber der hier vorgestellten These einer Ableitung dieses Sankturiumstypus aus einer Reduzierung des Chorschemas Morimond II zu vernachlässigen und mag den allgemeinen ‚Nährboden' bezeichnen, zumal im Falle von Marienfeld definitiv keine ‚Altarstellungen östlich des Hauptaltares' vorhanden waren. – Ein Überblick zu den ‚dreischiffigen Rechteckchören' erstmals bei EYDOUX, Églises Cisterciennes d'Allemagne, 1952, S. 67–72. Er stellt die einzelnen Beispiele (Walkenried II, Marienfeld, Mariensee, Pelplin, Krone an der Brahe, Heinrichau, Leubus, Hude, Langheim, Heiligenkreuz und Amelungsborn) vor, mischt dabei jedoch verschiedene Typen (mit und ohne Umgang etc.) und unternimmt keine übergreifende Analyse. Entsprechend die Abhandlung zum ‚basilikalen Chortyp' bei BICKEL, Kunst der Cistercienser, 1977/86, S. 224–225. Er nennt als Wurzeln die englische Baukunst des späten 12. Jahrhunderts und Cîteaux II, verweist auf Byland und Jervaulx (GB), Fontaine-Jean (F) und S. Maria della Vittoria (I). Als deutsche Beispiele nennt er Hude, Mariensee, Pelplin, Amelungsborn II, Königsaal und Leubus.

[1887] Ebd., S. 463.

Die besondere Bedeutung Marienfelds für die Zisterzienserarchitektur liegt in der Abwandlung und Reduzierung des Chorschemas von Morimond II (Abb. 676) zu der beschriebenen Form eines dreischiffiges Sanktuariums mit verbundenen Kapellenjochen, ohne östlichen Umgangsflügel und ohne zusätzliche Querarmkapellen, so dass man mit einer gewissen Berechtigung von einem eigenen ‚Marienfeld-Typus' sprechen kann. Dieser ist weit weniger komplex als die Chorlösung in Morimond und konnte daher leichter – da weniger aufwendig in der Bauausführung – von einer Reihe von mittelgroßen und kleinen, durchweg auf dem Gebiet des Deutschen Reiches oder östlichen Nachbargebieten gelegenen Klöstern der Filiation Morimond zum Vorbild genommen werden.

Der älteste Nachfolgebau, der das Marienfelder Chorschema aufgreift, ist die Klosterkirche im nordböhmischen Ossegg (Osek; Gründung 1192 in Maschau/Maštov, Besiedlung durch Waldsassen {Filiation Morimond-Kamp}, um 1197/99 Verlegung nach Ossegg infolge einer Neufundierung durch Graf Slavko von Hradischitz († 1226)),[1888] mit deren Bau laut zweier gefälschter, aber in diesem Punkt wohl verlässlicher Urkunden um 1206/07 begonnen wurde;[1889] eine weitere gefälschte Urkunde berichtet von der Weihe des Friedhofs und des Peter-und-Paul-Altares am 3. September 1209.[1890] Eine gesicherte Urkunde von Papst Honorius III. (1216–1227) vom 21. April 1221 enthält die Erlaubnis zur Übertragung von Reliquien in die Klosterkirche und gewährt Ablässe anlässlich der bevorstehenden Weihe, die wohl wenig später vollzogen worden sein dürfte[1891] – demnach wird zumindest das Sanktuarium, wenn nicht gar die ganze Kirche fertiggestellt und nutzbar gewesen sein.[1892]

[1888] Zu Kloster Ossegg/Osek: BACHMANN, Böhmen, 1977, S. 134–135; KUTHAN, Böhmen und Mähren, 1982, S. 19, 23, 27, 29–30, 86–121 (mit der gesamten älteren Lit.); LEROUX-DHUYS, Zisterzienser, 1998, S. 282–285; UNTERMANN, Forma Ordinis, 2001, S. 248, 465 sowie jüngst die Heidelberger Dissertation von Mario Feuerbach: FEUERBACH, Ossegg, 2009. – Mario Feuerbach sei an dieser Stelle für den anregenden Austausch und die zur Verfügung gestellten Fotos der Baubefunde herzlich gedankt.

[1889] KUTHAN, Böhmen und Mähren, 1982, S. 87–88; FEUERBACH, Ossegg, 2009, S. 103–104 (jeweils mit Quellennachweis).

[1890] KUTHAN, Böhmen und Mähren, 1982, S. 87; FEUERBACH, Ossegg, 2009, S. 103 (jeweils mit Quellennachweis).

[1891] KUTHAN, Böhmen und Mähren, 1982, S. 88; FEUERBACH, Ossegg, 2009, S. 104 (jeweils mit Quellennachweis).

[1892] KUTHAN, Böhmen und Mähren, 1982, S. 88, 90; FEUERBACH, Ossegg, 2009, S. 104. – Eine Bauzeit von 15 bis 20 Jahren erscheint bei einem Bau dieser Größe zunächst relativ kurz, doch ist zu berücksichtigen, dass das Langhaus bei seiner Errichtung ungewölbt und weitgehend gliederungslos war, so dass es recht zügig fertiggestellt worden sein dürfte. Demnach erscheint eine Vollendung der Kirche in den 1220er zumindest nicht unwahrscheinlich. Hinzu kommt, dass bereits in den 1230er Jahren am Klausurostflügel mit dem höchst anspruchsvollen Kapitelsaal gearbeitet wurde, der Kirchenbau somit zu diesem Zeitpunkt abgeschlossen gewesen sein dürfte. FEUERBACH, Ossegg, 2009, S. 104, 151–152 betont zudem die Massive >Förderung des

Die offenbar durchweg aus großen Sandsteinquadern[1893] gefügte Kirche erscheint heute infolge der Barockisierung 1712–1718 durch den Baumeister Ottavio Broggio in ihrem Bild stark verändert (Abb. 700) – einerseits durch die neuen Pilastergliederungen und den aufgebrachten Verputz, andererseits durch die beiden damals zugefügten, innen als Tambourkuppeln gestalteten Rundtürme über den Ostjochen der Chorseitenschiffe. Zudem wurde die Obergadenzone neu aufgeführt und sämtliche Räume neu eingewölbt. Verschiedene Ansichten des Klosters aus der Zeit vor dem Umbau überliefern jedoch das mittelalterliche Erscheinungsbild der Kirche, darunter eine vier Veduten von 1691 und zwei Kupferstiche von 1690 und 1708 (Abb. 696–699):[1894] Sie zeigen übereinstimmend ein dreischiffiges, basilikal gestuftes Sanktuarium mit entsprechender ‚Querschnittfassade' als Ostabschluss, die im Mittelschiff eine Dreifenstergruppe mit mittiger, wohl mittels Säulchen untergliederter Rose[1895] darüber aufwies, während die Seitenschiffe durch je ein schlankes Fenster belichtet wurden.[1896]

Die bis heute weitestgehend unveränderte Grundrissdisposition des Sanktuariums (Abb. 695)[1897] schließt sich mit ihrem rechteckigen, dreiachsigen Binnenchor und den entsprechend dreijochigen Chorseitenschiffen sowie dem Verzicht auf Querarmkapellen[1898] und dem belegten Vorspringen der Mittelschiffostwand

Kirchenbaues durch die Stifterfamilie.

[1893] KUTHAN, Böhmen und Mähren, 1982, S. 91, 94; FEUERBACH, Ossegg, 2009, S. 107, 123–131.

[1894] Zu den Bildquellen aus der Zeit vor dem barocken Umbau KUTHAN, Böhmen und Mähren, 1982, S. 90–91, dazu Anm. 29 (der Stich von 1708 abgebildet ebd., S. 90, Abb. 4.2. und bei UNTERMANN, Forma Ordinis, 2001, S. 463, Abb. 275) sowie ausführlich FEUERBACH, Ossegg, 2009, S. 38–42.

[1895] Dies lässt eine bei KUTHAN, Böhmen und Mähren, 1982, S. 92, Anm. 37 zitierte Quelle von 1681 (B. B. Balbin) zu: „*fenestra hic spectatus ad Orientem rotae instar, arte mirabili saxeis columellis innixa*". Vgl. auch FEUERBACH, Ossegg, 2009, S. 127–128, dazu Anm. 68, 69. (dort ebenfalls die Quelle zitiert).

[1896] KUTHAN, Böhmen und Mähren, 1982, S. 27, 92 (hier entsprechende Quellennachweise); FEUERBACH, Ossegg, 2009, S. 127.

[1897] Die genannten Ansichten der Kirche aus der Zeit vor dem barocken Umbau belegen die dreischiffige Disposition des Ossegger Sanktuariums – eine Gestaltung des östlichen Querjoches als Teil eines Umganges, wie sie BACHMANN, Böhmen, 1977, S. 134 annimmt („Daß die Nebenchöre um den Hochchor herum geführt waren und einen Umgang formierten, wäre nach diesen Konstruktionsverhältnissen immerhin möglich, nur müßte man dann annehmen, daß in der Hauptachse des Chors, [...], ursprünglich ein Pfeiler stand"), ist demnach auszuschließen.

[1898] Dass sich in den Ostwänden der Querarme neben den Bogenöffnungen zu den Chorseitenschiffen niemals Öffnungen zu einer Querarmkapelle befanden, belegt der Befund eines spätromanischen Fenstergewändes im unteren Bereich der Ostwand des Südquerhauses, der heute von der neuzeitlichen Sakristei aus sichtbar ist. Vgl. dazu FEUERBACH, Ossegg, 2009, S. 164, dazu Abb. 96–98.

gegenüber den Chorseitenschiffen[1899] unmittelbar an das in Marienfeld ausgebildete Grundrissschema an.[1900]

Inwieweit über die Grundrissfiguration hinaus auch in der Raumstruktur (Abb. 701–703) – etwa bei der Einwölbung des Binnenchores – Anknüpfungen an Marienfeld vorhanden waren, lässt sich aufgrund der barocken Veränderungen, insbesondere nach dem Neubau des Chorobergadens, nicht mehr definitiv bestimmen, belegt ist jedoch eine wohl bauzeitliche Überwölbung des Sanktuariumsmittelschiffs – gemutmaßt wird dafür die Einwölbung mit einem westlichen quadratischen und einem östlichen querrechteckigen Joch,[1901] wofür auch die überlieferte Durchfensterung des Chorobergadens auf den Veduten und Kupferstichen (Abb. 696–699) spricht. Feuerbach mutmaßt ein Kreuzrippengewölbe über zisterziensischen Abkragungen oberhalb des Kämpfergesimses der Chorpfeiler.[1902] Auf eine Orientierung an der Klosterkirche Marienfeld könnte zudem auch die Anordnung der Fenster in der Sanktuariumsostwand, die der rekonstruierten Durchfensterung in Marienfeld (Kap. C.8.2.) entspricht, und die Verwendung von glatten, wie eingeschnitten wirkenden Spitzbogenarkaden hindeuten, die in den Dachräumen der Seitenschiffe über den barocken Rundbogenarkaden nachgewiesen werden konnten (Abb. 704–707).[1903] Das Langhaus selbst war im Gegensatz zu den

[1899] So zu sehen auf der Vedute von Norden von 1691 (Abb. 699). Vgl. dazu FEUERBACH, Ossegg, 2009, S. 127.

[1900] KUTHAN, Böhmen und Mähren, 1982, S. 27 betont bei der Betrachtung der Grundrisslösung „den Einfluß westeuropäischer Kunst“, der jedoch im Hinblick auf die von UNTERMANN, Forma Ordinis, 2001, S. 465 aufgezeigte und hier ausdrücklich betonte Verwandtschaft mit Marienfeld relativiert wird. Leider findet diese bei FEUERBACH, Ossegg, 2009, S. 152–154 keine Berücksichtigung. – Beim Vergleich der absoluten Maße der Sanktuarien übertrifft die Kirche in Ossegg sogar ein wenig den Marienfelder Bau: 1. Länge des Sanktuariums (inkl. Ostmauer): A. Marienfeld: 15 m, B. Ossegg: 18 m; 2. Mittelschiffbreite: A. Marienfeld: 8,15 m, B. Ossegg: 10,15 m; 3. Querschifflänge: A. Marienfeld: 25,85 m, B. Ossegg: 35,70 m; 4. Querschiffbreite (inkl. Außenmauern): A. Marienfeld: 11,40 m, B. Ossegg: 12 m (Maßangaben der Ossegger Kirche nach KUTHAN, Böhmen und Mähren, 1982, S. 91, Anm. 31). Die Grundrisse der beiden Sanktuarien sind demnach nicht deckungsgleich, was gegen eine direkte Planübertragung spricht, doch zeigen sie beide (bis auf das Querschiff, das in Ossegg abweichend aus drei Quadraten besteht) dieselben Proportionen, so dass die Maßabweichungen möglicherweise auf die Verwendung unterschiedlicher Fußmaße zurückzuführen sind.

[1901] So der rekonstruierende Grundriss der Klosterkirche in Gorys, Erhard: Tschechoslowakei (Dumont-Kunstreiseführer), Köln 1992, S. 220, dessen Grundlage leider nicht angegeben wird. – KUTHAN, Böhmen und Mähren, 1982, S. 91 gibt an, dass „sämtliche Schiffe des Chorschlusses dreijochig gewölbt“ waren, ohne dies jedoch genauer zu begründen. – Leider konnte es dem Verf. bei seinem Besuch in Ossegg im September 2005 wegen der schlechten Zugänglichkeit und der nicht vorhandenen Beleuchtung nicht ermöglicht werden, die Dachräume der Chorseitenschiffe auf mögliche Hinweise auf die Art der Einwölbung zu untersuchen. – An dieser Stelle gilt meiner besonderer Dank P. Charbel Schubert OCist, Kloster Ossegg, der mir bereitwillig die sichtbaren Bereiche der mittelalterlichen Klosteranlage gezeigt hat und dem ich eine Reihe hochinteressanter Hinweise verdanke.

[1902] FEUERBACH, Ossegg, 2009, S. 155. Zur Jochfolge äußert er sich hingegen nicht.

[1903] Zum Befund und Erscheinungsbild der spitzbogigen Langhausarkaden s. KUTHAN, Böhmen und Mähren, 1982, S. 27, 94/96; FEUERBACH, Ossegg, 2009, S. 140; zum Neufund der Chorarkaden ebd., S. 147, dazu Abb. 79–84.

Ostteilen (Sanktuarium und Querhaus) der Überlieferung nach ungewölbt und offenbar weitgehend ohne Gliederungen.[1904]

Die Vermittlung der Grundriss- und Baudisposition des Marienfelder Sanktuariums nach Ossegg dürfte über die Verbindungen der Klöster innerhalb der Filiation Morimond–Kamp erfolgt sein: Marienfeld ist ein Enkelkloster, Ossegg ein Urenkelkloster der Zisterze Kamp am Niederrhein. Hier könnte dem Ossegger Gründerabt Ruthard (1193–1205/07) oder seinem Nachfolger Hermann (1205/07–1209) der damals hochaktuelle, jedoch nicht zu komplexe und aufwendige Grundriss des damals wohl fast vollendeten Sanktuariums der Marienfelder Klosterkirche als Vorbild für den eigenen Kirchenbau vorgeschlagen worden sein.

Nur einige Jahre nach der Kirchweihe Marienfelds 1222, möglicherweise noch kurz vor der Mitte des 13. Jahrhunderts, wurde das Bauschema des dreischiffigen, basilikalen Sanktuariums ohne zusätzliche Querarmkapellen in der 1232 an die heutige Stelle verlegten Zisterze Hude (Tochter von Mariental) unweit Bremen aufgegriffen.[1905] Die seit den Abbrüchen nach der Klosterauflösung 1533 nur noch als Ruine erhaltene Kirche (Abb. 712–713) war im Binnenchor allerdings nun mit zwei quadratischen Hauptjochen eingewölbt, denen insgesamt gemäß dem Gebundenen

[1904] BACHMANN, Böhmen, 1977, S. 134; KUTHAN, Böhmen und Mähren, 1982, S. 27, 94; FEUERBACH, Ossegg, 2009, S. 140–142.

[1905] Das von den Grafen von Oldenburg gestiftete Kloster war zunächst in Bergedorf bei Ganderkesee gegründet worden, nachdem 1200 und 1201 Abt Florentius von Marienfeld (!) zusammen mit dem Abt von Bredelar bzw. von Riddagshausen im Auftrag des Generalkapitels den Ort der geplanten Gründung besichtigt hatte. Um 1232 wurde das Kloster aufgrund des wenig fruchtbaren Bodens und wohl auch im Hinblick auf die aufsässigen Stedinger Bauern (s. Kap. B.2.2.) nach Hude verlegt, dort im Frühjahr 1233 bei einem Überfall durch diese zerstört, aber vermutlich bereits im Folgejahr wiederbesiedelt. Bald darauf ist mit dem Baubeginn von Kirche und Kloster zu rechnen – leider sind keine baugeschichtlichen Daten überliefert, die kunsthistorischen Datierungen schwanken (s. nachfolgend). – Grundlegend zur Geschichte des Klosters Hude: SCHMIDT, Hude, 1994 (zur Bauzeit S. 207: ca. 1270 – Anfang 14. Jahrhundert); zur Kunstgeschichte: EYDOUX, Églises Cisterciennes d'Allemagne, 1952, S. 71 (Ende 13. Jahrhundert), dazu Fig. 19, 107, 235; THÜMMLER/KREFT, Weserbaukunst, 1970, S. 267–268 (2. Hälfte 13. Jahrhundert), dazu Abb. 184, 185, 238, 239; SCHNEIDER, Lexikale Übersicht, 1977/86, S. 664–665 (2. Hälfte 13. Jahrhundert); BÖKER, Backsteinarchitektur, 1988, S. 67–72, dazu Abb. 36 (nach 1234); DEHIO, Bremen/Niedersachsen, 1992, S. 763–765 (2. Hälfte 13. Jahrhundert); STÖVER, Hude, 1997 (nicht eingesehen); KLEMM, Sakralbaukunst, 2000, S. 83–84 (2. Hälfte 13. Jahrhundert); UNTERMANN, Forma Ordinis, 2001, S. 465 (Baubeginn bald nach 1232). – Ein Baubeginn (der Ostteile) noch in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts, evtl. um 1240/50, ist nicht auszuschließen, die Gliederungsmotive an den heute noch erhaltenen Bauteilen zeigen jedoch durchweg gotische Formen, also aus der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts. Dies gilt insbesondere für die vornehmlich erhaltene Mittelschiffsüdwand, die zwar an spätromanische Gliederungsschemata (etwa das Bonner Münster und Groß St. Martin in Köln) anknüpft, in den Detailformen wie Profilierungen und Kapitellskulptur jedoch eindeutig gotische Ausprägungen der Zeit um 1260/80 erkennen lässt. – Das in seinem nördlichen Gewände noch erhaltene große Ostfenster des Chores könnte jedoch – wie bei einer Reihe anderer Zisterzienserkirchen (etwa Eberbach, Maulbronn, Bebenhausen) im 14. Jahrhundert als Umbaumaßnahme in eine ältere (noch spätromanische?) Chorostwand eingefügt worden sein. – Eine genaue Klärung der Baugeschichte der Klosterkirche Hude mit bauarchäologischen Methoden steht noch aus.

System (vgl. Marienfeld!) je vier Seitenschiffjoche zugeordnet waren – vom aufgehenden Mauerwerk des Sanktuariums blieb leider wenig erhalten.

In der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts und im 14. Jahrhundert fand der Bautypus des basilikal-dreischiffigen, flach geschlossenen Sanktuariums ohne zusätzliche Querarmkapellen dann häufiger Verwendung: Der Gründungsbau des 1257/58 von den askanischen Markgrafen gestifteten, 1260 besiedelten Klosters Mariensee in der Uckermark sollte ein Sanktuarium zu vier Arkadenachsen erhalten, wobei das Ostjoch eindeutig als ‚integriertes' Umgangsjoch mit zwei Altarstellen vorgesehen war. Der bereits bis zum Querschiffansatz fundamentierte Bau war im Ostjoch schon über die Sockelzone hinaus gediehen, als das Kloster 1266 ins nahe Chorin verlegt und der begonnene Bau in Mariensee aufgegeben wurde.[1906]

Eine identische Disposition, hier eingewölbt im Gebundenen System, zeigt die Choranlage von Kloster Krone an der Brahe in Pommerellen (Koronowo/Brda), mit deren Bau wohl bald nach der Verlegung 1288 begonnen wurde.[1907] Auch im benachbarten Kloster Pelplin, das 1274/76 an die heutige Stelle verlegt wurde, findet sich ein entsprechendes vierjochiges, nun aber im Traveensystem eingewölbtes Sanktuarium mit integriertem Umgang und flachem Chorschluss in Form einer basilikalen Querschnittfassade.[1908]

Bald nach der Mitte des 14. Jahrhunderts, in der Amtszeit des Abtes Engelhard (1353/55–1371), wurde auch der Chor der Klosterkirche in Amelungsborn (Tochter von Kamp) in der Form eines dreischiffigen, basilikalen Sanktuariums mit geradem Chorschluss neu erbaut (Abb. 681).[1909] Hier umfasst die Choranlage nun jedoch fünf Arkadenachsen, die im Mittelschiff (nach einem Planwechsel) im Sinne des Gebundenen Systems mit zwei quadratischen Doppeljochen und einem querrechteckigen Ostjoch eingewölbt sind; letzteres fungiert wiederum als

[1906] ERDMANN, Chorin, 1994, S. 7–8; UNTERMANN, Forma Ordinis, 2001, S. 552–554, dazu Abb. 363. Vgl. auch EYDOUX, Églises Cisterciennes d'Allemagne, 1952, S. 69–70, dazu Fig. 104.

[1907] EYDOUX, Églises Cisterciennes d'Allemagne, 1952, S. 70; UNTERMANN, Forma Ordinis, 2001, S. 554, dazu Abb. 364. (jeweils mit älterer Lit.).

[1908] EYDOUX, Églises Cisterciennes d'Allemagne, 1952, S. 70, dazu Fig. 105; UNTERMANN, Forma Ordinis, 2001, S. 554–555, dazu Abb. 365 (jeweils mit älterer Lit.).

[1909] EYDOUX, Églises Cisterciennes d'Allemagne, 1952, S. 72, dazu Fig. 109, 110; THÜMMLER/KREFT, Weserbaukunst, 1970, S. 253; MAIER, Amelungsborn, 1990 (mit Zusammenstellung der Quellen, sorgfältiger Befundschilderung und differenzierter stilistischer Analyse); DEHIO, Bremen/Niedersachsen, 1992, S. 131–133; RÖCKENER, Amelungsborn, 1998, S. 6, 10–12; UNTERMANN, Forma Ordinis, 2001, S. 591–592 (hier undifferenziert dem Unterkapitel ‚Rechteckige Umgänge' zugeordnet).

‚integriertes' Umgangsjoch, durch eine steinerne Schranke vom Binnenchor abgetrennt.[1910]

Die offenbar für Marienfeld auf der Grundlage der Planschemata von Cîteaux II (Abb. 674) und Morimond II (Abb. 676) entwickelte Chordispostion in Form eines basilikal gestuften dreischiffigen Sanktuariums mit ‚integriertem' Kapellenkranz zu drei Arkadenachsen fand im nur wenig jüngeren Ossegg (Abb. 695) einen direkten Nachfolger, während in Hude (Abb. 712) zwar die Jochbindung gemäß dem Gebundenen System übernommen, die Zahl der Arkadenachsen aber auf vier erhöht wurde, womit eine Einwölbung mit zwei quadratischen Volljochen im Mittelschiff möglich wurde. Dasselbe lässt sich in Krone beobachten und kann auch für den aufgegebenen Bau in Mariensee gemutmaßt werden. In Pelplin geht man hingegen bei selber Grundkonstellation zum gotischen Traveensystem über, während in Amelungsborn (Abb. 681) noch einmal das Gebundene System zur Anwendung kommt, wobei hier die beiden quadratischen Mittelschiffjoche noch m ein Halbjoch ergänzt werden – dies allerdings mit ganz anderer Gestaltung und Funktion (Umgang) als dasjenige in Marienfeld.

9.2.3. Der Wandaufriss des Sanktuariums

9.2.3.1. Phase Ia/b

Die Baukonzeption der Bauphasen Ia und Ib sah als Verbindung zu den Chorseitenschiffen eine im Verhältnis zur heutigen Wandhöhe des Chormittelschiffs relativ niedrige Folge von vermutlich rundbogigen Arkadenbögen vor, worauf heute noch die untere Kämpferlinie mit den durchweg erhaltenen Kämpferplatten an Pfeilern und Viersäulenbündeln hinweist (Kap. C.4.3.1.2.1.). Die niedrigen Arkadenbögen lassen dabei für dieses Planungsstadium auf eine entsprechend geringe Raumhöhe der Chorseitenschiffe schließen. Ob das Mittelschiff bereits zu diesem Zeitpunkt die heutige Höhe erreichen sollte, muss letztlich offen bleiben, kann aber aufgrund der Gesamtproportionen als wahrscheinlich angenommen werden.

[1910] MAIER, Amelungsborn, 1990, S. 54 führt bereits zum Vergleich das ältere Vorbild Marienfelds an, insbesondere für das Halbjoch, darüber hinaus verweist er ebenfalls auf die Zisterzen Mariensee, Krone und Pelplin sowie Klosterlangheim.

Solche relativ niedrigen Bogenöffnungen zu Anräumen mit Altarstellen kommen bei Zisterzienserkirchen vergleichsweise häufig vor. Ihren Ursprung haben sie bei Bauten, die in ihrem Grundriss dem sog. ‚Bernhardinischen Plan' folgen und gemäß dem ‚Burgundischen Typus' im Aufriss eine Staffelung vom hohen, durchgehenden Mittelschiff über die daran angefügten, untergeordneten Querarme zu den niedrigen Rechteckkapellen an deren Ostflanke aufweisen. Beispiele für diesen ‚Burgundischen Typus' sind die Kirchen von Fontenay (begonnen vor/um 1130), Bonmont (begonnen vor/um 1130) und Hauterive (begonnen um 1140).[1911] Auch bei jüngeren Abteikirchen, die diese Höhenstaffelung aufgeben und einheitliche Raumhöhen in Hauptchor, Querhaus und Langhausmittelschiff aufweisen, finden sich „als ‚reduzierte' Bauform"[1912] häufig, insbesondere im deutschen Reich,[1913] noch niedrige, im Vergleich zum Gesamtbau geduckt wirkende Querarmkapellen, die nicht die Höhe der Seitenschiffjoche erreichen. Genannt seien hier zum Vergleich die Kirchbauten der Zisterzen Eberbach (begonnen um 1145, Abschluss(?)weihe 1186; Abb. 685)[1914] und Haina (begonnen um 1201, Abb. 686),[1915] wo die Kapellenzugänge auffallend niedrig angelegt sind – dieser Eindruck wird noch dadurch verstärkt, dass bei beiden Bauten nach einem Planwechsel größere Raumhöhen angestrebt wurden. Gleiches gilt für die Klosterkirche in Lehnin/Mark Brandenburg (nach 1183 – um 1270), wobei hier die Querarmkapellen zudem doppelgeschossig angelegt sind (Abb. 688).[1916] Aber auch bei weitgehend einheitlichen Bauten wie den beiden pfälzischen Abteikirchen Otterberg (1165/70–1254)[1917] und Eußerthal (begonnen wohl in den 1180er Jahren, Weihe 1263)[1918] sowie der schweizerischen Zisterze Wettingen/Aargau (1227–1256)[1919] finden sich niedrig proportionierte Kapelleneingänge.

[1911] Vgl. dazu zuletzt UNTERMANN, Forma Ordinis, 2001, S. 306–312.
[1912] UNTERMANN, Forma Ordinis, 2001, S. 373.
[1913] Ebd., S. 475.
[1914] UNTERMANN, Forma Ordinis, 2001, S. 371–373, dazu Abb. 192; EINSINGBACH/RIEDEL, Eberbach, 2004 (jeweils mit älterer Literatur). Datierung nach DEHIO, Hessen II, 2008, S. 420.
[1915] UNTERMANN, Forma Ordinis, 2001, S. 485–488, dazu Abb. 294; FRIEDRICH, Haina, 1987, v. a. Abb. S. 11 (jeweils mit älterer Literatur). DEHIO, Hessen I, 2008, S. 372 gibt noch die ältere Auffassung von einem Baubeginn um 1215 wieder.
[1916] UNTERMANN, Forma Ordinis, 2001, S. 518–519; WARNATSCH, Lehnin, 1998 (jeweils mit weiterführender Literatur).
[1917] KAISER, Otterberg, 1998; UNTERMANN, Forma Ordinis, 2001, S. 204, 421, dazu Farbtafel 3–5 (jeweils mit weiterer Literatur).
[1918] Nach KAISER, Otterberg, 1998, S. 119–127, v. a. S. 121; UNTERMANN, Forma Ordinis, 2001, S. 475, nimmt einen Beginn im 1. V. d. 13. Jahrhunderts und eine Weihe 1259 an (jeweils mit weiterer Literatur).
[1919] UNTERMANN, Forma Ordinis, 2001, S. 495, dazu Abb. 303 (hier auch weitere Literatur).

Handelt es sich bei den bisher angeführten Beispielen für niedrige Arkadenbögen durchweg um Kapellenöffnungen an der Ostseite der Querarme (bei Kirchenbauten, die dem ‚Bernhardinischen Plan' folgen), die somit nur grundsätzlich – aufgrund ihrer Proportionen – mit den Marienfelder Chorarkaden vergleichbar sind, so öffnen in der Klosterkirche Arnsburg/Hessen (Chor bald nach 1174, Weihe 1246; Abb. 693) niedrige Arkadenbögen in ähnlicher Weise die Wände des Sanktuariums zu miteinander verbundenen Kapellenräumen (s.o.).[1920]

Die für das Marienfelder Sanktuarium in Bauphase Ia/b ablesbare Planung niedriger Arkadenöffnungen zu den Chorseitenschiffen steht somit deutlich in zisterziensischer Bautradition: Seit den frühen Bauten des ‚Burgundischen Typs' (um 1130) finden sich häufig, vornehmlich bei Bauten nach dem ‚Bernhardinischen Plan', niedrige Kapellenzugänge als bewusst ‚reduzierte Bauform' – eine Gestaltungsmaxime, die (insbesondere im Deutschen Reich) bis in die erste Hälfte des 13. Jahrhunderts Anwendung findet. Der in Marienfeld in Phase Ia/b vorgesehene Wandaufriss fügt sich demnach problemlos in die Reihe der Baugestaltlösungen deutscher Zisterzienserabteikirchen der Jahrzehnte vor und nach 1200 ein.

9.2.3.2. Phase Ic

Der in Bauphase Ia/b vorgesehene Wandaufriss mit niedrigen Arkadenöffnungen zu den Chorseitenschiffen wurde offenbar schon unmittelbar nach der Vollendung der Stützenelemente bei der Fortführung der Arbeiten wieder aufgegeben: In Phase Ic wurden die Pfeiler und Säulenbündel um zwei Quaderlagen aufgestockt und auf der neuen, höherliegenden Kämpferlinie nun wesentlich höher hinaufreichende, zudem spitzbogig schließende Arkaden aufgeführt. Dieser Planwechsel hatte entscheidenden Einfluss auf die Baugestalt der Kirche, da die Chorseitenschiffe durch die Erhöhung nun wesentlich aufgewertet wurden und stärker im Raumbild des Sanktuariums mitsprachen.

Den Anlass zu dieser Umplanung kann man nur mutmaßen – möglicherweise wurde sie vom damals amtierenden Marienfelder Abt[1921] veranlasst, nachdem er bei einem

[1920] GÄRTNER, Arnsburg, 1998, Abb. S. 20, 21, 28, Längsschnitt S. 82; UNTERMANN, Forma Ordinis, 2001, S. 419–421 (jeweils mit weiterführender Literatur).

[1921] In Frage kommen der erste Abt Eggehardus (1186–1192) oder seine unmittelbaren Nachfolger Godfridus (1193) und Florentius I. (1194–1211).

der jährlich tagenden Generalkapitel in Cîteaux die dortige, kurz vor der Vollendung stehende, 1193 geweihte Abteikirche kennengelernt hatte. Die Binnenchorarkaden ihres neuen Sanktuariums wiesen aufgrund der basilikalen Höhenstaffelung von Kapellenkranz und Umgang (mit eigenem Lichtgaden) eine den Seitenschiffarkaden des Langhauses angeglichene Scheitelhöhe auf. Vergleichbar hohe Binnenchorarkaden dürfte auch das damals erst im Bau befindliche (vermutlich um 1180 begonnene) Sanktuarium der Abteikirche von Morimond erhalten haben. Derartige Beobachtungen von aktuellen Baukonzeptionen an den Kirchenbauten des Ordenshauptes und des Filiationsmutterklosters, das der Marienfelder Abt bei seinen jährlichen Reisen zum bzw. vom Generalkapitel vermutlich ebenfalls besucht haben dürfte, könnten die entscheidenden Anregungen zu der Marienfelder Planänderung in Phase Ic gebildet haben.

Das Ergebnis war eine wesentlich harmonischere Proportionierung des Wandaufrisses und eine Aufwertung der Chorseitenschiffe, die den Charakter von bloßen Anräumen mit Altarplätzen verloren und durch ihre neue Raumhöhe eine gewisse Eigenständigkeit erhielten.

Unterstützt wurde diese Höhensteigerung durch den Einsatz von Spitzbögen für die Scheidarkaden, wobei diese eine ausgeprägt zugespitzte Bogenform aufweisen. Die Verwendung von Spitzbögen in Marienfeld dürfte auch hier von den genannten, vorbildlich wirkenden Ordensbauten im Burgund, wo der Spitzbogen schon seit dem 11. Jahrhundert zur regionalen Bautradition gehört, angeregt worden sein. Die im westfälischen Raum völlig innovativen spitzbogigen Binnenchorarkaden der Marienfelder Klosterkirche bezeichnen zusammen mit dem etwa gleichzeitig begonnenen Westbau des Domes zu Münster (Abb. 891–892; Kap. C.10.4.1.1.3.)[1922] mit seinen von Marienfeld abhängigen,[1923] aber nicht so steilen Spitzbogenformen das früheste Beispiel für die konsequente Anwendung von Spitzbogenöffnungen im Nordwesten des Deutschen Reiches – lediglich am Oberrhein tritt der Spitzbogen eher auf, zuerst nachgewiesen bei der Gewölbezone in den Ostteilen des Wormser Domes (lt. dendrochronologischen Daten von Bauhölzern aus der oberen Zone von

[1922] LOBBEDEY, Westbau, 1990; LOBBEDEY/SCHOLZ, Baugeschichte Münster, 1993, S. 269–270.

[1923] LOBBEDEY, Westbau, 1990, S. 13–15. – Beide Bauten erfreuten sich der besonderen Förderung des Bischofs Hermann II. von Katzenelnbogen (1174–1203), vgl. dazu Kap. B.2.1.; C.1.2.; C.10.4.1.1.3.

Chorjoch und Querhaus ca. 1132/1137/1161).[1924] In der niederrheinisch-kölnischen Baukunst ist er seit dem frühen 13. Jahrhundert anzutreffen.[1925]

Die Arkadenzone wird in Marienfeld nicht, wie es sonst häufig bei romanischen Basiliken der Fall ist, von einem Horizontalgesims gegenüber der Wandzone darüber abgegrenzt, sondern beide Bereiche dringen ineinander: Die hoch aufsteigenden Spitzbogenöffnungen des Erdgeschosses schneiden scharfkantig in die glatte Wandfläche der mittleren Wandzone, die sich bis zu den Kämpfern der Stützen herabsenkt. Erst ein umlaufendes, um alle Vertikalelemente[1926] verkröpftes Wulstgesims, das seine Form und Position von den Wulstkämpfern über den Kapitellbändern der Wandvorlagen ableitet, bildet eine horizontale Zäsur gegenüber dem durchfensterten Obergaden. Dieses markante, den Wandaufriss und damit den Raum in zwei Zonen aufteilende Wulstkämpfergesims (Kap. C.6.8.2.3.) lässt sich ebenfalls als ordensspezifisches Baumotiv ansprechen: Noch heute findet es sich an einem der wichtigsten Bauten aus der Frühzeit des Ordens, dem Langhaus der Abteikirche der Primarabtei Pontigny (um 1130/40 – um 1160/70)[1927] – über ein möglicherweise früheres Vorkommen dieses Baumotivs an Vorgänger- oder Schwesterbauten, etwa den übrigen Primarabteien, kann mangels Erhalt oder Überlieferung nur spekuliert werden. Herzuleiten ist die Idee letztendlich vom umlaufenden Gesims am Fußpunkt der Tonnengewölbe burgundischer Kirchen des 11. Jahrhunderts, das dann auch bei kreuzgewölbten Bauten übernommen wurde und so auch Eingang in die stark vom burgundischen Ursprungsgebiet geprägte Baukunst des Zisterzienserordens fand. Von Pontigny selbst oder einem ähnlich bedeutenden, vorbildlich wirkenden Ordensbau dürfte das Motiv des Kämpfergesimses dann für Marienfeld übernommen worden sein.[1928] In Pontigny besteht das Gesims aus Rundstab und Platte und weist damit eine andere Profilierung auf als die Kämpferplatten mit ihrem Karniesprofil. In Marienfeld sind beide Elemente zu

[1924] WINTERFELD, Worms, 1984, S. 11; vgl. dazu LOBBEDEY, Westbau, 1990, S. 16; UNTERMANN/KEIL, Worms, 2010, S. 5, 20. Letztere kommen zu einem früheren Baubeginn und damit einer Neudatierung der unteren Chorpartien.

[1925] Leider machen KUBACH/VERBEEK, Rhein und Maas, 1989, S. 449–450 keine zeitliche Angabe zum Einsetzen der Verwendung des Spitzbogens in der Rhein-Maas-Region.

[1926] Eine Ausnahme bilden allein die höher aufsteigenden Eckdienste des östlichen Halbjochs.

[1927] UNTERMANN, Forma Ordinis, 2001, S. 133–143, v. a. S. 135, dazu Abb. 36, 37 (hier auch die gesamte ältere Literatur).

[1928] Bereits TRÖLLER, Marienfeld, 1935, S. 13–14 und HÖLKER, Kreis Warendorf, 1936, S. 212, Anm. 7 haben auf die Vorbildlichkeit Pontignys verwiesen. MAUÉ, Bauformen, 1975, S. 35 bezeichnet das Kämpfergesims als „burgundische Baugepflogenheit“ und nennt als Beispiel ebenfalls Pontigny.

einem einheitlichen, bruchlos fortgeführten Dreiviertelwulstprofil vereinigt, bei dem offenbar sowohl Anregungen aus dem ‚angevinischen Stil' als auch aus nur wenig älteren Bauten des Rheinlandes verarbeitet wurden (siehe dazu Kap. C.6.8.2.3.).

Oberhalb des Wulstkämpfergesimses erheben sich die Schildwände des Obergadens, wobei das Kämpfergesims den ehedem vorhandenen Zwillingsfenstern (Westjoch) bzw. Einzelfenstern (Ostjoch) (siehe Kap. C.5.6.1., C.5.6.2.) trotz des geringen Abstandes zwischen Fenstersohlbank und Gesims optisch als Sohlbankgesims gedient hat. Die Fenster werden jeweils von einem leicht zugespitzten Schildbogen überfangen, der auf den Runddiensten des Vorlagenapparates aufruht. Die auffällige, relativ große Tiefe des Schildbogens, die die gesamte Breite des Dienstkapitells einnimmt, könnte ebenfalls durch eine Planänderung bedingt sein, die in Zusammenhang steht mit dem Bau der heutigen Domikalgewölbe (dazu ausführlich Kap. C.5.2.2.).

Auffällig sind schließlich die insgesamt breit gelagerten Proportionen der Wandflächen der Joche wie auch des Chorbaues und des Kirchenbaues insgesamt: Der Raum bzw. die Fläche zwischen zwei Stützelementen der Hochräume – sei es der Querschnitt des Hauptschiffes, sei es der Wandaufriss der Joche, hier des westlichen Chorjoches – ist zwischen Fußboden und Kämpferlinie annähernd quadratisch. Darüber setzen die Gurt- bzw. Scheidbögen an, die etwa die Hälfte der Pfeilerhöhe erreichen, über ihnen steigen die gebusten Domikalgewölbe bis zum Gewölbescheitel steil an. Letzterer hat fast denselben Abstand zum Kämpfergesims wie der Fußboden, so dass das umlaufende Kämpfergesims annähernd die halbe Raumhöhe markiert, folglich etwa die Hälfte der Raumhöhe von der Gewölbezone eingenommen wird![1929] Dieses Verhältnis von quadratisch proportionierter unterer Raum- und Wandzone und oberer Gewölbezone, die aber nur im Gewölbescheitel die entsprechende Höhe erzielt, an den für die Raumproportionen und den Wandaufriss maßgeblicheren Gurt- und Schildbögen aber nur gut die Hälfte des unteren Quadrates erreicht, bedingt eine breitgelagerte, gesetzte Gesamtproportion des Chorraumes und somit auch des Gesamtbaues.

[1929] So u. a. THÜMMLER/BADENHEUER, Westfalen, 1964/73, S. 26; DEHIO, Westfalen, 1969, S. 316; THÜMMLER, Marienfeld, 1972, S. 6; LOBBEDEY, Westfalen, 1999, S. 137; KEMPKENS, Marienfeld, 2011, S. 19–20; DEHIO, Westfalen, 2011, S. 402.

Wie die Idee zu den Domikalgewölben wurde offenbar auch diese breitgelagerte Raumproportionierung – wie an anderer Stelle eingehend behandelt und mit Vergleichsbeispielen belegt (siehe Kap. C.10.3.) – von den Sakralbauten des ‚angevinischen Stils' im Anjou-Poitou übernommen – eine Tendenz, die in der Nachfolge von Marienfeld typisch für die Kunstlandschaft Westfalens werden sollte.

9.3. Das Querhaus

9.3.1. Der Grundriss des Querhauses

Die Grundrissdisposition des Querhauses, bestehend aus der Vierung und den leicht querrechteckigen[1930] Querhausflügeln, wurde bereits in den Phasen Ia und Ib mit dem Bau der unteren Partien der Ostwände und der angrenzenden Stirnseiten bzw. den ersten Lagen des nordwestlichen Vierungspfeilers festgelegt. Die einschiffige Anlage des Querhauses gehört bei Zisterzienserkirchen des 12. und 13. Jahrhunderts durchaus zum gängigen Schema, insbesondere bei Bauten mit ‚quadratischem Schematismus'. Bei Kirchen des weit verbreiteten ‚Bernhardinischen Plans' öffnen sich jedoch die Querhausostwände zu einer Folge von Altarkapellen, und auch bei Bauten, die nicht diesem Plantypus folgen, etwa Kirchen mit Staffelchören (Walkenried I {Abb. 718}, Pforta, Altzella, Hardehausen), sind die Querarme zu östlich angrenzenden Kapellenräumen geöffnet. Dasselbe gilt für die mit Marienfeld artverwandten Klosterkirchen von Schönau (nach 1158) und Arnsburg (nach 1174; Abb. 690) mit ihrem das Chorquadrat umschließenden Umgang samt Kapellenkranz, wo sich die Ostflanke der Querarme neben den Zugängen zum Umgang noch zu weiteren Kapellenräumen öffnet(e). Auch in der nur wenig jüngeren Kirche in Riddagshausen (begonnen 1206; Abb. 708) öffnen sich die Ostwände der – wie in Marienfeld – leicht längsrechteckigen Querhausflügel neben der Arkade zum Chorumgang auch zur jeweils westlichsten Kapelle des Kapellenkranzes.

In Marienfeld fiel durch die Reduzierung des rechteckigen Chorumganges mit Kapellenkranz auf Chorseitenschiffe (s.o.) eine entsprechende Kapellenöffnung weg bzw. wurde auf die Anlage einer zusätzlichen Querarmkapelle verzichtet. Die so verbliebenen Wandflächen neben den Zugangsarkaden zu den Chorseitenschiffen wurden in der Anfangszeit offenbar noch nicht einmal für die Aufstellung von

[1930] Bezogen auf die Achse des Querhauses.

weiteren Seitenaltären genutzt (vgl. Kap. C.8.4, C.8.9.), wie indirekt dem Bericht der Kirchweihe 1222 zu entnehmen ist, wo nur der Hochaltar, die sechs Altäre in den Chorseitenschiffen, der „Hl.-Kreuz-Altar im Chor der Laienbrüder und alle übrigen Altäre im unteren westlichen Teil der Kirche“ genannt werden,[1931] nicht jedoch Altäre im Querhaus!

Die geschlossenen Wandflächen neben den Zugängen zu den Chorseitenschiffen finden sich auch bei weiteren Bauten mit einem auf ein dreischiffiges Sanktuarium reduzierten Chorschema wie die hier versuchsweise zu einer eigenen Gruppe als ‚Marienfeld-Typus’ zusammengefassten spätromanischen bzw. frühgotischen Klosterkirchen von Ossegg (Abb. 695) und Hude (Abb. 712), aber auch bei den jüngeren gotischen Anlagen in Krone und Pelplin (vgl. dazu ausführlich Kap. C.9.2.).

Der leicht längsrechteckige Grundriss der Marienfelder Querhausflügel war bereits durch das Aufschichten der unteren Lagen des nordwestlichen Vierungspfeilers in Phase Ib festgelegt und wurde beim Weiterbau des Querhauses in Phase II fortgeführt. Er findet sich etwa auch – wie bereits erwähnt – in vergleichbarer Form bei der nur wenig jüngeren Abteikirche in Riddagshausen (Abb. 708).

9.3.2. Der Wandaufriss des Querhauses

Der Wandaufriss der Querhauswände folgt dem in Phase Ib/c entwickelten Schema der Hochwände des Sanktuariums. In den Schildwänden der Stirnseiten befinden sich große, gestaffelte Dreifenstergruppen, die jeweils im Äußeren und Inneren durch eine Säulenarkatur gerahmt und dadurch hervorgehoben werden (Kap. C.5.6.4.). Dieses reiche Fenstermotiv ist möglicherweise das Ergebnis einer Planänderung in Phase IIb (siehe Kap. C.4.3.3.4.). Derartige Dreifenstergruppen gehören freilich zu den charakteristischen Baumotiven zisterziensischer Ordensarchitektur und dienen zumeist – wie in Marienfeld – einer besonderen Akzentuierung der vier Kreuzarmstirnwände (Kap. C.5.6.8., C.10.1. mit entsprechenden Vergleichsbeispielen).

[1931] Zitiert nach BÖHMER/LEIDINGER, Chroniken und Dokumente, 1998, S. 34.

9.4. Das Langhaus

9.4.1. Der Grundriss des Langhauses

9.4.1.1. Der Grundriss des östlichen Langhausjoches (Phase II)

Das in Phase II festgelegte Langhausschema sah ein Hauptschiff vor, das nur auf der Nordseite von einem Seitenschiff begleitet wird.[1932] Dieses Langhausseitenschiff ist deutlich breiter angelegt als das ursprüngliche Chorseitenschiff – es umfasst nun statt der Hälfte etwa zwei Drittel der Hauptschiffbreite. Eine deutliche Verbreiterung der Langhausseitenschiffe gegenüber den Chorseitenschiffen kennzeichnete auch die Abteikirche der Primarabtei Morimond (Abb. 675, 676).[1933] Im Verhältnis zu den Chorseitenschiffen oder zum Chorumgang breitere Langhausseitenschiffe finden sich im Gebiet des Deutschen Reiches gleichermaßen bei den Zisterzienserkirchen in Schönau (nach 1158–1210/11), Ebrach (1200–1285) und Heisterbach (1202–1237).

Da das Langhaus der Marienfelder Klosterkirche nur auf der Nordseite ein Seitenschiff besitzt, lässt sich mit der geschlossenen Hauptschiffsüdwand eine deutliche Tendenz zu einer Saalkirche erkennen.

Einschiffige Langhäuser sind zwar eher selten bei Zisterzienserkirchen anzutreffen, kommen aber durchaus vor. Aus der ersten Generation der Zisterzienserkirchen (1125–1140/45) ist eine geschlossene Gruppe von englischen Klosterkirchen zu nennen, die aber offenbar örtlichen Baugepflogenheiten verpflichtet sind, da dort kreuzförmige Saalkirchen für Kirchen reformierter Chorherren zu jener Zeit üblich waren.[1934] Diese Gruppe fand zudem eine Nachfolge in einigen norwegischen Tochterklöstern.[1935]

Eine Reihe weiterer kreuzförmiger Saalkirchen findet sich nach 1145 im Westen, Südwesten und Süden Frankreichs bei einigen Zisterzienserklöstern, die zumeist

[1932] Gelegentlich, so bei TRÖLLER, Marienfeld, 1935, S. 3–4; HÖLKER, Kreis Warendorf, 1936, S. 208, 224; MÜHLEN, Dom zu Münster, 1966, S. 90–91, wird das östliche, ehemals mit einem ungeteilten Bogen zum Hauptschiff geöffnete Seitenschiffjoch als separate Kapelle gedeutet, doch sprechen die Befunde eindeutig dagegen. DEHIO, Niedersachsen und Westfalen, 1935/1949, S. 369 nimmt sogar irrtümlicher Weise aufgrund einer Fehldeutung ein südliches Pendant an: „Reste eines Dachansatzes lassen einen gleichen Raum auf der S[üd]Seite vor Anlegung des Kreuzgangs vermuten“. Dem widerspricht bereits die eigene Aussage ebd., das Kreuzgangportal im der Südquerhauswestwand sei original.

[1933] NICOLAI, Walkenried, 1990, S. 104, dazu Grundriss Abb. 78; dieser auch bei UNTERMANN, Forma Ordinis, 2001, Abb. 55.

[1934] S. dazu eingehender UNTERMANN, Forma Ordinis, 2001, S. 325–327.

[1935] Ebd., S. 401.

einen eremitischen Ursprung haben und erst später dem Zisterzienserorden affiliert wurden, wobei sie dann die alte Bautradition der Saalkirchen fortsetzten. Zu nennen sind L'Étoile (Poitou, Dep. Vienne; 3. Viertel 12. Jahrhundert) und sein Tochterkloster Notre-Dame-des-Châtelliers (Île de Ré), Le Pin (Poitou, Dep. Vienne; Ende 12./Anfang 13. Jahrhundert), Bonnaigue (Limousin) und Bonnecombe (Rouergue, Dep. Aveyron; 3. Drittel 12. Jahrhundert),[1936] außerdem Aubignac (Creuse), Baugerais (Indre-et-Loire; geweiht 1184), Beaulieu (Tarne-et-Garonne; 4. Viertel 13. Jahrhundert), Bonlieu (Creuse; geweiht 1232), Bonnevaux (Vienne), Boschaud (Dordogne, 1154–1159), Grandselve (Haute-Garonne; 2. Hälfte 12. Jahrhundert), Grosbot (Charente; 2. Viertel 12. Jahrhundert), Pontaut (Landes), Rivet (Gironde), Silvanès (Aveyron; 3. Viertel 12. Jh), Varennes (Indre; Seitenschiffe des 12. Jahrhundert im 13. Jahrhundert beseitigt).[1937] Die meisten von ihnen liegen in den Herzogtümern Aquitanien und Gascogne sowie in den Grafschaften Anjou und Poitou, die zusammen mit den Herzogtümern Normandie und Bretagne ab 1152–1204/1214 den festländischen Teil des ‚Angevinischen Reiches', regiert vom Haus Plantagenêt, bildeten. Gerade auch in den Grafschaften Anjou und Poitou, dem Kerngebiet des ‚Angevinischen Reiches', gehörten einschiffige Langhäuser seit dem 11. und vor allem im 12 Jahrhundert zum bevorzugten Bautypus im Kirchenbau. Da die dort entwickelten Bauformen des ‚angevinischen Stils', die entscheidenden Anregungen für die Architekturgliederung der Marienfelder Klosterkirche abgaben (Kap. C.10.3.), ist anzunehmen, dass möglicherweise von dort auch die Tendenz zu einer Saalkirche übernommen wurde. Von den zahlreichen angevinisch-poitevinischen Beispielen[1938] seien hier nur als recht prominente und frühe Bauten die Prioratskirche St.-Lazare (bald nach 1150, gestiftet von Heinrich II. Plantagenêt) auf dem Gelände der königlichen Abtei Fontevraud (Abb. 784),[1939] die Pfarrkirche Ste.-Trinité in Angers (um 1150–1180; Abb. 743, 744)[1940], die Klosterkirche der Kartause von Le Liget (um 1180; Abb. 788),[1941] die Abteikirche Notre-Dame-de-la-

[1936] Diese Beispiele nennt ebd., S. 401–402; Datierungen nach AUBERT, L'Architecture Cistercienne, 1943, Bd. I, S. 153–156.
[1937] AUBERT, L'Architecture Cistercienne, 1943, Bd. I, S. 153–156.
[1938] S. dazu ausführlich: MUSSAT, Le style gothique, 1963, S. 291–309.
[1939] MUSSAT, Le style gothique, 1963, S. 315; BLOMME, Anjou gothique, 1999, S. 180–182. Zur Stiftung durch Heinrich II. Plantagenêt s. auch GRANT, Le patronage architectural, 1994, S. 76.
[1940] Zu Ste.-Trinité in Angers s.: MUSSAT, Le style gothique, 1963, S. 208–213; BLOMME, Anjou gothique, 1998, S. 72–77.
[1941] MUSSAT, Le style gothique, 1963, S. 316, dazu Anm. 21; GRANT, Le patronage architectural, 1994, S. 81, 82.

Couture in Le Mans (Sarthe; Langhaus-Periode I 1180–1185; Abb. 793),[1942] die Pfarrkirche Notre-Dame zu Bressuire (nach 1180),[1943] sowie als Nachzügler die Kanonissenstiftskirche Ste.-Radegonde in Poitiers (Anfang 13. Jahrhundert; Abb. 813–814)[1944] genannt.

Kreuzförmige Saalkirchen, das heißt einschiffige Langhäuser in Verbindung mit einem Querhaus, wie es auch in Marienfeld der Fall ist, gehen sehr wahrscheinlich auf den ‚Prototyp' der Kathedrale St.-Maurice in Angers (Langhaus und Ansatz des Querhauses um 1150–1160; Abb. 725)[1945] zurück,[1946] so die Abteikirche von Asnières (ca. Mitte bis 2. Hälfte 12. Jahrhundert; Abb. 764),[1947] die Pfarrkirche Notre-Dame in Angles (Langhaus ca. Mitte bis 2. Hälfte 12. Jahrhundert, Querhaus und Chor älter; Abb. 762–763),[1948] die Pfarrkirche St.-Germain in Mouliherne (2. Hälfte 12. Jahrhundert)[1949], die Pfarrkirche zu Brion (3. Viertel 12. Jahrhundert),[1950] die Stiftskirche St.-Martin in Trôo (nach 1188/90; Abb. 820)[1951] sowie die Stadtpfarrkirche St.-Pierre in Saumur (Ende 12. Jahrhundert/Anfang 13. Jahrhundert; Abb. 817).[1952]

Neben den bereits genannten Klosterkirchen der poitevinischen Zisterzen L'Étoile und Le Pin dürften die fünf Zisterzienserabteien im Anjou – La Boissière, Chaloché, Clarté-Dieu, Le Loroux und Pontrond[1953] – im Zusammenhang mit der Abtei Marienfeld von besonderem Interesse zu sein, doch sind ihre Kirchen bis auf Reste verschwunden. Für die Abteikirchen von La Boissière (nach 1148–1212) und Le

[1942] MUSSAT, Le style gothique, 1963, S. 109–114; BRANTHOMME, La Couture, o. J..
[1943] MUSSAT, Le style gothique, 1963, S. 294–295, dazu Fig. 27.
[1944] BLOMME, Poitou gothique, 1993, S. 263–270.
[1945] MUSSAT, Le style gothique, 1963, S. 177–190; ANGERS – Cathédrale, o. J.; BLOMME, Anjou gothique, 1999, S. 47–63.
[1946] WOLFF, Wölbformen, 1990, S. 42 führt deren Typus wiederum auf die Kathedrale von Angoulême zurück.
[1947] MUSSAT, Le style gothique, 1963, S. 304–305, dazu Fig. 30; BLOMME, Anjou gothique, 1999, S. 134–142 (Hier werden im Baualtersplan die nördlichen Vierungspfeiler irrtümlich dem 13. Jahrhundert zugerechnet, doch stammt nur das Vierungsgewölbe aus dieser Zeit).
[1948] BLOMME, Poitou gothique, 1993, S. 50–54.
[1949] MUSSAT, Le style gothique, 1963, S. 41, 298, dazu Fig. 28 D; BLOMME, Anjou gothique, 1999, S. 247–251.
[1950] MUSSAT, Le style gothique, 1963, S. 41, 296, dazu Fig. 28 A, B; BLOMME, Anjou gothique, 1998, S. 118–122.
[1951] MUSSAT, Le style gothique, 1963, S. 300.
[1952] MUSSAT, Le style gothique, 1963, S. 69–70, 300–303, dazu Fig. 29; BLOMME, Anjou gothique, 1998, S. 301–305.
[1953] Diese Zusammenstellung bei BLOMME, Anjou gothique, 1998, S. 148, hier noch ergänzt um die nahegelegene Abtei Clarté-Dieu, vgl. die Übersichtskarte bei UNTERMANN, Forma Ordinis, 2001, S. 720.

Loroux sind jedoch die einschiffigen Langhäuser belegbar.[1954] Auch die Abteikirche von Chaloché scheint ein einschiffiges Langhaus besessen zu haben. Weitere Übereinstimmungen in der Baugestalt – soweit diese anhand historischer Ansichten (Abb. 768) zu erschließen ist – könnten darauf hindeuten, dass dieser Zisterzienserbau entscheidende Anregungen geliefert hat für die Grundkonzeption der Marienfelder Klosterkirche, insbesondere die Ausbildung des einschiffigen bzw. zweischiffigen, aus drei Jochen bestehenden Langhauses (dazu ausführl. Kap. C.10.3.1.).

Ein Langhaus mit nur einem begleitenden Seitenschiff wie in Marienfeld weist darüber hinaus die Klosterkirche der allerdings erst deutlich später, 1229, gegründeten Abtei von L'Épau vor den Toren von Le Mans (Sarthe) auf.[1955]

Als entscheidend und innovativ für die Disposition des Langhauses in Phase II ist die Aufgabe des Gebundenen Systems, wie es noch bei den Chorseitenschiffen angewandt wurde, bei der Anlage des nördlichen Seitenschiffes anzusehen. Im Hauptschiff wurden die quadratischen Joche beibehalten, das auf zwei Drittel des Hauptschiffquadrates verbreiterte Seitenschiff erhielt jedoch nur noch ein – nun längsrechteckiges – Gewölbejoch, verbunden durch einen weiten Arkadenbogen mit dem Hauptschiff (s.u.). Der Verzicht auf eine Zwischenstütze und damit auf das Gebundene System könnte angeregt sein durch das Traveensystem, wie es maßgeblich auch bei den Kirchenbauten der fünf burgundischen Primarabteien des Zisterzienserordens begegnet: Pontigny (‚Pontigny I', um 1130/40 – um 1160/70), Clairvaux (‚Clairvaux II', 1148–1174) Cîteaux (‚Cîteaux II', ca. 1150–1193; Abb. 674), Morimond (‚Morimond II', um 1180/90–1253; Abb. 676) und La Ferté (1. Hälfte 13. Jahrhundert).[1956]

Der Verzicht auf eine Zwischenstütze lässt eine Tendenz zu einer Weiträumigkeit erkennen, wie sie auch bei anderen, etwa zeitgleichen Bauten begegnet: So verwies Franz Mühlen ausdrücklich auf die Vorbildwirkung des ungeteilten Arkadenbogens im ersten Langhausjoch der Marienfelder Klosterkirche auf die so charakteristischen

[1954] Für La Boissière s.: AUBERT, L'Architecture Cistercienne, 1943, Bd. 1, S. 200; BLOMME, Anjou gothique, 1998, S. 149; vgl. auch UNTERMANN, Forma Ordinis, 2001, S. 513; in Le Loroux sind Teile der Nordwand des einschiffigen Langhauses bis heute erhalten.

[1955] MUSSAT, Le style gothique, 1963, S. 131–135; UNTERMANN, Forma Ordinis, 2001, S. 482–485, dazu Abb. 292.

[1956] Zu den Kirchen der fünf Primarabteien s. zuletzt UNTERMANN, Forma Ordinis, 2001, S. 128–164.

weiten Arkadenbögen im Langhaus (um 1230–1245) des Domes zu Münster (Abb. 1280–1281).[1957]

Ein bewusster Verzicht auf Zwischenstützen lässt sich außerdem beim Langhaus des Domes zu Magdeburg beobachten, wo im Ostjoch, dem ältesten Teil des Langhauses, anhand der ergrabenen Fundamente nachgewiesen werden konnte, dass Zwischenpfeiler für eine Einwölbung im Gebundenen System geplant bzw. begonnen waren, diese dann aber bei der Bauausführung im zweiten Viertel des 13. Jahrhunderts nach einem Planwechsel wieder aufgegeben wurden.[1958]

9.4.1.2. Der Grundriss der beiden westlichen Langhausjoche (Phase III)

Der Grundriss des in Bauphase III errichteten Langhauswestteils ist geprägt von der Wiedereinführung des Gebundenen Systems, so dass den beiden Hauptschiffjochen jeweils ein Doppeljoch des Seitenschiffs entspricht. Die daraus resultierenden Doppelarkaden ruhen auf einer Zwischenstütze in Form einer kräftigen Säule (Kap. C.5.4.2.). Zugleich wird aber – soweit dies trotz der eingreifenden barocken Umbaumaßnahmen noch erkennbar ist – der Stützenapparat des Seitenschiffes vereinfacht, indem man auf Eckdienste und offenbar auch auf Schildbögen verzichtete (siehe Kap. C.8.5.).

Auffällig an den beiden westlichen Hauptschiffjochen ist ihre im Vergleich zum östlichen Joch deutlich gestreckte, leicht längsrechteckige Form – möglicherweise sollte so eine mutmaßliche Verkürzung des Langhauses bei der Umkonzipierung in Phase III ein wenig ausgeglichen werden (s.u.).

9.4.2. Der Wandaufriss des Langhauses

9.4.2.1. Der Wandaufriss des östlichen Langhausjoches (Phase II)

Der Hauptschiff-Wandaufriss der Phase II folgt zwar wie der Aufriss der Querhauswände grundsätzlich dem vorgegebenen Aufrissschema des Sanktuariums, doch er ist gekennzeichnet durch ein eigenes, bewusst – gemäß den zisterziensischen

[1957] MÜHLEN, Dom zu Münster, 1966, S. 90–91, dazu Plan S. 94; MÜHLEN, Ausstrahlung, 1984, S. 129–132; kurz angerissen bereits bei TRÖLLER, Marienfeld, 1935, S. 46; Mühlen folgend LOBBEDEY, Baugeschichte Münster, 1993, S. 279, Anm. 77; LINKE, Marienfeld, 1994, S. 69; LOBBEDEY, Westfalen, 1999, S. 70.
[1958] S. dazu u. a. WEGE IN DIE ROMANIK, 1993, S. 232 (Harmen Thies; mit weiterf. Lit.); DEHIO, Sachsen-Anhalt I, 2002, S. 539.

Bauprinzipien (siehe Kap. C.10.1.) – gegenüber den beiden ersteren reduziertes architektonisches Konzept für die Langhausgestaltung: So läuft der Vorlagenapparat der Pfeiler nicht mehr bis zum Boden durch, sondern wird kurz unterhalb der Kapitellzone durch Konsolabkragungen abgefangen, wie sie charakteristisch sind für die Langhäuser von Zisterzienserkirchen. Beim abschließenden Hochschiffgewölbe wird auf plastische Rippen bewusst verzichtet (siehe Kap. C.5.2.3.)[1959] und nur eine gemalte vierteilige Rippenstruktur (samt Begleitbändern) zur optischen Untergliederung aufgetragen (Kap. C.8.8.1.1.).

Bei der Arkadenöffnung zum Seitenschiff hat man auf eine Zwischenstütze in Form einer Säule oder gar eines Säulenbündels mit reicher Kapitellzier, wie sie vom Sanktuarium her vertraut ist (Kap. C.5.4.1.), verzichtet, statt dessen einen weiten, hohen Spitzbogen von Hauptpfeiler zu Hauptpfeiler gespannt, wobei diese die ältere Kämpferlinie der Chorpfeiler aus Phase Ia übernehmen (!). Die mit dem Verzicht auf eine Zwischenstütze erzielte Neugestaltung der Verbindung zum Seitenschiff mittels eines weiten Arkadenbogens bringt einen entscheidenden Wandel in der Baustruktur mit sich: Das bei der Chorarchitektur angewandte Konzept des Gebundenen Systems wird ersetzt durch ein neues, traveenartiges System, bei dem ein quadratisches Hauptschiffjoch von einem längsrechteckigen Seitenschiffjoch von zwei Drittel der Hauptschiffbreite begleitet wird. Dieses im ersten Langhausjoch zur Ausführung gelangte innovative Architektursystem war auch – wie der beidseitige Kämpferbefund und die abgearbeiteten Eckdienstbasen am ersten Langhauspfeiler belegen[1960] – für die westlich anschließenden Langhausjoche vorgesehen, ist dann aber bei Fortführung der Arbeiten in Bauphase III wieder aufgegeben worden (s.u.).

Die Anlage des Seitenschiffes mit einer Breite von zwei Dritteln der Hauptschiffbreite könnte anregend gewirkt haben für die entsprechende Grundrissdisposition der Herforder Münsterkirche (Abb. 1009; Kap. C.10.4.1.3.3.3.), die Idee der Aufgabe des Gebundenen Systems und der Einführung eines einzigen weiten Arkadenbogens fand – einschließlich des umlaufenden

[1959] Vgl. auch LINKE, Marienfeld, 1994, S. 83 mit Verweis auf SCHRÖDER, Architektur der Zisterzienser, 1980, S. 326.

[1960] Auf den Befund des Kämpfers als Hinweis für eine Fortführung der Arkadenfolge im Sinne des östlichen Langhausjochs machten erstmals LINKE, Marienfeld, 1994, S. 47 und LOBBEDEY, Westfalen, 1999, S. 135 aufmerksam. – Zu den Eckdienstbasen vgl. oben, Anm. 339.

Wulstkämpfergesimses – wie erwähnt eine bedeutende Nachfolge am Dom zu Münster (s.o. und Kap. C.10.4.3.2.).

9.4.2.2. Der Wandaufriss der beiden westlichen Langhausjoche (Phase III)

Der nördliche Wandaufriss der beiden westlichen Hauptschiffjoche setzt das im östlichen Joch vorgegebene Schema in allen wesentlichen Elementen wie den abgekragten Vorlagen, den gekuppelten Rundbogenfenstern oder dem umlaufenden Kämpfergesims fort, lediglich die Doppelarkaden auf Säulen anstelle des großen Arkadenbogens im Ostjoch bringen eine deutliche Veränderung mit sich, da erstere nicht so weit hinaufreichen wie dieser, so dass mehr Wandfläche verbleibt zwischen den Arkadenbögen und dem Kämpfergesims. Dabei fällt auf, dass der Wandaufriss des Westjoches in sich asymmetrisch ist, was wohl auf einen Planungsfehler bei der Anlage des westlichen Hauptpfeilers zurückzuführen ist, der beim Weiterbau nicht mehr vollständig ausgeglichen werden konnte (siehe Kap. C.4.3.5.1.).

Das Erscheinungsbild der beiden Westjoche ist schließlich noch geprägt von der Wiedereinführung der Rundstabrippen an den Gewölben (siehe Kap. C.4.3.4.; C.5.2.3.), womit das in Phase II erkennbare, für Zisterzienserkirchen geradezu charakteristische Konzept einer gezielten Abnahme des architektonischen Gliederungsapparates nach Westen zu (siehe Kap. C.10.1.) deutlich abgeschwächt wurde.

9.4.3. Analyse der Langhauskonzepte der Phasen II und III vor dem Hintergrund zisterziensischer Architekturplanungen und Bauausführungen

Das Langhaus der Marienfelder Klosterkirche wurde in zwei aufeinanderfolgenden, aber durch Bauplanänderungen deutlich getrennten Bauphasen – Phase II und Phase III – errichtet, wobei das östliche Langhausjoch baueinheitlich mit dem Querhaus ausgeführt wurde.

Eine solche Vorgehensweise – das heißt der Abschluss eines größeren, die Ostteile der Klosterkirche umfassenden Bauabschnitts mit dem ersten Langhausjoch – lässt sich auch an einer Reihe weiterer zeitgenössischer Zisterzienserkirchen beobachten, die allesamt dem Gebundenen System folgen und fast durchweg als Backsteinbauten (!) errichtet wurden: Im dänischen Kloster Øm in Jütland wuchs der im frühen 13.

Jahrhundert aufgeführte, nach 1561 abgebrochene Kirchenbau nie über diesen ersten, zentralbauartigen Zustand hinaus, wie die Grabungsbefunde belegen.[1961]

Bei der um 1185/90 begonnenen Klosterkirche im brandenburgischen Lehnin setzt sich das zusammen mit den Ostteilen um 1215 fertiggestellte erste Langhausjoch (Abb. 689) durch den unterschiedlichen Formenkanon klar von den etwas jüngeren, wohl um 1220 begonnen und um 1235/62 vollendeten westlichen Jochen mit ihrem wesentlich reicheren spätromanisch-frühgotischen Gliederungssystem ab.[1962]

Bei den beiden pommerschen Zisterzen Eldena und Kolbatz ist die Zäsur nach dem ersten Langhausjoch sogar noch deutlicher, hier wurden die Kirchenbauten erst in der Zeit der Gotik nach völlig abgewandelten Plänen im damals modernen Traveensystem vollendet: In Eldena gehört das östliche, im Gebundenen System konstruierte Langhausjoch noch dem spätromanischen Bestand (um 1215 – um 1250) an, während die übrigen, heute weitgehend zerstörten Langhausjoche einschließlich der Westfassade erst im Verlaufe des 14. Jahrhunderts errichtet wurden.[1963] Auch im Schwesterkloster Kolbatz (Kołbacz) zeigen die im Jahre 1210 begonnenen Ostteile geschlossene romanische Bauformen, für das östliche Langhausjoch kann eine ursprüngliche Konzeption mit einer Einwölbung im Gebundenen System angenommen werden; die Errichtung des übrigen Langhauses sowie die heutige Einwölbung erfolgte dann nach einer Bauunterbrechung bis ins frühe 14. Jahrhundert[1964]

Bei der aus Naturstein gefügten Zisterzienserabteikirche in Riddagshausen (1206 – um 1240/50, Weihe 1275, wohl nach Vollendung der gotischen Mittelschiffwölbung) gehört das östliche Langhausjoch (allerdings ohne Mittelschiffwölbung; Abb. 710) in gleicher Weise noch in einen unmittelbaren bauzeitlichen Zusammenhang mit den

[1961] UNTERMANN, Forma Ordinis, 2001, S. 491, dazu Abb. 299; hier weiterführende Literatur angegeben.

[1962] Ebd., S. 518–519; DEHIO, Brandenburg, 2000, S. 569–573; ausführlich dazu mit Diskussion der Bauphasen WARNATSCH, Lehnin, 1998, S. 30–48 (hier auch die gesamte ältere Literatur).

[1963] LISSOK, Eldena, 1997, S. 14–20, v. a. S. 18; DEHIO, Mecklenburg-Vorpommern, 2000, S. 189–192, v. a. S. 190; UNTERMANN, Forma Ordinis, 2001, S. 520, dazu Anm. 271 (hier auch die jüngste Literatur).

[1964] UNTERMANN, Forma Ordinis, 2001, S. 519–520, dazu Abb. 330, 331 und Anm. 266 (hier auch die bisherige Literatur). Untermann gibt an, dass die Ostteile einschließlich der schmalrechteckigen Rippengewölbe in der Mitte des 13. Jahrhunderts vollendet gewesen seien, doch dürfte dieses Wölbsystem nicht dem anfänglichen Plan entsprechen. Zudem gleicht die Einwölbung derjenigen in den Westjochen, so dass eher eine einheitliche Wölbungskampagne im Zuge der gotischen Bauvollendung anzunehmen ist.

Ostteilen der Kirche, während die gestreckteren Westjoche erst nach einer Bauunterbrechung nach geänderten Plänen ausgeführt wurden.[1965]

Selbst bei jüngeren, gotischen Zisterzienserkirchen lässt sich eine Errichtung des östlichen Langhausjoches im Zusammenhang mit Chor und Querhaus feststellen, so etwa bei der Klosterkirche im mecklenburgischen Doberan, deren Ostteile einschließlich erstem Langhausjoch nach 1291 begonnen und um 1300/10 fertiggestellt wurden, während die vier westlichen Langhausjoche in einem zweiten Schritt um 1340–1350/55 ausgeführt wurden.[1966]

Die in Marienfeld beobachtete einheitliche Errichtung von Querhaus und östlichem Langhausjoch in Phase II, die in diesem Ausbauzustand ein zentralbauartiges Erscheinungsbild ergab, vertritt damit ein Bauausführungsschema, wie es auch bei anderen, etwa zeitgleichen norddeutschen und dänischen Zisterzienserkirchen begegnet, vornehmlich bei Backsteinbauten, wie die vorgestellten Beispiele zeigen. Dieses Bauführungsschema hat sicherlich auch seine statischen Vorteile (das erste Langhausjoch diente als Widerlager des Vierungsgwölbes) und begegnet sicherlich auch außerhalb des Zisterzienserordens, doch ist sein gehäuftes Auftreten bei den genannten Bauten zu auffällig, um dies rein bautechnisch zu erklären – vermutlich wollte man bereits mit dem Abschluss der Ostteile einen vollständig nutzbaren Mönchschor erhalten, der ja bei Zisterzienserkirchen über die Vierung hinaus bis ins erste Langhausjoch reichte.

Anders jedoch als in Eldena und Kolbatz trat in Marienfeld nach der Fertigstellung des östlichen Langhausjoches (in Phase II) keine längere Bauunterbrechung ein, sondern es wurde recht zügig, jedoch nach einem leicht modifizierten Plan, der Bau fortgesetzt, darin vergleichbar den Baugeschichten der Zisterzienserkirchen in Lehnin (Abb. 689) und Riddagshausen (Abb. 710).

[1965] BICKEL, Riddagshausen, 1968, S. 42–48, 120; NICOLAI, Walkenried, 1990, S. 124–130; UNTERMANN, Forma Ordinis, 2001, S. 451–452. – Anders verhält es sich hingegen bei der um 1170/80 begonnenen Abteikirche im pfälzischen Otterberg: Hier rechnet nach dem Bauphasenplan von Werling die Arkadenzone des ersten Langhausjoches zwar noch zur Bauphase II A, der auch die Chorwölbung etc. angehört, doch hatte sie rein statische Funktion als Widerlager für das zukünftige Vierungsgewölbe, denn es schloss sich nach der Wölbung des Querhauses (Phase II B) in Phase II C und D zunächst die Fortführung der westlichen Arkaden an, ehe dann in Phase III A die Ausführung von Obergaden und Einwölbung der beiden östlichen Mittelschiffjoche erfolgte. Demnach war das östliche Langhausjoch erst ab diesem Zeitpunkt baulich fertiggestellt und nutzbar. S. dazu WERLING, Otterberg, 1986; KAISER, Otterberg, 1998, S. 297–326; UNTERMANN, Forma Ordinis, 2001, S. 204, dazu Farbtafel F3–F5.

[1966] ERDMANN, Doberan, 1995, S. 34; DEHIO, Mecklenburg-Vorpommern, 2000, S. 23–37, v. a. S. 25; UNTERMANN, Forma Ordinis, 2001, S. 541–542.

An dieser Stelle sei – bei aller gebotenen Vorsicht – die Überlegung erlaubt, ob das Langhaus der Abteikirche zum Zeitpunkt der Entwurfskonzeption von Phase II eventuell sogar vier- oder fünfjochig geplant war. Ein vages Indiz dafür bildet die zweifelsfrei erschließbare Position des Konversenflügels. Dieser Gebäudetrakt, der als Wohnbau der Laienbrüder sicherlich zu den zuerst errichteten Gebäuden des Klausurgevierts gehörte, lag nach Aussage der Schriftquellen westlich vor der Flucht der heutigen Westfassade der Kirche (vgl. Kap. C.8.11.2.1.). Dies könnte darauf hindeuten, dass zum Zeitpunkt seiner Errichtung – vermutlich während der Bauphase II – noch ein längeres Kirchenschiff vorgesehen war, dessen Westfassade mit dem Konversenflügel bündig abschließen oder sogar über dessen Flucht hinausreichen sollte. Zwar ist das Zurücktreten der wenig betonten Westfassade der Abteikirche gerade bei den frühen Zisterzienserklöstern zu beobachten und findet sich selbst bei den großen, mit einem langen Kirchenschiff versehenen Anlagen der Primarabteien Cîteaux (Abb. 674), Clairvaux und Pontigny, doch besitzen bzw. besaßen diese auch jeweils große Kreuzgänge und zudem eine trennende Konversengasse zum Laienbrüdertrakt, die diesen weiter nach Westen vorschob.[1967] Gegen Ende des 12. Jahrhunderts scheint man von den ‚entwerteten', das heißt wenig auf Repräsentation bedachten Westfassaden abgekommen zu sein, es tauchen zunehmend, vor allem im 13. Jahrhundert, aufwendige Fassadengestaltungen mit Säulenportalen und Fensterrosen auf, die nun auch meist auf Höhe des Konversenflügels enden.[1968] In diesem Sinne ist möglicherweise auch die mutmaßliche Langhausdisposition der Phase II in Marienfeld zu sehen.

Ein weiteres, allerdings nur sehr vages Indiz für diese Hypothese bildet die Grundrissgestalt des heutigen Baues selbst: Im Vergleich mit anderen Zisterzienserkirchen erscheint das Marienfelder Langhaus mit drei annähernd quadratischen Hauptschiffjochen verhältnismäßig kurz – üblich waren bei Bauten des

[1967] Zu den drei Primarabteien s. UNTERMANN, Forma Ordinis, 2001, Abb. 30, 41, 42, 56, 59. – Aus zahlreichen weiteren Beispielen seien folgende Abteien im deutschen Kulturraum genannt: zunächst Hardehausen, das Mutterkloster Marienfelds (mit relativ kurzer, romanischer Säulenbasilika), dann Altzella, Altenberg I, Amelungsborn, Arnsburg, Eberbach, Pelplin und Wettringen, wobei Amelungsborn, Arnsburg und Eberbach jeweils eine Konversengasse besitzen (ebd., Abb. 97, 177, 182, 190, 235, 304, 365).

[1968] Neben den entfernteren Beispielen Mazan (F), Fossanova (I) und Ter Duinen (B) seien als Beispiele im deutschsprachigen Raum genannt: Bronnbach, Chorin, Eldena, Haina, Heiligenkreuz, Lehnin, Maulbronn, Ossegg, Pforta II, Riddagshausen und Walkenried II, wobei Bronnbach, Heiligenkreuz, Lehnin, Maulbronn, Ossegg und Riddagshausen als in etwa mit Marienfeld gleichaltrige Beispiele eine besondere Bedeutung zukommt (ebd., Abb. F6, F7, 106, 107, 118, 126, 196, 276, 295, 378).

Gebundenen Systems meist vier bis sechs Mittelschiffquadrate.[1969] Bei Abteikirchen, die auffällig kurze Langhäuser besitzen, wurde das Kirchenschiff häufig entgegen den ursprünglichen Plänen aus finanziellen Gründen nur verkürzt und mit einer entsprechend weiter nach Osten zurückgenommenen Westfassade oder einem provisorischen Westabschluss ausgeführt,[1970] bei finanzschwächeren Klöstern die Kirche von Anfang an mit nur kurzem Schiff angelegt.[1971]

Diese Überlegungen könnten im Falle von Marienfeld ihre Bestätigung darin finden, dass das ältere Langhausostjoch als regelmäßiges Quadrat angelegt wurde, während die beiden jüngeren Westjoche über gestreckten Quadraten errichtet wurden – möglicherweise ein Indiz dafür, dass bei der Reduzierung der anfänglichen Langhausplanung von vier (oder gar fünf) auf nur noch drei Joche in Phase III die beiden damals ausgeführten Joche etwas gestreckt wurden, um so den Längenverlust zumindest ein wenig auszugleichen. Eine vergleichbare Längsstreckung der westlichen Hauptschiffjoche im Anschluss an ein quadratisches Ostjoch – hier allerdings zur Vermeidung eines anfänglich geplanten Halbjoches vor der Westwand – findet sich auch bei der Zisterzienserabteikirche in Riddagshausen (1206 – um 1240/50, Weihe 1275; Abb. 708).[1972]

Die Wiedereinführung des Gebundenen Systems in Bauphase III erscheint für den heutigen Betrachter rückschrittlich, wird jedoch vor dem Hintergrund der zisterziensischen Bautraditionen verständlich, die oftmals geprägt waren von retardierenden oder retrospektiven Tendenzen – zum Vergleich sei auf die in der Nachfolge von Marienfeld stehende Abteikirche des nicht allzu weit entfernt gelegenen Zisterzienserklosters Loccum (Kap. C.10.4.3.3.) verwiesen, die trotz ihrer Bauzeit – um 1210/15–1250 – noch einer Grundrissanlage und einem Raumkonzept

[1969] Aus dem europäischen Kontext seien genannt: Chaalis (F): 6 Mittelschiffjoche, Faleri (I): 4, Murgo (I): 6, San Martino al Cimino (I): 4, Sorø (DK): 4½, Varnhem (S): 4, Villers-la-Ville (B): 5; im deutschsprachigen Raum sind anzuführen: Altzella: 5, Arnsburg: 4½, Bronnbach: 4, Dobrilugk: 5, Eberbach: 5½, Georgenthal: 5, Kerz/Siebenbürgen: 4, Lehnin: 5, Loccum: 4, Otterberg: 5, Riddagshausen: 4, Schönau: 6, Walkenried II: 5 (ebd., Abb. F4, F7, 112, 164, 177, 181, 190, 215, 233, 235, 250, 256, 267, 312, 320, 322, 323, 349)

[1970] Als besonders markantes Beispiel sei die Zisterze von L'Épau bei Le Mans (F) genannt, bei der – nach Ausweis der heute noch sichtbaren Grundmauern der südwestlichen Partien des Seitenschiffes – das Langhaus ursprünglich sechs Joche umfassen sollte, dann aber nach drei Jochen definitiv mit einer Fassade abgeschlossen wurde (ebd., Abb. 292, dazu S. 482–485); weitere Beispiele lt. ebd., S. 205–206: Vauclair (F), Villelongue (F), Melón (E), Arabona (I), Monsalud (E), Øm (DK), Vitskøl (DK) – ebd., Abb. 236, 265, 292, 299, 311.

[1971] Beispiele: Montheron (CH), Flaran (F), Valcroissant (F) und Benifassà (E) – ebd., Abb. 158, 159, 302, 377.

[1972] Zu Riddagshausen s. Anm. 1956.

des 12. Jahrhunderts folgt – auch hier die Seitenschiffe im Gebundenen System (Abb. 1285, 1290).

Die ungewöhnliche Langhausdisposition der Abteikirche Marienfeld aus Hauptschiff und nur einem nordseitigen Seitenschiff (siehe Kap. C.8.5.), dessen Anlage wohl durch den Wunsch motiviert ist, den gelegentlich in der Klosterkirche anwesenden weltlichen Laien einen eigenen Raum zuzuweisen (siehe Kap. C.8.9.), fand offenbar eine Nachfolge bei der Klosterkirche des Zisterzienserinnenklosters St. Maria im Sonnenkamp im mecklenburgischen Neukloster (gegr. 1219, Ostteile 1220–1227).[1973] Auch hier schließt sich wie in Marienfeld an die südliche Hauptschiffwand unmittelbar der nördliche Kreuzgangflügel an.[1974]

9.5. Die Vorhalle

Die der Westfassade vorgelagerte Vorhalle, welche z. Zt. nur durch die Schildbögen an der Seitenschiffwestwand und aufgrund historischer Indizien wahrscheinlich gemacht werden kann (siehe Kap. C.4.3.5.3.; C.8.6.), bildete ehedem einen geschützten Vorraum vor den beiden Westportalen. Eine solche Vorhalle ist bei Zisterzienserkirchen recht häufig anzutreffen, etwa bei den Primarabteien Cîteaux, Clairvaux und Pontigny, außerdem in Villers, Valmagne, Preuilly, Chiaravalle della Colomba, Chiaravalle Milanese, Maulbronn, Arnsburg (Abb. 690), Baumgartenberg, durch Gewölbeansätze noch nachweisbar in Fossanova, Bronnbach (Abb. 716) etc.[1975] Sie nahm zumeist die ganze Breite der Westfassade ein. Im Falle von Marienfeld war die Vorhalle entsprechend der Westfront, welche die Zweischiffigkeit des Langhauses wiederspiegelte, von asymmetrischer Grundrissbildung, darin etwa der ergrabenen romanischen Vorhalle von Altenberg nicht unähnlich.[1976] Asymmetrische Westvorhallen waren im deutschsprachigen Raum verbreitet und

[1973] COESTER, Cistercienserinnenkirchen, 1977/86, S. 351 (mit Grundriss), dazu Anm. 17b; BÖKER, Backsteinarchitektur, 1988, S. 47, dazu Abb. 20, 21; DEHIO, Mecklenburg-Vorpommern, 2000, S. 373–375. Das Kloster hat erst zwischen 1245 und 1267 die Zisterzienserregel angenommen, doch dürfe ein Übergang zum Zisterzienserorden, der sich der Aufnahme von Frauenklöstern gegenüber sehr reserviert verhielt, bereits von Anfang an intendiert gewesen sein (so bereits Coester und Böker).

[1974] Offenbar wirkte die Marienfelder Langhausdisposition generell vorbildlich für die Anlage seitenschiffloser oder nur mit einem Seitenschiff versehener Zisterzienserinnenkirchen, so COESTER, Cistercienserinnenkirchen, 1977/86, S. 350/351.

[1975] Erstmals einen Überblick zu diesem Thema bietet UNTERMANN, Forma Ordinis, 2001, S. 272–275.

[1976] Ebd., Abb. 182.

lassen sich neben Altenberg auch in Marienthal, Wörschweiler, Herrenalb und Pforta nachweisen.[1977]

Die niedrig ansetzenden Schildbögen an der Seitenschiffwestwand über der Laienpforte und die zu erschließende, wesentlich größere Höhe des axialen Hauptportals lassen zweifelsfrei auf einen Höhenversprung der Gewölbeanschlagzone schließen, der eine gestufte Raumform der Vorhalle nahe legt, wie es etwa in Chiaravalle della Colomba in der Emilia Romagna (E. 12. Jahrhundert) der Fall ist.[1978] Die südliche Begrenzung der Vorhalle bildete der hier ehedem angrenzende Nordgiebel des Klausurwestflügels, der den Konversentrakt aufnahm.

Zunächst verwundern mag die Anlage einer eigenen Vorhalle vor einem Westportal, das in seinen Dimensionen und seinem erschließbaren Gestaltungsaufwand (siehe Kap. C.5.5.3.1.) deutlich hinter dem aufwendigeren Nordquerhausportal zurückbleibt, und vor einer äußerst kleinformatigen Laienpforte (siehe Kap. C.5.5.3.2.). Verwiesen sei jedoch zum Vergleich auf die Paradiesvorhalle der Klosterkirche in Arnsburg (Abb. 690), die zwar selbst über ein axiales Westportal verfügt, das jedoch keine Fortsetzung ins Mittelschiff der Kirche findet, stattdessen wird der Weg des Laienbesuchers in den Nordteil der Vorhalle zu einem vergleichsweise kleinen Portal in der Westwand des nördlichen Seitenschiffs gelenkt[1979] – offenbar war die Anlage eines axialen Kirchenzugangs in Arnsburg zunächst nicht vorgesehen, dennoch wollte man bei Abschluss der Bauarbeiten auf eine repräsentative Vorhalle mit Achsportal nicht verzichten und den Gästen des Klosters einen Raum der Ruhe vor dem Eintritt in die Kirche bieten.[1980] Ähnliche Beweggründe dürften in Marienfeld bestanden haben, wo das axiale Hauptportal vermutlich nur für den zeremoniellen Einzug des Abtes an hohen Feiertagen genutzt wurde (siehe Kap. C.5.5.3.1.1.).

[1977] S. dazu ebd., S. 275 mit Verweis auf Grundrissbeispiele.
[1978] Ebd., Abb. 109.
[1979] GÄRTNER, Arnsburg, 1998, S. 34–35, dazu Abb. S. 38–39.
[1980] Zu den Funktionen von (zisterziensischen) Vorhallen s. UNTERMANN, Forma Ordinis, 2001, S. 272–273.

9.6. Abschließende Gesamtanalyse

In der Gesamtschau der einzelnen Aspekte ergibt sich, dass sich Grundriss und Raumstruktur der spätromanischen Abteikirche Marienfeld aus einer Reihe verschiedener Quellen speisen: So stellt die Grundrisslösung des Sanktuariums als dreischiffige Anlage mit ‚integriertem Kapellenkranz', jedoch ohne Querhauskapellen, eine Reduzierung der komplexen Chorbauten von Cîteaux II (Abb. 674) und Morimond II (Abb. 676) dar. Auch die zunächst in Phase Ia/b geplanten niedrigen Chorseitenschiffarkaden folgen älteren zisterziensischen Gepflogenheiten an Bauten des ‚Bernhardinischen Plans', werden dann aber in Phase Ic offenbar wiederum nach Anregungen der Chorbauten von Cîteaux II und Morimond II durch wesentlich höhere, nun zugespitzte Arkadenöffnungen abgelöst. Auch das umlaufende Kämpfergesims und die Abkragungen des Langhauses erweisen sich als typische Elemente zisterziensischer Architektur.

Die Gewölbeform der Domikalgewölbe (siehe Kap. C.5.2.3.1) und die maßgeblich von diesen mitbestimmten breitgelagerten Raumproportionen entstammen hingegen den Baugepflogenheiten des ‚angevinischen Stils', ebenso die am Verzicht auf das südliche Seitenschiff ablesbare Tendenz zur einschiffigen Saalkirche, wie sie gerade im Anjou-Poitou häufig anzutreffen ist. Letzteres bedingte auch die Anlage des völlig singulären, seitenschiffhohen Diagonaldurchgangs, der eine für Prozessionen unverzichtbare Verbindung von Langhaus und südlichem Querhaus zu ermöglicht (siehe Kap. C.8.9.).

Bei der zunächst recht einheitlichen Raumwirkung zeigen doch die mehrfachen Umplanungen und Konzeptänderungen, die sich an Grund- und Aufriss deutlich ablesen lassen, insbesondere am Sanktuarium (Bauphasen Ia – Ib – Ic), aber auch am Querhaus (IIa – IIb) und am Langhaus (IIa/b – III), daß der Bau nicht ‚aus einem Guss' ist und nicht nach einem einheitlichen Plan errichtet wurde. Diese Umplanungen sind zwar nicht gravierend und bedeuteten in keinem Fall eine völlige Abkehr von den bisherigen Plänen, brachten jedoch einige bedeutende Modifizierungen mit sich, die sich durchaus bestimmend auf die Raumgestalt auswirken, so etwa die Aufhöhung der Chorseitenschiffarkaden oder die Rückkehr zum Gebundenen System in den westlichen Langhausjochen – möglicherweise wollte man dadurch auch eine geschlossenere Raumwirkung im Hauptschiff erzielen.

Diese recht häufigen Umplanungen gerade in den ersten Baujahren erweisen sich doch als recht ungewöhnlich für einen Zisterzienserbau, da selbst bei Klosterkirchen, die über ein größeren Zeitraum errichtet wurden, sich „die lange Bauzeit nicht einfach an den Bauformen ablesen lässt“, da „die anfangs gewählten Bau-, Gliederungs- und Schmuckformen über Jahrzehnte hinweg fast unverändert beibehalten“ wurden und der ursprüngliche Plan kaum abgeändert wurde[1981] – als charakteristische Beispiele seien die Abteikirchen von Ottersberg (Fundamente vor 1168, Baubeginn evtl. erst um 1180, Weihe 1254) und Ebrach (1200–1282/85) genannt.[1982] Aber auch in Marienfeld hat man sich trotz der erkennbaren Modifizierungen in den 35–40 Jahren Bauzeit an den einmal gewählten Formenkanon (Pfeiler-Bogen-Gewölbe-System, Rippenprofil, Kämpfergesims, Kapitellformen, Schlusssteine etc.) gebunden gefühlt und diesen beibehalten, um so eine einheitliche Gesamtwirkung des Kirchenraumes zu erzielen. Selbst erkennbare Schwächen wie das ungeschickte Auslaufen der Rundstabrippen auf Konsölchen, da der sicher ursprünglich dafür vorgesehene Platz von den breiten Schildbögen eingenommen wird, wurden nicht korrigiert, wie es bei jüngeren Schwesterbauten wie etwa der Großen Marienkirche in Lippstadt (Abb. 938; Kap. C.10.4.1.3.2.) der Fall ist, sondern an ihnen der Einheitlichkeit halber bis zum Schluss festgehalten.

Insgesamt zeichnet sich das Baukonzept durch die geschickte Planung des Sanktuariums, basierend auf der wegweisenden Reduktion der Baustrukturen von Cîteaux II (Abb. 674) und Morimond II (Abb. 676), und den ungewöhnlichen Verzicht auf das südliche Seitenschiff und die funktionale Anlage des Diagonaldurchgangs als Ersatz aus.

[1981] Dazu UNTERMANN, Forma Ordinis, 2001, S. 206–207, von dort auch die Zitate.

[1982] Vgl. dazu ebd., S. 197–198, dazu Abb. 82 (Ebrach), S. 204, dazu Abb. 85 und F3–F5 (Ottersberg). Zur Baugeschichte und Datierung von Ottersberg s. auch KAISER, Ottersberg, 1998, S. 297–345.

10. Die Marienfelder Abteikirche im architekturhistorischen Kontext Europas im 12. und 13. Jahrhundert

10.1. Die Stellung der Klosterkirche Marienfeld in der ‚Zisterzienserarchitektur'

Bisher wurde die Architektur der Klosterkirche Marienfeld kaum hinsichtlich ihrer zisterziensischen Gestaltungselemente eingehender analysiert.[1983] Zu nennen sind allein die Untersuchungen von Tröller, der in seiner Dissertation jedoch nur die Einzelformen untersucht, ohne eine Gesamtwertung vorzunehmen,[1984] die verschiedenen Bemerkungen von Thümmler[1985], Röckener[1986] und Lobbedey[1987] sowie die Ausführungen von Linke.[1988]

Fast jede mittelalterliche Zisterzienserklosterkirche weist Bauformen und Gliederungselemente auf, die sie unverkennbar als einen Kirchenbau des Zisterzienserordens ausweisen. Dennoch ist es der kunsthistorischen Forschung in den letzten 150 Jahren nicht abschließend gelungen, diese trotz der großen Vielfalt erkennbaren gemeinsamen Gestaltungskriterien in wenigen Worten zu fassen und zu charakterisieren. Einen Versuch, das Kräftefeld, in dem ein zisterziensischer Kirchenbau Gestalt annimmt, zu umreißen, hat Wolfgang Bickel 1974 in einer Abhandlung über „Die Kunst der Cistercienser" unternommen, in der er drei maßgeblich prägende Determinantenpaare herausarbeitet: 1. die asketisch-spiritualistische Determinante und die sensitive Determinante, 2. die burgundische Determinante gegenüber der Ortsdeterminante und 3. die Traditionsdeterminante im Gegensatz zur Epochendeterminante.[1989] Sind diese Determinantenpaare in ihrem Ansatz durchaus nachvollziehbar, so sind sie teilweise zu ‚schwammig' definiert, darüber hinaus auch zu holzschnittartig, zumal sie auch nur einen Teil der maßgeblichen Faktoren erfassen.[1990] Auch Terryl N. Kinder betont mehr die Einheit

[1983] Bereits LOBBEDEY, Westbau, 1990, S. 15, Anm. 58 merkt an, dass das >Zisterziensische< in Marienfeld bisher noch nicht „wirklich analysiert worden ist".

[1984] TRÖLLER, Marienfeld, 1935, Kap. „III. Einzelteile und Formen".

[1985] THÜMMLER, Westfalen, 1964/73, S. 26 sowie Abbildungstext zu Taf. 62–64; THÜMMLER, Elemente, 1966, S. 294 (bezogen auf das Vierungspfeilerschema); THÜMMLER, Visby Varnhem, 1967, S. 92–93; THÜMMLER, Marienfeld, 1972, S. 10, 12–13.

[1986] RÖCKENER, Hallenkirchen, 1980, S. 213, 218, 223.

[1987] LOBBEDEY, Westbau, 1990, S. 14–15, dazu Anm. 58; LOBBEDEY, Westfalen, 1999, S. 133, 135–137.

[1988] LINKE, Marienfeld, 1994, v .a. S. 77–85.

[1989] BICKEL, Kunst der Cistercienser, 1974/86, S. 184–185; seinen Ansatz aufgreifend SCHRÖDER, Architektur der Zisterzienser, 1980, S. 311–314, und RUFFER, Zisterzienser 2008, S. 36.

[1990] S. etwa die Kritik bei UNTERMANN, Forma Ordinis, 2001, S. 17.

in der Vielfalt, streicht heraus, „daß die Klöster die Freiheit hatten, sehr viele Entscheidungen über die Art ihres Bauens selbst zu treffen“, stellt dann aber fest: „Allen Gebäuden gemeinsam sind die Einfachheit der Linienführung, die Sorgfalt in den Details“,[1991] und sie analysiert die Einzelaspekte von Grundriss, Aufriss, Struktur, Gestalt und Farbbehandlung, zieht jedoch keine Quintessenz daraus.

Aber auch Matthias Untermann hat in seiner jüngsten, grundlegenden Untersuchung zur mittelalterlichen Kirchenbaukunst der Zisterzienser aus dem Jahre 2001 keinen fest umrissenen Kriterienkatalog vorgelegt, sondern die chronologische Entwicklung der Ordensarchitektur dargelegt und charakteristische Gestaltungselemente analysiert.[1992] Er hat aufgezeigt, dass die ‚typisch zisterziensischen’ Bauformen in den jeweiligen Zeitphasen/Epochen einem Wandel unterworfen sind. Er konnte herausarbeiten, dass es in den normativen Quellen (wie etwa den Generalkapitelsbeschlüssen) keine fest definierten Bauvorschriften gibt, dass jedoch „in den Bauten wie in den überlieferten Aussagen zeitgenössische Kriterien für eine in Außen- und Innenwirkung angemessene, ‚monastisch heilswirksame’ Bauweise zu erkennen“ sind.[1993] So wurden bei den Kirchen neu gegründeter Klöster bewusst Zitate vorbildhafter Zisterzienserbauten verwendet, „um Übereinstimmung mit der *forma Ordinis* zu erzielen“.[1994] Diese war in der Zeit um 1200 bereits eine fest umrissene (aber nicht schriftlich niedergelegte) Vorstellung von der angemessenen äußeren (aber auch inneren) Erscheinung des Ordens. Sie war getragen von dem Streben nach *unitas*, nach Einheit, und darüber hinaus nach *unanimitas*, nach Einmütigkeit, gemäß der Vorstellung der Ordensangehörigen, „nur im Leib, nicht im Geist (anima) getrennt Gott zu dienen“.[1995]

Äußeres Zeichen der angestrebten *paupertas* (Armut) und *simplicitas* (Einfachheit) sind der Verzicht auf aufwendige Bauformen und Dekorationen sowie auf eine reiche Ausstattung, also auf alles Überflüssige (*superfluitates*), um die Mönche vor einer Ablenkung, ja gar Gefährdung durch *curiositas* (Neugier) zu bewahren. Den Primarabteien im burgundischen Ursprungsgebiet des Ordens stand dabei der

[1991] KINDER, Zisterzienser, 1997, S. 237.
[1992] UNTERMANN, Forma Ordinis, 2001, v. a. S. 17–21, 95–118, 603–676; vgl. auch (darauf basierend) UNTERMANN, Gebaute Unanimitas, 2001.
[1993] UNTERMANN, Gebaute Unanimitas, 2001, S. 250. Ähnlich auch KURMANN, Zisterzienser, 2001, S. 272.
[1994] UNTERMANN, Forma Ordinis, 2001, S. 18 [ihm folgend auch THOME, Architektur, 2017, S. 49].
[1995] UNTERMANN, Gebaute Unanimitas, 2001, S. 265 (mit Quellenachweis).

bauliche und dekorative Aufwand der Abtei Cluny und der cluniazensischen Klöster vor Augen, von dem sie sich bewusst absetzen wollten. Eine Rückkehr zu den alten benediktinischen Idealen[1996] wollten sie durch eine Reduktion der cluniazensischen Baupraxis erreichen – „nicht durch äußerst billiges Bauen, sondern durch demonstratives Weglassen reicher Formen".[1997] Es ging somit nicht um das Streben nach Armut, sondern um den (nicht als unlauter zu verstehenden) „Anschein von Armut",[1998] eine „gewollte Bescheidenheit",[1999] die ihren Ausdruck auch in schlichten, reduzierten Bauformen fand – „ein solches Vorgehen ist in Architektur umgesetztes Understatement".[2000] Auch wenn diese auf Cluny bezogene gezielte Reduktion außerhalb des Burgund weitgehend unverstanden bleiben mußte, so bildete doch die dort gefundene Formensprache eine eigene, ordensimmanente architektonische Semantik, eine „typisch zisterziensische Architekturästhetik",[2001] die europaweit fast allen Zisterzienserkirchen gemein ist – und so die Einheit des Ordens garantiert und demonstriert.

Auch Jens Rüffer analysiert die normativen Quellen und befragt sie kritisch nach ihrem tatsächlichen Aussagewert und kommt zu dem Ergebnis : „Die Bestimmungen aus den legislativen Texten [...] können kaum etwas zur Beurteilung von Architektur im Sinne konkreter Gestaltungsoptionen beitragen".[2002] Darüber hinaus räumt er, wie Untermann, mit dem Mythos der völlig in Eigenleistung errichteten Zisterzienserbauten auf und betont vielmehr: „Bei den steinernen Großprojekten ab der Mitte des 12. Jahrhunderts dagegen, die zunehmend spezialisierte Fachkräfte benötigten, ist kaum noch mit größerer unmittelbarer Beteiligung von Mönchen und Laienbrüdern zu rechnen".[2003] Schließlich setzt er sich kritisch mit den Methoden wissenschaftlicher Erschließung auseinander und meint: „Die Architektur der Zisterzienser lässt sich meines Erachtens am besten verstehen, wenn sie aus

[1996] So heißt es zur Kirche in Kapitel 52 der Benediktregel: „Das Oratorium sei, was sein Name besagt, und nichts anderes soll dort getan oder aufbewahrt werden".
[1997] UNTERMANN, Gebaute Unanimitas, 2001, S. 258.
[1998] Ebd. (mit Zitatnachweis).
[1999] KURMANN, Zisterzienser, 2001, S. 279.
[2000] Ebd., S. 282.
[2001] Ebd., S. 272.
[2002] RÜFFER, Zisterzienser, 2008, S. 23.
[2003] Ebd., S. 25 [so auch THOME, Architektur, 2017, S. 50–51].

dynamischen Bezugssystemen erklärt wird“, und verweist dazu auf die Bickel’schen Determinantenpaare, die er nur geringfügig modifiziert übernimmt.[2004]

Wendet man diese unterschiedlichen, in der Forschung formulierten Kriterien, Aspekte und Determinanten zur Analyse der Marienfelder Klosterkirche an, so ergibt sich folgendes Bild: Eine asketische, nach *simplicitas* strebende Grundhaltung zeigt sich im Inneren beim Verzicht auf durchgängige Verwendung aufwendiger, reicher Gliederungen, die vielmehr nur gezielt zur Hervorhebung der Stirnwände eingesetzt werden, die Blattkapitelle zeigen keinerlei Variatio (s.u.), zudem wurde hier wie bei den übrigen Baugliedern auf eine akzentuierende, kostbare Farbfassung verzichtet – die Farbigkeit des Raumes wird vielmehr generell nur von dem schlichten Farbklang Ocker und Weiß mit wenigen schwarzen und roten Akzenten bestimmt (Kap. C.8.8.1.). Ästhetisch anspruchsvollere, dabei jedoch durchaus angemessene Gestaltungsformen kommen hingegen bei der baulich aufwendigen Ausgestaltung des Sanktuariums zum Tragen, wie sie sich ab etwa 1150 auch bei den Kirchbauten der Primarabteien finden, und bei den im Chorraum vorzufindenden reicheren Schmuckformen wie den Viersäulenbündeln mit ihren vergleichsweise aufwendigen Kapitellen (Kap. C.5.4.1., C.6.2.1.1.) und den delikat gearbeiteten Blattkonsolen an den östlichen Vierungspfeilern (Kap. C.6.2.3.3.).

Das über lange Zeit in der Ordensbaukunst der Zisterzienser verbindliche ‚burgundische Element’ zeigt sich in Marienfeld noch (fast zitathaft) im umlaufenden Kämpfergesims, im reduzierten, das heißt zweiteiligen, nicht nach übermäßiger Höhe strebenden Wandaufriss, ja auch in den Kreuzgewölben, die bereits um 1130 in Pontigny und dann auch in Clairvaux und Cîteaux die Tonnengewölbe der Frühzeit (Fontenay) ablösen.[2005]

Weiterhin zu nennen ist der flache, rechteckige Chorschluss, der in seiner Geradlinigkeit der zisterziensischen (gegen Cluny gerichteten) Auffassung von *rectitudo*, von Richtigkeit und Geradlinigkeit, entspricht. Ein spezieller Burgund-Bezug zeigt sich darüber hinaus beim Sanktuariumsgrundriss, der auf das Vorbild des burgundischen Filiationsmutterklosters Morimond (Abb. 676) zurückgeht, dabei aber räumlich und in seinem baulichen Aufwand reduziert wurde (Kap. C.9.2.1.). Aber

[2004] Ebd., S. 35–36.
[2005] So UNTERMANN, Gebaute Unanimitas, 2001, S. 262.

auch die ‚Ortsdeterminante', die – wie Untermann zuletzt betonte – als selbstverständlich zu gelten hat,[2006] kommt hier, anders als sonst, nur bedingt zum Tragen: Einbindungen in die lokale Bautradition zeigen sich lediglich in der Verwendung des quadratischen Schematismus bei Grundrissanlage und Wölbung sowie bei der Ausführung der Baudetails, insbesondere der Bauskulptur, die durch örtliche Kräfte ausgeführt wurde. Über die burgundische Determinante und die Ortsdeterminante hinaus waren offenbar noch andere Komponenten bei der Gestaltfindung der Marienfelder Klosterkirche maßgeblich wirksam (s.u.). Da durch diese der Bau im westfälischen Umfeld ‚avantgardistisch' ist, wirkt er jedoch seinerseits ‚schulbildend' und definiert die Ortsdeterminante der lokalen Baugepflogenheiten neu.

Auch die retrospektive Rückbesinnung auf die Ordenstradition[2007] ist in Marienfeld nur wenig zu spüren, etwa bei der ersten Planung für niedrig gehaltene Chorseitenschiffe, wie sie an der älteren Kämpferlinie der Bauphase Ia/b ablesbar ist, und der Rückkehr zum Gebundenen System bei den westlichen Langhausjochen in Bauphase III, hinzu kommen allgemein ‚zisterziensertypische' Elemente wie Dreifenstergruppen, Fensterrosen oder Abkragungen (s.u.). Der Zeitstil, die ‚Epochendeterminante', ist hingegen stark ausgeprägt, da der Bau auf der Höhe der zeitgenössischen Baukunst steht und die aktuellsten Bauformen des ‚angevinischen Stils' aufgreift und nach Westfalen überträgt, wo er völlig innovativ wirkt und zu einem Schlüsselbau der westfälischen Spätromanik wird (Kap. C.10.3.). Hier manifestiert sich die Rolle der Zisterzienser als ‚Gebende', deren Baukunst sich öfters äußerst befruchtend für die umgebenden Kunstlandschaften auswirkte.[2008]

Ulrich Schröder fügt als weiteres entscheidendes Bestimmungsmoment zisterziensischer Kirchenarchitektur „die Einflußnahme von Stiftern und Gönnern" hinzu[2009] – ein maßgeblicher Faktor, auf den bereits – auch unter Hinweis auf die soziale Stellung des Bauträgers –Rita Wagner-Rieger hinwies[2010] und den Matthias

[2006] UNTERMANN, Forma Ordinis, 2001, S. 20.

[2007] S. dazu auch umfassend ebd., S. 633–637: „Zisterziensische Formeln versus >Zeitstil<".

[2008] SCHRÖDER, Architektur der Zisterzienser, 1980, S. 334 nennt als Beispiel dafür neben Maulbronn, Walkenried und Ebrach auch ausdrücklich Marienfeld.

[2009] Ebd., S. 314.

[2010] WAGNER-RIEGER, Bedeutung der Bauherren, 1978. Sie zeigt modellhaft den Einfluss der Bauherren auf die Baugestalt der Zisterzienserkirchen anhand der österreichischen Zisterzen Heiligenkreuz, Zwettl und Viktring auf.

Untermann nochmals ausdrücklich als ‚historische Komponente' betont hat.[2011] Auch im Falle von Marienfeld scheint eine ‚künstlerische Eigeninitiative'[2012] eines der Stifter mit größter Wahrscheinlichkeit ausschlaggebend gewesen zu sein für die architektonische Detailgestaltung der Klosterkirche: Edelherr Bernhard II. zur Lippe als einer der Hauptstifter des Klosters dürfte entscheidenden Einfluss gehabt haben bei der Bestimmung der Bauformen wie des Pfeiler-Bogen-Systems und der Domikalgewölbe, die er höchstwahrscheinlich bei seinem Aufenthalt im ‚Angevinischen Reich' als dort charakteristische Bauformen kennengelernt und dann auch für Marienfeld bestimmt hat (siehe Kap. C.10.3.). Darüber hinaus könnte er auch die Wahl des Baumaterials Backstein für die Wand- und Gewölbesubstanz beeinflusst haben – ein schnell in großen Mengen herzustellendes, standardisierbares Material, das er in den nördlichen Herrschaftsgebieten seines Herrn Herzog Heinrichs des Löwen kennengelernt haben dürfte (Kap. C.10.2.).

Es entstand in Marienfeld ein sehr ambitionierter und dabei durchaus dekorativer Bau von hohem Anspruchsniveau, obwohl er in erster Linie – abgesehen von Fürstbischof Hermann II. von Münster (reg. 1174–1203) – nur von einem Stifterkreis aus Edelherren und Grafen initiiert wurde, der durch den politischen Sturz Heinrichs des Löwen 1180/81 deutlich an Einfluss im sächsisch-westfälischen Raum verloren hatte. Dieser Stifterkreis wollte so im Marienfelder Klosterbau – neben dem Aspekt der Sühne – möglicherweise auch seine Stärke und seine Ansprüche, nach wie vor zu den führenden Familien Westfalens zu gehören, zum Ausdruck bringen.

Es handelt sich also um ein kompliziertes Bedingungsgeflecht, das die konkrete Baugestalt einer Zisterzienserkirche wie Marienfeld determiniert, wobei „freilich vereinheitlichende, für den Orden charakteristische Tendenzen überwiegend akzentuiert sind".[2013] Diese folgen den Vorstellungen von der *Forma Ordinis*, wie sie auch bezüglich der Architektur offenbar als ‚common sense' bestanden, aber nur gelegentlich, nicht jedoch als umfassende Gestaltungsoptionen, in den normativen Quellen des Ordens formuliert sind.[2014]

[2011] UNTERMANN, Forma Ordinis, 2001, S. 17, dazu seine Ausführungen S. 52–94 [dazu in aller Kürze auch THOME, Architektur, 2017, S. 51–52]. – Vgl. auch zum Fallbeispiel Lilienfeld und der Einflussnahme Leopolds VI. von Babenberg SEEGER, Zisterzienser, 1997.

[2012] UNTERMANN, Forma Ordinis, 2001, S. 61.

[2013] SCHRÖDER, Architektur der Zisterzienser, 1980, S. 314.

[2014] SCHREIBER/KÖHLER, Baugesetze, 1987; UNTERMANN, Gebaute Unanimitas, 2001; vgl. auch UNTERMANN, Forma Ordinis, 2001, S. 113–118; RÜFFER, Zisterzienser, 2008, S. 19–23 [vgl. auch

Bei den ‚Oratorien' der Zisterzienser handelt es sich in der Regel – und so auch in Marienfeld – um turmlose und kryptenlose Kirchen mit bevorzugt rechteckig geschlossenem Chor (nach burgundischer Tradition), der keine allzu große Tiefenerstreckung besitzt. Der bei zunehmender Zahl von Priestermönchen und ihren liturgischen Verpflichtungen entstehende Wunsch nach einer vermehrten Anzahl von Altären wurde in Marienfeld durch die sechs Altarstellen in den Chorseitenschiffen erfüllt. Die Marienfelder Sanktuariumsdisposition (Kap. C.9.2.) ist eine der verschiedenen Ostlösungen von Zisterzienserkirchen, die durchaus gleichzeitig vorkommen.[2015] Sie fand als Reduzierung der rechteckigen Umgangschöre von Cîteaux (Abb. 674) und Morimond (Abb. 676; Kap. C.9.2.1.) – da weniger anspruchsvoll und nicht so aufwendig in der Ausführung – eine überschaubare Nachfolge bei drei deutschen Klöstern der Filiation Morimond in Ossegg (Abb. 695), Hude (Abb. 712) und Amelungsborn (Abb. 681) (Kap. C.9.2.1.).

Wie bei vielen Zisterzienserkirchen zeigt die Marienfelder Ostpartie innerhalb des Gesamtbaues die größte Differenzierung der Baugestalt – durch die Abstufung der Chorseitenschiffe zum Obergaden, aber auch im Zurücksetzen der Seitenschiffostfronten gegenüber der Mittelschifffront. Damit tritt sie in Kontrast zur Kompaktheit und Geschlossenheit des äußeren Umrisses des übrigen Baues, insbesondere der Querhäuser und des Langhauses, die aber bereits durch die Gliederungen wie Lisenen und Rundbogenfriese gemildert wird. Nicht zuletzt durch die Turmlosigkeit (als Verzicht auf Hoheitssymbolik) und die ‚ersatzweise' Hervorhebung der Westfassade durch eine vollständige Ausführung in Sandsteinquadern (Kap. C.2; C.4.3.5.3.; C.8.6.) gibt sich der Marienfelder Kirchenbau sofort als zisterziensische Klosterkirche zu erkennen.[2016] Im selben Sinne ist das wenig betonte Westportal (Kap. C.5.5.3.1.) zu lesen, da die eigentlichen ‚Haupteingänge' der Klosterkirche die beiden Zugänge für Mönche und Konversen vom Kreuzgang her bildeten (Kap. C.5.5.2.; C.5.5.4.) – nur die herausgehobene Gestaltung des Nordquerhausportals stellt hier eine Abweichung dar (Kap. C.5.5.1.).

WOLTER-VON DEM KNESEBECK, Kunstverständnis, 2017].

[2015] S. dazu KRÖNIG, Zisterzienser-Architektur, 1978, S. 43/44; SCHRÖDER, Architektur der Zisterzienser, 1980, S. 317; UNTERMANN, Forma Ordinis, 2001, v. a. S. 603–626.

[2016] BICKEL, Kunst der Cistercienser, 1974/86, S. 187–202; UNTERMANN, Forma Ordinis, 2001, S. 267–272.

Typisch ‚zisterziensisch' ist schließlich die Auszeichnung der Westfassade durch eine besondere Fensteröffnung: hier durch eine der häufig bei Zisterzienserkirchen anzutreffenden Fensterrosen (Kap. C.5.6.6.).[2017] Eine solche Rose kann auch für die östliche Stirnwand angenommen werden (Kap. C.5.6.5.; C.8.2.), die allerdings wesentlich stärker durchfenstert war mittels einer zusätzlichen Dreifenstergruppe darunter. Solche typisch zisterziensischen Dreifenstergruppen zeichnen auch die Querhausstirnen aus, die ranglich jedoch hinter den Rosen der östlichen und westlichen Stirnseiten zurückstehen (siehe Kap. C.5.6.8.).

Im Inneren erweist sich die Erhaltung und Betonung des Wandcharakters – neben den Wandflächen über der Arkadenzone von Chor und Nordseitenschiff insbesondere auch bei der Hauptschiffsüdwand – als typisch zisterziensisch.[2018] Hinzu kommt die Wölbung, wobei hier wie bei einer Reihe anderer Zisterzienserkirchen eine subtile Differenzierung der einzelnen Raumteile zu beobachten ist: Die Planungsstufe der Bauphasen I und II sah eine Betonung der Hochräume von Chor und Querhaus durch eine Rippenwölbung vor, während bei den Hauptschiffgewölben des Langhauses auf plastische Rippen verzichtet werden sollte, ebenso auf Zwischenstützen in Form reich gebildeter Säulen oder Säulenbündel wie sie im Sanktuarium zu finden sind. Infolge einer Planänderung nach Phase II ist diese Reduzierung und damit ‚Abwertung' der Langhauswölbung[2019] und der Arkadenöffnungen nur im östlichen Hauptschiffjoch in der vorgesehenen Form ausgeführt worden (Kap. C.4.3.4.). – Auch die Chorseitenschiffe und das nördliche Langhausseitenschiff erhielten als nachgeordnete Räume wohl nur schlichte, rippenlose Gratgewölbe, worin sich zugleich eine zisterziensertypische retardierende Tendenz zeigt.

Mit dieser festgestellten Akzentuierung des Sanktuariums und der Abwertung des Langhauses und der Nebenräume geht zugleich auch eine gewisse Entwertung der Vierung einher, die sich in der unterschiedlichen Ausbildung der Vierungspfeiler äußert, wie es fast regelmäßig bei Zisterzienserkirchen der Fall ist:[2020] Die östlichen

[2017] BICKEL, Kunst der Cistercienser, 1974/86, S. 202–207; UNTERMANN, Forma Ordinis, 2001, S. 660–669.
[2018] SCHRÖDER, Architektur der Zisterzienser, 1980, S. 322; UNTERMANN, Forma Ordinis, 2001, v. a. S. 630–633, 646–655.
[2019] THÜMMLER, Dom zu Osnabrück, 1954, S. 21 sah darin (in Unkenntnis der baugeschichtlichen Gegebenheiten) nur eine Akzentuierung des Ostjoches als Standort des Kreuzaltares und verweist auf den *chorus minor* der Hirsauer Bautengruppe.
[2020] SCHRÖDER, Architektur der Zisterzienser, 1980, S. 329/330; BINDING/UNTERMANN, Ordensbaukunst, 1985, S. 269; NICOLAI, Walkenried, 1990, S. 88.

Vierungspfeiler zeigen den vollständigen Vorlagenapparat des Sanktuariums, während die westlichen als Träger des westlichen Vierungsbogens nur hochansetzende Vorlagenabkragungen besitzen und dadurch insgesamt deutlich mauerhafter wirken.[2021] Eine im selben Zusammenhang häufiger zu beobachtende Entwertung des Querschiffs, wie sie in Maulbronn besonders extrem ausgebildet ist,[2022] vollzieht sich in Marienfeld eher subtil durch die unterquadratische Grundrissform der Querarme, die dadurch von ihrer Grundfläche und dem Raumvolumen her hinter der Vierung und den Hauptschiffjochen zurückbleiben.

Die bereits im Zusammenhang mit der Wölbung beobachtete Abwertung des Langhauses manifestiert sich auch deutlich an den Abkragungen der Gewölbevorlagen im Hauptschiff, die – wie gesehen – an den westlichen Vierungspfeilern einsetzen und die Gliederung des Langhauses bestimmen. Die auffälligen Abkragungen von tragenden Gliederungselementen wurden in der Forschung schon früh als zisterziensertypisches Element herausgestellt.[2023] Dieses Gestaltungsmotiv, das in erster Linie im Mittelschiff des Langhauses auftritt, in den Seitenschiffen, den Querarmen und im Sanktuarium dagegen eher selten, begegnet zwar noch nicht an den frühesten Zisterzienserkirchen, ist jedoch ab ca. 1150 bei fast allen gewölbten Kirchen des Ordens anzutreffen[2024] und wird bald zu einem zisterziensischen Signet. Seine Verwendung wurde in der Forschung lange Zeit rein funktional, das heißt als Rücksicht auf das darunter aufgestellte Chorgestühl, erklärt, dann im Gegenzug eher als gestalterisches Element gewertet. Die Wahrheit liegt vermutlich irgendwo in der Mitte: Das zunächst funktional motivierte Element – als bewusst herausgestellte Rücksichtnahme auf die Chorgestühle des Konvents – hat sich im Laufe der Zeit verselbständigt und avancierte zu einem vornehmlich gestalterischen Element, das offenbar von besonderer Bedeutung war „für das ‚richtige' Erscheinungsbild zisterziensischer Kirchen",[2025] aber darüber hinaus auch an anderen Stellen wie in den Seitenschiffen und im Kreuzgang eingesetzt wurde.

[2021] Als zeitgleiches Beispiel sei auf die westlichen Vierungspfeiler der Klosterkirche in Arnsburg (Ostteile um 1174–1200; Lit. s. Anm. 1879) verwiesen (Abb. 691), außerdem auf die Klosterkirche in Loccum (Abb. 1292; s. Kap. C.10.4.23.3.).
[2022] Wie Anm. 2020.
[2023] AUBERT, L'Architecture Cistercienne, 1943, Bd. I, S. 275–277; BICKEL, Kunst der Cistercienser, 1974/86, S. 287–289; SCHRÖDER, Architektur der Zisterzienser, 1980, S. 332–333; grundlegend: UNTERMANN, Forma Ordinis, 2001, S. 655–659 [sowie zuletzt THOME, Architektur, 2017, S. 50].
[2024] UNTERMANN, Forma Ordinis, 2001, S. 656.
[2025] Ebd., S. 658.

Untermann macht darauf aufmerksam, dass das Motiv der Abkragung, das in vielen Zisterzienserkirchen überaus deutlich zelebriert wird, über technisch-funktionale Gründe hinaus auch noch eine ikonologische Bedeutung besitzt: Er hat herausgearbeitet, dass eine Zisterzienserkirche wie um das Chorgestühl herum gebaut erscheint, aus dem die Vorlagen mittels der Abkragungen quasi herauswachsen – die Mönche tragen so förmlich das Gewölbe. „Das architektonische Motiv der Abkragung mußte sich auf das Mittelschiff beschränken, wenn es als Zeichen eines neu definierten Verhältnisses zwischen Konvent und Kirchenbau lesbar sein sollte – es bedurfte des unmittelbaren Bezuges zum Gestühl der Mönche und Konversen“.[2026]

Betrachtet man vor diesem Hintergrund die sehr hoch ansetzenden Marienfelder Langhaus-Abkragungen, dann wird deutlich, dass hier nicht mehr die unmittelbare Rücksichtnahme auf die Chorgestühle gegeben ist, sondern dass das Element der Abkragung sich bereits verselbständigt hat und zu einem eigenständigen Architekturmotiv geworden ist, wie es zu jener Zeit auch an vielen Zisterzienserkirchen zu beobachten ist, etwa in Heiligenkreuz (geweiht 1187). Dennoch sind sie hier nicht sinnentleert, sondern dienen der abwertenden Zurücknahme des Langhauses hinter dem Sanktuarium.[2027]

Zisterziensische Strenge äußert sich in Marienfeld auch beim zurückhaltenden Kapitellschmuck (Abschnitt C.6.2.), der gänzlich auf figürliche Darstellungen verzichtet und an den Hauptpfeilern in allen drei Bauphasen immer dasselbe, standardisierte Grundmuster zeigt – auf eine Variatio der Motive wird im Streben nach *simplicitas* bewusst verzichtet: Wie bei den meisten Zisterzienserkirchen bilden die schlichten, glatten Blattformen der Seerose die Gestaltungsgrundlage,[2028] die dann weiter vereinfacht und abstrahiert wird. Zu welchen vielfältigen Variationen (auf derselben Grundlage) die in Marienfeld tätige Bauhütte fähig war, zeigen die ebenfalls von ihr geschaffenen, jedoch ‚frei’ und variationsreich gestalteten Kapitelle in Asbeck, Langenhorst und Wisby (Kap.C.6.2.1.3.4; C.6.2.1.3.5.).

[2026] Ebd., S. 658–659, Zitat S. 659.

[2027] SCHRÖDER, Architektur der Zisterzienser, 1980, S. 332 verkennt diese Absicht, wenn er in Bezug auf die Abkragungen im Langhaus und an den östlichen Vierungspfeilern rein äußerlich feststellt: „Die Höhe der Abkragung schwankt sehr stark, manchmal in einunddemselben Bauwerk, zum Beispiel in Marienfeld“. – Zu Heiligenkreuz jüngst: THOME, Heiligenkreuz, 2007, S. 112.

[2028] SCHRÖDER, Architektur der Zisterzienser, 1980, S. 322.

Betrachtet man die untersuchten Einzelelemente in der Gesamtschau, so gilt auch für die Marienfelder Klosterkirche, was für viele Zisterzienserkirchen in Bezug auf eine Ordensarchitektur festgestellt werden kann: Sie sind trotz aller Vielfalt und Variationen sofort als zisterziensische Klosterkirchen kenntlich und lassen einen ‚Willen zur Einheit' erkennen.[2029] Diese Einheitlichkeit ist – wie bereits kurz angerissen – ein Ausdruck der *Forma Ordinis*, der angemessenen Gestaltungsform des klösterlichen Lebens, zu dem auch maßgeblich die Architektur gehört. Die grundsätzlichen Vorstellungen von der *Forma Ordinis* wurden in einer Reihe von normativen Schriften formuliert, so in der *Carta Caritatis* von 1119, der *Apologia ad Guillelmum* des Bernhard von Clairvaux (1091–1153) sowie in den Generalkapitelsbeschlüssen: In letzteren wurden in Einzelentscheidungen die Vorstellungen des Ordens von der angemessenen *simplicitas* formuliert und an alle Klöster weitergegeben, schließlich deren Befolgung durch das für den Orden typische Instrument der Visitation überprüft. Die *Forma Ordinis* umfasst somit jene Formen, die das Selbstverständnis der Zisterzienser ausmachen – einen Konsens über ihre Lebensform.[2030] Um in baulicher Hinsicht eine Übereinstimmung mit der *Forma Ordinis* zu erreichen, „wurden in großer Zahl und Intensität Zitate anderer, vorbildhafter Bauten eingesetzt [...]. Diese Grundannahme erlaubt es, zugleich die unübersehbaren Gemeinsamkeiten vieler Zisterzienserkirchen zu erklären wie ihre beträchtliche architektonische Variationsbreite zu verstehen".[2031] Als ‚vorbildhafte Bauten' galten natürlich insbesondere die Ordenshäupter, das heißt die fünf Primarabteien, die den Maßstab abgaben für die ‚richtige' Bauform, für den *habitus* einer Zisterzienserkirche. Insofern ist es durchaus berechtigt, von einem ‚Zisterzienserstil' zu sprechen, und zwar im Sinne eines Sujetstils.[2032] Seine Ausdrucksformen waren natürlich eingebunden in den Zeitstil und in die jeweilige Kunstlandschaft, entsprechend zeigen die Zisterzienserkirchen für gewöhnlich auch immer die Formensprache ihrer Zeit und ihrer Region. Bei der Wahl des Bautyps und der Grundrissdisposition der Kirche spielte(n) neben dem Konvent oftmals auch

[2029] Ebd., S. 333 hat es treffend ausgedrückt: Es „ergibt sich insgesamt ein Bild, das man als Einheit mit Varianten oder auch umgekehrt als Vielfalt in vereinheitlichendem Rahmen beschreiben kann".
[2030] UNTERMANN, Forma Ordnis, 2001, S. 17; s. auch generell seine Ausführungen S. 17–21, 48–51. Ebenso UNTERMANN, Gebaute Unanimitas, 2001 [vgl. außerdem Wolter-von dem Knesebeck, Kunstverständnis, 2017].
[2031] Ebd., S. 18.
[2032] Ebd., S. 19.

(obwohl gegen das zisterziensische Selbstverständnis verstoßend) der oder die Stifter eine entscheidende Rolle, so dass hier neben den liturgischen Bedürfnissen auch das Anspruchsniveau dieser beiden maßgeblichen Parteien zum Ausdruck kommt, nicht zuletzt auch in der Wahl der Vorbilder.[2033] So wurden im Falle von Marienfeld nicht Grundriss und Bautyp der (zu jener Zeit bereits unmodernen) Kirche des Mutterklosters Hardehausen aufgegriffen, sondern – wenn auch in reduzierter Form – unmittelbar des Filiationsmutterklosters Morimond, dessen Kirchenneubau (‚Morimond II') erst kurz zuvor, um 1180/90, begonnen worden war (Abb. 676; Kap. C.9.2.1.). Bei der Festlegung des ungewöhnlichen zweischiffigen Langhausgrundrisses scheint die Einschiffigkeit angevinischer Kirchenbauten, wohl vermittelt über den Stifter Bernhard II. zur Lippe, die entscheidenden Anregungen geliefert zu haben (Kap. C.10.3.).

Den Ordensvorstellungen von einer angemessenen, insbesondere von liturgischen Funktionen und der monastischen Nutzung bestimmten Disposition und Gestaltung einer Klosterkirche entspricht in Marienfeld die Akzentuierung des Sanktuariums und die Abwertung der Vierung und des Langhauses als Chorraum für die Mönche bzw. Konversen.[2034] Eine pointierte Formgebung hält Einzug in Details wie der Ausgestaltung der Stirnseiten mittels aufwendiger Rosenfenster im Osten und Westen oder durch die von zierlichen Säulengittern gerahmten Dreifenstergruppen der Querarme. Die Säulengitter wie auch die Vier- und Dreisäulenbündel im Chor bzw. am Nordportal sind dabei als bereichernde, ‚nicht-zisterziensische' Elemente anzusprechen, die aus dem Gestaltungsrepertoire der rhein-maasländischen Spätromanik übernommen wurden.

In dieser vermehrten Anwendung von Schmuckmotiven lässt sich zugleich ablesen, dass die um 1185 begonnene Klosterkirche in Marienfeld bereits am Beginn der dritten Generation der Zisterzienserkirchen steht, wo nicht mehr ganz so sehr die asketische Strenge der Frühzeit fortgeführt wird, sondern neben Traditionen auch

[2033] Ebd., S. 20 reißt diese Gedanken jeweils kurz an.

[2034] Die liturgisch bedingte Abstufung des Raumes auch behandelt bei NICOLAI, Walkenried, 1990, S. 7, 52–60. Die ablehnende Haltung bei UNTERMANN, Forma Ordinis, 2001, S. 658, der die Auffassung vertritt, „die damit behauptete Rangminderung des monastischen Chorgebetes gegenüber dem Meßsakrament wird jedoch zisterziensischem Selbstverständnis nicht gerecht", bleibt letztlich unlogisch, denn nach katholischer Auffassung nimmt das Messsakrament natürlich den höchsten Rang ein, hinter dem das Chorgebet der Mönche zurücksteht.

Neuerungen bestimmend werden.[2035] Diese bringen eine größere Formenvielfalt und einen verstärkten Schmuckreichtum mit sich, der jedoch immer noch bewusst hinter dem Gestaltungsaufwand großer Kathedral-, Stifts- und Benediktinerklosterkirchen zurückbleibt. Die stilistische Modernität der Marienfelder Klosterkirche, die sich insbesondere in der Gewölbebildung äußert, ist hier wohl – wie bereits dargelegt – auf eine Einflussnahme des Stifters Bernhard II. zur Lippe zurückzuführen. Aber sie zeigt sich auch in den Details: Bei den geschärften Rippen wie auch bei den Basen und Gesimsprofilen verwendete die in Marienfeld tätige Bauhütte keine archaisierenden, sondern in der Zeit hochaktuelle Bauformen.[2036]

Hieran wird deutlich, dass bei der Gestaltfindung des Baues neben den Vorstellungen des Ordens und des Konventes sowie dem Einfluss der Stifter auch die Beschäftigung von freien Werkleuten als Bauausführende eine gewichtige Rolle spielte. Es waren also nicht – wie für Zisterzienserbauten generell lange angenommen – Ordensbauleute, die die Marienfelder Klosterkirche in Eigenleistung errichteten, sondern ‚weltliche' Bauleute, die die Kirche in ‚zisterziensischer Manier' (und in Abstimmung mit dem Konvent, den Stiftern und eventuell dem Mutterkloster) gemäß den Bedürfnissen eines Zisterzienserklosters errichteten mit entsprechenden, im Aufwand reduzierten Baudetails – diese aber in ihrem eigenen, ihnen vertrauten Formenrepertoire. „Die Reduktion wird auf diese Weise zum Wiedererkennungswert des eigentlich Zisterziensischen, auch wenn die Formen selber aus einem ordensfremden Bereich stammen".[2037] Wie die in Marienfeld tätige Bauhütte gearbeitet hat, wenn sie nicht an die asketischen Vorstellungen des Zisterzienserordens gebunden war, zeigt ein Vergleich mit den Sakralbauten in Asbeck, Langenhorst, Wisby, Lippstadt und vor allem Rheda (siehe Kap. E.).

Im Gesamtergebnis entspricht die Klosterkirche Marienfeld dem Leitbild einer Zisterzienserkirche von großer Schlichtheit, verbunden mit einer hohen Solidität in der Ausführung, die in ihrer gewählten Baugestalt und den Detailbildungen die

[2035] Ebd., S. 427 Kapitelüberschrift für die Bauten der dritten Generation: „Traditionen und Neuerungen: 1180 bis 1240".

[2036] Die in der Zeit um 1185/1200 in Marienfeld gefundenen, ‚modernen' Formen wurden in ihrem Grundcharakter offenbar als so vorbildhaft angesehen, dass sie noch 20–30 Jahre später beim Bau der Zisterzienserklosterkirche (um 1210/15–1250) im nicht allzu weit entfernten Loccum aufgegriffen wurden (s. Kap. C.10.4.3.3.). Der Loccumer Bau entzieht sich somit vorgeblich dem Zeitstil, der sich nur in Details wie der Ausformung der Abkragungen oder den Rippenzierscheiben äußert.

[2037] KURMANN, Zisterzienser, 2001, S. 281.

normativen Vorstellungen von der ‚richtigen' *Forma Ordinis* erfüllt und somit durchaus exemplarisch für die Zisterzienserbaukunst in der Zeit um 1200 im Westen des Deutschen Reiches stehen kann.

Dass die für die Marienfelder Klosterkirche gefundenen Gestaltungslösungen auch aus der Sicht der Zeitgenossen als angemessen, ja nachgerade als beispielhaft für die Befolgung der *Forma Ordinis* angesehen wurden, zeigt sich nicht zuletzt in dem Umstand, dass ihre Gesamtgestaltung, aber auch Detailformen das maßgebliche Vorbild abgaben beim tiefgreifenden Umbau der Zisterzienserabteikirche im schwedischen Varnhem (Abb. 1239–1262; Kap. C.10.4.2.6.)

10.2. Zur Herleitung der Verwendung von Backstein in Marienfeld

Der Backsteinbau,[2038] dessen Ursprünge in Mesopotamien liegen, wurde in der Antike von den Römern in allen von ihnen beherrschten Gebieten Europas verbreitet. In den unruhigen Umbruchzeiten zum Mittelalter, den ‚Dark Ages', ging diese Bautechnik vielfach verloren. In einigen kulturell hochstehenden Kernräumen konnte jedoch die antike Bau- und Brenntechnik tradiert werden, so etwa in der Lombardei, Venetien und der Emilia Romagna – Gegenden ohne ausreichende Vorkommen an Natursteinen, wo das Surrogat ‚Backstein' also von jeher als Baumaterial unverzichtbar war. Von dort und in bewusster Anknüpfung an die Baukunst der christlichen Spätantike, etwa in Ravenna, wurde die Backsteintechnik – einschließlich der Ziegelformate – in die anspruchsvolle Baukunst der ‚karolingischen Renaissance' übernommen, so etwa in Aachen, Seligenstadt und Steinbach, jedoch nur bei bestimmten Baugliedern, so dass man nicht von einer eigentlichen Backsteinarchitektur sprechen kann.[2039]

Für die um 1150 „an mehreren Stellen des nördlichen Mitteleuropa spontan und unabhängig voneinander auftretende neuartige Bauweise",[2040] die „von Anfang an ohne eine erkennbare erste Experimentierphase eine ausgereifte Mauerungstechnik verwendete",[2041] gibt es verschiedene Erklärungsmodelle. So wird sie einerseits durch

[2038] Zum Backsteinbau in Deutschland nach wie vor grundlegend: BINDING, Backstein, 1973; BÖKER, Backsteinarchitektur, 1988; EIMER, Haustein / Backstein, 1989. Vgl. auch THIES, Sakralarchitektur, 1993, S. 86; HOLST, Ziegel, 1999.
[2039] BÖKER, Backsteinarchitektur, 1988, S. 5–7.
[2040] EIMER, Haustein / Backstein, 1989, S. 23.
[2041] BÖKER, Backsteinarchitektur, 1988, S. 8.

eine Übertragung von Brenn- und Verlegetechniken aus Oberitalien hergeleitet, insbesondere der Lombardei mit dem Zentrum Mailand, wo seit dem 9., vor allem aber seit dem 11. Jahrhundert eine reiche Backsteinarchitektur entstand mit S. Ambrogio (1. Viertel 12. Jahrhundert)[2042] als einem der Hauptwerke.

Dem stellt Hans Josef Böker ein anderes Erklärungsmodell entgegen und schlägt „eine autonome Entwicklung in verschiedenen deutschen Landschaften" vor,[2043] in denen der zuvor verwendete, jedoch schwer zu beschaffende Tuffstein von Backstein abgelöst wurde, wobei Format und Verlegetechnik unverändert übernommen wurden, so etwa im deutsch-dänischen Küstengebiet, wo zum Beispiel am Schleswiger Dom der Materialwechsel um 1160 unmittelbar zu fassen ist, oder in Bayern, wo der 1159 in Tuff begonnene Freisinger Dom bis 1205 ebenfalls in Backstein vollendet wurde.[2044]

Die Wahrheit dürfte vermutlich etwa in der Mitte zwischen beiden Erklärungsversuchen liegen: Eine völlig autonome Entwicklung in den deutschen Landschaften erscheint vor dem Hintergrund der geographischen Italiennähe Bayerns, die einen künstlerischen Austausch auch auf anderen Gebieten der bayerischen Architektur bewirkt hat (etwa den Kirchenbauten in Bad Reichenhall und Berchtesgaden), und dem dezidierten Auftreten von Ziermotiven aus der oberitalienischen Backsteinarchitektur der Romanik in der norddeutsch-dänischen Backsteinromanik wenig wahrscheinlich: Zu nennen sind insbesondere das Trapezkapitell, der Kreuzbogenfries oder das Stromband, etwa an dem prominenten Schlüsselbau der Prämonstratenserkirche in Jerichow, begonnen um 1150,[2045] aber auch bautechnisch-gestalterischer Details wie die sichelförmige Bogenbegleitschicht der Fenster von St. Osdag in Mandelsloh.[2046] Gleiches gilt für die Mischverwendung von Backstein und Natursteingliederungen bei einer Gruppe sächsisch-schlesisch-kleinpolnischer Bauten (zum Beispiel Altzella, Trebnitz Mogiła etc., s.u.) – eine

[2042] BRUCHER, Italien, 1987, S. 52–53.
[2043] Ebd. S. 13.
[2044] Ebd., S. 10–12.
[2045] DEHIO, Sachsen-Anhalt I, 2002, S. 451–455; außerdem die (bisher noch unveröffentlichten) Vorträge auf dem Kolloquium ‚Der frühe Backsteinbau in Nordeuropa', gehalten am 9. und 10. Juni 2006 in Jerichow, insbesondere der Vortrag von Reinhard Schmitt: ‚Zur Datierung von Kirche und Klausur in Jerichow'.
[2046] MÜLLER, Mandelsloh, 2000, S. 7–8. – THIES, Sakralarchitektur, 1993, S. 86 betont ebenfalls die Herkunft der genannten Ziermotive aus Oberitalien. – Auch hier sei zudem auf die (bisher noch unveröffentlichten) Vorträge auf dem Kolloquium ‚Der frühe Backsteinbau in Nordeuropa' am 9. und 10. Juni 2006 in Jerichow verwiesen.

Technik, die ebenfalls auf Oberitalien verweist.[2047] Es bedurfte nur weniger kundiger Bauhandwerker, die die in Oberitalien üblichen Bautechniken und Ziermotive an ihre nord- bzw. mittel- und ostdeutschen Kollegen weitergaben und sie darin unterwiesen. Letztere dürften dann das Format der von ihnen gefertigten Backsteine in Angleichung an das vertraute Format der bisher verwendeten, für den Transport normierten Tuffsteinziegel entwickelt haben und zugleich die dabei übliche Verlegeweise weiter angewandt haben.

Zu berücksichtigen ist im Falle der Abteikirche Marienfeld jedoch, dass es sich nicht um einen reinen Backsteinbau handelt, bei dem der Backstein auch „die Detaillierung und künstlerisch-technische Gestaltung der Bauten bestimmte“,[2048] sondern um einen Mischbau, dessen prägende Bauglieder, wie erwähnt, nicht aus Backstein gefertigt sondern aus Sandstein geschlagen wurden. Und so stellt auch Hans Josef Böker, der in Marienfeld „einen Gründungsbau und zugleich einen geographischen Außenseiter der spätromanischen Richtung“ der norddeutschen Backsteinarchitektur erkennt,[2049] fest: „Obwohl alle Mauern und Gewölbe aus Backstein bestehen, sucht die Marienfelder Kirche durch ihre Putzhaut und die verwendeten Werksteinformen den Eindruck eines reinen Hausteinbaus ähnlich den rheinischen Tuffsteinbauten mit ihrem ausgeprägten Materialwechsel zu erreichen“.[2050] Es handelt sich somit streng genommen also um eine Hausteinarchitektur, deren Baumaterial zweiter Ordnung hier statt aus Tuff- oder Bruchstein nun aus Backstein besteht, ohne dass dieser eine eigene gestalterisch-künstlerische Qualität erhielte.

Was zudem bei Marienfeld verwundert, ist der Umstand, dass für den Bau der Klosterkirche überhaupt Backstein verwendet wurde, denn dazu bestand keine zwingende Notwendigkeit – das Kloster liegt nicht in einer natursteinarmen Tiefebene, im Gegenteil: Der Höhenzug des nur wenige Kilometer entfernten Osnings (also des Teutoburger Waldes) bot sowohl reichlich Kalkstein für

[2047] GLEICH, Trebnitz, 2001, S. 16–18; WARNATSCH-GLEICH, Backsteinmischtechnik, 2001, S. 483–486. – Vgl. auch UNTERMANN, Forma Ordinis, 2001, S. 354 (zu Altzella). [HERRMANN, Der rote Backstein, 2015 äußert sich kritisch zu den in der Backsteinforschung immer wieder vorgebrachten Thesen zum Bedeutungsgehalt und zur Farbsymbolik des roten Backsteins und widerlegt diese. – Auch die Befundsituation in Marienfeld, wo die Backsteinpartien kein Sichtmauerwerk bilden, befördern diese kritische Sicht und legen eine vornehmlich ökonomisch-bautechnische Begründung nahe (s.u.)].

[2048] BÖKER, Backsteinarchitektur, 1988, S. 4.

[2049] Ebd., S. 57.

[2050] Ebd., S. 59. – S. auch GLEICH, Trebnitz, 2001, S. 20.

Bruchsteinmauerwerk als auch einen feinen Sandstein, wie er ja auch für die Bauglieder verwendet wurde (s.o.). Die Gründe für die ‚freiwillige' Wahl des Backsteins als Grundsubstanz der Wände und Gewölbe dürften demnach kaum im Mangel an verfügbarem Naturstein als vielmehr in praktischen, finanziellen und ästhetischen Erwägungen liegen: Durch die Verarbeitung der vor Ort anstehenden Tonerde in Brennöfen nahe der Baustelle in Eigenleistung durch die Laienbrüder ersparte man sich den teuren Erwerb von Naturstein. Dieser musste von auswärtigen und deshalb teuer zu bezahlenden Kräften gebrochen werden und war mit aufwendigen Transportwegen verbunden, während für die Backsteinherstellung lediglich das Holz für den Brennofen beschafft werden musste.[2051] Entscheidender dürfte jedoch der Vorteil von handlichem, normiertem Baumaterial sein, das schnell und rationell – ohne weiteres Zuarbeiten (wie es bei Bruchstein der Fall gewesen wäre) – vermauert werden konnte. Dies kam sicherlich auch der Arbeits- und Wirtschaftsweise der Zisterzienser entgegen, da zum einen effizient, zum anderen durch die Eigenbeteiligung der Konversen sehr kostengünstig. Mit der Verwendung von normiertem Baumaterial einher ging aber auch der ästhetische Gewinn von im Vergleich zu Bruchstein deutlich glatteren Mauerwerksoberflächen, die darin dem Tuffmauerwerk rheinischer Bauten recht nahe kamen und die nur mit einer dünnen Kalkschlämme (anstelle einer dicken Putzschicht) überzogen zu werden brauchten (siehe Kap. C.8.7.2.). Die geringere spezifische Dichte des Backsteins im Vergleich zum Naturstein machte ihn zudem leichter, was sich vor allem positiv auf das Gewicht und damit die Statik der Gewölbe auswirkte.[2052]

Woher die Zisterzienser von Marienfeld die entscheidenden Anregungen für die Verwendung von Backstein bekamen, kann nur gemutmaßt werden. So schlägt Hans Josef Böker eine Übernahme der Backsteintechnik aus dem Groningerland in den nördlichen Niederlanden vor, worauf seiner Meinung nach auch die Domikalgewölbe verwiesen,[2053] doch kehrt er damit die Verhältnisse genau um: Die Domikalgewölbe der Kirchen des Groningerlandes gehören in die Nachfolge Marienfelds, sind somit

[2051] Diese mutmaßliche Eigenbeteiligung der Mönche bzw. Laienbrüder an den Bauarbeiten entspricht der charakteristischen Effizienz in der Arbeits- und Wirtschaftsweise der Zisterzienser. – Zum Umfang der Eigenbeteiligung der Konventsmitglieder an den Bauarbeiten s. UNTERMANN, Forma Ordinis, 2001, S. 208.227, v. a. S. 223–226.

[2052] So bereits LINKE, Marienfeld, 1994, S. 86/87.

[2053] BÖKER, Backsteinarchitektur, 1988, S. 59/61.

keinesfalls deren Vermittler,[2054] und ebensowenig dürfte von dort die Backsteintechnik übernommen worden sein, die auch im Groningerland um 1180, als man dort noch viele Kirchen aus importiertem rheinischem Tuffstein erbaute, noch in den Anfängen steckte.[2055] – Auch Otto Gauls Vermutungen zum Backstein gingen in eine ähnliche Richtung: Er mutmaßte, dass „die Kenntnis seiner Herstellung [...] möglicherweise aus Flandern“ kam.[2056]

Eine näherliegende Erklärung für die Verwendung von Backstein in Marienfeld ist wohl in Verbindung mit der Person des Mitstifters Bernhard II. zur Lippe (um 1140–1224) zu suchen, der zu den engsten Gefolgsleuten des Sachsenherzogs Heinrich dem Löwen (*1129/31, 1142–1195) gehörte und der sich generell sehr um die Bauten in Marienfeld und in seinem Herrschaftsgebiet verdient gemacht hat (vgl. Kap. C.10.1, C.10.3., C.10.4.1.3.). Als treuer Gefolgsmann begleitete er den Herzog sicherlich mehrfach auf dessen Reisen durch seine Herrschaftsgebiete und wird dabei auch dessen prestigeträchtige Kirchenbauten kennengelernt haben: neben der Braunschweiger Stiftskirche St. Blasius insbesondere auch die Dombauten in Ratzeburg (begonnen ca. 1160; Abb. 722–724), Lübeck (begonnen 1173) und Schwerin (begonnen 1171) sowie vermutlich auch die St. Osdag-Kirche in Mandelsloh (begonnen ca. 1160), die alle vier als monumentale Backsteinbauten auf hohem technischem Niveau errichtet wurden und in ihrem Umfeld eine reiche Nachfolge fanden.[2057] Ihnen gehen unmittelbar die frühen, wohl bereits um 1150 errichteten Backsteinbauten in Verden/Aller – so der Domturm und die ältesten Bauteile von St. Andreas und St. Johannis – voraus, an denen sich deutlich ein Aufgreifen oberitalienischer Bauformen erkennen lässt.[2058]

Bleiben die Gemeinsamkeiten mit den norddeutschen Dombauten Heinrichs des Löwen und die von dort ausgehenden Impulse (Entscheidung für das Baumaterial, Übernahme der Brenn- und Versatztechnik) in Bezug auf den Ratzeburger Dom eher

[2054] Zudem irrt Böker, wenn er das Groningerland dem Bistum Utrecht und damit der Kölner Kirchenprovinz zuordnet, um so die in der Architektur in Marienfeld und Rheda vorhandenen rheinischen Bauformen leichter herleiten zu können. Das Groningerland gehörte jedoch vielmehr bis zur Reformation zum Bistum Münster, wodurch sich auch mühelos die Verwendung westfälischer Bauformen wie die der Domikalgewölbe erklärt. – S. dazu auch WESTERMANN, Groningerland, 1975.

[2055] S. dazu MEINZ, Dorfkirchen, 1993, S. 61; HAIDUCK, Kirchenbau, 2001, S. 75–76.

[2056] GAUL, Dynastenburgen, 1970, S. 250.

[2057] S. dazu BÖKER, Backsteinarchitektur, 1988, S. 15–28.

[2058] THIES, Sakralarchitektur, 1993, S. 86. – S. dazu auch BÖKER, Backsteinarchitektur, 1988, S. 27–28; DEHIO, Bremen/Niedersachsen, 1992, S. 1298–1306; WEGE IN DIE ROMANIK, 1993, S. 273–275.

allgemeiner bzw. grundsätzlicher Natur,[2059] so weist der Lübecker Dom mit 28–28,5 x 13,5–14 x 8,5–9 cm (Abb. 721) ein dem Marienfelder Dickformat (Phase II/III) durchaus vergleichbares Backsteinformat auf.[2060] Noch weiterreichend sind aber die Übereinstimmungen mit der St. Osdag-Kirche in Mandelsloh (beg. ca. 1160):[2061] Hier findet sich insbesondere ein mit dem Marienfelder Dünnformat (Phase I) fast identisches Backsteinformat von 27–27,5 x 13,5 x 7–7,5 cm.[2062] Details ihrer Backsteintechnik wie etwa die sichelförmige Bogenbegleitschicht der Fenster von Chor und Querhauses deuten auf eine direkte Beteiligung lombardischer Bauhandwerker.[2063] Diese dürften über Herzog Heinrich des Löwen nach Mandelsloh vermittelt worden sein. Er wird zusammen mit dem Mindener Bischof Werner von Bückeburg (1153–1170) als der Hauptförderer der Kirche angesehen, die wohl als Kirche eines Prämonstratenserstiftes vorgesehen war.[2064]

Eine Weitervermittlung der im Umfeld Heinrichs des Löwen neu eingeführten Backsteintechnik – insbesondere aus dem vergleichsweise nahe gelegenen Mandelsoh mit seinem fast identischen Backsteinformat – über Bernhard II. zur Lippe nach Marienfeld scheint daher durchaus möglich und wahrscheinlich[2065] – ob dies auch als bewusste Zeichensetzung zu verstehen ist, ist jedoch eher fraglich, da dazu eine Sichtbarkeit des Backsteinmauerwerks notwendig wäre.[2066]

[2059] So konnten in Ratzeburg vom Verfasser folgende, von den Marienfelder Maßen völlig abweichende Backsteinformate eingemessen werden: Im Chor (Phase I): 38,5 x 12/14,5/16 x 8/8,5 cm, im Querhaus und ersten Langhausjoch (Phase II): 40/40,5 x 12,5 x 8,5 cm, im mittleren Langhausjoch (Phase III): 38,5 x 13/14 x 9 cm.

[2060] Das originale Backsteinmauerwerk des Lübecker Domes ist heute nur noch an wenigen Stellen ungehindert einsehbar. Die Messung durch den Verf. erfolgte an der Südflanke des Südturmes. Die Doppelturmfront soll nach allgemeiner Auffassung etwa gleichzeitig mit den heute stark veränderten und im Inneren geschlämmten Ostteilen begonnen worden sein (DEHIO, Hamburg/Schleswig-Holstein, 1994, S. 439), dürfte also etwa dasselbe Backsteinformat wie diese aufweisen, doch sind auch leichte Abweichungen möglich.

[2061] BÖKER, Backsteinarchitektur, 1988, S. 26–27; DEHIO, Bremen/Niedersachsen, 1992, S. 916–917; WEGE IN DIE ROMANIK, 1993, S. 243 (Harmen Thies); MÜLLER, Mandelsloh, 2000.

[2062] Eingemessen vom Verf. an der Apsis, dem ältesten Bauteil. Es ließ sich kein regelmäßiger Verband feststellen. – MÜLLER, Mandelsloh, 2000, S. 7 gibt abweichend das Format 26 x 12 x 7 cm an.

[2063] MÜLLER, Mandelsloh, 2000, S. 7–8.

[2064] Ebd., S. 4, 7; vgl. auch BÖKER, Backsteinarchitektur, 1988, S. 26/27.

[2065] GAUL, Rheda, 1955, S. 199 kommt in Bezug auf Marienfeld und Rheda sogar zu dem Schluss: „Am wahrscheinlichsten wäre demnach die Annahme, daß die Backsteintechniker von den Bauten Heinrichs des Löwen übernommen worden sind“ und begründet dies mit den Verbindungen Bernhards II. und Hermanns II. zu Lippe zu Heinrich dem Löwen und seinem Sohn Otto IV.

[2066] Ebd., S. 199 sieht darin auch eine politische Motivation: „Es scheint so, als hätten die Edelherren zur Lippe mit der Übernahme der ungewöhnlichen Backsteintechnik an die Werke Heinrichs des Löwen anknüpfen wollen“.

Ein Aufgreifen der Backsteintechnik beim Bau der Marienfelder Abteikirche ist aber unter Umständen auch über die Verbindungen und den Wissensaustausch innerhalb des Zisterzienserordens zu erklären.

So entstanden in den oberitalienischen Landschaften auch eine Reihe von Zisterzienserklöstern in Technik und Bauformen der regionaltypischen Backsteinarchitektur. Zu nennen sind die Zisterze Chiaravalle della Colomba in der Emilia Romagna, deren Kirche bald nach der Gründung 1133/36 begonnen wurde,[2067] die 1135 gegründete Abtei Chiaravalle Milanese in der Lombardei, deren Kirche 1196 eine Altarweihe, 1221 die Schlußweihe erlebte,[2068] weiterhin die lombardische Abtei Morimondo, deren Klostergebäude 1141–1158, die Kirche 1186–1296 errichtet wurden,[2069] sowie das Kloster Staffarda im Piemont, dessen Kirchbau vor 1150 begonnen und bis Anfang des 13. Jahrhunderts zu Ende geführt wurde.[2070] Über die Verbindungen des Zisterzienserordens, etwa die jährlich in Cîteaux tagenden Generalkapitel, könnte die Kenntnis von dieser Bautechnik an den ersten Marienfelder Abt Eggehard und die Bauverantwortlichen des Marienfelder Klosters vermittelt worden sein.

Möglich ist aber auch eine indirekte Vermittlung über die Zisterzienserklöster in den Kolonisationsgebieten der Mark Brandenburg oder der deutschen Ostseeküste, bei denen ein deutlicheres Aufgreifen von Bauformen und Bautechnik der oberitalienischen Backsteinromanik festzustellen ist. So sind etwa in der Mark Brandenburg die beiden Zisterzen Dobrilugk (heute Doberlug) und Lehnin zu nennen. Ersteres wurde 1165 von den Markgrafen von Meißen gegründet und von Volkenroda aus besiedelt, um 1178–80 bei einem Slawenaufstand zerstört und 1184 neubesiedelt zu werden; bald danach dürfte der Baubeginn der 1228 geweihten, bis ca. 1250 fertiggestellten Klosterkirche anzusetzen sein.[2071] Die Zisterzienserabtei Lehnin wurde 1180 von Markgraf Otto I. von Brandenburg gestiftet und 1183 von

[2067] LEROUX-DHUYS, Die Zisterzienser, 1998, S. 166–169; UNTERMANN, Forma Ordinis, 2001, S. 315–318.
[2068] LEROUX-DHUYS, Die Zisterzienser, 1998, S. 170–171; UNTERMANN, Forma Ordinis, 2001, S. 396–398.
[2069] LEROUX-DHUYS, Die Zisterzienser, 1998, S. 264–265; UNTERMANN, Forma Ordinis, 2001, S. 476.
[2070] LEROUX-DHUYS, Die Zisterzienser, 1998, S. 350–351; UNTERMANN, Forma Ordinis, 2001, S. 362–363.
[2071] Datierung nach DEHIO, Brandenburg, 2000, S. 228–232, v. a. S. 230; vgl. auch BÖKER, Backsteinarchitektur, 1988, S. 37/41; UNTERMANN, Forma Ordinis, 2001, S. 357/358; BADSTÜBNER, Zisterzienserkirchen, 2005, S. 40–43.

Sittichenbach besiedelt. Auch hier gab es um 1184/85 einen Slawenaufstand, der Baubeginn der Kirche wird danach, um 1185/90, angesetzt, ihre Errichtung umfasste mehrere Bauabschnitte bis 1262/70.[2072] In ihren ältesten Bauteil, dem Chor (Abb. 687), weisen die Backsteine ein Format von 29 x 12–12,5 x 9 cm auf.[2073]

Stärker als in der Mark Brandenburg wurden die Zisterzienserklöster im Bereich der deutschen Ostseeküste von den Territorialfürsten auch im Hinblick auf die Landerschließung bevorzugt angesiedelt. So gründeten die späteren Fürsten von Mecklenburg 1171 ein von Amelungsborn besiedeltes Zisterzienserkloster in Althof, das nach dem Wendenaufstand 1179 nach Doberan verlegt und 1186 neu besiedelt wurde. Auch hier wurde bald danach mit der 1232 geweihten Kirche begonnen, von der heute infolge des gotischen Neubaues (um 1295–1368) nur noch die Westwand des südlichen Seitenschiffes aufrecht steht.[2074] Deren Backsteine haben ein Format von 29 x 13–14,5 x 9–10 cm. Die ältesten Baureste der romanischen Klosteranlage stellen heute die Überbleibsel der Westwand des Klausurostflügels dar, dessen Backsteine ein etwas kleineres Format von 27,5–28,5 x 13 x 9–9,5 cm besitzen.[2075]

Die Zisterze Eldena bei Greifswald entstand zwischen 1188 und 1199 durch Ansiedlung von geflohenen Mönchen aus Kloster Dargun durch den Rügenfürsten Jaromar I. Die spätromanischen Ostteile der Klosterkirche wurden vermutlich im frühen 13. Jahrhundert begonnen und waren 1249 nutzbar,[2076] die Backsteine der Chorsüdwand, dem ältesten erhaltenen Bauteil der Anlage, haben die Maße 28–29,5 x 13,5–14,5 x 10–11 cm. Mutterkloster von Eldena war die Zisterzienserabtei Esrom, die 1151 von der Primarabtei Clairvaux auf der dänischen Insel Seeland gegründet wurde, deren Bauten heute jedoch fast vollständig verschwunden sind.[2077] Dänischer

[2072] Datierung nach WARNATSCH, Lehnin, 1998, v. a. S. 30–35; vgl. auch BÖKER, Backsteinarchitektur, 1988, S. 36–37; DEHIO, Brandenburg, 2000, S. 569–573; UNTERMANN, Forma Ordinis, 2001, S. 518–519; BADSTÜBNER, Zisterzienserarchitektur, 2001, S. 83–84; BADSTÜBNER, Zisterzienserkirchen, 2005, S. 35–36.

[2073] Eingemessen vom Verf. an verschiedenen Stellen im Chorraum.

[2074] Datierung nach ERDMANN, Doberan, 1995, v. a. S. 3; vgl. auch BÖKER, Backsteinarchitektur, 1988, S. 44/46; DEHIO, Mecklenburg-Vorpommern, 2000, S. 23–37; UNTERMANN, Forma Ordinis, 2001, S. 492; BADSTÜBNER, Zisterzienserkirchen, 2005, S. 46–47.

[2075] Maßangaben nach eigenen Messungen; vgl. die Angaben bei ERDMANN, Doberan, 1995, Bildkommentare S. 5 und 6.

[2076] Daten und Datierung nach LISSOK, Eldena, 1997 und DEHIO, Mecklenburg-Vorpommern, 2000, S. 189–192; vgl. auch BÖKER, Backsteinarchitektur, 1988, S. 46–47; UNTERMANN, Forma Ordinis, 2001, S. 520; BADSTÜBNER, Zisterzienserarchitektur, 2001, S. 88–90; BADSTÜBNER, Zisterzienserkirchen, 2005, S. 27–28 [HERRMANN/GIERLICH/MÜLLER, Backsteinarchitektur, 2015, S. 166–167 (Jens Christian Holst), dort ein Baubeginn erst nach 1216 wahrscheinlich gemacht und die Bauabschnitte der östlichen Bauteile (Chor, Querhaus, erstes Langhausjoch) in ihrer Abfolge zeichnerisch rekonstruiert].

[2077] UNTERMANN, Forma Ordinis, 2001, S. 519, Anm. 267.

Einfluss zeigt sich aber bereits etwas vor Eldena bei der Marienkirche in Bergen auf Rügen, die ab ca. 1180 von demselben Rügenfürsten Jaromar I. errichtet und an der 1193 ein dänischer Benediktinerinnenkonvent angesiedelt wurde.[2078] An ihren romanischen Ostteilen, den ältesten Bauteilen, haben die Backsteine das Format 28,5–29 x 11–12 x 8–8,5 cm, am wenig jüngeren Westbau wurden etwas dünnere Steine von 7,5–8 cm Dicke verwendet, an den Seitenschiffwänden finden sich gemischt Dickformate von 8,5–9 cm und Dünnformate von 6,5 cm.[2079]

Ein Tochterkloster von Esrom war schließlich auch die 1173 gegründete Zisterze Kolbatz in Pommern, deren Kirche jedoch erst 1210 mit den spätromanischen Ostteilen begonnen wurde.[2080] Von Kolbatz aus wurde wiederum das 1185 gegründete Kloster Oliva bei Danzig besiedelt, dessen bald danach begonnener spätromanischer Kirchenbau im Kern bis heute erhalten ist.[2081]

Die meisten der hier angeführten norddeutschen Zisterzienserkirchen aus Backstein sind etwa gleichzeitig mit oder bald nach der Marienfelder Klosterkirche begonnen worden, so dass auch dort die Baubetriebe gerade erst im Entstehen begriffen waren. Dennoch lässt sich an der Ausführung ablesen, dass dort technisch und baukünstlerisch erfahrene Bauhütten am Werk waren, die offenbar auf Erfahrungswerte vorausgehender Backsteinbauten, insbesondere der Prämonstratenser (etwa der Klosterkirche in Jerichow, ab ca. 1150, oder der Dome in Ratzeburg, ab ca. 1160 {Abb. 722–724}, und Brandenburg, ab 1165), zurückgreifen konnten. Eine nicht unbedeutende Rolle scheint darüber hinaus das schon seit der Jahrhundertmitte bestehende dänische Zisterzienserkloster Esrom gespielt zu haben.

Anders als an den Dombauten Heinrichs des Löwen finden sich bei den genannten Bauten in der Mark Brandenburg und an der deutschen Ostseeküste den beiden Marienfelder Backsteinformaten durchaus verwandte Maße, da sie alle dem sog. Klosterformat angehören. Ohne die Quelle konkret benennen zu können, scheinen die in Marienfeld tätigen Ziegelbäcker aus diesem im Herrschaftsbereich Heinrichs

[2078] DEHIO, Mecklenburg-Vorpommern, 2000, S. 60–65.
[2079] Eingemessen vom Verfasser an den entsprechenden Bauteilen.
[2080] UNTERMANN, Forma Ordinis, 2001, S. 519–520, BADSTÜBNER, Zisterzienserkirchen, 2005, S. 28–30.
[2081] UNTERMANN, Forma Ordinis, 2001, S. 520, 589, BADSTÜBNER, Zisterzienserkirchen, 2005, S. 30 [HERRMANN/GIERLICH/MÜLLER, Backsteinarchitektur, 2015, S. 168–169 (Christopher Herrmann), dort eine Spätdatierung mit einem Baubeginn erst um 1215/20 wahrscheinlich gemacht].

des Löwen, im angrenzenden Nordosten Deutschlands und in Dänemark vorhandenen technischen Fundus geschöpft zu haben.

Innerhalb der deutschen Zisterzienserbaukunst ist schließlich noch auf die heute weitgehend untergegangene Abteikirche in Altzella in Sachsen zu verweisen, die wie die Klosterkirche Marienfeld ebenfalls in einer Mischverwendung von Sandstein für die Bauglieder und Backstein als Baumaterial für die Wand- und Gewölbesubstanz errichtet wurde, wobei Technik und Schmuckformen auf eine oberitalienisch geschulte Bauhütte hindeuten.[2082] Ihr Baubeginn wird bereits vor der Ankunft des Gründungskonventes 1175 angesetzt, die südlichste Querarmkapelle war schon geweiht, die übrigen folgten 1177–1180, bereits 1198 fand die Schlussweihe der Kirche statt.

Eine solche Mischverwendung von Backstein mit Werksteingliederungen findet sich im weiteren sächsischen Bereich neben Resten an der Thomaskirche und der Nicolaikirche in Leipzig auch bei der Bergkirche in Altenburg/Thüringen, einer ehemaligen Augustinerchorherrenkirche (1172 angebl. (Teil-?)Weihe),[2083] und der Burgkapelle von Landsberg bei Halle (3. Drittel 12. Jahrhundert; Abb. 1449–1454).[2084] Von Altzella strahlte diese Backstein-Werkstein-Mischtechnik dann nach Schlesien aus,[2085] zuerst nach Trebnitz, wo der Piastenherzog Heinrich I. und seine Gemahlin Hedwig von Andechs-Meranien 1202 ein Zisterzienserinnenkloster gründeten, dessen Kirche bereits am 25. August 1219 geweiht werden konnte.[2086] In derselben Mischtechnik ließ Herzog Heinrich I. auch die Kapelle seiner Burg in Liegnitz errichten (vor/um 1220),[2087] außerdem wurde die Technik bei einigen Zisterzienser-Männerklöstern aufgegriffen, so in Mogiła bei Krakau (ca. 1225–1266),

[2082] MAGIRIUS, Altzella, 1962; UNTERMANN, Forma Ordinis, 2001, S. 352–354; GLEICH, Trebnitz, 2001, S. 13–17; WARNATSCH-GLEICH, Backsteinmischtechnik, 2001, S. 483; BADSTÜBNER, Zisterzienserkirchen, 2005, S. 32–34.

[2083] BÖKER, Backsteinarchitektur, 1988, S. 41–43; GLEICH, Trebnitz, 2001, S. 14–16; WARNATSCH-GLEICH, Backsteinmischtechnik, 2001, S. 482, 484–485 (jeweils mit weiterführender Lit.). [HERRMANN, Der rote Backstein, 2015, S. 23–24 legt dar, dass die Quellen zu 1172 Fälschungen darstellen und datiert die erhaltenen Backsteintürme ins späte 12. Jahrhundert].

[2084] WEGE IN DIE ROMANIK, 1993, S. 227–228 (Harmen Thies); DEHIO, Sachsen-Anhalt II, 1999, S. 403–405; SCHMITT, Landsberg, 2004 (mit gesamter älterer Lit.). [Vgl. auch HERRMANN, Der rote Backstein, 2015, S. 20].

[2085] Dazu ausführlich GLEICH, Trebnitz, 2001; WARNATSCH-GLEICH, Backsteinmischtechnik, 2001, S. 492–493.

[2086] Dazu ausführlich GLEICH, Trebnitz, 2001, S. 4–7; WARNATSCH-GLEICH, Backsteinmischtechnik, 2001, S. 486–490.

[2087] GLEICH, Trebnitz, 2001, S. 8, dazu Anm. 37, S. 19; WARNATSCH-GLEICH, Backsteinmischtechnik, 2001, S. 494,dazu Anm. 58–62.

Heinrichau (beg. 1234) und Leubus II (um 1270 – nach 1300), schließlich fand sie allgemein Eingang in die schlesische Baukunst der Gotik.[2088]

Wie in Marienfeld ist auch bei den sächsisch-schlesischen ‚Mischtechnik-Bauten' eine ‚freiwillige' Verwendung der Backstein-Haustein-Mischtechnik zu beobachten, anders jedoch als dort wurde in Altzella und seinen schlesischen Nachfolgebauten das Erscheinungsbild der Bauwerke nicht durch Verputz dem optischen Eindruck von Werkstein- oder Natursteinbauten angleichen, sondern durch einen Verzicht auf Verputz gezielt der Materialwechsel inszeniert und der Farbkontrast heller Natursteine und roter Backsteine hervorgerufen und dekorativ betont.[2089] Hier gewinnt die Verwendung von Backstein – auch bei Gliederungselementen (!) – eine eigene ästhetisch-künstlerische Qualität, während in Marienfeld rein der technisch-praktische Aspekt im Vordergrund steht.

Als weiterer, zu Marienfeld räumlich näher gelegener Bau in Mischtechnik ist schließlich noch die Königspfalz in Kaiserswerth am Rhein zu nennen. Sie wurde vor 1184 im Auftrag von Kaiser Friedrich I. Barbarossa (1152–1190) errichtet und weist neben Basalt, Trachyt und Andesit auch die Verwendung von Backstein für Innenwände, Bögen und Gewölbe auf.[2090]

Die für westfälische Verhältnisse in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts völlig ungewöhnliche Mischverwendung von Sandstein für die Bauglieder und Backstein als Baumaterial für die Wand- und Gewölbesubstanz fand im unmittelbaren Umfeld von Marienfeld eine begrenzte Nachfolge. Zu nennen ist hier an erster Stelle der Kapellenturm von Schloss Rheda, der weitgehend parallel zur Marienfelder Klosterkirche von Mitgliedern derselben Bauhütte errichtet wurde (s. Abschnitt D.). Hinzu kamen die nahe gelegenen, dem Kloster inkorporierten Pfarrkirchen St. Lucia in Harsewinkel (Abb. 903–904; Kap. C.10.4.1.2.1.) und St. Margaretha in Isselhorst

[2088] GLEICH, Trebnitz, 2001, S. 8–10; WARNATSCH-GLEICH, Backsteinmischtechnik, 2001, S. 490–499. – Anzufügen sind schließlich noch zwei böhmische Zisterzienserbauten des 13. Jahrhunderts, an denen eine partielle Verwendung von Backstein zu beobachten ist und die möglicherweise ebenso in der Nachfolge der sächsisch-schlesischen ‚Mischtechnik-Bauten' stehen: zum einen die Klosterkirche von Welehrad/Velehrad (gegr. 1204, Weihe 1228) und in Plaß/Plasy beim Gewölbe der Oberkapelle der Königskapelle (um 1265); s. dazu KUTHAN, Böhmen und Mähren, 1982, S. 26, 289/290 (Welehrad/Velehrad) und S. 133, Anm. 27 (Plaß/Plasy, Königskapelle).

[2089] GLEICH, Trebnitz, 2001, S. 6–10, 18, 20/21; WARNATSCH-GLEICH, Backsteinmischtechnik, 2001, S. 485, 497–498.

[2090] KUBACH/VERBEEK, Rhein und Maas, 1976, Bd. I, S. 432–435, hier v. a. S. 434, Format: 32–33 x 15–16 x 6–7 cm, Übergrößen auch 40–50 cm und 9 cm Dicke; zur dortigen Backsteinverwendung auch HOLST, Ziegel, 1999, S. 221, 222 [und HERRMANN, Der rote Backstein, 2015, S. 21–22, dazu Abb. 8].

(Abb. 905–908; Kap. C.10.4.1.2.2.), die beide leider im 19. Jahrhundert durch Neubauten ersetzt wurden. Erhalten blieb hingegen der Südgiebel des romanischen Klausurwestflügels (um 1188/1200) des Kanonissenstiftes in Asbeck, dessen Backsteine wie in der Marienfelder Bauphase I im sog. ‚Gotischen Verband' versetzt wurden (Kap. C.10.4.1.1.1.).

Auch am Dom zu Münster wurden beim Ausbau des Westchores im Zusammenhang mit dem Neubau ab 1225 im oberen Teil der Westwand partiell Backsteine verwendet,[2091] ebenso bei der Scheitelkalotte des Chorgewölbes (2. Viertel 13. Jahrhundert) der Kanonissenstiftskirche St. Cornelius und Cyprianus in Metelen (Abb. 1335–1336).[2092]

Die Mischverwendung von Sandstein und Backstein kennzeichnet auch die spätromanische Einwölbung (ab 1224) des St. Petridomes in Bremen (Kap. C.10.4.1.3.3.5.)[2093] sowie das spätromanische Hallenlanghaus der benachbarten Liebfrauenkirche (um 1225/30 – ca. 1240; Kap. C.10.4.1.3.3.5.; Abb. 1059–1066). Deren innere Umfassungswände und Gewölbeschalen wurden aus Backstein errichtet, der seit der Nachkriegsrestaurierung (1958–65) freiliegt, ursprünglich aber verputzt zu denken ist und damit ebenso wenig in Erscheinung trat wie in Marienfeld. Gleiches gilt für die unweit von Bremen gelegene, von derselben Bauhütte errichtete Pfarrkirche St. Ägidius in Berne (bald nach 1234, Kap. C.10.4.1.3.3.5.; Abb. 1073–1081). Alle drei Baumaßnahmen initiierte Erzbischof Gerhard II. zur Lippe (1219–1258), der als Sohn Bernhards II. zur Lippe sicherlich bestens mit den Marienfelder Bauverhältnissen vertraut war. Seinem Neffen Otto zur Lippe, später Bischof von Münster (1247–1259), ist in seiner Funktion als Propst (1231–1248) maßgeblich der Neubau der Kanonikerstiftskirche St. Alexander in Wildeshausen (1224 – nach 1250) im Land Oldenburg zuzuschreiben (siehe Kap. C.10.4.1.3.3.7.; Abb. 1100–1102), bei der ebenfalls Backstein und Haustein gemeinsam verwendet wurden. Bei der Zisterzienserinnenkirche Mariensee bei Hannover (beg. um 1215; Kap. C.10.4.3.4.; Abb. 1297–1299), die in gleicher Weise

[2091] LOBBEDEY/SCHOLZ, Baugeschichte Münster, 1993, S. 56–57, dazu Anm. 49.
[2092] KÖMSTEDT, Gewölbebau, 1914, S. 118; MÜHLEN, Hallenkirchen, 1950, S. 91; LOBBEDEY, Westfalen, 1999, S. 165.
[2093] Die Verwendung von Backstein bei der Einwölbung und den Turmbauten nur erwähnt bei PLAGEMANN, Bremen, 1979, S. 17; BÖKER, Backsteinarchitektur, 1988, S. 64.

Marienfelder Bauformen aufgreift, ist der Backsteinbau nur noch mit wenigen Hausteingliedern versehen.

Als weitere Backsteinbauten mit Hausteingliederungen, die Marienfelder Formengut und eventuell auch Bautechnik verarbeiteten, erweisen sich schließlich auch der Mariendom und die zugehörigen Klausurbauten im lettischen Riga (1211 – ca. 1250; Kap. C.10.4.2.5.1.; Abb. 1196–1225). Als Vermittler von Bauformen und Bautechnik im erst gerade eroberten Kolonisationsgebiet ist hier wohl die 1205 als Tochterkloster von Marienfeld gegründete Zisterzienserabtei Dünamünde (Kap. C.10.4.2.4.) vor den Toren Rigas zu sehen, der Bernhard II. zur Lippe seit 1211 als Abt vorstand.

10.3. Marienfeld, Westfalen und ihre Beziehungen zum ‚Style Plantagenêt' – zur Bedeutung Marienfelds für die Vermittlung ‚angevinischer' Bauformen nach Westfalen

Seit den Forschungen von Georg Dehio und Gustav von Bezold 1892[2094] wurden immer wieder die Beziehungen der spätromanischen Baukunst Westfalens, vor allem hinsichtlich der charakteristischen Domikalgewölbe, zu den zeitgenössischen Bauformen im Westen Frankreichs, in den Regionen Anjou, Poitou und Maine, aufgezeigt. Diese bildeten den Kernraum des ‚Angevinischen Reiches', das durch die Heirat von Eleonore von Aquitanien (*1120/22–1204) mit Heinrich (II.) Plantagenêt (*1133, 1152/54–1189) im Jahre 1152 entstanden war (Abb. 787). Eleonore, die erst knapp zwei Monate zuvor vom französischen König Ludwig VII. (*1121, 1137–1180) geschieden worden war, brachte als Erbtochter Herzog Wilhelms X. von Aquitanien (reg. 1099–1137) außer dem Herzogtum Guyenne (Aquitanien) auch das Herzogtum Gascogne und die Grafschaft Poitou mit in die Ehe, zudem unterstanden ihr die Grafschaften Marché, Auvergne, Limoges, Angoulême und Périgord. Heinrich seinerseits, Sohn Gottfrieds Plantagenêt († 1151) aus dem mächtigen Hause Anjou, war Herzog der Normandie und Herzog der Bretagne, Graf von Anjou, von Maine und der Touraine.[2095] Durch seine Mutter Mathilde (1102–1167), eine Enkelin Wilhelms des Eroberers (*1027, 1035/66–1087) und in ihrer ersten Ehe vermählt mit

[2094] DEHIO/ BEZOLD, Baukunst, Bd. I, 1892, S. 309, 482–483.

[2095] Grundlegend zu Eleonore von Aquitanien und Heinrich II. Plantagenêt: PERNOUD, Eleonore von Aquitanien, 1966; VONES-LIEBENSTEIN, Eleonore von Aquitanien, 2000. Außerdem: BIENVENU, Aliénor d'Aquitaine, 1986; BIENVENU, Henri II Plantagenêt, 1994; AURELL, Aliénor d'Aquitaine, 2004; FAVREAU, Aliénor d'Aquitaine, 2004; VONES-LIEBENSTEIN, Aliénor d'Aquitaine, 2004.

Kaiser Heinrich V. (*1086, 1106–1125), war er zudem Anwärter auf den englischen Königsthron, den er 1154 zusammen mit Eleonore besteigen konnte. Damit umfasste das neu entstandene ‚Angevinische Reich', das größer war als der Territorialbesitz des französischen Königs, ein geschlossenes Gebiet zwischen Pyrenäen und Ärmelkanal, dazu die englischen Kronlande auf der britischen Insel.

Im genannten Kernraum dieses Territoriums, vor allem in den Grafschaften Anjou und Poitou, entwickelte sich in der Mitte des 12. Jahrhunderts ein sehr eigenständiger Baustil, der sich deutlich von den Stilformen der frühgotischen Baukunst im französischen Kronland unterscheidet und der daher nach dem Herrscherhaus als ‚Style Plantagenêt' oder ‚angevinischer Stil' bezeichnet wird.[2096] Seine Zeitspanne umfasste das Jahrhundert von etwa 1150 bis 1250 und reichte somit über die eigentliche Herrschaft des Hauses Plantagenêt in Westfrankreich deutlich hinaus, die mit der Schlacht bei Bouvines 1214 und den daraus folgenden Abtretungen der Gebiete nördlich der Loire, schließlich auch der Abtretung des Poitou 1224 an den französischen König endete. Erst nach der Jahrhundertmitte konnte sich auch im Anjou-Poitou die Gotik der Île-de-France durchsetzen.[2097]

Zu den besonderen Charakteristika des ‚Style Plantagenêt' gehören die weitgehend geschlossenen, nur von relativ kleinen, zumeist noch rundbogigen Fenstern durchbrochenen Wände, die noch eine romanische Architekturauffassung erkennen lassen.[2098] Das wesentliche Charakteristikum des Baustils bilden jedoch die Gewölbeformen. Die häufig einschiffigen, dabei allerdings sehr breiten Kirchenschiffe werden von mächtigen Kreuzrippengewölben überfangen. Diese sind über Spitzbögen konstruiert und steigen zum Gewölbescheitel deutlich kuppelig an, weshalb sie als ‚Domikalgewölbe' bezeichnet werden (siehe Kap. C.5.2.3.1.).

[2096] Grundlegend zum ‚angevinischen Stil' oder ‚Style Plantagenêt': KÖMSTEDT, Plantagenêtstil, 1932; MUSSAT, Le style gothique, 1963; SCHREINER, Südwestfrankreich, 1963; SCHREINER, Style Plantagenêt I und II, 1967; GAUTHIER, goût Plantagenêt, 1967; MUSSAT, L'espace Plantagenêt, 1986; BLOMME, Poitou gothique, 1993; BLOMME, Anjou gothique, 1998; ANDRAULT-SCHMITT, L'Architecture angevine, 2004. – Zu den nicht unumstrittenen Bezeichnungen s. etwa WOLFF, Wölbformen, 1990, S. 44, Anm. 8. – Speziell zu den Hallenbauten der Region: KUBACH, Westfranzösische Hallenkirchen, 1989.

[2097] MUSSAT, Le style gothique, 1963, u. a. S. 405; MUSSAT, L'espace Plantagenêt, 1986, S. 120–121; BLOMME, Anjou gothique, 1998, S. 19–20. Vgl. auch KUBACH, Westfranzösische Hallenkirchen, 1989, S. 248 („Jedenfalls hat diese Architektur mit der Gotik des Kronlandes kaum etwas gemeinsam.") und WOLFF, Wölbformen, 1990, S. 45–46.

[2098] So etwa SCHREINER, Style Plantagenêt I, 1967, S. 162; SCHREINER, Style Plantagenêt II, 1967, S. 21; KUBACH, Westfranzösische Hallenkirchen, 1989, S. 248, 249; WOLFF, Wölbformen, 1990, S. 43 und v. a. 44; BLOMME, Anjou gothique, 1998, S. 11–12.

Zu den ‚Schöpfungsbauten' des Plantagenêt-Stils gehören das einschiffige Langhaus (um 1150/60) der Kathedrale St.-Maurice zu Angers (Maine-et-Loire; Abb. 725–731),[2099] erneuert und eingewölbt von Bischof Normand de Doué (1149–1153), und der Hallenchor ([vor] 1162 – ca. 1167/75) der Kathedrale St.-Pierre in Poitiers (Vienne; Abb. 806–809),[2100] dessen Errichtung auf Eleonore von Aquitanien und Heinrich II. Plantagenêt zurückgeht (Abb. 812). Sie prägen die Frühphase des Stils (um 1140/50 – um 1180/90)[2101] mit seinem kräftigen Pfeiler-Bogen-System und den breitrippigen Domikalgewölben. Den Übergang zur mittleren Phase (um 1180/90 – um 1210/20) leiten die beiden Hospitalbauten in Angers (um 1175/80–1188; Abb. 748–759)[2102] und Le Mans (Sarthe; um 1180–1200; Abb. 795–799)[2103] ein mit ihren schlanken Säulenreihen und den dünnrippigen, in Angers vierteiligen, in Le Mans sogar achteiligen Domikalen (siehe Kap. C.5.2.3.1.). Diese finden dann auch um 1200 in Großbauten Anwendung, so in den Querhäusern der Kathedralen von Poitiers (westliches Chorjoch und Querschiff, um 1195–1215; Abb. 806)[2104] und Angers (Querhaus und Chorjoch, nach 1203 – ca. 1240; Abb. 725, 733).[2105] Dünnrippige, nun aber zu einem Netzgewölbe ausgestaltete Überwölbungen, ausgehend von St.-Serge in Angers (um 1210–1225; Abb. 760–761),[2106] kennzeichnen zusammen mit dünnen Säulen und Diensten sowie schlanken Bündelpfeilern und den auch weiterhin beibehaltenen achtteiligen Rippengewölben die Spätphase des Plantagenêt-Stils (um 1210/20–1250).

[2099] URSEAU, Angers, 1929; FORSYTH, St. Martin, 1953, S. 177, dazu Anm. 45 (mit Quellenzitat); MUSSAT, Le style gothique, 1963, S. 177–190; SCHREINER, Südwestfrankreich, 1963, S. 105–106, dazu Anm. 121; WOLFF, Wölbformen, 1990, S. 42; ANGERS, Cathédrale, o. J.; BLOMME, Anjou gothique, 1998, S. 47–63.

[2100] MUSSAT, Le style gothique, 1963, S. 247–254; SCHREINER, Südwestfrankreich, 1963, S. 64–67, 160–161, 191, Kat. Nr. 38; BLOMME, Poitou gothique, 1993, S. 246–262; BLOMME, Poitiers, 1994, v. a. S. 7–32; LOZINSKI, Poitiers, 1994; BLOMME, Poitiers, 2001, v. a. S. 7–9, 41–43.

[2101] Diese Unterteilung des ‚Style Plantagenêt' in drei Phasen wurde vom Verfasser vorgenommen, Anklänge dazu finden sich aber bereits in der ihn betreffenden Literatur, so bei MUSSAT, Le style gothique, 1963, S. 401–405.

[2102] MUSSAT, Le style gothique, 1963, S. 213–221; HUCHARD, Hospital St.-Jean, 1985; WOLFF, Wölbformen, 1990, S. 43–44; HUCHARD, Hospital St.-Jean, 1992; GRANT, Le patronage architectural, 1994, S. 81, 82; BLOMME, Anjou gothique, 1998, S. 78–85.

[2103] MUSSAT, Le style gothique, 1963, S. 114–119; WOLFF, Wölbformen, 1990, S. 44; GRANT, Le patronage architectural, 1994, S. 81, 82.

[2104] BLOMME, Poitou gothique, 1993, S. 252–253; BLOMME, Poitiers, 1994, S. 32–40, v. a. s. 40; BLOMME, Poitiers, 2001, S. 9–10, 47.

[2105] BLOMME, Anjou gothique, 1998, S. 59–60.

[2106] MUSSAT, Le style gothique, 1963, S. 223–232; SCHREINER, Südwestfrankreich, 1963, S. 85–86, 161–162; KUBACH, Westfranzösische Hallenkirchen, 1989, S. 249; WOLFF, Wölbformen, 1990, S. 45; BLOMME, Anjou gothique, 1998, S. 86–92. – KUBACH, Westfranzösische Hallenkirchen, 1989, verknüpft die vielteiligen Rippengewölbe zu eng und monokausal mit der Bauaufgabe ‚Halle' und verkennt dabei die hier aufgezeigten Entwicklungsstufen der Domikalgewölbe, da er seinen Fokus allein auf die (höchst wichtigen) Hallenbauten der Region richtet.

Mächtige, raumbeherrschende Domikalgewölbe gehören auch zu den besonderen Merkmalen der spätromanischen Baukunst Westfalens. Wie in der Forschung bereits mehrfach betont, ist ihr erstes Auftreten in Westfalen in der Klosterkirche von Marienfeld zu verzeichnen, das sie folglich zu einem Schlüsselbau westfälischer Architektur werden lässt.[2107] Im Mittelpunkt des Interesses stehen dabei die beiden Gewölbejoche des Hochchores, die sich als baueinheitlich mit der Bauphase Ic (Kap. C.4.3.1.3.) erweisen, als deren Abschlussmaßnahme sie um 1200 eingefügt wurden.

Über das raumprägende Element der Domikalgewölbe (Kap. C.5.2.3.) hinaus lassen sich aber auch – wie gezeigt – eine Reihe weiterer Bauformen der Marienfelder Klosterkirche aus der Baukunst des ‚angevinischen Stils' ableiten, allem voran das System der Pfeiler mit den darauf aufruhenden Spitzbögen (Kap. C.5.2.1.1., C.5.2.2.1.), das umlaufende Kämpfergesims (Kap. C.6.8.2.3.), und die paarigen Obergadenfenster (Kap. C.5.6.2.). Viele dieser Detailformen, vor allem die Pfeilergliederung, dürften bereits bei Baubeginn festgestanden haben. Damit sind wesentliche Gestaltungsprinzipien des ‚angevinischen Stils' bereits um 1185/1200 in Marienfeld fassbar – deutlich früher als die bisher meist als ‚Mittlerbauten' angesehenen Großbauten des Paderborner Domlanghauses (um 1230–1250/60; Kap. C.10.4.1.3.3.4.)[2108] oder der Großen Marienkirche in Lippstadt (um 1190/95–1235/40; Kap. C.10.4.1.3.2.).[2109] Die Abteikirche in Marienfeld ist daher als der entscheidende Schlüsselbau für die Ausprägung einer eigenständigen spätromanischen Baukunst in Westfalen anzusehen.

Die Kernfrage ist nun, wie diese charakteristischen Gestaltungsprinzipien aus Westfrankreich nach Marienfeld gelangten. Der Schlüssel dazu ist wohl in der Person Bernhards II. zur Lippe (*um 1140–1224) zu sehen.[2110] Nur durch ihn lässt sich dieser kunsthistorische Befund plausibel erklären, denn nur durch eine gebildete und

[2107] THÜMMLER/BADENHEUER, Westfalen, 1964/73, S. 26 und Abbildungstext zu Tafel 62; MÜHLEN, Dom zu Münster, 1966, S. 97; THÜMMLER, Visby Varnhem, 1967, S. 88; DEHIO, Westfalen, 1969, S. 316; THÜMMLER, Marienfeld, 1972, S. 6; MÜHLEN, Marienfeld, 1975, S. 32; MAUÉ, Bauformen, 1975, S. 29; WESTERMANN, Groningerland, 1979, S. 52; RÖCKENER, Hallenkirchen, 1980, S. 216, 244; REUTHER, Sonderformen, 1984, S. 45–46; LINKE, Marienfeld, 1994, S. 57, 58; LOBBEDEY, Westfalen, 1999, S. 20, 139; KEMPKENS, Lettland, 2003, S. 87; DORN, Herford, 2006, S. 119–120; KEMPKENS, Bernhard II., 2008, S. 109–115; DORN, Bauen im Zeichen der Rose, 2008, S. 127; KEMPKENS, Marienfeld, 2011, S. 55; DEHIO, Westfalen, 2011, S. 403.

[2108] THOMAS, Figurenportale, 1934, S. 80–82. – S. auch die Darstellung der Diskussion bei RÖCKENER, Hallenkirchen, 1980, S. 242–243, 248.

[2109] So ebd., S. 248.

[2110] Vgl. KEMPKENS, Bernhard II., 2008, S. 114–115, v. a. auch Anm. 40. – Positiv aufgenommen jüngst bei LEIDINGER, Rezension, 2009, S. 263, 266–267; KOHL, Marienfeld, 2010, S. 24.

kenntnisreiche Persönlichkeit wie Bernhard ist die Initiierung eines solchen Aufgreifens von äußerst prägnanten Bauformen über 1000 Kilometer hinweg erklärlich und setzt fast zwingend eine persönliche Kenntnis der westfranzösischen Baukunst des ‚Style Plantagenêt' voraus. Diese Überlegungen decken sich mit einer nicht unumstrittenen These Paul Leidingers zu den Jahren 1181–1184: Bernhard II. zur Lippe zählte damals zu den engsten Gefolgsleuten Heinrichs des Löwen (reg. 1142–1195), Herzog von Sachsen – zu dem damals auch Westfalen gehörte – und Bayern, der seinem Vetter Kaiser Friedrich I. Barbarossa (reg. 1152–1190) ab 1176 die Gefolgschaft und den Gehorsam verweigert hatte. Als Herzog Heinrich der Löwe auf dem Erfurter Hoftag durch Urteilsspruch am 30. November 1181 aus dem Reich verbannt und zugleich mit dem Kirchenbann belegt wurde, soll Bernhard II. zur Lippe Leidinger zufolge den Sachsenherzog in die Verbannung begleitet haben.[2111] Am vorherbestimmten Tag des Aufbruchs, dem Jakobustag (25. Juli) 1182, begab sich dieser mit seiner Gemahlin Mathilde († 1189), seiner Familie und einer Reihe von Gefolgsleuten ins Exil zu seinem Schwiegervater, dem englischen König Heinrich II. Plantagenêt, welcher sich mit seinem Hof damals vornehmlich in seinen westfranzösischen Festlandbesitzungen aufhielt.[2112] Von dort brach Heinrich der Löwe im September desselben Jahres zu einer Wallfahrt nach Santiago de Compostela auf. Diese offenbar von vornherein vorgesehene Fern-Wallfahrt zum Grab des hl. Jakobus sollte ihn als Sühneleistung vom Kirchenbann lösen.[2113] Zum Weihnachtsfest 1182 war er dann zurück am englisch-angevinischen Hof, der aus diesem Anlass damals in Caen weilte.

Den meisten seiner Gefolgsleute hatte Heinrich der Löwe vor Antritt der Pilgerreise die Erlaubnis zur Rückkehr in die Heimat gegeben, sie wurden vom englischen König beim Abschied reich beschenkt.[2114] Von den adeligen Begleitern blieb jedoch der engste Kreis der Vertrauensleute beim Herzog und begleitete ihn auf die

[2111] LEIDINGER, Bernhard II., 1992, v. a. S. 28–30; LEIDINGER, Lippstadt, 1995, v. a. S. 231–235. – Zur Entmachtung Heinrichs des Löwen s. ENGELS, Entmachtung, 1982/88; WEINFURTER, Entmachtung, 1995. – Zu Heinrich dem Löwen allgemein: EHLERS, Heinrich der Löwe, 1995. – Zu den Thesen Leidingers zuletzt zustimmend KOHL, Marienfeld, 2010, S. 24, 91, als Möglichkeit bei BENDER, Bernhard II., 2007, S. 9.

[2112] LEIDINGER, Bernhard II., 1992, S. 28. – Königin Eleonore war zumeist nicht bei Hofe zugegen, da sie ihr Gatte 1174 hatte gefangen nehmen lassen und auf verschiedenen Burgen bis 1184 in ‚Ehrenhaft' hielt.

[2113] ENGELS, Entmachtung, 1988, S. 119–120; LEIDINGER, Bernhard II., 1992, S. 28; LEIDINGER, Lippstadt, 1995, S. 233.

[2114] LEIDINGER, Bernhard II., 1992, S. 29; LEIDINGER, Lippstadt, 1995, S. 231/232, Anm. 30, 31 – jeweils mit Quellenangaben und -zitaten.

Pilgerfahrt nach Santiago. Wie Leidinger wahrscheinlich machen konnte,[2115] gehörte zu ihnen auch Bernhard II. zur Lippe, der zwar in den wenigen erhaltenen diesbezüglichen Quellen nicht namentlich genannt wird, doch sprechen einige Indizien für diese Überlegungen: So ist Bernhard im Zeitraum 1181–1184 in seiner westfälischen Heimat urkundlich nicht fassbar, während sein enger Freund Widukind von Rheda, mit dem er bis dahin immer gemeinsam aufgetreten war, bereits Weihnachten 1181 wieder am Hofe des münsterschen Bischofs Hermanns II. von Katzenelnbogen erschien.[2116] In jenen Jahren bereitete Widukind von Rheda, unterstützt durch letzteren, auch die Gründung des Klosters Marienfeld als Sühnestiftung für seine und seiner Freunde Untaten vor (siehe Kap. C.1.2.). Wie der Marienfelder Gründungsurkunde von 1185 zu entnehmen ist,[2117] tätigten er und seine Mutter Luttrudis den nötigen Grundstückserwerb zunächst allein und hielten ihre Absicht geheim. Später dann erwarben Bernhard II. zur Lippe und dessen Neffe Lüdiger II. von Wöltingerode-Wohldenberg († 1206 (?)), der als weiterer Parteigänger Heinrichs des Löwen diesen vermutlich ebenfalls ins ‚englische' Exil begleitet hatte,[2118] jeweils ein Drittel am Wert des Landes und wurden so zu Mitstiftern des Klosters. Dies weist eindeutig auf eine zeitweise räumliche Trennung der drei befreundeten Klosterstifter hin – offenbar hatte Widukind von Rheda bewusst gewartet, bis seine Mitstreiter aus der mutmaßlichen ‚Mitverbannung' zurückgekehrt waren.[2119]

Die besondere Nähe Bernhards zu Herzog Heinrich dem Löwen zeigt sich schließlich in der bevorzugten Behandlung des Lippers als Zeuge in drei herzoglichen Urkunden der Jahre 1186, 1188 und 1191: Er ist jeweils vor ranghöheren Grafen der erste in der Liste der weltlichen Zeugen![2120] Wie Leidinger darüber hinaus wahrscheinlich machen konnte, hatte Bernhard II. zur Lippe, der erstmals Ostern (2. April) 1184 auf dem Hoftag des Kölner Erzbischofs Philipp von Heinsberg (1167–1191) in Köln wieder in heimatlichen Gefilden bezeugt ist, als Abgesandter Heinrichs des Löwen auf dem Reichsfest Kaiser Friedrichs I. Barbarossa zu Pfingsten (20. Mai) 1184 in

[2115] LEIDINGER, Bernhard II., 1992, v. a. S. 28–30; LEIDINGER, Lippstadt, 1995, v. a. S. 231–235.
[2116] LEIDINGER, Bernhard II., 1992, S. 29; LEIDINGER, Lippstadt, 1995, S. 231.
[2117] WUB II, Nr. 451; in deutscher Übersetzung bei BÖHMER/LEIDINGER, Chroniken und Dokumente, 1998, S. 171–178. – Vgl. auch LEIDINGER, Gründung, 1985, S. 183–187.
[2118] LEIDINGER, Bernhard II., 1992, S. 29; LEIDINGER, Lippstadt, 1995, S. 235.
[2119] LEIDINGER, Bernhard II., 1992, S. 29; LEIDINGER, Lippstadt, 1995, S. 231.
[2120] LEIDINGER, Bernhard II., 1992, S. 30; LEIDINGER, Lippstadt, 1995, S. 233.

Mainz und anschließend auf dem Hoftag in Gelnhausen die Interessen des Sachsenherzogs vertreten und dadurch letztlich dessen Rückkehr ins Reich vorbereitet. Als Anerkennung seiner diplomatischen Dienste – insbesondere auch als Vermittler zum englischen Königshof – erhielt er dann Leidinger zufolge vom Kaiser ein Stadtgründungsprivileg zur Anlage Lippstadts.[2121]

Sollte diese durchaus plausible, aber bisher nicht beweisbare These Leidingers den historischen Abläufen entsprechen, so könnte Bernhard II. zur Lippe das gute Jahr zwischen der Rückkehr aus Santiago de Compostela – Weihnachten 1182 – und der Heimreise ins Deutsche Reich – Anfang 1184 – den Sachsenherzog auf dessen Reisen durch das ‚Angevinischen Reich' seines Schwiegervaters begleitet haben. Sie werden dabei nicht nur die Burgen und Festungen, sondern auch die übrige Baukunst in den Kerngebieten des Reiches kennengelernt haben, insbesondere die zahlreichen Kirchen- und Hospitalstiftungen Heinrichs II. Plantagenêt, die damals gerade fertiggestellt oder im Entstehen begriffen waren. Bernhard II. dürfte von diesen Bauten des ‚angevinischen Stils' höchst beeindruckt gewesen sein, und als er im Frühjahr 1184 in die Heimat zurückkehrte und dort von den – wohl von Bischof Hermann II. von Münster angeregten – Klostergründungsplänen Widukinds von Rheda erfuhr (und in die er eingebunden werden sollte), wird er das zuvor Gesehene zielgerichtet ‚nutzbar' gemacht haben: Es spricht einiges dafür, dass Bernhard, der für seine Tatkraft bekannt war, die Planungen zur Gründung und zum Bau des Zisterzienserklosters Marienfeld dahingehend beeinflusste und in die Hand nahm, dass er einen fähigen Baumeister, vermutlich aus einer münsterländischen Bauhütte, die auch für Bischof Hermann II. von Münster arbeitete, nach Westfrankreich ins Anjou und Poitou schickte. Dort sollte er – vermutlich mit Protektion des damals noch dort weilenden Herzogs Heinrich des Löwen[2122] – die Bauten des ‚angevinischen Stils' kennenlernen und eingehend studieren. Dabei wird er insbesondere die Hauptstadt des Anjou, Angers, aufgesucht haben und dort die bereits fertiggestellten einschiffigen Langhäuser der Kathedrale (um 1150/60; Abb. 725–733) und der Pfarrkirche Ste.-Trinité (um 1150–1180; Abb. 743–747) studiert

[2121] LEIDINGER, Gründung, 1985, S. 225–229; LEIDINGER, Bernhard II., 1992, S. 31–39; LEIDINGER, Lippstadt, 1995, S. 236–246, v. a. S. 245. – Kritisch dazu, eine andere Auffassung vertretend, EHBRECHT, Gestalt, 2008, S. 66–68, der eine Ausstellung des Barbarossa-Privilegs, das jedoch nicht den großen Stadtprivilegien Barbarossas vergleichbar sei, für den 21. August 1187 in Worms annimmt.

[2122] Heinrich der Löwe hielt sich bis Ende bis Juli 1184 in Westfrankreich und der Normandie auf und setzte dann nach Dover über. S. dazu: LEIDINGER, Bernhard II., 1992, S. 32; LEIDINGER, Lippstadt, 1995, S. 238.

haben. Während bei ersterer vor allem die Gewölbeanlage und die Vierungspfeiler anregend für den Marienfelder Kirchenbau gewirkt haben dürften (Kap. C.5.2.3.1., C.5.2.1.1.), ist von letzterer das Halbgewölbe des Chores (Kap. C.5.2.3.2.1.) und das Motiv des Rippenrings herzuleiten (Kap. C.5.2.3.1.). Aber auch andere Bauten des Anjou, des Poitou und der Maine dürfte der ‚Marienfelder Baumeister' auf seiner Studienreise um 1184 kennengelernt haben, darunter insbesondere die Bauwerke, die im Auftrag König Heinrichs II. Plantagenêt entstanden, der sich gerne als Stifter bedeutender Kirchen und Klöster sah, da die Errichtung von Kirchen zu den vornehmsten Aufgaben eines christlichen Fürsten gehörte.[2123]

Neben frühen Stiftungen wie der Langhauswölbung (vollendet 1158) der Kathedrale St.-Julien in Le Mans (Sarthe; Abb. 789–792)[2124] und der Prioratskirche St.-Lazare in Fontevraud (Maine-et-Loire, Abb. 784–785)[2125] ist insbesondere eine Reihe damals gerade im Bau befindlicher Werke zu nennen, die sich durch eine besondere Eleganz und Raffinesse auszeichnet,[2126] so die beiden Krankensäle der Hospitäler in Angers (Abb. 748–759) und Le Mans (Abb. 795–799) und die Kartause von Le Liget (Abb. 788; siehe Kap. C.5.2.3.1.), deren Ausführung jeweils in der Verantwortung von Étienne de Marsay, Seneschall des Anjou, lag.[2127] Er wie auch einige andere Höflinge und Prälaten und der König selbst waren sehr gebildet – eine nicht unwichtige Eigenschaft im Zusammenhang mit Bauplanung und -herrenschaft.[2128]

Dies kann ebenso für Bernhard II. zur Lippe gelten, der – da als Nachgeborener für den geistlichen Stand bestimmt und daher an der bedeutenden Domschule zu Hildesheim erzogen – für einen weltlichen Laien über einen ungewöhnlich hohen Bildungsgrad verfügte und als ‚*litteratus*' (das heißt schreib- und lesekundig sowie lateinkundig) galt.[2129] Sicherlich war Bernhard erst aufgrund dieser guten Bildung vollends in der Lage, die gesehenen Bauten und das daraus erwachsende Prestige für

[2123] GRANT, Le patronage architectural, 1994, v. a. S. 83.
[2124] MUSSAT, Le style gothique, 1963, S. 95–107; MUSSAT, Cathédrale du Mans, 1981, S. 41–50; MUSSAT, L'espace Plantagenêt, 1986, S. 120, 126.
[2125] GRANT, Le patronage architectural, 1994, S. 76; BLOMME, Anjou gothique, 1998, S. 179–182. Vgl. auch BIENVENU, Henri II Plantagenêt, 1994.
[2126] GRANT, Le patronage architectural, 1994, S. 84.
[2127] Ebd., S. 82–83.
[2128] So etwa bezogen auf das Milieu des Plantagenêt-Stils MUSSAT, L'espace Plantagenêt, 1986, S. 126.
[2129] Zur Bildung der Bauherren und zur Laienbildung im Hochmittelalter grundlegend BINDING, Bauherr, 1996, v. a. S. 97–159.

den Bauherrn in ihrer Bedeutung zu erkennen und bei seinen eigenen Stiftungen umzusetzen.

Neben den beiden noch recht jungen, hauptsächlich in seinem Gebiet ansässigen Orden von Fontevraud und Grandmont förderte Heinrich II. Plantagenêt auch die aufstrebenden Zisterzienser.[2130] So stiftete er 1160 die Summe von 1000 Pfund für die Errichtung des Langhauses der Zisterzienserkirche Mortemer, 1174 nochmals 100 Pfund für den Bau ihres Chores, zu dem sein Hofkaplan Froger, Bischof von Sées, weitere 800 Pfund beisteuerte, so dass die Abteikirche zum imposantesten Kirchenbau im Herzogtum der Normandie erwuchs.[2131] Dieselbe Bauhütte war auch in der benachbarten und ebenfalls vom englischen König geförderten Zisterzienserabtei La Valesse tätig.[2132]

1159 hatte Heinrich II. Plantagenêt die zweite Grundsteinlegung der von seinem Vasallen Ebles de Déols gegründeten normannischen Zisterze La Varennes vorgenommen, um als deren Gründer zu gelten (!).[2133]

Inwiefern Heinrich II. Plantagenêt auch Niederlassungen des Zisterzienserordens im Anjou und im Poitou förderte, was sicher anzunehmen ist, entzieht sich bisheriger Kenntnis (s.u. Kap. C.10.3.1.).

Auch eine eventuell anzunehmende zweite Reise des bzw. eines ‚Marienfelder Baumeisters' in der Zeit um 1190/95, das heißt kurz vor der geplanten Einwölbung, dürfte sich – mutmaßlich vermittelt wiederum durch Bernhard II. zur Lippe – der Protektion des sächsischen Herzogshauses erfreut haben, denn Otto (*1175/76), der drittgeborene Sohn Heinrichs des Löwen und Mathildes von England, wurde seit der Verbannungsreise der Eltern 1182 am englisch-angevinischen Hof erzogen und erfreute sich der besonderen Förderung seines Onkels Richard Löwenherz (*1157, 1189–1199), der 1189 die Nachfolge seines Vaters Heinrich II. Plantagenêt antrat und seinen Lieblingsneffen im September 1196 zum Herzog von Aquitanien und Grafen von Poitou einsetzte. Nach seiner Wahl zum deutschen (Gegen-)König im Frühjahr

[2130] GRANT, Le patronage architectural, 1994, S. 73 (Résumé), 75. – Der (jenseits seines Herrschaftsgebietes gelegenen) Primarabtei Clairvaux stiftete Heinrich II. 1178 die Bleideckung der Kirche. Sein Sohn Richard Löwenherz folgte seinem Beispiel und stiftete 1199 die Bleidächer von Kirche und Klosterbauten der Primarabtei Pontigny; s. dazu UNTERMANN, Forma Ordinis, 2001, S. 59 (mit weiterf. Lit.).

[2131] GRANT, Le patronage architectural, 1994, S. 75. – Vgl. auch UNTERMANN, Forma Ordinis, 2001, S. 415–417.

[2132] GRANT, Le patronage architectural, 1994, S. 79.

[2133] Ebd., S. 81.

1198, die sein Onkel maßgeblich unterstützt hatte, gab Otto, nun König – seit 1209 Kaiser – Otto IV. (reg. 1198/1208–1218), dieses Lehen dann zurück.[2134]

Eine Güterschenkung Ottos IV. aus dem Jahre 1207[2135] belegt, dass sich das von Bernhard II. zur Lippe mitgegründete Zisterzienserkloster Marienfeld einer gewissen Förderung durch den königlichen Sohn Heinrichs des Löwen erfreuen konnte – eine sehr frühe Schenkung an ein nicht-sächsisches Zisterzienserkloster, die vor seiner allgemeinen Anerkennung als deutscher König im Herbst 1208 lag, mit der zugleich eine umfangreichere Förderung der Zisterzienser im Reich einsetzte, zu deren Schutzherr er sich erklärte. Die Schenkung erfolgte also zu einer Zeit, in der Otto IV. sonst nur die Zisterzen in seinem unmittelbaren Herrschaftsgebiet mit Schenkungen bedachte.[2136] Auch die sog. Marienfelder Briefsammlung, ein in Marienfeld zusammengestelltes Dossier mit Briefen und Aktenstücken aus der Zeit des Thronstreites, belegt die dezidiert welfische Gesinnung des Klosters und spricht ebenfalls für eine frühe Nähe zu Otto IV.[2137]

Eine primäre Vermittlung der angevinisch-poitevinischen Bauformen über den Braunschweiger Hof Ottos IV. ist dagegen sowohl zeitlich auszuschließen, da die (zudem sehr kurze) Regentschaft Ottos in Aquitanien und im Poitou deutlich nach den Bauplanungen und dem Baubeginn in Marienfeld liegt, als auch stilistisch, da sich – im Unterschied zum lippischen Herrschaftsgebiet – im unmittelbaren Umkreis des Braunschweiger Hofes keinerlei Anklänge an die Bauformen des ‚Style Plantagenêt' finden – so prägend auch sonst die Jahre am angevinischen Hof für Otto IV. waren, in seiner Bautätigkeit fanden sie offenbar keinen Niederschlag. Insbesondere die charakteristische angevinisch-poitevinische Gewölbeform, das Domikalgewölbe, sucht man vergebens in den von Otto IV. gestifteten oder mit ihm in Verbindung gebrachten Kirchenbauten: der Einwölbung der Braunschweiger

[2134] Zu Otto IV. am englischen Hof und als Herzog von Aquitanien und Graf von Poitou s. HUCKER, Otto IV., 1990, S. 8–21, v. a. S. 13–16; HUCKER, Otto IV., 1995, S. 355; und v. a. FAVREAU, Otto, 1995; HUCKER, Söhne Heinrichs des Löwen, 1997; auch HUCKER, Otto IV., 2003, S. 22–36; weiterhin jüngst die Beiträge im KAT. BRAUNSCHWEIG 2009, v. a. HUCKER, Otto IV., 2009, S. 20–21; RÖHRKASTEN, Otto IV., 2009.

[2135] WUB III, Nr. 44 (vgl. Kap. C.1.2.).

[2136] Vgl. HUCKER, Otto IV., 1990, S. 248–249 (hier die Schenkung an Marienfeld 1207 nicht erwähnt); HUCKER, Der imperiale Monumentalstil, 2009; zur (baulichen) Förderung der Zisterzen Walkenried und Riddagshausen durch Otto IV. s. zuletzt NICOLAI, Otto IV., 2009.

[2137] Zur sog. Marienfelder Briefsammlung s. KAT. BRAUNSCHWEIG 2009, S. 428–429, Kat.-Nr. 114 (Stefanie Hamm; mit weiterf. Lit.); vgl. auch HUCKER, Otto IV., 1990, S. 489–491; KOHL, Marienfeld, 2010, S. 96. – Auch die Bürger und Ministerialen von Münster hielten Otto IV. lange die Treue, selbst noch 1214, als sie dafür sogar vom päpstlichen Legaten mit dem Interdikt belegt wurden, wie u. a. dem Marienfelder Abt Giselbert (1213–1219) mitgeteilt wurde: WUB III, Nr. 81 (1214 März 28); vgl. dazu KOHL, Marienfeld, 2010, S. 375.

Stiftskirche St. Blasii (wohl ab 1208), den dortigen Pfarrkirchen St. Martini (um 1190/95–1230) und St. Katharinen (nach 1208/09 – nach 1221), der Nikolaikirche im Vorort Melverode (um 1210–1215, dendrodatiert 1213 und 1214) sowie den Zisterzienserabteikirchen Riddagshausen (ab 1206; Abb. 708–709) und Walkenried (ab 1207/09; Abb. 718).[2138]

Die hier aufgezeigte Verbindung von Westfalen nach Westfrankreich, ins ‚Angevinische Reich', über den Sachsenherzog Heinrich den Löwen, seinen Sohn Otto (IV.) sowie insbesondere seinen Gefolgsmann Bernhard II. zur Lippe erweist sich als wesentlich konkreter und für eine stilistische Herleitung der Baugestaltungen in ‚angevinischer' Manier in Marienfeld und Westfalen tragfähiger als die bisher aufgezeigten historischen Verbindungen und persönlichen Kontakte. Diese wurden 1934 von Thomas im Hinblick auf den Paderborner Dom zusammengestellt und danach in der Forschung zumeist nur unreflektiert repetiert: So bestand seit der Reliquienübertragung des hl. Liborius von Le Mans nach Paderborn im Jahre 836 eine Gebetsverbrüderung der beiden Domkapitel, die auch noch zu Beginn des 13. Jahrhunderts lebendig war. 1204 kam sogar eine Gesandtschaft von Le Mans nach Paderborn, für 1204/05 ist zudem ein Briefwechsel zwischen den beiden Domkapiteln belegt. 1243 schließlich reiste ein Paderborner Kanoniker nach Le Mans, um eine Reliquie des hl. Julian zu erbitten.[2139] Diese hier aufgezeigten Kontakte untermauern die These eines regen Austausches (bezogen auf den konkreten Fall Paderborn – Le Mans), reichen als alleinige Erklärung für die Übertragung westfranzösischer Bauformen nach Westfalen jedoch nicht aus, zumal sie – gerade im Hinblick auf Marienfeld und die Große Marienkirche in Lippstadt (Kap. C.10.4.1.3.2.) – zu spät einsetzen.[2140]

[2138] Zu den Braunschweiger Kirchenbauten zuletzt GROTE, Einflüsse, 2009; zu Melverode: GROTE/MEIBEYER/WEISS, Melverode, 2009; GROTE, Melverode, 2009; MEIBEYER, Melverode, 2009. Zu den Zisterzen Walkenried und Riddagshausen zuletzt NICOLAI, Otto IV., 2009 (jeweils mit weiterf. Lit.); zur Datierung von Riddagshausen HUCKER, Der imperiale Monumentalstil, 2009, S. 91; HUCKER, Otto IV. – ein Plantagenêt, 2009, S.14, dazu Anm. 17 (mit Quellennachweis).

[2139] THOMAS, Figurenportale, 1934, S. 66–69; ihm folgend THÜMMLER, westfälische Baukunst, 1956, S. 252; SCHREINER, Style Plantagenêt I, 1967, S. 160; SCHREINER, Style Plantagenêt II, 1967, S. 13–14; RÖCKENER, Hallenkirchen, 1980, S. 242–243. [Dazu zuletzt ausführlicher: KAT. PADERBORN 2018, S. 627–628 (Gereon Fritz; mit weiterf. Lit.); hier wird erneut die Vermutung formuliert, „dass die Boten um Sweder von Störmede [dem Anführer der Gesandtschaft von 1243; Erg. d. Verf.] auch Pläne der Kathedrale von Poitiers aus Le Mans mitbrachten", was, abgesehen davon, dass die Bauplanung für das Hallenlanghaus in Paderborn bereits viel früher einsetzte, insgesamt wenig wahrscheinlich ist. – Zu zwei der erhaltenen Urkunden des Briefwechsels von 1204/05 und 1243 ebd. S. 629–632, Kat.-Nr. 110, 111 (jeweils Sascha Käuper)].

[2140] Ähnlich kritisch bereits LOBBEDEY, Paderborner Dom, 1990, S. 52/54; LOBBEDEY, Westfalen, 1999, S. 20; DORN, Herford, 2006, S. 187–188 [LOBBEDEY, Paderborner Dom, 2018, S. 101–102]; vgl. auch KEMPKENS, Bernhard II., 2008, S. 113.

Die Klosterkirche von Marienfeld ist der erste Sakralbau, an dem sich die Rezeption westfranzösisch-angevinischer Bauformen in Westfalen fassen lässt. Sie wird damit zu einem Schlüsselbau, der erstmals die Verbindung zu einer weit entfernt gelegenen Kunstlandschaft hergestellt hat,[2141] aus der nachfolgend eine Reihe weiterer westfälischer Kirchenbauten bzw. deren Baumeister entscheidende Anregungen bezogen haben. So konnte Schreiner[2142] eine größere Anzahl von Architekturmotiven aufzeigen, die sich unmittelbar von den Bauten des ‚angevinischen Stils' ableiten lassen und deren Kenntnis zwingend voraussetzen. Als besonders eindeutig erweist sich das äußerst seltene Motiv des schmalen Wanddienstes zur Abstützung der Orthogonalrippen der achtteiligen Gewölbe, wie er über den Zwischenstützen der Hallenkirchen gebundener Ordnung in Billerbeck (1234 geweiht; Abb. 1315),[2143] St. Brigida in Legden (um 1220/40)[2144] und Ootmarsum (um 1230–1250; Abb. 1326)[2145] erscheint – es kann eindeutig auf die beiden Chorjoche (um 1170 und 1180) der ehemaligen Stiftskirche St.-Martin in Angers (Abb. 735, 737–739)[2146] zurückgeführt werden.[2147]

Einen weiteren Aspekt bilden die demselben Zweck dienenden (Kopf)konsolen über den Gurtbogenscheiteln in diesen beiden Kirchenbauten sowie in den Vierungen und Querhäusern der Großen Marienkirche in Lippstadt (Vierung vor 1221/22; Kap. C.10.4.1.3.2.; Abb. 954), des Herforder Münsters (um 1220–1240, Kap. C.10.4.1.3.3.3.; Abb. 1027) und des Mindener Domes (um 1210–1240),[2148] schließlich im Westchor (um 1230/40) und im Ostquerschiff des Domes (vor 1264; Abb. 1282) in Münster[2149] sowie im Ostchor (Abb. 1273–1274) des Osnabrücker Domes (ca. 1254–1272/77; Kap. C.10.4.3.1.2.). Sie finden ihre Vorläufer im

[2141] Dazu zuletzt eingehend KEMPKENS, Bernhard II., 2008.

[2142] SCHREINER, Style Plantagenêt I und II, 1967. – Ihm folgend u. a. LOBBEDEY, Westfalen, 1999 und – basierend auf Erkenntnissen einer gemeinsamen Reise mit dem Verfasser nach Westfrankreich – DORN, Herford, 2006, S. 187–201.

[2143] Lit. zu Billerbeck s. Anm. 678.

[2144] MÜHLEN, Hallenkirchen, 1950, S. 87–89; DEHIO, Westfalen, 1969, S. 279–280; RÖCKENER, Hallenkirchen, 1980, v. a. S. 358–363; DEHIO, Westfalen, 2011, S. 535–536. Vgl. auch HÜER, Billerbeck, 1929.

[2145] Lit. zu Ootmarsum s. Anm. 677.

[2146] FORSYTH, St. Martin, 1953, S. 167–186, dazu Abb. 67–87, 173; MARTIN-DEMÉZIL, Saint-Martin d'Angers, 1964; BLOMME, Anjou gothique, 1998, S. 66–71, PRIGENT/PERRIN, Saint-Martin d'Angers, 2006, S. 16–17.

[2147] SCHREINER, Style Plantagenêt I, 1967, S. 161, dazu Taf. 24,2–4; SCHREINER, Style Plantagenêt II, 1967, S. 19, dazu Abb. 16, 17. Bereits zuvor angerissen bei THÜMMLER, westfälische Baukunst, 1956, S. 252.

[2148] S. dazu PIEPER/CHARDOUR-SAMPSON, Minden Dombezirk, 1998, S. 233–235, dazu Abb. 150, 158.

[2149] S. LOBBEDEY/SCHOLZ, Baugeschichte Münster, 1993, S. 234, dazu Abb. 418–434.

Vierungsgewölbe der Kathedrale von Poitiers (um 1195–1215) und in den Querhausgewölben der Abteikirche von Vendôme (um 1210/20; Abb. 821),[2150] die der mittleren Phase des Plantagenêt-Stils angehören.

Ein ebenfalls eindeutiges, da noch selteneres Gestaltungsmotiv, das auf die angevinische Baukunst verweist, stellt schließlich das Hinüberführen der aufgelegten Wülste der Orthogonalrippen über die Scheitel der Vierungsbögen des Mindener Domes (um 1210–1240) dar. Hinzu kommt die Ausbildung des Gewölbescheitels seines Vierungs- und südlichen Querhausgewölbes als eigenständige, von einem Schlussring eingefasste Flachkuppel oder Kalotte – beide Motive lassen sich unmittelbar auf die Langhausgewölbe von Ste.-Trinité in Angers (um 1150–1180; Abb. 745)[2151] zurückführen.[2152] Weniger konkret sind die Vorbilder für die Darstellung des Jüngsten Gerichts auf den Rippenzierscheiben und dem Schlussstein im östlichen Mittelschiffgewölbe des Herforder Münsters (um 1230–1250; Abb. 1029–1030), für das angevinische Schlusssteinzyklen aber zumindest anregend gewirkt haben dürften.[2153] Dort sind auch die Grundlagen für die ungewöhnliche Gewölbezier rund um die Schlusssteine der Burgkapelle in Rheda zu suchen (siehe Kap. D.6.3.3.).

Hingegen finden die in der westfälischen Baukunst völlig singulären Engelsskulpturen am unteren Lauf der Diagonalrippen der Stiftskirche St. Cyriakus in Geseke (um 1230/40; Abb. 1333–1334)[2154] eine eng verwandte Parallele im Vierungsgewölbe (kurz nach 1200) von Vandré (Charente-Maritime).[2155] Diese kann ihrerseits von Figurenzyklen an den Rippenansätzen im westlichen Mittelschiffjoch (vollendet 1158) der Kathedrale St.-Julien in Le Mans (Sarthe; Abb. 791), im

[2150] SCHREINER, Südwestfrankreich, 1963, S. 19–21, 205, Kat. Nr. 55; SCHREINER, Style Plantagenêt I, 1967, S. 161; SCHREINER, Style Plantagenêt II, 1967, S. 19. – Er erwähnt jedoch nicht die Beispiele im Dom zu Münster. – Bekräftigend bzgl. der Herleitung aus Westfrankreich auch LOBBEDEY/SCHOLZ, Baugeschichte Münster, 1993, S. 279, dazu Anm. 78, 79.

[2151] Zu Ste.-Trinité in Angers s.: MUSSAT, Le style gothique, 1963, S. 208–213; BLOMME, Anjou gothique, 1998, S. 72–77.

[2152] SCHREINER, Style Plantagenêt I, 1967, S. 161, dazu Taf. 24,5, 25,1; SCHREINER, Style Plantagenêt II, 1967, S. 19, dazu Abb. 18, 19.

[2153] SCHREINER, Style Plantagenêt I, 1967, S. 162, dazu Taf. 26,2; SCHREINER, Style Plantagenêt II, 1967, S. 20, dazu Abb. 25. – Zu den angevinischen Schlusssteinzyklen mit Darstellungen des Jüngsten Gerichts s. die Beispiele bei SCHREINER, Südwestfrankreich, 1963, v. a. S. 135–159, 164–165; DORN, Herford, 2006, S. 85–87, allgem. S. 187–201.

[2154] Zur Stiftskirche Geseke s. die Literaturangaben in Anm. 680.

[2155] SCHREINER, Südwestfrankreich, 1963, S. 123, dazu Abb. 129; SCHREINER, Style Plantagenêt I, 1967, S. 162, dazu Taf. 25,2, 21,4; SCHREINER, Style Plantagenêt II, 1967, S. 19, dazu Abb. 21, 7. – Zum Bau vgl. MUSSAT, Le style gothique, 1963, S. 319/320.

Langhaus (Mitte bis 2. Hälfte 12. Jahrhundert; Abb. 762–763) von Notre-Dame-des-Anges in Angles (Vendée), in der Vorhalle (um 1180) von St.-Ours in Loches (Loire-et-Cher) sowie in den Chorhäuptern von Notre-Dame-de-la-Couture in Le Mans (um 1180), St.-Martin in Angers (Maine-et-Loire; um 1195; Abb. 736), Crouzilles (Indre-et-Loire; nach 1200) und Romarantin (Loire-et-Cher; nach 1200) abgeleitet werden.[2156]

Die Gliederung der unteren Wandzone mittels Blendarkaden in den Chorjochen von Billerbeck (1234 geweiht; Abb. 1318), Methler (um 1230/40; Abb. 1331) und Metelen (2. Viertel 13. Jahrhundert; Abb. 1335) lässt sich von den Blendbogenstellungen der unteren Chor-, Quer- und Langhauswände (um 1195–1215) der Kathedrale von Poitiers (Vienne)[2157] herleiten (Abb. 811).[2158]

Die Kathedrale St.-Pierre in Poitiers ([vor] 1162 – E. 13. Jahrhundert) – insbesondere deren Chorhaupt ([vor] 1162 – ca. 1167/75; Abb. 806–809) – wurde auch immer wieder als das entscheidende Vorbild für das Hallenlanghaus (um 1230–60) des Paderborner Domes (Abb. 1040–1043) angeführt.[2159] Übereinstimmungen ergeben sich nicht allein im Raumbild, sondern auch beim Grundriss im Verhältnis von Mittel- und Seitenschiffen und in der Travéenbildung sowie bei den raumbestimmenden, kräftig ausgebildeten Kreuzkernpfeilern mit ihren Eckdiensten und Halbrundvorlagen.

[2156] SCHREINER, Südwestfrankreich, 1963, S. 178, 184, 188, dazu Abb. 116–117, 124–127; SCHREINER, Style Plantagenêt I, 1967, S. 156–157, 159, dazu Taf. 19,2, 19,4, 21,1–5; SCHREINER, Style Plantagenêt II, 1967, S. 2–3, 11, dazu Abb. 3–6, 8. – Zu Angles: BLOMME, Poitou gothique, 1993, S. 50–54. Die dortigen drei Figuren werden als Kardinaltugenden (ebd., S. 52) oder als Eleonore von Aquitanien, Heinrich II. Plantagenêt und Richard Löwenherz gedeutet. – Zu den Figuren aus St.-Martin in Angers, deren Originale sich heute im Art Museum der Yale University befinden, s. auch FORSYTH, St. Martin, 1953, S. 175–176, dazu Anm. 42 und Abb. 67, 69, 82, 86.

[2157] MUSSAT, Le style gothique, 1963, S. 247–254; BLOMME, Poitou gothique, 1993, S. 246–262; BLOMME, Poitiers, 1994, v. a. S. 13–32; LOZINSKY, Poitiers, 1994; BLOMME, Poitiers, 2001, v. a. S. 7–9, 41–43.

[2158] SCHREINER, Style Plantagenêt I, 1967, S. 161, dazu Taf. 24,1; SCHREINER, Style Plantagenêt II, 1967, S. 19; RÖCKENER, Hallenkirchen, 1980, S. 247.

[2159] THOMAS, Figurenportale, 1934, S. 80–82; MÜHLEN, Hallenkirchen, 1950, S. 102; THÜMMLER, westfälische Baukunst, 1956, S. 252; THÜMMLER, Hallenkirchen, 1958, S. 17; THÜMMLER/BADENHEUER, Westfalen, 1964/73, S. 26–27; SCHREINER, Style Plantagenêt I, 1967, S. 160–161, dazu Taf. 20,2, 23,4; SCHREINER, Style Plantagenêt II, 1967, S. 14; bei RÖCKENER, Hallenkirchen, 1980, S. 243–244 der ältere Forschungsstand referiert, ebenso bei KUBACH, Der Raum Westfalen, 1985; NUSSBAUM, Gotik, 1985, S. 86; WOLFF, Wölbformen, 1990, S. 43. – THÜMMLER, Zisterziensische Elemente, 1966, S. 293 wendet sich jedoch mit einem Mal vehement gegen diese Herleitung: „Der nach 1230 errichtete Hallenbau des Paderborner Domes hat mit der Kathedrale von Poitiers nichts zu tun.“ – LOBBEDEY, Paderborner Dom, 1990, S. 51 lässt die Frage „einstweilen offen“ [ebenso LOBBEDEY, Paderborner Dom, 2018, S. 100–101]. DORN, Herford, 2006, S. 191 spricht sich ebenfalls für Anregungen aus Poitiers aus.

Schließlich wird auch immer wieder die Raumwirkung des Langhausmittelschiffes des Domes zu Münster (Abb. 1280–1281) mit den einschiffigen Langhäusern der Kathedrale von Angers (Maine-et-Loire; um 1150/60; Abb. 725–731)[2160] und Notre-Dame-de-la-Couture in Le Mans (Sarthe; Periode I 1180–1185, Periode II bis 1242/44; Abb. 793)[2161] mit ihren mächtigen Domikalgewölben und den weitgespannten Blendarkadenbögen als Parallele zu den großen Arkadenöffnungen gesehen.[2162]

Die hier angeführten Beispiele, die über allgemeine Vergleiche bezüglich der Raumgestaltung oder der Überwölbung mittels der charakteristischen Domikalgewölbe hinaus auch eine konkrete Bezugnahme westfälischer Bauten auf architektonische Gestaltungsdetails des ‚angevinischen Stils' erkennen lassen und so bei den Bauverantwortlichen (Baumeister und evtl. Bauherr) eine Kenntnis dieser weit entfernt liegenden Bauten fast zwingend vorausgesetzt werden kann,[2163] belegen einen kulturellen Austausch und eine Rezeption architektonischer Gestaltungsformen durch westfälische Baumeister über einen längeren Zeitraum hinweg: Die angeführten Bauten reichen von 1185 bis etwa 1270, wobei bei den jüngeren Beispielen wie etwa dem Osnabrücker Domchor (Abb. 1273–1274) nicht immer sicher zu entscheiden ist, ob hier noch eine direkte Rezeption westfranzösischer Bauformen vorliegt oder nur eine indirekte Vermittlung über bereits bestehende ältere westfälische Bauten.

Dass die architektonischen Gestaltungsformen des ‚angevinischen' oder ‚Plantagenêt-Stils' in Westfalen auf so fruchtbaren Boden fielen und hier zur wesentlichen Grundlage für die Ausprägung eines eigenen spätromanischen Stils führten, mag sicherlich die konservative Grundhaltung[2164] des ‚Plantagenêt-Stils'

[2160] FORSYTH, St. Martin, 1953, S. 177, dazu Anm. 45 (mit Quellenzitat); MUSSAT, Le style gothique, 1963, S. 177–190; SCHREINER, Südwestfrankreich, 1963, S. 105–106, dazu Anm. 121; ANGERS – Cathédrale, o. J.; BLOMME, Anjou gothique, 1999, S. 47–63.

[2161] MUSSAT, Le style gothique, 1963, S. 109–114, 129–131; MUSSAT, L'espace Plantagenêt, 1986, S. 120/121; BRANTHOMME, La Couture, o. J..

[2162] DEHIO, Geschichte der deutschen Kunst, 1930, Bd. 1, S. 281; GEISBERG, Münster–Dom, 1937, S. 77; MÜHLEN, Hallenkirchen, 1950, S.101; MÜHLEN, Dom zu Münster, 1966, S. 88–89; SCHREINER, Style Plantagenêt I, 1967, S. 161; SCHREINER, Style Plantagenêt II, 1967, S. 14/19; LOBBEDEY/SCHOLZ, Baugeschichte Münster, 1993, S. 279.

[2163] Auch LOBBEDEY, Westfalen, 1999, S. 20 kommt zu dem Ergebnis: „Zahlreiche Übereinstimmungen auch in kleinen Details bei den spätromanischen Bauten des 13. Jahrhunderts belegen, daß westfälische Meister in der Tat südwestfranzösische Bauten kannten".

[2164] Ludwig Schreiner bezeichnet sie sogar als „reaktionär": SCHREINER, Style Plantagenêt I, 1967, S. 162; SCHREINER, Style Plantagenêt II, 1967, S. 21. – BLOMME, Anjou gothique, 1998, S. 11 bezeichnet das Anjou als „foyer de conservatisme".

beigetragen haben, die der vergleichbar konservativen Gesinnung in Westfalen entgegen kam. Beide Kunstlandschaften nahmen – anders als etwa der rhein-maasländische Raum – die Neuerungen der zeitgenössischen, dabei aber (vermeintlich) ‚fortschrittlicheren' französischen Früh- und Hochgotik der Île-de-France nur vereinzelt und zögerlich auf, obwohl diese im Falle von Westfalen geographisch näher lag – statt dessen orientierte man sich über einen längeren Zeitraum hinweg an den Gestaltungsformen des ‚Plantagenêt-Stils' im entfernter gelegenen Westfrankreich.[2165]

Zu berücksichtigen ist dabei jedoch auch, dass die Architektur- und Gestaltungsmotive der Früh- und Hochgotik der Île-de-France und der Champagne, die sich aus heutiger Sicht als richtungsweisend erweisen sollten, da sie sich letztendlich europaweit durchgesetzt haben, erst ab ca. 1240 mit dem ‚Style rayonnant' „normativen Status und internationale Verbindlichkeit" erlangen.[2166] Für die Zeit um 1200 gilt dies jedoch noch nicht, es existierten verschiedene, durchaus eigenständige Architekturrichtungen nebeneinander, darunter auch der ‚Plantagenêt-Stil'.[2167]

Als Beispiele für dessen angesprochenen ‚Konservatismus' sind hier etwa das Beibehalten des quadratischen Schematismus bei der Anlage der Gewölbejoche und die Neigung zu geschlossenen Wandflächen zu nennen, die sich in zumeist rundbogig gestalteten Fenstern öffnen. Dies entsprachen offenbar mehr den heimischen (westfälischen) Vorstellungen als die gleichzeitige ‚Gliedergotik' des französischen Kronlandes. Dennoch dürften die ‚angevinischen' Stilformen im Verhältnis zur bisherigen westfälischen Sakralbaukunst neuartig, modern und ‚fremdländisch' gewirkt und die verantwortlichen Bauherren und Bauträger zu Erneuerungen ihrer Kirchenbauten in den neuen Stilformen veranlasst haben. Diese

[2165] Auch LOBBEDEY, Westfalen 1999, S. 10 betont: „Für die westfälische Spätromanik ist bemerkenswert, daß nicht nur Elemente der nach überallhin ausgreifenden Gotik der Île de France aufgegriffen werden, sondern daß Vorbilder in einem geographisch jenseits des gotischen Kernraumes gelegenen Gebietes gesucht werden, im südwestfranzösischen Anjou und Poitou, also in einer Kunstlandschaft, in der ebenfalls gotische Elemente in eine starke eigene Tradition aufgenommen werden". – Bereits THÜMMLER, westfälische Baukunst, 1956, S. 253, stellt fest: „Durch das ausschließliche Interesse für die Hallenbaukunst Süd-Westfrankreichs und die Negierung jeglicher Auseinandersetzung mit der weit moderneren Kathedralbaukunst der Ile-de-France erhält die westfälische Baukunst ihre charakteristische Note".

[2166] NICOLAI, Reichskathedrale, 2009, S. 71, wo er sich generell und sehr erhellend zu dieser Problematik äußert.

[2167] NICOLAI, Reichskathedrale, 2009, S. 71 nennt „Modelle aus der Champagne" als architektonisch maßgeblich für den Westen des Heiligen Römischen Reiches in der Zeit um 1200/1220, den westfranzösischen Style Plantagenêt erwähnt er dabei jedoch nicht.

zeigen eine Verwendung des Spitzbogens dort, wo er konstruktiv sinnvoll ist, vor allem bei Gurtbögen und Gewölben, während bei Fenstern und Portalen noch lange der Rundbogen vorherrschend bleibt.[2168]

Nicht zu verkennen ist schließlich der bautechnische Aspekt, dass die Gestaltungsformen des ‚Plantagenêt-Stils' vor allem hinsichtlich der geschlossenen Wandflächen und der nicht so aufwendigen Profilierungen der Architekturglieder und Fensterrahmungen für die westfälischen Bauleute wesentlich leichter umzusetzen waren als die präzise hochgotische ‚Steinmetzarchitektur' der Île-de-France und der Champagne. Während deren Bauten als aufwendig konzipierter ‚Gerüstbau' konstruiert sind, wurden die Kirchbauten des ‚Plantagenêt-Stils' konstruktiv als ‚Mauermassenbau' romanischer Prägung angelegt, der ebenfalls den Baugewohnheiten der westfälischen Werkleute zweifellos mehr entgegenkam als der hochgotische ‚Gerüstbau' – auch hinsichtlich des statischen Systems, denn der seitliche Gewölbedruck, der bei den steilen Domikalgewölben zudem deutlich geringer ist, wird hier in vertrauter Weise durch die massiven Wände aufgenommen und abgeleitet, auf ein aufwendiges und teures und zudem noch wenig vertrautes Strebesystem kann somit verzichtet werden.

Die obigen Überlegungen haben gezeigt, dass Baugestalt, Konstruktion und Ausführung eines so innovativen Kirchbaues wie der Abteikirche Marienfeld, gerade in ihrer Mittlerrolle zwischen Westfrankreich und Westfalen, entscheidend von den persönlichen Kenntnissen der Beteiligten, das heißt vom Auftraggeberhorizont sowie vom Baumeister- und auch vom Handwerkerhorizont, bestimmt sind.

10.3.1. Die Zisterzienserabteikirche von Chaloché – ein mögliches Vorbild für Marienfeld?

Unter den Zisterzen des Anjou – La Boissière, Chaloché, Clarté-Dieu, Le Loroux und Pontrond[2169] – scheint die Abtei von Chaloché[2170] im Zusammenhang mit der Abtei

[2168] So bereits MÜHLEN, Domturm zu Paderborn, 1971, S. 130: „Spitzbogige Durchgänge zum Turm und steigende Gewölbe mit gespitzten Schildbögen machen auch andernorts deutlich, daß die technisch-konstruktiven Vorteile des Spitzbogens bereits früh erkannt wurden, daß aber bis weit ins 13. Jahrhundert Fenster und Portale rundbogig belassen und die überlieferten Proportionen bis an die Schwelle der Gotik beibehalten wurden."

[2169] Diese Zusammenstellung bei BLOMME, Anjou gothique, 1998, S. 148, hier noch ergänzt um die nahegelegene Abtei Clarté-Dieu, vgl. die Übersichtskarte bei UNTERMANN, Forma Ordinis, 2001, S. 720.

[2170] Grundlegend zur Abtei Chaloché die Aufsätze in den vier Spezialausgaben der Reihe ‚Les Cahiers du Baugeois' (Chaloché I April 1991, II Dezember 1991, III Mai 1993, IV Januar 1999), insbesondere folgende Beiträge: SALLÉ, Chaloché, 1991; BERARDI, bâtiments, 1991; BERARDI, Gaignières, 1991; DESTABLES,

Marienfeld von besonderem Interesse zu sein. Sie wurde 1119/21 auf einem von Hamelin d'Ingrandes gestifteten Gelände gegründet, gehörte zunächst der Kongregation von Savigny an, schloss sich aber mit dieser 1147 dem Zisterzienserorden in der Filiation von Clairvaux an. Zu den Förderern der Abtei gehörte der angevinische Adel, darunter die Familie de Mathefelon, die in der Nähe ihren Stammsitz hatte.

Leider haben sich von den Klausurbauten der 1790 aufgehobenen Abtei nur die drei zu einer Domäne umgestalteten Klausurflügel um den ehemaligen Kreuzgang erhalten, während die 1223 geweihte Klosterkirche bis auf Reste der südlichen Querhauskapellen (Abb. 769–773) vollständig verschwunden ist. Ihr Aussehen ist jedoch durch einige Ansichten von 1699 in der ‚Collection Gaignières' der Bibliothèque Nationale in Paris überliefert, darunter auch eine Vogelschauansicht von Südwesten (Abb. 768).[2171] Sie lässt erkennen, dass das Langhaus einschiffig ausgebildet war und aus drei quadratischen Jochen bestand. Der auf der Südseite gelegene Kreuzgang grenzte unmittelbar an das Hauptschiff an, wie es auch in Marienfeld der Fall ist. Der wie in Marienfeld längsrechteckige Chor war flach geschlossen,[2172] dabei allerdings einschiffig angelegt, denn der Grundriss der Ostteile folgte dem sog. ‚Bernhardinischen Plan' mit einem einschiffigen Chorhaupt und je zwei Kapellen an den Ostflanken der Querhausarme, wie die noch erhaltenen Ruinenreste der beiden südlichen Kapellen belegen (Abb. 769–773). Leider ist ihr Erhaltungszustand sehr schlecht, das helle Quadermauerwerk der inneren Wandschale ist fast völlig verschwunden; abgesehen von einem einfachen Sockelprofil und einigen Piscina-Nischen haben sich keine aussagekräftigen Architekturformen wie etwa Pfeilervorlagen oder Gewölbeansätze erhalten.

Dennoch sei hier die Überlegung erlaubt, ob die wohl in der Mitte des 12. Jahrhunderts begonnene und fast gleichzeitig mit Marienfeld vollendete Zisterzienserabteikirche von Chaloché entscheidende Anregungen geliefert hat für die Grundkonzeption der Marienfelder Klosterkirche, insbesondere die Ausbildung

Chaloché, 1991, BERARDI, Moyen-Age, 1993; DESTABLES, Plan, 1993; SALLÉ-DANRE, fondation, 1999; BERARDI, sources, 1999; außerdem PICHOT, Chaloché , 1998.

[2171] Abgebildet bei AUBERT, L'Architecture Cistercienne, 1943, Fig. 281 und bei BERARDI, Gaignières, 1991.

[2172] AUBERT, L'Architecture Cistercienne, 1943, S. 196.

des einschiffigen bzw. zweischiffigen, aus drei Jochen bestehenden Langhauses mit dem unmittelbar an das Hauptschiff angrenzenden Kreuzgang (vgl. Kap. C.9.4.1.1.).

10.4. Vergleichsbauten im westfälischen und norddeutschen Umfeld

10.4.1. Bauten, an denen dieselbe Bauhütte tätig war

10.4.1.1. Bauten, die mit Förderung von Bischof Hermann II. von Münster entstanden

10.4.1.1.1. Kirche und Klausurwestflügel des Augustinerinnenstifts St. Margareta in Asbeck

Das vom münsterschen Bischof Werner von Steußlingen (1132–1151) gegründete mutmaßliche Augustiner-Doppelstift Asbeck[2173] wurde spätestens 1173 in ein reines Kanonissenstift umgewandelt. Es erfreute sich nachfolgend der besonderen Förderung Bischof Hermanns II. von Katzenelnbogen (1174–1203), der dem Stift zwischen 1174 und 1184 insgesamt fünf bischöfliche Haupthöfe übereignete.[2174] Als weitere Förderer traten Franco von Wettringen, der 1178 das Augustinerinnenstift Langenhorst (s.u.) gründete, und dessen Brüder Bernhard und Conrad auf, letzterer war als Nachfolger des Vaters auch Vogt des Stifts. Im Jahre 1188 ordnete Bischof Hermann II. an, dass in das Stift nicht mehr als 40 Damen aufgenommen werden sollten, bis die Kirche und die Stiftsgebäude vollendet seien.[2175] Auch sein Nachfolger Bischof Otto I. von Oldenburg (1203–1218) förderte das Stift durch zwei Zehntübertragungen im Jahre 1206.[2176]

Die bis heute erhaltene einschiffige, kreuzförmige Stiftskirche (Abb. 823–828) lässt zwei Hauptbauphasen erkennen: Den Kern der Anlage bildet das zweijochige Langhaus, dessen quadratische Kreuzgratgewölbe zwischen Schild- und Gurtbögen

[2173] Zum Stift St. Margareta in Asbeck: BKW, Kreis Ahaus, 1900, S. 19–24; DEHIO, Westfalen, 1969, S. 23–24; MÜHLEN, Münsterland, 1972, S. 32; DENKMALPFLEGEBERICHT 1975, S. 302–304 (Erich Boldt / Hilde Claussen); MAUÉ, Bauformen, 1975, S. 67–70, 163; HESSE, Asbeck, 1978; RÖCKENER, Hallenkirchen, 1980, S. 230–231; SCHULZE, Klöster, 1982, S. 310–311; BINDING/UNTERMANN, Ordensbaukunst, 1985, S. 293, Abb. 330 (mit zusammenfassenden Angaben); EIYNCK/KASPAR, Asbeck, 1988; HENGST, Klosterbuch, 1992, S. 40–44 (Heinz Goebel) mit weiterer Lit.; LOBBEDEY, Kirchenbauten, 1993, S. 196; KOHL, Diözese Münster, 1999, S. 109; LAUKÖTTER, Asbeck, 2000; LAUKÖTTER, Asbeck, 2003; LAUKÖTTER, Stift Asbeck, 2005; HHStD, NRW, 2006, S. 649–650 (Wilhelm Kohl); DEHIO, Westfalen, 2011, S. 537–539.

[2174] MAUÉ, Bauformen, 1975, S. 67–68 mit Nachweisen. Vgl. auch HENGST, Klosterbuch, 1992, S. 40–44 (Heinz Goebel); KOHL, Diözese Münster, 1999, S. 109.

[2175] WUB I, Nr. 482 (hier zitiert in Anm. 2186); vgl. auch MAUÉ, Bauformen, 1975, S. 68.

[2176] WUB III, Nr. 39, 40.

auf Wandpfeilern mit Halbrundvorlagen gespannt sind. Es nahm ehemals die auf Kragsteinen aufruhende Damenempore auf.[2177] Zugehörig zu dieser Phase sind auch die unteren Partien der Querarme und der ungewöhnlich positionierte Turm an der Südwestecke. Die zweite Bauphase umfasst die gleichfalls quadratischen Joche von Querhaus und Chor (hier mit flacher Altarnische), deren Gewölbe um einiges höher ansetzen, und eine Aufstockung der Langhauswände zur Angleichung der Traufhöhe, was auch die Errichtung eines neuen Dachstuhles mit sich brachte.[2178]

Die Vierungspfeiler sind als Kreuzkernpfeiler mit eingestellten Eckdiensten und Halbrundvorlagen ausgebildet. In den äußeren Ecken der Querarme finden sich lediglich einfach Eckdienste, während die Chorecken aufgrund der flachen Nische in der Ostwand mit einem reduzierten Stützapparat aus je zwei Diensten um einen Pfeilerkern ausgestattet sind. Auf diesen Stützelementen ruht das Bogengerüst aus rundbogigen Schildbögen und Gurten mit Halbrundunterzügen auf. Die Gewölbe von Vierung und Querarmen (Abb. 828, 832) sind als Kreuzgratgewölbe ausgebildet, die nur leicht zur Mitte hin ansteigen, dafür aber als Besonderheit an den Scheitellinien mit sechs Schalltöpfen je Kappe ausgestattet sind.[2179] Das Chorjoch ist hingegen mit einem Kreuzrippengewölbe versehen, dessen Wulstrippen in einem herabhängenden Schlussstein mit Kugelknauf enden (Abb. 833–834).

Die entscheidenden Vergleichspunkte für Marienfeld bilden die Gestaltungen der raumbestimmenden Architekturmotive von Chor und Querhaus: Die Hauptpfeiler beider Bauten sind jeweils als fast identisch proportionierte Kreuzkernpfeiler gestaltet und zudem jeweils mit einem durchgehenden Kapitellband versehen (Abb. 13, 829–831). Selbst die rücklagenlosen Eckdienste an den Stirnwänden von Chor und Querarmen finden sich bei beiden Kirchen (Abb. 19, 828). Die von den Kreuzkernpfeilern getragenen Gurtbögen besitzen in gleicher Weise einen Wulstunterzug, sind aber in Asbeck rundbogig angelegt (Abb. 832).

[2177] Leider wurden die originalen Kragsteine lt. freundl. Hinweis von Prof. Dr. Uwe Lobbedey bei einer unsachgemäßen Restaurierung der Kirche in den 1960er Jahren entfernt, sie entsprachen aber in etwa den Kragsteinen der heutigen Orgelempore.

[2178] Lt. EIYNCK/KASPAR, Asbeck, 1988, S. 54 konnten am Westgiebel die Ansätze von zwei niedrigeren Vorgängerdächern des heutigen, steileren Dachstuhles von um 1398 festgestellt werden, deren unterer dem Kernbau des 12. Jahrhundert zuzuordnen ist, während der zweite der hier behandelten spätromanischen Erweiterung angehören dürfte.

[2179] DENKMALPFLEGEBERICHT 1975, S. 303 (Hilde Claussen). – Entsprechende Schalltopfreihen lassen sich auch beim Chorgewölbe in Langenhorst nachweisen (s.u).

Über diese architektonischen Verwandtschaften hinaus ergeben sich jedoch auch engste Parallelen bei der Gestaltung der Basen und Kapitelle: So finden die Pfeiler- und Dienstbasen (Abb. 838–840) mit dem ungewöhnlichen Profil aus Wulst, schräggestelltem Plättchen und hoher Kehle ihre unmittelbaren Gegenstücke in den Marienfelder Dienstbasen der Phase Ia (dazu ausführlich Kap. C.6.1.1.1.). Ebenso lassen sich die Kapitellbänder der Marienfelder Chorpfeiler (Phase Ic; Abb. 320–332) in ihrer Grundanlage, aber auch in einigen Details den – allerdings wesentlich variationsreicheren – Kapitellen der Asbecker Stiftskirche (Abb. 841–848) an die Seite stellen (siehe dazu Kap. C.6.2.1.3.4.).[2180]

Die etwas schlichteren Kapitelle der Eckdienste an der Chormittelschiffostwand in Marienfeld (Abb. 320–321) finden ihre direkte Entsprechung in den Kapitellen der unteren Arkadenstellung des doppelgeschossigen Kreuzgangwestflügels in Asbeck (Abb. 855; vgl. ebd.). Dieser begleitete die Ostseite des Klausurwestflügels und war in beiden Geschossen flach gedeckt (Abb. 849–853). Die größeren Arkadenöffnungen des Erdgeschosses waren jeweils durch Säulenbündel in Dreierarkaden rhythmisiert, die niedrigeren des Obergeschosses in entsprechender Weise in Viererarkaden. Dabei bestanden die axial übereinander angeordneten Säulenbündel hofseitig aus zwei Säulen, denen kreuzgangseitig noch eine dritte, längere Säule zugeordnet war, welche die dortigen korbbogigen Überfangbögen aufnahm. In beiden Geschossen umfassten die Arkadenstellungen ehedem zehn Achsen. Nach dem Abtragen 1862 und der Wiederverwendung am 1863–64 errichteten Bau des Diözesanmuseums in Münster bilden seit dem Jahre 2004 die 1966 nach Asbeck zurückgebrachten Säulen- und Bogenspolien den originalen Kernbestand in einem rekonstruierenden Neuaufbau der Arkadenwand (Abb. 850), der allerdings jetzt nur noch fünf Achsen umfasst und etwas weiter westlich aufgerichtet wurde.[2181]

[2180] Ähnlich bereits, aber ohne konkrete Benennung, MAUÉ, Bauformen, 1975, S. 163.

[2181] Den bis dato erhaltenen Baubestand dokumentieren Bauaufnahmen des bereits 1830 wegen Baufälligkeit gesperrten Kreuzganges von 1833 und 1853, die im Auftrage des preußischen Oberbaudirektors Karl Friedrich Schinkel bzw. des preußischen Konservators Ferdinand von Quast, der 1852 Asbeck besucht hatte, angefertigt wurden. Dennoch konnte ein Erhalt an Ort und Stelle nicht erreicht werden – nicht zuletzt deshalb, da die 1858 von Johann Georg Müller, Bischof von Münster, geäußerte Absicht, die Säulenarkaden am Neubau des Diözesanmuseums in Münster wiederverwenden zu wollen, die Abbruchabsichten beförderte und 1862 zum Erwerb und zum Abtragen der Arkadenwand führte, deren Säulen einschließlich der Bögen in die Fassade des 1861 von Emil von Manger entworfenen, 1863–1864 am Domplatz errichteten Diözesanmuseums integriert wurden. Dieses wurde nun 1966 seinerseits wiederum abgetragen – die Säulenarkaden kehrten nach Asbeck zurück, einen Teil der Obergeschossarkaden hat man für eine neue Westvorhalle verwandt, die übrigen, zunächst eingelagerten bilden seit dem Jahre 2004 den originalen Kernbestand in einem rekonstruierenden Neuaufbau der

Vom romanischen Klausurwestflügel, der 1901 auf ein Drittel reduziert wurde, blieb außer den mehrfach umgestalteten Längswänden insbesondere der Südgiebel mit dem Gewände eines romanischen Rundbogenfensters in der Giebelspitze erhalten.[2182]

Bisher wurde das Langhaus der Asbecker Stiftskirche allgemein in die zweite Hälfte des 12. Jahrhunderts datiert, die spätromanische Erweiterung durch Querhaus und Chor in die erste Hälfte des 13. Jahrhunderts, der Klausurwestflügel mit dem Kreuzgang in die Zeit um oder nach 1200.[2183] Die Gliederungen des Langhauses schließen sich an die Bauformen der Damenstiftskirche St. Felicitas in Vreden an, die ihrerseits heute nicht mehr in die Zeit um 1170/80, sondern in das späte 11. und die erste Hälfte des 12. Jahrhunderts datiert werden kann.[2184] Entsprechend sind auch die Asbecker Westteile (Langhaus und Turm, Teile des Querhauses) in das zweite Drittel des 12. Jahrhunderts zu setzen, dürften somit noch aus der Gründungszeit des Stifts unter Bischof Werner von Münster (1132–1151) stammen.

Gleichermaßen ist auch die bisherige Datierung der spätromanischen Bauteile – Neubau der Ostteile der Kirche sowie der Klausurwestflügel – vor dem Hintergrund der Schriftquellen und der stilistischen Bezüge der Architekturelemente zu überdenken:[2185] 1173–1184 erfolgten eine Reihe von wichtigen Schenkungen (s.o.), vornehmlich durch Bischof Hermann II. von Münster, der zudem 1188 die Anzahl der Nonnen mangels Platz in (Damen)chor, Dormitorium und Refektorium auf 40 begrenzte solange die Kirche und die (neuen) Stiftsgebäude noch nicht fertiggestellt

auf fünf Achsen verkürzten Arkadenwand, der aus Grundstücksgründen weiter westlich errichtet wurde. – Zum Kreuzgangwestflügel in Asbeck: BKW, Kreis Ahaus, 1900, S. 24; HESSE, Asbeck, 1978; SCHULZE, Klöster, 1982, S. 311; EIYNCK/KASPAR, Asbeck, 1988, v. a. S. 45, 46, 54; LAUKÖTTER, Asbeck, 2000; LAUKÖTTER, Asbeck, 2003; LAUKÖTTER, Stift Asbeck, 2005, S. 10–11. – Der Bau des Diözesanmuseums nicht bei HEIMESHOFF, Emil von Manger, 1982, da dort nur die Sakralbauten behandelt werden.

[2182] Dessen Giebelspitze besteht ungewöhnlicherweise aus Backstein, wie er in jener Zeit in Westfalen allein noch in Marienfeld Anwendung findet – sofern es sich nicht um eine Erneuerung des 14. Jahrhunderts handelt, wofür die Art der Mauerung spricht, wäre dies somit ein weiterer Hinweis auf die Bauhüttenverbindung von Asbeck und Marienfeld. Zu dem Befund s. EIYNCK/KASPAR, Asbeck, 1988, S. 46, dazu Anm. 56. – Es handelt sich um wechselnde Läufer- und Binderlagen. Leider nennen die Verf. nicht das Format der Backsteine, was sehr aufschlussreich wäre (Bei einem Besuch des Verf. vor Ort waren die Backsteine zum Einmessen nicht erreichbar). Zur Backsteinverwendung im 13. Jahrhundert in Westfalen verweisen sie auf die Gewölbe in Marienfeld und „Borken, etwa 1230“, doch ist für die Borkener Propsteikirche St. Remigius lt. DEHIO, Westfalen, 1969, S. 75 und DEHIO, Westfalen, 2011, S. 170 keine Bauphase um 1230 bekannt.

[2183] BKW, Kreis Ahaus, 1900, S. 19–24; DEHIO, Westfalen, 1969, S. 24; MÜHLEN, Münsterland, 1972, S. 32; DENKMALPFLEGEBERICHT 1975, S. 302–304 (Erich Boldt / Hilde Claussen); MAUÉ, Bauformen, 1975, S. 67–70; RÖCKENER, Hallenkirchen, 1980, S. 230–231; SCHULZE, Klöster, 1982, S. 310–311; EIYNCK/KASPAR, Asbeck, 1988, S. 42, 54; HENGST, Klosterbuch, 1992, S. 40–44 (Heinz Goebel), hier S. 43; LOBBEDEY, Kirchenbauten 1993, S. 188, 196, LAUKÖTTER, Asbeck, 2003, S. 209; LAUKÖTTER, Stift Asbeck, 2005, S. 11, 12; DEHIO, Westfalen, 2011, S. 537.

[2184] LOBBEDEY, Westfalen, 1999, S. 110–111; KIER/GECHTER, Frauenklöster, 2004, S. 163 (Petra Marx).

[2185] Ähnlich bereits MAUÉ, Bauformen, 1975, S. 70.

seien[2186] – das Stift erlebte damals also eine Ausbauphase. Diese (Bau-) Nachricht dürfte unmittelbar auf den Klausurwestflügel zu beziehen sein, der bis zum Ende des 13. oder gar den Beginn des 14. Jahrhunderts lange Zeit der einzige (steinerne) Bauteil der Klausuranlage blieb.[2187] Zudem weist seine Bauskulptur engste Verbindungen zu weiteren von Bischof Hermann II. initiierten Bauten – neben Marienfeld (siehe Kap. C.6.2.1.3.4.) auch den Westbau des Domes zu Münster (um 1185/90–1202, s.u. Kap. C.10.4.1.1.3.)[2188] – auf, wodurch sich somit auch stilistisch eine Errichtung ‚um 1188' bestätigt.[2189]

Etwa zur selben Zeit, um 1185/90, dürfte bereits mit dem Bau der Osterweiterung der Kirche begonnen worden sein. Eine Analyse der Sockel-Basen-Gestaltung ergibt eine direkte Parallelität mit der Marienfelder Bauphase Ia (um 1185/87–90, siehe Kap. C.6.1.1.1.), und auch die Kapitelle, insbesondere die Kapitellbänder der Vierungspfeiler (Abb. 843–847), lassen trotz einer reicheren Untergliederung und Ornamentierung dieselben Grundelemente erkennen wie die Chorkapitelle in Marienfeld (Phase Ic, siehe Kap. C.6.2.1.3.4.). Beide Bauten dürften somit von derselben, im Auftrag Bischof Hermanns II. tätigen Bauhütte errichtet worden sein.[2190]

Aber auch die Pfeilergestaltung selbst, der charakteristische Kreuzkernpfeiler mit Winkeldiensten und Halbrundvorlagen (Abb. 829–831), findet sich in Marienfeld und wird aus der dortigen Planungsstufe Ia übernommen worden sein, auch wenn diese Pfeilerform dort erst ab Phase Ib (also später als in Asbeck) ausgeführt worden

[2186] WUB I, Nr. 482: „*[...] ita ut ne locus in choro vel dormitorio ad eas recipiendas sufficeret, et in refectorio vite necessaria ex parte maxima ipsis deficerent [...]*", desweiteren heißt es: „*Postquam vero ecclesie eiusdem edificata et officine ex integro fuerint consummate et perfecte, libero eiusdem conventus arbitrio relinquimus, [...]*".

[2187] EIYNCK/KASPAR, Asbeck, 1988, S. 54.

[2188] S. dazu ausführlich LOBBEDEY, Westbau, 1990; LOBBEDEY/SCHOLZ, Baugeschichte Münster, 1993, S. 43–71, 269–270; zur Kapitellskulptur S. 219–221, dazu Abb. S. 243–245 (vgl. v. a. Abb. 2, 4, 18, 26, 47, 49, 60).

[2189] Die jeweiligen Datierungsvorschläge zum Klausurwestflügel in der bisherigen Literatur: BKW, Kreis Ahaus, 1900, S. 24: 1. Hälfte 13. Jahrhundert; DEHIO, Westfalen, 1969, S. 24: ohne Datierung; HESSE, Asbeck, 1978: 1. Hälfte 13. Jahrhundert; SCHULZE, Klöster, 1982, S. 310: 1. Hälfte 13. Jahrhundert; EIYNCK/KASPAR, Asbeck, 1988, S. 54 schreiben wenig präzise: „So hatte man mit dem Bau des Westflügels, der in die zweite Hälfte des 12. Jahrhunderts datiert wird, aber auch erst um 1200 entstanden sein könnte, Maßstäbe gesetzt,..."; HENGST, Klosterbuch, 1992, S. 40–44 (Heinz Goebel), hier S. 43: ohne Datierung; LAUKÖTTER,, Asbeck, 2003, S. 209 ordnet den Westflügel ebenfalls der Amtszeit Bischof Hermanns II. (1174–1203) zu; LAUKÖTTER, Stift Asbeck, 2005, S. 11: um 1200; DEHIO, Westfalen, 2011, S. 538: ohne Datierung .

[2190] Ähnlich bereits MAUÉ, Bauformen, 1975, S. 70: „Aufgrund historischer Nachrichten und zahlreicher Übereinstimmungen zwischen der Zisterzienser-Klosterkirche Marienfeld und Asbeck darf man wohl annehmen, daß B[ischof] Hermann II. auch auf den Bau der Kirche in Asbeck Einfluß genommen hat. Sicherlich war bei seinem Tode der Bau, ähnlich wie in Marienfeld, noch nicht vollendet. Auch bei der Datierung wird man sich an Marienfeld orientieren dürfen, das bedeutet eine Fertigstellung im 1. Viertel des 13. Jahrhunderts."

ist – in Phase Ia dürfte, wie die Pfeileransätze und Eckdienste der Ostwand nahe legen, das Marienfelder Stützsystem schon fertig geplant gewesen sein.[2191]

Die weitere Bauausführung in Asbeck verblieb dann bei den einmal festgelegten Plänen, die mit der Marienfelder Phase Ia parallel zu setzen sind, und nahm nicht die dort in Phase Ib und Ic vorgenommenen Modifikationen wie etwa die Einführung der attischen Basis oder des Spitzbogens für die Gurtbögen auf – letztere wurden in Asbeck in der herkömmlichen Weise als Rundbögen ausgeführt (Abb. 832; gleiches lässt sich übrigens auch in den Langenhorster Ostteilen beobachten; siehe Kap. C.10.4.1.1.2.; Abb. 864). Dies könnte auf eine zügige Bauausführung hindeuten, so dass in Asbeck die Gurtbögen errichtet worden waren, ehe man in Marienfeld dieses Stadium erreicht hatte und dort die Spitzbogengurte eingeführt wurden. Dafür sprechen auch die Kreuzgratgewölbe in den Asbecker Querhausjochen, die der bis dahin üblichen Wölbart westfälischer Kirchen entsprechen und die noch keinerlei Reflex der Marienfelder Domikale mit den untergelegten Rundstabrippen erkennen lassen. Einzig das Chorjoch (Abb. 833) weist eine Rippenwölbung auf, wobei hier die Rippen sogar in einem Abhängling (Abb. 834) enden – eine Zierform, die in der rhein-maasländischen Baukunst erstmals im 2. Jahrzehnt des 13. Jahrhunderts auftritt[2192] und damit bisher ein wichtiges Indiz für eine Datierung der Asbecker Ostteile in die erste Hälfte des 13. Jhs. bildete.[2193] An dieser Stelle sei jedoch die Überlegung erlaubt, dass die heutige Rippenwölbung im Chor erst nachträglich eingefügt wurde – eventuell als Ersatz für ein älteres Kreuzgratgewölbe (wie es sich im Langenhorster Chorjoch findet, s.u.; Abb. 864), das man im 2. Jahrzehnt des 13. Jahrhunderts zur Hervorhebung des Sanktuariums durch ein Rippengewölbe mit Abhängling nach rheinischem Vorbild ersetzt hat.

Für die Annahme einer späteren Erneuerung des Einwölbung des Chorjoches, die durch Detailuntersuchungen, etwa einer vergleichenden Analyse der

[2191] Eine durchaus zu erwägende Übernahme des Kreuzkernpfeilers von Asbeck nach Marienfeld erscheint dagegen eher unwahrscheinlich, da die innovative Einführung dieser Pfeilerform für einen Bau von nur mittlerem Anspruchsniveau wie der Asbecker Stiftskirche weniger plausibel erscheint als für die Marienfelder Zisterzienserkirche, die durch ihre Ordenszugehörigkeit und ihre Stifter viel selbstverständlicher neue (west-) europäische Entwicklungen aufnehmen und umsetzen konnte und so zu einem Initialbau der westfälischen Spätromanik wurde.

[2192] MAUÉ, Bauformen, 1975, S. 69. Vgl. KUBACH/VERBEEK, Rhein und Maas, 1989, S. 455, die leider keinen zeitlichen Ansatz geben, sondern die Abhänglinge nur allgemein der 2. Phase der rheinischen Spätromanik (um 1200 bis 2. Hälfte 13. Jahrhundert) zuordnen.

[2193] So etwa explizit bei MÜHLEN, Münsterland, S. 32.

Mauerungstechnik an der Gewölbeoberseite zu verifizieren wäre, spricht neben dem stilistischen auch ein auffälliger bautechnischer Befund: Während die drei Querhausgewölbe an der Scheitellinie ihrer Kappen eine Reihe aus je sechs Schalltopföffnungen aufweisen (Abb. 828, 832), besitzt das Chorgewölbe diese markanten Öffnungen nicht. Unterstützt wird diese Befundinterpretation nicht zuletzt auch durch die von Hilde Claussen festgestellte Zweiphasigkeit der Innenraumfassung: „Die teilweise vorzüglich erhaltene farbkräftige ornamentale Ausmalung im Chor [Abb. 835–836] dürfte nach der im Querhaus entstanden sein. Sie ist offensichtlich von anderer Hand und vergleichsweise ‚moderner'",[2194] und somit zweifellos als jünger anzusehen.

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass die Kirchenbauten in Asbeck und Marienfeld ziemlich genau gleichzeitig, um 1185, begonnen worden sein dürften, was sich insbesondere an der Basenform mit Wulst-Plättchen-Kehle-Profil zeigt, das schon bald danach allgemein (und auch in Marienfeld) durch die attische Basis abgelöst wurde. Der Zisterzienserklosterkirche ist dabei wohl eine gewisse zeitliche und planerische Priorität einzuräumen: Die typische Pfeilerform des Kreuzkernpfeilers mit Winkeldiensten und Halbrundvorlagen dürfte – obwohl in Asbeck in der Ausführung älter – von der innovativen Bauplanung in Marienfeld übernommen worden sein.

Umgekehrt dürfte die Asbecker Kirche ein recht deutliches Bild davon vermitteln, in welchen Bauformen, insbesondere mit rundbogigen Gurten und Kreuzgratgewölben, die Marienfelder Abteikirche gemäß der Planungsstufe z. Zt. der Bauphase Ia möglicherweise ausgeführt werden sollte. Durch spätere Modifizierungen und Planänderungen erhielt diese dann ein anderes, davon deutlich abweichendes Erscheinungsbild, während in Asbeck die ursprünglichen Pläne (abgesehen von der um 1210/20 erneuerten Chorwölbung) offenbar weitgehend beibehalten wurden.

[2194] DENKMALPFLEGEBERICHT 1975, S. 303 (Hilde Claussen). S. dazu auch CLAUSSEN, Farbigkeit, 1978, S. 69, außerdem MÜHLEN, Münsterland, 1972, S. 32. – Die Claussen'sche Spätdatierung der deutlich andersgearteten Chorjochausmalung wurde nochmals explizit betont von Prof. Dr. Uwe Lobbedey bei einer Besichtigung vor Ort am 12.04.2008.

10.4.1.1.2. Die Augustinerinnenstiftskirche St. Johannes der Täufer in Langenhorst

Die Gründung des Augustinerinnenstifts erfolgte 1178 durch den münsterschen Domkanoniker Franco von Wettringen († 1206) in seiner Burg Langenhorst, nachdem seine beiden älteren Brüder kinderlos verstorben waren.[2195] Da mit ihm die mächtige Familie derer von Wettringen aussterben würde, vermachte er dem Stift den größten Teil seines elterlichen Erbes und ließ sich die Gründung von Heinrich dem Löwen als Herzog von Sachsen, zu dem damals auch Westfalen (wenn auch im Falle des Münsterlandes eher nominell) gehörte,[2196] bestätigen.

Franco von Wettringen, der bereits als Förderer des Stifts Asbeck begegnete, bekleidete 1170–1193 das Amt des Vicedominus des Bistums und später, ab ca. 1180, auch das des Domdechanten. Aufgrund dieser besonderen Nähe zum bischöflichen Hof trat Bischof Hermann II. von Katzenelnbogen (1174–1203) zwischen 1181 und 1197 mehrfach als Förderer des Stifts in Erscheinung,[2197] im Jahre 1203 gewährte er dem Stift umfangreiche Privilegien und ordnete die innere Verfassung nach prämonstratensischem Vorbild, zudem legte er die Höchstzahl der Präbenden auf 24 fest und verlieh der Priorin die Archidiakonalgerichtsbarkeit über Langenhorst, Ochtrup und Wettringen. 1205 ließ der Stifter Franco von Wettringen, der sich seit 1197 in seine Stiftung zurückgezogen hatte, dort auch 1206 verstarb[2198] und im Mittelschiff der Kirche bestattet wurde,[2199] diese Privilegien von Bischof Otto I. von Oldenburg (1203–1218) bestätigen.[2200] Dieser übertrug dem Stift zudem 1213 einen

[2195] Zu St. Johannes der Täufer in Langenhorst: LÜBKE, Westfalen, 1853, S. 148–152; EWERBECK, Langenhorst, 1867; BKW, Kreis Steinfurt, 1904, S. 57–64; MÜHLEN, Hallenkirchen, 1950, S. 80–82, 103–104; THÜMMLER, Visby–Varnhem, 1967, S. 85; DEHIO, Westfalen, 1969, S. 274–277; MÜHLEN, Münsterland, 1972, S. 29–30; MAUÉ, Bauformen, 1975, S. 70–79; BROCKMÖLLER, Langenhorst, 1978, darin v. a. MÜHLEN, Stiftskirche Langenhorst, 1978; RÖCKENER, Hallenkirchen, 1980, S. 348–357; SCHULZE, Klöster, 1982, S. 372–373; HENGST, Klosterbuch, 1992, S. 491–495 (Hans Jürgen Warnecke); JÁSZAI, Langenhorst, 1995; KOHL, Diözese Münster, 1999, S. 110; LOBBEDEY, Romanik, 1999, S. 159–162; KIER/GECHTER, Frauenklöster, 2004, S. 167 (Susan Marti); LECHTRECK, Kirchen, 2005, S. 42–43; HHStD, NRW, 2006, S. 833–834 (Werner Frese); DEHIO, Westfalen, 2011, S. 813–816; REICHE, Langenhorst, 2012.

[2196] STEHKÄMPER, Hermann II., 1956, S. 11–12, dazu Anm. 59, 60.

[2197] MAUÉ, Bauformen, 1975, S. 65 und REICHE, Langenhorst, 2012, S. 160–162, jeweils mit Nachweisen.

[2198] Lt. der nur in Abschrift überlieferten Inschrift seiner Grabplatte, wiedergegeben bei BROCKMÖLLER, Langenhorst, 1978, S. 7, starb er 1203, doch scheint diese (evtl. falsch gelesene) Angabe irrig zu sein, denn noch 1205 erfolgte auf seinen Wunsch hin eine Privilegienbestätigung des Stifts (s. dazu die folgende Anm.). Vgl. dazu auch REICHE, Langenhorst, 2012, S. 159, dazu Anm. 2 und 4.

[2199] REICHE, Langenhorst, 2012, S. 159, dazu Anm. 3.

[2200] HENGST, Klosterbuch, 1992, S. 491–495 (Hans Jürgen Warnecke), hier S. 491–492. Die undatierte, aber wohl auf 1205 datierbare Urkunde abgedruckt in WUB III, Nr. 72.

Zehnten,[2201] sein Nachfolger Dietrich III. von Isenburg (1218–1226) 1218 einen weiteren Zehnten.[2202]

Die Stiftskirche in Langenhorst (Abb. 856–871) setzt sich zusammen aus dem quadratischen Chor mit gerade geschlossener Altarnische, Chorwinkeltürmen am Übergang zum Querschiff sowie dem Langhaus, das als zweijochige Halle gebundener Ordnung, wie sie im Münsterland häufiger anzutreffen ist,[2203] angelegt ist. Dabei zeigt das westliche Langhausjoch auf der Südseite eine querhausartige Erweiterung, ein entsprechendes Gegenstück im Norden wurde beim gotischen Umbau um 1400 bis auf Reste beseitigt. Durch einen Einsturz des nördlichen Chorwinkelturmes 1556 (infolge des Stiftsbrandes 1552) wurde zudem der nördliche Querschiffarm beschädigt und danach nur verkürzt in der Flucht der Seitenschiffnordwand wiederhergestellt. Erst bei der Restaurierung der Kirche 1873–84 wurde er in alter Form rekonstruiert, die Freigeschosse des Nordturms nach dem Vorbild des südlichen sogar erst 1964–66. – Das westliche Langhausjoch, die Seitenschiffjoche bis zum Querschiff sowie die Hälfte des östlichen Mittelschiffjoches füllte bis zum Umbau der Kirche 1873–84 eine großflächige Nonnenempore mit einem offenbar jüngeren Altarvorbau, der bis an die Vierung heranreichte (Abb. 868).[2204] Damals wurden die auf der Empore aufstehenden gebündelten Freipfeiler des Langhausjochs durch die heutigen Rundstützen ersetzt. Der ehemals tiefer gelegene Raum unter der Empore[2205] war durch das Südportal und das aus der Achse verschobene Westportal zu betreten.

Am erhaltenen Baubestand zeichnen sich deutlich zwei spätromanische Bauphasen ab:[2206] Den ersten Bauabschnitt bilden das Chorjoch, die Untergeschosse der Chorwinkeltürme und die unteren Partien der Querhausostwände mit den vom Speyerer Dom abzuleitenden Säulenziborien vor den Apsisnischen (Abb. 871). Diese Bauteile zeigen durchgängig die Verwendung des Rundbogens sowie im Chor ein

[2201] WUB III, Nr. 73.
[2202] WUB III, Nr. 134.
[2203] Dazu grundlegend RÖCKENER, Hallenkirchen, 1980.
[2204] S. dazu die Pläne bei BKW, Kreis Steinfurt, 1904, S. 60; ein Längsschnitt im Zustand vor dem Abbruch bei SCHULZE, Klöster, 1982, S. 372; ein rekonstruierender Grundriss bei LOBBEDEY, Westfalen, 1999, S. 160; ausführlich dazu REICHE, Langenhorst, 2012, S. 167–170, dazu Abb. 5 (Ansicht von 1867 nach EWERBECK, Langenhorst, 1867) .
[2205] Dazu ausführlich REICHE, Langenhorst, 2012, S. 170.
[2206] An dieser Stelle können nur die Grundzüge der Baugeschichte umrissen werden, eine genaue Bauuntersuchung steht für Langenhorst noch aus.

Kreuzgratgewölbe (Abb. 863–864), während ab den oberen Partien des Querhauses und am Langhaus bei den Gurtbögen der Spitzbogen vorherrscht,[2207] hinzu kommen Rippengewölbe in Querschiff und Mittelschiff, wobei bei letzterem die Rippen wesentlich kräftiger dimensioniert sind als jene im Querschiff (Abb. 863, 866, 867), was somit auf zwei Unterphasen (zumindest bei der Einwölbung) innerhalb dieser Bauphase hindeutet.[2208] Jener zweiten Bauphase sind wohl auch die Freigeschosse der Chorwinkeltürme zuzuordnen (Abb. 857, 860). Teile des querschiffartigen Südwestrisalits scheinen dagegen nach Ausweis der Baubefunde und der Kapitellskulptur (Abb. 887) noch dem Ende der ersten oder dem Beginn der zweiten Bauphase anzugehören.[2209] Dies wird umso mehr verständlich, da neben dem Sanktuarium der Westbau mit der Damenempore das zweite liturgische Zentrum der Kirche darstellt und dieser Bereich zügig errichtet werden sollte. Bis auf den genannten Risalit und Teile der Westwand sind sämtliche Obergeschosspartien des Westjoches unter Aufgabe des nördlichen Risalits[2210] im späten 14. oder frühen 15. Jahrhundert vollständig erneuert worden – in schlankeren Proportionen und mit deutlich höherem Mittelschiffgewölbe.

Auch im Falle der Langenhorster Stiftskirche ist kein konkretes Datum für den Baubeginn überliefert, er dürfte jedoch wenige Jahre nach der (rechtlichen) Gründung des Stifts im Jahre 1178 anzusetzen sein, etwa um 1185/90.[2211] Nach einer Bauunterbrechung, eventuell bedingt durch den Tod des Stifters 1206, scheint der Bau dann – vermutlich in zwei Etappen – bis ca. 1220/25 vollendet worden zu sein.[2212] Die beiden Zehntschenkungen der münsterschen Bischöfe 1213 und 1218

[2207] Bereits MÜHLEN, Hallenkirchen, 1950, S. 81 und MÜHLEN, Stiftskirche Langenhorst, 1978, S. 22 weist auf die unterschiedlichen Bogenformen hin, ebenso RÖCKENER, Hallenkirchen, 1980, S. 353.

[2208] Die kräftiger dimensionierten, an den Durchmesser der Dienste angeglichenen Rippen finden sich auch beim sog. Rittersaal im ‚Neuen Steinhaus' des Schlosses Burgsteinfurt, dessen Kapitellbildungen ebenfalls engste Übereinstimmungen mit Langenhorst aufweisen (Abb. 1458, 1460–1462), so dass eine Ausführung durch Mitglieder derselben Bauhütte, die in Langenhorst den Bau vollendet hat, nahe liegt. – Zum Burgsteinfurter Rittersaal s. DENKMALPFLEGEBERICHT 1975, S. 371–374 (Franz Fischer, Karl E. Mummenhoff), KÖCKERITZ, Steinfurt, 1976, S. 39–45, sowie zuletzt GROSSMANN, Burg, 2010, S. 204–205 .

[2209] LOBBEDEY, Westfalen, 1999, S. 161. – Nach freundl. Auskunft von Herrn Prof. Dr. Uwe Lobbedey bei einer Ortsbesichtigung am 12.04.2008 bezieht sich diese Äußerung insbesondere auf die Kapitellskulptur in den Ecken des Südwestrisalits, die mit derjenigen am Westbau des Domes zu Münster (geweiht 1202; vgl. Kap. C.10.4.1.1.3.) übereingeht. – Für eine Zuordnung zu Bauphase II spricht die Verwendung von Spitzbögen bei den Wandblenden und Schildbögen im Emporenbereich.

[2210] Die einst die Emporengewölbe im nördlichen Risalit tragende Freisäule heute zur Hälfte von der Außenwand eingeschlossen; so auch REICHE, Langenhorst, 2012, S. 164.

[2211] LOBBEDEY, Westfalen, 1999, S. 161 rückt den Baubeginn des Chores ebenfalls in „die 1180er Jahre".

[2212] Datierungsansätze in der maßgeblichen Literatur: DEHIO, Westfalen, 1969, S. 277: „gegen Ende des 12.Jahrhunderts [...] bis etwa 1230"; MAUÉ, Bauformen, 1975, S. 79: „eine Bauzeit vom letzten Viertel des 12. Jahrhunderts bis zum ersten Viertel des 13. Jahrhunderts wahrscheinlich"; MÜHLEN, Stiftskirche Langenhorst,

dürfen dabei der Konsolidierung der Finanzen und damit auch indirekt der Beförderung des Kirchenbaues gedient haben.

Die Langenhorster Stiftskirche weist in beiden spätromanischen Bauphasen wichtige Vergleichspunkte mit der Zisterzienserabteikirche Marienfeld auf: An vorderster Stelle zu nennen sind für die erste Bauphase – wie in Asbeck – die fast identisch proportionierten Kreuzkernpfeiler mit den Winkeldiensten und den Halbrundvorlagen, die auch hier mit einem durchgehenden Kapitellband ausgestattet sind (Abb. 870). Der von den östlichen Vierungspfeilern (Abb. 864) getragene Gurtbogen besitzt wie in Marienfeld einen Wulstunterzug, ist aber – wie in Asbeck – rundbogig angelegt. Mit Asbeck verbindet sich darüber hinaus auch das Kreuzgratgewölbe des Chorquadrates, das gleich den Asbecker Querhausgewölben (Abb. 828, 832) an den Gewölbescheiteln jeweils eine Reihe aus Schalltöpfen besaß.[2213]

Enge Bezüge zwischen Langenhorst und Marienfeld ergeben sich darüber hinaus auch in der Formgebung der Details, etwa bei den Basen mit ihrer ähnlich proportionierten Profilierung und den vergleichbar gestalteten Eckblättern (Abb. 872–873; Kap. C.6.1.2.1.) sowie insbesondere bei den Kapitellen (Abb. 874–882) mit ihrer Detailgestaltung wie den gefurchten Zungenblättern, dem aufgelegten Eckblatt der Pfeilerkernkapitelle oder dem flankierten, niedergedrückten Eckblatt der Halbrundvorlagen (Kap. C.6.2.1.3.4.).[2214]

Ein weiteres gemeinsames Kennzeichen beider Bauten ist die im Gegensatz zur bisherigen westfälischen Sakralarchitektur ungewöhnlich reiche Außengliederung –

1978 (ohne Datierungsvorschlag); RÖCKENER, Hallenkirchen, 1980, S. 354: Chor „ausgehende(s) 12. Jahrhundert“, Quer- und Langhaus „in die 20er bis 30er Jahre des 13. Jahrhunderts“; SCHULZE, Klöster, 1982, S. 372: Baubeginn „Ende 12. Jahrh.“, „gegen 1230 fertig“; HENGST, Klosterbuch, 1992, S. 491–495 (Hans Jürgen Warnecke), S. 493: Türme und Chor bald nach 1178, Vollendung um 1230; LOBBEDEY, Kirchenbauten, 1993, S. 190–191: älteste Teile bald nach 1178, Weiterbau bis weit in 1. Hälfte 13. Jahrhundert; JÁSZAI, Langenhorst, 1995, S. 1: Bauzeit „zwischen 1200 und 1225/30“; LOBBEDEY, Romanik, 1999, S. 159–162: 1. Bauphase „1180er Jahre“, 2. Bauphase „1220er Jahre“; DEHIO, Westfalen, 2011, S. 814: „E. 12. Jahrhundert im Osten begonnen, bis um 1230 einschließlich der Stiftsfrauenempore im Westen vollendet“; REICHE, Langenhorst, 2012, S. 173–174 1. Bauphase „Baubeginn um oder kurz nach 1200“, 2. Bauphase „1220er oder gar erst 1230er Jahre“. – Einer hier vorgeschlagenen eher zügigen Vollendung bis ca. 1220/25 – auch vor dem Hintergrund des Nutzungswunsches der in diesem Bereich vorgesehenen Damenempore durch den Nonnenkonvent – widerspricht auch nicht die in den Bauteilen der Phase II vorfindliche Kapitellskulptur, die durchaus bereits in die Zeit um 1210–20 datiert werden kann. – Leider gibt es auch für den eng verwandten sog. Rittersaal des Schlosses Burgsteinfurt (s. Anm. 2208) keine archivalischen oder dendrochronologischen Datierungen, die einen Anhaltspunkt bieten könnten.

[2213] Die Öffnungen der Schalltöpfe sind heute unterseitig zugeputzt, an der Gewölbeoberseite sind jedoch noch deutlich die zerschlagenen Schalltöpfe der östlichen Gewölbekappe abzulesen.

[2214] Ähnlich bereits, aber ohne konkrete Benennung, MAUÉ, Bauformen, 1975, S. 163.

in Marienfeld mittels Lisenen und Rundbogenfriesen, in Langenhorst (Abb. 857–860; mittels Lisenen, Rundbogenblenden und Konsolfriesen mit horizontalem Abschluss. Letztere treten in Langenhorst erstmals als oberer Abschluss der vortretenden Altarnische des Chores sowie am ersten Obergeschoss der Chorwinkeltürme auf, werden dann aber sogar in der zweiten Bauphase generell als oberer Abschluss der Wandfelder verwendet. In Marienfeld begegnet ein entsprechender Konsolfries an der nördlichen Querhausfront (Abb. 9),[2215] die der dortigen Bauphase II angehört – ob ein solcher Fries bereits die Sanktuariumsostfront (der Phase I) zierte, ist durch den weitgehenden Verlust ihrer Bausubstanz nicht mehr festzustellen. Nachzuweisen sind jedoch noch die Ansätze von zwei Fenstern in der mittleren Wandpartie, die wohl Teil einer Dreifenstergruppe waren (siehe Kap. C.8.2.). Von deren Erscheinungsbild vermag die Langenhorster Dreifenstergruppe, die möglicherweise einen Reflex der Marienfelder darstellt, eine recht gute Vorstellung zu vermitteln.

Die flach, nur als Mauerscheibe, vortretende Chorostwand (Abb. 858, 860), in die die Dreifenstergruppe so effektvoll eingesetzt ist, folgt offenbar dem Vorbild des etwa gleichzeitig begonnenen Westbaues des Domes zu Münster (Abb. 890–892), wo sich ebenfalls eine Gestaltung der Chorabschlusswand findet, die wie eine zum Rechteck umgeformte Apsis erscheint, ebenso die Anordnung der Türme als Chorwinkeltürme und eine Gliederung mit Lisenen und Rundbögen.[2216] Vergleichbare ‚Rechteckapsiden' in Mauerscheiben finden sich bei den benachbarten Kanonissenstiftskirchen in Asbeck (Abb. 823, 824, 833) und Metelen (Abb. 1335).

In der zweiten Bauphase in Langenhorst wird, wie bereits angedeutet, die Lisenen-Konsolfries-Gliederung der Ostteile übernommen und zum bestimmenden Gliederungselement des Außenbaues. Auf der Südseite (Abb. 859), die als Schauseite ausgebildet ist,[2217] erscheint am Giebel des Südquerhauses ein steigender Rundbogenfries, wie er in Marienfeld auch für den Chorgiebel (Abb. 44; Phase Ic), darüber hinaus auch für die beiden Querhausgiebel (Abb. 49; Phase II) und den Westgiebel (Abb. 170–172; Phase III) nachgewiesen werden konnte.

[2215] So bereits MAUÉ, Bauformen, 1975, S. 77.
[2216] So LOBBEDEY, Westbau, 1990, S. 17, dazu Abb. 18.
[2217] So etwa LOBBEDEY, Westfalen, 1999, S. 160–161.

Im Inneren begegnen in den jüngeren Bauteilen nun Spitzbögen an den wulstunterlegten Gurten (Abb. 866, 867) in der aus Marienfeld geläufigen Form, die über ihnen aufsteigenden Gewölbe sind als überhöhte Domikale mit unterlegten Rippen gestaltet, die in den Querschiffjochen (Abb. 863, 869) ähnlich dünn wie in Marienfeld ausgebildet sind und in der Vierung – wie bei allen Marienfelder Rippengewölben – in einem Schlussring enden, hier allerdings ohne füllendes Mittelmotiv.

Die dargelegten Beobachtungen lassen eine enge Verbindung der Kirchbauten von Marienfeld, Langenhorst und Asbeck erkennen und machen folgendes Verhältnis wahrscheinlich: Wie im Falle von Asbeck sprechen auch hier die Ausbildung der östlichen Vierungspfeiler als Kreuzkernpfeiler mit Dienst- und Halbrundvorlagen und abschließendem Kapitellband für eine Übernahme der Idee aus Marienfeld, die dort jedoch erst ab Phase Ib umgesetzt wurde. Der Baubeginn in Langenhorst dürfte dennoch ein wenig nach demjenigen in Marienfeld wie auch in Asbeck liegen, da diese jeweils noch ein älteres Basisprofil (Phase Ia in Marienfeld) aufweisen. In Langenhorst verwendet man dagegen bereits die modernere attische Basis, wie sie dann ab Phase Ib auch in Marienfeld eingeführt wurde – Planung und Baubeginn des Langenhorster Baues dürften demnach etwas früher oder weitgehend gleichzeitig mit der Marienfelder Bauphase Ib anzusetzen sein, das heißt um 1185/90. Die ausschließliche Verwendung des Rundbogens sowie die Kreuzgratwölbung im Langenhorster Chorjoch sprechen dafür, dass die Baukonzeption für Langenhorst feststand, ehe in Marienfeld in Phase Ic die spitzbogigen Arkaden und Gurtbögen sowie die rippenunterlegten Domikalgewölbe eingeführt wurden bzw. hierin eher herkömmliche Formen angewendet wurden – die Konstruktion des Chorgewölbes mit den Schalltopfreihen verbinden es zudem auf das Engste mit der wohl etwas älteren Querhauswölbung in Asbeck (Abb. 828, 832). Die ‚zisterziensische' Dreifenstergruppe im unteren Teil der Marienfelder Ostwand (Abb. 53) scheint dagegen schon bestanden zu haben bzw. zumindest konzipiert gewesen zu sein und konnte entsprechend für Langenhorst übernommen werden. Umgekehrt scheinen Gestaltungsmotive an der Kapitellskulptur zuerst in Langenhorst und in Asbeck aufzutreten und dann in reduzierter Form in Marienfeld in Phase Ic verwendet

worden zu sein. Auch das Motiv des Konsolfrieses dürfte allem Anschein nach zuerst in Langenhorst zur Anwendung gekommen zu sein.

Ist in der ersten Langenhorster Bauphase somit aufgrund der parallelen Bauzeit durchaus eine Wechselwirkung aller drei Bauten festzustellen, die wohl durch eine gemeinsame Bauhütte zu erklären ist, so ist für die zweite Bauphase allein eine Rezeption von Marienfelder Bauformen auszumachen: So werden hier – neben dem steigenden Rundbogenfries am Südquerhausgiebel – im Inneren die in Marienfeld in Phase Ic entwickelten zugespitzten Gurtbögen und die mit Rippen unterlegten Domikalgewölbe einschließlich des Schlussrings (hier in der Vierung) übernommen, die Rippen im Mittelschiff – wohl einem jüngeren Bauabschnitt in der zweiten Bauphase zugehörig – stärker proportioniert und so dem Durchmesser der Dienste angepasst. Dies dürfte den Abschluss der Langenhorster Baumaßnahmen markieren.

Die Verbindungen zwischen Langenhorst und Marienfeld scheinen in der jüngeren Bauphase eher allgemeiner Natur gewesen zu sein, wie auch ein Blick auf die westlichen Vierungspfeiler zeigt, die nun anstelle der Kapitellbänder Einzelkapitelle aufweisen.[2218] Dies lässt vermuten, dass zu diesem Zeitpunkt der Bauausführung keine unmittelbare Bauhüttenverbindung mehr bestanden hat, Marienfelder Neuerungen aber natürlich nach wie vor rezipiert wurden.

Die aufgezeigten stilistischen Querverbindungen zwischen Langenhorst und Marienfeld wie auch zu Asbeck erklären sich auch hier durch die Person Bischof Hermanns II. von Münster, einem Förderer aller drei Niederlassungen, in leichter Weise. Er dürfte die Mitglieder einer von ihm bevorzugten münsterländischen Bauhütte an die jeweiligen Baustellen vermittelt haben.

10.4.1.1.3. Der Westbau des Domes zu Münster

Ein weiterer wichtiger ‚Schwesterbau' der Marienfelder Klosterkirche, an dessen Errichtung Bischof Hermann II. von Münster maßgeblich beteiligt war, ist der Westbau des Domes zu Münster (Abb. 890–892). Er wurde bereits mehrfach von

[2218] Bei den westlichen Langhauspfeilern sind dann wieder durchgängige Kapitellbänder anzutreffen, doch dürfte es sich dabei bis auf die nachgearbeiteten Stücke der Dienste und an den Ecken um hier spolienartig verwendete Werkstücke aus der ersten Bauphase handeln, die Kapitellbänder der Westpfeiler vertreten also durch diesen Umstand noch ein älteres, sonst bereits verworfenes Konzept.

verschiedenen Autoren analysiert,[2219] insbesondere umfassend von Uwe Lobbedey,[2220] und soll daher hier nicht noch einmal eingehend behandelt werden, sondern im vorliegenden Kontext insbesondere auf sein Verhältnis zur Abteikirche in Marienfeld hin näher beleuchtet werden.

Planungen zu einem neuen Westbau für den bestehenden ottonisch-salischen Dom existierten bereits unter Bischof Friedrich II. von Are (1151–1168), der schließlich im Nordturm beigesetzt wurde, sein Nachfolger Ludwig von Wippra (1168–1173) sodann im Südturm. Vermutlich reichten die damaligen Arbeiten kaum über die Fundamente hinaus bzw. das Begonnene wurde wieder bis auf Fundamenthöhe abgetragen, denn der heutige Westbau, der auch durch die Münstersche Bischofschronik als Werk Bischof Hermanns II. belegt ist,[2221] wurde als einheitlicher Neubau errichtet.[2222] Leider sind keine konkreten Baudaten überliefert, lediglich für 1194 ist eine Schenkung (anlässlich seiner Weihe?) an den Marien- und Katharinenaltar im Untergeschoss des Südturms bezeugt;[2223] inwieweit der neue, noch im Bau befindliche Westbau beim Stadtbrand von 1197 Schaden genommen hat, bleibt unklar,[2224] die für den Remigiustag (1. Oktober) überlieferte Weihe des Westchores durch Bischof Hermann II. nehmen die meisten Autoren, Joseph Prinz folgend, für das Jahr 1202 an[2225] – da diese Weihe ein knappes Jahr vor dem Tod des Bauherrn († 8. Juni 1203) vorgenommen wurde, dürfte sie im Hinblick auf seinen erwarteten Tod erfolgt sein und sagt daher wenig über die tatsächliche bauliche Fertigstellung des Westbaues aus, dessen Turmobergeschosse auf jeden Fall erst in

[2219] GEISBERG, Münster–Dom, 1937, S. 41–42; PRINZ, Westwerk, 1956; MÜHLEN, Dom zu Münster, 1966, S. 71–74; MAUÉ, Bauformen, 1975, S. 50–57; POESCHKE/SYNDIKUS/WEIGEL, Kirchen in Münster, 1993, S. 27–33 (Joachim Poeschke); BOECK, Treffen in Marienfeld, 1999, S. 269–270; zuletzt LECHTRECK, Kirchen, 2005, S. 39–41.

[2220] LOBBEDEY, Westbau, 1990; LOBBEDEY/SCHOLZ, Baugeschichte Münster, 1993, S. 43–71, 269–270; zusammenfassend in LOBBEDEY, Kirchenbauten, 1993, S. 190 und LOBBEDEY, Westfalen, 1999, S. 43, 59–60, 65–67.

[2221] S. dazu PRINZ, Westwerk, 1956, S. 8–11.

[2222] So der Baubefund, Beobachtungen im Fundamentbereich lassen evtl. eine Zweiphasigkeit erkennen; s. LOBBEDEY, Westbau, 1990, S. 7, dazu Anm. 25; LOBBEDEY/SCHOLZ, Baugeschichte Münster, 1993, S. 269.

[2223] WUB II, Nr. 539. – Vgl. GEISBERG, Münster–Dom, 1937, S. 18, 238; PRINZ, Westwerk, 1956, S. 8; LOBBEDEY, Westbau, 1990, S. 4; LOBBEDEY/SCHOLZ, Baugeschichte Münster, 1993, S. 269. – Der Altar im Südturm wird außerdem in Urkunden von 1204 und 1205 genannt: WUB III, 27, 31.

[2224] So LOBBEDEY/SCHOLZ, Baugeschichte Münster, 1993, S. 269. – Eine Beschädigung nimmt hingegen MAUÉ, Bauformen, 1975, S. 51 an.

[2225] PRINZ, Westwerk, 1956, S. 10–12; MÜHLEN, Dom zu Münster, 1966, S. 72, dazu Anm. 66; MAUÉ, Bauformen, 1975, S. 51; LOBBEDEY, Westbau, 1990, S. 4; LOBBEDEY/SCHOLZ, Baugeschichte Münster, 1993, S. 269; LOBBEDEY, Westfalen, 1999, S. 43.

der nachfolgenden Zeit bis ca. 1230 errichtet wurden.[2226] Dennoch ist anzunehmen, dass der Bau aufgrund der zweifellos vorhandenen finanziellen Mittel zügig voran schritt,[2227] man also eine Kernbauzeit um 1190–1202/05 annehmen kann.[2228]

Der Westbau des Domes zu Münster besteht aus dem annähernd quadratischen Westchorjoch, das von den ebenfalls quadratischen Türmen – mächtige Chorwinkeltürme in den Ecken zwischen Westchor und Westquerhaus – eingefasst wird, wobei letztere hinter die Flucht der Chorwestfront zurücktreten (Abb. 1278). Bis auf die Fensteröffnungen sind die Außenwände ungegliedert, erst oberhalb des Traufgesimses zeigen die Türme eine Blendengliederung.

Während im Inneren das Westchorjoch, das ein (ehemals noch deutlich) höheres Fußbodenniveau besitzt, ungeteilt ist, nehmen die beiden Türme je zwei Kapellen auf (Abb. 893), die sich nach Osten zum Querschiff öffnen und von denen die unteren ca. 1 m unter dem heutigen Bodenniveau auf dem Niveau des 1090 geweihten Dombaues liegen. Durch spätere Umgestaltungen ging ein Teil der ursprünglichen Konzeption verloren: Beim Neubau des spätromanischen Querschiffes wurde die zusammen mit dem Westchor entwickelte Nischen- und Blendengliederung der Westwand des ehedem flachgedeckten ‚römischen' Westquerschiffes (Abb. 892) teilweise aufgegeben.[2229] Ebenso fanden bei der Angleichung des Westchorjoches an die neuen Formen um 1230/35 Veränderungen statt: Der Fußboden wurde abgesenkt, das Gewölbe ausgebrochen und deutlich höher neu errichtet (Abb. 1277) sowie in der nun höheren Schildwandfläche der Westwand ein großes Rosenfenster eingebrochen, das seinerseits um 1515/20 einem großen, sechsbahnigen Maßwerkfenster weichen musste (Abb. 890). Im selben Zuge wurde 1516 das bereits seit dem 14. Jahrhundert belegte Westportal erneuert. Weitere Substanzverluste

[2226] Zu den Turmobergeschossen des Südturms LOBBEDEY, Westbau, 1990, S. 10; LOBBEDEY/SCHOLZ, Baugeschichte Münster, 1993, S. 270; LOBBEDEY, Westfalen, 1999, S. 60. – POESCHKE/SYNDIKUS/WEIGEL, Kirchen in Münster, 1993, S. 33 (Joachim Poeschke) nimmt aufgrund von Kapitellvergleichen mit Langenhorst ebenfalls an, dass der Westbau bei der Weihe 1202 noch nicht ganz abgeschlossen war.

[2227] Vgl. LOBBEDEY, Westbau, 1990, S. 17, dazu Anm. 66.

[2228] LOBBEDEY, Westbau, 1990, S. 16/17 Planung und Baubeginn „wohl in der zweiten Hälfte der 1180er Jahre"; ähnlich LOBBEDEY/SCHOLZ, Baugeschichte Münster, 1993, S. 270; ebenso LOBBEDEY, Kirchenbauten, 1993, S. 190: „der wohl um 1185 begonnene und vermutlich 1202 geweihte Westbau des Domes[...]"; LOBBEDEY, Westfalen, 1999, S. 59, 65 gibt hier als Bauzeit „um 1190/1202" an. Dieser Datierungsansatz soll hier – mit etwas offenerem Ende – übernommen werden.

[2229] S. dazu LOBBEDEY, Westbau, 1990, S. 2–5, dazu Abb. 4–7; LOBBEDEY/SCHOLZ, Baugeschichte Münster, 1993, S. 91–93, dazu Abb. 64–69; LOBBEDEY, Westfalen, 1999, S. 65–66.

bedeuteten die starken Bombenschäden des Zweiten Weltkriegs, die zwei Drittel der Westwand zerstörten.[2230]

Aufgrund der erhaltenen oder photographisch überlieferten Befunde kann für die innere Westwand im Erdgeschoss ein Folge von drei tiefen, von Säulen gerahmten und durchfensterten Rechtecknischen mit Spitzbogen rekonstruiert werden, für das Obergeschoss eine ebensolche Nischenreihe, nun jedoch mit deutlich größeren Fenstern und schmaleren, wiederum mit Säulen besetzten Zwischenpfeilern, die diesmal Bögen auf einem höherliegenden Kämpfer trugen (Abb. 891–892); zudem waren diese Nischen durch einen Laufgang miteinander verbunden.[2231] Dieser wie auch die Nischengliederung setzte sich auf den Seitenwänden fort, wie die dort vollständig erhaltenen Partien belegen: Im Bereich der freistehenden Wand öffnen sich in Fortsetzung der Westwandgliederung entsprechende, jedoch etwas kleinere durchfensterte Nischen, der Laufgang des Obergeschosses setzt sich in einer niedrigeren Bogengalerie fort. Ein weiterer, weitgehend geschlossener Laufgang umzieht bzw. umzog den Raum in Höhe der Öffnungen im Schildbogenscheitel. Darüber setzten ursprünglich unmittelbar die Schildbögen an, deren Verlauf sich noch abzeichnet, so dass deren spitzbogige Führung sicher belegt ist.[2232]

Der Westbau des münsterschen Domes schöpft aus einem Kreis vielfältiger Vorbilder: So wurde für die äußere geschlossene Form wie auch für die innere Konzeption mit den Laufgängen vor den Fenstern und der Nischengliederung im Erdgeschoss auf den Westchor (um 1180–1188) von St. Georg in Köln verwiesen,[2233] Lobbedey interpretierte sehr überzeugend die Gliederung der Westwand und der anschließenden Wandpartien als „ins Rechteck umgeformte Apsis“ und verglich sie mit der Gliederung der Ostkonche des ab ca. 1192 errichteten Trikonchos von St. Aposteln in Köln.[2234] Für die spitzbogige Rippenwölbung verwies er auf den

[2230] Zu den späteren Veränderungen eingehend LOBBEDEY/SCHOLZ, Baugeschichte Münster, 1993, S. 44–47, 54–59.
[2231] LOBBEDEY, Westbau, 1990, S. 7–8, dazu Abb. 9; LOBBEDEY/SCHOLZ, Baugeschichte Münster, 1993, S. 55–59, dazu Abb. 42; LOBBEDEY, Westfalen, 1999, S. 66.
[2232] LOBBEDEY, Westbau, 1990, S. 8–9, dazu Abb. 12; LOBBEDEY/SCHOLZ, Baugeschichte Münster, 1993, S. 60, dazu Abb. 44.
[2233] MAUÉ, Bauformen, 1975, S. 54; LOBBEDEY, Westbau, 1990, S. 8, 13, dazu Abb. 17; LOBBEDEY/SCHOLZ, Baugeschichte Münster, 1993, S. 270; POESCHKE/SYNDIKUS/WEIGEL, Kirchen in Münster, 1993, S. 27 (Joachim Poeschke).
[2234] LOBBEDEY, Westbau, 1990, S. 8, 11, 13, dazu Anm. 51 und Abb. 11; LOBBEDEY/SCHOLZ, Baugeschichte Münster, 1993, S. 269–270; LOBBEDEY, Westfalen, 1999, S. 66.

Oberrhein, etwa die Chorgewölbe des Wormser Domes (um 1132/37/61),[2235] doch erscheint diese Herleitung vom Oberrhein nicht zwingend.

Als entscheidender ‚Schwesterbau' wurde darüber hinaus immer wieder die Abteikirche Marienfeld benannt.[2236] Was beide Bauten verbindet ist die monumentale, aber im Detail eher schlicht-zurückhaltende Gesamtgestaltung, die sich etwa beim scharfen Einschneiden der Öffnungen in die Mauermasse äußert. Hinzu kommt die bei beiden Bauten zu beobachtende, zu dieser Zeit in Westfalen singuläre konsequente Anwendung des Spitzbogens, lediglich bei den Fensteröffnungen findet sich noch der Rundbogen.[2237]

In beiden Bauten erscheinen darüber hinaus erstmals in Westfalen Rippengewölbe. Die Gewölbe in den Turmkapellen in Münster (Abb. 893) dürften in der Ausführung (vor/um 1194) die älteren sein gegenüber den um/nach 1200 anzusetzenden Hochchorgewölben in Marienfeld. Sie besitzen die dickeren Rundstabrippen und sind aufgrund der Einbindung in die Geschossfolge der Türme nicht so stark gebust (vgl. Rheda!), der Ideentransfer dürfte jedoch durch die äußerst kenntnisreiche Bauhütte in Marienfeld erfolgt sein.

Die Verwandtschaft der beiden Bauwerke zeigt sich darüber hinaus auch in einigen Details, etwa der Verwendung der ‚doppelten Kämpferlinie', das heißt dem Einfügen einer zweiten, höher gelegenen Kämpferlinie über den Säulen. Dieses Motiv findet sich bei den Viersäulenbündeln im Marienfelder Sanktuarium, wo es allerdings baugeschichtlich bedingt ist (Planänderung, siehe Kap. C.4.3.1.3.), und wurde dann offenbar als reizvolles Motiv auch bei den Zwischenstützen der Fenstergalerie im ersten Obergeschoss des Westchores in Münster verwendet, wie die noch erhaltenen seitlichen Fensterrahmungen belegen.

Ein weiteres Motiv bildet das für Marienfeld so charakteristische durchgehende Kämpfergesims (siehe Kap. C.6.8.2.3.), das am münsterschen Domwestbau bei der Außengliederung des ersten, im frühen 13. Jahrhundert errichteten und noch zum Ursprungskonzept gehörigen Freigeschosses des Südturmes Verwendung findet

[2235] LOBBEDEY, Westbau, 1990, S. 16; LOBBEDEY/SCHOLZ, Baugeschichte Münster, 1993, S. 269–270.
[2236] MÜHLEN, Dom zu Münster, 1966, S. 74; MAUÉ, Bauformen, 1975, S. 50, 54; LOBBEDEY, Westbau, 1990, S, 14; LOBBEDEY/SCHOLZ, Baugeschichte Münster, 1993, S. 270; LECHTRECK, Kirchen, 2005, S. 41.
[2237] So MÜHLEN, Dom zu Münster, 1966, S. 74; LOBBEDEY, Westbau, 1990, S, 14–15; LOBBEDEY, Westfalen, 1999, S. 67.

(Abb. 890), wo die Bögen der Blendgliederung mittels des Kämpfergesimses – vergleichbar den Schildbögen in Marienfeld – vom Feld darunter abgeteilt werden. Darüber hinaus weisen die Bögen eine den Marienfelder Bögen entsprechende Bogenform mit nur geringer Zuspitzung auf, während die Blenden des jüngeren, erst gegen Mitte des 13. Jahrhunderts errichteten ersten Freigeschosses des Nordturmes eine deutlich spitzere Form zeigen.[2238]

Schließlich belegt auch die Bauzier die enge Verbindung dieser beiden Bauten. So finden sich unter den zahlreichen Kapitellen, bei deren Herstellung Lobbedey und Poeschke kölnisch-niederrheinische Werkleute am Werk sehen,[2239] eine Reihe von Stücken, die als enge Parallele sowohl zu den Kapitellen der Viersäulenbündel (siehe Kap. C.6.2.1.1.) wie auch zu den mit Randlinien versehenen, gefurchten Zungenblattkapitellen der Kapitellbänder im Marienfelder Sanktuarium angeführt werden können, deren Wurzeln nicht nur im niederrheinischen Raum liegen (siehe Kap. C.6.2.1.3.3.).

Die angeführten Beobachtungen belegen einen vielfältigen Austausch zwischen den beiden wichtigsten Großbaustellen jener Zeit in Westfalen, der Klosterkirche in Marienfeld und dem Westbau des Domes zu Münster – sowohl hinsichtlich der Bau- und Gestaltungsformen wie auch hinsichtlich der Bauskulptur. Dies mag auch nicht weiter verwundern, war doch der Bauherr des Domwestbaues auch maßgeblich an der Gründung und Ausstattung des Zisterzienserklosters Marienfeld beteiligt und ließ sich dort 1203 vor dem Hochaltar der Kirche bestatten – eine Vermittlung von Baumeistern und Werkleuten durch den tatkräftigen Bischof liegt also nahe. Hierbei ist anzunehmen, dass eine bereits zuvor in Westfalen tätige, mit rheinischen Baugepflogenheiten vertraute Bauhütte durch die Einführung innovativer, teilweise zisterziensisch geprägter, aber insbesondere aus Südwestfrankreich übernommener Bauformen (allem voran die spitzbogigen Domikalgewölbe mit Rippen) einen entscheidenden Entwicklungsvorschub gemacht hat.

[2238] Eine den münsterschen Domtürmen verwandte Gliederung wies der 1945 zerstörte Westturm der Jakobikirche in Coesfeld auf (Abb. 902). S. dazu RAVE, Coesfeld, 1940, S. 156, 160.

[2239] LOBBEDEY, Westbau, 1990, S. 13; LOBBEDEY/SCHOLZ, Baugeschichte Münster, 1993, S. 221; POESCHKE/SYNDIKUS/WEIGEL, Kirchen in Münster, 1993, S. 27–33 (Joachim Poeschke).

10.4.1.2. Kirchen, die dem Kloster Marienfeld inkorporiert waren

10.4.1.2.1. Die Pfarrkirche St. Lucia in Harsewinkel

Die älteste Tochterkirche Marienfelds stellte die alte Pfarrkirche St. Lucia in Harsewinkel dar, deren Anfänge im Dunkeln liegen.[2240] Bereits in der Gründungsurkunde des Klosters von 1185 ist festgehalten,[2241] dass der Hauptstifter Widukind von Rheda die Kirche in Harsewinkel, über die er durch Erbfolge das Patronatsrecht besaß, und seinen dort gelegenen Hof sowie zwei nahegelegene Bauernstellen dem Kloster übertrug.[2242] Der mitstiftende Bischof von Münster, Hermann II. von Katzenelnbogen, übertrug zudem, wie der Urkunde außerdem zu entnehmen ist, der Neugründung den Archidiakonat (das Sendgericht) über die Kirche, den er vom Stift St. Mauritz in Münster eingetauscht hatte, außerdem Einkünfte aus dem Hof in Harsewinkel – all' diese Schenkungen, einschließlich der von Widukind von Rheda geschenkten Gerichtsbarkeit, bildeten den Ursprung der späteren Klosterherrschaft über den Ort, der im Mittelalter nur zum Wigbold aufsteigen konnte, die Einwohner des Ortes waren Eigenbehörige des Klosters. Bis zur Aufhebung des Klosters 1803 behielt die Abtei das 1515 nochmals vom Papst bestätigte Kollationsrecht über die Kirche,[2243] einer der Marienfelder Mönche bekleidete das Amt des Pfarrers an St. Lucia und führte als Inhaber der Archidiakonalrechte den Titel *decanus*, hinzu kam eine ebenfalls von einem Marienfelder Konventualen besetzte Kaplanei.[2244]

Leider sind keinerlei Baudaten der romanischen Kirche überliefert, aber es ist anzunehmen, dass das Kloster Marienfeld im ersten Drittel des 13. Jahrhunderts anstelle der älteren, eventuell noch aus dem 11. Jahrhundert stammenden Kirche einen Neubau aufführen ließ, um so nicht zuletzt ihr im Jahre 1185 übertragenes

[2240] Lit. zu Harsewinkel und St. Lucia: NORDHOFF, Kreis Warendorf, 1886, S. 161–164; HÖLKER, Kreis Warendorf, 1936, S. 173–181, dazu Abb. 256–262; DEHIO, Westfalen, 1969, S. 203; HHStD, NRW, 1970, S. 293 (Wilhelm Kohl); LEIDINGER, Zisterzienserabtei Marienfeld, 1998, S.16, 66–73; WESTFALIA PICTA, Bd. VII, 2002, S. 134–136, Nr. 177–179; HHStD, NRW, 2006, S. 426–427 (Manfred Beine), KOHL, Marienfeld, 2010, S. 135–142, 146–147; DEHIO, Westfalen, 2011, S. 398. – Zum Patrozinium: ILISCH, Patrozinien Westfalens, 1992, S. 429.

[2241] WUB II, Nr. 451.

[2242] Der erste, für die Jahre 1188–1201 überlieferte *plebanus* von Harsewinkel hieß *Everwinus* (KOHL, Marienfeld, 2010, S. 137), was angesichts der Seltenheit dieses Namens darauf hindeuten könnte, dass jener noch aus der Stifterfamilie der Edelherren von Freckenhorst/Rheda stammte, da er wie Widukinds Vater den (Leit?)Namen Everwin trug.

[2243] Durch eine Bulle Papst Leos X. (1513–1521): StAM, Kloster Marienfeld, Urk. Nr. 1235–1238.

[2244] S. dazu KOHL, Marienfeld, 2010, S. 135, 136. (zu *decanus*) und 146–147 (zur Kaplanei).

Patronatsrecht zum Ausdruck zu bringen. Bis zu seinem Abbruch 1857, als die Kirche durch einen Neubau nach Plänen des Diözesanbaumeisters Emil von Manger (1824–1902) ersetzt wurde,[2245] präsentierte sich der Bau (Abb. 903–904) noch weitgehend in seinem spätgotischen Ausbauzustand als sehr kurze, zweijochige dreischiffige Halle mit zweijochigem, einmal eingezogenem Chor samt Sakristeianbau sowie vorgelagertem quadratischem Westturm mit oktogonalem Obergeschoss.[2246] Für die Belichtung sorgten zweibahnige Maßwerkfenster. Dennoch schien der Bau noch ältere, romanische Bauteile enthalten zu haben, wie die Beobachtungen des Kunsthistorikers Johann Bernhard Nordhoff und die Zeichnungen des Architekten Franz Anton Nordhoff überliefern,[2247] vornehmlich „das Ostjoch mit dem eingezogenen, gerade geschlossenen Chor und der untere Teil des Turms".[2248] „Am romanischen Vorderbau sollen sich gekuppelte Fenster unter Rundbögen [...] befunden haben".[2249] Die Wandsubstanz soll aus unbearbeiteten Bruchsteinen bestanden haben,[2250] für die Bauglieder wie Lisenen (?), Fenstergewände, Pfeiler und Rippen können Werksteine aus Osning-Sandstein angenommen werden. Für die Gewölbe schließlich ist überliefert, dass sie aus Backstein gefügt waren.[2251] Leider sind die Bauformen von Chor und Turm nicht im Detail überliefert, aber es kann dennoch insbesondere aufgrund der Backsteingewölbe angenommen werden, dass die Harsewinkeler Kirche, der wichtigste Kirchenbesitz des Klosters Marienfeld, durch die an der Marienfelder Klosterkirche tätige Bauhütte errichtet wurde.[2252] Aus der Bauzeit der Kirche hat sich jedoch der spätromanische Taufstein erhalten, ein leicht konischer, glatter Zylinder mit Sockel und oberem Abschlussring aus einer Kehle mit Kugelbesatz in großen Abständen sowie einem Palmettenfries.[2253] Eine nähere Verbindung zu den Werken des ‚Röllchenfriesmeisters' in Marienfeld und Rheda ergibt sich jedoch nicht – es

[2245] HEIMESHOFF, Emil von Manger, 1982, S. 55–60. – Bei den Abbrucharbeiten stürzte am 23. September 1857 der zunächst zum Erhalt vorgesehene Westturm ein.
[2246] HÖLKER, Kreis Warendorf, 1936, Abb. 258 (rekonstruierende Ansicht von Süden), 259 (Grundriss); vgl. WESTFALIA PICTA, Bd. VII, 2002, S. 134–136, Nr. 177–179.
[2247] NORDHOFF, Kreis Warendorf, 1886, S. 164, dazu Abb. 85, 86; WESTFALIA PICTA; Bd. VII, 2002, S. 134–136, Nr. 178–179.
[2248] HÖLKER, Kreis Warendorf, 1936, S. 176; vgl. NORDHOFF; Kreis Warendorf, 1886, S. 164.
[2249] Ebd.
[2250] Jeweils ebd.
[2251] So u. a. LOBBEDEY, Westfalen, 1999, S. 175.
[2252] Ähnliches impliziert ebd.
[2253] NORDHOFF, Kreis Warendorf, 1886, S. 162; HÖLKER, Kreis Warendorf, 1936, S. 177, Nr. 1, dazu Abb. 260.

handelt sich um ein standardisiertes Produkt aus einer münsterländischen Taufstein-Werkstatt.

10.4.1.2.2. Die Pfarrkirche St. Margaretha in Isselhorst

Zu den wichtigsten Tochterbauten der Marienfelder Klosterkirche gehörte neben der St. Lucia-Kirche in Harsewinkel die Pfarrkirche St. Margaretha in Isselhorst.[2254] Wie diese war sie ehedem im Besitz der Marienfelder Zisterze und kam als ein Geschenk des münsterschen Bischofs Hermanns II. von Katzenelnbogen an das von ihm mitgegründete Kloster. Leider ist der Schenkungsakt nicht durch eine Originalurkunde Hermanns überliefert, sondern nur durch eine undatierte Urkunde seines Nachfolgers Otto I. (1203–1218), in der dieser die Schenkung bestätigt und wünscht, dass diese Tat der Frömmigkeit nicht nur rechtskräftig sei, sondern auch darüber hinaus festhält, dass er sie auch mit seiner (eigenen) Schenkung begleitet habe.[2255] Dies könnte darauf hindeuten, dass Bischof Hermann II. die Schenkung zwar noch initiiert, jedoch nicht mehr selbst besiegelt hat – er könnte sie etwa auf dem Sterbelager vorgenommen haben. Sein Nachfolger könnte daraufhin die Übertragung der Isselhorster Kapelle an das Kloster Marienfeld beurkundet und mit einer eigenen Schenkung vermehrt haben, womit versuchsweise der Schenkungsakt auf das Jahr 1203 eingrenzbar wäre. Nur so ließe sich zudem der ungewöhnliche Akt einer Bestätigungsurkunde des Nachfolgers erklären, denn eigentlich war diese Bekräftigung nicht notwendig, da der zugehörige Meierhof bischöflicher Besitz war, von dieser Seite also keine ‚Störungen', wie sie die Urkunde nennt, oder gar Anfeindungen oder Restitutionsansprüche zu erwarten waren.

Die Isselhorster Kapelle war ursprünglich die Eigenkirche des besagten Meierhofes, des Haupthofes in der Region. Dieser gelangte im Laufe des 12. Jahrhunderts in den Besitz der Bischöfe von Münster und mit ihm die Margarethenkapelle, deren Gründung in einer späteren Bischofschronik gar Bischof Hermann II. selbst zugeschrieben wurde.[2256] Auch kirchlich unterstand die Isselhorster Kapelle und

[2254] Lit. zu Isselhorst: LEDEBUR, Minden-Ravensberg, 2009, S. 117–118; BKW, Bielefeld-Land, 1906, S. 19–21; WIENHAGE, Isselhorst,1950; PLÖGER/SCHWENGELBECK, Isselhorst, 1980; SASSEN, Isselhorst, 2000; PLÖGER, Isselhorst, 2003, v. a. S. 6–17. Obwohl es sich um eine dem Kloster inkorporierte Pfarrkirche handelt, wird sie nicht als solche bei KOHL, Marienfeld, 2010 aufgeführt!

[2255] WUB III, Nr. 30, in dt. Übersetzung bei WIENHAGE, Isselhorst, 1950; wieder abgedruckt bei SASSEN, Isselhorst, 2000, S. 4.

[2256] PLÖGER, Isselhorst, 2003, S. 9.

spätere Pfarrkirche, gelegen im 1185 neu geschaffenen Archidiakonat von Harsewinkel, der Diözesangewalt der Bischöfe von Münster und bildete den am weitesten nach Osten vorgeschobenen Vorposten des Bistums Münster im Interferenzbereich mit den Diözesen Paderborn und Osnabrück – letztere versuchte noch im 16. Jahrhundert, die Diözesangewalt über Isselhorst zu erringen, scheiterte jedoch.[2257] Die Übertragung an das dem Bischof nahestehende Zisterzienserkloster Marienfeld hatte sicherlich auch – wie die Gründung des Klosters selbst (siehe Kap. C.1.2.) – den Hintergrund, dass Bischof Hermann II. dadurch diesen entlegenen Landstrich am Rande der Senne dauerhaft für das Bistum sichern wollte, dessen Territorium unter ihm feste Gestalt gewann. [2258]

Die Übertragung der Isselhorster Kapelle, die noch in der ersten Hälfte des 13.Jahrhunderts Pfarrechte erhielt – 1241 wird in einer Urkunde der „*plebanus*“ „*Theodoricus de Islehorst*“ genannt[2259] – , führte zu einem Neubau, mit dem die in Marienfeld tätige Bauhütte betraut wurde. Leider hat sich dieser Kirchenbau nicht bis auf den heutigen Tag erhalten: Immer stärker werdende Bauschäden infolge des von Anfang an schlechten Baugrundes und mangelnde Bauunterhaltung führten zu einer akuten Einsturzgefahr zur Jahreswende 1877/78 und schließlich im Frühjahr 1878 zum Abbruch der mittelalterlichen Kirche. Lediglich der spätgotische, 1517 errichtete Westturm wurde erhalten, an den 1879–1881 ein Neubau in einfachen neugotischen Formen nach Plänen des Architekten Heinrich Hutze aus Porta Westfalica angefügt wurde.[2260]

Der mittelalterliche Kirchenbau (Abb. 905–908) ist jedoch durch eine Bauaufnahme samt Beschreibung des Provinzial-Baurates Alfred Hartmann (1823–1884) aus Münster von 1878[2261] sowie durch Vermerke des ebenfalls involvierten Oberst P. Frankenberg-Proschlitz, insbesondere zu den aufgedeckten Wandmalereien, gut dokumentiert.[2262] Demnach handelte es sich bei der Isselhorster Pfarrkirche um einen aus drei Elementen zusammengesetzten Baukörper: dem annähernd quadratischen

[2257] Ebd., S. 9–10.
[2258] Ebd., S. 10.
[2259] WUB III, Nr. 393.
[2260] PLÖGER, Isselhorst, 2003, S. 6.
[2261] Die Aufmaßpläne und Detailzeichnungen lagern heute im Archiv des WAfD, Münster, ebenso die Baubeschreibung, letztere abgedruckt bei SASSEN, Isselhorst, 2000, S, 35. – Vgl. auch die früheste kunsthistorische Würdigung des Baues 1825 durch Leopold von Ledebur, abgedruckt bei LEDEBUR, Minden-Ravensberg, 2009, S. 117–118.
[2262] Ebenfalls im Archiv des WAfD, Münster, abgedruckt bei SASSEN, Isselhorst, 2000, S, 36.

Langhaus, dem ebenfalls quadratischen, jedoch leicht eingezogenen Chorjoch sowie dem vorgelagerten quadratischen Westturm. Als spätere Hinzufügungen erweisen sich die wohl im 14. Jahrhundert eingefügte Einwölbung des Langhauses, bestehend aus vier quadratischen Kreuzrippengewölben über einer runden Mittelstütze und einer gleichartigen Stütze vor dem weitgespannten Chorbogen, sowie der Westturm, der ehemals die Datierung 1517 über dem ursprünglichen Westportal trug, sodann das aus derselben Zeit stammende Südportal mit dem zweibahnigen Maßwerkfenster darüber in der Ostachse des Langhauses.

Die spätromanischen Bauteile Langhaus und Chor besaßen eine einheitliche, aufwendige Außengliederung (Abb. 906) aus einem recht hohen Sockel mit Profilabschluss, Ecklisenen, verbindendem Rundbogenfries und abschließendem profiliertem Traufgesims (Abb. 907). Für die Belichtung sorgten sorgfältig von Werksteinquadern eingefasste Rundbogenfenster, wie sie sich an der Nord- und Südseite des Chores (jeweils nach unten verlängert) und in der Ostachse der Nordseite und der Westachse der Südseite des Kirchenschiffes bis zum Abbruch erhalten hatten.

Im Inneren (Abb. 905) hatte der Chor weitgehend sein ursprüngliches Erscheinungsbild mit den seitlichen Rundbogenfenstern, den Eckstützen und dem Domikalgewölbe bewahrt: Die Eckstützen (Abb. 908) bestanden aus abgewinkelten Rechteckvorlagen mit darin eingestellten Diensten. Diese Eckstützen besaßen eine einheitliche Sockelzone mit attischem Basisprofil, der der ebenfalls um alle Elemente verkröpfte Wulstkämpfer als oberem Abschluss entsprach. Dieser deckte zugleich die Kapitelle der Eckdienste ab, die als schlichte, nur geglättete Kelchblockkapitelle angelegt waren. Über diesen Eckstützen stieg ein zugespitztes (Schild-) Bogengerüst auf, auf das sich wiederum ein darin eingespanntes, deutlich überhöhtes Domikalgewölbe stützte. Dieses war mit dünnen, geschärften Rundstabrippen versehen, die in einer Schlusssteinscheibe mündeten, welche mit einem kreuzförmig angeordneten Ziermotiv aus mittlerem Kreis und angeschobenen Dreiviertelkreisen versehen war. Die Verbindung zum Langhaus stellte der weit geöffnete Chorbogen her, der um eine Steinlage gegenüber dem westlichen Schildbogen eingezogen war, dessen Bogenlauf er übernahm, ebenso den

Wulstkämpfer. Allerdings besaßen die beiden Chorbogenpfeiler kein attisches Basisprofil, sondern waren nur mit einer einfachen Sockelschräge versehen.

Das Innere des Kirchenschiffes war zuletzt durch die gotische Einwölbung des 14. Jahrhunderts geprägt, auf sein ursprüngliches Erscheinungsbild lassen einige Indizien schließen: So beobachtete Baurat Hartmann einige Bogenansätze: „Beim Abbruche der Mauern zeigte sich, dass 1,70 m unter den Kämpfern der Gewölbe des Schiffes Kragsteine für Kreuzgewölbe vorgeschrittener romanischer Stilbildung eingemauert waren, ferner Spuren vom Ansatz ehemaliger Gewölbe (Schildbogen Nuten) an den Umfassungsmauern, rundbogiger Form, andere Beobachtungen führten dahin, einen Grundriss von einem älteren Bauwerk sich darzustellen [...]“.[2263] Er rekonstruiert eine zweijochige Halle gebundener Ordnung, wie sie im Münsterland seit dem späten 12. Jahrhundert in einer geschlossenen Gruppe auftritt.[2264] Auch Andreas Sassen folgt ihm in dieser Rekonstruktion.[2265] Leider können die Baubefunde nicht mehr am Original überprüft werden, so dass eine endgültige Aussage wohl nicht mehr möglich ist. Doch scheinen angesichts der recht geringen Dimensionen des Isselhorster Kirchenschiffes – die rekonstruierten Seitenschiffe hätten gerade eine Breite von 2 m erreicht – Zweifel an dieser Rekonstruktion angebracht. Gleiches gilt hinsichtlich seiner Rekonstruktion des Chorbogens, dessen Formen bauzeitlich erscheinen, da sie bestens mit den Formen und dem Bezugssystem des Chorjoches konform gehen; eine von Sassen angenommene spätere Aufweitung anstelle eines aufgrund des gemutmaßten Mittelschiffes wesentlich kleineren Triumphbogens erscheint wenig wahrscheinlich: Bei einem Aufweiten erst im Zusammenhang mit der gotischen Einwölbung des Langhauses hätte man sicherlich eine andere, einheitlichere Lösung einschließlich der mittig im Bogen plazierten Gewölbestütze gefunden! So ist es wesentlich wahrscheinlicher – wie bei ländlichen Saalkirchen üblich –, dass das Kirchenschiff von einer schlichten Flachdecke überdeckt war; eine Schiffsbreite von 12 m mit einer Balkendecke zu überfangen, entspricht durchaus den Baugepflogenheiten romanischer Architektur.[2266] Die von Baurat Hartmann geschilderten, deutlich tiefer ansetzenden Kämpfer und Schildbogenspuren könnten

[2263] Beschreibung Hartmanns, abgedruckt bei SASSEN, Isselhorst, 2000, S. 35.

[2264] Grundlegend dazu: RÖCKENER, Hallenkirchen, 1980.

[2265] SASSEN, Isselhorst, 2000, S, 7–8, dazu Abb. S. 9, 11.

[2266] SASSEN, Isselhorst, 2000, S. 8 ist zu widersprechen, wenn er meint, dies sei unrealistisch – 12 m Schiffsbreite entsprechen durchaus dem üblichen Maß romanischer Saalkirchen und Mittelschiffen von Flachdeckbasiliken!

eventuell von einem Vorgängerbau stammen, von dem möglicherweise Substanz in die Südwand des Neubaues integriert wurde, denn diese war den Grundrissen und den Angaben Hartmanns zufolge um 40 cm stärker als die Nordwand (1,73 m gegenüber 1,33 m).[2267]

Die Turmlosigkeit erscheint im Vergleich zu anderen romanischen Dorfkirchen Westfalens ungewöhnlich, doch dürften die Zisterzienser als Patronatsinhaber – im Gegensatz zu anderen Grundherren – keinen besonderen Wert auf einen markanten Kirchturm gelegt zu haben, zumal der Isselhorster Sakralbau zum Zeitpunkt seiner Errichtung nur Kapellenstatus hatte, denn anders als in Harsewinkel handelte es sich nicht um eine frühe Pfarrgründung.

Die besonders enge Nähe zum Mutterbau der Abteikirche Marienfeld zeigt sich in einer Vielzahl von Baumotiven: Zu nennen ist zunächst die Gliederung der Außenwände, die das Marienfelder System übernimmt, angefangen mit dem einheitlich umlaufenden, profilierten Sockel, über dem in entsprechender Weise die schlanken, 30 cm breiten Ecklisenen aufstiegen. Diese trugen den sauber abgezirkelten Rundbogenfries, dessen 48 cm breite Bogenfelder nun allerdings (anders als in Marienfeld) aus je zwei Werksteinen gebildet waren (Abb. 907).[2268] Darüber verlief das Traufgesims, das wie in Marienfeld ein Stück weit auf die Giebelseiten herumgezogen war. Seine Profilierung aus Wulst-Kehle-Platte dürfte weitgehend dem Marienfelder Traufgesimsprofil (Abb. 390; Kap. C.6.8.1.2.) entsprochen haben, zumal, wenn man gewisse Vereinfachungen in der Zeichnung Hartmanns annimmt. Auch die originalen Rundbogenfenster mit ihrer sorgfältigen Quaderung an den Gewändekanten entsprachen den Marienfelder Fensterbildungen.

Im Inneren ist vornehmlich die Gestaltung des Chorjoches zu nennen: Zunächst insbesondere die Raumproportionen mit dem prägenden Domikalgewölbe, daneben aber auch die Detailbildungen wie der Stützenapparat aus Rechteckvorlagen und eingestellten Eckdiensten. Wie in Marienfeld blieb auch in Isselhorst die Verwendung des attischen Basenprofils auf die eigentlichen Stützelemente beschränkt.[2269] Ihren oberen Abschluss bildete wie in Marienfeld ein Wulstkämpfer,

[2267] Beschreibung Hartmanns, abgedruckt bei SASSEN, Isselhorst,2000, S. 35.

[2268] Maßangaben nach den Zeichnungen von Hartmann, abgebildet bei SASSEN, Isselhorst, 2000, S. 8 oben.

[2269] In diesem Punkt sind die Rekonstruktionszeichnungen bei SASSEN, Isselhorst, 2000, S. 9, 13 zu korrigieren.

während die schlichten Kelchblockkapitelle an die entsprechenden Kapitelle an der westlichen Dreierarkade in Rheda erinnern (Abb. 476). Auch die Gewölbeanlage entsprach bis in Details dem Marienfelder Mutterbau, etwa mit den zugespitzten, eckigen Schildbögen, der deutlichen Überhöhung als Domikalgewölbe sowie insbesondere den geschärften Rundstabrippen und der Akzentuierung des Gewölbescheitels durch einen plastisch ausgestalteten Schlussstein.

Allgemein findet auch hier wie in Marienfeld das Prinzip Anwendung, nur für die Fenster und die Bogenfriese den Rundbogen zu verwenden, während für alle konstruktiven Teile wie Gurt- und Schildbögen konsequent der Spitzbogen Anwendung findet.

Zugleich wird aber auch der zeitliche Abstand zum älteren Marienfelder Bau deutlich, denn es lässt sich – wie im Falle der Großen Marienkirche in Lippstadt (Kap. C.10.4.1.3.2.) eine klare Weiterentwicklung des punktuell noch unausgereiften Marienfelder Pfeiler-Gewölbe-Systems erkennen: So ruhen hier die Schildbögen nicht auf den Eckdiensten, sondern konsequenterweise auf eigenen Eckvorlagen, die Dienste sind allein den Rippen vorbehalten, beide Rundelemente waren zudem hier in ihrem Durchmesser einander angenähert.

Die vorgenannten Beobachtungen sprechen zusammen mit den historischen Gegebenheiten für eine Entstehung des spätromanischen Kernbaues der Isselhorster Margarethenkirche in der Zeit um 1220/30, also etwa zeitgleich mit dem Ende der Marienfelder Bauphase III.

10.4.1.3. Bauten, die mit Förderung der Edelherren zur Lippe entstanden

10.4.1.3.1. Der Westbau der Stiftskirche St. Marien, der sog. ‚Kleinen Marienkirche', in Lippstadt

Wilhelm Lübke machte bereits 1853 erstmals auf die übereinstimmenden Bauformen des Westbaues der Kleinen Marienkirche in Lippstadt mit dem Chor der Marienfelder Klosterkirche aufmerksam.[2270] In der nachfolgenden Literatur[2271] wurde

[2270] LÜBKE, Westfalen, 1853, S. 180.

[2271] Genannt sei als wichtigste kunsthistorische Literatur: EWERBECK, Lippstadt, 1870; OSTENDORF, Lippstadt, 1905; BKW Lippstadt 1912, S. 115–118, dazu Tafel 75–83; TRÖLLER, Marienfeld, 1935, S. 43–45; DEHIO, Niedersachsen und Westfalen, 1935/1949, S. 291–292; LAUMANNS, Kirchenruine, 1958; DEHIO, Westfalen, 1969, S. 303–304; JESSE, Lippstadt, 1969/76; MAUÉ, Bauformen, 1975, S. 90–93; SCHULZE, Klöster, 1982, S. 379–380; SCHOLAND, Stiftskirchenruine, 1983; SCHULZE, Sakralbau, 1985, S. 160–167;

dieser Vergleich mehrfach wiederholt, jedoch unterschiedlich bewertet, wobei man zu verschiedenen Datierungsansätzen kam. Hier soll nun das Verhältnis beider Bauten auf den Grundlagen des bisher erarbeiteten Kenntnisstandes erneut untersucht und präziser bestimmt werden.

Die Gründung des Kanonissenstiftes St. Marien in Lippstadt,[2272] dessen Konvent bis zur Einführung der Reformation der Augustinusregel folgte, wurde durch Bernhard II. zur Lippe (um 1140–1224) vorgenommen. Als Gründungsjahr wird allgemein 1185 angegeben, doch ist dies eine reine Mutmaßung, basierend auf der Annahme, dass unmittelbar mit der Stadtgründung um 1185 der ‚Hermelinghof' mit der zugehörigen Burganlage, dem Stammsitz der Familie,[2273] aufgegeben und einem Frauenkonvent für ihre Niederlassung zur Verfügung gestellt wurde. Dieser ist wohl mit dem 1130 aus Liesborn vertriebenen und durch Benediktiner ersetzten Kanonissenkonvent identisch, der sich zwischenzeitlich im Lipperbruch niedergelassen hatte, wo später Bernhard II. zur Lippe den Kanonissen eine Kluse samt Kapelle errichtet und sie mit Ländereien zu ihrer Versorgung ausgestattet hatte, ehe er den Konvent in seiner neugegründeten Stadt Lippstadt ansiedelte.[2274]

Da die lippische Stammburg erst einmal ‚geräumt' und ein neuer militärischer Stützpunkt an der Lippe – die Burg Lipperode[2275] – sowie eine angemessene neue Hauptresidenz – die ab 1191, nach dem Tod Widukinds von Rheda, als münstersches Lehen übernommene Burganlage in Rheda (Kap. D.1.3.) – geschaffen werden mussten, ehe die Stiftsdamen in die frei gewordenen Gebäude einziehen konnten, ist vielleicht auch erst mit einer ‚Gründung' des Kanonissenstiftes um 1190/95 zu rechnen.

PIEPER, Bautechnik, 1993; KIMMINUS-SCHNEIDER, Marienstift, 1995; KREIS SOEST 2001, S. 203–204 (Cornelia Kneppe); KIER/GECHTER, Frauenklöster, 2004, S. 198–199 (Ralf Dorn); DORN, Herford, 2006, S. 126–128; KAISER, Stiftsruine Lippstadt, 2007; DORN, Bauen im Zeichen der Rose, 2008, S. 131–132; DEHIO, Westfalen, 2011, S. 578–579 [KEMPKENS, Edelherrenfamilie zur Lippe, 2018, S. 218–219; vgl. außerdem zum gotischen Langhaus:KAT. PADERBORN 2018, S. 393–395, Kat.-Nr. 14, S. 444–448, Kat.-Nr. 37–39, S. 513–515, Kat.-Nr. 67 (allesamt Roland Pieper)].

[2272] Die Geschichte des Lippstädter Marienstifts zuletzt eingehender dargestellt bei KIMMINUS-SCHNEIDER, Marienstift, 1995, S. 5–28, dort auch Verweise auf sämtliche ältere Literatur; vgl. etwa ILSE, Lippstadt, 1902; EHBRECHT, Stadtentwicklung, 1985, S. 46; zu ergänzen jüngst: ZUNKER, Adel, 2003, S. 93. – Zum Patrozinium: ILISCH, Patrozinien Westfalens, 1992, S. 449.

[2273] Zum Hermelinghof s. ROTHERT, Hermelinghof, 1951.

[2274] Dazu ausführlich KIMMINUS-SCHNEIDER, Marienstift, 1995, S. 7–10.

[2275] Zu Burg Lipperode: KNEPPE/PEINE, Lipperode, 1993. Auf S. 279 betonen sie, dass die Burg zwar nach 1244 die militärischen Aufgaben der Burg in Lippstadt übernahm, aber niemals Hauptresidenz der Edelherren zur Lippe war. Zur Burg außerdem: KREIS SOEST 2001, S. 196–200 (Hans-Werner Peine).

Die älteste erhaltene Urkunde des Stiftes ist ein Schutzprivileg Papst Innozenz' III. (1198–1216) vom 3. Juli 1207, in dem der Gründer Bernhard II. zur Lippe, die Ausstattung und Verfassung des Stiftes, etwa das Befolgen der Augustinusregel, sowie die Kirche genannt wird.[2276] Das Stift war offenbar nicht allzu reich dotiert, der Bau der Klausurgebäude und insbesondere der Kirche erfolgte offenbar nur langsam. Dies belegen auch einige relevante Urkunden aus der Mitte des 13. Jahrhunderts (1240–1254), darunter zwei Ablässe des zuständigen Kölner Erzbischofs Konrad von Hochstaden (1238–1261) von 1248 und 1249, ersterer verbunden mit einer Erlaubnis zu einer Altarweihe, und ein weiterer Ablass des Kölner Weihbischofs Dietrich von Wierland von 1249, welcher auch 1251 und 1254 zwei Altarweihen, verbunden jeweils mit Ablässen, vornahm (s.u.).[2277]

Die ältesten Bauteile der Kleinen Marienkirche (Abb. 909–910), die nach der Entfernung von Dächern, Turm und Gewölben 1855 (als Folge von massiven Bauschäden) heute nur als gesicherte Ruine erhalten ist,[2278] bilden der Westbau und die anschließenden Westwände der Seitenschiffe (Abb. 911–921), die jeweils noch spätromanische Bauformen aufweisen. Sie sollen zusammen mit den etwa zeitgleichen Überresten der Klausurbauten (Abb. 924) hier im Mittelpunkt des Interesses stehen.

Die spätromanischen Bauteile wurden wie die gesamte Kirche vornehmlich aus großformatigen Bruchsteinen aus Grünsandstein, vermischt mit Kalkstein, errichtet, für die Bauglieder verwendete man Grünsandsteinquader.

Der Westbau ist als einschiffiger, rechteckiger Baukörper angelegt, der ehemals im Inneren mittels einer Holzbalkendecke zweigeschossig unterteilt war. Die Außengliederung erfolgt durch die Fensteröffnungen sowie durch rechtwinklig angeordnete, relativ flache Strebepfeiler an den Westecken sowie zwei weitere an den Langseiten. Sie laufen jeweils in Lisenen aus, die einen Spitzbogenfries auf

[2276] StAM, Stift Lippstadt (Dep.), Nr. 1 = WUB V, Nr. 216 = Lipp. Reg., Nr. 134 = Lipp. Reg. N. F., 1207.07.03. – Der lateinische Wortlaut ebenfalls abgedruckt bei JESSE, Lippstadt, 1969/76, S. 10; vgl. auch KIMMINUS-SCHNEIDER, Marienstift, 1995, S. 19.

[2277] Dazu ausführlicher JESSE, Lippstadt, 1969/76, S. 11–13, und KIMMINUS-SCHNEIDER, Marienstift, 1995, S. 19–20.

[2278] Zum Werdegang der Ruine und ihren Restaurierungsmaßnahmen zuletzt KAISER, Stiftsruine Lippstadt, 2007.

Konsolen tragen. Der Westgiebel, ehemals mit zwei oder drei Vierpassöffnungen versehen,[2279] ist heute verloren.

Die 1855 entfernte Holzbalkendecke des offenbar nicht durch Zwischenstützen[2280] unterteilten Untergeschosses ruhte auf bis heute erhaltenen Konsolsteinen auf (Abb. 914–916), die an der Vorderseite als kräftiger Dreiviertelwulst ausgebildet sind. Ein Wandrücksprung markiert die ehemalige Deckenhöhe. Der Raum wurde im Süden durch drei, im Westen durch zwei recht kurze Rundbogenfenster belichtet, deren Nischen innen von flachgiebeligen Abschlüssen überfangen werden,[2281] ebenso die Nische des Rundbogenportals, das im Westteil der Nordwand den Zugang vom Kreuzgang und den Klausurbauten her bildete (Abb. 909). Eine ähnliche Tür diagonal darüber ermöglichte den Zugang zum Obergeschoss des Westbaues, das den Frauenchor aufnahm. Es war zweijochig überwölbt: im Osten mit einem ganzen, im Westen mit einem halbierten Quadratjoch. Die beiden als rippenlose Domikale ausgebildeten Gewölbe wurden von einem zugespitzten Gurtbogen mit Halbrundunterzug getrennt, den Übergang zur Wand vermittel(te)n flache, eckige Schildbögen von zugespitzter Form, wobei die seitlichen Schildbögen des Halbjochs eine asymmetrische Form mit langem östlichen und nur sehr kurzem westlichen Schenkel besitzen (Abb. 916–919). Letzterer wird zusammen mit dem Schildbogen der Westwand von einer dreifach abgestuften Wandvorlage getragen. Diese wird in Höhe der Fenstersohlbänke von einer entsprechend gestuften Konsolkonstruktion aus Kelchblockelementen gestützt. Auch der mittlere Gurtbogen mit den angrenzenden Schildbögen und Gewölbefüßen wird auf derselben Höhe, etwa 170 cm über dem Fußbodenniveau des Obergeschosses,[2282] von einem gemäß den auflastenden Gliederelementen gestuften, vielfach profilierten Konsolgebilde aufgefangen (Abb. 917). Diese Konsolabfangungen waren bedingt durch das Chorgestühl der Stiftsdamen an den Wänden darunter. Der östliche Gurtbogen (Abb. 914–915), der die Verbindung zum Mittelschiff der Kirche herstellt, ist ebenfalls zugespitzt, besitzt

[2279] Auf der Rekonstruktion von OSTENDORF, Lippstadt, 1905 (abgebildet auch bei JESSE, Lippstadt, 1969/76, Abb. 22), die auf historischen Ansichten basiert, zwei Öffnungen angegeben; JESSE, Lippstadt, 1969/76, S. 23 rekonstruiert drei, SCHULZE, Sakralbau, 1985, S. 161, dazu Anm. 28 nennt „zwei oder drei kleine Vierpassöffnungen“ im Giebel.

[2280] JESSE, Lippstadt, 1969/76, S. 21, dazu Anm. 78, gibt an, er habe bei seinen Untersuchungen vergeblich nach Mittelstützen gesucht. Darauf aufbauend KIMMINUS-SCHNEIDER, Marienstift, 1995, S. 200: „Von einer hölzernen oder steinernen Mittelstützenreihe muß bei einer Raumbreite von rund 8 m nicht zwangsläufig ausgegangen werden, der Altar hatte ja einen eigenen Unterbau.“

[2281] Von KIMMINUS-SCHNEIDER, Marienstift, 1995, S. 30 fälschlich als ‚Segmentbögen’ bezeichnet.

[2282] JESSE, Lippstadt, 1969/76, S. 22.

jedoch keinen Unterzug und ruht zudem auf kurzen Pfeilervorlagen auf, die in ca. 130 cm Höhe über dem Fußbodenniveau des Obergeschosses[2283] gleichermaßen von profilierten Konsolen abgefangen werden.

Die Jocheinteilung der Gewölbe bedingt eine Rhythmisierung der Fenster, die im Quadratjoch als gekoppelte, im Halbjoch (südseitig)[2284] als einzelne Rundbogenfenster angelegt sind (Abb. 916). In der Westwand öffnet sich ein artgleiches, jedoch deutlich größeres Rundbogenfenster (Abb. 915),[2285] das aufgrund der höher hinaufreichenden Schildbogenfläche wesentlich länger und dadurch auch breiter dimensioniert werden konnte. Alle Obergeschossfenster zeigen außen (Abb. 911–912) lediglich ein leicht geschrägtes, nicht weiter gegliedertes Gewände aus Grünsandsteinquadern, während auf der Innenseite (Abb. 915–916, 918–919) die Fensteröffnungen durch in das zurückgestufte Gewände eingestellte Säulchen, die einen den Bogenabschluss begeleitenden Rundstabwulst tragen, gerahmt werden. Die Säulchen ruhen auf attischen Basen mit Eckblättern, die in ihrem Durchmesser variierenden Schäfte sind in der unteren Hälfte, jedoch in deutlich abweichenden Höhen, mit Wirteln versehen.[2286] Die abschließenden Kapitelle sind als Kelchblockkapitelle[2287] ausgebildet, die nicht weiter ausgestaltet sind, sondern in ihrer geglätteten Grundform belassen wurden. Die aufliegenden Kämpferplatten, die als Gesimse bis zum Glasfalz in das Gewände hineinziehen, zeigen wie die Kämpfer der Gewölbekonsolen und Eckvorlagen ein Rundstabprofil.

Ein weiteres, offenbar bereits in einer der nachfolgenden Bauphasen wieder vermauertes Rundbogenfenster, jedoch ohne Rahmungssäulchen,[2288] findet sich in der

[2283] Ebd. (hier im Druck „13 cm“ angegeben, aber offenbar wurde eine Null vergessen).

[2284] Nur die südseitige Schmalseite des Halbjochs ist durchfenstert, im Norden bleibt die Wand über der Zugangstür wegen der angrenzenden Klausurbauten geschlossen.

[2285] JESSE, Lippstadt, 1969/76, S. 22 gibt folgende Maße an: H: 4 m, B: 1,60 m. Leider nennt er nicht zum Vergleich die Maße der Fenster in den Langseiten.

[2286] OSTENDORF, Lippstadt, 1905, S. 392, und JESSE, Lippstadt, 1969/76, S. 23, Anm. 84 machen auf die variierenden Schaftdurchmesser und Wirtelhöhen aufmerksam und deuten dies als Anzeichen für eine Wiederverwendung der Säulchen. Zurückhaltender äußert sich KIMMINUS-SCHNEIDER, Marienstift, 1995, S. 30, Anm. 382: „Die Differenzen sind jedoch nicht so augenfällig, daß von einer Wiederverwendung ausgegangen werden muß.“ – Auch ich sehe die Erklärung für die aufgezeigten Differenzen nicht bei einer Wiederverwendung der Säulenschäfte, sondern einer offenbar nicht richtig abgestimmten oder nach differierenden Angaben ausgeführten (Vor-) Fertigung der Säulen durch unterschiedliche Steinmetzen.

[2287] Von JESSE, Lippstadt, 1969/76, S. 23 und KIMMINUS-SCHNEIDER, Marienstift, 1995, S. 30 unpräzise und unpassend als „glockenförmige Kapitelle“ bzw. als „Glockenkapitelle“ bezeichnet.

[2288] Der trotz der Vermauerung ablesbare Befund der Innenseite (vgl. JESSE, Lippstadt, 1969/76, Abb. S. 86 unten [ohne Abb.-Nr.] und Abb. 75 links) mit dem absatzlosen Übergang vom Rundbogen in die Gewände spricht dafür, dass hier keine zusätzlichen Rahmungssäulchen – deren Kapitelle und Kämpferplatten ablesbar wären – vorhanden waren, sondern dass dieser Gliederungsreichtum dem Frauenchor vorbehalten blieb.

Westwand des nördlichen Seitenschiffs (Abb. 920–921). Diese gehört offenbar zusammen mit ihrem südlichen Pendant, in das später ein schlankes Spitzbogenfenster eingebrochen wurde, noch zu den spätromanischen Bauteilen der Kirche. Ihre gemeinsame Errichtung mit dem Westbau erklärt sich bautechnisch durch ihre Funktion als Widerlager für den entstehenden Gewölbeschub von östlichem Gurtbogen und anschließendem Gewölbejoch.[2289]

Am Ostende des Westbaues, genau unter besagtem östlichen Gurtbogen, steht heute wieder auf dem 1967 von Jesse ergrabenen Fundament der feingliederige, von frühgotischen Formen geprägte Altarunterbau (Abb. 922–923),[2290] der ehemals den Altar des Frauenchores im Obergeschoss trug. Dieser Altar ist wohl mit jenem Altar zu identifizieren, der 1251 von dem Kölner Weihbischof Dietrich von Wierland dem Erzengel Michael sowie den hll. Matthäus und Laurentius geweiht wurde.[2291] An den im unteren Bereich ungegliederten Längswänden stand das Chorgestühl der anfänglich etwa 20 Stiftsdamen.[2292] Als Zugang diente ihnen die rundbogige Pforte im Westteil der Nordwand (Abb. 909). Ihr als Vorraum vorgelagert war ein mit einem Kreuzgratgewölbe überwölbter Raum im Oberschoß des vergrößerten südöstlichen Eckjoches des Kreuzganges (Abb. 921).[2293] Hier mündete ein Gang im Obergeschoss des Kreuzgangsüdflügels, der den Kanonissen als Verbindung vom Dormitorium im Obergeschoss des Klausurwestflügels (Abb. 924) zum Frauenchor im Westbau diente.[2294]

Östlich des Altarunterbaues hat Jesse 1967 die 1,20 m breiten Fundamente einer ca. 2,5 m in den Raum des Mittelschiffes vorspringenden Abschlusswand angeschnitten.[2295] Er deutet sie als Fundamente einer ‚Lehmmauer' als provisorischer Abschluss des Westbaues zur Baustelle des Langhauses.[2296] Kimminus-Schneider

[2289] So bereits JESSE, Lippstadt, 1969/76, S. 35 und SCHULZE, Sakralbau, 1985, S. 164.

[2290] Dazu eingehend JESSE, Lippstadt, 1969/76, S. 40–41.

[2291] StAM, Stift Lippstadt (Dep.), Nr. 13 = WUB VII, Nr. 758 = Lipp. Reg. II, Nr. 485: Weihbischof Dietrich von Wierland verleiht anlässlich der Weihe eines Altares „*apud Lippiam in honore sanctorum Michaelis, Mathei apostoli et Laurencii martyris apud claustrum beate Marie virginis sanctimonialium*" einen Ablass. – S. dazu ausführlich KIMMINUS-SCHNEIDER, Marienstift, 1995, S. 20, 203–204.

[2292] KIMMINUS-SCHNEIDER, Marienstift, 1995, S. 13.

[2293] Dazu OSTENDORF, Lippstadt, 1905, Sp. 619; KIMMINUS-SCHNEIDER, Marienstift, 1995, S. 30, 211, 212.

[2294] Dazu KIMMINUS-SCHNEIDER, Marienstift, 1995, S. 44, 207, 211, 220, 224.

[2295] JESSE, Lippstadt, 1969/76, S. 23, dazu Abb. 30–34; reproduziert auch bei KIMMINUS-SCHNEIDER, Marienstift, 1995, Abb. 110–113. – Der Befund wurde von Jesse leider nur unzureichend dokumentiert und beschrieben.

[2296] JESSE, Lippstadt, 1969/76, S. 35.

konnte jedoch nachweisen, dass der Fundamentzug, der für eine Holz- oder Fachwerkwand deutlich zu mächtig ist, eine steinerne Wand trug, die bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts Bestand hatte, und sieht daher darin den – wohl mittels Arkaden zum Schiff geöffneten – Abschluss des Westbauuntergeschosses, der im Obergeschoss zudem ein Umschreiten des Emporenaltares ermöglichte.[2297] Das Untergeschoss enthielt laut einer Nachricht von 1485 den Altar der hl. Maria Magdalena, der zusammen mit der Kapelle am 5. Juli 1254 wiederum von dem Kölner Weihbischof Dietrich von Wierland geweiht worden war.[2298] Der mit einer Farbfassung[2299] versehene Raum unter der Damenempore war demnach als Kapellenraum ausgestaltet, der sich vermutlich mittels Arkaden zum Kirchenraum öffnete – darauf lässt nicht zuletzt die äußerst prächtige Gestaltung des frühgotischen Altarunterbaues schließen, der vom Mittelschiff der Kirche her einsehbar gewesen sein dürfte.[2300] Eine in der älteren Forschung zu findende Deutung des Raumes als Kapitelsaal ist demnach eher auszuschließen.[2301] Kimminus-Schneider schlägt dem gegenüber eine (beabsichtigte) Nutzung als Grablege des Stifters bzw. der Stifterfamilie vor. Sie begründet dies mit der Lage unter dem Frauenchor, „da so das Gebet und die Fürbitte für den Stifter direkt über oder doch in unmittelbarer Nähe stattfand“, und den Patrozinien der beiden Altäre, die auf Totenkult bzw. Buße verweisen.[2302] Hat diese Deutung grundsätzlich einiges für sich, so ist doch anzumerken, dass daraus nicht ohne weiteres auf eine beabsichtigte Grablege des Stifters Bernhard II. zur Lippe (um 1140–1224) geschlossen werden darf,[2303] da die beiden Altarstellen erst aus der Mitte des 13. Jahrhunderts stammen und die mögliche Bedeutung ihrer Patrozinienwahl nicht einfach in die Zeit Bernhards II. rückprojiziert werden darf! Die beiden Altäre können und sollten vielmehr nur in ihrem unmittelbaren zeitlichen Kontext gedeutet werden, könnten hier aber

[2297] KIMMINUS-SCHNEIDER, Marienstift, 1995, S. 197–199.

[2298] WUB VII, Nr. 836: Weihbischof Dietrich von Wierland beurkundet, dass er „*apud dilectas nobis in Christo filias in Lippiam in honore beati Marie Magdalene propriis manibus capellam dedicaverimus et altare*“. – S. dazu ausführlich KIMMINUS-SCHNEIDER, Marienstift, 1995, S. 20, 204.

[2299] EWERBECK, Lippstadt, 1870, S. 201; JESSE, Lippstadt, 1969/76, S. 21; KIMMINUS-SCHNEIDER, Marienstift, 1995, S. 200.

[2300] So bereits KIMMINUS-SCHNEIDER, Marienstift, 1995, S. 198–199.

[2301] Dazu eingehender mit entsprechenden Literaturverweisen ebd., S. 202.

[2302] Ebd., S. 8, 203 (dort auch das Zitat).

[2303] Eine entsprechende Absicht nennt eine niederdeutsche Übersetzung des ‚Lippifloriums’, welche die Lippstädter Stiftsdamen 1487 als Geschenk an Bernhard VII. zur Lippe übersandten (Lipp. Reg. Nr. 3290; s. dazu KIMMINUS-SCHNEIDER, Marienstift, 1995, S. 8). Diese nicht im Original enthaltene Begräbnisabsicht ist wohl als damalige ‚Geschichtsfälschung’ zur Steigerung des eigenen Ansehens zu interpretieren.

wiederum ein Indiz bilden für eine zumindest beabsichtigte Grablege des damals regierenden Edelherrn Bernhard III. (reg. 1230–1265) und seine Gemahlin Sophia von Ravensberg (um 1220 – nach 1285), deren Grabstätte bis heute unbekannt ist (siehe Kap. C.1.6.3.). Sie vermachten dem Stift am 26. November 1262 Einkünfte für Gedächtnisfeiern ihrer verstorbenen Söhne Gerhard (Dompropst und Electus von Bremen, † 1260) und Ekbert († 1262) und für ihr zukünftiges eigenes Jahrgedächtnis[2304] – ein mögliches Indiz für ein dort eingerichtetes Familienbegräbnis.

Seit Lübke 1853[2305] wurde die Verwandtschaft des Westbaues der Lippstädter Stiftskirche St. Marien mit dem Chor der Marienfelder Klosterkirche immer wieder betont. Die mehr oder weniger präzise angestellten Vergleiche führten zu unterschiedlich akzentuierten Interpretationen und Datierungsansätzen,[2306] denen hier eigene Beobachtungen hinzugefügt werden und so das Verhältnis beider Bauten genauer definiert wird.

Am augenfälligsten ist sicherlich die bei beiden Bauten gleiche Grunddisposition eines rechteckigen Raumes, der mit einem ganzen sowie einem halben Quadratjoch überwölbt ist (Abb. 40, 910).[2307] Über das reine Wölbschema hinaus stimmen aber auch – bisher völlig unbeachtet – die absoluten Maße der beiden Innenräume weitestgehend überein: Die Länge des Lippstädter Westchores beträgt ca. 15 m, seine Breite auf Höhe des Emporengeschosses 8,20 m[2308] – der Marienfelder Binnenchor hat eine Länge von 15 m (inkl. Ostmauer), sein Breitenmaß erreicht 8,15 m!

Besonders deutliche Parallelen beider Bauten ergeben sich bei der Formgebung der Gewölbejoche, die als hochkuppelige Domikalgewölbe konstruiert sind, wobei insbesondere die charakteristische asymmetrische Ausbildung der Schildbögen im

[2304] StAM, Stift Lippstadt (Dep.), Nr. 21 = WUB IV, Nr. 918 = Lipp. Reg. Nr. 315. S. dazu auch KIMMINUS-SCHNEIDER, Marienstift, 1995, S. 8, Anm. 78 und S. 20. – Möglicherweise hängt damit eine Nachricht von J. A. A. Möller von 1784 zusammen, es seien auch „verschiedene Grafen von der Lippe darin beerdigt“ (ebd., S. 8, dazu Anm. 78, und S. 203, dazu Anm. 641 (jeweils mit Quellennachweis).

[2305] LÜBKE, Westfalen, 1853, S. 180.

[2306] S. die Literaturangaben in Anm. 2271.

[2307] Darauf verweisen LÜBKE, Westfalen, 1853, S. 180; OSTENDORF, Lippstadt, 1905, S. 390; TRÖLLER, Marienfeld, 1935, S. 43–45; DEHIO, Westfalen, 1969, S. 303; JESSE, Lippstadt, 1969/76, S. 22 mit Anm. 81 und S. 35 mit Anm. 116, S. 43; THÜMMLER, Marienfeld, 1972, S. 6; MAUÉ, Bauformen, 1975, S. 91–92; SCHULZE, Sakralbau, 1985, S. 164, 166; LINKE, Marienfeld, 1994, S. 78, Anm. 215; KIMMINUS-SCHNEIDER, Marienstift, 1995, S. 199–200, dazu Anm. 606; KIER/GECHTER, Frauenklöster, 2004, S. 198 (Ralf Dorn); DORN, Herford, 2006, S. 127; KEMPKENS, Bernhard II., 2008, S. 118; DORN, Bauen im Zeichen der Rose, 2008, S. 132. – Der Hinweis fehlt bei DEHIO, Westfalen, 2011, S. 578 (!).

[2308] Maßangaben nach KIMMINUS-SCHNEIDER, Marienstift, 1995, S. 29.

Halbjoch ins Auge fällt (siehe Kap. C.5.2.3.2.). Die Gewölbejoche werden jeweils von einem rechteckigen Gurtbogen mit Halbrundunterzug getrennt (Abb. 917), der – vergleichbar den Gewölben im Marienfelder Langhaus – von Konsolgebilden gestützt wird, die wie bei der Zisterzienserkirche mit einem kräftigen Wulstkämpfer versehen sind.[2309]

Neben diesen Gemeinsamkeiten fallen aber auch einige Unterschiede in der Gewölbegestaltung auf, so das Fehlen von Gewölberippen in Lippstadt und die dort wesentlich flacher ausgebildeten Schildbögen, die zudem in den Außenecken des Halbjochs nicht wie in Marienfeld auf einem höher geführten Dienst, sondern auf einer unten abgefangenen dreiteiligen Eckvorlage aufruhen (Abb. 919).[2310] Der große Schildbogen an der Stirnwand des Halbjochs (Abb. 915) ist in Lippstadt in seiner Form den übrigen Schildbögen angeglichen, während er in Marienfeld wie eine Gewölberippe geformt ist (Abb. 30). Während letzterer im Rund geführt ist, ist der Schildbogen in Lippstadt wie die übrigen Schildbögen leicht zugespitzt.

Weitere Gemeinsamkeiten ergeben sich bei der Außengliederung, die jeweils die innere Jochfolge ablesbar macht, und der entsprechenden Anordnung der Rundbogenfenster als Einzel- bzw. Doppelfenster.[2311] Auch die innere Rahmung der Fenster mittels schlanker Säulchen findet sich in Marienfeld wieder, und zwar an den Dreifenstergruppen in den Querhausstirnen (Abb. 272).[2312] Wie dort sind die überschlanken Säulenschäfte mit Wirteln versehen,[2313] ja sogar die hohen Sockel unter den Säulenbasen, die die steil abfallenden Sohlbänke einfassen,[2314] und die Wulstkämpfer finden sich in Lippstadt wieder. Im Unterschied zu Marienfeld sind hier aber die Rundelemente der Säulenschäfte über den Kämpferplatten als Bogenwulst fortgeführt. Auch die Gestaltung der in der Grundform belassenen Kelchblockkapitelle findet sich in Marienfeld nicht, begegnet dafür jedoch am

[2309] Vgl. TRÖLLER, Marienfeld, 1935, S. 43; MAUÉ, Bauformen, 1975, S. 92.

[2310] So bereits TRÖLLER, Marienfeld, 1935, S. 44.

[2311] So erstmals MAUÉ, Bauformen, 1975, S. 92; ihm folgend SCHULZE, Sakralbau, 1985, S. 164; KIMMINUS-SCHNEIDER, Marienstift, 1995, S. 200 mit Anm. 606; KIER/GECHTER, Frauenklöster, 2004, S. 198 (Ralf Dorn).

[2312] So bereits TRÖLLER, Marienfeld, 1935, S. 43–44; DEHIO, Westfalen, 1969, S. 303; MAUÉ, Bauformen, 1975, S. 92; KIER/GECHTER, Frauenklöster, 2004, S. 198 (Ralf Dorn); DORN, Herford, 2006, S. 127; DORN, Bauen im Zeichen der Rose, 2008, S. 132.

[2313] Als einzige verweisen TRÖLLER, Marienfeld, 1935, S. 43 und MAUÉ, Bauformen, 1975, S. 92 auf dieses gemeinsame Baudetail.

[2314] In Lippstadt sind die Schrägen der Sohlbänke heute bis unter die Höhe der Säulenbasen vermauert, lassen sich aber noch deutlich ablesen. S. dazu JESSE, Lippstadt, 1969/76, S. 23, Anm. 83, dazu Abb. 26, 28.

westlichen ‚Säulengitter' der Burgkapelle in Rheda (Abb. 476; Kap. D.6.2.3.).[2315] Mit Rheda vergleichbar ist schließlich auch das Profil der Balkenkonsolen im Westbauuntergeschoss, das in entsprechender Form dort an den Konsolen im östlichen Umgang wiederkehrt (Abb. 586–587).

Die Ausbildung der Konsolkonstruktionen unter den Gurtbögen (Abb. 917) als mehrfach zurückgestufte Abfolge von Wulst- und Kehlenprofilierungen ist wiederum denjenigen unter den Pfeilerabkragungen des Marienfelder Langhauses grundsätzlich vergleichbar.[2316]

Abschließend sei noch auf das an beiden Bauten angewendete bautechnisch-konstruktive Element der Errichtung der angrenzenden Querhausost- bzw. Seitenschiffwestwände zur Ableitung des Gewölbeschubs verwiesen.

Die bisherigen Datierungsansätze des Lippstädter Westbaues schwanken zwischen dem späten 12. Jahrhundert und der Mitte des 13. Jahrhunderts; entsprechend unterschiedlich wird das zeitliche Verhältnis zum Marienfelder Sanktuarium angesetzt – es reicht von einer Gleichzeitigkeit bis zu einem deutlichen Nacheinander.[2317]

Die angeführten Vergleiche belegen das enge Verwandtschaftsverhältnis beider Bauten, die darüber hinaus aufgezeigten Unterschiede erlauben aber auch Rückschlüsse auf das zeitliche Verhältnis ihrer Entstehung. Für eine Priorität des Marienfelder Sanktuariums spricht nicht nur die dort folgerichtig aus der Zisterzienserarchitektur herzuleitende Grundrissfiguration mit dreiachsigem Binnenchor, der mit einem ganzen und einem halben Quadratjoch überwölbt ist (Kap. C.9.2.1.). Auch eine Modifizierung der Bauformen und eine im Vergleich zu Marienfeld im Detail größere Systematisierung der Architektur des Lippstädter

[2315] So bereits TRÖLLER, Marienfeld, 1935, S. 43.

[2316] Auf die Konsolbildungen verwiesen bereits TRÖLLER, Marienfeld, 1935, S. 44 und MAUÉ, Bauformen, 1975, S. 92.

[2317] LÜBKE, Westfalen, 1853, S. 180 (Anfang 13. Jahrhundert); OSTENDORF, Lippstadt, 1905 (spätes 12. bis Anfang 13. Jahrhundert); TRÖLLER, Marienfeld, 1935, S. 45 (zwischen 1230 und 1245); DEHIO, Westfalen, 1969, S. 303 (Mitte 13. Jahrhundert); JESSE, Lippstadt, 1969/76, S. 34–35 (Errichtung in zwei Phasen: I 1190–1200, II 1200–1230); MAUÉ, Bauformen, 1975, S. 93 (um 1185–1200); SCHULZE, Klöster, 1982, S. 379 („im Westen begonnen (12. Jahrh.?)"); SCHOLAND, Stiftskirchenruine, 1983 (Fertigstellung um 1220); SCHULZE, Sakralbau, 1985, S. 161 (folgt Jesse: Errichtung in zwei Phasen: I ab 1185/90, II etwa 1200–1230); KIMMINUS-SCHNEIDER, Marienstift, 1995, S. 199–200 (Abschluss um 1200); KIER/GECHTER, Frauenklöster, 2004, S. 198–199 (Ralf Dorn; um 1190); DORN, Herford, 2006, S. 127 (Errichtung des Westbaues ab 1190) ; DORN, Bauen im Zeichen der Rose, 2008, S. 132 (ab 1190); DEHIO, Westfalen, 2011, S. 578 (um oder bald nach 1200).

Frauenchores, etwa bei dessen Wölbungszone, dürfte diese These belegen: So sind hier die Schildbögen in ihrem Volumen deutlich reduziert, zudem ist der Schildbogen der Stirnseite – wie gezeigt – in seiner Formgebung einschließlich der ‚moderneren' Zuspitzung den übrigen angeglichen. Durch die flachere Form der Schildbögen war es zudem möglich, an den Konsolgebilden und den Eckvorlagen – anders als in Marienfeld – ein eigenes Stützelement für die Gewölbefüße auszubilden.

Ähnlich verhält es sich bei den Rahmungssäulchen an den Fensteröffnungen: Die enge Verwandtschaft mit Marienfeld belegen die Wirtelung, die Wulstkämpfer und nicht zuletzt die markanten Würfelsockel zu seiten der Sohlbankschräge, doch erscheint die Ausbildung des Motivs in Lippstadt ‚systematischer' durch die optische Fortsetzung des Rundelementes der Säulenschäfte in Gestalt des Bogenwulstes – ein Zurückgreifen auf die Lippstädter Gestaltungsform und dabei ein Verzicht auf den Bogenwulst bei den Dreifenstergruppen der Marienfelder Querhausarme erscheint hingegen wenig plausibel. Der Bogenwulst dürfte demgegenüber auf Vorbilder in der rheinischen Architektur zurückgehen und findet sich auch an den Fenstern im östlichen Chorjoch (Abb. 1018) des Herforder Münsters (um 1215–1225; Kap. C.10.4.1.3.3.3.).[2318]

Das aufgezeigte zeitliche Nacheinander des Marienfelder Sanktuariums und des Lippstädter Westbaues zusammen mit den verwandten Vergleichsbeispielen in Herford (Verwendung des Bogenwulstes an den Fenstern des Chorjoches um 1215/25) und Rheda (Konsolsteine im östlichen Umgang, um 1200–1205/10, und glatt belassene Kelchblockkapitelle an der Westarkade, um 1215–1225) erlauben eine genauere zeitliche Einordnung des Lippstädter Westbaues auf stilistischem Wege: Die Einwölbung des Marienfelder Binnenchores als Abschluss der dortigen Bauphase I, etwa um 1200 (Kap. C.4.4.2.), geht der Lippstädter Wölbungsplanung und -gestaltung eindeutig voraus. Auch die profilierten Konsolbildungen lassen eine Kenntnis der Pfeilerabkragungen an den westlichen Vierungspfeilern in Marienfeld vermuten. Diese gehören ebenso der Marienfelder Bauphase II, um 1205–15 (Kap. C.4.4.2.), an wie die Dreifenstergruppen in den Querhausstirnen, deren Säulchenrahmung die Lippstädter Fensterlösungen aufgreifen und fortentwickeln.

[2318] TRÖLLER, Marienfeld, 1935, S. 44 verwies als einziger auf dieses Vergleichsbeispiel. – Der Zeitansatz nach den jüngsten Forschungen von Ralf Dorn: DORN, Herford, 2006, S. 38–39.

Diese Vergleiche sprechen für eine Datierung der Bauformen des Lippstädter Westchores nicht vor 1210. Die Verwendung von Strebepfeilern, die hier offenbar erstmals an einem ‚lippischen Bau' auftauchen, deutet ebenfalls eher auf eine Errichtung im frühen 13. Jahrhundert hin – ein Baubeginn vor 1200 erscheint daher insgesamt wenig wahrscheinlich. Diese Einschätzung geht einher mit der oben erschlossenen ‚Gründung' bzw. Umsiedlung des Kanonissenstiftes um 1190/95 und dem Umstand, dass den Kanonissen in der Anfangszeit die Gebäude des Hermelinghofes und die zugehörige Burgkapelle zur Verfügung gestanden haben dürften,[2319] die unmittelbare Errichtung eines Gotteshauses also nicht zwingend notwendig war. Auch die Nennung der ‚Kirche' in der Papsturkunde von 1207 bezeichnet lediglich deren Vorhandensein im rechtlichen Sinne, sagt aber nichts über deren Bauzustand und ihre Benutzbarkeit aus!

Der Bauverlauf des Westbaues der Kleinen Marienkirche dürfte etwa folgendermaßen von statten gegangen sein: Bald nach 1200 wird man die Fundamente gelegt und – nach Ausweis des Sockelprofils (Profil I) – die unteren Partien der Westwand und der Südwand einschließlich der Eckstrebepfeiler, der Westwand des südlichen Seitenschiffes und dessen angrenzende Südwand bis zum Südwestportal aufgeführt haben, wie Jesse feststellen konnte.[2320] Nach einer Planänderung wurde mit einem neuen Sockelprofil (Profil II) die Nordwand des Westbaues und die Westwand des Nordseitenschiffs begonnen. Vor die Westbausüdwand wurde nachträglich – da mit dem neuen Sockelprofil versehen – ein Strebepfeiler angefügt (Abb. 913), der erst ab ca. 1,50 m Höhe in das Mauerwerk einbindet.[2321] Diese Planänderung ist entgegen Kimminus-Schneider durchaus nicht weitgehend zu vernachlässigen,[2322] jedoch auch nicht, wie bei Jesse, als Bauunterbrechung zwischen zwei Bauphasen, die er versuchsweise mit dem Regierungswechsel von Bernhard II. zu Hermann II. um 1194 begründet,[2323] überzubewerten. Es dürfte sich vielmehr um eine Modifizierung der Baupläne

[2319] So bereits KIMMINUS-SCHNEIDER, Marienstift, 1995, S. 9.
[2320] JESSE, Lippstadt, 1969/76, S. 34, dazu Abb. 37, 98, 99; ihm folgend SCHULZE, Sakralbau, 1985, S. 161/164.
[2321] JESSE, Lippstadt, 1969/76, S. 24.
[2322] KIMMINUS-SCHNEIDER, Marienstift, 1995, S. 199.
[2323] JESSE, Lippstadt, 1969/76, S. 34.

während des Baufortgangs handeln, bei der u. a. das Sockelprofil abgeändert wurde[2324] und aus Stabilitätsüberlegungen heraus zusätzlich zu den Strebepfeilern an den Ecken jeweils ein weiterer Strebepfeiler an den Langseiten (im Süden nachträglich) angefügt wurde für die schon von Anfang an geplante Einwölbung des Obergeschosses – wie Schulze richtig mit Verweis auf die Fenstergruppierung im Untergeschoss bemerkte.[2325] Es dürfte sich somit um Unterphasen der ersten Bauphase, hier im Folgenden als Phase Ia und Ib bezeichnet, handeln. Ab etwa 1210 dürften dann die oberen Partien des Frauenchores mit der Fensterzone und der Einwölbung ausgeführt worden sein, ein Abschluss der Arbeiten ist um 1220 anzunehmen. Eine provisorische Abschlusswand in Leichtbauweise unter dem östlichen Gurtbogen dürfte den fertiggestellten Baukörper von der Baustelle des erst gerade begonnenen Kirchenschiffes abgeteilt haben.[2326]

Die Traufhöhe des Westbaues lag damals aber noch wesentlich niedriger, etwa einen guten Meter über den Bogenscheiteln der Doppel- und Einzelfenster in den Langseiten. Dies lässt sich noch anhand einer horizontalen Baunaht ablesen, mit der auch ein deutlicher Materialwechsel von Bruchsteinen vornehmlich aus Grünsandstein hin zu solchen aus Kalkstein einhergeht (Abb. 911–912).[2327] Die Strebepfeiler der Langseiten sind in derselben Höhe seitlich um 5 cm eingezogen, innen (Abb. 914) ist ein Mauerrücksprung um 15 cm zu erkennen.[2328] Das oberste Geschoss, wohl ein Speichergeschoss, wurde demnach erst zu einem späteren Zeitpunkt aufgestockt[2329] – wohl im zweiten Viertel des 13. Jahrhunderts, worauf die

[2324] Vergleiche etwa die deutlich fassbaren Planwechsel zwischen den Bauphasen Ia, Ib und Ic in Marienfeld (vgl. Abschnitt C.4.), wo Detailformen wie etwa die Basengestaltung geändert werden, aber das Ganze doch weiterhin als Gesamtbaumaßnahme zu werten ist – daher nur eine Abgrenzung in Form von Unterphasen.

[2325] SCHULZE, Sakralbau, 1985, S. 164; ähnlich KIMMINUS-SCHNEIDER, Marienstift, 1995, S. 199. – JESSE, Lippstadt, 1969/76, S. 34 nimmt für die Zeit des Baubeginns die Planung eines flachgedeckten Baues an.

[2326] Eine Position der provisorische Abschlusswand unter dem östlichen Gurtbogen erscheint von der Praktikabilität her sinnvoller als die von Jesse (JESSE, Lippstadt, 1969/76, S. 23, 35) angenommene ‚Lehmmauer' auf dem von ihm ergrabenen, nach Osten in den Kirchenraum vorspringenden Fundamentzug (ähnlich bereits KIMMINUS-SCHNEIDER, Marienstift, 1995, S. 197–198). Dieser dürfte vielmehr mit der Neugestaltung dieses Bereiches in Zusammenhang mit der Errichtung des Altarunterbaues für den 1254 geweihten Michaelsaltar des Frauenchores stehen (s.u.), zumal eine Gleichzeitigkeit mit den Fundamenten des Westbaues nicht erwiesen ist (so KIMMINUS-SCHNEIDER, Marienstift, 1995, S. 197).

[2327] Auch an der Westwand vermeint man noch Spuren des älteren Westgiebels auszumachen – zumindest findet sich in der Mitte ein dreieckiges Feld aus Grünsandstein-Bruchsteinen, das sich deutlich von den seitlichen Bereichen aus Kalkstein absetzt. Reste der Giebelkanten sind hingegen nicht mehr abzulesen.

[2328] JESSE, Lippstadt, 1969/76, S. 23, dazu Anm. 85.

[2329] JESSE, Lippstadt, 1969/76, S. 35, Anm. 117 bemerkt dazu nur lapidar: „Die ursprüngliche Höhe des Westbaues, wie sie in der 2. Bauphase ausgeführt wurde, entspricht nicht der heutigen Höhe." – Dezidierter äußert sich SCHULZE, Sakralbau, 1985, S. 182, Anm. 29 zu der auf Schnittzeichnungen (!) deutlich erkennbaren Aufmauerung und kommt zu der schlüssigen Interpretation: „Wahrscheinlich, um Langhaus und Nonnenempore unter ein gemeinsames Dach zu bringen. Der Bogenfries wäre dann einer späteren Bauzeit

deutlich ‚gotischeren' Stilformen des abschließenden Spitzbogenfrieses, des Lanzettfensters auf der Südseite und der Vierpassöffnungen im heute verloren Westgiebel hinweisen.

Die ursprüngliche Trauflinie des Westbaues setzte sich ehedem auch an den anschließenden Westwänden der Seitenschiffe fort, so dass der Bau im damaligen Planungsstadium eine einheitliche Traufhöhe erhalten sollte. Im Inneren zeichnet sich über dem später vermauerten Rundbogenfenster der Nordseitenschiffwestwand noch der diesem Stadium zugehörige Schildbogen ab (Abb. 920). Er besitzt dieselbe Kämpferhöhe wie die Wölbung des Frauenchores. Dies spricht dafür, dass nicht etwa – wie Jesse meint[2330] – zu jenem Zeitpunkt die Errichtung einer Basilika geplant war, sondern vielmehr schon in diesem Baustadium eine Hallenkirche gebundener Ordnung mit einheitlicher Kämpferhöhe wie beim Langhaus der benachbarten, etwa gleichzeitig errichteten Großen Marienkirche (s.u.).[2331]

Die Bauphase Ia/b umfasst somit die vollständige Errichtung des Westbaues sowie der anschließenden Westwände der Seitenschiffe, die die Fortführung des Baues in Form einer Hallenkirche gebundener Ordnung vorbereiteten. Die aufgrund der nicht allzu reichlichen Geldmittel wohl eher lange Bauzeit der Bauphase Ia/b[2332] dürfte etwa um 1200/05–1220 anzusetzen sein.

Vermutlich bereits gegen Ende von Phase Ib wurde mit dem Bau des einheitlich fundamentierten spätromanischen Kreuzganges begonnen,[2333] an den nach und nach weitere Klausurbauten angefügt wurden, so der Ostflügel (mutmaßlich mit der Äbtissinnenwohnung), bis ca. 1265 der Westflügel (Abb. 924) mit dem Dormitorium und dem namengebenden Remter (Refektorium) sowie der eindeutig später angefügte Nordflügel.[2334] Bis ins frühe 14. Jahrhundert erfolgte – teilweise parallel zum Ausbau der Stiftsbauten – der Weiterbau der auch als Pfarrkirche genutzten Stiftskirche St. Marien.

zuzurechnen".

[2330] JESSE, Lippstadt, 1969/76, S. 35, dazu die Rekonstruktionszeichnung Abb. 100. – Ihm unkritisch folgend die gesamte nachfolgende Literatur.

[2331] Die von JESSE, Lippstadt, 1969/76, S. 34–38 festgelegte und seitdem in der jüngeren Literatur zumeist nur noch wiederholte Einteilung und Datierung der Bauphasen der Kleinen Marienkirche sollte generell einmal hinterfragt und ggf. neu geordnet werden, was jedoch an dieser Stelle nicht zu leisten ist.

[2332] Eine zeitliche Differenzierung der beiden Unterphasen, die unmittelbar aufeinander folgten, ist kaum möglich.

[2333] Dazu ausführlich KIMMINUS-SCHNEIDER, Marienstift, 1995, S. 125–127, 211–213, 218–219.

[2334] Dazu ebd., S. 121–125, 205–211, 217–221, 247–249 (Fred Kaspar).

Ungewöhnlich erscheint in diesem Zusammenhang die völlig fehlende Überlieferung einer (Teil-) Weihe des Westbaues, etwa durch den Stifter Bernhard II. zur Lippe selbst, der damals im Range eines Bischofs stand und als solcher nicht nur an der Weihe der Marienfelder Klosterkirche 1222 beteiligt war, sondern etwa zur selben Zeit, um 1221/22, auch eine Teilweihe der benachbarten Großen Marienkirche in Lippstadt (s.u.) vornahm. Möglicherweise war für den Westbau der Kleinen Marienkirche ebenfalls eine solche Weihe durch Bernhard II. geplant, ist dann aber letztendlich unterblieben – oder schlichtweg nicht archivalisch überliefert. Erst für 1251 ist die Weihe des Michael-Matthäus-Laurentius-Altares auf dem Frauenchor und für 1254 des Maria-Magdalenen-Altares im Westbauuntergeschoss überliefert. Zu dieser Zeit dürfte der Westbau aber bereits längst in Benutzung gewesen sein – die Messzelebration für die Stiftsdamen dürfte entweder an einem Tragaltar[2335] oder an einem Vorgängeraltar des Michaelaltares durchgeführt worden sein.

Die Altarweihen von 1251 und 1254 werden somit vielmehr mit Umgestaltungsmaßnahmen zusammenhängen, die offenbar verbunden waren mit einer Öffnung des Westbaues zum damals zumindest teilweise fertiggestellten Westteil des Kirchenschiffs. Etwa gleichzeitig, mit dem Hinaufsetzen der Trauflinie des Kirchenschiffes, dürfte auch die Aufstockung des Westbaues bis zur heutigen Höhe erfolgt sein.

Um 1280/90 scheint dann eine abermalige Erneuerung der Emporenbodens stattgefunden zu haben, worauf 1968 im Mauerwerk geborgene Hölzer deuten, die 1284±8 und 1290±8 datiert werden konnten.[2336]

Fazit

Der Westbau der Stiftskirche St. Marien in Lippstadt gehört zu den unmittelbarsten Nachfolgebauten der Marienfelder Klosterkirche. Dies wird besonders deutlich an der identischen Disposition der Einwölbung mit einem ganzen und einem halben Domikalgewölbe.[2337] Dies mit Jesse als Unvermögen der westfälischen Baumeister,

[2335] So auch KIMMINUS-SCHNEIDER, Marienstift, 1995, S. 204, Anm. 648.

[2336] HOLLSTEIN, Eichenchronologie, 1980, S. 85 gibt zwei Rundhölzer mit den Endjahren 1269 und 1275 und dem errechneten Fällungsjahr 1284±8 und ein Vierkantholz mit dem Endjahr 1274 und dem errechneten Fällungsjahr 1290±8 an.

[2337] JESSE, Lippstadt, 1969/76, S. 43 kommt zu dem treffenden Urteil: „Die Art der Einwölbung ist ohne das Vorbild des Chores der vom gleichen Stifter geförderten Klosterkirche in Marienfeld nicht denkbar."

„rechteckige Räume einzuwölben“, zu interpretieren,[2338] verfehlt völlig die dahinterstehende baukünstlerische Konzeption.[2339] Die in Marienfeld gefundene Lösung der Einwölbung wird von Bauherr und Baumeister umgekehrt vielmehr als vorbildliche Lösung angesehen worden sein, die daher entsprechend in Lippstadt ‚kopiert’ wurde. Sie ermöglichte aufgrund der größeren, bis zum Gewölbescheitel des stark gebusten Domikalgewölbes reichenden Schildbogenfläche eine besondere Akzentuierung der Chorstirnwand mit einer weit über die übrigen Schildbogenscheitel hinaufreichenden großen Fensteröffnung (vgl. Kap. C.8.2.).[2340]

Vom Marienfelder Binnenchor übernimmt der planende Baumeister jedoch nicht nur das charakteristische Wölbschema, sondern auch die absoluten Längen- und Breitenmaße. Darüber hinaus greift er die dortige Fensteranordnung und -gestaltung auf bis hin zu den Rahmungssäulchen, entwickelt sie jedoch auch weiter. Zu den übrigen aus Marienfeld übernommenen Details gehören insbesondere die Wirtel und die Wulstkämpfer, andere Motive wie die Konsolabkragungen sind hingegen freier gestaltet.

Insgesamt lässt sich trotz des deutlichen Aufgreifens von Marienfelder Dispositionen und Gestaltungsmotiven eine unverkennbare Eigenständigkeit des Lippstädter Westbaues erkennen. Sein verantwortlicher Baumeister dürfte aller Wahrscheinlichkeit nach der in Marienfeld tätigen Bauhütte entstammen,[2341] deren Gestaltungsrepertoire er aufgriff, jedoch auch selbständig weiterentwickelte, zumal er nicht wie in Marienfeld an einen einmal festgelegten und zudem noch von zisterziensischer Strenge bestimmten Formenkanon gebunden war.[2342] Die

[2338] JESSE, Lippstadt, 1969/76, S. 34–35.

[2339] Ähnlich bereits KIMMINUS-SCHNEIDER, Marienstift, 1995, S. 200.

[2340] Zu einer ähnlichen Interpretation kommt bereits OSTENDORF, Lippstadt, 1905, S. 390.

[2341] DORN, Bauen im Zeichen der Rose, 2008, S. 132, Anm. 30, der die Auffassung vertritt, dass nur bei der Gertrudenkirche in Osnabrück und der Rhedaer Burgkapelle von einer direkten Beteiligung der Marienfelder Bauhütte auszugehen ist, während der Westbau der Kleinen Marienkirche für eine frühe Rezeption der Marienfelder Bauformen ohne notwendige Beteiligung der Marienfelder Bauhütte stehe, ist aufgrund der genannten Argumente klar zu widersprechen.

[2342] Diese Einschätzung steht dem Urteil von TRÖLLER, Marienfeld, 1935, S. 44 entgegen, der schreibt: „Dieser kleine Bau wirkt in seiner präzisen Durchführung, in der Beschränkung rein auf das architektonisch Notwendige, in der Vermeidung allen Dekors, zisterziensischer als Marienfeld; der auf das einfach klare, rein zweckmäßig gerichtete Geist des Ordens kommt hier ganz rein zum Ausdruck [...]“. Tröller verkennt dabei, dass bei beiden Bauten keine ‚Zisterzienserbauhütte’, sondern eine ‚weltliche’ Bauhütte am Werk war. Als ‚asketische Elemente’ des Lippstädter Westbaues lassen sich die Konsolabkragungen und der Verzicht auf Kapitellschmuck ansprechen, doch ist die Verwendung ersterer wohl rein zweckmäßig in der Abfangung des Stützenapparates über dem unmittelbar darunter aufgestellten Chorgestühl der Stiftsdamen begründet, letzterer könnte auch rein praktisch in dem Mangel an oder dem Verzicht auf einen (teuren) Kapitellschläger begründet sein. DORN, Herford, 2006, S. 126–128; DORN, Bauen im Zeichen der Rose, 2008, S. 131–132

Vermittlung dieses Baumeisters von Marienfeld nach Lippstadt ist leicht zu erklären durch den (Mit-) Stifter beider Institutionen, Bernhard II. zur Lippe, und seine Familie.

Die Errichtung des Westbaues erfolgte in zwei Unterphasen, gut unterscheidbar an der Sockelprofilierung: Phase Ia umfasst die Fundamentierung und das Aufmauern der unteren Partien der West- und Südwand sowie der Westwand des südlichen Seitenschiffes einschließlich dem Ansatz von dessen Südwand bis zum Südwestportal. Zu Phase Ib gehören die Fortführung der Bauarbeiten an der Nordwand des Westbaues und der Westwand des Nordseitenschiffs, das nachträgliche Anfügen eines Strebepfeilers an der Südwand sowie insgesamt das Hochführen des Baukörpers und der Seitenschiffwestwände bis zur ursprünglichen Traufhöhe, außerdem die abschließende Einwölbung des Westbaues. Aufgrund stilistischer Vergleiche kann die Bauzeit auf etwa 1200/05–1220 datiert werden. Diese im Verhältnis zum Bauvolumen relativ lange Bauzeit dürfte mit den nicht allzu reichlich zur Verfügung stehenden Geldmitteln zusammenhängen, zumal sich das Kanonissenstift offenbar nicht der uneingeschränkten Gunst der Edelherrenfamilie zur Lippe erfreuen konnte[2343] – diese förderte zur gleichen Zeit neben der Zisterze Marienfeld auch den Bau der Nicolaikirche in Lemgo und der Großen Marienkirche in Lippstadt, dem prestigeträchtigsten Kirchenbau ihrer Gründungsstadt, hinter dem die Bauförderung der ‚Kleinen Marienkirche' offenbar zurückstehen musste.

10.4.1.3.2. Die Marktkirche St. Marien, die sog. ‚Große Marienkirche', in Lippstadt

Den wichtigsten Schwesterbau der Abteikirche Marienfeld bildet neben der Burgkapelle in Rheda die ‚Große Marienkirche' in Lippstadt (Abb. 925–968).[2344]

[2343] Zu Besitzungen, Einkünften, Vermögensverhältnissen und Stiftungen durch die Familie der Edelherren zur Lippe s. KIMMINUS-SCHNEIDER, Marienstift, 1995, S. 20, 26 mit weiterführender Literatur.

[2344] Die wichtigste Literatur zur ‚Große Marienkirche' in Lippstadt: BKW Lippstadt 1912, S. 103–106, dazu Tafel 57–67; DEHIO, Niedersachsen und Westfalen, 1935/1949, S. 292–293; BOEDEKER, Lippstadt, 1941; MÜHLEN, Hallenkirchen, 1950, S. 82; Denkmalpflegebericht 1968, S. 359–360; DEHIO, Westfalen, 1969, S. 299–302; MÜHLEN, Lippstadt, 1972; LOBBEDEY, Lippstadt, 1973; Denkmalpflegebericht 1975, S. 568–572 (Franz Mühlen, Hilde Claussen); MAUÉ, Bauformen, 1975, S. 81–90; RÖCKENER, Hallenkirchen, 1980, v. a. S. 364–370; KLOKOW, Lippstadt, 1984; MÜHLEN, Lippstadt, 1985; MÜHLEN, Lippstadt–Marienfeld, 1985; SCHULZE, Sakralbau, 1985, S. 167–173; ECKSTEIN/BUSSE/LOBBEDEY, Kirchendachwerke, 1991, S. 340–349; STROHMANN, Lippstadt, 1995; SIGRIST, Lippstadt, 1999; STROHMANN, Lippstadt, 1999; LOBBEDEY, Westfalen, 1999, S. 429–456; PÖTTER, Lippstadt, 2000; DORN, Herford, 2006, S. 121–126; KARNAU, Lippstadt, 2007 (Statische Sicherung des Chores); DORN, Bauen im Zeichen der Rose, 2008, S. 132–134; DEHIO, Westfalen, 2011, S. 579–582; [SKRIVER/HEILING, Romanische Wandmalerei in Westfalen, 2017, S. 389–436, zu Bau und Architektur v. a. S. 390–401; KEMPKENS, Edelherrenfamilie zur Lippe, 2018, S. 216/218]. – Zum Patrozinium: ILISCH, Patrozinien Westfalens, 1992, S. 449.

Dieser ähnlich der Marienfelder Bauschöpfung für die Entwicklung der westfälischen Spätromanik ungemein wichtige Sakralbau bedarf einer eigenen monographischen Untersuchung, um dessen Baugeschichte zu differenzieren und zu präzisieren und den Bau in seiner architekturgeschichtlichen Bedeutung eingehend zu würdigen – eine Aufgabe, die an dieser Stelle nicht geleistet werden kann. Jedoch soll nachfolgend die Baugeschichte der Kirche in ihren Grundzügen gemäß den jüngsten Untersuchungen der staatlichen Denkmalpflege sowie ergänzender eigener Bauforschungen umrissen und anschließend eine Neudatierung einzelner Bauteile erarbeitet werden. Dies erscheint unabdingbar, um so zu einer neuen Bewertungsgrundlage für die Einordnung des Baues im Beziehungsgeflecht mit Marienfeld und der ‚lippischen' und westfälischen Architektur gelangen zu können.

Der spätromanische Kernbau der St. Marienkirche ist im wesentlichen unverändert auf uns gekommen (Abb. 925, 926), lediglich die Hälfte des Chorquadrates und der apsidiale Chorschluss wurden in der Spätgotik 1478–1506 durch einen Hallenumgangschor ersetzt. Sie konnten jedoch bei Grabungen 1968 anhand der Fundamente bzw. der Fundamentausbruchgruben in ihrer Anlage zweifelsfrei nachgewiesen werden.[2345]

Die Kirche erweist sich als zweijochige ‚Halle gebundener Ordnung', an die sich östlich ein Querhaus aus drei quadratischen Jochen sowie – wie erwähnt – ehemals das Chorquadrat mit Apsis anschlossen. Die Winkel zwischen Chorjoch und Querhäusern nehmen quadratische Chorwinkeltürme ein. Ihnen entspricht im Westen ein vorgestellter, annähernd quadratischer Einturm (Abb. 933), dessen Untergeschoss sich einstmals in voller Höhe zum Mittelschiff öffnete.

Den Raumeindruck prägt insbesondere das Hallenlanghaus (Abb. 935),[2346] das zu einer Gruppe von vornehmlich münsterländischen Kirchenbauten gehört, die zu Ende des 12. und Anfang des 13. Jahrhunderts im Gebundenen System errichtet

[2345] LOBBEDEY, Lippstadt, 1973, S. 181, dazu Abb. 145–146; SCHULZE, Sakralbau, 1985, S. 168; LOBBEDEY, Westfalen, 1999, S. 453, dazu Grundriss S. 452.

[2346] Seit der umfassenden Restaurierung 1964 bis 1972, bei der der Fußboden um ca. 80 cm wieder auf das ursprüngliche Niveau des 13. Jahrhunderts abgesenkt wurde, zeigt der Bau wieder seine ausgewogenen Proportionen; s. dazu MÜHLEN, Lippstadt, 1972, S. 36–38; Denkmalpflegebericht 1975, S. 568–572 (Franz Mühlen, Hilde Claussen). Bei den Bodenuntersuchungen konnten auch Reste des ursprünglichen Sandstein-Plattenbodens aufgedeckt und anhand des Verspringens der Fundamentoberkante eine zweistufige Treppenanlage im Bereich der östlichen Vierungspfeiler nachgewiesen werden; s. dazu LOBBEDEY, Lippstadt, 1973, S. 179.

wurden.[2347] Im Unterschied zu hochromanischen Basiliken sind dabei jedoch die Seitenschiffe höher geführt. Die Kämpferlinie und die Gewölbeansätze von Mittel- und Seitenschiffen liegen auf einer Linie, so dass über den Seitenschiffarkaden nur eine niedrige, fensterlose Schildwand der höher hinaufreichenden Mittelschiffjoche verbleibt. Am Außenbau der Kirche trat diese Oberwand des Mittelschiffes ehemals als schmale, jedoch mit Rundbogenfriesen auf Konsolen (Abb. 961) gezierte Sargwand über dem Dachanschlag der Seitenschiffpultdächer in Erscheinung, das Mittelschiff verfügte über ein eigenes Satteldach. Erst um 1417 wurde der heutige, über den Seitenschiffen abgeschleppte Dachstuhl aufgebracht.[2348] Die Barockhaube des Turmes errichtete man 1684 anstelle eines Turmhelmes mit Dreiecksgiebeln.[2349]

Der Kirchenbau besteht vornehmlich aus Soester Grünsandstein: Für die Wandflächen und die Mauersubstanz gebrauchte man kalkige Varietäten, die man als ‚Kleinquaderwerk' vermauerte, für die Baugliederungen wie Pfeiler, Lisenen und Friese sowie die Bauzier verwendete hingegen feinere, leichter und besser zu bearbeitende tonige Varietäten.[2350] Der überschüssige Kalkmörtel zwischen den hammerrechten Steinblöcken des ‚Kleinquaderwerks' wurde in der Art der ‚pietra-rasa'-Technik verstrichen und dort hinein mit der Kelle Fugenlinien der Stoß- und Lagerfugen geritzt, zudem lassen sich geringe Reste einer olivgrünen Farbschlämme nachweisen, die wohl egalisierend das Mauerwerk überzog.[2351]

Begonnen wurde der Kirchenbau wie häufig bei mittelalterlichen Sakralbauten offenbar im Osten mit dem Chorhaupt sowie den Umfassungswänden der Chorwinkeltürme und der Querhausarme. In einem ersten Bauabschnitt (Phase Ia) wurden die genannten Mauerpartien aus homogenem Kleinquaderwerk mit gleichbleibenden Schichthöhen von 10–13 cm errichtet – am Südquerhaus bis in eine Höhe von ca. 460 cm über der unteren Abschrägung des Sockelgesimses, am Nordquerhaus bis in eine Höhe von 430 cm.[2352] Hier bricht zudem die Ecklisene im Winkel zum Nordseitenschiff in derselben Höhe ab.[2353] Am Südturm liegt die

[2347] Dazu grundlegend RÖCKENER, Hallenkirchen, 1980.
[2348] ECKSTEIN/BUSSE/LOBBEDEY, Kirchendachwerke, 1991, S. 341, 343–345; STROHMANN, Lippstadt, 1999, S. 537; LOBBEDEY, Westfalen, 1999, S. 449.
[2349] STROHMANN, Lippstadt, 1995, S. 537.
[2350] STROHMANN, Lippstadt, 1995, S. 559; STROHMANN, Lippstadt, 1999, S. 479–480.
[2351] SIGRIST, Lippstadt, 1999, S. 444–446, dazu Abb. 366–376.
[2352] STROHMANN, Lippstadt, 1999, S. 489–490, dazu Abb. 428–431.
[2353] Ebd., S. 490, dazu Abb. 433.

Oberkante des Kleinquaderwerks sogar in einer Höhe von 1.020 cm, also ca. 560 cm höher.[2354] Die beschriebene horizontale Bauzäsur drückt sich dabei nicht nur in einem Formatwechsel der verwendeten Steine aus, sondern auch in einer deutlich anderen Zusammensetzung des Mörtels.[2355] – Im Inneren besitzen die östlichen Vierungspfeiler, die Eckvorlagen der Querhausarme sowie die Wandpfeiler der Verbindungsöffnung vom südlichen Querhaus ins südliche Seitenschiff ein einheitliches Sockelprofil aus Platte-Plättchen-Kehle und anschließendem attischen Basenprofil aus Platte – Wulst – Plättchen – Kehle – Plättchen – Wulst – Plättchen, das charakteristisch ist für Phase Ia.

Aber nicht nur – wie geschildert – am Südturm, auch am Nordturm lässt sich unter dem heutigen Sakristeidach beobachten, dass das Kleinquaderwerk des Turmmauerwerks deutlich höher hinaufreicht und das jüngere, nun großformatigere Kleinquaderwerk aus Phase Ib im Bereich der Querhausostwand dagegen gemauert und mit diesem auf eine einheitliche Höhenlinie gebracht wurde.[2356] Hier, in einer Höhe von 260 cm unterhalb der Trauflinie, zeichnet sich zudem eine weitere horizontale Zäsur ab: Das Mauerwerk, aus dem die nun miteinander im Verband stehenden Partien von Turm- und Querhausmauerwerk errichtet wurden, ist aus einer deutlich anderen, gröberen Varietät gebaut, so dass man hier eine eigene Unterphase Ic abgrenzen kann. – Zu erwähnen ist noch, dass das erste Obergeschoss des Nordturmes damals besonders sorgfältig und durch ein Gewölbe feuersicher ausgeführt wurde, da hier offenbar ein Sakrarium eingerichtet werden sollte, von dem aus der dort verwahrte Reliquienschatz sowohl zum Chorraum wie auch nach außen hin den Gläubigen gewiesen werden konnte.[2357]

In Phase Ib/c wurden die Umfassungswände von Chor und Querhaus bis zur Trauflinie hochgeführt und mit den abschließenden Rundbogenfriesen und dem profilierten Traufgesims versehen, außerdem der Dachstuhl aufgebracht. Auch die Chorwinkeltürme scheint man damals bereits bis zu ihrer Traufkante fertiggestellt zu haben, während die Querhausgiebel offenbar zunächst nur als Provisorium, vermutlich in Fachwerk, errichtet und erst nachträglich in Stein ausgeführt wurden,

[2354] Ebd., S. 490.
[2355] Ebd., S. 490, dazu Abb. 432.
[2356] Baubeobachtungen des Verf. am 6. August 2001.
[2357] Freundlicher Hinweis von Herrn Wrosch, Küster an St. Marien. Dazu lief im Jahre 2007 ein Forschungsprojekt der Universität Kiel an.

da die Giebelwände ganz offensichtlich gegen das bereits bestehende Dachwerk gemauert, ja sogar Teile des Dachstuhls mit eingemauert wurden.[2358] Phase Ib/c ist auch das Aufmauern der westlichen Vierungspfeiler zuzurechnen, deren Sockelprofil aus Platte – Wulst – Platte – Plättchen – Kehle von demjenigen der östlichen Vierungspfeiler abweicht.

Am Ende von Phase Ic steht dann das Einziehen der Gewölbe in Chor und Querhaus sowie den Turmerdgeschossen, welches – wie in Marienfeld nachweisbar – als Abschluss der jeweiligen Bauphase geschah und nicht etwa am Ende des Bauprozesses als einheitliche Wölbungskampagne. Darauf deuten in Lippstadt zweifelsfrei die konstruktiven Unterschiede der Gewölbe in den Ostteilen (Abb. 963) gegenüber den Langhausgewölben (Abb. 94, 965), von denen sie sich durch ihre flachere Form, das kleinteiligere und homogene Bruchsteinmauerwerk sowie – in der Folge – die weniger grobe Gesamterscheinung unterscheiden.[2359] Zu erwähnen ist in diesem Zusammenhang schließlich noch der Befund einer Kapitellkonsole am mittelschiffseitigen Scheitel des westlichen Vierungsbogens (Abb. 955) sowie der eine Quaderlage hohe Ansatz einer Rundstabrippe über der Nordwestecke des südwestlichen Vierungspfeilers (Abb. 953). Diese belegen eine in Phase I vorgesehene Fortführung der achtteiligen Rippenwölbung der Vierung im Mittelschiff, die aber dann bei der Ausführung in Phase II aufgegeben und durch gratige Domikalgewölbe ersetzt wurde (s.u.).

Ebenfalls noch am Ende von Phase I, vermutlich parallel zur Einwölbung, begann man mit dem Bau der Außenwand des südlichen Seitenschiffes. Darauf lassen die ebenmäßige Fortführung des äußeren Sockelprofils sowie insbesondere die Sockel-Basen-Gestaltung der raumseitigen Wandvorlagen schließen: Sie besitzen dieselbe Profilfolge wie die westlichen Vierungspfeiler, können somit ebenfalls der Phase Ib/c zugerechnet werden. Die einzige Ausnahme bildet die Wandvorlage gegenüber des südlichen Langhaushauptpfeilers, die wohl in Angleichung an diesen später

[2358] ECKSTEIN/BUSSE/LOBBEDEY, Kirchendachwerke, 1991, S. 342: „Im Südgiebel ist ein Kehlbalken und im Nordgiebel das gesamte letzte Gebinde eingemauert. Demzufolge sind beide Giebel vor das bereits bestehende Dach gemauert worden."

[2359] Nicht auszuschließen ist auch – wie LOBBEDEY, Westfalen, 1999, S. 454 meint –, dass „das Querhaus zu dieser Zeit provisorisch mit einer Holzdecke ausgestattet war, wofür bauliche Befunde sprechen könnten", doch erscheint dies weniger wahrscheinlich, zumal insbesondere das Vierungsgewölbe baueinheitlich mit den Vierungsbögen etc. sein dürfte und sich die Gewölbe der Ostteile – wie erwähnt – deutlich von den Gewölben des Langhauses aus Bauphase II unterscheiden, also zweifellos vor diesen entstanden sind.

ausgetauscht und in der deutlich breiteren Form und mit dessen abweichendem Sockelprofil ausgestattet wurde (s.u.).

Die Seitenschiffwand einschließlich des südlichen Langhausportals (Abb. 932) dürfte damals bis etwa in Höhe der Fenstersohlbänke gediehen sein, lediglich beim Ostjoch, im Anschluss an das Südquerhaus, scheint man die Substanz höher geführt zu haben. Ein Indiz dafür bildet die zu erschließende ursprüngliche Fenstergestaltung: Während sich anstelle der spätgotischen Maßwerkfenster zu seiten des Südwestportals jeweils Zwillingsfenster nachweisen lassen (s.u.), fehlt ein solcher Befund beim östlichen Maßwerkfenster – es dürfte wohl ein einfaches Rundbogenfenster ersetzt haben, das offenbar noch einer älteren Plankonzeption angehört als die westlich anschließenden Zwillingsfenster aus Phase II. Hinzu kommt schließlich noch der Befund im Bereich der Schildbögen: Nur im Ostjoch findet sich allein ein flacher Schildbogen, während in den drei Westjochen zusätzlich noch vorgelegte Rundstäbe eingeführt werden – auch dies deutet auf ein Planänderung in diesem Bereich.

Nach der Fertigstellung der Ostteile und der genannten Teilausführung der südlichen Seitenschiffwand scheint eine Bauunterbrechung eingetreten zu sein. In der nachfolgenden Bauphase II wurde das Langhaus der Kirche weiter aufgeführt. Zunächst errichtete man im Anschluss an die vorbereitete Ansatzstelle an der Westwand des Nordquerhauses die östlichen Partien der nördlichen Seitenschiffwand. Dabei wurde offenbar die Fundamentierung höher geführt, so dass es zu einem Höhenversprung des Sockelprofils kam (Abb. 934), der sorgfältig mittels Werkstücken mit entsprechend umknickenden Profilierungen bewerkstelligt wurde.[2360]

Im Inneren lässt sich eine Planänderung gegenüber Phase I(b/c) wiederum an den veränderten Sockelprofilen der Wandvorlagen ablesen (Abb. 950a): Diese zeigen nun die neue Profilfolge Platte – Wulst – Platte – Kehle, wie sie für alle übrigen Pfeiler dieser Bauphase verbindlich werden sollte. Die elementare Planänderung der Phase II bildet die ungeheure Volumenvergrößerung der beiden Langhaushauptpfeiler (Abb. 925, 940–941), die vermutlich einen eingestellten Westturm tragen sollten, wie es auch bei der nur wenig älteren Nicolaikirche der Stadt der Fall ist (Abb. 969–

[2360] STROHMANN, Lippstadt, 1999, S. 490, dazu Abb. 434.

970).[2361] Diese monumentalen Pfeiler waren in Phase I offenbar nicht vorgesehen. Ihre Neueinführung hatte nun zur Folge, dass der bereits in seinen unteren Partien ausgeführte Wandpfeiler gegenüber des südlichen Hauptpfeilers als Pendant für diesen zu schmal war und durch einen wesentlich breiteren ersetzt werden musste.[2362] Die bereits versetzte Basis und wohl auch weitere Werkstücke des begonnenen Wandpfeilers wurden wieder ausgebaut und nun für die vierte Wandvorlage des nördlichen Seitenschiffes wiederverwendet.[2363] Während man dort einfache und schlicht gerahmte, wenn auch recht große Rundbogenfenster ausführte, wurden die beiden Joche zu seiten des Südwestportals – wie die Befunde am Außenbau belegen – mit Zwillingsfenstern ausgestattet,[2364] die sogar von einem eingelegten Wulst mit Basis eingerahmt wurden.[2365] Dadurch sollte offenbar die Südseite der Kirche als Schaufassade ausgestaltet werden. Im Inneren führte man dann in den drei Westjochen die bereits erwähnten vorgesetzten Rundwülste an den Schildbögen ein (Abb. 946), die sich im Nordseitenschiff jedoch nicht finden.

In Fortsetzung der nördlichen Seitenschiffwand wurde wohl zeitgleich auch die Langhauswestwand aufgeführt, wobei es wohl aufgrund von Messfehlern zu einer leichten Achsabweichung von 6° gegenüber der Längsachse der Kirche kam.[2366] Wie bereits Boedeker aufgrund des Sockelversprungs bei der jeweils östlichsten Lisene der Nord- und Südseite des heutigen Westturms vermutete und die Bauuntersuchungen im Rahmen der Außensanierung 1990 dies auch bestätigt haben,

[2361] So erstmals BOEDEKER, Lippstadt, 1941, S. 32; ihm folgend u. a. DEHIO, Westfalen, 1969, S. 300; MÜHLEN, Lippstadt, 1972, S. 32; MAUÉ, Bauformen, 1975, S. 82, 86; KLOKOW, Lippstadt, 1984; SCHULZE, Sakralbau, 1985, S. 168; STROHMANN, Lippstadt, 1999, S. 496; LOBBEDEY, Westfalen, 1999, S. 454 (als eine Möglichkeit); DORN, Herford, 2006, S. 123. – Zu St. Nicolai s. auch: BOEDEKER, Nikolaikirche Lippstadt, 1937; MÜHLEN, Hallenkirchen, 1950, S. 86, 105; BOEDEKER, Nikolaikirche Lippstadt, 1963; KREIS SOEST 2001, S. 202–203 (Cornelia Kneppe); DEHIO, Westfalen, 2011, S. 581.

[2362] Der neue Wandpfeiler erreicht nun eine Breite von 222 cm gegenüber 168 cm bei den benachbarten Pfeilern aus Phase I.

[2363] Der Umstand, dass diese Basis nicht bereits bei der zweiten Vorlage verwandt wurde, könnte darauf schließen lassen, dass die Umplanung der Hauptpfeiler nicht unmittelbar bei Baubeginn feststand, sondern diese erst im Verlauf der an der Nordseitenschiffwand wieder aufgenommenen Bauarbeiten geschah, so dass man die ausgebauten Basiswerkstücke erst bei der vierten Vorlage wiederverwenden konnte (die dritte fiel aus, da auch hier als Pendant zum Hauptpfeiler eine breitere Vorlage zu errichten war).

[2364] STROHMANN, Lippstadt, 1999, S. 502–503, dazu Abb. 450–458.

[2365] Ebd., S. 502 vermutet, dass es sich um eingestellte Säulen handelt, doch spricht dagegen, dass sich in Höhe der zu vermutenden Kapitelle keine – sonst allgemein übliche – separate ‚Kapitell-Lage' feststellen lässt (vgl. das steingerechte Aufmaß Abb. 455). Es dürfte sich somit um einen eingelegten Rundwulst handeln, wie er häufiger bei aufwendigeren Gliederungen in der spätromanischen Architektur in Rheinland und Westfalen Verwendung findet. Dagegen spricht auch nicht die nachgewiesene Basis, die durchaus üblich ist bei derartigen Rahmungswülsten – deren nachgeordneter Charakter kommt dabei in dem Umstand zum Ausdruck, dass die Basis an der freien Ecke kein Eckblatt besitzt (Abb. 451; vgl. dazu ebd., S. 530).

[2366] Gradangabe nach RÖCKENER, Hallenkirchen, 1980, S. 365.

bildeten die besagten Lisenen ehemals die Ecklisenen eines risalitartigen Wandvorsprungs der Westwand in Mittelschiffbreite.[2367] Dieser reicht bis kurz unterhalb des ersten Rundbogenfrieses und nimmt in seiner Nordwestecke eine breite Treppenspindel (als Zugang zum Dachboden etc.) auf (Abb. 925, 967), wo sich auf Höhe der 18. Treppenstufe im Gewändemauerwerk ein Wechsel von aufwendigen Werksteinblöcken zu hammerrechten ‚Kleinquadern' klar erkennen lässt und somit eine deutliche Baugrenze bezeichnet.[2368] Diese massive Wandverbreiterung lässt die Planung eines über dem Mittelschiffwestjoch zu errichtenden Turmes vermuten (s. o.). Zu dieser Turmplanung gehören auch die bereits erwähnten monumentalen Langhaushauptpfeiler, die die Ostecken des eingestellten Westturmes tragen sollten. Ihnen entsprechen die gleich dimensionierten Wandvorlagen an der Westwand.

Während man noch an den Außenwänden arbeitete, begann man vermutlich bereits mit dem Aufführen der östlichen Zwischenpfeiler (Abb. 945) und der Einwölbung der östlichen Seitenschiffjoche (Abb. 942–943) – zumindest des südöstlichen. Darauf deuten die Wulstunterzüge der Arkaden und Gurtbögen hin, die in ihren Dimensionen denjenigen der Vierungspfeiler aus Phase I entsprechen, während diejenigen der westlichen Arkade dieses Mittelschiffjoches im Hinblick auf die wesentlich breiteren Hauptpfeiler ebenfalls breiter ausfallen. Hinzu kommt aber insbesondere der Befund an der Außenseite der südlichen Mittelschiffobermauer: Hier zeigt sich nur über der östlichen Arkade der Schenkel eines Entlastungsbogens, der aber – nach einer offensichtlichen Bauunterbrechung an dieser Stelle – bei Fortsetzung der Arbeiten über der westlichen Arkade nicht vervollständigt wurde. Vermutlich wurde damals auch schon das östliche Seitenschiffjoch eingewölbt, was möglicherweise den durch den schlechten Baugrund bedingten Schiefstand des südöstlichen Zwischenpfeilers forciert haben könnte.

Nach der Errichtung der beiden Haupt- und der westlichen Zwischenpfeiler wurden dann die übrigen ‚Sargwände' des Mittelschiffes einschließlich Traufgesims aufgeführt, im Anschluss daran erfolgte wohl die Einwölbung der Seitenschiffe und des Mittelschiffes. Deren Gewölbe fielen nun im Vergleich zu den Gewölben der Ostteile deutlich steiler aus und zeigen oberseitig eine wesentlich rauhere Oberfläche

[2367] BOEDEKER, Lippstadt, 1941, S. 33, dazu Abb. 33, 34; STROHMANN, Lippstadt, 1999, S. 496, dazu Abb. 437–439.
[2368] Baubeobachtungen des Verf.

aufgrund der gröberen hammerechten Bruchsteine, die hier für den Bau der Gewölbe verwendet wurden (Abb. 964, 965). Diese wurden zunächst ringförmig, dann zum Scheitel hin diagonal vermauert, so dass an den Nahtstellen der Segmente ein Fischgrätverband entsteht. Zudem wurden die Gewölbe rippenlos ausgeführt, die vorhandenen Ansätze für Diagonal- und Scheitelrippen aus Phase I (Abb. 953) wurden nicht genutzt (s.o.).[2369]

Offenbar gab man noch während des Weiterbaues und vor der Einwölbung den Plan eines über dem westlichen Mittelschiffjoch zu errichtenden Turmes auf und entschied sich für den Bau eines dem Langhaus vorgestellten Einturmes (Abb. 925, 933). Dieser wurde in Bauphase III dem Risalit der Westwand vorgesetzt und einheitlich hochgezogen. Etwa um dieselbe Zeit dürften dann auch die beiden Querhausstirnen ihre reichen Ziergiebel erhalten haben (Abb. 927–930).

Vermutlich ebenfalls noch dieser Bauphase dürfte die nachträglich angefügte, 1808 abgebrochene Vorhalle vor dem Südwestportal (Abb. 932) zuzurechnen sein – auf jeden Fall lassen ihre erhaltenen Reste wie das freigelegte Sockelgesims sowie die überlieferten Ansichten auf eine Entstehung noch in spätromanischer Zeit schließen.[2370]

Zur Datierung des Kirchenbaues müssen verschiedene Anhaltspunkte zusammengetragen werden: Urkundliche Nachrichten aus der Bauzeit wie Stiftungen, Ablässe oder Weiheurkunden haben sich nicht erhalten. Einen wichtigen Hinweis bietet jedoch das um 1247 verfasste ‚Lippiflorium', demzufolge Bernhard, Gründer der Stadt und seit 1218 Bischof von Selonien, die Weihe der Kirche vornahm.[2371] Zwar ist dort leider kein genaues Datum genannt, doch wird der Weiheakt von der historischen Forschung einhellig in die Zeit von Bernhards letztem

[2369] Die genannten Ansätze für Diagonal- und Scheitelrippen aus Phase I wurden häufig fehlinterpretiert als Reste einer abgeschlagenen Rippengliederung, so bei BOEDEKER, Lippstadt, 1941, S. 43; ihm folgend MAUÉ, Bauformen, 1975, S. 82; SCHULZE, Sakralbau, 1985, S. 169.

[2370] STROHMANN, Lippstadt, 1999, S. 514, dazu Abb. 449. – S. dazu auch BOEDEKER, Lippstadt, 1941, S. 35–36; MAUÉ, Bauformen, 1975, S. 82; SCHULZE, Sakralbau, 1985, S. 168, dazu Anm. 57; LOBBEDEY, Westfalen, 1999, S. 451.

[2371] Lippiflorium, Verse 879–883: „*Interea subit oppidulum Lipense rogatus / A consanguineis indigenisque loci; / Consecrat ecclesiam sub honore dei genetricis, / Quae stat vicino continuata foro. / Haec antiqua magis reliquis, quae hic locus in se / Continet, et numero plebis adaucta magis*." – Zu Deutsch: „Auch besucht er indes das Städtchen am Ufer der Lippe,/ Von den Verwandten begehrt und den Bewohnern des Orts,/ Weihet die Kirche daselbst der Mutter Gottes zu Ehren,/ Sie, die noch heutigen Tags sich bei dem Markte erhebt. Älter ist sie als alle, die unsere Mauern umschließen, auch an der Gläubigen Zahl geht sie den andern voran." (zitiert nach ALTHOF, Lippiflorium, 1900, S. 70).

Aufenthalt in der Heimat 1221/22 datiert[2372] – in der kunsthistorischen Literatur wird dann meist etwas unreflektiert als Weihejahr entweder 1221 oder 1222 angegeben.[2373]

Seit den jüngsten Sanierungsmaßnahmen und den damit verbundenen naturwissenschaftlichen Untersuchungen am Kirchenbau kommen weitere entscheidende Anhaltspunkte für die zeitliche Einordnung des Baues durch dendrochronologische Ergebnisse von Holzproben aus den Geschossbalkenlagen der drei Türme hinzu: „Im Nordturm konnten zwei Proben aus den beiden unteren Geschossbalkenlagen datiert werden. Für die untere Lage ergab sich ein Fälldatum um 1206 (+8/–5), für die darüber folgende Lage um 1200 (+8/–6).“[2374] Während im Südturm in den beprobten oberen Balkenlagen und für den Turmhelm nur Dendrodaten für die Zeit um 1326/29 ermittelt werden konnten, die auf eine vollständige Erneuerung dieser Holzteile wohl nach einem Brand schließen lassen,[2375] konnten beim Westturm für alle vier Balkenlagen bauzeitliche Daten bestimmt werden: Die Proben der unteren Balkenlage konnten auf ‚um 1226 (+12/–5)’ und ‚um 1227 (+2/–0)’ datiert werden, die der zweiten Lage ‚um 1214’ und ‚um 1229’ (beide ohne Splintholz), die der dritten Lage ergaben Datierungen ‚um 1233 (+3)’, ‚um 1230 (+3)’ und ‚um 1227 (+12)’.[2376]

Daraus ergibt sich ein recht sicheres Datengerüst, das folgende zeitliche Abfolge der einzelnen Bauphasen nahe legt: Da – wie die Holzproben der Geschossbalken ergaben – um oder kurz nach 1200 bereits die ersten beiden Obergeschosse des nördlichen Chorwinkelturms aufrecht standen, kann auf einen Baubeginn der Chorpartie etwa um 1190/95 rückgeschlossen werden – die Phase Ia ist somit

[2372] So etwa SCHEFFER-BOICHORST, Herr Bernhard, 1871, S. 208 (nimmt 1221 an); EHBRECHT, Stadtentwicklung, 1985, S. 51–52 (1221/22); SCHOLZ, Bernhard II., 1987, S. 30 (1221/22); MEIER; Bernhard II., 2003, S. 100–102 (vage: Zeitraum 1220–1222).

[2373] Nahezu in der gesamten kunsthistorischen Literatur, vgl. die jeweiligen, in Anm. 2344 angegebenen Publikationen – die einzigen Ausnahmen bilden STROHMANN, Lippstadt, 1999, S. 477; LOBBEDEY, Westfalen, 1999, S. 449.

[2374] STROHMANN, Lippstadt, 1999, S. 537 [vgl. dazu SKRIVER/HEILING, Romanische Wandmalerei in Westfalen, 2017, S. 391, Anm. 2: „Bei drei jüngeren dendrochronologischen Untersuchungskampagnen, deren Ergebnisse nicht publiziert sind, konnte diese Datierung jedoch nicht bestätigt werden“. Allerdings benennt sie nicht das Problem oder den Widerspruch].

[2375] Ebd., S. 537, dazu Anm. 46, 49.

[2376] Angaben nach ebd., S. 537, v. a. Anm. 50, 51. Die Angaben zur letzten, vierten Balkenlage fehlen allerdings! – Leider wurden bisher nicht alle erhaltenen bauzeitlichen Bauhölzer beprobt, zu nennen sind etwa die in den Querhausgiebeln eingemauerten Gebinde (s.o.) sowie weitere, bisher übersehene Holzfunde, die der Verf. bei einer Begehung des Dachraumes am 06.08.2001 entdecken konnte: So etwa ein Balken in Höhe der originalen Dachtraufe im Winkel zwischen Mittelschiffobergaden und Südquerhauswestwand, des weiteren eingemauerte, durchbohrte Holzblöcke als Öffnungen für Glockenseile im westlichen Mittelschiffgewölbe und im Gewölbe des nördlichen Chorwinkelturms.

ungefähr um 1190/95–1200 anzusetzen. In Phase Ib/c folgten dann um 1200–1215 die oberen Partien des Querhauses und der Chorwinkeltürme (vgl. die genannten Dendrodatierungen um 1200/1206), die westlichen Vierungspfeiler und die abschließende Einwölbung der bereits überdachten Partien, darüber hinaus der Beginn der südlichen Seitenschiffwand. Die somit fertiggestellten und bereits nutzbaren Ostteile wurden vermutlich durch hölzerne Trennwände in den westlichen Bögen der Vierung und der Querhausarme zur Baustelle des Langhauses hin abgeschlossen und konnten 1221/22 von Bernhard II. zur Lippe geweiht werden. Zu dieser Zeit arbeitete man, vermutlich nach einer kurzen Bauunterbrechung um 1215, in Bauphase II um 1215/20–1225 bereits am Langhaus, für das selbst zwar bisher noch keine Dendrodatierungen vorliegen,[2377] doch ergibt sich dessen Zeitansatz ‚rückwirkend' aus den Datierungen der untersten Balkenlage (um 1226/27) des Westturmes. Dieser wurde nach einer Planänderung schließlich in Bauphase III um 1225–1235/40 vor den Risalit des Langhauswestwand gestellt, wie die Datierungen der einzelnen, zeitlich aufeinanderfolgenden Geschossbalkenlagen (um 1226/27, um 1229, um 1230/33) belegen. Mit der Fertigstellung des obersten Turmgeschosses und der Turmgiebel samt Helm sowie dem Aufführen der steinernen Querhausgiebel und dem Anbau der südlichen Portalvorhalle dürfte die Kirche dann gegen 1240 vollendet gewesen sein.

Die durch die dendrochronologische Datierung von Bauhölzern gewonnen Daten bestätigen den in der Forschung zumeist angenommenen Baubeginn bald nach der Stadtgründung (um 1185) und die Interpretation der im ‚Lippiflorium' überlieferten Weihe der Kirche durch Bernhard II. zur Lippe als um 1221/22 vollzogene Teilweihe der bis dahin fertiggestellten Ostteile der Kirche. Die Dendrodatierungen der Geschossbalken im Westturm aus der Zeit um 1226/33 ergeben jedoch einen deutlich schnelleren Bauverlauf von Langhaus und Westturm als bisher angenommen und eine Vollendung der Kirche bereits gegen 1240 statt um 1250.[2378]

[2377] Nur im spätgotischen, um 1417 entstandenen Dachstuhl des Langhausmittelschiffes fand sich ein wiederverwendeter Balken, der jahrgenau auf ‚1221' datiert werden konnte, doch ist seine Herkunft aus dem Vorgängerdach des Langhauses nicht gesichert, er könnte auch von den gleichzeitig erneuerten Dächern der Ostteile stammen. S. dazu ECKSTEIN/BUSSE/LOBBEDEY, Kirchendachwerke, 1991, S. 345. – Zu weiteren, wohl bauzeitlichen Holzfunden im Bereich des Langhauses s. die vorherige Anm.

[2378] Eine Zusammenfassung der bisherigen, auf A. A. Boedeker basierenden Datierungsansätze bei STROHMANN, Lippstadt, 1995, S. 552 (bereits mit Andeutung einer schnelleren Bauabfolge) und noch bei DORN, Herford, 2006, S. 122; einen auf den jüngsten Dendrodatierungen basierenden „schnelleren Baufortschritt" mit einer Vollendung des Westturmes bereits „zu Anfang des vierten Jahrzehnts des 13. Jahrhunderts" erschließt STROHMANN, Lippstadt, 1999, S. 537–538. [Die Überreste einer figürlichen und

Die hier aufgestellten neuen Datierungsansätze der einzelnen Bauphasen werden durch stilistische Vergleiche mit eng verwandten Bauten gestützt. So basiert die Gestaltung der Vierungspfeiler auf dem Anlageschema des ‚Marienfelder Pfeilers', wie es bei den östlichen Vierungspfeilern der Abteikirche Marienfeld erstmals angewendet wird, doch wirken die Lippstädter Pfeiler ‚entwickelter' durch die schlankeren Proportionen, zu denen neben den deutlich schmaleren Diensten auch die sichtbaren Partien der Pfeilerkerne beitragen, die nun auf schmale Streifen reduziert sind. Dies legt nahe, die Lippstädter Vierungspfeiler zeitlich nach den Marienfelder Pfeilern, die als Vorbild dienten, anzusetzen, etwa um 1190/95.

Die zeitliche Einordnung des Langhauses um 1215/20–1225 geht konform mit zwei unmittelbaren Tochterbauten in Bremen, die beide unter Erzbischof Gerhard II. zur Lippe (1219–1258) errichtet wurden: den Langhausseitenschiffen des St.-Petri-Domes und dem Hallenlanghaus der Liebfrauenkirche (zu beiden siehe Kap. C.10.4.1.3.3.5.), wo jeweils Architektur- und insbesondere Kapitellformen Verwendung finden, die unmittelbar auf Formen und Entwicklungen des Langhauses der Großen Marienkirche in Lippstadt basieren (Abb. 1050–1057, 1059–1072). Zwar sind für beide Bauten keine exakten Baudaten überliefert, doch dürfte der Umbau der Domseitenschiffe um 1224 begonnen worden sein,[2379] und auch die Liebfrauenkirche war spätestens unmittelbar nach 1229 im Bau.[2380] Entscheidend sind hier insbesondere die Pfeilersockel der Domseitenschiffe (Abb. 1057), die die Sockelgestaltung der Lippstädter Bauphase II aufgreifen und fortentwickeln.

Als weiterer, mit dem Langhaus der Großen Marienkirche eng verwandter Bau ist die Johanniskirche in Billerbeck (Abb. 1309–1323) anzuführen.[2381] Die an einen älteren Westturm des 12. Jahrhunderts angefügte dreijochige Hallenkirche gebundener Ordnung mit leicht querrechteckigem Chorjoch und Seitenschiffapsiden weist eine Vielzahl von Gestaltungsmotiven auf, die bereits in Lippstadt vorgeprägt sind, so die

ornamentalen Ausmalung an den Chorwänden (erhalten ein Marientod und eine Disputation der hl. Katharina) sowie im Zugangsbogen der Nordturmkapelle und im Ostfenster des Südquerhauses sind offensichtlich erst nachträglich eingebracht worden und werden jüngst von Anna Skriver um 1260 datiert, s. Skriver/Heiling, Romanische Wandmalerei in Westfalen, 2017, S. 399–436, v. a. S. 424].

[2379] DEHIO, Bremen/Niedersachsen, 1992, S. 10.

[2380] Der Baubeginn der Liebfrauenkirche wird meist unmittelbar mit der Neuordnung der Bremer Pfarrsprengel 1229 in Verbindung gebracht (so zuletzt bei BÖLTS, Liebfrauenkirche, 2002, S. 236; DORN, Herford, 2006, S. 147, 149), doch ist dies nicht zwingend, da die bis dahin einzige Pfarrkirche der Stadt auch bereits vor diesem reinen Rechtsakt, der eine Machteinbuße bedeutete, einen repräsentativen Neubau erfahren haben könnte.

[2381] Zur Johanniskirche in Billerbeck s. die Literaturangaben in Anm. 678. Insbesondere DEHIO, Westfalen, 2011, S. 126 betont die Vorbildlichkeit der Großen Marienkirche in Lippstadt (Zitat s. ebd.).

Struktur und die Proportionen der Haupt- wie auch der (südlichen) Zwischenpfeiler (Abb. 1313, 1314), die Gurtbögen mit den Halbrundunterzügen, die Rippen der Mittelschiffgewölbe, die in ihrem Durchmesser den eingestellten Diensten entsprechen (Abb. 1315), die achtteiligen domikalen Rippengewölbe in Mittelschiff und Chor einschließlich ihrer Scheitelzier (Abb. 1316), die die Gestaltung des Lippstädter Vierungsgewölbes aufgreifen, die Ausbildung der Hängeschlusssteine der gratigen Seitenschiffgewölbe (Abb. 1317), sodann die Gliederung der Schildwände der Seitenschiffjoche mit den Dienst-Wulst-Rahmungen (Abb. 1321), aber auch Details wie die Profilierung der Pfeilersockel (Abb. 1322) mit der markanten Kehle unter den Basen sowie die qualitätvolle Kapitellzier, bei der viele der aus Lippstadt bekannten Motive wiederkehren, unter anderem das charakteristische Motiv aus sich aufspaltenden und hinterfangenden Blättern (Abb. 1321). Diese vielfältigen Übereinstimmungen belegen die enge stilistische Verbindung beider Bauten. Da die Johanniskirche in Billerbeck, deren hoher Qualitätsanspruch sich dadurch erklärt, dass sie als eine der vier bischöflichen Kaplaneien (mit einem Domherrn als Pfarrer) errichtet wurde,[2382] 1234 – wohl nach Fertigstellung – geweiht wurde, wie eine Inschrift an der Chorostwand belegt, ist im Hinblick auf das Bauvolumen mit einem Baubeginn um 1225 zu rechnen. Da viele ihrer Gestaltungsmotive bereits am Langhaus der Großen Marienkirche in Lippstadt vorgeprägt sind und diese hier eindeutig weiterentwickelt und systematisiert werden, sei der Rückschluss erlaubt, dass bei Baubeginn in Billerbeck um 1225 bereits am vorbildgebenden Lippstädter Langhaus gearbeitet wurde. Auch dies untermauert somit dessen zeitliche Einordnung um 1215/20–1225.

Die beiden reich gegliederten Querhausgiebel der Großen Marienkirche aus Phase III (Abb. 927–930) haben ihre nächsten Parallelen in den Giebeln des dendrochronologisch auf 1235/38 datierten spätromanischen Turmhelmes von St. Patrokli in Soest (Abb. 1304).[2383] Hier ist insbesondere die achtteilige Radblende der jeweiligen Nordgiebel zu nennen mit ihrer fast identischen Gliederung.[2384] Diese

[2382] LOBBEDEY, Westfalen, 1999, S. 151; DEHIO, Westfalen, 2011, S. 124.

[2383] Zur Datierung des spätromanischen Turmhelms von St. Patrokli in Soest s. LOBBEDEY, Westfalen, 1999, S. 365.

[2384] In der Nachfolge des Soester Patrokliturmes steht der Westturm von St. Laurentius in Erwitte (um 1240/50), wo ebenfalls eine achtteilige Radblende auftaucht (Abb. 1308); vgl. dazu LOBBEDEY, Westfalen, 1999, S. 426. – Für die begleitenden Vierpässe verweist MAUÉ, Bauformen, 1975, S. 87–88 auf Beispiele im Rheinland, etwa die Konchengiebel von St. Quirin in Neuss oder den Westgiebel von St. Georg in Limburg, wo ebenfalls ein liegender Vierpass erscheint.

Übereinstimmungen legen einen vergleichbaren zeitlichen Ansatz der – stilistisch konservativeren – Lippstädter Querhausgiebel um 1235 nahe.

Als wichtiger Vergleichspunkt für den Marienfelder Kirchenbau ist insbesondere das Pfeiler-Bogen-Gewölbe-System zu nennen: In Lippstadt wird das Anlageschema des ‚Marienfelder Pfeilers' einschließlich der zugespitzten Gurtbögen mit den Wulstunterzügen übernommen, doch werden, wie erwähnt, die Pfeiler und insbesondere die Dienste in Lippstadt schlanker proportioniert (Abb. 936, 941) – letztere wohl in Angleichung an die plastischen Rippen des Vierungsgewölbes, die nun in ihrem Durchmesser demjenigen der Dienste entsprechen. Das Vierungsgewölbe in Lippstadt (Abb. 938) wird durch Rippen achtteilig untergliedert, wie es auch in der Marienfelder Vierung der Fall ist (Abb. 33), wo allerdings nur die Diagonalrippen plastisch angelegt sind, während die Scheitelrippen in gemalter Form erscheinen – das Lippstädter Vierungsgewölbe greift somit das Marienfelder Vorbild (einschließlich der vegetabilen Scheitelzier) – damals das einzige Beispiel in Westfalen – auf und entwickelt es konsequent fort.

Die enge Verbindung beider Bauten, die wohl durch Mitglieder derselben Bauhütte zu erklären ist, welche sicherlich von Bernhard II. zur Lippe von Marienfeld an den Kirchbau seiner neu gegründeten Stadt Lippstadt vermittelt wurden, zeigt sich in der Gesamtgestaltung und den Architekturformen und -proportionen, aber insbesondere auch in Details wie dem Sockelprofil unterhalb der attischen Basen in den Bauteilen aus Bauphase Ia (Abb. 956): Es besteht aus Platte, Plättchen und hoher Kehle. Ein ebensolches Profil bildet das äußere Sockelgesims der Marienfelder Klosterkirche sowie insbesondere das Sockelprofil unter den Eckdiensten der Marienfelder Bauphase Ia (Abb. 290–293; siehe Kap. C.4.3.1.1., C.6.8.1.1.). Die dortigen Basen zeigen jedoch noch keine attische Basis, wie sie dann in Phase Ib bei den Binnenpfeilern eingeführt wird, wobei dort zugleich auf das gekehlte Sockelprofil verzichtet wird. Demnach ist die Sockel-Basen-Gestaltung der Lippstädter Bauphase Ia entwicklungsmäßig genau zwischen die Marienfelder Phasen Ia und Ib einzuordnen, was nochmals einen Baubeginn in Lippstadt um 1190/95 nahe legt.

Über die formgeschichtlichen Aspekte hinaus lassen sich auch bautechnische Parallelen zwischen der Abteikirche Marienfeld und der Großen Marienkirche in Lippstadt aufzeigen: So wurde bei beiden Bauten nach dem Gründen der

Fundamente im ersten Bauabschnitt die Umfassungswände von Chor und Querhausarmen einheitlich bis in eine Höhe von um oder über 4 m (Marienfeld: 380/420 cm; Lippstadt 430/460 cm) hochgezogen. Dann folgte im nächsten Schritt ein forciertes Hochführen des Chorraumes – in Marienfeld das dreischiffige Sanktuarium, in Lippstadt das Chorjoch und mutmaßlich die Apsis, heute noch ablesbar an dem höher hinaufreichenden kleinteiligeren Mauerwerk der Chorwinkeltürme.

Zudem gehen Bauunterbrechungen bei beiden Bauten teilweise einher mit einem Formatwechsel der Bausteine und einer leicht veränderten Zusammensetzung des Mörtels (Marienfeld: zwischen Phase I und II; Lippstadt: zwischen Phase Ia und Ib). – Diese Übereinstimmungen sind wohl mit Baugewohnheiten der Bauhütte zu erklären, deren Mitglieder an beiden Bauten weitgehend parallel tätig waren.

Als Vergleichspunkte mit der Burgkapelle in Rheda sind etwa die vergleichbare Angleichung der Durchmesser von Eckdiensten und Gewölberippen zu nennen (Abb. 938; siehe Kap. D. 5.5.2.), sodann die Akzentuierung einer Altarstelle mittels einer Säulenrahmung, wie sie in beiden Bauten noch durch die erhaltenen Säulenbasen belegt ist (siehe Kap. D.7.4.1.). Des weiteren ist die vegetabile Gewölbezier des Rhedaer Westgewölbes (Abb. 652) zu nennen, die im Lippstädter Vierungsgewölbe ihre nächste Parallele findet (Abb. 939; siehe Kap. D.6.3.3.), schließlich die ornamentale, wohl teilweise figürliche Zier der Zwickelflächen der Rhedaer Ostrosette (Abb. 484), die in entsprechender Weise bei der Blendrose im nördlichen Querhausgiebel in Lippstadt wiederkehrt (Abb. 929; siehe Kap. D.5.8.3.1.).

Diese aufgezeigten engen Vergleiche und Parallelen bezeugen die hüttenmäßige Verbindung der drei Bauten untereinander, die als ‚Schwesterbauten' weitgehend gleichzeitig errichtet wurden und deren innovative Baustellen wiederum weiter ausstrahlten – von Lippstadt aus etwa nach Bremen an die Bauten Erzbischof Gerhards II. zur Lippe (siehe Kap. C.10.4.1.3.3.5.)

Fazit

Aufgrund von Baubeobachtungen lassen sich für die Große Marienkirche in Lippstadt drei Hauptbauphasen abgrenzen, wobei sich die Bauphase I noch einmal in drei Unterphasen unterteilen lässt. Gestützt auf die Ergebnisse von

dendrochronologischen Datierungen von Bauhölzern aus dem Nordostturm (um 1200/06) und dem Westturm (um 1226–1233) lassen sich die drei Phasen recht gut zeitlich eingrenzen: Bauphase I umfasst die Ostteile, das heißt Chor, Querhaus und Chorwinkeltürme, darüber hinaus auch die unteren Partien der südlichen Seitenschiffwand – dabei ist die Unterphase Ia ungefähr um 1190/95–1200 anzusetzen, die Unterphasen Ib/c um 1200–1215. Nach einer kurzen Baupause folgt in Bauphase II um 1215/20–1225 die Errichtung des Langhauses. Nach einer Planänderung wurde in Bauphase III dann um 1225–1235/40 dem Langhaus der jetzige Westturm vorgesetzt sowie die Querhausgiebel und die südliche Portalvorhalle errichtet. Die im ‚Lippiflorium' überlieferte, auf die Zeit um 1221/22 eingrenzbare Weihe der Kirche durch Bernhard II. zur Lippe ist als Teilweihe der bis dahin fertiggestellten Ostteile der Kirche anzusehen.

Durch die hier vorgestellten Datierungsansätze erweist sich die Große Marienkirche in Lippstadt als nur ein wenig später begonnener, aufs engste verwandter Schwesterbau der Marienfelder Abteikirche, deren Formenapparat, insbesondere das Pfeiler-Bogen-Gewölbe-System, sie aufgreift und weiterentwickelt.

10.4.1.3.3. Überblick über die weitere Bautätigkeit von Mitgliedern der Edelherren zur Lippe

10.4.1.3.3.1. Edelherr Hermann II. zur Lippe und die St. Nicolaikirche zu Lemgo

Die Stadtgründung von Lemgo, neben Lippstadt der bedeutendsten Stadt der Herrschaft Lippe, geht nach Aussage der von Bernhard III. zur Lippe (1230–1265) im Jahre 1245 ausgestellten Stadtrechtsurkunde auf Bernhard II. zur Lippe zurück. Leider ist das genaue Jahr der Gründung nicht überliefert, dürfte jedoch im Zeitraum um 1190/95 anzunehmen sein. Als Pfarrkirche der neugegründeten Stadt diente zunächst die alte, nun vor den Toren der Stadt gelegene Gaukirche St. Johann, die spätestens seit 1231 auch Archidiakonatssitz war.[2385] Bei der Anlage der Stadt wurde die Fläche östlich des Marktes zwischen den beiden wichtigsten Längsstraßen

[2385] GERLACH, Archidiakonat Lemgo, 1932. [Roland Pieper in KAT. PADERBORN 2018, S. 403–405, Kat.-Nr. 19 äußert die einleuchtende Vermutung, dass „die Urpfarrkirche St. Johannis […] wohl aus rechtlichen Gründen *extra muros* blieb […]. Ein Zugriff des Stadtgründers darauf war offenbar nicht möglich [...]".]

Mittelstraße und Papenstraße als ‚Kirchengrundstück' freigelassen.[2386] Unter den spätromanischen Fundamentzügen der heutigen St. Nicolaikirche entdeckte Bestattungen könnten dabei auf einen Begräbnisplatz um einen älteren Kapellenbau als Vorgänger der heutigen Kirche hinweisen.[2387] Kirchenrechtlich bildete St. Nicolai noch 1306 eine Filialkirche von St. Johann, erst um 1310 wurde sie offenbar selbständige Pfarrkirche.[2388] Sie wurde, wie in vielen westfälischen und norddeutschen Städten, dem hl. Nikolaus, dem Patron der Fernhandelskaufleute, geweiht.

Der spätromanische Kernbau von St. Nicolai[2389] ist im Innern fast vollständig erhalten (Abb. 972, 984–991): Die durchweg von Domikalgewölben überfangenen Hochräume des Chorquadrums, der Vierung, der Querarme und des zweijochigen Mittelschiffes, dazu die Westjoche der basilikalen Seitenschiffe als Untergeschosse der Westtürme. Am Äußeren (Abb. 973–983) sind vom Kernbau insbesondere noch die Stirnseiten der Querarme mit ihren Portalen sowie die Westfront mit den hoch aufstrebenden Türmen sichtbar, während der Außenbau heute sonst stark durch die gotischen Umbauten des späten 13. und des 14. Jahrhunderts bestimmt wird. Aufschlüsse über den ursprünglichen Grundriss gaben die punktuellen Ausgrabungen von Wilhelm Müller 1933,[2390] auf deren Basis eine recht sichere Rekonstruktion des spätromanischen Bauzustandes zum Zeitpunkt der Vollendung möglich ist:[2391] Demnach war das bis heute erhaltene, nur seiner Umfassungswände verlustig gegangene Chorquadrum flach geschlossen – eine Hauptapsis ist zwar nicht völlig auszuschließen, doch sprechen die wechselnden Basenprofile und die abbrechenden

[2386] Zur mittelalterlichen Stadtgeschichte von Lemgo s. u. a. ROTHERT, Nicolaikirche, 1950; GAUL/KORN, Stadt Lemgo, 1983, S. 28–51 (von Hans Hoppe); WALBERG, Stadtentwicklung, 1990; sowie zuletzt HHStD, NRW, 2006, S. 651–654 (Peter Johanek); EHBRECHT, Gestalt, 2008, S. 81–83.

[2387] MÜLLER, Lemgo, 1949, S. 42; vgl. dazu die kritische Hinterfragung bei ROTHERT, Nicolaikirche, 1950, S. 48–49.

[2388] GAUL/KORN, Stadt Lemgo, 1983, S. 154; KORN, Lemgo, 1992, S. 2.

[2389] Grundlegende Lit. zu St. Nicolai in Lemgo: DEHIO, Niedersachsen und Westfalen, 1935/1949, S. 230–231; MÜLLER, Lemgo, 1949; ROTHERT, Nicolaikirche, 1950; DEHIO, Westfalen, 1969, S. 283–284; HUPPELSBERG, Lemgoer Kirchen, 1977, S. 4–16; GAUL/KORN, Stadt Lemgo, 1983, S. 154–239, hier v. a. S. 154–168, 174–183; KLUTH, Lemgo, 1983; KORN, Lemgo, 1992; DORN, Herford, 2006, S. 131–135; SCHÄFER, Lemgo, 2010; DEHIO, Westfalen, 2011, S. 544–546; KEMPKENS, Lemgo, 2011; KAISER, Lemgo, 2012 [KEMPKENS, Edeleherrenfamilie zur Lippe, 2018, S. 220]. – Ich danke Herrn Gerd Borchers, Küster an St. Nicolai, herzlich für die so freundliche Bereitschaft, mir sämtliche nicht allgemein zugänglichen Bereiche der Kirche gezeigt zu haben!

[2390] MÜLLER, Lemgo, 1949, S. 19, 23–25, 42, dazu Abb. 1. Diese konnten bei den jüngsten Sanierungsarbeiten 2006–2009 bestätigt werden.

[2391] Ebd., S. 19–26; ihm folgend die nachfolgende Lit., u. a. GAUL/KORN, Stadt Lemgo, 1983, S. 157; KORN, Lemgo, 1992, S. 6; DORN, Herford, 2006, S. 131–132.

Kämpferstücke des Triumphbogens gegen eine sich hier anschließende bauzeitliche Apsis, letzte Gewissheit kann jedoch erst eine Grabung im Chorpolygon erbringen.[2392] Werkstücke des profilierten Sockels der Chorostwand wurden offenbar beim Bau des hochgotischen Chorpolygons um 1310/30 wiederverwendet.[2393] Das Chorquadrat wird nach wie vor von einem rippenlosen Domikalgewölbe überfangen, dessen bauzeitlicher Verputz jedoch 1921–1922 im Zuge der Neuausmalung abgeschlagen worden ist.[2394] Erhalten sind auch die Vierungspfeiler (Abb. 985, 988), die in der üblichen Form als Kreuzkernpfeiler mit Kapitellband angelegt sind, und das vierteilige, mit Rippenring versehene Vierungsgewölbe (Abb. 989). Außerdem existieren noch die rippenlosen Gewölbe der querrechteckigen Querarme (Abb, 990, 991), welche sich ehedem östlich in voller Breite zu großen Nebenapsiden öffneten, und die beiden Domikalgewölbe des Mittelschiffes (Abb. 984, 986), von denen des östliche eine vierteilige, das westliche eine achtteilige Rippengliederung mit Scheitelring aufweist. Das Mittelschiff wurde ursprünglich von niedrigeren Seitenschiffen begleitet, die sich in spitzbogigen Doppelarkaden auf Zwischenpfeilern im Sinne des Gebundenen Systems zum basilikal überhöhten Mittelschiff öffneten, wie es noch heute im westlichen Mittelschiffjoch der Fall ist (Abb. 987). – Die Bausubstanz des spätromanischen Kernbaues besteht aus Bruchstein, die Zierglieder wie Pfeiler und Bögen, Lisenen, Zierfriese, Portale und Fenstereinfassungen bestehen aus bräunlichem Osning-Sandstein. Während letztere am Außenbau wohl auch zu Bauzeit frei lagen, waren die Bruchsteinpartien dazwischen einstmals verputzt.[2395]

Der spätromanische Kernbau der St. Nicolaikirche dürfte, von der bisherigen Forschung noch zu wenig beachtet,[2396] in mehreren Bauphasen errichtet worden sein. Wie bei den meisten mittelalterlichen Kirchenbauten wurde wohl auch hier im Osten,

[2392] Die Architektin Manuela Kramp, Lemgo, die 2007–2009 die Sanierungsarbeiten der Kirche geleitet hat, rekonstruiert für den Hauptchor einen apsidialen Chorschluss, doch muss dieser bis zum archäologischen Nachweis entsprechender Fundamente hypothetisch bleiben.

[2393] Ähnlich bereits GAUL/KORN, Stadt Lemgo, 1983, S. 183.

[2394] GAUL/KORN, Stadt Lemgo, 1983, S. 193. Gegen eine spätere Erneuerung des gesamten Gewölbes, die von KAISER, Lemgo, 2012, S. 138–139 aufgrund des Fehlens älterer Ausmalungen angenommen wird, spricht die Mauerungstechnik der Gewölbeschale, die der der übrigen spätromanischen Domikalgewölbe gleicht.

[2395] So konnten kürzlich an den ursprünglichen Obergadenwänden „kleinere Flächen des originalen Außenputzes als Kellenputz in 5 mm Auftragsstärke“ entdeckt werden, so KAISER, Lemgo, 2012, S. 138.

[2396] MÜLLER, Lemgo, 1949, S. 31, 47–55 benennt entsprechende Einzelbeobachtungen, grenzt jedoch kaum einzelne Bauabschnitte ab; entsprechend die nachfolgende Lit., die nur die Planänderung vom Einturm zur Doppelturmfront benennt: GAUL/KORN, Stadt Lemgo, 1983, S. 157; KORN, Lemgo, 1992, S. 6; DORN, Herford, 2006, S. 131.

also mit dem Chorquadrum, begonnen, darauf folgte wohl die Errichtung der Vierung und der Querarme mit den Nebenapsiden. Die Portale und Fenstereinfassungen der Querhausstirnen zeigen differierende Detailformen (Abb. 976–983), was auf unterschiedlich geschulte Kräfte und vermutlich auch auf ein gewisses zeitliches Nacheinander hindeutet, wobei das Südquerhaus die stilistisch älteren, das Nordquerhaus die jüngeren Formen zeigt – auch hinsichtlich der Kapitellskulptur im Inneren, wo im Nordquerhaus ebenfalls bereits modernere Knospenkapitelle auftreten – aber ebenso auch im Chor in dessen Nordostecke![2397] Nach Fertigstellung der Umfassungswände wird man zunächst das Chorquadrat eingewölbt haben, es folgten die ebenfalls rippenlosen Gewölbe der Querarme, dann erst war es statisch möglich, das reichgestaltete Rippengewölbe der Vierung einzuziehen. Wände und Gewölbe wurden sodann mit einer die gebaute Architektur ergänzenden Raumfassung versehen:[2398] Während das mit einer fünfblättrigen Rose (= Marienrose, lippische Rose?) auf dem Schlussstein gezierte Chorgewölbe heute ohne bauzeitliche Ausmalung bleibt, hat sich im Südquerhaus die Gewölbeausmalung (Abb. 991) mit vier verschiedenfarbig gequaderten, marmorierten Scheinrippen und Kleeblattmustern in den Eckzwickeln erhalten, ebenso die gemalte Umrahmung des Querhausfensters mittels eines Quaderbogens, der von schlanken Säulchen mit Schaftringen getragen wird. Eine solche findet sich auch im Nordquerhaus (Abb. 985), wo das Domikalgewölbe eine achtteilige gemalte Rippengliederung aufweist (Abb. 990), wobei die Diagonalrippen mit gemusterten Rippenbegleitbändern versehen sind, die gegen den ebenfalls gemalten Schlussstein mit dem Lamm Gottes laufen. Dessen Nimbus, Kreuz und Kelch sind in ehemals vergoldetem Reliefstuck aufgetragen.[2399] Das Vierungsgewölbe (Abb. 989) schließlich besitzt ebenfalls Rippenbegleitbänder der nun realen Diagonalrippen sowie gemalte Scheitelrippen hinter den Lilienansätzen. Die Felder des Schlussrings füllen vier sechszackige Sterne.

Wie bei der Großen Marienkirche in Lippstadt (siehe Kap. C.10.4.1.3.2.) dürfte auch hier nach der Vollendung von Chor und Querhaus zunächst eine Baupause eingetreten sein, ehe man die Bauarbeiten nach Westen fortsetzte. Ein Wechsel in der

[2397] Roswitha Kaiser, zuständige Gebietsreferentin beim WAfD, konnte ein zweites Kapitell als Spolie in der Südwestecke oberhalb der Gewölbe entdecken: KAISER, Lemgo, 2012, S. 139.
[2398] CLAUSSEN, Farbigkeit, 1978, S. 62; GAUL/KORN, Stadt Lemgo, 1983, S. 192–195.
[2399] GAUL/KORN, Stadt Lemgo, 1983, S. 195.

Basen- und Kämpfergestaltung deutet auf diese Bauunterbrechung hin – zumindest zeigen die beiden mittleren Langhauspfeiler (Abb. 987) deutlich abweichende Formen.[2400] Möglicherweise wurden nach Fertigstellung der Ostteile zunächst noch die Umfassungswände des Langhauses hochgezogen, ehe die Bauunterbrechung eintrat. Nach dieser wurden dann vermutlich die Zwischenstützen eingefügt, wobei auch hier im Bereich des westlichen Mittelschiffjochs eine Planänderung ablesbar wird: Die im Vergleich zu den Vierungspfeilern wesentlich kräftigeren mittleren Langhauspfeiler (Abb. 972) deuten darauf hin, dass sich anfänglich über dem westlichen Mittelschiffjoch ein mächtiger Westturm erheben sollte. Aber noch während des Baufortschritts ist diese Planung dann aufgegeben worden, und statt dessen wurde über den westlichen Seitenschiffjochen das heutige Doppelturmpaar (Abb. 974) errichtet.[2401] Die Lage der Bauetappengrenze dürfte der Versprung in der südwestlichen Eckvorlage des westlichen Mittelschiffjochs in ca. 3,20 m Höhe markieren (Abb. 986), wo die Vorlagenelemente beim Weiterbau etwas nach Norden verschoben fortgesetzt wurden. An der Südwand des Westjochs sind zudem zwei vermauerte Öffnungen erkennbar, von denen die östliche einst als Obergadenfenster diente, während die größere westliche mit geradem Gewände offenbar eine Emporenöffnung oder – noch wahrscheinlicher – eine Montageöffnung für die Glocken im Südturm darstellte.[2402] Zur besseren Belichtung des westlichen Mittelschiffes wurde nach der Planänderung eine große, die gesamte Schildwand ausfüllende Fensteröffnung in die Westwand eingefügt (Abb. 975, 986) und mittels zweier Reihen von unten sechs und oben drei Lanzettfenstern, letztere seitlich ergänzt um kleine Vierpässe, unterteilt. Darunter wurde ein Trichterportal eingefügt, dessen Gewände mit je drei Säulen, die Knospenkapitelle tragen, versehen ist. Das zugehörige Tympanon (Abb. 992) mit stehendem segnenden Christus, flankiert von Maria und Johannes, in recht derben Stilformen wurde 1863 ausgebaut (heute im südlichen Seitenschiff eingemauert). Die Seitenschiffe erhielten bei dieser Bauphase

[2400] Auffällig ist, dass die Basenprofile von Hauptpfeiler zu Hauptpfeiler (östliche – westliche Vierungspfeiler – Hauptpfeiler des Langhauses – Westwand) wechseln. Dies liegt vermutlich nicht nur an unterschiedlichen Bauphasen, sondern auch an einer bewussten Variatio der Profilgestaltung. – Eine detaillierte Bauuntersuchung und Unterscheidung in einzelne Unterphasen des spätromanischen wie des gotischen Baukörpers von St. Nicolai steht – trotz der grundlegenden Darstellung bei GAUL/KORN, Stadt Lemgo, 1983 – noch aus und kann auch an dieser Stelle nicht geleistet werden.

[2401] MÜLLER, Lemgo, 1949, S. 50–53; ihm folgend GAUL/KORN, Stadt Lemgo, 1983, S. 157; KORN, Lemgo, 1992, S. 6; DORN, Herford, 2006, S. 131.

[2402] So PETER, Lemgo, 2010, S. 71. – Vgl. dazu MÜLLER, Lemgo, 1949, S. 22–23, dazu Abb. 4; GAUL/KORN, Stadt Lemgo, 1983, Abb. 68. Sie deuten beide Öffnungen als Obergadenfenster, doch spricht zumindest Größe und Position der westlichen Öffnung dagegen.

gratige Domikalgewölbe (das nordwestliche noch mit bauzeitlicher Ausmalung), das westliche Mittelschiffjoch zur Auszeichnung ein achtteiliges Rippengewölbe mit Rippenring (Abb. 986). Es wird wohl – auch aus baustatischen Gründen – zuerst errichtet worden sein, danach folgte als letztes Hochraumgewölbe das östliche Mittelschiffjoch (Abb. 984, 986), das in seiner Bautechnik davon ein wenig abweicht.[2403] Dort haben sich sogar in den Zwickeln noch Teile der bauzeitlichen Ausmalung mit rot-weißem Rautenmuster erhalten.

Die Türme (Abb. 974) scheinen bei aller formalen Angleichung in zwei Phasen errichtet worden zu sein, worauf insbesondere die Fensternischen auf der Innenseite hinweisen, die im Süden mit einem Spitzbogen, im Norden mit einem Stichbogen, der sich durch einen deutlichen Scheitelknick der Form eines Giebelsturzes annähert, abschließen. Der Südturm weist sogar ein abschließendes Steingewölbe als Feuerschutz über der Glockenstube auf – darin dem Paderborner Domturm engstens vergleichbar.[2404] Sogar drei Glocken aus der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts, gegossen also bald nach der Vollendung der Türme, haben sich erhalten.[2405]

Mangels archivalischer Quellen kann die Datierung des Kirchengebäudes nur auf dem Wege des Stilvergleichs erschlossen werden. Für einen recht frühen Baubeginn sprechen sich Wilhelm Müller, Hermann Rothert und Ralf Dorn aus: Müller nimmt einen Beginn der Bauarbeiten um 1200/10 und eine Vollendung ohne Türme um 1235 an,[2406] Rothert setzt die Gründung der Kirche mit der Stadtgründung um 1190 an,[2407] Dorn erwägt den Baubeginn ebenfalls schon in die Zeit der Stadtgründung um/nach 1195 und setzt eine Vollendung des Kircheninneren um 1240 an, danach sei bis um 1250 noch der Ausbau der Türme erfolgt.[2408] Otto Gaul und Ulf-Dietrich Korn gehen hingegen von einem Baubeginn um 1210/15 und einem Ende der Bauarbeiten um 1250 aus.[2409]

[2403] MÜLLER, Lemgo, 1949, S. 30–31. – DORN, Herford, 2006, S. 132, dazu Anm. 182, der eine „Erneuerung der Wölbung des östlichen Mittelschiffs“ zu Ende des 13. Jahrhunderts annimmt, ist jedoch zu widersprechen: Profilschnitt der Rippen und Konstruktion des Gewölbes gehören noch eindeutig dem spätromanischen Kernbau an und weichen deutlich von Konstruktion und Bauformen der gotischen Seitenschiffanbauten der Zeit um 1280/1300 ab.

[2404] Zum Paderborner Domturm s. MÜHLEN, Domturm zu Paderborn, 1971; LOBBEDEY, Der Paderborner Dom, 1990, S. 92–93.

[2405] PETER, Lemgo, 2010.

[2406] MÜLLER, Lemgo, 1949, S. 47, 55. Ihm folgend HUPPELSBERG, Lemgoer Kirchen, 1977, S. 6.

[2407] ROTHERT, Nicolaikirche, 1950, S. 46.

[2408] DORN, Herford, 2006, S. 132, 135.

Für einen früheren Baubeginn vor/um 1200 mag zunächst der Grundriss mit flach schließendem Chorquadrat und Querarmen mit großen Nebenapsiden sowie die konservative Raumform mit einem basilikalen Langhaus zu zwei Mittelschiffjochen sprechen: Der Grundriss und die Raumgestalt folgen in allen ihren wesentlichen Zügen der Disposition der Prämonstratenserinnenstiftskirche in Cappel bei Lippstadt,[2410] einem der Hausklöster der Edelherren zur Lippe, deren Ostteile und Langhaus in der heutigen Form um 1160/70 errichtet wurden (Abb. 1303a, b).[2411] Ihrem Grundriss folgte auch die 1872 bis auf den Turm und das anschließende westliche Langhausjoch abgerissene St. Nicolaikirche in Lippstadt.[2412] Deren Vorgänger ist 1177 niedergebrannt worden, der Baubeginn des Neubaues wird in das Ende des 12. Jahrhunderts datiert,[2413] doch ist durchaus nicht gesichert, inwieweit sich diese Baumaßnahme auf den gesamten Kirchenbau erstreckte und damit auch die Disposition der hier relevanten Ostteile erfasste, oder ob vorerst nur der Westturm (Abb. 969–970), der dendrochronologisch um 1182 datiert werden kann,[2414] an einen zunächst wiederhergestellten Kirchenbau angefügt wurde. Die durch ein Photo von 1871[2415] überlieferte polygonale Form der Nebenapsiden (Abb. 971) spricht eher dafür, dass diese zusammen mit den schlanken Spitzbogenarkaden des erhaltenen, als ‚Halle gebundener Ordnung' ausgebildeten westlichen Langhausjochs, der überlieferten Neuwölbung des Querschiffs und der Dreifenstergruppe der Chorostwand einem durchgreifenden Umbau im zweiten Viertel des 13. Jahrhunderts angehören.[2416] Dies legt nahe, dass der Cappeler Grundriss durchaus noch im fortgeschrittenen 13. Jahrhundert als aktuell empfunden und entsprechend rezipiert wurde.

[2409] GAUL/KORN, Stadt Lemgo, 1983, S. 154, 157 („erbaut um 1215–1250"); KORN, Lemgo, 1992, S. 6 (Baubeginn „etwa um 1210/15", Fertigstellung „um 1250"). – Ihnen folgend KLUTH, Lemgo, 1983, S. 2 („1. Bauperiode etwa 1215–1245"). – SCHÄFER, Lemgo, 2010, S. 10 gibt hingegen nur sehr allgemein an: „Die Kirche ist zu Beginn des 13. Jahrhunderts […] erbaut worden".

[2410] So dezidiert erstmals DORN, Herford, 2006, S. 132, vgl. auch S. 131.

[2411] SCHNEIDER, Cappel, 1984, S. 9 (Fertigstellung „gegen Ende des 12. Jahrhunderts"); SCHNEIDER, Cappel, 1988, S. 153–155 (um 1160/70 bis gegen Ende 12. Jahrhundert); LOBBEDEY, Westfalen, 1999, S. 17 („um 1160/70"); KREIS SOEST 2001, S. 212–214 (Otfried Ellger; ab 1160/70 bis gegen 1200).

[2412] Auf die Nicolaikirche in Lippstadt als Vergleichsbau für Lemgo verwies erstmals ROTHERT, Nicolaikirche, 1950, S. 46–47.

[2413] So DORN, Herford, 2006, S. 132.

[2414] SCHULZE, Sakralbau, 1985, S, 157, dazu Anm. 11; DORN, Herford, 2006, S. 130, dazu Anm. 160 mit Verweis auf MEYER, Nicolaikirche, 1980.

[2415] S. SCHULZE, Sakralbau, 1985, S. 159, Abb. 19.

[2416] Zum Bau von St. Nicolai in Lippstadt s. BKW Lippstadt 1912, S. 111–114; BOEDEKER, Nikolaikirche Lippstadt, 1937; MÜHLEN, Hallenkirchen, 1950, S. 86, 105; BOEDEKER, Nikolaikirche Lippstadt, 1963; RÖCKENER, Hallenkirchen, 1980, v. a. S. 371–372; SCHULZE, Sakralbau, 1985, S. 157–160; KREIS SOEST 2001, S. 202–203 (Cornelia Kneppe); DORN, Herford, 2006, S. 128–131.

Mit der St. Nicolaikirche in Lippstadt verbindet die Lemgoer St. Nicolaikirche darüber hinaus auch die Disposition des von basilikalen Seitenschiffen begleiteten – in Lemgo zwar geplanten, dann jedoch aufgegebenen – Einturmes über dem Westjoch des Mittelschiffs.[2417] Offenbar nach dem Vorbild der Lippstädter St. Nicolaikirche sollte auch die Große Marienkirche in Lippstadt (siehe Kap. 10.2.3.2.) einen solchen Einturm über dem westlichen Mittelschiffjoch erhalten, worauf noch heute die mächtigen mittleren Langhauspfeiler hindeuten, doch wurde dieser Plan dann – wie in Lemgo – aufgegeben, jedoch anders als im Lemgo keine Doppelturmfront über den westlichen Seitenschiffjochen errichtet, sondern ein dem Langhaus vorgestellter Einturm (Abb. 933).[2418]

Die bei der Nicolaikirche in Lemgo verwendete Bauform der Basilika erscheint im Kontext der übrigen spätromanischen Kirchbauten von Mitgliedern der Edelherrenfamilie zur Lippe eher ungewöhnlich, da die baufreudigen Familienmitglieder zumeist Hallenkirchen errichtet ließen: Erinnert sei nur an die Große Marienkirche in Lippstadt, das Herforder Münster oder den Paderborner Dom, doch finden sich mit der Abteikirche Marienfeld und dem Bremer Dom auch bedeutende basilikale Bauten darunter, und die Bauform der Basilika ist auch in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts im näheren und weiteren westfälischen Umfeld durchaus noch nicht aus der Mode gekommen.[2419] Zu erwähnen ist etwa die Pfarrkirche St. Nicolai in Büren (um 1200/1230), die auch in der Gesamtstruktur vergleichbare Gestaltungen aufweist,[2420] des weiteren die Dome zu Münster (Langhaus um 1230–1245) und Osnabrück (Langhaus um 1220/30), letzterer ebenfalls in der klassischen Grundrissdisposition des Gebundenen Systems.

Demzufolge ist eine Datierung des Baubeginns der Lemgoer Nicolaikirche allein aufgrund der basilikalen Disposition und des ‚konservativen' Grundrisses noch in das Ende des 12. Jahrhunderts nicht zwingend. Auch die Begründung, es hätte ja schnell nach der Stadtgründung ein Gottesdienstraum geschaffen werden müssen,[2421] entfällt,

[2417] So bereits ROTHERT, Nicolaikirche, 1950, S. 47; GAUL/KORN, Stadt Lemgo, 1983, S. 157; KORN, Lemgo, 1992, S. 6; DORN, Herford, 2006, S. 130.

[2418] Die Überlegung bei ROTHERT, Nicolaikirche, 1950, S. 51, „daß Bernhard zur Lippe, […] gelegentlich der Chorweihe von St. Nicolai [die frei gemutmaßt von MÜLLER, Lemgo, 1949, auf 1222 datiert wird; d. Verf.] die Anregung gegeben hat, auch diesen Bau über das Äußere einer Dorf- oder Kleinstadtkirche hinaus zu steigern, indem man ihm statt des […] Einturmes ein Turmpaar im Westen aufsetzte", ist reine Spekulation.

[2419] Vgl. dazu LOBBEDEY, Westfalen, 1999, S. 24–25.

[2420] MÜLLER, Lemgo, 1949, S. 25–26.

[2421] So die Argumentation von DORN, Herford, 2006, S. 132 und insb. Anm. 176.

da zum einen mit der Gaukirche St. Johann eine notwendige pfarrliche Versorgung der Stadtbewohner bereits gegeben war, zum zweiten durch die aufgefundenen Bestattungen unter den Fundamenten indirekt auf eine Vorgängerkapelle geschlossen werden kann (s.o.), was eher für einen nicht so schleunigen Kirchenneubau spricht.

Entscheidend für die Datierung des spätromanischen Kernbaues sind jedoch die an ihm anzutreffenden Bauformen und Detailgestaltungen, die den maßgeblichen Hinweis für den zeitlichen Ansatz liefern können, wobei jeweils das stilistisch jüngste (= modernste) Element den Ausschlag gibt. Am Chorquadrum, dem mutmaßlich ältesten Bauteil, haben sich infolge der späteren Wandausbrüche kaum datierbare Formen erhalten, hier ist (abgesehen von den Fragmenten des aber möglicherweise erst nachträglich zugefügten Spitzbogenfrieses an der Ostwand)[2422] nur ein einfaches Knospenkapitell am nordöstlichen Eckdienst zu nennen. Hinzu kommen die nur teilweise fertig ausgeschlagenen Kapitellbänder der östlichen Vierungspfeiler und ihre Kämpferplatten, die ungewöhnlicherweise über den Halbrundvorlagen und Diensten gerundet sind (Abb. 985).[2423] Dieses Detail findet sich auch bei den fast identischen Pfeilern der Lambertikirche in Coesfeld (um 1240).[2424] Bei den Lemgoer Kapitellen handelt es sich um zweischichtig angelegte Blattstengelkapitelle, basierend auf der Grundform des Kelchblockkapitells. Kelchblockkapitelle finden sich auch an den Säulengewänden der beiden aufwendigen Querhausportale (Abb. 981–983). Sie allesamt zeigen stilistische Verbindungen zur Bauhütte, die um 1220–40 die Ostteile des Mindener Domes errichtet hat.[2425] Daneben folgt das schlichtere südliche Querhausportal (Abb. 981, 982), das noch eckige Kämpferplatten aufweist, auch in seiner Gestaltung und Disposition einschließlich der vortretenden Schildfläche dem Nordquerhausportal des Mindener Domes. Dieses Motiv (zur Gewinnung einer größeren Gewändetiefe) wie auch die bereichernden Kantensäulchen finden sich auch beim nördlichen Querhausportal, allerdings werden hier die Kapitelle nun von gerundeten

[2422] MÜLLER, Lemgo, 1949, S. 25.

[2423] MÜLLER, Lemgo, 1949, S. 37, dazu Abb. 31, 32, 36–41; GAUL/KORN, Stadt Lemgo, 1983, S. 167, dazu Abb. 82–83, 85.

[2424] Lit. s. Anm. 676.

[2425] MÜLLER, Lemgo, 1949, S. 39–40, dazu Abb. 17, 42–43, zum Vgl. 28; GAUL/KORN, Stadt Lemgo, 1983, S. 176–178, dazu Abb. 112–116. – Zu den Ostteilen des Mindener Domes zuletzt PIEPER/CHARDOUR-SAMPSON, Minden Dombezirk, 1998, S. 218–294, zur Datierung v. a. S. 255–258, 293–294. Vgl. auch KESSEMEIER/LUCKHARDT, Minden, 1982, S. 9–10, 12–13 [zur Rolle von Bischof und Domkapitel beim Dombau jüngst SCHMALOR, Rolle der Bischöfe, 2018, S. 126].

Kämpferplatten abgedeckt. Zudem sind die Säulenschäfte und Pfeilerabschnitte der Gewände wie auch ihre Fortsetzungen in den identisch gestalteten Archivolten hier wesentlich reicher dekoriert. So sind die inneren Säulenschäfte kanneliert, die mittleren Säulen sogar mit einem kannelierten Zickzackmotiv versehen. Diese Formen wie auch das Schachbrettmuster des mittleren Wulstes finden sich bereits um 1170/80 am Westchor des Wormser Domes (Abb. 1411) und im letzten Viertel des 12. Jahrhunderts auch im nahen niedersächsischen Raum, etwa an der oberen Säulengalerie der Apsis (um 1180/1200) der Neuwerkkirche in Goslar.[2426] Die Blattranken der inneren und äußeren Wülste hingegen verweisen auf eine unmittelbare Ableitung von den münsterländischen ‚Prunkportalen' in Coesfeld (Abb. 901), Billerbeck (Abb. 1311) und Vreden (Abb. 1324), die der Zeit um 1220/40 angehören.[2427] Ausschlaggebend für den zeitlichen Ansatz sind jedoch insbesondere die anstelle eines Tympanons eingefügten Dreipassbögen, die als deutlich frühgotisches Element im hiesigen Raum kaum vor 1230 möglich sind. Dasselbe gilt für die Knospenkapitelle, die an den Kantensäulen der Portalrahmung und auch an den nördlichen Eckdiensten des Nordquerarms auftreten. Die Querhausportale der Nicolaikirche in Lemgo finden zudem eine unmittelbare Nachfolge in den Querhausportalen der Stadtpfarrkirche St. Johannes Baptist (um 1230–1260) in Warburg (Kap. C.10.4.1.3.3.4.; Abb. 1046) – sowohl hinsichtlich ihrer aus der Achse gerückten Position, die sich durch Rücksichtnahme auf die Altäre in den Querhausapsiden erklärt, wie auch der Detailgestaltung, etwa dem Schachbrettmuster des inneren Wulstes am Südquerhausportal,[2428] ihre Formen sind jedoch stilistisch deutlich jünger.

Das große Fenster der südlichen Querhausstirn (Abb. 977, 978) greift das Motiv der Viertelwülste als Gewändegestaltung auf, während sein nördliches Pendant (Abb. 976) schlanke, nach dem Vorbild der Kantensäulchen der Portalrahmung auf halber Höhe gewirtelte Vollsäulen besitzt, die sich als Wulst in der Bogenzone fortsetzen. Hinzu kommt eine innere Kehle, die dicht mit sternförmigen, gerundeten ‚Knöpfen'

[2426] Der Verweis auf die Apsis der Goslarer Neuwerkkirche bereits bei MÜLLER, Lemgo, 1949, S. 36. Zur Goslarer Neuwerkkirche s. DEHIO, Bremen/Niedersachsen, 1992, S. 539–542; WEGE IN DIE ROMANIK, 1993, S. 190–191 (Harmen Thies).

[2427] Vgl. dazu v. a. MAUÉ, Bauformen, 1975, S. 134–154. Zu den Datierungen vgl. die jeweilige Ausführungen bei LOBBEDEY, Westfalen, 1999.

[2428] So bereits FREUND, Warburg, 1990, S. 2.

besetzt ist.[2429] Einfacher Kugelbesatz kommt bereits um 1190/1200 an der Ostapsis des Bamberger Domes vor (Abb. 1359),[2430] die reichere sternförmige Form trägt jedoch auch hier, wie auch die sehr scharfen Wirtel der Säulen, deutlich frühgotischen Charakter und begegnet insbesondere um 1230/50 am Siebensonnenfenster (Abb. 1011) und den Langhausfenstern des nahen Herforder Münsters (Kap. C.10.4.1.3.3.3.), von wo diese Form aller Wahrscheinlichkeit nach übernommen wurde.[2431] Eine Aufnahme fand sie darüber hinaus auch beim Südportal der Warburger Johanneskirche (Kap. C.10.4.1.3.3.4.).

Verwiesen sei schließlich noch auf die an den Stirnen und Flanken von Chor- und Querhaus *in situ* erhaltenen Partien eines unterhalb der Trauflinie den Bau ehemals umlaufenden Spitzbogenfrieses (Abb. 976–978, 993–995), dessen Bögen auf spitzen, vegetabilen Konsolen ruhen und mit scharfkantigen Dreipässen gefüllt sind.[2432] Vergleichbare Spitzbogenfriese mit Dreipassfüllung begegnen an der nördlichen Querhausstirn (um 1240) des Mindener Domes, während dort ansonsten an den übrigen Partien der Ostteile noch die ältere Form des Kleeblattbogenfrieses erscheint.

Auch das Profil der Rippen des Vierungsgewölbes (Abb. 989) aus zugespitztem Wulst mit rahmenden Rundwülsten[2433] ist kaum vor 1230 möglich, da noch um 1220 in Marienfeld (Abb. 39) und der Großen Marienkirche in Lippstadt (Abb, 938) nur einfache oder leicht geschärfte Rundstabrippen Verwendung finden. Aufwendigere Rippenprofile begegnen erstmals um 1230/40 im Querhaus des Mindener Domes[2434] und in Westchor, Westquerhaus und Langhaus des Domes zu Münster (um 1230/45; Abb. 1280–1281),[2435] beim Paderborner Dom am Nordarmgewölbe (um 1240/50) des

[2429] Zu den beiden Querhausfenstern s. MÜLLER, Lemgo, 1949, S. 31–33, dazu Abb. 19, 20; GAUL/KORN, Stadt Lemgo, 1983, S. 175, dazu Abb. 110; DORN, Herford, 2006, S. 133–134, dazu Abb. 195–196.

[2430] HUBEL/SCHULLER, Bamberger Dom, 2003.

[2431] Vgl. DORN, Herford, 2006, Abb. 12, 15, 20. – Neben der hier begründeten Spätdatierung der Lemgoer Nicolaikirche spricht auch die am Bau vereinzelte Anwendung dieses Rahmungsmotivs gegen die von DORN, Herford, 2006, S. 133 (vgl. auch S. 53–54) vertretene These, dieses Motiv tauche zuerst an der Lemgoer Kirche auf und sei von dort an den Herforder Bau weitervermittelt worden. Es ist jedoch wesentlich wahrscheinlicher – wie es auch bisher in der Forschung gesehen wurde –, dass dieses Motiv zuerst am höherrangigen Bau der Herforder Stiftskirche aufgenommen und dort konsequent angewandt wurde, um dann von Hüttenmitgliedern als Einzelmotiv an den Lemgoer Pfarrkirchenbau weitergegeben zu werden.

[2432] Zu den Fragmenten des Spitzbogenfrieses s. MÜLLER, Lemgo, 1949, S. 20–21, 25; GAUL/KORN, Stadt Lemgo, 1983, S. 175, dazu Abb. 110–111; KAISER, Lemgo, 2012, S. 135, 138. – Weitere Bogenfelder des Frieses wurden um 1280 als Spolien in den beiden westlichen Seitenschiffgiebeln der Südseite als Zierfries eingemauert.

[2433] MÜLLER, Lemgo, 1949, S. 29, dazu Zeichnung S. 30, Profil Nr. c; GAUL/KORN, Stadt Lemgo, 1983, S. 168, dazu Abb. 71, Nr. 9.

[2434] S. dazu PIEPER/CHARDOUR-SAMPSON, Minden Dombezirk, 1998, S. 235–236, 243–244, 254–255.

[2435] S. dazu LOBBEDEY, Domikalgewölbe Münster, 1990; LOBBEDEY/SCHOLZ, Baugeschichte Münster, 1993, S. 276–277.

Westquerhauses[2436] sowie im östlichen Mittelschiffjoch des Herforder Münsters (um 1240/50; Abb. 1015, 1029).[2437] Ein dem Lemgoer vergleichbares Rippenprofil besitzen die Hochraumgewölbe (um 1240/50) des Bremer Domes.[2438] Die Kopfkonsolen jeweils am östlichen Schildbogen des Chorjochs und der Vierung (Abb. 989) finden ihre nächsten Parallelen in den Querhausbereichen des Herforder Münsters (um 1230; Abb. 1027)[2439] und des Mindener Domes (um 1230/40)[2440] sowie in Mittelschiff (Abb. 1323) und Chor der Johanniskirche in Billerbeck (um 1230).[2441]

Im gegenüber dem Querhaus etwas jüngeren Langhaus der Lemgoer St. Nicolaikirche wurden jeweils differierende Rippenprofile verwendet: Während das westliche Mittelschiffgewölbe eine Kastenrippe (Abb. 986) mit von Plättchen begleiteten Kehlungen aufweist, variiert das Profil des östlichen Mittelschiffgewölbes (Abb. 984) dasjenige der Vierung mit zugespitztem Mittelwulst, aber nun rahmenden Kehlen.[2442] Der hängende Schlussstein des Westjochs[2443] findet in seiner Gestaltung aus einem Kranz von vier zum Quadrat angeordneten Dreiblättern und zentraler fünfblättriger Blüte (Rose) ein identisches Gegenstück im Südquerhaus (um 1240) des Mindener Domes.[2444]

Gleichermaßen zeigen die im Westteil an den Hauptpfeilern und dem Westportal verwendeten Knospenkapitelle eine jüngere Stilstufe an. Auch das große ‚Gruppenfenster' in der Westfront (Abb. 975) und das zweibahnige Seitenschifffenster im Erdgeschoss des Nordturms mit quadratischem Mittelpfosten und Dreipass im Zwickel darüber deuten auf eine Entstehung gegen die Mitte des 13.

[2436] Dazu zuletzt LOBBEDEY, Westfalen, 1999, S. 257; DORN, Herford, 2006, S. 158, dazu Abb. 246.

[2437] DORN, Herford, 2006, S. 29, 49–50, 85–87, dazu Abb. 11, 121.

[2438] So MÜLLER, Lemgo, 1949, S. 29.

[2439] BEER, Münsterkirche, 2000, S. 18–20, dazu Abb. S. 4, 5; DORN, Herford, 2006, S. 57, dazu Abb. 58 (mit Verweis auf Vergleichsbeispiele in Münster, Minden, Osnabrück und Lemgo, dazu Abb. 84–87). – Während jedoch in Herford die Interpretation einer der Köpfe aufgrund der begleitenden Rose als Darstellung der Äbtissin Gertrud zur Lippe eine gewisse Wahrscheinlichkeit besitzt (s. 10.4.1.3.3.3), entbehrt die Deutung einer der Kopfkonsolen im Lemgoer Chorjoch als Bernhard II. zur Lippe (so u. a. bei ROTHERT, Nicolaikirche, 1950, S. 51) oder als Bischof Bernhard IV. von Paderborn (GAUL, lippische Frühgeschichte, 1950, S. 74) jeglicher Grundlage.

[2440] S. dazu PIEPER/CHARDOUR-SAMPSON, Minden Dombezirk, 1998, Abb. 158.

[2441] S. dazu LOBBEDEY, Westfalen, 1999, S. 156, dazu Abb. 43, 45.

[2442] MÜLLER, Lemgo, 1949, S. 29, dazu Zeichnung S. 30, Profil Nr. b, a; GAUL/KORN, Stadt Lemgo, 1983, S. 168, dazu Abb. 71, Nr. 10, 11 (leider genau falsch herum bezeichnet in der Legende).

[2443] Gute Abb. bei DORN, Herford, 2006, Abb. 194.

[2444] S. dazu PIEPER/CHARDOUR-SAMPSON, Minden Dombezirk, 1998, Abb. 158, Nr. Q36, dazu Text S. 255. – DORN, Herford, 2006, S. 133 verweist hingegen auf den ebenfalls in einer fünfblättrigen Blüte endenden Schlussstein im Nordquerhaus des Herforder Münsters (ebd., Abb. Abb. 93), der jedoch ansonsten einen abweichenden Aufbau zeigt.

Jahrhunderts, für die Vierpässe der Westfensteranlage sei zum Vergleich auf die Zwickelvierpässe beim Gruppenfenster in der Chorstirnwand (um 1240) des Bremer Domes (Abb. 1049) verwiesen. Auch die in der Folge offenbar recht zügig errichteten Turmobergeschosse besitzen ‚Maßwerkfenster' mit Mittelsäulchen und wechselndem Füllungsmotiv der Bogenöffnungen,[2445] die einen deutlich frühgotischen Charakter aufweisen und für eine Entstehung um die Mitte des 13. Jahrhunderts sprechen. Deutlich nach der Mitte des 13. Jahrhunderts dürfte schließlich die Zierblende im (1468–1472 teilweise erneuerten?)[2446] südlichen Querhausgiebel (Abb. 977) mit ihrem dreibahnigen, von Nischen mit Zackenbögen gerahmten Blendmaßwerk entstanden sein, dessen Zeichnung dem Vorbild des südwestlichen Seitenschifffensters (um 1250/60) der Kleinen Marienkirche in Lippstadt folgt.[2447] Möglicherweise war der Giebel bis dahin nur als Provisorium ausgeführt oder musste bereits damals ein erstes Mal erneuert werden.[2448]

Fasst man die Beobachtungen und Vergleiche zusammen, so ist ein Baubeginn der St. Nicolaikirche kaum vor 1220 möglich – also gerade noch zu Lebzeiten des Stadtgründers Bernhard II. zur Lippe († 1224),[2449] die anfängliche Bauherrschaft dürfte sein Sohn und Nachfolger als Regent, Hermann II. zur Lippe († 1229), ausgeübt haben, ihm folgte dessen Sohn Bernhard III.. Begonnen wurde aller Wahrscheinlichkeit nach mit dem Chorjoch, bis um 1230/40 dürfte sich das Querhaus angeschlossen haben. Hier wie auch wohl ehemals beim Chorjoch wurde die gebaute Architektur abschließend durch ein gemaltes Rippensystem ergänzt und vollendet.[2450]

Nach einer wohl nur kurzen Baupause fügte man um 1240/50 das Langhaus an, wobei es im Bereich des westlichen Mittelschiffjoches zu einer Planänderung kam und anstelle des geplanten Einturmes eine Doppelturmfront aufgeführt wurde. Mit

[2445] GAUL/KORN, Stadt Lemgo, 1983, S. 181, dazu Abb. 121, 122.

[2446] GAUL/KORN, Stadt Lemgo, 1983, S. 155; KAISER, Lemgo, 2012, S. 127, 130, 136.

[2447] JESSE, Lippstadt, 1969/76, S. 46–47, dazu Abb. 81; SCHULZE, Sakralbau, 1985, S. 165–166, dazu Abb. 20, 22.

[2448] In den Jahren 1468–1472 wurden alle Giebel einschließlich der Querhausgiebel zumindest teilweise erneuert, s. GAUL/KORN, Stadt Lemgo, 1983, S. 155.

[2449] MÜLLER, Lemgo, 1949, S. 48, 49 nimmt eine Weihe der Ostteile der Kirche durch Bernhard II. an, ja betrachtet sie „als wahrscheinlich, wenn nicht als erwiesen" (S. 49). Nach den obigen Überlegungen, die auf einen Baubeginn kaum vor 1220 hindeuten, sei hingegen die Überlegung erlaubt, ob Bernhard II. nicht vielmehr bei einem seiner Aufenthalte in der Heimat (1219, 1221/22) die Einsegnung des Bauplatzes und die Grundsteinlegung von St. Nicolai vorgenommen hat!

[2450] CLAUSSEN, Farbigkeit, 1978, S. 62 (um 1250), dazu Abb. 60; GAUL/KORN, Stadt Lemgo, 1983, S. 195–196 (um 1240), dazu Abb. 77, 78, 147–150; KORN, Lemgo, 1992, S. 8 (um 1240).

Vollendung von deren Obergeschossen um 1250/60 war der Bau der Kirche zunächst abgeschlossen, um 1260 schloss sich dann noch eine Erneuerung des südlichen Querhausgiebels an.

Der genannte Planwechsel vom Einturm zur Doppelturmfront könnte dabei mit der Rangerhöhung der Stadt und damit indirekt der St. Nicolaikirche zusammenhängen, den die Erhebung Lemgos zum alleinigen Archidiakonatssitz im nordwestlichen Teil der Diözese Paderborn durch Bischof Bernhard IV. zur Lippe 1231 bedeutete (auch wenn dieser damals nominell noch mit der älteren Gaukirche St. Johann verbunden war – eine Verlagerung zu St. Nicolai war zweifellos bereits damals beabsichtigt). [2451]

Gegen den von Müller und Dorn postulierten frühen Baubeginn um 1195/1200 spricht neben den jüngeren Stilformen schließlich auch die dann zu erwartende, aber de facto kaum gegebene enge, geschwisterliche Verbindung zu den beiden ‚Schöpfungsbauten' der Abteikirche in Marienfeld und der Großen Marienkirche in Lippstadt, die um 1200 die einzigen Bezugsgrößen innerhalb der lippischen ‚Familienarchitektur' bildeten. Um 1220 war deren Strahlkraft dann jedoch schon nicht mehr ganz so stark, und es kamen für einen Lemgoer Kirchenneubau zusätzlich jüngere Bauten ins Bezugsfeld wie etwa die Ostteile des Mindener Domes und insbesondere die unweit gelegene Herforder Münsterkirche, mit deren wesentlichen Teilen unter Äbtissin Gertrud II. zur Lippe (um 1212/17 – um 1233/38), Schwester des Lemgoer Stadtherren Hermann II., begonnen wurde und in deren Nachfolge St. Nicolai in Lemgo zu sehen ist. Hinzu kommen münsterländische Bezüge wie die Prunkportale oder die Pfeilerabschlüsse von St. Lamberti in Coesfeld.

Aber auch an der Lemgoer St. Nicolaikirche kehren die typisch ‚lippischen' Bauformen wieder, die von der Abteikirche Marienfeld und der Großen Marienkirche in Lippstadt ihren Ausgang nehmen. Zu nennen ist hier an erster Stelle das Pfeiler-Bogen-Gerüst aus den typischen ‚Marienfelder Pfeilern' mit Halbrundvorlagen und Eckdiensten sowie entsprechend gerundeten Unterzügen der leicht zugespitzten Gurtbögen (Abb. 988). Details wie etwa die nun entsprechend den Rundelementen gerundeten Kämpferplatten deuten jedoch die spätere Zeitstellung an. Gleiches gilt für die oben behandelten Baudetails, die sich zumeist an aktuellen Bauten der Zeit

[2451] Freundlicher Hinweis von Prof. Dr. Ulrich Meier, Universität Bielefeld. Vgl. dazu auch MEIER, Herrschaft Lippe, 2008.

um 1220/40 orientieren. Auf Marienfeld und noch stärker die Große Marienkirche in Lippstadt weisen freilich noch die reichen Rippenfigurationen des Vierungs- und des westlichen Mittelschiffgewölbes mit ihrem vier- bzw. achtrippigen Gliederungssystem samt Rippenring, zum Teil auch mit Lilienbesatz, zurück (Abb. 986, 989), ihr mehrteiliges Rippenprofil bedeutet jedoch auch hier eine stilistische Weiterentwicklung. Die Fenster- und Friesgestaltungen gehen dagegen bereits deutlich über die Marienfeld-Lippstädter Formen hinaus.

Demnach gehört die um 1220–1250 zu datierende Lemgoer St. Nicolaikirche zu den jüngeren Beispielen innerhalb der Gruppe von Bauten, die von Mitgliedern der Edelherrenfamilie zur Lippe errichtet wurden – Hermann II. ist hier sicherlich als Initiator und Hauptbauträger des Kirchenbaues zu bezeichnen.

10.4.1.3.3.2. Propst Dietrich zur Lippe und die Stiftskirche St. Lebuinus zu Deventer

Das St. Lebuinusstift in Deventer an der Ijssel bildete das ranghöchste Stift der Diözese Utrecht nach dem Utrechter Domkapitel und gehörte im Hochmittelalter zu den bedeutendsten Kanonikerstiften im Nordwesten des Reiches. Wohl seit 1206 hatte Dietrich zur Lippe, einer der jüngeren Söhne Bernhards II., hier – vermutlich durch Vermittlung seines gleichnamigen Onkels, des Utrechter Bischofs Dietrich II. von Are (1197–1212) – eine Kanonikerpräbende inne,[2452] im Jahre 1216 stieg er dann zum Propst des Stiftes auf, dem er bis zu seinem Tode 1227 vorstand. Die Ernennung zum Propst von Deventer hatte er zweifellos seinem im Jahr zuvor zum Bischof von Utrecht gewählten Bruder Otto (1215–1227) zu verdanken, der im selben Jahr auch den Bruder Bernhard als Propst des Martinistiftes in Emmerich einsetzte.[2453] Dietrich starb wenige Tage nach der Schlacht bei Ane am 28. Juli 1227, in der er an der Seite seines bischöflichen Bruders Otto gegen die aufsässigen Drenther Bauern gekämpft hatte.[2454]

In der gut zehnjährigen Amtszeit von Dietrich zur Lippe in Deventer wurde offenbar der bereits um 1200 begonnene spätromanische Umbau der noch aus der Mitte des

[2452] EHBRECHT, Stadtentwicklung, 1985, S. 82, Anm. 192.

[2453] Dazu ZUNKER, Adel, 2003, S. 142.

[2454] Zu Dietrich zur Lippe s.: EHBRECHT, Stadtentwicklung, 1985, S. 48, dazu Anm. 192; SCHMIDT, Hermann II. zur Lippe, 1990, v. a. S. 225, 226; ZUNKER, Adel, 2003, S. 142. – Seinen Namen erhielt er nach einem Leitnamen der Familie der Grafen von Are, der Familie seiner Mutter; vgl. dazu BADER, Grafen von Are, 1979, S. 55. Vielleicht war sein Onkel Dietrich von Are, Bischof von Utrecht, ja sogar sein Taufpate.

11. Jahrhunderts stammenden, bis dato flach gedeckten Stiftskirche St. Lebuinus verstärkt fortgeführt.[2455] Davon haben sich in der heute vornehmlich von einer spätgotischen Ausbauphase geprägten Kirche (Abb. 996–997) insbesondere noch die Vierungspfeiler der Ostvierung (Abb. 998–999), aber auch die östlichen Pfeiler der Westvierung (Abb. 1001) erhalten, dazu die Dienste für die Einwölbung des Chorjoches (Abb. 998) und der östlichen Querhäuser (Abb. 1000). Die aus rheinischem Tuffstein gemauerten Pfeiler der Ost- und der Westvierung stammen im Kern noch aus der frühromanischen Bauphase und wurden beim spätromanischen Ausbau in den Winkeln mit eingestellten Diensten versehen, die Pfeiler der Ostvierung erhielten zudem an den Stirnseiten Halbrundvorlagen. Diese zugefügten Rundelemente aus Trachyt sind in der Ostvierung und im Hochchor obendrein auf halber Höhe gewirtelt (Abb. 998). Die ebenfalls hinzugefügten umlaufenden attischen Basen (Abb. 1003, 1004) sind mit sorgfältig ausgeführten Eckblättern versehen und weisen einen deutlichen Wulstüberstand auf. Über den qualitätvollen Kapitellen (Abb. 1002) und dem um alle Pfeilerelemente verköpften Kämpfergesims stiegen die neu eingefügten Wölbungselemente auf, von den sich die im Rund geführten Vierungsbögen im Norden und Süden bis heute erhalten haben (Abb. 998, 999). Als Fortsetzung der sie tragenden Halbrundvorlagen der Pfeiler weisen sie einen Halbrundunterzug auf.

Der Bezug zu ‚lippischen' Bauformen, vermittelt über Propst Dietrich,[2456] ist offensichtlich: Die Vierungspfeiler der Ost- wie auch der Westvierung wurden beim spätromanischen Umbau in einen Kreuzkernpfeiler mit Halbrundvorlagen und Eckdiensten nach dem Schema des ‚Marienfelder Pfeilers' verwandelt, auch beim Bogengerüst folgen die Halbrundunterzüge dem lippischen Formenrepertoire.[2457] Die von geraden Blattstengeln, Blattkränzen und Knollen geprägten Kapitelle (Abb. 1002) weisen zwar keinen engeren Bezug zur ‚lippischen Baugruppe' auf – offenbar waren hier, gegen Ende der Baumaßnahme, andere, rheinisch geprägte Bildhauer am

[2455] Zur Baugeschichte der St. Lebuinuskirche in Deventer s. KUBACH/VERBEEK, Rhein und Maas, 1976, Bd. I, S. 187–192; BLOEMINK, Bouwgeschiedenis, 1992; STENVERT/KOLMAN/MEIERINK, Overijssel, 1998, S. 99–103. – Offenbar erst nach der Mitte des 13. Jahrhunderts wurde nach Ausweis der Stützenformen das Mittelschiff mit einem (heute nur noch anhand der Vorlagen ablesbaren) sechsteiligen Gewölbe in frühgotischen Formen versehen (vgl. etwa das zeitgleiche (kriegszerstörte) Mittelschiffgewölbe von St. Maria im Kapitol in Köln).

[2456] So bereits THÜMMLER, Bedeutung, 1955, S. 168 [vgl. dazu auch KEMPKENS, Edelherrenfamilie zur Lippe, 2018, S. 221].

[2457] Ähnlich bereits MÜHLEN, Ausstrahlung, 1984, S. 136.

Werk –, doch weist die Formgebung der attischen Basen (Abb. 1003, 1004) mit dem Wulstüberstand und insbesondere mit den Ausbildungen der Eckblätter – vielfach lappige Blätter mit Eckvolute, aber auch hinterschnittenes Blattwerk – deutliche Parallelen zu den Basen lippischer Bauten wie Lippstadt (Große Marienkirche), Rheda oder Bremen (Dom und Liebfrauen) auf. Auch die Verwendung von Schaftringen bei den Rundelementen lässt sich mit entsprechenden Wirtelungen an den Pfeilern in Rheda (Abb. 479; Kap. D.5.5.1.) und im Paderborner Dom am südwestlichen Langhauspfeiler der Südseite (Abb. 1040, 1043) gut vergleichen.[2458]

Der Zeit der Umgestaltung des Chores unter Propst Dietrich ist darüber hinaus wohl auch der Fußbodenbelag des Hochchores (Abb. 1005–1006) zuzuordnen, der mit seinem Plattenmosaik aus grauen und roten Tonfliesen und der Aufteilung in drei Längsstreifen deutliche Parallelen zum etwas älteren Chorfußboden in Marienfeld aufweist (siehe Kap. C.7.1.).[2459]

Die Vollendung der Umbaumaßnahmen im Hochchor und in den beiden Vierungen dürfte aber wohl erst nach dem unerwarteten Tod Propst Dietrichs erfolgt sein, worauf etwa die eher rheinisch geprägten Kapitellmotive hindeuten könnten.[2460]

Mit Propst Dietrich zur Lippe ist möglicherweise auch die Errichtung des Propsteigebäudes zu verbinden, von dem umfangreiche Überreste bis heute erhalten sind (Abb. 1007–1008).[2461] Sie zeigen in der Sockelzone die Verwendung durchgängiger Lagen von Buckelquadern, wie sie sonst bei Bauten von Mitgliedern der Familie der Edelherren zur Lippe nur noch bei den Lisenen in Rheda (Abb. 461) begegnen (siehe Kap. C.5.1.).

Nicht mehr genauer fassbar sind hingegen die mutmaßlichen Baumaßnahmen im Bistum Utrecht, zu denen das Kloster Marienfeld den bauverständigen ‚Konversen B.' an den Utrechter Bischof Otto II. zur Lippe ausgeliehen hatte, der nun aber, um 1226/27, von Abt Wikbold (1226–1231) in einem Brief an Bischof Otto von dort

[2458] Der Vergleich mit Paderborn bereits bei THÜMMLER, Bedeutung, 1955, S. 168.

[2459] KIER, Schmuckfußboden, 1970, S. 93, dazu Abb. 190, 191; KUBACH/VERBEEK, Rhein und Maas, 1976, Bd. I, S. 192; STENVERT/KOLMAN/MEIERINK, Overijssel, 1998, S. 100 mit möglichem *terminus ante quem* 1235 (vgl. Anm. 1184).

[2460] Erst nach einer längeren Baupause ist dann etwa um 1260 die Einwölbung des Mittelschiffs mit sechsteiligen Gewölben vorgenommen worden, wovon noch die alternierenden Wandvorlagen zeugen, die schon deutlich frühgotische Detailformen aufweisen.

[2461] KUBACH/VERBEEK, Rhein und Maas, 1976, Bd. I, S. 190/192.

aufgrund eines Beschlusses des Generalkapitels des Zisterzienserordens zurückgerufen wurde, wobei er diesem jedoch einen Ersatzmann anbot.[2462]

10.4.1.3.3.3. Äbtissin Gertrud II. zur Lippe und die Kanonissenstiftskirche (Münsterkirche) St. Marien und Pusinna in Herford

Das Stift Herford wurde um 789 durch den sächsischen Adeligen Waltger (Wolderus) als erstes Frauenkloster in Sachsen gegründet, das von Kaiser Ludwig dem Frommen (814–840) zu einem Reichsstift erhoben wurde.[2463] Im Jahre 860 wurden im Zuge der karolingischen Reliquientranslationen die Gebeine der hl. Pusinna aus Binson (Châtillon-sur-Marne) nach Herford übertragen. Aufgrund seines hohen Alters beanspruchte das Stift Herford den höchsten Rang unter den sächsischen Kanonissenstiften – auch begründet dadurch, dass das Stift reichsunmittelbar und exemt war, das heißt es unterstand allein Kaiser und Papst als den höchsten Gewalten. Dadurch hatte die Herforder Äbtissin den Rang einer Reichsfürstin und besaß zugleich eine quasibischöfliche Stellung.[2464] In der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts hatte eine Tochter Bernhards II. zur Lippe, Gertrud, diese hochbedeutende Stellung inne. Leider ist die Dauer ihrer Amtszeit nicht exakt überliefert: Ihr Vorgängerin Eilika wird allein 1212 erwähnt, Gertrud II. jedoch erstmals 1217, vielleicht ist sie schon 1215 im Amt. Ähnlich verhält es sich mit dem Ende ihrer Amtszeit: Ihr Todesjahr ist nicht überliefert, sie selbst urkundet letztmalig nachweisbar 1233, ihre Nachfolgerin Ida jedoch erst 1238, so dass Gertrud auch erst in jenem oder im Vorjahr verstorben sein könnte. Äbtissin Gertrud II. war hoch gebildet, beherrschte Latein und Griechisch und verfasste Kommentare zu den Evangelien, außerdem erwies sie sich als geschickte Politikerin, auch auf Reichsebene, und gründete zusammen mit dem Kölner Erzbischof Konrad von

[2462] Hauptstaatsarchiv Münster, Msc. II., Nr. 43, S. 187; s. dazu KOHL, Marienfeld, 2010, S. 512, dazu Anm. 5. Hier erstmals der Bezug auf Utrecht.

[2463] Zu Stift Herford und seiner Stiftskirche s. WEMHOFF, Herford, 1993 und DORN, Herford, 2006. Außerdem: BKW Herford, 1908; DEHIO, Niedersachsen und Westfalen, 1935/1949, S. 221–222; TELGER, Herford, 1935; TELGER, Herford, 1936; DENECKE, Münsterkirche Herford, 1949; LOBBEDEY, Herford, 1966; LOBBEDEY, Herford, 1973; LOBBEDEY, Herford, 1978; GAUL, Herford, 1982; POHL, Herford, 1992; FIEBIG, Herford, 1993; LOBBEDEY, Westfalen, 1999, S. 347–356; BEER, Münsterkirche, 2000; KROKER, Herford, 2000; DORN, Damenempore, 2001; DORN, Baubefunde, 2003; ZUNKER, Adel, 2003, S. 103–104, 263–264, HHStD, NRW, 2006, S. 453–459 (Christoph Laue, Meinhard Pohl); DORN, Bauen im Zeichen der Rose, 2008, S. 135–137; DEHIO, Westfalen, 2011, S. 422–430 [Kempkens, Edelherrenfamilie zur Lippe, 2018, S. 221–222] .

[2464] S. dazu u. a. FÜRSTENBERG, Äbtissin von Herford, 1995; KROKER, Herford, 2000; DORN, Herford, 2006, u. a. S. 8, 15, 162.

Hochstaden (1238–1261) als Herzog von Westfalen die Herforder Neustadt.[2465] Ihr ist auch die Initiative zum Neubau der Herforder Münsterkirche zuzuschreiben.

Anstelle der karolingisch-ottonischen, wohl im 12. Jahrhundert gewölbten Stiftskirche, die von Lobbedey und Wemhoff eingehend erforscht wurde,[2466] entstand in mehreren Etappen ein vollständiger spätromanischer Neubau (Abb. 1009–1023): Im Osten ein betonter Langchor aus Apsis, Chorquadrat und einem querrechteckigen Joch mit zweigeschossigen Chorflankenräumen (der nördliche noch vor der Mitte des 13. Jahrhunderts zum Turm ausgebaut), einem östlichen Querhaus aus drei Quadratjochen, von denen das nördliche die Stiftsdamenempore aufnahm, sowie einem dreischiffigen, dreijochigen Hallenlanghaus mit quadratischen Mittelschiffjochen und längsrechteckigen Seitenschiffjochen von Zweidrittel der Mittelschiffbreite. Über den westlichen Seitenschiffjochen war eine Doppelturmfront geplant, von der jedoch nur der südliche vollendet wurde, während der nördliche über dem ersten Freigeschoss abbricht. Eine repräsentative Westfassade war jedoch auch nie beabsichtigt, da sich westlich an den Nordturm unmittelbar die Baulichkeiten der Fürstäbtissin anschlossen. Die Schaufassade der Kirche war hingegen die Südseite (Abb. 1010) mit den Strebepfeilern an den Jochgrenzen und Querhausecken, der Giebelfolge und den beiden Portalen am Querhaus und am mittleren Langhausjoch, die jeweils durch – unterschiedlich große – Vorhallen ausgezeichnet sind. Im Norden schloss sich das Claustrum der Stiftsgebäude mit dem Kreuzgang, der Wolderuskapelle am Kreuzgangwestflügel und im Klausurostflügel dem Kapitelsaal sowie im Obergeschoss dem Dormitorium, das sog. Schlafhaus (mit direktem Zugang zur Damenempore im Nordquerhaus),[2467] an.

Als spätere gotische Hinzufügungen erweisen sich der Krämerchor (um 1330/40) zwischen Paradiesvorhalle und südlichem Querhaus, die zweigeschossige Beichtkammer (um 1370) anstelle des südlichen Chorflankenraumes und das östliche Chorjoch (wohl um 1414/18) anstelle der Hauptapsis.[2468]

[2465] Zu Gertrud zuletzt eingehend ZUNKER, Gertrud II., 2004; vgl. auch ZUNKER, Adel, 2003, S. 103–104.
[2466] LOBBEDEY, Herford, 1966; LOBBEDEY, Herford, 1973; LOBBEDEY, Herford, 1978; WEMHOFF, Herford, 1993.
[2467] S. dazu ausführlich WEMHOFF, Schlafhaus, 2003.
[2468] Zu den gotischen Anbauten und ihren Bauzeiten s. DORN, Herford, 2006, S. 90–97.

Der Bau der spätromanischen Münsterkirche wurde von Ralf Dorn eingehend erforscht und analysiert[2469] – die nachfolgenden Ausführungen zur Baugeschichte folgen weitgehend seiner Darstellung, abweichende Auffassungen werden kenntlich gemacht. Die Errichtung der Kirche erfolgte demnach in vier Etappen, beginnend mit der innen halbrunden, außen fünfseitig gebrochenen Apsis und dem Chorquadrat (Abb. 1009), die außerhalb des Vorgängerbaues angelegt wurden, sowie dem querrechteckigen Joch samt den zweigeschossigen Chorflankenräumen anstelle des vormaligen Querhauses und den Ostwänden der Querarme, während das Langhaus des Vorgängers offenbar zunächst weiterbestand zur Fortführung der Gottesdienste. Das auf der Nordseite des Chorquadrates erhaltene Doppelfenster (Abb. 1018) erinnert an die entsprechenden Fensterbildungen in Marienfeld. In der Grunddisposition folgen diese Ostteile – Chor mit Apsis, Chorflankenräume/-türme in den Winkeln zum Querhaus wie auch das Altarziborium im Südquerarm – dem Vorbild der Großen Marienkirche in Lippstadt (Abb. 925; Kap. C.10.4.1.3.2.). Auch bei den östlichen Vierungspfeilern (Abb. 1016, 1017) und den Wandpfeilern des Chores (Abb. 1018), die dem Schema des ‚Marienfelder Pfeilers' aus Kreuzkern, Halbrundvorlagen und Winkeldiensten entsprechen, folgte man in Herford der modifizierten Lippstädter Pfeilervariante (Abb. 951, 952), bei der allein die Rundelemente der Vorlagen und Dienste mit Kapitellen versehen sind, welche – bedingt durch deren unterschiedliche Breite – in der Höhe differieren. Die Kapitelle sind als Kelchblockkapitelle ausgebildet und mit diamantiertem Blattwerk geziert, eines der Kapitelle auf der Chornordseite (Abb. 1025) zeigt das aus Marienfeld und Lippstadt vertraute ‚Ovalmotiv' (Abb. 313, 958; siehe Kap. C.6.2.1.1.3.).[2470] Den Abschluss bildet ein Wulstkämpfer nach Marienfelder Muster. Die über den Kämpfern aufsteigenden Schildbögen zeigen im ersten, queroblongen Chorjoch (Abb. 1018) die ungewöhnliche Form eines Kleeblattbogens – die Wölbung selbst erfolgte offenbar erst in Bauphase 3 (s.u.).

Nach einem Brand im gerade erst neu errichteten Ostflügel der Klausur zu Ende der 1220er Jahre[2471] fand in Bauphase 2a eine einschneidende Umplanung im Bereich des Nordquerarmes statt: In den in Phase 1 ebenerdig angelegten nördlichen

[2469] DORN, Damenempore, 2001 sowie insbesondere seine Dissertation DORN, Herford, 2006.
[2470] DORN, Herford, 2006, Abb. 62.
[2471] Vgl. dazu auch WEMHOFF, Schlafhaus, 2003, S. 262.

Querhausflügel, ersichtlich am dem jetzt vermauerten östlichen Zugang vom Klausurostflügel, wurde nun die – wohl ursprünglich im Westbau vorgesehene – Damenempore verlegt. Dazu tiefte man einen neunjochigen, kryptenartigen Raum auf Säulen mit in der Grundform belassenen und nur geglätteten Kelchblockkapitellen halb in die Erde ein (Abb. 1016, 1019), wobei man die Fundamente der östlichen Wandpfeiler freilegte, während die der westlichen, tiefer hinabreichenden erst jetzt angelegt wurden. In der Nordfront schuf man einen asymmetrisch angeordneten Außenzugang mit rahmenden Fenstern. Weitere, neu geschaffene Zugänge führ(t)en von Osten, Norden und Westen auf die Damenempore. Diese wurde offenbar unter großem Zeitdruck fertiggestellt, da man für die Kapitelle der Eckdienste offensichtlich bereits vorliegende Kapitelle mit weiblichen Büstenfiguren verwendete, die jedoch zu niedrig waren und daher aufgestockt werden mussten. Sie waren eindeutig für eine andere Stelle vorgesehen, wie die dreiteiligen Dienstansätze an der Unterseite der Kapitelle erkennen lassen. Die nördliche Querhausstirn erhielt ein Doppelfenster (Abb. 1013), dessen Gewände mit je zwei Flankierungssäulchen mit skulptierten Kelchblockkapitellen versehen ist. Eines davon zeigt eine männliche Gestalt in einem Wams (Abb. 1033), die aufgrund des Winkeleisens in der Linken eindeutig als Darstellung eines Baumeisters zu deuten ist[2472] – leider bleibt er namenlos.

Auch der nordwestliche Vierungspfeiler (Abb. 1019) wurde in dieser Bauphase errichtet und damit das Hallenschema des Langhauses festgelegt. Der Pfeiler zeigt gegenüber den östlichen Vierungspfeilern aus Phase 1 einige wichtige Unterschiede: Zum einen ist er kräftiger dimensioniert als jene, was zur Folge hat, dass der Kreuzkern breiter ausgebildet ist und daher die Pfeilerelemente im Gesamtbild eine andere Proportionierung aufweisen.[2473] Zum anderen werden hier erstmals die klassischen Halbrundvorlagen durch Vorlagen mit dem Querschnitt eines halben Achtecks oder gar durch Rechteckvorlagen – als Auflager für die Scheidbögen zu den Seitenschiffen – ersetzt. Schließlich werden anstelle der Einzelkapitelle wie in Marienfeld Kapitellbänder eingeführt, wobei die Kapitelle nun als Knospenkapitelle ausgebildet sind.[2474] – Derselben Phase 2a zugehörig ist wohl auch die untere Partie

[2472] S. dazu BEER, Münsterkirche, 2000, S. 20, dazu Abb. S. 7; DORN, Herford, 2006, S. 61, dazu Abb. 94.

[2473] Darauf wies bereits LOBBEDEY, Westfalen, 1999, S. 355.

[2474] DORN, Herford, 2006, S. 46 ordnet das Kapitellband des nordwestlichen Vierungspfeilers erst der nachfolgenden Bauphase 3 zu, doch dürfte die Vollendung des Pfeilers vor dem Hintergrund der raschen

der nördlichen Seitenschiffwand, an die von außen der Kreuzgang anschloss – die Schildbögen seiner Wölbung sind bis heute erkennbar.

Im Anschluss daran wurde in Bauphase 2b (?) die Westfassade begonnen und im Bereich des Nordturms und des Mittelteils bis in ca. 3 m Höhe ausgeführt, wobei man mit ersterem zugleich eine neu Ostwand samt integriertem Kaminzug für das angrenzende Abteigebäude errichtete,[2475] bei letzteren lässt ein heute zugesetzter Okulus im Erdgeschoss auf eine ehedem geplante Westempore schließen.[2476]

In der anschließenden Bauphase 3 wurde das Südquerhaus (Abb. 1011, 1020) vollendet: Hier zeigt sich ein stärkeres Aufgreifen frühgotischer Motive wie die nun durchweg als Knospenkapitelle ausgebildeten Kapitelle der Kapitellbänder sowie die aufwendige Rahmung der südlichen Fenstergruppe mittels gewirtelter Säulchen. Dabei ist diese Fenstergruppe nach innen als Doppelfenster ausgebildet, während außen ein zusätzlich hinzugefügter, mit vergoldeten Kupferscheiben gefüllter Sechspass und ein überfangender Spitzbogen mit Rosettenbesatz in der Kehle ihr das Erscheinungsbild eines frühgotischen Maßwerkfensters bzw. dessen unmittelbarer Vorstufe, des ‚Gruppenfensters', verleihen. Diese Fensterbildung, die man für nachträglich einfügt halten möchte, da sie die modernste Fensterform am Münster darstellt, obwohl der Befund dem anscheinend entgegen steht, dürfte wohl erst während der Bauarbeiten als Umplanung einer einfachen Doppelfenstergruppe entstanden sein. Dabei sprengte sie den ihr zur Verfügung stehenden Platz und durchbrach mit der Spitze das umlaufende horizontale Giebelgesims. Insgesamt erscheint sie wie ein Versatzstück, das nicht aus dem Formenkanon der Münsterkirche entwickelt ist.[2477] Als Vorbild diente das ebenfalls noch als ‚Gruppenfenster' ausgebildete Südfenster im ersten Langhausjoch des Paderborner

Fertigstellung der Damenempore noch dem Ende der Bauphase 2 zuzuordnen sein.

[2475] Zu den Befunden ausführlich DORN, Baubefunde, 2003, S. 247–253; DORN, Herford, 2006, S. 44–45.

[2476] Es sei hier erneut die Überlegung aufgeworfen, ob nicht zuerst in einer Phase >2a< mit der Westfassade begonnen wurde, die auch eine Westemporenplanung vorsah, und dann nach dem Brand in einer Phase >2b< wegen der verzögernden Wiederaufbauarbeiten am Klausurostflügel die Damenempore, da ein baldiger Bezug der Westempore nicht zu erwarten war, in den Querhausnordflügel verlegt wurde. Diese schlüssige These bringt DORN, Damenempore, 2001, S. 14–17, doch entscheidet er sich in seiner Dissertation – DORN, Herford, 2006, S. 39–45 – für eine umgekehrte, aber weniger schlüssige Bauabfolge.

[2477] In ähnlicher Weise erscheint auch das bauzeitliche, um 1250/60 zu datierende Maßwerkfenster in der Stirnwand des Nordostquerhauses des Domes zu Münster wie ein Versatzstück, das in deutlichem Kontrast steht zur spätromanischen Architekturauffassung des Domes.

Domes,[2478] das im Entwurf um 1230/35 zu datieren ist. – Im selben Zuge wurde auch der südwestliche Vierungspfeiler der Münsterkirche aufgeführt.

Vermutlich in einer eigenen Unterphase 3b wurde sodann die Wölbung von Chor und Querhaus mit einer Folge von Domikalgewölben durchgeführt. Auf eine eigenständige, von Ralf Dorn nicht separierte Unterphase deutet der Umstand, dass die jeweils bis etwa einen Meter über dem Wulstkämpfer ausgeführten Bogenansätze, insbesondere die der Unterzüge, auffälligerweise nicht in der vorgesehenen Form fortgeführt wurden, sondern sich deutliche Versprünge und Profilwechsel ablesen lassen (Abb. 1016, 1017). Da dies auch beim südwestlichen Vierungspfeiler und beim Verbindungsbogen zum südlichen Seitenschiff der Fall ist (Abb. 1022), können sie schwerlich Teil einer kontinuierlichen Baumaßnahme sein. Für eine einheitliche Wölbungskampagne spricht die Mauerungstechnik der Gewölbeschalen[2479] – anzunehmen ist aber auch hier eine zeitliche Priorität der beiden Chorgewölbe, da ein Beginn der Einwölbung im Anschluss an die Apsiskalotte auch statisch nahe liegt. Dafür spricht aber auch – bisher unbeachtet – die ‚falsche' Position der Kopfkonsolen am Halbrundunterzug des Gurtbogens im Chor. Erst in der Vierung und in den Querarmen befinden sich die Kopfkonsolen in der ‚richtigen' Position an den Bogenscheiteln der Rechteckbögen und dienen hier der Aufnahme gemalter Orthogonalrippen, wie es seit der Restaurierung der 1960er Jahre wieder der Fall ist. Dabei ist die nördliche Kopfkonsole des Vierungsgewölbes als gekrönter Frauenkopf gestaltet (Abb. 1026–1027), rechts neben ihm findet sich eine fünfblättrige Rose – gemeinhin wird diese als lippische Rose und daher der Kopf – in prominenter Position über dem Bogen zum Nordquerhaus mit der Damenempore – als Darstellung der Bauherrin Äbtissin Gertrud II. zur Lippe angesehen.[2480] Das Gewölbe über der Damenempore wurde zudem durch einen herabhängenden Schlussstein aus Blattwerk und abschließender fünfblättriger Blüte – der lippischen Rose (?) – ausgezeichnet (Abb. 1028), die Vierung durch ein

[2478] So bereits LOBBEDEY, Westfalen, 1999, S. 353.

[2479] So DORN, Herford, 2006, S. 48–49, 64, dazu Abb. 101.

[2480] So u. a. GAUL, Herford, 1982,S. 10, dazu Abb. S. 11; FIEBIG, Herford, 1993, S. 197; BEER, Münsterkirche, 2000, S. 18/20, dazu Abb. S. 5. Mit einem Fragezeichen versehen es hingegen LOBBEDEY, Westfalen, 1999, S. 355/356 und DORN, Herford, 2006, S. 49, dazu Abb. 58 und Anm. 153, der den Kopf, FÜRSTENBERG, Äbtissin von Herford, 1995, S. 43–45 folgend, auch als Mariendarstellung sehen möchte. Dagegen spricht jedoch der fehlende Nimbus, der sich hingegen bei den Heiligendarstellungen im Nordquerhaus findet (!), und die Krone, die nicht zu den kanonischen Attributen Marias gehört, sondern gewöhnlich nur bei der Marienkrönung oder der Darstellung als Sedes Sapientiae erscheint.

Ziermotiv aus eingeschwungenen Bögen, die in einem Lilienmotiv enden und eine rautenförmige Öffnung einfassen (Abb. 1026). Während das Ziermotiv der Vierung – wie die Marienfelder Schlusssteine – Vorbilder aus der Île-de-France rezipiert (siehe Kap. C.8.1.2.), findet der Abhängling des Nordquerhauses seine Parallelen im Rheinland sowie in der Großen Marienkirche in Lippstadt (Abb. 954, 967, 943; siehe Kap. C.10.4.1.3.2.).

Die südliche Querhausfront erhielt im selben Zuge in Unterphase 3b ihren Giebel (Abb. 1011), der durch eine Spitzbogenblende ausgezeichnet ist, deren Bogenfeld ein blütenartiges Dreiblattmotiv füllt, das an den Vierpass im südlichen Querhausgiebel von Marienfeld (Abb. 283) erinnert.[2481]

In der nachfolgenden Bauphase 4 wurde sodann das Langhaus des Münsters, das auch die Untergeschosse der Westtürme umfasst, fertiggestellt. In Ergänzung zu Dorns These soll auch hier eine Unterteilung der Phase 4 in zwei Unterphasen vorgeschlagen werden: In Phase 4a erfolgte die Errichtung der östlichen Pfeiler,[2482] die das von den westlichen Vierungspfeilern vorgegebene Schema fortführen, sowie die der Seitenschiffwände des östlichen und mittleren Langhausjochs (Abb. 1021–1023). Die oberen Wandpartien werden im östlichen durch Zwei- im mittleren durch Dreifenstergruppen durchbrochen, gebildet jeweils aus rundbogigen Fenstern, die von einfachen Wülsten mit Wirteln anstelle von Kapitellen gerahmt werden. Hier greift man somit nicht die frühgotische Fensterlösung der Südquerhausstirn auf, sondern kehrt zu eindeutig spätromanischen Fensterlösungen mit Rundbogenöffnungen zurück. Nur der Rosettenbesatz in den äußeren Rahmungskehlen gemahnt an die Fenstereinfassung in der südlichen Querhausfront. Rheinisch-spätromanisch erscheint dabei wiederum die Kleeblattrahmung der südlichen Dreifenstergruppe. Ebenfalls noch der Phase 4a ist wohl das Untergeschoss des Nordturmes zuzurechnen, dessen aufgrund der Auflast nur einfache Fenster einen vergleichbaren Gewändeaufbau besitzen – allerdings fehlt hier der Rosettenbesatz, und die nicht ganz stimmig aufsitzende Bogenzone könnte erst in Phase 4b aufgesetzt worden sein.

[2481] So bereits LOBBEDEY, Westfalen, 1999, S. 353–354.
[2482] DORN, Herford, 2006, S. 47 nimmt an, dass sie eventuell noch der Phase 3 angehören könnten.

Der Unterphase 4b ist das Untergeschoss des Südturms mit seinen deutlich anders gearteten Spitzbogenfenstern und der Wulstrahmung, die im Süden und im Westen jeweils mit einem Kleeblattbogen schließt, zuzuordnen. Dazu gehören außerdem die westlichen Langhauspfeiler, deren Kapitelle deutlich schwächer sind als die der östlichen, sowie die abschließende einheitliche Einwölbung des Langhauses mit Domikalgewölben, die zwar in ihrer Form weitgehend denen in Chor und Querhauses entspricht, sich aber in der Mauerungstechnik deutlich von diesen unterscheidet.[2483] In mehrfacher Hinsicht eine Ausnahme bildet schließlich das östliche Mittelschiffjoch des Langhauses: Es ist das einzige Gewölbe der Kirche, das mit acht plastischen, mehrfach profilierten Rippen ausgestattet wurde (Abb. 1015, 1029). Dazu besitzt es ein ikonographisches Programm: Die Öffnung des spitzovalen Schlusssteines, in dem die Rippen zusammenlaufen, enthält eine Darstellung von Christus als Weltenrichter, um den sich auf den inneren Rippenzierscheiben der Orthogonalrippen die vier apokalyptischen Wesen scharen (Abb. 1030), während auf den mittig plazierten Rippenzierscheiben der Diagonalrippen vier posaunenblasende Engel erscheinen; ergänzend kommen noch die Embleme von Sternen bzw. Blüten auf den jeweils äußeren Rippenzierscheiben der acht Rippen hinzu: Es handelt sich somit um eine Darstellung des Jüngsten Gerichts, wie es in ähnlicher Weise auch an den Rippengewölben des angevinischen Stils in Westfrankreich erscheint, die generell anregend gewirkt haben könnten.[2484] – Ebenfalls der Bauphase 4 zuzuordnen ist wohl die Paradiesvorhalle mit dem Südportal des Langhauses, die wieder stärker, insbesondere in der Kapitellskulptur und der Rippenprofilierung, frühgotische Motive zeigt.[2485]

In der abschließenden Bauphase 5 wurden die Freigeschosse der Westtürme ausgeführt. Dabei besaß der Südturm als Teil der Schaufront zur Altstadt Priorität. Seine Biforienöffnungen zeigen dabei nun einen deutlich frühgotischeren Charakter. Der Nordturm wurde hingegen, falls überhaupt jemals über das erste Freigeschoss hinaus gediehen, zu Ende des 13. Jahrhunderts durch einen Brand beschädigt und

[2483] So DORN, Herford, 2006, S. 49, 64, dazu Abb. 101.

[2484] Dazu eingehender DORN, Herford, 2006, S. 85–87. Zu den westfranzösischen Schlusssteinzyklen s. SCHREINER, Südwestfrankreich, 1963.

[2485] DORN, Herford, 2006, S. 48 ordnet sie der Bauphase 3 zu, was jedoch wenig wahrscheinlich ist, da sie dann vor dem Ausbau des Langhauses entstanden wäre. Auch eine Mehrphasigkeit von Wand- und Gewölbesystem erscheint nicht zwingend notwendig.

danach nur jenes Geschoss in Anlehnung an den Südturm, allerdings nun mit entwickelten hochgotischen Biforien auf der Nordseite, wiederhergestellt.

Leider ist in den archivalischen Quellen weder das Jahr des Baubeginns noch das der Abschlussweihe überliefert. Einzig ein von Papst Gregor IX. (1227–1241) im Jahre 1228 gewährter 40tägiger Ablass lässt sich als Unterstützung laufender Baumaßnahmen deuten.[2486] Die zur Verwendung gekommenen ‚lippischen' Bauformen deuten jedoch unzweifelhaft auf eine Bauherrenschaft der Äbtissin Gertrud II. zur Lippe. Mit Planung und Beginn des Neubaues dürfte bald nach ihrem Amtsantritt (um 1215/17), das heißt um 1215/20 begonnen worden sein. Dies bestätigt auch der stilistische Befund der in Bauphase 1 errichteten Bauteile. Bauphase 2 umfasst die Umplanungen im Nordquerhaus und dessen Ausbau zur Damenempore nach dem Brand Ende der 1220er Jahre,[2487] ihr geht eventuell noch die Errichtung des Unterteils der Westfront voraus (s.o.). Zeitlich ist sie in die Jahre bis 1230 einzuordnen. Die Umsetzung der Phase 3 dürfte noch vor dem Tod der Äbtissin Gertrud II. um 1233/38 liegen. Dies legt insbesondere ihre mutmaßliche Darstellung am nördlichen Vierungsbogen wie auch das Aufgreifen der Maßwerkgliederung des südwestlichen Langhausfensters des Paderborner Domes nahe, dessen Westquerhaus und anschließende erste Langhausplanung in die Zeit bald nach dem Amtsantritt ihres Bruders Bernhard 1228 als Bischof von Paderborn um 1230/35 fallen. Nach Paderborn weisen außerdem die Kapitellbildungen, die darüber hinaus aber auch die Knospenkapitelle in Westquerhaus und Langhaus des Domes zu Münster (um 1225–1245; siehe Kap. C.10.5.2.) rezipieren.[2488] In der Bauphase 4, die wohl erst nach dem Tod Gertruds ausgeführt wurde und somit in die Amtszeit ihrer Nachfolgerin Ida (um 1234/38–1265) fällt, wurde der ‚lippische' Formenkanon unverändert und zunächst auch hinsichtlich der Kapitellskulptur auf hohem Niveau fortgeführt. Erst gegen Ende der Phase, in der Unterphase 4b, lässt die Qualität der Bauskulptur und der Architektur nach, was vermutlich auch mit der nachlassenden Wirtschaftskraft des Stiftes zusammenhing. Dennoch gelingt es in einer weiteren Kraftanstrengung, das Langhaus einheitlich zu wölben. Die Ausführung der Phase 4 liegt etwa in der Zeit um 1235/40–1250/55. Auch in der Phase 5 reicht die Wirtschaftskraft, zumindest den

[2486] WUB IV, Nr. 162. – Vgl. LOBBEDEY, Westfalen, 1999, S. 349; DORN, Herford, 2006, S. 35–36.
[2487] WEMHOFF, Herford, 1993, Bd. 1, S. 41; WEMHOFF, Schlafhaus, 2003, S. 262; DORN, Herford, 2006, S. 45.
[2488] S. dazu eingehender DORN, Herford, 2006, S. 52–63.

Südturm auszuführen, der um 1260/80 datiert werden kann und laut urkundlicher Überlieferung um 1282 vollendet wurde – in diese Zeit fällt vermutlich auch die Wiederherstellung des brandgeschädigten Nordturmes.[2489]

Hingewiesen sei schließlich noch auf zwei Relikte der bauzeitlichen Ausstattung: Zum einen das aus Flankensäulen und Giebelaufsatz ädikulaartig gebildete Altarziborium im südlichen Querhaus (Abb. 1035), das ehemals ein Gegenstück in der Großen Marienkirche in Lippstadt besaß (Kap. C.10.4.1.3.2.), darüber hinaus auch in den Querarmen der Stiftskirche in Langenhorst (Abb. 871; siehe Kap. C.10.4.1.1.1.2.); auch das anhand von Indizien rekonstruierbare Ziborium der Burgkapelle in Rheda (Abb. 614; siehe Kap. D.7.4.5.1.) ist vergleichbar. Zum anderen der ehemalige Lettneraltar (Abb. 1034), heute noch Zelebrationsaltar in der Vierung, dessen Front zwei profilgerahmte Kassetten aufweist, die ehemals mit einem Kreuz und mit einer Figur geziert waren.[2490]

Die Herforder Münsterkirche ist die größte Kirche Westfalens nach den bischöflichen Domkirchen, worin sich sehr augenfällig der Rang und der Machtanspruch des reichsfreien und exemten Damenstiftes und seiner Äbtissin äußert. Ihre besondere Bedeutung liegt darüber hinaus in dem Umstand, dass das bei der ersten Langhausplanung des Paderborner Domes (Abb. 1036–1037) erstmals nach westfranzösischem Muster aufgegriffene Hallenschema hier in unmittelbarer Nachfolge übernommen und baulich zuerst fertiggestellt wurde, so dass dem Herforder Münster der Rang gebührt, die erste monumentale Hallenkirche Westfalens ohne Zwischenstützen zu sein. Zugleich stellt sie eines der bedeutendsten Bauwerke dar, das auf Initiative eines Mitgliedes der Edelherrenfamilie zur Lippe errichtet wurde.

10.4.1.3.3.4. Die Bischöfe Bernhard IV. zur Lippe und Simon I. zur Lippe, der Dom zu Paderborn und die Neustädter Pfarrkirche St. Johannes Baptist zu Warburg

Zur Diözese Paderborn, der ein Großteil der lippischen Gebiete unterstand, unterhielten die Edelherren zur Lippe traditionell enge Beziehungen. Zwei Söhne Bernhards II. zur Lippe stiegen hier in bedeutende Ämter der Bistumshierarchie auf:

[2489] Dazu ausführlicher DORN, Herford, 2006, S. 50–51.
[2490] S. dazu ebd., S. 81–82, dazu Abb. 116.

1217–1219 hatte der jüngste Sohn Gerhard zur Lippe († 1258) das Amt des Dompropstes inne, ehe er zum Erzbischof von Bremen gewählt wurde. 1228 wurde dann sein Bruder Bernhard († 1247), zuvor Propst des Martinistiftes in Emmerich, als Bernhard IV. auf den Paderborner Bischofsstuhl berufen. Ihm folgte 1247 sein Neffe Simon I. zur Lippe († 1277), der bis 1277 regierte, gefolgt wiederum von seinem Neffen Otto von Rietberg (†1307), einem Sohn der Oda zur Lippe († 1262).[2491]

Der Paderborner Dom St. Maria, Kilian und Liborius (Abb. 1036–1045) wurde etwa 1215/20–1280 errichtet,[2492] also im wesentlichen während der Amtszeiten von Familienmitgliedern der Edelherren zur Lippe. So verwundert es nicht, wenn auch hier dezidiert ‚lippische Bauformen' begegnen. Begonnen wurde der Domneubau des 13. Jahrhunderts um 1215/20 unter Bischof Bernhard III. von Oesede (1204–1223) im Westen mit der Errichtung des mächtigen Westturmes, dessen Erdgeschoss zusammen mit dem vorgelagerten Basilikaljoch den Westchor bildet (Abb. 1039).[2493] Nur wenig später begann man mit der Erneuerung des Hochchores im Osten. Diese frühen Bauteile der Bauphase 1 zeigen noch keinerlei Anklänge an aufwendige ‚lippische Bauformen', gerade der Westchor ist vielmehr gekennzeichnet durch eine

[2491] S. dazu eingehender Kap. B.2.2. (mit Literaturangaben).

[2492] Grundlegend zum Paderborner Dom: LOBBEDEY, Dom zu Paderborn, 1984; BÖRSTE, Paderborner Dombau, 1986; BAUER/HOHMANN, Dom zu Paderborn, 1987; LOBBEDEY, Paderborner Dom, 1990; LOBBEDEY, Westfalen, 1999, S. 235–259. Vgl. auch DORN, Herford, 2006, S. 155–161; DORN, Bauen im Zeichen der Rose, 2008, S. 135. [Seit 2012 zudem: die verschiedenen Beiträge in BÖRSTE, Lichtgewänder, 2012; BÖRSTE, Baugeschichte, 2018; sowie die vielfältigen Beiträge in KAT. PADERBORN 2018, insbesondere LOBBEDEY, Paderborner Dom, 2018; HELTEN, Langhaus, 2018; ALBRECHT/BREITLING, Paradiesportal, 2018; KEMPKENS, Edelherrenfamilie zur Lippe, 2018, S. 216, 226–229]. – Ältere Lit.: PETERS, Dom zu Paderborn, 1931/32; THOMAS, Figurenportale, 1934; TACK, Paderborner Dom, 1936; TACK, Kapitellornamentik, 1938; TACK, Dom zu Paderborn, 1948; TACK, Paderborn und Riga, 1962. – Zur Geschichte: BRANDT, Domstift Paderborn, 1994. – Die von BÖRSTE, Paderborner Dombau, 1986, u. a. S. 51 auf 1233/36 eingegrenzte Datierung des Vierungsturmeinsturzes, der von LOBBEDEY, Ausgrabungen Paderborn, 1986, S. 199, LOBBEDEY, Westfalen, 1999, S. 255 und ihm folgend DORN, Herford, 2006, S. 158 um 1233/35/41 angesetzt wird, kann möglicherweise durch eine weitere Quelle, eine Urkunde Bischof Bernhards IV., vom 13. Januar 1237 gestützt werden: WUB III, Nr. 344 / IV, Nr. 252 = Lipp. Reg. I, Nr. 211 = Lipp. Reg. N. F., 1237.01.13: Darin geht es um Abgaben des Klosters Marienfeld in Form von Wachs für die Lichter in der Gruft der verstorbenen Vorgänger Bischof Bernhards, womit wohl die nach dem Turmeinsturz in der Wiederherstellung begriffene Krypta gemeint ist, wo offenbar damals die Bischofsgräber eine Neuordnung und Aufwertung erfahren haben. Vgl. dazu auch BRANDT/HENGST, Bischöfe, 1984, S. 126, wo zudem auf Grundbesitzverkäufe des Domkapitels im April 1240 zur Tilgung der Schulden des Domes hingewiesen wird. [Zur Urkunde Bischof Bernhards IV. vom 13. Januar 1237 jüngst KAT. PADERBORN 2018, S. 382–383, Kat.-Nr. 12 (Sascha Käuper), wo jedoch auf die Gruftfrage nicht weiter eingegangen wird; zu einer Urkunde vom 10. April 1240, mit der Bernhard IV. den Dombau befördern wollte, ebd., S. 457, Kat.-Nr. 47 (Petra Koch-Lütke Westhues); dazu außerdem jüngst: KEMPKENS, Paderborner Domkrypta, 2023, S. 167–168].

[2493] Vgl. dazu MÜHLEN, Domturm zu Paderborn, 1971, der ihn jedoch noch für den Turm Bischofs Imad (1051–1076) hielt, der nur im frühen 13. Jahrhundert umgebaut worden sei. – Zur entscheidenden Umdatierung des gesamten Turmbaues ins frühe 13. Jahrhundert s. die verschiedenen Publikationen von Lobbedey.

äußerst schlichte Formensprache,[2494] die offenbar bewusst in Angleichung an das noch vorhandene Langhaus des 11./12. Jahrhunderts gewählt wurde, das anscheinend zunächst beibehalten werden sollte.[2495] An den westlichen Vierungspfeilern der Westvierung ist dann aber ein deutlicher Formenwechsel auszumachen (Bauphase 2): Anstelle der einfach gestuften, nur mit schlichten Kämpferplatten ausgestatteten Pfeiler und Bögen tauchen hier (wohl als Nachrüstung) plötzlich Pfeilervorlagen, gebildet aus einem Rechteckkern sowie kapitellgezierten Halbrundvorlagen und Winkeldiensten auf – sie entsprechen somit eindeutig dem Aufbau des ‚Marienfelder Pfeilers', wie er in Marienfeld erstmals angewandt und dann vor allem über Lippstadt weiter verbreitet wurde. Von den Vierungspfeilern der Großen Marienkirche in Lippstadt wurde auch die Gestaltungsweise übernommen, dass nur die runden Elemente der Vorlagen und Dienste Kapitelle besitzen (Abb. 951–953), die gemäß deren Breitendimensionen auch in der Höhe differieren. An den nur wenig jüngeren östlichen Pfeilern der Westvierung und den westlichen Pfeilern der Ostvierung (Abb. 1042), die jeweils noch derselben Bauphase angehören, ist der charakteristische Pfeileraufbau dann im Zuge der hier greifbaren Hallenlanghausplanung allseitig voll ausgebildet. Letztere lässt sich auf Vorbilder in Westfrankreich, insbesondere auf die Kathedrale St. Pierre in Poitiers ([vor] 1163 – Mitte 13. Jahrhundert; Abb. 807), zurückführen (siehe Kap. C.10.3.).

Dieser plötzliche Wechsel hin zu den ‚lippischen Bauformen' steht möglicherweise in ursächlichem Zusammenhang mit dem Amtsantritt von Bischof Bernhard IV. zur Lippe 1228. Zwar ist die Rolle der Paderborner Bischöfe hinsichtlich der Bauherrschaft am Dom nicht eindeutig geklärt, da in jener Zeit an anderen Bischofssitzen zunehmend das Domkapitel die Bauherrschaft über den Kathedralbau übernahm,[2496] doch ist angesichts der dezidiert ‚lippischen Bauformen' eine deutliche Einflussnahme Bischof Bernhards IV. auf die Baugestaltung zweifellos anzunehmen. ‚Lippische' Gestaltungsformen zeigen sich dabei in erster Linie bei den mächtigen

[2494] Fast identische Bauformen – Bogenstufungen, Gewölbe und Fenstereinfassungen – begegnen beim spätromanischen Westturm (Anfang 13. Jahrhundert) von St. Peter in Dortmund-Hohensyburg, der offenbar von derselben Bauhütte errichtet wurde – eine Verbindung, die bisher unerkannt blieb [dazu jüngst: KEMPKENS, Edelherrenfamilie zur Lippe, 2018, S. 227–229]. – Zu Dortmund-Hohensyburg s. DEHIO, Westfalen, 1969, S. 140; DEHIO, Westfalen, 2011, S. 289–290.

[2495] LOBBEDEY, Dom zu Paderborn, 1984, S. 14; LOBBEDEY, Paderborner Dom, 1990, S. 39; LOBBEDEY, Westfalen, 1999, S. 255.

[2496] LOBBEDEY, Paderborner Dom, 1990, S. 84–86 [dazu jüngst SCHMALOR, Rolle der Bischöfe, 2018, S. 126–131].

Pfeilern, die auch in der jüngeren Langhausperiode (Bauphase 3) um 1250–1270 unter seinem Neffen Bischof Simon I. wohl aus Gründen der Einheitlichkeit fast unverändert übernommen wurden (Abb. 1040–1041) – die Kapitelle wurden wie zuvor bei den westlichen Pfeilern der Ostvierung mit einem durchgehenden Kapitellband versehen, wie es bereits aus Marienfeld vertraut ist. ‚Lippisch' sind auch die Form des Bogengerüstes mit den hier allerdings rechteckigen Unterzügen, wie sie freilich auch in Rheda und Herford begegnen, und die leicht kuppelig ausgebildeten Gewölbe, die keine reinen Domikale darstellen, jedoch mit ihrer Busung sich unverkennbar daran orientieren.

‚Lippische' Bauformen finden sich außerdem in Detailgestaltungen wie etwa den Schaftringen der Halbrundvorlagen und Dienste am ersten westlichen Langhauspfeiler der Südseite (Abb. 1040, 1043) oder der Gegenüberstellung von Vierpass- und Sechspassrose in den Stirnwänden des südlichen Seitenschiffes, die jeweils auf die Rhedaer Burgkapelle zurückgeführt werden können (Abb. 1043, 1044; siehe Kap. D.5.5.1., D.5.8.3.). Der Paderborner Dom reiht sich somit trotz seiner in vielen Details ‚gotischeren' Gestalt, erkennbar insbesondere an den Maßwerkfenstern (die jedoch anfänglich, in Bauperiode 2, wie unvermittelt eingefügte Versatzstücke wirken), in die Reihe der von den Edelherren zur Lippe geprägten Kirchenbauten ein.

Noch an einem zweiten Bau lässt sich die Bautätigkeit Bischof Bernhards IV. zur Lippe fassen: Er gründete um 1230 die Neustadt zu Warburg und initiierte den Bau der Stadtpfarrkirche St. Johannes Baptist (um 1230–1260; Abb. 1046–1047).[2497] Sie zeigt insbesondere in ihren ältesten erhaltenen Teilen im Bereich von Vierung und Querarmen (Abb. 1047) ausgeprägt ‚lippische' Bauformen: So sind die vier Vierungspfeiler im Sinne des ‚Marienfelder Pfeilers' als Kreuzkernpfeiler mit Halbrundvorlagen und Winkeldiensten ausgebildet, die auf ihnen aufruhenden Vierungsbögen sind mit den charakteristischen Halbrundunterzügen versehen. Dazwischen spannen sich rippenlose Domikalgewölbe. Wie in der Großen

[2497] DEHIO, Westfalen, 1969, S. 575; MÜHLEN, Domturm zu Paderborn, 1971, 137–138; BAUER/HOHMANN, Hochstift Paderborn, 1974, S. 37; FREUND, Warburg, 1990 (mit weiterführender Literatur); das jüngst erschienene Arbeitsheft des Denkmalamtes über die Kirche behandelt vornehmlich den spätgotischen Chor und seine Ausstattung, der spätromanische Gründungsbau wird nicht näher behandelt: ST. JOHANNES BAPTIST IN WARBURG, 2006; DEHIO, Westfalen, 2011, S. 1114–1118. [KEMPKENS, Edelherrenfamilie zur Lippe, 2018, S. 229].

Marienkirche in Lippstadt (Abb. 951–953) und bei den ältesten Pfeilern des Paderborner Doms sind nur die Rundelemente mit Kapitellen versehen. Diese weisen eine noch eindeutig spätromanische Formensprache auf, wobei die Kapitelle des östlichen Vierungsbogens und der benachbarten Dienstkapitelle das aus Lippstadt vertraute Kapitellschema mit den beiden vom Zentrum aus fast horizontal zu den Ecken strebenden gespaltenen Doppelblättern und der Reihe aufgefächerter Blätter darüber zeigen. Eine Ausführung durch Mitglieder der Lippstädter Bauhütte erscheint mehr als wahrscheinlich. An den westlichen Vierungspfeilern lässt die Qualität dann teilweise nach, möglicherweise war hier eine weniger begabte Kraft am Werk. – Neben Bezügen zu Lippstadt und Paderborn finden sich auch solche zur Nicolaikirche in Lemgo, etwa in der Position und der Detailgestaltung der Querhausportale (Abb. 972, 976–977, 981–983).[2498]

Das Langhaus ist dagegen wesentlich schlichter gehalten, die Pfeiler bestehen nur aus rechteckig gestuften Vorlagenelementen, die unter einer schlichten Kämpferplatte enden. Eine Rose auf dem Schlussstein des zweiten Mittelschiffjochs weist möglicherweise auf Bischof Bernhard IV. zur Lippe[2499] oder seinen Neffen und Nachfolger Simon I. als Erbauer bzw. Vollender der Kirche hin.

10.4.1.3.3.5. Die Bauten des Bremer Erzbischofs Gerhards II. zur Lippe in Bremen, Berne und Hamburg

Durch die Wahl Gerhards zur Lippe zum Erzbischof von Hamburg-Bremen 1219 (siehe Kap. B.2.2.) – ein Amt, das er fast 40 Jahre, bis 1258, innehaben sollte – fanden westfälisch-lippische Bauformen auch maßgeblich Eingang in die norddeutsche Baukunst. Zu nennen sind hier in erster Linie der Dom und die Liebfrauenkirche in Bremen und die Ägidiuskirche in Berne, darüber hinaus aber auch der heute zerstörte Hamburger Dom.

Der Bremer St. Petri-Dom (Abb. 1048) enthält heute noch im Kern den unter Erzbischof Bezelin (1035–1043) nach dem Vorbild des karolingisch-ottonischen Kölner Domes begonnenen, unter Erzbischof Adalbert (1043–1072) vollendeten salierzeitlichen Dombau, der 1089 durch einen Brand beschädigt und unter

[2498] So FREUND, Warburg, 1990, S. 2. – MÜHLEN, Domturm zu Paderborn, 1971, S. 138 verweist neben Paderborn auch auf die Stiftskirche und die Nikolaikapelle zu Obermarsberg.
[2499] FREUND, Warburg, 1990, S. 2.

Erzbischof Liemar (1072–1101) und seinen Nachfolgern bis in die Mitte des 12. Jahrhunderts wiederhergestellt wurde. Seine bis heute prägende Gestalt erhielt er jedoch im 13. Jahrhundert unter Erzbischof Gerhard II. (1219–1258).[2500]

Der Westchor der salierzeitlichen Kreuzbasilika wurde bereits in der Zeit um oder bald nach 1200 erweitert und mit den mächtigen, flankierenden Türmen der neuen Westfassade versehen, deren auch im heutigen, restaurierten Zustand des 19. Jahrhunderts[2501] überlieferter Gliederungsreichtum vermutlich rheinischen Vorbildern folgt. Im Innern erhielt dabei der Westchor im Westjoch ein zugespitztes gratiges Kreuzgewölbe, im Ostjoch ein ebensolches mit breiten Bandrippen, welche wohl auf die Querhaus- und Seitenschiffeinwölbung des Osnabrücker Domes zurückgehen.[2502]

Offenbar schon wenige Jahre nach seinem Amtsantritt und der Konsolidierung seiner Herrschaft begann Erzbischof Gerhard II. mit dem weiteren Innenausbau und der Modernisierung des Domes: Für 1224 ist ein Ablassbrief zur Beschaffung der nötigen Geldmittel überliefert.[2503] Dies legt einen Baubeginn um oder sogar schon vor 1224 nahe. Man begann offenbar – in Fortführung der bereits zuvor errichteten und eingewölbten Westjoche der Seitenschiffe zuseiten des neuen Westchores – mit der Einwölbung der beiden Langhausseitenschiffe (Abb. 1048, 1050), wobei die Gewölbesubstanz aus Backstein besteht.[2504] Um 1229 waren diese Arbeiten offenbar abgeschlossen.[2505] Für den nachfolgenden Um- und Ausbau des Mittelschiffes, des Chorjoches und der Querhausarme sind in den Quellen leider keine weiteren Anhaltspunkte überliefert, sie können jedoch stilistisch in die Zeit um 1235–1250 datiert werden.

[2500] Zum Bremer Dom s.: ROSENAU, Metropolitankirchen, 1932; KÖNIG, Bremer Dom, 1934; FLIEDNER, Nordseitenschiff, 1941; THÜMMLER, Dom zu Osnabrück, 1954, S. 35; THÜMMLER, Bedeutung, 1955, S. 166; STEIN, Bremen, 1962; THÜMMLER/KREFT, Weserbaukunst, 1970, S. 31–32, 256; MAUÉ, Bauformen, 1975, S. 120; FLIEDNER, Dom zu Bremen, 1979; PLAGEMANN, Bremen, 1979; KUNST, Bremer Dom, 1980; BÖKER, Backsteinarchitektur, 1988, S. 64–65; BOSSE/LAMOTTE, Dom zu Bremen, 1989; BOSSE/LAMOTTE, Dom zu Bremen, 1990; DEHIO, Bremen/Niedersachsen, 1992, S. 6–14; WEGE IN DIE ROMANIK, 1993, S. 168–169 (Harmen Thies); KLEMM, Sakralbaukunst, 2000, S. 77–78; BÖLTS, Liebfrauenkirche, 2002, S. 222; BOSSE/WEIBEZAHN/BAHNSON, Dom zu Bremen, 2006; DORN, Herford, 2006, S. 142–147 [Kempkens, Edelherrenfamilie zur Lippe, 2018, S. 223–224].

[2501] Die durchgreifende Restaurierung des Domes, bei der u. a. auch der 1638 eingestürzte Südturm rekonstruiert und der erhaltene Nordturm neu ummantelt wurde, wobei die Architekturglieder getreu kopiert wurden, erfolgte 1888–1901 durch die Dombaumeister Max Salzmann und Ernst Ehrhardt. Vgl. dazu BOSSE/LAMOTTE, Dom zu Bremen, 1989, S. 30; DEHIO, Bremen/Niedersachsen, 1992, S. 8.

[2502] So u. a. DEHIO, Bremen/Niedersachsen, 1992, S. 10; WEGE IN DIE ROMANIK, 1993, S. 169 (Harmen Thies). Hans Thümmler in THÜMMLER/KREFT, Weserbaukunst, 1970, S. 32, 256 leitet sie dagegen vom Mittelrhein ab.

[2503] KÖNIG, Bremer Dom, 1934, S. 46.

[2504] So BÖKER, Backsteinarchitektur, 1988, S. 64.

[2505] KÖNIG, Bremer Dom, 1934, S. 46.

Von besonderem Interesse ist im vorliegenden Zusammenhang das eingefügte Pfeiler-Gewölbe-System der Seitenschiffe – im südlichen Seitenschiff (Abb. 1050–1054) ist es vollständig erhalten, während das nördliche Seitenschiff 1502 bis ca. 1522 durch einen doppelt so breiten und fast mittelschiffhohen Neubau in spätgotischen Formen ersetzt wurde, bei man jedoch beiderseits die spätromanischen Pfeilervorlagen und deren nun höhergesetzte Kapitelle wiederverwendete.

Bei den Pfeilervorlagen der Seitenschiffe handelt es sich um halbierte ‚Marienfelder Pfeiler', das heißt um einen halbierten Kreuzkernpfeiler mit mittig vorgelegter Halbrundvorlage und eingestellten schlanken Winkeldiensten.[2506] Ihre Sockelgestaltungen (Abb. 1057) zeigen unterhalb des attischen Basisprofils, das an den Vorlagen- und Dienstbasen zudem mit lappigen Eckblättern versehen ist, einen aufwendig gestalteten Sockel mit folgender Profilfolge: Platte – Plättchen – Kehle – Rücksprung – Wulst – Kehle[2507] - Rücksprung – Basisplatte. Damit folgt es – wie die attische Basis selbst – weitgehend der jüngeren Sockelprofilierung, wie sie im Langhaus der Großen Marienkirche in Lippstadt in Bauphase II (um 1215/20–1225) verwendet wurde (Abb. 948–950a; siehe Kap. C.10.4.1.3.2.), hier noch ergänzt um die untere Sockelzone aus einer weiteren Kehle mit Plättchen und Platte als Basis. Auch die Kapitelle der Halbrundvorlagen und der Winkeldienste (Abb. 1055–1056) zeigen Gestaltungsformen, die unmittelbar den Kapitellen im Lippstädter Langhaus (Abb. 946) entsprechen – hierbei fand insbesondere ein Gestaltungsmotiv aus sich aufspaltenden Blättern Verwendung, das sich auch an den Kapitellen der benachbarten Liebfrauenkirche (Abb. 1069–1070), der Ägidiuskirche in Berne (Abb. 1082–1083) und im Kreuzgang des Rigaer Domes (Abb. 1217) wiederfindet, worauf erstmals Hans Thümmler aufmerksam machte (Abb. 1218).[2508] Selbst das Kämpferprofil aus Kehle, Plättchen und Platte entspricht genau der Lippstädter Form.

[2506] MAUÉ, Bauformen, 1975, S. 120 verweist zum Vergleich nicht etwa – was naheliegend wäre – auf Marienfeld und Lippstadt, sondern auf Herford!

[2507] Wulst und Kehle sind heute miteinander verschliffen, doch dürfte dies auf die Nacharbeitung der Sockel im Zuge der Restaurierung 1888–1901 zurückgehen. Einige Sockel des südlichen Seitenschiffes lassen noch die Absätze (ehemals Plättchen) zwischen Wulst und Kehle erkennen.

[2508] THÜMMLER, Bedeutung, 1955, S. 167, dazu Abb. 5–7(ohne die Domkapitelle); THÜMMLER/KREFT, Weserbaukunst, 1970, S. 32, 255,dazu Abb. 163–165, 175, 257. Vgl. dazu auch KEMPKENS, Bernhard II., 2008, S. 123.

Über den eckigen Pfeilerkernen steigen die Schildbögen und Gurtbögen auf, welche zusätzlich einen halbrunden Unterzug besitzen, der auf den Halbrundvorlagen aufruht – ein System, wie es erstmals in Marienfeld und dann in der Nachfolge in der Großen Marienkirche in Lippstadt und bei vielen anderen ‚lippischen' Bauten zu finden ist (siehe Kap. C.5.2.4.). Zwischen die Gurt- und Schildbögen sind sodann die gebusten Domikalgewölbe eingefügt. Bis auf das vierte Joch von Osten, das nur vier Rippen besitzt, sind sie allesamt achtteilig untergliedert mittels kräftiger Rundstabrippen, deren Durchmesser demjenigen der die Diagonalrippen tragenden Dienste entspricht – die Orthogonalrippen nehmen in fast allen Jochen ihren Ausgang von anthropomorphen oder zoomorphen Kopfkonsolen (Abb. 1051 1053). In der Regel (Abb. 1054) enden die Orthogonalrippen an einem Rippenring im Gewölbescheitel, während sich die Diagonalrippen dahinter fortsetzen und in einem herabhängenden Schlussstein auslaufen. Nur im östlichsten Joch (Abb. 1052) durchstoßen auch die Orthogonalrippen den Rippenring und enden in einer Blütenknolle, außerdem sind sie zusätzlich mit einer schmalen Volute verziert – möglicherweise nahm dieses so ausgezeichnete Joch ehedem eine Altarstelle auf.

Die Seitenschiffe des Bremer Domes zeigen somit den in Marienfeld entwickelten, in Lippstadt weiter ausgereiften Formenapparat. Dies zeigt sich in Gesamtaufbau des Pfeiler-Bogen-Gewölbe-Systems, wobei hier wie zuvor in der Lippstädter Vierung der Durchmesser der Gewölberippen dem der Dienste angeglichen wurde – von dort wurde auch die achtteilige Untergliederung übernommen, von den Querhausgewölben die Abhänglinge einschließlich der Ausbildung ihrer Zierplatten. Unmittelbar nach Lippstadt weisen aber auch die Detailformen der Pfeilersockel und der Gestaltungsschatz ihrer Kapitelle – auch die proportionale Anpassung der Kapitelle an den Vorlagen- bzw. Dienstdurchmesser, woraus ein Versprung der Halsringhöhen der nicht (wie in Marienfeld) in einem Kapitellband vereinigten Kapitelle resultiert, ist direkt von dort abzuleiten.

Beim Umbau von Mittelschiff, Querhaus und Hochchor, der vermutlich nach einer Baupause fortgeführt wurde, scheint dann eine Bauhütte am Werk gewesen zu sein, die sich eines anderen Formenapparates bediente und anderen Vorbildern folgte: So lässt sich das vorgelegte zweigeschossige Gliederungssystem der Wände und die sechsteilige Wölbung der Quadratjoche von Mittelschiff und Chor zweifellos auf das

Vorbild des Langhausmittelschiffs und des Westquerhauses (um 1215–1230/40) der Kanonikerstiftskirche St. Aposteln in Köln zurückführen, bei dem in ähnlicher Weise eine ottonisch-salische Flachdeckbasilika mit einer sechsteiligen Einwölbung versehen wurde und die auch als Vorbild für den entsprechenden Ausbau (um 1221/22) der Liebfrauenkirche in Magdeburg gedient hat. Dass beide Bauten – Bremen und Magdeburg – auf das Vorbild von St. Aposteln zurückzuführen sind, zeigt sich nicht nur an der sechsteiligen Wölbung, sondern insbesondere an der Art der vorgelegten Wandgliederung und dem fortlaufenden Rundbogenfries unterhalb des auf halber Höhe angeordneten Horizontalgesimses. Zudem folgt die Gliederung des Bremer Hochchores mit den Blendnischen im Untergeschoss dem Gliederungssystem der Westquerhausarme von St. Aposteln.[2509] Bei den Bremer Querhausarmen hat man dann beim weiteren Baufortgang auf die sicherlich zunächst geplante sechsteilige Einwölbung verzichtet und je zwei vierteilige Gewölbe im Sinne gotischer Traveen eingefügt, was dafür sprechen dürfte, das die Querarme als Letztes eingewölbt wurden.[2510]

Für den Umbau von Mittelschiff, Querhaus und Hochchor wurde offenbar eine rheinisch geprägte Bauhütte nach Bremen geholt. Die ‚lippischen Werkleute', die den Ausbau der Seitenschiffe fertiggestellt hatten, dürften damals an die von derselben Werkstatt betriebene Bauhütte der kurz zuvor begonnenen, benachbarten Pfarrkirche Unserer Lieben Frauen gewechselt sein.

Die Liebfrauenkirche[2511] gilt als die älteste Pfarrkirche Bremens, ihre Gründung als Holzkirche geht auf Erzbischof Unwan (1012–1029), der sie eventuell anstelle einer älteren Kapelle errichtete, zurück. Sie war ursprünglich dem hl. Vitus geweiht, mit der Weihe eines hochromanischen steinernen Neubaues um 1160 scheint der Wechsel zum Marienpatrozinium vollzogen worden zu sein, das aber archivalisch allerdings

[2509] So erstmals THÜMMLER/KREFT, Weserbaukunst, 1970, S. 256, dazu Abb. 178, 179.

[2510] Zur (möglichen) Rezeption des Bremer Wandaufrisses im norddeutschen Raum s.: MÜLLER, Missionsarchitektur, 2000. [– Vermutlich dieser Umbauphase zuzuordnen ist ein Fragment eines frühgotischen Kelchknopsenkapitells, ausgestellt in Kat. Paderborn 2018, S. 448, Kat.-Nr. 40 (Rita Stumper, Henrike Weyh)].

[2511] Lit. zur Liebfrauenkirche: THÜMMLER, Dom zu Osnabrück, 1954, S. 35; THÜMMLER, Bedeutung, 1955, S. 166–167; STEIN, Bremen, 1962; THÜMMLER/KREFT, Weserbaukunst, 1970, S. 32, 256–257; MAUÉ, Bauformen, 1975, S. 120–121; SCHULTZE/SPRONDEL, Unser Lieben Frauen, 1982/1995; BÖKER, Backsteinarchitektur, 1988, S. 65–67; DEHIO, Bremen/Niedersachsen, 1992, S. 18–21; RECH, Steinhaus, 1992/93; WEGE IN DIE ROMANIK, 1993, S. 169 (Harmen Thies); KLEMM, Sakralbaukunst, 2000, S. 88–89; BÖLTS, Liebfrauenkirche, 2002; DORN, Herford, 2006, S. 147–149; DORN, Bauen im Zeichen der Rose, 2008, S. 138–141. [KEMPKENS, Edelherrenfamilie zur Lippe, 2018, S. 225–226].

erstmals für 1220 belegt ist.[2512] Von dem genannten, wohl einschiffigen Vorgängerbau des 12. Jahrhunderts haben sich der heutige Südturm und der ‚Beinkeller' unter dem Nordseitenschiff erhalten.[2513] Der heutige Kirchenbau entstand vermutlich im Zuge der 1229 von Erzbischof Gerhard II. zur Lippe (auf päpstlichen Druck hin) durchgeführten Neuordnung der Bremer Pfarrsprengel, bei der die Liebfrauenkirche ihre vormalige Stellung als (neben dem Dom) einzige Pfarrkirche der Stadt verlor – offensichtlich initiierten damals Erzbischof und Domkapitel als Patronatsherren der Kirche einen anspruchsvollen Neubau, der den Rang und die Ancienität der Liebfrauenkirche herausstellen sollte. Es entstand eine dreischiffige, dreijochige Hallenkirche über leicht längsrechteckigem Grundriss (Abb. 1058), in die der ältere Turm als Südturm einer Doppelturmfront mit integriertem Zwischenjoch einbezogen wurde. Im Osten schloss sich wohl ehedem ein Chorquadrat mit Apsis an, von der Anfang der 1960er Jahre Fundamentreste aufgedeckt werden konnten.[2514] Im Verlaufe des 14. Jahrhunderts wurde dieser romanische Chor dann durch einen dreijochigen hochgotischen Langchor ersetzt.[2515] Bereits zuvor, um 1300, wurde an der Südseite ein zusätzliches Seitenschiff angefügt und mit der Halle mittels großer Arkadendurchbrüche verbunden, die 1857 wieder geschlossen wurden, als das gotische Seitenschiff unterteilt und als Gemeindehaus umgenutzt wurde.

Der spätromanische Kernbau (Abb. 1059–1066) erweist sich als Halle aus drei mal drei gleich großen, leicht längsrechteckigen Jochen. Die vier zentralen Hauptpfeiler (Abb. 1059, 1060) sind im Schema des ‚Marienfelder Pfeilers', das heißt als Kreuzkernpfeiler mit Halbrundvorlagen und Winkeldiensten, angelegt – ihnen entsprechen an den Wänden halbierte Wandpfeiler, die in den Raumecken auf die Rechteckvorlagen für die Schildbögen und die Dienste für die Diagonal- und – im Osten – die Schildbogenrippen reduziert werden. Sie tragen das Bogengerüst aus Rechteckbögen und halbrunden Unterzügen sowie den Rundstabrippen der Gewölbe. Diese sind als prägnante Domikalgewölbe ausgebildet. Während einige der

[2512] SCHULTZE/SPRONDEL, Unser Lieben Frauen, 1982/1995, S. 8; DEHIO, Bremen/Niedersachsen, 1992, S. 19; BÖLTS, Liebfrauenkirche, 2002, S. 213.

[2513] Zu den Vorgängerbauten s. die Befunde und Thesen bei BÖLTS, Liebfrauenkirche, 2002, S. 195–213, der als weitere Zwischenstufe zudem eine dreischiffige Basilika in den Ausmaßen der heutigen Kirche annimmt, doch scheint dies von den Befunden und den Proportionen her wenig wahrscheinlich, s. dazu die Überlegungen weiter unten. – Vgl. außerdem RECH, Steinhaus, 1992/93.

[2514] S. dazu BÖLTS, Liebfrauenkirche, 2002, S. 210, der diesen Befund allerdings der von ihm angenommenen Basilikaphase des 12. Jahrhunderts zuordnet. Eine Zuordnung zum Bau des 13. Jahrhunderts bereits bei DORN, Herford, 2006, S. 148.

[2515] S. dazu BÖLTS, Liebfrauenkirche, 2002, S. 243–251.

Domikale nur mit vier Diagonalrippen versehen sind, die in einem herabhängenden Schlussstein enden (Abb. 1061), sind einige der Joche zusätzlich mit Orthogonalrippen ausgestattet, die ihren Ausgang von Kopf- und Fratzenkonsolen über den Scheid- und Schildbogenscheiteln nehmen,[2516] zudem ist ihr Gewölbescheitel durch einen Rippenring hervorgehoben (Abb. 1062–1066). Die Gewölbe mit einer achtteiligen Rippengliederung sind dabei im Schema eines Quincunx über die neun Hallenjoche verteilt (Abb. 1058), lediglich das nordwestliche Seitenschiffjoch fällt aus diesem Schema heraus: Es zeigt wie die übrigen Joche eine vierteilige Rippenwölbung.[2517] Die beiden östlichen Seitenschiffjoche sind dabei besonders reich ausgeschmückt mittels Wirteln (NO-Joch; Abb. 1062) bzw. Blattendungen der Orthogonalrippen im Scheitelring (SO-Joch; Abb. 1063–1064) – sie dienten offensichtlich der Auszeichnung der Altarstellen darunter.[2518] Das Gewölbe des schmaleren Jochs zwischen den Türmen (Abb. 1058) hat schließlich eine Zwitterstellung inne: Es besitzt zwar nur vier Rippen, ist aber dennoch mit einem Scheitelring um die Schlusssteinzier versehen.

Insgesamt entsteht das großzügige und weite, eher gedrückte Raumbild einer Hallenkirche, wie es aus dem Kernraum Westfalens vertraut ist – eine stilistische Verbindung, die in der kunsthistorischen Forschung immer wieder betont wird. Bereits Hans Thümmler schrieb 1955 über die Bremer Liebfrauenkirche und die Ägidiuskirche in Berne (s.u.): „Es sind die stilreinsten Tochterbauten, die die westfälische Hallenarchitektur außerhalb ihrer Landesgrenzen je hervorgebracht hat“.[2519] Er verwies dabei erstmals auf die so offensichtliche Verwandtschaft mit der Großen Marienkirche in Lippstadt, die sich – wie beim Dom – zwanglos über den Bauherrn Erzbischof Gerhard II. zur Lippe erklärt.[2520]

Von besonderem Interesse im Vergleich beider Bauten sind auch hier die Detailausbildungen der Pfeiler (Abb. 1059, 1060): So verweist bereits ihre Proportionierung mit den recht breiten Halbrundvorlagen und den schlanken Diensten auf das Vorbild der Vierungspfeiler der Großen Marienkirche in Lippstadt

[2516] S. dazu ausführlicher BÖLTS, Liebfrauenkirche, 2002, S. 216–219, dazu Abb. 36–44.
[2517] BÖLTS, Liebfrauenkirche, 2002, S. 224, dazu Anm.154, versucht, dies durch die Nutzung als Eingangsjoch zu begründen, was jedoch nicht ganz zu überzeugen vermag.
[2518] Ähnlich bereits BÖLTS, Liebfrauenkirche, 2002, S. 222.
[2519] THÜMMLER, Bedeutung, 1955, S. 166–167; vgl. auch ähnliche Äußerungen bei THÜMMLER, Dom zu Osnabrück, 1954, S. 35; THÜMMLER/KREFT, Weserbaukunst, 1970, S. 32, 254, 256.
[2520] Jeweils ebd. – Ihm folgend MAUÉ, Bauformen, 1975, S. 121.

(Abb. 941, 953). Daneben ist auch auf die Pfeiler der Johanniskirche in Billerbeck (geweiht 1234)[2521] hinzuweisen (Abb. 1313), die ebenfalls zu den unmittelbaren Tochterbauten der Lippstädter Großen Marienkirche gehört. Weitere Hinweise auf die enge Verbindung nach Lippstadt können auch hier, wie beim Dom, die Sockelgestaltungen unter dem – identisch proportionierten – attischen Basisprofil der Pfeiler geben (Abb. 1071, 1072): Leider liegt heute ihr unterer Teil unter dem angewachsenen Bodenniveau verborgen, doch lassen die sichtbaren Teile folgende Profilabfolge erkennen: Wulst – Plättchen – Rücksprung – Plättchen – Kehle – Rücksprung – Basisplatte. Es entspricht somit – bis auf die Verdoppelung des Plättchen zwischen Wulst und Kehle – genau der jüngeren Sockelprofilierung, wie sie im Langhaus der Großen Marienkirche in Lippstadt in Bauphase II (um 1215/20–1225) anzutreffen ist (Abb. 950a; siehe Kap. C.10.4.1.3.2.). Wie bereits bei den Domseitenschiffen beobachtet, findet sich auch hier der auf Lippstadt (Abb. 951–953) zurückzuführende, auch in Billerbeck (Abb. 1313) vorfindliche Versprung der Halsringhöhen der nicht miteinander verbundenen Kapitelle der Habrundvorlagen und Winkeldienste, deren Proportionen sich an deren jeweiligem Durchmesser orientieren (Abb. 1067–1070). Die Kapitelle der Liebfrauenkirche zeigen dabei – anders als die der Domseitenschiffe – einen großen Gestaltungs- und Variationsreichtum, insbesondere vielfältige, oft aufwendig hinterschnittene Blattmotive, darunter vor allem das bereits im Zusammenhang mit den Kapitellen in den Domseitenschiffen angesprochene, charakteristische Motiv aus sich aufspaltenden und hinterfangenden Blättern (Abb. 1069, 1070), das erstmals in Lippstadt (Abb. 946) begegnet und – wie Hans Thümmler aufzeigen konnte – sich auch am Bremer Dom (s.o.), an der Ägidiuskirche in Berne (Abb. 1082–1083) und im Rigaer Domkreuzgang wiederfindet (Abb. 1217, 1218).[2522] Die meisten der Kapitellgestaltungen lassen sich in ihrer Konzeption und den Detailbildungen auf die Kapitelle der Großen Marienkirche in Lippstadt (dort vornehmlich diejenigen im Langhaus) wie auch auf diejenigen in Billerbeck (Abb. 1321) zurückführen.[2523] Auf

[2521] Auf die Johanniskirche in Billerbeck verwies bereits THÜMMLER, Bedeutung, 1955, S. 167; zu dieser Kirche zuletzt eingehender: LOBBEDEY, Westfalen, 1999, S. 151–157; DEHIO, Westfalen, 2011, S. 124–127.

[2522] S.o., Anm. 2498.

[2523] Als ‚Fremdkörper' innerhalb der ‚lippischen Kapitellgruppe' der Liebfrauenkirche erscheint ein Kapitell, das in der Art eines frühgotischen Kelchknospenkapitells gearbeitet wurde. Möglicherweise wurde es von einem anders geschulten Bildhauer geschaffen, der an der Baustelle des Dommittelschiffs arbeitete, wo diese Formen ab ca. 1240 auftauchen und der gegen Ende der Bauarbeiten an der Kirche, als es an den Versatz ging, dieses Kapitell als Ergänzung des vorgefertigten Bestandes geschlagen hat.

Lippstadt (nicht aber auf Billerbeck!) verweisen – wie beim Dom – auch die Profilierung der Kämpferplatten aus Kehle, Plättchen und Platte. Nicht unmittelbar von dort herzuleiten ist hingegen der ungewöhnliche Kugelbesatz, der sich in den Kehlen einiger Kämpferplatten findet (Abb. 1069) – möglicherweise eine Motivbereicherung eines der Steinmetzen.

Wiederum unmittelbar auf Lippstadt zurückzuführen sind – wie bei den Domseitenschiffen – schließlich auch die Gurtbögen mit den Halbrundunterzügen sowie die Rundstabrippen, die nach dem dortigen Muster in ihrem Durchmesser demjenigen der Dienste angepasst wurden. Auch die vier achtteiligen Ziergewölbe mit Scheitelring folgen dem Vorbild der Lippstädter Vierung (Abb. 938–939), von dem das südöstliche Seitenschiffgewölbe auch das Motiv der Blattendungen für die Orthogonalrippen, die den Rippenring durchstoßen, übernommen hat (Abb. 1064). Ebenso gehören die herabhängenden Schlusssteine zum Lippstädter Formenrepertoire (Abb. 954, 957, 943). Eine besondere Erwähnung verdient dabei die Scheitelzier des Joches zwischen den Türmen, das um den Abhängling noch mit Blattstielen mit Kugelenden sowie Zierrosetten auf den Schnittpunkten der Rippen versehen ist.[2524]

Der spätromanische Kirchenbau erscheint auf den ersten Blick sehr einheitlich, doch lässt sich möglicherweise eine Planänderung während der Errichtung ausmachen: So zeichnen sich in den Ostwänden der Seitenschiffe große, heute zugesetzte Rundbogenöffnungen ab, die deutlich von der Triumphbogenöffnung des Chores abrücken und die sich ehemals zu archäologisch nachgewiesenen Seitenapsiden öffneten. Uwe Bölts deutete sie zusammen mit Mauerversprüngen und Lisenenansätzen der Nordwand als Überreste der von ihm angenommenen Basilika des 12. Jahrhunderts, doch scheint dies wenig wahrscheinlich, da diese Seitenschiffe ungewöhnlich hoch hinaufgereicht hätten! Zudem stehen die beiden Seitenportale, die den Formenkanon des spätromanischen Baues zeigen, mit diesen Partien im Verband! Es dürfte sich daher vielmehr um Bauteile handeln, die einer Planungsstufe des spätromanischen Neubaues angehören, die noch etwas schmalere Seitenschiffe vorsah, was sich noch an den nach außen verschobenen Apsidenöffnungen

[2524] S. dazu ausführlicher BÖLTS, Liebfrauenkirche, 2002, S. 229–230, dazu Abb. 34 (de facto 35). Er verweist zum Vergleich auch auf eine identische Zierbesatzrosette an den Gewölben der Johanniskirche in Billerbeck (Abb. 1316).

abzeichnet. Diese Plankonzeption würde zudem automatisch zu drei quadratischen Mittelschiffjochen führen! Die niedrigere Raumhöhe der Seitenschiffe, die sich anhand der besagten Apsidenöffnungen und dem Abreißen der Lisene an der Nordostecke erschließen lässt, spricht zudem für die anfängliche Planung der Kirche im Raumschema einer ‚Hallenkirche gebundener Ordnung', wie es ja auch beim ‚Mutterbau' der Großen Marienkirche in Lippstadt vorliegt. Dagegen spräche auch nicht die (im Gegensatz zu Lippstadt) über das halbe Maß des Mittelschiffes hinausgehende Breite der Seitenschiffe – auch der ‚Schwesterbau' der Johanniskirche in Billerbeck verfügt über deutlich breitere Seitenschiffe (Abb. 1309), ebenso die etwa gleichzeitig erbaute Hohnekirche in Soest (Abb. 1329), wo wie in Bremen beim Weiterbau das Gebundene System aufgegeben wurde.[2525] Im Falle der Liebfrauenkirche wurden dabei nicht nur die Zwischenstützen fortgelassen, sondern die vier verbliebenen Pfeiler völlig neu plaziert: stärker zur Mitte gerückt, da alle drei Schiffe nun dieselbe Breite erhielten, wodurch die drei Mittelschiffjoche wie die der Seitenschiffe nun eine leicht längsoblonge Form erhielten und zudem die Seitenschiffe durch Aufstockung der Außenwände in ihrer Höhe auf die von Anfang an angestrebte Mittelschiffhöhe gebracht wurden.[2526] Dabei scheint die Idee ausschlaggebend gewesen zu sein, einen nur von wenigen Stützen unterteilten, weiten Hallenraum zu schaffen, wie es etwa gleichzeitig auch bei den von demselben Werkstattverband errichteten ‚lippischen' Neubauten des Paderborner Domes (s.o.) und der Herforder Münsterkirche (s.o.)[2527] sowie beim Rigaer Dom (siehe Kap. C.10.4.2.5.1.; Abb. 1196), der mit seinem Bischof damals zudem noch der Erzdiözese Bremen unterstand, der Fall war. Eine Orientierung am Schema zentralisierender Palastkapellen, vermeintlich vermittelt über die Wilhadi-Kirche in der Domimmunität, wie sie Uwe Bölts postuliert, ist dagegen auszuschließen.[2528]

[2525] Zur Hohnekirche in Soest s. zuletzt: LOBBEDEY, Westfalen, 1999, S. 393–402.

[2526] Es wird hier bewusst von ‚Schiffen' gesprochen, um der Auffassung von Uwe Bölts zu widersprechen, der aufgrund der Scheid-Gurtbogen-Gleichheit nicht von einem dreischiffigen Raum sprechen will, sondern nur von der ‚Halle', und „nicht von vornherein eine Deutung des Raumes als richtungbezogen festlegen" will (BÖLTS, Liebfrauenkirche, 2002, S. 215, vgl. auch S.226: „Kirchenraum ohne Seitenschiffe"). Dabei verkennt er jedoch völlig die räumlich-funktionalen Gegebenheiten, denn nicht nur durch das Turmjoch und den Chor, sondern auch durch die Altarstellen im Osten ist der Raum seit seiner Entstehungszeit eindeutig ‚gerichtet'.

[2527] So DORN, Herford, 2006, S. 149.

[2528] BÖLTS, Liebfrauenkirche, 2002, S. 228–229, 237, dazu Abb. 57 – der dort publizierte Grundriss der Wilhadi-Kirche ist jedoch eindeutig der eines gotischen Kirchenbaues, der höchstens seinerseits auf das Vorbild der Liebfrauenkirche zurückgehen dürfte! – Ähnlich ablehnend bereits DORN, Herford, 2006, S. 172, Anm. 297, während KLEMM, Sakralbaukunst, 2000, S. 89 die These von Bölts unkritisch übernimmt.

Aber nicht nur auf seiten der Bauformen, sondern auch hinsichtlich der Bautechnik lassen sich Verbindungen zur ‚lippischen' Baukunst knüpfen: So besteht die Wand- und Gewölbesubstanz der Liebfrauenkirche – wie die Gewölbe der Domseitenschiffe – aus Backstein, nur für die architektonischen Gliederungselemente wie Pfeiler, Bögen und Rippen sowie die Kanten der ehemaligen Apsiden wurde Porta-Sandstein verwendet, der mit großem Aufwand von der Porta Westfalica über die Weser nach Bremen verschifft wurde. Aus demselben Material wurde zudem die Außenverkleidung der Kirche gefertigt, so dass sie wie ein Großquaderbau erscheint. Da die Backsteinflächen des Innenraumes ehemals verputzt waren – die heutige Backsteinsichtigkeit des Kirchenraumes geht erst auf die in ihrer ‚Materialgerechtigkeit' völlig fehlgeleitete, dem Raum zuwiderlaufende Ästhetik der ‚Restaurierung' von 1958–1965 durch Dieter Oesterlen zurück[2529] – trat der Backstein ursprünglich an keiner Stelle sichtbar in Erscheinung. Dieses Prinzip der Mischverwendung von Sandstein und Backstein, wobei letzterer optisch nicht mitspricht, verbindet die Liebfrauenkirche in Bremen mit den ‚lippischen Prägebauten' der Klosterkirche in Marienfeld und der Burgkapelle in Rheda[2530] und findet sich – wie erwähnt – auch bei den unter Erzbischof Gerhard II. errichteten Gewölben des benachbarten Domes.[2531] Wie dieser erscheint die Liebfrauenkirche als einziger Kirchenbau in Bremen im Gewand eines reinen Werksteinbaues, wodurch offenbar nochmals deutlich das Patronatsverhältnis zum Erzbischof und zum Domkapitel zum Ausdruck gebracht werden sollte.

Für die Bremer Liebfrauenkirche liegen leider keine konkreten Baudaten vor, es wird jedoch allgemein ein Baubeginn bald nach der Neuordnung der Pfarrsprengel 1229 angenommen – ein etwas früherer Baubeginn ist jedoch durchaus nicht auszuschließen! In Anbetracht des nicht allzu großen Bauvolumens, der Verwendung von schnell zu produzierendem Backstein für die Kernsubstanz sowie des ehrgeizigen Bauherrn Erzbischof Gerhard II. kann ein recht zügiger Baufortschritt angenommen werden, so dass die Kirche vermutlich bereits um 1240 fertiggestellt

[2529] Diese Baumaßnahme wurde 1974 mit einem BDA-Preis ausgezeichnet! Vgl. dazu SCHULTZE/SPRONDEL, Unser Lieben Frauen, 1982/1995, S. 11; dieser heftige Eingriff stieß bei Kunsthistorikern und Denkmalpflegern auf heftige Kritik, vgl. etwa die Äußerungen bei THÜMMLER/KREFT, Weserbaukunst, 1970, S. 257; ebd. Abb. 166 der Raum im verputzten Vorzustand. – Leider hat man auch die jüngste Restaurierung der Kirche 1985–1987 nicht dazu genutzt, diesen gravierenden Fehler rückgängig zu machen.

[2530] Ähnlich, allerdings rein auf die Mischtechnik bezogen, DORN, Herford, 2006, S. 148.

[2531] Zu den Backsteingewölben des Domes s. PLAGEMANN, Bremen, 1979, S. 17; BÖKER, Backsteinarchitektur, 1988, S. 64.

gewesen sein dürfte. Dies bestätigt sowohl der Vergleich mit den besser datierbaren Bauverläufen in Marienfeld sowie insbesondere Lippstadt (Große Marienkirche, siehe Kap. C.10.4.1.3.2.) sowie auch die stilistische Einordnung der Bau- und Dekorformen, vornehmlich der Kapitelle und Schlusssteine. Erstere dürften bereits während des Fortgangs der Bauarbeiten von den aus Lippstadt geholten Kapitellschlägern ‚vorproduziert' und dann bei Fertigstellung der Pfeiler und Pfeilervorlagen versetzt worden sein.

Den dritten ‚lippisch' geprägten Kirchenbau im Erzbistum Bremen stellt die Ägidiuskirche in Berne, dem Hauptort des Stedinger Landes nordwestlich von Bremen, dar (Abb. 1073–1085).[2532] Ihr spätromanischer Neubau wird in der Forschung einhellig als von Erzbischof Gerhard II. errichtetes Siegesmonument der Schlacht von Altenesch am 27. Mai 1234 angesehen, dem siegreichen Abschluss seiner 1232 und 1233 von Papst Gregor IX. (1227–1241) gebilligten Kreuzzüge gegen die unbotmäßigen, nach Unabhängigkeit vom Erzstift strebenden Stedinger Bauern, die sich zu einer regelrechten ‚Bauernrepublik' zusammengeschlossen hatten. Dem vorausgegangen war ein fehlgeschlagener Militärschlag unter der Führung seines ältesten Bruders Hermann II. zur Lippe Weihnachten 1229, bei dem dieser fiel.[2533]

Von einem Vorgängerbau aus der Zeit um 1200, einer Saalkirche aus Porta-Sandstein, wurden der Westturm und die Nordwand in den spätromanischen, vornehmlich aus Porta-Sandsteinblöcken, aber auch aus Backstein gefügten Neubau übernommen. Dieser wurde offenbar mit dem Chor begonnen, der ursprünglich aus einem längsrechteckigen Joch, von dem die Längswände mit Teilen der Schildbögen und Gewölbeansätze erhalten sind, und einer stark eingezogenen Apsis, die zusammen mit den Basen der flankierenden Ecksäulen bei Grabungen im gotischen

[2532] Lit zur Ägidiuskirche in Berne: BKDM Oldenburg 1907, S. 144–147; THÜMMLER, Dom zu Osnabrück, 1954, S. 35; THÜMMLER, Bedeutung, 1955, S. 166–167; THÜMMLER/KREFT, Weserbaukunst, 1970, S. 32, 254–255; MAUÉ, Bauformen, 1975, S. 121; ZOLLER, Ausgrabungen, 1980, S. 47–50; RICHTER, Baugeschichte, 1983; DEHIO, Bremen/Niedersachsen, 1992, S. 214–216; WEGE IN DIE ROMANIK, 1993, S. 154–155 (Harmen Thies); KLEMM, Sakralbaukunst, 2000, S. 89–90; BÖLTS, Liebfrauenkirche, 2002, S. 227–228; DORN, Herford, 2006, S. 149–151; DORN, Bauen im Zeichen der Rose, 2008, S. 138, 141–143 [KEMPKENS, Edelherrenfamilie zur Lippe, 2018, S. 226]. – Vgl. auch allgemein: FLIEDNER, Kulturlandschaft, 1970.

[2533] S. dazu SCHMIDT, Hermann II., 1990, mit weiterführender Lit. Zu den Stedingerkreuzzügen s. u. a. WOEBECKEN, Schlacht bei Altenesch, 1934; KÖHN, Stedinger, 1981; SCHMIDT, Stedinger, 1982/83; MEINERS, Stedingen, 2001; VILTER, Stedinger, 2001.

Chorpolygon wieder freigelegt werden konnten, bestand (Abb. 1073).[2534] Offenbar war auch hier – wie bei der Liebfrauenkirche in Bremen – ein Kirchenbau mit einem Mittelschiff in der Breite des Chores sowie (aus der beibehaltenen Nordwand erschließbar) schmaleren Seitenschiffen vorgesehen – möglicherweise auch hier in der Raumform einer Halle Gebundener Ordnung.[2535] Während der Erbauung des Langhauses änderte man jedoch die Pläne, legte rechteckige Seitenchöre an und errichtete eine Halle von drei mal drei Jochen mit gleichbreiten Schiffen (Abb. 1075–1078 – offenbar nach dem Vorbild der kurz zuvor begonnenen Bremer Liebfrauenkirche, jedoch etwas niedriger gehalten.[2536] Hans Thümmler formulierte 1970 treffend: „In etwas rustikaler Ausführung und gedrückten Raumverhältnissen findet sich das gleiche Raumschema und dieselbe Bauzier noch einmal in der Pfarrkirche zu Berne nördlich von Bremen".[2537] Wie seit Hans Thümmler in der Forschung immer wieder betont, dürften hier zweifellos lippische Bauhandwerker tätig gewesen sein, die von Erzbischof Gerhard II. aus Lippstadt gerufen und über die Bremer Liebfrauenbauhütte nach Berne vermittelt worden sein dürften. Dafür sprechen sowohl die klassisch westfälische Raumform – vgl. das obige Zitat Thümmlers – wie auch die Baudetails: So folgt das Nordostportal (Abb. 1074) in seiner Gestaltung mit Kleeblattbogen, Gewändesäulchen und Wulstarchivolten den Langhausportalen der Großen Marienkirche in Lippstadt (Abb. 932), darüber hinaus entsprechen auch hier die Langhauspfeiler (Abb. 1078) dem oben beschriebenen Aufbau nach dem Muster und der Proportionierung der Lippstädter Vierungspfeiler (Abb. 936, 941), dasselbe gilt für die Wandpfeiler. Exakt dem Lippstädter Vorbild (Abb. 948, 949, 950b) folgt auch die Proportionierung der attischen Basis sowie die Sockelprofilierung aus Platte – Wulst – Plättchen – Kehle – Rücksprung – Basisplatte (Abb. 1084, 1085). Dasselbe gilt auch hier für den – bereits im Dom und der Liebfrauenkirche zu Bremen beobachteten – Höhenversprung der Kapitellhalsringe (Abb. 1082, 1083). Die Kapitelle zeigen denselben

[2534] ZOLLER, Ausgrabungen, 1980, S. 50: „Bei der Grabung auf dem Chor hat sich herausgestellt, daß dessen Abschluß ursprünglich durch eine Apsis gebildet wurde, deren Fundament und Sockel noch wohl erhalten unter dem heutigen Polygonabschluß saßen". Der südliche Ansatz der Apsis mit Eckdienstbasis wurde im Fußboden sichtbar belassen.

[2535] Ähnlich bereits BÖLTS, Liebfrauenkirche, 2002, S. 227, er äußert sich jedoch nicht weiter zur Raumform.

[2536] Die bisher veröffentlichten Grundrisse der Kirche sind trotz der wiedergegebenen Unregelmäßigkeiten leider unpräzise: Die vier Hauptpfeiler der Halle werden viel zu stark wiedergegeben, die Stufung der Gewölbegurte nur einfach, die Rundstabrippen als Grate etc., so dass die noch näher auszuführende Verwandtschaft mit den lippischen Bauten bei einem Grundrissvergleich nicht unmittelbar ablesbar ist.

[2537] THÜMMLER/KREFT, Weserbaukunst, 1970, S. 32.

abwechslungsreichen Motivschatz wie die Kapitelle der Bremer Liebfrauenkirche (Abb. 1067–1070) – auch hier dominiert das charakteristische Kapitellmotiv mit den gespaltenen, sich hinterschneidenden Blättern.[2538] Über den Kämpferplatten nach Lippstädter Muster – Kehle–Plättchen–Platte[2539] – steigen die Gurtbögen bzw. Schildbögen sowie die Gewölbe auf (Abb. 1075–1077). Erstere zeigen auch hier wieder die halbrunden Unterzüge. Die Gewölbe sind als deutlich überhöhte Domikale mit vierteiliger Rippengliederung ausgebildet, deren Rippendurchmesser dem der Dienste entspricht; eine besondere Schlusssteinzier gibt es hier nicht.[2540] Ein ganz ungewöhnliche Wölbform zeigen die beiden rechteckigen Seitenchöre (Abb. 1079–1081): Jenseits der triumphbogenartigen Öffnungen mit halbrundem Unterzug steigt die Gewölbeschale in der Form eines halbierten Gewölbes bis zur Ostwand an – deutlich ablesbar an den halbierten Schildbögen, die sich als Flachbogen an der Ostwand über dem bauzeitlichen Rundbogenfenster fortsetzen. Diese Art der Einwölbung ist ohne das Vorbild der Halbgewölbe im Marienfelder Sanktuarium (Abb. 30) und demjenigen im jenem nachgestalteten Westchor der Kleinen Marienkirche in Lippstadt (Abb. 909, 914) nicht denkbar.

Für den Baubeginn kann die Schlacht von Altenesch am 25. Mai 1234 als Terminus post quem gelten, ein rascher Baubeginn bald danach ist äußerst wahrscheinlich. Auch hier ist aufgrund des überschaubaren Bauvolumens, der einheitlichen Bauformen und der treibenden Kraft des Bauherrn eine zügige Bauausführung anzunehmen, so dass eine Errichtung in der Zeit um 1235–1245 naheliegend erscheint. Dabei dürften auch hier die Kapitelle durch einige ‚lippische' oder ‚lippisch geschulte', an den Bauhütten des Domes und der Liebfrauenkirche in Bremen tätige Bildhauer bald nach Baubeginn ‚auf Vorrat' gefertigt worden sein.

In der Gesamt- wie in der Detailanalyse erweist sich somit auch die Ägidiuskirche in Berne als rundum von lippischen Bauformen geprägte Anlage, womit Erzbischof Gerhard II. zur Lippe dem Neubau unmissverständlich seinen persönlichen Stempel

[2538] Die Kapitelle in Berne erscheinen heute recht grob, doch dürfte dies zu einem nicht unwesentlichen Teil dem dicken, wohl bei der letzten Restaurierung aufgebrachten Anstrich geschuldet sein.

[2539] Das Plättchen tritt aufgrund der starken ‚Verquastung' heute kaum mehr in Erscheinung. Eine Schichtenabnahme hier und an den Kapitellen wäre wünschenswert!

[2540] Ob die Gewölbe wirklich – wie bei DEHIO, Bremen/Niedersachsen, 1992, S. 215 angegeben – 1577 völlig erneuert wurden, erscheint aufgrund der klassischen Domikalform und der Rippen, die keineswegs „nachgotisch dünn" erscheinen, sondern genau den Diensten entsprechen, eher fraglich, doch kann dies nur eine Obduktion der Gewölbe klären.

aufdrückte – als Siegesmonument wie auch generell als Zeichen seiner landesherrlichen Macht.

Unter Erzbischof Gerhard II. zur Lippe wurde auch mit dem Neubau der zweiten Kathedralkirche des Erzbistums Hamburg-Bremen, des St. Mariendoms in Hamburg (Abb. 1086–1088), begonnen.[2541] Hier wurde auch im Nekrolog seines Vaters Bernhard II. zur Lippe gedacht – seine Seelenmesse dürfte entweder durch Erzbischof Gerhard selbst oder seine Nichte Heilwig zur Lippe, Gräfin von Schauenburg-Holstein, gestiftet worden sein.[2542] Der Neubau des 13. Jahrhunderts erhob sich an der Stelle der ersten, um 806/834 gegründeten Holzkirche, die nach der Zerstörung von 845 bis 858 von Erzbischof Ansgar wiedererrichtet wurde. In ihrem Chor wurde 966 der in der Hamburger Verbannung verstorbene Papst Benedikt V. (964–965, † 966) bestattet. Das Papstgrab blieb, obwohl exhumiert, auch in der Folge ein bewusster Erinnerungsort und legte daher nachfolgend die Position des Chorraumes fest, so auch beim ersten steinernen Dombau ab 1035 unter Erzbischof Bezelin (1035–1043). Dieser hatte trotz eines Brandes 1066 bis ins 13. Jahrhundert bestand und bestimmte auch – wie in Bremen – maßgeblich die Dimensionen des spätromanischen Neubaues, insbesondere von Chor und Querhaus. Möglicherweise gingen auch Teile der Krypta noch auf den Bau des 11. Jahrhunderts zurück.[2543] Leider hat sich der Neubau des 13. Jahrhunderts nicht erhalten, er wurde in einem Akt der Barbarei 1806/07 restlos abgebrochen, nachdem der Dom zusammen mit der Domimmunität zuletzt eine kurhannover'sche Enklave in der Freien und Hansestadt Hamburg gebildet hatte und 1804 infolge des Reichsdeputationshauptschlusses an die Stadt Hamburg gefallen war, die ihn abbrechen ließ, um einer eventuellen Rückforderung zuvorzukommen.[2544] Aber zumindest durch die während des

[2541] Zum Hamburger Dom s.: STÖTER, Dom zu Hamburg, 1879; ROSENAU, Metropolitankirchen, 1932; THÜMMLER, Dom zu Osnabrück, 1954, S. 35; THÜMMLER, Bedeutung, 1955, S. 169; MATHIEU, Hamburger Dom, 1973; MAUÉ, Bauformen, 1975, S. 122; GROLLE, Stachel, 1998; GROLLE, Stachel, 1999; REUTHER, Bundsen, 1999; PLAGEMANN, Versunkene Kunstgeschichte, 1999, v. a. S. 44–68, 166.

[2542] JOHANSEN, Lippstadt, 1955, S. 160 mit Quellenbeleg. – Paul Johansen nimmt eine Stiftung durch Gräfin Heilwig an, doch scheint eine Stiftung durch Erzbischof Gerhard II. wahrscheinlicher.

[2543] Die Quellen legen nicht zwingend einen völligen Neubau des 13. Jahrhunderts nahe, wie es PLAGEMANN, Versunkene Kunstgeschichte, 1999, S. 52, 58–59 annimmt, es ist vielmehr wahrscheinlich, dass die vorhandene Krypta des 11. Jahrhunderts wie in Bremen in den Neubau übernommen und nur erweitert wurde!

[2544] S. dazu ausführlicher MATHIEU, Hamburger Dom, 1973; GROLLE, Stachel, 1998, S. 1; GROLLE, Stachel, 1999, S. 293; PLAGEMANN, Versunkene Kunstgeschichte, 1999, S. 49. – Viele Jahre erinnerte nur noch die Domstraße und ein Volksfest an den ‚Hamburger Dom', seit 2009 ist der ehemalige Standort des Domes jedoch als Archäologie-Park gestaltet (geplant als „Zwischenlösung"): 39 weiße, quadratische Bänke, markieren die Standorte der Pfeiler des fünfschiffigen Langhauses in seinem spätmittelalterlichen Zustand, ein einziger erhaltener Fundamentrest ist durch ein kleines Fenster in einer Bank zu sehen. https://de.wikipedia.org/wiki/Hamburger_Dom_(Alter_Mariendom)#cite_ref-11 (12.11.2011)..

Abbruches angefertigten Zeichnungen von Jess Bundsen (1788–1857) ist im wesentlichen die Baugestalt des Domes samt seiner späteren Umgestaltungen, insbesondere der Umbau des Langhauses zu einer Hallenkirche in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts sowie der Anbau von gotischen Seitenkapellen im 13. bis 15. Jahrhundert, überliefert, zudem geben sie gerade im Abbruchzustand wichtige Baubefunde wieder.[2545]

In seinem spätromanischen Ausbauzustand (Abb. 1086 oben, 1088) präsentierte sich der Hamburger Mariendom als dreischiffige Emporen(?)basilika des Gebundenen Systems mit vier unterquadratischen Mittelschiffjochen, einem dreijochigen Querschiff sowie einem flach schließenden Chorquadrat mit darunterliegender Krypta, die sich bis in die Vierung erstreckte; im Westen erhob sich ein mächtiger, zum Mittelschiff geöffneter Einturm.

Der Zeitpunkt des Baubeginns ist leider nicht näher tradiert, er dürfte jedoch eher zu Beginn der Amtszeit von Erzbischof Gerhard II. zur Lippe (1219–1258), etwa um 1230, gelegen haben. Die Arbeiten an dem fast vollständig aus Backstein errichteten Domneubau begannen nach allgemeiner Auffassung mit den Ostteilen sowie mit dem Unterteil des Westturmes, dessen Portal eine aufwendige spätromanische Rahmung und Tympanongestaltung aus Porta-Sandstein aufwies, in gleicher Weise das südliche Querhausportal mit seiner Kleeblattbogenrahmung.[2546] Entsprechend wird als einer der ersten Altäre 1245 der der Muttergottes geweihte Hochaltar im Chorquadrat genannt, ihm geht 1228 der – wohl noch dem Vorgängerbau zuzuordnende – Altar der hll. Crispinus und Crispinianus „*ante chorum*“ voraus, 1251 und 1255 werden zwei weitere Altäre in den Querarmen erwähnt.[2547] Möglicherweise sind nach der Vollendung der Ostteile um 1245 die Bauarbeiten etwas ins Stocken geraten, und man bemühte sich um weitere finanzielle Einkünfte: So schenkte 1245 Graf Adolf IV. von Schauenburg-Holstein (* vor 1205, 1225/27–1238, † 1261) den Zehnten des Landes Oldenburg in Holstein, den das Domkapitel für die Klausurbauten bestimmte, 1248 erteilte Erzbischof Gerhard II. einen Ablass zugunsten des Kirchenbaues, 1259 stellte sein Nachfolger Hildebold (1258–1273) erneut einen Ablass aus. 1268

[2545] S. dazu die Lit. in der vorigen Anm. sowie REUTHER, Bundsen, 1999.
[2546] So zuletzt PLAGEMANN, Versunkene Kunstgeschichte, 1999, S. 46.
[2547] Zuletzt ebd., S. 51. – Die hll. Crispinus und Crispinianus lassen darauf schließen, dass Reliquienschenkungen aus Osnabrück erfolgt sind, dessen Dom bis heute die beiden Heiligenleiber hütet.

übernahm dann ein Vertreter des Rates die Baukostenkontrolle. Vier weitere Ablässe auswärtiger Bischöfe folgten 1287–1289. „Außerdem wird von einem Domdekan Sifridus, der 1238 bis 1277 dem Domkapitel angehörte, berichtet, er habe alle Gewölbe der Kirche sowie das Refektorium, Dormitorium und die Camera annexa aus Mitteln des Kapitels und der Stiftungen der Gläubigen erbauen lassen.“[2548] Diese Daten belegen, dass am Hamburger Dom bis weit über die Mitte des 13. Jahrhunderts hinaus gebaut wurde, erst 1329 erfolgte die offizielle Weihe des mittlerweile fertiggestellten, noch in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts zur Hallenkirche umgebauten und um Kapellen erweiterten Domes (Abb. 1086 unten).

Aus der hier besonders interessierenden Zeit Erzbischof Gerhards II. stammten sicherlich die spätromanischen Bauteile von Chor und Querhaus sowie das ehedem basilikale Langhaus, dessen mit Rundbogenfriesen gezierter Obergadenabschluss sich trotz der Arkadeneinbrüche für den Umbau zur Hallenkirche bis zum Abbruch 1806/07 erhalten hatte. Die Ostteile wie auch das Mittelschiff (Abb. 1088) waren mit mächtigen ‚westfälisch-lippischen’ Domikalgewölben überfangen, die allesamt eine achtteilige Rippengliederung mit Rippenzierscheiben aufwiesen – lediglich das Sanktuarium war durch ein aufwendiges zehnteiliges Rippengewölbe im Schema eines Polygonschlusses nochmals besonders hervorgehoben. Neben den anspruchsvollen Portalrahmungen wiesen trotz der vielfältigen späteren Umbauten insbesondere die achtteiligen Domikalgewölbe mit ihren Rippenzierscheiben sowie das Vorlagensystem auf die westfälisch-lippische Gestaltgebung des Domes unter ihrem Initiator Erzbischof Gerhard II. zur Lippe hin.

Eine gewisse Vorstellung vom untergegangenen Hamburger Dom kann darüber hinaus die St. Johanniskirche zu Meldorf in Dithmarschen (Nordelbingen), der sog. Meldorfer Dom, vermitteln, denn sie bildet einen unmittelbaren Tochterbau des Hamburger Doms.[2549] Dies ist nicht zuletzt darauf zurückzuführen, dass das Hamburger Domkapitel seit einer Übertragung durch den Bremer Erzbischof 1143 umfangreichen Besitz in Dithmarschen und besonders im Hauptort Meldorf besaß, 1223 erhielt zudem der Hamburger Dompropst alle geistliche Gerichtsbarkeit über

[2548] Quellenbelege und Zitat jeweils ebd., S. 45.

[2549] Zum Meldorfer Dom s.: KAMPHAUSEN, Dom der Dithmarscher, 1931, sowie umfassend die vielfältigen Aufsätze in SCHULZE, Meldorfer Dom, 1992, hier insbesondere SCHULZE, Baugeschichte Meldorf, 1992; außerdem: DEHIO, Hamburg/Schleswig-Holstein, 1994, S. 620–624.

Meldorf verliehen. Als Ausdruck dieser Oberhoheit des Hamburger Domkapitels wurde offenbar der spätromanische Kirchenneubau errichtet. Anstelle eines karolingischen Vorgängers aus dem 9. Jahrhundert und einem nicht genauer datierbaren Nachfolgebau entstand die heutige Kirche, eine dreischiffige, zweijochige Basilika des Gebundenen Systems mit Querhaus samt Nebenapsiden sowie einem flach schließenden Chorquadrat und einem im Kern älteren Westturm. Der vollständig aus Backstein errichtete Bau wurde in vier unmittelbar aufeinander folgenden Bauetappen errichtet: zunächst das Chorquadrat samt östlichen Vierungspfeilern und einem Ansatz des Südquerhauses, dann das Querhaus mit den westlichen Vierungspfeilern, danach das Langhaus und abschließend die Einwölbung des Mittelschiffes.[2550]An den Fenstern und Blenden des Chores zeigen sich sachte frühgotische Formen, ansonsten vertritt der Bau aber noch ganz eine spätromanische Architekturauffassung. Dies zeigt sich an der Gesamtdisposition, der Geschlossenheit der Wände und dem Einschneiden der zwei- und dreiteiligen Fenstergruppen, schließlich an der Überwölbung mit stark überhöhten Domikalgewölben. Insbesondere an Letzteren zeigt sich die westfälische Prägung der Architektur. So gemahnen die Gewölbe mit ihrer achtteiligen Rippengliederung, wobei die Vierung zudem mit einem Scheitelring und die Diagonalrippen der Mittelschiffdomikale sogar mit jeweils drei Rippenzierscheiben aus Stuck versehen sind, unmittelbar an die Gewölbe im Dom zu Münster (Abb. 1280–1282; siehe Kap. C.10.4.3.2.), aber auch andere Formen entstammen unverkennbar dem westfälischen Formenschatz, so etwa die gewirtelten Archivoltenrundstäbe der sog. Priesterpforte in der Südwand des Chores.[2551]

Leider liegen für den Meldorfer Dom keinerlei Baudaten vor, so dass er allein auf dem Weg des Stilvergleichs datiert werden kann. Maßgeblich ist dabei die Abhängigkeit vom Hamburger Dom. Heiko Schulze geht, Kai Mathieu folgend, von einer Entstehung des Hamburger Domes von etwa 1248–1277 aus und datiert den Meldorfer Dom daher um 1250–1280/1300.[2552] Da jedoch der Baubeginn des

[2550] S. dazu ausführlich SCHULZE, Baugeschichte Meldorf, 1992, S. 55–64.

[2551] SCHULZE, Baugeschichte Meldorf, 1992, S. 67 sieht darin „typisch rheinische Motive“, doch dürften diese vom Ursprung her französischen, dann in die rheinische Spätromanik eingegangenen Motive nicht unmittelbar aus dem Rheinland, sondern über Westfalen vermittelt worden sein – erinnert sei nur an die reichen Portallösungen von Coesfeld (Abb. 901), Billerbeck (Abb. 1311) und Vreden (Abb. 1324) sowie an die spätromanischen Portale im Osnabrücker Raum, etwa Freren (Abb. 1339)!

[2552] SCHULZE, Baugeschichte Meldorf, 1992, S. 66–68; DEHIO, Hamburg/Schleswig-Holstein, 1994, S. 621 datiert sogar „gegen 1265 bis 1300“!

Hamburger Domes offenbar doch deutlich früher, um 1230, anzusetzen ist (s.o.), gilt es, auch die Datierung des Meldorfer Baues neu zu überdenken. Ein Baubeginn um 1240/45 wäre durchaus möglich, bei einem deutlich zügigeren Baufortgang eine Vollendung bereits um 1260/70 wahrscheinlich, wofür nicht zuletzt die im letzten Jahrhundertviertel kaum noch gebräuchlichen Domikalgewölbe und insgesamt die noch spätromanische Architekturauffassung gerade auch des Langhauses sprechen.

Als unmittelbarer Tochterbau des Hamburger Domes, der die wesentlichen Formen der Mutterkirche reflektiert, vermag der Meldorfer Dom eine recht gute Vorstellung von der westfälisch geprägten Architektur des Hamburger Domes unter Erzbischof Gerhard II. zur Lippe und der ihr immer noch eigenen Strahlkraft zu geben.

10.4.1.3.3.6. Ethelinde zur Lippe und die Kanonissenstiftskirche St. Mauritius zu Bassum, Kunigunde und das Kanonissenstift St. Bonifatius zu Freckenhorst

In der Erzdiözese Hamburg-Bremen hat sich noch ein weiterer Kirchenbau erhalten, der in enger – auch baukünstlerischer – Verbindung mit der Edelherrenfamilie zur Lippe steht: die Stiftskirche St. Mauritius und Viktor zu Bassum (Abb. 1089, 1090).[2553] Das Kanonissenstift Bassum wurde der Überlieferung nach um 860 vom hl. Ansgar (um 801–865), Erzbischof von Hamburg-Bremen, gegründet, ist aber erst 937 durch eine Güterschenkung König Ottos I. urkundlich direkt fassbar. In der Zeit kurz nach 1200, vermutlich unter der Äbtissin Beatrix von Oldenburg (1207–1226/27), die auch ab 1209 im Auftrag ihres Bruders Gerhard von Oldenburg-Wildeshausen, Bischof von Osnabrück (1190–1216, 1210–1219 Erzbischof von Bremen), das Kanonissenstift Herzebrock bei Rheda in ein Benediktinerinnenkloster umwandelte,[2554] wurde im Bassumer Frauenkonvent die Benediktregel und damit die Klausur eingeführt.[2555]

Ihre Nachfolgerin wurde Ethelind zur Lippe, eine Tochter Bernhards II. zur Lippe. Ihre Wahl geht wohl auf eine Einflussnahme ihres Bruders Erzbischof Gerhard II.

[2553] Lit. zu Bassum: MEHLITZ, Bassum, 1870; DEHIO, Niedersachsen und Westfalen, 1935/1949, S. 463; FANTINI, Bassum, 1967; FANTINI, Bassum 1968; BESTMANN/HEUTGER, Stift Bassum, 1972; MAUÉ, Bauformen, 1975, S. 122; RÖCKENER, Hallenkirchen,1980, S. 55, 258–262; DEHIO, Bremen/Niedersachsen, 1992, S. 197–199; WEGE IN DIE ROMANIK, 1993, S. 153–154 (Harmen Thies); HUCKER, Stift Bassum, 1995; FAHL-DREGER, Sprechende Steine, 1995; FANTINI/HEUTGER, Bassum, 1997; DORN, Herford, 2006, S. 152–155; DORN, Bauen im Zeichen der Rose, 2008, S. 134 [KEMPKENS, Edelherrenfamilie zur Lippe, 2018, S. 222–223].

[2554] S. dazu HUCKER, Stift Bassum, 1995, S. 108–110.

[2555] Ebd.

von Bremen (1219–1258) zurück.[2556] Schon bald nach ihrer Einsetzung um 1226/27 belehnte Erzbischof Gerhard II. die Wildeshauser Grafen, die bisher über das Bassumer Äbtissinnenamt verfügten und deren Macht nun (bewusst) eingeschränkt wurde, zur ‚Entschädigung' mit der Grafschaft Bruchhausen.[2557] Ethelind zur Lippe amtierte als Bassumer Äbtissin bis zu ihrem Tode 1243,[2558] ihre Nachfolgerin wird wiederum eine Kanonisse aus dem Hause Oldenburg-Wildeshausen, Salome von Oldenburg (aus der jüngeren Oldenburger Linie), sie stand dem Kloster von 1243 bis 1276 vor.[2559] Bereits im Jahr nach Ethelinds Tod gedachte Erzbischof Gerhard II. von Bremen seiner verstorbenen Schwester in der von ihm am 23. Juni 1244 veranlassten Seelenstiftung zugunsten seiner Familie, die er im von ihm selbst gestifteten Zisterzienserinnenkloster Lilienthal an der Wümme einrichtete.[2560]

Im 13. Jahrhundert, vermutlich unter den drei genannten Äbtissinnen, erfuhr die Kloster- und spätere Stiftskirche in Bassum einen vollständigen Neubau (Abb. 1089, 1090): Es entstand eine dreischiffige, zweijochige Halle Gebundener Ordnung mit dreiteiligem, von einem Vierungsturm überhöhtem Querschiff mit nördlicher Nebenapsis und südlicher Altarnische sowie einem Chorquadrat mit Apsis. Zu Seiten des westchorartigen Westjoches, das zumindest in späterer Zeit den ‚Fräuleinchor' aufnahm,[2561] befanden sich ehedem quadratische Westtürme. Der gesamte Bau besteht aus Backstein,[2562] nur für besondere architektonische, feingliedrige Elemente wie Sockel, Basen, Kapitelle und Kämpfergesimse wurde Obernkirchener Sandstein verwendet. Dabei ist jedoch zu berücksichtigen, dass die heute backsteinsichtigen

[2556] So SCHOLZ, Bernhard II., 1987, S. 5–6; die wenigen Quellen zu Ethelind zur Lippe zusammengestellt bei HUCKER, Stift Bassum, 1995, S. 111–112.

[2557] HUCKER, Stift Bassum, 1995, S. 112.

[2558] Bei der 1232 genannten ‚*domina Elisabet abbatissa*' wird es sich, wie bereits HUCKER, Stift Bassum, 1995, S. 112 vermutete, um eine Namensvariante handeln – um so unverständlicher ist die dort dann mehrfach verwendete Bezeichnung ‚Elisabeth (Ethelind) von Lippe', da doch der sicher bezeugte Vornahme ‚Ethelind' ist!

[2559] Vgl. ebd., S. 112–114.

[2560] Regesten der Erzbischöfe von Bremen I, Nr. 964 [Die Urkunde ausgestellt in Kat. Paderborn 2018, S. 407–409, Kat.-Nr. 21 (Christoph Wieselhuber), wo jedoch vornehmlich auf Person und Politik Erzbischof Gerhards II., nicht jedoch auf seine in der Urkunde erneuerte Familienmemoria mit der dynastiegeschichtlich so wichtigen Nennung aller seiner Geschwister eingegangen wird; dazu jedoch die Einführung S. 388/390 (Petra Koch-Lütke Westhues)]. – Zu Kloster Lilienthal als lippische Memorialstiftung vgl. auch die Ausführungen bei Schmidt, Hermann II. 1990, S. 229–230; DORN, Herford, 2006, S. 151–152; PRIEUR, Einführung, 2008, S. 7. Zur Geschichte Lilienthals s. KRAUSE, Lilienthal, 1875; JARCK, Lilienthal, 1969; JARCK, Lilienthal, 1994. – Da das Kloster mehrfach verlegt und erst 1262 an der heutigen Stelle angesiedelt wurde, stammen die Kirche und die übrigen Klosterbauten erst aus der Zeit nach dem Tode Erzbischof Gerhards II. († 1258), sind also für den vorliegenden Kontext unrelevant; s. dazu FLIEDNER, Kulturlandschaft, 1970, S.89; DEHIO, Bremen/Niedersachsen, 1992, S. 850–851.

[2561] FANTINI, Bassum, 1968, S. 4.

[2562] Eine Dokumentation der Backsteinformate bei FAHL-DREGER, Sprechende Steine, 1995, S. 118. Die daraus gezogenen Schlüsse bzgl. der Bauzeiten sind jedoch vielfach nicht nachvollziehbar, s.u.

Pfeiler und Gewölberippen einstmals ohne Zweifel verputzt und gefasst waren, das Material Backstein im Inneren also – anders als heute – gar nicht mitsprach, vielmehr im Verbund mit den Werksteingliederungen ähnlich wie in Marienfeld, Bremen-Liebfrauen und Berne der Eindruck eines Natursteinbaues entstand. – Hinzuweisen ist zudem noch auf die Restaurierung der Kirche durch Conrad Wilhelm Hase 1866–1869, die mit starken Eingriffen in die mittelalterliche Bausubstanz verbunden war.

Die Baugeschichte der Kirche ist trotz der verdienstvollen Untersuchung von Rudolf Fantini[2563] nicht restlos geklärt. Folgende Bauabfolge soll jedoch hier aufgrund der Baubefunde und der Wechsel der Bauformen als die naheliegendste vorgeschlagen werden: Bauphase I: Die Bauarbeiten begannen im Osten mit der Apsis, die sich durch ihre Gliederung aus Lisenen und Rundbogenfries auszeichnet (Abb. 1090), und dem Chorquadrat sowie vermutlich Teilen der Querhausostwände sowie dem Nordquerhausportal. Die im Zuge dieser Arbeiten errichteten östlichen Vierungspfeiler sind als Kreuzkernpfeiler ausgebildet mit kräftigen, mehr als halbrunden Vorlagen und in die Winkel eingestellten Runddiensten, die sich auch in den Ostecken des Chorquadrates finden. Sämtliche Pfeilerglieder sind zudem mit Kapitellen versehen, die jedoch kein einheitliches Kapitellband bilden, da sie in ihrer Höhe je nach Breite des Pfeilergliedes variieren. Einige wenige Kapitelle sind als Würfelkapitelle ausgebildet, die meisten hingegen als Kelchblockkapitelle mit Blattdekor, einige – vor allem die Pfeilerkernkapitelle – sind jedoch in der lediglich geglätteten Grundform als ‚Rohling' versetzt worden.[2564] Die abschließende Kämpferplatte über den Kapitellen mit einem Profil aus Plättchen – Karnies – Plättchen – Platte wird als Kämpfergesims im Chorraum einschließlich Apsis sowie an den Ostwänden der Querarme fortgeführt. Ebenfalls noch dieser Bauphase zuzurechnen ist wohl der Triumphbogen des Chores mit seinem recht breiten, rechteckigen Unterzug, des weiteren das Nordquerhausportal mit seinen beiden Säulenpaaren und Rundstabarchivolten sowie den Kapitellfriesen.

In Bauphase II wechselt der Formenapparat: Die – nun etwas stärker zusammengerückten – westlichen Vierungspfeiler sind ebenfalls als Kreuzkernpfeiler

[2563] FANTINI, Bassum, 1967; zusammenfassend FANTINI, Bassum, 1968; FANTINI/HEUTGER, Bassum, 1997.

[2564] Vgl. eine ähnliche Gewichtung und Reduzierung bei den Kapitellbändern der Gertrudenberger Kirche in Osnabrück, s.. Kap. C.10.4.2.2.

ausgebildet, doch sind hier die Rundelemente der Vorlagen und Dienste durch Rechteckvorlagen ersetzt, die in den Winkeln diagonal gestellt sind. Ihnen entsprechen die von Rechteckvorlagen für die Schildbögen gerahmten Eckdienste der Querarme. Zudem wird nun gänzlich auf Kapitelle verzichtet, lediglich das umlaufende Kämpfergesims mit seiner Profilierung aus Plättchen – Karnies – Plättchen – Platte wird beibehalten. Die Pfeiler besitzen ein ungewöhnliches, aus breiterem unteren ‚Karnieswulst' und schmalem oberem Wulst gebildetes Basenprofil. Dieser Bauphase, die vermutlich mit dem Südquerhaus begonnen wurde, gehören auch die drei übrigen Vierungsbögen, die in ihrer Proportionierung von dem älteren östlichen abweichen, da sie ihre Maße von den westlichen Vierungspfeilern erhalten, sowie die Gewölbe einschließlich demjenigen des Chores an. Diese sind als hochgebuste Domikalgewölbe mit unterlegten schmalen Kastenrippen ausgebildet. Letztere entsprechen in ihrer Formgebung genau den rechteckigen Diagonalvorlagen dieser Bauphase, ‚beißen' sich jedoch mit den älteren Runddiensten der Phase I. In Phase II war geplant, das Langhaus als dreischiffige Basilika zu errichten. Davon zeugen heute noch die niedrigen Verbindungsbögen von den Querarmen zu den Seitenschiffen sowie heute vermauerte Fensteröffnungen darüber.

In Bauphase III entstand der untere Teil der Langhausnordwand, die sich an den eventuell älteren Unterbau des Nordwestturmes anschließt. Dass sie einer eigenen Bauphase angehört, zeigt der Umstand, dass sie die Verbindungsöffnung zum Querarm teilweise überschneidet, was gegen eine Gleichzeitigkeit beider spricht.

In der nachfolgenden Bauphase IV fand dann ein entscheidender Planwechsel statt: Zum Einen entschied man sich nun für eine ‚Halle Gebundener Ordnung', zum Zweiten legte man nun das Mittelschiff deutlich schmaler als Vierung und Chorjoch an,[2565] weshalb die neu an die westlichen Vierungspfeiler angefügten Pfeilervorlagen stärker zur Mittelachse verschoben wurden, ebenso das neu angelegte südliche Seitenschiff mit seiner Folge quadratischer Joche. Das nördliche Seitenschiff erhielt hingegen abweichend querrechteckige Joche, da hier durch die bereits bestehende Nordwand aus Phase III die Dimensionen schon festgelegt waren. Letztere wurde

[2565] FANTINI, Bassum,1968, S. 8 gibt folgende Maße an: Chor: B: 8,96 m; Vierung: B: 8,36 m; Mittelschiff: B: 7,67 m.

dabei aufgestockt, die basilikalen Rundbogenfenster im unteren Wandbereich zweifellos vermauert – die heutige Situation mit zwei Fensterreihen geht erst auf die Restaurierungsmaßnahmen von 1961 zurück, bei der die unteren Fenster zur Verbesserung des Lichteinfalls wieder geöffnet wurden[2566] – der Konzeption der Hallenkirche des 13. Jahrhunderts entsprechen sie nicht, Vergleiche mit den doppelten Fensterreihen der frühgotischen Hallen der Elisabethkirche in Marburg und der Zisterzienserkirche in Haina[2567] sind damit hinfällig. Im Inneren zeigt sich ein abermaliger Formenwechsel: Die nun wesentlich geringer dimensionierten Hauptpfeiler sind als Kreuzkernpfeiler mit breiten Rechteckvorlagen sowie in den Winkeln eingestellten schlanken Runddiensten ausgebildet. Letztere bestehen durchweg aus Sandstein und sind nun wieder mit Kapitellzier versehen. Die (heute zum Teil verdeckten) Sockel zeigen eine Profilfolge aus (Platte) – Schräge – Rücksprung – Platte, darüber folgt die klassische attische Basisprofilierung. Auch das Profil der Kämpfer wechselt, es besteht nun aus Plättchen – Kehle – Plättchen – Platte. Während die Seitenschiffjoche mit gratigen Domikalgewölben überdeckt werden, von denen einige mit hängenden Schlusssteinen versehen sind, sind die Mittelschiffjoche und das westliche Abschlussjoch mit Domikalen überwölbt, welche die bereits aus Phase II bekannten Kastenrippen zieren.[2568] Über den quadratischen Eckräumen zu Seiten des westlichen Abschlussjoches wurden Westtürme errichtet bzw. waren zumindest solche geplant. Sie fielen aller Wahrscheinlichkeit nach dem Brand von 1327 zum Opfer. Vermutlich war dieser Brand gar nicht so gravierend wie bisher immer angenommen: Er dürfte vor allem die Dachstühle der Kirche erfasst und dabei vornehmlich die Türme schwer beschädigt haben, während die aus feuerbeständigem Backstein errichteten Gewölbe (wie es ihre Aufgabe ist) dem Feuer standhielten, das Kircheninnere also gar nicht unmittelbar von dem Brand betroffen gewesen sein dürfte. Nach der Brandbeschädigung wurden vermutlich die stärker betroffenen, ausgeglühten Westtürme abgetragen und die Westfront umgestaltet, während der Vierungsturm ein neues Obergeschoss erhielt.

[2566] FANTINI, Bassum 1968, S. 6. Den Vorzustand überliefert HUCKER, Stift Bassum, 1995, Abb. 65.

[2567] So DEHIO, Bremen/Niedersachsen, 1992, S. 198; WEGE IN DIE ROMANIK, 1993, S. 153 (Harmen Thies).

[2568] Eine Datierung der Langhausgewölbe in die Zeit nach dem Brand 1327, wie sie von FANTINI, Bassum, 1967, S. 93; FANTINI, Bassum 1968, S. 10/12; FAHL-DREGER, Sprechende Steine, 1995, S. 121, angenommen wird, erscheint wenig plausibel, s.u.

Umstritten ist bisher die Datierung der Kirche, insbesondere des Hallenlanghauses. Ein Vergleich der relevanten Bauformen mag hier jedoch eine Annäherung bringen: Innerhalb der Bauphase I besonders markant sind die östlichen Vierungspfeiler, die trotz der – wohl auch dem spröden Material des Backsteins geschuldeten – breiteren Proportionen der einzelnen Pfeilerelemente an das Gliederungsschema des ‚Marienfelder Pfeilers' (siehe Kap. C.5.2.1.) erinnern.[2569] An Marienfeld gemahnen außerdem das umlaufende Kämpfergesims, die gekuppelten Fenster des Chorjochs sowie die aufgrund der zugehörigen Schildbögen bereits als geplant anzunehmenden Domikalgewölbe. Die ausgearbeiteten Blattkapitelle der Pfeilervorlagen und des Nordquerhausportals erinnern an rheinisch-westfälische Kapitellbildungen der Spätromanik. In Phase II finden sich kaum prägnante Bau- und Dekorformen, es scheint sich vor allem um eine Reduzierung des bisherigen Formenapparates zu handeln, die Gewölbe werden in der vorgesehenen Form als Domikale, wie sie für die von Marienfeld ausgehende ‚lippische' und westfälische Architektur der Spätromanik typisch sind, ausgeführt.

Bauphase IV schließt sich dem Raumschema der ‚Münsterländischen Hallenkirchen Gebundener Ordnung' an, wie bereits Fantini richtig erkannte,[2570] während die Argumentation von Röckener hinsichtlich seiner Ausgliederung Bassums aus der Gruppe wenig plausibel, ja haarspalterisch erscheint,[2571] sie wird dem Bau in keinster Weise gerecht. Ebenso wenig nachvollziehbar ist die immer wieder – zuletzt von Fahl-Dreger aufgrund der Auswertung der Backsteinformate – vorgebrachte Auffassung, das Hallenlanghaus stamme erst aus der Zeit nach dem Brand 1327.[2572] Dagegen spricht schon allein die allenthalben am Langhaus vorfindliche Bauzier wie Sockel und Basen, Kämpfergesimse und Kapitelle. Diese zeigen eindeutig spätromanische Formen. Sowohl die Kapitelle als auch die Hängeschlusssteine sowie – bisher unbeachtet – die Sockel und Basen sowie die Kämpfergesimse finden ihre nächsten Parallelen im Langhaus der Großen Marienkirche in Lippstadt (= Bauphase

[2569] So bereits DEHIO, Bremen/Niedersachsen, 1992, S. 198; DORN, Herford, 2006, S. 154.
[2570] FANTINI, Bassum, 1967; FANTINI, Bassum 1968.
[2571] RÖCKENER, Hallenkirchen,1980, S. 55, 258, 261, 262. – Ähnlich ablehnend bereits DORN, Herford, 2006, S. 154–155; vgl. auch DORN, Bauen im Zeichen der Rose, 2008, S. 134.
[2572] FAHL-DREGER, Sprechende Steine, 1995. Seine Widerlegung von Fantini erscheint kaum plausibel und zeigt, dass eine monokausale Argumentation, die in diesem Falle zudem noch auf so wenig konkreten, ‚weichen' Faktoren wie der Veränderung von Backsteinformaten beruht, leicht in die Irre führen kann.

II, um 1215/20–1225; Abb. 925), auf das auch die Raumform der Halle Gebundener Ordnung verweist.

Leider sind keine genauen Baudaten überliefert, so dass die Datierungen der einzelnen Bauphasen der Kirche nur gemutmaßt werden können: Zumeist wird ein Baubeginn der Ostteile (Phase I) bald nach Amtsantritt der Äbtissin Beatrix von Oldenburg (1207–1226/27) angenommen, also etwa um 1207/10. Die auffälligen Parallelen zu Marienfeld wären dann eventuell über ihre Amtszeit als Äbtissin im Marienfeld benachbarten Benediktinerinnenkloster Herzebrock erklärbar. Auch das Querschiff (Phase II) und der Beginn des basilikalen Langhauses (Phase III) wären noch ihrer Amtszeit zuzuordnen. Mit ihrer Nachfolgerin Ethelind zur Lippe (1226/27–1243) ist dann auf jeden Fall die Planänderung und der Bau des Hallenlanghauses zu verbinden, das insbesondere – auch in baulichen Details – dem Vorbild der von Ethelinds Vater Bernhard II. begonnenen, unter ihrem Bruder Hermann II. fortgeführten Großen Marienkirche in Lippstadt folgt. – Nicht völlig auszuschließen ist aber auch ein Baubeginn der Ostteile erst unter Ethelind zur Lippe bald nach 1226/27, wodurch dann über sie die Parallelen mit dem lippischen Familienkloster Marienfeld zu erklären wären. In rascherer Abfolge dürften sodann die Phasen II und III gefolgt sein, so dass auf jeden Fall noch vor ihrem Tod 1243 von lippisch geschulten Bauleuten das Hallenlanghaus begonnen wurde, das dann erst nach der Jahrhundertmitte unter ihrer Nachfolgerin Salome von Oldenburg (1243–1276) vollendet worden wäre.

Festzuhalten ist auf jeden Fall die zweifache Rezeption ‚lippischer' Bauformen: zum einem beim Chorjoch und den östlichen Vierungspfeilern, zum anderen beim Hallenlanghaus. Letzteres ist zweifellos auf die persönliche Einflussnahme der Äbtissin Ethelind zur Lippe zurückzuführen, so dass auch hier wieder die Vermittlung typisch lippischer Bauformen nach Norddeutschland mit einem Mitglied der Edelherrenfamilie zur Lippe zu verbinden ist.

Dem Kanonissenstift Freckenhorst, zeitgleich mit Bassum um 859 gegründet, stand ebenfalls eine Tochter Bernhards II. zur Lippe, Kunigunde, vor, als Erben Widukinds von Rheda hatten die Edelherren zur Lippe bis 1365 die Vogteirechte über das Stift

inne.[2573] Da Kunigunde (neben der Nennung in der Lilienthaler Memorialstiftung ihres Bruders Gerhard) namentlich nur einmal in einer Urkunde von 1219 als Freckenhorster Äbtissin begegnet,[2574] kann ihre Amtszeit nur vage eingegrenzt werden: Ihre Vorgängerin Gertrud, die Schwester Widukinds von Rheda, begegnete noch 1207, ihr folgte vermutlich die nicht näher fassbare Goda, ehe Kunigunde die Äbtissinnenwürde übernehmen konnte. Ihre Nachfolgerin Ida erschien erstmals in einer Urkunde von April 1225,[2575] spätestens zu diesem Zeitpunkt war Kunigunde folglich verstorben.

Anders als Ihre Schwestern Gertrud in Herford und Ethelind in Bassum hat Kunigunde keinen Neubau der Kirche ihres Stiftes betrieben. Mit einer gewissen Wahrscheinlichkeit kann jedoch mit ihr der Neubau der Klausurbauten des Kanonissenstifts in Verbindung gebracht werden: Die überkommenen Bauteile, insbesondere deren Kapitellskulpturen, deuten auf eine Entstehung um 1210/20.[2576]

Die südlich, abgerückt von der heutigen Stiftskirche St. Bonifatius, im Anschluss an die 1816 abgerissene St. Vituskapelle (als erster Stiftskirche) errichteten Bauten erheben sich exakt an der Stelle der karolingischen Vorgängeranlage.[2577] Von den spätromanischen Klausurbauten haben sich West- und Südflügel des Kreuzganges, die bis zur Mitte des 20. Jahrhunderts von später angefügten Kurien überbaut waren (Abb. 1091, 1092), sowie die Arkadenwand des Ostflügels erhalten, an den sich das 1844 eingestürzte Kapitelhaus anschloss. Die flachgedeckten, im Westen und Süden ehemals anbautenlosen Kreuzgangflügel öffnen sich mittels Dreierarkaden zum Kreuzhof. Kräftige, quadratische Pfeiler tragen rundbogige Überfangbögen mit Steinwechsel, in die die luftigen, ebenfalls rundbogigen Dreierarkaden eingefügt sind. Sie ruhen auf Zwillingssäulchen (Abb. 1093) auf, deren attische Basen (Abb.

[2573] Zur Geschichte des Kanonissenstiftes Freckenhorst grundlegend: KOHL, Freckenhorst, 1975; außerdem: KOHL, Freckenhorst, 1992.

[2574] WUB III, S. 70, Nr. 137.

[2575] ‚WUB III, S. 116, Nr. 213. – Die bekannten Daten zu Äbtissin Kunigunde zur Lippe zusammengetragen bei KOHL, Freckenhorst, 1975, S. 297–298.

[2576] Dazu bisher meist recht allgemein: DEHIO, Niedersachsen und Westfalen, 1935/1949, S. 376 („aus dem A. 13. Jahrhundert“); HÖLKER, Kreis Warendorf, 1936, S. 75–77 („vom Anfang des 13. Jahrhundert“); DEHIO, Westfalen, 1969, S. 169 („aus dem Anfang des 13. Jahrhundert“); KOHL, Freckenhorst, 1975, S. 32–34 („aus dem Anfang des 13. Jahrhunderts“); MAUÉ, Bauformen, 1975, S. 119; LOBBEDEY, Freckenhorst, 1978, S. 92–93 („2. Viertel des 13. Jahrhunderts“); MÜHLEN, Freckenhorst, 1978, S. 114 („in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts errichtet“), mit Überlegungen hinsichtlich Äbtissin Kunigunde zur Lippe; LOBBEDEY, Westfalen, 1999, S. 116 („13. Jahrhundert“), dazu Bild 22; DEHIO, Westfalen, 2011, S. 1152 („1. Hälfte 13. Jahrhundert“) [jüngst dazu KEMPKENS, Edelherrenfamilie zur Lippe, 2018, S. 222] .

[2577] LOBBEDEY, Freckenhorst, 1978, S. 92–93, dazu Abb. 3 und 4; LOBBEDEY, Westfalen, 1999, S. 116.

1099) und Kelchblockkapitelle miteinander verschmolzen sind. Die Kapitelle (Abb. 1094–1098), die von Kämpferplatten mit Karniesprofil abgedeckt werden, ziert vornehmlich äußerst abwechslungsreicher (vielfach leider stark angewitterter) Blattdekor, aber auch einige figürliche Darstellungen mit paarigen Drachen sowie einer Drachensäugerin (Abb. 1095; siehe Kap. D.6.2.1.4.). Das rheinisch geprägte Formenrepertoire verweist auf das stilistische Umfeld des Domwestbaues in Münster (siehe Kap. C.10.4.1.1.3.) und die Stiftskirche in Langenhorst (siehe Kap. C.10.4.1.1.2.) – eine genauere Aufarbeitung des Kapitellensembles steht noch aus.

Mit Äbtissin Kunigunde brachte Mühlen auch versuchsweise eine Neuausmalung der Stiftskirche in der Art der Marienfelder Gewölbefassung in Verbindung, die noch von der historistischen Ausmalung von 1890–99 durch Viktor von der Vorst reflektiert worden sei,[2578] doch erweist sich dies ohne weitere Belege – Aufdeckungsfotos oder schriftliche Aufzeichnungen zu eventuellen Befunden etc. – als zu spekulativ.

Recht sicher mit der Amtszeit der Äbtissin Kunigunde zu Lippe in Freckenhorst kann daher heute nur der aufwendige, mit einer qualitätvollen Bauskulptur versehene Neubau der Klausuranlage verbunden werden.[2579]

10.4.1.3.3.7. Otto zur Lippe und die Kanonikerstiftskirche St. Alexander zu Wildeshausen

Ein weiteres, bisher noch unbeachtet gebliebenes Zeugnis ‚lippischer' Sakralbaukunst im ehemaligen Erzbistum Bremen stellt die Stiftskirche St. Alexander in Wildeshausen dar (Abb. 1100–1103).[2580] Das Kanonikerstift wurde in der Mitte des 9. Jahrhunderts von Graf Waltbert, einem Enkel des Sachsenherzogs Widukind, gegründet und von jenem mit den 850/51 aus Rom übertragenen Gebeinen des hl. Alexander ausgestattet. Von 1231–1248 amtierte hier Otto zur Lippe, Sohn des Edelherrn Hermann II., als Propst, ehe er auf den Bischofsstuhl von Münster gewählt wurde. Während seiner Amtszeit wurden wesentliche Teile des

[2578] MÜHLEN, Freckenhorst, 1978, S. 101–102.

[2579] Die von MAUÉ, Bauformen, 1975, S. 117–119 vorgenommene Zuweisung der Chorerweiterung in Form eines querrechteckigen Joches an Äbtissin Kunigunde hat sich als irrig erwiesen. Dieses stammt vielmehr bereits aus der Zeit der Wiederherstellung der Kirche nach dem Brand von 1116 bis zur Weihe 1129; s. dazu LOBBEDEY, Westfalen, 1999, S. 119, 120/121.

[2580] DEHIO, Niedersachsen und Westfalen, 1935/1949, S. 438; THÜMMLER, Dom zu Münster, 1954, S. 34; SCHWENS, Wildeshausen, 1969; PROCHNOW, Wildeshausen, 1970; DEHIO, Bremen/Niedersachsen, 1992, S. 1369–1372; WEGE IN DIE ROMANIK, 1993, S. 283 (Harmen Thies) [KEMPKENS, Edelherrenfamilie zur Lippe, 2018, S. 226].

spätromanischen Kirchenneubaues ausgeführt. Es entstand eine dreischiffige, bis auf den Granitquadersockel und den Westbau gänzlich aus Backstein (vgl. Bassum!) gefügte Basilika des Gebundenen Systems mit drei Mittelschiffjochen, östlichem Querschiff und gerade schließendem Chorquadrat sowie einem dreiteiligem Westbau, dessen Mittelteil sich zum Kirchenschiff öffnet. Die flankierenden Türme wurden nach Einstürzen (s.u.) nicht wiedererrichtet, sondern durch einen Einturm über dem Mittelteil ersetzt – der bedeutendste Kirchenbau des Oldenburger Landes.

Die Bauarbeiten an der heutigen Kirche begannen Ende des 12. Jahrhunderts mit der Neuerrichtung des Westriegels aus Granitquadern. Trotz des mächtigen Mauerwerkes kam es, vielleicht aufgrund einer unzureichenden Fundamentierung, 1214 und 1219 zum Einsturz der eben erst errichteten Westtürme. 1224 wurde daraufhin der Grundstein zu einem weitgehenden Neubau gelegt. Nach bisheriger Auffassung begann man mit dem Langhaus, doch scheint dieses ausgehend von der Vierung von Osten nach Westen errichtet worden zu sein, wie die Streckung der jeweils westlichen Seitenschiffjoche zwecks Anbindung an den bestehenden Westbau vermuten lässt. Demnach scheinen die Arbeiten doch mit den Ostteilen, das heißt Chor und Querhaus, die das Langhaus voraussetzt, begonnen worden zu sein, wofür auch die Bandrippenwölbung in den Querarmen spräche. Diese scheint auf das Vorbild des Osnabrücker Domes (Südquerhaus und Seitenschiffe) bzw. den Westchor des Bremer Domes zurückzugehen. Die Vierung hingegen wurde mit einem Domikalgewölbe mit achtteiliger Gliederung aus Rundstabrippen und Scheitelring versehen, wie es insbesondere typisch ist für Bauten von Mitgliedern der Edelherrenfamilie zur Lippe – ausgehend von den Vierungsgewölben in Marienfeld (Abb. 33) und Lippstadt (Große Marienkirche; Abb. 938), sodann aufgegriffen in den Domseitenschiffen und in der Liebfrauenkirche in Bremen (Abb. 1050, 1059; s. o.).[2581] Diese stilistischen Verbindungen sprechen für eine Ausführung des Vierungsgewölbes unter Propst Otto zur Lippe. Unter ihm wurde zweifellos auch das Langhaus (Abb. 1101, 1102) in der althergebrachten Form des Gebundenen Systems errichtet. Dabei bediente man sich des seit Marienfeld und Lippstadt klassischen

[2581] Bereits THÜMMLER, Dom zu Osnabrück, 1954, S. 34 schreibt: „Die [...] Einzelformen, wie die Domikalgewölbe mit den dünnen Wulstrippen mit Schlußring und die rund oder im Kleeblattbogen geschlossenen Säulenportale, sind näher mit der Bauschule verwandt, die von der Marienkirche in Lippstadt ausgehend bis zur Liebfrauenkirche in Bremen reicht“. Auch DEHIO, Bremen/Niedersachsen, 1992, S. 1370–1371 verweist auf „Bremen, Liebfrauen“, WEGE IN DIE ROMANIK, 1993, S. 283 (Harmen Thies) auf Marienfeld und Lippstadt.

‚lippischen' Formenapparates,[2582] insbesondere des Pfeiler-Bogen-Gewölbe-Systems. Das heißt: Auch hier sind die Hauptpfeiler, aber ebenso die entsprechend abgewandelten Zwischenpfeiler und die Wandpfeiler der Seitenschiffe, als Kreuzkernpfeiler mit – nun allerdings wie in Herford (Abb. 1021) rechteckigen – Pfeilervorlagen und eingestellten Diensten ausgebildet. Über der Kapitellzone und dem Wulstkämpfer nach Marienfelder Muster erheben sich die zugespitzten Schild- und Gurtbögen – letztere mit dem üblichen Unterzug. Die darüber aufsteigenden Domikalgewölbe werden durch Rundstabrippen in Breite der Dienste vierteilig untergliedert. Über den Seitenschiffarkaden läuft ein Rundbogenfries um, den darüber vortretenden Obergaden[2583] öffnet jeweils ein schlankes Rundbogenfenster, gerahmt von einem eingelegten Rundstab mit Wirteln. Sowohl der Rundbogenfries als auch die Fensterrahmung gehen – bisher unerkannt – auf das Vorbild der Mittelschiffgestaltung (ab ca. 1235) des Bremer Domes zurück, die ihrerseits rheinischen Vorbildern folgt, insbesondere St. Aposteln in Köln (s.o.). Diese Orientierung an der Bremer Kathedralkirche erklärt sich leicht dadurch, dass Otto zur Lippe auf Betreiben seines Onkels Erzbischof Gerhard II. von Bremen 1241 dort zum Dompropst gewählt wurde (siehe Kap. B.2.2.), er also unmittelbar die von seinem Onkel begonnene Umgestaltung des Bremer Domes mitbekommen hat und darein sogar als Vorsteher des bauverantwortlichen Domkapitels involviert war – und schließlich die dort angewendete Gestaltung für den Neubau seiner Wildeshäuser Stiftskirche adaptierte.

Neben der Architektur zeigen auch die Kapitelle den aus Lippstadt, Bremen und Berne bekannten Formenkanon[2584] und bestätigen so auch hinsichtlich der Bauzier die lippische Herkunft der ausführenden Bauhütte.

Es erscheint folglich naheliegend, dass 1224 mit den Ostteilen der Kirche begonnen wurde und auch im selben Zuge bereits die Einwölbung der Querarme erfolgte. Mit der Übernahme des Propstamtes durch Otto zur Lippe 1231 scheint dann auch ein Formenwechsel einherzugehen, Chor und Vierung werden auf dem modifizierten

[2582] Bereits WEGE IN DIE ROMANIK, 1993, S. 283 (Harmen Thies) verweist zum Vergleich auf „die Gründungen der Edelherren zur Lippe, zum Beispiel Marienfeld".

[2583] Laut DEHIO, Niedersachsen und Westfalen, 1935/1949, S. 438 treten die Schildwände um 14 cm vor. Diese bautechnische Besonderheit, gedacht zur statischen Verstärkung der Obergadenwände (so auch WEGE IN DIE ROMANIK, 1993, S. 283 [Harmen Thies]), verbindet die Wildeshäuser Alexanderkirche ebenfalls mit der Marienfelder Klosterkirche.

[2584] So bereits DEHIO, Bremen/Niedersachsen, 1992, S. 1371.

Pfeiler-Bogen-Gerüst in ‚lippischen' Formen eingewölbt und im Anschluss daran das Langhaus errichtet – zunächst sicherlich die Außenmauern, danach, wohl in den 1240er Jahren, die Mittelschiffwände mit ihren Ziermotiven nach dem erst kurz zuvor begonnenen Vorbild des Bremer Domes, sodann die abschließende Einwölbung mit den westfälisch-lippischen Domikalgewölben. Nach dem Wechsel Propst Ottos auf den Bischofsstuhl in Münster 1248 dürfte dann noch im dritten Viertel des 13. Jahrhunderts die Errichtung des Westurmes erfolgt sein, für 1270 ist die Vollendung der Kirche überliefert.[2585]

Die Stiftskirche St. Alexander in Wildeshausen gehört somit ebenfalls in den Kreis bedeutender ‚lippischer' Kirchenbauten – sowohl hinsichtlich der charakteristischen Bauformen als auch der Bauherrenschaft durch ein Mitglied der Edelherrenfamilie zur Lippe.

10.4.1.3.4. Die Charakteristika des ‚lippischen Familienstils'

Der Überblick über die Sakralbauten, die im Auftrag oder auf Initiative von Mitgliedern der Edelherrenfamilie zur Lippe errichtet wurden, zeigt, dass allesamt sich eines weitgehend einheitlichen Formenkanons bedienen: Zu den Hauptcharakteristika gehört das Pfeiler-Bogen-Gewölbe-System mit den typischen Pfeilerbildungen aus Kreuzkern, Halbrundvorlagen und Eckdiensten, auf denen spitzbogige Gurtbögen mit zumeist halbrunden Unterzügen sowie Domikalgewölbe aufruhen.

Die Ausgangs- und Orientierungspunkte aller genannten Bauten bilden die Klosterkirche in Marienfeld und die Große Marienkirche in Lippstadt, wobei ersterer als der Älteren der Rang des Initialbaues zukommt. In einigen Fällen lassen sich äußerst enge Verbindungen zwischen den Bauten, das heißt eine Ausführung durch dieselbe Bauhütte, feststellen, so etwa bei der Klosterkirche in Marienfeld und dem Kapellenturm in Rheda oder bei der Großen Marienkirche in Lippstadt und dem Dom und der Liebfrauenkirche in Bremen, sowie, von dort abgeleitet, der Ägidiuskirche in Berne. Stehen bei ersten die bautechnischen Gemeinsamkeiten im Vordergrund, so reichen die Verbindungen der letztgenannten Gruppe über die reinen Bauformen und deren Detailbildungen (etwa der Profilierung der Kämpferplatten)

[2585] So PROCHNOW, Wildeshausen, 1970, S. 6, 10.

hinaus bis zu den Bildhauerarbeiten der Kapitellzier. Aber auch bei den Bauten, bei denen die Verbindungen in dieser Hinsicht nicht so eng sind, ist eine bewusste Befolgung des in Marienfeld und Lippstadt ausgebildeten Formenkanons zu beobachten – hier dürften einige wenige, aber federführende Mitglieder der in Marienfeld und Lippstadt tätigen Bauhütte die Grundlinien der architektonischen Formenbildung vor Baubeginn festgelegt haben.

Damit entsprachen sie den Vorgaben ihrer Auftraggeber, Mitgliedern der Edelherrenfamilie zur Lippe. Diese haben über drei Generationen hinweg, in einem Zeitraum von über 80 Jahren – von ca. 1185/90 bis 1260/70 – sich des beschriebenen Formenkanons bedient. Grundlage dafür ist der bei den Edlen zur Lippe in jener Zeit zu beobachtende enge Familienzusammenhalt. Bernhard II. zur Lippe, unter dem der Aufstieg der Familie begann, konnte seine Familie innerhalb einer Generation an die Spitze des westfälisch-niedersächsischen Adels führen. Als hochgeachtetem Mann gelang es ihm und seiner ebenso hochgeachteten Frau Heilwig von Are-Nürburg, ihre unverheirateten (bzw. verwitweten), dem geistlichen Stand geweihten Kinder in die wichtigsten kirchlichen Leitungspositionen im Nordwesten des Reiches – Bischofs-, Propst- und Äbtissinnenwürden in Utrecht, Deventer, Emmerich, Elten, Freckenhorst, Herford, Paderborn, Bassum und Bremen – zu bringen (siehe Kap. B.2.2.). Ihr Bestreben zielte also auf „eine Art von ‚kirchlicher Familienherrschaft'" ab.[2586] Ihre Kinder erwiesen sich dabei nicht allein als kluge und geschickte Vorsteherinnen und Vorsteher ihrer jeweiligen Institutionen und Bistümer, sondern handelten durchaus auch weiterhin im Sinne ihrer Familie, unterstützten sich bei Wahlen und Kriegszügen, außerdem wurden sie als Heiratsvermittler für ihre Nichten tätig. Zwar konnte die Enkelgeneration Bernhards und Heilwigs, da nicht mehr so zahlreich, keinen so weitreichenden Einfluss wie die zweite Generation mehr gewinnen, zumal alle vier Töchter verheiratet wurden und folglich keinem der westfälischen Kanonissenstifte vorstehen konnten, doch konnten die beiden geistlichen Söhne zunächst die Propstämter von Wildeshausen und Bremen bzw. Paderborn und dann im selben Jahre 1247 die Bischofswürden von Münster und Paderborn erringen (siehe Kap. B.2.2.).

[2586] ZUNKER, Adel, 2003, S. 375 mit weiteren, zusammenfassenden Ausführungen zu diesem Aspekt.

Bernhard II. zur Lippe, seine Kinder und Enkel zeigten sich jeweils sehr baufreudig. Die Verwendung des beschriebenen Formenkanons geschah dabei offenbar bewusst, ja geradezu programmatisch: als Ausdruck familiärer Zugehörigkeit – die Kinder und Enkel Bernhards II. orientierten sich gezielt an den Maßstäbe setzenden Bauten des Vaters bzw. Großvaters, der, wie nicht zuletzt seine Würdigung durch das ‚Lippiflorium' belegt, die alle übertreffende Identifikationsfigur innerhalb der Familie war. Dabei findet, wie gesehen, die geschilderte Formensprache in allen ihren Bauvorhaben Anwendung. Da die Verwendung dieser Bauformen nun zunächst immanent mit der Bauherrenschaft von Mitgliedern der Edelherrenfamilie zur Lippe verbunden ist, erscheint es gerechtfertigt, von einer ‚lippischen Baukunst'[2587] oder besser – im Sinne dynastischen Bauens – von einem ‚lippischen Familienstil'[2588] zu sprechen. Die einzelnen Familienmitglieder dürften sich dabei der an verschiedenen Stellen (insbesondere in Marienfeld und Lippstadt) für die Familie tätigen Bauhütte bedient bzw. jeweils geeignete Hüttenmitglieder mit den beabsichtigten Neubauten beauftragt haben.[2589] Der ‚lippische Familienstil' zeichnete sich zu Ende des 12. und zu Anfang, ja noch in der Mitte des 13. Jahrhunderts durch seine besondere Modernität aus, da er, ausgehend von den innovativen Bauten in Marienfeld und Lippstadt, eine völlig neue Formensprache nach Westfalen und in die norddeutsche Tiefebene brachte.

Auf dieses Phänomen eines ‚lippischen Familienstils' wurde in der Forschung zwar immer wieder hingewiesen und das Ganze umrissen,[2590] aber es wurde bisher nur von

[2587] So u. a. THÜMMLER, Bedeutung, 1955, S. 161; MAUÉ, Bauformen, 1975, S. 124, 172; KLEMM, Sakralbaukunst, 2000, S. 76; DORN, Herford, 2006, S. 164–165; DORN, Bauen im Zeichen der Rose, 2008.

[2588] So bereits TACK, Kapitellornamentik, 1938, S. 55, dazu auch Anm. 40.

[2589] Bei Stiften und Klöstern, bei denen die Edelherren zur Lippe zwar das Vogteirecht ausgeübt haben, denen jedoch kein Familienmitglied als Leitung vorstand oder sonstwie zu den Entscheidungsträgern gehörte oder als Stifter auftrat, lassen sich – soweit dies die erhaltene Substanz erlaubt – keine Baumaßnahmen mit den charakteristischen ‚lippischen Bauformen' beobachten. Dies gilt etwa für die Benediktinerabtei Liesborn, das Benediktinerinnenkloster Herzebrock oder das Kanonissenstift Quernheim. Alle drei wurden später, im 14.–16. Jahrhundert, in wesentlichen Teilen neu errichtet. So sind in Liesborn und Herzebrock aus romanischer Zeit nur noch die Westtürme aus der 1. Hälfte des 12. Jahrhunderts erhalten. An der Stiftskirche in Quernheim haben sich neben dem Turm der Zeit um 1180 noch Chor und Südquerarm der hochromanischen Kreuzbasilika aus der Mitte des 12. Jahrhunderts erhalten. An allen diesen älteren Bauteilen lassen sich jedoch keine spätromanischen Umgestaltungen in ‚lippischen Bauformen' feststellen. Dies spricht dafür, dass letztere nur dort auftreten, wo Familienmitglieder als Stifter oder Bauherren unmittelbar an den Baumaßnahmen beteiligt sind und diesen ihren persönlichen Stempel durch die Verwendung der im Familienkreis bevorzugten Bau- und Gestaltungsformen aufdrückten. Zu Liesborn s.: DEHIO, Westfalen, 1969, S. 296–297; DEHIO, Westfalen, 2011, S. 1105–1107; zu Herzebrock: DEHIO, Westfalen, 1969, S. 252–253; DEHIO, Westfalen, 2011, S. 449–450; zu Quernheim: DEHIO, Westfalen, 1969, S. 469; DEHIO, Westfalen, 2011, S. 527–528; außerdem: JEBENS, Stift Quernheim, 1936 und v. a. LOBBEDEY, Quernheim, 1973; zuletzt: SCHEIDING, Quernheim, 2002.

[2590] TRÖLLER, Marienfeld, 1935, S. 15–16; TELGER, Herford, 1936, S. 175; TACK, Kapitellornamentik, 1938, S. 55, dazu Anm. 40; BOEDECKER, Lippstadt, 1941, S. 65–66, dazu Anm. 88; MÜLLER, Lemgo, 1949, S. 45–47; LENFERINK, Oldenzaal, 1998, S. 155–167, 215–216; KLEMM, Sakralbaukunst, 2000, S. 76.

wenigen Kunsthistorikern genauer analysiert, insbesondere von Hans Thümmler,[2591] Hermann Maué[2592] und zuletzt Ralf Dorn.[2593] Auch im Rahmen dieser Arbeit konnte nur ein Überblick gegeben werden, der dieses Phänomen in seinen charakteristischen Ausbildungen vor dem Hintergrund der historisch nachweisbaren familiären Verbindungen zu fassen versucht, doch bedarf es dazu sicherlich weiterführender Studien, um dieses tiefgreifender zu ergründen.

Die zunächst nur von Familienmitgliedern der Edlen zur Lippe verwendete Formensprache wurde jedoch aufgrund ihrer Modernität bald auch von anderen Bauherren aufgegriffen und in der Folge tonangebend in der Region, ja sie prägte entscheidend den spätromanischen Baustil Westfalens und strahlte bis nach Norddeutschland und in den Ostseeraum aus.

Das Phänomen, dass eine Familie durch die von ihr initiierten, äußerst innovativen Bauvorhaben den Baustil einer ganzen Region bzw. Kunstlandschaft maßgeblich prägen konnte, erinnert unweigerlich an die pfalzgräfliche Familie der Ezzonen etwa 200 Jahre zuvor, deren Mitglieder im Westen des Reiches eine Gruppe höchst anspruchvoller Kirchenbauten errichten ließ, durch die sie – in vergleichbar programmatischer Weise – auf ihre kaiserliche Abkunft verweisen wollten.[2594]

Während dort jedoch die politische Dimension der Architektur klar auf der Hand liegt, gilt dies nur bedingt beim ‚lippischen Familienstil': Er ist sicherlich, wie dargelegt, Ausdruck familiärer Verbundenheit. Es ist jedoch stark anzuzweifeln, dass er – wie Hermann Maué herauszuarbeiten versucht hat[2595] – Ausdruck einer Zugehörigkeit zum kölnisch gesinnten Lager des westfälischen Adels sei. So behauptet Maué, „daß bei den Bauherren in Westfalen aus der Aufnahme ‚rheinisch-staufischer' Bauformen eine Hinwendung zur kaiserlichen Gefolgschaft deutlich

[2591] THÜMMLER, Bedeutung, 1955; THÜMMLER/BADENHEUER, Westfalen, 1964/73, S. 28, 30. – Leider hat Hans Thümmler vor seinem frühen Tod 1972 die bei THÜMMLER, Bedeutung, 1955, S. 161, Anm. 1 angekündigte „unfassendere Arbeit über die Ausbreitung der westfälischen Baukunst im 13. Jahrhundert" nicht mehr ausarbeiten können.

[2592] MAUÉ, Bauformen, 1975, S. 79–124.

[2593] DORN, Herford, 2006, S. 113–165, v. a. die Abschlussbetrachtung S. 164–165 sowie DORN, Bauen im Zeichen der Rose, 2008. – Vor diesem Forschungshintergrund erscheinen die übervorsichtigen Äußerungen von Ursula Quednau in der Einführung zum Neuausgabe des DEHIO, Westfalen, 2011 unverständlich: „Der Rückgriff dieser Kirchen [d.i. Lippstadt, Große Marienkirche und Herford, Münster] auf den Formenapparat der älteren Zisterzienserkirche in Marienfeld (Harsewinkel) bleibt schwer definierbar, die Einflussnahme der als Stifter und Bauherren auftretenden Edelherren zur Lippe mit ihren weitreichenden Verflechtungen erwägenswert" (S. XXII).

[2594] S. dazu grundlegend BEUCKERS, Ezzonen, 1993.

[2595] MAUÉ, Bauformen, 1975, S. 79–124, 170–172.

wird. Zugleich ist die Ablehnung sächsischer Motive ein Zeichen für das Ausscheiden aus dem welfisch-oppositionellen Lager".[2596] Dies bedeutet jedoch eine klare Überinterpretation der Bauten und der Hintergründe ihrer Entstehung. Denn weder Bernhard II. zur Lippe noch Bischof Hermann II. von Münster, die Hauptprotagonisten von Maués These, sind nach dem Sturz Heinrichs des Löwen 1180/81 so eindeutig dem erzbischöflich-kölnischen und damit staufisch-antiwelfischen Lager zuzurechnen: So lässt sich Bernhard II. zur Lippe auch nach der Rückkehr des Löwen 1186–91 in dessen Gefolge in bevorzugter Position nachweisen (siehe Kap. C.10.3.), und Bischof Hermann II. dienten sogar dessen Sohn Otto IV. (wenn auch nur kurze Zeit) als Reichskanzler (siehe Kap. B.2.1.).

Vor diesem Hintergrund wären die in den Formen des Plantagenêt-Stils errichteten Domikalgewölbe in Marienfeld folglich eher noch als Zeichen einer welfischen Gesinnung der beiden Stifter anzusehen, doch wird eine solche, auf die politische Dimension ausgerichtete Interpretationsweise der besonderen Eigenart der Baukunst unter Bischof Hermann II. von Münster, Edelherr Bernhard II. zur Lippe und seiner Familie nicht gerecht. Schließlich wurden nach dem Wechsel der politischen Machtverhältnisse 1181 in Westfalen nun keineswegs vollkommen rheinisch geprägte Bauten errichtet.[2597] Die Rezeption rheinischer Bauformen beschränkte sich vielmehr auf die Übernahme von Einzelmotiven und der als qualitätvoll erkannten Bauskulptur. Entscheidend ist dabei, dass diese Elemente adaptiert, umgeformt und in den eigenen Formenschatz übernommen wurden – an keiner Stelle wurden sie sklavisch kopiert. Sie sind somit vielmehr Ausdruck für die Herausbildung einer eigenständigen westfälischen Baukunst der Spätromanik, die zu den eigenen Traditionen Anregungen aus anderen Kunstlandschaften wie dem Nieder- und Oberrhein, aber auch Oberitalien[2598] und Westfrankreich hinzufügte. Bei diesem Prozess hatte die Familie der Edlen zur Lippe einen entscheidenden, impulsgebenden Anteil.

Der ‚lippische Familienstil', der von zentralen Bauvorhaben der Edlen zur Lippe ausging, sich dann zu einem ‚bindenden' dynastischen Baustil mit großer Strahlkraft

[2596] Ebd., S. 171.
[2597] Zweifel an den Thesen Maués äußern etwa auch KUBACH/VERBEEK, Rhein und Maas, 1989, S. 471, Anm. 6 (mit Verweis auf ausführlichere Kritik).
[2598] S. dazu etwa THÜMMLER, Hallenkirchen, 1958.

entwickelte und so schließlich die Architektur einer ganzen Region maßgeblich prägte, gehört somit zu den interessantesten Phänomenen in der europäischen Architekturgeschichte.

10.4.2. Weitere Bauten in Westfalen und im Ostseeraum, an denen eine Tätigkeit von Mitgliedern der ‚Marienfelder Bauhütte' ablesbar ist

10.4.2.1. Die spätromanische Chorerweiterung der St. Marienkirche in Wisby auf Gotland

Hans Thümmler war es, der 1967 erstmals in einem Aufsatz auf die stilistische Beziehung zwischen der Marienfelder Klosterkirche und der spätromanischen Chorerweiterung der St. Marienkirche in Wisby (Visby) auf Gotland (S) aufmerksam machte und diese als wichtigen Nachfolgebau von Marienfeld erkannte.[2599]

Die St. Marienkirche in Wisby (Abb. 1104–1106),[2600] seit 1801 im Rang einer Domkirche des seit 1572 bestehenden evangelischen Hochstiftes Wisby, wurde im 12. Jahrhundert als Gemeindekirche der in Wisby ansässigen deutschen Kaufleute gegründet – eine Chronik des 17. Jahrhunderts nennt das Jahr 1190 als Zeitpunkt der Erbauung.[2601] Einem Brief von Bischof Bengt Magnusson von Linköping (1220–1236) ist zu entnehmen, dass er die Kirche im Jahre 1225 geweiht habe.[2602]

Die an den hochromanischen, heute nur noch rudimentär erhaltenen Kernbau angefügte spätromanische Chorerweiterung umfasst ein Chorquadrat mit rahmenden Chorwinkeltürmen und ein daran anschließendes Hallenjoch als Verdoppelung des Querhauses, das ehemals auch außen durch eigene Giebel als zweites Querschiff kenntlich war (Abb. 1107). In seine Ostwände sind flache Apsisnischen zur Aufnahme der ehemaligen Seitenaltäre eingetieft (Abb. 1104, 1117). Auffällig an der Grundrissstruktur ist die zum übrigen Bau nicht rechtwinkelige Anlage des

[2599] THÜMMLER, Visby–Varnhem, 1967.

[2600] Die maßgebliche Literatur: ROOSVAL, Kirchen Gotlands, 1911, S. 110–126; ROOSVAL, Beziehungen, 1928, S. 5–6, 9, 12; THÜMMLER, Visby–Varnhem, 1967, S. 80–90; SVAHNSTRÖM, Visby Domkyrka I, 1978; MAUÉ, Rezension Svahnströhm, 1982; REUTHER, Sonderformen, 1984, S. 51–52; SVAHNSTRÖM/SVAHNSTRÖM, Visby Domkyrka II, 1986; SVAHNSTRÖM, Visby, 1986, S. 11–18; LAGERLÖF/SVAHMSTRÖM, Kirchen Gotlands, 1991, S. 44–50.

[2601] ROOSVAL, Kirchen Gotlands, 1911, S. 123 gibt folgende Übersetzung aus „Strelow, Chronica Gutilandorum, Kopenhagen 1633" wieder: „Im Jahre 1190 ist unserer Frau Kirche in Wisby von den Deutschen gebaut worden".

[2602] ROOSVAL, Kirchen Gotlands, 1911, S. 123 gibt folgende Übersetzung des 1225 datierten, im „Diplomatarium suecanum, I, 231" abgedruckten Briefes wieder: „Damit die Werke unserer Zeit nicht aus dem Gedächtnis verwischt werden, wollen wir unseren Nachkommen kundtun, dass wir, nachdem von den Händen der Deutschen eine Kirche gebaut worden ist, besagte Kirche der Heiligen Gottesgebährerin geweiht haben".

Chorbogens, was eine asymmetrisch-trapezförmige Form des Chorjochs wie auch des westlich anschließenden Jochs, der ‚zweiten Vierung', bewirkt. Sie ist bedingt durch die unterschiedliche Position der Chorbogenpfeiler und der angrenzenden Querschiffostwände. Diese ist wohl das Resultat von Messfehlern bei der Fundamentierung des Baues, als man die Neugründungen des Erweiterungsbaues um den noch bestehenden Chor des Altbaues herum anlegte und dieser dabei ein optisches Hindernis darstellte, das eine axiale Sichtverbindung beim Anlegen der Mauerfluchten verhinderte.[2603]

Das heutige äußere Erscheinungsbild der aus hellem gotländischem Kalkstein gefügten Marienkirche (Abb. 1108) wird durch eine im 14. Jahrhundert vorgenommene, basilikal erscheinende Aufstockung des nach der Mitte des 13. Jahrhunderts in eine Hallenkirche umgewandelten Baues bestimmt, bei der sowohl die gotische Giebelreihe des Langhauses als auch die älteren romanischen Querschiffgiebel und der Chorgiebel wegfielen; letzterer wich einem zweigeschossigen Aufbau mit Ladeluken für den neu entstandenen Lagerraum. Im selben Zuge wurden die beiden Chorwinkeltürme um zwei weitere Geschosse aufgestockt. Diese gotischen Veränderungen müssen abgerechnet werden, will man den spätromanischen Baubestand beurteilen. Das Innere blieb von diesen Maßnahmen jedoch gänzlich unberührt, erst der Einbruch größerer gotischer Maßwerkfenster brachte hier Veränderungen.

Auch im Äußeren sind die Partien der spätromanischen Erweiterungsphase bis auf die verlorenen Giebel, Dächer und Turmabschlüsse fast vollständig erhalten (Abb. 1108, 1109): Die Front des flach geschlossenen Chorquadrates bestimmt eine gestaffelte Dreifenstergruppe. Zwischen den Fenstern verlaufende Lisenen sind Teil der eingeschossigen Wandgliederung des Chores und tragen einen höheren Bogen über dem Mittelfenster und zusammen mit den Ecklisenen niedrigere Doppelbögen über den Feldern mit den seitlichen Fenstern; entsprechend sind auch die freiliegenden Partien der Chorseitenwände gegliedert. Die anschließenden Chorwinkeltürme und die Außenwände der ehemaligen Querschiffverdoppelung, der heutigen Seitenchöre, zeigen eine zweigeschossige Gliederung mit Ecklisenen und

[2603] Zu einer ähnlichen Interpretation kommt SVAHNSTRÖM, Visby Domkyrka I, 1978, S. 221 für den ebenfalls verzogenen Grundriss der hochromanischen Kirche.

Rundbogenfriesen, letztere an den Turmwänden unten vierachsig, oben dreiachsig angelegt, während der obere Rundbogenfries der ‚neuen' Querschifffronten wohl in Zusammenhang mit der späteren Neugestaltung der Dachtraufe (anstelle des abgetragenen Giebels) verschwunden ist. Das dritte Geschoss der Türme, ehemals das erste Freigeschoss, bleibt ohne Gliederungssystem, es ist in seinem unteren Teil quadratisch, im oberen achteckig angelegt, Halbpyramiden bewerkstelligen den Übergang; die einzige Zier bilden eingetiefte Biforien in den Orthogonalseiten der Oktogone. An den zum Chor gerichteten Flanken haben sich zudem die Einbindungspunkte der Dachsparren des spätromanischen Chordaches erhalten, ihre Westseiten zeigen Ansätze des ehemaligen Querschiffesdaches. Sie besitzen jeweils einen relativ steilen Neigungswinkel von etwa 60°.[2604]

Im Inneren bestimmt die gestaffelte, jeweils rundbogig schließende Dreifenstergruppe in der Stirnseite des Chores den Raum, sie wird durch unmittelbar angrenzende Rundbogenfenster (von der Größe der seitlichen Öffnungen der Dreiergruppe) in den Chorseitenwänden ergänzt (Abb. 1111, 1112).[2605] In den dazwischen liegenden Winkeln, das heißt den Ostecken des Chores, sind Wandvorlagen plaziert, die aus zwei rechtwinklig angeordneten Rechteckvorlagen und einem eingestellten Eckdienst bestehen. Die beiden Chorbogenpfeiler (Abb. 1112, 1113) zeigen den klassischen Aufbau eines Kreuzkernpfeilers mit Halbrundvorlagen und eingestellten Eckdiensten, hinzu kommen flache Rechteckvorlagen am Übergang zu den Wandflächen. Letztere nehmen zusammen mit den gleichgestalteten Rechteckvorlagen der östlichen Eckvorlagen die rundbogigen Schildbögen des Chorjoches auf. Auch der Chorbogen (Abb. 1111) ist im Rundbogen geführt, er besitzt zudem in Fortführung der Halbrundvorlagen einen Wulstunterzug. Das Chorgewölbe (Abb. 1119) ist mit vier Rundstabrippen versehen, die nur wenig unter dem Durchmesser der sie tragenden Eckdienste bleiben. Da sie ebenfalls im Rundbogen geführt sind, entsteht eine deutliche Busung des Gewölbes im Sinne eines Domikalgewölbes. Am Kreuzungspunkt der Rippen (Abb. 1120) befindet sich eine erhabene runde Fläche, von der Grate auf den anstoßenden Rippen ausgehen, die sich aber dann verlieren. Aus der Rundfläche ragt mittig ein

[2604] SVAHNSTRÖM, Visby Domkyrka I, 1978, S. 142.

[2605] Das südliche Fenster ist eine Wiederherstellung aus der Zeit der Restaurierung 1899–1903 durch Axel Herman Hägg anstelle eines eingebrochenen gotischen Fensters.

Eisenzapfen heraus, an dem wohl ehemals ein hölzerner (?) Schlussstein oder Abhängling befestigt war. Eine Giebelsturzpforte in den Chorseitenwänden (Abb. 1112, 1113) vermittelt jeweils den Zugang zu den tonnengewölbten Erdgeschossräumen der Chorwinkeltürme, deren Obergeschosse über eine tonnengewölbte Treppe in der Mauerstärke zugänglich sind (Abb. 1104).[2606]

Auch das westlich anschließende Joch, die Vierung des ‚neuen' Querschiffs, besitzt ein – nun leicht querrechteckiges – Rippengewölbe (Abb. 1116), das aber hier in einem kleinen Schlussring von 78–80 cm Durchmesser endet.[2607] Als westliche Stützen dieser ‚neuen Vierung' dienen Pfeiler (Abb. 1114, 1115), die als spiegelbildliche Pendants der Chorbogenpfeiler angelegt sind und die vorhandenen östlichen Vierungspfeiler der ‚alten' Vierung ummanteln. Dabei sind sie mittelschiffseitig und ostseitig in der klassischen Form des Kreuzkernpfeilers mit Halbrundvorlagen und eingestellten Eckdiensten gestaltet, während die nach außen gerichteten Seiten glatte Pfeilerstirnen aufweisen,[2608] ebenso die entsprechenden Pfeilervorlagen an den Außenwänden, an die sich östlich Eckdienste und rechteckige Schildbogenvorlagen anschließen. In den Ostecken des Querschiffs finden sich dann entsprechende Eckvorlagen mit Runddienst (Abb. 1117), die in ihrem Aufbau denen im Chor gleichen. Zusammen mit den Chorbogenpfeilern flankieren sie die in die Querhausostwände eingetieften, bis etwas über Kämpferhöhe reichenden und rundbogig schließenden Apsisnischen und überfangen sie mit einem spitzbogigen Schildbogen. Auch die außenseitigen Schildbögen und die drei übrigen Gurtbögen der ‚neuen' Vierung sind – im Unterschied zum Chorjoch und zum Chorbogen – spitzbogig geführt (Abb. 1116). Dabei weisen letztere in gleicher Weise die Wulstunterzüge auf. Während das Vierungsgewölbe wie gesehen mit unterlegten Rippen ausgezeichnet ist, sind die rechteckigen Querarmgewölbe als gratige Domikalgewölbe angelegt (Abb. 1118). Die kuppelige Form dieser wie auch der übrigen Gewölbe der Chorerweiterung wird insbesondere von der Oberseite aus deutlich. Leider sind sie heute mit Glaswolle und Styropor zur Wärmedämmung

[2606] Im nördlichen Turm ist diese Treppe nicht unmittelbar von dem Durchgang zwischen Chor und Erdgeschossraum, sondern nur von letzterem aus durch eine wiederum abgewinkelte Tür zugänglich, was auf erhöhten ‚Sicherheitsbedarf' für den vermutlich als Archiv und Schatzkammer genutzten Obergeschossraum schließen lässt.

[2607] SVAHNSTRÖM, Visby Domkyrka I, 1978, S. 96, dazu Fig. 131.

[2608] Die Pfeilerwestseiten besitzen heute ebenfalls eckige Pfeilervorlagen mit vorgestellten Halbrundvorlagen, doch wurden diese erst in der nachfolgenden Bauperiode ‚nachgerüstet' (s. u).

verkleidet, so dass ihre Mauerweise nicht mehr überprüft werden kann, Roosval und Svahnström überliefern jedoch eine Schwalbenschwanzmauerung (Abb. 1105).[2609]

Das hier vorgestellte Stützsystem aus Kreuzkernpfeilern mit Halbrundvorlagen und eingestellten Eckdiensten sowie Eckvorlagen mit Winkeldiensten zeigt eine anspruchsvolle Durchgestaltung von Basen, Kapitellzone und Kämpferplatte.

Das Profil der Sockel (Abb. 1124–1126) besitzt über einem (gelegentlich teilweise verdeckten) Untersockel eine Platte mit einer mäßig steilen Schmiege, die darauf fußenden attischen Basen, die keinen Wulstüberstand aufweisen, sind mit vielfältig gestalteten Eckblättern versehen, insbesondere Blattlappen, die sich an der Spitze in Voluten einrollen, aber auch verschiedenste andere Gestaltungsmöglichkeiten (siehe dazu Kap. C.6.1.2.2.).

Den oberen Abschluss bildet die Kapitell- und Kämpferzone. Während bei den Eckvorlagen nur die Dienste mit einem Kapitell versehen sind (Abb. 1127–1130), weisen die Chorbogen- und Vierungspfeiler ein umlaufendes, um alle Pfeilerelemente verkröpftes Kapitellband auf (Abb. 1131–1138). Sie zeigen als immer wiederkehrendes Leitmotiv aufsteigende, gefurchte Zungenblätter, die im Bereich der Spitze häufig noch eine ovale Vertiefung aufweisen. Sie treten als Mittelmotiv und als Eckblatt auf, zu denen sich zugespitzte, eingerollte oder trompetenförmige Rahmenblätter herabneigen können, ebenso sind die dazwischen eingefügten Blätter jeweils sehr unterschiedlich ausgebildet, so dass insgesamt ein großer Variationsreichtum zu verzeichnen ist (eine genaue Analyse des Aufbaues und der unterschiedlichen Gestaltung der Kapitelle in Kap. C.6.2.1.3.5.). Die ebenfalls um alle Pfeilerelemente verkröpfte Kämpferplatte zeigt eine Profilierung aus Plättchen – Wulst – Vorsprung – Kehle – Plättchen – Platte.

Während die Pfeiler und Eckvorlagen aus unterschiedlich hohen Quaderlagen aufgebaut sind,[2610] wurden die Dienste als En-délit-Dienste aus zwei bis vier, zumeist

[2609] ROOSVAL, Kirchen Gotlands, 1911, S. 113, dazu die Schemaskizze ebd.; Roosval bezeichnet die Gewölbe der spätromanischen Erweiterung als „die best ausgeführten“ (sic!); SVAHNSTRÖM, Visby Domkyrka, 1978, S. 96–98. Vgl. auch die entsprechende Äußerung bei THÜMMLER, Visby–Varnhem, 1967, S. 86–87. – REUTHER, Sonderformen, 1984, S. 51–52 äußert sich nicht zur Mauerung, betont jedoch – im Unterschied zu den meisten auf Gotland anzutreffenden Domikalgewölben, die als simplere sog. ‚Zeltgewölbe’ konstruiert wurden, – die ‚klassische’, kuppelige Form der Domikale in der Chorerweiterung der Marienkirche.

[2610] Beispielhaft seien hier die Maße der Quaderlagen am südlichen Chorbogenpfeiler aufgeführt, gemessen an seiner Nordseite (Maße in cm): A: rechteckiger Pfeilerkern: 1. 30; 2. 22,5; 3. 29; 4. 20; 5. 16,5; 6. 32,5; 7. 10; 8. 21,5 (darüber nicht mehr eingemessen); B: Halbrundvorlage: 1. 85,5; 2. 34,5; 3. 114,5 (darüber nicht mehr eingemessen).

drei (am ersten östlichen Freipfeilerpaar jedoch 4–9!) längeren Steinzylindern gefügt.[2611]

Die seit Thümmlers Aufsatz 1967 immer wieder betonten Übereinstimmungen zwischen der Marienkirche in Wisby und der Marienfelder Klosterkirche sind unverkennbar:[2612] Bei den Architekturformen sind an erster Stelle die Kreuzkernpfeiler mit Halbrundvorlagen und eingestellten Eckdiensten zu nennen, die in Marienfeld, an den östlichen Vierungspfeilern (Abb. 13), erstmals in der westfälischen Architektur auftreten und daher auch als ‚Marienfelder Pfeiler' bezeichnet werden. Sie zeigen in Wisby (Abb. 1112, 1113) eine vergleichbare Proportionierung, und selbst die Dienste sind wie in Marienfeld als En-délit-Dienste konstruiert. Die Halbrundvorlagen finden in Wisby in gleicher Weise ihre Fortsetzung in den markanten Wulstunterzügen, die zumindest im ‚neuen' Querschiff ebenso in spitzbogiger Form ausgeführt sind. Auf den Eckdiensten fußen im Chorjoch und in der ‚neuen' Vierung gleichermaßen Rundstabrippen auf, die hier jedoch nur am Gewölbescheitel des Chorjochs die für Marienfeld so charakteristische Gratausbildung zeigen.[2613] An ihrem Schnittpunkt befindet sich im Chorjoch eine glatte Rundfläche mit einem Eisenstift, der auf eine heute verlorene Schlusssteinzier hinweist – möglicherweise eine hölzerne (?) Zierscheibe, deren Verwendung auch für die heute ebenfalls leeren Anbringungspunkte an den Rippen und Gurtbögen der Marienfelder Hochchorgewölbe anzunehmen ist (siehe Kap. C.6.5).

Auch die Zurücknahme der beiden Querschiffjoche gegenüber der Vierung und dem Chorjoch durch den Verzicht auf unterlegte Rippen (Abb. 1116) war in Marienfeld

[2611] Nachfolgend im Überblick die Angaben, aus wieviel Stücken die Dienste jeweils zusammengesetzt sind: Chor, Nordostvorlage: 3; Chor Südostvorlage: 2 (!); nördlicher Chorbogenpfeiler: O-Dienst: 4; SW-Dienst: 3; NW-Dienst: 3; südlicher Chorbogenpfeiler: O-Dienst: 3; NW-Dienst: 4; SW-Dienst: 3; nordöstlicher Vierungspfeiler: NO-Dienst: 1 großes, 3 mittlere und 5 kleine (!); SO-Dienst: 1 großes und 5 mittlere; südlicher Vierungspfeiler: SO-Dienst: 4 größere und 1 mittleres; NO-Dienst: 3 große und 1 kleines; Stirnseite nördlicher ‚neuer' Querarm: NO-Dienst: 3; NW-Dienst: 3; Stirnseite südlicher ‚neuer' Querarm: SO-Dienst: 3; SW-Dienst: 3.

[2612] THÜMMLER, Visby–Varnhem, 1967, S. 88–90; THÜMMLER, Marienfeld, 1972, S. 4; angedeutet bereits bei THÜMMLER, Raumform, 1962, S. 281–282. Ihm folgend: SVAHNSTRÖM, Visby Domkyrka I, 1978, S. 146–148, 222; MAUÉ, Rezension Svahnströhm, 1982, S. 273; MÜHLEN, Ausstrahlung, 1984, S. 136; HOPPE/SIEMANN, Marienfeld, 1985, S. 16, dazu Abb. S. 12 (ohne Kommentar); KARRENBROCK, Kleinodien, 1992.

[2613] Möglicherweise wurde der Schlussstein mit den sich dort treffenden ‚gratigen' Rippen von einem Marienfelder Steinmetzen geschlagen in der Annahme, dass die Rippen auch hier wie in Marienfeld mit einem Grat versehen werden sollten, was jedoch bei der Ausfertigung der ‚normalen' Rippensteine – wohl durch einheimische Steinmetzen – unterblieben ist.

vorgeprägt, wo für die nachgeordneten Chorseitenschiffe Gratgewölbe wahrscheinlich gemacht werden können (Kap. C.8.1.) und wo in Phase II die – noch am ersten Langhausjoch ablesbare – Absicht bestand, sämtliche Langhausgewölbe rippenlos zu gestalten (Kap. C.9.4.3.). In beiden Bauten sind die Gewölbe als Domikalgewölbe konstruiert, wobei sie in Wisby zwar deutlich, aber nicht so stark ansteigen wie in Marienfeld.

Die konsequente Anwendung des Spitzbogens bei den Gurt- und Schildbögen in den drei Querschiffjochen kontrastiert mit den Rundbögen bei den Apsisnischen, den Fensteröffnungen und den äußeren Bogenfriesen – ein Charakteristikum, das auch die Architektur der Marienfelder Klosterkirche prägt.

Über diese Übereinstimmungen in den Architekturformen und der Bautechnik hinaus lassen sich jedoch auch engste Verbindungen im Bereich der Bauskulptur feststellen: So weisen die Basen (Abb. 1124–1126), deren Sockelschräge zumindest grundsätzlich an die Marienfelder Sockelprofilierung erinnert, vielfache Gemeinsamkeiten in der Motivik der Eckblattgestaltung auf (dazu Kap. C.6.1.2.2.).

Besonders deutlich wird die enge Verbindung zwischen der St. Marienkirche in Wisby und der Abteikirche in Marienfeld jedoch anhand der Kapitellskulptur an den Hauptpfeilern und Eckdiensten (Abb. 1127–1138), deren in unmittelbarem Vergleich höchst augenscheinliche Übereinstimmungen für eine Anfertigung durch denselben oder dieselben Kapitellschläger sprechen (dazu ausführlich Kap. C.6.2.1.3.5.).

Neben der Klosterkirche Marienfeld sind noch weitere westfälisch-lippische Kirchbauten als eng verwandte Vergleichsbauten anzuführen. So machte bereits Roosval auf die identische Grundrissfiguration der Augustinerinnenstiftskirche in Langenhorst (Abb. 856; Kap. C.10.4.1.1.2.) aufmerksam, wo sich in vergleichbarer Weise ein flach geschlossenes Chorquadrat, Chorwinkeltürme und ein Querschiff mit in die Ostwände eingetieften Apsisnischen befinden.[2614] Thümmler konnte dem Grundrissvergleich noch die Große Marienkirche in Lippstadt (Abb. 925) und die St. Petrikirche in Recklinghausen hinzufügen,[2615] wobei bei letzterer Türme und

[2614] ROOSVAL, Kirchen Gotlands, 1911, S. 120; ROOSVAL, Beziehungen, 1928, S. 5–6.

[2615] THÜMMLER, Visby–Varnhem, 1967, S. 85; ihm folgend: SVAHNSTRÖM, Visby Domkyrka I, 1978, S. 143, 222; MÜHLEN, Ausstrahlung, 1984, S. 136; MÜHLEN, Lippstadt–Marienfeld, 1985, S. 23, 24. – Zu St. Petri in Recklinghausen s. auch: DEHIO, Westfalen, 1969, S. 475; DEHIO, Westfalen, 2011, S. 898–899; zu den Nachgrabungen 1986: ISENBERG, Neue Ausgrabungen, 1993, S. 3–10.

Chorjoch erst durch eine Grabung bekannt wurden: Sie lässt dieselbe Disposition aus gerade schließendem Chorjoch, Chorwinkeltürmen und eingetieften, von Ziborien gerahmten Apsidiolen in den Querhausostwänden erkennen; der Bau bildet aufgrund seiner Zeitstellung – um 1250 – den jüngsten Vertreter der Reihe. Bereits um 1190/95 wurden die Ostteile der Großen Marienkirche in Lippstadt begonnen (Kap. C.10.4.1.3.2.), deren Chorschluss heute ebenfalls verloren ist,[2616] die Chorwinkeltürme und das Querschiff sind jedoch erhalten. Hier fehlen zwar die Apsisnischen in den Querhausostwänden, im südlichen Querarm haben sich jedoch Reste eines Ziboriums zur Rahmung des Seitenaltares (wie in Recklinghausen, Langenhorst {Abb. 871} und Herford {Abb. 1035}) erhalten.

Die Ostteile von Langenhorst (Abb. 856–864) sind die ältesten dieser Gruppe, ihr Baubeginn dürfte um 1185/90 liegen, das Chorjoch um 1200 vollendet gewesen sein; die oberen Partien der Querschiffjoche, insbesondere die Wölbungen, sind dann wohl am Beginn der zweiten Bauphase der ca. 1220/25 vollendeten Kirche anzusetzen (ausführlich dazu Kap. C.10.4.1.1.2.). Über die bereits angesprochenen Parallelen hinaus – flach geschlossenes Chorquadrat, Chorwinkeltürme und Querschiff mit in die Ostwände eingetieften Apsisnischen, wobei hier noch auf die rechteckige Form der Querarmjoche verwiesen sei – bestehen zwischen Langenhorst und der St. Marienkirche in Wisby engste Übereinstimmungen in der Disposition der Chorwinkeltürme (Abb. 856, 1104). Deren Erdgeschosse sind in beiden Bauten gleichermaßen durch Pforten in den Chorseitenwänden unmittelbar neben den östlichen Vierungspfeilern zugänglich. Von diesen Zugängen gehen in Langenhorst wie in Wisby jeweils nach Osten in der Mauerstärke tonnenüberwölbte Treppenläufe zur Erschließung des Obergeschosses ab.[2617]

Darüber hinaus finden sich auch im Aufriss und der Raumgestaltung deutliche Übereinstimmungen zwischen den beiden Bauten:[2618] Die Chorostwände öffnen sich jeweils in einer Dreifenstergruppe, wobei diese in Langenhorst deutlich kleiner ist

[2616] Auf der Grundrisszeichnung bei LOBBEDEY, Westfalen, 1999, S. 452 ist der Chorschluss als Apsis rekonstruiert.

[2617] Im nördlichen Chorwinkelturm in Wisby ist die Treppe abweichend nicht unmittelbar vom Durchgang zwischen Chor und Erdgeschossraum, sondern nur von letzterem aus durch eine wiederum abgewinkelte Tür zugänglich (vgl. Anm. 2596).

[2618] Diese Aspekte jeweils kurz angerissen bei: ROOSVAL, Kirchen Gotlands, 1911, S. 120; ROOSVAL, Beziehungen, 1928, S. 5–6; THÜMMLER, Visby–Varnhem, 1967, S. 85; SVAHNSTRÖM, Visby Domkyrka I, 1978, S. 143–144, 146–148, 222.

und von einem zusätzlichen Rundbogenfenster überhöht wird (Abb. 864), während in Wisby die – dort gestaffelte – Dreifenstergruppe fast die gesamte Wandfläche einnimmt (Abb. 1111). Die bereits in Langenhorst anzutreffenden Fenster in den östlichen Chorseitenwänden sind hier der Dreifenstergruppe angeglichen. Auch die Außengliederung erscheint in Langenhorst (Abb. 857–860) noch einfacher und unsystematisierter, aber sie lässt bereits eine Neigung zu großen, von Lisenen gerahmten Wandfeldern erkennen, die von recht großformatigen Rundbogenfriesen abgeschlossen werden, wie etwa am südlichen Querhausgiebel oder den Turmuntergeschossen. Der dort auftretende Doppelbogen kehrt in vergleichbarer Form an den Chorseitenwänden in Wisby wieder (Abb. 1108–1109). Dort erscheint die Gliederung jedoch insgesamt systematisierter und – abgesehen von der Chorfront – in ihrer Ausbildung reicher.

Im Inneren sind die Übereinstimmungen ebenfalls offensichtlich: An erster Stelle zu nennen sind die identisch ausgebildeten Kreuzkernpfeiler mit Halbrundvorlagen und Eckdiensten, die sog. ‚Marienfelder Pfeiler', und die von ihnen getragenen Gurtbögen mit Wulstunterzügen. Bei ihren Kapitellbändern gibt es zwar auch unmittelbar verwandte Motive, etwa das aufgedoppelte Eckblatt der eckigen Pfeilerkerne, doch sind die Parallelen nicht so weitreichend wie mit der Marienfelder Kapitellskulptur (zu diesem Themenkomplex ausführlicher Kap. C.6.2.1.3.4./5.). Fast identisch hingegen sind die Profile der Pfeilersockel ausgebildet: Auf einem glatten Untersockel ruht jeweils ein leicht zurückspringender Werkstein mit Platte und einer mäßig steilen Schmiege, es folgt die Platte des darauf fußenden attischen Basisprofils, das bei den runden Pfeilerelementen keinen Wulstüberstand aufweist (Abb. 872–873, 1124–1126). Bei beiden Bauten wird der durch das höhere Bodenniveau des Chorjoches bedingte Höhenversprung der Basisprofilierung jeweils dadurch gelöst, dass die Basisprofile der den Chorbogen tragenden Pfeilerelemente gegen den Eckdienst der Vierung laufen (Abb. 870, 1124). Die Eckdienste des Chorjochs und der Querarme werden in Langenhorst und Wisby – anders als in Marienfeld – jeweils mit flachen Wandvorlagen kombiniert, die jedoch nur in Wisby die Schildbögen tragen, während sie in Langenhorst als Auflager für die Doppelbögen der Wandgliederung dienen, die dortigen Schildbögen ruhen (wie in Marienfeld) auf den Eckdiensten auf. In beiden Fällen sind die Schildbögen relativ

flach gehalten und unterscheiden sich damit von der in Marienfeld anzutreffenden breiteren Form. In Langenhorst wie auch in Wisby sind die Gurt- und Schildbögen des Chorquadrates (Abb. 864, 1112) jeweils rundbogig ausgebildet, während das Bogensystem in den Querschiffjochen (Abb. 865, 1116), die offenbar jeweils in einer zweiten Bauetappe ausgeführt wurden, Spitzbögen aufweist. Die Rippengewölbe mit schlanken, dünnen Rundstabrippen, wie sie in Wisby im Chorjoch und in der ‚neuen' Vierung begegnen (Abb. 1116, 1119, finden sich in identischer Ausprägung und Proportionierung in Langenhorst in den drei Querschiffjochen (Abb. 869), hier allesamt mit einem (unterschiedlich großen) Schlussring, wie er in ähnlicher Form im Vierungsjoch in Wisby wiederkehrt.

Auch mit der Großen Marienkirche in Lippstadt gibt es über die Grundrissdisposition hinaus Übereinstimmungen bezüglich des Aufrisses und der Detailgestaltung der um 1190/95 begonnenen, spätestens zur Weihe 1221/22 vollendeten Ostteile (Kap. C.10.4.1.3.2.):[2619] Die gestaffelte Dreifenstergruppe in Wisby findet ihre Gegenstücke in den gleichermaßen gestaffelten und bis an den Schildbogen heranreichenden Dreifenstergruppen in den Querhausstirnen der Lippstädter Kirche (Abb. 928). Die mit großen Doppelbögen überfangenen Wandfelder der Außengliederung des Wisbyer Chorjochs (Abb. 1108, 1109) begegnet in vergleichbarer Form an den Untergeschossen der Lippstädter Chorwinkeltürme – ob sie sich auch an den dortigen Chorseitenwänden fortgesetzt hat, kann infolge des Totalabbruchs für den spätgotischen Chorneubau nicht mehr festgestellt werden. Das Kircheninnere prägen auch hier im Bereich der Vierung die Kreuzkernpfeiler mit Halbrundvorlagen und Eckdiensten nach Marienfelder Muster und die ihnen entwachsenden Gurtbögen mit Wulstunterzügen, doch sind sie hier schlanker proportioniert, insbesondere die Dienste. Wie in Wisby und Langenhorst ist der Höhenversprung der Basen an den Chorbogenpfeilern durch ein Gegenlaufen des Basisprofils gegen den Eckdienst der Vierung gelöst. Die bereits bei Langenhorst als Vergleichspunkt angeführten zusätzlichen flachen Rechteckvorlagen am Übergang zu den Wandflächen und in Kombination mit den Runddiensten in den Ecken erscheinen hier ebenfalls, tragen jedoch – anders als dort – die ihnen entsprechenden schmalen Schildbögen, wie es auch in Wisby der Fall ist. Die beiden Bauten verbindet darüber hinaus die

[2619] Diese Aspekte jeweils kurz angerissen bei: THÜMMLER, Visby–Varnhem, 1967, S. 85; SVAHNSTRÖM, Visby Domkyrka I, 1978, S. 143–144, 146–148, 222; MÜHLEN, Lippstadt–Marienfeld, 1985, S. 24.

Hervorhebung der Vierung (und ehemals des Chorjochs?) durch ein Domikalgewölbe mit Rundstabrippen (das allerdings in Lippstadt achtteilig ausgebildet ist; Abb. 938), während die beiden Querhausarme jeweils mit rippenlosen Domikalen versehen sind.

Die Chorwinkeltürme in Langenhorst und Lippstadt sind vom Sockel bis zur Traufe als quadratischer Baukörper hochgeführt, während die Türme des Schwesterbaus in Wisby je ein abschließendes Achteckgeschoss aufweisen. Ein vergleichbar gestalteter Turm mit oberstem Achteckgeschoss, zu dem Halbpyramiden überleiten, findet sich an der Herforder Münsterkirche, der sog. Pusinnenturm. Der Unterbau dieses nördlichen Chorwinkelturmes, ehemals ein doppelgeschossiger Chorflankenbau, gehört zur ältesten Bauphase des Münsters, deren Baubeginn um 1215/20 anzusetzen ist (Kap. C.10.4.1.3.3.3.); die Aufstockung und der Ausbau zum Turm mit Achteckabschluss erfolgten dann etwa um 1230.

Die aufgezeigten Vergleiche lassen deutlich werden, dass der Baumeister der Wisbyer Chorerweiterung aus jener münsterländisch-lippischen Bauhütte entstammt, die sowohl die Klosterkirche in Marienfeld als auch die Kirchen in Asbeck,[2620] Langenhorst und Lippstadt sowie deren weitere Nachfolgebauten errichtet hat. So begegnet in Wisby vornehmlich Marienfelder Formgut, allem voran bei den Pfeilern mit ihren kräftigen Proportionen und insbesondere bei den aufs engste verwandten Kapitellbändern (Kap. C.6.2.1.3.5.), darüber hinaus auch bei der Gestaltung der Basen (Kap. C.6.1.2.2.). Daneben werden aber auch Gestaltungsmotive der Ostteile in Langenhorst und Lippstadt verarbeitet, speziell bei der Grundrissdisposition (die nicht aus Marienfeld übernommen werden konnte), hinzu kommen bauliche Detailbildungen wie die Sockelprofilierung aus Langenhorst und Neuerungen wie die dort und in Lippstadt zu findenden zusätzlichen Rechteckvorlagen. Auch das äußere Gliederungssystem in Wisby ist mit diesen beiden Bauten eng verwandt. Die rundbogige Gestaltung des Bogensystems im Chorjoch verbindet den Wisbyer Bau (Abb. 1111) mit dem ähnlich in konservativen Formen gehaltenen Chorjoch in Langenhorst (Abb. 864) – das etwa gleichzeitig oder sogar wenig zuvor in

[2620] Auch mit der Klosterkirche in Asbeck (Kap. C.10.4.1.1.1.) bestehen Übereinstimmungen, doch sind diese eher allgemeiner Natur und nicht so weitreichend wie mit den hier zum Vergleich herangezogenen Bauten. So hat der Asbecker Bau einer einfachere Grundrissdisposition (ohne Chorwinkeltürme) und so gut wie keine Außengliederung. Als gemeinsame Stilformen zu nennen sind insbesondere die ‚Marienfelder Pfeiler' mit ihren Zungenblattkapitellen und die Gurtbögen mit Wulstunterzügen. Diese Übereinstimmungen erklären sich leicht durch das gemeinsame Formenrepertoire der Bauhütte.

Marienfeld entwickelte spitzbogige Bogen- und Wölbsystem wird jeweils erst in den Querhausjochen übernommen. Zudem greift der Wisbyer Baumeister für die beiden Hauptjoche seines Erweiterungsbaues – Chor und ‚neue' Vierung – die in Marienfeld eingeführten Rippendomikale auf, während er in den Querarmen wie in Lippstadt (Abb. 937) gratige Domikalgewölbe verwendet.

Für den Achteckabschluss der Chorwinkeltürme kann schließlich als Parallele aus den etwas jüngeren Bauten dieser Bauhütte auf den Pusinnenturm des Herforder Münsters verwiesen werden.

Die Baudaten der zuvor zum Vergleich herangezogenen, stilistisch aufs engste verwandten Bauten bzw. ihrer (hier allein maßgeblichen) Ostteile – Marienfeld: Sanktuarium um 1185–1200; Langenhorst: Chorjoch und unterer Teil der Türme und des Querschiffs um 1185/90 – ca. 1200, obere Partien des Querschiffs und dessen Einwölbung vor 1220; Lippstadt: Ostteile um 1190/95 – (vor) 1221/22 – legen auch für die spätromanische Chorerweiterung der St. Marienkirche in Wisby eine Entstehung im ersten Viertel des 13. Jahrhunderts nahe. Gestützt wird diese Einordnung durch die aufgezeigte enge stilistische Verbindung der Kapitellbänder in Wisby mit denjenigen im Hochchor (= Bauphase I) der Marienfelder Klosterkirche. Diese allein stellen den unmittelbaren Anknüpfungspunkt für die Kapitelle in Wisby dar, während mit den jüngeren Kapitellen in Querhaus und Langhaus der Marienfelder Klosterkirche, die den Bauphasen II und III angehören, kein unmittelbarer Zusammenhang mehr besteht, was vor allem durch das wesentlich geringere Qualitätsniveau deutlich wird.

Durch die dargelegte enge Verbindung zu den Marienfelder Chorkapitellen, die mit dem Sanktuarium um 1200 vollendet waren (Kap. C.4.4.2.), sind folglich auch die Kapitellbänder der Wisbyer Chorerweiterung noch in das erste Jahrzehnt des 13. Jahrhunderts zu datieren. Gefertigt wurden sie offenbar durch denselben/dieselben Kapitellschläger, der/die zuvor die Kapitellskulptur im Marienfelder Hochchor geschaffen hat/haben (dazu Kap. C.6.2.1.3.5.). Nach Beendigung des dortigen Auftrags, auf den eine wohl schon absehbare Bauunterbrechung folgte (Kap. C.4.3.2.), ging/en er/sie offenbar – vermittelt wohl durch westfälische Handelsherren – mit einigen Mitgliedern der Bauhütte nach Wisby, um dort die Chorerweiterung der Marienkirche, der Pfarrkirche der deutschen Kaufleute, zu planen und die reiche

Kapitellzier auszuführen – auch im Brief des Bischofs Bengt Magnusson von Linköping von 1225 heißt es, der Chor sei „*manu teutonicorum*“ (‚durch die Hand der Deutschen’) errichtet worden.[2621] Ein Baubeginn dieses Erweiterungsbaues ist somit in unmittelbarer zeitlicher Nähe zum Marienfelder Sanktuarium, das heißt für die Zeit um 1205–10, anzunehmen.

Durch diese Früherdatierung der Chorpartie der St. Marienkirche in Wisby, die auf einem stilkritischen Vergleich sowohl der Architekturformen als auch der Bauskulptur beruht, ist die bisherige Datierung in die Zeit um 1230/50[2622] hinfällig und ermöglicht eine Neubewertung des Baues wie auch der Quellen. So kann nun die überlieferte Weihe der Kirche durch Bischof Bengt Magnusson von Linköping im Jahre 1225 problemlos – ja geradezu zwingend – auf die spätromanische Chorerweiterung bezogen werden![2623]

Damit erhält dieser architekturhistorisch bedeutendste Bauteil der Kirche ein fixes Datum für seine Fertigstellung und ermöglicht so in der Folge auch eine Neubewertung weiterer Nachfolgebauten auf Gotland, Öland und im übrigen Schweden.

Fazit

Der spätromanische Erweiterungsbau der St. Marienkirche in Wisby, bestehend aus flach schließendem Chorquadrat, einem ‚neuen’ Querschiff und Chorwinkeltürmen, zeigt eindeutig die Verwendung von Marienfelder Bauformen, insbesondere bei Pfeilern, Bögen und Rippen, maßgeblich sind darüber hinaus aber auch Grundriss und Neuerungen der zuvor von derselben Bauhütte begonnenen und noch im Bau befindlichen Ostteile der Stiftskirche in Langenhorst und der Großen Marienkirche in

[2621] ROOSVAL, Kirchen Gotlands, 1911, S. 123 (s. Anm. 2592); das lateinische Zitat nach REUTHER, Sonderformen, 1984, S. 56 (ohne Quellennachweis); bei SVAHNSTRÖM, Visby Domkyrka I, 1978, S. 201, Bilaga 1 die Quelle nur in schwedischer Übersetzung.

[2622] ROOSVAL, Kirchen Gotlands, 1911, S. 125–126; THÜMMLER, Visby–Varnhem, 1967, S. 83, 89; SVAHNSTRÖM, Visby Domkyrka I, 1978, S. 148, 222 (2. Viertel 13. Jahrhundert); MAUÉ, Rezension Svahnströhm, 1982, S. 273 (um 1230–1250); SVAHNSTRÖM, Visby, 1986, S. 13 (1230–1250); LAGERLÖF/SVAHNSTRÖM, Kirchen Gotlands, 1991, S. 44–45 (kurz nach 1225 bis Mitte 13. Jahrhundert).

[2623] Bereits einige ältere Autoren hatten die Weihenachricht von 1225 auf den heutigen spätromanischen Chor bezogen, ohne jedoch näher darauf einzugehen: ROOSVAL, Beziehungen, 1928, S. 5–6; ANDERSON, Steinmeister, 1935, S. 91; ANDERSON, Linköping, 1937, S. 130; MÜHLEN, Hallenkirchen, 1950, S. 104 (nach Roosval 1928). – Die Umgestaltung des ‚alten’ Querschiffs, das zwar im Bereich der Vierung mit Pfeilervorlagen und Gurtbögen nach dem Muster der neuen Chorpartie versehen wurde, jedoch auch neues Formengut zeigt – insbesondere bei den kräftigen Rippen des Vierungsgewölbes und den Kapitellen, die Magdeburger Vorbildern folgen –, dürfte erst einige Zeit nach der Weihe von 1225, wohl um 1230–40, durch den ‚Brautportalmeister’ erfolgt sein.

Lippstadt. Mitglieder dieser münsterländisch-lippischen Bauhütte dürften die Bauplanung und -ausführung dieser neuen Chorpartie übernommen haben. Aufgrund der hierauf basierenden Bauformen und insbesondere der Kapitellskulptur, die wohl von demselben/denselben Kapitellschläger/n geschaffen wurde, der/die zuvor die Kapitellbänder im Marienfelder Hochchor angefertigt hatte/n (dazu Kap. C.6.2.1.3.5.), kann ein Baubeginn der Wisbyer Chorerweiterung um 1205/10 angenommen werden, die Fertigstellung ist nun unzweifelhaft mit der überlieferten Weihenachricht von 1225 in Verbindung zu bringen.

10.4.2.1.1. Exkurs: Die Landkirchen Gotlands

Unter den 92 mittelalterlichen Landkirchen auf Gotland[2624] enthält noch ein Großteil romanische Bausubstanz, und einige dieser Bauten stehen in der Nachfolge der St. Marienkirche in Wisby. Roosval stellt 1911 insgesamt fünf Nachfolgebauten zusammen:[2625] den Turm von Tingstäde, den Chor von Lokrume, Turm und Schiffswölbung von Vall, Schiff und Turm von Hejde und das Schiff in Västergarn. Er schreibt sie einem Schüler des ‚Brautportalmeisters' (benannt nach dem Brautportal, dem Südquerhausportal, der Marienkirche in Wisby) zu, dem er undifferenziert die gesamte Chorerweiterung der Wisbyer Marienkirche zuordnet. Einen unmittelbaren Reflex der von Marienfelder Werkleuten geprägten Chorerweiterungsphase zeigen jedoch allein die Kirchen in Lokrume und Vall. Sie belegen eindrucksvoll das Aufgreifen und Fortführen der an der Chorerweiterung der Wisbyer Marienkirche von Marienfelder Bauleuten geprägten Bauformen in der Sakralbaukunst Gotlands im zweiten Viertel des 13. Jahrhunderts.

10.4.2.1.1.1. Der Chor der Kirche in Lokrume

Die Kirche von Lokrume (Abb. 1139–1140)[2626] nordöstlich von Wisby besitzt einen leicht längsrechteckigen, gerade geschlossenen Chor, der den apsidial geschlossenen Chor eines älteren Langhauses ersetzte. Teile dieses Vorgängerbaues blieben in der Nordwand von Langhaus und Chor erhalten. Unmittelbar im Anschluss an den Chor

[2624] Die maßgebliche Literatur: ROOSVAL, Kirchen Gotlands, 1911; ROOSVAL, Beziehungen, 1928; THÜMMLER, Vorstufen, 1969; REUTHER, Sonderformen, 1984; SVAHNSTRÖM, Kirchen Gotlands, 1987; LINDQUIST, Ökonomische Grundlagen, 1988; LAGERLÖF/SVAHMSTRÖM, Kirchen Gotlands, 1991, S. 44–50; RIMPEL, Kirchen Gotlands, 1998; AMT, Landkirchen, 1999.

[2625] ROOSVAL, Kirchen Gotlands, 1911, S. 148–149.

[2626] ROOSVAL, Kirchen Gotlands, 1911, S. 148, 218; SVERIGES KYRKOR, Gotland I, 1931, S. 322–356; LAGERLÖF/SVAHNSTRÖM, Kirchen Gotlands, 1991, S. 197–198 (Erland Lagerlöf).

wurde das Langhaus verbreitert und mit vier quadratischen Kreuzgewölben über einer Mittelstütze eingewölbt. Das zugehörige Hauptportal im Süden wurde in den 1270er Jahren durch ein neues ersetzt, die Werksteine für das Turmportal wiederverwendet. Zusammen mit dem Turmneubau erfolgte eine stützenlose Neuenwölbung des Langhauses mit zwei querechteckigen Jochen; für 1277 ist die Weihe überliefert.

Das spätromanische Chorjoch besitzt spitzbogige Schildwände und ist mit einem Domikalgewölbe überdeckt. Dieses weist dünne Rundstabrippen auf, die auf Eckdiensten mir schlichten Kelchblockkapitellen aufruhen. Das Achsfenster in der Ostwand wie auch das Fenster der Südwand sind rundbogig geschlossen. Der Außensockel des Chores ist recht aufwendig über der Schmiege mit einem Halbrundwulst versehen.

Die Verwendung echter Rippen, die im Gegensatz steht zu den sonst durchweg bei den Landkirchen Gotlands anzutreffenden Gratgewölben,[2627] ihre Ausbildung als Rundstabrippen sowie weitere Baudetails, insbesondere die relativ großen, rundbogig schließenden Fenster, verbinden den Chor der Kirche von Lokrume aufs engste mit der spätromanischen Chorerweiterung der Wisbyer Marienkirche, in deren unmittelbare Nachfolge er zu sehen ist. Er dürfte um 1220/30[2628] von einem Mitarbeiter der an der Marienkirche in Wisby tätigen Bauhütte errichtet worden sein.[2629]

[2627] REUTHER, Sonderformen, 1984, S. 56 übergeht Lokrume, wenn er behauptet: „Kreuzrippen, denen man nur bei Sakralbauten in Visby begegnet, wurden sonst bei diesen Gewölben in Kalkmalerei und mit Ornamenten versehen auf die Grate gesetzt, um einen entsprechenden Eindruck vorzutäuschen“, doch zeigt dies, daß die Rippenwölbung in Lokrume die absolute Ausnahme unter den Landkirchen bildet.

[2628] SVERIGES KYRKOR, Gotland I, 1931, S. 355–356 datieren den Chor (Bauphase B), „um 1240“ und schreiben: „Rippengewölbe und Portal von derselben Schule wie das Brautportal der Domkirche zu Visby“; E. Lagerlöf in LAGERLÖF/SVAHNSTRÖM, Kirchen Gotlands, 1991, S. 197 datiert den Chor ins 2. Viertel des 13. Jahrhunderts und sieht v. a. Bezüge zum Chor der Dreifaltigkeitskirche (Drotten) in Wisby, die Verbindungen zur dortigen Marienkirche sind jedoch unverkennbar und erlauben in Verbindung mit dem Neubezug der Weihe von 1225 auf die spätromanische Chorbauphase eine Datierung des Chors in Lokrume bereits auf die Zeit um 1220/30.

[2629] Bereits Johnny Roosval, der die Chorerweiterung einschließlich des Querhausumbaues einem einzigen Baumeister, dem ‚Brautportalmeister’, zuordnet, schreibt den Chor von Lokrume, dessen „gerade geschlossene Chorform“ er von der Wisbyer Marienkirche ableitet, einem Schüler dieses Meisters zu: ROOSVAL, Kirchen Gotlands, 1911, S. 148. Vgl. auch die vorige Anm.

10.4.2.1.1.2. Langhaus und Turm der Kirche in Vall

Die Kirche in Vall (Abb. 1141–1142),[2630] südlich von Wisby gelegen, besitzt als ältesten Bauteil ein Chorjoch mit Apsis aus dem späten 12. oder frühen 13. Jahrhundert, an das sich ein zeitgleiches oder nur wenig jüngeres, ehemals flachgedecktes Langhaus anschließt.[2631] In einer nächsten Bauphase wurde die Kirche durch den Anbau eines mächtigen, im Inneren vollständig zum Kirchenraum geöffneten Westturms erheblich erweitert. Im selben Zuge hat man das Langhaus über einer zentralen Rundstütze eingewölbt und die kreuzgratgewölbte Sakristei an der Nordseite des Chores angebaut. Gegen Ende des 13. Jahrhunderts erhielten die Turmobergeschosse ihre endgültige Form.

Im vorliegenden Zusammenhang ist die spätromanische Ausbauphase von besonderem Interesse: Der Turm in Schiffsbreite folgt mit seinen Galerien über dem Erdgeschoss dem Vorbild des Turms von St. Marien in Wisby. Er und der Sakristeianbau besitzen ein aufwendiges Sockelgesims aus Schmiege und Halbrundwulst, ähnlich dem Chor in Lokrume. Ein aufwendiges Portal mit eingestellten Ecksäulen auf der Nordseite gewährt Zugang zur kreuzgratgewölbten Turmhalle. Bei der Einwölbung des älteren Schiffes wurde die Kämpferlinie auf die Höhe der äußeren Trauflinie gelegt (!), was eine innenseitige Aufhöhung der Schiffswände unter der Dachhaut notwendig machte (Abb. 1141).[2632] Von den vier Kreuzgratgewölben zwischen runden Gurtbögen sind die beiden westlichen in ihren Westkappen miteinander verschmolzen, um einen großen Schildbogen über dem Verbindungsbogen zur Turmhalle zu erhalten. Die Gewölbe ruhen an den Wänden auf profilierten Konsolen auf, mittig hingegen auf dem markanten Rundpfeiler. Über einem mit Platte – kleiner Schmiege – Platte – Schmiege profilierten Sockel besitzt er eine typische attische Basis mit eingerollten Eckblättern auf der Basisplatte. Das Kapitell (Abb. 1143) unter der mit Kehle – Plättchen – Platte profilierten Kämpferplatte ist sehr breit proportioniert. Es ist mit stark hinterarbeiteten Blättern

[2630] ROOSVAL, Kirchen Gotlands, 1911, S. 141–142 (mit Abb.), 148, 226; SVERIGES KYRKOR, Gotland III, 1942, S. 62–85 (Johnny Roosval u. Erik Bohrn) ; LAGERLÖF/SVAHNSTRÖM, Kirchen Gotlands, 1991, S. 252–254 (Erland Lagerlöf).

[2631] Während Johnny Roosval und Erik Bohrn in SVERIGES KYRKOR, Gotland III, 1942, S. 62, 83–85 zwei getrennte Bauphasen für Chor und Langhaus annehmen, spricht sich Erland Lagerlöf in LAGERLÖF/SVAHNSTRÖM, Kirchen Gotlands, 1991, S. 252 explizit für eine Bauphase aus, was jedoch weniger wahrscheinlich ist.

[2632] S. die Schnitte in SVERIGES KYRKOR, Gotland III, 1942, Fig. 70.

verziert, die sich teilweise überkreuzen, an den Ecken herabneigen sowie mittig ein charakteristisches Ovalmotiv ausbilden, wie es zuvor in Marienfeld (Abb. 313) und Lippstadt (Abb. 958) begegnet (siehe Kap. C.6.2.1.1.).

Insbesondere dieser Kapitelldekor, aber auch die aufwendig gestalteten Eckblätter der Basis sowie die Kapitelle des Turmnordportals im Verein mit weiteren Baudetails (u. a. Kämpferplatte, Sockelgesims) verweisen auf die westfälisch geprägte Bauhütte der Marienkirche in Wisby,[2633] die vermutlich einen Werkmeister und Bauleute nach Vall entsandt hat. Diese spätromanische Ausbauphase wird um 1230/40 anzusetzen sein.[2634]

10.4.2.2. Die Benediktinerinnenklosterkirche St. Gertrud auf dem Gertrudenberg in Osnabrück[2635]

Auf dem östlich der Osnabrücker Altstadt jenseits der Hase gelegenen heutigen Gertrudenberg wurde in karolingischer Zeit vermutlich anstelle eines heidnischen Heiligtums eine Michaelskapelle errichtet, von der sich noch Mauerwerk in den Seitenwänden des heutigen Westturms erhalten hat. Dieser wurde zusammen mit einem neuen Kirchenschiff, an das sich eine fünfseitige Apsis anschloss, durch den Osnabrücker Bischof Benno II. (1068–1088) errichtet, der die Kirche der hl. Gertrud von Nivelles weihte und hierher aus Disziplingründen den Kanonissenkonvent aus Herzebrock umsiedeln wollte, was jedoch am energischen Widerstand der Herzebrocker Stiftsdamen scheiterte. Erst gegen 1100 gelang Bischof Wido (1093–1101) die Gründung des Benediktinerinnenklosters, 1142 konnte unter Bischof

[2633] ROOSVAL, Kirchen Gotlands, 1911, S. 142 bringt die Bauskulptur an Mittelpfeiler und Turmnordportal mit dem Nordportal von St. Marien/Wisby in Verbindung, das jedoch deutlich älter ist; Johnny Roosval und Erik Bohrn in SVERIGES KYRKOR, Gotland III, 1942, S. 85 schreiben: „Nordportal des Turmes Nachbildung gleichzeitiger Wisbyer Portale. Wölbung und Mittelsäule im Langhause in westfälischer Art“; Erland Lagerlöf in LAGERLÖF/SVAHNSTRÖM, Kirchen Gotlands, 1991, S. 253 meint: „Die vier Gewölbe des Langhauses werden von einer Mittelsäule getragen, deren Kapitellornamentik große Ähnlichkeit zu derjenigen im Chor der Visbyer Domkirche aufweist. Derselbe Meister hatte wahrscheinlich auch einige der Eckblätter an der Säulenbasis gehauen“.

[2634] ROOSVAL, Kirchen Gotlands, 1911, S. 149 datiert die Bautengruppe um Lokrume und Vall ab 1245; Johnny Roosval und Erik Bohrn in SVERIGES KYRKOR, Gotland III, 1942, S. 85 datieren die betreffende Bauphase „c. 1230“; Erland Lagerlöf in LAGERLÖF/SVAHNSTRÖM, Kirchen Gotlands, 1991, S. 252 datiert etwas unreflektiert das zweischiffige Langhaus in den „Beginn des 13. Jahrhunderts“, den Bau des Turmes hingegen in dessen Mitte.

[2635] SIEBERN/FINK, Osnabrück, 1907, S. 181–188; JÄNECKE, Gertrudenkloster, 1928; TRÖLLER, Marienfeld, 1935, S. 42–43; THÜMMLER, Dom zu Osnabrück, 1954, S. 24, 34; MAUÉ, Bauformen, 1975, S. 163; POPPE, Westbauten, 1978; UHRMACHER, Gertrudenkloster, 1982; UHRMACHER, Gertrudenberg, 1983 (mit weiterer Literatur); POPPE, Gertrudenberg, 1984 (mit weiterer Literatur); DEHIO, Bremen/Niedersachsen, 1992, S. 1055–1056; WEGE IN DIE ROMANIK, 1993, S. 252 (Harmen Thies); KARRENBROCK, Kunstlandschaft, 1993, S. 110; ZUNKER, Adel, 2003, S. 210–211, 256–257; PIESCH, Osnabrücker Land, 2006, S. 25–28; DORN, Bauen im Zeichen der Rose, 2008, S. 129 (mit Abb.).

Philipp von Katzenelnbogen (1141–1173) der Klosterbau vollendet werden. Im ersten Drittel des 13. Jahrhunderts erfolgte ein umfangreicher Um- und Ausbau der Klosterkirche, der im vorliegenden Zusammenhang von besonderem Interesse ist. Ein Feuer infolge von Brandstiftung Osnabrücker Bürger 1280, dessen Schäden bis zum Jahre 1300 beseitigt waren, scheint offenbar nur das Dach der Kirche betroffen zu haben.[2636] In der Zeit der Spätgotik wurde nach dem Anschluss an die Bursfelder Reform 1483–1497 die Kirche ausgestaltet und dabei offenbar auch einige Fensteröffnungen verbreitert und sämtliche Fenster mit Maßwerkfüllungen versehen. Brandschatzungen 1533 und 1636 betrafen offenbar mehr die Klostergebäude als die Kirche, die in ihrer Substanz weitgehend unbeschadet blieb. 1803 wurde das Kloster säkularisiert, nach einer Nutzung als Zeughaus und Lazarett dient sie bis heute als simultane Anstaltskirche der 1861 gegründeten psychiatrischen Kliniken (Niedersächsisches Landeskrankenhaus). Erst die Bombardierungen 1944, in deren Folge Teile der Langhausgewölbe einstürzten, brachten stärkere Substanzverluste, die entstandenen Schäden konnten aber bis 1965 behoben werden.

Die Gertrudenkirche (Abb. 1144–1164) besteht aus dem quadratischen bennonischen Westturm, der in sich noch Teile der karolingischen Michaelskapelle enthält, einem Langhaus aus zwei annähernd quadratischen Jochen, dem etwas unterquadratischen Chorjoch sowie einem ebenfalls unterquadratischen südlichen Querarm, der sich an das östliche Langhausjoch anschließt (Abb. 1145, 1147). Ihm entspricht jedoch kein zweiter Querarm auf der Nordseite (Abb. 1149), da hier der Südflügel des Kreuzganges verlief, von dem noch Reste im heutigen Sakristeianbau enthalten sind. Seine Formen dürften denen des besser erhaltenen Kreuzgangwestflügels entsprochen haben. Die ungewöhnliche Anlage eines nur südseitigen Querarms erklärt sich durch dessen Nutzung als Nonnenchor.[2637] Er scheint erst beim Umbau im ersten Drittel des 13. Jahrhunderts angefügt worden zu sein und dürfte die zum Kirchenraum geöffnete Empore im Westturm als Nonnenchor abgelöst haben. Die Ansiedlung des Gottesdienstraumes für die Konventualinnen in einem Querarm ist bei Frauenstiften und -klöstern im westfälisch-sächsischem Raum häufiger

[2636] So bereits TRÖLLER, Marienfeld, 1935, S. 42.

[2637] Die Deutung als „Äbtissinnen-Empore“ bei POPPE, Gertrudenberg, 1984, S. 483, und DEHIO, Bremen/Niedersachsen, 1992, S. 1056, greift zu kurz; hier dürfte nicht nur die Äbtissin, sondern der gesamte Konvent Platz genommen haben, wie eine Reihe von Vergleichsbauten (s.u.) bezeugt.

anzutreffen, so im nahen Herford (Abb. 1019)[2638] sowie in Meschede,[2639] Neuenheerse,[2640] Freckenhorst,[2641] Borghorst,[2642] Gernrode und Fischbeck.[2643]

Das Langhaus folgt in seinen Ausmaßen dem bennonischen Vorgänger und ruht auf dessen Fundamenten, möglicherweise enthalten die Wände sogar noch Teile der alten, im 13. Jahrhundert nur ummantelten Substanz.[2644] Die ergrabene fünfseitige Apsis des Benno-Baues wurde später durch einen etwas unterquadratischen Chor ersetzt – ob dies noch im 12. Jahrhundert oder erst im Zuge des umfassenden Umbaues im ersten Drittel des 13. Jahrhunderts geschah, kann erst eine genaue Bauuntersuchung klären.[2645]

Prägend für den Raumeindruck der Gertrudenkirche ist der spätromanische Umbau mit dem Gliederungssystem der Pfeiler und Bögen und den darauf aufruhenden Domikalgewölben mit den unterlegten Rundstabrippen. Dabei lässt sich anhand einiger Indizien ein etappenweises Vorgehen bei der Neugestaltung ablesen: Zunächst scheint der Um/Neubau des Chorjochs erfolgt zu sein, worauf neben der Kapitellskulptur insbesondere die Kämpferlinie seiner Wandvorlagen hindeutet, die etwas tiefer liegt als die der westlichen Gewölbeauflager, die sich dabei möglicherweise an der Bogenansatzlinie der Emporenöffnung im älteren Westturm orientieren. In den Ostecken des Chores nehmen Wandvorlagen die Gewölbelast auf, die aus zwei rechtwinklig angeordneten Rechteckvorlagen und einem eingestellten Eckdienst bestehen. Alle Elemente ruhen jeweils auf einem gemeinsamen Sockel mit abschließender 45°-Schräge, die durchlaufenden, wohl erneuerten Basen zeigen ein attisches Profil mit einer oben weniger stark vorschwingenden Kehle, die

[2638] Dazu ausführlich DORN, Damenempore, 2001.
[2639] LOBBEDEY, Westfalen, 1999, S. 463.
[2640] Ebd., S. 316.
[2641] Ebd., S. 120.
[2642] WARNECKE, Borghorst, 1990.
[2643] Zu den westfälischen Bauten s. auch die jeweiligen Angaben in KIER/GECHTER, Frauenklöster, 2004.
[2644] Einen Hinweis darauf bildet etwa das Kreuzgangportal in der Nordwand des westlichen Langhausjoches, das den Formen nach noch aus dem 12. Jahrhundert stammen dürfte.
[2645] Die bei POPPE, Gertrudenberg, 1984, S. 483, DEHIO, Bremen/Niedersachsen, 1992, S. 1056 und ihr folgend PIESCH, Osnabrücker Land, 2006, S. 26 als Indiz angeführte Wandgliederung an der südlichen Außenwand desChorjochs ist nicht zwingend dem 12. Jahrhundert zuzurechnen, sie findet sich auch im frühen 13. Jahrhundert an der Nordquerhausfront der eng verwandten Abteikirche in Marienfeld (s.u.), wo auch eine entsprechende Konsolform verwendet wurde. Für eine Zweiphasigkeit des Chorjochs könnte jedoch das deutlich unterschiedliche Steinmaterial der Ostfront sprechen, das bis in ca. 2 m Höhe aus dunklen Sandsteinen besteht, während darüber gelbe Sandsteine verwendet wurden (möglich ist aber auch nur ein Wechsel des Steinbruchs während der Baumaßnahme).

Dienstbasen besitzen ein großes, lappiges Eckblatt mit Mittelfurche.[2646] Oben enden die Eckvorlagen in einer durchgehenden, von Halsring und Kämpferwulst eingefassten Kapitellzone (Abb. 1165, 1166), wobei nur das Dienstkapitell, das der Kapitellgruppe I angehört (s.u.), bildhauerisch ausgestaltet ist, während die Kapitelle der Rechteckvorlagen in der Grundform des Kelchblockkapitells stehen gelassen worden sind – ein in der Kirche noch mehrfach wiederkehrendes Gestaltungsmotiv. Oberhalb des stark vortretenden Kämpfers nimmt der Dienst die Rundstabrippe des Gewölbes auf, die seitlichen Rechteckvorlagen die gleichermaßen rechteckigen Schildbögen.

Auffällig ist, dass der Wulstkämpfer an der Ostwand nicht – wie an der Nord- und Südwand – gegen die Wandfläche läuft und dort endet, sondern nochmals umknickt, sich wenige Zentimeter fortsetzt und dann erst nach einem weiteren Knick in der Wand ‚verschwindet'. Dies könnte ein Hinweis darauf sein, dass die Gliederung in der deutlich stärkeren Chorostwand ehemals eine Fortsetzung gefunden hat, worauf auch die in diesem Bereich bis zur letzten Innenrenovierung 2003 sichtbaren Risse im Putz schließen lassen. Denkbar wäre etwa eine in die Mauerstärke eingetiefte, von einem weiteren Dienstpaar gerahmte Flachnische, wie sie sich etwa bei den Seitenschiffost- und -westwänden der Liebfrauenkirche in Bremen (um 1225/30–1240; Kap. C.10.4.1.3.3.5.; Abb. 1058),[2647] oder bei den Chorostwänden der Johanniskirche in Billerbeck (geweiht 1234; Abb. 1309, 1312)[2648] und der Margarethenkirche in Methler (um 1230/40; Abb. 1331)[2649] findet. Ob diese Flachnische bis zum Boden herabgeführt war, muss vorerst unklar bleiben, an den Vorlagenbasen finden sich keine entsprechenden Indizien, doch scheinen diese in der heutigen Form vollständig erneuert zu sein. Mit dem Einbau des dreibahnigen Maßwerkfensters in der Spätgotik (Abb. 1145), das offenbar ältere Gewändesteine wiederverwendet, wurde diese Ostwandgliederung dann aufgegeben und vermauert. Auch das nördliche Chorfenster wurde damals dreibahnig verbreitert, während sein

[2646] Die Basen der Eckvorlagen im Chor liegen etwas höher als die der westlichen Chorpfeiler, was auf ein erhöhtes Bodenniveau im Ostteil des Chorjochs um den Altar schließen lässt.
[2647] Dazu ausführlich BÖLTS, Liebfrauenkirche, 2002, S. 222.
[2648] LOBBEDEY, Westfalen, 1999, S. 156.
[2649] Ebd., S. 458. – Die Chorgestaltung von Methler dürfte in direkter Nachfolge von Billerbeck (Abb. 1312, 1318) stehen, worauf nicht zuletzt auch Detailbildungen wie die charakteristischen, die Wandfelder rahmenden Viertelrund-Vorlagen und -Wülste verweisen.

südliches Pendant sein ursprüngliches rundbogiges Gewände behielt und nur um ein zweibahniges Maßwerk ergänzt wurde.

Besonders prägnant für die Raumgliederung sind die beiden Chorbogenpfeiler (Abb. 1150–1151, 1158–1159), deren südlicher zugleich den Scheidbogen zum südlichen Querarm trägt. Letzterer war somit schon zu diesem Zeitpunkt Teil der Gesamtplanung, und entsprechend lassen auch die beiden südlichen Eckvorlagenbasen des Querarms die charakteristische Formgebung mit der oben weniger vorschwingenden Kehle und dem lappigen, gefurchten Eckblatt wie bei den östlichen Chorvorlagen erkennen, gehören demnach ebenfalls noch diesem Bauabschnitt an.

Der südliche Chorbogenpfeiler ist als klassischer Kreuzkernpfeiler mit Halbrundvorlagen und eingestellten Eckdiensten sowie flachen Rechteckvorlagen am Übergang zu den Wandflächen gestaltet, der nördliche Chorbogenpfeiler zeigt eine entsprechende ‚halbierte' Form. Wie die Vorlagen der Chorostecken und der südlichen Querarmstirnseite ruhen die Pfeilervorlagen (Abb. 1184, 1185) auf einem hohen Sockel mit 45°-Schräge, die umlaufenden[2650] attischen Basen (ohne Wulstüberstand) zeigen wie dort die oben weniger stark vorschwingende Kehle, die Basen der Halbrundvorlagen und Dienste weisen auch hier durchweg ein großes, lappiges Eckblatt mit Mittelfurche auf. Darüber sind die Pfeiler aus durchgehenden Quaderlagen gefügt,[2651] die Dienste sind in der Art von En-délit-Diensten jeweils aus längeren Sandsteintrommeln zusammengesetzt.

Gleich den östlichen Eckvorlagen sind auch hier in der umlaufenden Kapitellzone (Abb. 1167–1174) nur die Kapitelle der runden Gliederungselemente – Dienste und Halbrundvorlagen – bildhauerisch bearbeitet, während die Kapitelle der eckigen Elemente – Pfeilerkern und Rechteckvorlagen – die nicht weiter ausgestaltete Grundform des Kelchblockkapitells zeigen. Dabei gehört das Kapitell des östlichen

[2650] Lediglich an der Ostseite des nördlichen Chorbogenpfeilers ist das Basisprofil nicht vollständig herumgeführt: Hier endet es mit der Basis des Eckdienstes, die anschließende Rechteckvorlage bleibt ohne Basisprofil. Die Werkstücke der Eckdienstbasis wie auch des Sockels mit Schräge zeigen anhand der vorbereiteten Anschlüsse, dass sie mit einer umknickenden Fortsetzung der Profilierung gerechnet haben. Als diese dann beim Versatz der untersten Lage der Rechteckvorlage unterblieb, wurden die vorbereiteten Anschlüsse nur grob in rechteckiger Form abgearbeitet und bis an die Rechteckvorlage herangeführt.

[2651] Die Quaderlagen der beiden Chorbogenpfeiler weisen folgende Höhenmaße auf (in cm): A Nordseite (gemessen an der südlichen Halbrundvorlage): 1. 28; 2. 29,5; 3. 28; 4. 22; 5. 30; 6. 28. – B Südseite (gemessen an der nördlichen Halbrundvorlage und der Nordwestecke): 1. 28; 2. 12,5; 3. 15; 4. 28; 5. 28,5; 6a. 22,5; 6b. 16; = zusammen (an der Ecke) 41,5.

Dienstes des nördlichen Chorbogenpfeilers (Abb. 1168) wie die Kapitelle der östlichen Eckvorlagen (Abb. 1165, 1166) der Kapitellgruppe I an (s.u.), doch hatte man offenbar im Laufe des Baufortgangs die Kapitellzone der beiden Chorbogenpfeiler etwas höher als dort dimensioniert, so dass das schon vorbereitete, wohl gleichzeitig mit den genannten Eckvorlagenkapitellen gefertigte Dienstkapitell nun etwas zu klein war. Beim Versatz hat man dann, wie insbesondere die abrupt abbrechenden Blattschwünge der Eckblätter erkennen lassen, etwa 1–1,5 cm der Kapitelloberseite abgearbeitet und stattdessen eine glatte Platte aufgelegt, die den ‚Block' der benachbarten Kelchblockkapitelle absatzlos fortführt.

Die Kapitelle des westlichen Eckdienstes und der Halbrundvorlage (Abb. 1169, 1170) wie auch sämtliche ‚Rundelement'-Kapitelle des südlichen Chorbogenpfeilers (Abb. 1171–1174) entsprechen hingegen den vorgegebenen Maßen der Kapitellzone, ihre Bearbeitung zeigt einheitliche, gegenüber der Gruppe I völlig unterschiedliche Stilformen, die einen Zusammenschluss als Kapitellgruppe II erlauben (s.u.).

Über den Kapitellen der beiden Pfeilervorlagen erhebt sich der zugespitzte Chorbogen (Abb. 1150), der mit einem rechteckigen Unterzug versehen ist und sich mit den Schildbögen (Abb. 1156, 1157) zu einem Bogengerüst zusammenschließt, zwischen das das leicht querrechteckige, vierteilige Domikalgewölbe gespannt ist. Es besitzt dünne, nicht gratig zugespitzte Rundstabrippen, die in einem kleinen Schlussring enden. Die Gewölbescheitel sind durch deutliche Negativgrate betont.

Der zweite spätromanische Bauabschnitt umfasst die Umgestaltung und Einwölbung der beiden Langhausjoche und des Südquerarms. Dabei werden grundsätzlich die Formen des Chorjoches fortgeführt, doch sind auch leichte Modifizierungen zu beobachten: So ist – wie bereits erwähnt – die Kämpferlinie der westlichen Gewölbeauflager um wenige Zentimeter nach oben gerückt (Abb. 1155), da sich diese offenbar an der Bogenansatzlinie der beibehaltenen Emporenöffnung im älteren bennonischen Westturm orientieren. Hinzu kommen Veränderungen in der Bauskulptur, insbesondere bei den Kapitellen.

Anders als die Chorbogenpfeiler sind der südwestliche ‚Vierungs'pfeiler (Abb. 1160) und sein Pendant (Abb. 1163) an der nördlichen Langhauswand nicht bis zum Boden herabgeführt, sondern werden nach wenigen Zentimetern von mehrteiligen Konsolen

aufgefangen. Dabei zeigt die Abkragung an der Nordwand eine äußerst schlichte, symmetrische Gestaltung: Die Mitte nimmt der rechteckige Pfeilerkern mit der Halbrundvorlage ein. Auf die eingestellten Winkeldienste zur Auffangung der Gewölberippen wurde verzichtet, so dass sich unmittelbar die Rechteckvorlagen zur Aufnahme der Schildbögen anschließen. Anders als bei den übrigen Stützen der Kirche ist hier auch das Kapitell der Halbrundvorlage nur als einfaches Kelchblockkapitell mit Eckgraten ausgebildet. Die Pfeilervorlage umfasst außer der Kapitellzone nur eine Steinlage, darunter folgt unmittelbar die Konsolabfangung. Sie ist abgesetzt durch eine leicht vortretende, verkröpfte Platte, die auch im Bereich der Halbrundvorlage eckig ausgebildet ist. Die seitlichen Rechteckvorlagen werden von Viertelkreiskonsolen abgefangen, der rechteckige Pfeilerkern ruht auf einem flachen Konsolstein auf, dessen untere Kanten seitlich, nicht jedoch nach vorne, abgerundet sind. ein ähnlicher Stein, jedoch schmaler und nun auch nach vorne abgerundet, fängt die Halbrundvorlage auf.

Auch der dem Schiff zugewandte Teil des südwestlichen ‚Vierungs'pfeilers wird von einer ähnlichen Konsolabkragung aufgefangen (Abb. 1161, 1162), doch steigen die Elemente des Pfeilers, die dem Südquerarm zuzuordnen sind – Rechteckvorlagen und Eckdienst – wie ihre Gegenstücke nach wie vor vom Boden her auf (Abb. 1160). Die dabei hier verwendeten Basen (Abb. 1186) wie auch diejenigen der westlichen Langhauseckvorlagen (Abb. 1183; s.u.) zeigen eine etwas steilere Proportionierung des attischen Profils mit oben stärker vorschwingender Kehle und kräftigerem oberem Wulst als die bereits vorgestellten Basen des ersten Bauabschnitts. Zudem sind die Eckblätter der Dienstbasen nicht mehr als lappige Blätter mit Mittelfurche gestaltet, sondern bei den westlichen Langhauseckvorlagen als weich herabfließende Blätter, die sich zur Ecke hin nochmals kräftig aufschwingen und dann in einer Eckvolute einrollen. Beim Nordwestdienst des Südquerarms findet sich überdies eine höchst ungewöhnliche Formgebung: Das mit einer mittleren schmalen Auflage versehene Eckblatt rollt sich in seiner gesamten Breite ein, an der Unterseite erscheint (von der Anlage her unlogisch) die Spitze der mittleren Auflage.

Im Anschluss an die nördliche Rechteckvorlage zuseiten des nordwestlichen Querarmeckdienstes, die eigentlich Teil des Pfeilerkreuzkerns ist, erscheint die übrige Pfeilerpartie als Teil der glatten Wand (Abb. 1160), doch ist bei genauer

Betrachtung zu erkennen, dass die Wand unterhalb der Konsolabkragung aus Quaderschichten aufgebaut ist,[2652] während die übrige Südwand aus Bruchstein besteht.

Die nach Osten gerichtete Halbrundvorlage des Pfeilers als Auflage des Scheidbogenunterzuges wird bereits nach einer Steinlage von einer Konsole abgefangen (Abb. 1180): Auf einen mittels einer schmalen Furche abgesetzten Wulst folgt in der Profilfolge von oben nach unten ein dünnes Plättchen und eine Kehle sowie nach einem Rücksprung ein breites Plättchen. Der untere Teil der Konsole besteht aus einem parabolischen Kegel, der in seinem oberen Teil mit einem Kranz aus drei stehenden, jeweils mit einer Blattader versehenen Dreiblättern. Darunter folgt ein schmaler Wulst und ein Plättchen, die im Fünfachtelschema gebrochen sind, sowie die gerundete Spitze des Kegels.

Der nach Norden gerichtete Teil der Pfeilerabkragung zeigt eine asymmetrische Struktur (Abb. 1181): An die östliche Halbrundvorlage schließt sich eine nur wenig vorspringende, dafür aber recht breite Rechteckvorlage an, die auf einer abgesetzten Viertelkreiskonsole abgefangen ist. Da ein Dienst zur Aufnahme der Gewölberippe fehlt, schließt sich unmittelbar der Stützapparat zur Abfangung des Gurtbogens an, bestehend aus den üblichen Elementen der breiten rechteckigen Rücklage und der schmaleren Halbrundvorlage. Letztere ist bereits nach wenigen Zentimetern schräg abgeschnitten, ebenso die rechteckige Rücklage: Hier leiten Dreiecksflächen zu einer breiten Konsole mit abgeschrägten Ecken über. Diese zeigt ein ‚attisches' Profil aus (von oben nach unten) Wulst – Plättchen – Kehle – Rücksprung – Wulst. Sie selbst ruht wiederum auf einem Konsolstein auf, der nur an den schmalen Seitenkanten eine Profilbildung mit folgender Abfolge aufweist (von oben nach unten): Plättchen – Kehle – Rücksprung – Platte – Rücksprung – Wulst – Plättchen – Kehle. Westlich schließt sich nach einem kleinen Zwischenraum ein Stummeldienst an, der nur über das Kapitell direkten Anschluss an die übrige Pfeilerabkragung hat. Er nimmt jedoch nicht die Gewölberippe auf, sondern trägt – da eine entsprechende Rechteckvorlage hier fehlt – den auftreffenden Schildbogen. Auch hier ist die Kapitellzone als durchgehendes Band gestaltet, eingefasst von dem um alle Elemente verkröpften

[2652] Die Quaderlagen oberhalb der Basis besitzen folgende Höhenmaße (in cm), gemessen an der Nordseite/Ostseite: 1. 34; 2. 20; 3. 21/19; 4. 33,5/4a. 20; 4b. 12; 5. 28,5/22; 6. 29/28; 7.(O) 22; 8.(O) 12.

Halsring und dem Wulstkämpfer. Wie bei den bisher analysierten Pfeilern und Vorlagen der Kirche sind auch hier nur die Kapitelle der Rundelemente mit Blattwerk gestaltet (Abb. 1178, 1179), die übrigen Kapitellpartien sind als einfache Kelchblockkapitelle ausgebildet. Die Kapitelle der beiden Halbrundvorlagen folgen dabei in ihrer Komposition zwar dem vorgegebenen Schema der entsprechenden Kapitelle an den Chorbogenpfeilern, doch erscheinen sie viel schematisierter, so dass sie zusammen mit dem westlichen Dienstkapitell eine eigene Kapitellgruppe III bilden (s.u.).

Das südliche Dienstkapitell (= das nordwestliche Dienstkapitell des Südquerarms) zeigt hingegen eine wesentlich stärkere Reliefierung und Durchgestaltung (Abb. 1177) und gehört eindeutig einer eigenen Gruppe mit anderen Stilvorstellungen an, der auch die beiden Dienstkapitelle der westlichen Eckvorlagen im Langhaus (Abb. 1182) zuzurechnen sind und die zusammen die Kapitellgruppe IV bilden (s.u.). Alle drei scheinen nicht für ihren jetzigen Anbringungsort geschaffen worden zu sein. Besonders deutlich wird dies an dem südlichen Dienstkapitell des südwestlichen ‚Vierungs'pfeilers, das mit einer glatten Steinplatte ‚aufgestockt' wurde, um die vom Kapitellband vorgegebene Höhe zu erreichen. Bei den westlichen Eckvorlagen des Langhauses ist dies zwar nicht der Fall – hier richten sich die rahmenden Kelchblockkapitelle der Rechteckvorlagen nach den Höhenmaßen der Dienstkapitelle –, doch lassen auch hier Abarbeitungen erkennen, dass auch sie für den jetzigen Anbringungsort passend gemacht wurden.

Die aus Eckdienst und rahmenden Rechteckvorlagen gebildeten westlichen Eckstützen reichen nicht bis zum Boden hinab, sondern ruhen auf einem Wandrücksprung in Höhe des Fußbodens der Westempore auf. Ihre Basengestaltungen (Abb. 1183) einschließlich des Eckblattes weichen – wie bereits dargelegt – einwenig von denen des Chorbereiches ab, stehen vielmehr in direktem Zusammenhang mit der Basis des südwestlichen ‚Vierungs'pfeilers.

Gehören die südlichen Basen des Südquerarms stilistisch noch dem ersten Bauabschnitt an, so weichen ihre Kapitelle (Abb. 1175, 1176) gänzlich von den bisherigen Kapitellen des Baues ab und bilden zwei eigenständige Kapitellgruppen VI und VII (s.u.). Von den Fensteröffnungen des Südquerarms haben die östliche und die heute von außen zugesetzte südliche ihr romanisches Rundbogengewände

bewahrt (Abb. 1145, 1152), wobei letztere offenbar nach unten verlängert wurde, als sie – ebenso wie das Ostfenster – in der Spätgotik ein zweibahniges Maßwerk erhielt. Damals wurde auch das Westfenster des Querarms wie auch die Fenster im Langhaus zu einem dreibahnigen Spitzbogenfenster aufgeweitet (das nordwestliche Langhausfenster nur zweibahnig).[2653]

Die Einwölbung des Langhauses und des Südquerarms (Abb. 1150, 1152–1154) folgt den vorgegebenen Formen des Chorjoches mit der leichten Busung der Domikale, den Negativgraten und den unterlegten dünnen Rundstabrippen, die in den beiden Langhausgewölben ebenfalls in einem kleinen Schlussring enden. Durch das Fortlassen der Winkeldienste bei den beiden Pfeilerabkragungen trat jedoch das Problem auf, dass die Gewölberippen in diesem Bereich zwischen die Gurt- und Schildbögen gequetscht werden mussten und ohne eigenes Ablastungsglied auf dem Kämpferwulst enden.

Das Gewölbe des Südquerarms, der als Nonnenchor diente, ist besonders ausgezeichnet durch ein Ziermotiv am Gewölbescheitel (Abb. 1164): Es besteht aus einem größeren Rippenring, den nicht nur die vier Diagonalrippen durchkreuzen, sondern der auch in den Zwischenräumen vier zusätzliche (Orthogonal)Rippen enthält. Ihre Ansatzpunkte sind mit glatten Kreisscheiben besetzt, während die Kreuzungspunkte der Diagonalrippen mit dem Rippenring durch größere Kreisscheiben mit erhöhtem Rand betont werden. Alle acht Rippen verschlanken sich zunehmend, insbesondere nach ihrem Zusammentreffen in der Mitte, und neigen sich zu einem Abhängling herab, der entsprechend als achtteiliger Knauf in Melonenform gestaltet ist.

In der östlichen Gewölbekappe (Abb. 1164) befindet sich ein herausstehender Stein in der Form einer rechten menschlichen Hand in Griffhaltung. Sie hielt wohl ehemals in der Durchbohrung eine Hängeampel[2654] über dem Altar des Nonnenchors vor der Querarmostwand.

Über dem Bogenscheitel des Scheidbogens zum Südquerarm (Abb. 1150) befindet sich nordseitig eine kleine, heute teilweise abgeplatzte Konsole. Möglicherweise

[2653] Das Ostportal des Südquerarms wurde erst nach 1861 als neuer Hauptzugang eingebrochen und in neuromanischen Formen gestaltet.
[2654] So bereits SIEBERN/FINK, Osnabrück, 1907, S. 185; UHRMACHER, Gertrudenberg, 1983, S. 10.

bildete sie den (optischen) ‚Auflager' für eine gemalte Scheitelrippe als Teil eines sekundären Dekorationssystems, das das östliche Langhausjoch als ‚Vierungsgewölbe' durch eine (sich daraus ergebende) achtteilige Gewölbegliederung hervorheben sollte.

Den äußeren Hauptzugang zur Kirche bildete ehemals das (heute vermauerte) Südportal im westlichen Langhausjoch (Abb. 1146, 1148), genau gegenüber dem älteren, noch aus dem 12. Jahrhundert stammenden Kreuzgangportal (1187) angeordnet. Wie dieses ist es im Inneren mit einem flachen Giebelsturz versehen (Abb. 1188). Im Äußeren schneidet das von einem Rundbogen überhöhte, aus präzise geschnittenen Steinquadern gefügte Portal scharf in die Wandfläche ein, die hohe Sockelzone erscheint wie abgeschnitten. Dafür setzt jeweils ein gutes Stück tiefer in den Flanken ein attisches Basenprofil an, das sich um die eingestellten Säulen und die Türpfosten verkröpft.[2655] Dabei lassen die Basen der Säulen einen deutlichen Wulstüberstand erkennen, ihre stark verwitterten Eckblätter sind als einfache, leicht geschwungene Blattlappen gestaltet. Die darüber aufsteigenden Flankierungssäulen sind durch Wirtel ausgezeichnet, die ungewöhnlicherweise nur wenig unterhalb der Kapitelle plaziert sind. Letztere gehören aufgrund ihrer Stilformen der Kapitellgruppe V an (s.u.). Der darüber verlaufende Kämpfer aus Plättchen, Viertelstab und Platte setzt – gleich dem Basenprofil – an der Vorderkante des Portalbogens an verkröpft sich bis in die eigentliche Türöffnung. Das halbrunde Bogenfeld des monolithen Tympanonsteins ziert eine flach eingetiefte Dreipassblende mit Kreisscheiben an den Nasen.[2656] Das Tympanon wird von einem eingelegten Wulst als Fortsetzung der Flankierungssäulen gerahmt.

Der durch das Südportal unterbrochene, recht hohe Außensockel, der nur hier gut sichtbar ist,[2657] schließt mit einem (heute stark verwitterten) Profil aus Platte – Schräge – Wulst – Plättchen – Kehle ab. Im Winkel zwischen Langhaus und Südquerarm (Abb. 1147) knickt das Profil nicht um, sondern das Sockelwerkstück des Querarms läuft unvermittelt gegen das des Langhauses. Da aber ihr Profil

[2655] Im Bereich der Türpfosten ist das Profil stark beschädigt und abgearbeitet, doch lässt sich die Grundform der Profilierung noch deutlich ablesen.

[2656] Vgl. die mit ähnlichem Zierbesatz versehenen Kleeblattbogenblenden am spätromanischen Turmgeschoss (um 1230) der Marienkirche in Osnabrück; dazu DEHIO, Bremen/Niedersachsen, 1992, S. 1052.

[2657] Auf der Nordseite besitzt die Kirche keinen Sockel, da sich hier seit jeher der Kreuzgang befand, an den Ostteilen – Chorjoch und Querarmostseite – ist der Sockel durch Aufhöhung des Geländes weitgehend verdeckt, nur an der Ostfront des Chores ist noch ein Teil des stark verwitterten Sockelprofils sichtbar.

identisch ist und auch das Mauerwerk darüber im Verband steht, ist anzunehmen, dass beide Wände und ihre Sockel zeitgleich entstanden sind.

Das Sockelprofil verkröpft sich auch um die flachen, lisenenartigen Strebepfeiler, die an den Ecken von Südquerarm und Langhaus sowie an dessen Nordseite auftreten (1146, 1147, 1149).[2658] Die zunächst recht breit angelegten und deutlich vortretenden Strebepfeiler setzen sich über einem Rücksprung mit Wulstkante wesentlich schmaler und flacher fort und enden einen knappen Meter unterhalb der Traufe in einer weiteren Abdeckung mit Wulstkante. Das wohl gemäß dem Originalzustand erneuerte Traufgesims zeigt ein Profil aus Platte – Plättchen – Kehle – Rücksprung – Wulst – Plättchen. Besonderen Zierrat zeigt darüber hinaus der Giebel des Südquerarms, der ebenso wie der Chorgiebel später aufgehöht worden ist (Abb. 1145). Während letzterer nur eine einfache kreuzförmige Öffnung enthält, besitzt der Querarmgiebel in der Mitte eine eingetiefte Rundbogenblende, in die ein Sechseckfenster eingelassen ist.[2659] In der Giebelspitze sowie in den seitlichen Zwickeln wird die Blende von insgesamt drei kreuzförmigen, heute stark angewitterten Vertiefungen (ehemals Öffnungen?) eingerahmt.

Die in der vorausgehenden Beschreibung jeweils nur kurz erwähnten Kapitelle sollen im Folgenden genauer charakterisiert, gruppiert und stilistisch eingeordnet werden.

Die beiden Dienstkapitelle der östlichen Eckvorlagen des Chores (Abb. 1165, 1166) und das östliche Dienstkapitell des nördlichen Chorbogenpfeilers (Abb. 1168) können aufgrund des gemeinsamen Formenrepertoires und ihrer übereinstimmenden Maße zu einer Gruppe – hier Kapitellgruppe I – zusammengeschlossen werden. Die drei Kapitelle, deren Volumina auf der Grundform des Kelchblockkapitells basiert, zeichnen sich aus durch einen fast flächendeckenden Blattdekor, der bestimmt wird von diamantierten Blattstengeln und geäderten Dreiblättern. Leitmotiv sind je zwei an den Seitenmitten aufsteigende Blattstengel, denen Dreiblätter entwachsen, welche sich an den oberen Kapitellecken herabneigen oder gar einrollen. Darunter befinden sich aufsteigende oder herabgeneigte gefiederte Eckblätter. Ihr Dekor, der zumeist

[2658] Die Strebepfeiler an der Langhausnordseite sind in ihrer Substanz völlig erneuert, möglicherweise stammen sie in ihrer Anlage erst aus dem 19. Jahrhundert, worauf auch die von den übrigen Strebepfeilern abweichende Untergliederung hinweisen könnte. POPPE, Gertrudenberg, 1984, S. 483 hält sie offenbar für bauzeitlich.
[2659] Dieses bereits erwähnt bei SIEBERN/FINK, Osnabrück, 1907, S. 186.

nur wenig Relieftiefe erkennen lässt, folgt rheinischen, über das Münsterland vermittelten Gestaltungsmotiven.

Einen gänzlich anderen Charakter haben die übrigen Kapitelle der beiden Chorbogenpfeiler, so dass sie hier als ‚Kapitellgruppe II' zusammengefasst werden. Dabei zeigen die Kapitelle der Halbrundvorlagen (Abb. 1170, 1174) das vollständig ausgebildete Gestaltungsschema, das auch hier auf der Grundform des Kelchblockkapitells basiert. Ein mittig aufsteigendes lanzettförmiges Zungenblatt mit ausgeprägter Blattader reicht bis zur Abakusplatte hinauf. Dieselbe Blattform kehrt an den Kapitellecken wieder, hier jedoch etwas oberhalb der Mitte umbiegend, niedergedrückt von zwei schmalen Zungenblättern, die jeweils zu Seiten des Mittelblattes mit diesem aus einem gemeinsamen Rundelement entsprießen und sich zur Ecke wenden. Sie werden hinterkreuzt von zwei weiteren schmalen Zungenblättern, die jeweils seitlich des Eckblattes aus deren Blattansätzen entwachsen und – nachdem sie das zur Ecke geneigte Zungenblatt und den Rand des Mittelblattes hinterkreuzt haben – in einer zur Kapitellecke ausgerichteten Rundung enden. Die Ansätze der schmalen Blattzwischenräume werden zudem durch je zwei eingekerbte parabelförmige Riefen betont. Der Modellierung des Blattansatzkranzes wie auch der daraus erwachsenden Blattflächen dienen pfeifenartige Rundelemente, die dem Ganzen eine schwellende Rhythmisierung verleihen.

Dieselbe Gestaltung, abgeleitet von dem Schmalseiten der Halbrundvorlagenkapitelle und daher ohne Mittelblatt, erscheint bei den schmaleren und nur zweiseitig angelegten Dienstkapitellen (Abb. 1167, 1173).

Beim Vergleich der Kapitelle des nördlichen und des südlichen Chorbogenpfeilers erscheinen die Kapitelle der Nordseite etwas sorgfältiger in der Ausführung, deutlich etwa an der Modellierung der Rundelemente des Blattansatzkranzes, deren Trennungsfurchen – ebenso wie die Blattadern – im Süden weniger sanft zurückweichend sondern eher wie in eine homogene Oberfläche eingekerbt erscheinen. Daher kann auf zwei unterschiedliche, parallel arbeitende Kapitellschläger geschlossen werden.

Die Kapitelle der eckigen Pfeilerelemente sind im Unterschied dazu – wie bereits bei den östlichen Eckvorlagen beobachtet – als nicht weiter bildhauerisch gestaltetes

Kelchblockkapitell angelegt – ein durchweg am ganzen Bau zu findendes Gestaltungsmotiv. Walter Tröller berichtet jedoch 1935 noch von einer aufgemalten Blattdekoration, die der plastischen in Marienfeld entsprach; obwohl erneuert, könnte sie auf einer bauzeitlichen Ausmalung basiert haben.[2660] Dies bedürfte einer Überprüfung, doch scheint diese Fassmalerei – sofern sich keine Reste unter dem heutigen Anstrich bewahrt haben – heute völlig verloren.

Stilistisch steht die Kapitellgruppe II in unmittelbarer Nachfolge der Kapitellbänder der Marienfelder Wandvorlagen (Abb. 326), deren Gestaltungsschema sie übernimmt, dabei aber auch leicht modifiziert. So wird zwar die Grundkomposition aus breiten Blattlanzetten in der Mitte und an den Ecken sowie schmalen Zungenblättern, die letztere niederdrücken, übernommen, jedoch noch um zwei zusätzliche schmale Zungenblätter, die diese hinterkreuzen, bereichert.[2661] Die Detailgestaltung lässt dabei erkennen, dass die Kapitelle der Gertrudenkirche nicht an die Marienfelder Chorkapitelle, sondern an die Kapitelle der Pfeilerabkragungen im Langhaus (Abb. 364) anknüpfen. Einen eindeutigen Hinweis darauf bilden die vortretenden Adern der Blattlanzetten, die sich in Marienfeld nur dort, nicht jedoch im Chor finden. Die Formgebung der Eckblätter, die nicht hart umknicken, sondern sich in leichter Rundung vorbiegen, finden sich in dieser Form nur bei der nordwestlichen und südwestlichen Pfeilerabkragung (Abb. 364, 366), die der Marienfelder Bauphase III angehören (siehe Kap. C.6.2.3.2.), so dass damit zugleich ein Anhaltspunkt für die zeitliche Einordnung gegeben ist.

Die beiden Kapitelle des südwestlichen ‚Vierungs'pfeilers (Abb. 1178, 1179) folgen in ihrer Grundkomposition, das heißt in der Anordnung der einzelnen Blattelemente, dem vorgegebenen Schema der Kapitelle an den Chorbogenpfeilern, doch lässt die schematisierte, fast schablonenhafte Umsetzung eine wesentlich schwächere Ausführung erkennen, etwa bei den nachgeordneten schmalen Zungenblättern, deren Hinterkreuzen nicht mehr richtig verstanden wurde. Zudem wurde ihre gerundete Blattspitze, eigentlich eine noch nicht ganz geöffnete Blattknospe, durch ein zugespitztes Motiv ersetzt. Die geringere Qualität der Ausführung zeigt sich auch an

[2660] TRÖLLER, Marienfeld, 1935, S. 43: „Die geraden Blätter, die in Marienfeld den freiliegenden Pfeilerkern zwischen den Rundformen überziehen, dort plastisch gebildet sind, sind hier in Osnabrück gemalt, modern gemalt; es wäre ein seltener Zufall, daß der Maler gerade Marienfeld gekannt hätte, ich denke mir vielmehr so, daß die heutige Malerei erkennbare Reste einer mittelalterlichen Malerei aufgefrischt hat."

[2661] So bereits TRÖLLER, Marienfeld, 1935, S. 43.

der nur wenig modellierten Oberfläche, neben den völlig flächigen Blättern besonders deutlich an den fehlenden Rundelementen des Blattansatzkranzes und den schematisch eingekerbten Parabelriefen, die am östlichen Vorlagenkapitell sogar ganz fortgelassen wurden. Auch beim westlichen Dienstkapitell der Pfeilerabkragung fehlen sie. Dieses zeigt zwar eine eigenständige Komposition, doch wird auch hier die Schwäche der Ausführung deutlich, etwa den völlig flach aufgelegten Blattstengeln am Kapitellkelch, deren Blattspitzen im oberen Bereich sich nicht organisch fortsetzen, sondern wie ausgestanzte bzw. aufgelegte Motive erscheinen: kleine trompetenförmige Blätter, die sich einem lilienförmigen Dreiblatt in der Kapitellmitte zuwenden. Unterhalb der Kapitellecken erscheinen aufgelegte, gefiederte Fünfblätter – wohl die missverstandene umknickende Blattspitze der ehemaligen Eckblätter. Vergleichbare, wie aufgelegt erscheinende trompeten- oder herzförmige Blattmotive finden sich auch am Osnabrücker Dom bei zwei Kapitellen der äußeren Blendarkadengliederung am nördlichen Obergaden des östlichen Mittelschiffjoches (um 1220/30), und zwar beim zweiten und dritten Kapitell von Westen.

Die angeführten Qualitätsunterschiede erlauben es, die Kapitelle des südwestlichen ‚Vierungs'pfeilers als eigene Kapitellgruppe III von der Gruppe II abzugrenzen. Stilistisch folgt sie – bis auf das Dienstkapitell – den vorgegebenen Gestaltungsformen der Gruppe II, jedoch auf schwächerem Niveau.

Das südliche Dienstkapitell des südwestlichen ‚Vierungs'pfeilers (Abb. 1177) zeigt dagegen völlig abweichende Stilformen, die auch bei den beiden Kapitellen der westlichen Eckdienste des Langhauses (Abb. 1182) wiederkehren. Sie zeigen kleinteilige, gefiederte Blattformen und eine schwellende Oberflächenmodellierung, die einhergeht mit einer großen Relieftiefe und sogar Hinterschneidungen. Die Gesamtkomposition des südlichen Dienstkapitells des südwestlichen ‚Vierungs'pfeilers wie auch – in Variation – des nordwestlichen Dienstkapitells im Langhaus folgt dabei dem von den Marienfelder Vierersäulenkapitellen (um 1190; Abb. 313) und dem Eckkapitell im Nordturmerdgeschoss (um 1200) der Großen Marienkirche in Lippstadt (Abb. 958) bekannten Schema mit dem charakteristischen ‚Ovalmotiv' (Kap. C.6.2.1.1.). Nach Lippstadt, zu den dortigen Langhauskapitellen (um 1220/30; Abb. 945, 946), weisen auch die stilistischen Grundlagen dieser

Kapitelle, die hier als Kapitellgruppe IV bezeichnet werden.[2662] Die drei Kapitelle wurden augenscheinlich nicht für ihren jetzigen Anbringungsort geschaffen, wie die Aufstockungen oder Einpassungen erkennen lassen. Möglicherweise handelt es sich um Spolien aus einem anderen baulichen Zusammenhang oder, was wohl wahrscheinlicher ist, um Werkstücke, die die Steinmetzen der Bauhütte bereits ‚vorrätig' hatten und fertig mitgebracht haben.

Eine fünfte Kapitellgruppe bilden schließlich die Kapitelle des Südportals (Abb. 1148), die von den bisher vorgestellten Gruppen in Komposition und Stil deutlich abweichen und eine andere Auffassung erkennen lassen. Nur noch ansatzweise basiert sie auf der Grundform des Kelchblockkapitells, etwa beim westlichen Kapitell des Südportals, dessen Kelch ein Kranz aus Blattlanzetten mit vortretenden Adern bedeckt, wie sie durchaus von den Chorbogenpfeilern vertraut sind. Ungewohnt sind jedoch die hinter den Mittellanzetten aufsteigenden Blätter, die sich mit ihren Blattknollen zur Ecke neigen. Am östlichen Pendant erscheint ein unterer Kranz von Zungenblättern mit Mittelgrat, deren Spitze eine Knolle ausbildet, und einem oberen, ebenfalls von (heute stark beschädigten) Knollen dominierten Blattkranz.

Einen ähnlichen Aufbau wie das westliche Südportalkapitell – Blattlanzetten mit Ader, darüber zur Ecke gerichtete Volutenblätter – zeigen etwa auch das vierte und fünfte Kapitell von Osten an der nordseitigen äußeren Blendarkadengliederung des mittleren Mittelschiffjochs des Osnabrücker Domes (um 1220/30).[2663] Kapitelle mit zwei Reihen von Zungenblättern mit Mittelgrat und kräftiger Abschlussknolle wie am östlichen Portalkapitell finden sich bei den Kirchen von Freren (Abb. 1341),[2664] Recke[2665] und Schale[2666] – eine einheitliche Gruppe von Sakralbauten, die wohl alle um 1240/60 von derselben Bauhütte errichtet wurden und die in der unmittelbaren Nachfolge des Domes zu Osnabrück steht,[2667] dessen spätromanische Bauskulptur

[2662] THÜMMLER, Dom zu Osnabrück, 1954, S. 24 ordnet die beiden Kapitelle der westlichen Eckdienste „der gleichen Hand" zu wie die Bauskulptur der Sakristei des Osnabrücker Domes, was jedoch wenig wahrscheinlich ist, da diese eine eine andere Stillage mit einer wesentlich graphischeren und scharfkantigen Ausbildung der Blattelemente zeigt.
[2663] LOBBEDEY, Westfalen, 1999, S. 190.
[2664] DEHIO, Bremen/Niedersachsen, 1992, S. 478–479; KARRENBROCK, Kunstlandschaft, 1993, S. 113.
[2665] DEHIO, Westfalen, 1969, S. 474; DEHIO, Westfalen, 2011, S. 895–896.
[2666] DEHIO, Westfalen, 1969, S. 500–501; DEHIO, Westfalen, 2011, S. 459–460.
[2667] KARRENBROCK, Kunstlandschaft, 1993, S. 113–114.

durch eine Umgestaltungsmaßnahme des 18. Jahrhunderts weitgehend verloren ging, aber durch diese Reflexe zumindest mittelbar erschließbar ist.

Einen eigenständigen, nicht unmittelbar an die übrigen Kapitellgruppen anzuschließenden Formenschatz zeigen die beiden südlichen Dienstkapitelle des Querarms, die daher als separate ‚Gruppen' VI und VII bezeichnet werden sollen. Das Kapitell des südwestlichen Eckdienstes (Abb. 1176) basiert dabei noch erkennbar auf der Grundform des Kelchblockkapitells. Leicht konkav eingeschwungene, stark gelängte Zungenblätter bedecken den Kapitellkelch, wo sie über profilierten Halbkreisen aufsteigen. Oben enden die Blätter in markant vortretenden, unten ausgehöhlten Kegeln, die wohl herabgeneigte Blütenkelche imitieren.

Das Kapitell des Südostdienstes (Abb. 1175) schließlich zeigt – wie das östliche Südportalkapitell – zwei Reihen von Zungenblättern mit Knollenspitze, ist jedoch wesentlich stärker als dieses und auch als sein Pendant am südwestlichen Eckdienst von frühgotischen Formvorstellungen bestimmt, so dass es hier als eigene ‚Gruppe VII' anzusehen ist: Die Grundform bildet ein klassisches Kelchkapitell mit Kalathoslippe, das mit geströhnten Blattzungen belegt ist, die in Knollen enden, von denen die unteren teilweise durchbrochen, die oberen mit unterschiedlichen Blattformen belegt sind. Derartige Kelchknollenkapitelle erscheinen in Westfalen erstmals am Dom zu Münster im bald nach 1225 begonnenen Paradies (Bauperiode I)[2668] und in den nur wenig jüngeren, um 1230/35 anzusetzenden oberen Partien von Westchor und Westquerhaus (Bauperiode III).[2669] Es ist somit zu vermuten, dass ein zuvor in Münster tätiger Steinmetz, möglicherweise vermittelt über die Baustelle des Osnabrücker Domes, dieses in der Gertrudenkirche singuläre Kapitell geschlagen hat.

Die Baugeschichte der Gertrudenkirche lässt sich anhand der Bauformen und der Verwendung der unterschiedlichen Kapitellskulptur somit etwa wie folgt rekonstruieren: Die Bauarbeiten begannen am Chorjoch, wobei offenbar zuerst die Ostwand mit den Eckvorlagen hochgezogen wurde, deren Kapitelle einen kleinteiligen, ‚rheinischen' Blattdekor aufweisen (Abb. 1165, 1166). Bei der

[2668] LOBBEDEY/SCHOLZ, Baugeschichte Münster, 1993, S. 246, Nr. 68, S. 248, Nr. 78.

[2669] Ebd., S. 248–249, Nr. 90–112. Besonders nah, v. a. bzgl. der Knollengliederung, sind die Kapitelle Nr. 91 und 92, Nr. 93 und 105 weisen eine vergleichbare Anordnung der Knollenreihen auf.

unmittelbar anschließenden Aufführung der Chorbogenpfeiler, die der klassischen Form des ‚Marienfelder Pfeilers' folgt (s.u.), fand ein drittes, wohl bereits vorliegendes Kapitell dieser Kapitellgruppe I Verwendung (am östlichen Eckdienst der Nordpfeilers; Abb. 1168), die übrigen Kapitelle beider Pfeiler erhielten jedoch gänzlich andere, wohl von zwei parallel arbeitenden Kapitellschlägern gefertigte Kapitelle (Abb. 1169–1174) – hier Kapitellgruppe II –, deren Gestaltung sich eng an die Kapitellbänder der Marienfelder Pfeilerabkragungen im Langhaus anlehnt. Nach der Fertigstellung des Chorbogens dürfte wohl bereits die Einwölbung des Chorjochs erfolgt sein, doch kann dies erst eine genaue Bauuntersuchung bestätigen. Diesem ersten Bauabschnitt sind nach Ausweis der Eckbasen wohl auch die unteren Teile der Ost- und Südwand des Südquerarms zuzurechnen.

Nach einer wohl nicht allzu langen Bauunterbrechung wurde der Bau mit der Umgestaltung des Langhauses fortgesetzt, wobei die vermutlich im Kern noch vom Bau des 11. Jahrhunderts stammenden Längswände verstärkt wurden. Auf der Südseite wurde zudem ein Portal eingefügt (Abb. 1148), das eine aufwendige Gliederung mit Dreipassbogen im Tympanon und gewirtelten Flankierungssäulen zeigt, deren Kapitelle die Gruppe V bilden.

Im Inneren wird die Zweiphasigkeit von Chor und Langhaus ablesbar anhand der Kämpferlinie, die im Langhaus wohl im Hinblick auf die Bogenansatzlinie der Westemporenöffnung etwas höher angesetzt wurde als im Chor (Abb. 1155). Der Vorlagenapparat des Langhauses wurde nach Marienfelder Vorbild (s.u.) auf Konsolabkragungen abgefangen (Abb. 1162, 1163), der Kapitelldekor des südlichen Pfeilers (Abb. 1178–1179) orientiert sich dabei kopierend an den vorgegebenen Formen der Kapitelle der Chorbogenpfeiler, erreicht jedoch nicht deren Qualität (Kapitellgruppe III); die Kapitelle der nördlichen Pfeilerabkragung bleiben sogar gänzlich ohne bildhauerische Gestaltung – möglicherweise war der angeworbene Kapitellschläger vor Fertigstellung des Auftrags ‚abgereist'. Für die noch ausstehenden Dienstkapitelle der auf einem Wandvorsprung fußenden westlichen Eckvorlagen des Langhauses (Abb. 1182) verwendete man dann zwei vorliegende, kleinere, aber sehr plastisch durchgestaltete Kapitelle der Kapitellgruppe IV, ebenso beim südlichen Dienstkapitell des südwestlichen ‚Vierungs'pfeilers (Abb. 1177).

Die gegenüberliegenden Dienstkapitelle der Querarmsüdwand (Abb. 1175, 1176; Gruppe VI und VII) zeigen stilistisch die jüngsten Formen und dürften daher zuletzt versetzt worden sein. Möglicherweise hatte parallel schon die Einwölbung der beiden Langhausjoche begonnen, unmittelbar anschließend dürfte dann das Gewölbe des Südarms mit seiner reichen Gewölbezier (Abb. 1164) eingefügt worden sein.

Am Äußeren heben sich die in der zweiten Bauphase errichteten oder umgestalteten Partien (Langhaus und obere Partien des Südquerarms) von den Bauteilen der ersten Phase (Chor und untere Teile des Südquerarms, insbesondere die Ostwand) ab durch die flachen Strebepfeiler an den Ecken und an den Jochgrenzen der Nordwand (Abb. 1146, 1147, 1149), wobei die Strebepfeiler des Querarms offenbar teilweise nachträglich konzipiert und an die schon zum Teil bestehenden Wände angefügt wurden, worauf insbesondere der östliche Eckpfeiler hinweisen könnte (Abb. 1145), der auf der Ostseite nicht so stark vorspingt und daher in seiner oberen Partie nur der Südwand, nicht jedoch der Ostwand vorliegt.

Durch die stilistischen Vergleiche, insbesondere der Kapitellskulptur, lässt sich ein Baubeginn der spätromanischen Ausbauphase der Gertrudenkirche um 1220 annehmen. Nach einer nur kurzen Baupause dürften die Arbeiten dann unter Beteiligung verschiedener Kapitellschläger, die möglicherweise nur jeweils für eine Saison am Bau beschäftigt waren, um 1230/35 abgeschlossen gewesen sein.[2670]

Der Bau folgt in beiden Bauphasen einem einheitlichen Baukonzept, das verbindliche Gestaltungsformen für alle Stützelemente – Pfeiler und Eckvorlagen – festlegt. So findet jedes Gewölbeglied in einem Pfeilerelement eine logische Ableitung nach unten, lediglich bei den abgekragten Stützen hat man (wohl aus Platzgründen und um ein zu starkes Vorkragen zu vermeiden) auf die Eckdienste für die Gewölberippen verzichtet. Durch die Schild- und Gurtbögen entsteht ein geschlossenes Bogengerüst, auf dem die domikalen Rippengewölbe aufruhen. Die Gurt- und Scheidbögen sind zudem durchgängig mit rechteckigen Unterzügen versehen.

Auffällig ist, dass nur die Stützelemente des Chorjochs und des Südquerarms bis zum Boden herabgeführt sind (Abb.1150–1153) – damit erfahren diese Raumteile als

[2670] Bereits TRÖLLER, Marienfeld, 1935, S. 43 nahm eine „Bauvollendung gegen 1230/1235“ an, ihm folgen bis heute alle weiteren Autoren.

Sanktuarium und als Nonnenchor eine Hervorhebung und Nobilitierung gegenüber dem Langhaus mit seinen Pfeilerabkragungen bzw. auf halber Höhe endenden Eckvorlagen. Der Nonnenchor wird zudem noch durch das besondere Ziermotiv am Gewölbescheitel (Abb. 1164) ausgezeichnet.

Aufgrund ihrer prägenden Bauformen ist die Gertrudenkirche in Osnabrück ein unverkennbarer Nachfolgebau der Marienfelder Abteikirche – ein Sachverhalt, der auch in der bisherigen Literatur immer wieder betont wurde.[2671] Ein genauer Vergleich zeigt die engen Übereinstimmungen, aber auch einige geringe Abweichungen gegenüber den Marienfelder Formen. So folgen die beiden Chorbogenpfeiler exakt dem Gliederungsprinzip des sog. ‚Marienfelder Pfeilers', wie er erstmals voll ausgeprägt an den östlichen Vierungspfeilern der Marienfelder Klosterkirche auftritt (Abb. 13) und eine reiche Nachfolge in Westfalen und darüber hinaus findet, insbesondere bei Kirchbauten, die in Zusammenhang stehen mit Mitgliedern der Edelherren zur Lippe (Kap. C.10.4.1.3.). Selbst das zisterziensische Gestaltungsprinzip, die Wandvorlagen im Langhaus auf Konsolen abzufangen, wird für die Osnabrücker Benediktinerinnenkirche übernommen. Dabei wird auch hier die Pfeilervorlage bereits nach einer Quaderlage von einer Abkragung abgefangen, doch folgt deren Formgebung nicht sklavisch dem Marienfelder Vorbild, sondern bildet eigenständige Formen aus. Zudem werden die Dienste zuseiten des Pfeilerkerns, die in Marienfeld die Schildbögen und die Gewölberippen aufgenommen haben, durch flache Rechteckvorlagen ersetzt.[2672]

[2671] TRÖLLER, Marienfeld, 1935, S. 42: „Wörtliche Übernahme Marienfelder Formen, so weitgehend, daß man von Kopie sprechen kann und wie sie ziemlich selten sich nur findet"; THÜMMLER, Dom zu Osnabrück, 1954, S. 24, 34: „In den breitblättrigen Kapitellen mit wulstförmiger Deckplatte, den eigenartigen Konsolen der Gewölbeabkragungen und den dünnen Wulstrippen mit Schlußring unter den Domikalgewölben sind die Zusammenhänge mit Marienfeld gleichsam mit der Hand zu greifen"; MAUÉ, Bauformen,1975, S. 163: „[...] die darüber hinaus zahlreiche Bauformen aufweist, die die Nähe zu Marienfeld erkennen lassen"; UHRMACHER, Gertrudenberg, 1983, S. 10: „ein bis ins Detail dem Vorbild der 1222 geweihten Zisterzienserkirche Marienfeld bei Gütersloh folgender Neubau"; POPPE, Gertrudenberg, 1984, S. 483: „Im Inneren wird die Abhängigkeit vom Neubau der Zisterzienserkirche Marienfeld bei Gütersloh [...] deutlich erkennbar. Der Gurtbogen [...] ist von Konsolen fast der gleichen Formgebung wie in Marienfeld abgefangen"; MÜHLEN, Lippstadt–Marienfeld, 1985, S. 23: „Marienfelder Formengut ist – neben anderen Anregungen – im Dom und der Gertrudenkirche zu Osnabrück, [...] lebendig"; DEHIO, Bremen/Niedersachsen, 1992, S. 1056: „Im Inneren wird die Abhängigkeit vom Neubau der Zisterzienserkirche Marienfeld bei Gütersloh [...] deutlich erkennbar"; WEGE IN DIE ROMANIK, 1993, S. 252 (Harmen Thies): „Sein Vorlagenapparat (s. die Wandkonsolen), das Bogen- und Rippensystem der quadratischen Domikalgewölbe [...] verweisen auf Marienfeld"; KARRENBROCK, Kunstlandschaft, 1993, S. 110: „lehnt sich im Inneren eng an die Raumdisposition der Marienfelder Klosterkirche an"; PIESCH, Osnabrücker Land, 2006, S. 26: „Sie gilt als früher Nachfolgebau der [...] baugeschichtlich wegweisenden Zisterzienserkirche Marienfeld"; DORN, Bauen im Zeichen der Rose, 2008, S. 129: „Die Kirche muss als ein direkter Tochterbau Marienfelds bezeichnet werden".

[2672] Bei der südlichen Pfeilerabkragung findet sich abweichend, wie bereits dargelegt, ein Stummeldienst mit Kapitell anstelle der Rechteckvorlage. Diese ‚Inkonsequenz' ist hier wohl als ‚Variatio' anzusehen.

Die Übereinstimmungen mit Marienfeld reichen aber darüber hinaus sogar bis in technisch-konstruktive Details: So ist der südwestliche ‚Vierungs'pfeiler (Abb. 1160) so konstruiert, dass der Wandstreifen unterhalb der Pfeilerabkragung als tragendes Pfeilermassiv aus Sandsteinquadern gefügt wurde, während die anschließenden Wandflächen dazwischen aus Bruchsteinen bestehen, die in die Verzahnungen der Quaderlagen einklinken – ein Bauprinzip, dass zuvor in Marienfeld an entsprechender Stelle unterhalb der Abkragungen im Langhaus angewendet wurde, hier insbesondere bei den westlichen Vierungspfeilern mit einer entsprechenden Ecksituation (Abb. 12, 22).

Aus Marienfeld übernommen ist gleichermaßen auch der kräftige Wulstkämpfer (Abb. 1171). Die Kapitelle darunter sind zwar auch hier als durchgängiges Kapitellband angelegt, doch sind hier nur noch die Kapitelle der gerundeten Pfeilerelemente bildhauerisch ausgestaltet. Von den sieben unterschiedenen Kapitellgruppen folgt die zweite, wie gezeigt, bis auf eine bereichernde Ergänzung recht genau den Marienfelder Langhauskapitellen und wird ihrerseits von der dritten Kapitellgruppe kopiert.

Auch die zum Scheitel deutlich ansteigenden Domikalgewölbe mit den unterlegten dünnen Rundstabrippen (Abb. 1150–1154) folgen dem Marienfelder Vorbild, wobei letztere auf die Ausbildung eines Grates verzichten. Selbst die beobachtete Nobilitierung der bedeutendsten Raumteile, hier des Sanktuariums und des Nonnenchors, durch bis zum Boden herabgeführte Stützen ist in Marienfeld in entsprechender Weise vorgeprägt.

Wie bereits angeklungen, lassen sich aber auch einige Abweichungen gegenüber dem Marienfelder Vorbild feststellen, die teilweise der zwischenzeitlichen baukünstlerischen Fortentwicklung des Formenapparates Rechnung tragen. So zeigt das Profil des Untersockels (Abb. 1184, 1185) nicht die aus Marienfeld vertraute hohe Schmiege, die auch in den jüngeren Westteilen als verbindliche Form fortgeführt wurde, sondern eine Schräge im 45°-Winkel, wie sie bereits um 1185/90 in der Kirche zu Langenhorst (Abb. 872–873) begegnet.

Entscheidender für die Raumgliederung sind jedoch die hier abweichend vom Marienfelder Vorbild in rechteckiger Form gestalteten Unterzüge und die Einführung

einer zusätzlichen Rechteckvorlage zur Aufnahme der Schildbögen, so dass die Dienste, anders als in Marienfeld, allein die ihnen entsprechenden Rundelemente der Rippen aufzunehmen haben. Die in Marienfeld zu beobachtende Divergenz zwischen Stützapparat und Gliederungselementen der Gewölbezone ist wohl durch die mehrfachen Planwechsel während der Bauausführung (siehe Kap. C.9.6.) und die bindende Fortführung der einmal gefundenen Gestaltung auch in den nachfolgenden Bauphasen zu erklären. Bei der Gertrudenberger Kirche konnten hingegen die bereits in den Ostteilen der Großen Marienkirche in Lippstadt (um 1190/95–1222) anzutreffenden ‚Korrekturen' dieses Stützen-Gewölbe-Systems berücksichtigt werden, so dass das Gliederungssystem wie dort in sich stringenter erscheint.

Die aufgezeigten Verbindungen der Osnabrücker Gertrudenkirche zur Abteikirche in Marienfeld sowohl bezüglich der Gesamtarchitektur wie auch ihrer Detailformen erlauben es, hier eine unmittelbare Beteiligung der Marienfelder Bauhütte anzunehmen, die vermutlich einen Baumeister nach Osnabrück entsandte, der den Umbau der Gertrudenkirche in der Marienfelder Formensprache geplant und umgesetzt hat. Der vermutete Baubeginn um 1220 geht dabei konform mit den zu dieser Zeit kurz vor der Vollendung stehenden Westteilen der Marienfelder Klosterkirche, der dortigen Bauphase III, wie nicht zuletzt die übereinstimmenden Eckblattausformungen der Kapitelle an den Gertrudenberger Chorbogenpfeilern und an den westlichsten Pfeilerabkragungen in Marienfeld bestätigen. Der weitere Baufortgang nach einer (wohl nur kurzen) Baupause dürfte im Hinblick auf die Kapitellskulptur unter verstärkter Beteiligung von wechselnden örtlichen Kräften erfolgt sein, da nun neben Marienfeldischen und lippischen Formen auch eindeutig Osnabrückisch oder Münsterisch geprägte Gestaltungen auftreten.

Die zunächst ungewöhnlich erscheinende Verwendung unverkennbar zisterziensisch geprägter Bauformen an einer Benediktinerinnenklosterkirche, der Gertrudenkirche in Osnabrück, die sich sehr konkret auf die Zisterzienserabteikirche Marienfeld zurückführen lassen, ist wohl am ehesten durch die Person des damals regierenden Bischofs von Osnabrück, Adolf I. von Tecklenburg (* um 1180/85, reg. 1216–1224),[2673] zu erklären. Er war der vierte Sohn Simons von Tecklenburg (reg. 1157–

[2673] Zu Adolf von Tecklenburg s.: MÜLLER, Der hl. Adolf, 1902; BECKSCHÄFER, Der hl. Adolf, 1924; LThK, Bd. 1, 1993, Sp. 164 (Wolfgang Seegrün); ZUNKER, Adel, 2003, v. a. S. 224, 227. Im Hinblick auf die Bedeutung Adolfs als Inhaber des Osnabrücker Bischofsstuhls geht sie zu wenig, ja geradezu nur marginal, auf

1203) und der Oda von Altena-Isenburg. Als Nachgeborener war er für den geistlichen Stand bestimmt, wurde sogar – wohl durch Vermittlung seines mutmaßlichen Taufpaten, des Kölner Erzbischofs Adolf I. von Altena (1193–1205, † 1220) – Domkanoniker in Köln und schließlich Zisterziensermönch in der Abtei Kamp am Niederrhein. 1216 wählte man Adolf, dessen Familie bis 1236 die Hochvogtei des Bistums Osnabrück innehatte, eventuell auch mit Fürsprache Kaiser Ottos IV. (1198/1208–1218),[2674] zum Bischof von Osnabrück. Nach einer Wahlwiederholung erfolgte die Weihe am 24. September 1217 durch den Trierer Erzbischof Theoderich von Wied (1212–1242), assistiert von den Bischöfen von Minden, Konrad I. von Rüdenberg (1209–1237), und Lüttich, Hugo II. von Pierrepont (1200–1229), in Köln.[2675] Bischof Adolf I. konsolidierte die Einkünfte des Domkapitels und löste es aus der Schutzvogtei der Edlen von Blankena, zudem trieb er den Neubau des Osnabrücker Domes voran (Kap. C.10.4.3.1.). Adolf von Tecklenburg starb bereits am 30. Juni 1224 und wurde 1651 heiliggesprochen (Festtag 13. Februar).

Da in der Diözese Osnabrück niemals ein Männerkloster des Zisterzienserordens bestanden hat, dürfte sich das besondere Interesse des Zisterzienserbischofs Adolf von Tecklenburg auf das nahegelegene Zisterzienserkloster Marienfeld gerichtet haben, dessen Schicksal ihm offenbar angelegen war.[2676] So war er an Schutzprivilegien für die Abtei Marienfeld beteiligt[2677], bekundete mehrfach Verträge und Rechtsakte des Klosters,[2678] legte einen Streit des Klosters bei[2679] und sorgte durch Vermittlung von Schenkungen sowie durch Zehntübertragungen für eine Vermehrung des klösterlichen Besitzes.[2680] Da verwundert es kaum, dass er – nicht

seine Person ein.

[2674] So HUCKER, Otto IV., 1990, S. 505 (mit Verweis auf Erwin Erdmanns Osnabrücker Bischofschronik).

[2675] Alle vier nahmen danach die Weihe des Kölner Erzbischofs Engelbert I. von Berg (1215–1225) vor: BECKSCHÄFER, Der hl. Adolf, 1924, S. 12.

[2676] S. etwa BECKSCHÄFER, Der hl. Adolf, 1924, S. 30.

[2677] So nahm er zusammen mit Erzbischof Engelbert I. von Köln (1215–1225) die Wiedenbrücker Hörigen des Klosters in seinen besonderen Schutz: OUB II, Nr. 68 = KNIPPING, Regesten Köln III, 1909, Nr. 337 (undatiert, ca. 1217–1224); nach ZUNKER, Adel, 2003, S. 224, dazu Anm. 229.

[2678] WUB III, Nr. 99, 103 (beide undat.), 141 (1219, hier als Zeuge), 166 (1221).

[2679] WUB III, Nr. 188 (1223).

[2680] Undatiert sind zwei Bekundungen von Zehntübertragungen (WUB III, Nr. 101, 102). 1219 trat er als Zeuge in einer Urkunde Bischof Bernhards III. von Paderborn auf, in der die Übertragung von Gütern in Kachtenhausen bestätigt wird (WUB III, Nr. 141); 1219 bestätigte er zudem die Schenkung des Dahlhofes durch Eggehard von Dalenhoven, Ministeriale der Osnabrücker Domkirche (WUB III, Nr. 1704 = OUB II, Nr. 108) und in gleicher Weise die Güterschenkungen des Udo von Braken an Marienfeld (OUB II, 120 = WUB III, Nr. 102); 1220 vermittelte er den Verkauf von Gütern des Konrad von Grube in Nordhorn bei Gütersloh (OUB II, Nr. 107) und des Helmbert von Manne bei Beelen (OUB II, Nr. 121); 1223 bekundet er die Zehntlose eines Hauses in Selhorst

zuletzt auch als Bischof des Nachbarbistums – an der feierlichen Konsekration der Marienfelder Klosterkirche am 4. November 1222 beteiligt war (siehe Kap. C.4.4.1.), wobei er die Altäre auf der linken Seite, das heißt im südlichen Chorseitenschiff, weihte.[2681] Bereits im Jahr zuvor, am 30. Mai 1221, hatte sein Bruder Graf Otto II. von Tecklenburg (reg. 1204–1264) eine Memorienstiftung für sich, seinen Vater und seine Brüder in Marienfeld eingerichtet,[2682] 1225 folgte eine weitere für sich, seine Gemahlin Mechthild von Schaumburg und seine Eltern.[2683] Darüber hinaus lassen sich zwischen 1221 und 1241 weitere Schenkungen Graf Ottos II. von Tecklenburg namhaft machen.[2684] Dies spricht insgesamt für ein besonderes Interesse des tecklenburgischen Grafenhauses an der Abtei Marienfeld.[2685]

Über die Ordenszugehörigkeit hinaus bestand jedoch auch durch verwandtschaftliche Beziehungen zu den Edelherren zur Lippe, der zum damaligen Zeitpunkt allein noch maßgeblichen Stifterfamilie aus dem Stifterkreis des Klosters Marienfeld, eine engere Verbindung Bischof Adolfs zur Marienfelder Zisterze: Seine Schwester Oda von Tecklenburg († 1243) war mit Hermann II. zur Lippe (um 1170/1196–1229) verheiratet, dem damaligen Regenten des Hauses Lippe. Der Vater Hermanns, Bernhard II. zur Lippe (um 1140–1224), Mitstifter von Marienfeld und seit 1218 Bischof des Missionsbistums Selonien (Kap. B.2.2.), ist zudem zwischen 1220 und 1223 bei kirchlichen Weihehandlungen im Bistum Osnabrück als Weihbischof nachzuweisen, u. a. auch im Kloster Gertrudenberg (!).[2686] Umgekehrt ist um 1220

(WUB III, Nr. 189), hinzu kommen verschiedene weitere Zehntübertragungen (OUB II, Nr. 136, 155, 156). – Angaben nach WUB III sowie nach BECKSCHÄFER, Der hl. Adolf, 1924, S. 30–31 und VAHRENHOLD, Marienfeld, 1966, S. 49.

[2681] ZURBONSEN, Chronicon, 1884, S. 27; BÖHMER/LEIDINGER, Chroniken und Dokumente, 1998, S. 34. – Bei ZUNKER, Adel, 2003, S. 210 findet dieses wichtige Ereignis im Verhältnis der Tecklenburger zu Marienfeld keine Erwähnung!

[2682] WUB IV, Nr. 1710 (30.5.1221); vgl. ZUNKER, Adel, 2003, S. 210, dazu Anm. 103.

[2683] WUB III, Nr. 216 (1225, Lienen); vgl. ZUNKER, Adel, 2003, S. 210, dazu Anm. 104.

[2684] WUB III, Nr. 168 (1221), 169 (1221); OUB II, Nr. 29 (1227); WUB III, Nr. 368 = OUB II, Nr. 400 (23.7.1240); WUB III, Nr. 394 [1241]; vgl. ZUNKER, Adel, 2003, S. 210, Anm. 104. – Zudem bekundete er 1220 eine an das Kloster gemachte Schenkung: WUB III, Nr. 152 = OUB II, Nr. 124 (1220). Im Marienfelder Nekrolog wird im Eintrag zum 3. Mai von der Dotation des Jakobusaltares berichtet: „*Otto comes et Beatrix comitissa de Tecklenburg contulerunt 60 marca in dotationem altaris s. Jacobi maioris*“ (KOHL, Marienfeld, 2010, S. 535). – ZUNKER, Adel und Klöster, 2007, S. 120 und KOHL, Marienfeld, 2010, S. 98 nehmen an, dass die Stiftungswelle des Grafen zu Beginn der vierziger Jahre mit dessen (letztendlich erfolgloser) Bitte um männliche Nachkommenschaft zusammen hänge.

[2685] Somit ist KOHL, Marienfeld, 2010, S. 97 zu widersprechen, wenn er meint, dass „die Tecklenburger keine größere Anteilnahme an der Neugründung Marienfeld“ zeigten.

[2686] KARRENBROCK, Kunstlandschaft, 1993, S. 110, 112.

der Osnabrücker und Mindener Weihbischof Bernard Sasse in das Kloster Marienfeld eingetreten.[2687]

Über diese persönlichen und verwandtschaftlichen Verbindungen wird es Bischof Adolf von Tecklenburg ein Leichtes gewesen sein, ein erfahrenes Mitglied der Marienfelder Bauhütte, die ja auch für die Lipper in Rheda tätig war (Kap. D.1.3., E.), als Baumeister für den anstehenden Umbau der Kirche des Klosters Gertrudenberg zu erbitten.[2688] Dieses Benediktinerinnenkloster stand seit seiner Gründung immer unter der besonderen Aufsicht der Osnabrücker Bischöfe, so dass ein derartiges, hier gemutmaßtes Vorgehen nicht weiter zu verwundern vermag. 1223 schenkte Bischof Adolf dem Kloster den von Udo von Brackel gekauften Zehnten zu Garen und Maren bei Lastrop.[2689] Aber auch darüber hinaus hatten die Tecklenburger ein enges persönliches Verhältnis zum Gertrudenberger Kloster: Simon von Tecklenburg, der Vater Adolfs, stiftete hier 1180 (?) ein Seelgedächtnis für sich und seinen verstorbenen Onkel, den Osnabrücker Dompropst Otto von Oldenburg; seine Söhne Heinrich II. und Otto II., die älteren Brüder Adolfs, sind 1204 Zeugen einer im Kloster errichteten Memorienstiftung.[2690]

Die hier angenommene, mutmaßlich durch Bischof Adolf vermittelte und vielleicht auch durch seinen ehemaligen Weihbischof Bernard Sasse unterstützte Entsendung eines Marienfelder Hüttenmitglieds zum Kloster Gertrudenberg dürfte um 1220 oder sogar schon ein wenig früher (bald nach 1217?) erfolgt sein. Ob mit dem frühen Tod Bischof Adolfs im Sommer 1224 die aus den Bauformen zu erschließende Baupause ursächlich zusammenhängt, muss offen bleiben, auf jeden Fall wurde auch danach der Umbau der Kirche unter der Leitung eines Mitgliedes der Marienfelder Hütte fortgeführt und um 1230/35 vollendet, ein Weihedatum ist leider nicht überliefert.

Fazit

Durch ihre Architekturformen und die Raumkonzeption, aber auch genau übernommene Details wie den Wulstkämpfer und Teile der Kapitellskulptur erweist sich die Gertrudenkirche in Osnabrück als eindeutig dem Marienfelder Formenkanon

[2687] NORDHOFF, Kreis Warendorf, 1886, S. 136.
[2688] Ähnliche Überlegungen auch bei DORN, Bauen im Zeichen der Rose, 2008, S. 129.
[2689] OUB II, Nr. 167 (Angaben nach BECKSCHÄFER, Der hl. Adolf, 1924, S. 31).
[2690] ZUNKER, Adel, 2003, S. 211, dazu Anm. 110, 111 (mit Quellennachweis: WUB II, Nr. +413 = OUB I, Nr. +358 (1180); OUB II, Nr. 22 (1204)).

verpflichteter Bau. Der oder die wohl durch den Osnabrücker Bischof Adolf von Tecklenburg (1216–1224) vermittelten Marienfelder Baumeister schufen mit der um 1220–1230/35 in zwei Abschnitten errichteten Gertrudenkirche einen der bedeutendsten und ‚eindeutigsten' Nachfolgebauten der Klosterkirche Marienfeld.

10.4.2.3. Die Pfarrkirche St. Matthäus in Melle[2691]

Auch die St. Matthäuskirche in Melle bei Osnabrück (Abb. 1189–1195) gehört zu den unmittelbaren Nachfolgebauten der Marienfelder Abteikirche, worauf bisher als einziger Reinhard Karrenbrock aufmerksam machte.[2692]

Die Kirche, hervorgegangen aus der um 800 gegründeten Taufkirche des Grönegaues und über Jahrhunderte Sitz eines Archidiakons der Diözese Osnabrück, besteht in ihrem mittelalterlichen Altbau aus einer Saalkirche des 13. Jahrhunderts, die in der Zeit um 1390/1400 mit einem Fünfachtelchorschluss (dieser ehemals mit dem Datum 1397) versehen und zu einer zweischiffigen Halle umgebaut wurde.[2693] Der Westturm enthält möglicherweise noch einen älteren Kern des 12. Jahrhunderts. Von der spätromanischen Saalkirche blieben die Seitenwände des querrechteckigen Chorjochs, die Nordwand des ehemals aus zwei quadratischen Jochen bestehenden Langhauses (Abb. 1189), die Turmhalle (ohne Gewölbe) sowie – in Zweitverwendung – das südliche Hauptportal (Abb. 1190) erhalten. Ihr Mauerwerk ist mit sorgfältig bearbeiteten Osning-Sandsteinblöcken verquadert.

Im Inneren (Abb. 1191) wird der Raumeindruck heute bestimmt von den spätgotischen Erweiterungen und der zeitgleichen Neueinwölbung, doch heben sich im Bereich des Chorjochs und der Langhausnordwand noch deutlich die Bauteile des spätromanischen Kernbaues ab. Den erhaltenen Chorbogen tragen mehrfach gestufte Pfeiler (Abb. 1192, 1193), die als halbierte Kreuzkernpfeiler im Sinne des ‚Marienfelder Pfeilers' (s.u.) mit Halbrundvorlagen und eingestellten Eckdiensten

[2691] DEHIO, Bremen/Niedersachsen, 1992, S. 938–939; WEGE IN DIE ROMANIK, 1993, S. 237 (Harmen Thies); KARRENBROCK, Kunstlandschaft, 1993, S. 111–112, dazu Abb. 5, 6.
[2692] KARRENBROCK, Kunstlandschaft, 1993, S. 111–112.
[2693] Der Umbau diente vornehmlich der räumlichen Erweiterung, scheint aber auch eine Folge statischer Probleme gewesen zu sein, zumindest beim Chorjoch: Hier ist noch zu erkennen, dass sowohl die Chorbogenpfeiler als auch die östlichen Eckvorlagen nach oben auseinander streben. Dabei handelt es sich offenbar um ein schon früh aufgetretenes Ausweichen, denn die um 1397 errichteten Pfeiler des Apsisbogens stehen im Gegensatz zu den Eckvorlagen vollkommen senkrecht! Möglicherweise bildeten auftretende Risse infolge des Auseinanderweichens der Außenwände den Anlass zu Neueinwölbung und Umbau der Kirche – zumindest des Chorjoches.

sowie Rechteckvorlagen am Übergang zu den Wandflächen ausgebildet sind. Dasselbe Pfeilersystem zeigen auch der mittlere nördliche Wandpfeiler des Langhauses (Abb. 1191) und die beiden westlichen Eckvorlagen. Ihre Wulstkämpfer ziehen sich als Gesims auf der gesamten Nordwand entlang.

Unterschiede in den Kapitellformen sowie am Äußeren ablesbare Versprünge im Mauerwerk und Planänderungen zeigen, dass der spätromanische Bau in mehreren Phasen ausgeführt wurde. Als erstes wurde – wie meist bei mittelalterlichen Kirchenbauten – der Chor errichtet: Am Chorjoch finden sich die stilistisch ältesten Bauformen – sowohl bei der Fenstereinfassung und beim Rundbogenfries als auch bei den Kapitellen im Inneren. Die Bauphase I umfasste das querrechteckige Chorjoch und den nur anhand von Sockelansätzen im Inneren noch erschließbaren eingezogenen, eventuell als Flachnische oder als Polygon ausgebildeten Chorschluss (s.u.). Das vermauert erhalten gebliebene Fenster der Chornordwand zeigt eine einfache scharfkantig eingeschnittene, in den zurückliegenden Partien aus Bruchstein gefügte Schräglaibung, die Bögen des Rundbogenfrieses besitzen allesamt dieselbe Form mit einem kleinen Scheitelwulst und entsprechenden Wülsten an den Bogenansätzen. Die identisch gebildeten Konsolen weisen folgende Profilierung auf: Plättchen – Wulst, der in eine Kehle übergeht – Plättchen – großer Wulst – kleine Schräge – Platte. Das abschließende Traufgesims ist im Sinne des attischen Profils (Wulst – Kehle – Wulst) kräftig profiliert.

Im Inneren bestimmen die beiden Chorbogenpfeiler das Bild der Bauphase I. Sie zeigen reich gebildete Sockel (Abb. 1194) aus einem kubischen Untersockel, darüber folgt eine hohe Platte und eine steile Schräge, schließlich die attische Basis aus Platte – Wulst – Plättchen – Kehle – Plättchen – Wulst – Plättchen. Die Basenelemente der Halbrundvorlagen und Eckdienste sind mit reich ausgebildeten Eckblättern versehen, die sich zumeist an den Ecken volutenartig einrollen. Entsprechende Sockelbildungen zeigen auch die beiden Pfeilervorlagen in den Ostecken des Chorjochs. Ihre umknickenden Profile ‚verschwinden' heute in den gotischen Pfeilern des Apsisbogens, doch deuten auf deren Ostseite erhaltene Reste von Profilsockeln auf eine ehemalige Fortsetzung – wohl als eingezogenes, fünfseitig gebrochenes Chorpolygon. Darauf lassen am Außenbau am Ansatz des heutigen

spätgotischen Chorpolygons einige *in situ* befindliche abgewinkelte spätromanische Werkstücke schließen.[2694]

Während die Pfeilervorlagen in den Ostecken des Chorjochs ihre Kapitellzier offenbar beim spätgotischen Umbau um 1397 verloren haben, besitzen die beiden Chorbogenpfeiler noch ihre reichen Kapitellbänder (Abb. 1192, 1193). Sie zeigen dieselbe Motivik, wobei sich das südliche Kapitellband (Abb. 1193) als das qualitätvollere erweist, während das nördliche dieses offenbar kopiert und es dabei zu Verunklärungen kam. Das Kapitell der Halbrundvorlage zeigt jeweils mittig ein geripptes, gefiedertes Fünfblatt, die Ecken nehmen stark vortretende Knollengebilde ein, die – wie vor allem anhand des südlichen Kapitells nachzuvollziehen – aus den jeweils einander zugeneigten Blättern zu seiten des mittleren Fünfblatts erwachsen. Die Eckknollen werden hinterkreuzt von den beiden Blättern der Diagonalposition, deren auseinanderstrebende Dreiblattenden sich über die Stiele der Eckknollenblätter legen.

Die Kapitellabschnitte des Pfeilerkerns zeigen ein geripptes, gefiedertes Fünfblatt, dazu ein weiteres halbiertes Blatt und ein nur angedeutetes Eckblatt, das von einem diamantierten Volutenblatt hinterfangen wird, dessen eingerollte Blattspitze doppelt gestuft ist. Ähnliche Formen finden sich auch an den Kapitellen der Dienste und an denen der Rechteckvorlagen für die Schildbögen, nur sind hier die diamantierten Volutenblätter eher spangenartig geformt, die hinterfangenen Eckblätter sind als breite, gerippte Fünfblätter ausgebildet. Die Blattzwischenräume sämtlicher Kapitelle werden durch doppelte ‚Parabelriefen' betont.

Die Kapitellzone wird abgedeckt von einem kräftig vortretenden Kämpferwulst, der sich als Gesims auf den Chorseitenwänden fortsetzt (nur im Norden erhalten, Abb. 1191). Über den beiden Pfeilern steigt der ebenfalls noch aus dem 13. Jahrhundert erhaltene Chorbogen auf. Er besitzt einen Rechteckunterzug, wodurch er doppelt gestuft erscheint, und ist im Scheitel leicht zugespitzt. Die Schildbögen der Chorseitenwände weisen dagegen eine deutlichere Zuspitzung auf, zudem sind sie aufgrund der querrechteckigen Form des Chorjochs stark gestelzt.

[2694] Im Mauerwerk des Chorpolygons von 1397 wurde auch eine Reihe von spätromanischen Werkstücken verbaut, darunter auch zwei, die noch Spuren eines abgearbeiteten Rundbogenfrieses aufweisen.

Die Bauphase I reichte auf der Nordseite (die Südseite heute durch den Seitenschiffanbau verloren) bis in den Bereich des östlichen Langhausjoches: Hier zeichnet sich, ausgehend vom (von Osten gezählt) dritten Rundbogen des Rundbogenfrieses, eine deutliche Baunaht im Quadermauerwerk ab (Abb. 1189), die sich hinabzieht bis zu einem Lisenenansatz unter dem östlichen Langhausfenster. Westlich der Lisene wechselt die Höhe der Quaderlagen. Dieser Bereich gehört bereits der Bauphase II an. Diese sah offenbar ein flachgedecktes Langhaus vor, wie auch die Grabungsergebnisse von 1975 nahe legen.[2695] Die Nordwand des Kirchenschiffs sollte durch schmale Lisenen in regelmäßigen, recht kurzen Abständen gegliedert werden. In das zweite Wandfeld von Westen wurde ein Portal mit einem leicht zugespitzten Bogen eingefügt (Abb. 1189). Auch der ältere Westturm wurde mit Quadermauerwerk verkleidet, dessen Lagen in die Quaderlagen des Langhauses einbinden. Die Bauphase II reicht bis zu einer horizontal verlaufenden Baunaht. Sie liegt im östlichen Wandabschnitt drei Steinlagen über dem Scheitel des Nordportals, darüber wechselt die Beschaffenheit des Quadermauerwerks; besonders markant ist das Abbrechen der östlichen Lisene in dieser Höhe. Im westlichen Wandfeld liegt die Baunaht etwas tiefer: über der neunten Lage oberhalb des Sockels.

Mit der Bauunterbrechung in Höhe der horizontalen Baunaht ging ein Planwechsel einher: In Bauphase III wurde der Plan eines flachgedeckten Langhauses aufgegeben und dieses in zwei quadratische Joche aufgeteilt. Die nach den Jochachsen ausgerichteten Fenster kamen so im zweiten Wandfeld von Westen sehr nahe an der rechten Lisene, im östlichen Wandabschnitt sogar unmittelbar über der hier in Phase II begonnenen Lisene zu stehen (Abb. 1189).[2696]

Die beiden Rundbogenfenster, von denen das westliche heute zugemauert und durch einen gotischen Strebepfeiler verstellt ist, sind relativ schlank proportioniert. Ihre Laibungen sind als breiter, kissenartiger Viertelwulst angelegt, den eine einfache, im Bogenbereich doppelte Stufung von der Wandfläche absetzt. Den Bogenscheitel akzentuiert eine herabgezogene Konsole des abschließenden Rundbogenfrieses, der

[2695] Ebd., S. 111.

[2696] Unterhalb der Fenstersohlbank ist ein Bereich des Mauerwerks ungewöhnlicherweise aus Bruchstein gefügt. Hier zeichnet sich zudem der Gewändeansatz eines Fensters ab, offenbar eine wieder verworfene ‚Zwischenlösung'.

über dem östlichen Fenster gesperrt angelegt ist. Dabei nimmt der westliche der beiden Bögen eine fünfblättrige Rose auf (s.u.). Die Bögen des Rundbogenfrieses weisen nun eine unterschiedliche Gestaltung auf: Gelegentlich sind die Bogenkanten gekehlt, überwiegend findet sich eine Rückstufung, die zumeist das dreiteilige Wulstmotiv aus Phase I paraphrasiert. Auch die Konsolform, vor allem ihre Proportion, wechselt gegenüber derjenigen in Phase I und zeigt nun folgende Profilfolge: Plättchen – schmaler Halbrundwulst – gekehlter Kelch – Plättchen – großer Wulst – kleine Schräge – Platte. Das Traufgesims setzt die vorgegebene attische Profilierung fort.

Im Inneren des Langhauses wurden in Phase III zur Aufnahme der nun vorgesehenen Gewölbe zusätzlich mittig und in den Westecken Pfeilervorlagen eingefügt, die das vorgegebene System der Chorbogenpfeiler fortführen (Abb. 1191). Sie zeigen dieselben Proportionen und dieselbe Sockelgestaltung (Abb. 1195), die durch einen fortgeführten Sockel bis in die Turmhalle hineingezogen ist.[2697] Aufgrund der übereinstimmenden Formgebung dürfte der zeitliche Abstand zu den Chorbogenpfeilern nur gering und zumindest die Sockelpartien von denselben Kräften ausgeführt worden sein – eventuell wurde bereits gegen Ende von Phase II die Gewölbeplanung eingeführt und entsprechende Pfeilervorlagen begonnen.

Die Kapitelle des nördlichen Wandpfeilers und der westlichen Eckvorlagen zeigen hingegen in der Gestaltung deutlich abweichende, zudem auch stilistisch jüngere Formen: So ist der umlaufende Halsring hier als Tauband gestaltet, die Kapitellzier besteht am mittleren Wandpfeiler aus wie aufgelegt wirkenden, gefiederten Blättern mit diamantierten Blattadern, deren schmale Stengel zumeist umeinander geknotet sind, die beiden westlichen Eckvorlagen zeigen glatte, teilweise am Ansatz miteinander verbundene Blattstengel, die sich unter der Abakusplatte nach vorn wölben und in gezaddelten Blattspitzen auslaufen.[2698]

Auch hier wird der Wulstkämpfer als Kämpfergesims an der Wand fortgeführt (Abb. 1191) und dient dort zugleich als Sohlbank für die beiden Rundbogenfenster, die im Inneren einfache, geschrägte Gewände besitzen. Von der Gewölbezone und den

[2697] Offenbar wurde die Turmhalle während der spätromanischen Baumaßnahmen nicht mehr vollendet, denn ihre Eckdienste zeigen eindeutig frühgotische, glatt belassene Kelchkapitelle (E. 13. Jahrhundert), die Kreuzgratwölbung könnte auch aus dieser Zeit stammen.

[2698] Da diese Kapitellgruppe keinerlei stilistische Verbindung zu den Marienfelder Kapitellen erkennen lässt, wird hier auf eine detaillierte Beschreibung der einzelnen Kapitelle verzichtet.

vormaligen Domikalgewölben blieben die flachen, leicht zugespitzten Schildbögen und die gut einen Meter langen Ansätze der Diagonalrippen erhalten (Abb. 1192). Diese sind als gratig geschärfte Wulstrippen mit gekehlter Rücklage ausgebildet.

Vermutlich bereits einer eigenen Bauphase IV gehört das prunkvoll gestaltete Säulenportal an (Abb. 1190), das sich ehemals in der Südwand des romanischen Saalbaues befand und das beim Bau des spätgotischen Seitenschiffes in der Südwand des Westjoches wiederverwendet wurde,[2699] ebenso die Reste der Einwölbung, da die erhaltenen Rippenansätze nicht besonders exakt auf den dafür vorgesehenen Eckdiensten aufsetzen.

Die an den spätromanischen Bauteilen der St. Matthäuskirche in Melle verwendeten Stilformen weisen als ‚Quelle' eindeutig auf die Bauformen der Marienfelder Abteikirche. Allem voran zu nennen sind die Pfeilervorlagen, die dem Schema des ‚Marienfelder Pfeilers' (Kap. C.5.2.1.; Abb. 13) folgen, dabei jedoch, wie bei der Gertrudenkirche in Osnabrück, durch Hinzufügen von Rechteckvorlagen für die Schildbögen ‚Verbesserungen' aufgreifen, wie sie an der Großen Marienkirche in Lippstadt Kap. C.10.4.1.3.2.) entwickelt wurden.[2700] Ihre Sockelausbildung (Abb. 1194, 1195) folgt noch sehr eng den in Marienfeld anzutreffenden Proportionen, insbesondere mit der recht steilen Schmiege. Die Andeutung eines leichten Wulstüberstandes bei den Basen der Halbrundvorlagen und Dienste verweist auf die Marienfelder Bauphasen II und III. Auch der als Kämpfergesims umlaufende, an der Oberseite flache Wulstkämpfer (Abb. 1191) weist als charakteristisches Gestaltungsmittel unmittelbar auf das Marienfelder Vorbild zurück. Die Kapitelle der beiden Chorbogenpfeiler (Abb. 1192, 1193) finden ihre nächsten Parallelen hingegen in den (qualitativ allerdings etwas schwächeren) Pfeilerkapitellen der Burgkapelle in Rheda (Abb. 644–646; Kap. D.6.2.2.), gleiches gilt für die Eckblattbildungen der Basen.

[2699] Das Portal wird meist als Abschluss der Bauarbeiten angesehen (DEHIO, Bremen/Niedersachsen, 1992, S. 939; WEGE IN DIE ROMANIK, 1993, S. 237 (Harmen Thies)) und um 1260 datiert (KARRENBROCK, Kunstlandschaft, 1993, S. 112). Die Stilformen erlauben jedoch bereits eine Datierung um 1235/40.

[2700] Anders als in Marienfeld sind die Pfeiler der Phasen I–III in Melle nicht aus durchgehenden Quaderlagen, die wie bei Phase I in Marienfeld eine einheitliche Höhe besitzen, sondern die Halbrundvorlagen und Dienste wurden hier aus größeren Werkstücken gefertigt, der Pfeilerkern und die Schildbogenvorlagen aus kleineren Quadern. Meist entsprechen jedoch zwei oder drei Pfeilerkernlagen einer ‚Rundelement'-Lage, so dass sich an den Schnittpunkten vielfach eine durchgehende Fugenlinie ergibt.

Der Chorbogen unterscheidet sich von den in Marienfeld ausgeführten Bögen durch den hier nicht halbrunden, sondern rechteckigen Unterzug. Dieser findet jedoch auch bei anderen, unmittelbar mit der Marienfelder Klosterkirche verwandten oder in deren Nachfolge stehenden Kirchenbauten wie der Gertrudenkirche in Osnabrück (Abb. 1150; s.o.), der Münsterkirche in Herford (Langhaus, um 1230–1250; Kap. C.10.4.1.3.3.3.; Abb. 1021) oder dem Paderborner Dom (die relevanten Teile – Westquerhaus, Chor und Langhaus – um 1230–1260; Kap. C.10.4.1.3.3.4.; Abb. 1040–1042) Verwendung. Mit Herford vergleichbar ist auch die reiche Ausgestaltung der Bogenfriese (Abb. 1012), wobei sich die Friesgestaltung des Chorjochs in entsprechender Form auch über dem Nordportal des Domes zu Osnabrück (Kap. C.10.4.3.1.) wiederfindet,[2701] während die Frieskonsolen der Phase I unverkennbar die Konsolprofilierung (Variante ‚A') der Marienfelder Chorbauphase (Phase Ic) aufgreifen. Die Konsolen der Phase II setzen dagegen die Marienfelder Konsolvariante ‚B' voraus, die an der dortigen Bauphase II auftaucht (siehe dazu Kap. C.6.7.2.). Das der Meller Bauphase II angehörende Nordportal (Abb. 1189) ist in seiner Bogenform mit der nur leichten Zuspitzung den Toröffnungen der Rhedaer Tordurchfahrt (Abb. 467; Kap. D.4.3.2.1.) unmittelbar an die Seite zu stellen.

Während sich die Bauphase I der St. Matthäuskirche in Melle somit deutlich an Gestaltungsprinzipien und Baudetails der Klosterkirche Marienfeld und ihrer Tochterbauten orientiert, werden diese in Bauphase III zwar exakt fortgeführt, jedoch in den frei gestaltbaren Details modifiziert, wobei nun keine so enge Orientierung an der ‚Marienfelder Bauschule' mehr zu bemerken ist. Dies zeigt sich insbesondere an den Kapitellen der Pfeilervorlagen, die in den Kreis der Kapitellskulptur der Langhausbauphase des Osnabrücker Domes gehören (Kap. C.10.4.3.1.), von der heute insbesondere noch der Mittelpfeiler der Domsakristei (Abb. 1276) zeugt. Auf eine etwas jüngere Gruppe von Kirchbauten (um 1240/60) in der Nachfolge des Osnabrücker Domes – auf die Kirchen in Freren (Abb. 1339–1341), Recke und Schale – weist auch die Form der Rippenprofilierung voraus.[2702]

[2701] Auf die Bogenfriese in Herford, am Dom und – irrtümlich – der Gertrudenkirche in Osnabrück verweisen bereits DEHIO, Bremen/Niedersachsen, 1992, S. 939; WEGE IN DIE ROMANIK, 1993, S. 237 (Harmen Thies); KARRENBROCK, Kunstlandschaft, 1993, S. 111.

[2702] Zu Freren s.: DEHIO, Bremen/Niedersachsen, 1992, S. 478–479; KARRENBROCK, Kunstlandschaft, 1993, S. 113–114; zu Recke s.: DEHIO, Westfalen, 1969, S. 474; DEHIO, Westfalen, 2011, S. 895–896; zu Schale s.: DENKMALPFLEGEBERICHT 1968, S. 438–439, dazu Abb. 282, 283; DEHIO, Westfalen, 1969, S. 500–501; DEHIO, Westfalen, 2011, S. 459–460.

Die angeführten Stilvergleiche sprechen für eine Datierung der Bauphase I um 1215/25, an die sich vermutlich ohne große Unterbrechung die Bauphase II, um 1225, anschloss. Die Bauphase III ist dann um 1225/35, die abschließende Bauphase IV – das heißt das Südportal und die Einwölbung – um 1235/40 anzusetzen.[2703] Ob die fünfblättrige Rose im Rundbogenfries über dem östlichen Langhausfenster der Nordseite (Abb. 1189) heraldisch als ‚Lippische Rose' zu lesen ist und damit einen Hinweis darstellt auf ein Mitglied der Edelherrenfamilie zur Lippe – vorgeschlagen wurden Bernhard II. zur Lippe (um 1140–1224), der als Bischof von Selonien um 1220/23 im Bistum Osnabrück bei kirchlichen Weihehandlungen nachzuweisen ist, oder seine Tochter Gertrud zur Lippe, 1212/17–1233/38 Äbtissin des nahen Reichsstifts Herford und Bauherrin des dortigen Münsters[2704] – muss offen bleiben, bis sich dezidierte Hinweise dazu finden.

Lassen sich bisher auch keine engeren historischen Verbindungen zwischen Melle und Marienfeld nachweisen, so verwundert dennoch nicht die Beschäftigung von Kräften aus der in Marienfeld tätigen Bauhütte bei Planung und Ausführung der St. Matthäuskirche in Melle: Das Zisterzienserkloster liegt nur dreißig Kilometer von Melle entfernt und war über den Osning (Teutoburger Wald) hinweg über die Passstraße bei Borgholzhausen in direkter Linie zu erreichen, so dass von dort problemlos erfahrene Bauleute für den anspruchsvollen Neubau der Pfarrkirche des aufstrebenden Burgortes engagiert werden konnten.

10.4.2.4. Das Zisterzienserkloster Dünamünde vor den Toren Rigas

Die nicht unbedeutende Zisterze Marienfeld hat nur die Gründung und Besiedlung eines einzigen Tochterklosters unternommen, des Klosters Dünamünde (lett. Daugavgrīva),[2705] weit entfernt vom Mutterkloster gelegen im Baltikum vor den

[2703] Diese Datierungsansätze sind rein auf stilkritischem Wege gewonnen, archivalische Hinweise konnten bisher nicht gefunden werden. Der Verweis auf die Jahreszahl ‚1213', die sich im Gewölbe befunden haben soll (so DEHIO, Bremen/Niedersachsen, 1992, S. 939; WEGE IN DIE ROMANIK, 1993, S. 237 (Harmen Thies), hier irrig als Ort „ein Schlußstein" angegeben), ist insofern zu korrigieren, als dass sich eine solche Jahreszahl – begleitet von zwei Wappen und Beischriften – tatsächlich bis heute auf einem Gewölbefeld über dem Triumphbogen befindet, diese jedoch vielmehr als ‚1713' zu lesen ist.

[2704] KARRENBROCK, Kunstlandschaft, 1993, S. 112.

[2705] Zur Geschichte des Zisterzienserklosters Dünamünde: KEUßLER, Dünamünde, 1885; JOHANSEN, Lippstadt, 1955, S. 105–107; LThK, Bd. 3, 1959, Sp. 599–600 (Manfred Hellmann); BENNINGHOVEN, Schwertbrüder, 1965 (an div. Stellen); SCHNEIDER, Kolonisation, 1974/86, S. 95–96; LMA, Bd. 3, 1986, Sp. 1452 (Manfred Hellmann); LThK, Bd.3, 1995, Sp. 400–401 (Dieter Berg); POELCHAU, Dünamünde, 1999; eine ausgezeichnete und umfassende monographische Darlegung der Geschichte und Bedeutung Dünamündes bietet POELCHAU, Dünamünde, 2004; außerdem jüngst POELCHAU, Bernhard. II., 2007; OSE, Dünamünde, 2007; BENDER, Bernhard II., 2007, S. 33–34; BENDER, Bernhard II., 2008, S. 160–161; HUCKER, Bernhard

Toren Rigas am rechten Ufer der Düna (lett. Daugava), kurz vor ihrer Einmündung in die Ostsee, wo es als Vorposten und Vorhafen Rigas dienen konnte.[2706] Die Einrichtung des Klosters war Teil der vielfältigen Maßnahmen zur Eroberung, Kolonisierung und Missionierung Livlands (lat. Livonia) – der mittelalterlichen Bezeichnung für das Gebiet des heutigen Lettland und Estland. Seine Gründung erfolgte sicherlich auf Initiative von Bischof Albert I. von Buxhövden (um 1165/1199–1229),[2707] des dritten Bischofs von Livland, der 1201 den Bischofssitz von Uexküll in die von ihm im selben Jahr gegründete Stadt Riga verlegt hatte (s.u.).[2708] Das Kloster, die erste Klostergründung im Baltikum, sollte als weitere Stütze bei der Missionierung Livlands dienen, auch wenn der kontemplativ ausgerichtete Zisterzienserorden grundsätzlich einer Missionstätigkeit eher ablehnend gegenüber stand, doch konnte Bischof Albert I. hierfür päpstliche Ausnahmeregelungen erwirken.[2709] Die Gründung des Klosters wurde wohl schon 1201/02 ins Auge gefasst,[2710] als Theoderich von Treiden († 1219), ehemals Mönch im Zisterzienserkloster Loccum im Bistum Minden, ab 1186 in der Livenmission tätig und seit dem Amtsantritt Bischof Alberts sein wichtigster Mitarbeiter, in dessen Auftrag nach Rom reiste. Die bisherigen Planungen konkretisierten sich, als Theoderich im Jahre 1203 zusammen mit dem getauften Livenkönig Caupo eine Reise zu Papst Innozenz III. (1198–1216) nach Rom unternahm, die sie ganz offensichtlich auch über Marienfeld führte.[2711] Hier wie in Rom dürfte Theoderich im Auftrag von Bischof Albert die Gründung eines Tochterklosters in Livland besprochen haben. Noch im selben Jahr 1203 beantragte dann der Marienfelder Abt Florentius (1194–1211) die Genehmigung zur Gründung des Tochterklosters Dünamünde auf dem Generalkapitel in Cîteaux. Dieses beauftragte daraufhin die Äbte von Kamp und Altenberg, die für die Gründung vorgesehenen Örtlichkeiten in

II., 2008, S. 175–177.

[2706] So BENDER, Bernhard II., 2007, S. 33:

[2707] So zuletzt auch POELCHAU, Dünamünde, 2004, S. 74.

[2708] Zu Bischof Albert s. GNEGEL-WAITSCHIES, Albert von Riga, 1958; BENNINGHOVEN, Schwertbrüder, 1965; LMA, 1, 1980, Sp. 285–286 (Manfred Hellmann; mit weiterführender Lit.); sowie die jüngere Livland-Literatur.

[2709] Dazu ausführlicher Bender, Bernhard II., 2008.

[2710] So JOHANSEN, Lippstadt, 1955, S. 105 (1202); BENNINGHOVEN, Schwertbrüder, 1965, S. 43 (1200–1201); POELCHAU, Dünamünde, 2004, S. 73, 84 (1201).

[2711] So JOHANSEN, Lippstadt, 1955, S. 104 mit Verweis auf den Chronisten Heinrich von Lettland: HvL, VI, 6, VII, 5; BENNINGHOVEN, Schwertbrüder, 1965, S. 53–54; POELCHAU, Dünamünde, 2004, S. 73, 75, 85; BENDER, Bernhard II., 2007, S. 33–34.

Augenschein zu nehmen.[2712] Als Platz wählte man, entgegen den Gewohnheiten des Ordens, einen strategisch günstig gelegenen und gut zu verteidigenden Hügel bzw. eine hohe Düne am rechten Ufer der Düna nahe der Mündung, ‚Nikolausberg' genannt.[2713] Da auch die Bezeichnung ‚Hafen des hl. Nikolaus' überliefert ist, ist in Erwägung zu ziehen, dass eventuell auch Kaufleute, die an dieser Stelle möglicherweise bereits eine dem hl. Nikolaus geweihte Kirche errichtet hatten, an der Gründung des Klosters maßgeblich beteiligt waren.[2714]

Im September 1204 muss das Generalkapitel der Zisterzienser der Gründung Dünamündes zugestimmt haben[2715] und bereits im Oktober 1204 ging Papst Innozenz III. auf die Neugründung ein,[2716] die nominelle Klostergründung und der ‚Baubeginn' erfolgten aber erst im Jahre 1205. Zum ersten Abt wurde Theoderich von Treiden bestimmt, die Abtsweihe vollzog Bischof Albert von Riga.[2717] Jedoch erst 1208, wohl nach der Fertigstellung der provisorischen Klosterbauten, traf am 29. Juli der Gründungskonvent unter der Leitung des Marienfelder Abtes Florentius in Dünamünde ein, der dabei wohl zugleich die erste Visitation des Tochterklosters vornahm.[2718] Aufgrund der großen Entfernung zwischen Mutter- und Tochterkloster

[2712] CANIVEZ, Statuta I, 1933, S. 287, 1203, Nr. 16: „*Petitio abbatis Campi-Sanctae-Mariae de abbatia construenda, committitur abbatibus Campensi et Bergensi, qui accedentes ad locum diligenter inquirant et considerant si locus ad abbatiam construendam sufficiat et quod invenerint sequenti Capitulo generali nuntient*". – S. dazu auch BENNINGHOVEN, Schwertbrüder, 1965, S. 43, Anm. 20; S. 54; POELCHAU, Dünamünde, 2004, S. 73, 76 sowie jüngst BENDER, Bernhard II., 2007, S. 34; BENDER, Bernhard II., 2008, S. 160; HUCKER, Bernhard II., 2008, S. 176. – KOHL, Marienfeld, 2010, S. 47–48, 93, 120 bezieht die Quelle irrtümlicherweise auf den Bau Marienfelds!

[2713] HvL, VI 3 (vorgezogen zu 1202/03): „*Claustrum quoque Cysterciensium monachorum in ore Dune construxit, quod claustrum Dunemunde vel Montem sancti Nicolai appellavit*." – Dazu zuletzt ausführlich POELCHAU, Dünamünde, 2004, S. 71–72, zum Namen ‚Nikolausberg' auch S. 73–74.

[2714] So die recht plausible These von HUCKER, Bernhard II., 2008, S. 176–177. Dort auch der Quellenbeleg für die 1207 von Alberich von Troisfontaines verwendete Bezeichnung „*Dunemunde, id est de portu beati Nicholai*".

[2715] BENNINGHOVEN, Schwertbrüder, 1965, S. 44, Anm. 20.

[2716] LUB I, Nr. 14. – BENNINGHOVEN, Schwertbrüder, 1965, S. 54; JÄHNIG, Sakraltopographie Riga, 1989, S. 141; POELCHAU, Dünamünde, 2004, S. 76.

[2717] HvL, IX 7. – BENNINGHOVEN, Schwertbrüder, 1965, S. 44, Anm. 20; POELCHAU, Dünamünde, 2004, S. 73, 75, 85; dort S. 81–90 die die bisherige Forschung zusammenfassenden biographischen Angaben zu Theoderich von Treiden; s. auch BENDER, Bernhard II., 2008, S. 160; HUCKER, Bernhard II., 2008, S. 176.

[2718] HvL, XII 5: „Eodem Tempore [= Ende Juli 1208] misit Deus ad consolationem ecclesie sue viros religiosos quam plures in Dunam: Florencium abbatem Cysterciensis ordinis, Robertum, Coloniensis ecclesie canonicum, Conradum Bremensem cum aliis quibusdam. Quorum quidam in Dunemunde, quidam cum fratribus milicie sancte conversationis habitum eligerunt, quidam ad predicationis opus transierunt" (dazu auch ebd., S. 61, Anm. 1: lt. Klosterüberlieferung der 29. Juli 1208); LUB, I, 16/17. – WINTER, Cistercienser, 1868, Bd. I, S. 306–308; KEUßLER, Dünamünde, 1885, S. 112; JOHANSEN, Lippstadt, 1955, S. 106 (mit Verweis auf Heinrich von Lettland); LThK, Bd. 3, 1959, Sp. 599 (Manfred Hellmann); BENNINGHOVEN, Schwertbrüder, 1965, S. 94; SCHOLZ, Bernhard II., 1987, S. 25; eingehend dazu POELCHAU, Dünamünde. 2004, S. 75–77, 111 mit ausführlicher Auswertung der Quellen und Bestätigung von Marienfeld als Mutterkloster Dünamündes gegenüber Pforta und dessen erst spätere Paternität (s. dazu die ebd., S. 75–76 referierte Forschungsdiskussion); ähnlich dann auch BENDER, Bernhard II., 2008, S. 160–161; HUCKER, Bernhard II., 2008, S. 175. – Unverständlicherweise diesen Vorgang und die Filiation anzweifelnd KOHL, Marienfeld, 2010, S. 98, Anm. 12.

brauchte Dünamünde nur alle drei Jahre vom Marienfelder Vaterabt visitiert zu werden, ebenso musste der Abt von Dünamünde nur alle fünf Jahre zum Generalkapitel in Cîteaux erscheinen.[2719]

Theoderich von Treiden amtierte jedoch nur sechs Jahre als Abt von Dünamünde, dann erhob ihn der dazu von der Kurie bevollmächtigte Bischof Albert im Juni 1211 zum Bischof des neu gegründeten Bistums Estland mit (nominellem) Sitz in Leal (estn. Lihula). Seine Nachfolge als von Bischof Albert geweihter Abt von Dünamünde trat noch im Juni 1211 Bernhard II. zur Lippe an,[2720] der sicherlich bereits bei den Gesprächen der Jahre 1201 und 1203 in Marienfeld beteiligt war und Bischof Albert Anfang des Jahres 1211 in Paderborn begegnete, als dieser erneut für einen Livlandkreuzzug warb und dafür sogar drei Reichsbischöfe gewinnen konnte – Philipp von Ratzeburg (1204–1215), Yso von Wölpe, Bischof von Verden (1205–1231) und Bernhard III. von Oesede, Bischof von Paderborn (1204–1223), die offenbar im Auftrag Kaiser Ottos IV. (1198/1209–1218) daran teilnahmen.[2721] Dem ehemaligen Feldherrn und nunmehrigen Marienfelder Mönch Bernhard II. zur Lippe wurde anscheinend schon beim Zusammentreffen in Paderborn von Bischof Albert die Erhebung zum Abt des Marienfelder Tochterklosters in Aussicht gestellt.[2722] Die Übernahme der Klosterleitung in Dünamünde 1211 durch Bernhard wurde in der eigenen Klosterchronik, den ‚*Annales Dunemundenses*', später bezeichnenderweise als das eigentliche Gründungsdatum angesehen,[2723] was darauf schließen lässt, dass zum damaligen Zeitpunkt erst der endgültige Aufbau und die Errichtung der steinernen Klostergebäude begannen. Dies wird auch dazu geführt haben, dass Bernhard in der ‚Marienfelder Chronik' irrtümlich als erster Abt des Tochterklosters Dünamünde bezeichnet wird.[2724] Er stand dem Kloster gut sieben Jahre vor, bis er

[2719] So BENDER, Bernhard II., 2007, S. 34, BENDER, Bernhard II., 2008, S. 161, dazu Anm. 67 mit Zitat des Generalkapitelsbeschlusses von 1217.

[2720] HvL, XV 4. – Zuletzt dazu eingehender POELCHAU, Dünamünde, 2004, S. 93 (mit Quellenbelegen); POELCHAU, Bernhard II., 2007, S. 18.

[2721] Zur Livland-Politik Ottos IV. eingehend HUCKER, Imperiale Politik, 1987, hier S. 54–57; HUCKER, Otto IV. 1990, S. 179–187.

[2722] So u. a. JOHANSEN, Lippstadt, 1955, S. 105: So nennt sich Bernhard [im Frühjahr] 1211 „*dictus abbas in Livonia*" (vgl. dazu POELCHAU, Dünamünde, S. 92, die jedoch nicht berücksichtigt, dass die betreffende, auf 1201 datierte Urkunde – WUB III, Nr. 4 – ganz offensichtlich rückdatiert ist; auch die Überlegungen bei HUCKER, Bernhard II., 2008, S. 175 erscheinen nicht ganz plausibel; vgl. dazu Kap. B.2.2., Anm. B.141). [Zum Treffen in Paderborn vgl. auch MEIER, Herrschaft Lippe, 2018, S. 206].

[2723] JOHANSEN, Lippstadt, 1955, S. 106–107, dazu Anm. 40. Vgl. dazu POELCHAU, Dünamünde, S. 73, 77.

[2724] ZURBONSEN, Chronicon, 1884, S. 20: „*Bernhardus vero de Lippia s. religionis habitum etiam assumpsit. Quo tempore fundata autem est nova abbatia in Livonia* [Version E, H: *Dunamund dicta*], *Campi S. Marie filia, ubi ipse primus tum abbas constitutus est*". Vgl. dazu JOHANSEN, Lippstadt, 1955, S. 106, Anm. 37;

1218 zum ersten Bischof des von Bischof Albert neu eingerichteten Missionsbistums Selonien aufstieg. In der Zeit seines Abbatiates war Bernhard zwar recht häufig abwesend und weilte in der Heimat, so dass er de facto nur etwa 2½ Jahre seiner Amtszeit in Livland verbracht hat,[2725] doch wird er dabei sicher nicht den energischen Aufbau seines Klosters vernachlässigt haben.

Dass sich Bernhard II. zur Lippe auch weiterhin ‚seinem' Kloster Dünamünde verbunden fühlte, ist nicht zuletzt daraus zu schließen, dass er nach seinem Tode – wohl seinem Wunsch gemäß – nicht in seiner ersten Zisterziensergründung Marienfeld, deren Kirchweihe er immerhin noch im Jahre 1222 erleben konnte und die sicherlich ursprünglich seine Grablege aufnehmen sollte (siehe Kap. C.1.6.3.), sondern in Dünamünde beigesetzt wurde.[2726] Bernhard starb am 29. oder 30. April 1224. Sein Biograph Justinus berichtet von seinem Ableben in seiner Bischofskirche[2727] – als Bischofssitz ist für die Zeit nach 1220, als Ost-Semgallen dem Bistum Selonien angegliedert wurde, das dort gelegene Mesothen (Mežotne) an der Kurischen Aa anzunehmen.[2728] Es entbrannte jedoch, so Justinus, ein Streit zwischen dem Domklerus (von Mesothen) und den Mönchen von Dünamünde um den Leichnam Bernhards, bei dem letztere obsiegten.[2729] Bei der Überführung des

HUCKER, Bernhard II., 2008, S. 175.

[2725] JOHANSEN, Lippstadt, 1955, S. 107; POELCHAU, Dünamünde, 2004, S. 93, 94; BENDER, Bernhard II., 2008, S. 161.

[2726] Zwar berichtet Magister Justinus in seinem ‚Lippiflorium' (ALTHOF, Lippiflorium, 1900, Vers 893–898) von einem Streit um den Leichnam Bernhards zwischen den Mönchen von Dünamünde und dem selonisch-semgallischen Diözesanklerus, doch ist unzweifelhaft anzunehmen, dass Bernhard selbst (testamentarisch) seinen Bestattungsort bestimmt hat, wie es bei höherrangigen Persönlichkeiten jener Zeit üblich war.

[2727] ALTHOF, Lippiflorium, 1900, Vers 891–892: „*Mortis fata subit pastor sacer in cathedrali / Ecclesia, praesul cui fuit ipse datus*." – Zu Deutsch: ‚Der heilige Hirte stirbt in der Domkirche, der er zum Bischof gegeben war'.

[2728] Zu Mesothen als damaligem Bischofssitz bzw. als Sterbeort Bernhards: BENNINGHOVEN, Schwertbrüder, 1965, S. 188; SCHOLZ, Bernhard II., 1987, S. 33; LMA, Bd. 7, 1995, Sp. 1739–1740 (Heinz von zur Mühlen), hier Sp. 1740; POELCHAU, Dünamünde, 2004, S. 97–98; POELCHAU, Bernhard II., 2007, S. 22, 24–25 (sie nennt jeweils u. a. eine Aufforderung des Papstes von Febr. 1222 an den Schwertbrüderorden zur Zurückgabe von Gütern in Mesothen); BENDER, Bernhard II., 2007, S. 38; BENDER, Bernhard II., 2008, S. 163; zur Geschichte Mesothens 1219–1233 auch JOHANSEN, Lippstadt, 1955, S. 155–156. – In der älteren Forschung ist der Sterbeort Bernhards heftig umstritten, vgl. SCHEFFER-BOICHORST, Herr Bernhard, 1871, S. 230–235 sowie die Zusammenfassung der bisherigen Diskussion bei MEIER, Bernhard II., 2003, S. 105, Anm. 99. – Beim Besuch des Burgplatzes Mesothen am 15.09.2006 mit einer Exkursionsgruppe des ‚Naturwissenschaftlichen und Historischen Vereins für das Land Lippe' hat in der Diskussion Dr. Hans-Peter Wehlt, stellv. Archivdirektor a. D. des Staatsarchivs Detmold, den plausiblen Vorschlag gemacht, dass der Leichnam Bernhards von Mesothen aus nicht über die Düna, sondern über die unmittelbar an der Burgstelle entlangfließende, als sehr wasserreich bezeugte Kurische Aa nach Dünamünde verschifft wurde, wobei sich dann auch problemlos der von Justinus überlieferte, bisher aber gelegentlich angezweifelte Schiffbruch des Transportes auf See (s.u.) erklären ließe, da der Weg von der Aa-Mündung bis nach Dünamünde tatsächlich dann eine größere Strecke entlang der Ostseeküste der Rigaer Bucht führte. Zu einem entsprechenden Ergebnis kommt bereits POELCHAU, Dünamünde, 2004, S. 98.

[2729] ALTHOF, Lippiflorium, 1900, Vers 893–898. – HUCKER, Stiftergräber, 2001, S. 294 überinterpretiert meines Erachtens das Geschehen, wenn er schreibt: „Erstmals kann sich der Klerus einer Kathedralkirche nicht mehr gegen die Forderung einer auswärtigen Bestattung durchsetzen." Man darf die Situation zu jener Zeit nicht

Leichnams nach Dünamünde durch dessen Abt, so berichtete Justinus weiter, sei das Schiff in einen Seesturm geraten und gesunken, der Leichnam des Abtes wurde am nächsten, der Bernhards am übernächsten Tag an den Strand gespült und beide zusammen in einem Grab beigesetzt.[2730] Entsprechend den Bestimmungen des Zisterzienserordens stand dem im Bischofsrange stehenden Bernhard eine Bestattung in der Klosterkirche zu Dünamünde vor deren Hochaltar zu.[2731] Für Abt Robert (1218–1224), dessen Tod in der Tat aus den Quellen für Mai oder Frühsommer 1224 erschlossen werden kann,[2732] wird man aufgrund der besonderen Umstände eine Ausnahme gemacht haben.

Vier Jahre später, am 28. August 1228, dem Tag des hl. Bernhard von Clairvaux, wurde das Kloster von aufständischen Semgallern und Kuren verwüstet und die Konventmitglieder, die vermutlich zu diesem Festtag im Kloster oder gar in der Klosterkirche versammelt waren, wurden ausnahmslos niedergemetzelt.[2733] Aber schon für 1229 ist wieder ein Konvent überliefert, der aber nun anscheinend unter der Leitung des Abtes Theoderich III. (1229–1234) von der thüringischen Zisterze Pforta (Schulpforte), die wie Marienfeld ebenfalls der Filiation Morimond-Altenkamp angehört, ausgesandt wurde, woher schon dessen Vorgänger Theoderich II. (1224–1226) und Gottfried (1226–1228) gekommen waren,[2734] so dass bereits ab 1224 offensichtlich Pforta gegenüber Marienfeld in den Vordergrund tritt. Auch für die Jahre 1240 und 1263 ist die Obödienz Dünamündes gegenüber Pforta belegt.[2735]

Im Jahre 1238 nahm Papst Gregor IX. (1227–1241) das Kloster unter seinen besonderen Schutz und verfügte die Rückgabe von beschlagnahmtem Klosterbesitz durch den Deutschen Orden (als Rechtsnachfolger des Schwertbrüderordens).[2736]

Es folgten weitere Beschädigungen des Klosters, so am 1. Juni 1263 ein Brand der Klosterkirche, und durch weitere Feuersbrünste 1274 und am 20. Juli 1297 – bei

überschätzen: Der ‚Domklerus' in Mesothen dürfte sicherlich nicht allzu zahlreich gewesen sein, und er wird der Forderung der Mönche nachgegeben haben, als diese auf die vermutlich schon länger von Bernhard geplante Bestattung in Dünamünde hinweisen konnten.

[2730] ALTHOF, Lippiflorium, 1900, Vers 899–912.

[2731] CANIVEZ, Statuta I, 1933, S. 47, 1152, Nr. 10. Vgl. dazu UNTERMANN, Forma Ordinis, 2001, S. 74–75.

[2732] SCHEFFER-BOICHORST, Herr Bernhard, 1871, S. 213, Anm. 271; alle Quellenbelege zu Abt Robert zusammengetragen bei POELCHAU, Dünamünde, 2004, S. 103–104, vgl. auch S. 114.

[2733] POELCHAU, Dünamünde, 2004, S. 105 (mit Quellenverweisen), 128.

[2734] Ebd., S. 104, 106.

[2735] Ebd., S. 75–76.

[2736] Ebd., S. 108.

letzterer brannte der größte Teil der Gebäude nieder.[2737] Nutznießer dieser Brandzerstörungen war der Deutsche Orden, dessen livländischer Zweig damals seine Hegemonialmacht über Livland ausweitete und der ein großes Interesse an dem strategisch günstig an der Dünamündung gelegenen Kloster hatte. Abt Libertus (1303–1305) verkaufte schließlich, da das Kloster nicht länger gegen die Heiden Widerstand leisten könne, im Jahre 1305 mit Zustimmung des im selben Jahr affiliierten und zum neuen Mutterkloster bestimmten Klosters Stolpe in Pommern die stark beschädigte Klosteranlage an den Deutschen Orden, der sie in der Folge zu einer Ordensburg ausbaute.[2738] Der Zisterzienserkonvent von Dünamünde, der das Kloster noch einige Zeit weiter mitbenutzen durfte, bis 1319 der Verkauf auch vom Papst genehmigt worden war, zog schließlich vor 1314 zumindest in Teilen auf seinen Fernbesitz im nordwestestnischen Padis (Padise) um, wo ab 1317 der Neubau eines Wehrklosters entstand, dessen Ruinen bis heute erhalten sind.[2739]

Die in Dünamünde entstandene Deutschordensburg wurde 1329 von den Rigaer Bürgern erobert und 1483 erneut von diesen erstürmt und abgerissen, musste aber danach von ihnen wiederaufgebaut werden und erfuhr um 1550 einen Ausbau als Festung im italienischen Stil,[2740] heute ist sie jedoch vollständig verschwunden.

Da sowohl das Zisterzienserkloster als auch die nachfolgende Ordensburg, in die möglicherweise Teile der Klosterbauten integriert wurden, mehrfach beschädigt, niedergebrannt und abgerissen wurden, muss heute die bauliche Gestalt des Klosters und seiner Kirche im Unklaren bleiben. Ausgrabungen, die im Mai und Juni 1901 durch Karl von Löwis of Menar vorgenommen wurden, legten die Fundamentzüge eines größeren Gebäudes von 53 m Länge und 39 m Breite frei, in dem sich einige rechteckige Räume nachweisen ließen, vor allem „im Südflügel 5 Pfeilerfundamente des muthmasslichen 26 Meter langen und 8 Meter breiten Refektoriums“ sowie

[2737] Ebd., S. 110. – LMA, Bd. 3, 1986, Sp. 1452 (Manfred Hellmann) und LThK, Bd. 3, 1995, Sp. 400–401 (Dieter Berg) geben eine Zerstörung durch den Deutschen Orden an, von der aber offenbar in den Quellen nichts erwähnt wird.

[2738] LThK, Bd. 3, 1959, Sp. 599–600 (Manfred Hellmann); LMA, Bd. 3, 1986, Sp. 1452 (Manfred Hellmann); ausführlich POELCHAU, Dünamünde, 2004, S. 110, 185–191. Vgl. den entsprechenden Generalkapitelsbeschluss: CANIVEZ, Statuta III, 1935, S. 310, 1303, Nr. 7.

[2739] POELCHAU, Dünamünde, 2004, S. 190–191. Zu den baulichen Anlagen in Padis: ALTTOA/VASILJEVS/MINKEVIČIUS, Baltische Staaten, 1992, S. 331–332; UNTERMANN, Forma Ordinis, 2001, S. 573–575 (mit weiterführender Lit.).

[2740] LMA, Bd. 3, 1986, Sp. 1452 (Manfred Hellmann).

Überreste der Kirche m Nordflügel (s.u.),[2741] doch muss unklar bleiben, ob das Gebäude – zumindest teilweise – noch auf die Klosterphase zurückgeht oder erst aus der Zeit der Deutschordensburg stammt – erst eine Nachgrabung mit präziseren Methoden wird hier weitere Aufklärung bringen können.

Dass das Kloster bei seinem Verkauf 1305 eine vollständige zisterziensische Klosteranlage umfasste, lässt die damals abgefasste Urkunde erkennen, in der neben dem Konversengestühl u. a. von einer Marienkapelle, einer Katharinenkapelle auf dem Friedhof, der Infirmerie samt Kapelle, Wirtschaftshof und Garten, dem Gästehaus des Abtes sowie weiteren Wirtschaftsgebäuden die Rede ist.[2742]

Leider ist die genaue Baugeschichte der einzelnen Bauten nicht überliefert,[2743] doch berichtet Heinrich von Lettland, dass bereits nach der Rückkehr Bischof Alberts nach Livland im Frühjahr 1205 mit Rat und Hilfe der Neuankömmlinge mit dem Bau des Klosters begonnen wurde.[2744] Bis zum Einzug des Gründungskonventes am 29. Juli 1208 werden die ersten, provisorischen Bauten fertiggestellt worden sein, wie es die Ordensstatuten verlangten. Beim Ausbau der Klosteranlage, die entgegen den Statuten auf einem Hügel errichtet wurde (s.o.), dürfte die unabdingbare Befestigung des ständig von Angriffen der heidnischen Bevölkerung bedrohten Klosters im Vordergrund gestanden haben.[2745] Es liegen keine genaueren Baunachrichten über den weiteren Ausbau vor, doch ist anzunehmen, dass schließlich mit dem Amtsantritt Bernhards zur Lippe als Abt im Jahre 1211 eine regere Bautätigkeit einsetzte. Er wird dafür sicherlich – mangels örtlicher Bauleute im Kolonisationsgebiet – Kräfte aus der in Marienfeld und Lippstadt tätigen Bauhütte mitgebracht haben.[2746] Wie weit insbesondere der Kirchenbau unter seiner Ägide gediehen ist und welche Schäden er bei den Verwüstungen von 1228 davongetragen hat, muss jedoch unklar bleiben. Nach dem Kirchenbrand von 1263 scheint dann ein Neu– (?) oder Wiederaufbau der

[2741] SITZUNGBERICHTE GGAOR, 1902, S. 58–60 (Zitat S. 59). – Leider handelt es sich nur um die Wiedergabe eines Vortrages, nicht um einen Aufsatz des Ausgräbers, zudem sind keinerlei Planunterlagen der aufgedeckten Mauerzüge beigefügt.

[2742] LUB, I 3, S. 107–110, Nr. 614 a.

[2743] Die Quellen mit Hinweisen zur Bautätigkeit in Dünamünde zusammengestellt bei POELCHAU, Dünamünde, 2004, S. 77–80.

[2744] HvL, IX 7: „*[...] tantorum virorum consilio et auxilio [...] post introitum Dunae claustrum Cysterciensium monachorum locaverunt in Dunemunde*“. – Vgl. POELCHAU, Dünamünde, 2004, S. 77–78.

[2745] POELCHAU, Dünamünde, 2004, S. 78–79.

[2746] So bereits KEMPKENS, Lettland, 2003, S. 86; KEMPKENS, Bernhard II., 2008, S. 120. – Etwas allgemeiner (‚Verbindungen zur westfälischen Baukunst') THÜMMLER, Bedeutung, 1955, S. 167/168; MÜHLEN, Ausstrahlung, 1984, S. 135/136; MÜHLEN, Baltikum, 1987, S. 37; POELCHAU, Dünamünde, 2004, S. 165; POELCHAU, Bernhard II., 2007, S. 26–27.

Kirche in Backstein erfolgt zu sein.[2747] Dieser Phase sind wohl auch Profilsteine zuzuordnen, die bei den Ausgrabungen 1901 im Nordflügel der Klausur, der die Kirche aufnahm, gefunden wurden.[2748]

Es zeichnet sich folglich bisher nur ein vages Bild der ersten Klosteranlage ab. Mit einer gewissen Wahrscheinlichkeit ist davon auszugehen, dass es sich dabei um eine für die Zisterzienser eher untypische, den besonderen Verhältnissen vor Ort geschuldete ‚Klosterburg' gehandelt hat – ein Bautypus, ‚Konventhaus' genannt, den auch das Nachfolgekloster Padis, die Zisterze Falkenau (Valkena) bei Dorpat (Tartu) und die um 1265 begonnene Bischofsburg mit Domkirche in Hapsal (Haapsalu; Abb. 1233) sowie eine Reihe weiterer Ordensburgen des Deutschen Ordens in Livland vertreten.[2749] Aufgrund dieser Gegebenheiten ist anzunehmen, dass die Klosterkirche in Dünamünde wie bei den genannten ‚Klosterburgen' in die Kernanlage des Klosters stärker integriert war als sonst bei Zisterzienserklöstern üblich, so dass auch ihr Bauvolumen demzufolge deutlich geringer gewesen sein dürfte – eine daher anzunehmende Einschiffigkeit kann aber erst durch präzise Grabungsergebnisse sicher bestätigt werden. Auch das Baumaterial der ersten Klosterkirche ist nicht überliefert, doch könnte sie – wie der 1211 begonnene Rigaer Dom (s.u.) – in einer Mischtechnik aus Naturstein und Backstein errichtet worden sein, letztere eventuell produziert in einer anzunehmenden klostereigenen Ziegelei,[2750] die einen schnellen Aufbau des Klosters deutlich erleichterte.

Können somit über die wohl unter Abt Bernhard zur Lippe begonnene Klosterkirche in Dünamünde leider nach dem heutigen Stand der Forschung keine konkreten, die Architektur spezifizierende Aussagen getroffen werden, so ist sie dennoch als entscheidender ‚missing link' für die Vermittlung marienfeldisch-lippischer Bauformen im Baltikum anzusehen.[2751]

[2747] UNTERMANN, Forma Ordinis, 2001, S. 572 (mit Quellennachweis).

[2748] SITZUNGBERICHTE GGAOR, 1902, S. 60: „[...] fanden sich im Nordflügel, wo die Schlosskirche gestanden haben muss, Profilsteine, die der 2. Hälfte des 13., vielleicht dem Anfang des 14. Jahrhunderts angehörten. Sie stammen wahrscheinlich aus der Zeit der Wiederherstellung dieser am 1. Juni 1263 verbrannten Kirche."

[2749] Vgl. dazu auch UNTERMANN, Forma Ordinis, 2001, S. 572–575; POELCHAU, Dünamünde, 2004, S. 161–162.

[2750] Zu ähnlichen Überlegungen kommt bereits POELCHAU, Dünamünde, 2004, S. 160–161.

[2751] So bereits KEMPKENS, Lettland, 2003, S. 86.

10.4.2.5. Weitere Bauten der Marienfeld-Dünamünder Bauhütte in Livland

Die mutmaßlich in Dünamünde tätige Bauhütte lässt sich an zwei weiteren, zentralen Bauten Livlands fassen, dem Dom zu Riga und der Kirche zu Uexküll, ca. 30 km dünaaufwärts gelegen. Ausgehend von diesen drei Bauten fanden westfälisch geprägte Bauformen eine reiche Nachfolge im Baltikum, insbesondere im Bistum Ösel-Wiek.

10.4.2.5.1. Der Rigaer Dom St. Marien[2752]

Im Jahre 1201 gründete der livländische Bischof Albert I. von Buxhövden (um 1165/1199–1229) die Stadt Riga am Unterlauf der Düna und verlegte noch im selben Jahr seinen Bischofssitz vom dünaaufwärts gelegenen Uexküll, das seit der Bistumsgründung 1186 als solcher fungiert hatte (s.u.), in seine Neugründung. Die erste, aus Holz errichtete Domkirche, vermutlich im Bereich der heutigen St. Georgskirche gelegen, brannte 1205 ab und wurde zunächst wieder errichtet. Bischof Albert erwarb jedoch schließlich ein vor der ersten Stadtumwallung gelegenes Grundstück für einen Neubau. Eine Schenkungsurkunde, die er – nach seiner Rückkehr aus dem Reich – am 25. Juli 1211 im Beisein der Bischöfe Philipp von Ratzeburg, Yso von Verden und Bernhard III. von Paderborn ausgestellt hat zum Bau von „*monasterium et claustrum cum domibus necessariis*“, wird – auch angesichts der anwesenden Bischöfe – mit der feierlichen die Grundsteinlegung des Domneubaues in Verbindung gebracht.[2753] Danach begann man offenbar zügig mit

[2752] Zum Rigaer Dom noch immer grundlegend: METTIG, Urkundliche Beiträge, 1889; NEUMANN, Riga, 1892, S. 14–23; NEUMANN, Riga und Reval, 1908, S. 11–26; NEUMANN, Riga, 1912; KARLING, Riga, 1941–1942; HOLST, Riga und Reval, 1952; HOLST, Kirchliche Baukunst, 1953; TACK, Paderborn und Riga, 1962; MÜHLEN, Baltikum, 1987, v. a. S. 32–37 (jeweils mit der älteren Literatur). Vgl. auch THÜMMLER, Bedeutung, 1955, S. 168, THÜMMLER, Raumform, 1962, S. 281–282. Neueste Lit.: GROSMANE, Baugeschichte Dom zu Riga, 1998; GROSMANE, Paradigmenwechsel, 1999; GROSMANE, Rigas Domarchitektur, 2000; GROSMANE, Liturgie, 2000; GROSMANE, Dom zu Riga, 2001; KEMPKENS, Lettland, 2003, S. 86–87; GROSMANE, Baugeschichte Dom zu Riga, 2007; KEMPKENS, Bernhard II., 2008, S. 120–124. Außerdem die unveröffentlichte Magisterarbeit von Agnese Bergholde: BERGHOLDE, Riga, 2006 (mit ausführlichem Forschungsüberblick. – Der Verfasserin sei für die Überlassung der Magisterarbeit herzlich gedankt!) sowie ihre jüngst abgeschlossene, noch unveröffentlichte Dissertation: BERGHOLDE, Riga, 2011 (hiervon lag dem Verf. die deutsche Zusammenfassung vor, deren Ergebnisse z. T. noch eingearbeitet werden konnten). [Inzwischen ist ihre Dissertation 2015 in Riga im Druck erschienen: BERGHOLDE, Riga, 2015; zu ergänzen sind zudem ihre in der Folge erschienen Aufsätze: BERGHOLDE, Dom zu Riga, 2014; BERGHOLDE, Kreuzgang Riga, 2014; BERGHOLDE, Problem, 2015; BERGHOLDE, Riga, 2017; BERGHOLDE-WOLF, Riga, 2018]. – Für Unterstützung bei den Untersuchungen vor Ort 2001 und für hilfreiche Auskünfte sei dem Restaurator Ronalds Lûsis von der Rigaer Domverwaltung ebenfalls herzlich gedankt!

[2753] LUB I, 21. – METTIG, Urkundliche Beiträge, 1889, S. 576; NEUMANN, Riga, 1912, S. 1–2; TACK, Paderborn und Riga, 1962, S. 239; JÄHNIG, Sakraltopographie Riga, 1989, S. 144; GROSMANE, Baugeschichte Dom zu Riga, 1998, S. §§; GROSMANE, Dom zu Riga, 2001, S. 65; GROSMANE, Baugeschichte Dom zu Riga, 2007, S. 33; vgl. BERGHOLDE, Riga, 2006, S. 3.

dem Bau des Domes und der Klausurbauten (Abb. 1196). Als bei einem Stadtbrand im Februar 1215 der erste Dom abermals zerstört wurde, war der Ostflügel zumindest so weit (provisorisch) fertiggestellt, dass das seit 1209/10 mit Prämonstratensern besetzte Domkapitel dorthin umziehen konnte.[2754] Danach forcierte man den Weiterbau. Am 8. März 1226 konnte sodann in der Kirche bzw. genauer gesagt in den offenbar bereits weitgehend vollendeten Ostteilen des Domes – also Chor und Querhaus (Abb. 1199–1201, 1204) – ein Provinzialkonzil unter der Leitung des päpstlichen Legaten Wilhelm von Modena abgehalten werden.[2755] Drei Jahre später fand der am 17. Januar 1229 verstorbene Bischof Albert als Gründer des Domes vor dem Hochaltar sein Grab.[2756]

Im Anschluss an Chor und Querhaus entstanden die Joche des Hallenlanghauses (Abb. 1196, 1211) sowie abschnittsweise die drei Kreuzgangflügel (Abb. 1224–1225), doch sind für diese Bauteile keine Baudaten überliefert. Erst für 1251 ist ein Schreiben des Bischofs Nikolaus (1229/31–1253) an Papst Innozenz IV. (1243–1254) überliefert, in dem er den schadhaften Zustand der Domkirche beklagt,[2757] doch dürfte dies ein üblicher Topos zur Erlangung eines Ablasses sein. Papst Innozenz IV. gewährte in der Tat schließlich am 7. Februar 1254 einen vierzigtägigen Ablass zur Wiederherstellung und Vollendung des Domes,[2758] der für gewöhnlich mit dem Beginn der Arbeiten am Westturm in Verbindung gebracht wird.[2759] Leider ist ebensowenig eine Abschlussweihe des Domes überliefert, doch dürfte die Vollendung wohl noch unter Erzbischof Albert II. Suerbeer (1253–1273), dem ersten Erzbischof von Riga, erfolgt sein.[2760]

[2754] HvL, XIII 3: „*et post incendium eiusdem ecclesie et civitatis* [Februar 1215] *extra muros aput Dunam ecclesiam beate Marie edificare et ibidem habitare ceperunt*". – NEUMANN, Riga, 1912, S. 3, 9; GNEGEL-WAITSCHIES, Albert von Riga, 1958, S. 98; MÜHLEN, Baltikum, 1987, S. 37. – Zum Wechsel vom Augustiner- zum Prämonstratenser-Domkapitel: HvL, XIII 3, LUB I, 56, sowie u. a. NEUMANN, Riga, 1892, S. 14; NEUMANN, Riga, 1912, S. 16; GNEGEL-WAITSCHIES, Albert von Riga, 1958, S. 96–97; JÄHNIG, Sakraltopographie Riga, 1989, S. 143; LMA, Bd. 7, 1995, Sp. 848 (Bernhart Jähnig); GROSMANE, Liturgie, 2000, S. 119; BERGHOLDE, Riga, 2006, S. 3.

[2755] HvL, XXIX 8: „*Reverso sedis apostolice legato* [= Wilhelm von Modena] *rursus in Rigam, convenerunt ad eum episcopi, sacerdotes et clerici, fratres milicie cum vasallis ecclesie civisque Rigenses. Et presentibus his omnibus in ecclesia beate Marie celebravit solempne concilium in quadragesima Domini* [= 8. März]*, propter [...]*". – NEUMANN, Riga, 1912, S. 3; TACK, Paderborn und Riga, 1962, S. 239; MÜHLEN, Baltikum, 1987, S. 34; KEMPKENS, Bernhard II., 2008, S. 121.

[2756] NEUMANN, Riga, 1912, S. 17 (mit Quellenangabe).

[2757] NEUMANN, Riga, 1892, S. 14, dazu Anm. 8 (mit Quellennachweis).

[2758] Ebd.

[2759] NEUMANN, Riga, 1912, S. 19–21; MÜHLEN, Baltikum, 1987, S. 34.

[2760] So auch GROSMANE, Baugeschichte Dom zu Riga, 2007, S. 40–41.

Der Dom und sein Hochaltar sind – wie ganz Livland, das Bischof Albert I. bereits zu Beginn seines Episkopates zum (1215 vom Laterankonzil bestätigten) ‚Marienland' erklärt hatte[2761] – der Gottesmutter Maria geweiht.[2762]

Bereits um 1300 wurde das Mittelschiff des Hallenlanghauses samt der Vierung basilikal überhöht (Abb. 1198) und mit Kreuzrippengewölben neu eingewölbt, seit dem frühen 14. Jahrhundert durchbrach man zudem die Außenwände der Seitenschiffe und fügte Kapellenbauten an, im 15. Jahrhundert stockte man den Westturm auf. Einen weiteren Eingriff in die ursprüngliche Bausubstanz bedeutete das Ersetzen des Chorgiebels und des Chordaches durch eine flache Schweifhaube im Jahre 1710, 1726 wurde der Ostgiebel des Mittelschiffes neu aufgeführt (Abb. 1200). In den Jahren 1885–1910 fand eine umfangreiche Instandsetzung und Restaurierung des Domes unter der Leitung des Dombaumeisters Wilhelm Neumann statt, bei der jüngere Eingriffe teilweise wieder beseitigt und Wiederherstellungen und Ergänzungen im Sinne des mittelalterlichen Erscheinungsbildes des Domes vorgenommen wurden.[2763]

Trotz einiger späterer Veränderungen kann aus dem weitgehend erhaltenen Bestand problemlos die spätromanische Baugestalt des Domes erschlossen werden (Abb. 1196). Erhalten hat sich bis heute das quadratische Chorjoch mit leicht eingezogener Halbkreisapsis, an das sich die quadratische Vierung (die ihr ursprüngliches Gewölbe verloren hat)[2764] anschließt (Abb. 1199–1201, 1204). Diese öffnet sich seitlich zu den ebenfalls quadratischen Querarmen, in deren Ostwände sich hohe Nebenapsiden öffnen (Abb. 1205, 1207). Chorjoch und Querarme verfügen noch über ihre bauzeitlichen Domikalgewölbe (Abb. 1204, 1206, 1208), von denen diejenigen des Chores mittels Rippen vierteilig, diejenigen der Querarme achtteilig untergliedert sind. Das Langhaus war ursprünglich als dreischiffige Halle zu vier Jochen angelegt, wobei die Joche des Mittelschiffs leicht querrechteckig sind (abb. 1196), während

[2761] Dazu zuletzt POELCHAU, Dünamünde, 2004, S. 129 (mit weiterführender Literatur).

[2762] NEUMANN, Riga, 1912, S. 17.

[2763] Die jüngere Baugeschichte des Rigaer Domes dargelegt bei: NEUMANN, Riga, 1912, S. 23–67 (Neuzeit), 68–108 (Restaurierung der Jahrhundertwende); TACK, Paderborn und Riga, 1962, S. 235, 236; MÜHLEN, Baltikum, 1987, S. 34; ALTTOA/VASILJEVS/MINKEVIČIUS, Baltische Staaten, 1992, S. 376–377; GROSMANE, Liturgie, 2000. – Zur Restaurierung der Jahrhundertwende v. a. GROSMANE, Paradigmenwechsel, 1999.

[2764] Eine historische Photographie von 1896, abgebildet bei GROSMANE, Dom zu Riga, 2001, Abb. 6, lässt an den Zwickeln über dem Chorbogen noch deutlich die Anschlussspuren des ausgebrochenen Vierungsgewölbes erkennen.

diejenigen im südlichen Seitenschiff annähernd quadratische Form aufweisen. Das nördliche Seitenschiff ist hingegen deutlich schmaler und besitzt längsrechteckige Joche (Abb. 1211). Die Pfeiler setzen das System der Vierungspfeiler aus Kreuzpfeilern mit doppelter Abtreppung an den Ecken fort. Zwischen letztere sind im oberen Drittel von Konsolen abgefangene Dienste eingefügt. Wie in den Ostteilen sind auch im Langhaus sämtliche Gewölbe des Ursprungsbaues als Domikalgewölbe ausgebildet.

Die Befunde im nördlichen Seitenschiff, insbesondere über dem offenbar nachträglich eingefügten Nordportal (Abb. 1211),[2765] belegen, dass die Wände der Seitenschiffe – ebenso wie diejenigen von Chorquadrat und Querhausstirnen – von paarigen Rundbogenfenstern durchbrochen waren. Das Langhaus war mit einem Satteldach über dem Mittelschiff und separaten Pultdächern über den Seitenschiffen überdeckt, die gegen die über den Scheidarkaden hochgeführten ‚Obergaden'wände anschlugen.[2766] – An das Langhaus schließt sich der dreiteilige Westbau an, dem in der Mitte ein reich gegliederter quadratischer Turmbau entwächst (Abb. 1198).

Von den Bauten der südlich anschließenden Domklausur (Abb. 1196, 1197) haben sich außer den drei Kreuzgangflügeln, die den annähernd quadratischen Binnenhof (ca. 40 x 38 m)[2767] umschließen (Abb. 1224–1225), insbesondere der Ostflügel mit dem sechsjochigen Kapitelsaal (Abb. 1220–1223) und ein nördlich daran anschließender zweijochiger Raum (Abb. 1219) erhalten.

Die Bausubstanz des Domes wie auch der Klausurbauten besteht weitgehend aus Backstein des Formates 29 x 14 x 9 cm, für die Sockelzone von Chor und Querhaus, die Gebäudeecken, für die Pfeiler im Dominneren, aber auch im Kapitelsaal, das Nordportal (Abb. 1203) sowie sämtliche Kapitelle und Gesimse verwendete man jedoch Kalkstein, der größtenteils dünaaufwärts gebrochen wurde.[2768]

Es ist hier nicht der Ort, die Baugeschichte des Rigaer Domes bis ins Detail zu klären – dies sei einer eigenen, monographischen Studie vorbehalten,[2769] doch sollen hier

[2765] So GROSMANE, Dom zu Riga, 2001, S. 72.

[2766] THÜMMLER, Bedeutung, 1955, S. 168; TACK, Paderborn und Riga, 1962, S. 236–237; MÜHLEN, Baltikum, 1987, S. 35 (jeweils mit Verweisen auf die ältere Literatur).

[2767] NEUMANN, Riga, 1912, S. 12.

[2768] Angaben zu Baumaterial und Backsteinformat nach NEUMANN, Riga, 1912, S. 6–8.

[2769] Seit der Publikation von Wilhelm Neumann (NEUMANN, Riga, 1912 [Nachdruck 1975]) und den Überlegungen von Sten Karling (KARLING, Riga, 1941–1942) ist aufgrund der zeitgeschichtlichen Umstände

zumindest einige wesentliche Beobachtungen geschildert werden – insbesondere an den Ostteilen, die als älteste, stilbildende Bauteile eine außerordentliche Bedeutung haben für das Aufgreifen westfälisch-lippischer Bauformen im Baltikum.

Nach dem Legen der Fundamente wurden die Grundmauern von Chor und Querhaus zunächst aus Kalksteinblöcken ausgeführt (Phase Ia). Noch unterhalb des Abschlussgesimses der Sockelzone – an den Apsiden sogar noch deutlich tiefer – wurde dieser als außen sichtbare bzw. vorgeblendete Mauersubstanz jedoch von Backstein abgelöst (Abb. 1199, 1200). Etwa in derselben Höhe lässt sich im Inneren an den östlichen Vierungspfeilern (Abb. 1204) wie auch an der nördlichen Vorlage des Verbindungsbogens zwischen nördlichem Querhaus und Nordseitenschiff (Abb. 1209–1210) jeweils ein deutlicher, unmotivierter Rücksprung ablesen. In der darüber anschließenden Zone der nachfolgenden Unterphase (Ib) wurde dann auch in den Sichtbereichen verstärkt Backstein eingesetzt, an der genannten, z. Zt. (2001/2006) offenliegenden Vorlage zwischen nördlichem Querhaus und Nordseitenschiff zeigt sich zudem ein deutlicher Wechsel von größeren zu kleinformatigeren Kalksteinquadern. Die obere Grenze dieser Unterphase lässt sich rundum in einheitlicher Höhe am Abbrechen der äußeren Eckverquaderung ablesen (Ab. 1199–1201). Sie entspricht etwa der Höhe der Bogenansätze im Inneren. Die dritte Bauetappe (Phase Ic) umfasste das Hochführen der Wände einschließlich der Giebel sowie die Einwölbung. Möglicherweise wurden damals auch bereits die Ansätze des Langhauses begonnen, das jedoch ansonsten der Phase II angehört und dessen Außenwände und Binnenpfeiler offenbar in mehreren (hier nicht im einzelnen ausdifferenzierten) Etappen ausgeführt und eingewölbt wurden. Dabei kam es zu einer leichten Achsverschiebung (Abb. 1196), und auch das Backsteinmauerwerk lässt eine geringere Sorgfalt erkennen.[2770] Die letzte Bauphase (III) bildete dann in der Mitte des 13. Jahrhunderts der Westbau mit dem Westturm bis zum vorletzten Geschoss (Abb. 1198).[2771] Ihr dürfte auch das nachträglich eingefügte Nordportal

keine umfassende monographische Studie mehr über den Rigaer Dom erstellt worden. Eine wesentliche Füllung dieser Lücke bedeutet jedoch die jüngst abgeschlossene Dissertation von Agnese Bergholde: BERGHOLDE, Riga, 2011. Vgl. auch BERGHOLDE, Riga, 2006 (zur Baugeschichte S. 22–25).

[2770] So jeweils NEUMANN, Riga, 1912, S. 8–9.

[2771] Ebd., S. 17 nimmt eine Unterteilung in drei bzw. vier Bauphasen vor: 1. Quaderbau, 2. Vollendung von Chor und Querschiff sowie Klausurostflügel bis Südwand Kapitelsaal, evtl. Fundamentierung Langhaus (bis 1215!); 3. Vollendung des Langhauses als Halle, Abschluss des Klosterbaues; [4. Westbau]. – Vgl. auch die jeweiligen Vorschläge bei CLASEN, Grundlagen, 1939, SCHRADE, Kunstgeschichte, 1939, KARLING, Riga, 1941–1942. – GROSMANE, Dom zu Riga, 2001, S. 68–69 nimmt den Materialwechsel am Chor nur teilweise zur Kenntnis und wertet ihn nicht als Planwechsel, sondern sieht darin „lediglich eine technische Wandlung“ – die jedoch

angehören (Abb. 1203), dessen Formensprache Motive rheinisch geprägter westfälischer Prunkportale verarbeitet.[2772]

Für die Grundrissbildung der Ostteile des Rigaer Domes (Abb. 1196) wie auch für die Gliederung des Backsteinmauerwerks mit Rund- und Kreuzbogenfriesen, aufgelegten Halbrundstäben sowie das Ährenmauerwerk (opus spicatum) des Nordquerhausgiebels (Abb. 1202) etc. wurde zum Vergleich in der Forschung seit jeher immer wieder auf die Dome in Lübeck (1173/74–1247) und vor allem Ratzeburg (ab 1160 – ca. 1250; Abb. 722–724) verwiesen,[2773] zumal Bischof Philipp von Ratzeburg bei der Grundsteinlegung und den ersten Baujahren des Domes bis 1213 in Riga zugegen war, ja sogar zeitweise den abwesenden Bischof Albert vertrat.[2774] Außerdem war das Rigaer Domkapitel wie dasjenige von Ratzeburg mit Prämonstratensern besetzt. Aufgrund dieser Verbindungen wurde in der älteren Forschung zumeist angenommen, der Rigaer Dom sollte wie die Dome in Lübeck und Ratzeburg ebenfalls ein basilikales Langhaus erhalten.[2775] Dagegen sprechen jedoch die breiten Verbindungsöffnungen der Querarme zu den Seitenschiffen (Abb. 1209), die offenbar von Anfang an in dieser Breite und Höhe vorgesehen waren. Dies zeigen die Befunde an der bereits genannten Nordvorlage der nördlichen Verbindungsöffnung, deren Quader rückwärtig in völlig ungestörtes Mauerwerk einbinden (Abb. 1210), somit nicht nachträglich eingefügt worden sein können.

ebenso eine Aussage zur Baugeschichte liefern kann! Auf S. 71 schreibt sie zudem, „daß gleich zu Beginn viel mehr gebaut wurde“, etwa das nördliche und das südliche Seitenschiff, was wenig wahrscheinlich ist, da man sicherlich in Etappen gebaut und nicht alle Partien gleichzeitig begonnen hat.

[2772] Als überholt kann mittlerweile die Auffassung von KARLING, Riga, 1941–1942 gelten (ähnlich bereits ALTTOA, Rigaer Dom, 1999), der hier einen Kölner Meister am Werk sieht, womit er prinzipiell zwar nicht falsch liegt, da die westfälischen Prunkportale der Zeit um 1220/30 unverkennbar rheinische Portallösungen mit aufwendigster Bauzier rezipieren. Nicht jedoch auf diese direkt, sondern auf eben die Rezeption greift das Rigaer Portal zurück. Es jedoch mit allen Werken dieser noch spätromanisch geprägten Stilstufe im Ostseeraum in einer Werkstatt zusammenzufassen, wie noch jüngst erneut bei GROSMANE, Liturgie, 2000, S. 118, dürfte weit an der Realität vorbeigehen. – Zum Rigaer Nordportal vgl. auch die Ausführungen von BERGHOLDE, Riga, 2006, S. 37–39, 48–57 und BERGHOLDE, Riga, 2011.

[2773] NEUMANN, Riga und Reval, 1908, S. 11; NEUMANN, Riga, 1912, S. 3, 6; HOLST, Kirchliche Baukunst, 1953, S. 222; MÜHLEN, Baltikum, 1987, S. 34; POELCHAU, Dünamünde, 2004, S. 164. – Zu den Domen in Lübeck und Ratzeburg BÖKER, Backsteinarchitektur, 1988, S. 15–25 (hier findet der Rigaer Dom als früher Backsteinbau übrigens keinerlei Erwähnung!). – GROSMANE, Dom zu Riga, 2001, S. 67 verweist zudem auf den dritten Dombau Heinrichs des Löwen in Braunschweig (1173 – um 1200, Weihe 1226), dessen Ostteile in der Tat eine sehr eng verwandte Grundrissdisposition aufweisen. – Bei KARLING, Riga, 1941, S. 42–43 und GROSMANE, Dom zu Riga, 2001, S. 69–70 zum Ährenmauerwerk des Nordquerhausgiebels und Vergleichen in Ratzeburg (hiesige Abb. 624), Neukloster (Sonnenkamp) und Sorø etc..

[2774] Zum Verbleib Bischof Philipps von Ratzeburg in Livland : HUCKER, Imperiale Politik, 1987, S. 55; zur Vertretung Bischof Alberts im Sommer 1213 u. a.: NEUMANN, Riga und Reval, 1908, S. 11; NEUMANN, Riga, 1912, S. 3; zuletzt POELCHAU, Dünamünde, 2004, S. 88.

[2775] Noch GROSMANE, Baugeschichte Dom zu Riga, 1998, S. 28–29, 33–34 (entsprechend bei GROSMANE, Baugeschichte Dom zu Riga, 2007, S. 40, 41), GROSMANE, Liturgie, 2000, S. 119, 120 und GROSMANE, Dom zu Riga,2001, S. 67, 70, 77 geht weiterhin von einer ursprünglich geplanten Pfeilerbasilika aus, die erst später unter Erzbischof Albert II. Suerbeer als Halle vollendet worden sei.

Demzufolge kann bereits für die Zeit um oder bald nach 1211 die Planung eines Hallenlanghauses mit breiten Seitenschiffen angenommen werden, wobei die ablesbare Seitenschiffbreite zugleich gegen eine Halle Gebundener Ordnung (wie sie etwa bei der Großen Marienkirche in Lippstadt begegnet; siehe Kap. B.10.4.1.3.2.), spricht. Damit wäre die Planung einer Halle ohne Zwischenstützen in Riga deutlich früher als die ebenfalls ‚reinen' Hallenlanghäuser in Paderborn (ab ca. 1230) und Herford (Planung nach 1230).[2776] Möglicherweise hatte der entwerfende Baumeister sogar direkte oder indirekte Kenntnisse ‚zwischenstützenloser' westfranzösischer Hallenbauten wie insbesondere des stilprägenden Hallenchores der Kathedrale von Poitiers ([vor] 1162 – ca. 1167/75; Abb. 806–809).

In Phase Ib werden im Chorjoch und in der Vierung des Domes (Abb. 1204) etwa im oberen Drittel der Pfeilerhöhe zusätzlich zu den gestuften Wand- und Pfeilervorlagen noch kurze Dienstsäulchen eingefügt, die auf Konsolen aufruhen und als Träger der Diagonalrippen des Gewölbes dienen. Der Verzicht auf ein Herabführen dieser Eckdienste und ihr Abkragen erscheint in der monumentalen Architektur des Rigaer Domes ungewöhnlich und ist zweifellos als ein Element zisterziensischer Architektur anzusehen.[2777] Es ist anzunehmen, dass diese zisterziensischen Bauformen über die in Kloster Dünamünde tätigen Bauleute vermittelt wurden bzw. einige erfahrene Kräfte von dort an die Baustelle des Rigaer Domes ausgeliehen wurden,[2778] insbesondere wohl der planende und leitende Baumeister. Diese dürften der in Marienfeld und

[2776] Zur Bedeutung des Rigaer Domlanghauses als frühe Hallenkirche ohne Zwischenstützen, die hier nur am Rande behandelt werden kann, die vielfältige Diskussion in der Forschung: HOLST, Kirchliche Baukunst, 1953, S. 221–225; TACK, Paderborn und Riga, 1962; THÜMMLER, Raumform, 1962, S. 282; MÜHLEN, Baltikum, 1987, S. 35–37; NUSSBAUM, Gotik, 1994, S. 107; KEMPKENS, Lettland, 2003, S. 86; KEMPKENS; Bernhard II., 2008, S. 121. – Auch ALTTOA, Rigaer Dom, 1999, S. 35–37 nimmt einen früh erfolgten Wechsel zur Stufenhalle an und S. 41 aufgrund der Bauskulptur eine Vollendung bis 1254.

[2777] So bereits NEUMANN, Riga und Reval, 1908, S. 14; NEUMANN, Riga, 1912, S. 15; THÜMMLER, Raumform, 1962, S. 281; MÜHLEN, Ausstrahlung, 1985, S. 136; MÜHLEN, Baltikum, 1987, S. 36; ALTTOA/VASILJEVS/MINKEVIČIUS, Baltische Staaten, 1992, S. 377; KEMPKENS, Lettland, 2003, S. 86–87; POELCHAU, Dünamünde, 2004, S. 163. – KARLING, Riga, 1941, S. 45–46 schließt hingegen direkten zisterziensischen Einfluss aus und verweist stattdessen auf die vergleichbare Form der „Hängesäulchen" des Trierer Domes, doch erklären sich diese dort in ihrer Gestaltung durch ihren baugeschichtlichen Kontext: Sie wurden beim spätromanischen Umbau des spätantik-spätottonischen Baues zur Aufnahme der Gewölberippen eingefügt.

[2778] So zuletzt KEMPKENS, Lettland, 2003, S. 86; KEMPKENS; Bernhard II., 2008, S. 121. Dahingehende Überlegungen aber bereits bei NEUMANN, Riga und Reval, 1908, S. 11: „[..] die mancherlei Eigentümlichkeiten in der Bildung der architektonischen Details lassen den Einfluß eines aus der Kirchenbauschule der Cisterzienser hervorgegangenen Baumeisters vermuten. [...] Daß von diesen ‚Pionieren der Wildnis' einer als Baumeister am Dom tätig gewesen sei, ist höchst wahrscheinlich"; NEUMANN, Riga, 1912, S. 15–16 spricht zunächst allgemeiner von „Einflüsse[n] der Cisterzienserkunst" und stellt dann Überlegungen zu einem aus Dünamünde berufenen Klosterbruder als ‚Magister operis' an, doch spricht er sich abschließend doch eher für einen Laien aus. Konkreter äußert sich THÜMMLER, Raumform, 1962, S. 281: „Wahrscheinlich waren es Zisterzienser aus dem 1205 gegründeten und von der westfälischen Abtei in Marienfeld abhängigen Kloster Dünamünde, 10 km nordwestlich von Riga".

Lippstadt tätigen Bauhütte entstammen und von Bernhard II. zur Lippe an die Baustelle des von ihm seit 1211 geleiteten Klosters Dünamünde geholt worden sein.[2779]

Dafür spricht vornehmlich auch eine Reihe von Kapitellen in den Ostteilen, aber auch im Langhaus des Rigaer Domes, die eindeutig westfälische Gestaltungsformen aufweisen: darunter besonders aussagekräftig vor allem das Dienstkapitell in der Nordwestecke des Chorquadrates (Abb. 1212) und ein weiteres am Nordwestdienst im Ostjoch des nördlichen Seitenschiffes (Abb. 1213). Beide Stücke sind in ihrem spezifischen Aufbau aus zwei Blattkränzen mit markantem mittlerem Ovalmotiv unmittelbar zurückzuführen auf Kapitellgestaltungen in der Großen Marienkirche in Lippstadt (um 1200; Abb. 1214) und an den Viersäulenbündeln in Marienfeld (um 1190; siehe dazu eingehend Kap. C.6.2.1.1.; Abb. 313).[2780] Selbst das Profil der Kämpfergesimse stimmt in Riga und Lippstadt exakt überein!

Anzufügen sei noch der Vergleich eines figürlichen Kapitells an der südlichen Nebenapsis in Riga[2781] (Abb. 1215) mit dem östlichen Kapitell des Südportals der Stiftskirche in Langenhorst (Abb. 862): Beide zeigen jeweils halbfigurige Männergestalten mit angewinkelten, aufgestützten Armen zwischen Blättern. Kopf- und Frisurenbildung gleichen zudem dem östlichen Jünglingskapitell am inneren Nordportal in Rheda (Abb. 632).

Auch die charakteristischen Domikalgewölbe, die sich im Chorjoch und in den Querhausarmen sowie in den Langhausseitenschiffen erhalten haben (Abb. 1204,

[2779] Zur mutmaßlichen Rolle Bernhards II. zur Lippe dabei s. etwa THÜMMLER, Bedeutung, 1955, S. 167–168; ŠCHWIECHOWSKI, Backsteingotik, 1972, S. 219; LOBBEDEY, Dom zu Paderborn, 1984, S. 5; MÜHLEN, Ausstrahlung, 1984, S, 135–136; MÜHLEN, Baltikum, 1987, S. 37; KEMPKENS, Lettland, 2003, S. 86; KEMPKENS, Bernhard II., 2008, S. 120–121, 124. – GROSMANE, Dom zu Riga, 2001, S. 73 erhebt Einwände gegen die in der zitierten Literatur immer wieder postulierte entscheidende Rolle Bernhards II. zur Lippe bei der Vermittlung westfälischer Bauformen, die jedoch durch die hiesigen, auf breiter Basis stehenden Belege widerlegt werden können.

[2780] Der Kapitellvergleich erstmals bei KEMPKENS, Lettland, 2003, S. 86. Vom Verf. zudem vorgestellt in einem Vortrag zum Thema „Zur Identifizierung von Steinmetz‚persönlichkeiten' aus Westfalen auf Gotland und im Baltikum in der Zeit um 1200", gehalten am 12. November 2004 in Bamberg auf dem vom Graduiertenkolleg ‚Kunstwissenschaft – Bauforschung – Denkmalpflege' der Universität Bamberg veranstalteten Kolloquium zum Thema „Erfassung von Skulptur". Sodann bei KEMPKENS, Bernhard II., 2008, S. 123–124, dazu Abb. 102a–d. – Bereits HOLST, Kirchliche Baukunst, 1953, S. 225 sah eine „enge Verwandtschaft der frühesten Rigaer Bauornamentik (Kapitelle der Dreiviertelsäulen außen an der Chorapsis, Nordportal, Osttrakt des Kreuzganges) zu den Formen der Marktkirche in Lippstadt (dort nach Boedecker 1222–1235 zu datieren; Vorchorkapitell in Lippstadt zu vergleichen mit dem Nordpfeiler im Kapitelsaal in Riga, Kapitelle am Nordostturmjoch Lippstadt ähnlich wie die in den ältesten Teilen des Rigaer Kreuzganges usw.)" – den Zusammenhang der hier gegenüber gestellten Kapitelle scheint er jedoch übersehen zu haben.

[2781] In der Literatur wenig wahrscheinlich als Baumeister-Kapitell bezeichnet; s. dazu NEUMANN, Riga und Reval, 1908, S. 14 sowie GROSMANE, Rigas Domarchitektur, 2000, S. 20 und GROSMANE, Baugeschichte Dom zu Riga, 2007, S. 39–40; vgl. auch BERGHOLDE, Riga, 2006, S. 44–45.

1206, 1208, 1211) und die bereits seit langem als ‚westfälisch' erkannt wurden,[2782] sind eindeutig auf die stilprägenden Gewölbelösungen in Marienfeld und Lippstadt zurückzuführen. Dabei zeigt das Chorjoch noch ein vierteiliges Domikalgewölbe wie in Marienfeld, wobei die Rippen hier aber reicher erscheinen durch eine Profilierung der Vorderseite mittels dreier Grate (Abb. 1212), während die Querhausgewölbe achtteilig untergliedert sind: Im Süden (Abb. 1206) handelt es sich um farbig gefasste Grate, im Norden (Abb. 1208) um Rippen mit Fünfachtelstabprofil. Achtteilige Gewölbegliederungen tauchen in Westfalen erstmals beim Ausmalungssystem von Vierung und Querarmen in Marienfeld (Abb. 32; Kap. C.8.8.1.1.) sowie in plastischer Form beim Vierungsgewölbe der Großen Marienkirche in Lippstadt (Abb. 938; Kap. C.10.4.1.3.2.) auf. Auch für die Vierung des Rigaer Domes kann mit größter Wahrscheinlichkeit ein achtteiliges Rippengewölbe angenommen werden, da das Vierungsgewölbe sicherlich in seinem Aufwand nicht hinter den Querarmgewölben zurückstand – möglicherweise besaß es zudem sogar noch einem auszeichnenden Rippenring, wie er sich auch in Marienfeld und Lippstadt findet und auch in der Nachfolge bei einer Reihe livländischer Kirchen erscheint (s.u. Kap. C.10.4.2.5.3.). Auch im etwas jüngeren Langhaus haben sich in den Seitenschiffen die originalen, vierteiligen Domikalgewölbe (mit unterschiedlicher Rippengestaltung mittels Rundstab-, Kleeblatt- oder Rechteckprofil) erhalten (Ab. 1211), während die ursprünglichen Mittelschiffgewölbe ausgebrochen wurden, als gegen 1300 die basilikale Erhöhung des Mittelschiffs erfolgte. Diese dürften ehedem mutmaßlich ebenfalls reichere achtteilige Gewölbegliederungen aufgewiesen haben.[2783]

Über die Bauformen und Bauornamentik hinaus verbinden den Rigaer Dom auch bautechnische Aspekte mit der Abteikirche Marienfeld. So entspricht das in Riga vorfindliche Backsteinformat von 29 x 14 x 9 cm[2784] weitestgehend dem in Marienfeld ab Phase II verwendeten Dickformat von 27–29 x 13,5–14 x 9,5–10 cm. Entscheidend ist jedoch ein weiterer bautechnischer Aspekt: So ist der Rigaer Dom nicht – wie die Dome in Lübeck und Ratzeburg – als reiner Backsteinbau errichtet

[2782] Neben der bereits zitierten Literatur (vgl. Anm. 2768 sowie THÜMMLER, Raumform, 1962, S. 281) sei noch auf NUSSBAUM, Gotik, 1994, S.107 verwiesen, der betont, dass die „wuchtigen Domikalgewölbe ebenfalls eindeutig für westfälischen Einfluß sprechen".

[2783] So die Vermutung bei HOLST, Kirchliche Baukunst, 1953, S. 227.

[2784] Angabe nach NEUMANN, Riga, 1912, S. 6.

worden, sondern zeigt eine Mischverwendung von Backstein und Naturstein. Letzterer wurde insbesondere bei Architekturgliedern wie Pfeilern, Dienststummeln, Kapitellen, Gesimsen etc. eingesetzt. Diese Mischverwendung von Backstein und Naturstein und die Erstellung sämtlicher maßgeblicher Architekturgliederungen aus Haustein gehört nun aber zu den besonderen Charakteristika der Marienfelder Abteikirche, so dass eine Anregung von dort für die Mischverwendung in Riga eine große Wahrscheinlichkeit hat.[2785]

Auch am bedeutendsten Raum der Domklausur, dem Kapitelsaal im Klausurostflügel (Abb. 1196, 1220–1223),[2786] lassen sich eindeutig ‚Marienfeldische' Bauformen erkennen. Der querrechteckige Raum besteht aus sechs quadratischen Gewölbejochen, die mittig von zwei Pfeilern getragen werden (Abb. 1222), welche als Säulenbündel über Vierpassgrundriss mit aufwendig profilierten Basen und reich skulptierten Kapitellen gestaltet sind. An den Wänden dienen Konsolen als Gewölbeauflager. Die jochtrennenden Gurtbögen sind als Halbrundgurte gestaltet, die von schmalen Rundstäben begleitet werden. Die mit deutlicher domikaler Überhöhung ausgebildeten Gewölbe sind mit zugespitzten Rundstabrippen belegt (Abb. 1221), an den Kreuzungspunkten finden sich kleine Ziermotive in Form von Kreuzen, Achtecken oder Sternen. Dieselben Bau- und Detailformen, nun aber mit rechteckigem Gurtbogen, zeigt auch der nördlich angrenzende zweijochige Gewölberaum (Abb. 119).

Die Verwendung von Marienfelder Formengut zeigt sich deutlich bei der Gewölbegestaltung (Abb. 1220): So erscheinen auch hier die für die Marienfelder Klosterkirche so charakteristischen Halbrundgurte. Zwar fehlen hier die hinterlegten rechteckig profilierten Bögen – diese wären zu breit und damit zu ‚unelegant' und letztlich auch zu schwer geworden –, doch finden sich auch hier die aus Marienfeld bekannten begleitenden Rundstäbe. Die dazwischen gespannten Gewölbe folgen dem Grundschema des in Marienfeld stilprägend eingeführten Domikalgewölbes, doch

[2785] Ähnliche Überlegungen bereits bei GAUL, Rheda, 1955, S. 200.

[2786] Zum seither kaum eingehender bearbeiteten Kapitelsaal immer noch grundlegend: NEUMANN, Riga, 1892, S. 19; NEUMANN, Riga und Reval, 1908, S. 15–16; NEUMANN, Riga, 1912, S. 13. – Vgl. außerdem: HOLST, Kirchliche Baukunst, 1953, S. 227; TACK, Paderborn und Riga, 1962, S. 238, 239; MÜHLEN, Baltikum, 1987, S. 34 sowie S. 49, Anm. 15; ALTTOA/VASILJEVS/MINKEVIČIUS, Baltische Staaten, 1992, S. 376–377; KEMPKENS, Lettland, 2003, S. 86; GROSMANE, Baugeschichte Dom zu Riga, 2007, S. 38–39; KEMPKENS, Bernhard II., 2008, S. 121, 123. Ausführlicher allein BERGHOLDE, Riga, 2006, S. 31–35, 57–63. – Die Ausmaße des Kapitelsaales betragen 13,2 x 8,8 m, die Höhe der Pfeiler 182 cm.

sind sie hier weniger überhöht, da – wie in Rheda – über den Gewölben noch ein weiteres Geschoss mit flacher Fußbodenebene einzurichten war. Zudem begegnet auch hier die besondere Form der zugespitzten Rundstabrippen (Abb. 1221), wie sie in dieser Form so sonst nur aus Marienfeld bekannt ist. Des weiteren ist auf die Gewölbeschlusssteine zu verweisen, die in ihrer Ausformung mit erhabenen Verdickungen prinzipiell vergleichbar sind den Anbringungspunkten für die Rippenzierscheiben im Marienfelder Chorgewölbe.

Der Kapitelsaal wird gelegentlich in die Zeit 1211–1215 datiert, da man annimmt, dass er bereits zu den 1215 in Benutzung genommenen Räumen des Domklosters gehörte,[2787] doch sprechen die Stilformen der Kapitelle und Konsolen gegen eine solche Frühdatierung: So folgen zwar die gerippten Blattformen und diamantierten Stengel der Kapitelle (Abb. 1222) noch älterer Motivik, doch zeigen sie nicht mehr die klassische Form des Kelchblockkapitells, sondern eine reine Kelchform, aus der die erhabenen Eck- und Mittelblätter in der Art eines Knollenkapitels rundplastisch hervortreten. An den Kapitellen des nördlichen Pfeilers findet sich zudem die (missverstandene) bogenförmige Andeutung einer Kelchlippe, die auch bei den Kapitellen der Öffnungen zum Kreuzgang begegnet. Vergleichbare Kapitellbildungen mit knolligen Eckblättern und angedeuteter Kelchlippe finden sich bei den ‚moderneren' Kapitellen im Westquerhaus (um 1230–1240) des Paderborner Domes, die generell eine Reihe stilistisch eng verwandter Formen aufweisen (vgl. unten). Diese auf Motive frühgotischer Kapitellbildungen zurückgreifende, vermutlich über Paderborn vermittelte Gestaltung der Rigaer Kapitelsaalkapitelle legt ebenfalls eine Datierung um 1230/40 nahe.[2788] In dieselbe Zeit weist auch das anhand der ersten Steinlage über den Konsolen der Ostseite (Abb. 1220) noch ablesbare erste, dann aber bei der Einwölbung verworfene Gliederungskonzept des Gewölbes mit stärkeren Profilierungen der Rippen und Bögen (ähnlich auch im Kreuzgang),[2789] wie sie sich auch im Paderborner Dom an den Scheidbögen des nördlichen Armes des Westquerhauses finden.

[2787] So u. a. NEUMANN, Riga, 1912, S. 9; TACK, Paderborn und Riga, 1962, S. 239.

[2788] GROSMANE, Baugeschichte Dom zu Riga, 2007, S. 38 nimmt eine Zweiphasigkeit des Kapitelsaals – Raumhülle und innerer Ausbau mit „Schmuckelementen" – an, doch ist dies noch Baubefund zu verifizieren.

[2789] NEUMANN, Riga und Reval, 1908, S. 14; NEUMANN, Riga, 1912, S. 11, 15 (dazu Abb. 12, Mitte links) deutet sie als zisterziensische Bauformen, was jedoch nicht zwingend ist.

In einem zweiten Schritt, aber nur wenig später, dürfte der vorgelagerte östliche Kreuzgangflügel errichtet worden sein (Abb. 1196, 1223–1225). Hier begegnen in den fünf nördlichen Jochen (Abb. 1225) Domikalgewölbe mit kräftigen, jeweils unterschiedlich profilierten Gewölberippen, die unverkennbar diejenigen von Kapitelsaal und nördlich angrenzendem Raum aufgreifen und fortführen, während die anschließenden südlichen Joche (Abb. 1224) aufgrund der abweichenden Rippenprofilierung einer jüngeren Bauphase angehören.[2790] Hier im Ostflügel wie auch in den nur wenig jüngeren Kreuzgangflügeln im Süden und Westen finden sich aufwendig skulptierte Konsolsteine sowie in den 22 Kreuzgangarkaden eine Vielzahl von Kapitellen, von denen jedoch nur noch die Halbsäulenkapitelle an den Pfeilern noch aus dem 13. Jahrhundert stammen (Abb. 1216, 1217), während diejenigen der Freisäulen der (auf einem Befund beruhenden) Rekonstruktion des späten 19. Jahrhunderts unter Wilhelm Neumann angehören (Abb. 1197).[2791] Die bauzeitlichen Kapitelle und Konsolen zeigen deutlich divergierende Stil- und Gestaltungsmotive, die auf Bildhauer unterschiedlicher Herkunft verweisen.[2792] So lassen sich neben gotländisch geprägten Kapitellen auch solche mit westfälischem Gestaltungsrepertoire ausmachen (Abb. 1216, 1217). Bereits von Holst verwies 1953 auf eine „enge Verwandtschaft“ zur Bauornamentik der Großen Marienkirche in Lippstadt, ohne jedoch einen konkreten Kapitellvergleich vorzunehmen.[2793]

Tack erkannte darüber hinaus 1962 einige aufschlussreiche Parallelen zwischen der Kapitellornamentik im Bereich des Westquerschiffes des Paderborner Domes und den Kreuzgangkapitellen in Riga,[2794] beließ es jedoch zumeist bei allgemeinen Hinweisen und benannte nur wenige Vergleiche, so das Kapitell der nördlichen Halbrundvorlage des südöstlichen Vierungspfeilers in Paderborn, zu dem er ein – allerdings nur prinzipiell vergleichbares – „Gegenstück in einer der Kreuzgangarkaden in Riga“ in Beziehung setzte.[2795] Viel schlagender ist jedoch die bei ihm nicht angeführte Gegenüberstellung des Kapitells der südlichen

[2790] So bereits NEUMANN, Riga, 1912, S. 12.

[2791] S. dazu die Markierung der bauzeitlichen Kapitelle und der später erneuerten Kapitelle bei GROSMANE, Baugeschichte Dom zu Riga, 2007, Abb. S. 35, dazu die Erläuterungen S. 38.

[2792] So bereits NEUMANN, Riga, 1912, S. 15. Vgl. auch BERGHOLDE, Riga, 2006, S. 35–37, 63–76; außerdem GROSMANE, Baugeschichte Dom zu Riga, 2007, S. 39 (die dortige Zuschreibung.aller wichtigen Bildhauerwerke an einen „Hauptmeister“ ist wenig nachvollziehbar) und jüngst BERGHOLDE, Riga, 2011.

[2793] HOLST, Kirchliche Baukunst, 1953, S. 225.

[2794] TACK, Paderborn und Riga, 1962, S. 237–238, dazu Abb. 19, 24.

[2795] Ebd., S. 237.

Halbrundvorlage des nordöstlichen Vierungspfeilers in Paderborn[2796] mit dem Südkapitell in der südlichsten Arkadenöffnung des Kreuzgangostflügels in Riga, die jeweils dieselben, kompliziert ineinander verschlungenen dünnen Blattstengelmotive zeigen.

Wegweisend wurde aber insbesondere ein 1955 von Thümmler vorgenommener Kapitellvergleich: Er stellte eines der Rigaer Kreuzgangkapitelle (Abb. 1217)[2797] in eine Reihe mit fast identisch gestalteten Kapitellen in den Langhäusern der Großen Marienkirche in Lippstadt und der Liebfrauenkirche in Bremen (Abb. 1218)[2798] – eine Zusammenstellung, die er 1970 noch um weitere Beispiele in den Seitenschiffen des Bremer Domes (Abb. 1055) und der St. Ägidiuskirche in Berne (Abb. 1082, 1083) nahe Bremen ergänzen konnte,[2799] wo der betreffende Kapitelltypus jeweils sogar mehrfach verwendet wurde. Ihnen allen gemeinsam ist die motivische Gliederung und Gestaltung des Kapitellkörpers: So zeigen sie jeweils einen in der Seitenmitte aufsteigenden Blattansatz, dem zwei fleischig-glatte, am Ende gespaltene Blätter entsprießen, deren obere Blattspitzen der Kapitellecke zustreben und so die Grundstruktur des formgebenden Kelchblockkapitells noch erkennen lassen. Hinter diesen markanten Doppelblättern steigen weitere, am Ende dreifach aufgefächerte Blätter auf, deren Blattspitzen zum Teil über die Diagonalstränge der Doppelblätter hinweggreifen.

Die zum Vergleich benannten Kapitelle befinden sich in Bauten, die jeweils in unmittelbarer Verbindung mit Mitgliedern der Familie zur Lippe stehen, was hier nochmal kurz umrissen sei: Die Große Marienkirche in Lippstadt (Kap. C.10.4.1.3.2.) wurde wohl noch unter Bernhard II. selbst zu Ende des 12. Jahrhunderts begonnen und unter seinem Sohn Hermann II. fortgeführt, während die Bremer Baumaßnahmen von seinem jüngsten Sohn Erzbischof Gerhard II. von Bremen (1219–1258) initiiert wurden: So ließ er ab 1224 die Seitenschiffe des Bremer Domes umgestalten und ab 1229 die benachbarte Liebfrauenkirche neu

[2796] Ebd., Abb. 19, rechtes Kapitell.

[2797] Das nördliche Halbkapitell der Arkade des vierten Kreuzgangjochs von Norden.

[2798] THÜMMLER, Bedeutung, 1955, S. 167, dazu Abb. 5–7. Angerissen auch bei THÜMMLER, westfälische Baukunst, 1956, S. 253. Ihm folgend STEIN, Bremen, 1962, S. 85; KEMPKENS, Lettland, 2003, S. 86; KEMPKENS, Bernhard II., 2008, S. 123, dazu Abb. 101a–c.

[2799] THÜMMLER/KREFT, Weserbaukunst, 1970, S. 254–255, 256, dazu Abb. 162–165, 175.

errichten, ebenso ab 1234 die Pfarrkirche St. Ägidius in Berne (siehe Kap. C.10.4.1.3.3.5.).[2800]

Diese von Thümmler zusammengestellte Kapitellgruppe kann durch die erschließbaren Bauzeiten der Kirchen um 1220/25–1235/40 datiert werden. Aufgrund der etwas moderneren Formen, etwa dem zugespitzten Halsring, ist das Kapitell aus dem Rigaer Domkreuzgang dabei als das jüngste Beispiel der Reihe anzusehen und kann im Verein mit der übrigen Bauornamentik des Kreuzgangostflügels in die Zeit um 1240 datiert werden.

Festzuhalten ist: Es gibt zwei für die Bauskulptur des Rigaer Domes aussagekräftige Kapitellreihen: eine ältere (um 1190–1220), der die oben genannten Kapitelle im Chorquadrat (um 1215/20) und im nördlichen Seitenschiff (um 1220/30) angehören, welche Vorläufer in engstens verwandten Kapitellen in Lippstadt und Marienfeld haben (Kap. C.6.2.1.1.2.). Hinzu kommt die hier zuvor vorgestellte zweite, jüngere Kapitellreihe der Zeit um 1220/25–1235/40. Beide Reihen sowie die Kapitellvergleiche mit dem Westquerschiff des Paderborner Domes sprechen dafür, dass hier offenbar über einen längeren Zeitraum hinweg, in dem auch Neuerungen vermittelt wurden, eine Bauhütten-Verbindung zwischen Riga und Westfalen-Lippe mit der ‚Zwischenstation' Bremen bestanden hat.

10.4.2.5.2. Die Kirche von Uexküll

Neben dem Rigaer Dom zeigt auch die alte Kirche von Uexküll die Verwendung zisterziensischer, wohl über Dünamünde vermittelter Bauformen.

Der Ort Uexküll (lett. Ikšķile), ca. 30 km von Riga entfernt dünaaufwärts gelegen, hat besondere historische Bedeutung, da hier die erste dauerhafte Missionsstation im Baltikum eingerichtet wurde.[2801] Um 1182/84 gründete an einer hochwassergeschützten Stelle am Nordufer der Düna der vom Augustinerchorherrenstift Segeberg ausgesandte Kanoniker Meinhard († 1196) eine Niederlassung zur friedlichen Missionierung der Düna-Liven; 1185 ließ er, wie der

[2800] Bereits THÜMMLER, westfälische Baukunst, 1956, S. 253 stellt Bernhard II. und seinen Sohn Gerhard als wichtige Vermittler der westfälischen Sakralbaukunst heraus. Vgl. auch THÜMMLER, Bedeutung, 1955.

[2801] Zur Geschichte von Uexküll: LMA, 8, 1997, Sp. 1356 (Heinz von zur Mühlen). – Zur Kirche von Uexküll und ihrer Geschichte: THOMSON, Baltikum, 1962, S. 104; THÜMMLER, Raumform, 1962, S. 293; ALTTOA/VASILJEVS/MINKEVIČIUS, Baltische Staaten, 1992, S. 363; OGRE MUSEUM, Ikšķile, 2001; JANSONS, Uexküll, 2002; JANSONS, Uexküll, 2004.

Chronist Heinrich von Lettland berichtet, mit Hilfe gotländischer Steinmetzen eine steinerne Kirche und Burg errichten, die auch der einheimischen bekehrten Bevölkerung Schutz bieten sollten. Mit der Weihe Meinhards zum Bischof durch den Bremer Erzbischof Hartwig II. (1184–1207) wurde Uexküll zum Bischofssitz des neu geschaffenen Missionsbistums Livland, das 1188 von Papst Clemens III. (1187–1191) bestätigt und der Erzdiözese Hamburg-Bremen unterstellt wurde. Nach dem Tod Meinhards 1196 wurde Berthold, vormals Abt des Zisterzienserklosters Loccum, zum Nachfolger eingesetzt, doch fiel er bereits kurz nach der Ankunft in Livland 1198 in einer Schlacht gegen heidnische Liven. Erst dessen Nachfolger Albert I. von Buxhövden (1199–1229) konnte sich mit Hilfe von Kreuzfahrerheeren dauerhaft durchsetzen und eine geistliche Herrschaft aufrichten.[2802]

Da Uexküll nicht mit größeren Schiffen erreichbar war und zudem nicht der kanonischen Verpflichtung zur Ansiedlung der Bischöfe in Städten entsprach, verlegte Bischof Albert 1201 seinen Sitz in die – auch geostrategisch – günstiger gelegene, von ihm erst in jenem Jahr gegründete Stadt Riga, die schnell als bedeutender Handelsplatz aufblühen sollte. Uexküll blieb jedoch eine wichtige Missionsstation mit Schutzfunktion, der steinerne Burgsitz wurde bereits 1205 verlehnt.[2803] – Während seines Livlandaufenthaltes besuchte der päpstliche Legat Wilhelm von Modena auch 1225 Uexküll und veranlasste die Übertragung der Gebeine der ersten beiden hier beigesetzten livländischen Bischöfe Meinhard und Berthold in den Dom zu Riga.[2804] Wie dieser ‚Nachfolgebau' war mit Sicherheit auch die Kirche von Uexküll der Muttergottes geweiht, doch sind keinerlei Weihenachrichten überliefert.

Die weitere Geschichte Uexkülls verlief ohne besondere Ereignisse. In zweiten Viertel des 16. Jahrhunderts wurde in Uexküll wie in ganz Livland die lutherische Reformation eingeführt. Eine durchgreifende Veränderung im bis dahin nur wenig modifizierten Erscheinungsbild der Kirche bedeuteten dann jedoch die Erweiterungsmaßnahmen am Kirchengebäude im Jahre 1879 (s.u.). In diesem ‚Ausbauzustand' verblieb die Kirche von Uexküll, bis sie im Zuge des Ersten

[2802] Zur frühen Bistumsgeschichte s. LMA, 5, 1991, Sp. 2045–2048 (Norbert Angermann); LMA, 7, 1995, Sp. 847–848 (Bernhart Jähnig), jeweils mit weiterführender Lit.
[2803] HvL, IX 7: „*mittique ad castrum Ykescola Conradum de Meyendorpe, cui iam dudum castrum idem in beneficio contulerat, [...]*". – LMA, 8, 1997, Sp. 1356 (Heinz von zur Mühlen).
[2804] JANSONS, Uexküll, 2004, S. 54–55, 106.

Weltkrieges Ende 1915 in die Frontlinie geriet und bei Kampfhandlungen von der deutschen Artillerie unter Beschuss genommen und dadurch sehr stark beschädigt wurde. Da Wiederaufbaupläne nicht realisiert wurden und statt dessen an anderer Stelle eine neue evangelische Pfarrkirche errichtet wurde, verfielen die ungesicherten Ruinen. 1927, 1962 und 1969–1975 wurden umfangreiche Grabungen im Bereich der Kirche und der Burganlage durchgeführt, die die Entwicklung und Baugeschichte der Anlagen klärten.[2805] Ebenfalls 1969–1975 fanden unter dem Architekten Gunars Jansons, Riga, an der Kirchenruine dringend notwendige Konservierungs- und Sanierungsarbeiten statt. Eine erneute Gefährdung bedeutete sodann der 1975–79 angelegte Dünastausee, in dessen Fluten die Kirchenruine zu versinken drohte, so dass man die archäologischen Bereiche von Kirche und Burg mit Sand und Dolomitsplittern zuschüttete und eine die Kirchenwände schützende Insel bildete. Auf der aus Anlass der Kanonisierung Bischof Meinhards im Jahre 2000 durch Papst Johannes Paul II. in St. Meinhard-Insel umbenannten Insel wurde schließlich im Jahre 2001 zur besseren Konservierung der Kirchenruine ein Schutzdach errichtet.

Die Baugeschichte der Kirche von Uexküll konnte durch die in Jahrzehnten zusammengetragenen Forschungsergebnisse von Jansons, die er im Jahre 2004 in einer umfangreichen Studie zusammengefasst hat, weitgehend geklärt werden.[2806] Auf seinen Ergebnissen beruhen im wesentlichen die folgenden Ausführungen, die noch um eigene Überlegungen und Interpretationen ergänzt werden.

Laut den Grabungsergebnissen errichtete Meinhard zunächst ein Kirchenschiff aus Holz, dessen Fundamentreste aufgedeckt werden konnten.[2807] Daran fügte man einen quadratischen Chor mit Halbrundapsis an – möglicherweise ist hierauf die von Heinrich von Lettland überlieferte Nachricht über den Bau einer steinernen Kirche, die 1185 von gotländischen Steinmetzen gebaut wurde, zu beziehen.[2808] Diese These unterstützen auch die Verwendung des gotländischen Fußes als Maßeinheit und die

[2805] JANSONS, Uexküll, 2004, S. 20–46, 57–62, 105–107.

[2806] JANSONS, Uexküll, 2004. – Herrn Dr. h.c. Gunars Jansons, Riga, sei an dieser Stelle ganz herzlich gedankt für die Überlassung seiner Monographie zu Uexküll und weiteren Materials sowie die aufschlussreichen Diskussionen über die vielfältigen Befunde an der Kirchenruine.

[2807] Ebd., S. 107, dazu Abb. 44, Nr. 7; 47,1.

[2808] HvL, Cap. I, 2–7 (zu 1185): "*Igitur estate proxima a Gothlandia lapicide adducuntur. [...] Ante castri Ykescolensis inchoacionem pars populi baptizatur et facto castro universitas se baptizandam licet mendaciter, pollicetur. Ergo muri a fundamentis exsurgunt. Quinta pars castri sicut a predicatoris surgit expensis, sic eius cedit proprietati, ecclesie fundo ab eo primitus comparato. Perfecto demum castro baptizati recidivant, nondum renati fidem suscipere detrectant*". – JANSONS, Uexküll, 2004, S. 106, der erstmals auf diese Quellenpassage aufmerksam machte.

stilistische Verwandtschaft zu gotländischen Kirchenbauten der Zeit.[2809] Nach der Vollendung des Chores fügte man westlich anstelle der Holzkirche ein steinernes Kirchenschiff an. Dessen mittels eines Rücksprungs und eventuell eines Lisenen-Rundbogenfrieses gegliederte Südwand wurde übernommen, als man in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts einen Neubau der Kirche vornahm (Abb. 1226, 1227). Dieser erhielt einen breiteren, nun apsislosen quadratischen Chor (Außenmaße: L: 9,15 m [+ Mauerstärke Triumphbogen]; B: 11,35 m) und ein ebenfalls annähernd quadratisches Langhaus (Außenmaße: L: 14,40 m; B: 13,65 m),[2810] das durch einen quadratischen Mittelpfeiler in vier Joche aufgeteilt wird (bzw. wurde). Ein zweiter, nun runder Pfeiler auf der Kirchenachse unterteilt den Triumphbogen des Chores. Noch im 13. Jahrhundert wurde der Kirchenbau dann in das Verteidigungssystem der unmittelbar benachbarten Burganlage von Uexküll einbezogen.[2811]

Abgesehen von Umgestaltungen an den Fensteröffnungen und Giebeln während der Barockzeit blieb die Kirche in ihrer Substanz weitgehend unverändert, bis 1879 der Rigaer Architekt Johann Daniel Felsko eine Erweiterung in neugotischen Formen vornahm: An das Chorquadrat wurde ein Fünfachtelpolygon angefügt, das Kirchenschiff wurde um eine Jocheinheit verlängert und eine Vorhalle errichtet, über der ein quadratischer Turm aufstieg.[2812] Da Wiederaufbaupläne nach den schwerwiegenden Beschädigungen von 1915 nicht realisiert wurden, war die Kirchenruine in den nachfolgenden Jahrzehnten dem Verfall preisgegeben. Bei den 1969–1975 von Gunars Jansons durchgeführten Konservierungs- und Sanierungsarbeiten wurde die Substanz des 12./13. Jahrhunderts restauriert und die Ergänzungen des 19. Jahrhunderts in den stärker beschädigten Westteilen bis auf die Sockelzone abgetragen. Durch die Anschüttung der künstlichen Insel, aus der Zweidrittel der Wandhöhe der vornehmlich erhaltenen Chorpartie herausragen, und das 2001 errichtete Schutzdach sind die Ruinen der alten Kirche von Uexküll heute weitgehend vor weiterem Verfall geschützt.

[2809] JANSONS, Uexküll, 2004, S. 107, dazu Abb. 47,1.
[2810] Maßangaben nach einer Planzeichnung (Abb. 1226), die mir Herr Dr. Gunars Jansons freundlicherweise zur Verfügung stellte.
[2811] JANSONS, Uexküll, 2004, Abb. 29 D.
[2812] OGRE MUSEUM, Ikšķile, 2001, o. S. (10–12, dazu Abb. S. 10–14); JANSONS, Uexküll, 2004, S. 7–11, 105, dazu Abb. 1–3.

Der spätromanische Kirchenbau (Abb. 1227–1229) bestand aus dem quadratischen Chorjoch, das mit einem großen Domikalgewölbe überwölbt war,[2813] und dem breiteren, in vier annähernd quadratische Joche unterteilten Kirchenschiff. Die rechteckigen Gurtbögen des Schiffes ruhten in der Mitte auf einem Kreuzpfeiler mit eingestellten Eckdiensten, die in das Bogengerüst aus Gurt- und Schildbögen eingespannten Gewölbe waren als gratige Domikalgewölbe ausgebildet. Die Unterteilung des Langhauses in zwei ‚Schiffe' führte dazu, dass zur Schaffung eines notwendigen Gewölbeauflagers in den Triumphbogen ein Rundpfeiler eingestellt wurde, der in seinem oberen Drittel mittels Vorkragungen in ein Quadrat überführt wird (Abb. 1228–1230) – entsprechend abgekragte Vorlagen finden sich auch an den seitlichen Bogenpfeilern zur Aufnahme der beiden in den Triumphbogen eingefügten niedrigeren Bögen. Am mittleren Pfeiler findet sich zudem an der Westseite noch eine abgekragte Halbrundvorlage mit dreiteilig vorkragender bzw. ausklinkender, kapitellartiger Zone zur Aufnahme von Gurtbogen und Gewölbegraten der Langhausostjoche.

Befunde an der Triumphbogenwand oberhalb des Gewölbeanschlages, die infolge der Zerstörungen sichtbar wurden, zeigen, dass der Triumphbogen konstruktiv durchgeht. Dies könnte (sollte es sich nicht um einen reinen Entlastungsbogen handeln) dafür sprechen, dass zunächst ein weiter, ungeteilter Triumphbogen errichtet wurde, dieser dann aber bereits beim Weiterbau bei der Ausführung des Langhauses, als die Entscheidung fiel, dieses mit vier Jochen zu überwölben, in der beschriebenen Form unterteilt wurde.[2814]

Die Form der rechteckigen Wandvorlagen des Langhauses sowie insbesondere der zentrale Kreuzpfeiler mit eingestellten Eckdiensten zeigen an, dass das Uexküller Kirchenschiff in der direkten Nachfolge des Rigaer Domes steht. Wie dort sind die Gewölbe als Domikalgewölbe gebildet, nur wurde hier wie auch im Chorjoch auf die zusätzliche Rippengliederung verzichtet.[2815] Die Abkragungen am Triumphbogen und

[2813] Dieses bestand aus Backstein und war auch nach den schweren Beschädigungen von 1915 noch erhalten, es ist erst – wie Photographien belegen – nach 1927 eingestürzt. Vgl. JANSONS, Uexküll, 2004, Abb. 4, 15, 16 mit Abb. 17, 18.

[2814] Diese baugeschichtliche Überlegung findet sich nicht bei JANSONS, Uexküll, 2004, jedoch angedeutet bei KEMPKENS, Lettland, 2003, S. 87. – Leider ist es dem Verfasser bei einem Besuch in Uexküll am 15. September 2006 nicht gelungen, die ‚St. Meinhard-Insel' zu erreichen und die Befunde am Bau selbst zu überprüfen.

[2815] THÜMMLER, Raumform, 1962, S. 293 nimmt an, dass die Eckdienste des zentralen Kreuzpfeilers zur Aufnahme von Wulstrippen gedacht waren.

am untergestellten Rundpfeiler (Abb. 1228, 1230), die nur wenig unterhalb der Kämpferlinie angesiedelt sind, lassen auf die Rezeption zisterziensischer Architekturgestaltungen schließen, bei der das Motiv der Abkragung zu den charakteristischen Bauformen gehört.[2816] Verwiesen sei etwa etwa auf in der Anlage vergleichbare Abkragungen an den Stützen des Kapitelsaals im niederösterreichischen Zisterzienserkloster Zwettl.[2817] Es ist daher fast zwingend anzunehmen, dass diese besonderen Gestaltungsformen auf die in der Zisterze Dünamünde tätige und wohl von Marienfeld ausgehende Bauhütte zurückzuführen sind bzw. dass auch der Um- und Neubau der Kirche von Uexküll dieser marienfeldisch-lippischen Bauhütte von Dünamünde zuzuschreiben ist.[2818]

Sassen konnte darüber hinaus auf eine weitere Verbindung von Uexküll zur Marienfelder Bauhütte aufmerksam machen: So besitzt seinen Forschungen zufolge die Kirche von Uexküll „die gleichen Grundrissabmessungen wie die Kirche zu Isselhorst“,[2819] welche dem Kloster Marienfeld inkorporiert war und deren 1879 abgebrochener spätromanischer Kirchenbau von Mitgliedern der Marienfelder Bauhütte errichtet worden war (Abb. 905; siehe Kap. C.10.4.1.2.2.). Insbesondere die Chorbauten beider Kirchen stimmen in ihren absoluten Außenmaßen überein (B: je 11,35 m, T: je 9,15 m!), während die Langhäuser gewisse Abweichungen zeigen (L: Uexküll: 14,40 m, Isselhorst: 12,60 m; B: Uexküll: 13,65 m, Isselhorst: 13,20 m).[2820] Die exakten Maßübereinstimmungen der Chorbauten erscheinen frappierend, doch zeigen sich zugleich auch hier (wie bei den Langhäusern) gewisse Abweichungen, etwa bei der Mauerstärke der Chorwände, so dass man trotz der gemeinsamen Herkunft der Bauleute aus der ‚Marienfelder Bauhütte’ wohl doch nicht von einer unmittelbaren ‚Planübertragung’ von Isselhorst nach Uexküll sprechen kann[2821] –

[2816] S. dazu zuletzt UNTERMANN, Forma Ordinis, 2001, S. 655–659.

[2817] So bereits THÜMMLER, Raumform, 1962, S. 293.

[2818] So bereits ebd. und KEMPKENS, Lettland, 2003, S. 87.

[2819] SASSEN, Isselhorst, 2000, S. 10, dazu die Grundrisse S. 11. – Ihm folgend JANSONS, Uexküll, 2004, S. 79/81, 107–108, dazu Abb. 63, 64.

[2820] SASSEN, Isselhorst, 2000, S. 10 schreibt zwar „Die lettische Kirche übernimmt [...] maßgenau die Form des Chores“ und stellt auf S. 11 die maßstabsgerechten Grundrisse einander gegenüber, doch benennt er leider nicht die absoluten Maße. Diese sind einem Plan des 19. Jahrhunderts von Isselhorst, publiziert bei JANSONS, Uexküll, 2004, Abb. 64 bzw. für Uexküll einer Planskizze von Gunars Jansons entnommen.

[2821] SASSEN, Isselhorst, 2000, S. 10 sieht in der Kirche von Uexküll „eine Bauleistung der Zisterziensermönche [...], die Anfang des 13. Jahrhunderts mit Bernhard II. zur Lippe nach Lettland gingen“ und die „bei Baumaßnahmen an neuen Orten [...] gern erprobte Grundrisse [verwendeten], die den neuen Erfordernissen entsprechend angepaßt wurden“. Dies ist nicht völlig auszuschließen – zumindest hinsichtlich der Bauplanung, doch dürfte es sich (wie noch auszuführen sein wird) eher um weltliche Bauhüttenmitglieder gehandelt haben.

wahrscheinlicher ist vielmehr, dass beide Bauten nach denselben Proportionsverhältnissen und mit denselben Maßeinheiten geplant wurden,[2822] hinzu kommen die gemeinsamen Gestaltungsprinzipien, denen zufolge an das relativ breite Chorquadrat jeweils ein ebenfalls annähernd quadratisches Langhaus angefügt wurde.

Diese Beobachtungen und Überlegungen zeigen unter Berücksichtigung der entsprechenden Differenzierungen durchaus eine konzeptionelle Verwandtschaft beider Bauten und unterstreichen so noch einmal die aufgezeigte enge Verbindung der Kirche von Uexküll mit der ‚Marienfelder Bauhütte', zweifellos vermittelt über das Marienfelder Tochterkloster Dünamünde. Auch die Aufgabe der Chorapsis zugunsten eines geraden Chorabschlusses folgt zisterziensischen Bauvorstellungen. Dennoch dürfte es sich bei den ‚Vermittlern' jedoch weniger um ‚bauende Zisterzienser' sondern vielmehr um Mitglieder der in Marienfeld tätigen weltlichen Bauhütte gehandelt haben, die bestens vertraut war mit den Bauformen zisterziensischer Architektur und sich diese generell angeeignet hat.[2823]

In diesem Zusammenhang erhält schließlich noch ein Befund am Rundpfeiler unter dem Triumphbogen eine besondere Bedeutung: Hier fand sich an der abgerundeten Konsole der abgekragten westlichen Halbrundvorlage (Abb. 1231) eine deutliche Abarbeitung, die trotz der groben Meißelschläge noch eindeutig die Spuren einer fünfblättrigen Rosenblüte erkennen lässt, auch eine ältere Skizze von J. K. E. Ungern-Sternberg von 1829 belegt diese Rekonstruktion (Abb. 1232).[2824] Das Rosenmotiv legt nun ein mögliche Interpretation als ‚Lippische Rose', dem Wappenzeichen der Edelherren zur Lippe, nahe, die möglicherweise durch Bernhard II. zur Lippe († 1224), Abt von Dünamünde bzw. nachfolgend Bischof des Nachbarbistums Selonien,[2825] oder seinen Sohn Hermann II. († 1229), möglicherweise Prätendent für einen zu schaffenden livländischen Königsthron,[2826]

[2822] So bereits KEMPKENS, Lettland, 2003, S. 87.

[2823] Ebd.

[2824] JANSONS, Uexküll, 2002; JANSONS, Uexküll, 2004, S. 46–56, 106–107, dazu Abb. 15 (Befund), 40 (Zeichnung von 1829), 41 (Rekonstruktionsvorschläge). – Herr Gunars Jansons besitzt darüber hinaus einen Abguss der Konsole mit einer Rekonstruktion der Rosenblüte (Abb. 1232). Ihm sei an dieser Stelle für seine vielfältige Unterstützung herzlich gedankt.

[2825] So JANSONS, Uexküll, 2004, S. 54–56, 107. – Einem mündlichen Hinweis von Herrn Gunars Jansons folgend bereits ein Verweis auf die Lippische (?) Rose bei KEMPKENS, Lettland, 2003, S. 87.

[2826] S. dazu HUCKER, Livland, 1989; HUCKER, Königspläne, 1989; HUCKER, Bernhard II., 2008 sowie Kap. B.2.2.

nach Uexküll gelangt sein könnte. Jedoch erscheint dies – sofern die beiden lippischen Edelherren nicht als eigentliche Kirchenstifter anzusehen sind (wofür es keine Quellenbelege gibt) – an dieser prominenten Stelle im Blickzentrum der Kirche weniger wahrscheinlich. Ob Uexküll zeitweilig Hermann II., etwa als vom Schwertbrüderorden prätendierter Herrscher, als Residenz gedient hat, wie Hucker und Leidinger mutmaßen, erscheint ohne weitere Quellenbelege für diese Hypothese zumindest fraglich.[2827] Naheliegender als eine heraldische Deutung der Rosenblüte ist vielmehr eine ikonographische Lesung als Marienrose, mit der die Kirchenpatronin zeichenhaft geehrt werden sollte.[2828]

Leider sind keine Bau- oder Weihenachrichten für den spätromanischen Um- und Neubau der Kirche von Uexküll überliefert. Jansons datiert die Bauphase in die Zeit um 1226–1230 und vermutet als Anstoß für die Baumaßnahmen den Besuch des päpstlichen Legaten Wilhelm von Modena in Uexküll 1225, bei dem die Übertragung der Gebeine der ersten beiden Bischöfe Meinhard und Berthold nach Riga veranlasst wurde. Danach könnte der Neubau passiert sein.[2829] Nicht auszuschließen ist aber auch, dass die Baumaßnahmen bereits früher eingesetzt haben, etwa um 1215/20,[2830] das heißt noch zu Lebzeiten des für die frühe livländische Baukunst maßgeblichen Dünamünder Abtes Bernhards II. zur Lippe, doch sind die Bauformen zu allgemein und es fehlen insbesondere aussagekräftige Kapitelle, so dass keine genauere stilistische Datierung der spätromanischen Neugestaltung der Kirche von Uexküll möglich ist.

10.4.2.5.3. Exkurs: Über die Ausstrahlung westfälischer Bauformen im Baltikum

Der Dom zu Riga fand – wie kaum anders zu erwarten – in den ältesten Kirchenbauten der Stadt eine direkte Nachfolge. So entstand der Kernbau der

[2827] HUCKER, Bernhard II., 2008, S. 179–180; LEIDINGER, Rezension, 2009, S. 267–268.

[2828] Auch die ‚Lippische Rose' selbst ist als Marienrose zu verstehen, daher die Formübereinstimmungen. Vgl. dazu VEDDELER, Lippische Rose, 1978, S. 14–15 (Diese Interpretation ist wesentlich wahrscheinlicher als die ebd. zu findende Deutung als Minnezeichen).

[2829] JANSONS, Uexküll, 2004, S. 106.

[2830] Der Verf. dieser Arbeit datiert den Umbau ins erste Viertel des 13. Jahrhunderts, s. KEMPKENS, Lettland, 2003, S. 87. – THÜMMLER, Raumform, 1962, S. 293 datiert „frühestens in das erste Drittel des 13. Jahrhunderts". Bei ALTTOA/VASILJEVS/MINKEVIČIUS, Baltische Staaten, 1992, S. 363 findet sich als einzige Datierungsangabe die Jahreszahl ‚1185', die jedoch auf den Vorgängerbau zu beziehen ist! Ebenfalls nur historische Daten ohne eine kunsthistorische Datierung des bestehenden Baues bietet OGRE MUSEUM, Ikšķile, 2001.

heutigen St. Petrikirche,[2831] der seit 1209 belegten Hauptpfarrkirche der Stadt, im zweiten Viertel des 13. Jahrhunderts ebenfalls als dreischiffige Hallenkirche nach dem Vorbild des Domes. Davon sind infolge hoch- und spätgotischer Umbauten heute nur noch die Außenwände mit den Wandvorlagen sowie die Mittelschiffpfeiler erhalten. Das Pfeilersystem folgt demjenigen des Domes, vereinfacht es jedoch zugleich, indem es etwa auf die ‚Stummeldienste' verzichtet. Die anzunehmenden Domikalgewölbe sind nicht erhalten.

Ebenfalls in Beziehung zum Dom steht der Bau der Pfarrkirche St. Jakobi,[2832] die ab 1226 erstmals (rechtlich) fassbar ist. Den ältesten Bauteil bildet der Chor (begonnen um 1220), dessen Kapitelle Verbindungen zur Bauskulptur des Domes aufweisen[2833] und der von einem mächtigen Domikalgewölbe überfangen wird. Seine gerade geschlossene Ostwand öffnet sich in einer ‚zisterziensischen' Dreifenstergruppe, wie sie sich auch häufiger in der westfälischen Baukunst findet. Das jüngere Langhaus (2. Drittel 13. Jahrhundert) ist als Basilika angelegt,[2834] seine Pfeiler folgen dem reduzierten Stützenschema der Petrikirche.

Über die nähere Umgebung Rigas hinaus fanden die am Rigaer Dom und mutmaßlich an der Klosterkirche in Dünamünde eingeführten westfälischen Bauformen eine größere Verbreitung in Westestland, vornehmlich in den Diözesen Ösel-Wiek (Saare-Läänemaa) und Dorpat (Tartu). Dieser Bereich, in dem erstmals in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts Dänen erfolglos missionierten, erhielt mit der Erhebung Theoderichs von Treiden († 1219) zum Bischof von Estland im Jahre 1211 durch Bischof Albert I. von Riga eine feste kirchliche Struktur, zum Bischofssitz wurde die Burg Leal (Lihula) bestimmt. Das Missionswerk in Estland erlitt immer wieder Rückschläge, und am 15. Juni 1219 wurde Bischof Theoderich bei der Belagerung der Estenburg Lyndanisse (heutiger Domberg in Reval/Tallinn) im Lager der Dänen von eindringenden Esten erschlagen. Bischof Albert von Riga setzte daraufhin seinen Bruder Hermann von Buxhövden als Nachfolger ein, dieser

[2831] NEUMANN, Riga, 1892, S. 33–40; NEUMANN, Riga und Reval, 1908, S. 28–34; NEUMANN, Riga, 1912; THÜMMLER, Raumform, 1962, S. 282–283; MÜHLEN, Baltikum, 1987, S. 42–43; ALTTOA/VASILJEVS/MINKEVIČIUS, Baltische Staaten, 1992, S. 378–379.

[2832] NEUMANN, Riga, 1892, S. 24–27; NEUMANN, Riga und Reval, 1908, S. 28; NEUMANN, Riga, 1912; HOLST, Kirchliche Baukunst, 1953, S. 226; THÜMMLER, Raumform, 1962, S. 283–284; MÜHLEN, Baltikum, 1987, S. 42–43; ALTTOA/VASILJEVS/MINKEVIČIUS, Baltische Staaten, 1992, S. 377–378; KEMPKENS, Lettland, 2003, S. 87.

[2833] So bereits HOLST, Kirchliche Baukunst, 1953, S. 226.

[2834] THÜMMLER, Raumform, 1962, S. 283–284 mutmaßt eine ursprüngliche Anlage als Hallenkirche.

verlegte den Bischofssitz 1224 ins weiter südlich gelegene Dorpat (Tartu). Nach der Eroberung der Inseln Moon (Muhu) und Ösel (Saaremaa) im Frühjahr 1227 richtete Bischof Albert hier und im Küstenabschnitt Westestlands das neue Bistum Ösel-Wiek (Saare-Läänemaa) ein, Sitz des Bischofs wurde Alt-Pernau (Pärnu), nach dessen Zerstörung 1263 Hapsal (Haapsalu).

Als erster Kirchenbau entstand bald nach 1227 die Martinskirche in Wolde (Valjala) auf Ösel (Saaremaa).[2835] Den ältesten Bauteil bildet auch hier das Chorquadrat, dessen Domikalgewölbe mit acht Wulstrippen belegt sind (Abb. 1236), von denen die Orthogonalrippen im Scheitel gegen einen Rippenring stoßen, während die Diagonalrippen in einem hängenden Schlussstein enden. Eine fast identische Gewölbe- und Scheitelmotivbildung findet sich auch im Chor (2. Drittel 13. Jahrhundert) der Magdalenenkirche in Röthel (Riddala)[2836] unweit Hapsal (Haapsalu). Diese Rippenfigurationen erinnern unmittelbar an die Gewölbegliederungen von Vierung und Querhaus der Klosterkirche Marienfeld (Abb. 32; hier jedoch die Scheitelrippen jeweils nur gemalt; siehe Kap. C.5.2.3.) sowie insbesondere an das Vierungsgewölbe der Großen Marienkirche in Lippstadt (Abb. 938; Kap. C.10.4.1.3.2.). Diese charakteristischen Gewölbegliederungen der beiden Kirchenchöre in Wolde und Röthel dürften mutmaßlich über den Rigaer Dom ins Bistum Ösel-Wiek vermittelt worden sein.[2837] Die Langhäuser der beiden Kirchen entstanden dann jeweils erst in einem nachfolgenden Bauabschnitt: In Röthel finden sich gratige, aber dennoch deutlich gebuste Domikalgewölbe,[2838] während in Wolde vier- bzw. im Westjoch sechsteilige Domikalgewölbe mit dünnen, gestuften Rechteckrippen verwendet wurden, die in einem Rippenring (Mitte) oder in hängenden Schlusssteinen (Osten und Westen) auslaufen. Am östlichen Gurtbogen findet sich zudem ein Scheitelwulst sowie zwei den Bogenlauf halbierende Wülste – ein Ziermotiv, das insbesondere bei spätromanischen Kirchen im Raum zwischen Münster und Osnabrück vorkommt, zu nennen sind hier die Kirchen von Schale

[2835] TUULSE, Wehrkirchen, 1940, S. 7–12; KARLING, Riga, 1942, S. 27–32, 39 (sie datieren noch nach 1241); HOLST, Kirchliche Baukunst, 1953, S. 226–227; THÜMMLER, Raumform, 1962, S. 293; ALTTOA/VASILJEVS/MINKEVIČIUS, Baltische Staaten, 1992, S. 353; ALTTOA, Saaremaa, 2003, S. 18–25.

[2836] KARLING, Riga, 1942, S. 28, 30, 39; HOLST, Kirchliche Baukunst, 1953, S. 227 (dazu Abb. S. 222); ALTTOA/VASILJEVS/MINKEVIČIUS, Baltische Staaten, 1992, S. 333–334.

[2837] Eine ähnliche Überlegung bereits bei HOLST, Kirchliche Baukunst, 1953, S. 227. – KARLING, Riga, 1942, S. 28 bringt sie bezeichnenderweise mit dem Dom und der Liebfrauenkirche in Bremen in Verbindung. Vgl. auch THÜMMLER, Raumform, 1962, S. 290, der allgemein auf Westfalen verweist.

[2838] Das eingestürzte westliche Domikalgewölbe jüngst rekonstruiert.

(Abb. 1340), Freren und Recke (alle um 1240/60).[2839] Auf dieselbe Baugruppe verweisen auch die mit Ecksäulen und mehrfach gewirtelten Rundstäben prächtig ausgestalteten und von Giebeln überfangenen Westportale der beiden Kirchen (Abb. 1235; vgl. Freren, Abb. 1339).

Auch der bald nach der Verlegung des Bischofssitzes (1263) begonnene und 1279 geweihte Dom zu Hapsal (Haapsalu)[2840] zeigt noch deutlich westfälisch geprägte Formen (Abb. 1233). Der einfache, aber weiträumige, 11,5 m breite Saal wird von nur drei sehr mächtigen Domikalgewölben überfangen, deren östliches durch seine Achtteiligkeit das Sanktuarium besonders akzentuiert. Trotz der fortgeschrittenen Zeitstellung zeigt die (in sich durchaus heterogene) Kapitellskulptur der Kirche neben frühgotischen Bildungen auch noch deutlich spätromanisch geprägte Kelchblockkapitelle mit diamantierten Blättern etc.[2841]

In gleicher Weise zeigen die ebenfalls durchweg als Saalkirchen angelegten Dorfkirchen des Bistums, von denen sich eine größere Gruppe insbesondere auf der Insel Ösel (Saaremaa) erhalten hat, auch noch weit in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts die Verwendung von raumbeherrschenden, tief herabgezogenen Domikalgewölben. Zu nennen sind die Kirchen von Kielkond (Kihelkonna; Mitte 13. Jahrhundert), Karmel (Kaarma; nach 1261; Abb. 1238), Püha (um 1270), Liiva (nach 1267 – um 1280) auf der Insel Moon (Muhu; um 1280), Karris (Karja; 4. Viertel 13. Jahrhundert) und Peude (Pöide; Ende 13. Jahrhundert).[2842] Auch bei diesen Kirchen lassen sich einige konkrete Detailformen auf direkte Vorbilder in Westfalen zurückführen, etwa das Nordportal (Abb. 1237) der Petrikirche von Karmel (Kaarma) auf das Südportal der Großen Kirche von Burgsteinfurt.[2843] Die Kirche weist darüber hinaus – wie die Kirche in Röthel – in der Ostwand eine Dreifenstergruppe auf (Abb. 1238), wie sie ebenfalls häufiger bei flachgeschlossenen

[2839] Bereits TUULSE, Wehrkirchen, 1940, S. 11 verwies zum Vergleich auf Schale; ihm folgend KARLING, Riga, 1942, S. 28 und HOLST, Kirchliche Baukunst, 1953, S. 226; THÜMMLER, Raumform, 1962, S. 293.

[2840] TUULSE, Wehrkirchen, 1940, S. 12–13; KARLING, Riga, 1941, S. 52–53, KARLING, Riga, 1942, S. 24, 27, 32, 39; HOLST, Kirchliche Baukunst, 1953, S. 226 (dazu Abb. S. 222); ALTTOA/VASILJEVS/MINKEVIČIUS, Baltische Staaten, 1992, S. 324; KEMPKENS, Lettland, 2003, S. 87.

[2841] S. z. B. KARLING, Riga, 1941, Fig. 21; KARLING, Riga, 1942, Fig. 34–36; HOLST, Kirchliche Baukunst, 1953, Abb. S. 221 oben.

[2842] S. die entsprechenden Abschnitte zu den Kirchen bei: TUULSE, Wehrkirchen, 1940; KARLING, Riga, 1942, S. 28–30, 39; HOLST, Kirchliche Baukunst, 1953; ALTTOA/VASILJEVS/MINKEVIČIUS, Baltische Staaten, 1992 und ALTTOA, Saaremaa, 2003; vgl. auch THÜMMLER, Raumform, 1962, S. 293; KEMPKENS, Lettland, 2003, S. 87.

[2843] So TUULSE, Wehrkirchen, 1940, S. 14, dazu Abb. 8; ihm folgend HOLST, Kirchliche Baukunst, 1953, S. 226.

Chören westfälischer Kirchen – auch insbesondere des Osnabrücker Landes, etwa in Malgarten – auftreten.

Die einschiffigen, turmlosen, aber dennoch durchaus monumentalen Landkirchen des Bistums Ösel-Wiek aus dem zweiten und dritten Drittel des 13. Jahrhunderts, denen auch der Dom zu Hapsal (Haapsalu) selbst anzuschließen ist (Abb. 1233), bilden eine aufgrund des immer wiederkehrenden, nur wenig abgewandelten Grundtypus aus zwei- oder dreijochigem Langhaus und eingezogenem, apsislosem Chorquadrat eine in sich geschlossene Gruppe. Darin sind sie den zeitgenössischen mittelalterlichen Landkirchen auf Gotland vergleichbar,[2844] mit denen sie sicherlich in mancherlei Hinsicht – auch stilistisch – verwandt sind. Die entscheidenden architektonischen Anregungen dürften sie jedoch – wie jene selbst – vom Raum Westfalen aufgenommen haben. Dabei lässt sich an den Kirchenbauten über mehrere Jahrzehnte hinweg eine konsequente Verwendung westfälisch-spätromanischer Gestaltungs- und Konstruktionsprinzipien beobachten, insbesondere bei den charakteristischen Domikalgewölben, aber auch bei Detailgestaltungen wie deren Rippengliederungen oder den übergiebelten Portalanlagen mit Wirtelzier. Die Detailformen zeigen bei den älteren Bauten noch spätromanisch geprägtes Formenrepertoire, das aber ab 1270 zunehmend von gotischen Detailbildungen wie Diensten, Basen und Kapitellen, Gesimsen und insbesondere Maßwerkfenstern abgelöst wird. Dennoch bleibt der westfälisch-‚spätromanische' Charakter der Kirchenbauten gewahrt.

Diese Beobachtungen zeugen von einer über einen längeren Zeitraum hinweg bestehenden Orientierung der Bauleute im Bistum Ösel-Wiek an der Baukunst Westfalens, deren Gestaltungsprinzipien auch nach einer langsamen Lösung noch weiter tradiert und als maßgeblich empfunden wurden, ja sogar entsprechend fortentwickelt wurden.[2845]

Darüber hinaus findet sich auch im übrigen Estland eine Reihe von Kirchenbauten, die deutlich die Verwendung von aus Westfalen übernommenen Bauformen zeigen:

[2844] S. dazu ROSSVAL, Kirchen Gotlands, 1911; LAGERLÖF/SVAHNSTRÖM, Kirchen Gotlands, 1991; zu den nordbaltischen Kirchen im Vergleich zu den gotländischen s. auch ROOSVAL, baltiska Nordens, 1924.

[2845] Die „enge Anlehnung an westfälische Vorbilder" bereits bei TUULSE, Wehrkirchen, 1940 immer wieder betont (Zitat S. 11), ebenso in der nachfolgenden Literatur: HOLST, Deutsche Kunst des Baltenlandes, 1942, S. 80; HOLST, Kirchliche Baukunst, 1953, S. 226–227; MÜHLEN, Baltikum, 1987, S. 46; ALTTOA/VASILJEVS/MINKEVIČIUS, Baltische Staaten, 1992, S. 19 und bei den jeweiligen Bauten; ALTTOA, Saaremaa, 2003, S. 14–15; KEMPKENS; Lettland, 2003, S. 87.

So besitzt der (heutige) Dom zu Reval (Tallinn) im Chorquadrat ein hochaufsteigendes achtrippiges Domikalgewölbe (Abb. 1234), zu nennen sind weiterhin der dreischiffige Hallenbau der Marienkirche in Ampel (Ambla; ab Mitte 13. Jahrhundert) mit rippenlosen Domikalgewölben in Chor und Langhaus und der Nachfolgebau der Martinskirche in Türgel (Türi; 4. Viertel 13. Jahrhundert). Enge westfälische Bezüge zeigen darüber hinaus die ebenfalls dreischiffigen Hallen der Nikolauskirche in Pernau (Pärnu; 2. Hälfte 13. Jahrhundert, Gewölbe spätgotisch) und insbesondere der Laurentiuskirche von Nüggen (Nõo; Mitte bis Ende 13. Jahrhundert) mit ihrer einzigartigen, mit acht nichtaxialen Rippen belegten ‚Chorkuppel' und den achtteiligen Domikalgewölben des Langhausmittelschiffs.[2846]

Lässt sich somit ein Beibehalten und verselbständigtes Fortführen des charakteristischen ‚westfälischen' Domikalgewölbes in der Architektur Estlands bis in die Zeit um 1300 beobachten, so sind doch deren Ursprünge und die entscheidende ‚Erstvermittlung' beim Dom zu Riga und der mutmaßlich daran beteiligten ‚Marienfeldischen' Bauhütte aus Dünamünde zu suchen. Durch sie ist zweifellos maßgeblich der Boden für ein Aufgreifen und Aufblühen westfälischer Bauformen in der entstehenden Architektur Livlands bereitet worden, das neben den kirchlichen Kräften sicherlich von den vornehmlich aus Westfalen und Niedersachsen stammenden Kaufleuten und Neusiedlern entscheidend mitgetragen wurde.

10.4.2.6. Die Zisterzienserabteikirche in Varnhem in Mittelschweden

Zu den nordeuropäischen Nachfolgebauten der Marienfelder Abteikirche gehört auch die ehemalige Zisterzienserabteikirche in Varnhem (Abb. 1239–1263), unweit des Bischofssitzes Skara in Västergötland in Mittelschweden,[2847] worauf erstmals Thümmler aufmerksam machte.[2848] Das Kloster wurde im Jahre 1150 von Alvastra

[2846] S. die entsprechenden Abschnitte zu den Kirchen bei: HOLST, Kirchliche Baukunst, 1953, S. 226, 227; ALTTOA/VASILJEVS/MINKEVIČIUS, Baltische Staaten, 1992; außerdem HOLST, Riga und Reval, 1952; THÜMMLER, Raumform, 1962, S. 285–286; MÜHLEN, Baltikum, 1987, S, 46. Vgl. auch KEMPKENS; Lettland, 2003, S. 87.

[2847] Grundlegend dazu: EDENHEIM/ROSELL, Varnhem, 1982; außerdem: THÜMMLER, Visby–Varnhem, 1967, S. 91–96; BICKEL, Kunst der Cistercienser, 1974/86, S. 249, 287, 289; KARLSSON, Varnhemsgruppen, 1983; ZEITLER, Schweden, 1985, S. 407–412; KARLSSON/SIGSJÖ, Varnhem, 1987; UNTERMANN, Forma Ordinis, 2001, S. 433–434 (hier irrtümlich auf Gotland lokalisiert), dazu Abb. 249, 250. – Mein besonderer Dank gilt Sven Ekman, der mich bei meinem dreitätigen Forschungsaufenthalt in Varnhem im September 2001 sehr liebenswürdig betreut hat und mir alle Räumlichkeiten zugänglich gemacht hat.

[2848] THÜMMLER, Visby–Varnhem, 1967, S. 91–96. – Ihm folgend in Schweden: EDENHEIM/ROSELL, Varnhem, 1982, S. 56–57; KARLSSON, Varnhemsgruppen, 1983, S. 141, 171; KARLSSON/SIGSJÖ, Varnhem,

(am Vätternsee) aus besiedelt, das seinerseits direkt von Clairvaux aus gegründet wurde. Über die frühe Geschichte des Klosters und seiner Bauaktivitäten ist nur recht wenig überliefert. Erst im 13. Jahrhundert werden die Quellen umfangreicher. Zu jener Zeit avancierte die Zisterze Varnhem zur Grablege der schwedischen Königsfamilie – so fanden hier u. a. Birger Jarl (um 1210–1266), Regent/Reichsverweser von Schweden, seine erste Gemahlin Ingeborg († 1254), Schwester von König Erik IX. (*1216, 1222–1250), und eventuell auch seine zweite Gemahlin Mechthild von Schauenburg-Holstein (1220/25–1288), eine Urenkelin Bernhards II. zur Lippe, sowie sein jüngster Sohn aus erster Ehe, Herzog Erik (1250–1275), hier ihre letzte Ruhestätte.

Bei machtpolitischen Kämpfen um das schwedische Unionskönigtum wurde das Kloster 1394 in Brand gesteckt, wovon es sich nur schwer erholte. 1527 wurde infolge des Reichstages von Västerås, der die Einführung der Reformation und die Konfiszierung der Kirchengüter beschloss, die Auflösung des Klosters und die Einziehung seiner Güter zugunsten der Krone vollzogen, damit wurde die Klosteranlage in ein Landgut umgewandelt. Die noch erhaltenen Klostergebäude wurden dann 1566 im Nordischen Siebenjährigen Krieg von dänischen Truppen niedergebrannt. 1574 ließ König Johann III. (*1537, 1568–1592) die seit 1566 dachlose Kirche zu Ehren seiner königlichen Vorfahren wiederherstellen. 1647 schließlich schenkte Königin Christina (*1626, 1632/44–1654, † 1689) den Besitz Varnhem und weitere Güter an Magnus Gabriel de la Gardie, die schon 1648 geplante Restaurierung der Kirche führt er aber erst 1654–1664 aus. Auch ihm, der König Karl X. (*1622, 1654–1660) als Reichskanzler diente, ging es um die Bewahrung der mittelalterlichen Königsgrablege, um so die neu entstandene schwedische Großmacht auf eine bedeutende, ruhmreiche Vergangenheit zurückführen zu können. Die Wiederherstellungsarbeiten an der Kirche plante Matthias Holl, Sohn des Augsburger Stadtbaumeisters Elias Holl. Kleineren Umbauten im 19. Jahrhundert folgte 1908–11 und 1918–23 eine umfangreiche Gesamtrestaurierung der Kirche unter der Leitung von Sigurd Curman, die vornehmlich das mittelalterliche Erscheinungsbild der Kirche zurückgewinnen wollte und bis heute den Gesamteindruck des Kircheninneren prägt.

1987; S. 36; in Westfalen: MÜHLEN, Ausstrahlung, 1984, S. 135 (mit Abb.); MÜHLEN, Baltikum, 1987, S. 41.

Die Baugeschichte der Klosterkirche ist trotz verschiedener, umfangreicher Untersuchungen[2849] bis heute nicht restlos geklärt. Allgemein wird angenommen, dass das Langhaus und Teile des Querhauses noch weitgehend die Bausubstanz der ersten, ab ca. 1160 errichteten Basilika enthalten, die dann beim großen Klosterbrand 1234 beschädigt und danach in der heutigen Form mit Rippenwölbung und neuem Chorhaupt wiederhergestellt worden sei (Abb. 1239). Edenheim betrachtet diesen romanischen Bau als einheitlich errichtet und mutmaßt vorsichtig eine Disposition der Ostteile nach ‚Bernhardinischem Plan', das heißt mit flach schließendem Chorjoch, das von je zwei Kapellen an den Querhausostseiten flankiert wird.[2850] Auch Karlsson nimmt für diesen Bereich, für den die Ausgrabungen 1920 keine eindeutigen Befunde erbrachten,[2851] eine solche Disposition an, sieht jedoch in diesen Ostteilen eine erste, wie beim Mutterkloster Alvastra stark französisch (besser: burgundisch) geprägte erste Bauphase. Das Langhaus hält er für eine zweite Bauphase, bei der stärker Elemente deutscher Kirchenbaukunst zum tragen kämen, wie etwa die abwechselnd stärker und schwächer dimensionierten Arkadenpfeiler, die auf eine zumindest geplante Einwölbung im Gebundenen System hindeuten.[2852]

Für das Sanktuarium mit im Rund geführten Umgang und einem außen ebenfalls halbrunden Kapellenkranz (Abb. 1239, 1241, 1244) wird immer wieder auf das Vorbild des 1148–1174 errichteten Umgangschores mit Kapellenkranz des Varnhemer Großmutterklosters Clairvaux verwiesen.[2853] Er wird von allen Autoren mit der Wiederherstellungsphase nach dem Brand von 1234 verbunden, doch ist dies durchaus nicht zwingend. Es sei hier die Überlegung erlaubt, ob das Sanktuarium mit Umgang und Kapellenkranz bereits deutlich früher, um 1200, begonnen wurde und dann nach dem Brand von 1234 nur eine Wiederherstellung erfuhr. Auf eine solche Zweiphasigkeit könnte die äußerst einfache, ja fast ungelenke Grundanlage der Kranzkapellen deuten, die dann möglicherweise bei der Wiederherstellung der Kirche nach 1234 nur eine neue Einwölbung in Form eines Rippengewölbes

[2849] Insbesondere EDENHEIM/ROSELL, Varnhem, 1982; KARLSSON, Varnhemsgruppen, 1983; KARLSSON/SIGSJÖ, Varnhem, 1987.
[2850] EDENHEIM/ROSELL, Varnhem, 1982, S. 54–55 (Ralph Edenheim), 249.
[2851] Vgl. EDENHEIM/ROSELL, Varnhem, 1982, Abb. 130; ebenso UNTERMANN, Forma Ordinis, 2001, S. 432, Anm. 4.
[2852] KARLSSON/SIGSJÖ, Varnhem, 1987, S. 33–35 (Jan O. M. Karlsson), dazu Plan S. 33.
[2853] THÜMMLER, Visby–Varnhem, 1967, S. 91; BICKEL, Kunst der Cistercienser, 1974/86, S. 249; EDENHEIM/ROSELL, Varnhem, 1982, S. 54–55, 249; ZEITLER, Schweden, 1985, S. 410; UNTERMANN, Forma Ordinis, 2001, S. 433–434.

erhielten, das in der Achskapelle auf Ecksäulchen, in den vier übrigen auf Konsolen ruht. Der ersten Chorbauphase ist möglicherweise auch noch die Brüstungsmauer zwischen Umgang und Binnenchor (Abb. 1253) zuzurechnen, die an die vergleichbare Lösung im rheinischen Heisterbach (Ostteile 1202–1227) erinnert. Der auffällige Stützenwechsel zwischen kräftigen Achteckpfeilern und zierlichen Rundpfeilern, der immer wieder hervorgehoben wird,[2854] liegt darin begründet, dass erstere die höher geführten, gestelzten Rundbögen in der Mittelachse sowie in der östlichen Arkadenachse des Chorjochs tragen, während letztere die Zwischenstützen bilden. Die gestelzten Rundbögen hängen mit den hier entsprechend höher eingewölbten und allein mit Fenstern versehenen Jochen des Umgangs zusammen, die außen als höchst ungewöhnliche Zwerchhäuser in Erscheinung treten (Abb. 1241, 1244) und die der Belichtung des Umgangs und des Binnenchores dienen. Anstelle der schlankeren Rundpfeiler könnten sich ehedem ebenfalls Achteckpfeiler befunden haben, die dann bei der Wiederherstellung nach 1234 durch die heutigen Stützen ersetzt wurden. Auf ein solches nachträgliches Ersetzen deutet der Umstand, dass die Rundpfeiler nicht axial unter dem Arkadenzwickel sitzen und dass sich nur hier Blattwerkornamentik und eine Konsolabkragung findet wie bei den eindeutig nach 1234 entstandenen Teilen, während im Chorumgang sonst nur einfach profilierte Konsolen und Gratgewölbe erscheinen.

Offenbar war bei Baubeginn der Binnenchorstützen zudem noch nicht an die heutige Einwölbung gedacht, denn die Pfeilervorlagen des Apsisgurtbogens und die Konsolen der Rippengewölbe erscheinen als recht ungeschickt an die Flanke der seitlichen Stelzbögen angearbeitet (Abb. 1253) – erstere enden unten auf einer zusätzlichen Profilkonsole über der profilierten Deckplatte der Achteckpfeiler, ihre Kapitellzone ist mit dem Kapitell der unmittelbar darunter abgekragten Rippenkonsole aus einem Werkstück gefertigt. Schließlich scheinen auch die östlichen Vierungspfeiler auf die bereits vorhandenen Arkadenbögen des Chorjochs Rücksicht genommen zu haben (s.u.).

Der Hauptakzent der spätromanisch-frühgotischen Wiederaufbauphase liegt neben dem Ausbau des Sanktuariums insbesondere auf der weitgehenden Neueinwölbung der Kirche – nur die Seitenschiffe behielten ihre älteren Kreuzgratgewölbe, deren

[2854] So zuletzt UNTERMANN, Forma Ordinis, 2001, S. 434.

Gurtbögen lediglich an den Außenwänden auf neu eingefügten Stummelsäulchen auf Konsolen abgefangen wurden.[2855] Im Chorhaupt wurde offenbar der Apsisgurtbogen in der beschriebenen Form nachträglich eingefügt und die Apsis mit einer Halbkuppel eingewölbt (Abb. 1254), in die die Stichkappen der vier Obergadenfenster einschneiden und die mit dreiteiligen Rundstabrippen unterlegt ist, welche auf Konsolvorsprüngen innerhalb des Stockgesimses aufruhen. Deren Unterseiten zeigen vierblättrige Blüten, die ebenso an Konsolverzierungen in Marienfeld (Abb. 365, 367) erinnern wie die gratige Schärfung des mittleren Rippenrundstabes.

Im Rahmen der Wiederherstellungsarbeiten wurden die östlichen Vierungspfeiler offenbar völlig neu errichtet (Abb. 1252, 1253). Darauf deutet insbesondere ihr Material: Während sie vollständig aus lagenweise versetzten Sandsteinquadern bestehen,[2856] sind die noch zum hochromanischen Bau gehörenden westlichen Vierungspfeiler wie dessen übrige Pfeiler aus dünnen Kalksteinplatten geschichtet, nur in ihrem oberen Bereich wurden sie beim Umbau nach 1234 entsprechend ihren östlichen Pendants in Quadertechnik aufgestockt (Abb. 1255, 1256; s.u.).

Die östlichen Vierungspfeiler folgen in ihrem Aufbau dem charakteristischen Anlageschema des ‚Marienfelder Pfeilers' aus kreuzförmigem Pfeilerkern, mittig vorgesetzten Halbrundvorlagen und eingestellten Eckdiensten (Abb. 13; siehe Kap. C.5.2.1., C.5.2.4.). Letztere sind wie in Marienfeld als En-délit-Dienste aus größeren Schaftstücken zusammengesetzt. Eine Abweichung vom Regelmaß bedeutet die Tatsache, dass der kreuzförmige Pfeilerkern keinen quadratischen, sondern einen querrechteckigen Zuschnitt aufweist (Abb. 1239): So übernehmen zwar die westlichen Rechteckvorlagen der Pfeiler die Breite derjenigen der gegenüberliegenden westlichen Vierungspfeiler, die nach Süden und Norden gerichteten Rechteckvorlagen jedoch nicht. Diese konnten die Breite der nach Westen und Osten gewandten Vorlagen nicht übernehmen, da die Pfeiler in ihrer weiteren Ausdehnung nach Osten durch die bereits vorhandenen Arkadenbögen der älteren Chorbauphase begrenzt waren, so dass es zwangsläufig zu der querrechteckigen Kernform kam. – Der im Grunde überflüssige Eckdienst auf der

[2855] EDENHEIM/ROSELL, Varnhem, 1982, Fig. 45.

[2856] Beispielhaft seien hier die Lagenhöhen des nordöstlichen Vierungspfeilers genannt (in cm): 1. 33; 2. 29; 3. 12; 4. 27,5; 5. 27; 6. 28,5; 7. 35,5; 8. 32,5; 9. – 23. nicht eingemessen.

zum Chorumgang gerichteten Seite wurde hier für eine zusätzliche Bogenstufe des Verbindungsbogens zwischen Querhaus und Umgang genutzt, der außenseitig auf einem entsprechenden Pendant aufruht.

Das Grundschema des ‚Marienfelder Pfeilers' aus kreuzförmigem Pfeilerkern, vorgesetzten Halbrundvorlagen und eingestellten Eckdiensten wurde auch für die oberen Partien der westlichen Vierungspfeiler übernommen (Abb. 1255, 1256). Dabei läuft wie in Marienfeld die östliche (in ihrem unteren Teil noch zum hochromanischen Kernbau gehörende) Rechteckvorlage bis unten durch, während die zum Mittelschiff gerichteten Rechteckvorlagen wie dort kurz unterhalb der Kapitellzone abgekragt werden. Auch die übrigen, nachträglich in die älteren Obergadenwände eingefügten Konsolen des Mittelschiffs (Abb. 1249–1251, 1259–1261) übernehmen das Pfeilerabkragungsschema nach Marienfelder Muster (ausführlich dazu Kap. C.6.2.3.3.1.). Die in Varnhem bereits mittels der jüngeren Form der Knospenkapitelle gestaltete Kapitellzone ist bei den westlichen Vierungspfeilern und den Pfeilerabkragungen im Mittelschiff wie in Marienfeld als Kapitellband gestaltet, bei den östlichen Vierungspfeilern (Abb. 1252) besitzen abweichend nur die Rundelemente der Halbrundvorlagen und der Eckdienste Kapitelle. Dies hängt vermutlich damit zusammen, dass auf der Nord- und Südseite aufgrund der hier nur sehr schmalen Rechteckvorlagen zu wenig Platz für ein eigenes Rechteckvorlagenkapitell verblieb und darauf verzichtet wurde, zumal der Oberteil des Kapitells der Halbrundvorlage deren gesamte Breite erreichte. Diesem Schema folgend, fertigte der Bildhauer dann auch für die westlichen Halbrundvorlagen Kapitelle an, deren obere Partien die Breite der – hier allerdings wesentlich breiteren – Rechteckvorlagen erreichten und daher eine ungewöhnliche, zunächst etwas unmotiviert erscheinende ausladende Form erhielten.[2857]

Über den Pfeilern und Pfeilerabkragungen steigen die Gurtbögen auf (Abb. 1249–1252), die sich den Vorlagenelementen entsprechend aus einem rechteckigen Bogenprofil und einem halbrunden Unterzug zusammensetzen – auch darin eindeutig dem Marienfelder Vorbild folgend.[2858]

[2857] S. dazu EDENHEIM/ROSELL, Varnhem, 1982; Fig. 43.
[2858] So bereits THÜMMLER, Visby–Varnhem, 1967, S. 93; BICKEL, Kunst der Cistercienser, 1974/86, S. 289.

Anders als in Marienfeld finden sich in Varnhem keine Schildbögen, so dass kein einheitliches Bogengerüst entsteht. Die zwischen den Gurtbögen eingefügten Gewölbe zeigen ebenfalls Abweichungen gegenüber dem Marienfelder Vorbild: Zum einem weisen sie nur noch eine schwache Busung auf, können also nicht mehr als richtige Domikalgewölbe bezeichnet werden, zum zweiten ruhen ihre Diagonalrippen ungewöhnlicherweise auf zusätzlich über der einheitlichen Kämpferlinie eingefügten Säulchen auf. Dieses Motiv geht – ebenso wie die unterlegten Rippen der Apsiskuppel (Abb. 1254) – auf die Einwölbung des St. Laurentiusdomes im südschwedischen, einstmals jedoch dänischen Lund zurück, die ebenfalls nach einem Brand im Jahre 1234 neu eingefügt wurde.[2859] Bis zur Restaurierung des Domes 1860–1880 durch Helgo Zettervall waren dessen Mittelschiffjoche mit sechsteiligen Rippengewölben versehen (heute vierteilig),[2860] die in ihrer Schema auf die Mittelschiffgewölbe des Limburger Domes (ausgeführt bald nach 1205; Abb. 1352) zurückgehen.[2861] Bei sechsteiligen Gewölben ergibt sich die Notwendigkeit, oberhalb der Kämpferlinie zusätzlich kurze Säulchen einzufügen, um eine übermäßige Stelzung der schmaleren Schildbögen wie auch der Transversalrippe zu vermeiden, während die weiter gespannten Diagonalrippen unmittelbar auf der Kämpferlinie ansetzen. In dieser Form findet sich die sinngemäße Verwendung der eingefügten Zwischensäulchen auch in Limburg,[2862] während der Baumeister der Wölbung in Lund den Sinn der Zwischensäulchen nicht richtig verstand und – entgegen der Idee des Systems – auch die Diagonalrippen auf diesen Zwischensäulchen beginnen ließ. Dieses Motiv der zusätzlichen Säulchen übertrug er dann zudem noch absurderweise (da völlig unnötig) auf die vierteiligen Wölbungen der Vierung und des Chorquadrates, von wo wiederum der planende Baumeister der Varnhemer Einwölbung dieses missverstandene, aber durchaus dekorative Motiv übernahm.[2863]

[2859] So u. a. THÜMMLER, Visby–Varnhem, 1967, S. 93; KARLSSON, Varnhemsgruppen, 1983, S. 141.

[2860] S. dazu KARLSSON, Varnhemsgruppen, 1983, S. 141, dazu Bild 1, 2; ZEITLER, Schweden, 1985, S. 300, 303.

[2861] Zum Limburger Dom s. zuletzt KLOFT, Limburg, 2004, zur Datierung des Obergadens S. 45, zu den Schildbogensäulchen s. Abb. 5. – Bereits THÜMMLER, Visby–Varnhem, 1967, Anm. 27 mutmaßte eine Anregung der sechsteiligen Wölbung durch den Limburger Dom.

[2862] Zu den Schildbogensäulchen s. etwa KLOFT, Limburg, 2004, Abb. 5.

[2863] THÜMMLER, Visby–Varnhem, 1967, S. 93 ist daher in Bezug auf Varnhem zu widersprechen, wenn er schreibt: „Man gewann dadurch reinere Bogenformen in der Wölbung und konnte auf die bei nicht genau quadratischem Grundriss sonst notwendig werdende unschöne Stelzung der Gewölbe verzichten“.

Mit dem Dom zu Lund verband die Klosterkirche in Varnhem darüber hinaus auch das Motiv der unter einem Spitzbogen zusammengefassten, gestaffelten Dreifenstergruppe, denn bis zu Zettervalls Umgestaltungsmaßnahmen befand sich auch in der Westfront des Domes zu Lund eine solche Dreifenstergruppe[2864] – wie dort, war sie auch in Varnhem ehemals größer (Abb. 1242), ihr unterer Teil wurde bei der Umsetzung des Westportals von der Nordfront des nördlichen Seitenschiffs in die Mitte der Westfassade unter de la Gardie vermauert (Abb. 1247).[2865] Vermutlich hatte der Baumeister der Domkirche im einstmals dänischen Lund dieses typisch zisterziensische Fenstermotiv von der mittelschwedischen Klosterkirche übernommen, das dort seinerseits vermutlich von Zisterzienserkirchen mit westlichen Dreifenstergruppen wie etwa im rheinischen Heisterbach (vor 1237) angeregt worden war.[2866] Wie die Dreifenstergruppe der Westfront, so wurden offenbar auch die von Sandsteinrahmen eingefassten Fenster des Langhauses beim Umbau nach 1234 anstelle älterer, kleinerer Öffnungen eingebaut (Abb. 1243, 1244) – die innere Aufweitung der Fenstergewände im Mittelschiff und im südlichen Seitenschiff geht allerdings erst auf die Erneuerungen unter de la Gardie zurück.[2867] Ebenfalls erst nachträglich während der spätromanischen Wiederherstellungen eingefügt wurden die Rose und das Portal des Nordquerhauses (Abb. 1245, 1246), wodurch dieses eine deutliche Aufwertung erfuhr. Während erstere nur in ihrer Grundanlage als achtblättrige ‚Blüte' mit zentralem Okulus an die Marienfelder Westrose (Abb. 1288; Kap. C.5.6.6.) erinnert, ansonsten aber mit den durchbrochenen Zwickeln eine deutlich fortgeschrittenere Stufe vertritt,[2868] lässt das Portal darunter noch deutliche Reminiszenzen an das Nordquerhausportal in Marienfeld erkennen (Abb. 237; siehe dazu ausführlich Kap. C.5.5.1.3.). Dies gilt insbesondere für die Übergiebelung des Portalbogens, die in beiden Fällen das Nordportal als ein zweites Hauptportal akzentuiert – ungewöhnlich genug, denn an

[2864] S. dazu KARLSSON, Varnhemsgruppen, 1983, S. 141, dazu Bild 5.

[2865] Ebd., S. 141–142, dazu Bild 6; vgl. auch EDENHEIM/ROSELL, Varnhem, 1982, S. 66, dazu Fig. 53.

[2866] Zu Westfassaden mit Dreifenstergruppen s. BICKEL, Kunst der Cistercienser, 1974/86, S. 193–202 (mit Aufrissen); das dort nach Heisterbach ebenfalls aufgeführte dänischen Løgum entstand lt. UNTERMANN, Forma Ordinis, 2001, S. 476 erst im 14. Jh (ebd. S. 660–669 leider wenig ergiebig zu zisterziensischen Dreifenstergruppen).

[2867] S. dazu EDENHEIM/ROSELL, Varnhem, 1982, S. 66, dazu Fig. 57a.

[2868] In ihrer heutigen Substanz stellt sie eine Erneuerung der Jahre 1889–1891 dar, Originalfragmente, die das genaue Kopieren ihrer Bauformen belegen, haben sich jedoch im Klostermuseum erhalten. – Die Rose des Südquerhauses stellt gar eine völlige Neuschöpfung dieser Restaurierungsmaßnahme dar. – S. dazu EDENHEIM/ROSELL, Varnhem, 1982, S. 65–66.

dieser Stelle findet sich bei Zisterzienserkirchen üblicherweise nur die äußerst schlichte *porta mortuorum*, die Totenpforte. Auch beim zeitgleichen Westportal (Abb. 1248) mit seinem dreiteilig gestuften Säulengewände, das sich ursprünglich (wie erwähnt) in der Stirnseite des nördlichen Seitenschiffes befand (Abb. 1242),[2869] zeigt sich die Rezeption westfälischer Bauformen, etwa der Portale von St. Nicolai in Lemgo (Westportal, um 1240/50; Abb. 975) und St. Ägidius in Wiedenbrück (Nordquerhausportal, um 1250/60).[2870] Diese sind ihrerseits jedoch auf Vorbilder der rheinischen Spätromanik zurückzuführen, verwiesen sei hier auf das Nordportal des Bonner Münsters (um 1220) und das Westportal (2. Viertel 13. Jahrhundert) von Groß St. Martin in Köln (Abb. 1404), die vergleichbare Gestaltungsmotive einschließlich der Wirtel der Archivoltenwülste besitzen. Beide Varnhemer Portale haben dann in der näheren und weiteren Umgebung eine reiche Nachfolge gefunden, insbesondere an der Kirche in Skövde (Abb. 1265).[2871]

Neben den Großformen der Architektur, das heißt dem Pfeiler-Bogen-Gerüst und der Nordportalrahmung, belegen schließlich auch eine Reihe von Detailformen die Verbindung zwischen Varnhem und Marienfeld. Hier sind zum einen die Blütenmotive an den Unterseiten verschiedener Konsolen zu nennen, etwa unter den Rippenkonsolen der Chorapsis, bei einer Reihe von Halbrund- und Dienstkonsolen der Abkragungen des Mittelschiffes (Abb. 1260–1261; siehe Kap. C.6.2.3.3.1.) wie auch auf der Unterseite der Piscina in der Kapelle (‚Sakristei') im Winkel zwischen Nordquerhaus und Langhaus,[2872] die sich auf entsprechende Motive an den Konsolunterseiten der westlichen Pfeilerabkragungen in Marienfeld (Abb. 365, 367) zurückführen lassen. Noch enger ist jedoch die Übereinstimmung zwischen der Konsole unter der nördlichen Halbrundvorlage des Wulstunterzuges des westlichen Vierungsbogens (Abb. 1258) und den Vorlagenkonsolen der östlichen Vierungspfeiler in Marienfeld (Abb. 372–375), worauf Thümmler erstmals aufmerksam machte:[2873] Trotz gewisser Unterschiede werden die auffälligen Übereinstimmungen mit den Marienfelder Konsolen deutlich, insbesondere der

[2869] Zu den Befunden ausführlich EDENHEIM/ROSELL, Varnhem, 1982, S. 23/25, 64, dazu Fig. 30, 31, 53–54.
[2870] S. dazu v. a. KARLSSON, Varnhemsgruppen, 1983, S. 158–162, dazu Bild 30, 31.
[2871] KARLSSON, Varnhemsgruppen, 1983, S. 152–158, dazu Bild 16–28.
[2872] S. dazu EDENHEIM/ROSELL, Varnhem, 1982, S. 46, dazu Abb. 49 (die die Piscina allerdings nur in der Aufsicht zeigt).
[2873] THÜMMLER, Visby–Varnhem, 1967, S. 93.

Wulst mit Schuppenfriesdekor, der in entsprechender Weise von einer Platte und einer Kehle eingefasst wird. – Eine in ihrem Grundaufbau identische Konsole findet sich an der Ostseite des westlichen Vierungspfeilers in Varnhem (Abb. 1255), hier fehlt jedoch jegliche Oberflächengestaltung, so dass anzunehmen ist, dass die Konsole im halbfertigen Zustand versetzt wurde; eine weitere Konsole mit gedrehtem Blattzipfel findet sich im Bestand des Klostermuseums.[2874]

Die ungewöhnlichen Übereinstimmungen belegen eine deutliche Abhängigkeit der Varnhemer Schuppenfrieskonsole und ihres Gegenstücks von den Marienfelder Vorlagenkonsolen, so dass zweifellos eine Orientierung des entwerfenden Bildhauers an den älteren Marienfelder Vorbildern anzunehmen ist (dazu ausführlich Kap. C.6.3.5.). Darüber hinaus lassen sich auch, wie Thümmler aufzeigte, die an verschiedenen Stellen in der Kirche verwendeteten Kopfkonsolen – an den Konsolen von Halbrundvorlagen (Abb. 1257) und Eckdiensten des Mittelschiffes, in einer der Chorkapellen und in der De-la-Gardie-Kapelle[2875] – auf westfälische Vorbilder zurückführen. Namentlich sei hier auf die Köpfe an den Rippenansätzen in den Seitenschiffen (nach 1225–1245) des Domes zu Münster oder den ‚Mönchskopf' am Scheitel der nördlichen Chorwand (um 1254–1277) des Domes zu Osnabrück (Abb. 1275) verwiesen.[2876] Das Kapitell mit stürzendem Eckadler in der Nordostecke des Chores von Varnhem findet verschiedene Vorläufer im Rheinland und in Westfalen, u. a. in St. Ludgeri in Münster (um 1200).[2877]

Der spätromanische Umbau der Klosterkirche Varnhem, der in den Kapitellformen schon frühgotische Anklänge erkennen lässt, ist zweifelsfrei nach dem Brand des Klosters im Jahre 1234 anzusetzen, bei dem offenbar auch die Kirche in Mitleidenschaft gezogen wurde. Die Wiederherstellungsmaßnahmen wurden durch verschiedene Ablässe in den Jahren 1234, 1250, 1256, 1257 und 1262 gefördert.[2878] Es wird allgemein angenommen, dass die Baumaßnahmen um 1260/65 abgeschlossen wurden und die Kirche baulich fertiggestellt war, als hier Birger, Jarl

[2874] Inv. Nr. 33.

[2875] S. dazu die Abb. bei EDENHEIM/ROSELL, Varnhem, 1982, Fig. 33, 37, 38, 40, 44a.

[2876] THÜMMLER, Visby–Varnhem, 1967, S. 93/95, dazu Abb. 15, 16. Ihm folgend EDENHEIM/ROSELL, Varnhem, 1982, S. 57; KARLSSON, Varnhemsgruppen, 1983, S. 162, dazu Abb. 34 (nach Thümmler Abb. 15, 16), 35 (Osnabrück); KARLSSON/SIGSJÖ, Varnhem, 1987, S. 36, dazu Abb. S. 34–35. – Zu den Kopfkonsolen im Dom zu Münster s. LOBBEDEY/SCHOLZ, Baugeschichte Münster, 1993, S. 234, dazu Abb. S. 265, Nr. 435–438.

[2877] KARLSSON, Varnhemsgruppen, 1983, S. 168, dazu Abb. 44, 45.

[2878] S. dazu EDENHEIM/ROSELL, Varnhem, 1982, S. 52; ihm folgend ZEITLER, Schweden, 1985, S. 409.

von Schweden (Regent 1248–1266), der das Kloster sehr gefördert hat,[2879] 1266 im Langhaus vor dem bis heute erhaltenen Laienaltar beigesetzt wurde[2880] – sowohl der reliefierte Altarstipes des Altares wie auch die dreifigurige Grabplatte des Herrschergrabes sind bis heute an Ort und Stelle erhalten (Abb. 1263, 1264).

Der genaue Hintergrund für Weg des Bauformentransfers von Marienfeld nach Varnhem ist den wenigen Urkunden nicht zu entnehmen. Auch die vorhandene genealogische Verbindung zur Marienfelder Stifterfamilie der Edelherren zur Lippe über Mechthild von Schaumburg-Holstein (1220/25–1288), der zweiten Gemahlin Birger Jarls und vormaliger dänischer Königin, einer Enkelin Hermanns II. zur Lippe, liegt zeitlich zu spät, da sie erst im Jahre 1261, als die Kirche fast vollendet war, Birger Jarl ehelichte.[2881]

Die Übermittlung von maßgeblichen Bauformen aus Marienfeld nach Varnhem könnte jedoch dergestalt erfolgt sein, dass der damalige, um 1234 amtierende Abt des Klosters Varnhem – sein Name ist leider nicht überliefert[2882] – bei einer seiner jährlichen Reisen zum Generalkapitel des Ordens nach Cîteaux, wie es üblich war, von Zisterze zu Zisterze reiste und dabei sicherlich auch über Marienfeld kam, dessen gerade erst wenige Jahre zuvor fertiggestellte Kirche ihn vermutlich so beeindruckte, dass er sich für die Wiederherstellung seiner brandgeschädigten Klosterkirche in Varnhem von deren Wölbungssystem (einschließlich Abkragungen) inspirieren ließ. Die Marienfelder Klosterkirche mit ihren ungewöhnlichen Domikalgewölben stellte damals eine hochaktuelle Baulösung dar, deren Vorbild zudem – da es sich um einen spätromanischen Massenbau handelte – leichter in Varnhem zu folgen war als einem hochanspruchvollen gotischen Gliederbau

[2879] THÜMMLER, Visby–Varnhem, 1967, S. 95.

[2880] Folgende Datierungen wurden für den Zeitpunkt der Fertigstellung vorgeschlagen: THÜMMLER, Visby–Varnhem, 1967, S. 91 „gegen 1260“; EDENHEIM/ROSELL, Varnhem, 1982, S. 53, 58, 249 ‚1260er Jahre’ bzw. „mainly completed in 1266 when the remains of Birger Jarl [...] were deposited in the nave of the abbey“; KARLSSON, Varnhemsgruppen, 1983, S. 171 „bis in die 1260er Jahre“; ZEITLER, Schweden, 1985, S. 409 „bald nach 1262“; KARLSSON/SIGSJÖ, Varnhem, 1987, S. 36 ‚1260er Jahre’; UNTERMANN, Forma Ordinis, 2001, S. 433 nennt nur allgemein die Rippenwölbung „aus dem frühen 13. Jahrhundert“.

[2881] THÜMMLER, Visby–Varnhem, 1967, S. 95–96; Thümmler selbst sieht diese Verbindung nicht als Transfermöglichkeit der Bauformen an, denn er schreibt: „Auf den Bau ihrer Grabkirche wird sie [= Mechthild] aber kaum einen Einfluss haben nehmen können, da diese bereits vollendet war, als sie nach Schweden übersiedelte“. – Dies nimmt jedoch, Thümmler mißverstehend, Franz Mühlen an: MÜHLEN, Ausstrahlung, 1984, S. 135; MÜHLEN, Baltikum, 1987, S. 41. – Zu Biger Jarl, auch Birger Magnusson von Bjälbo, s. u. a. LMA II, 1999, Sp. 214 (Dieter Strauch).

[2882] In der bei KARLSSON/SIGSJÖ, Varnhem, 1987, S. 9 abgedruckten Äbteliste ist für diesen Zeitraum kein Name überliefert – zwischen dem mutmaßlichen Abt Bernhard, Bischof von Skara (1205–1216) und Abt Bero (gen. 1275 und 1282) klafft eine große Überlieferungslücke.

französisch-burgundischer Prägung wie etwa den Bauten der Primarabteien, zumal es sich um einen Um- und Wiederaufbau handelte, der so sicherlich einfacher – aber dennoch auf anspruchsvollem Niveau – zu realisieren (und zu finanzieren) war.

Es ist anzunehmen, dass sich der Abt von Varnhem dazu erfahrene Bauleute erbat, die die Wiederherstellungsmaßnahmen in Varnhem in Anlehnung an die Marienfelder Bauformen leiten sollten, wobei ganz offensichtlich auch weitere Umbauten wie der Ausbau des Chores, das Einfügen der westlichen Dreifenstergruppe sowie insbesondere der Rose und des Portals am Nordquerhaus vorgenommen wurden. Durch diese Umbaumaßnahmen, die deutlich bis nach der Mitte des 13. Jahrhunderts andauerten, wurde die Klosterkirche in Varnhem zu einem der bedeutendsten Nachfolgebauten der Abteikirche Marienfeld.

10.4.3. Bauten im westfälischen Umfeld, an denen Marienfelder Bauformen rezipiert werden

10.4.3.1. Der Dom zu Osnabrück

In den Kreis der weiteren Nachfolgebauten der Marienfelder Klosterkirche gehört auch der Osnabrücker Dom St. Petrus. Seine Anfänge gehen bis in die Zeit Karls des Großen zurück, für 786 ist eine erste Kirchweihe überliefert. Seitdem hat die Osnabrücker Bischofskirche eine Reihe von Ausbaumaßnahmen erlebt – Uwe Lobbedey hat jüngst als Ergebnis seiner eigenen wie auch vorheriger Grabungen die Entwicklung des Domes in vier Bauperioden von den Anfängen bis zum heute bestehenden Bau klären können (Abb. 1266).[2883] Dieser enthält in den Vierungspfeilern, dem darauf auflastenden Vierungsturm sowie im Westbau noch Bauteile des 11. und 12. Jahrhunderts, stellt aber ansonsten einen vollständigen Neubau des 13. Jahrhunderts dar, der im 14.–16. Jahrhundert durch weitere An- und Umbauten ausgestaltet wurde (Abb. 1267). Leider ist die Baugeschichte des spätromanischen Osnabrücker Domes und seine stilistische Einordnung trotz wesentlicher Arbeiten von Thümmler,[2884] Feldwisch-Drentrup[2885] und Lobbedey[2886]

[2883] LOBBEDEY, Baugeschichte Osnabrück, 2005.

[2884] THÜMMLER, Dom zu Osnabrück, 1954; THÜMMLER, Dom zu Osnabrück, 1965; vgl. außerdem zum Chor MAUÉ, Bauformen, 1975, S. 131–132. Zum Gesamtbau zudem SIEBERN/FINK, Osnabrück, 1907, S. 17–86.

[2885] FELDWISCH-DRENTRUP/JUNG, Osnabrück, 1980.

[2886] LOBBEDEY, Westfalen, 1999, S. 179–196; vgl. außerdem SCHÜTZ, Deutsche Romanik, 1989, S. 295–296; DEHIO, Bremen/Niedersachsen, 1992, S. 1038–1045; WEGE IN DIE ROMANIK, 1993, S. 250–251 (Harmen

noch nicht hinreichend geklärt – was auch an dieser Stelle nicht zu leisten ist. Es sollen aber in groben Zügen die sich abzeichnende Baugeschichte dargelegt, mit den wenigen historischen Daten verknüpft sowie insbesondere die hier relevanten Verbindungen zum Kloster Marienfeld aufgezeigt werden.

10.4.3.1.1. Querhaus und Langhaus

Die Bauarbeiten am heutigen Dombau begannen vermutlich im Osten mit dem (heute nicht mehr erhaltenen) Chorhaus, es folgten dann wohl die Umfassungswände des nördlichen Querhauses, die noch recht konservative Formen zeigen, etwa in der Lisenengliederung und in den gekuppelten Rundbogenfenstern. Das Südquerhaus zeigt dagegen schon etwas modernere Formen, insbesondere mit den zwölfteiligen Rosettenfenstern, die sich an rheinischen Fenstergestaltungen orientieren, und der ehemals mit einem Schlüssellochfenster geöffneten Vierpassblende im Giebelfeld (Abb. 1268). Höchstes Niveau zeigt auch die angrenzende quadratische Sakristei mit ihrem Freipfeiler und seiner Bauzier (Abb. 1276). Das Südquerhaus sollte ursprünglich auf den kräftigen Eckvorlagen, bestehend aus seitlichen Rechteckvorlagen und drei Runddiensten, eine Rippenwölbung mit kräftigen Rundstäben, wie sie auch die Schildbögen begleiten, erhalten. Nach einer zu vermutenden Bauunterbrechung wurde dann jedoch ein Domikalgewölbe mit breiten, ungelenken und eher antiquierten Band- bzw. Kastenrippen eingezogen. Dies dürfte vermutlich in etwa gleichzeitig mit der Einwölbung der jüngeren Langhausseitenschiffe passiert sein, wo sich die ebenfalls verwendeten Bandrippen jedoch deutlich besser ins Bild einfügen.

Das Langhaus (Abb. 1267, 1269) bildet bereits die nächste Bauphase: Es wird zwischen die beibehaltenen älteren Bauteile des Westbaues und des Vierungsbereiches, die beide noch Substanz des 11./12. Jahrhunderts enthalten, eingespannt und umfasst drei gestreckte Mittelschiffjoche, denen im Sinne des Gebundenen Systems je zwei Seitenschiffjoche zugeordnet sind. Die mächtigen Pfeilermassive der Haupt- und Zwischenpfeiler, die wie Reste der Wand erscheinen, prägen und rhythmisieren den Raum. Ihre Form, die keinen regelmäßigen Pfeilerkern erkennen lässt, wird vornehmlich durch die Vorlagen für die unterschiedlichen

Thies); DORN, Herford, 2006, S. 184–187.

Bauglieder geprägt. Dabei werden spitzbogige Seitenschiffarkaden mit Unterzügen auf Halbrundvorlagen von weiten, rundbogigen Überfangbögen eingefasst, ehemals begann unmittelbar darüber die Schildbogenfläche mit den paarigen Rundbogenfenstern, das trennende Gesims stammt erst aus dem 19. Jahrhundert Die deutlich vorspringenden Rechteckvorlagen der Hauptpfeiler tragen die Gurt- und Schildbögen, die eingefügten runden Eckdienste nehmen die Diagonalrippen der Mittelschiffgewölbe auf. Diese sind als hochaufsteigende Domikalgewölbe konstruiert, die bis zum Scheitel genau die Hälfte der Raumhöhe einnehmen. Die auf Kuff gemauerten Gewölbe weisen im Ost- und Westjoch Rundstabrippen mit rechteckiger, gekehlter Hinterlegung auf, im mittleren einen Dreikant. Hier wie auch im Westjoch finden sich zudem Orthogonalrippen, die jedoch – anders als die Diagonalrippen – nicht aus separaten Werkstücken gebildet sind, sondern aus den Bruchsteinen der Gewölbekappen, aus denen sie hervortreten – „erst der glättende Putz verleiht ihnen die Form einer Rippe“.[2887] Dabei dürfte das Ostjoch (Abb. 1270) zuerst errichtet und eingewölbt worden sein – darauf deutet nicht nur die schlichtere vierteilige Einwölbung sondern auch die deutlich einfachere Außengliederung der Südseite, erst ab dem mittleren Joch findet sich hier ein abschließender Rundbogenfries und ein kräftigeres Traufgesims. Die einheitlich gestaltete Nordseite zeigt hingegen am Obergaden wie auch am Seitenschiff eine reichere Gliederung mit Blendbögen und Rundbogenfriesen und ist somit eindeutig als Schauseite zum Domhof ausgebildet.

Lassen bereits die Unterschiede zwischen der Seitenschiff- und der Mittelschiffwölbung auf eine Mehrphasigkeit innerhalb des zweiten Bauabschnitts schließen, so zeigt sich ein abermaliger Formenwechsel bei der mutmaßlich im Anschluss entstandenen Einwölbung des Nordquerhauses (Abb. 1271–1272): Dessen Domikalgewölbe weist nun eine deutlich schlankere und elegantere achtteilige Rippengliederung auf.

Leider sind nur wenige baurelevante Daten in den Archivalien zum Osnabrücker Dom überliefert. So weihte 1218 Bischof Adolf von Tecklenburg (1216–1224) einen Altar zu Ehren der hll. Crispin und Crispinian, den beiden Nebenpatronen des Domes, während der Hauptpatron, Petrus, fehlt, so dass es sich nicht um den

[2887] THÜMMLER, Dom zu Osnabrück, 1954, S. 20.

Hochaltar gehandelt haben wird – allgemein wird dieser Vorgang dahingehend gedeutet, dass damals anlässlich des Chorneubaues die Reliquien der beiden Heiligen auf einen anderen Altar des Domes transloziert wurden. Auf diesen Chorneubau lässt sich folgende Nachricht beziehen: Im Nekrologium des Domes wird berichtet, dass Johannes de Rimeslo zu Ehren seiner verstorbenen Gemahlin Walburgis „*XX marcas ad structuram sanctuarii contulit, item casulam et dalmaticam*“ – dieser Johannes de Rimeslo erscheint zudem in einer Urkunde von 1225 als Zeuge. Daraus kann gefolgert werden, daß der Chor etwa zu jener Zeit im Bau war.[2888] Die Weihe dieses Chores wurde nach Ausweis der in den jüngeren Hochaltar übernommenen Siegel durch den Osnabrücker Bischof Konrad I. von Velber (1227–1239) und den münsterschen Bischof Ludolf I. von Holte (1226–1248) vorgenommen, lässt sich aber zeitlich nur auf die Jahre 1227–1239, die Regierungszeit Bischof Konrads, eingrenzen.[2889] Offenbar war gerade dieser neu geweihte Hochchor von dem Brand des Jahres 1254 besonders stark in Mitleidenschaft gezogen, so dass dieser Bauteil in der Folge neu errichtet wurde (s.u.).

Leider ist aufgrund der wenigen Daten der Baubeginn nicht genau zu ermitteln, er lag spätestens im Jahre 1218, aber auch ein Baubeginn bereits um 1200, wie ihn Urs Boeck vorschlägt,[2890] ist nicht auszuschließen.

Im vorliegenden Zusammenhang von besonderem Interesse sind die Beziehungen zum Zisterzienserorden und insbesondere zum Zisterzienserkloster Marienfeld: So gehörte Bischof Adolf von Tecklenburg (1216–1224), für dessen Amtszeit wie erwähnt Bauarbeiten erschlossen werden können, selbst dem Zisterzienserorden an, und da es in der Diözese Osnabrück kein Männerkloster dieses Ordens gab, unterhielt er recht rege Beziehungen zum nahegelegenen Zisterzienserkloster Marienfeld in der Diözese Münster (siehe dazu Kap. C.10.4.2.2.). Von dort bezog er offensichtlich auch die Bauhandwerker, die den Neubau der Benediktinerinnenkirche auf dem Gertrudenberg vor den Toren der Stadt ausführten (siehe dazu ebd.).

[2888] Nach THÜMMLER, Dom zu Osnabrück, 1954, S. 10; ihm folgend BOECK, Treffen von Marienfeld, 1999, S. 275. – Demnach habe Johannes de Rimeslo ‚20 Mark zum Bau des Sanktuariums übertragen, sodann eine Kasel und eine Dalmatik'.

[2889] THÜMMLER, Dom zu Osnabrück, 1954, S. 10; ihm folgend BOECK, Treffen von Marienfeld, 1999, S. 275; LOBBEDEY, Westfalen, 1999, S. 189.

[2890] BOECK, Treffen von Marienfeld, 1999, S. 275.

Auch wenn sich aus den archivalischen Quellen keine unmittelbaren Verbindungen zwischen dem Osnabrücker Dombau und dem Kloster Marienfeld nachweisen lassen,[2891] so finden sich doch einige stilistische Bezüge zur Zisterzienserkirche in Marienfeld, die in der Forschung bereits öfters betont wurden.[2892] Während sich im Bereich des Querhauses nur wenige Parallelen aufzeigen lassen, etwa das umlaufende Kämpfergesims und die Verwendung einer Vierpassblende als Schmuckmotiv der jeweiligen südlichen Querhausgiebel (Abb. 6, 1268), sind diese im Bereich des jüngeren Langhauses, dessen als Schaufront ausgebildete Nordseite das Gliederungssystem der über 100 Jahre älteren Abteikirche St.-Étienne in Caen aufgreift,[2893] deutlich stärker: Zu nennen sind das Raumbild und die Raumproportionen, die wie in Marienfeld recht breit gelagert sind – wie dort nimmt die Gewölbezone die Hälfte der Raumhöhe ein. Eine Orientierung an den älteren Marienfelder Domikalgewölben ist dabei unverkennbar. Offenbar scheint man analog zu Marienfeld (Abb. 21) auch hier das östliche Langhausjoch (Abb. 1270) deutlich schlichter ausgeführt zu haben: In beiden Bauten besitzt es eine nur vierteilige Rippengliederung, die in Marienfeld zudem nur gemalt ist, während die beiden westlichen Joche jeweils achtteilige Rippengewölbe zeigen, wobei in Marienfeld die Orthogonalrippen wiederum nur gemalt sind. Wie in Marienfeld könnte die schlichtere Ausbildung des Ostjoches und die reichere Gliederung der Westjoche auch hier baugeschichtlich begründet sein und mit einer Planänderung einhergehen (s.o.).[2894] Des weiteren erinnern die gekuppelten Obergadenfenster mit dem schmalen

[2891] Bisher lag auch die Vermutung nahe, dass bereits in Adolfs Amtszeit der ‚Konverse B.' an die Baustelle des Osnabrücker Domes ausgeliehen wurde, den der Marienfelder Abt Wicbold (1226–1231) schließlich in einem Brief an Adolfs Nachnachfolger Bischof Otto I. (1226–1227) zurückrief, dabei diesem jedoch einen Ersatzmann anbot. Diese Angabe von THÜMMLER, Dom zu Osnabrück, 1954, S. 34, dazu in Anm. 85 der Quellennachweis: Hauptstaatsarchiv Münster, Msc. II., Nr. 43, S. 187 (ihm folgend BOECK, Treffen von Marienfeld, 1999, S. 275; ebenso DEHIO, Bremen/Niedersachsen, 1992, S. 1040; DORN, Herford, 2006, S. 186) nun jedoch von KOHL, Marienfeld, 2010, S. 512, dazu Anm. 5, als irrig erkannt, da der besagte Brief an Bischof Otto von Utrecht gerichtet war. – Von den Verbindungen Marienfelds zum Osnabrücker Bischof auch in der nachfolgenden Zeit zeugt eine im Osnabrücker Dom ausgestellte Urkunde Bischof Engelberts I. von Isenberg (1239–1250) von 1243, die vom Marienfelder Abt Rudolf (1232–1255) bezeugt wurde: OUB 2, Nr. 437 (1243 Juli 3); vgl. KOHL, Marienfeld, 2010, S. 378/379.

[2892] THÜMMLER, Dom zu Osnabrück, 1954, S. 34; MÜHLEN, Dom zu Münster, 1966, S. 93, 97, dazu Abb. S. 94; MÜHLEN, Ausstrahlung, 1984, S. 131, 132, dazu die Abbildungen auf S. 131; DEHIO, Bremen/Niedersachsen, 1992, S. 1040, 1042; BOECK, Treffen von Marienfeld, 1999, v. a. S. 273, 274, 275.

[2893] So erstmals THÜMMLER, Dom zu Osnabrück, 1954, S. 33, dazu Abb. 8, 9; zustimmend auch SCHÜTZ, Deutsche Romanik,1989, S. 295; LOBBEDEY, Westfalen, 1999, S. 191; eher kritisch BOECK, Treffen von Marienfeld, 1999, S. 271–272.

[2894] Bereits THÜMMLER, Dom zu Osnabrück, 1954, S. 20–21 verwies zum Vergleich für diese andersartige Einwölbung des ersten Langhausjoches auf Marienfeld und erwog, darin nur eine Akzentuierung des Ostjoches als Standort des Kreuzaltares zu sehen, relativierte dies aber wieder mit Blick auf die Abweichungen in der Obergadengestaltung und zog auch eine „Bauänderung" in Betracht.

Wandsteg dazwischen (Abb. 1269), die ohne weitere Kantengliederung unmittelbar in die Wandfläche einschneiden, an die Marienfelder Doppelfenster, wie sie dort auf der Südseite des westlichen Langhausjochs erhalten sind (Abb. 263).

Schließlich folgt auch das achtteilige Rippengewölbe im Nordquerhaus (Abb. 1272), das erst in einem nachfolgenden Bauabschnitt ausgeführt wurde, dem Marienfelder Vorbild, insbesondere in der Ausbildung der Rippen als dünne Rundstabrippen.[2895]

10.4.3.1.2. Der Chorneubau

Nach einer Brandbeschädigung (s.u.) wurde offensichtlich der Hochchor als abschließende Baumaßnahme des spätromanischen Domneubaues in vergrößerten Dimensionen vollkommen neu aufgeführt (Abb. 1267, 1273–1274). Dies brachte zugleich eine Höherführung des östlichen Vierungsbogens und eine Neueinwölbung der Vierung unter dem älteren Vierungsturm (!) mit sich. Hier wie auch beim Hochchorgewölbe handelt es sich wiederum um Domikalgewölbe mit achtteiliger Rippengliederung, die hier noch durch je zwei Rippenzierscheiben pro Rippe bereichert ist. Die Diagonalrippen werden dabei von dreiteiligen Dienstbündeln in den Raumecken getragen. Dazwischen spannen sich die Flächen der zweigeschossig gegliederten Chorwände. Sie nehmen im Untergeschoss drei tiefe Nischen mit Rundbogenfenstern auf. Diese werden im Obergeschoss zu einer monumentalen, gestaffelten Dreifenstergruppe gesteigert, deren Nischen nun zu einem Laufgang hinter überschlanken Säulenbündeln verbunden sind.

Offenbar war der gerade erst wenige Jahre zuvor neu geweihte Hochchor, mit dem der spätromanische Domneubau begonnen worden war, von dem Brand des Jahres 1254 besonders betroffen, wovon ein päpstlicher Ablass zugunsten des Domes sowie weitere Urkunden berichten,[2896] so dass man sich zu einem vollständigen Neubau des Chorhauses entschloss. Die ‚Marienfelder Chronik' erwähnt dessen bauliche Fertigstellung für das Jahr 1272: „*templum divi Petri apud Osnabrugam exstructum*".[2897] Die Weihe erfolgte jedoch erst im Jahre 1277 durch den resignierten

[2895] Ähnlich bereits BOECK, Treffen von Marienfeld, 1999, S. 275, der diese „Marienfelder Wölbung" sogar mit dem vermeintlich in Osnabrück tätigen ‚Konversen B.' in Zusammenhang bringt.

[2896] THÜMMLER, Dom zu Osnabrück, 1954, S. 10; er verweist in Anm. 20 auf OUB III, Nr. 96, 97, 98, 99, 121, 124.

[2897] FELDWISCH-DRENTRUP/JUNG, Osnabrück, 1980, S. 7, 16; BOECK, Treffen von Marienfeld, 1999, S. 276; jeweils ohne Quellenangabe; vgl. außerdem SCHÜTZ, Deutsche Romanik,1989, S. 295. – Die zitierte Textstelle leider nicht in der bei ZURBONSEN, Chronicon,1884 veröffentlichten Chronikredaktion A.

Samländer Bischof Hermann von Köln (1274–1276, † 1287), vormals Weihbischof des Kölner Erzbischofs Engelbert II. von Falkenburg (1261–1274). Ihm assistierten der Osnabrücker Bischof Konrad II. von Rietberg (1270–1297) und der münstersche Bischof Everhard von Diest (1275–1301).[2898] Ersterer stand dabei in besonderer Beziehung zum Kloster Marienfeld: Er hatte zusammen mit seinem Bruder Graf Friedrich I. von Rietberg (reg. 1264–1282) auf Veranlassung ihres Vaters Konrad I. (reg. 1237–1264, † 1284/94) für das Seelenheil ihrer in Marienfeld bestatteten Mutter Oda zur Lippe (†1262) 1273 ein Ewiges Licht vor dem Hochaltar gestiftet (vgl. Kap. C.8.9.).[2899]

Die Bauformen des Chores gemahnen unmittelbar an die ca. 1245–1264 errichteten Ostteile des Domes zu Münster (Abb. 1282), insbesondere die Gliederung der Ostquerhaus-Ostwände, die eine entsprechende Zweischaligkeit vor einer Dreifenstergruppe aufweisen. Es ist anzunehmen, dass der Osnabrücker Domchor von Kräften derselben Bauhütte ausgeführt wurde. Als Vermittler der Bauleute ist möglicherweise Widukind von Waldeck anzusprechen, der von 1263–1265, also gegen Ende münsterschen Bauarbeiten, Dompropst in Münster war und dann von 1265–1269 den Osnabrücker Bischofsstuhl innehatte[2900] – möglicherweise hatte die Entsendung von münsterschen Bauleuten nach Osnabrück durch Dompropst Widukind seine dortige Bischofswahl positiv beeinflusst! Als Baumeister fungierte damals offenbar ein Mönch, wie der bartlose, tonsurierte ‚Baumeisterkopf' im Scheitel der nördlichen Chorwand als Träger der Orthogonalrippe nahelegt (Abb. 1275). Ihn deutet Hans Thümmler als „Zisterzienser aus dem nächstliegenden Kloster Marienfeld".[2901] Eine durchaus naheliegende Deutung, zumal die bauliche Fertigstellung des Chores 1272 bezeichnenderweise ausgerechnet in der ‚Marienfelder Chronik' überliefert ist,[2902] doch muss sie mangels eindeutigerer, dies untermauernder Quellenbelege einstweilen im Bereich der Spekulation bleiben.

[2898] THÜMMLER, Dom zu Osnabrück, 1954, S. 10; FELDWISCH-DRENTRUP/JUNG, Osnabrück, 1980, S. 7, 16; die Namensangaben zu den Bischöfen ergänzt.
[2899] WUB, III, S. 487/488, Nr. 938; vgl. auch die ‚Marienfelder Chronik': ZURBONSEN, Chronicon, 1884, S. 33
[2900] THÜMMLER, Dom zu Osnabrück, 1954, S. 31–32; THÜMMLER, Dom zu Osnabrück,1965, S. 10; ihm folgend MAUÉ, Bauformen, 1975, S. 131–132.– Allgemeiner auch THÜMMLER/BADENHEUER, Westfalen, 1964/73, S. 29.
[2901] THÜMMLER, Dom zu Osnabrück,1965, S. 10; ähnlich, aber noch zurückhaltender, bereits THÜMMLER, Dom zu Osnabrück, 1954, S. 23, 34, dazu Abb. 51; ihm folgend FELDWISCH-DRENTRUP/JUNG, Osnabrück, 1980, S. 7, dazu Abb. S. 1; SCHÜTZ, Deutsche Romanik,1989, S. 295.
[2902] Dies betont SCHÜTZ, Deutsche Romanik,1989, S. 295.

10.4.3.2. Der Dom zu Münster – Westquerhaus, Langhaus und Ostteile

Auch die Partien von Lang- und Querhaus des Domes zu Münster (Abb. 1277–1282) stehen, ähnlich dem Osnabrücker Dom, in der Nachfolge der Abteikirche Marienfeld.[2903] In seiner Grundrissdisposition folgt der spätromanische Neubau weitgehend seinem 1090 geweihten Vorgänger, bereichert ihn jedoch um ein Ostquerhaus. Seine Bau- und Stilgeschichte konnte durch Untersuchungen von Geisberg,[2904] Mühlen[2905] sowie insbesondere durch die umfangreichen Bauanalysen von Lobbedey[2906] weitestgehend geklärt werden – zur weiteren Vertiefung sei daher auf diese verwiesen. Nach einer Kurzvorstellung des Baues und seiner Genese soll somit vornehmlich auf die hier relevanten Verbindungen zur Klosterkirche Marienfeld eingegangen werden.

Die Bauarbeiten am spätromanische Neubau des Domes (Abb. 1279), der sich an den älteren Westbau (um 1190–1202) aus der Zeit Bischof Hermanns II. anschließt (Abb. 490-493; siehe Kap. C.10.4.1.1.3.), begannen mit der dreijochigen Paradiesvorhalle und der unteren Stirnwand des Südwestquerhauses (Bauperiode I). Es folgten die unteren Partien der Seitenschiffaußenwände und das Erdgeschoss der Stirnwand des Nordwestquerhauses (Bauperiode II). Nach einer Planänderung wurde im nächsten Bauabschnitt (Bauperiode III) die Errichtung des Westquerhausobergeschosses und der Umbau des Westchores sowie deren jeweilige Einwölbung (im Westchor Neueinwölbung) durchgeführt. Daran schloss sich nach einem abermaligen Planwechsel das Langhaus mit der Hochführung der Seitenschiffwände und des Mittelschiffes sowie der abschließenden Einwölbung an (Bauperiode IV). Im letzten Bauabschnitt folgte die Ausführung des Ostquerschiffes und des Ostchores mit seinem Chorumgang samt Einwölbung (Bauperiode V).

[2903] So etwa MÜHLEN, Dom zu Münster, 1966, S. 86, 90–91, 93, 97, 105; DEHIO, Westfalen, 1969, S. 354; RÖCKENER, Hallenkirchen, 1980, S. 225–228; SCHÜTZ, Deutsche Romanik, 1989, S. 292; POESCHKE/SYNDICUS/WEIGEL, Kirchen in Münster, 1993, S. 34, 38 (Joachim Poeschke); BOECK, Treffen von Marienfeld, 1999, S. 275; DORN, Herford, 2006, S. 180; DEHIO, Westfalen, 2011, S. 715 (kritisch).

[2904] GEISBERG, Münster–Dom, 1937. An älterer Lit. zu ist SAVELS, Dom zu Münster, 1904.

[2905] MÜHLEN, Dom zu Münster, 1966.

[2906] LOBBEDEY, Westbau, 1990; LOBBEDEY/SCHOLZ, Baugeschichte Münster, 1993; zusammenfassend LOBBEDEY, Westfalen, 1999, S. 41–73; vgl. außerdem THÜMMLER/BADENHEUER, Westfalen, 1964/73, S. 28–30; SCHÜTZ, Deutsche Romanik, 1989, S. 292–294; , POESCHKE/SYNDICUS/WEIGEL, Kirchen in Münster, 1993, S. 13–93 (Joachim Poeschke); DORN, Herford, 2006, S. 177–181; speziell zum Paradies s. PIEPER/MÜLLER, Paradies, 1993; POESCHKE, Dom-Paradies, 1993.

Für den Dom zu Münster liegt ein recht gutes Datengerüst vor:[2907] Die Grundsteinlegung nahm Bischof Dietrich III. von Isenberg (1218–1226) am Magdalenentag (22. Juli) 1225 vor. Eine Zwischenweihe ist aus einem Ablass von Papst Innozenz IV. (1243–1254) vom 7. November 1245 zu erschließen, 1247 wurde Bischof Ludolf I. von Holte (1226–1247) vor dem Primaltar, das heißt dem Kreuzaltar im östlichen Langhausjoch vor dem Chorus, bestattet. Die von Bischof Gerhard von der Mark (1261–1272) vorgenommene Abschlussweihe, bei der ihm Bischof Kono von Minden (1261–1266) assistierte, kann für den 30. September 1264 erschlossen werden.

Bringt man die archivalisch überlieferten Daten mit dem Baubefund in Bezug, so ist die Grundsteinlegung 1225 im Bereich der Paradiesvorhalle anzunehmen, wo ehedem auch eine entsprechende Inschrift angebracht war. Die Bauperioden I und II dürften sich bis etwa 1230 erstreckt haben, um 1230–35 ist die Bauperiode III anzusetzen, im Anschluss wurde das Langhaus in Bauperiode IV bis etwa 1245, der erschließbaren Zwischenweihe, fertiggestellt. In den folgenden knapp 20 Jahren bis zur Schlussweihe 1264 wurden in Bauperiode V die noch fehlenden Ostteile aufgeführt.

Hinsichtlich der Verbindung zur Klosterkirche in Marienfeld lassen sich eine Reihe von charakteristischen Vergleichspunkten benennen: Bei den in Bauperiode III errichteten Partien sind insbesondere die beiden Fensterrosen des Südquerhauses (möglicherweise auch die in ihrer Binnengliederung nicht überlieferte Rose in der Stirnwand des Westchores) zu nennen (Abb. 1283): Sie greifen das Gliederungsprinzip der Marienfelder Westrose, insbesondere mit dem rahmenden Vielpass, auf und entwickeln es fort (siehe Kap. C.5.6.6.2.).[2908] Weiterhin zu nennen ist das umlaufende Wulstkämpfergesims (Abb. 1281), das nicht nur in seiner Anlage dem älteren Marienfelder Vorbild folgt,[2909] sondern auch wie dieses die halbe Raumhöhe markiert, denn auch hier entspricht der Abstand vom Boden bis zum

[2907] Zuletzt zusammengestellt, einschließlich Quellenbelegen, bei LOBBEDEY/SCHOLZ, Baugeschichte Münster, 1993, S. 270–272 [dazu auch jüngst SCHMALOR, Rolle der Bischöfe, 2018, S. 122].

[2908] LOBBEDEY/SCHOLZ, Baugeschichte Münster, 1993, S. 278 verweist lediglich auf das – auch für Marienfeld maßgebliche – Vorbild in der Nordquerhausfront von Laon. Aber bereits MÜHLEN, Dom zu Münster, 1966, S. 104, benennt darüber hinaus die Blendrose im südlichen Querhausgiebel und die – damals noch vermauerte, daher in ihren Details noch unbekannte – Westrose der Marienfelder Klosterkirche.

[2909] MÜHLEN, Dom zu Münster, 1966, S. 93, DEHIO, Westfalen,1969, S, 356; RÖCKENER, Hallenkirchen, 1980, S. 227; MÜHLEN, Ausstrahlung, 1984, S. 131; POESCHKE/SYNDICUS/WEIGEL, Kirchen in Münster, 1993, S. 34 (Joachim Poeschke); BOECK, Treffen von Marienfeld, 1999, S. 275; DORN, Herford, 2006, S. 180.

Wulstkämpfergesims dem Abstand von diesem bis zum Scheitel der Gewölbe. Diese sind wie in Marienfeld als Domikalgewölbe westfranzösischer Prägung ausgebildet,[2910] nun durchweg mit achtteiliger Rippengliederung, wie sie in Marienfeld in den Gewölben von Querhaus und westlichem Langhaus bereits in gemalter Form vorgebildet war; eine erneute Rezeption jüngerer, nun ebenfalls zumeist achtteiliger Domikalgewölbe in Westfrankreich aus der zweiten und dritten Phase des angevinischen Stils (vgl. Kap. C.10.3.) ist aber darüber hinaus anzunehmen. Vermutlich ebenfalls auf das Marienfelder Vorbild zurückzuführen sind die Rippenzierscheiben, die dort im Sanktuarium das erste Mal in Westfalen auftreten (die wohl hölzernen Scheiben selbst heute verloren; siehe Kap. C.6.5.), im Dom zu Münster zu besonders monumentaler Wirkung gesteigert werden[2911] und in der Folge eine reiche Nachfolge finden – bis hinauf nach Schleswig-Holstein.[2912]

Auch beim in Bauperiode IV errichteten Langhaus (Abb. 1277–1281) spielen Marienfelder Bauformen eine maßgebliche Rolle: So wird die in Bauperiode II vorgesehene Anlage des Langhauses im Gebundenen System aufgegeben zugunsten längsrechteckiger Seitenschiffjoche, die sich in hohen, weitgefassten Bögen zum quadratischen Mittelschiffjoch öffnen. Franz Mühlen machte als erster darauf aufmerksam, dass diese ungewöhnliche Lösung der Seitenschiffarkaden nicht nur auf ähnlich weitgefasste Blendbögen in den ähnlich gedrungen proportionierten, allerdings einschiffigen Langhäusern der Kathedrale von Angers (um 1150/60; Abb. 729–730) und von Notre-Dame-de-la-Couture in Le Mans (Periode I ca.1180–1185; Abb. 793)[2913] zurückgeht, sondern offensichtlich insbesondere auch auf die ursprüngliche Marienfelder Langhausplanung. Diese ist noch heute im dortigen Langhausostjoch ablesbar, wo sich noch der ursprüngliche, erst beim barocken Umbau 1714 unterteilte Arkadenbogen abzeichnet (Abb. 230).[2914] Bei beiden Bauten

[2910] So etwa auch MÜHLEN, Dom zu Münster, 1966, S. 97; RÖCKENER, Hallenkirchen, 1980, S. 225; LOBBEDEY/SCHOLZ, Baugeschichte Münster, 1993, S. 279; POESCHKE/SYNDICUS/WEIGEL, Kirchen in Münster, 1993, S. 38 (Joachim Poeschke); LOBBEDEY, Westfalen, 1999, S. 70; DORN, Herford, 2006, S. 180. Vgl. auch LOBBEDEY, Domikalgewölbe Münster, 1990.

[2911] S. dazu JÁSZAI, Gewölbe-Ornament, 1988; LOBBEDEY/SCHOLZ, Baugeschichte Münster, 1993, S. 231–234, dazu Abb. 302–417.

[2912] S. dazu MÜNSCHER, Rippenzierscheiben, 1939.

[2913] MÜHLEN, Dom zu Münster, 1966, S. 88–89; der Vgl. mit Angers und Le Mans erstmals bei DEHIO, Geschichte der deutschen Kunst, 1930, Bd.1, S. 281. Zu den beiden Bauten s. auch Kap. C.10.3.

[2914] MÜHLEN, Dom zu Münster, 1966, S. 90–91, dazu Abb. S. 94; MÜHLEN, Ausstrahlung, 1984, S. 131–132, dazu Abb. S. 130, 132. Rezipiert bei: DEHIO, Westfalen, 1969, S. 354; LOBBEDEY/SCHOLZ, Baugeschichte Münster, 1993, S. 279; LOBBEDEY, Kirchenbauten, 1993, S. 194; LOBBEDEY, Westfalen, 1999, S. 70; DEHIO, Westfalen, 2011, S. 715 (kritisch).

liegt die Kämpferlinie aufgrund der ernormen Bogenhöhe ungewöhnlich tief. Die daraus resultierende Gewölbeform der Seitenschiffe hatte bei beiden Bauten die Ausbildung von über der Seitenschifftrauflinie aufsteigenden Quergiebeln zur Folge (siehe Kap. C.8.5.), doch sind diese aufgrund späterer Umbauten weder in Marienfeld noch in Münster erhalten.

Auch das in Bauperiode III in Münster eingeführte umlaufende Wulstkämpfergesims wird im nachfolgend errichteten Langhausmittelschiff (Abb. 1280–1281) beibehalten, ebenso die raumhaltigen Domikalgewölbe. Die Obergadenwände bestimmen nun gestaffelte Dreifenstergruppen, wie sie bereits in Bauperiode III in der Ostwand des Nordwestquerhauses verwendet wurden (nach der Zerstörung 1943 beim Wiederaufbau bis 1956 durch eine neu erfundene Rose ersetzt).[2915] Nun werden sie hier noch um vorgestellte Rahmungssäulchen bereichert. Nicht zuletzt dieses Motiv spricht dafür, dass die Dreifenstergruppen des Langhausobergadens in der Nachfolge der Marienfelder Dreifenstergruppen in den Querhausstirnen stehen (siehe Kap. C.5.6.4.2.).[2916] Zu nennen ist weiterhin die Vorlagenabkragung am jeweiligen mittleren Langhauspfeiler, wo die Dienste und die mittlere Vorlage ähnlich knapp unterhalb der Kapitellzone abgekragt werden – die Absicht dieser reich ausgebildeten Gestaltung war wohl die, „daß der Raum ein von den Vierungspfeilern unterschiedenes Mittelmotiv bekommen soll, einen Blickfänger, der dem Raum auf der Symmetrieachse einen Akzent gibt“.[2917] Über das konkrete Vorbild Marienfeld hinaus spricht der Einsatz der Abkragungen zusammen mit weiteren Elementen, etwa dem erwähnten umlaufenden Kämpfergesims, für ein Aufgreifen zisterziensischer Gestaltungsgewohnheiten beim Bau des münsterschen Domes, was in der Forschung bereits des öfteren betont wurde.[2918]

Dass die Auffassung, der Dom zu Münster (bzw. sein Langhaus und Westquerhaus) sei nach dem Vorbild bzw. in der Nachfolge der Marienfelder Klosterkirche entstanden, nicht allein der Auffassung der heutigen kunsthistorischen Forschung entspricht, sondern bereits der Sichtweise der Zeitgenossen, belegt unverkennbar

[2915] LOBBEDEY/SCHOLZ, Baugeschichte Münster, 1993, S. 74, 77, 85, dazu Abb. 60, 61.
[2916] MÜHLEN, Dom zu Münster, 1966, S. 105; RÖCKENER, Hallenkirchen, 1980, S. 226; BOECK, Treffen von Marienfeld, 1999, S. 275; DORN, Herford, 2006, S. 180.
[2917] SCHÜTZ, Deutsche Romanik, 1989, S. 3–294.
[2918] So etwa RÖCKENER, Hallenkirchen, 1980, S. 227; MÜHLEN, Ausstrahlung, 1984, S. 131; SCHÜTZ, Deutsche Romanik, 1989, S. 293; LINKE, Marienfeld,1994, S. 81; BOECK, Treffen von Marienfeld, 1999, S. 275.

eine Textquelle zur Grundsteinlegung 1225, in der es heißt, der Dom sei „*iuxta formam templi Marienfeldensi aedificanda*“.[2919]

Inwieweit auch an den Ostteilen des Domes (Abb. 1277–1279, 1282) das Mitwirken von Marienfelder Zisterziensern als Baumeistern anzunehmen ist, entzieht sich unserer Kenntnis – immerhin hat sich im Ostchor des Osnabrücker Domes (Abb. 1273–1274), der zweifellos von derselben Bauhütte errichtet wurde, ein Mönch im Scheitel des nördlichen Chorwand als Baumeister (?) verewigt (Abb. 1275). Hans Thümmler deutet ihn als Marienfelder Zisterziensermönch (siehe Kap. C.10.4.3.1.2.) – möglicherweise war derselbe auch für die Ostteile des münsterschen Domes verantwortlich. Die Vermittlung eines bauverständigen Konversen von Marienfeld an den Dombau zu Münster wäre leicht möglich gewesen in Anbetracht der engen Beziehungen des Klosters zu Bischof Otto II. zur Lippe (1247–1259), einem Enkel des Klostergründers Bernhard II. zur Lippe (Kap. B.2.2.), der ebenfalls die Zisterze stark gefördert hat.[2920] Während der Amtszeit Bischof Ottos II.[2921] wurden die wesentlichen Partien der Ostteile des münsterschen Domes errichtet,[2922] und es ist überliefert, dass er sich für den Bau des Hochchores engagierte.[2923] Wie in Osnabrück lassen sich aber auch an den Ostteilen des münsterschen Domes keine unmittelbaren stilistischen Parallelen zur Marienfelder Klosterkirche oder überhaupt zur ‚lippisch’ geprägten Architektur mehr aufzeigen[2924] – doch ist dies nicht allzu verwunderlich in Anbetracht des mittlerweile größeren zeitlichen Abstandes zum bereits 1222 geweihten Marienfelder Bau. Ein solcher war hingegen beim etwa 1230/35–1245 errichteten Langhaus noch nicht gegeben – zu jener Zeit galt anscheinend die Marienfelder Zisterzienserkirche vielmehr als der modernste und fortschrittlichste

[2919] Zu deutsch: ‚nach der Gestalt der Marienfelder Kirche zu erbauen’, zitiert nach KOHL, Domstift Münster, 1987, S. 43. Leider gibt Kohl selbst keinen Quellenbeleg an, sondern verweist nur allgemein auf die „Belege bei Prinz S. 31“, doch beziehen sich die Quellennachweise bei PRINZ, Westwerk, 1956, S. 31 auf die Grundsteinlegung des Domes 1225 und die überlieferten Inschriften, nicht auf das hier relevante Zitat! – Auf diese entscheidende Textquelle machte hinsichtlich Marienfeld erstmals und bisher einzig LINKE, Marienfeld, 1994, S. 81 aufmerksam.

[2920] Vgl. dazu und zu Otto insgesamt SCHRÖER, Die Bischöfe,1993, S. 142–143, hier S.142; KOHL, Diözese Münster, 1999, S. 127–129.

[2921] DORN, Herford, 2006, S. 161 gibt irrtümlicherweise an, Otto habe bereits zuvor auf Initiative seines Onkels, Erzbischof Gerhards II. von Bremen, das Amt des münsterschen Dompropstes innegehabt, doch handelt es sich da um ein Missverständnis, er war zuvor Dompropst in Bremen.

[2922] Bisher würdigten als Einzige THÜMMLER/BADENHEUER, Westfalen, 1964/73, S. 30 und DORN, Herford, 2006, S. 161 Bischof Otto II. zur Lippe als Bauherrn des Domes zu Münster. – Ralf Dorn ist jedoch zu widersprechen, wenn er meint, „der Anteil Ottos als Bauherr [kann sich] nur auf den Chorobergaden und dessen Wölbung erstreckt haben“ (DORN, Herford, 2006, S. 161).

[2923] KOHL, Diözese Münster, 1999, S. 127 mit Quellenverweis; DORN, Herford, 2006, S. 161.

[2924] Ähnlich bereits DORN, Herford, 2006, S. 161.

Kirchenbau Westfalens und damit als Größe, an der sich jeder nachfolgende Bau, selbst die Kathedralkirche des Bistums Münster, orientierte.

10.4.3.3. Die Zisterzienserklosterkirche in Loccum

Im Grenzgebiet zwischen Westfalen und Niedersachsen, in der Diözese Minden, liegt das Zisterzienserkloster Loccum.[2925] Das der Muttergottes und dem hl. Georg gewidmete Kloster wurde 1163 von Graf Wilbrand I. von Hallermund (*um 1120, 1130–1167) und seiner Gemahlin Beatrix gestiftet, der Gründungskonvent kam aus der thüringischen Zisterze Volkenroda, eine Tochter von Kamp in der Filiation von Morimond. Auch die Bischöfe von Minden förderten das Kloster Loccum mit verschiedenen Schenkungen.

Da offenbar die erste, vielleicht noch provisorische Kirche nicht mehr den Vorstellungen des aufblühenden Klosters entsprach, begann man schließlich mit einem äußerst anspruchsvollen spätromanischen Neubau (Abb. 1285–1294). Dieser wurde bisher, seit Hölscher 1913,[2926] aufgrund von archivalischen Hinweisen um 1240–1275/80 datiert – in der Klosterüberlieferung heißt es, unter Abt Hermann I. (1239–1262) sei mit dem Bau der Kirche begonnen worden, und für 1277 ist eine Abschlussweihe überliefert. Ohne unabhängig von der Schriftüberlieferung die Stilformen der Kirche zu analysieren, wurde der Kirchenbau daher in besagten Zeitraum datiert und ihm aufgrund der eindeutig noch spätromanischen Baugesinnung eine konservative, retardierende Grundhaltung bescheinigt.[2927] Diese Einordnung ist zwischenzeitlich hinfällig aufgrund der jüngsten dendrochronologischen Datierungen der bauzeitlichen Dachwerkelemente: Bereits 1223 wurde das Dachwerk über dem Sanktuarium aufgesetzt, diejenigen über dem Südquerarm und dem Langhausmittelschiff (1842 wiederverwendet in den Seitenschiffdachstühlen) folgten um 1240.[2928]

[2925] Zum Kloster Loccum s.: HÖLSCHER, Loccum, 1913; ANDRÉ, Loccum, 1959; THÜMMLER, Weserraum, 1966, S. 187; HEUTGER, Loccum, 1971; BICKEL, Kunst der Cistercienser, 1977/86, S. 230–232, 253, 266, 276; SCHÜTZ, Deutsche Romanik, 1989, S. 504–505; DEHIO, Bremen/Niedersachsen, 1992, S. 856–861; WEGE IN DIE ROMANIK, 1993, S. 262 (Harmen Thies); STEINWASCHER, Loccum, 1994; BERNEBURG/KALKO, Loccum, 1997; HEUTGER, Loccum, 1999 (v. a. S. 64–71); KLEMM, Sakralbaukunst, 2000, S. 82–83; SCHÄDLER-SAUB, Mittelalterliche Kirchen, 2000, S. 115–130; BOECK/GOMOLKA, Loccum, 2000; UNTERMANN, Forma Ordinis, 2001, S. 109, 241–245, 475; HIRSCHLER/WOHLGEMUTH, Loccum, 2008; HUCKER, Der imperiale Monumentalstil, 2009, S. 95.

[2926] HÖLSCHER, Loccum, 1913.

[2927] So u. a. bei SCHÜTZ, Deutsche Romanik, 1989, S. 505; KLEMM, Sakralbaukunst, 2000, S. 83.

[2928] BOECK/GOMOLKA, Loccum, 2000, S. 58–60, dazu Abb. 4–8. – Leider hat sich diese wichtige Erkenntnis noch nicht überall durchgesetzt: So findet sich noch bei HIRSCHLER/WOHLGEMUTH, Loccum, 2008, S. 12,

Demnach ist der Kirchenbau wohl bereits um 1210/15 unter Abt Rathmar (vor 1202 – nach 1225) begonnen worden. Dazu passt auch die Nachricht, dass der abgesetzte Bremer Erzbischof Waldemar von Dänemark (* 1157/58, reg. 1192, 1206–1208/17, † 1235/36), der ab 1217 in Loccum Aufnahme fand und dort auch verstarb, den Bau der Kirche massiv gefördert hat.[2929] Auch die weiteren archivalischen Hinweise fügen sich nun deutlich besser in das neue Datengefüge: 1244 schrieb der Mindener Bischof Johannes von Diepholz (1242–1253) eine allgemeine Kollekte samt einem zehntägigen Ablass aus, darüber hinaus weihte er am 28. Oktober 1244 im Nordquerhaus (bzw. in einer der Querarmkapellen) einen Altar zu Ehren Christi und der Muttergottes. Zeigen diese Quellenhinweise eine Teilnutzung der Kirche, aber auch Bedürfnisse bei der Finanzierung der noch ausstehenden Bauarbeiten an, so lässt ein von Papst Innozenz IV. (1243–1254) am 10. Dezember 1249 im Hinblick auf die Kirchweihe ausgestellter Ablass, wobei dieser ausdrücklich die sorgfältige Ausführung – „*ecclesia opere sumptuoso constructa*“ – betont,[2930] auf eine unmittelbar bevorstehende Fertigstellung und Weihe des Kirchenbaues schließen – wann genau letztere jedoch vollzogen wurde, ist nicht überliefert. Noch in den Jahren 1276 und 1277 wurden insgesamt vier weitere Ablässe zugunsten Loccums ausgestellt, eine Abschlussweihe soll angeblich am 21. April 1277 durch den Hildesheimer Bischof Otto I. von Braunschweig-Lüneburg (1260–1279) erfolgt sein.[2931] Vielleicht sind sie auf Wiederherstellungsarbeiten nach der Zerstörung des Vierungsdachreiters durch Blitzschlag 1271 zu beziehen[2932] bzw. die Abschlussweihe bezog sich auf die gesamte Klosteranlage.[2933]

Die Kirche, als dreischiffige Kreuzbasilika angelegt, folgt in ihren Ostteilen (Abb. 1285, 1286, 1291) dem sog. ‚Bernhardinischen Plan’, wie er unter Bernhard von Clairvaux in der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts entwickelt wurde – die Abteikirche in Loccum gehört zu den jüngeren Vertretern dieses Planschemas, das nach 1250, insbesondere mit flachen Ostwänden, nur noch selten verwendet

die überholte Datierung „1240 bis 1277“.

[2929] HUCKER, Der imperiale Monumentalstil, 2009, S. 95 mit Quellenbeleg.

[2930] Zitiert nach UNTERMANN, Forma Ordinis, 2001, S. 109, dort Quellenbeleg; dazu und zu den übrigen Quellen vgl. auch STEINWASCHER, Loccum, 1994, S. 315; HEUTGER, Loccum, 1999, S. 64–65; BOECK/GOMOLKA, Loccum, 2000, S. 55.

[2931] STEINWASCHER, Loccum, 1994, Anm. 59.

[2932] Diese nennen BOECK/GOMOLKA, Loccum, 2000, S. 55.

[2933] So HEUTGER, Loccum, 1999, S. 67.

wurde.[2934] An die Querarmjoche schließen sich östlich je zwei quadratische Kapellen an, deren Ostmauern hier eingenischte Apsiden aufnehmen.[2935] Das dreischiffige Langhaus weist vier Mittelschiffjoche auf (Abb. 1285, 1289, 1290), denen in den Seitenschiffen (Abb. 1294) gemäß dem Gebundenen System je zwei Joche zugeordnet sind – lediglich beim südlichen Seitenschiff gibt es eine Unregelmäßigkeit: Hier fehlt das westlichste Joch, da eine Fortführung des Seitenschiffes bis zur Flucht der Mittelschiffwestwand offenbar durch den vorspringenden älteren Konversenflügel verhindert wurde. Von dort aus wie auch vom Kreuzgang aus gibt es einen Zugang ins westliche Seitenschiffjoch, die sog. Konversenpforte. Die Mittelschiffwestwand (Abb. 1288) bleibt ohne Zugang, lediglich in der Westwand des nördlichen Seitenschiffes existiert eine heute vermauerte spitzbogige Laienpforte, die aber wohl hochgotischen Ursprungs ist. In dasselbe Seitenschiffjoch führte zudem von Norden ein von zwei Wandpfeilern gerahmtes Laienportal mit bemaltem Bogenfeld, das in der heutigen repräsentativen Form vollständig im Zuge der Restaurierung 1848–1854 durch Conrad Wilhelm Hase als Trichterportal mit drei gewirtelten Säulenpaaren erneuert wurde.[2936] Das schlichte Äußere der Kirche (Abb. 1286–1288) besticht durch das sorgfältig aus gräulichen Sandsteinquadern gefügte Mauerwerk.

Leider hat die Loccumer Klosterkirche bisher keine ihrer Bedeutung angemessene baumonographische Untersuchung erfahren, die auch hier nicht zu leisten ist. Nichtsdestotrotz sollen hier aber einige wichtige baugeschichtliche Beobachtungen benannt werden.[2937] So sind trotz des im Äußeren und Inneren sehr einheitlichen Erscheinungsbildes, das die Kirche wie aus einem Guss erscheinen lässt, an den Ostteilen deutliche Spuren von Planänderungen ablesbar: An den Giebelfronten von Chor und Nordquerhaus (Abb. 1286) haben sich über dem profilierten Sockel Ansätze einer zweifach gestuften Lisenen-Blenden-Gliederung erhalten, die an der Nordquerhausfront nach ca. 4–5 m, am Chor sogar bereits nach ca. 2 m nur noch mit einfacher Stufung fortgeführt werden, um dann ganz abzubrechen. Kurz darüber,

[2934] S. UNTERMANN, Forma Ordinis, 2001, S. 472–507, 560–572.

[2935] Die Öffnungen zu den Querhauskapellen seit der Restaurierung 1848–1854 durch Conrad Wilhelm Hase leider vermauert; vgl. dazu DEHIO, Bremen/Niedersachsen, 1992, S. 857.

[2936] Vgl. dazu DEHIO, Bremen/Niedersachsen, 1992, S. 857; SCHÄDLER-SAUB, Mittelalterliche Kirchen, 2000, S. 118.

[2937] Lediglich BOECK/GOMOLKA, Loccum, 2000, S. 56–57 benennen einige wichtige Formenwechsel, können jedoch keine umfassende Auswertung vornehmen.

etwa auf halber Wandhöhe, findet sich sodann ein an Chor und Querarmen umlaufender Rücksprung, der eine Reduzierung der Wandstärke mit sich bringt. Darüber sind die Wandflächen bis auf die Fenstereinschnitte völlig ungegliedert.

Dieser Befund legt folgende Bauphasengliederung nahe: Phase Ia umfasst das Fundamentieren der Ostteile und die Errichtung der Sockelzone einschließlich der zweistufigen äußeren Wandgliederung mit einer maximalen Höhe am Nordquerhaus (beim Südquerhaus bis auf weiteres unklar). In Phase Ib wird die Wandgliederung zunächst reduziert fortgeführt, um dann ganz aufgegeben zu werden bis zum Erreichen des Rücksprungs, der eine klare horizontale Baunaht darstellt. In Phase II erfolgt die Errichtung der Obergadenwände von Chor und Querhaus ohne jegliche Gliederung. Die bis auf die Ostseiten des Chores und des Südquerarmes zumeist paarigen Fenster sind rundbogig angelegt, in der Westwand des Nordquerhauses (Abb. 1287) sind sie an der Außenseite zudem mit Kantensäulchen versehen.[2938] Eine ebensolche findet sich ungewöhnlicherweise auch am östlichen, nicht aber am westlichen Gewände des vierten Fensters von Osten und an keinen anderen Fenster im Nordseitenschiff. Vielleicht ist dieses Fenster somit Teil einer Baunaht? Eine eindeutigere Baunaht findet sich etwas weiter östlich in der Sockelzone, unter dem zweiten Fenster von Osten, wo sich die Grenze zwischen dem kleinteiligeren östlichen und dem großformatigeren westlichen Quadermauerwerk bis zum Schrägsockel abtreppt. Die anschließende Bauphase III umfasst die Fertigstellung des Langhauses, das sich mit dem schlichteren Sockel – nur die Schräge der Sockelprofilierung der Ostteile wird fortgeführt – und mit den nun leicht spitzbogigen Fenstern subtil, aber doch klar von den Ostteilen absetzt.[2939] Abgesehen vom großen Westfenster in der Mittelschifffront (Abb. 1288), das – als höherwertige Fensterform – als frühgotisches Gruppenfenster aus drei gestaffelten Lanzetten und zwei Zwickelvierpässen sowie mit einer Wulstrahmung auf Tellerbasen ausgebildet ist (Phase IIIb), findet sich kein gravierender Formenwechsel innerhalb dieser Bauphase. Lediglich anhand der Kapitellskulptur, die von spätromanischen Kelchblock- zu frühgotischen Knospenkapitellen wechselt, lässt sich eine gewisse Modernisierungstendenz während der offenbar kontinuierlichen Bauzeit ablesen.

[2938] So bereits BOECK/GOMOLKA, Loccum, 2000, S. 56.

[2939] Das einfachere Sockelprofil findet sich aber bereits an der Sockelzone östlich der beschriebenen Baunaht, so dass diese Reduzierung wohl bereits am Ende der Phase II vorgenommen wurde.

Das Innere der Klosterkirche (Abb. 1289–1294) besticht durch seine einheitliche Raumwirkung, die baugeschichtlich bedingten Unterschiede wie Fenster- und Kapitellformen fallen kaum ins Gewicht, es dominiert der von Anfang bis Ende beibehaltene einheitliche Formenkanon. So bestimmen kräftige, kaum gegliederte Haupt- und Zwischenpfeiler das Raumbild. Sie tragen die Arkaden, letztere zudem die breiten Gurtbögen des Mittelschiffes, zwischen denen sich die Domikalgewölbe mit den kräftigen Rundstabrippen samt Rippenzierscheiben spannen, während die Seitenschiffe von Kreuzgratgewölben überfangen werden.

Es entstand somit eine noch rein spätromanische Gewölbebasilika mit Ostteilen nach ‚Bernhardinischem Plan', die gemäß den dendrochronologischen Datierungen und der Neubewertung der archivalischen Quellen etwa 1210/15–1250, vielleicht auch noch etwas darüber hinaus, anzusetzen ist.[2940]

Das Raumbild – sowohl von den Proportionen als auch von der Einwölbung her – ist das einer breitgelagerten westfälischen Basilika etwa in der Art der gleichzeitigen Dome zu Osnabrück und Münster[2941] – oder eben der wenig älteren Zisterzienserklosterkirche in Marienfeld![2942]

Mit Marienfeld vergleichbar sind neben der Proportionierung des Raumes – in beiden Bauten nimmt die Gewölbezone über der Kämpferlinie etwa die Hälfte der Raumhöhe ein – auch einige Detailbildungen: So sind auch in Loccum im Sanktuarium (Abb. 1291) und an den östlichen Vierungspfeilern die Dienste bis zum Boden herabgeführt, während sie ab dem westlichen Vierungspfeilern (Abb. 1292)

[2940] Der Verfasser hegte bereits seit längerer Zeit Zweifel an dem scheinbar so gesicherten Datierungsansatz, da die Bauformen der Loccumer Kirche für die Mitte und 2. Hälfte des 13. Jahrhunderts doch arg veraltet erschienen. Die bisherige Interpretation als ‚Stilverspätung' schien angesichts der doch autonom datierbaren Einzelformen immer höchst fragwürdig. Man mag sich wundern, wieso eine vermeintlich sichere Datierung nicht durch eine unabhängige Stilanalyse hinterfragt wurde, was doch Aufgabe von kunstwissenschaftlichem Arbeiten ist – da musste erst eine dendrochronologische Datierung der Dachwerke durchgeführt werden, um zu einem neuen Datierungsansatz zu führen. – Ein sehr vergleichbar gearteter Fall, genau dieselbe Zeit zwischen Spätromanik und Gotik betreffend, ist die Datierung der ehemaligen Abteikirche in Essen-Werden, deren unzweifelhaft in spätromanischen Formen errichteter Bau aufgrund einer Weiheüberlieferung für 1275 in das 3. Viertel des 13. Jahrhunderts datiert und als letzte romanische Kirche des Rheinlandes bezeichnet wurde – in Verkennung der Tatsache, dass die Bauformen und die Bauzier unverkennbar aus der 1. Hälfte des 13. Jahrhunderts stammen und nur die nachträglich eingefügten, frühgotisch profilierten Rippengewölbe des Mittelschiffs mit dem Weihedatum 1275 korrelieren. Die erst jüngst vorgenommene Umdatierung fand dann auch Eingang in die neue Dehio-Ausgabe: DEHIO, Rheinland, 2006, S. 399.

[2941] So u. a. THÜMMLER, Weserraum, 1966, S. 187; BICKEL, Kunst der Cistercienser, 1977/86, S. 230; SCHÜTZ, Deutsche Romanik, 1989, S. 504–505; DEHIO, Bremen/Niedersachsen, 1992, S. 859; WEGE IN DIE ROMANIK, 1993, S. 262 (Harmen Thies); HEUTGER, Loccum, 1999, S. 67; KLEMM, Sakralbaukunst, 2000, S. 83, Anm. 45; allgemeiner LOBBEDEY, Westfalen, 1999, S. 25.

[2942] So bereits BICKEL, Kunst der Cistercienser, 1977/86, S. 231–232; MÜHLEN, Ausstrahlung, 1984, S, 132; KLEMM, Sakralbaukunst, 2000, S. 83; BOECK/GOMOLKA, Loccum, 2000, S. 56.

im Mittelschiff abgekragt sind – ein Stilmittel zur Betonung des Sanktuariums und zur ‚Abwertung' des Langhauses, wie es häufiger bei Zisterzienserkirchen begegnet (siehe Kap. C.9.4.3.). Die Anwendung dieses Prinzips, das eine sehr große Variationsbreite besitzen kann, ist jedoch in Marienfeld und Loccum sehr ähnlich. Zu nennen sind insbesondere die ungewöhnlich weit oben ansetzenden Abkragungen (Abb. 1292, 1293), die sich so radikal in kaum einer anderen Zisterzienserkirche finden und ein besonderes Charakteristikum der Marienfelder Klosterkirche ausmachen, das in der Zisterzienserkirche in Varnhem (Abb. 1255–1256, 1259; siehe Kap. C.6.2.3.3.1., C.10.4.2.6.) und eben in Loccum eine unmittelbare Nachfolge gefunden hat. Dabei besteht in der Detailgestaltung der Abkragungen eine unmittelbare Verwandtschaft zu den ziemlich zeitgleichen Abkragungen der mittleren Langhauspfeiler des Domes zu Münster (Abb. 1280–1281; Bauperiode IV um 1230/35–1245; siehe Kap. C.10.4.3.2.), insbesondere hinsichtlich der horizontalen Abfangungen auf Gesimsprofilen. Auch das für Loccum so charakteristische Motiv der als Rundstabprofil umknickenden Dienste scheint von den münsterschen Abkragungen mit den dünnen Schildbogendiensten und dem angrenzenden Rundstab der obersten Abfangung angeregt zu sein – oder sollte es gar umgekehrt sein? Den Loccumer Abkragungen ist wahrscheinlich die zeitliche Priorität einzuräumen.[2943] Ein reicheres Motiv gegenüber Münster bildet dabei der Kleeblattbogenfries (vgl. St. Petri in Soest) bzw. die Blattkehle an den Abkragungen im westlichen Langhaus (Abb. 1293). Aus dem System der Abkragungen fällt nur das östliche Hauptpfeilerpaar des Langhauses heraus, wo die zweifach gewirtelten Dienste bis zum Boden herabgeführt sind. Zwischen den beiden Pfeilern befand sich bis 1715 der Lettner, der zur Vergrößerung des Gemeinderaumes damals beseitigt wurde.[2944] Das westlich anschließende Zwischenpfeilerpaar ist ebenfalls durch (sonst nicht übliche) gewirtelte Kantendienste hervorgehoben – bezugnehmend auf den Kreuzaltar vor dem Lettner dienten sie dazu, dieses Mittelschiffjoch als Altarjoch des Konversenchores auszuzeichnen. Ebenfalls mit Marienfeld vergleichbar ist die Verwendung von durchlaufenden Diensten in den Ecken der Stirnwände sowie das Vorhandensein von Eckdiensten bzw. zumindest deren Basen an den zum Seitenschiff gewandten Ecken der westlichen Vierungspfeiler – ein Stützensystem,

[2943] So auch BOECK/GOMOLKA, Loccum, 2000, S. 56, 57.
[2944] STEINWASCHER, Loccum,1994, S. 337. Vgl. auch HEUTGER, Loccum, 1999, S. 66.

das wie in Marienfeld beim Weiterbau nach Westen zu dann aufgegeben wird. Zu nennen ist außerdem die paarige Anordnung der schmalen Obergadenfenster sowie die – bei Zisterzienserkirchen häufiger anzutreffende – Verwendung von Gratgewölben für die Seitenräume (Abb. 1294) und von Rippengewölben für die Hochräume (Abb. 1289). Letztere folgen dem in Marienfeld erstmals in Westfalen verwendeten, in Loccum aber gemäß dem aktuellen Entwicklungsstand modifizierten System der Domikalgewölbe mit hochaufsteigendem Scheitel und dominierenden Rundstabrippen, die zusätzlich zum Schlussstein mit je zwei Zierscheiben in der Breite der Rippe versehen sind. Weitere Zierscheiben finden sich etwas oberhalb der Schildbogenscheitel auf den Gewölbeflächen – möglicherweise waren hier wie in Marienfeld zusätzlich Orthogonalrippen aufgemalt, die den Gewölben ein achtteiliges Erscheinungsbild gaben.[2945] In ihrer zurückhaltenden Ausbildung erinnern die Zierscheiben noch an die ältesten Vertreter ihrer Art in Marienfeld (siehe Kap. C.6.5.), ihre Massierung, die bereits um 1220/23 beim zuerst fertiggestellten Chorgewölbe (Abb. 1291) begegnet, weist jedoch auf die nur wenig jüngeren Domikalgewölbe mit ihren großen Rippenzierscheiben im 1225 begonnenen Neubau des Domes zu Münster (Abb. 1280–1281; siehe Kap. C.10.4.3.2.) voraus! Daran erinnert auch der kleeblattbogenförmig ausgebildete Schildbogen der Sanktuariumsstirnwand (Abb. 1291), der sich in Münster in ähnlicher Weise am Mittelschiffobergaben wiederfindet (Abb. 1277), darüber hinaus auch im etwa zeitgleichen westlichen Chorjoch des Herforder Münsters (Abb. 1018; siehe Kap. C.10.4.1.3.3.3.) und beim westlichen Schildbogen im Turmjoch der Kanonissenstiftskirche St. Martinus in Nottuln.[2946] An den Dom zu Münster erinnert außerdem die ungewöhnliche, ganz aus dem übrigen Formenkanon herausfallende Verwendung eines gotischen Maßwerkfensters. Dieses steht – obwohl jeweils bauzeitlich – in deutlichem Kontrast zu den spätromanischen Stilformen der übrigen Architektur, so als wollte der verantwortliche Baumeister beweisen, dass er auch in hochaktuellen gotischen Formen bauen könne und nur aufgrund der einheitlichen Gesamterscheinung des Kirchenbaues an die älteren spätromanischen Bauformen gebunden sei. In Loccum folgte der Baumeister wohl noch vor der Jahrhundertmitte

[2945] So BICKEL, Kunst der Cistercienser, 1977/86, S. 231.

[2946] Zu Herford s. DORN, Herford, 2006, Abb. 5; zu Nottuln allgemein s. DEHIO, Westfalen, 2011, S. 807. – BOECK/GOMOLKA, Loccum, 2000, S. 56 verweisen außerdem noch auf das Nordquerhaus des Wormser Domes (um 1130/50) sowie die Zisterzienserkirchen Otterberg und Bronnbach.

der älteren Form des frühgotischen Gruppenfensters, wie es etwa zuvor am obersten Geschoss des Dekagons von St. Gereon in Köln (um 1210/19–1227; vor allem die Fenster der beiden Breitseiten)[2947] oder etwa gleichzeitig in der Sanktuariumsstirnwand (um 1240/50) des Bremer Domes (Abb. 1049; siehe Kap. C.10.4.1.3.3.5.) begegnet,[2948] in Münster verwendet der verantwortliche Baumeister um 1250/60 in der Stirnwand des nordöstlichen Querarms (Abb. 1282) dann bereits hochgotische Maßwerkformen.

Die in der Zeit um 1185/1200 in Marienfeld gefundenen, ‚modernen' Formen wurden in ihrem Grundcharakter offenbar als so vorbildhaft angesehen, dass sie noch ca. 25 Jahre später beim Bau der Zisterzienserklosterkirche (um 1210/15–1250) im nicht allzu weit entfernten Loccum aufgegriffen wurden. Die Baukonzeption der Loccumer Abteikirche geht dabei offenbar auf den im Totenregister des Klosters genannten ‚structor nostrae ecclesiae' Bado zurück.[2949] Er ist möglicherweise, so Nicolaus Heutger, identisch mit dem (vermeintlich?) an der Baustelle des Osnabrücker Domes tätigen Baumeister Bodo aus Marienfeld (siehe Kap. C.10.4.3.1.1).[2950] Auf diese Weise ließe sich, falls die Theorie stimmt, die festgestellte Verwandtschaft beider Zisterzienserkirchen plausibel erklären.

Abschließend sei noch als kurzer Exkurs auf den einmaligen Bestand an Ausstattungsstücken der Loccumer Klosterkirche aus dem 13. Jahrhundert hingewiesen, der eine gewisse Vorstellung von der etwa zeitgleichen, aber völlig verlorenen Ausstattung der Marienfelder Klosterkirche zu vermitteln vermag: An erster Stelle zu nennen ist der spätromanische, wohl noch vor 1250 entstandene Reliquienschrein als Aufsatz des Hochaltares (heute leider unter der Empore des Südquerhauses abgestellt) mit seiner feinteiligen architektonischen Gliederung, des weiteren das etwa zeitgleiche, ehemals beidseitig bemalte Triumphkreuz mit Kruzifix und Evangelistensymbolen sowie das ebenfalls zeitgleiche Chorgestühl, das

[2947] Grundlegend dazu NIEMEYER-TEWES, St. Gereon, 2000, S. 168–175.

[2948] Auf letzteren verweist auch DEHIO, Bremen/Niedersachsen, 1992, S. 858; der Hinweis auf St. Gereon in Köln bereits bei BOECK/GOMOLKA, Loccum, 2000, S. 56.

[2949] BICKEL, Kunst der Cistercienser, 1977/86, S. 232; SCHÜTZ, Deutsche Romanik,1989, S. 504; HEUTGER, Loccum, 1999, S. 67; KLEMM, Sakralbaukunst, 2000, S. 83, Anm. 44; BOECK/GOMOLKA, Loccum, 2000, S. 55; HUCKER, Der imperiale Monumentalstil, 2009, S. 95.

[2950] So HEUTGER, Loccum, 1999, S. 67; ihm folgend KLEMM, Sakralbaukunst, 2000, S. 83, Anm. 44. – Die bisherige Identifizierung Bodos mit dem Marienfelder Konversen B ist nach dem Feststellung Kohls (KOHL, Marienfeld, 2010, S. 512), dieser sei nicht aus Osnabrück sondern aus Utrecht zurückgerufen worden, neu zu überdenken.

in der Mitte des 19. Jahrhunderts stärker restauriert wurde, doch zeigen die Wangen noch die originalen Flachschnitzereien mit stilisiertem Rankendekor. Aus der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts stammt schließlich der frühgotische Levitensitz.[2951]

10.4.3.4. Die Zisterzienserinnenklosterkirche in Mariensee

Ein weiterer Kirchenbau, an dem Marienfelder Formengut fassbar wird, ist die Klosterkirche von Mariensee bei Neustadt am Rübenberge (Abb. 1297–1299),[2952] worauf Sassen erstmals aufmerksam machte.[2953] Das Frauenkloster wurde um 1213/14[2954] durch den Grafen Bernhard II. von Wölpe († 1221) an der heutigen Stelle gegründet, das Klosterleben begann aber offenbar erst 1215, als der Mindener Bischof Konrad I. von Rüdenberg (1209–1237) in einer Urkunde vom 19. September der Verlegung des Nonnenkonventes von ‚Vorenhagen' (wohl einem bischöflichen Gut bei Stadthagen) zustimmte und Graf Bernhard II. von Wölpe in einer weiteren Urkunde vom 27. Dezember seine Stiftung und ihre materielle Basis schriftlich festhielt.[2955] 1221, am Beerdigungstage des Stifters, schenkte dessen Bruder, Bischof Yso von Verden (1205–1231), dem Kloster u. a. die Kirche und zwei Höfe in Kirchwehren.

Der Konvent folgte wohl von Anfang an den strengen Ordensregeln des Zisterzienserordens, aber erst 1231 wurde es erstmals als zum Zisterzienserorden gehörig bezeichnet, auch wenn offenbar nie eine offizielle Aufnahme in den Ordensverband stattgefunden hat, da dieser sich aufgrund des großen Betreuungsaufwandes sehr reserviert gegenüber der Aufnahme von Frauenklöstern zeigte. Die Aufsicht über das Kloster lag beim Bischof von Minden, im 15./16.

[2951] Zur Loccumer Ausstattung des 13. Jahrhunderts s.: DEHIO, Bremen/Niedersachsen, 1992, S. 859; WEGE IN DIE ROMANIK, 1993, S. 262 (Harmen Thies); BERNEBURG/KALKO, Loccum, 1997, S. 10–14; HEUTGER, Loccum, 1999, S. 71–74; LAABS, Malerei und Plastik, 2000, S. 29–30, 72, 231–232 (die Datierung des Reliquienschreines im Hinblick auf die Abschlussweihe ‚um 1280' ist völlig abwegig); SCHÄDLER-SAUB, Mittelalterliche Kirchen, 2000, S. 118–123; UNTERMANN, Forma Ordinis, 2001, S. 241–245.

[2952] DEHIO, Niedersachsen und Westfalen, 1935/1949, S. 40; DEHIO, Bremen/Niedersachsen, 1992, S. 923–925; WEGE IN DIE ROMANIK, 1993, S. 243–244 (Harmen Thies); HAMANN/GRAEFE, Mariensee, 1994 (mit der ges. älteren Lit.); FALLDORF, Mariensee, 1997; SASSEN, Mariensee, 2002 (mit weiterer Lit.).

[2953] Bei einem Telefonat stellten Andreas Sassen und der Verf. fest, dass wir beide die Klosterkirche Mariensee als Nachfolgebau von Marienfeld erkannt hatten. Seine Forschungsergebnisse hat Andreas Sassen in einer Sonderpublikation veröffentlicht: SASSEN, Mariensee, 2002.

[2954] Freundlicher Hinweis von Prof. Dr. Bernd Ulrich Hucker, dass das bisher genannte Datum 1207 auf einem Irrtum beruhe und die Gründung vielmehr 1213/14 erfolgt sei. S. auch HUCKER, Otto IV., 2003, S. 253 (hier nennt er 1215).

[2955] Die frühe Klostergeschichte ausführlich abgehandelt bei HAMANN/GRAFE, Mariensee, 1994, S. 438–445.

Jahrhundert zeitweise auch beim Abt des nahen Zisterzienserklosters Loccum. Mit der Einführung der calenbergischen Klosterordnung 1543 durch Herzogin Elisabeth von Braunschweig-Lüneburg (reg. 1540–1546) hielt die lutherische Reformation Einzug im Kloster Mariensee, das seitdem als evangelisches ‚Jungfrauenkloster' bis heute fortbesteht.

Der Stifter des Klosters, Graf Bernhard II. von Wölpe, gehörte 1179–1195 wie Bernhard II. zur Lippe zu den engsten Gefolgsleuten des Sachsenherzogs Heinrich der Löwe (*1129/31, 1142–1195), darüber hinaus tauchte er auch im Gefolge der Bischöfe von Minden und Hildesheim auf. Graf Bernhard II. gründete Kloster Mariensee als Familienkloster der Grafen von Wölpe, denen unter ihm die Bildung einer Landesherrschaft gelang, die jedoch bereits kurz nach 1300 mit dem Aussterben der Grafen in männlicher Linie an die Herzöge von Braunschweig-Lüneburg fiel.[2956]

Zur Baugeschichte von Kirche und Kloster liegen nur wenige überlieferte Daten vor. So wurde bereits 1217, zwei Jahre nach der Umsiedlung, ein verwandter Edelherr von Brüninghausen in der Klosterkirche beigesetzt, 1221 fand dann auch der Stifter selbst in der Kirche sein Grab.[2957] Von 1260 liegt ein Ablassbrief des Kölner Erzbischofs Konrad von Hochstaden (1238–1261) vor, in dem er bezeugte, „Äbtissin und Konvent von Mariensee hätten ihre Kirche mit großem Aufwand zu bauen begonnen, und nun seien ihre Mittel erschöpft", weshalb er einen Ablass von 40 Tagen ausstellte.[2958] 1312 folgte ein weiterer Ablass zugunsten des Aufbaues von Mariensee durch Bischof Heinrich von Breslau und weitere Bischöfe.[2959]

Die Klosterkirche von Mariensee (Abb. 1297) erweist sich als einschiffiger Saal zu drei Quadratjochen, an die sich östlich ein Chorpolygon anschließt, das ungewöhnlicherweise als 5/9-Schluß konstruiert wurde, der mit einem achtteiligen Rippengewölbe überfangen wurde. Die beiden östlichen Langhausjoche decken achtteilige Domikalgewölbe, während das Westjoch ein deutlich flacheres, ‚normales' Kreuzrippengewölbe aufweist. Das Chorpolygon verfügt über schlanke

[2956] S. dazu ebd., S. 443–445.
[2957] Ebd., S. 444/445; SASSEN, Mariensee, 2002, S. 5, 31.
[2958] Zitiert nach HAMANN/GRAFE, Mariensee, 1994, S. 452 (mit Quellennachweis). Dort jedoch kein Erzbischofsname vermerkt, daher stellenweise in der Lit. fälschlich Erzbischof Engelbert II., der jedoch erst ab 1261 regierte, als Aussteller angegeben.
[2959] Ebd. (mit Quellennachweis).

Lanzettfenster, die, zu gestaffelten Dreiergruppen geordnet, auch das östliche Quadratjoch beleuchten. Im mittleren Joch finden sich beidseitig heute stark gestörte Fenstergruppen mit bekrönendem Okulus (s.u.), während das Westjoch nach Norden (ehemals auch nach Westen) ein schlichtes dreibahniges Maßwerkfenster aufweist. Im Mittel- und Westjoch deuten Bauspuren und die erst auf Höhe der Fenstersohlbänke einsetzende Wandgliederung an, dass sich ehemals in diesen beiden Jochen die Nonnenempore erstreckte. Der gesamte Baukörper ist fast vollständig aus Backsteinen errichtet, Naturstein findet sich nur an wenigen Stellen wie den beiden Nordportalen (das östliche von 1867/68) sowie den Gewölberippen.

Die äußeren Wandfelder werden von Lisenen gerahmt, die 1867/68 verstärkt und zu Strebepfeilern umgestaltet wurden, der obere Abschluss der Felder ist als Kreuzbogenfries gestaltet, ein typisches Ziermotiv der Backsteinromanik.

Die Errichtung der Kirche erfolgte in drei Bauabschnitten:[2960] Der ersten Bauphase gehört das Chorpolygon und das östliche Quadratjoch an, die einheitliche Bauformen wie die Gestaltung der Fenster und Rippen aufweisen. Letztere sind jeweils mit schmückenden Wirteln versehen, das Quadratjoch weist zudem einen Scheitelring auf. Eine senkrechte Baunaht westlich der Jochgrenze trennt das mittlere Quadratjoch als zweite Bauphase ab. Hier ist die Wand im oberen Bereich deutlich dünner, weist dafür eine mehrfach abgestufte Schildbogengliederung auf, die ehemals beidseitig eine aufwendige Gestaltung aus zwei sog. Gruppenfenstern rahmte (Abb. 1298–1299), bestehend aus paarigen Lanzettöffnungen mit einem bekrönenden Vierpass darüber (von denen heute eines der Originale im Chorscheitel eingemauert ist). Mittig dazwischen füllte ein weiterer, wohl passgefüllter Okulus den Schildbogenscheitel aus.[2961] Das Gewölbe folgt zwar grundsätzlich der Formgebung des Ostjochs, die Rippen sind jedoch unmerklich dünner, zudem wurde hier auf die Wirtel und den Scheitelring verzichtet.

Eine weitere senkrechte Baunaht setzt das Westjoch deutlich als dritten Bausabschnitt ab. hier zeigt sich zudem ein markanter Gestaltungswechsel, etwa bei den großen Maßwerkfenstern. Ein deutlicher Formenunterschied zwischen den

[2960] Andreas Sassen machte erstmals darauf aufmerksam, dass die Kirche nicht – wie bisher angegeben – in zwei, sondern in drei Bauabschnitten errichtet wurde, s. SASSEN, Mariensee, 2002, S. 5–8, 30–34.

[2961] Die Beschreibung folgt der sehr überzeugenden Rekonstruktion bei SASSEN, Mariensee, 2002, S. 6–7, 27–29, dazu Abb. 15, 17–19, 26.

Schildbögen dieses Joches und den Rippen des darüber aufsteigenden Kreuzrippengewölbes könnte darauf hindeuten, dass die Wölbung nach einer weiteren Bauunterbrechung erst in einer vierten Bauphase erfolgte.

Die Stilformen legen in Verbindung mit der archivalischen Überlieferung folge zeitliche Einordnung der Bauphasen nahe:[2962] Vor der Umsiedlung des Konventes 1215, das heißt etwa um 1210/15, dürfte mit den Bauarbeiten begonnen worden sein. Man errichtete zunächst das Sanktuarium, bestehend aus Chorpolygon und Chorquadrat, die auch im selben Zuge überwölbt wurden. Etwa um 1220/25 dürfte dieser Bauabschnitt vollendet gewesen sein – möglicherweise erfolgte die Beisetzung des Stifters 1221 bereits im fertiggestellten Chorjoch. Nach einer Baupause dürfte um 1240–1250 die Errichtung des mittleren Joches vorgenommen worden sein, das zwar in seiner Gestaltung grundsätzlich den beiden Ostjochen folgt, aber insbesondere mit der aufwendigen Fenstergliederung auch neue, hochaktuelle Bauformen einführte. Der Bau des in seinen Stilformen deutlich anders gestalteten Westjochs dürfte in Zusammenhang stehen mit den beiden Ablässen von 1260 und 1312: Nach dem Ablass von 1260, der der Beförderung der ins Stocken geratenen Vollendung dienen sollte, dürfte um 1265 mit dessen Errichtung in frühgotischen Formen die Bauarbeiten fortgesetzt und schließlich dieser Bauteil auch unter Dach gebracht worden sein – aber offenbar (mangels größerer Geldrücklagen des Klosters) ohne Gewölbe. Dieses dürfte dann einige Jahre später mit Hilfe des Ablasses von 1312 in hochgotischen Formen, wie die Rippenbildung belegt, vollendet worden sein. Auch die Klostergebäude, anfänglich wohl in einfacher Fachwerkbauweise, werden erst im 14. Jahrhundert durch Steinbauten ersetzt worden sein.[2963]

Die Zisterzienserinnenkirche von Mariensee weist eine Reihe charakteristischer Bauformen auf, die sich zweifellos auf die Abteikirche in Marienfeld zurückführen lassen. An erster Stelle zu nennen sind hier die raumprägenden Domikalgewölbe mit

[2962] Die hier vorgeschlagene Datierung der einzelnen Bauphasen, zu denen hier noch eine vierte hinzukommt, weicht deutlich ab von den bisherigen Datierungsansätzen: DEHIO, Bremen/Niedersachsen, 1992, S. 923 (Ostjoche „um M. 13. Jahrhundert (Ablaß von 1260). Westjoch vermutlich erst Anfang 14. Jahrhundert (Ablaß von 1312)“); WEGE IN DIE ROMANIK, 1993, S. 243–244 (Harmen Thies; „Bau der Kirche seit der Mitte des 13. Jahrhundert“, Westjoch Anfang 14. Jahrhundert); HAMANN/GRAEFE, Mariensee, 1994, S. 453/453 (nach CLASEN/KIESOW 1958: Apsis und Ostjoche bis 1260 fertig, Westjoch Anfang 14. Jahrhundert); FALLDORF, Mariensee, 1997, S. 14–16 (Baubeginn 1. Drittel 13. Jahrhundert, nach Baupause Vollendung des Westjoches nach 1312); SASSEN, Mariensee, 2002, S. 5–8, 31–32 (Ostjoche um 1215–1250/60, Westjoch nach 1260 bis um 1315).

[2963] So HAMANN/GRAEFE, Mariensee, 1994, S. 453.

ihren dünnen Rippen und dem Scheitelring im Ostjoch, die dortigen Schaftringe als optische Zäsur des Rippenverlaufs dürfen einen Reflex der Rippenzierscheiben an den Chorgewölben der Marienfelder Klosterkirche (Kap. C.6.5.) darstellen. Anzufügen sind noch die Halbrundgurte zwischen den Gewölben. Sassen macht darüber hinaus auf die übereinstimmende Jochbreite beider Bauten von 9 m sowie die vergleichbare Scheitelhöhe der Gewölbe von 17,5 m (Marienfeld) bzw. über 16 m (Mariensee) aufmerksam.[2964] Dennoch ist die von ihm aufgeworfene Frage – „Haben Marienfelder Mönche die Klosterkirche Mariensee erbaut?“[2965] –, wenn man sie so stellt, eher zu verneinen. Gegen eine unmittelbare Beteiligung von ‚Marienfelder Baumönchen'[2966] spricht schon der Umstand, dass auch die Marienfelder Klosterkirche selbst nicht mehr oder nur noch in geringem Maße von den Laienmönchen des Klosters, sondern vornehmlich von einer ‚freien' Bauhütte errichtet wurde. Baukundige Konversen wie der (vermeintlich?) im Zusammenhang mit dem Osnabrücker Dom und vor allem der Klosterkirche Loccum belegte Baumeister Bado/Bodo (s.o.) dürften die Bauarbeiten planerisch begleitet und beaufsichtigt haben, eine klostereigene ‚Zisterzienserbauhütte' gab es hingegen sicher nicht, die Ausführung selbst lag in erster Linie bei einer weltlichen Bauhütte. Dass Mitglieder dieser Bauhütte – wie etwa in Rheda, bei den Lippstädter Kirchen oder in Wisby fassbar – auch auf der Baustelle in Mariensee tätig waren, ist jedoch wenig wahrscheinlich. Dafür sind die bautechnischen Gemeinsamkeiten zu gering.

So weist zwar die Klosterkirche Mariensee ein Backsteinformat (30 x 14 x 8,3 cm) auf, das den in Marienfeld anzutreffenden Formaten nicht unähnlich ist und mit seiner Stärke genau zwischen dem dortigen Dünnformat (27–28 x 13,5–14 x 7–7,5 cm) und dem Dickformat (27–29 x 13,5–14 x 9,5–10 cm) liegt. Sie wurde jedoch als vollständiger Backsteinbau errichtet samt der zugehörigen Ziermotive wie dem abschließenden Kreuzbogenfries, während die Marienfelder Klosterkirche ein Mischbau ist, bei dem alle wesentlichen Gliederungselemente in Haustein ausgeführt wurden und der – im Gegensatz zur backsteinsichtigen Klosterkirche Mariensee – durch den Verputz den Eindruck eines Werksteinbaues zu erzielen sucht. Wären in Mariensee dieselben Bauhandwerker wie in Marienfeld tätig gewesen, hätte die auf

[2964] SASSEN, Mariensee, 2002, S. 6.
[2965] So der vollständige Titel der Publikation SASSEN, Mariensee, 2002.
[2966] Ebd., S. 4 verwendet diesen Ausdruck.

Werksteinarchitektur spezialisierte Bauhütte einen entsprechenden Mischbau mit Gliederungselementen in Haustein geschaffen, jedoch keine vollständige, von der norddeutschen Backsteinromanik geprägte Backsteinarchitektur, zumal am recht nahe gelegenen Deister durchaus gute Natursteinvorkommen verfügbar gewesen wären.

Am stärksten zeigt sich somit das Aufgreifen von Marienfelder Bauformen bei der Gewölbegestaltung, während die tragenden Wandvorlagen keinerlei Anklänge an das Schema des ‚Marienfelder Pfeilers' zeigen. Diese – partielle – Vermittlung könnte über den Mitstifter und ehemaligen Marienfelder Mönch Bernhard II. zur Lippe erfolgt sein, der Graf Bernhard II. von Wölpe als ehemaligen Bundesgenossen an der Seite Heinrichs des Löwen auf diese Weise – etwa durch die Beratung durch einen baukundigen Konversen – bei seiner Stiftung unterstützen wollte.[2967] Möglich ist aber auch eine Vermittlung über die ‚Ordensschiene', das heißt innerhalb des Zisterzienserordens, etwa über das nahegelegene Männerkloster Loccum, wo ja selbst etwa gleichzeitig Marienfelder Bauformen aufgegriffen wurden (Kap. C.10.4.3.3.).

An einer direkten Abhängigkeit der Marienseer Domikalgewölbe von den nur wenig älteren Marienfelder Domikalen, den ältesten Westfalens, ist hingegen nicht zu zweifeln. Mit einer mutmaßlichen Entstehung um 1220/25 gehören sie zu den frühesten Beispielen für das Aufgreifen dieser Gewölbeform an einem nicht von einem Mitglied der Edelherrenfamilie zur Lippe errichteten Sakralbau.

[2967] Vgl. ebd. S. 4.

D. Der Tor- und Kapellenturm von Schloss Rheda

1. Überblick zu Lage und Geschichte von Burg und Stadt Rheda

Im nachfolgenden Überblick soll zunächst die geographische Lage und die siedlungsgeschichtlichen Ursprünge Rhedas vorgestellt werden, darunter auch die Kirchengeschichte, ehe der Fokus auf die geschichtliche Entwicklung der Burganlage selbst gerichtet wird. Dabei stehen im Hinblick auf die hier besonders interessierende Bauzeit des Tor- und Kapellenturms die Gründungsphase unter den Edelherren von Rheda und der Ausbau zur lippischen Residenz im Vordergrund, über die spätere Entwicklung einschließlich der relevanten Baumaßnahmen an der Schlossanlage informiert ein anschließender kursorischer Überblick.

In einem eigenen Abschnitt wird der Frage nach dem Patrozinium der Burgkapelle und deren Stellung als Eigenkirche nachgegangen.

1.1. Lage und Anfänge von Burg und Siedlung Rheda einschließlich Pfarrkirche

Die ehemalige Burg- und heutige Schlossanlage von Rheda erhebt sich östlich der Rhedaer Altstadt und wird unmittelbar von der Ems umflossen, die auch ihr Gräftensystem speist (Abb. 491). Das hier ehedem vorhandene Ried in der feuchten Emsniederung gab der Burg und der späteren Stadt den Namen.[1] Zur Anlage der künstlich aufgeschütteten Erdhügelburg, einer sog. Hochmotte, wurde offenbar eine hier vorhandene Binnendüne genutzt (siehe Kap. D.7.1.).[2] Ausschlaggebend für die Anlage der Burg war zum einen ihre durch das feuchte Umland geschützte Lage und zum anderen die Nähe zu einem nördlich davon verlaufenden Emsübergang der alten Heer- und Fernhandelsstraße Paderborn–Warendorf–Münster, in die hier zudem ein Nebenweg von Osnabrück mündete.[3] Einen weiteren wichtigen Faktor bildete die Nähe zu Wiedenbrück mit seinem wichtigeren (namengebenden) Emsübergang, das

[1] So STOOB, Rheda, 1975, o. S. (S. 2); BÖCKENHOLT, Rheda, 1979, S. 7.

[2] Vgl. STOOB, Rheda, 1975, o. S. (S. 2).

[3] STOOB, Rheda, 1975, o. S. (S. 2); BÖCKENHOLT, Rheda, 1979, S. 7; MEIER/OSSENBRINK, Herrschaft Rheda, 1999, S. 41. SCHAUB, Herrschaft Rheda, 2006, S. 123 sieht hingegen den Hauptgrund für die Anlage der Burg im Schutz der Reisenden bei der Durchquerung der Furt.

sich nach der Landeshauptstadt zur bedeutendsten Stadt des Fürstbistums Osnabrück entwickeln sollte.

Der Ursprung der Siedlung Rheda geht wohl auf eine Hofgruppe im Bereich des heutigen Gänsemarktes zurück,[4] einen dritten Kern bildete sodann die ehemalige Pfarrkirche St. Johannes der Täufer, südwestlich der späteren Altstadt gelegen.[5] Der Zeitpunkt ihrer Gründung ist nicht bekannt, sie wird – wie Rheda selbst – erstmals in einer um 1085–88 anzusetzenden Urkunde des Bischofs Benno II. von Osnabrück (reg. 1068–1088) genannt, in der dieser seine Stiftungen an das kurz zuvor von ihm gegründete Benediktinerkloster in Iburg aufführt. Demnach handelte es sich um eine Eigenkirche, die sich damals im Besitz eines Erpho befand.[6] Das Kloster Iburg tauschte die Kirche jedoch 1246 mit dem Bischof von Osnabrück gegen die Kirche zu Halle ein.[7] Innerhalb des Bistums Osnabrück unterstand sie seit jeher dem Archidiakonat der Urpfarrei Wiedenbrück, dem seit der Stiftsgründung 1259 der Propst des Wiedenbrücker Stiftes St. Aegidius vorstand.

Da die Pfarrkirche nach der Stadtwerdung Rhedas vor den Stadtwällen zu liegen kam und Graf Simon I. zur Lippe (reg. 1275–1344) 1326 von Papst Johannes XXII. (1316–1334) in Avignon eine Erlaubnis für die Gründung einer Kapelle innerhalb der Stadt erhalten hatte,[8] verlor die Johannes-Pfarrkirche an Bedeutung und wurde zur reinen Friedhofskirche. Der vernachlässigte Bau wurde schließlich 1818 abgebrochen.[9]

1.2. Die Gründung von Herrschaft und Burg Rheda und die Edelherren von Freckenhorst-Rheda

Die Anfänge der Ausbildung einer Herrschaft Rheda liegen im Dunkel der Geschichte. Ob die im Zusammenhang mit der um 1085/88 erfolgten

[4] S. dazu die Ausführungen und Planzeichnungen bei STOOB, Rheda, 1975.

[5] Ihre Geschichte ist bisher kaum aufgearbeitet, einige Kerninformationen bei PRINZ, Bistum Osnabrück, 1934/73, S. 82, 85, und v. a. 200; FLASKAMP, Kirchengeschichte, 1957, S. 381; STOOB, Rheda, 1975, o. S. (S. 2), vgl. jedoch hierzu die kritischen Anm. bei SCHAUB, Beginn, 2004, S. 23–26, und SCHAUB, Herrschaft Rheda, 2006, S. 18–21, 176–177.

[6] Urkunde für Kloster Iburg im StA Osnabrück Rep. 17, Nr. 5 (= OUB I, Nr. 201). Dazu eingehender SCHAUB, Beginn, 2004, S. 23–25; SCHAUB, Herrschaft Rheda, 2006, S. 18–21. Dort auch jeweils kritische Diskussion über den zeitlichen Ansatz der Urkunde.

[7] OUB II, Nr. 479.

[8] S. dazu STOOB, Rheda, 1975, o. S. (S. 2–3) mit Quellenzitaten, dazu Anm. 23, 24. Zur daraus entstandenen Stadtkirche grundlegend: SCHAUB, Stadtkirche, 1998; vgl. auch KINDLER/LEWE, Heilig-Blut-Kapelle, 2001.

[9] S. dazu FLASKAMP, Kirchengeschichte, 1957, S. 381, dazu Anm. 169, 170 (mit Quellenbelegen).

Güterschenkung Bischof Bennos II. von Osnabrück erwähnten Edlen Offo und Erpho bereits Inhaber von weiteren Herrschaftsrechten in Rheda waren, entzieht sich bisheriger Kenntnis.[10] Möglicherweise geht die Anlage der Erdburg in Rheda auch auf eine Gründung der mächtigen Grafen von Werl-Arnsberg zurück und diente ihnen zusammen mit den Befestigungsanlagen von Lippstadt (Vorgängersiedlung), Rietberg und Warendorf als äußere Verteidigungslinie gegen den sächsischen Einflussbereich.[11] Vielleicht noch im 11. Jahrhundert, sicherlich aber in der Mitte des 12. Jahrhunderts scheint sich dann die Herrschaft Rheda mit der namengebenden Burg herausgebildet zu haben – Leidinger nimmt eine Entstehung von Burg und Herrschaft um 1120/25 an.[12] Grundlage schien offenbar ein anfänglich in Werl-Arnsberger Hand befindliches Frei- oder Femegericht über das Gebiet der späteren Herrschaft Rheda und des späteren Amtes Reckenberg sowie die mit diesem verbundenen Vogteirechte des Kanonissenstiftes Freckenhorst und des Benediktinerklosters Liesborn, die allesamt, obwohl erstere auf dem Gebiet des Bistums Osnabrück gelegen, seit jeher vom Bistum Münster zu Lehen gingen. Dies legt zumindest die Situation zu Ende des 12. Jahrhunderts nahe (s.u.),[13] an der sich bis zur Auflösung des Heiligen Römischen Reiches 1806 bezogen auf die Herrschaft Rheda nichts ändern sollte.

Erster sicher nachweisbarer Regent der Herrschaft Rheda war Widukind von Rheda, der 1170 erstmals als „Widechinus de Reden“ bezeichnet wird (siehe Kap. B.2.1.). Es ist jedoch anzunehmen, dass bereits sein Vater Everwin, Edelvogt von Freckenhorst und Liesborn (nachweisbar 1142–1166),[14] über Herrschaftsrechte in

[10] Zu den Unsicherheiten um die Entstehung der Herrschaft Rheda s. zuletzt eingehend: Schaub, Beginn, 2004 und Schaub, Herrschaft Rheda, 2006, S. 18–21. – Zur frühen Geschichte von Burg und Herrschaft Rheda s. außerdem: LUDORFF, Kreis Wiedenbrück, 1901, S. 4–6, 51–54 (Hermann Eickhoff); GAUL, Rheda, 1955, S. 182–186; HÖMBERG, Herrschaft Lippe, 1960, S. 35; HHStD, NRW, 1970, S. 633; STOOB, Rheda, 1975, o. S. (S. 2); LÜBBERMANN, Rheda, 1976, S. 6, 66; BÖCKENHOLT, Rheda, 1979, S. 7–11; LEIDINGER, Vögte, 1987; KLUETING/FELGNER, Bentheim-Tecklenburg, 1993, S. 10; LEIDINGER, Lippstadt, 1995, S. 227; BEINE, Widukind, 1997; BEINE, Denkmal, 1999, S. 32–35; MEIER/OSSENBRINK, Herrschaft Rheda, 1999, S. 41; HHStD, NRW, 2006, S. 889–890 (Jürgen Kindler, Wolfgang A. Lewe); LEIDINGER, Stromberg, 2007, S. 25; BIERMANN, Adelsherrschaften, 2007, S. 153.

[11] So eine These Paul Leidingers, wiedergegeben bei KINDLER/LEWE, Tempelherrenturm, 1986, S. 91/93.

[12] LEIDINGER, Lippstadt, 1995, S. 227; LEIDINGER, Stromberg, 2007, S. 25.

[13] S. dazu GAUL, Rheda, 1955, S. 183. Zur Werl-Arnsberger Gerichtsbarkeit vgl. auch die These Paul Leidingers bei KINDLER/LEWE, Tempelherrenturm, 1986, S. 91/93.

[14] Laut KOHL, Freckenhorst, 1975, S. 295/296 (mit Quellennachweisen), LEIDINGER, Vögte, 1987, S. 14 und ZUNKER, Adel, 2003, S. 87, Anm. 10 begegnet Everwin zuletzt 1163 in den Urkunden, sein Sohn Widukind erscheint erstmals 1169 (und hatte damals bereits die vom Vater ererbten Vogteiämter inne). MÜLLER, Liesborn, 1987, S. 114 und BÖCKENHOLT, Rheda, 1979, S. 7, Anm. 3 nennen 1166 (WUB II, S. 103, Nr. 335) als letztes Auftreten Everwins! (Ähnlich, aber ohne Quellennachweis, bereits GAUL, Rheda, 1955, S. 184; STOOB, Rheda, 1975, Anm. 7).

Rheda verfügte, worauf insbesondere der Umstand hinweist, dass dort nach Ausweis der Schenkungsurkunde seines Sohnes Widukind für das Kloster Marienfeld von 1189[15] das Zentrum des Familienbesitzes lag.[16] Zudem besaß die Familie das Patronat über die Kirche in Harsewinkel.[17]

Während Everwin offenbar vornehmlich in Freckenhorst ansässig war,[18] da die Vogtei des dortigen, äußerst bedeutenden Kanonissenstiftes sein wichtigstes Amt darstellte, scheint sein Sohn Widukind seinen Wohnsitz hauptsächlich in Rheda genommen zu haben, nach dem er sich fortan zumeist nannte.[19] Möglicherweise erfolgte unter ihm ein erster Ausbau der Burganlage – eine der größten Hochmottenanlagen in Westfalen (siehe Kap. D.7.1.)!

Die Familie der Edelherren von Freckenhorst-Rheda, die nur über zwei Generationen nachweisbar ist (siehe Kap. B.2.1.), führte allem Anschein nach als Wappenbild einen (heraldisch) nach rechts gewendeten, steigenden Löwen.[20] Zwar hat sich kein Wappen- oder Siegelbild aus der Lebenszeit Widukinds von Rheda erhalten, doch findet sich der steigende Löwe auf den Wappenschilden der beiden posthumen Grabdenkmäler Widukinds von Rheda in der der Abteikirche Marienfeld aus der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts und fand schließlich auch, nach dem Aussterben der Linie (s.u.), Verwendung als Stadtwappen von Rheda, nun bereichert um die zusätzlich eingefügte lippische Rose als Hinweis auf die Stadterhebung durch die Lipper (s.u.).

Widukind von Rheda hatte im Jahre 1185 zusammen mit seiner Mutter, der ‚Vögtin' Luttrudis von Schwalenberg († nach 1197),[21] als maßgeblicher Initiator das Zisterzienserkloster Marienfeld begründet und zu dessen Fundierung ein Drittel des

[15] WUB II, Nr. 496; WUB III, Nr. 84.

[16] So erstmals LEIDINGER, Vögte, 1987, S. 14.

[17] Dies ist der Gründungsurkunde von Marienfeld (WUB II, Nr. 451) zu entnehmen, wo u. a. festgehalten wird, daß Widukind von Rheda dem Kloster die Kirche im nahen Harsewinkel schenkt, ‚über die er durch Erbfolge das Patronat besaß'. Dieses nicht unwichtige Faktum ist in der bisherigen Forschung nicht weiter berücksichtigt worden (Vgl. Kap. C.10.4.1.2.1.).

[18] So GAUL, Rheda, 1955, S. 184.

[19] Aus dem Umstand, dass sich Widukind in einer Urkunde von 1169 „*Wedekindus advocatus de Vreckenhorst*" (WUB II, Nr. 342) nennt, in einer Urkunde von 1170 jedoch „*Widechinus de Reden*" (WUB II, Nr. 345), zu schließen, Widukind sei in jenem Jahr von Freckenhorst nach Rheda gezogen – so BÖCKENHOLT, Rheda, 1979, S. 7, dazu Anm. 4 –, ist jedoch eine klare Überinterpretation, da er verkennt, dass Widukind 1169 in seiner Amtsfunktion genannt wird, 1170 hingegen nach seinem Wohnsitz benannt wird, den er aber durchaus schon früher bezogen haben könnte!

[20] S. dazu: GAUL, Rheda, 1955, S. 185–186; LÜBBERMANN, Wappen und Siegel, 1966.

[21] In einer Urkunde von 1197 (Lipp. Reg. I, Nr. 124) wird sie als „*Luttrude advocata*" bezeichnet, doch dürfte dies nur als ein ‚Ehrentitel', bezogen auf das Amt ihres verstorbenen Gemahls, zu werten sein.

Gründungskapitels beigetragen (siehe Kap. C.1.2.), wurde auch dessen erster Vogt – das Vogteirecht für Marienfeld verblieb dann auch späterhin bei der Herrschaft Rheda.[22] Aufgrund dieser engen Verbindungen Widukinds zu Marienfeld kann die Zisterze wohl zurecht als ‚Hauskloster' der Edelherrenfamilie von Freckenhorst-Rheda angesehen werden, die hier auch ihre Grablege einrichtete (siehe Kap. C.1.6.2..).

Da seine Ehe mit einer Edelfrau von Ricklingen kinderlos geblieben war, hatte Widukind von Rheda 1189 seinen gesamten allodialen Familienbesitz mit dem Einverständnis seiner Mutter dem Zisterzienserkloster Marienfeld vermacht und die Vogteien über Liesborn, Herzebrock (?) und Freckenhorst Bischof Hermann II. von Katzenelnbogen (reg. 1174–1203), ebenfalls Mitstifter von Marienfeld, resigniert,[23] ehe er im Gefolge Kaiser Friedrichs I. Barbarossa (* nach 1122, 1152–1190) mit auf den dritten Kreuzzug ins Heilige Land zog und dort bei der Belagerung der Hafenstadt Akkon zur Jahreswende 1190/91 fiel.[24] Herrschaft und Burg Rheda wurden daraufhin als erledigtes Lehen vom Bistum Münster eingezogen und von Bischof Hermann II. vermutlich Widukinds Wunsch entsprechend oder gemäß einer zuvor getroffenen Vereinbarung an den dritten Mitstifter von Marienfeld, den Edelherrn Bernhard II. zur Lippe (reg. 1167–1196/97, † 1224), neu vergeben.[25]

---

[22] Vgl. dazu KOHL, Marienfeld, 2010, S. 193–197. Er bezweifelt eine anfängliche Vogtstellung der Lipper und spricht lediglich von „vogteiähnlichen Verhältnissen" , erst später seien daraus Vogteirechte erwachsen. Vgl. Anm. 26

[23] So die ‚Marienfelder Chronik': ZURBONSEN, Chronicon, 1884, S. 20: „*Wedekindus vero nobilis advocatus, [...] advocatias suas in Liesbern, Hersebroke et in Vreckenhorst, quibus a sede Monasteriensi fuit inpheodatus in manus Hermanni episcopi resignavit et ministeriales suos ecclesie nostre, qui sese ad Lippenses per licentiam transtulere, contradidit*" – zu Deutsch: ‚Der Edelvogt Widukind aber resignierte seine Vogteien in Liesborn, Herzebrock und Freckenhorst, mit denen er vom münsterschen (Bischofs)sitz belehnt worden war, in die Hände Bischof Hermanns und übertrug seine Ministerialen, die sich selbst durch Willkür den Lippern angeschlossen hatten, unserer Kirche'.

[24] SCHEFFER-BIOCHORST, Herr Bernhard, 1871, S. 167/168; LEIDINGER, Vögte, 1987, S. 18/19; BEINE, Widukind, 1997, S. 16; BEINE, Denkmal, 1999, S. 35. – Vgl. auch Kap. B.2.1., C.1.6.2.

[25] Oft heißt es in der historischen Literatur zu Rheda (so zuletzt noch bei SCHOLZ, Bernhard II, 1987, S. 17; MEIER, Bernhard II., 2003, S. 85; ZUNKER, Adel, 2003, S. 95, 132), Widukind von Rheda habe die Herrschaft Rheda seinem Verwandten und Mitstreiter Bernhard II. zur Lippe vermacht/vererbt (ZUNKER, Adel, 2003, S. 95 nimmt sogar einen Erbvertrag an!), doch wies bereits GAUL, Rheda, 1955, S. 186 auf den entscheidenden Umstand hin, der dieser Annahme widerspricht: „Nach Lage der Dinge muß man annehmen, daß Bischof Hermann von Münster den lippischen Edelherren als seinen Vertrauensmann und als Verwandten und Freund Widukinds mit der Herrschaft Rheda belehnte. Bernhard >erbte< ja keinen allodialen Grundbesitz, denn den hatte Widukind an das Kloster geschenkt". Ähnlich auch STOOB, Rheda, 1975, o. S. (S. 2); vgl. auch die Anm. zu Lipp. Reg. I, Nr. 201. – SCHOLZ, Bernhard II., 1987, S. 16 mutmaßt anlässlich der Klostergründung Marienfelds eine Absprache bzgl. des Überganges des übrigen Widukind'schen (Lehens-) Besitzes an Bernhard II. zur Lippe zwischen Widukind, Bernhard und Bischof Hermann; ähnlich, wenn auch knapper, Meier, Herrschaft Lippe, 2008, S. 50 . – Etwas summarischer fasst BIERMANN, Adelsherrschaften, 2007, S. 153 zusammen: „Danach gelang es den Edelherren zur Lippe, die Rechte der Rhedaer Herrschaft mit Stammburg und Gerichtsgerechtsamen sowie alle münsterischen Lehen (Vogteien Freckenhorst, Herzebrock, Liesborn) zu übernehmen." Auch er mutmaßt (wohl Zunker folgend) eine vorherige „Erbvereinbarung".

1.3. Rheda als Residenz der Edelherren zur Lippe

Die Belehnung mit der Herrschaft Rheda bedeutete einen wichtigen territorialen Zugewinn für das Haus Lippe, hinzu kamen die damit verbundenen Vogteirechte des Stiftes Freckenhorst und der Klöster Liesborn und Marienfeld.[26] Möglicherweise hat die gute geostrategische Lage Rhedas und der Umstand, dass die von der Ems umflossene Hochmotte hervorragend zu verteidigen war, den Ausschlag gegeben, dass die Hauptresidenz der Edelherren zur Lippe von Lippstadt nach Rheda verlegt wurde – die Stammburg des Geschlechtes an der Lippe, Ausgangspunkt ihrer um 1185 angelegten Gründungsstadt Lippstadt, war durch ihre Lage am Ufer der Lippe zwar gut geschützt, aber zugleich auch permanent durch Hochwasser gefährdet, so dass sich Bernhard II. zur Lippe und sein Sohn Hermann II. nach der Übernahme der Herrschaft Rheda 1191 dazu entschlossen haben mögen, ihren Stammsitz als ständige Residenz aufzugeben und diese in die Burg Rheda zu verlegen. Der Zeitpunkt der Residenzverlegung lässt sich nur ungefähr in die Zeit zwischen 1191 und etwa 1195/1200 eingrenzen, als in Lippstadt im ehemaligen ‚Hermelinghof' mit der zugehörigen Burganlage als dem Stammsitz der Familie ein Frauenkonvent angesiedelt wurde (siehe Kap. C.10.4.1.3.1.) und weitere Teile des Hofes zur Anlage des Stadtteils Stiftshofen verwendet wurden.[27]

Etwa zur selben Zeit, ab ca. 1190/94, wurde zudem noch die Burg Falkenberg oberhalb von Detmold, nahe zweier wichtiger Straßenübergänge über den Osning, unrechtmäßig angelegt auf Grund und Boden des Bistums Paderborn, errichtet – man einigte sich schließlich auf eine Teilung von Burg und umgebenden Forst, zudem war der lippische Teil zunächst nur ein von Paderborn vergebenes Lehen. Bei der jüngst in einer umfangreichen Grabungskampagne in ihren Resten wieder freigelegten Burg Falkenberg handelte es sich in erster Linie um eine Wehranlage mit hoher strategischer Bedeutung, die jedoch im Vergleich zu Rheda weniger gut Residenzfunktionen erfüllen konnte.[28]

[26] Vgl. Anm. 22. KOHL, Marienfeld, 2010, S. 193 schreibt: „Nirgends wird ausdrücklich formuliert, die lippischen Edelherren seien Vögte des Klosters [Marienfeld] gewesen, doch ähnelte ihre Position in hohem Maße der eines echten Edelvogts."

[27] Dahingehend bereits GAUL, Rheda, 1955, S. 188.

[28] Zur Burg Falkenberg (auch Valkenberg, Falkenburg) s.: WUB II, Nr. 470 = Lipp. Reg. I, Nr. 105 (1194?, vor 1203?); GAUL, lippische Frühgeschichte, 1950, S. 71–72; GAUL, Rheda, 1955, S. 188; HÖMBERG, Herrschaft Lippe, 1960, S. 41–42; HHStD, NRW, 1970, S. 223; SCHOLZ, Bernhard II., 1987, S. 19; MEIER, Lippische Residenzen, 1998, S. 13–19; BURGEN IN LIPPE, 2002, S. 104; ZUNKER, Adel, 2003, S. 135; HHStD, NRW, 2006, S. 487–488 (Meinhard Pohl); BENDER, Bernhard II., 2007, S. 10; BIERMANN, Adelsherrschaften, 2007,

Die Initiative zur Residenzverlegung und zum Ausbau der Burg Rheda dürfte sicherlich noch auf Bernhard II. zur Lippe zurückzuführen sein, der sich jedoch ab 1194 nach und nach aus den Regierungsgeschäften zurückzog und diese weitgehend seinem Sohn Hermann II. übertrug (Kap. B.2..2.).

Hermann II. zur Lippe hat dann auch den weiteren Ausbau der Residenz Rheda betrieben – sie lässt sich um 1220 verschiedentlich fassen: So indirekt durch den Burgmann „*Levoldus de Rethe*“, der in einer undatierten Urkunde Bischof Bernhards II. zur Lippe dazu verurteilt wird, ein getauschtes Lehensstück an Marienfeld zurückzugeben.[29] Im Jahre 1221 stellte dann offenbar Hermann II. zur Lippe seinem Schwager Graf Otto II. von Tecklenburg (reg. 1198/1203–1264) seine inzwischen auf jeden Fall nutzbare Burg Rheda als Verhandlungsort einer notwendigen Verzichtsleistung eines Lehensnehmers im Vorfeld einer Güterschenkung an das Kloster Marienfeld zur Verfügung, wobei unter anderem der Rhedaer Burgkaplan Everhard diesen Vorgang bezeugte.[30]

Am 25. April 1221 beurkundete Hermann II. zur Lippe sodann einen eigenen Gütertausch mit dem Kloster Marienfeld, durch den er die in der Nähe seiner Burg Rheda gelegenen Höfe ‚Garthus', ‚Waterhus' und ‚Sculenburg', die zu den 1189 dem Kloster übertragenen Gütern Widukinds von Rheda gehörten,[31] in seinen Besitz brachte.[32] Dieser Vorgang, der auch vom münsterschen Bischof Dietrich III. von Isenburg (1218–1226) als Lehnsherr Rhedas mitgesiegelt wurde,[33] belegt eine offenbar bewusst betriebene Arrondierung des Güterbesitzes durch Hermann II. in der Nähe seiner Hauptresidenz, deren repräsentativer Ausbau damals seinem Ende entgegen ging (siehe Kap. D.4.5.). Der Erwerb der drei Höfe diente wohl, so Heinz Stoob, zur Gewinnung des benötigten Grundes für die Anlage eines Burgfleckens, in dem insbesondere die ca. 6–8 Burgmannenhöfe sowie weitere Lose für bürgerliche

S. 154; sowie jüngst LEENEN/PEINE, Falkenburg, 2007; PEINE/POGARELL/TREUDE, Falkenburg, 2008 und MÜLLER-KISSING/PEINE/TREUDE, Falkenburg, 2013 [HUISMANN, Falkenburger Geschichten, 2016; Meier, Herrschaft Lippe, 2018, S. 205; Kat. Paderborn 2018, S. 395–397, Kat.-Nr. 15a–e (Johannes Müller-Kissing, Hans-Werner Peine, Elke Treude); Müller-Kissing, Falkenburg, 2018].

[29] WUB III, Nr. 1709 (um 1220).

[30] WUB III, Nr. 168 = OUB II, Nr. 137.

[31] WUB II, Nr. 496. – Vgl. dazu auch VAHRENHOLD, Marienfeld, 1966, S. 73–74; STOOB, Rheda, 1975, o. S. (S. 2).

[32] WUB III, Nr. 170.

[33] Darauf machte ZUNKER, Adel, 2003, S. 132 aufmerksam.

Neusiedler durch Wall und Graben zusammengefasst werden konnten, während ein Teil der Höfe gleichwohl vor der Umwallung verblieb.[34]

Der weitere Ausbau Rhedas zu einer Stadt unterblieb zunächst auf Druck der Bischöfe von Osnabrück, die eine Konkurrenz zu ihrer nahegelegenen Stadt Wiedenbrück befürchteten, so dass sich der Sohn und Nachfolger Hermanns II., Bernhard III. (reg. 1230–1265), der Gründung und dem Ausbau von Lemgo-Neustadt und Horn zuwandte.[35] Bernhard III. nutze aber die Burg Rheda offenbar in den ersten Jahren seiner Regierungszeit[36] auch weiterhin als seine Hauptresidenz: So empfing er hier 1231 seinen Onkel, den Paderborner Bischof Bernhard IV. zur Lippe (1228–1247), und seine Tante Gertrud, Äbtissin von Herford (um 1212/17–1233/38), mit denen er gemeinsam eine Urkunde, eine Güterschenkung an Marienfeld betreffend, ausstellte.[37]

Zu Ende des Jahres 1244 hatte der jüngere Bruder Bernhards III., der Paderborner Dompropst (und spätere Bischof) Simon, mit einem geworbenen Söldnertrupp gewaltsam die Burg Rheda in seinen Besitz gebracht, so dass Bernhard III. sie – trotz der ‚günstigen' Winterszeit mit vermutlich zugefrorener Gräfte – erst nach einer langwierigen Belagerung zurückerobern konnte.[38] Während der Belagerung ‚im Lager von Rheda' stellte Bernhard die Bestätigungsurkunden der Stadtrechte von Lippstadt (25. Dezember 1244) und Lemgo (8. Januar 1245) aus – wohl um die Unterstützung dieser beiden Städte zu gewinnen.[39] Weitere Hilfe erhielt er vom münsterschen Bischof Ludolf I. von Holte (1226–1247), dem er (zusammen mit dem

[34] STOOB, Rheda, 1975, o. S. (S. 2), dazu die Karte ‚Wachstumsphasen'. – Vgl. dazu auch VAHRENHOLD, Marienfeld, 1966, S. 73–74.

[35] So STOOB, Rheda, 1975, o. S. (S. 2).

[36] So MEIER, Herrschaft Lippe, 2008, S. 51. Später verlegt, so Meier, Bernhard III. seinen Herrschaftsschwerpunkt jedoch in den Bereich östlich des Waldes.

[37] WUB III, Nr. 287; VII, Nr. 379 = Lipp. Reg. I, 196 = Lipp. Reg. N. F., 1231.00.00. – Verweis bei GAUL, Rheda, 1955, S. 187. – Rheda als Ort der Handlung geht aus dem Inhalt der Urkunde hervor: „Bernardus [= Bernhard III. zur Lippe] vero in loco qui dicitur Rede coram nobis [= Bischof Bernhard IV. von Paderborn] decimam profatam exfestucasse noscuntur". [Dieselben Personen, erweitert um den Paderborner Dompropst Volrad (amt. 1222–1240) und Graf Volkwin von Schwalenberg, stellen 1231 eine weitere Urkunde mit einer Güterschenkung für das Kloster Marienfeld aus, die jedoch offenbar nicht in Rheda, sondern in Herford ausgestellt wurde, da auch das Herforder Stadtsiegel anhängt, s. Kat. Paderborn 2018, S. 412–413, Kat.-Nr. 23 (Arnold Otto)].

[38] GAUL, Rheda, 1955, S. 187; GAUL, Dynastenburgen, 1970, S. 248 (hier Hinweis auf zugefrorenen Graben); MÜHLEN, Rheda, 1979, S. 10; BÖCKENHOLT, Rheda, 1979, S. 16, dazu Anm. 32 (mit Verweis auf die Originalquellen); SCHAUB, Herrschaft Rheda, 2006, S. 39.

[39] Lipp. Reg. I, Nr. 233 (1244 Dez. 25), 235 (1245 Jan. 8) = Lipp. Reg. N. F., 1245.01.08. – S. dazu GAUL, lippische Frühgeschichte, 1950, S. 79; GAUL, Rheda, 1955, S. 187; STOOB, Rheda, 1975, o. S. (S. 2.), Anm. 18.

Hochstift Münster) daraufhin am 19. Januar 1245 seine Burg Rheda und die Besitzungen ‚jenseits des Waldes' zu Lehen auftrug.[40]

Später hielten Bernhard III. die Ausübung der Vormundschaft für Graf Otto III. von Ravensberg (reg. 1249–1306) und die gemeinsam mit seinem Bruder Otto, Bischof von Münster (1247–1259), übernommene kommissarische Verwaltung des Bistums Paderborn für den in erzbischöflich-kölnische Haft (1254–1256) geratenen Bruder Simon (1247–1277) eher fern von Rheda.[41]

Die Verwaltung der Burg Rheda lag damals – wie auch schon zuvor – in den Händen von Truchsessen, Kastellanen und Burgmannen, die verschiedentlich in Urkunden erscheinen: So begegnet um 1220 der bereits erwähnte „*Levoldus de Rethe*", 1238 ein „*Alradus dapifer de Rethe*".[42] Diesem folgte im Truchsess-Amt ein „*Sifridus dapifer de Rethe*", der als Zeuge in Urkunden von 1244, 1247, 1248, 1249 und 1251 aufgeführt wird,[43] von den Kastellanen wurde 1248 ein „*Anselmus de Othelinchusen*" namentlich benannt.[44]

Bernhard III. stellte letztmalig 1259 eine Urkunde in Rheda aus, im Jahre 1263 urkundete dort bereits sein Sohn Bernhard (IV.),[45] den der Vater zusammen mit dem Bruder Hermann (III.), der zunächst eine geistliche Laufbahn eingeschlagen hatte,[46] gegen Ende seiner Herrschaft an den Regierungsgeschäften beteiligte. Er verfügte auch die Aufteilung der lippischen Territorien unter die beiden Brüder nach seinem Tode: Bernhard IV. (reg. 1265–1275) erhielt zunächst Rheda, tauschte es dann aber mit seinem Bruder Hermann III. (reg. 1265–1274) gegen Horn, später gerieten sie über die Aufteilung der Besitzungen jedoch in Streit, so dass ihr Onkel, Bischof Simon I. von Paderborn, zusammen mit den Grafen Engelbert von der Mark,

[40] WUB III, Nr. 431 = OUB II, Nr. 462. – Vgl. GAUL, Rheda, 1955, S. 187; STOOB, Rheda, 1975, o. S. (S. 2), Anm. 18; BÖCKENHOLT, Rheda, 1979, S. 16.

[41] So STOOB, Rheda, 1975, o. S. (S. 2), dazu Anm. 19; vgl. auch MEIER, Herrschaft Lippe, 2008, S. 60–62.

[42] WUB III, Nr. 1709 (um 1220), 353 (1238).

[43] WUB III, Nr. 1732 (1244), 482 (1247) = Lipp. Reg. N. F., 1247.00.00A (hier Sifridus ohne den Zusatz ‚de Rethe'); WUB III, Nr. 492 (1248): dort in Zeugenliste außer dem Truchsess auch die Kastellane benannt: „*laici: Sifridus dapifer de Rethe, Hinricus dapifer de Valckenberg; castellani de Rethe et de Lipperothe Anselmus de Othelinchusen, Rolandus de Frekenhorst, Hermannus de Hervethe*" (es folgen fünf weitere Namen); Anselm von Oerlinghausen begegnet noch mehrfach in den betreffenden Urkunden. Weiterhin in WUB III, Nr. 511 (1249); OUB III, Nr. 23 (1251).

[44] S. vorherige Anm.

[45] Lipp. Reg. III, Nr. 1499 (1259); WUB III, Nr. 711, 714 (1262).

[46] S. Kap. B., dazu die dotige Anm. 220.

Heinrich von Hoya, Otto III. von Ravensberg und Adolf von Waldeck um 1265/69 einen Vergleich vermitteln musste.[47]

Nach dem kinderlosen Tod Hermanns III. 1274 und dem Tod Bernhards IV. 1275 wurde dessen Sohn Simon I. (reg. 1275–1344) Gesamterbe des nun wieder ungeteilten lippischen Besitzes. Er urkundete noch mehrfach in Rheda und nutzte es als Residenz, ehe er seinen Hauptwohnsitz auf die Burg Brake vor den Toren Lemgos verlegte.[48] Allerdings gewann die Burg Rheda zu seiner Zeit nochmals besondere militärische Bedeutung in den kriegerischen Auseinandersetzungen mit Kurköln (1282–1285).[49]

Nach 1282, vermutlich aber noch vor 1290 begann dann Simon I. mit Billigung seines ehemaligen Vormundes und Vetters seines Vaters, des Osnabrücker Bischofs Konrad von Rietberg (1270–1297), mit der Erweiterung des Rhedaer Burgfleckens zu einer befestigten Stadt (‚*oppidum*').[50] Dessen Nachfolger Bischof Ludwig von Ravensberg (1297–1308), ein erklärter Gegner der Lipper, zwang Simon, den er sogar jahrelang in Gefangenschaft hielt, schließlich am 8. Juli 1305, die Stadt Rheda binnen 14 Tagen auf seine Kosten zu schleifen und nicht wieder aufzubauen.[51] Nach dem Tod Bischof Ludwigs 1308 wurde Rheda jedoch sicherlich umgehend wieder befestigt und vermutlich nach 1321 abermals erweitert, wobei nun auch der Osnabrücker Domhof in Rheda – wohl mit Zustimmung des Osnabrücker Bischofs Gottfried von Arnsberg (1321–1348), einem Vetter von Simons Gemahlin Adelheid von Waldeck – in die Stadtumwallung einbezogen wurde.[52]

In jener Zeit verlor die Burg Rheda jedoch allmählich an Bedeutung für die Lipper, die damals ihren Schwerpunkt in den Bereich östlich (‚diesseits') des Teutoburger Waldes mit dem Zentrum Brake-Lemgo verlagerten. Von dort stammten auch die meisten der Burgmannen, die Simon I. damals mit der Verwaltung der Burganlage in Rheda betraute.[53]

[47] WUB IV, Nr. 1056 = Lipp. Reg. N. F., Nr. 1265.00.00–1269.00.00. – Vgl. auch GAUL, Rheda, 1955, S. 189; STOOB, Rheda, 1975, o. S. (S. 2); BÖCKENHOLT, Rheda, 1979, S. 17.

[48] So GAUL, lippische Frühgeschichte, 1950, S. 80; GAUL, Rheda, 1955, S. 189 (ohne Quellennachweise).

[49] BÖCKENHOLT, Rheda, 1979, S. 17.

[50] STOOB, Rheda, 1975, o. S. (S. 2), dazu Anm. 22; BÖCKENHOLT, Rheda, 1979, S. 17.

[51] Lipp. Reg. II, Nr. 546. – Vgl. auch GAUL, Rheda, 1955, S. 189–190; STOOB, Rheda, 1975, o. S. (S. 2); BÖCKENHOLT, Rheda, 1979, S. 17; SCHAUB, Herrschaft Rheda, 2006, S. 41; vgl. auch MEIER, Herrschaft Lippe, 2008, S. 62.

[52] STOOB, Rheda, 1975, o. S. (S. 2–3).

[53] S. dazu GAUL, Rheda, 1955, S. 189.

Nach dem Tode Simons I. zur Lippe 1344 teilten seine Söhne Otto (reg. 1344–1360) und Bernhard V. (reg. 1344–1365) die lippischen Territorien in einem Teilungsvertrag (16. Oktober 1344)[54] unter sich auf, letzterer erhielt dabei die Besitzungen ‚jenseits des Waldes', darunter Rheda, residierte jedoch vornehmlich in Horn. Bereits 1345 konnten ihm die Einwohner Rhedas das Weichbildrecht abringen,[55] zehn Jahre später, am 24. Februar 1355, verlieh er dann auf Bitten seiner Rhedaer Burgmannen der städtischen Siedlung Rheda endlich die vollen Stadtrechte nach Lippstädter Recht.[56] Bereits im Jahre 1345 besaß Rheda jedoch schon ein eigenes Stadtsiegel mit dem steigenden Löwen des Hauses Rheda im Wappenbild, bereichert um die zwischen Rücken und Schweif eingefügte lippische Rose als Hinweis auf die Stadtgründung durch das Haus Lippe.[57]

Nach dem Tode Bernhards V. 1365 übergab dessen Witwe Richarda – entgegen den Bestimmungen des Teilungsvertrages von 1344, denen zufolge der Anteil des Bruders, der ohne männlichen Erben stürbe, an den lippischen Mannesstamm zurückfallen solle – an ihren Schwiegersohn Otto VI. von Tecklenburg (nach 1360–1395), was sie zwar schon am 9. April 1366 unter Vermittlung des Kölner Erzbischofs Engelbert III. von der Mark (1364–1368) widerrief, doch verweigerte Otto von Tecklenburg die Herausgabe des Besitzes und beanspruchte ihn für seinen Sohn Nikolaus (II.).[58] Damit wechselte die Herrschaft Rheda, trotz der nun einsetzenden ‚Tecklenburger Fehde' (1365/69–1376), in den Besitz des Grafenhauses Tecklenburg.

[54] Lipp. Reg. II, Nr. 853.
[55] Lipp. Reg. II, Nr. 993 (irrig 1355 datiert); vgl. STOOB, Rheda, 1975 o. S. (S. 3).
[56] Lipp. Reg. II, Nr. 990; vgl. GAUL, Rheda, 1955, S. 190; STOOB, Rheda, 1975 o. S. (S. 3).
[57] LÜBBERMANN, Wappen und Siegel, 1966, S. 40 datiert die Petschaft in das Ende des 13. oder den Anfang des 14. Jahrhunderts, STOOB, Rheda, 1975, o. S. (S. 3) hingegen erwähnt nur den ersten Beleg 1345.
[58] Lipp. Reg. II, Nr. 1144 (1366 April 9). – S. dazu BÖCKENHOLT, Rheda, 1979, S. 18.

1.4. Kurzer Überblick über die weitere Geschichte von Burg und Herrschaft Rheda[59]

Mit dem Fall der Herrschaft Rheda an die Grafen von Tecklenburg begann ein neues, bewegtes Kapitel in der Geschichte Rhedas. In den Auseinandersetzungen um das Rhedaer Erbe geriet der lippische Erbanwärter Simon III. (reg. 1360–1410) sogar im Herbst 1371 in die Gefangenschaft des Grafen Otto VI. von Tecklenburg (reg. in Rheda 1365–1388/95) und wurde für zwei bis drei Jahre vermutlich in Rheda selbst inhaftiert. Infolge der weiteren Auseinandersetzungen im Zuge der ‚Tecklenburger Fehde' (1365/69–1376) wurde die Burg Rheda 1377 vom Bischof von Münster belagert, 1379 nach sechsmonatiger Belagerung durch die Truppen einer Koalition sogar erobert – eine der wenigen militärischen Auseinandersetzungen um die Burg. Dennoch verblieb die Herrschaft Rheda bei Otto VI. von Tecklenburg, ebenso nach einer weiteren entscheidenden Niederlage seines Sohnes Nikolaus II. (reg. 1388/95–1426) im Jahre 1400.

Auch im 15. Jahrhundert setzte sich der Erbstreit fort und endete erst 1491 mit einem vertraglichen Erbverzicht und Verkauf der Herrschaft Rheda durch Edelherr Bernhard VII. ‚Bellicosus' zur Lippe (reg. 1446–1511) gegenüber Graf Nikolaus III. von Tecklenburg (reg. 1450–1508), Rheda diente innerhalb der tecklenburgischen Besitzungen seitdem als Residenz des ältesten Sohnes. Nikolaus' Enkel Conrad von Tecklenburg, genannt ‚der tolle Cord', (*1493, 1534/41–1557) heiratete 1527 die Landgräfin Mechtild von Hessen (um 1490–1558), eine Cousine des regierenden Landgrafen Philipp des Großmütigen (reg. 1518–1567). Durch ihren und des Landgrafen Einfluss hatte sich Conrad der evangelischen Lehre zugewandt und brachte sie mit seiner Heirat nach Rheda, „so daß die Schloßkaplanei in Rheda wohl die erste vollgültige evangelische Gemeinde mit evangelischer Gottesdienst- und Abendmahlsform in Westfalen wurde".[60] In der nachfolgenden Zeit wurde die

[59] Die nachfolgenden Ausführungen basieren im wesentlichen auf den zusammenfassenden Publikationen von BÖCKENHOLT, Rheda, 1979, KLUETING/FELGNER, Bentheim-Tecklenburg, 1993 und SCHAUB, Herrschaft Rheda, 2006, S. 45–122; zur Geschichte des 19. Jahrhunderts sei v. a. auf BEUSCH, Bentheim-Tecklenburg, 1995 verwiesen. – Als weitere Publikationen zur jüngeren Geschichte Rhedas seien genannt: LUDORFF, Kreis Wiedenbrück, 1901, S. 4–6, 51–54 (Hermann Eickhoff); LÜBBERMANN, Grafen von Bentheim, 1968; HHStD, NRW, 1970, S. 633–634; STOOB, Rheda, 1975; LÜBBERMANN, Rheda, 1976; MEIER/OSSENBRINK, Herrschaft Rheda, 1999; HHStD, NRW, 2006, S. 889–891 (Jürgen Kindler, Wolfgang A. Lewe). – Für die bauhistorischen Daten wurde auf DEHIO, Westfalen, 1969, S. 479–482; MÜHLEN, Rheda, 1979; CONRAD, Baugeschichte, 1989 sowie jüngst DEHIO, Westfalen, 2011, S. 905–910 zurückgegriffen. Auf einen Einzelnachweis der betreffenden Textstellen wurde verzichtet.

[60] BÖCKENHOLT, Rheda, 1979, S. 24.

lutherische Reformation sehr vorsichtig von Graf Conrad, einem der Häupter des Schmalkaldischen Bundes, in der Herrschaft Rheda eingeführt, 1543 trat dann die maßvolle ‚Tecklenburger Kirchenordnung' in Kraft.

Nach dem Tode des Grafen Conrad von Tecklenburg 1557 fielen Tecklenburg und Rheda an seine Erbtochter Anna (1528/29–1582) und kamen durch ihre Heirat mit Graf Ewerwin III. von Bentheim (*1536, 1553/57–1562) an das Haus Bentheim. Ihr gemeinsamer Sohn Arnold IV. (in Rheda Arnold I.; reg. 1554–1606), konnte durch Erbschaften und seine Heirat mit der Gräfin Magdalena von Neuenahr (1551–1626) seinen territorialen Besitz stark vermehren. Durch sein Studium in Straßburg war er mit der calvinistischen Lehre in Berührung gekommen, die er mit seiner Heirat 1573 persönlich, 1575 für den Hof annahm und etwas später dann auch in seinen Territorien einführte, zuerst 1588 in Tecklenburg und Rheda. Dies sollte entscheidende Auswirkungen auf die bauliche und liturgische Gestaltung der Rhedaer Schlosskapelle haben, die Graf Arnold, der allerdings zumeist in Burgsteinfurt residierte, 1602–1605 im Zuge von Ausbaumaßnahmen am Kapellenturm zu einem calvinistisch-reformierten Gottesdienstraum umgestalten ließ (siehe Kap. D.4.1.).

Nach dem Tode des Grafen Arnold IV. († 11. Januar 1606) wurden seine Territorien 1609 unter seine fünf noch lebenden Söhne aufgeteilt, die Herrschaft Rheda kam dabei mit der Grafschaft Tecklenburg an den ältesten, Graf Adolf (*1577, 1606–1623). Unter ihm wurde 1612 der Westflügel des Schlosses unter Einbeziehung der mittelalterlichen Ringmauer in den Formen der sog. Lippe-Renaissance neu aufgeführt (Abb. 659–664).

Die nachfolgenden Jahrzehnte unter Adolfs Sohn Mauritz (*1615, 1623/1632–1674), der das 1609 aufgeteilte Territorium bis auf Bentheim-Steinfurt wieder auf sich vereinen konnte, waren geprägt durch die Wirren des Dreißigjährigen Krieges (1618–1648) mit Truppendurchzügen, Einquartierungen, Kontributionszahlungen und Plünderungen. Dennoch blieb das Schloss in Rheda relativ unbeschädigt.

Unter Mauritz' Söhnen Johann Adolf (*1637, 1674–1704) und Friedrich Mauritz (*1653, 1704–1710) fiel durch ein Urteil des Reichskammergerichtes in Wetzlar 1686/96 der größte Teil der Grafschaft Lingen an die Grafen von Solms-Braunfels,

die diese 1707 an den König in Preußen verkauften. 1729 kam es dann im ‚Tecklenburger Vergleich' zur Abtretung der verbliebenen Teile Tecklenburgs an Preußen. Dies geschah bereits unter Friedrich Mauritz' Sohn und Nachfolger Moritz Casimir I. (*1701, 1710/26–1768).

Während dieser Zeit ereignete sich der verheerende Schlossbrand vom 9./10. August 1718, bei dem insbesondere der alte Repräsentationsflügel im Norden des Hochschlosses eingeäschert und der Kapellenturm und das Dach des westlichen Renaissance-Flügels von 1612 in Mitleidenschaft gezogen wurden, aber auch der Ostturm mit seiner ehemals hohen spätgotischen Turmspitze. Zunächst wurde der Westflügel wiederhergestellt und 1718–20 das neue Torhaus errichtet (siehe Kap. D.4.1.), 1721 durch Maurermeister Pipp das neue Küchenhaus (Abb. 665, 666) an der Nordseite des Ostturmes.[61] 1725 wurde dann unweit des Schlosses Haus Bosfeld als zukünftiger Witwensitz errichtet.

Schließlich entschied sich Graf Moritz Casimir I. zu einem repräsentativen Neubau des wohl noch aus dem Spätmittelalter stammenden Südflügels: Dieser wurde 1744/45 abgerissen und 1747–46 durch einen Neubau nach Plänen des Osnabrücker Ingenieurs und Oberstleutnants Cornelius Gottfried Treu ersetzt (Abb. 665).[62] Nahm die gräfliche Familie zunächst im Wechsel in Rheda und Hohenlimburg Aufenthalt, so diente das repräsentativ ausgebaute Schloss in Rheda seit 1757 als dauerhafte Residenz für die Hofhaltung des Grafen Moritz Casimir I..

Nach und nach wurden auch die Ökonomiegebäude im Bereich der Vorburg und des Emsstaues durch Neubauten ersetzt, so 1732 das Ackergebäude, 1741 ein Bauhaus, 1760 die Pferdeställe und der Marstall (1828 erneuert), 1772 die neue Schlossmühle sowie zu seiten der Auffahrt die als Pendants gestalteten Bauten des Kanzlei- und Wachhauses (1779–1781) und des Kommödienhauses (1790) für das Hoftheater. Der Bau der drei letztgenannten Bauten geschah bereits unter Graf Moritz Casimir II. (*1735, 1768–1805).

Im Reichsdeputationshauptschluss von 1803 blieb die reichsunmittelbare Herrschaft Rheda zunächst unbehelligt, ja Graf Moritz Casimir II. führte selbst die rechtlich

[61] CONRAD, Baugeschichte, 1989, S. 268, dazu Anm. 103, 104 (mit Quellenverweisen); s. dazu auch KASPAR/BARTHOLD, Rheda, 2012, S. 78–79.

[62] Baugeschichtliche Angaben nach CONRAD, Baugeschichte, 1989, S. 269–271 (mit Quellenverweisen); vgl. auch MÜHLEN, Rheda, 1979, S. 13.

nicht unumstrittene Säkularisation der (katholischen) Klöster Herzebrock und Clarholz durch, die zusammen mit der außerhalb des Territoriums gelegenen, von Preußen säkularisierten Abtei Marienfeld die Landstände der Herrschaft Rheda bildeten. 1808 folgte jedoch auf Anweisung des französischen Kaisers Napoléon I. (*1769, Kaiser 1804–1814, † 1821) unter dem regierenden Grafen Emil Friedrich (*1765, 1805–1837) die ‚Mediatisierung' (das heißt der Verlust der Reichsunmittelbarkeit) und die Eingliederung in das 1806 neugeschaffene Großherzogtum Berg.[63] Auch auf dem Wiener Kongress 1815 wurde die volle Souveränität der Herrschaft Rheda nicht wiederhergestellt, sondern diese bildete nun eine preußische Standesherrschaft. 1817 wurde die gräfliche Familie von Bentheim-Tecklenburg auf Rheda dann ‚zum Ausgleich' in den preußischen Fürstenstand erhoben.

Auf Geheiß des vierten Fürsten, Fürst Gustav (*1849; 1885–1909), errichtete man die Freitreppe und das neuromanische Eingangsportal des Kapellenturms neu, und der Schlossgarten am Steinweg wurde in eine großzügige Ziergartenanlage umgewandelt.[64]

Letzter Standesherr des Zweiten Deutschen Kaiserreiches in Rheda war Fürst Adolf (*1889, 1909–1919, † 1967), 1920 wurden die standesherrlichen Rechte des Adels von der Weimarer Verfassung aufgehoben.[65]

Fürst Adolf musste nach Ende des Zweiten Weltkrieges (1939–1945) auf Anweisung der englischen Besatzungstruppen 1946 mit seiner Familie das Schloss verlassen und nach Haus Bosfeld übersiedeln. Nach Abzug der Besatzung wurden die Räumlichkeiten des Schlosses an verschiedene Institutionen vermietet, u. a. an die Universität Bielefeld, die sich in den Räumen des Rokokotraktes 1968 begründet hat. 1963–65 wurde unter Fürst Adolf die verdienstvolle Restaurierung des Kapellenturmes durchgeführt (siehe Kap. D.4.2.). Sein Sohn Fürst Moritz Casimir (II.) (*1923) und dessen Gemahlin Fürstin Huberta, gen. Sissi, Gräfin von Hardenberg (*1932) initiierten in den 1970er und 1980er Jahren weitere wichtige Erhaltungsmaßnahmen an der historischen Bausubstanz, insbesondere an den

[63] S. dazu ausführlich CONRAD, Mediatisierung, 2004 und CONRAD, Zustand 1808, 2004.
[64] Ausführlich dazu EYINK, Schloßgarten Rheda, 1988.
[65] S. dazu BEUSCH, Bentheim-Tecklenburg, 1995, S. 328–329.

Repräsentationsräumen des Rokokotraktes. Anlässlich der Landesgartenschau in Rheda-Wiedenbrück 1988 siedelte das Fürstenpaar mit seiner Familie wieder nach Schloss Rheda über, wo mittlerweile bereits die nächste Generation lebt, die um den Erhalt des bauhistorischen und kulturellen Erbes von Schloss Rheda bemüht ist.

1.5. Das Patrozinium der Burgkapelle und deren Stellung als Eigenkirche

Leider sind aufgrund des Verlustes fast sämtlicher bauzeitlicher und vorreformatorischer Quellen (siehe Kap. D.4.5.1.) die Weihetitel der beiden Altäre und damit auch die Patrone der Burgkapelle in katholischer Zeit nicht überliefert.[66] Nur indirekt kann aus den Einkommensregistern aus der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts aufgrund der Nennung von Abgaben zum ‚Romanus-Lehen' indirekt auf eine ‚Romanus-Vikarie' und damit auf ein Romanus-Patrozinium eines der Altäre geschlossen werden,[67] während das zweite Altarpatrozinium offenbar im Zuge der Reformation völlig in Vergessenheit geriet.[68]

Bei dem überlieferten Altarpatrozinium des hl. Romanus ergibt sich aber nun das Problem, dass es zehn bzw. elf (!) Heilige dieses Namens gibt.[69] Sicherlich weitgehend auszuschließen ist der hl. ‚Clemens Romanus' = Papst Clemens I. (92–101), da es sich bei dem ‚Romanus' nur um einen Namenszusatz handelt.[70] In Frage

[66] Dies ist jedoch kein Einzelfall: Weihedaten stauferzeitlicher Burgkapellen sind in den seltensten Fällen überliefert, die erhaltenen Quellen setzen meist erst nach der Mitte des 13. Jahrhunderts ein – s. dazu NAENDRUP-REIMANN, Rechtsverhältnisse, 1976, S. 127; STREICH, Burgkapellen, 1999, S. 59–60.

[67] Das ehemalige Romanuspatrozinium ist offenbar schon länger bekannt und regte auch das Clemens-Romanus-Patrozinium der 1807 neu gegründeten katholischen Pfarrkirche von Rheda an (s.u.), aber bisher gibt es in der Lit. nur selten eine konkrete Quellenangabe: PRINZ, Bistum Osnabrück, 1934/73, S. 86 (in Tabelle); FLASKAMP, Kirchengeschichte, 1957, S. 382–383, dazu Anm. 179 (mit Verweis auf eine Belehnung der Romanusvikarie an an den Rhedaer Freigrafen [Richter] Johannes Huneke durch Graf Everwin von Bentheim 1559); KINDLER/LEWE, Tempelherrenturm, 1986, S. 94 (ohne Quellenangabe); HUCKER, Livland, 1989, S. 113–114 (ohne Quellenangabe); HUCKER, Königspläne, 1989, S. 85–86 (ohne Quellenangabe); CONRAD, Baugeschichte, 1989, S. 257, Anm. 71 (mit entsprechendem Quellennachweis); DORN, Herford, 2006, S. 136 (ohne Quellenangabe); SCHAUB, Herrschaft Rheda, 2006, S. 129–130 (ohne Quellenangabe).

[68] Die von CONRAD, Baugeschichte, 1989, S. 257 und in Anm. 71 geäußerten Zweifel, ob überhaupt ein zweiter Altar bestanden hat, da kein zweites Patrozinium fassbar sei, sind zwar nicht völlig von der Hand zu weisen, doch sprechen die baulichen Befunde im Bereich der oberen Spitzbogennische, wo außer der Piscina auch noch vage Spuren eines Altarstipes nachzuweisen sind, für sich. Dass ein Altarpatrozinium im Zuge der Reformation schnell in Vergessenheit geriet, erscheint nicht ungewöhnlich, seine Einkünfte könnten mit anderen zusammengefasst worden und so deren ursprünglicher Bezug verloren gegangen sein.

[69] In der Literatur werden in unterschiedlichen Zusammenstellungen folgende Heilige dieses Namens genannt: Romanus von Antiochien (Eremit, 27.11.; † vor 444), Romanus von Antiochien/Caesarea (18.11; † 303), Romanus von Blaye (24.11; † 385), Romanus von Condat (28.2.; † um 460/465); Romanus der Melode von Konstantinopel (1.10; 6. Jahrhundert), Romanus milites/von Rom (9.8.; † 268), Romanus, Bischof von Rouen (23.10; † 638); Romanus von Subiaco (22.5.; 5. Jahrhundert), Romanus von Auxerre (6.10.; um 550), Romanus presbyter († um 380; verehrt v. a. in Le Mans). – LCI, Bd. 8, 1990, Sp. 279–281; LThK, Bd. 8, 1999, Sp. 1276–1280; ILISCH, Patrozinien Westfalens, 1992, S. 621.

[70] Allerdings identifizierte man den hl. ‚Clemens Romanus' zu Anfang des 19. Jahrhunderts mit dem überlieferten ‚Romanus' der Burgkapellenvikarie und knüpfte bei der Wahl des Kirchenpatrons der 1807 geweihten neuen katholischen Pfarrkirche von Rheda bewusst an dieses (falsch erschlossene) vorreformatorische

kommen jedoch die hll. Märtyrer ‚Romanus von Antiochia' († um 303; Festtag 18. November)[71] und ‚Romanus milites' (Festtag 9. August).[72] Letzterer war ein römischer Soldat oder Ostiarier, der beim Martyrium des hl. Laurentius bekehrt wurde oder mit ihm zusammen das Martyrium erlitt, enthauptet wurde er 268 an der Porta Salaria in Rom. Mit ihm möchte Nass – vermutlich aufgrund der ‚militärischen Funktion' als Patron einer Burgkapelle – das überlieferte Romanus-Patrozinium in der Rhedaer Kapelle identifizieren.[73] Dafür spricht neben der beim Adel beliebten Verehrung von Soldatenheiligen auch seine besondere Verehrung im kaiserlichen Umfeld: So ließ Kaiser Otto der Große (936–973) den Leib des Heiligen in das von ihm 968 neu gegründete Bistum Merseburg transferieren, wo der hl. Romanus zum Nebenpatron des Merseburger Domes aufstieg, außerdem besaß auch der im Auftrag von Kaiser Heinrich II. (1002–1024) errichtete Bamberger Dom bei seiner Weihe 1012 Reliquien dieses Heiligen.[74] Auch in den (Erz-) Bistümern Magdeburg und Ratzeburg fand der hl. ‚Romanus milites' eine gewisse Verehrung.[75]

Aber auch eine Identifizierung mit dem hl. ‚Romanus von Antiochia' erscheint nicht abwegig. Dessen Gebeine wurden im Jahre 851 zusammen mit denen der hl. Emerentiana aus Rom in das Fuldaer Eigenkloster (später -stift) Hameln übertragen, wo sie jedoch vermutlich dem Kirchenbrand von 1209 zum Opfer fielen.[76] Nach 1235 wurde der hl. Romanus dann als Hamelner Kirchenpatron vom Fuldaer Hauptheiligen Bonifatius verdrängt, blieb aber Nebenpatron und Patron der Krypta.[77] Seine Verehrung blieb weitgehend auf Hameln beschränkt.[78] Direkte Beziehungen des Hauses Lippe zum Hamelner Stift und seinen Vögten und Pröpsten aus dem Hause der Grafen von Everstein lassen sich zwar nicht nachweisen,[79] dennoch ist ein

Patrozinium an; s. ILISCH, Patrozinien Westfalens, 1992, S. 177.

[71] LCI, Bd. 8, 1990, Sp. 279, 281 (F. Tschochner); LThK, Bd. 8, 1999, Sp. 1276–1277 (Hubertus R. Drobner); NASS, Hameln, 1987, v. a. S. 114–117.

[72] LCI, Bd. 8, 1990, Sp. 280 (F. Tschochner); LThK, Bd. 8, 1999, Sp. 1279 (Victor Saxer); NASS, Hameln, 1987, v. a. S. 115–117.

[73] NASS, Hameln, 1987, S. 128.

[74] NASS, Hameln, 1987, S. 131 (mit Quellennachweisen).

[75] HUCKER, Livland, 1989, S. 113–114; HUCKER, Königspläne, 1989, S. 85 (jeweils mit Literaturverweis).

[76] NASS, Hameln, 1987, S. 110–114. – Auch KINDLER/LEWE, Tempelherrenturm, 1986, S. 94, nehmen eine Übernahme des Patroziniums aus Hameln an.

[77] NASS, Hameln, 1987, S. 113; ERDMANN, Hameln, 1994, S. 4–6 (Romanus-Verehrung), 12 (kritisch zum Patroziniumswechsel 1235/41).

[78] NASS, Hameln, 1987, S. 132.

[79] ERDMANN, Hameln, 1994, S. 16 sieht in Lutgard († 1243), der Gemahlin des Grafen Konrad III. von Everstein (reg. 1217–54, † 1256), Bruder des Hamelner Propstes Friedrich von Everstein, irrtümlich eine Tochter Bernhards II. zur Lippe, doch war sie vielmehr wohl eine Tochter des Grafen Adolf von Altena-Berg (vgl. ZUNKER, Adel, 2003, S. 32, Anm. 34). Eheverbindungen zwischen Lippern und Eversteinern lassen sich nicht

Reliquienerwerb für Rheda aus dem nicht allzu fernen Hameln nicht rundweg auszuschließen.[80]

Das aus der Rhedaer Überlieferung erschließbare Romanus-Patrozinium eines der beiden Altäre dürfte mit einiger Wahrscheinlichkeit folglich mit dem des hl. ‚Romanus milites' zu identifizieren sein. Dafür spricht auch sein Status als Soldatenheiliger – Soldatenheilige waren bei der Patrozinienwahl von Burgkapellen des Adels sehr beliebt, da sie und (falls vorhanden) ihre Reliquien, insbesondere bei einer Torkapelle wie in Rheda, den Schutz und die Verteidigung der Burg als ‚himmlische Streitmacht' mit unterstützen konnten![81] Der hl. Romanus milites war zudem als ‚Ostiarier' (= Torwächter) besonders prädestiniert als himmlischer ‚Torwächter' der Rhedaer Torkapelle.

Leider ist nun nicht explizit überliefert, dass der Hl. Romanus der Hauptpatron und Titelheilige der Kapelle gewesen ist, wie gelegentlich zu lesen ist[82] – dies könnte ebensogut der in Vergessenheit geratene Patron des zweiten Altares gewesen sein: In Frage kommt auch hier wieder ein Soldatenheiliger, besonders beliebt als Patrone von Burgkapellen waren darunter der Erzengel Michael mit seinen Himmlischen Heerscharen, der hl. Georg, der hl. Pankratius, der hl. Martin oder der Reichsheilige Mauritius, in Frage kommen aber auch andere, häufig anzutreffende Heilige wie die Muttergottes, die ja auch im Haus der Edelherren zur Lippe eine besondere Verehrung genoss,[83] oder die hll. Nikolaus, Petrus, Katharina, Margaretha oder Laurentius.[84]

nachweisen (s. dazu ZUNKER, Adel, 2003, S. 30–34, 88–89).

[80] So war eine Tochter Bernhards II. zur Lippe, Beatrix († 1244), mit Heidenreich von Lauterberg († 1228/30) verheiratet, der als Vogt von Fulda fungierte (s. ZUNKER, Adel, 2003, S. 88 und ‚Stammtafel der Edelherren zur Lippe' im Anhang). Über diese Verbindung wäre eine Schenkung von Romanus-Reliquien aus dem Fuldaer Tochterstift Hameln oder aus Fulda selbst zumindest möglich gewesen. – Eher spekulativ bleibt die Annahme von KINDLER/LEWE, Tempelherrenturm, 1986, S. 94, die versuchen, alte Verbindungen nach Fulda aufzuzeigen: Ewerword, Gründer des Stiftes Freckenhorst und mutmaßlicher Urahn von Widukind von Rheda, habe ein Drittel seines Besitzes nach Fulda geschenkt und Hermann II. zur Lippe habe darauf bezug genommen bei der Nachfrage von Reliquien.

[81] Vgl. dazu ARENS, Pfalz- und Burgkapellen, 1976, S. 203, 210; HAAS, Oben und Unten, 1999, S. 71–72, 75.

[82] So bei BKW, Kreis Wiedenbrück, 1901, S. 52; PRINZ, Bistum Osnabrück, 1934, S. 86; FLASKAMP, Kirchengeschichte, 1957, S. 382; DEHIO, Westfalen, 1969, S. 480; KINDLER/LEWE, Tempelherrenturm, 1986, S. 94; BERGER, Kapellenturm, 1988, S. 11–12; HUCKER, Livland, 1989, S. 111; HUCKER, Königspläne, 1989, S. 65 (jeweils als Kapitelüberschrift: „Die Doppelkapelle St. Romanus zu/in Rheda"); ILISCH, Patrozinien Westfalens, 1992, S. 621.

[83] Verwiesen sei hier nur auf die Marienpatrozinien der von ihnen gestifteten Kleinen und Großen Marienkirche in Lippstadt sowie des mitgestifteten Klosters Marienfeld, darüber hinaus auf das Wappenbild, die ‚Lippische Rose', als marianischem Symbol (dazu VEDDELER, Lippische Rose, 1978, S. 14–15).

[84] Zuletzt dazu STREICH, Burgkapellen, 1999, v. a. S. 63–65 (mit weiterführender Lit.).

Als Eigenkirche der Edelherren zur Lippe stand die Kapelle der Burg Rheda außerhalb des Pfarrverbandes der vor den Toren Rhedas gelegenen Pfarrkirche St. Johannes Baptist,[85] die zugelassenen Gottesdienstbesucher waren wohl üblicherweise nur die Bewohner der Burganlage, also die Familie der Edelherren, ihr Gefolge, die Burgbesatzung und das Gesinde; Taufen und Beerdigungen waren kirchenrechtlich nicht zugelassen, sie standen allein der Pfarrkirche zu, die auch an hohen Festtagen aufgesucht werden musste.[86]

In einer Rheda betreffenden Urkunde vom 25. April 1221 erscheint ein „*Everhardus capellanus noster*“ als erster in der Zeugenliste,[87] in einer weiteren Urkunde von 1221 (ohne Tagesdatum) steht er unter den Zeugen an dritter Stelle und wird als „*Everhardus capellanus de Rethe*“ bezeichnet.[88] Damit ist sicher belegt, dass die Rhedaer Burgkapelle damals einen eigenen Kaplan besaß, der als Geistlicher die Messfeier zelebrierte, aber offenbar auch als ‚Hofkaplan' notarielle Aufgaben wahrnahm.[89] Auch für 1324 und ebenso für 1456/57 ist ein Burgkaplan für Rheda belegt.[90]

2. Kurze Baubeschreibung des Tor- und Kapellenturms

Der Tor- und Kapellenturm von Schloss Rheda erhebt sich am Westrand der auf einer Hochmotte plazierten Kernburg (Abb. 457, 458; siehe Kap. D.7.1.). Der quadratische Baukörper von 16 m Seitenlänge umfasst heute vier Geschosse und wird von einem einfachen Pyramidendach abgeschlossen (Abb. 492). Das Erdgeschoss enthält die jetzt abgemauerte tonnengewölbte Tordurchfahrt, die durch vier Abseiten nach

[85] Das Verhältnis zur Pfarrkirche St. Johannes Baptist wurde bisher in der historischen Literatur nicht oder nur knapp abgehandelt, so bei FLASKAMP, Kirchengeschichte, 1957, S. 381–383. – Zur Geschichte der Pfarrkirche St. Johannes Baptist s. die obigen Ausführungen in Kap. D.1.1. (mit Literaturverweisen).

[86] BANDMANN, Doppelkapelle, 1958, Sp. 204–206; NAENDRUP-REIMANN, Rechtsverhältnisse, 1976, S. 136; STREICH, Burgkapellen, 1999, S. 58–63; STEVENS, Burgkapellen, 2003, S. 250.

[87] WUB III, Nr. 170: „*Testes autem huius rei sunt: Everhardus capellanus noster, Heinricus dapifer et frater ipsius Albertus [...]*“ (es folgen sechs weitere Zeugennamen).

[88] WUB III, Nr. 168 = OUB II, Nr. 137. Es handelt sich um eine Güterschenkung Graf Ottos II. von Tecklenburg an Kloster Marienfeld, wobei der Kaplan Everhard eine zuvor in der Burg Rheda vollzogene Verzichtsleistung bezeugt.

[89] S. dazu STEVENS, Burgkapellen, 2003, S. 251 (mit Quellennachweis). Vgl. auch KERBER, Rechtsvorgänge, 1995, S. 42.

[90] Zu 1324: WUB VIII, Nr. 1759: „Actum in castro Rede [...], presentibus capellano in castro eodem [...]“; 1456/57: s. FLASKAMP, Kirchengeschichte, 1957, S. 383, Anm. 179 (mit Quellenbeleg). – Die ebd., S. 382, dazu Anm. 180 zu lesende Behauptung, die Stelle des Burgkaplans „wurde freilich erst 1605 fundiert“ – mit Verweis auf DÖHMANN, Graf Arnold, 1903, S. 57 (– 58) – ist sicherlich dahingehend zu korrigieren, dass die mittelalterlichen Einkünfte der Kaplanei im Zuge der Reformation eingezogen wurden und daher Graf Arnold IV. 1605 eine Neufundierung der Kaplaneistelle vornahm! Vgl. dazu auch CONRAD, Baugeschichte, 1989, S. 252.

Norden und Süden erweitert wird. Der Sakralraum der Burgkapelle nimmt die beiden mittleren Etagen ein, darüber folgt ein profanes ehemaliges Wohngeschoss.

Die West-, Süd- und Nordseite des Turms (Abb. 459–462, 472) präsentieren sich heute in unverputztem Bruchsteinmauerwerk, die Ostseite zum Hof (Abb. 465) besteht hingegen aus fein gefügtem Backsteinmauerwerk. Hinzu kommen noch schmale, mit Buckelquadern versehene Lisenenstreifen aus Sandstein an hervortretenden Kanten sowie an den nördlichen und südlichen Seitenmitten, die jedoch allesamt über dem dritten Geschoss abbrechen (Kap. D.5.4.). Die weitgehend geschlossenen Wände werden nur von wenigen Öffnungen durchbrochen: Von den Tordurchfahrten des Erdgeschosses ist heute nur noch die östliche zu erkennen, die westliche wird von einer barocken Stützmauer verdeckt. Die beiden Kapellengeschosse besitzen verschiedene Rundbogenfenster sowie insbesondere zwei Rosettenfenster (Kap. D.5.8.3.): im Westen einen Vierpass, im Osten einen Sechspass, der in einen nur flach vor die Wand tretenden Erker integriert ist. Hinzu kommen noch offensichtlich später eingefügte Kreuzstockfenster mit Tudorbogenabschluss, die insbesondere auch am obersten Geschoss wiederkehren.

Der Kapellenraum im zweiten und dritten Geschoss nimmt fast deren gesamte Grundfläche ein. Sein unteres Geschoss wird durch einen im Norden, Osten und Süden umlaufenden Gang eingeengt (Abb. 492), der sich im Nordwesten und Südwesten zu einem größeren Raum erweitert, dabei dient derjenige im Nordwesten als kleine Vorhalle vor dem inneren Kapellenportal. Dieses durch Dreisäulenbündel ausgezeichnete Portal (Abb. 611–612; Kap. D.5.7.) gewährt den ursprünglich einzigen Zugang zum Kapelleninneren – die Öffnungen im Osten und Süden zum Umgang wurden erst später eingebrochen (Kap. D.4.1.). Der Raum selbst (Abb. 475–479) wird durch zwei mittige Bündelpfeiler in zwei annähernd quadratische, kreuzrippengewölbte Joche unterteilt. An der Westseite ist anstelle des Umgangs eine doppelläufige Treppe hinter einer Dreibogenstellung angeordnet, deren schlanke Schiefersäulen auf Löwenpostamenten ruhen (Abb. 623–624; Kap. D.5.6.). Die Treppe selbst gewährt Zugang zu den tonnengewölbten Emporen oberhalb der seitlichen Umgänge (Abb. 486, 487). Sie enden im Osten in Apsisnischen, die die zentrale Altarnische über dem östlichen Umgang flankieren (Abb. 484). Diese wird ausgezeichnet durch aufwendig skulptierte Dreisäulenbündel (Kap. D.5.7.) und das

große sechsteilige Rosettenfenster, dem der Vierpass hinter der westlichen Dreibogenstaffel antwortet. Eine weitere Altarstelle befand sich ehemals im Erdgeschoss vor der heute durchbrochenen Trennwand zum östlichen Umgang (Abb. 475), in etwa der Lage des heutigen Abendmahlstisches entsprechend. Nach Norden öffnet sich das Ostjoch des Erdgeschosses zu einem zweijochigen Raum (Abb. 480), der sogenannten „Sakristei“. Ihr entspricht im Süden eine in der Wandstärke verlaufende Treppe (Abb. 492, 483), die in diesem Bereich einen Zugang zum Obergeschoss der Kapelle mit der Altarstelle vor dem Rosenfenster herstellte. Im Fußboden des Westjoches ermöglicht eine knapp 1 m x 1 m große Öffnung eine Verbindung zur darunterliegenden Tordurchfahrt (Abb. 571–572; Kap. D.4.3.2.6.).

Der genannte Vorraum des Kapellenportals erschließt zugleich auch den Zugang (Abb. 488) zur Wendeltreppe in der Nordwestecke des Turmes, die – an der Kapelle vorbei – unmittelbar in das vierte, ebenfalls quadratische Turmgeschoss führt (Abb. 492), dessen Raumeindruck durch zwei an den Ecken abgestufte Freipfeiler geprägt wird (Abb. 598) und das sich heute in einem ruinösen ‚Rohbauzustand’ präsentiert. Die originäre Abortanlage in der Südwestecke des Raumes (Kap. D.4.3.2.10.) und die Reste eines Kamins mittig an der Ostwand deuten dabei auf eine Nutzung als Wohngeschoss. Hinzu kommen die allseitig sich öffnenden Fensternischen, in die später Kreuzstockfenster eingefügt wurden.

3. Baumaterialien und Bautechnik

Wie bei der Marienfelder Klosterkirche sind fast alle wesentlichen Architekturglieder wie am Außenbau die Lisenen, Gesimse und Fenstereinfassungen, im Inneren die Pfeilersystem, der Gurtbogen, Gewölberippen und ein Teil der Fenster- und Nischeneinfassungen aus Sandstein gefertigt, während die eigentliche Wand- und Gewölbesubstanz wie dort aus Backstein besteht. Hinzu kommt noch die Verwendung von Bruchstein für drei der vier Außenfassaden sowie von schwarzem Schiefer für einige Säulenschäfte.

3.1. Die Fundamente

Leider liegen über die Beschaffenheit der Turmfundamente mangels gezielter Untersuchungen keinerlei Angaben vor. Da der Tor- und Kapellenturm jedoch am

Rande eines über dem Dünenkern mittels einer Torfschicht künstlich aufgehöhten Hügels liegt,[91] ist anzunehmen, dass die Turmfundamente recht tief hinabreichen bis zum tragfähigem Boden des gewachsenen Sandkernes.[92] Vermutlich wurde sogar eine regelrechte Fundamentplatte ausgeführt, die den gesamten Turmbau unterfängt. Ein Indiz für eine solche Fundamentplatte sind der durchgehende Riss zwischen den Wandöffnungen des westlichen Wandfeldes der Nordfront (Abb. 474) und die deutliche Schieflage des Tympanonsteins des inneren Nordportals, die auf einen Bruch der mutmaßlichen Fundamentplatte und ein anschließendes leichtes Absacken der westlichen Turmpartien in Richtung Gräfte hindeuten.

3.2. Die Architekturglieder und die Bauornamentik aus Sandstein und ihre Bearbeitung

Auch beim Tor- und Kapellenturm von Schloss Rheda wurde – wie in Marienfeld – für die architektonischen Gliederungselemente vornehmlich gelb-bräunlicher Osning-Sandstein verarbeitet – das in der Gegend übliche Sandsteinmaterial (siehe Kap. C.3.2.). Deutlich stärker als bei der Zisterzienserkirche verwendete man an Stellen mit dem Anspruch hoher Bearbeitungsqualität den feinkörnigeren und aufgrund seiner Weichheit wesentlich leichter zu bearbeitenden Baumberger Sandstein (s. ebd.), etwa bei den Basen, Kapitellen und der übrigen Bauskulptur (Abb. 623–654; Kap. D.6.), den Piscina- und Wandnischen (Abb. 619–622; Kap. D.5.9.) sowie bei den meisten Schaftstücken der En-délit-Dienste (Abb. 675–676).

Die sorgfältig bearbeiteten Werkstücke aus Osning-Sandstein weisen, je nach Zusammenhang, unterschiedlichste Größenmaße auf. An den beiden Haupt- und den westlichen Halbpfeilern (Abb. 675–679) lassen sich schließlich standardisierte Quader mit einer Höhe von 42,5 cm feststellen, die exakt dem ‚Quader-Modul' im Sanktuarium der Marienfeld Klosterkirche entsprechen (Kap. C.4.3.1.2.). Nicht in das Fugensystem der genannten Pfeiler eingebunden sind deren Eckdienste, die auch hier als sog. En-délit-Dienste ausgebildet sind, d .h. sie sind aus recht langen,

[91] CONRAD, Baugeschichte, 1989, S. 271 fasst die Untersuchungen des Bodens 1844 und 1886 zusammen (mit Quellennachweis): „Man stieß etwa 2,50 m unterhalb des Hofpflasters auf die Fundamentsteine. Diese standen auf einer gut 30 cm dicken Sandschicht. Unter dieser fand sich eine etwa 1,50 m mächtige Lage moddriger schwarzer Damm- und Torferde. Danach stieß man auf eine feste, gewachsene Sandschicht, deren Mächtigkeit nicht untersucht wurde. Es fanden sich nur wenige, durch Wasser zersetzte Armierungspfähle vor. [...] Das Vorhandensein einer gut 1,50 m dicken sumpfigen Torfschicht auf dem Burghügel läßt – wie auch kaum anders zu erwarten – den Schluß zu, daß die Motte durch das Ausheben der Burggräben erhöht wurde".

[92] Ähnlich bereits ebd..

mehrere Quaderlagen umfassenden Schaftstücken zusammengesetzt (siehe Kap. C.3.2.). Für die Tympana des Nordportals (Abb. 611) und der benachbarten Zugangstür (Abb. 488) zur Wendeltreppe in der Nordwestecke wurden größere, monolithe Sandsteinblöcke verwendet.

Die an den Marienfelder Sandsteinquadern beobachtete und vorgestellte Art der Oberflächenbearbeitung und -glättung (Kap. C.3.2.) gilt in gleicher Weise auch für die Werkstücke in Rheda und wird auch grundsätzlich in allen Bauphasen beibehalten, doch lässt sich im Kapellenobergeschoss, das zu den jüngeren Bauteilen gehört (Phase III, s.u.), auch hier ein augenfälliger Abfall in der Sorgfalt der Oberflächenglättung wie auch in der Steinqualität beobachten.

Wie in Marienfeld lassen sich auch an den spätromanischen Werkstücken des Rhedaer Kapellenturms keine Steinmetzzeichen nachweisen.

An einer Reihe von Werkstücken, die fast allesamt aus Baumberger Sandstein geschlagen wurden, finden sich noch Ritzlinien o. Ä., die interessante Rückschlüsse auf den Arbeitsprozess der Steinmetzen bei der Herstellung dieser detaillierten Werkstücke erlauben: Von der komplizierten, geometrisch korrekten Aufteilung der komplexen Werkstücke der Säulenbasen zeugen etwa Ritzlinien zur Markierung der Mittelachse und der Standfläche des Säulenschafts an den Basenflanken der Dreisäulenbündel des inneren Kapellenportals (Abb. 626), ähnlich auch an den Basen der unteren Altarnische (Abb. 619). Dort finden sich zudem an den heute wieder sichtbaren Oberseiten der Basen Anritzungen, die der Ermittlung des korrekten Mittelpunktes mittels einer Horizontal- und einer Diagonallinie sowie der davon ausgehenden Flächenaufteilung des Werkstücks dienten. Darüber hinaus weisen die in die Wand einbindenden Teile Anritzungen der Basenprofile auf. Einem ähnlichen Zweck dienten die Ritzlinien, die die Position des Plättchens wie auch der Pfeilerkante an der schmalen westlichen Pfeilervorlage des nördlichen Hauptpfeilers anzeichnen.

Auch an den liegenden Trägerfiguren des inneren Kapellenportals und der oberen Altarnische finden sich an den Flanken der Werkstücke, genauer gesagt an den rahmenden Streifen, noch geritzte Hilfslinien, die während des Werkprozesses der Felderaufteilung und Kantenmarkierung des Werkblocks dienten (Abb. 626, 629).

Reste von geritzten Hilfslinien haben sich zudem an den Löwenfiguren erhalten: So ist bei beiden Löwen auf der Schmalseite der Grundplatte die Mittelachse der Skulptur angeritzt, am südlichen Löwen blieb zudem eine geritzte Hilfslinie zur Einteilung der Strähnenreihen erhalten.

Neben den Basen und Trägerfiguren zeigen insbesondere auch die Werkstücke der kleinen, mit kugelbesetzten Kehlen ausgestatteten Wandnischen verschiedene aufschlussreiche Ritzlinien: So haben sich an den rundbogigen Zierrahmungen der Wandnischen der unteren Piscina (südlich neben der unteren Altarnische, Abb. 620) und der sog. ‚Sakristei' (Abb. 622), die jeweils aus einem Werkstück aus Baumberger Sandstein geschlagen wurden, Ritzlinien erhalten, welche als Hilfslinien zur Anzeichnung der Kämpferlinie des Nischenbogens dienten. Auch an der Wandnische der oberen Piscina (Abb. 621) finden sich Linien zur Markierung der Kämpferlinie, darüber hinaus aber noch weitere Linien zur Anzeichnung der Innengewände und – nun als Zierelement eingesetzt – zur Betonung der Nischenkanten. Das zugehörige Ausgussbecken der Piscina aus Osning-Sandstein weist ebenfalls Anritzungen auf, hier zur Bezeichnung der maximalen Beckenbreite und der Fluchtlinie der Einmauerung des Werkstücks.

Auch am Ausgussbecken der unteren Piscina und dem anschließenden Gesims, die aus einem gemeinsamen Werkblock aus Baumberger Sandstein gefertigt wurden (Abb. 620), finden sich verschiedene Ritzlinien, insbesondere an der Unterseite der vorstehenden Piscinaschale. Sie lassen erkennen, wie der Steinmetz mit Hilfe einer Horizontal- und einer Diagonallinie den Mittelpunkt ermittelte und von diesem ausgehend zwei Kreislinien zur Anzeichnung der runden Piscinaschale auf dem Werkstück anriss.

An der Ostrosette (Abb. 613–614) lässt sich noch ablesen, dass die Steinmetzen die Werkstücke für die Nasen des Sechspasses jeweils völlig symmetrisch anlegten und dazu die Mittelachse mit einer auch jetzt noch sichtbaren Ritzlinie anzeichneten. Von ihr aus wurde spiegelsymmetrisch die einzelnen Elemente und Flächen der Nasenplatten bestimmt. Darüber hinaus wurde auch die Position der Halbkugeln, die als Besatz der Rahmungskehle fungieren, mittels kurzer Anritzungen festgelegt. Während diese Linien jeweils als reine Hilfslinien während des Werkprozesses dienten, sind die Ritzlinien um die abgearbeiteten Reliefbesätze der Nasenplatten

hingegen auf Sicht angelegt: Sie markieren deutlich die Grenze zwischen glatter Platte und erhabenem Besatz und sorgen so für eine klare optische Trennung.

Bei den Kapitellbändern der beiden Hauptpfeiler (Abb. 606–607) lassen die vollkommen spiegelbildlich angelegten Motive der Blattstengelornamentik – insbesondere der Vorlagenkapitelle – darauf schließen, dass die Bildhauer beim Anreißen der Entwurfskomposition die Einzelelemente mittels eines Zirkels an der Symmetrieachse des Kapitells spiegelten.[93] Bei der Ausführung dürften sie vornehmlich ein Beiz- oder Schlageisen sowie ein Spitz- und ein Rundeisen, darüber hinaus einen Bohrer verwendet haben.[94]

3.3. Die Wand- und Gewölbesubstanz aus Backstein

3.3.1. Format und Verband der Backsteine

Die Kernsubstanz der Wände und Gewölbe besteht aus Backsteinen, die jedoch nur an der Hoffront (Abb. 465–470) und bei der Wandschale der Wendeltreppe (Abb. 595–597) sichtbar in Erscheinung treten. Sie zeigen in den älteren unteren Teilen (Bauphase I–III; Kap. D.4.4.1. – 4.4.3.) ein Format von 27–29 x 13,5–14,5 x 8–8,5 cm und wurden zumeist im sog. ‚Gotischen Verband' versetzt, bei dem sich Läufer und Binder abwechseln, hier allerdings zu einem recht unregelmäßigen Bild führen, nur gelegentlich bilden sich diagonale ‚Treppen' aus Bindersteinen.

Auch am jüngeren vierten Turmgeschoss, dem Wohngeschoss (Phase IV; Kap. D.4.4.4.), wurden Backsteine mit einem kaum abweichenden Format von 28 x 14,5–15 x 8–8,5 cm[95] vermauert – sie sind also nur ein wenig breiter, wurden aber ebenfalls im sog. ‚Gotischen Verband' versetzt. – Besondere Formsteine lassen sich am Rhedaer Kapellenturm nur im Bereich der Wendeltreppe nachweisen, wo im unteren Abschnitt leicht konkav gerundete Läufersteine auftreten, die eine über das Normalmaß hinausgehende Länge von 30 cm aufweisen.

Wie in Marienfeld dürfte die Herstellung der in Rheda zum Turmbau benötigten Backsteine wohl in der Nähe der Baustelle erfolgt sein, geeignete Lehmvorkommen

[93] Vgl. hierzu die Ausführungen bzgl. der in der Herstellungstechnik durchaus vergleichbaren Kapitelle im westlichen Kreuzgangflügel von St. Michael in Hildesheim bei SCHÄDLER-SAUB/PUNG, Architektur und Bauplastik, 2000, S. 83–84, dazu Abb. 52.

[94] Ebd., dazu Abb. 51.

[95] Es kommen gelegentlich auch Steinlängen von 27,5 und 29,5 cm vor.

gab es auf den nahen Ausläufern der Beckumer Berge.[96] Anders als in Marienfeld wurden hier aber die ausgeformten Backsteine auf den Breitseiten liegend getrocknet, wie die Laufspuren von Tierpfoten auf den Oberseiten einiger bauzeitlicher Backsteine belegen, die als Bodenbelag Verwendung fanden (Kap. D.4.3.2.6., D.7.4.4.).

3.3.2. Zur Herleitung der Verwendung von Backstein in Rheda

Die frühe Verwendung von Backstein beim Bau des Tor- und Kapellenturms von Schloss Rheda verweist eindeutig auf eine Übernahme dieser Materialverwendung von der um weniges älteren Marienfelder Klosterkirche, die erstmals die Backsteintechnik in Westfalen einführt. Dafür sprechen insgesamt die Bauformen und die Bautechnik, darüber hinaus aber auch der Umstand, dass beide Bauten (zusammen mit den Marienfelder Tochterbauten in Harsewinkel und Isselhorst) zu jener Zeit die einzigen Backsteinbauten im westfälischen Kernraum bleiben (siehe dazu ausführlich Kap. C.10.2.).[97] Dabei übernahm man in Rheda jedoch nicht genau dasselbe Backsteinformat wie in Marienfeld, sondern entschied sich für ein Format, das mit 8–8,5 cm Stärke um 1 cm dicker ist als das in Marienfeld in Phase I anzutreffende ‚Dünnformat' (27–28 x 13,5–14 x 7–7,5 cm) – offenbar griff man hier auf Erfahrungswerte aus Marienfeld zurück, die angesichts des Brennstoffverbrauchs und des angestrebten schnelleren ‚Wachstums' der Wände eine etwas größere Dicke der Backsteine angeraten sein ließen (Kap. C.3.3.). Beim Weiterbau in Marienfeld in Bauphase II steigerte man schließlich die Backsteinstärke dann gegenüber dem Rhedaer Format um einen weiteren guten Zentimeter bei den Backsteinen des ‚Dickformats' (27–29 x 13,5–14 x 9,5–10 cm). Wie in Marienfeld dürfte das Backsteinmauerkwerk ehemals überschlämmt gewesen sein (siehe Kap. D.7.2.).

Über Marienfeld hinaus, das unzweifelhaft als Hauptquelle für die Mischverwendung von Natur- und Backstein in Rheda anzusehen ist, findet sich im Rahmen des Burgenbaues ab etwa dem letzten Drittel des 12. Jahrhunderts eben jene Mischverwendung von Natur- und Backstein auch bei verschiedenen anderen hochrangigen Bauten, so der markgräflichen Doppelkapelle der Burg Landsberg bei

[96] So OSSENBRINK, Ziegelei, 1998, S. 89. Hier ebenfalls die Vermutung, dass schon damals die Edelherren zur Lippe für eigene Zwecke eine Ziegelei in Rheda anlegen ließen.

[97] TRÖLLER, Marienfeld, 1935, S. 36; GAUL, Rheda, 1955, S. 198–200; MÜHLEN, Kapellenturm, 1968, S. 64; GAUL, Dynastenburgen, 1970, S. 250; MAUÉ, Bauformen, 1975, S. 107; BÖKER, Backsteinarchitektur, 1988, S. 59, dazu Abb. 27; KEMPKENS, Bernhard II., 2008, S. 115. Vgl. auch GROSSMANN, Burg, 2010, S. 203.

Halle (3. Drittel 12. Jahrhundert; Abb. 1449–1454)[98] und den Königspfalzen in Kaiserswerth am Rhein (vor 1184),[99] Hagenau im Elsass und Seligenstadt am Main (beide um 1170/80).[100]

3.4. Die Wandpartien aus Bruchstein

Das äußere Erscheinungsbild des Kapellenturms auf der West-, Nord- und Südseite (Abb. 459–462, 472) wird im wesentlichen von Bruchsteinmauerwerk geprägt, das jedoch nur die äußere Mauerschale bildet, dahinter besteht die Wandsubstanz aus Backstein. Diese tritt am Außenbau nur an der Ostseite, zum Hof hin, in Erscheinung, dürfte aber dort ehemals überschlämmt gewesen sein (siehe Kap. D.7.2.).

Für das Bruchsteinmauerwerk verwendete man hellen, fast weißen Kalkstein, der wie der gelbliche Sandstein am nahegelegenen Höhenzug des Osning ansteht. Er wurde in unterschiedlich dimensionierten, unten meist größeren, nach oben hin kleiner werdenden, hammerrechten, das heißt grob in kubische Form gebrachten Blöcken vermauert.

Durch die Verkleidung der drei feldseitigen Turmfronten nach Westen, Norden und Süden mit Bruchsteinen, die eine rauhere Oberfläche erzeugten, sollte dem Turm offenbar ein wehrhafteres Aussehen verliehen werden, während die Hoffront mit den ehemals geschlämmten Backsteinflächen einen deutlich glatteren und damit feineren Charakter erzielte.

Bruchstein findet darüber hinaus noch bei der Tonnenwölbung der nordwestlichen Wendeltreppe (Abb. 595) Verwendung, vermutlich, weil er in diesem Bereich flexibler einsetzbar war.

---

[98] WEGE IN DIE ROMANIK, 1993, S. 227–228 (Harmen Thies); DEHIO, Sachsen-Anhalt II, 1999, S. 403–405; SCHMITT, Landsberg, 2004 (mit gesamter älterer Lit.). [Vgl. auch HERRMANN, Der rote Backstein, 2015, S. 20, in Anm. 44 zudem die sicherlich zutreffende Überlegung, „ob die Backsteinflächen möglicherweise nicht verputzt oder geschlemmt waren [...]“, was nur zu unterstreichen ist: Der Backstein wurde wohl deshalb für das Mauerwerk der Apsiden der Oberkapelle verwendet, um eine glattere, homogenere Oberfläche zu erzielen und so die Apsiden als Ort der höchstrangigen Altäre von den übrigen Mauerwerkspartien aus Bruchstein abzusetzen. Wie diese waren die Backsteinflächen aber zweifellos verputzt, worauf auch die Quadereinbindungen hindeuten].

[99] KUBACH/VERBEEK, Rhein und Maas, 1976, Bd. I, S. 432–435, hier v. a. S. 434. [Vgl. auch HERRMANN, Der rote Backstein, 2015, S. 21–22].

[100] HOLST, Ziegel, 1999, S. 221, 222. – In dieser Aufstellung bleibt Rheda leider unerwähnt.

3.5. Die Säulenschäfte aus schwarzem Schiefer

Zum Zweck der bewussten farblichen Absetzung und Betonung des kostbaren Materials wurden die Säulenschäfte der Dreisäulenbündel am inneren Nordportal (Abb. 611–612) und an der oberen Altarnische (Abb. 613–616) sowie an der westlichen Dreibogenstellung (Abb. 476) aus schwarzem Schiefer gefertigt. Dieser wurde wohl eigens aus dem Rheinland importiert. Die vermutlich als ‚Halbfertigprodukte' angelieferten Säulenschäfte wurden vor Ort dann auf die richtige Länge gestutzt, durch Polieren auf besonderen Hochglanz gebracht und schließlich an der vorbestimmten Stelle eingefügt.

„Säulenschäfte aus Schiefer gibt es in der Baukunst Westfalens nur noch in den Blendarkaden des Ostbaues zu Langenhorst,“[101] während sie in der spätromanischen Architektur des Rhein-Maas-Gebietes häufig als besonderes Material verwendet wurden. Dies verdeutlicht einerseits die exzeptionelle Stellung der Rhedaer Burgkapelle im westfälischen Umfeld und andererseits die deutliche Orientierung an rheinischen Bauformen.

3.6. Die Bautechnik

Die Baubefunde zur Bautechnik und zum Versatz der Werk- und Backsteine sind in Rheda zwar weniger umfangreich als in Marienfeld, erlauben aber auch hier einige interessante Rückschlüsse. Entsprechend werden hier einige wesentliche Befunde im Überblick dargestellt, weitere Beobachtungen finden sich in den nachfolgenden Befundschilderungen.

Wie üblich dürften die Wände des Turmes von Gerüsten aus aufgemauert worden sein. Anders als in Marienfeld lassen sich am Mauerwerk jedoch nur ganz wenige Gerüstlöcher beobachten. Dies lässt sich bei den Außenfronten aus Bruchstein womöglich dadurch erklären, dass die Gerüstlöcher beim Abrüsten mit kleinen Bruchsteinen und Mörtel verfüllt wurden und so nicht mehr als solche zu erkennen sind. Aber auch bei dem in regelmäßigen Lagen aufgeführten Backsteinmauerwerk der Ostfront wie auch auf der Innenseite des Wohngeschosses sind keine eindeutigen Gerüstlöcher festzustellen. Dies könnte darauf hindeuten, dass die vor den Fronten aufgestellten Baugerüste nur an ganz wenigen Stellen mit dem Mauerwerk

[101] MAUÉ, Bauformen, 1975, S. 106.

verbunden waren, wie es etwa auch an der Marienfelder Westfassade beobachtet werden konnte (Kap. D.4.3.5.3.).

Eindeutige Gerüstlöcher sind jedoch an der Westfront im Bereich des gequaderten Wandfeldes um die ehemalige Toreinfahrt zu finden (Abb. 510–512), von dem heute noch acht Quaderlagen sichtbar sind (Kap. D.4.3.1.1.): In der vierten und achten Lage finden sich bei einigen Quadern an deren unteren Ecken annähernd quadratische, heute mit Backstein und Mörtel ausgefüllte Aussparungen für einen Gerüstbalken. In der vierten Reihe lassen sich drei, in der achten Reihe vier derartige Löcher nachweisen, die bis auf eine ‚Fehlstelle' auffällig senkrecht übereinander angeordnet sind. Dies zeigt einerseits, dass die einbindenden Balken auf die senkrechten Gerüstträger ausgerichtet waren, andererseits verdeutlicht es die Vorgehensweise der Maurer, die jeweils nach vier Quaderlagen einen neuen Balken für eine neue Gerüstebene aufgelegt haben. Beim Versatz der nächsten Lage wurde dann an den von einem Gerüstbalken ‚betroffenen' Quadern eine der unteren Ecken als Ausnehmung weggeschlagen. Die recht dichte Folge der Gerüstlöcher zeigt zudem, dass die einbindenden Gerüstbalken – anders als an der Marienfelder Westfassade – zugleich auch Träger der Arbeitsplattform waren, von der aus die Sandsteinquader an ihren Platz gehievt wurden. Um die recht schweren Quader nicht zu hoch stemmen zu müssen, wurde bereits nach vier Lagen eine neue Gerüstebene angelegt.

Eine weitere Reihe von drei Gerüstlöchern findet sich im Bruchsteinmauerwerk des dritten Turmgeschosses auf der Südseite, heute verborgen unter dem Dach des Torgebäudes von 1718–20 (Abb. 534, 536): Ein rechteckiges Loch befindet sich unmittelbar neben der östlichen Ecklisene, in geringem Abstand folgt das zweite, dreieckige, ein drittes, nun rundes Loch ist in gewissem Abstand näher zur Mittellisene plaziert.[102]

Hinsichtlich des Steinversatzes lässt sich auch in Rheda feststellen, dass die sauber ausgeschlagenen Sandsteinquader zumeist sehr sorgfältig versetzt wurden. Verwiesen sei etwa auf das gequaderte Wandfeld um die ehemalige Toreinfahrt der Westfront, wo die Quader passgenau mit nur schmalen Fugen aneinander stoßen (Abb. 510–

[102] Das östliche Loch ist rechteckig: H: 16 cm, B: 18 cm; das mittlere ist dreieckig: H: 13 cm, B: 12 cm; das westliche, runde hat einen Durchmesser von 7 cm.

512). Dasselbe gilt für die Hauptpfeiler im Kapelleninneren (Abb. 475, 479), insbesondere im unteren Teil, wo ihre Lagen wie im Marienfelder Sanktuarium dem einheitlichen ‚Quader-Modul' folgen. Auch hier binden die Werkstücke der Halbrundvorlagen in jeder zweiten Lage in ihrer vollen Breite in den Pfeilerkern ein, während in den Lagen dazwischen die halbrunden Vorlagenwerkstücke vor die Quader der Reckteckvorlagen gesetzt wurden.

Wie in Marienfeld wurde auch hier allenthalben eine kraftschlüssige Verbindung von Werksteinpartien und Backstein- bzw. Bruchsteinmauerwerk durch eine Verzahnung mittels ausgeklinkter Quaderteile erreicht.

Nicht zuletzt auch der bautechnische Befund lässt erneut die enge Verbindung der Marienfelder Klosterkirche und des Rhedaer Kapellenturms erkennen, die auf eine Ausführung durch dieselbe Bauhütte schließen lässt.

4. Die Baugeschichte des Tor- und Kapellenturms

4.1. Überblick über die baulichen Veränderungen des 15.–20. Jahrhunderts

Ehe die Bausubstanz des Tor- und Kapellenturms als ‚Quelle Nr. 1' eingehend befragt wird, sollen zunächst die überlieferten schriftlichen Quellen zur Baugeschichte – Archivalien, aber auch Inschriften, Graffiti etc. – ausgewertet werden, um die Befunde der Bauuntersuchung direkt mit den überlieferten Baumaßnahmen in Verbindung zu bringen.

Horst Conrad hat 1989 in einer verdienstvollen Studie alle relevanten Quellen ‚zur Baugeschichte des Schlosses Rheda' zusammengestellt und ausgewertet.[103] Seine Ergebnisse werden nachfolgend im Hinblick auf den Tor- und Kapellenturm zusammengefasst und um einige wenige Quellen ergänzt.

Archivalische Zeugnisse fehlen für das Mittelalter und die frühe Neuzeit gänzlich und setzen „erst spärlich zu Ende des 16. Jahrhunderts" ein.[104] So kann auch die Vermauerung der Tordurchfahrt und der Ersatzbau des benachbarten Torhauses (Abb. 495), die grob in das 15. Jahrhundert datiert werden können, nicht genauer bestimmt

[103] CONRAD, Baugeschichte, 1989.

[104] Ebd., S. 239. – Das Fehlen von Baunachrichten für stauferzeitliche Burgkapellen ist ein weit verbreitetes Phänomen, vgl. STREICH, Burgkapellen, 1999, S. 59–60.

werden. In dieselbe Zeit, das 15. Jahrhundert, weisen jedoch Graffiti – Schriftzüge und Einritzungen – an den Wänden des Emporengeschosses, die zumindest indirekt baugeschichtliche Rückschlüsse erlauben. Aufgrund der angegebenen Jahreszahl 1457 und eines gezeichneten Wappens[105] können die vielfältigen, zumeist mit Holzkohle (?) aufgetragenen Graffiti mit einer 1454 zwischen Bernhard VII. ‚Bellicosus' zur Lippe (1429/1446–1511) und Nikolaus III. von Tecklenburg (reg. 1450–1508) ausgebrochenen Fehde um die Herrschaft Rheda in Verbindung gebracht werden, in deren Zuge Bernhard VII. zur Lippe bei der Belagerung Rhedas geschlagen und 13 seiner besten Leute gefangengesetzt wurden. Auch nach dem Abschluss eines Vorfriedens am 20. Mai 1456 dürften sich noch Gefangene in der Burg befunden haben,[106] die offenbar im Emporengeschoss der Kapelle eingesperrt waren, wie die Graffiti – u. a. Abrechnungsstriche und Tageszählstriche – belegen. Ob die Kapelle damals als Ganzes als Gefängnis diente und demzufolge zwischenzeitlich eventuell profaniert war, oder ob nur das Emporengeschoss die Gefangenen aufnahm, muss offen bleiben. Gegen eine Abmauerung der Emporen sprechen nicht nur die Befunde an den Arkadenpfeilern,[107] sondern auch die Raumgestalt, die nur im Bereich des Westjoches, nicht jedoch beim Ostjoch ein Abmauern der Arkadenbögen ermöglichte.

Ein baugeschichtlicher Hinweis ist jedoch möglicherweise einer einfachen Strichzeichnung auf dem östlichen Wandfeld der Emporennordwand neben dem Nordostfenster (Abb. 486) zu entnehmen, die zwei menschliche Figuren zeigt, von denen die obere der unteren auf die Schultern gestiegen ist. In Verbindung mit dem nebenstehenden Spruch – „ha ho ha ho boven dynem hovede dat licht sehin?" – kann dies „als Versuch gedeutet werden, den zwei Menschen unternahmen, um aus dem Fenster sehen zu können".[108] Da jedoch das noch aus der Bauzeit stammende Fenster (Abb. 618) mit seiner Fensterbank sehr weit herabreicht, wäre eine solche Aktion eigentlich nicht nötig gewesen – außer, der untere Teil des Fensters wäre damals vermauert gewesen. Somit kann aus Zeichnung und Spruch indirekt auf eine solche Teilvermauerung des Fensters geschlossen werden. Möglicherweise brachte die Nutzung als Gefängnis noch weitere bauliche Veränderungen mit sich, die heute jedoch nicht mehr zu belegen sind.

[105] CONRAD, Baugeschichte, 1989, S. 240 bezeichnet es versehentlich als ‚eingeritzt'.
[106] Dazu eingehend ebd., S. 240–241.
[107] So sehr treffend ebd., S. 242, Anm. 14.
[108] Ebd., S. 240.

Ebensowenig zu fassen sind heutzutage die zu vermutenden Umgestaltungen an Raum und Ausstattung der Kapelle im Zuge der Einführung der Reformation nach lutherischem Bekenntnis auf Schloss Rheda 1527 durch Graf Konrad von Tecklenburg (1493–1557), seit 1524 Regent der Herrschaft Rheda im Namen seines Vaters Graf Otto IX. (reg. 1493–1534). So kann die Rhedaer Schlosskapelle als Ort der ersten ‚Haus'gemeinde mit evangelischer Gottesdienst- und Abendmahlsform in Westfalen gelten, die hier von 1527 bis 1534, dem Jahr der Übereignung Rhedas an die katholische Mutter als Witwensitz, angesiedelt war. Erst 1543 wurde dann die endgültige ‚Tecklenburger Kirchenordnung' in der Herrschaft Rheda eingeführt.[109]

Für die Regierungszeit des Grafen Arnold I./IV. von Bentheim (1554/1582–1606),[110] der 1573/75 zum calvinistisch-reformierten Bekenntnis übergetreten war und dieses 1588 auch in der Herrschaft Rheda eingeführt hatte, sind umfangreiche Umbaumaßnahmen am Tor- und Kapellenturm überliefert. In seiner Lebensbeschreibung, der ‚Vita Arnoldi', heißt es dazu: „Um diße Zeit [= Nov. 1597] ist der Thurn aufm Schloß Rehda abgebrochen worden. worauf Arnolt Graff im folgenden 1602. Jahr eine Kirche zur Übung Gotts wortts hatt bawen lassen",[111] dazu heißt es dann später noch einmal genauer: „Umb diße Zeit Jahrß [= Mai 1602] hatt Graff Arnolt aufm Schloß Rehda auf dem abgebrochenen thurn eine feine Kirche bawen laßen und hatt dazu angefangen, ein besonder lehn zu stifften zu underhaltung eines dieners. Wie dan auch im folgenden 1605. Jahr darauf *Luderus* Vogelsanck, gewesen Pastorn der domahlß *Evangeli*schen Kirchen zu Oldenzehl [= Oldenzaal], von Ihr G[räflichen] Gn[aden] beruffen worden. Da der Windelstein an dißem thurn gelacht [= gelegt], ist daüber ein Mann zu thodt gefallen und 2 sehr verwundet".[112]

Daran, dass sich diese Angaben der ‚Vita Arnoldi' eindeutig auf den Tor- und Kapellenturm des Schlosses beziehen, besteht kein Zweifel – einen dritten Wehrturm auf Schloss Rheda hat es nicht gegeben, der in den Quellen verschiedentlich genannte ‚Tempelherrenturm' ist mit dem Tor- und Kapellenturm identisch.[113]

[109] S. dazu BÖKENHOLT, Rheda, 1979, S. 24; MÖLLER, Kirchenordnung, 1993; HOFFMANN, Graf Arnold, 1994, S. 34–39 (mit weiterführender Literatur).

[110] Zählung und Regierungsantritt bezogen auf die Herrschaft Rheda; vgl. KLUETING/FELGNER, Bentheim-Tecklenburg, 1993, S. 15. – Zu Graf Arnold s. auch HOFFMANN, Graf Arnold, 1994, mit umfangreicher Literatur. Zur Bautätigkeit Graf Arnolds in Rheda ebd., S. 88–93.

[111] DÖHMANN, Graf Arnold, 1903, S. 47–48.

[112] Ebd., S. 57.

[113] Dazu ausführlich CONRAD, Baugeschichte, 1989, S. 246–248. Vgl. auch HOFFMANN, Graf Arnold, 1994, S. 91–93, und die Ausführungen zu Bildquelle R-BQ 1 in Anhang II.

An der Ostseite des Turmes, über der ehemaligen Toreinfahrt, befinden sich drei wohl 1898 hier eingebaute Relief- und Inschriftsteine (Abb. 543–544), darunter auch eine Kartusche mit folgender Inschrift: „ARNOLD GRAF ZV BENTHEIM / TECLENBORG, STEINFORT VND LIMBORG, HER / ZV RHEDE, WEVELINGHOVEN, HOYA ALPEN VND / HELFENSTEIN, FREIHER ZV LENNEP, ERFVOGT ZV / COLN HAT DIESEN TEMPELHERN TORN GERE/PARIERT VND DIE SWINDELTRAPPE GEBAVT IM / IAR 1604“. Es ist anzunehmen, dass diese Inschrift, deren Inhalt sich auf die überlieferten Baumaßnahmen am Tor- und Kapellenturm bezieht, auch ursprünglich am Turm angebracht war,[114] am ehesten über dem mutmaßlichen Portal des in der Inschrift genannten Wendelsteins.

Eine weitere, bisher noch unbeachtet gebliebene Quelle, die – wie die Inschriftkartusche – unmittelbar mit Graf Arnold in Zusammenhang steht, bildet die gravierte Inschrift auf einem Abendmahlsbecher, der noch heute zum Kirchensilber der Rhedaer Schlosskapelle gehört (Abb. 670–671).[115] Auf der Unterseite des Fußrandes (Abb. 673) heißt es: „DEISER BECHER SAMBT DEN DECKEL SOLL GEBRAUCHET WERDEN AUF DEM SLOSz RHEDA ZVM NACHTMAIL DES HEREN ANNO 1604 WAN DE KIRCH ALLDA FERTIG WIRT·“[116]. Der Becher gehört zu einem einheitlichen, im Auftrag des Grafen Arnold und seiner Gemahlin Magdalena von Neuenahr (1551–1626) wohl für die Bentheimische Synode in Schüttorf von 1604 geschaffenen Satz von drei, ehemals sogar fünf Abendmahlsbechern, die im Anschluss an die reformierten Kirchen in Alpen, Brandlecht und Rheda (Schlosskapelle) sowie ehemals Bentheim und Schüttorf gestiftet wurden. Die 1604 von dem Soester Goldschmied Andreas Cappelmann (1583–1618 nachweisbar) gefertigten Becher besitzen alle denselben Aufbau und sind in ihrer Ikonographie aufeinander bezogen, zudem zeigen alle am Fuß die ligierten Initialen A und M (für Arnold und Magdalena) und verweisen so zusammen mit dem gräflichem Wappen im Deckel auf das Stifterpaar.[117]

[114] So bereits CONRAD, Baugeschichte, 1989, S. 247.

[115] FRITZ, Abendmahlsgerät, 2004, S. 444–445, Kat. 224, dazu Abb. 317 (rechts; in der Bildunterschrift irrtümlich der mittlere als der Rhedaer Kelch bezeichnet).

[116] Ebd., S. 445, die Inschrift mit Lesefehlern wiedergegeben, dazu an der falschen Stelle beginnend (s.u.).

[117] Ebd., S. 445. – Der Rhedaer Becher weist am Deckel noch die Bezeichnung des ursprünglichen Bestimmungsortes auf: „RHEDA“ (Abb. 670 Mitte). Die Becherwandung zeigt in von Bibelzitaten eingefassten Ovalkartuschen als typologische Darstellungen die Gesetzesübergabe an Moses und das Pfingstwunder (Abb. 671, 670).

Für den vorliegenden Zusammenhang von besonderer Wichtigkeit ist der eindeutig erst nachträglich eingefügte Nachsatz im Anschluss an die Datierung: „[...] WAN DE KIRCH ALLDA FERTIG WIRT·“.[118] Dies bedeutet, dass der Umbau der Rhedaer Burgkapelle zum Zeitpunkt der Stiftung im Jahre 1604, wohl anlässlich der Bentheimischen Synode vom 12.–19. Dezember 1604,[119] noch nicht beendet war. Diese Vermutung findet in der Auswertung der archivalischen Quellen ihre Bestätigung.

Während der Beginn der Umbauarbeiten – der Abbruch der bestehenden Turmspitze (denn nur dies kann die Formulierung, dass „der Thurn aufm Schloß Rehda abgebrochen worden“ sei, bedeuten) im Herbst 1597 und der Beginn des Kapellenumbaues im Frühjahr 1602 – nur durch die ‚Vita Arnoldi' überliefert ist, lassen sich die weiteren, fortgeschrittenen Ausbauarbeiten auch „durch Primärquellen, die Hauptgeldrechnung Rhedas für die Jahre 1604–1605 und zahlreiche dazugehörige Belege, gut absichern“.[120] Im Mai und Juni 1604 wurde Holz in den Rhedaer Sägemühlen „zur widdererbauwunge deß tornes“ geschnitten,[121] wohl insbesondere für die neue Turmspitze. Hinzu kommen Maurer-, Zimmerer- und Schreinerrechnungen für umfangreiche Arbeiten am „nigen torn“.[122] Für den „newen windelstein“, den angefügten Treppenturm, wurden Steine aus Stromberg geliefert. Hinzu kommen Glaslieferungen (8.000 Scheiben!)[123] aus Hessen, die eigentlichen Glaserarbeiten führte Rotger von Brachum aus: Er setzte „op dem huse zu Rheida an der nigen kercken“ 31 Fenster mit runden Scheiben (‚Butzenscheiben') ein, wobei wohl mit ‚Scheiben' die einzelnen Kompartimente in den Fensteröffnungen und Rosetten gemeint sind, außerdem „op dem Windelstein“ 7 Fenster und „op dem bovesten

[118] Auf eine nachträgliche Einfügung dieses Satzteils deutet die stark gedrängte, auf große Zwischenräume zwischen den Wörtern verzichtende Schreibweise – wäre er von Anfang an vorgesehen gewesen, hätte man zwischen ‚HEREN' und ‚ANNO 1604' keinen so großen Zwischenraum gelassen. Dass der Satz nicht mit ‚ANNO 1604' beginnt, wie ebd., S. 445, wiedergegeben, sondern mit ‚DIESER', ist zum einem an dem eingefügten Punkt abzulesen, zum anderen legen es auch die Inschriften der beiden anderen erhaltenen Becher nahe, die jeweils mit ‚DEISER BECHER' beginnen und mit ANNO 1604' enden, s. ebd., S. 445. Dort jedoch der hier behandelte Zusatz irrtümlich auf den gleichzeitigen Umbau der Rhedaer Stadtkirche bezogen, wogegen jedoch die Zweckbestimmung der Inschrift spricht.

[119] Der Verweis auf die Schüttorfer Synode als Stiftungsanlass bei FRITZ, Abendmahlsgerät, 2004, S. 445, die Datierung der Synode nach der ‚Vita Arnoldi', s. DÖHMANN, Graf Arnold, 1903, S. 61.

[120] CONRAD, Baugeschichte, 1989, S. 245, dazu Anm. 35 mit Quellennachweis: „F. A. Rheda, Akten Rheda VII, Nr. 1286 (Ausgabenrechnungen 1604–1605), und F. A. Rheda, Akten Rheda VI, Nr. 495 (Belege).“

[121] Ebd.

[122] Ebd.

[123] Es ist anzunehmen, dass es sich um Butzenscheiben gehandelt hat (s.u.), durch die sich die hohe Anzahl recht leicht erklärt.

gemake 12 venster“. Für die Arbeiten an den Kapellenfenstern und dem Wendelstein verbrauchte er 20 Pfund Zinn.[124] Der Schmied Johann lieferte zahlreiche Anker, Krampen und Nägel sowie insbesondere Haken und Bolzen für die Fensterscharniere.[125] Den Abschluss der Baumaßnahmen dürften dann die Arbeiten von vier Sägemüllern an der „kleinen spitzen deß torns“ im April 1605 bedeutet haben,[126] die wohl bald darauf aufgerichtet wurde. – Auch die in der ‚Vita Arnoldi’ erwähnte Stiftung eines geistlichen Lehens ist archivalisch für das Jahr 1603 belegt.[127]

Die Leitung der Umbaumaßnahmen hatte der Baumeister Gerd von Bentheim inne, „Steinmetzer und Bürger zu Deventer“, die Baupläne gehen jedoch aller Wahrscheinlichkeit nach auf Johann Pasqualini d. J. (1562–1612) zurück. Dieser war Generalbaumeister des Herzogs von Jülich-Kleve-Berg in Düsseldorf und stand offenbar auch zeitweise in Diensten des Grafen Arnold, weilte 1604 und 1605 zweimal in Rheda und errichtete für den Grafen auch die nicht mehr existente Schlosskapelle in Wevelinghofen.[128]

Vermutlich ebenfalls im Zusammenhang mit dem Tor- und Kapellenturm, speziell mit seiner neuen Turmhaube, steht sodann die Lieferung von Glocken durch Eberwin Borcholt im Mai 1645[129] – möglicherweise war die Anschaffung von Glocken für die Laterne des Turmes nach dem unerwarteten Tod des Grafen Arnold 1606 zunächst unterblieben und wurde erst vier Jahrzehnte später durchgeführt.

In der Beschreibung der Herrschaft Rheda von Moritz Meier aus der Zeit um 1693/95 heißt es zum Kapellenturm und seinen Räumlichkeiten: „Dieses Schlos hat zwey überaus dicke Thürme, deren in Westphalen keine mehr gesehen werden, in dem einen Thurm ist eine schöne und nach alter Manier von den Tempelherren gebawte artige Capelle mit doppelten Creuztgängen gezieret, unter der Capelle ist der grosse weinkeller, obig der Capelle schöne gemächer“.[130]

[124] Ebd., S. 246. Die Zinnrechnung bereits bei FLASKAMP, Die Brachums, 1962, S. 166, Quelle Nr. e.
[125] CONRAD, Baugeschichte, 1989, S. 246 mit genaueren Aufzählungen.
[126] Ebd.
[127] Ebd., S. 252, dazu Anm. 52.
[128] Ebd., S. 248–251. – Die von FLASKAMP, Die Brachums, 1962, S. 155 vertretene Zuschreibung des vermeintlichen „Kapellenneubaues“ an den Wiedenbrücker Baumeister Johannes von Brachum († um 1615), der 1596 – 1604 kleinere Arbeiten in Rheda abrechnet, ist heute nicht mehr haltbar.
[129] CONRAD, Baugeschichte, 1989, S. 264, Anm. 91, sowie S. 269.
[130] Zitiert nach dem Abdruck bei BÖKENHOLT, Rheda, 1979, S. 49 und MEIER/OSSENBRINK, Herrschaft Rheda, 1999, S. 48; dort S. 49, Anm. 136 auch Begründung für die Datierung auf 1693/95.

Weitere Umgestaltungsmaßnahmen an der Schlosskapelle sind dann erst wieder für das frühe 18. Jahrhundert belegt: Aus dem Jahre 1708 datieren die Wappenfenster im Südfenster des Ostumganges. Sie zeigen in Schwarzlotmalerei die Wappen samt Titelbeischriften des Grafen Friedrich Mauritz von Bentheim-Tecklenburg (1653/1704–1710) und seiner zweiten Gemahlin Christiane Marie zur Lippe zu Brake (1673–1732) sowie ihrer Tochter (?) Louise Margaretha, einer verheirateten Gräfin zur Lippe.[131] Diese Scheiben bezeugen eine zumindest teilweise Neuverglasung der Kapelle im Jahre 1708. In derselben Zeit wurde auch das Oberlicht über der Tür zur ehemaligen, bereits deutlich früher (wohl schon im 15. Jahrhundert) vermauerten Tordurchfahrt umgestaltet (Abb. 542), worauf die Initialen „FgzBT“ – Friedrich (Mauritz) Graf zu Bentheim-Tecklenburg – im Fenstergitter hinweisen (siehe Kap. D.4.3.1.4.).

Ein einschneidendes Ereignis für den Bestand des Tor- und Kapellenturmes war schließlich der große Schlossbrand in der Nacht vom 9. auf den 10. August 1718. Ein in der Nacht zuvor im Backhaus ausgebrochenes Feuer brach nach Mitternacht erneut „ufm Thurn“ aus und vernichtete laut dem Rhedaer Ratsprotokoll das „alte und neue Gebau [,] den Tempel Heren Turm, deren Spitze völlig mit den zwey Klocken zerschmolzen“[132] – gemeint ist die Turmhaube des volkstümlich als ‚Tempelherrenturm’ bezeichneten Kapellenturmes. Nach einer Begutachtung der umfangreichen Schäden noch im August 1718 durch den Zimmermeister Johann Schöpker[133] dürfte eine – archivalisch jedoch nicht mehr belegbare – Notsicherung der oberen Turmgeschosse stattgefunden haben. Im Oktober 1718 erneuerte der Rhedaer Glasermeister Otto Heinrich Strenger dann die offenbar beim Brand beschädigten Verglasungen der beiden Fensterrosen,[134] auch später arbeitete er noch regelmäßig an den Kapellenfenstern.[135] Der Turm selbst blieb offenbar längere Zeit nur provisorisch abgedeckt, so dass sich die Bezeichnung ‚stumpfer Turm’ einbürgerte. Schließlich erfolgte der Abbruch des obersten (= fünften), beim Brand offenbar äußerst stark beschädigten Turmgeschosses. Zwar erhielt der Baumeister Bernhard Biggen erst 1725

[131] Die offenbar stark beschädigten Glasmalereien wurden im Bereich der Fehlstellen durch eigenhändige Ergänzungen des Fürsten Adolf zu Bentheim-Tecklenburg (1889–1967) vervollständigt. – Freundlicher Hinweis des Fürsten Moritz Casimir II. zu Bentheim-Tecklenburg.

[132] Zitiert nach CONRAD, Baugeschichte, 1989, S. 267, dazu Anm. 95 mit Quellennachweis.

[133] Ebd., S. 267, dazu Anm. 97 mit Verweis auf F.A. Rheda, Akten Rheda VI, Nr. 476.

[134] Ebd., S. 255, dazu Anm. 63 mit Verweis auf F.A. Rheda, Akten Rheda VI, Nr. 476.

[135] Ebd., S. 268, Anm. 105.

in dem damals geschlossenen Baukontrakt zum Neubau von Haus Bosfeld die Erlaubnis „an der verbrannten Seite auf dem Schloß zu Rheda, wie auch an dem Thurm die Steine auf seine Kosten abbrechen zu lassen“ und für Bosfeld zu verwenden,[136] doch könnte es sich dabei um einen rückwirkenden Vertrag handeln, denn damals war der Kapellenturm bereits seit dem Jahr zuvor wieder unter Dach (s.u.). Im Jahre 1724 arbeitete der Maurermeister Jürgen thor Mollen (Möllen) mehrfach am sog. „stumpen Turm“[137] – vermutlich, um die Mauern des verbliebenen vierten Turmgeschosses zu sanieren und die neue Mauerkrone für das Aufrichten des neuen Dachstuhles vorzubereiten. Zwar liegen zum Bau des Dachstuhles selbst keine Quellen vor, jedoch zur anschließenden Dachdeckung, die zwischen dem 28. und 31. August 1724 ausgeführt wurde.[138] Das verbliebene Obergeschoss über der Kapelle blieb jedoch ohne weiteren Innenausbau und Nutzung.[139] Auch über die Errichtung der aus statischen Gründen an der Westseite vorgesetzte Stützmauer (Abb. 460), die wohl auch in diese Zeit zu datieren ist, liegen keine Archivalien vor. – Der Tor- und Kapellenturm wie auch der Ostturm des Schlosses wurden dabei sicherlich nicht nur aus rein pragmatischen Erwägungen heraus wiederhergestellt, sondern auch als Zeugnisse der jahrhundertealten Geschichte des Herrensitzes Rheda[140] und damit auch als Ausdruckszeichen althergebrachter Herrschaftsrechte.

Mittelbar in Zusammenhang mit dem Tor- und Kapellenturm steht schließlich der Neubau des Torhauses nach dem Schlossbrand in den Jahren 1718–20 (Abb. 659, 664), das die Flucht des Renaissance-Traktes von 1612 fortsetzt und das östliche Wandfeld der Turmsüdseite fast vollständig verdeckt und damit zu einer Veränderung der dortigen Belichtungssituation, aber auch der Zugangssituation durch die hier neu geschaffenen Zugänge im ersten und zweiten Obergeschoss führte. Die Arbeiten am Torhaus begannen im September 1718 und waren im August 1720 beendet.[141] Die

[136] Ebd., S. 267, dazu Anm. 96 mit Verweis auf F.A. Rheda, Akten Rheda B 65.
[137] Ebd., S. 267, dazu Anm. 96 mit Verweis auf F.A. Rheda, Akten Rheda VI, Nr. 493.
[138] Wie die vorige Anm.
[139] Ähnlich verhielt es sich beim ebenfalls damals wiederhergestellten Ostturm, s. KASPAR/BARTHOLD, Rheda, 2012, S. 76.
[140] So auch ebd., S. 81.
[141] CONRAD, Baugeschichte, 1989, S. 267–268, dazu Anm. 98, 101 mit Verweis auf F.A. Rheda, Akten Rheda VI, Nr. 471, 476, 479; Akten Rheda VII, Nr. 1426.

Baurisse lieferte der Steinmetz und Maurermeister Lubbert Hagen aus Gildehaus,[142] der auch ab 1710 bis ca. 1720 die neuen Klostergebäude in Marienfeld ausführte.[143]

Im Zusammenhang mit dem Neubau des östlichen Traktes wurde auch die beiden mittelalterlichen Türme neu gekälkt: Im August 1751 verputzte Meister Jodocus Gebert zuerst am „dicken Thurn die inwendige Seithe nach dem obersten Schloßplatz hin mit Kalck“, einige Tage später folgten „die 3 anderen Seiten des stumpfen Schloßthurns“, anschließend begab er sich an die „Beweißung des langen Thurns“, das heißt des Ostturms (Abb. 665–669).[144]

Eine umfangreichere Umgestaltungsmaßnahme des Kapelleninneren lässt sich dann wieder in der Mitte des 19. Jahrhunderts fassen: So wurde im Jahre 1848 eine neue Orgel der Firma Adolph Ibach aus Barmen hinter dem oberen Teil der Dreibogenstaffel in den Treppenschacht der Doppeltreppe eingebaut, dabei die seitlichen Öffnungen der Dreierarkade im unteren Teil vermauert.[145] Im selben Zuge errichtete man vor der Orgel eine hölzerne Westempore als Verbindung der Nord- und Südempore. Die Westemporenbrüstung aus schlanken Säulen mit romanisierenden Würfelkapitellen wurde auch an den übrigen Emporen umlaufend fortgeführt und bestimmte das Raumbild mit. Orgelfront und Emporenbrüstungen vertraten eine spätklassizistische Gestaltung, die sich deutlich romanisierender Formen bediente. Hinzu kam eine Kanzel in neugotischen (?) Formen auf der Südseite, die jedoch schon 1885 wieder beseitigt wurde.[146]

Im letzten Viertel des 19. Jahrhunderts gab es schließlich mehrere Vorhaben für eine äußere Um- und Ausgestaltung des Kapellenturmes im Sinne des Historismus. So entwarf 1879 der Architekt Emil von Manger (1824–1902) aus Oelde, Diözesanbaumeister des Bistums Münster (ca. 1852–1870) und seit 1873 Hausarchitekt der fürstlichen Familie in Rheda, Pläne für einen Neubau der Turmspitze mit Laternenabschluss, Glocken und Uhr, doch blieben diese, da zu

[142] Ebd., S. 267–268, dazu Anm. 99.
[143] METTE, Klosteranlagen, 1993, S. 38. – Er hatte bereits zuvor u. a. 1694–96 die ev.-ref. Kirche in Bad Bentheim errichtet.
[144] Ebd., S. 271, dazu Anm. 117 mit Verweis auf F.A. Rheda, Akten Rheda VI, Nr. 201.
[145] Zur Ibach-Orgel und der Westempore s. Ebd., S. 255, dazu Anm. 63 mit Verweis auf F.A. Rheda, Akten Rheda III, Nr. 240. – MÜHLEN, Kapellenturm, 1968, S. 66, dazu Anm. 11 und Abb. 49.
[146] ZELLNER, Burgkapelle, 1965, S. 634.

kostspielig, unausgeführt.[147] Man beließ es bei einer grundlegenden Erneuerung des Dachstuhls.[148]

Ein knappes Jahrzehnt später, im Januar 1887, legte der münstersche Baumeister Joseph Bernhard Nordhoff (1838–1906), Nachfolger von Mangers als Hausarchitekt in Rheda, zwei verschiedene Planvarianten zur Neugestaltung des Zugangs der Kapelle vom Schlosshof her vor: Die erste zeigte eine konsolengestützte Freitreppe auf der Nordseite des Turmes, die zu einem mittig angeordneten, aufwendig gerahmten Portal führte, während der zweite Plan einen Treppenturm genau an der Stelle des Wendelsteins von 1604 vorsah.[149] Beide Planvarianten beabsichtigten zudem eine neuromanische Ausgestaltung des Turmes mit einer ‚Korrektur' der meisten Fensteröffnungen sowie einer Bereicherung des unvollendeten Gliederungssystems durch abschließende Rundbogenfriese am dritten und vierten Turmgeschoss, an letzterem sollten zudem die fehlenden Lisenen ergänzt werden. Auch die abschließende Helmpyramide sollte steiler angelegt und mit Dachgauben ausgeziert werden.

Diese umfangreichen Umgestaltungen, die einen starken Eingriff in die gewachsene Bausubstanz des Turmes bedeutet hätten, unterblieben weitgehend, realisiert wurde 1898 letztendlich nur eine von einem Unterbau getragene Freitreppe (Abb. 471–472),[150] ausgeführt von der Firma Ernst Pohlmann aus Rheda; das zurückhaltende neuromanische Eingangsportal (Abb. 520), eingefügt anstelle einer zwischenzeitlichen Fensteröffnung,[151] fertigte der Bildhauer Christoph Siebe aus Wiedenbrück.[152] Im selben Zuge wurden im Inneren einige Türblätter umgestaltet und die Bauskulptur der

[147] CONRAD, Baugeschichte, 1989, S. 271–272, dazu Anm. 121 mit Verweis auf F.A. Rheda, Akten Rheda III, Nr. 469. – Zu Emil von Manger allgemein: HEIMESHOFF, Emil von Manger, 1982 (dort nur die Sakralbauten behandelt, daher sind weder die Planungen für den Rhedaer Kapellenturm von 1879 noch die Erneuerung des Turmdaches des Ostturmes 1880/85 [s. dazu KASPAR/BARTHOLD, Rheda, 2012, S. 76] und der Entwurf und Ausführung der spätklassizistischen Orangerie im Schlossgarten in Rheda von 1873/74 verzeichnet. Zu letzteren s. EYINK, Schloßgarten Rheda, 1988, S. 21).

[148] CONRAD, Baugeschichte, 1989, S. 272.

[149] Ebd., S. 272, Anm. 124 mit Verweis auf F.A. Rheda, Familiensachen, Karton Nr. 43; die Pläne dort abgebildet in Abb. 3 und 4. – Anders als Horst Conrad es deutet ist jedoch davon auszugehen, dass Nordhoff bewusst den Treppenturm an dieser Stelle plante, da sich dort die vorhandenen vermauerten Türdurchbrüche für eine solche Anlage anboten.

[150] Bis zum Bau der Freitreppe und des Portals 1898 bildete die Treppe im Renaissance-Flügel des Schlosses, südlich neben der Tordurchfahrt, den einzigen Zugang von außen zur Kapelle. Über diese Treppe mussten auch die Leichname bei Trauerfeiern hinabgetragen werden, so dass die neue Freitreppe in vielfacher Hinsicht eine große Erleichterung bedeutete. – Freundlicher Hinweis S. D. Moritz Casimir II. Fürst zu Bentheim-Tecklenburg.

[151] ZELLNER, Burgkapelle, 1965, S. 634.

[152] CONRAD, Baugeschichte, 1989, S. 272, Anm. 124. ZELLNER, Burgkapelle, 1965, S. 634 nennt den Bildhauer Wilhelm Siebe d. Ä., vermutlich war er aber nur der Auftragsnehmer.

Kapelle einschließlich der Dreisäulenbündel mit einem graugrünen Ölanstrich versehen (Abb. 615),[153] vermutlich auch die Wände und Gewölbe neu gekälkt (Abb. 509).

Im Jahre 1913 baute man die erhaltenen Kaminwangen des Renaissance-Kamins im vierten Turmgeschoss aus und translozierte sie zwecks Neuverwendung in das sog. ‚Fürstenzimmer' (Abb. 603), den südöstlichen Eckraum im ersten Obergeschoss des Renaissancetraktes.[154]

In den 1930er Jahren fand sodann eine weitere Erneuerung des Daches – wohl insbesondere der Dachdeckung – statt,[155] ehe auch in Rheda der Zweite Weltkrieg seine Auswirkungen zeigte: „Mit Beginn des 2. Weltkrieges wurde im Dach des Turmes ein Auslug für die Rhedaer Luftsicherung angelegt. Gegen Ende des Krieges explodierte in Nähe des Turmes eine schwere Bombe, die zunächst keine feststellbaren Schäden an dem Gebäude verursachte. In der Kapelle selbst waren, verursacht durch den zunehmenden Bombenkrieg der Alliierten, die Fahnen der früheren Regimenter des kgl. Preußischen Armeekorps (Münster), die sich in der Obhut des Landesmuseums in Münster befanden, ausgelagert. Im Archivraum [im Erdgeschoss] war weiteres Kunstgut deponiert".[156]

4.2. Die denkmalpflegerische Restaurierung 1963–1965

Nachdem bereits vor Beginn des Zweiten Weltkrieges Überlegungen zu einer Restaurierung der Burgkapelle aufkamen, fasste Fürst Adolf zu Bentheim–Tecklenburg (1889–1967) 1953 erneut eine Renovierung der Kapelle ins Auge,[157] bereits 1954 wurde ein erster Kostenvoranschlag eines Restaurators eingeholt.[158] Nachdem zunächst anstehende Ausbesserungen an den Böschungsmauern der Innengräfte bis 1962

[153] Die Angaben zu den Türblättern nach Befund (s.u.), der Ölanstrich erwähnt in einem anonymen (wohl auf Leo Zellner zurückgehenden), undatierten Typoskript mit dem Titel ‚Zur Baugeschichte und Restaurierung des Torkapellenturmes auf der Burg zu Rheda' (Originalexemplar in F.A. Rheda, Akten Rheda H, Nr. 366, lt. CONRAD, Baugeschichte, 1989, Anm. 32).

[154] CONRAD, Baugeschichte, 1989, S. 264, Anm. 90 mit Verweis auf F.A. Rheda, Familiensachen, Karton Nr. 43, Aufzeichnungen des Fürsten Adolf.

[155] Diese Angabe entnommen einem Typoskript des Fürsten (Adolf) zu Bentheim-Tecklenburg vom 12. Oktober 1963, Original im FA Rheda.

[156] Zitat aus einem anonymen, wohl auf Leo Zellner zurückgehenden, undatierten Typoskript mit dem Titel ‚Zur Baugeschichte und Restaurierung des Torkapellenturmes auf der Burg zu Rheda' (Originalexemplar in F.A. Rheda, Akten Rheda H, Nr. 366, lt. CONRAD, Baugeschichte, 1989, Anm. 32).

[157] Anschreiben des Fürsten (Adolf) zu Bentheim-Tecklenburg vom 9. Dezember 1953 in der Altakte zu Rheda, Schloß, im Archiv des WAfD, Münster.

[158] Kostenvoranschlag des Restaurators Andreas Menne aus Würzburg vom 20. April 1954 in der Altakte zu Rheda, Schloß, im Archiv des WAfD, Münster.

abgeschlossen waren, kam es dann ab Sommer 1963 bis zum Sommer 1965 zu einer Generalinstandsetzung des Torkapellenturmes und der Kapelle.[159] Nach Abschluss der Arbeiten, deren Bauleitung in enger Abstimmung mit dem Westfälischen Landesamt für Denkmalpflege in Münster beim Staatshochbauamt Bielefeld lag[160] und deren Finanzierung größtenteils von der öffentlichen Hand getragen wurde,[161] konnte am 2. Oktober 1965 der Praeses der Evangelischen Landeskirche von Westfalen Dr. Ernst Wilm (1901–1989, Praeses 1948–1969) die feierliche Einweihung der fertig restaurierten Kapelle vornehmen.[162]

Die Arbeiten umfassten am Außenbau vornehmlich die Instandsetzung der Mauerwerksflächen – dabei wurde das Bruchsteinmauerwerk der drei ‚Außenseiten' neu ausgefugt, während vom Backsteinmauerwerk der Hoffront die letzten Putzreste (Abb. 508) entfernt und auf einen Neuverputz verzichtet wurde, „um Mauertechnik und Bauspuren an diesem frühen Backsteinbau sichtbar lassen zu können".[163]

Die Arbeiten im Inneren begannen im Sommer 1963 mit einer Befunduntersuchung des Putzes und der Fassungsreste durch Restauratoren der Firma Ochsenfarth, Paderborn,[164] sowie mit einer Begutachtung der Gewölbeschäden.[165] Diese traten aber erst nach der durchgehenden Entfernung der alten Tünchеschichten (wiederum durch die Firma Ochsenfarth) vollends zutage, so dass eine Fachkommission gebildet wurde, die ein statisches Gutachten von Prüfstatiker Dipl. Ing. Buck, Bielefeld, einforderte.[166]

[159] Über die Restaurierungsarbeiten berichten folgende Publikationen: ZELLNER, Steinquader, 1963; ZELLNER, Kapellenturm, 1964; ZELLNER, Baugeschichte, 1964, S. 22; ZELLNER, Burgkapelle, 1965; ZELLNER, Schloßkapelle, 1965, S. 18–19; DENKMALPFLEGEBERICHT 1968, S. 426; MÜHLEN, Kapellenturm, 1968, v. a. S. 64–74; MÜHLEN, Rheda, 1979, S. 7, 8. Hinzu kommt noch ein Zeitungsartikel „Rhedas Schloßkapelle, Dokumentation romanischer Baukunst" in der ‚Westfälischen Zeitung' Nr. 25 vom 30. Januar 1965 und ein Typoskript des Fürsten (Adolf) zu Bentheim-Tecklenburg vom 12. Oktober 1963, beides im FA Rheda verwahrt, sowie weitere Schreiben, Gutachten und Aktennotizen in der Altakte zu Rheda, Schloß, im Archiv des WAfD, Münster.

[160] Die Bauleitung seitens des Staatshochbauamtes Bielefeld hatten Oberregierungsbaurat Leupold und Regierungsoberbauinspektor Wildhage inne, die Betreuung seitens der staatlichen Denkmalpflege erfolgte durch Landeskonservator Dr. Heinrich Busen, Landesoberverwaltungsrat Dr. Franz Mühlen, Landesbauamtmann F. Fischer und den Amtsrestaurator Landesverwaltungsrat K. Schmidt. – Angaben nach MÜHLEN, Kapellenturm, 1968, S. 64, Anm. 9.

[161] Dies ist den verschiedenen Angaben in der Altakte zu Rheda, Schloß, im Archiv des WAfD, Münster zu entnehmen.

[162] Angabe nach MÜHLEN, Kapellenturm, 1968, S. 64, Anm. 9.

[163] Ebd., S. 74. Vgl. auch DENKMALPFLEGEBERICHT 1968, S. 426.

[164] Bericht des Amtsrestaurators Schmidt vom 27. Juni 1963 zu Untersuchungen an 19. Juni 1963 durch Mitarbeiter der Firma Ochsenfarth in der Altakte zu Rheda, Schloß, im Archiv des WAfD, Münster.

[165] Bericht der Firma Nienstedt & Pelle (u. a. Schwerpunkt Gewölbebau) vom 15. Juli 1963 in der Altakte zu Rheda, Schloß, im Archiv des WAfD, Münster.

[166] Die Kommission bestand aus den Herren Leopold von Staatshochbauamt Bielefeld und Dr. Busen, Dr. Wildemann und Dr. Mühlen vom Landesdenkmalamt Münster. – Angaben nach dem Typoskript des Fürsten (Adolf) zu Bentheim-Tecklenburg vom 12. Oktober 1963 im FA Rheda, das statische Gutachten des Prüfstatikers

Die durch eindringende Feuchtigkeit geschädigten und gerissenen Gewölbe wurden durch die Firma Torvenrath, Dortmund, verfestigt und konserviert.[167] „Die Auffüllung der Gewölbe, bestehend aus Bauschutt, Bruchstein, Ziegeln und Lehm wurde [– leider undokumentiert –] entfernt. Infolgedessen [das heißt durch die mangelnde Auflast] fielen Ziegel aus dem Verband der Gewölbe, die Tonnengewölbe senkten sich und mussten durch Stützen in die Horizontale gebracht werden. Die Gewölbe erhielten von oben eine ausgleichende Deckschicht und wurden durch wasserdichten Estrich gesichert. Zur Auffüllung wurde Bims verwandt und mit 10 cm Bimsbeton abgedeckt (Gewichtersparnis). Der Fußboden über den Gewölben wurde 8 cm gesenkt, Baustahl-Gewebematten eingezogen, sowie Dehnungsplatten angebracht, so daß 6 Deckfelder entstanden sind. Vier horizontale Anker wurden von West nach Ost eingezogen, zwei an der Süd- und Nordwand, zwei an den Pfeilern zwischen den Tonnengewölben. [...] Die Anker liegen in der Bimsfüllung in Kämpferhöhe [?] und sind in der Mauer vermauert.“[168] Auch zwei eichene Ankerbalken, die wertvolle Hinweise zur Datierung des Baues hätten liefern können, wurden dabei über den Gewölben entdeckt und undokumentiert entfernt.[169]

Weiterhin wurden im Bereich der Kapelle vier ursprüngliche, später vermauerte Fensteröffnungen wieder geöffnet: Jeweils die Fenster auf Umgangs- und Emporenniveau in der westlichen Achse der Südseite und der östlichen Achse der Nordseite. Dies bedeutete nicht nur eine Rückgewinnung des bauzeitlichen Zustandes, sondern auch eine Verbesserung der Lichtverhältnisse in der Kapelle. Beim nordnordöstlichen Umgangsfenster konnte dabei sogar das Fragment der ursprünglichen hölzernen Fensterzarge entdeckt und nachfolgend dendrochronologisch datiert werden (siehe Kap. D.4.5.2.).[170] Eine weitere wichtige

Buck zudem genannt bei MÜHLEN, Kapellenturm, 1968, S. 64, Anm. 9, doch lag es dem Verf. dieser Arbeit leider nicht zur Auswertung vor.

[167] Angaben nach dem Typoskript des Fürsten (Adolf) zu Bentheim-Tecklenburg vom 12. Oktober 1963 im FA Rheda und MÜHLEN, Kapellenturm, 1968, S. 64–66 mit Anm. 9.

[168] Zitat aus dem Typoskript des Fürsten (Adolf) zu Bentheim-Tecklenburg vom 12. Oktober 1963 im FA Rheda. – Die Angaben im gedruckten Restaurierungsbericht (ein interner Bericht liegt darüber hinaus nicht vor) bei MÜHLEN, Kapellenturm, 1968, S. 66 fallen dagegen deutlich spärlicher aus: „So konnte die Wiederherstellung der einen Stein starken Gewölbe darauf beschränkt werden, einzelne zerstörte Rippenstücke im östlichen Hauptgewölbe auszuwechseln, zerstörte Kappenteile beizumauern und alle Fugen sorgfältig wieder auszukeilen und zu schließen. Aus Sicherheitsgründen wurde gleichzeitig der Schutt aus den Zwickeln der oberen Gewölbe entfernt und durch Magerbeton mit leichter Eisenarmierung ersetzt.“

[169] Dazu jeweils ebd.

[170] MÜHLEN, Kapellenturm, 1968, S. 66 (Erwähnung) und v. a. CLAUSEN/KORN/LOBBEDEY/SCHWEDHELM, Fensterrahmen, 1977, S. 520 (Uwe Lobbedey), dazu Abb. 338; HOLLSTEIN, Eichenchronologie, 1980, S. 111 (vgl. dazu Anm. 229). – Die Angabe des Fundortes nach einem Aktenvermerk vom 10.07.1964 von Dr. F. Mühlen in der Altakte zu Rheda, Schloß, im Archiv des WAfD, Münster (s. Anm.

Entdeckung für die Kenntnis der ursprünglichen Raumkonzeption und -nutzung bedeutete sodann die Freilegung eines Treppenlaufes in der inneren Südwand des Ostjoches, der nach der Untersuchung aus Platzgründen wieder beigemauert wurde, jedoch unter einer Bohlenabdeckung zugänglich blieb (siehe Kap. D.4.3.2.5.; D.7.4.5.1.),[171] sowie der Fund einer annähernd quadratischen Verbindungsöffnung zur Tordurchfahrt im Fußboden des Westjoches (siehe Kap. D.4.3.2.6.; D.7.4.5.4.).[172]

Maßgeblich für das Raumbild und die angestrebte Wiederannäherung an den mittelalterlichen Raumeindruck war neben der Freilegung des an Wänden und Pfeilern weitgehend erhaltenen ursprünglichen Glattputzes die Entfernung der Einbauten von 1847/48, insbesondere der Orgel, die in den Raumschacht über der doppelläufigen Treppe eingefügt worden war, und der vor dieser stegartig entlanglaufenden Empore. Dadurch konnte die großartige Dreibogenstaffel mit ihren Schiefersäulen auf den Löwenpostamenten wieder freigelegt werden, was auf entsprechende weitreichende Begeisterung in der Fachwelt und darüber hinaus stieß.[173]

Zusammen mit der Orgel und der Westempore wurden auch die übrigen Emporengitter entfernt und nachfolgend durch ein schlichtes handgeschmiedetes Geländer der Kunstschlosserei F. Fischer, Münster, ersetzt, bestehend aus in weitem Abstand gesetzten Pfosten und zwei horizontalen Stäben, deren oberer rundum mit Kerzenhaltern zur Illumination der Kapelle bei feierlichen Abendgottesdiensten versehen wurde.[174] „Das neutrale weiße Antikglas der Fenster erfährt durch die geometrischen Muster der freihändig zugeschnittenen Gläser und durch die breite Bleiung eine unaufdringliche Belebung“, Entwurf und Ausführung lagen bei G. Junglas, Münster.[175]

Der Fußboden wurde auf das bauzeitliche Niveau abgesenkt, wobei man im Westjoch Teile der originalen Backstein-Pflasterung aufdeckte und als Muster für

324).

[171] MÜHLEN, Kapellenturm, 1968, S. 70, dazu Abb. 51.

[172] Ebd., S. 72, dazu Abb. 52.

[173] S. dazu etwa die Äußerungen bei ZELLNER, Schloßkapelle, 1965, S. 18–19; DENKMALPFLEGEBERICHT 1968, S. 426; MÜHLEN, Kapellenturm, 1968, v. a. S. 66; Zeitungsartikel „Rhedas Schloßkapelle, Dokumentation romanischer Baukunst“ in der ‚Westfälischen Zeitung’ Nr. 25 vom 30. Januar 1965 (mit Foto); eine Abbildung des soeben freigelegten Zustandes fand sofort Eingang in den Abbildungsteil bei THÜMMLER/BADENHEUER, Westfalen, 1964, Taf. 65.

[174] MÜHLEN, Kapellenturm, 1968, S. 74, dazu Anm. 18 (von dort auch Angabe zur Kunstschlosserei).

[175] Zitat und Angaben nach ebd., S. 74, dazu Anm. 19.

den Bodenbelag des übrigen Raumes einschließlich der Emporen verwendet wurde (Abb. 489–490; siehe Kap. D.7.4.4.).[176]

Durch die geschilderten Maßnahmen wurde der Kapellenturm baulich konsolidiert und der Kapellenraum in einen Zustand versetzt, der um eine Annäherung an den bauzeitlichen Zustand bemüht ist, etwa hinsichtlich der Freilegung der glatten, im Naturton belassenen Putzflächen und Werksteingliederungen, der Freilegung und Ergänzung des Bodenbelages sowie der Wiederöffnung vermauerter Fenster.

Zugleich zeigt sich im angewandten Restaurierungskonzept aber durchaus der Zeitgeschmack der 1960er Jahre, dem die auf der Materialität von gelblichen Werksteinteilen und Putz im Naturton basierende Erscheinung gemäß der bauzeitlichen Befundsituation entgegen kam, ergänzt um zeittypische, sehr zurückhaltende künstlerische Gestaltungen wie das handgeschmiedete Brüstungsgeländer oder die einfache Antikverglasung, die nur bei den Rutennetzen der beiden Rosetten eine aufwendigere graphisch-ornamentale Gestaltung erfuhr.

Sind die meisten der Maßnahmen des denkmalpflegerischen Restaurierungskonzeptes sicherlich zu Recht zu loben,[177] insbesondere die Wiedergewinnung des spätromanischen Gesamtraumes, so ist doch zu kritisieren, dass im Zuge der Sanierungsarbeiten viele Dinge, die zusätzliche Auskünfte über die Geschichte des Baues hätten geben können wie die Vermauerungen der Fenster oder die aufgefundenen Holzbalken unter dem Bogen in der inneren Südwand des Westjoches und über den Gewölben der Kapelle wie auch der dort angesammelte ‚Schutt' undokumentiert entfernt wurden.

Ebenso kritisch ist das Einfügen der Betondecke über den Kapellengewölben zu sehen: Sie bedeutet zwar eine Aussteifung und statische Sicherung der Gewölbe und des Turmes in dieser Zone, doch wurde dadurch zugleich auch der Raumcharakter des Wohngeschosses, dem sie als Boden dient, stark beeinträchtigt. Noch gravierender ist jedoch der Umstand, dass durch das Einfügen der Betondecke nun die Oberseiten der Kapellengewölbe nicht mehr erreichbar sind und dadurch auch nicht mehr auf ihren

[176] Ebd., S. 72.

[177] So schreibt ZELLNER, Baugeschichte, 1964, S. 22: „Was hier die westfälische Denkmalspflege schuf, bedeutet für sie ein Ruhmesblatt."

baulichen Zustand hin überwacht werden können[178] – das einfache Einfügen eines Ankersystems aus Stahlträgern und eines hölzernen Dielenbodens wäre da sicherlich sinnvoller und auch ästhetisch befriedigender gewesen.

Insgesamt gesehen bedeutete die Restaurierung des Rhedaer Kapellenturmes in den Jahren 1963–65 eine überaus verdienstvolle, für den Substanzerhalt dieses wertvollen romanischen Baudenkmals unverzichtbare Maßnahme, die es in einen baulich wie auch ästhetisch dauerhaft guten Zustand versetzt hat, der auch nach nunmehr über 40 Jahren noch anhält und über kleinere Reparaturen oder Korrekturen hinaus bisher keine Veranlassung zu umfangreicheren Erhaltungsmaßnahmen gegeben hat.

4.3. Die baugeschichtlichen Befunde

Da trotz des sehr guten Erhaltungszustandes die späteren baulichen Veränderungen das Erscheinungsbild des Rhedaer Tor- und Kapellenturmes wesentlich stärker mitbestimmen als es in Marienfeld der Fall ist, sollen hier zunächst die baugeschichtlichen Befunde in ihrem räumlichen Kontext vorgestellt und erst in einem zweiten Schritt darauf basierend der Bauablauf des Tor- und Kapellenturms im 13. Jahrhundert rekonstruiert werden.

4.3.1. Die baugeschichtlichen Befunde am Außenbau

4.3.1.1. Die Befunde an der Westfront

Die Westfront des Turmes (Abb. 459–460) wird maßgeblich geprägt durch zwei breite, vorspringende seitliche Mauerstreifen, das dazwischenliegende Wandfeld enthält mit dem Kreisfenster und den beiden Kreuzstockfenstern die wenigen Wandöffnungen der weitgehend geschlossenen Front. Dem Erdgeschoss vorgelagert ist sich eine nachträglich vorgesetzte Stützmauer, die mit einem kleinen Pultdach abgedeckt ist.

Im unteren Drittel dieser vorgelagerten Stützmauer befindet sich im mittleren Bereich eine 4,53 m breite Partie, die sich vornehmlich aus Osning-Sandsteinblöcken zusammensetzt und durch senkrechte Fugen vom seitlich anschließenden

[178] Diese negativen Auswirkungen zeigen sich etwa bei einem Wasserschaden am Tonnengewölbe der Nordempore, der im Jahre 2002 überstrichen wurde, aber seitdem erneut auftritt, und dessen Ursache aufgrund der unüberwindlichen Betondecke nicht genauer nachgegangen werden kann.

Bruchsteinmauerwerk abhebt. Ab dem zweiten Mauerdrittel wird die nördliche Fuge von größeren Kalksteinblöcken überlappt, die südliche (wie dann auch die nördliche) liegt ab dieser Höhe unter einem Verputz.

Dieser ungewöhnliche Befund in der Stützmauer könnte darauf hindeuten, dass bei ihrem Bau die mittlere Partie mit der ehemaligen Toreinfahrt zunächst frei gelassen und dann erst in einem zweiten Schritt beim Weiterbau ebenfalls zugesetzt wurde.

Oberhalb des Dachanschlages der Stützmauer ist an den seitlichen Mauerstreifen noch das umlaufende Gesims zu erkennen, das das ungegliederte Erdgeschoss abschließt und über dem die Wandfelder der Obergeschosse leicht zurückspringen. Es dient zugleich als Sockelgesims für die Lisenengliederung der Obergeschosse (siehe Kap. D.5.1.). Die Lisenen, die mit Buckelquadern versehen sind, markieren die Kanten der seitlichen Mauerstreifen, wobei die jeweils äußeren, die zugleich die Turmecken akzentuieren, etwa doppelt so breit sind wie die inneren. Wie an den Turmecken sind auch ihre Quader zweiteilig ausgebildet mit einem zusätzlichen Buckel auf dem schmalen Streifen, der den Rücksprung gegenüber dem mittleren Wandfeld bildet. Diese markante Lisenengliederung bricht etwa auf Fußbodenhöhe des vierten Geschosses ab. Im nördlichen Mauervorsprung öffnen sich drei schmale Fensterschlitze der Wendeltreppe, die jedoch nicht axial übereinander liegen. Zudem lässt die umgebende rechteckige Ziegelausflickung des untersten Schlitzfensters erkennen, dass sich hier zeitweise eine größere Öffnung befand. Ein vierter, jetzt zugesetzter Fensterschlitz ist im Bereich des vierten Turmgeschosses als ‚ausgemörtelte Fuge' auszumachen (vgl. den Befund im Inneren, Kap. D.4.3.2.9.).

Der Verlauf des Sockelgesimses wird durch das mittlere, zurücktretende Wandfeld unterbrochen, und auch die Lisenenquader der inneren Lisenen stehen in keinem direkten Lagenverband mit den Quaderlagen des gequaderten Wandfeldes, das diesen Bereich einnimmt (Abb. 510–512) und das wohl ehedem die westliche Toreinfahrt umrahmte (siehe Kap. D.5.1.). Von dem geschlossenen Quadermauerwerk aus mächtigen Osning-Sandsteinquadern sind über dem Dachanschlag der Stützmauer noch acht Lagen der sauber geglätteten und präzise, mit sehr schmalen Fugen versetzten Quader sichtbar.[179] In der vierten und in der achten der heute sichtbaren

[179] Die Quaderlagen sind durchgängig und in gleichbleibender Höhe gemauert, weisen jedoch unterschiedliche Höhenmaße auf: die 1. ist relativ dick, die 2. bis 4. sind gleich hoch (!) und um ein geringeres dünner als die 1., die 5. ist besonders mächtig, die 6. ist die dünnste, die 7. ähnlich stark wie die 5., die 8. folgt dem Maß der 2.–4.

Quaderlagen sind noch drei bzw. vier senkrecht übereinander angeordnete Gerüstlochaussparungen an den unteren Quaderecken zu erkennen,[180] die Rückschlüsse erlauben über die Positionierung der senkrechten Gerüstträger und die Anlage neuer Gerüstebenen. Mittig in der 6. und 7. Quaderlage öffnet sich ein schmales Schlitzfenster, das durch seine Gestalt auch Position und Höhenmaß der beiden Lagen bestimmte.

Auf der obersten Schicht des Quadermauerwerks liegt eine Lage recht großer, fast quaderartig zurecht gehauener Kalksteinblöcke auf, dann folgt ein ähnliche, aber etwas dünnere Lage, ehe das unregelmäßige Bruchsteinmauerwerk beginnt.

In der übernächsten Steinlage ist genau mittig im Wandfeld das westliche Rundfenster der Kapelle plaziert. Seine Einfassung ist aus präzise gehauenen Osning-Sandsteinquadern gefertigt. Diese liegt bündig in der Wandfläche und reicht im rechten Winkel ohne weitere Profilierung etwa 40 cm in die Tiefe. Hier stößt sie wiederum rechtwinkelig gegen einen schmalen Ring, der mittels einer Schräge zur Ebene der Vierpassöffnung überleitet, die als Plattenmaßwerk ausgeführt wurde. Das aus Einzelteilen zusammengesetzte Plattenmaßwerk und die Rahmungselemente sind dabei aus einem Werkstück gefertigt (siehe Kap. D.5.8.3.2.). Ungewöhnlich ist dabei allerdings, dass am Übergang vom Plattenmaßwerk zur Schräge der Rahmung eine nicht zu erwartende, heute ausgefüllte Fuge verläuft – möglicherweise diente sie einstmals zur Befestigung eines Schutzgitters o. Ä.

Zu Seiten des Rundfensters, über den beiden ersten Kalksteinlagen, sind, seitlich recht nahe an die vorspringenden Mauerstreifen herangerückt, zwei auffällige Osning-Sandsteinquader in das Bruchsteinmauerwerk eingefügt. Sie dienen zur Unterfangung und Sicherung der darüber eingeschlagenen Eisenhaken. In genau derselben Höhe sind weitere Eisenhaken in die vier Lisenen der vorspringenden Mauerstreifen eingefügt (Abb. 555–557), die Reihe zieht sich auch um die Turmecken herum (s.u.). Eine weitere Hakenreihe befindet sich kurz unterhalb bzw. auf Höhe des Abbruchs der Buckelquaderlisenen, davon haben sich allerdings nur

Das Höhenmaß der 6. und 7. Lage wird bestimmt von der Höhe des mittig eingefügten Schlitzfensters, das wohl auch ihre Positionen festlegte.

[180] Folgende Quader weisen annähernd quadratische, heute mit Ziegeln und Mörtel gefüllte Gerüstlochaussparungen auf (die Quader von links nach rechts gezählt): 4. Reihe: 3. Quader, li. Ecke; 7. Quader, re. Ecke; 13. Quader, re. Ecke. – 8. Reihe: 3. Quader, li. Ecke; 6. Quader, re. Ecke; 10. Quader, re Ecke, 13. Quader, re Ecke.

noch die Haken des nördlichen Mauerstreifens sowie der linke Haken des mittleren Wandfeldes erhalten, hier nun ohne großen Sandsteinquader, stattdessen dient jedoch ein großer Kalksteinblock als Auflager. Die Eisenhaken im südlichen Wandabschnitt sind hingegen verloren. Eine dritte Hakenreihe findet sich schließlich kurz unterhalb der heutigen Traufe (Abb. 513), davon haben sich ein Haken nahe der Nordwestecke, ein zweiter über dem linken Mittelfenster und ein dritter am südlichen Rand des Mittelfeldes, nahe beim vorspringenden Mauerstreifen, erhalten. Diese Haken, die sich um den ganzen Turm ziehen, hatten möglicherweise wehrtechnische Funktion (siehe Kap. D.7.2.).

Das vierte Turmgeschoss wurde – wie erwähnt – ohne die Buckelquaderlisenen ausgeführt und setzt sich, obwohl ebenfalls in Kalkbruchstein ausgeführt, mit einer deutlichen horizontalen Baunaht vom darunterliegenden Mauerwerk ab. Einen architektonischen Akzent bilden hier die beiden recht nahe aneinandergerückten Kreuzstockfenster mit Tudorbogenabschluss im mittleren Wandstreifen (Abb. 513). Sie sind eindeutig nachträglich in das umgebende Mauerwerk eingefügt, das insbesondere südlich und oberhalb der beiden Fenster aus Backstein besteht. Im Bereich oberhalb der Fenster zeichnet sich zudem ein von einem Halbkreis aus Bindersteinen gerahmtes Backsteinfeld ab, das genau mittig auf die beiden Fensteröffnungen ausgerichtet ist und heute an der Trauflinie abbricht, sich aber ehemals darüber zu einem Vollkreis geschlossen haben dürfte. Die sechs kurz unterhalb der Mauerkrone angebrachten vertikalen Ankereisen stehen in Zusammenhang mit den in ost-westlicher Richtung verlaufenden, 1724 neu eingefügten Deckenbalken des Wohngeschosses, die zugleich als Zuganker fungieren.

4.3.1.2. Die Befunde an der Nordseite

Die Nordseite des Kapellenturms (Abb. 471–474) wird in den beiden Hauptgeschossen durch drei schmale Buckelquaderlisenen in zwei Wandfelder geteilt, wobei das westliche Wandfeld breiter, das östliche schmaler angelegt ist. Das Erd- und das oberste Geschoss sind nicht weiter untergliedert. In den drei Obergeschossen findet sich pro Wandfeld je eine Fenster- oder Türöffnung. Vor dem Erdgeschoss erschließt eine Freitreppe den Zugang zum nördlichen Kapellenportal. –

Abgesehen von den Gliederungselementen aus Osning-Sandstein besteht das Mauerwerk der Turmnordseite weitgehend aus Kalkbruchstein, gelegentlich jedoch unterbrochen von einigen horizontalen Lagen aus größeren Sandsteinquadern, hinzu kommt der backsteinsichtige Bereich im Ostteil des Erdgeschosses (s.u.).

Die Freitreppenanlage von 1898 nimmt vom Schlosshof ihren Ausgang und führt über ein Zwischenpodest bis zu einer kleinen Terrasse vor dem Nordportal. Der Unterbau der Treppe besteht aus verputztem Backstein und verdeckt zusammen mit einer sich westlich anschließenden, angeböschten Stützmauer weitgehend die Nordseite des Erdgeschosses. Hier ist aber in einem frei gebliebenen Abschnitt bis zum umlaufenden Sockelgesims des ersten Obergeschosses noch der Ansatz einer glatten Eckverquaderung der Nordwestecke zu erkennen, außerdem ist deutlich zu sehen, dass die Außenhaut des Erdgeschosses in diesem Bereich vollständig aus Bruchstein besteht. Im östlichen Wandabschnitt des Erdgeschosses und im sichtbaren Bereich über der Freitreppe besteht das Mauerwerk hingegen aus Backstein. Die Grenze zwischen Backstein- und Bruchsteinmauerwerk lässt sich leider nicht exakt bestimmen, da der entscheidende Wandbereich im Raum unter der Freitreppe durch eine Backsteinvormauerung als Auflager der Treppenstufen weitgehend verdeckt ist. Nur einige wenige ‚Sichtfenster' erlauben die Feststellung, dass das Mauerwerk im östlichen Bereich rein aus Backsteinen besteht, während nach Westen zu ein Mischmauerwerk aus Backsteinen und Bruchsteinen anzutreffen ist. Bei den älteren Backsteinlagen (Format: 28,5 x 15 x 9 cm) im unteren Bereich der modernen Vormauerung dürfte es sich um Reste der westlich im Anschluss an die Freitreppe noch erhaltenen Stützmauer des 18. Jahrhunderts handeln, die eventuell aus Abbruchmaterial des fünften Turmgeschosses errichtet und dann später beim Bau der Freitreppe in diesem Bereich beseitigt wurde.

Anschlussspuren der romanischen Ringmauer, die in diesem Wandabschnitt zu erwarten wären, haben sich aufgrund der verdeckenden Vormauerung bisher dagegen nicht nachweisen lassen.

Im östlichen Wandabschnitt des Erdgeschosses (Abb. 515) erscheint es auffällig, dass das Backsteinmauerwerk östlich einer Putzzone deutlich rußgeschwärzt erscheint, westlich hingegen nicht! Es dürfte sich dabei unzweifelhaft um Spuren des Brandes von 1718 handeln, der offenbar auch ein nahe vor der Turmnordfront stehendes

Gebäude erfasst hatte. Die Brandschäden lassen sich im gesamten östlichen Wandfeld dieser Turmseite verfolgen: So war offenbar das Sockelgesims des ersten Obergeschosses[181] besonders stark betroffen, ein Sockelstein unterhalb des Kapellenfensters zeigt starke Hitzeabplatzungen, die östlich anschließenden Werksteine des Sockelgesimses bis zur Nordostecke hat man offenbar nach dem Brand ganz austauschen müssen und durch neue, recht grobe Werkstücke ersetzt. Auch an dem Bruchsteinmauerwerk des Wandfeldes selbst zeigen sich flächendeckend Hitzeabplatzungen (Abb. 514), die erst nach oben hin einwenig abnehmen und das Mauergefüge sehr angegriffen erscheinen lassen. Besonders betroffen waren zudem die Einfassungen der beiden Rundbogenfenster der Kapelle (Abb. 516–518), deren sauber behauene Quader aus Osningsandstein gerade am Bogenlauf des unteren Fensters starke Hitzeabplatzungen aufweisen, zudem lässt sich an den vorderen Zentimetern der Werksteine beider Fenster eine deutliche Kalzinierung – eine Brandrötung – beobachten. Die Zerstörungen infolge der Hitze reichen mehrere Zentimeter in die Tiefe, allerdings finden sich dort keine Brandrötungen. Dies deutet darauf hin, dass das Fenster bereits vor dem Brand vermauert worden war (vielleicht auch als Nische zugesetzt war), die Flammen somit nur die Stirnseite der Fensterrahmung schädigen konnten. Die innenliegenden Partien der Laibungen sind überdies weitgehend aus Backstein gemauert, nur die Bogenlaibung besteht fast vollständig aus Sandstein.

Die beiden genannten Rundbogenfenster des östlichen Wandfeldes liegen auffälligerweise nicht axial übereinander. Beide befinden sich im Westteil des Wandfeldes, wobei das untere noch stärker nach Westen verschoben ist.

Im westlichen Wandfeld befindet sich das Zugangsportal der Kapelle, darüber eine Fensteröffnung. Deren oberer Abschluss ist leicht zugespitzt, ein Steinbalken bewirkt eine Horizontalteilung, die ein Öffnen der unteren Verglasung ermöglicht. Der Steinbalken ist Teil der Einfassung aus schmalen, sauber behauenen Sandsteinblöcken. Diese ersetzen offenbar ursprünglich vorhandene Sandsteinquader wie beim östlichen Pendant, worauf noch indirekt die ‚Fehlstellen' der ehemaligen Einbindungen der Quader und die an ihre Stelle getretenen Ausflickungen mittels Backstein hinweisen. Die Erneuerung der Fenstereinfassung ist aufgrund der Stilformen, die den übrigen Kreuzstockfenstern des Turmes entsprechen, der

[181] Seine Höhe beträgt 26 cm. Zu den einzelnen Längen der originalen Quader s. Anm. 182.

Bauphase um 1602/05 zuzuordnen. Anlass für diese zunächst überraschend erscheinende (da nur hier vorgenommene) Erneuerung war wohl der große Riss, der sich von der Portalöffnung über das Fenster bis zum Kreuzstockfenster des Wohngeschosses zieht und wohl mit einem Absenken der westlichen Turmpartie zusammenhängt (siehe Kap. D.3.1.). Der recht breite und heute mit Backsteinen ausgemauerte Setzriss hatte auch das Fenster gespalten und machte wohl eine vollständige Erneuerung der Fenstereinfassung nötig.

Die Portalöffnung darunter (Abb. 520) stammt wie die Freitreppe in ihrer heutigen, neuromanischen Form ebenfalls von 1898. Sie wurde aus gelblichem Osning-Sandstein geschlagen und ist als Rundbogenöffnung angelegt, die von zwei eingestellten Säulen eingefasst wird, deren attische Basen auf hohen Sockeln ruhen. Ihre Kapitelle zeigen auf den Ecken stehende Engel mit einem Schwert als Verteidiger des Glaubens, die Zwickel unter den ausgebreiteten Flügeln füllt Rankenwerk. Die Säulen finden ihre Fortsetzung in einem eingelegten Rundstab, der den Rundbogenabschluss, den kein Tympanon ausfüllt, begleitet. Der Scheitel des Rundstabes wird durch einen kräftigen, profilierten Wirtel betont, seine Ansätze begleiten zwei gegenständige Löwenprotomen, die auf den Kämpferplatten liegen. Erhalten hat sich auch das zugehörige bauzeitliche Türblatt mit seinem aufwendigen schmiedeeisernen Beschlägen und Türgriffen etc. Die Sandsteinrahmung des Portals wird begleitet von Backsteinausflickungen als Übergang zum Bruchsteinmauerwerk des 13. Jahrhunderts. In dieser Ausflickungszone befindet sich auf Höhe des westlichen Bogenlaufs das Fragment eines Sandsteinwerkstücks (Abb. 521), das erhabene C-Bögen als Teil eines Beschlagwerkornaments zeigt und somit ebenfalls der Umbauphase von 1602/05 zuzurechnen ist – möglicherweise stammt es von einem Renaissance-Portal an dieser Stelle, das jedoch bereits vor 1898 aufgegeben worden war.

Links neben der Portalöffnung, unmittelbar angrenzend an die Buckelquaderlisene, befindet sich ein schmaler, schießschartenartiger Fensterschlitz (H: 110 cm, B: 16 cm; Abb. 519). Seine Einfassung bilden große Quader, wobei diejenigen des linken Gewändes mit den Quadern der Lisene aus einem Stück geschlagen wurden.[182] Die

[182] In diesem Bereich ließen sich die Lisenen-, Fenster- und Sockelquader recht gut einmessen, ihre Maße (in cm) sollen im Folgenden wiedergegeben werden: A. Die Sockelquader: H: jeweils 26; L (von West nach Ost): 1. 72; 2. 80; 3. (Lisenenansatz) 69,5; 4. 55; 5. 76; 6. 52; 7. ca. 54 (mit Abplatzungen). – B. Die Lisenenquader: Der

rechteckige Öffnung wird von einem 3 cm breiten, nach innen leicht schräg verlaufenden Rahmen eingefasst – besonders deutlich am Abdeckstein zu erkennen, da dort die Quaderkante nach oben springt. Hinter der Rahmungszone weitete sich die Öffnung konisch und wird von einem ebenso geformten Tonnengewölbe überfangen. Der westliche Teil der Fensteröffnung ist heute weitgehend zugesetzt (s.u. Kap. D.4.3.2.2.), ihr Boden besteht aus einfacher, zum Teil abgeschieferter Grauwacke, die nach 89 cm eine Stufe von ca. 40 cm aufweist, welche auf das Niveau vor der hier eingesetzten Glasscheibe hinabführt.

Wie bei der Westfront markiert das Abbrechen der Lisenenstreifen und eine leicht andere Beschaffenheit der Kalkbruchsteine der äußeren Mauerschale eine horizontale Baunaht zwischen drittem und viertem Turmgeschoss (Abb. 558). Zu dessen Belichtung dienen zwei Kreuzstockfenster, die axial über den Fenstern des Kapellenobergeschosses angeordnet sind. In ihrer Formgebung mit Tudorbogenabschluss entsprechen sie denjenigen der Westseite. Ihre Sandsteineinfassungen weisen auffälligerweise nur im unteren, durch den horizontalen Steinbalken abgeteilten Bereich Brandrötungen auf. Dies lässt darauf schließen, dass die dort ehedem angebrachten, nach außen zu öffnenden Holzläden beim Brand 1718 Feuer gefangen haben und so die Kalzinierungen verursachten, während der obere Fensterbereich, wie üblich bei Kreuzstockfenstern, eine Festverglasung besaß und hier somit keine Hitzeschäden eintraten.

Unmittelbar unterhalb der Traufe, etwa in der Seitenmitte, findet sich auch hier – wie an der Westfront – ein von einem Halbkreis aus Bindersteinen gerahmtes Backsteinfeld (Abb. 558), das sich deutlich von seiner Umgebung aus weißem Kalkbruchstein abhebt und wohl auch hier oberhalb der heutigen Trauflinie zu einem Vollkreis zu ergänzen ist. Dieser Bereich scheint heute gestört durch zwei vertikale Ankereisen, die in Verbindung stehen mit zwei von Norden nach Süden verlaufenden Deckenbalken des Wohngeschosses, die zugleich als Zuganker verwendet wurden.

eigentliche Lisenenstreifen ist 29,75 cm breit, sein Vorsprung vor das Wandniveau beträgt 5,5 cm. Die einzelnen Quader: 1. (Sockelquader): H: 26, B: 69,5; 2. H. 32,5, B: 62 (li. ausklinkend); 3. H: 33,5, B: 62,5 (re. ausklinkend); 4. H: 38,5, B: 65,5 (li. ausklinkend); rechts schließt sich ein fast gleichhoher Quader an, mit dem das linke Fensterschlitzgewände beginnt: H: 39, B: 38, T: 33,5; 5. H: 37, B: 43,5 (re. ausklinkend); Fensterquader: H: 35,5, B: 23, T: 51; 6. H: 23, B: ? (li. ausklinkend); Fensterquader: H: 23,5, B: 36,5, T: ? (unter Putz). – Die Quader vom rechten Gewände des Fensterschlitzes: 1. H: 36, B: 40, T: 27; 2. H: 41,5, B: 67,5, T: 24; 3. H: 23, B: 33, T: 15; 4. (Abdeckstein) H: 33, B: 71, T: 30.

Von der ersten, unteren Hakenreihe haben sich nur der Eisenhaken der östlichen Ecklisene sowie ein weiterer unter dem linken Gewände des Emporenfensters erhalten, während diejenigen der West- und Mittellisene verschwunden sind, rechteckige Löcher künden aber noch von ihrem einstmaligen Vorhandensein. Von der mittleren Hakenreihe direkt unterhalb des Lisenenabbruchs existieren noch diejenigen der beiden Ecklisenen. Besonders umfangreich ist der erhaltene Bestand der dritten Hakenreihe unterhalb der heutigen Traufe (Abb. 558): ein Haken befindet sich einwenig abgerückt von der Westecke, der zweite über dem westlichen Kreuzstockfenster, der dritte links oberhalb des östlichen Fensters, der vierte nahe der Ostecke.

4.3.1.3. Die Befunde an der Südseite

Die südliche Außenwand des Tor- und Kapellenturms (Abb. 461–464) wird in ihrer östlichen Hälfte fast vollständig vom heutigen Torgebäude von 1718–20 verdeckt. Wie die Nordseite zeigt auch sie eine Gliederung in drei Zonen: Über dem ungegliederten Sockelgeschoss erheben sich die beiden Kapellengeschosse, die auch hier mittels Buckelquaderlisenen in ein breiteres westliches und ein schmaleres östliches (heute verdecktes) Wandfeld aufgeteilt werden. Hinzu kommt das weitgehend ungegliederte Wohngeschoss. Abgesehen von den beiden Kapellenfenstern im westlichen Wandfeld sind die meisten Öffnungen vermauert.

Wie auf der Turmnordseite bestehen die Gliederungselemente aus Osning-Sandstein, das Mauerwerk selbst aber weitgehend aus Kalkbruchstein mit gelegentlichen ‚Einschüssen' aus Sandsteinquadern. Backstein lässt sich bisher hingegen nur bei verschiedenen späteren Fenstervermauerungen nachweisen.

Vom Sockelgeschoss liegt noch die westliche Hälfte offen, es besteht hier aus Bruchsteinmauerwerk. Sein ursprünglicher westlicher Abschluss ist nur noch durch ein Herabführen der Ecklinie der Obergeschosse erahnbar, denn die ehedem mutmaßlich gequaderte Nordwestecke des Erdgeschosses wurde offenbar beim Bau der Stützmauer vor der Westfront aufgebrochen, um so mittels Verzahnungen des Backsteinmauerwerks ein kraftschlüssiges Wandgefüge zu schaffen (Abb. 460–461). Die Baunaht zeichnet sich trotz Verfugungen und Verputzungen als unregelmäßige Wellenlinie ab, Reste einer Eckquaderung sind jedoch nicht mehr zu erkennen. Etwa

in der Mitte der offenliegenden originalen Wandpartie befindet sich eine kleine quadratische Fensteröffnung (Abb. 524), die heute der Belüftung des Archivraumes im Turmerdgeschoss dient. Darunter zeichnet sich vage eine stärker verputzte und offenbar aus kleinteiligerem Mauerwerk bestehende Wandpartie ab, die bis zum Boden hinabreicht. Die hochrechteckige Form mit den senkrechten Rändern deutet auf eine nachträglich eingebrochene, zu einem späteren Zeitpunkt wieder vermauerte Türöffnung (H: 327 cm; B: ca. 150 cm), in deren Scheitelzone dann schließlich das kleine Quadratfenster eingebaut wurde (vgl. den Befund im Inneren, Kap. D.4.3.2.1.).

Der östliche Abschnitt des Erdgeschosses liegt heute im Bereich der Toreinfahrt unter Verputz, so dass z. Zt. keine Aussagen zu seiner Beschaffenheit möglich sind. Ebensowenig zeigen sich Spuren der Anschlussstelle der Ringmauer, doch dürfte diese etwa im Bereich der heutigen westlichen Toröffnung zu suchen sein, da die gräftenseitige Außenmauer des Renaissance-Flügels im Kern noch die alte Ringmauer enthält (Kap. D.7.1.) und deren gedachte Verlängerung ebendort auf den Tor- und Kapellenturm trifft. – Innerhalb der überputzten östlichen Wandfläche befindet sich jedoch eine ältere, leicht hochrechteckige Fensteröffnung (Abb. 525), auf die das Tonnengewölbe der Durchfahrt mittels einer kleinen Stichkappe Rücksicht nimmt. Sie belichtet den südöstlichen Stollenraum des Turmerdgeschosses. Sohlbank und Sturz des Fensters sind als einfache gekehlte Gesimse gestaltet, während die seitlichen Pfosten Beschlagwerkmotive aus Rauten und Kreisen bzw. Ovalen zeigen. Identische Ziermotive finden sich an den Fensterpfosten des Renaissance-Flügels von 1612.

Von der Wandgliederung der beiden Kapellengeschosse oberhalb des umlaufenden Sockelgesimses liegt heute nur noch die westliche Ecklisene frei, von der östlichen sind immerhin sechs Quaderlagen vom Dachraum des Torgebäudes aus einsehbar (Abb. 537–538), drei weitere sind darüber zu erkennen (Abb. 463). Sie bestehen wie auch bei den übrigen Ecklisenen aus je zwei großen Buckelquadern, die abwechselnd in das Mauerwerk einbinden.[183] Unter wie auch über dem westlichen Dachanschlag des Torgebäudes zeichnen sich zudem noch stark angegriffene, von zwei

[183] Die Breite des südlichen wie des östlichen Lisenenstreifens beträgt 56–57 cm.

aufeinanderfolgenden Dachanschlägen überschnittene Reste der Mittellisene ab (Abb. 532–533, 535), die eine Quaderlage tiefer abbricht als die östliche Ecklisene.

Im westlichen Wandfeld befindet sich in dessen östlicher Hälfte pro Kapellengeschoß jeweils eine Fensteröffnung, die (wie auf der Nordseite) nicht axial übereinander liegen. Das untere Fenster (Abb. 526) hat noch weitgehend seinen Originalzustand bewahrt. Ähnlich wie der schießschartenartige Fensterschlitz neben dem Portal der Nordwand besitzt es keine gesondert ausgebildete Sohlbank, sondern ein in das umliegende Mauerwerk integrierter Kalksteinblock, der heute leicht abschiefert, wurde als solche verwendet. Das linke Fenstergewände besteht aus sechs Sandsteinquaderlagen, wobei die Quader, die eine sorgfältige Oberflächenglättung mit schräger Hiebanordnung aufweisen, teilweise nicht die volle Gewändetiefe erreichen – die fehlende Partie wurde dann jeweils mit Backsteinen ergänzt, wie es auch bei den Marienfelder Obergadenfenstern zu beobachten ist (Kap. C.5.6.1., 5.6.2.). Das rechte Gewände besteht aus sieben Lagen, wobei die fünfte und sechste abweichend aus Kalksteinblöcken gefertigt wurde. Der Bogenlauf ist aus sechs Sandsteinwerkstücken gebildet. Hier zeigen sich an der Bogenstirn stärkere Abwitterungen und Abplatzungen, stellenweise auch deutliche Kalzinierungen, die auf den Brand von 1718 zurückzuführen sind (s.u.).

Das obere Kapellenfenster (Abb. 529) geht in seiner heutigen Gestalt auf die Restaurierung von 1963–65 zurück.[184] Von der romanischen Fensteröffnung hatte sich der Bogenlauf aus sechs (?) deutlich brandgeschädigten Sandsteinwerkstücken erhalten,[185] außerdem das Endstück eines weit in das umliegende Mauerwerk einbindenden Sandsteinquaders des westlichen Gewändes. Bei der Restaurierung wurde die spätere Vermauerung der Fensteröffnung wieder in der Größe eines Rundbogenfensters geöffnet, das sich in seinen Ausmaßen am Befund und am original erhaltenen östlichen Emporenfenster der Nordseite orientierte. Bei der Wiederöffnung hat man die Gewände jedoch weniger schräg ausgebildet, um offenbar so die Substanzverluste an der historischen Fenstervermauerung möglichst gering zu halten. Diese Vermauerung besteht aus Backsteinen, die eine auffällig dunkle, wohl rußgeschwärzte Oberfläche aufweisen, dazu gelegentlich eingedrückte Zeichen, wohl

[184] MÜHLEN, Kapellenturm, 1968, S. 66.

[185] Leider lässt sich aufgrund von partiellen Überputzungen nicht die genaue Anzahl der Bogensteine bestimmen, es dürfte sich aber um sechs Steine handeln.

Arbeitsmarken.[186] Während die Backsteinausmauerung im westlichen Bereich mit einer weitgehend senkrechten Kante an das Bruchsteinmauerwerk angrenzt, wurde es im östlichen Bereich gegen eine senkrechte Kante gemauert, die von dickformatigeren, offenbar älteren Backsteinen gebildet wird.[187] Dies lässt darauf schließen, dass die Fensteröffnung in einem ersten Schritt zu einer breiten Türöffnung aufgeweitet wurde, deren östliches, vielleicht beim Ausbrechen beschädigtes Gewände mit Backsteinen beigemauert wurde. Später wurde die Türöffnung dann mit dünnformatigen Backsteinen völlig zugesetzt.

Etwa auf halber Höhe des unteren Kapellenfensters ist eine Reihe von drei Konsolsteinen in das Mauerwerk eingelassen (Abb. 462, 526–527): Ein Stein befindet sich östlich des Fensters, die beiden anderen westlich davon, wobei sie jeweils ganz nah an das Fenstergewände bzw. an die Ecklisene herangerückt sind. Die beiden äußeren weisen an der Unterseite einen abgesetzten Viertelwulst auf,[188] während der mittlere, heute leicht vorgekippte Konsolstein an der unteren Vorderkante nur leicht abgerundet ist.

Die Position der Konsolenreihe, vor allem ihr Verhältnis zum Fenster, spricht dafür, dass sie nachträglich in das Turmmauerwerk eingefügt wurde. Sie gehörte wohl ehedem zu einem Gebäude, dessen recht steiler Dachanschluss sich am dritten und vierten Turmgeschoss noch deutlich abzeichnet (Abb. 462, 528). Sein westlicher Fußpunkt ist über der zwanzigsten Quaderlage der westlichen Ecklisene zu erkennen, wo er prägnant in deren Oberfläche eingearbeitet wurde. Der östliche Fußpunkt befindet im Bereich der Mittellisene. Hier sind im Dachraum des Torhauses von 1718–20 noch zwei unmittelbar übereinander liegende Dachanschlagslinien zu sehen (Abb. 535), von denen die obere, flachere wohl als Aufschiebling zu deuten ist. Die Firstspitze des Dachanschlusses liegt etwa in der Mitte des westlichen Wandabschnitts, ein wenig unterhalb der heutigen Traufe. Die Ausstemmungen für die Dachanschlagslinien sind abgesehen von der Ecklisene heute weitgehend mit Backsteinen und Mörtel ausgefüllt, insbesondere im Bereich der Firstspitze.

[186] MÜHLEN, Kapellenturm, 1968, S. 66. – Ihr Format beträgt: 29 x 14 x 7–7,5 cm.
[187] Ihre Stärke beträgt ca. 8,5–9 cm.
[188] Der östliche Konsolstein besitzt folgende Maße (in cm): H: 29, B: 27, T: 25 (sichtbar), der Radius seines Viertelkreises beträgt 16 cm.

Auffällige, hitzebedingte Abplatzungen der Bruchsteine wie auch der Lisenenquader, die etwa ab Höhe der Kämpferlinie des unteren Kapellenfensters bzw. ab der sechsten Quaderlage der Ecklisene einsetzen, deuten darauf hin, dass dieses Gebäude ebenfalls dem Brand von 1718 zu Opfer fiel. Die starken Hitzeabplatzungen lassen vermuten, dass es sich um ein Fachwerkgebäude handelte. Dies bestätigt ein Vergleich mit der Vedute, die das Schloss im Zustand vor dem Brand von 1718 zeigt (R-BQ 2; Abb. 495). Demnach handelte es sich um ein wohl noch spätmittelalterliches Torgebäude.[189] Die Deckenkonstruktion seiner Tordurchfahrt dürfte auf den drei Konsolsteinen aufgeruht haben. Die Türöffnung anstelle des westlichen Emporenfensters wird die Verbindung von der Kapelle zum Obergeschoss dieses Torhauses hergestellt haben.

Vom östlichen Wandfeld wird der größte Teil durch das Torhaus von 1718–20 verdeckt, aber zumindest ein Teil vom Mauerwerk des dritten Turmgeschosses lässt sich vom Dachraum dieses Torgebäudes aus gut einsehen (Abb. 534, 536). Es besteht hier aus unregelmäßigen, dünneren Bruchsteinlagen, zum Teil kommen auch größere Kalksteinblöcke vor. Im Bruchsteinmauerwerk finden sich hier ungewöhnlicherweise drei bauzeitliche Gerüstlöcher, die etwa auf derselben Höhe liegen: zwei befinden sich im östlichen Wandabschnitt (davon eines unmittelbar neben der östlichen Ecklisene), ein drittes, rundes Loch in gewissem Abstand näher zur Mittellisene.[190] Das dazwischenliegende Mauerwerk wird durch eine größere, mit Backsteinen ausgemauerte Partie unterbrochen. Sie steht wohl in Zusammenhang mit dem ehemals darunter befindlichen östlichen Emporenfenster, das – wie erwähnt – im Zuge der Errichtung des heutigen Torgebäudes von 1718–20 zu einer heute wieder vermauerten Türöffnung umgestaltet wurde. Die Unterschiede in Backsteinformat und Mauerungstechnik deuten auch hier ein Zweiphasigkeit an: Zunächst dürfte die obere, unregelmäßige Partie aus dickeren Backsteinen gemauert worden sein,[191] die mit einem horizontalen Sturz nach unten abschloss, dann folgte das untere Füllmauerwerk aus dünneren, stark eingemörtelten Backsteinen.[192] Von der Backsteinpartie zieht sich ein

[189] CONRAD, Baugeschichte, 1989, S. 266 sieht darin ebenfalls eine „am Kapellenturm angelehnte Tordurchfahrt“, die er mit dem 1718 abgebrannten Backhaus in Verbindung bringt. Zur Bauzeit macht er jedoch keine Angaben.

[190] Das östliche Loch ist rechteckig: H: 16 cm, B: 18 cm; das mittlere ist dreieckig: H: 13 cm, B: 12 cm; das westliche, runde hat einen Durchmesser von 7 cm.

[191] Format der Backsteine: 28–29 x 14–15 x 8 cm.

[192] Die Höhe der Backsteine beträgt 5 cm (weitere Maße waren wegen der Übermörtelung nicht einzumessen).

breiter Riss nach oben zum Kreuzstockfenster des vierten Geschosses (s.u.); um ein weiteres Aufklaffen zu verhindern, wurden hier Eisenklammern angebracht.

Wie auf der West- und Nordseite setzt sich auch hier das vierte Turmgeschoss durch eine horizontale Baunaht auf Höhe der Abbruchstellen der Buckelquaderlisenen von den älteren Untergeschossen ab, auch hier kommen Unterschiede in der Beschaffenheit des Bruchsteinmauerwerks hinzu (Abb. 462, 530). Dies lässt sich besonders klar im Dachraum des heutigen Torgebäudes ablesen (Abb. 539): Im Gegensatz zum unregelmäßigen Mauerwerk des dritten Turmgeschosses aus zumeist dünneren Bruchsteinlagen wurden über der horizontalen Baunaht zunächst zwei Reihen größerer Kalksteinblöcke aufgemauert, dann folgt wieder kleinteiligeres, insgesamt jedoch homogeneres, da glatter vermauertes Bruchsteinmauerwerk.

Zwei bauzeitliche Öffnungen des vierten Turmgeschosses haben sich erhalten: Unmittelbar links der westlichen Dachanschlagslinie (Abb. 530) befindet sich ein schmales, schießschartenartiges Schlitzfenster, das keine aufwendige Rahmung besitzt. Es dient der Belichtung der dahinter angesiedelten Abortanlage. Die östliche Dachanschlagslinie überschneidet eine schmale, hochrechteckige, jetzt vermauerte Öffnung, die sich genau axial über dem Emporengeschossfenster der Kapelle befindet. Da der Dachanschlag auch in das Füllmauerwerk aus Backstein eingearbeitet ist, wurde die Öffnung wohl spätestens vor dessen Errichtung zugemauert. Es handelte sich gemäß den Befunden im Turminneren (Kap. D.4.3.2.10.) ehemals um ein Fenster.

Im östlichen Wandabschnitt, teilweise überschnitten vom Dachanschluss des heutigen Torgebäudes, befindet sich ein heute ebenfalls vermauertes Kreuzstockfenster mit Sandsteinrahmung und abschließendem Tudorbogen (Abb. 530–532), wie es bereits mehrfach auf der West- und Nordseite begegnet ist und der Umbauphase von 1602/05 zugeordnet werden kann. Den Übergang zum Bruchsteinmauerwerk stellt zumeist eine Backsteinausfüllung her, oben findet sich zudem ein Entlastungsbogen. Am linken unteren Gewände haben sich zwei Angeln der ehemals dort vorhandenen Fensterläden erhalten. Das entsprechende rechte Gewände, heute unterhalb des Dachanschlages, besteht ungewöhnlicherweise nicht aus Sandstein, sondern aus Bruchstein – offenbar wurde es später ausgebrochen. Die Backsteine der Vermauerung zeigen deutliche Schmauchspuren, die

Sandsteingewände jedoch nicht, so dass es sich bei den Backsteinen um wiederverwendetes Altmaterial, wohl aus dem Abbruchvolumen nach dem Brand von 1718, handelt. Während die Vermauerung der beiden oberen Felder und des östlichen unteren Feldes sehr nahe an die Sandsteingewände heranzieht, weist das westliche untere Feld hier eine breite Mörtelumrahmung auf, was – wie die Befunde im Inneren bestätigen (siehe Kap. D.4.3.2.10.) – auf eine Zweiphasigkeit der Vermauerung deutet.

Wie an der West- und Nordseite findet sich auch hier etwa in der Seitenmitte ein von der heutigen Traufe durchschnittenes rundes Backsteinfeld mit einer Rahmung aus Bindersteinen (Abb. 530). Genau im Bereich dieses halbrunden Backsteinfeldes befinden sich zudem zwei vertikale Ankereisen, die in Verbindung stehen mit zwei nord-südlich verlaufenden, als Zuganker verwendeten Deckenbalken des Wohngeschosses.

Die sich um den ganzen Turmkörper herumziehenden drei Hakenreihen lassen sich auch auf der Südseite nachweisen: Von der unteren Reihe blieb der Haken der westlichen Ecklisene zwischen der zehnten und elften Quaderlage erhalten (Abb. 554). Während die Haken der mittleren Reihe hier vollständig verloren sind, haben sich noch zwei Eisenhaken der oberen Reihe, jeweils in gewissem Abstand zur West- bzw. Ostecke, bewahrt (Abb. 530, 464).

4.3.1.4. Die Befunde an der Ostfront

Die zum Schlosshof gerichtete Ostfront des Tor- und Kapellenturms (Abb. 465–470) liegt fast vollkommen frei, nur ihre Südostecke wird von der vorspringenden Ecke des Torhauses von 1718–20 verdeckt. Wie die übrigen Turmseiten besitzt auch die Ostfront eine Gliederung in drei Zonen: Über dem Sockelgeschoss mit der Toröffnung erheben sich die beiden Kapellengeschosse, die von Ecklisenen mit Buckelquadern eingefasst werden, die Mitte nimmt hier ein nur leicht vorspringender Erker ein. Ähnlich der Situation auf der West-, Nord- und Südseite ist das Turmobergeschoss weitgehend ungegliedert.

Wie bei den anderen drei Turmseiten bestehen die Gliederungselemente aus Osning-Sandstein, das Mauerwerk hingegen – anders als dort – aus heute unverputztem

Backstein, nur im dritten Obergeschoss findet sich ein breiterer Streifen aus Kalkbruchstein mit gelegentlichen Sandsteineinschüssen.

Das Erdgeschoss des Turmes (Abb. 467) ist an der Ostseite weitgehend von geschlossenen Wandflächen geprägt, die sich teilweise über einer jüngeren Sockellage aus Bruchstein erheben, die in Zusammenhang mit der Aufhöhung des Hofniveaus steht. Die einzige Gliederung bildet die hier glatte, in ihrer originalen Oberflächenbearbeitung erhaltene Eckverquaderung der Nordostecke[193] sowie die mittig angeordnete, leicht spitzbogige Toreinfahrt. Deren senkrechte Gewändepartien (Abb. 540–541) bestehen aus je fünf heute noch sichtbaren Quaderlagen, die unterschiedlich weit in das angrenzende Mauerwerk einbinden. An beiden Gewänden finden sich auffällige Wetzspuren, am ersten und dritten Quaderstein des südlichen Gewändes ist zudem eine starke Abschleifung der Eckkante zu beobachten, die auf ein beständiges Vorbeischeuern von Wagen o. Ä. zurückzuführen ist. Die senkrechten Gewändepartien schließen mit einer schmalen Kämpferlage ab, die im Inneren der Tordurchfahrt noch erhaltenen Wulstkämpfer sind hier jedoch abgeschlagen. Darüber erheben sich die Quadersteine des Spitzbogens, die alle dieselbe Breite aufweisen und mit einer sauberen Außenkante abschließen, die den Bogenlauf nachzeichnet (Abb. 542). Die ursprüngliche Öffnung der Toreinfahrt wurde zu einem späteren Zeitpunkt mittels einer Backsteinausmauerung auf das Maß einer stichbogigen Türöffnung verkleinert. Darüber ließ man ein gleichbreites Fenster frei, dessen senkrechte Gewände gegen den Bogenlauf des Torbogens stießen und dessen Scheitel einbezogen. Diese Fensteröffnung wurde schließlich nochmals verkleinert und mit einem liegenden Ovalfenster gefüllt, dessen Sandsteingewände von Zwickeln aus Backsteinen eines dünneren Formats eingefasst werden. Die Öffnung selbst ist mit einem schmiedeeisernen Diagonalgitter gesichert, in dessen Mitte ein Monogramm aus teilweise ligierten Buchstaben unter einer leicht vortretenden Grafenkrone ausgespart ist: „FGzBT“ – es ist aufzulösen als ‚Friedrich Graf zu Bentheim-Tecklenburg‘. Friedrich Mauritz von Bentheim-Tecklenburg (1653–1710) regierte die Herrschaft Rheda von 1704–1710.[194] Auf diese Zeitspanne kann die Entstehung des Gitters und damit wohl auch der Fenstereinfügung eingegrenzt werden.

[193] Diejenige der Südostecke ist heute verdeckt.

[194] S. dazu BÖCKENHOLT, Rheda, 1979, S. 34–35; KLUETING/FELGNER, Bentheim-Tecklenburg, 1993, S. 18, 50–53 (mit Abb.).

Mittig über dem ehemaligen Torbogen wurden offenbar um 1898[195] als Spolien ein Inschriftstein, eine Reliefplatte und eine Inschriftkartusche eingelassen (Abb. 543–544). Sie werden von einem Putzfeld eingerahmt – letzter Rest des mehrfach erneuerten Verputzes der Ostseite. Der schmale, querrechteckige Inschriftstein zeigt folgende Majuskelinschrift: „JVNCKER CORD GRAFE TO / TECKLENBORG“. Sie bezieht sich auf Graf Konrad von Tecklenburg (1493–1524/34–1557), genannt ‚der tolle Cord’, unter dem 1527 die Reformation auf Schloss Rheda eingeführt wurde.[196] Die Bezeichnung ‚Juncker’ (= Jungherr) könnte auf die Zeit vor seiner Eheschließung 1527 zu beziehen sein.

Der aufwendig durchgestaltete Reliefstein darüber zeigt in der Mitte unter einem Korbbogen das Relief eines Reiters, der sich in voller Rüstung mit seinem steigenden Pferd in einen feurigen Erdspalt stürzt. Es handelt sich um den römischen Aristokraten Marcus Curtius, der sich einer von Livius überlieferten Geschichte der römischen Mythologie zufolge (Livius, *Ab urbe condita* 7,6) mit seinem Pferd in eine feurige Kluft, die sich auf dem Forum Romanum aufgetan hatte, hinabstürzte und sich selbst opferte, um so die Weissagung zu erfüllen, dass dieser sich erst schließen würde, wenn Rom sein Bestes gegeben hätte – nämlich Mut und Tapferkeit seiner Soldaten.[197] Das Reiterrelief wird gerahmt von zwei stehenden Putten auf eckigen Muschelkonsolen, die einen Ruhmeskranz über Marcus Curtius halten.

Den Abschluss darüber bildet eine von aufgebogenem Beschlagwerk gerahmte Kartusche, deren Schriftfeld kissenartig gewölbt ist. Ihre in lateinischen Majuskeln gehaltene Inschrift hat folgenden Wortlaut: „ARNOLD GRAF ZV BENTHEIM / TECLENBORG, STEINFORT VND LIMBORG, HER / ZV RHEDE, WEVELINGHOVEN, HOYA ALPEN VND / HELFENSTEIN, FREIHER ZV LENNEP, ERFVOGT ZV / COLN HAT DIESEN TEMPELHERN TORN GERE/PARIERT VND DIE SWINDELTRAPPE GEBAVT IM / IAR 1604“. Die Inschriftkartusche, die wohl auch ursprünglich am Tor- und Kapellenturm angebracht

[195] CONRAD, Baugeschichte, 1989, S. 247, dazu Anm. 38.
[196] Zu Graf Konrad s. BÖCKENHOLT, Rheda, 1979, S. 22–25 (mit Abb.); KLUETING/FELGNER, Bentheim-Tecklenburg, 1993, S. 8–9, 32–33 (mit Abb.).
[197] Vgl. dazu auch CONRAD, Baugeschichte, 1989, S. 247, Anm. 38.

war,[198] bezieht sich auf die Umbaumaßnahmen am Turm unter Graf Arnold I. (IV.). von Bentheim-Tecklenburg (1554/1582–1606).

Das Erdgeschoss schließt auch hier mit dem umlaufenden Sockelgesims ab (Abb. 545), wobei die Steinlage darunter durchgehend (bis auf eine spätere Störung in der nördlichen Hälfte) aus Kalksandsteinblöcken besteht. Ungefähr über dem südlichen Einfahrtgewände befindet sich direkt unterhalb dieser Lage eine aus Sandstein- und Kalksteinblöcken gefügte T-förmige Steinformation, Spuren für die Anbringen eines Eisenhakens, wie sie bei vergleichbaren Steinformationen an anderen Stellen beobachtet werden konnten, lassen sich z. Zt. jedoch nicht nachweisen.

Die beiden Kapellengeschosse im ersten und zweiten Obergeschoss (Abb. 465) werden hier gleichermaßen an den Ecken von Buckelquaderlisenen eingefasst. Die Buckel der nördlichen Ecklisene wurden jedoch beim Anbau des Wendelsteins 1602/05 abgearbeitet. Von der südlichen Ecklisene liegen aufgrund der umgreifenden Ecke des Torhauses von 1718–20 nur noch acht Quaderlagen unter und über dessen Dachanschlag frei (Abb. 538, 552),[199] wobei die oberste Lage der Ecklisene, gebildet aus je zwei abwechselnd nach Osten und Süden ausgerichteten Buckelquadern, nur noch halbiert erscheint, da der eigentliche Eckquader hier nach Süden gerichtet ist und ein zweiter Buckelquader fehlt. Der Fixierung des an dieser Stelle eingefügten Eisenhakens (s.u.) dient daher ein wesentlich kleinerer Kalksteinblock.

Zwei weitere, jedoch deutlich schmalere Buckelquaderlisenen steigen genau in der Flucht über den Gewänden der Toreinfahrt auf (Abb. 548). Nach vier Quaderlagen springen sie über je einer profilierten Konsole (Kap. D.6.4.) kräftig vor und weisen ab hier auch eine Buckelzier an den Außenseiten auf. Auf den Konsolen ruht zudem ein weiter Rundbogen auf, dessen glatte Stirn mit der Wandfläche des nur flach vorspringenden Erkers fluchtet (Abb. 468, 470, 546). Der Rundbogen umfängt eine Dreibogenblende, die von der vierten Quaderlage der Lisenen ihren Ausgang nimmt und die mittig auf ebenfalls profilierten Konsolen aufruht (Kap. D.6.4.). Der mittlere Bogen ist stark gestelzt und umfängt ein deutlich aus dessen Achse gerücktes Spitzbogenfenster, das durch einen Steinbalken horizontal geteilt ist. Letzterer und die Fensterzarge darunter deuten auf eine Umgestaltung um 1602/05, möglicherweise

[198] So bereits ebd., S. 247. Als ursprünglicher Anbringungsort käme am ehesten das zu vermutende Portal des neu erbauten Wendelsteins in Frage, was auch die Nennung der Wendeltreppe in der Inschrift nahelegt.
[199] Die Breite des östlichen Lisenenstreifens beträgt 56–57 cm.

wurde das Fenster damals zusätzlich verbreitert und mit dem Spitzbogenabschluss versehen.[200] Dessen nördlicher Bogenstein ragt bis in die Blendenrahmung, die hier ansonsten aus Backstein besteht, hinein und weist entsprechend einen Rücksprung auf, während die südliche Blendenrahmung gänzlich aus fünf Backsteinlagen besteht. Der halbrunde Blendbogen selbst ist dann wiederum aus gebogenen Sandsteinwerkstücken gebildet. Diese ungewöhnliche Verwendung von Backstein innerhalb der sonst vollständig aus Sandstein gebildeten Dreibogenstaffel könnte auch hier auf eine mögliche Umgestaltung hindeuten, doch lassen sich keine eindeutigen Befunde im umliegenden, recht homogenen Backsteinmauerwerk feststellen.

Die vorspringende Wandfläche des Erkers füllt weitgehend eine von einer Kreisblende umschlossene Sechspassrosette (Kap. D.5.8.3.1.) aus, die leicht asymmetrisch positioniert ist: Die Werksteine ihrer Sandsteinrahmung berühren nördlich die Buckelquaderlisene, während im Süden ein deutlicher Zwischenraum zur Lisene sichtbar ist. Die drei obersten Werkstücke der südlichen und die vier der nördlichen Erkerlisene weisen auffälligerweise keine Bossierung auf. Dabei wird die nördliche Lisene von einem flachen Sandsteinwerkstück abgeschlossen, das ein um die Lisene verkröpftes Gesims aufweist (Abb. 547). Das Gesimsprofil besteht – soweit unter der heutigen Blechabdeckung des Erkers erkennbar – aus Platte und Kehle. Dieses Gesims setzt sich südwärts bis zu ¾ der Erkerbreite fort, dann fehlt eine Passage bzw. ist abgebrochen, findet aber ihre Fortführung an der südlichen Erkerlisene.

Seitlich nahe an dem Erker, etwa auf Höhe des Bogenscheitels des großen Rundbogens, findet sich links und rechts jeweils eine weitere aus Sandstein- bzw. Kalksteinblöcken gefügte T-förmige Steinformation, in deren Fugen sich noch die Ansätze von Eisenhaken erhalten haben (s.u.).

Im südlichen Wandabschnitt öffnen sich zwei Kreuzstockfenster mit Tudorbogen, die nicht ganz axial übereinander sitzen (Abb. 465): Das untere ist stärker nach Süden verschoben als das obere, was mit der Aufgliederung des Inneren zusammenhängt. Die beiden sandsteingerahmten Fenster gehören wie alle übrigen derartigen Fenster

[200] Auch im Inneren sind die Befunde zur Art der Umgestaltung des Fenster nicht eindeutig, der bauzeitliche Putz zieht bis fast an die Fensterrahmung heran, diese könnte aber durchaus abgearbeitet sein. Ungewöhnlich und in der Gesamtgestaltung widersprüchlich erscheint zumindest die asymmetrische Position und der Spitzbogenabschluss unter der überfangenden Rundbogenblende.

am Turm der Umbauphase von 1602/05 an, wobei sie auffälligerweise kein deutlich erkennbares Störmauerwerk umgibt. Unterhalb des oberen Fensters, quasi als deren Brüstung, befinden sich zwei aus großen Blöcken gefügte Sandsteinlagen, deren originaler Zusammenhang unklar bleibt.

Der nördliche Wandabschnitt (Abb. 469) zeigt ein im Vergleich deutlich heterogeneres Bild, hervorgerufen durch spätere Umbauten und deren Störzonen. Neben verschiedenen farblichen Unterschieden im Ziegelmauerwerk und sonstigen Verwerfungen fallen insbesondere zwei übereinander liegende Türöffnungen auf, die ihre Fortsetzung am obersten Geschoss finden (s.u.) und in Zusammenhang stehen mit dem 1602/05 errichteten Wendelstein. Alle Türöffnungen wurden später, nach Abbruch des Treppenturmes nach dem Brand 1718, wieder mit Backsteinen vermauert. Die untere Türöffnung (Abb. 449–450) schneidet in das umlaufende Sockelgesims ein, da seine Türschwelle unterhalb der Sockellinie lag. Für die Anlage der Türöffnung wurde ein bauzeitliches Rundbogenfenster genutzt und umgestaltet. Trotz der dafür vorgenommenen Aufweitung haben sich die unterschiedlich weit ins Mauerwerk einbindenden je vier Sandsteinquader der Gewände sowie der zugehörige Rundbogenschluss erhalten. Beim Umbau zur Tür wurde etwas tiefer ein Stichbogen aus Backsteinen als Türsturz eingefügt und der Rundbogen darüber vermauert. Die Türöffnung im zweiten Obergeschoss (Abb. 551) ist – ähnlich wie das Fenster im südlichen Wandabschnitt – etwas stärker zur Mitte gerückt. Auch sie schloss mit einem Stichbogen ab und nimmt die Stelle eines ursprünglichen Fensters ein, das aber offenbar deutlich kleiner dimensioniert war als das untere Fenster und von dem daher infolge des Umbaues nur noch wenige Sandsteinwerkstücke des Rundbogens erhalten blieben.

Wie an den drei übrigen Turmseiten setzt sich auch hier das oberste Geschoss durch eine horizontale Baunaht vom unteren Baukörper ab (Abb. 466). Aufgrund des recht einheitlichen Backsteinmaterials springt diese Baunaht nicht so deutlich ins Auge, lässt sich aber dann doch recht gut von der Oberkante des vorletzten Quaders der nördlichen Ecklisene horizontal bis zum Abschlussgesims des Erkers und von dort hinüber zur Oberkante des letzten vollständigen Bossenquaders der südlichen Ecklisene verfolgen. Seitlich neben dem Erker findet sich jeweils ein auffälliger größerer Kalksteinblock, südlich noch mit einem kleineren darunter. Das dritte

Obergeschoss weist keine eigentliche Eckverquaderung auf, doch ist hier das Bruchsteinmauerwerk der Nord- und Südseite aus besonders großen Kalksteinblöcken gebildet und formt so kräftige Eckmassive, deren Lagen auf der Ostseite in das angrenzende Backsteinmauerwerk einbinden. Etwa auf halber Höhe des Geschosses wird das Backsteinmauerwerk durch einen ca. 1½ m hohen, im Süden jenseits des Fensters durch zwei Abstufungen deutlich schmaleren Streifen aus Bruchstein abgelöst, doch setzt darüber bis zur heutigen Traufkante wieder das Backsteinmauerwerk ein.

Den einzigen architektonischen Akzent innerhalb des Geschosses setzt ein Kreuzstockfenster mit Tudorbogen im südlichen Wandabschnitt, das in seiner Form den beiden Fenstern darunter und den übrigen Fensteröffnungen in diesem Geschoss entspricht und der Umbauphase von 1602/05 zugerechnet werden kann. Unterhalb des Fensters zeichnen sich – schmaler als die heutige Fensteröffnung – die Gewände einer älteren Öffnung ab, die nach unten durch einen breiten Kalksteinblock abgeschlossen wurde.

Im nördlichen Wandabschnitt finden sich insgesamt drei heute wieder vermauerte Türöffnungen (Abb. 553). Die nördlichste erscheint deutlich nachträglich eingebrochen und steht wie die beiden Türöffnungen darunter mit dem Wendelstein von 1602/05 in Zusammenhang. Die zweite Türöffnung, nur wenige Zentimeter daneben, zeigt hingegen gerade gemauerte, im Verband stehende Gewände und erweist sich so als bauzeitliche Öffnung. Ihre Türschwelle ist teilweise aus Kalksteinen gemauert, der Türsturz besteht auffälligerweise aus einem halbrunden Tympanonstein aus heute dunkel gewittertem Osning-Sandstein.

Die dritte Tür(?)öffnung schließt sich nach nur geringem Abstand südlich an, ihr nördliches Gewände liegt genau über der nördlichen Erkerlisene. Während das südliche Türgewände durchgängig aus Kalksteinblöcken gemauert wurde, zeigt das nördliche nur im unteren Bereich vier Kalksteinlagen, darüber folgt Backstein. Dies deutet auf ein zeitlich aufeinander folgendes Aufmauern der beiden Gewände. Während die Öffnung keine ausgeprägte Schwelle besitzt, wird sie nach oben von einem großen Kalksteinblock abgedeckt, der Teil der Kalksteinzone ist, in die die Öffnung minimal hineinragt.

Entsprechend dem Befund an der Westseite finden sich auch hier kurz unterhalb der Mauerkrone sechs vertikale Ankereisen als Endpunkte der zugleich als Zuganker verwendeten, Ost-West verlaufenden Deckenbalken des Wohngeschosses.

Auch an der Ostfront haben sich Teile der drei um den gesamten Turmkörper herumgeführten Hakenreihen erhalten: Von der untersten Reihe zeugen noch die beiden mittels T-förmiger Steinformationen gesicherten Ansätze zweier abgesägter Eisenhaken zu seiten des Erkers (s.o.). Die zweite Hakenreihe an der Grenze zwischen drittem und viertem Geschoss belegt auf dieser Turmseite der noch *in situ* erhaltene Eisenhaken unter dem letzten Buckelhalbquader der südlichen Ecklisene (Abb. 552), der durch einen deutlich kleineren Kalksteinblock als Auflager gesichert wird. Während der Haken der nördlichen Ecklisene heute verloren ist, zeugen die beiden größeren Kalksteinblöcke unmittelbar neben der Erkerverdachung noch indirekt von ehemals hier fixierten weiteren Eisenhaken. Von der oberen Hakenreihe kurz unterhalb der heutigen Traufkante blieb schließlich der Haken nahe der Südostecke erhalten (Abb. 466).

4.3.2. Die baugeschichtlichen Befunde im Inneren

Die baugeschichtlich relevanten Befunde im Inneren des Kapellenturmes werden nachfolgend in ihrem räumlichen Zusammenhang vorgestellt. Dabei ist zu berücksichtigen, dass die Wand- und Gewölbesubstanz des Kapellenraumes und des Umganges größtenteils von – teilweise noch bauzeitlichem – Verputz bedeckt ist, manche Indizien daher nicht genauer überprüft werden können. Spätere Umgestaltungen werden soweit möglich bereits hier zeitlich eingeordnet, eine zusammenfassende baugeschichtliche Auswertung der beobachteten Befunde erfolgt dann in der Gesamtschau in Kap. D.4.4.5.

4.3.2.1. Die Befunde in der Tordurchfahrt

Das Erdgeschoss des Turmes nimmt die ost-west-verlaufende Tordurchfahrt ein (Abb. 492, 560–571), ein längsgerichteter, rundbogig tonnengewölbter, ca. 953 (S) bzw. 957 cm (N) langer, ca. 410 cm breiter Raum, seitlich erweitert um je zwei ebenfalls tonnengewölbte Querarme, die durch Mauerzungen (Breite: N: ca. 210 cm, S: ca. 208 cm) getrennt werden. Die Querarme sind dabei im Westen breiter (N: 422

cm, S: 406–408 cm) und rundbogig überwölbt, im Osten schmaler (N: 322 cm, S: 329 cm) und mit Spitztonnen überfangen. An den Schnittpunkten der Längstonne mit den Quertonnen entstehen beim Durchschneiden der Tonnen zwei Kreuzgratgewölbe. Die Außenwände der Querarme im Westen und Osten schließen jeweils bündig an die Mauerfluchten der Stirnwände der Tordurchfahrten an.

Die Wände und Gewölbe des Raumes wurden größtenteils aus Backstein gemauert. Nur an den Einfahrtstoren und an den Stirnseiten der beiden mittleren Mauerzungen wurden Sandsteinquader verwendet – an der nördlichen Mauerzunge lassen sich insgesamt sieben Quaderlagen ablesen, im Süden können unter der dicken Tünche nur wenige Lagen genauer ausgemacht werden.[201]

Die Tonnengewölbe errichtete man offensichtlich mittels Holzschalungen, deren Schalungsbretter sich noch indirekt an den Mörtelkanten ablesen lassen, insbesondere im westlichen Kreuzgratgewölbe (Abb. 560). Sie machen zugleich die einzelnen Arbeitsschritte ablesbar: Vermutlich wölbte man zunächst die vier Querarme ein. In einem zweiten Schritt wurden dann die Kreuzgratgewölbe der Durchfahrt eingefügt, wobei man anscheinend zunächst nur das Ostjoch ausführte (Abb. 561), worauf noch eine deutliche Kante als Baunaht zwischen den beiden Jochen hinweist, während das Westjoch vorerst noch ungewölbt blieb – möglicherweise, um einen leichteren Materialtransport zur Baustelle in den Kapellengeschossen zu gewährleisten. Im Scheitel seiner östlichen Gewölbekappe befindet sich schließlich eine im unteren Bereich leicht längsrechteckig angelegte, dann jedoch mittels eines Steinbalkens auf quadratische Form gebrachte Öffnung als Verbindung zum Kapellenraum (Abb. 571; siehe Kap. D.4.3.2.6.; D.7.4.5.4.).

Nach dem Entfernen der Verschalung wurden die Gewölbe offenbar nicht weiter bearbeitet: Der überstehende Fugenmörtel wurde nicht verstrichen, auch auf einen egalisierenden Verputz verzichtete man. Mit einer anzunehmenden Kälkung dürfte der Raum einen ähnlichen Gesamteindruck gemacht haben wie heute mit der 2004 erneuerten Weißtünchung aus den 1970er Jahren.

[201] Die Maße der Quaderlagen betragen (in cm): A. an der nördlichen Mauerzunge, gemessen an deren Ostecke: 1.44+x; 2. ?; 3. ?; 4. 37; 5. 35,5; 6. 30,5; 7. 36,5. – B. an der südlichen Mauerzunge sind nur wenige Quader einmessbar: an der Westecke ist der vorletzte Quader 53,5 cm, der letzte 34,5 cm hoch, an der Ostecke der letzte Quader 64 (?) cm.

Die beiden leicht spitzbogigen Toreinfahrten sind in ihrer Substanz zwar vollständig erhalten, jedoch durch spätere Vermauerungen nicht mehr in ihrer Gesamtheit einzusehen und zu erfassen. Das östliche, insgesamt wesentlich besser erhaltene Einfahrtstor (Abb. 561, 567–569) enthält in seinem hofseitigen Teil eine 89–94 cm starke Vermauerung, die mit der Außenfront fluchtet. Hinzu kommen eingefügte Stufen sowie insgesamt eine deutliche Bodenaufhöhung, die die Proportionen der Toreinfahrt verändern. Die Gesamttiefe der Toröffnung (und damit die Mauerstärke der Ostwand) beträgt an beiden Gewänden 306 cm. 183–183,5 cm (N) bzw. 185 cm (S) von den Westkanten der Einfahrtsgewände befindet sich jeweils ein 15,5–16 cm (N) bzw. 14–15 cm (S) breiter, 5 cm tiefer Führungsfalz für ein Fallgatter, der sich auch als gleichbreiter Schlitz nach oben fortsetzt und den Torbogen entsprechend teilt (Abb. 567–568). Die je sechs Quaderlagen der Einfahrtsgewände laufen einheitlich bis zur östlichen Stirnseite durch, darüber befindet sich zur Markierung des Bogenansatzes ein Wulstkämpfer (Ø 11 cm; Abb. 569).[202] Die Bogenlaibungen darüber wurden hingegen aus Backsteinen gemauert, lediglich die Bogenstirnen zur Tordurchfahrt und am Gitterschlitz bestehen aus Sandsteinquadern: Die westliche Bogenstirn weist nördlich acht, südlich sieben Quader auf, hinzu kommt noch der Scheitelstein.[203] Der westliche Bogen des Gitterschlitzes zeigt im Norden acht, im Süden sieben Quader sowie wiederum den Scheitelstein, der östliche Bogen nördlich sechs, südlich sieben Quader plus Scheitelstein.

Das westliche Einfahrtstor (Abb. 563–566) entspricht in seinem Anlageschema dem östlichen, ist jedoch aufgrund der Vermauerung, die hier fast zwei Drittel der Tiefe einnimmt,[204] nicht mehr so gut zu erfassen. So befindet sich etwa der Führungsschlitz für das Fallgatter, der sich in seinem oberen Verlauf noch an der Doppeltreppe vor der Kapellenwestwand nachweisen lässt (siehe Kap. D.4.3.2.6.), im Bereich der Vermauerung.[205] Zudem liegt das westliche Einfahrtstor deutlich tiefer als das östliche, noch heute ablesbar am unterschiedlichen Niveau der Kämpferlinien. Da

[202] Die Höhen der Quaderlagen des östlichen Einfahrtstores betragen (in cm): A: auf der Nordseite, gemessen an der Westecke: 1. 10+x; 2. ca. 39; 3. 27; 4. 36,5; 5. 34,5; 6. 27; 7. (= Kämpferlage) 13,5. – B: auf der Südseite, gemessen an der Westecke: 1. 16+x; 2. 34; 3. 35; 4. 34,5; 5. 25; 6. 24,5; 7. (= Kämpferlage) 13,5.

[203] Die Höhen der Quader der westlichen Bogenstirn betragen (in cm): A: auf der Nordseite: 1. 42; 2. 40,5; 3. 40,5 ; 4.–8. nicht eingemessen. – B: auf der Südseite: 1. 52; 2. 42; 3. 38,5; 4.–7. nicht eingemessen.

[204] Die Mauerstärke der bauzeitlichen Westwand ist nicht exakt zu bestimmen, übertrifft jedoch lt. Grundriss diejenige der Ostwand (306 cm). Der noch offene Teil der Westeinfahrt hat eine Tiefe von 132 cm (N) bzw. 128 cm (S), was mutmaßlich etwa einem Drittel der Gesamttiefe entspricht.

[205] Die Vermauerung und die Fallgitter-Schlitze erwähnt bei GAUL, Dynastenburgen, 1970, S. 258.

somit der ehemals nach Westen abschüssige Boden später waagerecht aufgehöht wurde, steckt – noch stärker als beim Osttor – der untere Teil des Einfahrtstores im Boden, deutlich erkennbar auch an den gedrückten Proportionen; hinzu kommt noch eine stufenartige Aufhöhung innerhalb der Einfahrt. Auch hier sind die Gewände in einheitlichen Lagen durchlaufend gequadert.[206] Über dem abschließenden Wulstkämpfer (Ø 11,5 cm; Abb. 566) erhebt sich der zugespitzte Bogen, der in den Laibungen hier gleichermaßen aus Backsteinen gemauert und mit einer gequaderten Bogenstirn versehen ist, die aus sechs (N) bzw. sieben (S) Quadern pro Schenkel sowie dem Scheitelstein besteht.[207]

Unmittelbar neben der Toröffnung haben sich noch alle vier Eisenhaken für die Angeln der ehedem hier vorhandenen großen Torflügel erhalten. Die beiden unteren (Abb. 565), nur wenige Zentimeter von der Gewändekante entfernt, liegen heute infolge der Bodenaufhöhung direkt über dem Laufniveau, die beiden oberen (Abb. 564) axial darüber in jeweils (!) 273 cm Abstand, etwa auf Höhe des Gewölbeansatzes und damit nur wenig unterhalb des Torbogenscheitels. Die handgeschmiedeten Haken bestehen aus einem waagerechten Vierkant und einem rechtwinklig aufgesetzten Zylinder als Torangel.[208] Ihr Abstand voneinander beträgt unten 328, oben 332 cm.

An der Stirnwand der heutigen Tornische befindet sich der Abguss eines Wappensteins mit dem Wappen Tecklenburg-Lingen und aufwendiger Helmzier, dessen Original aus der Zeit des Grafen Konrad von Tecklenburg (1493–1524/34–1557) stammt. An der nördlichen Bogenlaibung ist zudem ein stark verwitterter Reliefstein angebracht (Abb. 570), der, gerahmt von Beschlagwerk, im Zentrum einen Puttenkopf zeigt mit einer Tuchdraperie darunter, auf der eine leere abgerundete Kartusche erscheint. Möglicherweise handelt es sich dabei um eine Spolie der Umbaumaßnahmen am Turm aus der Zeit um 1602/05.

[206] Die Höhen der Quaderlagen des westlichen Einfahrtstores betragen (in cm): A: auf der Nordseite, gemessen an der Ostecke: 1. 4+x; 2. 43,5; 3. 23,5; 4. ca. 24,5; 5. 23,5; 6. 11,5; 7. (= Kämpferlage) 13,5. – B: auf der Südseite, gemessen an der Ostecke: 1. 13+x; 2. 36,5; 3. 41; 4. 25; 5. 21,5; 6. (= Kämpferlage) 13.

[207] Die Höhen der Quader der Bogenstirn betragen (in cm): A: auf der Nordseite: 1. 37,5; 2. 43; 3. 29,5 ; 4. 25,5; 5. 46; 6. 48. – B: auf der Südseite: 1. 43,5; 2. 26,5; 3. 27; 4. 36,5; 5. 29; 6. 35; 7. 31,5; Scheitelstein. ca. 34.

[208] 1. Der südliche obere Haken: Lage: 287 cm über dem heutigen Bodenniveau, 136 cm über der Oberkante des Wulstkämpfers; Maße (in cm): H: 15 / 5 (Vierkant); B: 6; T: 7; der nach oben stehende Bolzen ist als Torangel zylindrisch angelegt. – 2. Der südliche untere Haken: Lage 12 cm über dem heutigen Bodenniveau; erhalten nur noch der einbindende Ansatz des Hakens. – 3. Der nördliche obere Haken: Lage: 280 cm über dem heutigen Bodenniveau, 133 cm über der Oberkante des Wulstkämpfers; Maße (in cm): H: 11,5 / 6 (Vierkant); B: 5,5; T: 7; auch hier ist der nach oben stehende Bolzen zylindrisch angelegt. – 4. Der nördliche untere Haken: Lage 4 cm über dem heutigen Bodenniveau; erhalten nur noch der waagerechte Teil des Hakens (B: 5,5; T: 7), der Bolzen ist abgebrochen.

Während die übrigen Wandflächen der stollenartigen Erdgeschossräume ungegliedert bleiben, zeigen sich an den Stirnwänden der beiden südlichen Querarme Spuren späterer Veränderungen: Im südwestlichen Querarm findet sich eine halbhohe Stichbogennische mit den Spuren einer bis auf ein kleines Fenster vermauerten und überputzten Türöffnung,[209] während im südöstlichen Arm eine hohe, mit einem Stichbogen abschließende Nische in die Stirnwand eingetieft wurde, die im unteren Bereich nochmals rückgestuft ist. Ihr westlicher Teil zeigt einen stichbogigen Abschluss – wohl Überrest einer Türöffnung –, der östliche, getrennt durch einen konsolartigen Mauerstreifen, ist hochgeführt als Umrahmung eines hochsitzenden Stichbogenfensters, dessen äußere Rechteckrahmung mit Beschlagwerkornament sich in der Tordurchfahrt von 1718–20 erhalten hat (s.o.). Eine Putzkante am Tonnengewölbe am Übergang zum mittigen Kreuzgratgewölbe deutet darauf hin, dass der südliche Teil des Ostquerarms zeitweise räumlich abgetrennt und von außen durch die jetzt wieder vermauerte Tür zugänglich war. Dies lässt auf eine Nutzung als Wachstube der offenbar bereits im Spätmittelalter südlich neben den Turm verlegten Tordurchfahrt vermuten. Die Verwendung der Stichbögen sowie insbesondere die Beschlagwerkornamentik der Fensterrahmung weisen auch hier auf einem Zusammenhang mit den Umbaumaßnahmen von 1602/05. Im nordöstlichen Querarm haben sich am westlichen Ansatz des Tonnengewölbes zwei Eisenhaken erhalten, die in ihrer Machart denjenigen am Außenbau des Turmes entsprechen (siehe Kap. D.4.3.1.).

Zu Ende des 17. Jahrhunderts diente die ehemalige Tordurchfahrt als Weinkeller, wie der Beschreibung der Herrschaft Rheda von Moritz Meier aus der Zeit um 1693/95 zu entnehmen ist,[210] seit 1885, als Fürst Gustav zu Bentheim-Tecklenburg (1849/1885–1909) hier sämtliche erhaltenen Archivalien zusammenführen ließ, werden dort die Bestände des ‚Fürstlich Bentheim-Tecklenburgischen Archivs Rheda' verwahrt.[211]

[209] Maße der Stichbogennische (in cm): B: 247, T: 144, H: 292, Bogenansatz bei 233. Die Türöffnung lässt sich aufgrund von Verputz und Kalktünche nur vage erahnen, ist aber am Außenbau deutlich abzulesen (s. Kap. C.4.3.1.3.). Zudem ist der Befund (auch des Fensterchens) heute z. T. verdeckt durch eine hier eingebaute Gasheizung zur Beheizung des Archivraumes.

[210] „[...], unter der Capelle ist der grosse weinkeller, [...]", zitiert nach dem Abdruck bei BÖKENHOLT, Rheda, 1979, S. 49 und MEIER/OSSENBRINK, Herrschaft Rheda, 1999, S. 48; dort S. 49, Anm. 136 auch Begründung für die Datierung auf 1693/95.

[211] SCHUSKY, Bibliothek Rheda, 1984, S. 13. Sie erwähnt auch, dass sich das Archiv bereits 1768 lt. einem Inventarverzeichnis im „kleinen Turm darin die Briefschaften verwahrt werden" befand. Eine genaue Verortung innerhalb des Turmes ist jedoch nicht angegeben. – Ihr folgend KASPAR/BARTHOLD, Rheda, 2012, S. 77, Anm. 39.

4.3.2.2. Die Befunde im Umgang

Der den Kapellenraum im ersten Obergeschoss umlaufende Umgang (Abb. 492) soll hier in seinen einzelnen Abschnitten vorgestellt werden, beginnend mit dem südlichen Umgangsteil, es folgen der östliche und abschließend der nördliche Umgang mit dem Zugangsportal.

Der westliche, breitere Teil des südlichen Umgangs, der weitgehend ungegliedert bleibt, öffnet sich heute in einem großen, basen- und kämpferlosen Rundbogen nach Norden zum Kapellenraum. Dieser Bogen wurde aber eindeutig nachträglich, vermutlich im Zusammenhang mit den Umbaumaßnahmen von 1602/05, eingebrochen, da er der ursprünglich beabsichtigten vollständigen Abschottung des Umgangs zum Kapellenraum hin zuwider läuft.[212] Der Einbruch des Bogens hatte das Einfügen einer entsprechenden, nur schmalen Stichkappe in das Tonnengewölbe des südwestlichen Umgangsabschnitts zur Folge. Noch bauzeitlich ist hingegen die Stichkappe über dem südwestlichen Umgangsfenster. Am Übergang zum südöstlichen Gangabschnitt überschneidet das breitere westliche Tonnengewölbe das schmalere östliche, da letzteres einen ca. 25 cm höher liegenden Gewölbeansatz hat.

Das südwestliche Umgangsfenster (Abb. 617) ist in seiner Form weitgehend original erhalten. Es war zwischenzeitlich vermauert und konnte im Rahmen der Restaurierung von 1963–65 wieder freigelegt werden.[213] Die Fensteranlage besteht aus einer Fensternische (B: 158 cm; H: 245 cm; T: 59 cm) und der eigentlichen Fensteröffnung (B: am Gewändeansatz 126 cm, an der Öffnung 75,5 cm; H: 157 cm). Letztere ist rundbogig angelegt, ihr Gewände ist im 45°-Winkel abgeschrägt und wird an der Vorderkante von Sandsteinwerkstücken geformt, während der innere Teil des Fenstertrichters unter dem Verputz wohl aus Backstein besteht. Die Sandsteinquader besitzen variierende Stärken: insgesamt acht Keilsteine bilden den Bogenlauf, je drei Quader die seitlichen Gewände. Die Quaderung endet etwas oberhalb des erneuerten Fensterbrettes. Die Gewände der 59 cm tiefen Fensternische sind rechtwinklig angelegt, ihre Vorderkanten werden auch hier von Sandsteinquadern unterschiedlicher Stärke gebildet (östlich 5, westlich 6). Etwa auf Höhe der Unterkante der jeweils untersten Quader befindet sich eine ebene, in Holz erneuerte Fensterbank. Aus den

[212] So bereits MÜHLEN, Kapellenturm, 1968, S. 67/70.
[213] Ebd., S. 66.

Ecken der Fensternische entwickeln sich die Grate der Stichkappe, deren Gewölbeanschlag dem Rundbogen der Fensterrahmung folgt.

Die vorspringende Ecke am Übergang vom breiteren zum schmaleren Umgangsabschnitt ist mit einer Eckquaderung aus sieben Sandsteinwerkstücken versehen.[214]

Im schmaleren östlichen Abschnitt des südlichen Umgangs bleibt dessen Nordwand völlig ungegliedert, in der Südwand öffnet sich die Fensteranlage des Südsüdostfensters.[215] Diese folgt in ihrer Form dem beim südwestlichen Umgangsfenster beschriebenen Anlageschema, ist allerdings nur noch teilweise erhalten, da das Fenster beim Bau des heutigen Torhauses 1718–20 zu einer Türöffnung umgestaltet wurde. Dazu wurden die Fensteröffnung und die rahmende Nische (B: 168 cm; H: ehem. ca. 234 cm; T: ca. 60 cm) bis zum Boden aufgebrochen, die je vier Quader der Fensterrahmung (B: 136 cm) und die je fünf Quader der Nischenecken geben aber noch indirekt die Position des Fensterbrettes bzw. der Fensterbank an. Auch der Bogenlauf aus sieben Keilsteinen hat sich erhalten, bis auf den Bogenscheitel ist aber der innere Bereich des Gewändes durch den Einbau der Tür weitgehend verunklärt. Auch hier erwächst aus der Fensternische eine Stichkappe, doch schneidet diese nur im Scheitelbereich in das Tonnengewölbe des Umgangs, da dieses hier deutlich höher liegt.

Die Eckverquaderung an der inneren Südostecke des Umgangs besteht aus insgesamt neun, zum Teil recht mächtigen Quaderlagen.[216]

Der östliche Teil des Umgangs zeigt an seiner West- und Ostwand eine Vielzahl von Öffnungen und Wandgliederungen, die entscheidend sind für die Erschließung von Baugeschichte und Struktur der Burgkapelle. So öffnet sich in der Mitte der Westwand ein breiter Durchgang zum unteren Altarraum der Kapelle, dessen Abschluss mit Rücksicht auf das Tonnengewölbe des Umgangs als (leicht schief angelegter) Korbbogen gestaltet wurde (Abb. 574). Dies und die Position innerhalb der vormaligen unteren Altarnische bezeugen die nachträgliche Einfügung dieser Öffnung,[217] auch hier

[214] Dabei steckt die unterste Lage heute etwa zur Hälfte im Boden und erstreckt sich 123 cm nach Osten.

[215] Die Fensternische ist heute mittels verputzter Gipsplatten aus akustischen Gründen abgeteilt, eine eingesetzte Tür gewährleistet aber nach wie vor die Verbindung.

[216] Auch hier steckt die unterste Lage heute etwa zur Hälfte im Boden. Die Sandsteinquader erreichen eine Stärke von bis zu 36,5 cm.

[217] Ähnlich bereits MÜHLEN, Kapellenturm, 1968, S. 67.

wohl beim Umbau 1602/05. Im südlichen Wandabschnitt befindet sich eine kleine rundbogige Fensteröffnung zur Belichtung des südlichen Altarraumes;[218] ihre Kanten sind aufwendig gequadert: Das südliche Gewände besteht aus vier unterschiedlich dicken Sandsteinquadern, das nördliche nur aus einem kleinen Quader und darüber einem sehr großen Sandsteinblock, der weit in die Wand einklinkt.[219] Im nördlichen Wandabschnitt dient eine entsprechende Fensteröffnung der Belichtung des doppeljochigen Raumes unter der Nordempore, der sog. ‚Sakristei'.[220] Hier sind die Gewände aus je fünf regelmäßigen, aber unterschiedlich hohen Sandsteinquadern gebildet, nur der vierte Quader des südlichen Gewändes reicht sehr tief ins angrenzende Mauerwerk. Ungewöhnlich erscheint der Umstand, dass der dritte und vierte Quader des nördlichen Gewändes an der Stirnseite original (?) überputzt sind.

Anders als die Westwand des Ganges ist die Ostwand nicht plan gestaltet, sondern wird durch zwei Wandvorlagen in drei Abschnitte untergliedert, in die wiederum Nischen eingetieft sind. Die mittlere Nische misst 467 cm Breite, die beiden seitlichen je 212 cm. Die zwei Wandvorlagen von je 184 cm Breite verfügen, anders als die übrigen Wandbereiche, über ein eigenes Basisprofil aus geradem Sockel – Rücksprung – Plättchen – Schräge – Rücksprung, in der gesamten Profilabfolge gefertigt aus einem Werkblock.[221] Die Kanten der Wandvorsprünge sind mit Eckquaderungen versehen. Diese erstrecken sich am nördlichen Vorsprung an dessen Nordecke (6 Lagen) bis 194 cm über dem Bodenniveau, an der Südecke (5 Lagen) bis 197 cm,[222] an der südlichen Vorlage bei der Nord- und Südecke (je 6 Lagen) jeweils bis 231 cm über dem Bodenniveau. Die Eckquaderungen des südlichen Wandvorsprungs reichen somit deutlich höher hinauf als beim nördlichen. Gleiches lässt sich bei den Eckquaderungen der jeweils angrenzenden Nischenkanten feststellen.[223] Die beiden vorspringenden

[218] Ihre Maße betragen (in cm): Außenseite: B: 70; H: 120; Innenseite: B: 81,5; H: 153; Öffnung: B: 41; H: 102,5. – Sie wird heute außenseitig durch eine hier aufgehängte Regimentsfahne Christians V. von Dänemark (1670–1699), dem Graf Johann Adolf (1674–1704) gedient hatte, verdeckt.

[219] Seine Maße (in cm): H: 46; B: 75; T: 15,5+x cm.

[220] Ihre Maße betragen (in cm): Außenseite: B: 53,5; H: 119; Innenseite: B: 84; H: 156; Öffnung: B: 40; H: 108. – Sie wird heute ebenfalls außenseitig durch eine hier aufgehängte Regimentsfahne Christians V. von Dänemark verdeckt.

[221] Die Gesamthöhe des Basissteins beträgt 24,5+x cm, die einzelnen Profilelemente messen (in cm): Sockel: 12+x; Plättchen: 3,5; Schräge: 9.

[222] Hinzuzurechnen sind jeweils noch 1–2 cm, die vom Verputz überdeckt werden.

[223] Die Eckquaderungen der Nischenkanten zu seiten der nördlichen Vorlage reichen bis 202 cm (N) bzw. 175,5 cm (S) hinauf, zu seiten der südlichen Vorlage 241 cm (N) bzw. 233,5 cm (S).

Wandvorlagen steigen bis zum Tonnengewölbe auf und verschleifen erst kurz vor ihrem Ende mittels einer kleinen Kehle mit diesem.

Die Mitte der Ostwand nimmt eine nur schmale, bis zum Boden hinabreichende Fensternische (B: 73–74 cm; T: 74–76 cm) ein, die von einem spitzbogigen Tonnengewölbe überfangen wird. Die vorderen Ecken der Fensternische werden hier von großen, teilweise sehr mächtigen Sandsteinblöcken gebildet: im Norden sieben, im Süden sechs. Die rechtwinklig abgehenden Seitenwände der Nische weisen größtenteils noch den bauzeitlichen Verputz auf. In der vollen Breite der Nische öffnet sich das ebenfalls spitzbogige Fenster (B: 74 cm; H: 214 cm), das durch einen Steinbalken horizontal geteilt wird. Dieser wurde nachträglich um 1602/05 eingefügt, wie auch die deutliche Einarbeitung zeigt. Das nördliche Fenstergewände ist deutlich gröber schariert als das südliche. Dies könnte ein Indiz sein für eine nachträgliche Abarbeitung des nördlichen Gewändes zwecks Aufweitung der Fensteröffnung, worauf auch die asymmetrische Position des Fensters im Äußeren hindeutet (s.o.). Bis auf das Einfügen des Querbalkens und die spitzbogige Aufhöhung des Fensters und des angrenzenden Tonnengewölbes bleibt jedoch der genaue Umfang der Umbaumaßnahmen von 1602/05 in diesem Bereich unklar. Sicher ebenfalls dieser Periode ist aber auch die Gestaltung der Stichkappe am Übergang des Nischengewölbes zum Umgangsgewölbe zuzuordnen, worauf auch die beiden seitlich anschließenden Stichkappen hindeuten, deren Grate deutliche Versprünge aufweisen als Indizien für hier vorgenommene Umgestaltungen. Die drei Stichkappen ruhen auf zwei Konsolen auf (Abb. 586, 587), die vermutlich aus Spolienmaterial zusammengesetzt wurden: Der eigentliche Kragstein zeigt jeweils an der Vorderseite ein Profil aus einer oberen Platte, einem großen Viertelkreiszylinder und einem unteren Plättchen, wobei der Radius des Zylinders bei beiden Konsolsteinen differiert (N: 11 cm; S: 18 cm). An der Innenseite des südlichen Werkstücks ist noch die später fein überflächte Anzeichnung der Profilierung zu erkennen, der nördliche ist deutlich gröber geflächt. Diese oberen Konsolsteine werden wiederum von kleineren Konsolen unterfangen. Dabei weist die südliche (Abb. 587) die deutliche qualitätvollere Ausarbeitung auf: Auf deren obere Platte folgt hier darunter – jeweils dreiseitig umlaufend – ein schmales, leicht schräges Plättchen und eine Kehle[224] – eine

[224] Die Werkstückmaße betragen (in cm): H: 14,5; B: 34,5; T: 31 (14,5 bis Ende des Profils). Die Maße der Profilfolge (in cm): Kehle: 6; Plättchen: 1,7; Platte: 6,8.

Formgebung, wie sie in identischer Form auch beim Freipfeilerkämpfer der sog. ‚Sakristei' begegnet. Die nördliche, deutlich gröbere Konsole, die auf der Südseite eine rauhe Oberfläche aufweist, zeigt hingegen als Profil nur eine große Platte und eine lediglich nach Westen ausgebildete Kehle.[225] Diese beiden Konsolgebilde, die die drei Stichkappen des Umgangsgewölbes stützen, ruhen direkt auf den gequaderten Vorderkanten der Fensternische darunter auf.

In der Fensternische hat sich unter einer modernen Holzabdeckung noch ein heute etwas tiefer liegender Bodenbelag aus Backsteinen des bauzeitlichen Formats (27–29 x 14–14,5 x ? cm) erhalten – vermutlich handelt es sich noch um den ursprünglichen Fußboden.

Unmittelbar vor der Wand befand sich ehedem der Führungsschlitz für das Fallgatter der östlichen Toröffnung. Bei der Neuanlage des Fußbodens im Zuge der Restaurierung 1963–65 wurde der Schlitz jedoch zugesetzt und ist daher heute nur noch von der Toreinfahrt aus zu sehen (s.o.). Erhalten haben sich jedoch die beiden Eisenhaken zur Arretierung des Fallgatters im hochgezogenen Zustand (Abb. 588–589). Sie bestehen aus handgeschmiedeten, rechtwinklig umknickenden und an den Ecken abgefasten Vierkantstäben[226] und befinden sich links und rechts der mittleren Fensternische, nahe an den Nischenkanten neben den Wandvorlagen, 208 cm (N) bzw. 213 cm (S) über dem Bodenniveau. Ihr Abstand voneinander beträgt 311 cm. Der südliche Haken ruht auf einem Sandsteinquader auf, der unmittelbar an den Quader der achten Lage der benachbarten Nischenkante angrenzt und dessen unteres Fugenniveau übernimmt. Obwohl der besagte Quader just zu dem Zweck der Aufnahme und Ableitung der hohen Gewichtsbelastung des Hakens eingebaut wurde, ist er aufgrund des zu hohen punktuellen Drucks schließlich diagonal gerissen. Auch auf der Nordseite hat sich ein entsprechender Eisenhaken erhalten, der auch hier zu vermutende Auflagequader liegt jedoch unter (teilweise erneuertem) Putz.

Die beiden Umgangsfenster der Ostwand sind nur in stark verändertem Zustand auf uns gekommen. So wurde das ostsüdöstliche Umgangsfenster um 1602/05 durch ein

[225] Die Werkstückmaße betragen (in cm): H: 21,5; B: 34,5; T: 32,5+x. Die Maße der Profilfolge (in cm): Kehle: 12; Platte: 9,5.

[226] 1. Der südliche Haken: Maße (in cm): H: 10,5 / 4 (unterer Stab); B: 5; T: 8; der nach oben stehende Bolzen ist an den Ecken nach oben hin zunehmend abgekantet und oben tendenziell rund zur Erleichterung des Einhängens. – 2. Der nördliche Haken: Maße (in cm): H: 10 / 4 (unterer Stab); B: 5; T: 7; er weist eine deutlich unregelmäßigere Form auf, wie ein um die Ecke geschmiedeter Stab; er ist nach oben konisch ausgebildet, aber kaum rund.

Kreuzstockfenster mit Tudorbogen ersetzt. Von der Fensteranlage hat sich nur die rahmende Nische (B: 150,5 cm; H: 307 cm, ehem. wohl ca. 233 cm; T: 58–60 cm) erhalten, deren Eckquaderungen tiefer hinabreichen als diejenigen der beiden Südfenster – ein mögliches Indiz dafür, dass die Nische ehedem bis zum Boden hinabreichte. Beim Umbau um 1602/05 erhielt sie zwei kleine Fenstersitzbänke. Die ebenfalls noch bauzeitliche Stichkappe wurde beim Einbau des Kreuzstockfensters Richtung Außenwand aufgehöht, um Platz zu schaffen für die Spitze des Tudorbogens.

Vom ostnordöstlichen Umgangsfenster hat sich außer der Nischenrahmung (B: 149 cm; H: 312 cm, ehem. wohl ca. 231 cm; T: 59 cm) mit ihrer Eckverquaderung, die hier nicht ganz so weit hinunter reicht wie beim Ostsüdostfenster, auch noch ein Teil der eigentlichen Fensterrahmung (B: 121 cm) bewahrt, insbesondere der Bogenlauf aus Sandsteinwerkstücken. Die senkrechten Laibungen setzen zwar dessen abgeschrägte Form fort, doch scheint es sich dabei heute um eine moderne Putzergänzung zu handeln, denn die originalen Quader wurden 1602/05 teilweise abgearbeitet zwecks Aufweitung der Fensteröffnung (B: ca. 63 cm) beim Umbau als Türöffnung zum Wendelstein. Davon haben sich der nach dem Brand 1718 wieder zugesetzte Türrahmen samt Türanschlag sowie die Türangeln und das eiserne Schlosswiderlager erhalten.

Der Umgangsbereich im Winkel vor dem Ostnordostfenster wurde später, vermutlich im 19. Jahrhundert, durch eingehängte Türen als Sakristei/Umkleideraum für den Zelebranten abgeteilt. Davon zeugen heute noch an der nördlichen Wandvorlage und am Ansatz des Nordumganges die Türangeln und die abgesägten Eisen für die Türriegel.

Die Quaderung der inneren Nordostecke besteht aus neun Lagen, die zum Teil sehr hoch sind und nach oben hin schmaler werden.[227] Der östliche, schmale Abschnitt des nördlichen Umgangs wird an der südlichen Innenwand von zwei Rundbogenfenstern bestimmt, die der Belichtung der sog. ‚Sakristei' dienen. Sie weisen dieselben Dimensionen auf wie die beiden Fenster im östlichen Umgang.[228] Am östlichen der

[227] Dabei steckt auch hier die unterste Lage heute etwa zur Hälfte im Boden und erstreckt sich 97 cm nach Süden. Die Quader erreichen eine Höhe von bis zu 46 cm!

[228] Ihre Maße betragen (in cm): 1. Östliches Fenster: Außenseite: B: 55; H: 119; Innenseite: B: 85,5; H: 156,5; Öffnung: B: 40; H: 109. – 2. Westliches Fenster: Außenseite: B: 54; H: 122; Innenseite: B: 85,5; H: 156; Öffnung: B: 39,5; H: 105,5.

beiden Nordfenster sind vom westlichen Gewände nur ein, vom östlichen fünf Quader sichtbar, die zum Teil sehr weit in die Wandfläche einklinken. Die Gewände des westlichen Fensters sind weitgehend verputzt, nur an der Stirnseite des westlichen Gewändes sind drei Quader sichtbar.

In der Nordwand dieses Umgangsteils öffnet sich das nordnordöstliche Umgangsfenster, das ähnlich dem südwestlichen Umgangsfenster weitgehend in seiner originalen Form erhalten ist. Es zeigt dasselbe Anlageschema wie dort mit der abgeschrägten Fensterlaibung (B: am Gewände 122 cm, an der Öffnung 69,5 cm; deren H: 151 cm), deren gequaderte Vorderkanten nach innen von verputzten Backsteinen fortgesetzt werden, und der rahmenden Nische (B: 149,5 cm; H: 243 cm; T: 59,5 cm) mit Eckverquaderung, die auf Höhe der wiederhergestellten Fensterbank endet. Wie beim südsüdöstlichen Umgangsfenster schneidet auch hier die aus der Nische erwachsende Stichkappe nur im Scheitelbereich ins Tonnengewölbe des Umgangs ein. Dieses Fenster ist erst wieder bei der Restaurierung 1963–65 geöffnet worden. Dabei fand man 1964 im Fensterscheitel das rundbogige Fragment eines bauzeitlichen Fensterrahmens (siehe Kap. D.4.5.2.).[229] Die Erhaltung dieses Fensterrahmens spricht dafür, dass das Fenster bereits vor dem Brand von 1718 vermauert worden war. Vermutlich geschah dies im Zuge des Umbaues um 1602/05 – offensichtlich hielt man das Fenster damals für verzichtbar, da es seinerzeit von einem nahe heranreichenden Gebäude, von dem noch indirekt die Brandspuren am östlichen Teil der Nordwand zeugen, sowieso verdunkelt wurde. Bei der Restaurierung 1963–65 ist es dann freigelegt und in der alten Form wiederhergestellt worden.

Der Übergang zum breiteren westlichen Gangabschnitt wird heute durch eine nachträglich eingefügte Tür mit Abmauerung darüber markiert (Abb. 590–593). Ursprünglich gingen beide ohne Abtrennung ineinander über, die vorspringende Ecke auch hier mit einer fast unverändert erhaltenen Quaderung aus sieben großen

[229] MÜHLEN, Kapellenturm, 1968, S. 66 (Erwähnung) und v. a. CLAUSEN/KORN/LOBBEDEY/SCHWEDHELM, Fensterrahmen, 1977, S. 520 (Uwe Lobbedey), dazu Abb. 338; HOLLSTEIN, Eichenchronologie, 1980, S. 111. – Leider wird in der gen. Literatur nie angegeben, in welchem Fenster die Holzzarge gefunden wurde. Dies ist allein einem Aktenvermerk vom 10.07.1964 von Dr. F. Mühlen in der Altakte zu Rheda, Schloß, im Archiv des WAfD, Münster, zu entnehmen, wo es heißt: „Auf der Nordseite des unteren Umganges ist ein Rundbogenfenster freigelegt worden, das noch Reste des ursprünglichen Holzzargenrahmens enthielt. [...] Dieses Fenster ist, wie ein beidseitig zwischen originales Gewände und Beimauerung eingebrachtes Heupolster zeigt, nachträglich sorgfältig zugesetzt worden“.

Sandsteinblöcken versehen, die jedoch nur nach Norden vollständig sichtbar sind, während nach Westen zu nur fünf unverputzt sind. Dafür ist der sehr große zweite Quader (H: 58 cm) mittels Fugenmalerei optisch in zwei Quader aufgeteilt.

Beim Einbau der abteilenden Tür wurde diese Eckverquaderung zum südlichen Türgewände umfunktioniert und der eingebrachte Türsturz in den obersten Quader eingeklinkt. Im Norden ruht er auf einem zusätzlich eingefügten Steinpfosten auf, beide sind aus Osning-Sandstein gefertigt. Das Bogenfeld über dem Türsturz wurde mit einer dünnen Wandschale gefüllt, die Überschneidung der unterschiedlichen Gewölberadien der beiden Tonnengewölbe, wie sie auch im südlichen Umgang beobachtet werden konnte, zeichnet sich aber noch deutlich ab.

Die Hauptschauseite des eingefügten Türrahmens ist nach Osten gerichtet. Hier zeigt der horizontale Türsturz das Motiv eines nach rechts gerichteten Wellenmotivs (‚laufender Hund'), der vertikale Steinpfosten Beschlagwerkornamentik, bestehend aus (von unten nach oben) Längskartusche, Spitzoval, Queroval, (neuer Stein) Kreis und Herzkartusche. Aufgrund dieser Motive lassen sich die Werkstücke der Spätrenaissance zuordnen, doch muss unklar bleiben, ob der Türeinbau ebenfalls der Umbauphase von 1602/05 zuordnen ist oder ob es sich um später wiederverwendete Stücke handelt, worauf ihre nicht passgenaue Ornamentik hindeuten könnte. Das heutige Türblatt, das sich entgegen der vorgesehenen Disposition auf der Ostseite anschlägt, entstammt mit dem eingefügten südlichen Türpfosten aus Holz der Ausgestaltungsphase um 1898.

Infolge des Einbaues der Abtrennungstür musste eine an dieser Stelle in der Nordwand befindliche Fensteröffnung (Abb. 592) weitgehend vermauert werden, da der nördliche Türpfosten genau davor zu stehen kam. Offen blieb aber der schießschartenartige äußere Fensterschlitz sowie das östliche Gewände der vormals trichterförmigen Fensternische, das nun Bestandteil eines schmalen Lichtspaltes ist, der westlich von einem parallel laufenden, vom Türpfosten ausgehenden Gewände als Teil der aus schmalen Backsteinen sowie Sandstein- und Grauwackebruchstücken gefügten Vermauerung begrenzt wird. Über dem originalen östlichen Gewände ist bis zur eingefügten Mauer über der Tür noch der Bogenansatz des konischen Tonnengewölbes der ehemaligen Fensternische zu erkennen. Jenseits von Tür und Trennwand, in der Nordwand des westlichen Umgangsabschnitts, zeichnet sich unter

der modernen Tünche noch die Fortsetzung des Bogenansatzes in Form eines großen Rundbogens ab, der die Ausmaße der trichterförmigen Fensternische verdeutlicht. Auch eine kleine Stichkappe am Tonnengewölbe des Umgangs deutet noch darauf hin.

Der westliche Abschnitt des Nordumgangs übernimmt als Hauptzugangsraum die Funktion einer ‚Vorhalle'[230] und wird wie sein südliches Pendant von einem rundbogigen Tonnengewölbe überfangen.

Nur wenig westlich des ‚Schartenfensters' öffnet sich mittig in der Nordwand des Raums die Nische (B: 140 cm, H: 287 cm; T: 112,5 cm) des äußeren Kapellenportals, deren Gewände rechtwinklig abgehen. Die vorderen Nischenkanten sind hier ebenfalls gequadert, bei beiden Ecken liegen je fünf Sandsteinquader frei. Sie reichen bis zur Ansatzhöhe des Tonnengewölbes der ‚Vorhalle', darüber werden die nun verputzten Gewände jedoch weiter hochgeführt und tragen ein stichbogiges Tonnengewölbe über der Türnische, das mittels einer Stichkappe in das Tonnengewölbe der ‚Vorhalle' einschneidet. Sie wird belichtet durch das als Halbrundfenster gestaltete Bogenfeld des äußeren Kapellenportals.

Die Verquaderung der Nischenecken, die den übrigen Eckverquaderungen im Umgang entspricht, deutet auf eine grundsätzlich noch bauzeitliche Anlage der Türnische. Die stichbogige Tonnenwölbung dürfte hingegen auf eine spätere Erneuerung zurückgehen, etwa im Zuge der Umgestaltungen um 1602/05. Eine Entstehung um 1898 im Zusammenhang mit der Neugestaltung des äußeren Kapellenportals ist hingegen weitgehend auszuschließen, da man sich dann sicher bei der Tonnenwölbung an dessen rundbogige Form angepasst hätte.

In der westlichen Stirnwand des Raumes, aus der Mittelachse nach Süden verschoben, befindet sich der Zugang zur Wendeltreppe in der Nordwestecke, die das dritte Obergeschoss erschließt (Abb. 488). Er ist repräsentativ ausgestaltet durch seine aufwendigen Gewände aus Sandsteinquadern, die an den drei Sichtseiten sehr sorgfältig bearbeitet und mit Randschlag versehen sind: Beim südlichen Gewände sind insgesamt vier Blöcke – ein niedriger, ein sehr hoher und zwei kleinere – übereinander gefügt, das nördliche Gewände besteht aus vier sehr mächtigen, unterschiedlich hohen

[230] Ähnlich bereits THÜMMLER, Kreis Wiedenbrück, 1947, S. 10.

Quadern, deren Laibungstiefe 25,5 cm beträgt.[231] Die Quader des südlichen Türgewändes setzen sich dabei offenbar jenseits der anstoßenden Südwand der ‚Vorhalle' nach Süden fort. Auf der westlichen, zur Treppe gerichteten Seite des Türgewändes weist die Sichtfläche eine unregelmäßige Breite von 13–14 cm bis zu einer Bruchkante auf, nur der oberste Quader besitzt einen rechten Winkel für den Anschluss (B: 13,5 cm) der Seitenwand. Die nördliche Gewändewestseite wird begrenzt durch die anstoßende Laibungsmauer des Durchgangs, der sichtbare Bereich ist 9–9,5 cm breit, auch hier verfügt der oberste Quader über einen angearbeiteten Anschluss (B: 9 cm) zur Laibungsmauer – die saubere Ausarbeitung der Seitenwandanschlüsse wurde offenbar nur speziell in Augenhöhe durchgeführt![232]

Der Türsturz ist aus einem monolithen halbrunden Bogenfeld in der Art eines Tympanons gebildet, dessen sorgfältig geglättete und mit Diagonalschlägen überflächte Schauseite heute leider weiß überstrichen ist.[233] Dennoch ist im oberen Teil genau in der Mittelachse ein ungefähr 20 cm langer, 2,5 cm breiter senkrechter Streifen zu erkennen, dessen Meißelschläge eine steilere Ausrichtung zeigen – eventuell handelt es sich um eine später abgearbeitete Gestaltung, etwa einen Mittelsteg oder einen Kreuzbalken, vielleicht ist es aber auch nur werktechnisch bedingt. Auf der Rückseite ist der Tympanonstein hingegen nur grob behauen.

Am südlichen Gewände haben sich innenseitig zwei alte, eventuell sogar noch bauzeitliche Eisenhaken der Türangeln erhalten,[234] am nördlichen Gewände ein Eisenstab mit Öse zur Fixierung des Riegels. Das Türblatt erweist sich im Kern als renaissancezeitlich, wohl aus der Zeit des Umbaues um 1602/05, und zeigt auf der Rückseite noch die Abdrücke der zugehörigen Angelbeschläge, um 1898 wurde es

[231] Zu den Sandsteinquadern im einzelnen (Maße in cm): A: südliches Gewände: 1. H: 30+x; B: 40+x; T: 25,5 (an der vorderen Ecke bestoßen und ausgeflickt); 2. H: 101; B: 40; T: 25 (auch hier Ausflickungen, dazu ein großer, jetzt zugesetzter Spalt); 3. H: 24; B: 40; T: 26 (die Kante und die Hälfte der Frontseite sind beschädigt und heute ergänzt); 4. H: 30; B: 38; T: 25,5 (leichte Beschädigung an Frontseite und Laibung). – B: nördliches Gewände: 1. H: 42; B: 51,5 (52); T: 25,5 (auf Frontseite sternförmige Abplatzung infolge eines gerosteten Eiseneinschlusses); 2. H: 30,5; B: 64 (64,5); T: 25,5; 3. H: 58; B: 52,5; T: 25,5 (auf Laibung Bleigussspuren für verlorenen Haken, auf der Rückseite älteres und heutiges Widerlager zur Türklinke); 4. H: 53,5; B: 35 (35,5); T: 25,5; (auf der Laibung leichte Beschädigung).

[232] Der Spalt lässt sich in Höhe des zweiten Quaders, ca. 120 cm über Bodenniveau, bis zu 20,5 cm Tiefe verfolgen.

[233] Maße (in cm): H: 56,5; B: 134; T: max. 34 (davon 25,5 die Türlaibung). – Die halbrunde Form des Werkstücks auch belegt durch den Putzriss, der sich an der nördlichen Bogenhälfte entlangzieht.

[234] Die rechtwinkligen Haken bestehen aus einem achteckigen waagerechten und einem gerundeten senkrechten Teil. Maße (in cm): 1. unten: H: 7/5,5; 2. oben: H: 5,5/3,5. Der obere wurde eventuell erneuert, da er nicht wie der untere aus einem Stück umgeschmiedet wurde, sondern sein senkrechter Teil aufgesetzt erscheint.

dann offenbar mit aufgesetzten Brettern und Zierabfasungen in die heutige Form gebracht.

Die Südwand der ‚Vorhalle' dominiert das etwa in ihrer Mitte angeordnete innere Kapellenportal, das von einer breiten Stichkappe überfangen wird, die weit in das Tonnengewölbe der ‚Vorhalle' einschneidet (Abb. 612).

4.3.2.3. Die Befunde am inneren Kapellenportal

Die nach Norden gerichtete Schauseite des inneren Kapellenportals (Abb. 611, 612) besteht aus der eigentlichen Portalöffnung und der umgebenden Nische, in deren Gewände Dreisäulenbündel als repräsentative Rahmungselemente eingestellt sind. Deren vordere Eckbasen ruhen jeweils auf vorspringenden liegenden Trägerfiguren aus Baumberger Sandstein auf (Abb. 625–629; Kap. D.6.1.2.),[235] an deren Flanken sich noch Ritzmarkierungen zur Felderaufteilung erhalten haben (Abb. 626, 629). Diese Trägerfiguren werden ihrerseits von einem Quader aus Osning-Sandstein getragen.[236] Zusammen mit dem angrenzenden Mauerstück nehmen sie die Last der über Eck angelegten Basen (Kap. D.6.1.) der Dreisäulenbündel auf. Diese Basenwerkstücke aus Baumberger Sandstein,[237] an denen ebenfalls noch Ritzungen zur Markierung der Mittelachse und der Standfläche des Säulenschafts zu erkennen sind (s.o.), binden jeweils in das östlich bzw. westlich anschließende Mauerwerk ein und markieren hier den Beginn der Nischengewände, die aus unterschiedlich großen Osning-Quadern gefügt wurden.[238]

Die Säulenschäfte der Dreisäulenbündel (Kap. D.5.7.)[239] bestehen aus poliertem Schwarzschiefer (s.o.) und umstehen jeweils einen eckigen Pfeilerkern aus je drei

[235] Ihre Maße betragen (in cm): 1. Östliche Trägerfigur: B: 29,5; T: 68,5; H: 21,5/42,5 (Kopfteil). – 2. Westliche Trägerfigur: B: 29,5; T: 55 (daran anschl. verputze Ausfüllung); H: 21,5/36,5 (Kopfteil).

[236] Ihre Maße betragen (in cm): 1. Unter der östlichen Trägerfigur: B: 30; T: 45; H: 22,5+x. – 2. Unter der westlichen Trägerfigur: B: 30; T: 57+x; H: 17+x.

[237] Ihre Maße betragen (in cm): 1. Östliche Basis: H: 18; B: 44,5/59,5+x (einschl. Einbindung); T: 46,5. – 2. Westliche Basis: H: 18; B: 46,5/61+x (einschl. Einbindung; da Werkstück gebrochen, muß ein Spalt von 2 cm abgerechnet werden!); T: 46,5.

[238] Die Maße der einzelnen Lagen betragen (in cm): A: Östliche Nischenlaibung: 1. (= Basisquader) H: 18; 2. H: 43,5; B: 37+x; T: 19; 3. H: 28,5; B: 56,5; T: 19,5; 4. H: 19; B: 26,5+x; T: 19; 5. (= Kapitellquader) H: 27,5. – B: Westliche Nischenlaibung: 1. (= Basisquader) H: 18; 2. H: 40,5; B: 41+x; T: 19,5; 3. H: 24,5; B: 48,5; T: 19; 4. H: 25,5; B: 24+x; T: 19,5; 5. (= Kapitellquader) H: 27.

[239] Ihre Maße betragen (in cm): 1. Östliches Dreisäulenbündel: 1. Östliche Säule: H: 93; Ø 10–11; 2. Ecksäule: H: 93; Ø 11–12,5; 3. südliche Säule: H: 93; Ø 11,5–12,5. – Westliches Dreisäulenbündel: 1. Westliche Säule: H: 94; Ø 11–12,5; 2. Ecksäule: H: 94; Ø 11–12,5; 3. südliche Säule: H: 93,5; Ø 11–12,5.

Osning-Quadern.[240] Ihre Trennungsfugen stimmen weitgehend mit denjenigen der angrenzenden Nischenlaibungen überein.

Die oberste Lage der Nischenkante bildet jeweils der hier einbindende Teil des großen Werkstücks aus Baumberger Sandstein, aus dem die Kapitellblöcke (Kap. D.6.2.1.) geschlagen wurden.[241] Es folgen die ebenfalls aus Baumberger Sandstein gefertigten Kämpfer mit einem Profil aus Platte – Kehle – Platte, die nicht (im O) bzw. nur gering (im W) in das seitliche Mauerwerk einbinden.[242] Über diesen steigen die Eckgrate der überfangenden Stichkappe auf, die dem Portal seine abschließende Form verleiht.

Ein eigenständiges Gefüge bilden die unmittelbar hinter den Dreisäulenbündeln plazierten Portalpfosten, die aus je fünf relativ mächtigen Osning-Blöcken gefügt wurden.[243] Ihre Laibungstiefe von 25,5 cm stimmt genau mit derjenigen der benachbarten Tür zur nordwestlichen Wendeltreppe überein!

Auf den Portalpfosten ruht als Türsturz der Tympanonstein aus Osning-Sandstein auf.[244] Durch den Verlauf der anstoßenden Stichkappe des Vorhallengewölbes tritt er als Rundbogenfeld in Erscheinung. Bei genauer Betrachtung wird trotz der heutigen Übertünchung jedoch deutlich, dass er das Bogenfeld nicht vollständig ausfüllt, sondern dass an den oberen und seitlichen Randbereichen schmale Zwickelflächen fehlen und beigeputzt sind.[245] Die Schauseite des Steins weist eine sorgfältige Glättung mittels Diagonalschlag auf, das mögliche Vorhandensein eines ehemaligen Mittelmotivs kann aufgrund einer dort mittig fixierten Wappentafel z. Zt. nicht überprüft werden. Die Rückseite des Tympanonsteins ist hingegen nur grob behauen

[240] Die Maße der einzelnen Lagen betragen (in cm): A: Östlicher Pfeilerkern: 1. (= Basisquader) H: 18; 2. H: 43,5; B: 25,5; T: 26,5; 3. H: 29; B: 25; T: 26,5; 4. H: 19,5; B: 25; T: 26,5; 5. (= Kapitellquader) H: 27,5. – B: Westlicher Pfeilerkern: 1. (= Basisquader) H: 18; 2. H: 40,5; B: 25; T: 26,5; 3. H: 24,5; B: 25; T: 27; 4. H: 26; B: 25; T: 27; 5. (= Kapitellquader) H: 27.

[241] Die Maße der beiden Kapitellwerkstücke betragen (in cm): A. östliches Kapitell: H: 27,5; B: 70,5+x, davon 44,5 das Kapitell; T: 44,5. – B. westliches Kapitell: H: 27; B: 61+x, davon 44 das Kapitell; T: 46,5.

[242] Ihre Maße betragen (in cm): 1. Östlicher Kämpfer: H: 21; B: 49; T: 49. – 2. Westlicher Kämpfer: H: 21; B: 53; T: 49.

[243] Die Laibungstiefe beider Türpfosten beträgt 25,5 cm, ihre einsehbare Breite auf der Schauseite nach Norden am östlichen Pfosten 48 cm, am westlichen 47 cm, auf der Südseite östlich 13–14 cm, westlich 13,5–14,5 cm. – Die Höhenmaße der einzelnen Quaderlagen betragen (in cm): A. östlicher Pfosten: 0. (verdeckt); 1. 40,5; 2. 66; 3. 24,5; 4. 42,5 (= Quadermodul!); 5. 24,5; H insgesamt: 204,5+x. – B. westlicher Pfosten: 1. 17,5+x (Rest im Boden); 2. 31; 3. 77,5; 4. 25 (dieser Quader setzt sich bis ins innere Gewände fort); 5. 33; H insgesamt: 201+x.

[244] Die Maße des einsehbaren Sichtbereiches betragen (in cm): H: max. 83,5; B: max. 165; T: max. 34, davon 25,5 Türlaibung. – Genau dieselbe Werkstück-Tiefe einschließlich Türlaibungsabschnitt besitzt auch der Tympanonstein über der Tür zur nordwestlichen Wendeltreppe!

[245] Ähnliche Beobachtungen lassen sich auch beim nördlichen Querhausportal der Klosterkirche Marienfeld machen (s. Kap. C.5.5.1.).

und stark reliefiert,[246] tritt jedoch aufgrund des hier deutlich niedrigeren Stichbogens (s.u.) kaum in Erscheinung. An der Unterkante ist zudem noch ein 8,7 cm hoher Türanschlag ausgespart. Durch die Absenkung des westlichen Türgewändes, die im Zusammenhang steht mit einem gesamten Absenken der westlichen Turmpartie (siehe Kap. D.3.1.), verläuft der Türsturz nicht mehr waagerecht, sondern neigt sich deutlich nach Westen.

An der südlichen Innenseite des westlichen Portalpfostens haben sich in den Fugen zwischen dem ersten und zweiten sowie dem vierten und fünften Quader die Reste der originalen Eisenhaken für die Türangeln des ehemals innenseitig angebrachten Türflügels erhalten.[247]

Die südseitige, 69–70 cm tiefe Portalnische (Abb. 479), die von einem flachen Stichbogen überfangen wird, ist mit leicht geschrägten Gewänden versehen, so dass die Eckquader ihrer Vorderkanten nicht rechtwinklig ausgebildet sind. Die östliche Ecke ist aus neun, die westliche aus acht Sandsteinquadern unterschiedlicher Höhe gebildet.[248] Die Steine sind auf Sicht angelegt und ihre Fugen in ein System aufgemalter weißer Zierfugen eingebunden (siehe Kap. C.7.3.2.2.).

Auf halber Höhe der Portalöffnung befindet sich im östlichen Gewände ein 195 cm tiefer Kanal für einen Riegelbalken – er reicht somit bis in den nördlichen Hauptpfeiler hinein! Ihm entspricht ein 6,5/8 cm tiefes Widerlager im Westen.[249] Die Balkenöffnungen im Gewände werden jeweils durch Sandsteinquader zusätzlich verstärkt: Am östlichen Gewände findet sich südlich ein Quader mit Ausklinkung für den Balkenkanal, der diesen als Unterlager bis zu 24 cm Tiefe begleitet, die obere Abdeckung übernimmt der dritte Quader des östlichen Türpfostens, der 31–44 cm tief hineinreicht. Südlich der westlichen Widerlageröffnung findet sich ebenfalls ein

[246] Vgl. die Rückseite des Tympanonsteins der benachbarten Tür zur Wendelstiege mit einem entsprechenden Befund.

[247] Die Maße der Hakenreste betragen (in cm): A. unterer Haken: H: 2,9; B: 3,3 (er reicht teilweise in Quader 1 hinein). – B. oberer Haken: H: 2,5; B: 2,5 (er reicht teilweise in Quader 5 hinein). – An der Nordseite der Quader 1 und 5 finden sich weitere Reste von jüngeren Türangelhaken, in der Mitte von Quader 3 ein eiserne Öse für den Riegel der heutigen Tür.

[248] Die Höhenmaße der Eckquaderungen betragen (in cm): A. östliches Gewände: 1. 30+x (unterer Teil von Stufe verdeckt); 2. ca. 24 (Oberkante unter Fugenputz); 3. 21; 4. 30,5; 5. ca. 25 (Ober- und Unterkante unter Fugenputz); 6. ca. 23 (dito); 7. ca. 9 (dito); 8. ca. 26 (dito); 9. 17 (liegt südseitig unter Putz). – B. westliches Gewände: 1. ca. 25,5+x (unten im Boden, Oberkante unter Fugenputz); 2. ca. 23 (Ober- und Unterkante unter Fugenputz); 3. ca. 25 (Unterkante unter Fugenputz); 4. 25,5; 5. ca. 17,5 (Oberkante unter Fugenputz); 6. ca. 21 (Ober- und Unterkante unter Fugenputz); 7. ca. 23 (dito), 8. ca. 29 (dito).

[249] Der Widerlager setzt sich in einem Schlitz noch mind. 18 cm fort – wobei unklar bleiben muss, ob dies der ursprünglichen Situation entspricht oder ob hier ein ehemals längerer Balkenkanal zugesetzt wurde.

mächtiger Sandsteinquader. Da der Abstand des östlichen Balkenkanals bis zur Stirnfläche des westlichen Widerlagers 155 cm beträgt, verblieben bei einer maximalen Gesamtlänge des Riegelbalkens von 195 cm im ausgefahrenen Zustand ca. 40 cm in der östlichen Balkenführung. Die Anlage des Balkenkanals korrespondierte dabei geschickt mit der Konstruktion des ehemals innenseitig angebrachten Türflügels, der ehedem am westlichen Pfosten befestigt war (s.o.) und somit sofort nach dem Verschließen durch ein Vorziehen des Riegels gesichert werden konnte.

Der Boden innerhalb der Türnische ist erhöht und wird durch eine vorspringende Sandsteinstufe zum Kapellenraum abgeschlossen, die im Zuge der Restaurierung von 1963–65 wiederhergestellt werden konnte.[250]

Das heutige Türblatt ist auf der Nordseite des östlichen Portalpfostens befestigt und hat mehrere Umgestaltungen erfahren: Im Kern stammt es noch aus der Renaissance, somit wohl aus der Zeit des Kapellenumbaues um 1602/05, wie die heute nach Süden gerichtete Schauseite belegt, die eine Aufteilung mittels Rahmenleisten in vier Felder mit gemalter Diamantierung zeigt, den oberen Abschluss bildet ein stark vortretendes Gesims über einem Klötzchenfries. Auf der Nordseite zeichnen sich noch die Abdrücke der zugehörigen Querbänder ab, die jedoch um 1898 durch das heutige abgefaste Rahmenwerk sowie die Angeln mit Zierbeschlägen und das Türschloss ersetzt wurden.[251]

4.3.2.4. Die Befunde an den Pfeilern

In der Gesamterscheinung des Kapellenraumes heben sich die beiden Hauptpfeiler und die westlichen Eckpfeiler durch ihre Verquaderung augenfällig von den übrigen, weitgehend verputzten Partien ab. Ihr Steinversatz und ihre Oberflächenbearbeitung erlauben wichtige Rückschlüsse über den Bauverlauf.

[250] So MÜHLEN, Kapellenturm, 1968, S. 72; vgl. Aktenvermerk vom 10.07.1964 von Dr. F. Mühlen in der Altakte zu Rheda, Schloß, im Archiv des WAfD, Münster: „In der Türlaibung der Nordseite zwischen dem westlichen Mitteljoch und dem Umgang – an der Stelle des heutigen Außenportals [= Außenseite des Innenportals] – sind Störungen festzustellen. Das Gewände dieses inneren Portals führt nicht bis auf die im Westjoch festgestellte ursprüngliche Fußbodenhöhe. Die Gewändesteine sind beidseitig unterfangen.“ – Die Erneuerung der Stufenquader entspricht den in einem Aktenvermerk des Staatshochbauamtes Bielefeld vom 21.08.1964 (in der Altakte zu Rheda, Schloß, im Archiv des WAfD, Münster) festgehaltenen, zur Ausführung bestimmten Maßnahmen: „Vom Eingangsportal wird innerhalb des Kirchenschiffes eine Stufe abwärts eingebaut.“

[251] Vgl. die entsprechenden Umgestaltungen am Türblatt der Wendeltreppentür.

Die beiden Hauptpfeiler (Abb. 475, 479) zeigen einen grundsätzlich identischen Aufbau aus Sockelzone, Basis, einem durch eine umlaufende Wirtelung zweigeteilten Schaftbereich und das abschließende Kapitellband mit Kämpferplatte (siehe Kap. C.5.2.1.). Bis auf die Basiselemente, das Wirtelgesims und den Kapitellfries, die aus weicherem Baumberger Sandstein geschlagen wurden, bestehen alle Werkstücke aus Osning-Sandstein. Die Pfeiler selbst sind als halbierte Kreuzkernpfeiler mit Halbrundvorlage und En-délit-Diensten in den Pfeilerwinkeln angelegt. An den Westflanken der Pfeiler kommt jeweils noch eine schmale Pfeilervorlage hinzu, die jedoch eine Lage oberhalb der Wirtelung abbricht. Das Kapitellband der beiden Pfeiler endet seitlich jeweils mit den Dienstkapitellen (Abb, 606–607), nur die Kämpferplatte zieht sich auch um die West- und Ostflanken der Pfeiler. Diese sind nun verputzt, darunter zeichnen sich Backsteine als Baumaterial ab.

Die Sockelzone des nördlichen Hauptpfeilers (Abb. 479) besteht aus vier Quaderlagen, die im Süden und Osten durch die Treppenanlage und den erhöhten Chorfußboden teilweise verdeckt sind, nur die oberste Lage bleibt komplett frei.[252] Auf die bereits von Anfang an vorgesehene Verdeckung durch den Chorfußboden in dieser Höhe deutet die fundamentartige Fortsetzung der Quaderung an der östlichen Flanke des Untersockels der Halbrundvorlage.[253]

Die auf der Sockelzone fußende Basislage[254] aus Baumberger Sandstein umfasst eine Platte sowie das eigentliche attische Basisprofil (siehe Kap. D.6.1.). Es endet östlich an der Kante der Vorlage für den westlichen Bogen der sog. ‚Sakristei',[255] westlich an der schmalen Pfeilervorlage, wo Ritzlinien die vorgesehene Kante und die Position des Plättchens innerhalb des Profils angeben.

Die fünf Quaderlagen bis zur Wirtelung laufen horizontal durch alle Pfeilerelemente (bis auf die Eckdienste) durch und weisen eine identische Lagenhöhe von 42–42,5

[252] Ihre Höhenmaße betragen (in cm): 1. 19+x; 2. 18; 3. 19,5; 4. 22,5.
[253] Sie reicht bis zu 12 cm in die Fußbodenfläche hinein.
[254] H: 27,5 cm.
[255] Deren Quader in dieser Lage ist z. Zt. mit einer Schlämme überdeckt.

cm auf,[256] so dass man hier von einem ‚Quader-Modul' sprechen kann (siehe Kap. D.3.2.). Alle Sandsteinquader weisen eine sorgfältige Oberflächenglättung auf.

Der westliche Eckdienst setzt sich in seinem unteren Teil zusammen aus einem En-délit-Schaft aus Osning-Sandstein, der die erste bis vierte Quaderlage umfasst, und einem Ergänzungsstück aus Baumberger Sandstein in Höhe der fünften Lage.[257] Bei seinem östlichen Pendant reicht der Schaft aus Osning-Sandstein bis fast an den Wirtel heran, das eingefügte Reststück wurde wiederum aus Baumberger Sandstein gefertigt.[258]

Das um alle Pfeilerelemente verkröpfte Wirtelgesims (H: 13,5 cm), ebenfalls aus Baumberger Sandstein, ist spiegelsymmetrisch profiliert mit Kehle – Plättchen – Wulst – Plättchen – Kehle, wobei die Wirtelungen der Rundelemente stärker ausladen als die der eckigen Pfeilerelemente.[259] Es läuft im Westen bis zur inneren Nordwand des Jochs und schließt dort mit einer kleinen Quaderverklinkung ab, im Osten endet es mit dem Schaftring des östlichen Eckdienstes an dem Wandfeld über der sog. ‚Sakristei'.

Über dem Wirtelgesims (Abb. 605) umfasst nur noch die erste Lage alle im unteren Teil angelegten Pfeilerelemente und ist durchgehend gequadert, darüber bricht die westliche schmale Pfeilervorlage ab, nur noch der Pfeilerkern einschließlich der Rundelemente wird fortgeführt und ist aus Quadern gefügt, die westlichen und östlichen Flanken wurden in verputztem Backstein ausgeführt. Dabei ist auffällig, dass nur noch die Quaderlagen der Halbrundvorlage dem Quader-Modul von 42–42,5 cm entsprechen – mit Ausnahme der obersten, der fünften, die deutlich höher ist und anhand derer eine leichte Streckung der oberen Pfeilerhälfte ablesbar wird.[260] Die Ecken des Pfeilerkerns sind hingegen auffälligerweise unabhängig davon aus zumeist sehr kleinen Sandsteinquadern gemauert, die gelegentlich noch nicht einmal die Ansichtsseiten der Pfeilerflächen ausfüllen, so dass hier ein Verputz (über Backstein?) die Lücke ausfüllen muss.[261] Während die Werkstücke der Halbrundvorlage noch die

[256] Aufgrund der breiten Neuverfugung sind die genauen Quaderhöhen nicht exakt zu ermitteln, folgende Höhenmaße (in cm) konnten eingemessen werden: 1. 42,5; 2. 42; 3. 42,5; 4. 42; 5. 42,5. Nur bei dem westlichen Pfeilerkern und der angegliederten Pfeilervorlage ist die fünfte Lage nochmals unterteilt: 5a. 21; 5b. 21,5.

[257] Höhenmaße (in cm): A: 169; B: 42,5.

[258] Höhenmaße (in cm): A: 200; B: 15.

[259] 7 cm gegenüber 6 cm!

[260] Die Höhe der 7.–10. Lage misst je 42,5 cm, die 11. Lage 51 cm!

[261] Die Höhenmaße der einzelnen Quader betragen (in cm): A: Westlicher Kreuzarm des Pfeilers, gemessen an dessen Südseite: 7. 37,5; 8. 33,5; 9. 25; 10. 25; 11. 25,5; 12. 29; 13. 20,5; 14. 23,5. – B: Südlicher Kreuzarm des Pfeilers, gemessen an dessen Südwestecke: 7. 34 (W teilweise Putz); 8. 36,5 (S teilweise Putz); 9. 26,5 (W

sorgfältige Bearbeitung der unteren Pfeilerhälfte erkennen lassen, weisen diese Sandsteinquader eine deutlich nachlässigere Oberflächenglättung auf.

Auch im oberen Teil wurden die beiden En-délit-Dienste aus mehreren Schaftstücken zusammengesetzt: Der westliche Dienst besteht aus einem langen und einem kürzeren Schaftstück,[262] der östliche aus zwei längeren und einem kürzeren,[263] deren mittleres wiederum aus Baumberger Sandstein geschlagen wurde.

Die Kapitellzone setzt sich aus fünf Werkstücken zusammen, die allesamt aus hellem Baumberger Sandstein geschlagen wurden (Abb. 607, 645–646). Die Kapitelle der Rundelemente sind dabei jeweils Teil eines größeren Werkblocks. So binden die aus demselben Stück gefertigten angrenzenden Partien der Dienstkapitelle als Quader jeweils recht weit in den Pfeilerkern ein. Die dazwischen eingefügten Eckkapitelle der eckigen Pfeilervorlagen stellen hingegen nur vergleichsweise kleine Werkstücke dar. An Dekor und Versatz des südöstlichen Vorlagenkapitells lässt sich zudem ein Irrtum bei der Vorfertigung feststellen (siehe Kap. D.6.2.2.). Die Kapitellzone wird von einem Kämpfergesims abgeschlossen, das mit Plättchen–Kehle–Platte profiliert ist und auf der Süd-, West- und Ostseite den Pfeiler umläuft, wobei es sich um alle Pfeilerelemente verkröpft. Nur an der Nordseite zur Empore wurde auf eine Fortsetzung des Kämpfergesimses verzichtet. Es ist aus gelblichem, deutlich gröberem und nur nachlässig bearbeitetem Osning-Sandstein gefertigt, was auf eine schnelle, weniger auf Sorgfalt bedachte Fertigstellung schließen lässt.

Der südliche Hauptpfeiler (Abb. 475) weist eine vergleichbare Befundsituation auf: Hier besteht die Sockelzone aus drei Quaderlagen,[264] gegen die im Norden und Osten die Treppenanlage und der erhöhte Chorfußboden stößt, wobei hier die fundamentartige Fortsetzung der östlichen Flanke des Untersockels der Halbrundvorlage sogar einwenig übersteht. Die identisch profilierte Basislage[265] aus Baumberger Sandstein endet auch hier westlich an der schmalen Pfeilervorlage, im

teilweise Putz); 10. 27,5 (dito); 11. 28 (S teilweise Putz); 12. 19 (dito); 13. 19,5; 14. 26,5. – C: Südlicher Kreuzarm des Pfeilers, gemessen an dessen Südostseite: 7. 30 (nur im S vollständig, im O zur Hälfte Putz); 8. 35,5; 9. 26,5; 10. 27,5 (O teilweise Putz); 11. 26 (S teilweise Putz); 12. 23 (dito); 13. 29,5 (O teilweise Putz); 14. 19,5 (S teilweise Putz). – D: Östlicher Kreuzarm des Pfeilers, gemessen an dessen Südseite: 7. 33 (nur Putz); 8. 29; 9. 33,5; 10. 33,5; 11. 27,5; 12. 24; 13. 27; 14. 15,5.

[262] Höhenmaße (in cm): A: 159 (im unteren Teil bei ca. 25 cm ein Bruch, der geflickt wurde); B: 67.

[263] Höhenmaße (in cm): A: 101; B: 97; C: 24.

[264] Ihre Höhenmaße betragen (in cm): 1. 39+x; 2. 19; 3. 19,5.

[265] H: 28 cm.

Osten an der Kante zur östlichen Pfeilerflanke – wohl mit Rücksicht auf den ehemals hier angeordneten Antritt der Treppenanlage ins Obergeschoss.

Auch hier sind die fünf Quaderlagen bis zur Wirtelung durchgehend nivelliert und entsprechen mit einer identischen Lagenhöhe von 42–42,5 cm[266] dem ‚Quader-Modul'. An den Oberflächen sämtlicher Sandsteinquader lässt sich in gleicher Weise wie beim nördlichen Hauptpfeiler eine sorgfältige Glättung beobachten. Die beiden En-délit-Dienste setzten sich jeweils aus zwei Schaftstücken zusammen: Am westlichen endet das untere mit der vierten Quaderlage,[267] am östlichen ungefähr mit der dritten Lage.[268]

Für das Wirtelgesims (H: 13,5 cm) aus Baumberger Sandstein gelten dieselben Beobachtungen wie am nördlichen Pendant, es endet im Westen an der inneren Südwand des Jochs, im Osten wie die Basis mit der Ostflanke des Pfeilers.

Die erste Quaderlage über dem Wirtelgesims, die auch hier noch alle Pfeilerelemente umfasst, entspricht mit einer Höhe von 42,5 cm noch dem ‚Quader-Modul',[269] darüber begegnet dieses dann nur noch bei den Quadern der deutlich sorgfältiger geglätteten Halbrundvorlage – auch hier mit Ausnahme der obersten, höheren Quaderlage.[270] Die Eckquaderungen des Pfeilerkerns besitzen abweichende, nicht nivellierte Höhen, doch zeigen sie im Vergleich zum nördlichen Hauptpfeiler deutlich größere und regelmäßigere Steinlagen, vor allem im unteren Bereich.[271]

Die beiden En-délit-Dienste des oberen Abschnitts sind jeweils aus zwei Schaftstücken zusammengesetzt: Der westliche Dienst besteht aus einem sehr langen und einem kurzen Schaftstück, beide aus Baumberger Sandstein,[272] der östliche aus einem Stück

[266] Wie beim nördlichen Hauptpfeiler sind aufgrund der breiten Neuverfugung die genauen Quaderhöhen nicht exakt zu ermitteln, folgende Höhenmaße (in cm) konnten eingemessen werden: 1. 42; 2. 42; 3. 42,5, 4. 42; 5. 42,5. Nur bei dem westlichen Pfeilerkern und der angegliederten Pfeilervorlage ist die fünfte Lage nochmals unterteilt: 5a. 24,5; 5b. 18.

[267] Höhenmaße (in cm): A: 170 (mit grober Oberfläche!); B: 45 (glatte Oberfläche!).

[268] Höhenmaße (in cm): A: 1. 89,5; B. 127

[269] Dieses Höhenmaß findet sich an allen Quadern dieser Lage.

[270] Die Höhenmaße der Quaderlagen betragen (in cm): 7. 42,5; 8. 42,5; 9. 42; 10. 42,5; 11. 51.

[271] Die Höhenmaße der einzelnen Quader betragen (in cm): A: Westlicher Kreuzarm des Pfeilers, gemessen an dessen Nordseite: 7. 42,5 (an der benachbarten Pfeilervorlage 7a. 25; 7b. 16,5); 8. 34; 9. 27; 10. 21,5; 11.–13. nicht eingemessen. – B: Nördlicher Kreuzarm des Pfeilers, gemessen an dessen Nordwestecke: 7. 42,5; 8. 48; 9. 32 (W teilweise Putz); 10. ? (dito); 11. ? (dito); 12. ? (dito). – C: Nördlicher Kreuzarm des Pfeilers, gemessen an dessen Nordostseite: 7. 42,5; 8. 47 (N teilweise Putz); 9. 41; 10. 33 (N teilweise Putz); 11. 18,5 (N und O teilweise Putz); 12. 19 (dito); 13. 18,5 (N teilweise Putz). – D: Östlicher Kreuzarm des Pfeilers, gemessen an dessen Nordseite: 7. 42,5; 8. 28; 9. 21; 10. 29; 11. 27; 12. 17; 13. 24,5; 14. 21; 15. 12,5.

[272] Höhenmaße (in cm): A: 185,5; B: 38,5.

von Zweidrittel und einem weiteren von einem Drittel Länge, beide aus Osning-Sandstein.[273]

Die Befunde zum Versatz der Kapitellzone (Abb. 606, 644) entsprechen denjenigen auf der Nordseite, die Qualität ihrer Bestandteile ist hier zudem sehr schwankend (siehe Kap. D.6.2.2.). Gleichermaßen lassen sich die Bemerkungen zum nördlichen Kämpfergesims auf dasjenige der Südseite übertragen.

Vergleicht man die oberen Steinlagen beider Hauptpfeiler miteinander (Abb. 606, 607), so fällt auf, dass die jeweils oberste Lage der östlichen Pfeilervorlagen sehr niedrig ist und nur aus je einem halben Sandsteinquader besteht. Die verbleibenden Restflächen sind mit 19 cm (N) bzw. 18,5 cm (S) fast gleich hoch, auch ihre Breite von 14 cm (N) bzw. 15,5 cm (S) entspricht sich fast, so dass man annehmen kann, dass sie in einem besonderen Bezug zueinander stehen. Der Befund lässt vermuten, dass in diesen ausgesparten und heute verputzten Flächen ehemals ein Querbalken mündete, der möglicherweise eine Triumphkreuzgruppe trug (siehe Kap. D.7.4.5.1.).

Die westlichen Eckpfeiler (Abb. 476–477) übernehmen den Zonenaufbau und das Gliederungssystem der beiden Hauptpfeiler aus Sockelzone, gewirteltem Schaft und abschließendem Kämpfergesims, allerdings wird hier auf ein umlaufendes Kapitellband verzichtet, nur die Eckdienste verfügen über ein Kapitell. Bis auf die plastischen Gliederungselemente aus weicherem Baumberger Sandstein – Basis, Wirtelgesims, Kapitell – bestehen auch hier alle Werkstücke aus Osning-Sandstein. Der Pfeileraufbau entspricht dem Viertel eines Kreuzkernpfeilers, in dessen Winkel jeweils ein gewirtelter En-délit-Dienst eingestellt ist. An den Ostflanken der Pfeiler findet sich auch hier – spiegelbildlich zu den Hauptpfeilern – eine schmale, basislose Pfeilervorlage, die unmittelbar dem Sockel des Pfeilerkerns entwächst. Wie dort bricht sie jeweils eine Quaderlage oberhalb des Wirtelgesimses ab.

Die Sockelzone der beiden westlichen Eckpfeiler besteht aus je drei Quaderlagen,[274] deren unterste heute nur wenig über den neuen Fußboden hinausragt. Die Basislage[275] aus Baumberger Sandstein folgt in ihrer Profilierung aus Platte und attischer Basis den Hauptpfeilern (siehe Kap. D.6.1.). Dabei umfasst die Profilierung nur den

[273] Höhenmaße (in cm): A: 146; B: 77,5.
[274] Ihre Höhenmaße betragen (in cm): N: 1. 6+x; 2. 38,5; 3. 27; 4. 22,5. – S: 1. 24,5+x; 2. 25; 3. 27.
[275] H: 28,5 cm (N) bzw. 28 cm (S).

Eckdienst und die benachbarten Pfeilervorlagen, sie endet westlich jeweils an den Flankenmauern der Doppeltreppe und östlich mit der Flucht der schmalen Pfeilervorlage.

Die sechs Quaderlagen des unteren Schaftteils sind einheitlich nivelliert und laufen durch alle Pfeilerelemente (bis auf die Eckdienste) durch. Allerdings folgen jeweils nur die drei unteren Steinlagen dem ‚Quader-Modul' von 42–42,5 cm Höhe, die drei übrigen Lagen sind bedeutend niedriger und haben wechselnde Höhenmaße.[276] Auch hier zeigen alle Sandsteinquader eine sorgfältige Oberflächenglättung.

Das Wirtelgesims (H: 13,5 cm) aus Baumberger Sandstein, das sich um alle Pfeilerelemente verkröpft, endet jeweils an der westlichen Flucht zum Treppenschacht, im Osten läuft es bis zu den inneren Wänden des Westjochs und schließt jeweils mit einer kleinen Quaderverklinkung ab.

Von den Quaderlagen über dem Wirtelgesims ist nur noch die erste Lage einheitlich nivelliert, darüber bricht die ostseitige schmale Pfeilervorlage ab, nur noch die Vorlagen des Kreuzkerns werden in nun deutlich kleinteiligerem Quaderwerk fortgeführt, die östlichen Flanken wurden – wie bei den Hauptpfeilern – in Backstein ausgeführt, der sich unter dem Verputz noch deutlich abzeichnet. Am nordwestlichen Eckpfeiler finden sich an beiden Pfeilervorlagen elf Quaderschichten, am südwestlichen Eckpfeiler an der nördlichen Vorlage acht, an der östlichen neun. Darüber folgt das um alle verbliebenen Pfeilerelemente verkröpfte Kämpfergesims, das jeweils an der emporenseitigen Kante der Pfeiler endet. Die Gesimse beider Pfeiler sind auch hier aus gelblichem, nur wenig sorgfältig bearbeitetem Osning-Sandstein geschlagen.

Die Schäfte der beiden Eckdienste sind allesamt aus Baumberger Sandstein gefertigt und bestehen unter- und oberhalb der Wirtelung jeweils aus zwei Schaftstücken. Ihre Kapitelle zeigen nur die unbearbeitete Grundform eines Kelchblockkapitells mit Halsring und scheinen hier offensichtlich als Bosse versetzt worden zu sein (vgl. die Kapitelle der Dreibogenstaffel, s.u. und Kap. D.6.2.3.).

[276] Aufgrund der breiten Neuverfugung sind die genauen Quaderhöhen nicht exakt zu ermitteln, folgende Höhenmaße (in cm) konnten eingemessen werden: Nördlicher Eckpfeiler: 1. 42,5; 2. 42,5; 3. 42; 4. 34; 5. 29; 6. 20. – Südlicher Eckpfeiler: 1. 42,5; 2. 42,5; 3. 42,5; 4. 33,5; 5. 19; 6. 31,5.

Bei einer vergleichenden Betrachtung aller vier Pfeiler fällt das Abbrechen der schmalen Pfeilervorlagen im Westjoch eine Lage über der Wirtelung auf, hinzu kommt der augenscheinliche Wechsel der Quaderformate zwischen unterem und oberem Bereich und eine Reduzierung der Sandsteinverwendung sowie eine Abnahme von dessen Bearbeitungsqualität. All' dies gibt eindeutige Hinweise auf eine Zweiphasigkeit in der Bauausführung der Pfeiler (siehe Kap. D.4.4.).

4.3.2.5. Die Befunde im Bereich des unteren Ostjoches

Das mittlere Ostjoch der Kapelle (Abb. 475) ist um drei Stufen gegenüber dem Westjoch erhöht und dient seit jeher als Altarraum. Es wird nördlich durch einen mittels zweier Arkadenbögen nach Süden geöffneten zweijochigen Gewölberaum (Abb. 480–482) und südlich durch einen gleichgroßen, hier aber aber nicht überwölbten, vielmehr zum Obergeschoss geöffneten Raumteil (Abb. 483) räumlich erweitert.

Den axialen Blickpunkt des unteren Ostjoches bildet die untere Altarnische (Abb. 573, 574). Sie besteht aus einer 17 cm eingetieften Rundbogenblende, in deren Fläche sich ein korbbogiger Durchgang zum östlichen Umgangsteil öffnet (s.o.). Wie bereist erwähnt, ist dieser Durchbruch nachträglich[277] und wohl den Umbaumaßnahmen um 1602/05 zuzuordnen. Die obere der damals in den Durchgang eingefügten Stufen (Abb. 585) besteht aus zwei Sandsteinblöcken, von denen vor allem der südliche noch Spuren einer romanischen Oberflächenbearbeitung mit Fischgrät-Zierschlag erkennen lässt.

Die Laibungen der Nischengewände (Abb. 575, 576) werden von je vier mächtigen, zum Teil weit in das Mauerwerk einbindenden Quadern aus Osning-Sandstein gebildet,[278] darüber folgen jeweils ein quadratischer Quader und eine Kämpferlage aus Baumberger Sandstein (Abb. 579, 580),[279] auf denen der Bogenlauf (Abb. 574) aus

[277] In einem Aktenvermerk vom 10.07.1964 von Dr. F. Mühlen in der Altakte zu Rheda, Schloß, im Archiv des WAfD, Münster heißt es: „Die Öffnung in der Ostseite des Ostjoches zum Umgang zeigt Störungen im Putzverband. Auch die Form des Bogens spricht für nachträglichen Einbau."

[278] Die Maße der Quaderlagen betragen (in cm): A. Nördliches Gewände: 1. H: 33,5; B: 40,5; T: 17+x; 2. H: 30,5; B: 32,5; T: 17+x; 3. H: 24; B: 61,5; T: 17+x; 4. H: 37,5; B: 44,5; T: 16,5+x. – B. Südliches Gewände: 1. H: 30; B: 39; T: 16,5+x; 2. H: 27; B: 25,5; T: 17+x; 3. H: 31; B: 51,5 (Rest angeputzt); T: 17; 4. H: 36; B: ca. 40 (Rest angeputzt); T: 16,5+x.

[279] Die Maße der beiden Quaderlagen betragen (in cm): A: Nördliches Gewände: 1. Quadratquader: H: 25,5; B: 27; T: 16,5+x; 2. Kämpfer: H: 6,5; B: 11; T: 16,5+x. – B: Südliches Gewände: 1. Quadratquader: H: 25,5; B: 28; T: 16+x; 2. Kämpfer: H: 6,5; B: 11; T: 16+x.

sieben Werkstücken, nun mit nur schmaler Stirnseite, aus demselben Material aufruht.[280]

Am Fuße der Gewände springt jeweils ein Sockelstein vor, auf dem eine Säulenbasis aufruht, beide aus Baumberger Sandstein.[281] Die beiden Säulenbasen sind dreiviertelrund ausgearbeitet, ihr östlicher Teil ‚verschwindet' in einem Quader, der als Teil des Werkstücks in das Nischengewände einbindet (Abb. 575, 576, 619). Der Anschnitt erfolgt jedoch so, dass auf den Oberseiten die runde Standfläche (Ø S: 13,9 cm, N: 14,5 cm) für die Säulenschäfte erhalten bleibt. Diese waren somit als Vollsäulen gestaltet. Auf den Oberseiten der Basen wie auch auf ihren inneren Flanken haben sich Anritzungen erhalten, die noch von der Flächenaufteilung des Steinmetzen zeugen (siehe Kap. D.3.2.).

Zunächst scheinen sich keine weiteren Spuren dieser die Altarnische flankierenden Säulen erhalten zu haben, aber bei genauer Betrachtung zeigen die beiden quadratischen Werkstücke aus Baumberger Sandstein einen entscheidenden Befund (Abb. 579, 580): Die Oberfläche der Frontseite erweist sich weitgehend als abgearbeitet und mit Mörtel geglättet, nur zwei geschwungene Flächen an den Seiten zeigen noch die originale Oberflächenbearbeitung. Dies erlaubt den unzweifelhaften Rückschluss, dass die kelchförmige Fläche dazwischen die Abarbeitungsspuren eines Kapitells bezeichnet, dessen Werkstück mit dem erhaltenen Quader in das Nischengewände einband. Durch das verlorene Kapitell erklärt sich zugleich auch die Verwendung von Baumberger Sandstein, dem in Rheda typische Material für Bauskulptur, an dieser Stelle. Auch die ‚Kämpferlage' darüber erweist sich als rückgearbeitet und übermörtelt. Die noch als Anschnitt erkennbaren nischenseitigen Halbrundprofile sind wohl dementsprechend als Reste eines Wulstkämpfers über den Säulenkapitellen zu interpretieren (siehe Kap. D.7.4.1.). Da die Altarnische noch weitgehend von Resten des originalen Wandputzes umgeben ist (Abb. 577, 578), sind dort durchaus zu erwartende Spuren eines steinernen Ziboriumsbogens o. Ä. eher auszuschließen. Nur etwas seitlich der Säulenachsen, insbesondere auf der

[280] Ihre Breite beträgt durchweg 11 cm, ihre Längenmaße (in cm) betragen von Nord nach Süd: 1. 35,5; 2. 48; 3.–5. ?; 6. 56; 7. 34,5.

[281] Ihre Maße betragen (in cm): A: Nordseite: Sockel: H: 33,5+x; B: 29,7; T: 38; Säulenbasis: H: 18,5; B: 27,5; T: mind. 37,5. – B: Südseite: Sockel: H: 36+x; B: 29,5; T: 37,5; Säulenbasis: H: 18,5; B: 27; T: mind. 36.

Nordseite, finden sich auf den ursprünglichen Putzpartien noch Spuren von senkrechten roten Streifen, doch ist ihre Zeitstellung nicht gesichert (Abb. 581–584).

Unmittelbar südlich neben der Altarnische springt in Höhe des zweiten Quadersteins des Nischengewändes aus der Wand eine Ausgussschüssel (Piscina) vor (Abb. 619–620), an die sich ein Gesims anschließt, über dem sich eine rundbogige Wandnische öffnet. Gesims und Piscina (siehe Kap. D.5.9.) sind aus einem einzigen Stück Baumberger Sandstein gefertigt[282] und weisen verschiedene Anritzungen zur Flächenaufteilung bei der Anfertigung auf, insbesondere auf der Piscinaunterseite (siehe Kap. D.3.2.). Die als Kugelsegment eingetiefte ‚Schüssel' verfügt über ein nach Osten gerichtetes Abflussloch, der dort beginnende Abflusskanal kann bis in eine Tiefe von 21 cm schräg verfolgt werden, danach scheint ein Knick in der Ableitung zu erfolgen.

Die rundbogige Rahmung der Wandnische ist ebenfalls aus einem Werkstück aus Baumberger Sandstein gefertigt.[283] Die Öffnung selbst wird von einer Kehle begleitet, in die fünf Halbkugeln als Zierbesatz eingefügt sind: zwei im unteren Bereich, zwei auf Kämpferhöhe und eine zur Markierung des Scheitels.[284] Eine Ritzlinie dient zur Anzeichnung der Kämpferlinie und erlaubt so Rückschlüsse auf den Werkprozess (siehe Kap. D.3.2.).

Im südlich anschließenden Wandfeld der Ostwand (Abb. 483) befindet sich ein Rundbogenfenster mit schräger, verputzter Laibung, dessen Gewände nach unten verlängert sind und hier eine Nische ausbilden. Dort wurde (ca. 90 cm über Bodenniveau) eine Osning-Sandsteinplatte eingelassen, in welche ein kreisrundes Lavabo-Becken (Ø 36 cm; H: 4,5 cm) eingearbeitet ist.[285] An der Vorderseite fehlt heute etwa ein Viertel seines Randes, da die ehemals wohl halbrund vorspringende Beckenplatte später – wohl beim Umbau um 1602/05 – auf die Ebene der Wandflucht rückgearbeitet wurde. Auf der Wandfläche lässt sich aber noch das Umrissprofil der

[282] Das Werkstück hat folgende Maße (in cm): H: 14; B: 65,5; T: 33/28 (davon 11 cm Überstand, Rest als Nischenboden fassbar). Beim Breitenmaß umfasst das Gesims 44,5 cm, das Ausgussbeckenstück 21 cm; ∅ der ‚Schüssel' 15 cm.

[283] Maße des Werkstücks (in cm): H: 43; B: 33; T: 15. Die Nischenöffnung misst: H: 29; B: 13,7; die umgebende Kehle misst: H: 33,5; B: 22,2. Die Kämpferlinie liegt bei 22/22,5 cm. – Die dahinter liegende Wandnische hat folgende Maße (in cm): H: 30; B: 36; T: 20. Als Abdeckung dient eine große Osning-Sandsteinplatte.

[284] Alle Zierkugeln sind heute fast vollständig (gewaltsam) weggebrochen.

[285] Das in die Wandfläche eingelassene Werkstück hat folgende Maße (in cm): B: 81; T: 33+x; H: 17,5.

Beckenwandung aus oberer gerader Platte und unterer 45°-Schräge erkennen.[286] In der östlichen Hälfte des ungefähr rechtwinklig eingetieften Beckens befindet sich ein rechteckiges Ausgussloch mit einer Zuführungsrinne. Der sich anschließende Abflusskanal kann bis in eine Tiefe von 170 cm (!) – das heißt bis ca. 80 cm unter dem heutigen Bodenniveau – in ihrem geraden Verlauf verfolgt werden, die Fortführung scheint dann jedoch verstopft zu sein.

Die auffallend große Wandstärke der Südwand (Abb. 492) dieses südlichen Raumteils erklärt sich durch eine in der Mauerstärke verlaufende Treppe, die im Rahmen der Restaurierungsarbeiten im Frühsommer 1964 aufgedeckt und freigelegt werden konnte.[287] „Um keinen Platz zu verlieren, wurde die Wand nach der Untersuchung der Treppe wieder beigemauert, der Stufenverlauf im Wandputz angedeutet und die Treppe mit Eichenbohlen abgedeckt".[288] Der Antritt der Treppe ist nicht erhalten, er befand sich an der Ostflanke des südlichen Hauptpfeilers: „Der untere Anlauf hat vor der Ostseite der südlichen Zwischenstütze gelegen, wo sich die ursprüngliche Stufenfolge noch als Störung im Backsteinverlauf abzeichnet"[289] – sie ist heute durch Ritzungen im Putz angedeutet. In der Südwestecke der Wand biegt der Treppenverlauf mittels dreier keilförmiger Stufen radial um und steigt dann mit fünf weiteren Stufen ostwärts nach oben, die in dem heute 81 cm breiten Treppenschacht freiliegen.[290] Die Trittflächen der Stufen bestehen aus ein oder zwei Kalksteinplatten, die mit kleineren Kalkbruchsteinen und Mörtel unterfüttert sind.[291] An der Süd- und Westwand des Treppenschachtes hat sich noch der mittelalterliche Verputz erhalten, der bis ca. 28–30 cm unter die Kante des heutigen Emporenbodens reicht.

[286] Vgl. die entsprechend profilierte Beckenwandung der oberen Piscina!

[287] In einem Aktenvermerk vom 10.07.1964 von Dr. F. Mühlen in der Altakte zu Rheda, Schloß, im Archiv des WAfD, Münster heißt es: „In der Südwand des Ostjoches wurde der obere Teil einer gewendeten Steintreppe festgestellt. Der untere Anlauf hat vor der Ostseite der südlichen Zwischenstütze gelegen, wo sich die ursprüngliche Stufenfolge noch als Störung im Backsteinverlauf abzeichnet." – Vgl. MÜHLEN, Kapellenturm, 1968, S. 70, dazu Abb. 51; MÜHLEN, Rheda, 1979, S. 7.

[288] MÜHLEN, Kapellenturm, 1968, S. 70. – Dies entspricht den lt. Aktenvermerk des Staatshochbauamtes Bielefeld vom 21.08.1964 (in der Altakte zu Rheda, Schloß, im Archiv des WAfD, Münster) beschlossenen, zur Ausführung bestimmten Maßnahmen: „Die im Mittelschiff zur Südseite freigelegte Treppe wird mit Eichenbohlen abgedeckt. Die Firma Tovenrath läßt hierfür [...] Winkelrahmen anfertigen (Schlossermeister Knaup-Rheda). Die Treppenwange wird hochgeführt (24 cm stark.). Der Verlauf der Treppe wird in den Putz eingeritzt."

[289] Wie Anm. 287.

[290] Rechnet man die Mauerstärke der neuen Wand von 33 cm hinzu, erreichen sie eine Gesamtbreite von 114 cm.

[291] Die Höhen- und Tiefenmaße (in cm) der einzelnen Stufen betragen von oben nach unten: 1. H: 20; T: 13+x; 2. H: 21; T: 26,5–27; 3. H: 19,5–20,5; T: 26–26,5; 4. H: 20–22; T: 25–26; 5. H: 20–22; T: 26,5–27; 6. (obere Eckstufe) H: 18–19; T: max. 47; 7. (mittlere Eckstufe) H: 18; T: max. 45; 8. (untere Eckstufe) nicht einmessbar, da unter Schutt verborgen.

Im Wandbereich der Südwand unterhalb der Treppe (Abb. 483) sind zwei unmittelbar nebeneinander liegende Wandschränke eingelassen, nur getrennt durch einen 12,5 cm breiten Streifen. Ihre Einfassungen aus Osning-Sandstein verfügen über einen 3–3,5 cm breiten Falz als Anschlag für die Schranktüren, die Stürze sind dabei mit den Deckplatten jeweils aus einem einzigen Werkstück gefertigt.[292] Die recht geräumigen Wandschränke[293] werden durch eine Wand aus zwei Sandsteinblöcken getrennt,[294] der Boden besteht offenbar ebenfalls aus großen Sandsteinplatten. Zwischen den beiden Wandschränken ist auf halber Höhe eine eiserne Öse eingelassen, die noch zur originalen Verriegelung der Schränke gehören könnte, denn sie korrespondiert nicht mit den Verschlüssen der heutigen Türen, die mit ihren handgeschmiedeten Angelbeschlägen und Schlössern noch aus dem 17. Jahrhundert stammen könnten. Über den beiden Wandschränken haben sich noch größere Partien des bauzeitlichen Putzes erhalten, die über dem rechten Schrank noch eine Strichzeichnung tragen, die den übrigen profanen Graffiti auf den Wänden der Kapelle aus dem 15. Jahrhundert zuzuordnen ist.[295]

Der heute als Fürstenloge genutzte Raum auf der Nordseite, die sog. ‚Sakristei', öffnet sich mittels einer Doppelarkade zum Altarraum (Abb. 480–482). Er wird von zwei queroblongen, gurtlosen Gewölben mit ausgeprägten Graten überfangen, die im Norden in der Wand auslaufen und im Süden ohne Absatz in die parabelförmigen Arkadenbögen übergehen. Zu seiner Belichtung dienen zwei zum Umgang geöffnete Rundbogenfenster in seiner Nordwand und eines in der Ostwand.

Die Doppelarkade ruht auf zwei Wandpfeilern und einem Freipfeiler auf. Der westliche Wandpfeiler ist Teil des nördlichen Hauptpfeilers, dessen umlaufendes Basisprofil mit seiner Ostseite endet (s.o.), jedoch ist die Quaderlage vollständig in Baumberger Sandstein ausgeführt. Auch mit seinen drei Quaderlagen ist der

[292] Östlicher Wandschrank: Öffnungsgröße mit und ohne Falz (in cm): H: 64/59; B: 52/43; Laibungstiefe: 33,5/30; Tiefe der Deckplatte: 41,5/38; die westliche Laibung ohne Absatz fortgesetzt in der Schrankwand: 75/72; im östlichen Gewände eingetieftes Rosettenmotiv (16 x 15 cm), nur grob ausgeführt und zudem überstrichen. – Westlicher Wandschrank: Öffnungsgröße mit und ohne Falz (in cm): H: 63/57; B: 50/41,5; Laibungstiefe: 23/20; Tiefe der Deckplatte: 41/38; die östliche Laibung ohne Absatz fortgesetzt in der Schrankwand: 78/75.

[293] Östlicher Wandschrank: H: 64; B: 59 (nach Osten ausgeweitet); T: 45,5. – Westlicher Wandschrank: H: 64; B: 60 (nach Westen ausgeweitet); T: 54.

[294] 1. H: 35; B: 21; T: 44. – 2. H: 35; B: 21; T: 34.

[295] Vgl. dazu CONRAD, Baugeschichte, 1989, S. 240–241.

Wandpfeiler von nur geringer Tiefe (29,7 cm) in den Aufbau des Hauptpfeilers aus ‚Modul-Quadern' einbezogen, danach geht er kämpferlos in den Arkadenbogen über.

Der quadratische Freipfeiler weist hingen ein eigenes Gliederungssystem auf: Auf den Sockelquader folgt die Pfeilerbasis mit einer Profilfolge aus Platte – kleiner Schräge – Wulst – Plättchen – Kehle – Absatz.[296] Der Pfeilerschaft besteht aus zwei großen Sandsteinblöcken,[297] als oberer Abschluss folgt ein Kämpferstein mit einem Profil aus hoher Kehle – leicht geschrägtem Plättchen – Platte,[298] der den Arkadenzwickel und den mittleren Gewölbefuß trägt.

Der östliche Wandpfeiler greift die Sockelgestaltung des Freipfeilers aus Sockelquader und entsprechend profilierter Basis auf, darüber folgen vier Quaderlagen.[299] Wie bei seinem westlichen Pendant geht er kämpferlos in den Bogen- und Gewölbeansatz über. Es sei jedoch die Überlegung erlaubt, dass für diese Stelle ursprünglich die Konsole unter dem südlichen Konsolstein der mittleren Fensternische im Ostumgang vorgesehen war, deren Profilfolge und absoluten Maße exakt der Kämpferplatte des Freipfeilers entsprechen.[300] Auffallend ist darüber hinaus, dass die Grundlinie seiner Basis deutlich höher liegt als die der beiden anderen Pfeiler[301] – möglicherweise in Angleichung an die benachbarten Basen der Flankierungssäulchen der unteren Altarnische.

Von den drei Rundbogenfenstern sitzt das östliche axial im Wandfeld, während die beiden Nordfenster jeweils leicht zur Mitte gerückt sind. Ihre Gewände, die im Unterschied zur Außenseite an den Kanten nicht gequadert sind, wurden als weite Trichtergewände gestaltet, die sich über den unteren Öffnungsabschluss hinaus, der mit einer kleinen Fensterbank versehen ist, nach unten fortsetzen und mit einer zweiten, trapezförmigen Fensterbank enden. In der Mitte der Raumwestwand ist ein Wandschrank eingelassen, dessen rechteckiges Sandsteingewände eine Rückstufung

[296] Die einzelnen Maße betragen (in cm): 1. Sockelquader: H: 23+x; B: 41,5; T: 41,5; 2. Basisquader: H: 18; B: 39,5; T: 39,5.
[297] Der Pfeilerschaft misst 29,7 x 29,7 cm, die Höhenmaße der beiden Quader betragen (in cm): 1. 54,5; 2. 71.
[298] Die Maße betragen (in cm): H: 14; B: 34; T: 34.
[299] Die Breite der Quader beträgt je 30 cm, die sichtbare Tiefe je 11,5 cm; die Höhenmaße der einzelnen Lagen (in cm): 1. 40; 2. 30; 3. 29; 4. 34,5.
[300] Die Höhen- und Breitenmaße – 14 cm bzw. 34 cm – stimmen genau überein, ebenso die Maße der Profilfolge: Kehle je 6 cm, Plättchen je 1,5 cm, Platte je 6,5 cm!
[301] Östlicher Wandpfeiler bei 27 cm, bei den beiden anderen Pfeilern bei je 22,5 cm!

für den (erneuerten) Türverschluss aufweist, Boden und Abdeckung des Schrankinnenraumes bestehen aus Sandsteinplatten.[302]

Links neben dem Wandschrank wurde zudem noch eine kleine, offene Rundbogennische plaziert (Abb. 622). Ihre aufwendige Rahmung aus Baumberger Sandstein wurde aus einem Stück gefertigt, ist jedoch heute im Scheitel gebrochen.[303] Ihre Gestaltung mit einer Kehle, die mit insgesamt fünf Halbkugeln besetzt ist – zwei in der unteren Hälfte, zwei auf Kämpferhöhe und eine im Scheitel[304] – entspricht der unteren Piscina (s.o.). Auch hier wurde die Kämpferlinie durch eine Ritzlinie angezeichnet (siehe Kap. D.3.2.), das innere Gewände ist abgeschrägt.

4.3.2.6. Die Befunde im Bereich des Westjoches

Zusätzlich zu den bereits geschilderten Befunden an den westlichen Eckpfeilern und der Innenseite des inneren Nordportals sind im Westjoch der Kapelle weitere relevante Baubefunde zu verzeichnen:

So befindet sich in der Mittelachse des Jochs vor den Treppenstufen zum Altarraum eine quadratische, heute mit Eichenbohlen abgedeckte Bodenöffnung (Abb. 490) als Verbindung zur Tordurchfahrt (s.o.), die unterseitig immer zu erkennen gewesen war und nun auch oberseitig bei der Restaurierung im August 1964 aufgedeckt und freigelegt werden konnte.[305] Die im Tonnengewölbe der Einfahrt ausgesparte Öffnung umschließt ein Holzrahmen, der möglicherweise noch aus der Bauzeit der Kapelle stammt (Abb. 572).[306] Zwei längere Balkenstücke im Osten und Westen und zwei kürzere im Norden und Süden formen eine Rahmengerüst[307] für eine annähernd

[302] Die Einfassung der Öffnung ist mit einer Kalkschlämme überdeckt, so dass ihre Werkstücke nicht erkennbar sind. Die Öffnungsmaße betragen (in cm): B: 53/45,5 (mit und ohne seitliche Falze); H: 44,5/41,5 (mit und ohne oberen Falz). – Seine Raummaße betragen (in cm): H: 40–42; B: 55; T: 74,5.

[303] Maße des Werkstücks (in cm): H: 36+x; B: 36+x; T: 11,5. – Die Nischenöffnung misst: H: 26,5; B: 14; die umgebende Kehle misst: H: 31; B: 22,5. Die Kämpferlinie liegt bei 21 cm. – Die dahinter liegende Wandnische hat folgende Maße (in cm): H: 33,5; B: 37; T: 35. Als Abdeckung dient eine große Osning-Sandsteinplatte.

[304] Nur die südliche Kämpferkugel ist vollständig erhalten, die übrigen sind unterschiedlich stark beschädigt bzw. abgearbeitet.

[305] In einer handschriftlichen, namentlich nicht bezeichneten Aktennotiz in der Altakte zu Rheda, Schloß, im Archiv des WAfD, Münster, heißt es zu einem Besprechungstermin am 23.8.1965: „Auch bei Freilegung des Fußbodens Mittelraum alte Öffnung zum Unterraum gefunden. Eichenholzrahmen mit Zargenlöcher[n] für Gitter und Falz für Klappe ist v. Vüssing [?] fotografiert." – MÜHLEN, Kapellenturm, 1968, S. 72–74, dazu Abb. 52, 53; MÜHLEN, Rheda, 1979, S. 8.

[306] Leider ist der Holzrahmen bisher nicht dendrochronologisch untersucht worden. Die Balken sind in einem sehr abgenutzten Zustand, dazu ausgetrocknet und der Länge nach gerissen. – Die Außenmaße des Rahmens betragen: 92 (S) x 93 (O) cm.

[307] Die Maße der Balken betragen (in cm): N: L: 54; B: 16+x; H: ca. 9. – S: L: 53; B: 17+x; H: ca. 9. – W: L: 86+x; B: 13+x; H: ca. 9. – O: L: 86+x; B: 13+x; H: ca. 9.

quadratische Öffnung (55 x 52,5 cm),[308] die mit einem 3,5–4 cm (N und S) bzw. 6 cm (O und W) breiten Falz für eine Abdeckung versehen ist. In den beiden kurzen Balken der Nord- und Südseite ist jeweils mittig ein Loch angeordnet, weitere Löcher finden sich im Ostbalken an der Nordostecke und etwas zur Mitte hin. Entgegen Franz Mühlen sind diese Löcher wohl nicht als Zapfenlöcher zur Befestigung von Pfosten für ein Geländer deuten,[309] dafür sind es zu wenige. Die Löcher im östlichen Balken dürften von einer früheren Verwendung stammen (zumal entsprechende Löcher im westlichen Balken fehlen), die beiden Löcher in den kürzeren Balken dienten vielmehr wohl zur Arretierung der hölzernen Abdeckplatte.

In der inneren Südwand des Jochs öffnet sich eine weite, kämpferlose Rundbogenöffnung zum südwestlichen Umgangsabschnitt. Diese Öffnung dürfte – wie bereits erwähnt – im Zuge des Umbaues der Kapelle 1602/05 eingebrochen worden sein (s.o.). Ursprünglich war die Wand wohl vollständig geschlossen.[310] Darauf lässt der 1963–65 aufgedeckte Befund „zweier hölzerner Balken“ schließen, die „in Ost-Westrichtung in das Mauerwerk eingebettet“ waren.[311] „Diese Balkenreste einer ehemaligen Verankerung wurden aus Zweckmäßigkeitsgründen entfernt“.[312]

Im Westen des Joches ist zwischen die beiden Eckpfeiler (s.o.) – etwas zurückgesetzt – eine hohe Dreibogenstaffel (Kap. D.5.6.) eingespannt, deren tragende Säulen auf zwei halbhohen Brüstungsmauern aufruhen (Abb. 476–478). Diese sind aus Backsteinen gemauert,[313] lediglich ihre Stirnen bestehen aus Quadern. Letztere rahmen einen Durchgang, der über vier Stufen aus großen Sandsteinquadern den Zugang zur doppelläufigen Emporentreppe vermittelt. Die beiden unteren Stufen, die

[308] Die Maße der einzelnen Seiten der Öffnung betragen (in cm): N: 55,5; S: 55; W: 52,5; O: 52,5.

[309] MÜHLEN, Kapellenturm, 1968, S. 72; MÜHLEN, Rheda, 1979, S. 8.

[310] So bereits MÜHLEN, Kapellenturm, 1968, S. 67/70.

[311] Ebd., S. 72. – In einem Aktenvermerk vom 10.07.1964 von Dr. F. Mühlen in der Altakte zu Rheda, Schloß, im Archiv des WAfD, Münster heißt es dazu: „Im Boden zwischen dem Westjoch und der Südseite des Umgangs wurde ein Eichenbalken unmittelbar über Fußbodenniveau festgestellt, der seitlich im Mauerwerk eingebettet war.“

[312] MÜHLEN, Kapellenturm, 1968, S. 72. – Leider wurden die Balken offenbar mehr oder minder undokumentiert beseitigt. – In einer handschriftlichen, namentlich nicht bezeichneten Aktennotiz in der Altakte zu Rheda, Schloß, im Archiv des WAfD, Münster heißt es zum 5.6.1965 als Erläuterung einer groben Skizze: „Eichene Balken oder Verankerung. Diese sollen auch über den Pfeilern im Kapellengewölbe gelegen haben. Tovenrath [= Bauunternehmer der Restaurierungsarbeiten] hat sie entfernt. Fotos hat Dr. Mühlen gemacht“.

[313] S. THÜMMLER/BADENHEUER, Westfalen, 1964/73, Tafel 65 mit den Brüstungsmauern im Zustand während der Restaurierung ohne Putz. – Wie ältere Aufnahmen zeigen, waren die Brüstungen später hochgemauert worden, wurden aber bei der Restaurierung wieder auf das ursprüngliche Maß reduziert, wie es den in einem Aktenvermerk des Staatshochbauamtes Bielefeld vom 21.08.1964 in der Altakte zu Rheda, Schloß, im Archiv des WAfD, Münster, festgehaltenen, zur Ausführung bestimmten Maßnahmen entspricht: „Beim Treppenaufgang mit Säulen soll das Mauerwerk selbst in Höhe der Rücken der Löwen angeglichen werden. Das Mauerwerk erhält eichene Abdeckungen.“

in ihrer Breite genau der Durchgangsbreite entsprechen, ragen in den Raum vor, die dritte, etwas breitere liegt bündig in der Flucht der Brüstungsmauern, die vierte Stufe hingegen ist Teil des Wendepodestes der Doppeltreppe.[314] Unmittelbar auf der dritten Stufe, diese an ihren Enden überlappend, liegt jeweils ein großer waagerechter Quader, darüber ein senkrechter Quader als Stirn der Brüstungsmauern und zur Einrahmung des Durchgangs.[315] Auf letzteren ruhen die liegenden Löwenfiguren aus Baumberger Sandstein auf (siehe Kap. D.6.1.1.),[316] die ihrerseits als Basis für die schlanken Säulen der Dreibogenstaffel dienen. Ein Wirtel aus Baumberger Sandstein teilt ihre Schäfte jeweils in ein unteres Drittel, ebenfalls aus Baumberger Sandstein, und die oberen Zweidrittel aus poliertem schwarzem Schiefer (siehe Kap. D.3.5.).[317] Die abschließenden Säulenkapitelle sind wie bei den benachbarten Eckdiensten nur als schlichte, nicht weiter ausgearbeitete Kelchblockkapitelle ausgebildet und ‚in der Bosse' versetzt, hier bestehen sie allerdings aus gelblichem Osning-Sandstein. Ihre Kämpferplatten sind mit ‚Kehle und Platte' jedoch deutlich schlichter profiliert als die Kämpfergesimse der Eckpfeiler. Während die Kämpferplatte der nördlichen Säule wie diese aus gröberem Osning-Sandstein besteht, wurde für diejenige der südlichen Säule feinerer Baumberger Sandstein verwendet.[318]

Die Dreibogenstaffel besteht aus seitlichen, schmaleren Rundbögen und einem mittleren, stark gestelzten Spitzbogen mit eigenen kleinen Kämpfersteinen aus Osning-Sandstein mit Kehle-Platte-Profil. Das Wandfeld, in das die drei Bögen einschneiden und das von einem zugespitzten Schildbogen überfangen wird, ist wiederum aus Backsteinen gemauert.

Hinter den Brüstungsmauern der Dreibogenstaffel steigen die beiden Treppenläufe der westlichen Doppeltreppe auf, die von dem mittigen ‚Wendepodest' ihren Ausgang nehmen. Sie umfassen jeweils 17 Stufen und schwenken an ihrem oberen Ende mit

[314] Die Maße der Stufenquader betragen (in cm): 1. H: 12+x (Rest steckt in Boden); B: 89,5; T: 56,5 (reicht bis unter die 2. Stufe); 2. H: 20; B: 89; T: 29; 3. H: 20; B: 105; T: 31 (wegen Durchgangslaibung); 4. H: 20; B: 87; T: 79.

[315] Die Maße der Quader betragen (in cm): A. Nördliches Gewände: 1. H: 37; B: 57; T: 30,5; 2. H: 63; B: 34+x; T: 30,5. – B. Südliches Gewände: 1. H: 35; B: 54,5; T: 30,5; 2. H: 66; B: 25,5; T: 30,5.

[316] Die Maße ihrer Werkblöcke betragen (in cm): A. Nördlicher Löwe: H: 39,5; B: 46,5 + 7 (Schnauzenüberstand); T: 29. – B. Südlicher Löwe: H: 37,5; B: 48 + 3,5 (Schnauzenüberstand); T: 29,5.

[317] Die Maße der einzelnen Säulenwerkstücke betragen (in cm): A. Nördliche Säule: 1. unteres Schaftstück: H: 106,5; ∅ 25/22; 2. Wirtel: H: 17; B: 34 (Verhältnis 1:2!); 3. oberes Schaftstück: H: 271,5; ∅ max. 23. – Südliche Säule: 1. unteres Schaftstück: H: 105,5; ∅ 25/22,5; 2. Wirtel: H: 17; B: 34; 3. oberes Schaftstück: H: 270; ∅ max. 23.

[318] Vermutlich handelt es sich um einen ‚Materialrest', der hier an dieser Stelle, wo man dieses Material nicht unbedingt erwarten würde, verarbeitet wurde.

einer Vierteldrehung zu den Längsemporen um (Abb. 492). Ihre Stufen bestehen aus Grauwacke (?) und wurden bei der Restaurierung 1963–65 mit einer Zementschicht geglättet.[319]

Mit ihrem oberen Teil ‚verschwinden' die beiden Treppenläufe in den dafür ausgehöhlten Westpfeilern. In ihrem unteren Teil laufen sie jedoch nicht bis zur Westwand durch, sondern lassen einen 13,5 cm breiten, heute mit Hohlbohlen ausgefüllten Spalt frei,[320] der der Tiefe einer flachen, 310 cm breiten Wandnische zwischen zwei seitlichen Wandvorsprüngen entspricht. Die Wandnische und der Spalt hinter der Doppeltreppe stehen in Zusammenhang mit dem heute vermauerten Führungsschlitz für das Fallgatter der östlichen Toreinfahrt, der daran noch indirekt ablesbar ist. Damit in unmittelbarem Zusammenhang stehen außerdem die beiden Eisenhaken an der Westwand, die zum Einhängen des Fallgatters im hochgezogenen Zustand dienten. Sie bestehen aus handgeschmiedeten, rechtwinklig umknickenden und an den Ecken abgefasten Vierkantstäben, ihr Abstand beträgt 256 cm.[321] Auflagesteine wie bei den Gatterhaken im östlichen Umgang lassen sich aufgrund des Verputzes z. Zt. nicht nachweisen.

Mittig im unteren Teil der Westwand, allerdings leicht aus der Raumachse nach Süden verschoben, befindet sich eine verputzte Rundbogennische, die in ihrer Rückwand ein kleines, schießschartenartiges Rechteckfenster enthält, dessen seitliche Laibungen sich mittels einer Schräge stark aufweiten[322] und das im Zuge der Restaurierung 1963–65 wieder geöffnet wurde.[323]

---

[319] Ihre Höhenmaße betragen (in cm): A. Nördliche Treppe: 1. 22; 2. 21,5; 3. 20,5; 4. 20,5; 5. 18,5; 6. 19; 7. 18,5; 8. 18,5; 9. 20; 10. 19,5; 11. 20,5; 12. (Beginn der Rundung) 18; 13. 18,5; 14. 17,5; 15. 18; 16. (aus Backstein) 15; 17. 14. – Südliche Treppe: 1. 20,5; 2. 19; 3. 19; 4. 20,5; 5. 18,5; 6. 19; 7. 18; 8. 17/18; 9. 16/19; 10. 16/18; 11. 19/21; 12. 18/20; 13. (Beginn der Rundung) 17/18; 14. 17/18,5; 15. 16,5/17,5; 16. (aus Backstein) 14,5; 17. 14. – Die aufgebrachten Zementschichten entsprechen den vorgesehenen Maßnahmen, wie sie in einem Aktenvermerk des Staatshochbauamtes Bielefeld vom 21.08.1964 in der Altakte zu Rheda, Schloß, im Archiv des WAfD, Münster benannt sind: „Die Treppenstufen selbst sollen gesäubert und Fehlstellen beigeputzt werden."

[320] Dies entspricht den abgestimmten Maßnahmen, wie sie in einem Aktenvermerk des Staatshochbauamtes Bielefeld vom 21.08.1964 in der Altakte zu Rheda, Schloß, im Archiv des WAfD, Münster festgehalten sind: „Die ausgesparte Fläche zwischen beiden Treppen und dem Außenmauerwerk soll lediglich durch eichene, schräg laufende Bohlen, die herausnehmbar sind, geschlossen werden."

[321] 1. Der nördliche Haken: Maße (in cm): H: 10,2 / 4 (unterer Stab); B: 5,5; T: 7,3; der senkrechte Bolzen ist an den Ecken abgekantet. – 2. Der südliche Haken: Maße (in cm): H: 10,7 / 4 (unterer Stab); B: 5,3; T: 7; auch hier ist der senkrechte Bolzen an den Ecken abgekantet.

[322] Die jeweiligen Maße betragen (in cm): 1. Die Nische: H: 127; B: 66; T: 35–36,5; 2. Das Fenster: H: 65; B: 31.

[323] Dies entspricht den lt. Aktenvermerk des Staatshochbauamtes Bielefeld vom 21.08.1964 (in der Altakte zu Rheda, Schloß, im Archiv des WAfD, Münster) beschlossenen, zur Ausführung bestimmten Maßnahmen: „Die Schießscharte unter dem Rundbogenfenster [gemeint ist ‚Rundfenster'] im Treppenaufgang wird geöffnet und mit einem bleiverglasten Fenster versehen."

In einigem Abstand über der Fensternische öffnet sich die markante Westrosette mit dem stehenden Vierpass (Kap. D.5.8.3.2.), auch sie leicht aus der Raumachse nach Süden verschoben. Die kreisrunde Einfassung besteht aus 24 Osning-Sandsteinquadern, deren Stirnseiten bündig auf Wandniveau liegen. Ihre rechtwinklige Laibung stößt gegen die Fensterfüllung, die aus einer vorgestuften Einrahmung um die eigentliche Vierpassöffnung besteht. Diese ist gebildet aus einem Mittelkreis, an den sich vier Kreissegmente in Kreuzform anschließen. Ihre Kanten sind mit Kehle – Plättchen – Platte profiliert, die rahmende Kreisblende in vergleichbarer Weise mit Plättchen – Kehle – Rücksprung. Das Plattenmaßwerk des Vierpasses, ebenfalls aus Osning-Sandstein geschlagen, setzt sich aus Werkstücken zusammen, die auch die rahmende Blende einschließen. Dabei wurden die Werkstücke für Nasen des Vierpasses jeweils symmetrisch angelegt, die Zwischenzonen jedoch unregelmäßig aus zwei (unten) bzw. drei eingepassten Werkstücken gebildet, die zusammen ein radiales Fugenbild ergeben. An den Nasenspitzen finden sich noch Spuren für die Verankerung einer älteren (der ursprünglichen?) Verglasung.

Oberhalb der Westrose bleibt die Wand ungegliedert, die seitlichen Wandvorsprünge laufen durch und schneiden schließlich in die Gewölbeschale ein, die als nord-süd-gerichtete Längstonne den Treppenschacht überfängt.

4.3.2.7. Die Befunde im Emporengeschoss

Die Emporenräume im Obergeschoss der Kapelle (Abb. 486, 487) erweisen sich als schlichte, auf ihre Kubatur reduzierte Räume ohne jegliche architektonische Gliederung – die einzige Ausnahme bilden die Apsisnischen in der Ostwand. Die Emporen öffnen sich mittels großer Arkadenbögen zu den beiden Mitteljochen und werden jeweils von einer Längstonne überwölbt, in die flache Stichkappen über den Arkadenbögen einschneiden. In die Westwände münden die Treppenläufe der westlichen Doppeltreppe (Abb. 492). Dabei liegt die Flucht der Westwand der Nordempore aufgrund der dahinter angeordneten Wendeltreppe etwas weiter östlich als diejenige der Südempore, hinter der sich der im Vergleich schmalere Abortschacht verbirgt, so dass hier auf Höhe des Gewölbeansatzes zusätzlich ein

Überfangbogen eingeführt wurde, der die Wandflucht der Schildbogenwand über dem als flache Rundung in die Wand einschneidenden Treppenende auffängt.

Jede Empore wird von zwei Fensteröffnungen in der Längswand belichtet, deren recht große Fensternischen keinerlei Verwendung von Sandsteinquadern erkennen lassen. Diese Fensteranlagen sollen hier nachfolgend genauer vorgestellt werden:

Das östliche Nordfenster (Abb. 618) ist als einziges noch fast vollständig in seiner originalen Form erhalten. Von der schlanken, rundbogigen Fensteröffnung (B: 49,5 cm) ausgehend weiten sich die schrägen, teilweise noch mit originalem Putz versehenen Gewände zu einer weiten Fensternische (B: 167 cm) aus, deren Bogenlaibung leicht stichkappenartig in das Tonnengewölbe einschneidet. Die Fensteröffnung selbst endet unten mit einem erneuerten Fensterbrett, von dem eine steile Sohlbank ausgeht, die mit der eigentlichen, tiefer angeordneten Fensterbank der Fensternische endet. Dieses Fenster wurde vermutlich um 1602/05 vermauert und ist erst wieder bei der Restaurierung 1963–65 geöffnet worden.[324]

Vom nordwestlichen Emporenfenster, das aus der Achse des Joches weit nach Osten verschoben ist, haben sich die Gewände der Fensternische (B: 167 cm) noch weitgehend original erhalten. Sie wurde jedoch später nach unten zu einer Sitznische verlängert, die gegenüber dem Emporenboden einwenig erhöht ist, und mit einer neuen, innenliegenden Fensterbank versehen. Zudem wurden die Gewände im inneren Bereich einwenig aufgeweitet, um eine etwas breitere, leicht spitzbogige Sandsteinrahmung (B: 70 cm) einsetzen zu können, zu dem ferner ein steinerner Querbalken auf halber Höhe gehört. Die Form der Sandsteinrahmung und der Sitznische gleicht den Kreuzstockfenstern am übrigen Turmkörper und erlaubt dadurch eine Zuordnung zu den Umbaumaßnahmen um 1602/05. Anlass für diese Fenstererneuerung dürfte der große Setzriss gewesen sein, der sich durch die Nordwand zieht und der offenbar auch das Fenster betroffen hatte (s.o. Kap. D.4.3.1.2.).

[324] In einem Aktenvermerk vom 10.07.1964 von Dr. F. Mühlen in der Altakte zu Rheda, Schloß, im Archiv des WAfD, Münster, heißt es: „Dieses Fenster [NNO-Fenster Im Umgang] ist, wie ein beidseitig zwischen originales Gewände und Beimauerung eingebrachtes Heupolster zeigt, nachträglich sorgfältig zugesetzt worden. In gleicher Weise ist auch das Nordfenster des oberen Umganges zugesetzt worden. Beim Herausnehmen der Backsteine wurde in der Beimauerung jedes der beiden Fenster ein Backstein mit skizzenhaften Strichzeichnungen gefunden, die in den noch ungebrannten Tonrohling eingeritzt sein müssen."

Das östliche Fenster der Südempore ist infolge späterer Umbauten ebenfalls nur noch teilweise erhalten. Bewahrt haben sich insbesondere die Kanten der Fensternische (B: 167 cm) und die abschließende Bogenlaibung, die auch hier stichkappenartig ins Emporengewölbe einschneidet. Die Fensternische wurde später bis zum Boden verlängert, Reste des Originalputzes gegeben aber noch die ursprünglichen Gewändebereiche an, unterhalb der Linie der ehemaligen Fensterbank sind größere seitliche Ausbrüche zu verzeichnen. Im inneren Bereich wurden die Gewände stark aufgeweitet für eine Türöffnung, das östliche erhielt dabei eine fast rechtwinkelige Form. Die heute wieder vermauerte Tür stellte eine Verbindung zum zweiten Obergeschoss des Torhauses von 1718–20 her, in dem sich damals die Gemächer der gräflichen Familie befanden. Diese Verbindung wurde um die vorletzte Jahrhundertwende wieder geschlossen.

Das westliche Südfenster stellt heute im Inneren eine Rekonstruktion aus der Zeit der Restaurierung 1963–65 dar. Es war, wie die Befunde am Äußeren belegen (s.o. Kap. D.4.3.1.3.), zwischenzeitlich, wohl im Spätmittelalter, zu einer Türöffnung aufgeweitet worden, die eine Verbindung zu den Obergeschossen des spätmittelalterlichen Torhauses ermöglichte. Bei der Rekonstruktion der Fensterform orientierte man sich am Befund des nordöstlichen Emporenfensters, doch geriet die Fensternische im Vergleich mit den drei übrigen Fenstern (B: 167 cm) dabei etwas zu schmal (B: 158 cm). Westlich des Fensters finden sich noch Reste von Grisaillemalerei mit Beschlagwerkornamenten, wohl aus der Zeit der Umgestaltung um 1602/05 (siehe Kap. D. 4.6.).

In der nördlichen und südlichen Außenwand der Emporen, seitlich und zwischen den Fenstern, sind jeweils drei kleine, querrechteckige Nischen in die Wand eingetieft, die heute elektrische Lampen aufnehmen.[325] Das Niveau der Nischenböden ist dabei auf die Höhe der ursprünglichen unteren Fensterbänke abgestimmt. Die Nischen sind mit teilweise noch originalem Putz versehen (der stellenweise noch Schriftreste des 15. Jahrhundert trägt), so dass über die genaue Bauweise z. Zt. keine Aussagen gemacht werden können, von ihrer Konstruktion dürften sie jedoch den Wandnischen im profanen Wohngeschoss entsprechen, wo zu sehen ist, dass die Seiten- und Rückwände

[325] Die Maße der Nischen betragen (in cm): A: Nordseite: 1. östliche Nische: H: 53; B: 58; T: 55; 2. mittlere Nische: H: 54; B: 59,5; T: 54,5; 3. westliche Nische: H: 55; B: 57; T: 44,5. – B. Südseite: 1. östliche Nische: H: 55; B: 51; T: 43; 2. mittlere Nische: H: 51; B: 55,5; T: 45; 3. westliche Nische: H: 53; B: 59; T: 44,5.

aus Backsteinen gemauert sind, während Boden- und Deckplatte aus glatten Kalksteinplatten bestehen. – Diese Nischen sind wohl als recht feuersichere Lichtnischen, vermutlich für Talglichter, zu interpretieren.

Im Unterschied zu den übrigen Wänden des Emporengeschosses ist dessen Ostwand nicht plan gestaltet, sondern wird durch zwei Wandvorlagen in drei Abschnitte untergliedert, in die wiederum Nischen eingetieft sind (Abb. 492, 484, 485). Der Abstand zwischen den beiden Vorlagen misst 476 cm Breite, die Abstände zu den seitlichen Außenwänden 250 cm (N) bzw. 248,5 cm (S). Die zwei Wandvorlagen von 143 cm (N) bzw. 142,5 cm (S) Breite verfügen, wie die Wandvorlagen im Umgang genau darunter, über ein eigenes Basisprofil aus geradem Sockel – Rücksprung – Plättchen – Schräge – Rücksprung, wobei der obere Teil des Sockels und das Basisprofil hier aus einem Werkblock bestehen, hinzu kommt eine weiterer für den unteren Teil des Sockels.[326] Die Kanten der Vorlagen, um die das Basisprofil herumbiegt, steigen senkrecht nach oben auf, wobei die jeweils zur Mitte gerichteten Kanten gegen ein Kämpfergesims laufen, das als Auflager für die jeweiligen östlichen Scheidbögen dient. Das aus gelblichem Osning-Sandstein geschlagene Gesims ist mit Plättchen, Kehle und Platte sehr schlicht profiliert und erscheint zur Mitte verschoben, denn es ragt über die Flucht der inneren Vorlagenkanten hinaus und wird von einem ebenfalls aus Osning-Sandstein gefertigten Kragstein gestützt, der von zwei im rechten Winkel angeordneten Schrägen gebildet wird. Zwischen diese ist jeweils ein abknickender Zylinder eingefügt, der als Auflager für eine der Rundstabrippen des östlichen Kreuzrippengewölbes dient. Dabei erscheinen die Rippen sehr auf das an dieser Stelle entsprechend gerundete Kämpfergesims gequetscht, da sie kaum auf dessen Deckplatte Platz finden.

Da die Kämpfergesimse und die darauf aufruhenden östlichen Arkadenbögen in der beschriebenen Weise gegenüber den Vorlagenachsen zur Mitte verschoben sind, laufen die äußeren Kanten der Vorlagen ungehindert parallel zu den Bogenansätzen nach oben weiter und endigen erst am Tonnengewölbe der seitlichen Emporen. Damit geht einher, dass die Achse der Tonnengewölbe und ihres östlichen Schildbogens nicht mit der Achse der seitlichen Halbrundnischen übereinstimmt,

[326] Die Gesamthöhe des oberen Basissteins beträgt 27 cm, die einzelnen Profilelemente messen (in cm): Sockel: 14,5; Plättchen: 3,2; Schräge: 9,2. Der untere Sockelteil misst 2+x cm.

sondern leicht zur Mitte verschoben ist. Diese Verschiebungen im Gliederungs- und Architektursystem lassen auf eine Planänderung und eine mehrphasige Bauausführung schließen (siehe Kap. D.4.4.3.).

Die beiden seitlichen Abschnitte der Ostwand sind als östliche Stirnseiten der nördlichen und südlichen Emporenräume mit großen, wandfüllenden Halbrundnischen versehen, die wohl als Apsiden angesprochen werden können.[327] Die nördliche Apsis (Abb. 486) ist fast vollständig erhalten mit Wandung und Kalotte, nur gestört durch einen mittigen, jetzt nur noch als vermauerte Nische erhaltenen Türdurchbruch, der die Verbindung zum 1602/05 an der Nordostecke des Turmes errichteten, nach dem Brand von 1718 wieder abgebrochenen Wendelstein herstellte. Die stichbogige Türöffnung, von deren innenseitigen Verschluss noch zwei Türangeln links und ein Riegeleisen rechts zeugen, wird im oberen Bereich von Resten zeitgenössischer Grisaillemalerei mit Beschlagwerkornamenten eingerahmt (siehe Kap. D.4.6.). Über dem Türdurchbruch zeichnet sich noch durch eine moderne Ritzung und Fugenrisse der obere Abschluss der romanischen Fensteröffnung (B: ca. 77 cm) ab – ein Befund, der mit der äußeren Befundsituation, wo sich in entsprechender Position Reste der Bogenlaibung erhalten haben, genau korrespondiert.

Die südliche Apsis (Abb. 487) ist hingen stark gestört durch den Einbau eines Kreuzstockfensters mit Tudorbogen und seitlichen Sitzbänken um 1602/05. Für letztere wurden die unteren Partien der seitlichen Nischenwandung abgearbeitet, so dass die ursprüngliche Konchenform nur noch oberhalb der Kämpferlinie der benachbarten Wandvorlage ablesbar ist, insbesondere an der Kalotte, in die freilich die Laibung des Kreuzstockfensters deutlich einschneidet. In diesen Bereichen hat sich sogar noch der originale Putz erhalten. Zwischen den Sitzbänken der Fensternische liegt der Boden eine Stufe höher. Da der nördliche Sitz darüber etwas zurückspringt und auch der südliche Sitz offenbar auf diese Stufe Rücksicht nimmt, ist anzunehmen, dass diese Stufe bereits vor deren Einbau vorhanden war und möglicherweise ein von Anfang an vorhandenes höheres Bodenniveau in der Apsisnische bezeichnet, das genau mit der unteren Sockellage der benachbarten Wandvorlage übereinstimmt.

[327] Ihre Breite beträgt (in cm): N: 225,5; S: 224,5.

In das mittlere Wandfeld der oberen Ostwand ist eine breite und sehr tiefe, architektonisch höchst aufwendig instrumentierte Spitzbogennische (B: 326,5 cm) eingetieft, die ehemals die obere Altarstelle aufgenommen hat (Abb. 484). Die Vorderkanten ihrer Laibungen werden größtenteils von Dreisäulenbündeln aufgenommen, die wie ihre Gegenstücke am inneren Kapellenportal von liegenden Trägerfiguren getragen werden (Abb. 613–616). Auch hier springen diese gegenüber der Wandflucht auf Sockeln vor, diese sind nun allerdings wesentlich höher als beim Portal, bestehen im Süden jedoch nur aus zwei Lagen (!).[328] Auf den Trägerfiguren aus Baumberger Sandstein (Kap. D.6.1.2.)[329] und dem angrenzenden Mauerstück ruhen die über Eck angeordneten Basen (Kap. D.6.1.) der Dreisäulenbündel auf. Ihre Werkstücke bestehen aus feinem Baumberger Sandstein. Diejenigen der Nordseite binden in das seitlich anschließende Mauerwerk ein und bilden dort die unterste Lage des rahmenden Gewändes, während im Süden an dieser Stelle eine Piscina eingefügt ist (s.u.). An die rahmenden Gewände schließt sich jeweils der von den Säulen umstellte Pfeilerkern an, beide Partien sind aus großen, regelmäßigen, aber nicht nivellierten Osning-Quadern gefügt. Die aus poliertem schwarzem Schiefer (s.o.) gefertigten Säulenschäfte der Dreisäulenbündel (Kap. D.5.7.)[330] weisen hier deutliche Beschädigungen auf. Ihre Kapitelle (Kap. D.6.2.1.) sind jeweils zu einem großen Block miteinander verschmolzen, dessen Werkstück aus Baumberger Sandstein seitlich in das Mauerwerk einbindet und dort die oberste Lage der rahmenden Gewände bildet.[331] Die ebenfalls aus Baumberger Sandstein gefertigten Kämpfer aus Kehle–Platte enden seitlich jeweils an der Flucht der rahmenden Gewände, während der hintere Teil sich bis zur Rückwand der Altarnische fortsetzt und so das Auflager für den überfangenden Spitzbogen bildet. Dessen Vorderkante ist aus übertünchten Sandsteinquadern gebildet, der rückwärtige Teil wohl aus Backsteinen gemauert.

[328] Ihre Maße betragen (in cm): 1. Unter der nördlichen Trägerfigur: B: 30,5; T: 21,5 (N-Seite) / 118,5 (N-Seite); H: 1. 22+x; 2. 48,5; 3. 14. – 2. Unter der südlichen Trägerfigur: B: 30,5; T: 21,5 (S-Seite) / 122 (N-Seite); H: 1. 23,5+x; 2. 63 (!).

[329] Die Maße ihrer Werkblöcke betragen (in cm): A: Südliche Trägerfigur: H: max. 34,5 (Kopf), sonst 21; B: 29,5; T: 54,5 (an Sockelplatte), insges. 60 (mit Kopf). – B: Nördliche Trägerfigur: H: max. 39,5 (Kopf), sonst 21; B: 28; T: 54,5 (an Sockelplatte), insges. 70,5 (mit Kopf).

[330] Ihre Maße betragen (in cm): 1. Nördliches Dreisäulenbündel: 1. Nördliche Säule: H: 91,5; Ø 9,5–11,5; 2. Ecksäule: H: 91,5; Ø 11,5–12,5; 3. östliche Säule: H: 92; Ø 9,5–11,5. – Südliches Dreisäulenbündel: 1. Südliche Säule: H: 91,5; Ø 9,5–11,5; 2. Ecksäule: H: 91,5; Ø 9,5–11,5; 3. östliche Säule: H: 91,5; Ø 9,5–11,5.

[331] Die Maße der beiden Kapitellwerkstücke betragen (in cm): A. Nördliches Kapitell: H: 28; B: 53+x, davon 44 das Kapitell; T: 47,5. – B. Südliches Kapitell: H: 27,5; B: 45+x, davon 44,5 das Kapitell; T: 47,5.

Unmittelbar angrenzend an die Säulenbasen des südlichen Dreisäulenbündels, etwa auf Höhe der Trägerfigur, ist eine Wandnische mit Piscina (siehe Kap. D.5.9.) in die Wand eingelassen (Abb. 621). Die rundbogige Rahmung der Nische wurde aus einem einzigen Werkstück aus Baumberger Sandstein gefertigt, die Rückwand separat aus demselben Material.[332] Auch hier ist die Vorderkante der Öffnung mittels einer Kehle abgeschrägt, die mit fünf vergleichsweise kleinen Halbkugeln in gleichem Abstand besetzt ist: zwei im unteren Bereich, zwei am Bogenlauf und eine im Scheitel.[333] Ritzlinien dienten zur Anzeichnung der Kämpferlinie und der Innengewände, wodurch sie Hinweise auf die Arbeitsweise des Steinmetzen geben (siehe Kap. D.3.2.), weitere Ritzlinien betonen die Kanten. Das Ausgussbecken der Piscina besteht aus Osning-Sandstein und tritt halbrund vor die Wandflucht vor.[334] Seine Außenwandung verläuft zunächst senkrecht, daran schließt sich ein Kegelstumpf an. Auch hier finden sich Ritzlinien, die die maximale Beckenbreite und die Fluchtlinie der Einmauerung markieren. Das eingetiefte Ausgussbecken mündet in einem Spundloch in der östlichen Wandung. Der leicht schräg in der Wand verlaufende Abflusskanal lässt sich bis zu 88 cm tief verfolgen, dann knickt er um.

Die Rückwand der oberen Altarnische (Abb. 613, 614) wird fast vollständig von der großen Sechspassrosette (Ø 317 cm) eingenommen (Kap. D.5.8.3.1.). Sie sitzt nicht ganz mittig zur Nischenachse, sondern ist leicht nach Norden verschoben, deutlich ablesbar daran, dass ihre äußerste Rahmung den nördlichen Bogenkämpfer hart tangiert, während im Süden noch etwas Abstand verbleibt. Eine aufwendig profilierte Kreisblende rahmt die eigentliche Fensteröffnung, die als stehender Sechspass gestaltet ist, bestehend aus einem größeren zentralen Okulus und sechs angegliederten Dreiviertelkreisen. Sämtliche Werkstücke der Rosette bestehen aus Baumberger Sandstein. 21 Segmentsteine bilden die äußere Kreisrahmung,[335] deren Stirnfläche auf Wandniveau liegt. Sie ist mit Platte – Plättchen – Kehle – Röllchenwulst – Plättchen profiliert. Der Röllchenwulst ist in der üblichen Weise jeweils abwechselnd aus drei und vier (genauer zwei ganzen und zwei halben) Röllchen gebildet. Dabei sind die Werkstücke meist so angelegt, dass der Wulst mit drei Röllchen beginnt und auch

[332] Maße des Nischenwerkstücks (in cm): H: 31,5; B: 34,5; T: 12,5. Die Nischenöffnung misst: H (ohne Becken): 24; B: 23; die umgebende Kehle misst: H: 27,5; B: 29. Die Kämpferlinie liegt bei 12,5 cm.

[333] Im Gegensatz zur Piscina der unteren Altarnische sind hier alle Zierkugeln fast unbeschädigt erhalten.

[334] Seine Maße betragen (in cm): B: 30; T: 24+x; H: 13 (davon Kehle 6, Platte 7). Becken: B: 23 (Ø des Halbkreises: 12,5); T: 20; vorderer Rand: 4.

[335] Es handelt sich um 20 normale Werkstücke und ein ganz schmales Reststück etwa auf 10 h.

endet. Dies führte jedoch dazu, dass beim Aneinanderfügen zumeist zwei ‚Dreier-Enden' aufeinander stießen und so der Rhythmus des Röllchenwulstes gestört wurde. Auf diese äußere Rahmung folgt das eigentliche Plattenmaßwerk des Sechspasses, das sich aus Werkstücken zusammensetzt, die auch die rahmende innere Blende einschließen. Diese ist stark eingezogen und zeigt eine Profilierung aus Plättchen, kugelbesetzter Kehle und Rücksprung. Die Pässe der Öffnung sind mit Kehle – Plättchen – Platte profiliert.

Wie bei der Westrose sind die Werkstücke für die Nasen des Sechspasses jeweils symmetrisch angelegt, deutlich ablesbar an der eingeritzten Linie zur Markierung der Mittelachse, die zugleich einen Hinweis auf den Werkprozess gibt (s.o. Kap. D.3.2.). Die verbleibenden Passrahmungen werden hingegen unregelmäßig aus zumeist zwei, an einer Stelle (unten rechts) aus drei eingepassten Werkstücken geformt, die zusammen ein radiales Fugenbild ergeben. Je nach Breite der Werkstücke variiert die Anzahl der Halbkugeln in der Rahmungskehle. Auf den ‚Nasenplatten' sind es immer drei Kugeln, die relativ weit auseinander liegen, auf den übrigen Werkstücken zwei bis sechs (!), so dass auch hier beim Kugelbesatz der Kehle, wie beim Röllchenfries, kein einheitlicher Rhythmus entsteht.[336] An der ‚Nasenplatte' unten rechts ist sogar noch erkennbar, dass die Position der Halbkugeln mittels kurzer, geritzter Hilfslinien festgelegt wurde. Dabei sind die Kugeln auf den ‚Nasenwerkstücken' bis auf die ‚Nasenplatte' oben rechts alle gleich, während sie auf den übrigen Werkstücken teils in Volumen und – wie gesehen – Dichte deutlich variieren. Dies lässt darauf schließen, dass bei der Herstellung des Plattenmaßwerks mehrere Steinmetze beteiligt waren, von denen einer offenbar für die Herstellung von fünf der sechs ‚Nasenplatten' verantwortlich zeichnete.

Die großen Zwickelflächen der ‚Nasenplatten' zeigen Spuren von runden Zierbesätzen, die später sehr grob, nahezu „bilderstürmerisch", abgearbeitet wurden.[337] Eine saubere Ritzlinie markiert noch den Umriss der Reliefbesätze, deren Detailgestaltung wohl für immer unklar bleiben muss. Lediglich die stellenweise von der Kreisform abweichende Umrisslinie deutet auf eine nicht rein ornamentale,

[336] Die Anzahl der Kugeln auf den Werkstücken zwischen den ‚Nasenplatten' beträgt im Einzelnen, angegeben im Uhrzeigersinn: 1. rechts oben: 3, 4; rechts unten: 3, 3, 2; unten Mitte: 5, 2; links unten: 3, 3; links oben: 2, 6 (!); oben Mitte: 5, 2.

[337] Es lassen sich deutliche Meißelhiebe erkennen, die mit einem Meißel von 1,3 cm Breite ausgeführt wurden. Dabei kam es stellenweise auch zu Absprengungen.

sondern womöglich sogar figürliche Ausgestaltung (siehe Kap. D.5.8.3.1.). So sind die beiden unteren Umrisslinien kreisrund (∅ je 30 cm), auf halber Höhe die linke (∅ 30 cm) unten leicht eingezogen, die rechte (∅ 26,5 cm) zeigt eine Partie, die rechts über den Kreis hinausragt, von den beiden oberen Umrisslinien weist die linke (∅ 25 cm) oben und unten leichte Eindellungen auf, die rechte (∅ 30 cm) ist unten wiederum leicht eingezogen.

Der Erhaltungszustand der Ostrose ist soweit gut, nur am Profil der untersten Werksteine, insbesondere am Röllchenwulst, zeigen sich starke Abwaschungen und Verwitterungen, die möglicherweise auf herabrinnendes Kondenswasser zurückzuführen sind. Links davon ist zudem ein deutlicher Versprung im Verlauf der Rahmung zu bemerken, der sich auch weiter zum Plattenmaßwerk fortsetzt und wohl auf Setzungen innerhalb des empfindlichen Erkergefüges zurückzuführen ist.

An den Nasenspitzen haben sich noch Reste einer eisernen, zum Teil mit Blei vergossenen Verankerung für eine ältere Verglasung der Rosette erhalten. Die heutige Verglasung entstammt der Restaurierung von 1963–65. „Der Entwurf für die Rundfenster wurde einer in der originalen Putzhaut aufgedeckten Ritzzeichnung der Ornamente nachgebildet“.[338]

Auf der Wandzone unterhalb der Rosette sind im Streiflicht vage die Ansatzspuren des ursprünglich hier vorhandenen Altarstipes zu erkennen. Die erahnbaren Außenkanten sind jeweils 83 cm von den seitlichen Nischengewänden entfernt, woraus sich eine Gesamtbreite des Stipes von 166 cm ergibt. Die Oberkante lässt sich bei ca. 101 cm über dem heutigen Emporenboden und ca. 18 cm unterhalb der Laibungskante der Rosette nachweisen.

4.3.2.8. Die Befunde im Bereich der Gewölbezone

Die Gewölbe der Emporenschiffe sind – wie bereits geschildert – als schlichte, ungegliederte Tonnengewölbe gestaltet (Abb. 486, 487), in die lediglich flache

[338] MÜHLEN, Kapellenturm, 1968, S. 74, dazu Anm. 19: „Entwurf und Ausführung G. Junglas, Münster“. Weitere Alternativentwürfe für die Ostrose in der Altakte zu Rheda, Schloß, im Archiv des WAfD, Münster. – Vgl. außerdem einen Aktenvermerk zum 08.05.1964 von Dr. F. Mühlen ebd.: „Im Zuge der Gesamtinstandsetzung der Kapelle ist auch die Erneuerung der Fensterverglasung der beiden Rundfenster wesentlich, die aus gestalterischen Gründen wieder in den ursprünglichen, im Fenster noch deutlich sichtbaren Falz zu legen ist.“ Dies scheint in der Ausführung nicht befolgt worden zu sein, denn die Verglasung sitzt heute auf der Außenseite und nicht in besagtem Falz.

Stichkappen über den Fensternischen sowie über den Gurtbögen einschneiden, wobei diejenigen über den östlichen Bögen nur schwach ausgeprägt sind.

Breite, nur als einfaches Rechteck profilierte Gurtbögen aus verputztem Backstein grenzen die Emporengewölbe von den beiden Mittelgewölben ab (Abb. 608–610). Diese werden durch einen markanten, raumprägenden Spitzbogen geschieden (Abb. 475, 476), der aus dem eigentlichen, verputzten und wohl aus Backstein gemauerten Gurtbogen und einem rechteckigen Unterzug besteht. Letzterer wird von den halbrunden Pfeilervorlagen getragen und besteht aus steinsichtig belassenen, gelben Osning-Sandsteinquadern: Acht bilden den südlichen Bogenlauf, neun den nördlichen, wobei der oberste wohl schlusssteinartig als letzter eingesetzt wurde, da er den Bogen abschließt und seine Außenkante den Bogenscheitel umfasst.

Die beiden als Kreuzrippengewölbe angelegten Mittelgewölbe wurden aus Backsteinen gemauert und sind eine Steinlänge (27–29 cm) stark,[339] nur für die Rippengliederung verwendete man Sandstein. Beide Gewölbe weisen zum Schlussstein hin ansteigende Scheitellinien auf – somit eine leichte Überhöhung, die an Domikalgewölbe gemahnt, wie sie allen voran in Marienfeld begegnen. Hier erscheinen sie allerdings nur in stark abgeschwächter Form mit Rücksicht auf das profane Obergeschoss, wo ein ebenes Bodenniveau geschaffen werden musste, was bei einer zu starken Überhöhung nicht möglich gewesen wäre.

Beide Gewölbe verfügen über Rundstabrippen (Ø 16 cm) aus Osning-Sandstein, die nicht wie in Marienfeld mit einem Grat versehen sind. Im Westjoch bestehen die Rippen aus jeweils zehn Werkstücken und münden in einen Rippenring um das Schlusssteinloch, das eine Verbindung zum Wohngeschoss herstellt.[340] Vom zentralen Rippenring gehen zusätzlich noch vier kurze Orthogonalrippen aus Baumberger Sandstein aus, wobei die nach Osten und Westen gerichteten jeweils in einem dreiteiligen Blattmotiv enden, während die nördlichen und südlichen stilisierte Zweige mit je drei Rosenblüten zeigen (siehe Kap. D.6.3.2.).

[339] Aufgrund der heutigen Betondecke über den Gewölben kann ihre Stärke nicht mehr überprüft werden, MÜHLEN, Kapellenturm, 1968, S. 66 bezeichnet sie jedoch als ‚einen Stein stark'.
[340] Sein Durchmesser beträgt 20 cm, seine heutige Länge einschließlich der Betondecke 40 cm.

Im Ostjoch, das eine leicht gestreckte Form aufweist, setzen sich die Rippen aus neun bis dreizehn Werkstücken zusammen.[341] Auch hier enden sie an einem kräftigen Rippenring mit Öffnung,[342] von dem wiederum vier kurze Orthogonalrippen aus Baumberger Sandstein ausgehen, die nun in Kapitellen mit darauf aufruhenden figürlichen Darstellungen enden: Gen Osten und Westen jeweils eine stehende Engelsfigur, nach Süden und Norden ein Adler mit geöffneten Flügeln (siehe Kap. D.6.3.1.).

Bis zum Beginn der Sanierungsarbeiten 1963–65 wiesen fast alle Gewölbe des Kapellenturms starke Schäden auf: „In der Kapelle waren Risse in den Scheiteln der Längstonnen über dem Umgang und den Emporen sowie in den Gurtbögen und Kappen des östlichen Mittelschiffgewölbes sichtbar geworden".[343] Das Schadensbild wurde noch deutlicher nach Entfernen des Verputzes und dem Auskratzen der Risse. Dabei zeigte sich aber auch, „daß die Rissbildungen im wesentlichen auf die bereits sichtbar gewordenen Schäden in den Scheiteln der unteren und oberen Längstonnen sowie auf die Gurtbögen und Kappen des östlichen Mittelschiffgewölbes beschränkt blieben. Da die tragenden Wände und Pfeiler keine Verformungen aufwiesen, müssen die Schäden auf lange zurückliegende Nässe- und Frosteinwirkungen auf die ungeschützten Gewölbe während einer zeitweiligen Zerstörung der Dächer zurückgeführt werden".[344] Am ehesten kommt hierfür die Zeit nach dem Brand am 8. August 1718 in Frage, als der Turm längere Zeit ohne Bedachung verblieb, bis man an den Abbruch des fünften Geschosses und das anschließende Aufrichten eines neuen Dachstuhles ging, der Ende August 1724 eingedeckt werden konnte (siehe Kap. D.4.1.).[345] Die Kapellengewölbe waren somit volle sechs Jahre dem Einfluss von Regen und Frost ausgesetzt! Eine anfänglich vermutete Einsturzgefährdung[346] bestätigte sich hingegen nicht. „Früher einmal mit Mörtel ausgerappt und übertüncht, waren sie [= die Risse] während des letzten Krieges durch Erschütterung in der Nähe detonierter Bomben wieder sichtbar geworden. So konnte die Wiederherstellung der

[341] De Anzahl der Werkstücke der einzelnen Rippen: SW: 11; NW: 13 (kurz vor dem Scheitel einige Flickungen); NO: (Nr. 6 überlang, wohl beigeputzt); SO: 9 (2, 3, 6, 8 heute größtenteils erneuert/beigeputzt).

[342] Ihr Durchmesser beträgt 18 cm, ihre heutige Länge einschließlich der Betondecke 41 cm.

[343] MÜHLEN, Kapellenturm, 1968, S. 64.

[344] Ebd., S. 64/66.

[345] Zum Brand und zur Neueindeckung des Turmes s. CONRAD, Baugeschichte, 1989, S. 266–267 (mit Quellennachweis).

[346] So lt. einem Gutachten der Bauunternehmung Nienhardt & Pelle, Münster, vom 15.7.1963, in der sie ein Viertel der Gewölbe als „einsturzgefährdet" einstufen und ein Herausbrechen empfehlen.

einen Stein starken Gewölbe darauf beschränkt werden, einzelne zerstörte Rippenstücke im östlichen Hauptgewölbe auszuwechseln, zerstörte Kappenteile beizumauern und alle Fugen sorgfältig wieder auszukeilen und zu schließen.“[347] Auf das Einbringen eines Zugankers aus Stahl konnte hingegen verzichtet werden.[348] „Aus Sicherheitsgründen [bzw. Gewichtsgründen] wurde gleichzeitig der Schutt aus den Zwickeln der oberen Gewölbe entfernt und durch Magerbeton mit leichter Eisenarmierung ersetzt. Dabei fanden die Arbeiter über den Längsgurten der Kapelle unter dem Fußboden des vierten Geschosses je zwei Ankerbalken, die unter den dort freistehenden Mittelstützen in Ostwestrichtung durchliefen und in die Außenwände einbanden, ohne daß eine Überblattung festgestellt werden konnte“.[349] Es ist höchst bedauerlich, dass dieser baugeschichtlich äußerst aufschlussreiche Befund undokumentiert entfernt wurde,[350] da eine dendrochronologische Datierung dieser Ankerbalken, die ihrer Position nach noch zum ursprünglichen Baugefüge gehört haben dürften, einen entscheidenden zeitlichen Anhaltspunkt für die Ausführung der Gewölbe und damit die Vollendung des Kapellenraumes hätten liefern können.

4.3.2.9. Die Befunde im Bereich der Wendeltreppe

Der Zugang zum profanen Wohngeschoss in der dritten Etage des Kapellenturms erfolgt allein über eine Wendeltreppe in der Nordwestecke des Turms (Abb. 492). Sie wird durch eine repräsentative Türöffnung in der Westwand des vorhallenartigen Nordwestraums des Umganges erschlossen (Abb. 488; s.o.). An die Türöffnung mit ihren Sandsteingewänden schließt sich ein Durchgang von 82 cm Tiefe an, der von einem rundbogigen Tonnengewölbe mit waagerechtem Scheitel überwölbt wird. Er leitet über zur eigentlichen, rechtsdrehenden Wendeltreppe, die von einem ansteigenden Tonnengewölbe überfangen und von drei Schlitzfenstern in der

[347] MÜHLEN, Kapellenturm, 1968, S. 66. – S. auch die ‚Gutachtliche Stellungnahme’ vom 11.9.1963 von dem Prüfstatiker Dipl.-Ing. Albert Buck, Bielefeld, in der Altakte Rheda, Schloß, im Archiv des WAfD, Münster.

[348] So der Vorschlag in der ‚Gutachtlichen Stellungnahme’ vom 11.9.1963 von dem Prüfstatiker Dipl.-Ing. Albert Buck, Bielefeld, in der Altakte Rheda, Schloß, im Archiv des WAfD, Münster.

[349] MÜHLEN, Kapellenturm, 1968, S. 66. – In einer handschriftlichen, namentlich nicht bezeichneten, aber wohl von Dr. Franz Mühlen stammenden Aktennotiz vom 10.7.1963 in der Altakte zu Rheda, Schloß, im Archiv des WAfD, Münster, heißt es dazu: „Über Kapellen-Obergeschoß verliefen je zwei Balken von West nach Ost über den Scheidbogen der Gewölbe. Die Stützen d. Geschosses über d. Kapelle saßen auf diesen Balken auf. / An den Wänden war nur das Einbinden der Balken festzustellen, eine Verblattung i. d. Längsachse des Raumes ist nicht beobachtet worden.“ – In einem Typoskript des Fürsten (Adolf) zu Bentheim-Tecklenburg vom 12. Oktober 1963 werden sie als „verrottete mittelalterliche Eichenbalken“ bezeichnet.

[350] Ebd., S. 66, Anm. 11: „Der Verfasser [= Dr. Franz Mühlen] hatte keine Gelegenheit gehabt, den Befund zu sehen, und gibt ihn nach der Schilderung der Beteiligten wieder.“

Westwand belichtet wird. Die ab der zweiten Stufe runde Treppenspindel besteht ab der dritten Stufe aus dreißig unterschiedlich hohen, angeschnittenen Trommeln aus Osning-Sandstein (Abb. 594).[351] Zwei von ihnen bilden mit der 10. bzw. der 19. Stufe ein durchgehendes Werkstück,[352] die übrigen Stufen bestehen hingegen aus separaten, monolithen Kalksteinblöcken, die jedoch nur relativ grob behauen sind, insbesondere an der Oberseite, was darauf hindeutet, dass sie ehemals noch mit festgemörtelten Holzbrettern als eigentlicher Trittfläche belegt waren.[353] Die drei übereinander angeordneten Schlitzfenster in der Westwand weisen jeweils verschiedene jüngere Veränderungen auf: Das untere Fenster befindet sich in einer rechteckig eingetieften Nische, die nördlich Rückarbeitungsspuren aufweist, zudem finden sich hier Grauwackeblöcke, vielleicht von einem älteren Gewände vor der Aufweitung zur heutigen Nische. Das mittlere Fenster besitzt einen Fenstersturz aus Kalkbruchstein, seine Gewände sind stark verändert. Selbes gilt für das obere Fenster, wo nach der Aufweitung außer dem Fenstersturz nur noch Reste von Grauwackeblöcken vom ursprünglichen Gewände zeugen.

Die unverputzten Wände der Wendeltreppe bestehen im unteren Teil aus leicht konkav eingeschwungenen Formsteinen, die eine über das Normalmaß hinausgehende Länge von 30 cm aufweisen. Gelegentlich weisen die Backsteine in diesem Bereich auch Bearbeitungsspuren eines Meißels auf, darüber hinaus erscheinen vielfach – vor allem an den zur Außenfront gerichteten Westpartien – Abplatzungen, die möglicherweise auf Frostschäden an den während der Bauarbeiten ungeschützt offenliegenden Mauerwerksteilen in den Wintermonaten zurückzuführen sind. Auf sie folgen – ca. 435 cm über dem Bodenniveau der Vorhalle – auffälligerweise Lagen, die ausschließlich aus Bindern bestehen – eine recht eindeutige horizontale Bauetappen- wenn nicht gar Bauphasengrenze.

[351] Die Höhe der einzelnen Trommelstücke beträgt (in cm): 1. 20; 2. 20; 3. 19,5; 4. 19,5; 5. 17; 6. 17; 7. 19,5; 8. 41; 9. 21; 10. 19,5 (zugleich Stufe); 11. 50; 12. 62,5; 13. 29; 14. 42; 15. 35,5; 16. 31; 17. 54,5; 18. 55; 19. 19,5; (zugleich Stufe); 20; 49; 21. 36,5; 22. 19; 23. 49,5 (starker Oberflächenabrieb); 24. 43 (starker Oberflächenabrieb); 25. 44 (starker Oberflächenabrieb und Wetzspuren); 26. 57,5; 27. 18; 28. 16 (dieser Stein wiederverwendet, er zeigte ursprünglich ein kelchartiges Profil); 29. 13; 30. 30,5. – An einigen Quadern (Nr. 21, 25, 26) lassen sich quadratische Löcher (2,5 x 2,5 cm) beobachten, eventuell handelt es sich um sog. ‚Wolfslöcher' zum Anheben der Werkstücke. Auch größere quadratische Vertiefungen (4 x 4 cm) an weiteren Quadern (Nr. 22, 23, 24) sind wohl dahingehend zu deuten.

[352] Gesamtbreite der Werkstücke: 73,5 cm.

[353] Die unterste Stufe hat eine Höhe von 11 cm, die Höhe der übrigen Stufen beträgt durchschnittlich 18–20 cm. Ihre Oberseiten sind z. T. stark unregelmäßig und ausgetreten.

Im nach Norden gerichteten Wandabschnitt zwischen dem ersten und zweiten Fenster ‚fehlt' ein Läuferstein und gewährt Einblick in einen kreuzförmigen Schacht (T: 130 cm), dessen Querschacht unmittelbar hinter der Öffnung verläuft. An den Seitenwänden sind vorstehende Streifen aus Mörtel zu erkennen, die Höhe entspricht wohl der einer Backsteinlage (8–8,5 cm), der Boden ist jedoch nicht überall festzustellen, da er mit Holzkrümeln bedeckt ist – vielleicht letzte Überreste einer hier ehemals eingemauerten Holzkonstruktion, eventuell eines Zugankers.

Nur ein wenig weiter ist im Tonnengewölbe ein Wechsel von Backsteinen und Bruchsteinen festzustellen (s.u.). Auch diese Befunde sind als Hinweise auf eine Bauetappen- oder Bauphasengrenze zu deuten. In einem nach Süden gerichteten Wandabschnitt zwischen dem ersten und zweiten Fenster findet sich eine Putzausflickung mit der Inschrift: „1972 / A. Gerlach".

Entscheidend für die Baugeschichte ist schließlich eine nach Osten gerichtete Wandzone zwischen dem zweiten und dritten Fenster: Hier lässt sich oberhalb der 10. Lage über dem zweiten Fenster, ca. 680 cm über dem Bodenniveau der ‚Vorhalle', vermittelt durch eine Übergangszone, der Wechsel von dem läuferdominierten Verband zu einem ausschließlich binderbestimmten Verband beobachten (Abb. 596). Die Baufuge zwischen beiden Bereichen verläuft weitgehend als horizontal auslaufende Abtreppung, ist jedoch gestört durch einen Setzriss, der sich durch Fugen und Steine zieht und wohl während des Weiterbaues als Folge der neuen Auflast entstanden ist. Der binderbestimmte Verband hebt sich auch durch den Verzicht auf gebogene Läuferformsteine, einen unsauberen Versatz mit unregelmäßigem Fugenbild und insbesondere durch den Wechsel des Backsteintons von Mittelrot (unten) zu Blassrosa (oben) ab. Zudem scheint auch die Steinqualität schlechter geworden zu sein, worauf die vielen Abplatzungen in einem Bereich verweisen. Am Gewölbe lässt sich diese Baufuge nicht so eindeutig festlegen, da das ansteigende Tonnengewölbe sowieso abschnittsweise eingewölbt wurde, doch zeigt sich gerade hier ein Wechsel von kleinteiligerem zu großsteinigerem Bruchsteinmaterial. Die Baunaht zwischen beiden Bereichen lässt sich offenbar auch auf der zum Kapellenraum gewandten Ostseite des Wendeltreppenblocks nachweisen: Auf derselben Höhe, das heißt kurz über dem Bogenansatz zum Abgang des nördlichen Armes der Doppeltreppe, zeichnet sich im Putz vage eine horizontale

Linie ab. Außerdem durchzieht hier ein senkrechter Setzriss den originalen Putz, der dem genannten Setzriss in der Treppenwandung entspricht.

Im Wandabschnitt rechts angrenzend an das dritte Schlitzfenster findet sich eine vier Steinlagen hohe Öffnung (Abb. 595), hinter der sich ein nach Norden gerichteter, relativ regelmäßiger, horizontaler Schacht (H: ca. 31 cm; B: vorne 25 cm; T: 91 cm) befindet, der sich im hinteren Teil unregelmäßig ausweitet und dort auch in der Höhe differiert.[354] Die westliche Wandung des Schachtes besteht aus Kalkbruchstein und ist ganz offensichtlich Teil der Außenschale der westlichen Turmfront aus Bruchsteinmauerwerk. Die genaue Funktion des horizontalen Schachtes ist unklar, möglicherweise diente auch er zur Aufnahme eines Ankerbalkens. – Der Zwickelbereich zwischen der Wandöffnung, dem Fenster und dem Gewölbeansatz ist aus maximal fünf Lagen dünnformatiger Steine (L: ?; B: 12 cm; H: 6,5 cm) gebildet – sie dürften aufgrund des deutlich abweichenden Formates aus einer späteren Reparaturphase stammen, als offenbar dieser Wandbereich ausgeflickt wurde.

Eine weitere horizontale Baunaht lässt sich zwischen der zehnten und elften Lage unterhalb der Türschwelle zum dritten Obergeschoss feststellen, die offenbar am Ende um eine Lage nach oben springt. Auch hier lässt sich wiederum ein deutlicher Wechsel im Backsteinton ausmachen: nun vom Rosaton der unteren Lagen zu einem Mittel- bis Dunkelrot der oberen Lagen (Abb. 597). Überdies werden diese von deutlich breiteren Fugen umschlossen. Die zwei Lagen über der Baunaht, die auch über die dritte Fensteröffnung hinwegziehen, zeigen zudem seltsamerweise Bearbeitungsspuren eines Meißels – offenbar wurde hier ein ungewollter Überstand rückgearbeitet, was unter einem abschließenden Putz nicht aufgefallen wäre.

Eine letzte Baunaht lässt sich am oberen Abschluss der Wendeltreppe beobachten: Im Wandbereich westlich der Türöffnung zum vierten Geschoss, in der vierten Lage oberhalb der Türschwelle, finden sich drei Steine mit auffälligen Abplatzungen. Ebensolche Steine treten in den drei Lagen darunter auf, während die Lagen darüber unbeschädigt sind, was auf eine längere Bauunterbrechung mit Frostschäden an den obersten Lagen und ein anschließendes Weitermauern hindeutet. Ein weiteres Indiz dafür ist ein deutlicher Wechsel in der Mörtelzusammensetzung: Unterhalb der Baunaht ist der Mörtel feinkörnig, oberhalb grobkörniger und mit auffallend vielen

[354] Der Schacht ist im hinteren Teil heute durch Nistmaterial ausgefüllt.

weißen Kalkeinschlüssen. Diese Baufuge verläuft jedoch nicht rein horizontal, sondern treppt sich Richtung Türschwelle ab, ihr Verlauf ist im oberen Bereich durch die unterschiedliche Mörtelbeschaffenheit klar nachzuvollziehen, im unteren Bereich der Wand ist der Befund durch eine Neuverfugung gestört.

Jene Baufuge ist auch deutlich am Gewölbe auszumachen, wo sich ein Wechsel vom Bruchsteinmaterial zu Backsteinen mit Bruchsteindurchschuss vollzieht (s.u.). Dieser Wechsel des Steinmaterials stimmt genau mit dem Ende der Treppenspindel aus Osning-Sandsteinquadern und der darauf aufruhenden letzten (sichtbaren) Treppenstufe überein, die dann nachfolgend mit eingemauert wurde, da der Plan einer Fortführung der Wendeltreppe aufgegeben wurde. Auch dieser Gesamtbefund ist klar als Grenze zwischen zwei Bauphasen zu werten (siehe Kap. D.4.4.). Auf der letzten versetzten Treppenstufe wurde eine Abschlusswand hochgezogen, die ungefähr parallel zur Westwand des Obergeschosses verläuft. In dieser Wand öffnet sich nach fünf (ursprünglich nach sieben) Steinlagen (dabei die beiden unteren aus Bruchstein) ein Rechtecköffnung (H: 49 cm (ehemals 30 cm), B: 30,5 cm) als Ende eines konischen Lichtschachtes (T: 121 cm), der zur Belichtung des oberen Treppenabschnitts diente. Sein Fensterschlitz in der Außenwand ist heute jedoch zugesetzt. Der Schacht wird im vorderen Bereich von einer großen Steinplatte abgedeckt, den hinteren Bereich überdecken zwei kleine Platten, die nun jedoch eine Backsteinlage höher liegen. Passend zur Abdeckung ist der Schachtboden abschüssig angelegt, im Bereich der vorderen Öffnung wurden zur Fortsetzung der Neigung später sogar zwei brüstungsartige Backsteinlagen ausgebrochen.

Ähnlich wie an den Wänden lässt sich auch am fortlaufenden Tonnengewölbe der Wendeltreppe eine etappenweise Ausführung beobachten – insgesamt lassen sich 17 Abschnitte ausmachen: So ist im Anschluss an den waagerechten Türbereich die erste Viertelwindung der Treppe von zwei Abschnitten (1, 2) aus dunklen Backsteinen überwölbt, die über einer Bretterschalung gemauert wurden. Der anschließende, nur ca. 70 cm umfassende Abschnitt (3) ist frei, ohne Schalung, und teilweise im Fischgrätverband aus helleren Backsteinen gemauert. Das übrige Tonnengewölbe ist bis auf die beiden letzten Abschnitte aus in einer geschwungenen Form gemauerten Kalkbruchsteinen ausgeführt. Dabei wurde der untere Teil bis zur Eineinviertelwindung in vier Abschnitten (4–7) wiederum über einer Bretterschalung

errichtet, wobei auch hier viel Speiß verwendet wurde, der sich vor allem an die Treppenspindel anschmiegt und zu dieser überleitet. Auch die drei folgenden Abschnitte (8–10) wurden über einer Bretterschalung ausgeführt, nun allerdings mit deutlich weniger Speiß, jedoch findet sich auch hier das Anschmiegen an die Treppenspindel. Die nachfolgende Grenze zwischen den Abschnitten 10 und 11 entspricht der erwähnten Baunaht zwischen Läufer- und Bindermauerung (s.o.). Hier ist zugleich ein deutlicher Wechsel in der Bautechnik auszumachen: So weisen die Abschnitte 11–13 eine auffällige Verwendung von zum Teil sehr großen, in Bogenform geschlagenen Kalksandsteinblöcken auf. Zudem findet sich hier zwar ein mittelstarker Einsatz von Speiß, aber kein Anmodellieren an die Treppenspindel mehr. In den beiden nachfolgenden Abschnitten (14, 15) wechselte man wieder zu kleineren Bruchsteinen und zu mehr Speiß auf der Holzschalung. Der Abschnitt 16 wurde hingen frei, ohne mörtelbedeckte Schalung, aus größeren Bruchsteinen gemauert. Beim letzten Abschnitt (17) kehrte man dann zu Backsteinen zurück, die mit wenigen Bruchsteinen durchsetzt sind, etwa bei komplizierten Zwickelstücken.

Am oberen Ende der Innenwandung der Wendeltreppe zeichnet sich ca. 30 cm nördlich neben der Türöffnung zum vierten Geschoss in Fußbodenhöhe dieses Geschosses eine senkrechte, durch drei aufrecht stehende Backsteine gebildete Fuge von 73 cm Höhe ab, die dann von einem großen Bruchstein überlagert wird. Dieser Befund ist wohl als Ansatz für das nördliche Gewände einer an dieser Stelle geplanten Türöffnung zum dritten Obergeschoss zu deuten, welche dann nach einer Bauunterbrechung beim Weiterbau durch die heutige Türlösung mit nach Süden verschobenem Gewände ersetzt wurde. Das neue Türgewände wird durch einen sauber behauenen, passgenau eingefügten Eckstein aus Kalkstein markiert, während der ältere Gewändeansatz eingemauert und überbaut wurde. Die über dem Kalksteinblock aufsteigenden Backsteine des neuen Türgewändes wurden für dessen 45°-Winkel entsprechend zurechtgehauen. Der Wandabschnitt im Anschluss an die Türöffnung erscheint in seinem übrigen Mauerwerk zunächst sehr homogen, wird dann jedoch gegen Norden sehr unregelmäßig, was darauf schließen lässt, dass das Mauerwerk neben dem neuen Türgewände zunächst mit hochgeführt wurde, dann eine Unterbrechung eintrat und der nördlich anschließende Bereich erst mit der Fortführung der Tonnenwölbung in Backstein in einem Zuge mit aufgemauert wurde.

Die neue, nach Südosten gerichtete Türöffnung (B: 73,5 cm) zum dritten Obergeschoss ist in einer Diagonalwand plaziert, die zum Obergeschoss hin vornehmlich von dem Türgewände aus Backstein gebildet wird. Auch die rundbogige Bogenlaibung ist aus normalen Backsteinen gemauert, nur der keilförmige Scheitelstein besteht aus Bruchstein. Dasselbe Material wurde ebenso für die Einfassung der oberen Türangel am südwestlichen Gewände verwendet, auch die untere Angel wurde von Bruchsteinen eingefasst, worauf noch die beiden unteren Bruchsteinlagen des Gewändes hindeuten, auch wenn die Angel selbst später hochgesetzt wurde.[355] Die beiden eisernen Türangeln sind rechtwinklig geschmiedet mit einer achteckigen (unten) bzw. runden (oben) Angelführung.[356] Die ‚modernere' Form und die Verarbeitung des oberen Hakens könnten auf eine neuzeitliche Erneuerung schließen lassen, während der untere den Eisenhaken der Fallgatter im ersten Obergeschoss gleicht. Am nordöstlichen Gewände findet sich als Gegenstück ein Eisenstab mit Riegelöse.[357]

4.3.2.10. Die Befunde im Wohngeschoss

Der annähernd quadratische Raum (10,12/10,66 x 12,51/12,65 m) wird durch zwei an den Ecken abgestufte Freipfeiler bestimmt, hinzu kommt die Gliederung der Wände mittels Fenster- und Türöffnungen sowie verschiedenen Nischen (Abb. 492, 598–602). Die Ostwand dominieren die Reste eines offenen Kamins, in der Südwestecke findet sich schließlich eine räumlich teilweise abgeteilte Abortanlage.

Die Innenseiten der Umfassungswände in diesem Geschoss sind fast vollständig aus Backstein mit wenigen Kalksteineinschüssen aufgeführt. Die Backsteine (Format: 27,5–28,5 x 14,5–15 x 8–8,5 cm) wurden recht unsystematisch im ‚Gotischen Verband' gemauert, das heißt es bilden sich keine klassischen Kreuzformationen aus einem Läufer zwischen zwei Bindern, sondern es zeigen sich vielfach Verschiebungen, so dass gelegentlich sogar zwei Reihen im selben Läufer-Binder-Rhythmus übereinander liegen. Um dann, zum Beispiel an den Ecken der Fensternischen, wieder zu einer regelmäßigen Abfolge zurückzukehren, wurden in die Übergangsbereiche oft Backsteinbruchstücke eingefügt.

[355] Sie befindet sich heute zwischen der ersten und zweiten Backsteinlage.
[356] die Höhenmaße betragen (in cm): 1. unterer Haken: 7 / 5,5; 2. oberer Haken: 5,5 / 3,5.
[357] Maße des Eisenstabs: L (sichtbarer Teil): 11,5 cm; Ø der Öse: 1,7–2,0 cm.

Auf den Wänden lassen sich (mind.) zwei Putzschichten nachweisen. Die Verputzungen haften auf der Ostwand und Teilen der Südwand noch recht gut, auf der Nordwand, der Westwand und dem Westteil der Südwand sind sie oft großflächig abgefallen. Die obere, offenbar nur gekälkte Putzschicht ist heute leicht gelblich, zeigt aber keinerlei Spuren einer Bemalung, darüber hinaus aber auch keine deutlichen Schmauchspuren des Brandes von 1718, der offenbar nur das Geschoss darüber und den Turmhelm erfasst hatte (siehe Kap. D.4.1.). Die allenthalben zu beobachtenden Putzabplatzungen dürften auf die Einwirkungen von Regen und Frost zurückzuführen sein, denen das Geschoss sechs Jahre lang nach Abtragen des obersten Turmgeschosses nach dem Brand von 1718 bis zur Errichtung und Eindeckung eines neuen Dachstuhls 1724 ausgesetzt war (siehe Kap. D.4.1.). Seitdem hat jedoch – abgesehen vom Einfügen des Betonbodens 1963 – keine weitere Renovierung des Raumes stattgefunden, so dass er in einzigartiger Weise fast unverfälscht im Rohbauzustand der Zeit um 1724 erhalten blieb.[358]

Die ältere der beiden nachweisbaren Putzschichten ist nicht mehr flächendeckend, sondern offenbar nur noch partiell vorhanden. An diesen Stellen liegt sie auf dem mittelalterlichen Mauerwerk auf, während sie jüngere Wandpartien eindeutig ausspart, etwa auf der Ostwand bei der vermauerten Türöffnung neben dem Durchgang zum ehemaligen ‚Wendelstein' von 1602/05 (s.u.). Hier reicht der ältere Putz bis zur mittelalterlichen Türöffnung, auf deren neuzeitlicher Vermauerung findet sich hingegen nur die jüngere Putzschicht.

Diese jüngere Putzschicht kann aufgrund der Befunde an der Kaminanlage, wo sie in direktem Zusammenhang steht mit dem Bau des renaissance-zeitlichen Kamins, recht sicher in die Zeit des Umbaues um 1602–05 datiert werden. Damals wurde der Raum erneut repräsentativ ausgebaut: Wenige Jahre später, im Inventar von 1623/24, wird er als „Jungherren Kammer" bezeichnet und war damals als „Wohngemach mit Schlafstellen, Tischen, Stühlen, Gardinen und einem Kachelofen" ausgestattet.[359] „Über der Jungherrenkammer, ‚oben auf dem turm', befand sich [zudem] ein weiteres Gemach, bestückt mit einem Tisch, Stühlen, einer Bettstelle und einer Pelzdecke.

[358] In vergleichbarer Weise blieben die Untergeschosse des Ostturmes nach 1718 unausgebaut, s. dazu KSPAR/BARTHOLD, Rheda, 2012, S. 76.
[359] CONRAD, Baugeschichte, 1989, S. 264.

Dieses Gemach enthielt auch ein Uhrwerk mit einer ganzen und einer halben Glocke“.[360] Und noch in der Beschreibung der Herrschaft Rheda von Moritz Meier aus der Zeit um 1693/95 heißt es dazu: „obig der Capelle schöne gemächer“.[361]

Nach dem Abtragen des fünften Turmgeschosses wurde 1724 eine neue, die heutige Dachstuhlkonstruktion aufgesetzt. Ihre unterste Ebene bilden die Deckenbalken des Wohngeschosses, die damals neu eingebracht wurden. Ihre Balkenköpfe ruhen auf den Umfassungswänden auf, in die sie zum Teil recht massiv eingefügt wurden. Zwölf der Deckenbalken verlaufen in Ost-West-Richtung, hinzu kommen zwei mittig angeordnete Nord-Süd-Balken, die auf den Kanten der Hauptpfeiler aufliegen. Diese beiden Querbalken sowie sechs der zwölf (also jeder zweite) Längsbalken übernehmen zugleich noch eine Funktion als Zuganker. Mit ihnen stehen die am Außenbau unterhalb der Mauerkrone beobachteten vertikalen Ankereisen in Zusammenhang.

Die eigentliche Dachstuhlkonstruktion in Form eine Pyramidenspitze ist als ‚zweifach stehender Stuhl’ mit achteckigem Kaiserstil angelegt. Das untere Stuhlgeschoss umfasst 4 x 4 = 16 Ständer, die auf den Deckenbalken aufruhen. Zwei der Deckenbalken, auf denen insgesamt acht der 16 Ständer aufruhen, sind in der Mitte bewusst geteilt, damit sie nicht aufgrund von zu hohen Spannungen bersten. Das zweite Stuhlgeschoss ist gebildet aus 8 + 2 = 10 Ständern, darüber folgt der Kaiserstiel der Pyramidenspitze. In den Kaiserstiel sind mittels Nagelköpfen die Initialen „G P“ als ‚Signatur’ des Zimmermanns eingearbeitet.

Den einzigen, jedoch recht massiven Eingriff in das Gefüge des Raumes seit dem Aufrichten des Dachstuhles 1724 bedeutete das Einbringen des aussteifenden Betonbodens im Zuge der Restaurierung 1963–65, der jeweils bis an Wände und Pfeiler heranzieht, nur getrennt durch eine dünne Styropor-Schicht.

Nachfolgend sollen die Befunde der Umfassungswände und der beiden Freipfeiler in der Art eines ‚Raumbuches’ vorgestellt werden, beginnend mit der Westwand und dann entgegen dem Uhrzeigersinn nachfolgend die Süd- und Ostwand und abschließend die Nordwand.

[360] Ebd.

[361] Zitiert nach dem Abdruck bei BÖKENHOLT, Rheda, 1979, S. 49 und MEIER/OSSENBRINK, Herrschaft Rheda, 1999, S. 48; dort S. 49, Anm. 136 auch Begründung für die Datierung auf 1693/95.

Die Westwand

Der Nordteil der Westwand (B: 12,51 m) wird bestimmt von der Zugangssituation der hier endenden Wendeltreppe. Deren Türöffnung mündet zunächst in eine dreieckige ‚Nische', die von den ca. im 45°-Winkel angelegten Diagonalwänden der Türwand (B: 100 cm) und einer zweiten, geschlossenen Wand (B: 83 cm) gebildet wird. Die Nische wird in 194 cm Höhe über dem heutigen Bodenniveau an der Vorderkante von einem Holzbalken aus Nadelholz überfangen, über dem die Wand einheitlich durchläuft. Der Balken und die heutige Form der Nischendecke dürften eine neuzeitliche Erneuerung darstellen, ursprünglich deckte wohl eine Mauerung aus großen Kalksteinplatten die Nische, die zum Teil ausgebrochen, zum Teil aber noch erhalten sind.

Der Wandabschnitt südlich im Anschluss an die dreieckige ‚Nische' vor der Wendeltreppentür weist in der unteren Wandzone bis ca. 47 cm über dem heutigen Bodenniveau Mauerwerk aus Bruchsteinen auf. Etwa 74 cm südlich der Nische zeichnet sich zudem im Mauerwerk bis ca. 150 cm über Fußbodenhöhe eine senkrechte Fuge ab, deren Fortsetzung von dem jüngerem Putz überdeckt wird. Eine weitere Senkrechtfuge folgt 60 cm westlich davon, die bis in eine Höhe von 160 cm zu verfolgen ist und dann ebenfalls unter dem Putz verschwindet. Es dürfte sich bei dem Wandstreifen zwischen den beiden Fugen um eine zugesetzte Türöffnung handeln, deren oberer Abschluss heute vollständig unter dem jüngeren Verputz verborgen liegt. Erkennbar ist jedoch noch die Türschwelle in Form eines 82 cm langen Bruchsteinblocks.[362] Die Tür diente wohl als Zugang zur Treppe ins fünfte, heute abgetragene Turmgeschoss. Der jetzt zugesetzte Treppenlauf dürfte hinter der Türöffnung rechtwinklig umknicken und in der hier recht großen Mauerstärke (227 bzw. 260 cm!)[363] hochgeführt sein, Spuren einer Treppenmündung lassen sich auf der Mauerkrone aufgrund der flächendeckenden Schuttberge z. Zt. nicht ausmachen.

In 42–43 cm Abstand folgt ein zweifach gestufter Mauerrücksprung,[364] dessen Profilierung dem Kantenprofil der beiden Freipfeiler entspricht. Er leitet zu einer 357 cm breiten, 104–105 cm tiefen Wandnische über, die von einem weiten Rundbogen

[362] Seine Höhe bleibt unklar, da sein unterer Teil hinter dem modernen Betonboden verschwindet.

[363] Im Bereich über der Zugangsöffnung der Mauertreppe beträgt die Mauerstärke 227 cm, im Bereich des äußeren Mauervorsprungs sogar 260 cm!

[364] Die beiden Profilrücksprünge haben jeweils eine Breite und Tiefe von 16–17 cm.

überfangen wird. Sein Bogenansatz liegt bei ca. 180–185 cm über Fußbodenhöhe. Die beiden seitlichen Nischengewände lassen trotz der weitgehend erhaltenen Verputzungen erkennen, dass die unteren Partien jeweils aus Bruchsteinen gemauert wurden, die relativ hoch hinaufreichen, während die Nischenrückwand (als ‚Schauseite') nur bis ca. 23 cm über Bodenniveau aus Bruchsteinen besteht. Darüber folgt Backsteinmauerwerk mit einem relativ gleichmäßigen, aber zum Teil etwas ungeschickt und unsystematisch verlegten Läufer-Binder-Verband. Auch der ebenfalls aus Backsteinen gemauerte Pfeiler zwischen den beiden Kreuzstockfenstern stammt im Kern noch aus dem 13. Jahrhundert Beim Einsetzen der Sandsteingewände der beiden Kreuzstockfenster mit Tudorbogenabschluss um 1602/05 wurde die Pfeilersubstanz deutlich rückgearbeitet. Beide Fensteröffnungen werden von Stichbögen als Entlastungsbögen überfangen, die am Zwischenpfeiler jedoch auf unterschiedlicher Höhe ansetzen (!): Der südliche Bogenansatz liegt eine Backsteinlage höher als der nördliche, was auf einen etwas nachlässige Ausführung verweist. Da die beiden ‚standardisierten' Kreuzstockfenster recht weit hinaufreichen, musste der große Rundbogen der Nische bei ihrem Einbau seitlich stichkappenartig ausgebrochen und aufgehöht werden. Abgesehen von der unbeschädigten Bogenstirn hat sich nur noch im Bogenscheitel die unveränderte Bogenwölbung erhalten.

Das südliche Gewände der Rundbogennische ist Teil einer 143 cm breiten Mauerzunge. Hier wie auch über dem Nischenbogen beträgt die Wandstärke ca. 205 cm.

Das südliche Drittel der Westwand im Anschluss an die erwähnte Mauerzunge wird von einer Abortanlage eingenommen, die mittels einer zweiten, von der Südwand ausgehenden Zungenmauer (L: 136 cm; B: 61 cm)[365] räumlich teilweise abgeteilt ist. Der dadurch entstandene gangartige Raum öffnet sich nur in seinem nördlichen Teil zum Hauptraum, zudem weist ihn auch der um zwei Backsteinlagen erhöhte Fußboden als separaten Raumteil aus. Von der südlichen Zungenmauer wölbt sich über deren 28. Backsteinlage ein Tonnengewölbe zur westlichen Außenwand.[366] Da diese im

[365] Die Zungenmauer zeigt einen etwas unregelmäßigen Verband, der z. T. auch aus dünnformatigen Backsteinen besteht. Offenbar wurde die gesamte untere Partie nach Ausweis des hier sehr sandigen Mörtels bis einschließlich der 10., an der Ecke sogar bis zur 12. Lage ausgetauscht, vermutlich im Zusammenhang mit den Umbaumaßnahmen um 1602/05.

[366] Die Gesamttiefe von der Flucht der Zungenmauer bis zur Außenkante des südlichen Mauerstreifens der Westfront beträgt auf Höhe der Mauerkrone ca. 310 cm.

südlichen Teil stark schräg verläuft und sich so verbreitert, hat das Gewölbe hier eine konische Form. Der nördliche Raumabschnitt wird hingegen von einem halbierten Bogen überwölbt, der von der nördlichen, von der Westwand ausgehenden Zungenmauer aufsteigt und gegen die Wandpartie über der Bogenstirn der Längstonne im südlichen Raumabschnitt stößt. Belichtet wird der kleine Raum durch einen schartenartigen Fensterschlitz in der südlichen Schildwand,[367] dessen östliches Gewände orthogonal angelegt ist, während das westliche Gewände die Schräge der Westwand fortsetzt. Diese schräge Ausbildung von Fenstergewände und Wand ist vermutlich wehrtechnisch bedingt, denn durch das schräge Gewände, das mehr Bewegungsfreiheit bot, wurde die Bestreichung des Winkels zwischen Turm und anschließender Ringmauer deutlich erleichtert.

Nördlich endet die Schräge der Westwand an der hier in die Wand eingelassenen eigentlichen Abortnische (H: gesamt: 177 cm, bis Bogenansatz 135 cm; B: 91 cm; T: 72 (li) / 69 (re) cm). Den unteren Bereich füllt ein separates Abschlussmäuerchen, das heute in seiner Höhe um eine Backsteinlage reduziert ist (H: ehem. 54, jetzt 47 cm). In seinem unteren Bereich, unterhalb der drei (ehemals vier) Backsteinlagen, die aus dünnformatigen Backsteinen (H: 6,5–7,0 cm) bestehen, findet sich ein großer Bruchsteinblock,[368] nördlich ergänzt um eine schmale Steinplatte.[369] Während das Abschlussmäuerchen nördlich mit Rücksprung und Stoßfuge an das Nischengewände anstößt, bindet der große Bruchsteinblock südlich ca. 11 cm in das anschließende Mauerwerk ein, das dafür rückgearbeitet wurde, was auf eine nachträgliche Einfügung hindeuten könnte. Er wird von dem Eckstein der Nische, der bereits zur Schrägwand gehört, überbaut.

Die Abortnische wird von einem kleinen Tonnengewölbe aus radial gemauerten Normalbacksteinen überfangen, nur der Scheitelstein ist aus einem keilförmig zurechtgearbeiteten, seine Breitseite darbietenden Backstein gebildet. An der Unterseite des Gewölbes wie auch an den Nischenwänden haftet größtenteils noch alter Verputz. In der Schildfläche der Nischenrückwand öffnet sich mittig, fast unter dem Gewölbescheitel, eine kleine Nische (H: 27 cm; B: max. 22 cm; T: 31 cm), wohl

[367] Es ist heute durch einen lose aufgestapelten Backsteinstoß provisorisch verschlossen, davor befindet sich zudem noch ein Dohlennest.
[368] Maße: H: 20/21 cm; B: 98 cm; T: nicht zu ermitteln.
[369] B: 4 cm.

für eine Lichtquelle. Diese Nische ist möglicherweise erst nachträglich durch Entfernen und Abschlagen einiger Steine entstanden.

Die rechteckige Öffnung (47 x 68 cm) zum Abortschacht ist allseitig von einer Backsteinreihe umgeben,[370] wodurch sie gezielt verkleinert wurde. Hier hat sich südlich noch das Fragment eins Holzrahmens, wohl der ‚Klobrille', erhalten (L: 54 cm, B: 15 cm; H: max. 5 cm), weitere Fragmente sind (erst in jüngerer Zeit?) in den Abortschacht gestürzt und haben sich dort verkeilt. Mittels der Dendrochronologie konnte eines der Fragmente auf 1273/74 datiert werden[371] und bietet so einen entscheidenden Anhaltspunkt für die Datierung des Wohngeschosses (siehe Kap. D.4.5.2.). Der Abortschacht, dessen Tiefe mindestens 12,60 m beträgt, ist in seiner Hauptpartie sehr stark querrechteckig angelegt,[372] erst kurz unterhalb des Bodenniveaus des Wohngeschosses wird seine Breite auf der nördlichen Schmalseite durch Einrücken deutlich verringert. Zudem ist auffällig, dass die Süd-, West- und Nordwand des Schachtes sauber und gerade gemauert sind, die Ostwand dagegen nur in ihrem unteren Bereich, hier erscheint der obere Abschnitt unsorgfältig mit einer rauhen und unregelmäßigen Oberfläche. Am südlichen Teil der Westwand ist außerdem zu erkennen, dass diese Partie abgeschrotet wurde, um sie auf das Maß des nun weniger breiten, aber dafür deutlich tieferen oberen Schachtabschnitts zu bringen. Offenbar fand hier nach einer Bauunterbrechung eine Umplanung der Abortanlage von einem ‚Zweisitzer' zu einem ‚Einsitzer' statt. Insgesamt stellen diese Befunde, auch an den Schachtwänden, wichtige Indizien für den Bauverlauf des Turmes dar (siehe Kap. D.4.4.5.).

Die Südwand

In der etwa 150 cm starken Südwand (B: 10,66 + 0,80 = 11,46 m), unmittelbar neben der Zungenmauer, die als östliche Begrenzung der Abortanlage dient, öffnete sich ehemals eine heute plan vermauerte Nische (H: 239 cm; B: 126 cm),[373] wobei die westliche Nischenlaibung mit der Ostseite der Zungenmauer fluchtete (Abb. 602). Die Unterkante der Nische liegt vier Backsteinlagen (= 43 cm) über dem heutigen

[370] An der Westwand und an der Nordwand liegen die Backsteine dabei auf den schmalen Langseiten.
[371] MÜHLEN, Rheda, 1979, S. 10.
[372] Auf den veröffentlichten Grundrissen ist seine Form somit falsch wiedergegeben.
[373] Dass es sich nur um eine reine Wandnische handelte und nicht etwa um eine Fenster- oder Türöffnung, ist eindeutig daran zu erkennen, dass sie in der Außenfassade nicht als zugemauerte Öffnung in Erscheinung tritt.

Bodenniveau. Die seitlichen Gewände gehen nach 175 cm in einen Rundbogen über, dessen Bogenlauf abwechselnd aus zwei Läufern und einem Binder gemauert ist. Am linken Gewände ragt der zweite Stein unter dem Bogenansatz als Läufer über die Gewändeflucht hinaus – eventuell diente er als Auflager für das Leergerüst des Rundbogens oder er wurde nachträglich eingefügt zum besseren Einbinden der Vermauerung. Diese zeitlich nicht genauer zu bestimmende Vermauerung (aus wiederverwendeten Backsteinen sowie Bruchsteinstücken) steht etwas vor die übrige Wandflucht vor, der noch recht umfangreich erhaltene Verputz der jüngeren Putzschicht zieht jedoch egalisierend darüber hinweg.

Nur wenig östlich daneben befindet sich eine recht große Wandnische (H: 201 cm; B: 124 cm; T: 56 cm), die sich durch die vermauerten Öffnungen als ehemalige Fensternische zu erkennen gibt. Sie wird von einer Stichbogentonne überfangen. Hier und an den Gewänden lassen sich eindeutige Veränderungen ablesen: Die Nische war offenbar ursprünglich breiter (157 cm) und wurde an den Gewänden durch Beimauern um eine Backsteinbreite (14 cm) verringert, wobei die Backsteine ohne Bezug zu den ursprünglichen Gewändelagen gemauert wurden.[374] Auch der ursprüngliche Bogenbereich wurde beim Umbau ausgebrochen und mit verschieden dickem Material neu gemauert, das sich deutlich vom ursprünglichen Mauerwerk abhebt. Unten nehmen die beiden ursprünglichen Gewände ihren Ausgang von zwei größeren Steinplatten aus Bruchstein (O: H: 13,5 cm; B: 37 cm. – W: H: 14,5 cm; B: max. 39 cm), wobei die Höhe der westlichen Platte in der anschließenden Mauerpartie durch zwei dünne Bruchsteinplatten ausgleichen wurde. Die großen Steinplatten bildeten wohl ehedem die Sitzbänke der breiteren Fensternische. Der Wandbereich zwischen den beiden Steinplatten wurde sehr unregelmäßig aus Altmaterial dazwischengemauert.

Die Nischenrückwand zeigt eine dreiteilige Struktur, über die die jüngere Putzschicht einheitlich hinweggeht. Durch Setzrisse im Putz zeichnen sich jedoch die Stoßfugen zwischen den seitlichen Partien und dem Mittelteil deutlich ab, zudem ist der Putz auf den Seitenteilen stärker abgefallen. Der nicht ganz mittig angeordnete Mittelteil ist 57 cm breit, der westliche Teil 28 cm, der östliche 38 cm. Die senkrechten Stoßfugen

[374] Die Backsteine haben eine Höhe von 7,5–8,0 cm, gehören also einem ungewöhnlichen Dünnformat an und sind möglicherweise wiederverwendet.

setzen sich auch über den Nischenbogen hinaus nach oben fort. Unklar muss zum jetzigen Zeitpunkt die Interpretation der Befunde bleiben: Handelte es sich um zwei durch einen Mittelpfeiler getrennte Fensteröffnungen, die dann noch um die Breite der seitlichen Beimauerungen (mit Mörtel je 17 cm) zu ergänzen wären,[375] oder handelte es sich umgekehrt um einen nur in der Breite des mittleren Mauerstreifens geöffneten Fensterschlitz? Denkbar ist schließlich auch eine die gesamte Nischenbreite umfassende Fensteröffnung, wofür auch der Befund auf der Außenseite spräche: Die dortige Backsteinausmauerung entspricht in etwa der inneren Nischenbreite und zeigt keinerlei senkrechte Unterteilung. Demnach dürften die drei senkrechten Mauerstreifen erst aus der Zeit der Vermauerung stammen. Diese wird außen von der Dachschräge des 1718 abgebrannten spätmittelalterlichen Torgebäudes überschnitten, so dass das Vermauern des Fensters auf jeden Fall vor dessen Errichtung im 15./16. Jahrhundert erfolgte.

In der östlich anschließenden Wandpartie, nahe am östlichen Fenster der Südwand, befindet sich eine kleine, querrechteckige Nische (H: 37 cm; B: 48 cm; T: 27 cm). Während ihre Gewände aus je zwei aufrecht stehenden Backstein-Läufern gemauert wurden, bestehen Boden und Decke aus Bruchsteinplatten.[376] Sie diente wohl – wie die übrigen Wandnischen in diesem Raum und in den Emporenwänden der Kapelle – als Nische für eine künstliche Lichtquelle.

Die Osthälfte der Südwand akzentuiert eine weitere, etwas nach Westen verschobene Fensternische (B: 164 cm), deren 1602/05 eingefügtes Kreuzstockfenster mit Tudorbogenabschluss heute vermauert ist. Die beiden Nischengewände weisen noch die originale Eckmauerung der Bauzeit auf und sind bis zur Gewändemitte rechtwinklig gemauert, um dann leicht schräg an die Fensteröffnung heranzuziehen. Auch die überfangende Stichbogentonne scheint noch bauzeitlich zu sein, beim Einfügen des Kreuzstockfensters wurde sie im Hinblick auf den oberen Fensterzwickel dann fensterseitig leicht aufgehöht. Die beiden Fenstersitzbänke sind größtenteils weggebrochen, unter der Backsteinmauerung der östlichen Sitzbank kommt unregelmäßiges Bruchsteinmauerwerk zum Vorschein, darüber finden sich eventuell noch Spuren der Sitzplatte. Deutlicher sind die Befunde an der westlichen

[375] Damit käme die östliche Öffnung auf eine Breite von ca. 45 cm, die westliche auf ca. 55 cm.

[376] Ihre Maße betragen (in cm): 1. Bodenplatte: H: max. 8; B: mind. 63; T: 27. – 2. Deckplatte: H: 10; B: 63; T: 27.

Sitzbank, wo über der achten Backsteinlage, unter dem oberen Gewändeansatz, der Rest der grob rückgearbeiteten Sitzplatte in voller Sitzbreite von 65 cm zu erkennen ist.

Die vier Öffnungen des Kreuzstockfensters sind heute vermauert, wobei sich die beiden oberen und die östliche untere aufgrund der Mauerungsweise als zeitgleich erweisen, während die westliche untere Öffnung offenbar erst später zugesetzt wurde (vgl. den entsprechenden Befund am Außenbau, Kap. D.4.3.1.3.).

Die Ostwand

An der Innenseite der ca. 165 cm starken Ostwand (B: 12,65 cm) ist generell zu beobachten, dass die unterste Steinlage durchgängig aus Kalkbruchstein besteht.

Im südlichen Wandabschnitt der Ostwand (Abb. 599) öffnet sich wiederum ein Kreuzstockfenster mit Tudorbogenabschluss aus der Umbauphase um 1602/05. Es wurde offenbar anstelle einer älteren Öffnung eingefügt, deren nördliches, rechtwinklig angelegtes Nischengewände erhalten ist, während das südliche Gewände beim Umbau zwecks Aufweitung leicht schräg abgearbeitet wurde. Der deutlich zum Rundbogen neigende Bogenabschluss, dessen Lauf hier nicht die Linie des Fensterscheitels überschneidet, wurde damals ebenfalls neu angelegt. Die mit dem Bogeneinbau entstandene, darüber aufgemauerte Wandpartie zeichnet sich heute wieder klar durch die Setzrisse an der Grenze zwischen älterem und jüngerem Mauerwerk ab.[377] Über dem Nischenboden, der ehemals wohl etwas höher lag, haben sich auch wesentliche Teile der seitlichen Sitzbänke erhalten: Auf der Nordseite findet sich über einem Bruchsteinunterbau von fünfeinhalb Steinlagen eine große Bruchsteinplatte (H: ca. 13 cm; B: 33 cm; T: 102 cm!), der Unterbau der südlichen Sitzbank besteht aus acht Backsteinschichten, nur die unterste Lage ist aus Bruchstein und läuft unter der Fensteröffnung durch. Die eigentliche Sitzplatte der Fensterbank ist aus mehreren Teilen zusammengefügt. Der besonders auffällige Eckstein (H: 11,5 cm; B: max. 38 cm; T: 52,5 cm) aus Osning-Sandstein ist an seiner Ostkante abgeschrägt und zeigt dort an der Unterseite eine Profilierung aus Kehle – Plättchen – großes Plättchen – Rückstufung (zur Vorderkante). Dies weist den Stein eindeutig als Spolie aus, deren ursprünglicher Zusammenhang jedoch nur gemutmaßt werden kann, möglicherweise

[377] Diese Setzrisse wurden durch die Auflast des genau über dem Fensterscheitel aufliegenden Deckenbalkens der Dachstuhlkonstruktion von 1724 verursacht.

handelte es sich bei der Steinplatte sogar um das Bruchstück einer ehemaligen Mensaplatte.

Im das schmalen Wandstück zwischen dem Fenster und der Kaminanlage, das ebenfalls über eine untere Bruchsteinzone (H: ca. 45 cm) verfügt, ist wiederum eine querrechteckige Wandnische (H: 35 cm; B: 41 cm; T: 58 cm) als Lichtnische eingefügt. Wie bei der Wandnische der Südwand und den übrigen Nischen im Raum bestehen auch hier die Gewände aus je zwei aufrecht stehenden Backstein-Läufern, Boden und Abdeckung aus Bruchsteinplatten,[378] ungewöhnlich ist hier aber die größere Tiefe der Nische.

Den mittleren Abschnitt der Ostwand dominieren die Reste einer aufwendigen Kaminanlage, eingetieft in einen 16 cm tiefen, insgesamt 345 cm breiten Rücksprung. Erhalten hat sich die konkav geschwungene Rückwand, die sich oben, im Bereich der ehemaligen Rauchhaube, dreieckig verschmälert und zum Kanal des Rauchabzuges überleitet, der sich aber auch nach unten bis in eine Höhe von 156–166 cm fortsetzt und dort mit einer Kalkbruchsteinplatte endet. Im Bereich des Abzugskanals beträgt die Wandstärke nur noch ca. 85 cm. An den seitlichen Ansätzen der Kaminrückwand, die noch ihren alten, gelblich verfärbten Putz trägt, zeugen Ausbruchspuren von den ehedem hier vorhandenen steinernen Kaminwangen, die 1913 ausgebaut und in einem Raum des Renaissance-Traktes des Schlosses eingefügt wurden (s.u.). Die Ausbruchstellen wurden mit Backstein-Altmaterial beigeflickt. Oberhalb der entfernten Kaminwangen zeichnen sich im Putz parallel zu den Kanten der ‚Dreieckszone' in 15 cm Abstand noch Ritzlinien als Anschlagspuren der Rauchhaube ab, die aus leichteren Materialien – wohl Holz und Lehm – gefertigt war.

Um das Bild der Kaminanlage zu vervollständigen, sei hier auch eine Betrachtung der heute translozierten Kaminwangen angeschlossen: Die beiden Kaminwangen blieben bis 1913 *in situ* erhalten. Damals wurden sie in das sog. ‚Fürstenzimmer', den südöstlichen Eckraum im ersten Obergeschoss des Renaissancetraktes, übertragen, wo

[378] Ihre Maße betragen (in cm): 1. Bodenplatte: H: ca. 15; B: mind. 70; T: mind. 58. – 2. Deckplatte: H: max. 16; B: mind. 67; T: mind. 58.

sie mit einem ebenfalls wiederverwendeten Kaminsturz aus der kleinen Stube des Torhauses kombiniert und zu einer neuen Kaminanlage zusammengefügt wurden.[379]

Die beiden Kaminwangen (Abb. 603)[380] aus dem ‚Turmzimmer' sind sehr reich plastisch durchgestaltet: Ihr Aufbau wird von einer mit Akanthusblättern belegten Konsole getragen, über der sich ein mit Basis und Deckplatte versehener, mit einer Diamantierung gezierter Sockel erhebt. Darüber steigt ein konkav-konvex geschwungenes Volutengebilde auf, dessen Anlauf mit einer Muschel über weiterer Muschelzier belegt ist. Dem oberen, mit drei Pfeifenornamenten belegten Teil des Volutengebildes entwächst ein von stilisiertem Blattwerk gerahmter Puttokopf, der in der Art einer Karyatide ein ionisierendes Volutenkapitell trägt. – Ihre Stilformen erlauben, die Anfertigung der Kaminwangen und der gesamten Kaminanlage mit den tiefgreifenden Umgestaltungen des Kapellenturmes um 1602/05 in Zusammenhang zu bringen.

Die Frage, ob der Renaissance-Kamin bereits einen Vorgänger des 13. Jahrhunderts hatte, ist nicht ganz sicher zu beantworten. Einerseits spricht der an der Außenseite gemachte Befund einer Türöffnung etwas nördlich der Wandmitte (siehe Kap. D.4.3.1.4.) dafür, dass sich an dieser Stelle kein Kamin von vergleichbarer Breite befunden haben kann, da er die Türöffnung – wie es heute der Fall ist – überdeckt haben würde. Andererseits ist aber auch nicht auszuschließen, dass die Tür bereits während des Baufortgangs wieder aufgegeben wurde für die Anlage eines Kamins zur Beheizung des Wohngeschosses. Zudem ist die Wandung des Abzugsschachtes aus Backsteinen des bauzeitlichen Formates (hier: 27,5 x 14 x 8 cm) gemauert, deren sehr saubere und sorgfältige Mauerung nicht mit den seitlichen Partien im Verband steht. Letztere wurden offenbar zusammen mit der runden Ausmauerung der Kaminrückwand aus Altmaterial beim Bau des heutigen Kamins dagegen gemauert. Die Befundsituation im Bereich des Abzugsschachtes spricht somit für die Existenz eines Vorgängerkamins.

[379] Angaben nach CONRAD, Baugeschichte, 1989, S. 264, Anm. 90 mit Verweis auf F.A. Rheda, Familiensachen, Karton Nr. 43, Aufzeichnungen des Fürsten Adolf. – Die bei Conrad erwähnte Jahreszahl ‚1615' als Datierung des Kamin/sturzes (?) konnte bei einer Inaugenscheinnahme durch den Verfasser leider nicht entdeckt werden. – Der reich reliefierte Kaminsturz, der die Wappen Bentheim-Tecklenburg-Rheda – für Graf Adolf (1577–1623) – und Nassau-Wiesbaden-Idstein – für dessen Gemahlin Margarethe (1589–1660) – trägt, hat folgende Maße (in cm): H: 51 / 65 (mit Gesims); B: 217. – Der Kamin noch *in situ* im Wohngeschoss erwähnt bei SCHMIDT, Burgcapelle, 1900, S. 84; vgl. auch GAUL, Rheda, 1955, S. 192; MÜHLEN, Kapellenturm, 1968, S. 63; MÜHLEN, Rheda, 1979, S. 10.

[380] Ihre Maße betragen (in cm): A: linke Wange: H: 137; B: 21. – B: rechte Wange: H: 135; B: 23.

Durch die Befunde im Bereich der Kaminanlage lässt sich zudem die jüngere Putzschicht, auf der sich die Anschlagspuren der Rauchhaube erhalten haben, nicht nur sicher in die Zeit vor dem Brand von 1718 datieren, bei dem die Rauchhaube stark beschädigt worden sein dürfte, sondern sogar ziemlich zweifelsfrei in die Entstehungszeit des Renaissance-Kamins um 1602/05, mit dessen Konstruktion sie in direktem Zusammenhang steht.

Der nördliche Abschnitt der Ostwand (Abb. 600) enthält zwei vermauerte Türöffnungen, von denen die nördliche als Nische erhalten ist. Die Wandbereiche zwischen den beiden Türöffnungen sind auch hier als ca. 45 cm hohe Bruchsteinzone ausgebildet. An den Gewändeansätzen der südlichen Türöffnung (Abb. 601) wurde dann sogar jeweils ein großer Kalksteinblock[381] als Endpunkt und Widerlager des Bruchsteinmauerwerks verwendet. Dieser Befund wie auch die sauberen Abschlusskanten der Gewände (H: je 216 cm) weisen die Türöffnung (H: gesamt: 236 cm; B: 113 cm) als bauzeitlich aus. Dies entspricht dem Befund auf der Außenseite, wo die Öffnung von einem halbrunden Tympanon aus Osning-Sandstein abgedeckt wird (siehe Kap. D.4.3.1.4.). Den oberen Abschluss des inneren Türdurchgangs bildete ein Stichbogen, der sich durch einen deutlichen Scheitelknick der Form eines Giebelsturzes annäherte. Er ist – soweit dies unter dem Verputz zu erkennen ist – aus aufrecht stehenden Backsteinen gemauert. Die Türöffnung wurde später mit einem unregelmäßigen Mauerwerk aus Backsteinen und Bruchsteinen zugesetzt. Auf dieser Vermauerung findet sich – wie erwähnt – nur die jüngere Putzschicht, während auf dem umgebenden Mauerwerk unter dieser noch die ältere, wohl mittelalterliche Putzschicht liegt, die bis an die Öffnung heranzieht.

Nach einem nur schmalen Mauerstreifen (B: 50 cm) schließt sich die nördliche, noch heute als tiefe Wandnische erhaltene Türöffnung (H: 212 cm; B: 96 cm; T: 145 cm) an, die rundum mit einem Falz (B: 8,5 cm) als Türanschlag versehen ist. Sie wurde eindeutig nachträglich eingefügt, wie die ausgebrochenen und beigemauerten Gewände belegen. Beim südlichen Gewände verwendete man dabei größtenteils Altmaterial, beim nördlichen, nur 16 cm von der Nordostecke entfernten Gewände hingegen neue, sehr dünne Backsteine (Format: 27 x 13 x 6–7 cm). Die stichbogige Tonnenwölbung

[381] Ihre Höhe von 21 (nördlich) bzw. 24 cm (südlich) umfasst die Höhe von drei ‚normalen' Lagen aus flachen Bruchsteinen.

des Durchgangs ist in ihrer nördlichen Hälfte teilweise abgesackt, in der Nordostecke sogar ganz heruntergefallen.[382] Die Tür ist heute im Bereich der äußeren Wandflucht mit Backsteinen unterschiedlichen Formats vermauert, die offenbar bei der letzten Restaurierung mit Zementmörtel neu ausgefugt wurden. – Am nördlichen Gewände haben sich zudem zwei eiserne Türangeln erhalten, die jeweils mit einem Bruchsteinblock unterfangen sind.[383] Als Gegenstück findet sich am südlichen Gewände ein Riegeleisen.

Die auch an der Außenfront (Abb. 553; siehe Kap. D.4.3.1.4.) gut nachzuweisende Türöffnung entstand zweifelsfrei im Zusammenhang mit dem Bau des 1602/05 an der Nordostecke angefügten ‚Wendelsteins', der mittels dieses Türdurchbruchs einen neuen Zugang zum dritten Obergeschoss ermöglichte. Die Vermauerung erfolgte wohl im Zuge des Abbruchs des ‚Wendelsteins' nach dem Brand von 1718.

Die Nordwand

Die Nordwand (B: 10,12 m), die eine Mauerstärke von ca. 150 cm aufweist, enthält in ihrem östlichen Wandstreifen eine weitere Wandnische (H: 32 cm; B: 49 cm; T: 28–29 cm). Auch hier wurden ihre Gewände aus zwei aufrecht stehenden Backstein-Läufern, Boden und Abdeckung aus Bruchsteinplatten gemauert;[384] letztere wurden hier unten bzw. oben mittels dünner Bruchsteinplatten und dickem Mörtel dem Lagenniveau der Backsteine angepasst.

Nur wenig westlich (nach 105 cm) schließt sich das Ostfenster der Nordwand an, das wiederum als Kreuzstockfenster mit Tudorbogenabschluss aus der Zeit um 1602/05 ausgebildet ist. Dieses wurde offenbar anstelle einer älteren Fensteröffnung eingefügt, deren westliches Nischengewände noch die originale Eckmauerung der Bauzeit aufweist.[385] Es ist bis zur Gewändemitte rechtwinklig gemauert, um dann leicht schräg an die Fensteröffnung heranzuziehen. Auch das östliche Gewände scheint original

[382] Im ganzen Wandbereich über dem nördlichen Teil der Türöffnung finden sich entsprechende Risse, die mit dem Absacken in Zusammenhang stehen.

[383] Der obere Bruchsteinblock zeigt eine deutliche Kalzinierung (Brandrötung), die Backsteine darüber lassen noch Schmauchspuren erkennen. Vermutlich stehen diese Brandspuren in Zusammenhang mit den hochschlagenden Flammen des brennenden, offenstehenden Türblattes, das offenbar beim Brand von 1718 ebenfalls Feuer gefangen hatte.

[384] Ihre Maße betragen (in cm): 1. Bodenplatte: H: max. 7; B: max. 73; T: mind. 29. – 2. Deckplatte: H: 9; B: max. 62; T: mind. 29.

[385] Hier wird zugleich ersichtlich, dass zunächst die Eckmauerung mit jeweils einem Läufer und einem Binder nebeneinander hochgezogen wurde und dann das übrige Mauerwerk gegengemauert wurde – gezwungenermaßen z. T. mit gestutzten Reststeinen.

erhalten, es ist jedoch durchgängig leicht schräg ausgebildet. Der stichbogige Nischenbogen besteht in seiner nördlichen Hälfte sowie der ersten Lage am südlichen Bogenansatz aus Backsteinen des bauzeitlichen Formats, am Scheitel lässt sich hier noch der Ansatz der partiellen Aufhöhung für den Zwickel des Tudorbogens erkennen. Das verbliebene Zwischenstück des Bogens füllt eine wenig sorgfältige Mauerung aus wesentlich dünneren, stark eingemörtelten Backsteinen, die sich bis zur Mauerkrone nach oben fortsetzt.

Den unteren Teil der Fensternische prägen die seitlichen Sitzbänke. An der Westseite liegt über der achten Backsteinlage als Sitzfläche ein Steinblock aus Osning-Sandstein.[386] Die östliche Sitzbank ist hingegen nur aus Backsteinen aufgemauert, dafür setzt hier das zurückspringende Nischengewände mit zwei unterschiedlich hohen, hammerrechten Kalksteinen an. Der Nischenboden zwischen den Sitzbänken befand sich wohl ehemals zwei Backsteinlagen über dem heutigen Niveau, die Fensterbrüstung durchzieht ein 0,5–0,7 cm breiter Riss, darunter ist das Mauerwerk zum Teil ausgebrochen.

Die Befunde sprechen dafür, dass die Fensternische im wesentlichen noch auf die Bauzeit des 13. Jahrhunderts zurückgeht. Beim Einbau der Sandsteingewände des Kreuzstockfensters um 1602/05 wurde der Nischenbogen im Bereich des Scheitels für die Zwickelspitze einwenig aufgehöht, wie der erhaltene Ansatz erkennen lässt. Zugleich wird dadurch deutlich, dass die jüngere Bogenergänzung aus dünnformatigen Backsteinen nicht dieser Umbauphase zuzurechnen ist, sondern offenbar eine Erneuerung nach dem Brand von 1718 darstellt, da der Nischenbogen – vielleicht im Zuge der Abbrucharbeiten des obersten Turmgeschosses – scheinbar teilweise eingestürzt war und zusammen mit dem Mauerwerk darüber erneuert werden musste.

Westlich des Fensters, in nur ca. 89 cm Abstand, hat sich im mittleren Wandabschnitt der Nordwand eine weitere querrechteckige Wandnische (H: 32 cm; B: 41 cm; T: 28 cm) erhalten. Auch hier sind die Wände aus aufgestellten Läufern gebildet, Boden und Abdeckung bestehen wiederum aus großen Kalksteinplatten.[387]

[386] Seine Maße betragen (in cm): H: 14; B: 23; T: 73+x.

[387] Ihre Maße betragen (in cm): 1. Bodenplatte: H: max. 8,5; B: 64; T: mind. 28. – 2. Deckplatte: H: 12; B: max. 69; T: mind. 28. – Beide Steine sind zur Nische hin in ihrer Oberfläche abgeschiefert, die Rotfärbung an der Deckplatte ist in diesem Falle nicht als Brandrötung zu interpretieren, sondern es handelt sich hier um Ziegelmehl, das deutlich absandet.

Das westliche Fenster der Nordwand besitzt heute als Füllung ebenfalls ein Kreuzstockfenster mit Tudorbogenabschluss aus der Zeit um 1602/05, das auch hier in eine ältere Fensteranlage eingefügt wurde. Davon blieb insbesondere das westliche, rechtwinklige Nischengewände mit seiner sorgfältigen Eckmauerung erhalten. Am östlichen, leicht schräg verlaufenden Gewände hingegen weisen die (an Putzfehlstellen sichtbaren) Ecksteine deutliche Abarbeitungsspuren auf, die auf eine Verbreiterung der Fensternische in diesem Bereich hindeuten. Der stichbogige Nischenbogen wurde auch hier vor der Zwickelspitze des Tudorbogens partiell aufgehöht. Zudem zeigt der äußere Teil des Bogens einen sich nach Norden absenkenden Ansatz. Dies könnte auf eine Zweiphasigkeit des Nischenbogens deuten, wobei dann der innere (südliche) Teil der ältere wäre. Im Scheitel des Nischenbogens befindet sich ein 1–2 cm breiter Spalt, der sich durch die gesamte Turmnordwand verfolgen lässt und als Setzriss infolge einer Fundamentsenkung zu deuten ist (siehe auch Kap. D.4.3.1.2. und D.4.3.2.3.).

Auch hier ist die Fensternische seitlich mit zwei Sitzbänken versehen. Sie gehen in ihrer heutigen Form auf den Umbau um 1602/05 zurück, haben jedoch einen älteren, bauzeitlichen Kern: An der südlichen Sitzbank lassen leichte Unregelmäßigkeiten in den oberen Backsteinschichten auf eine Abarbeitung für die Nischenverbreiterung schließen. Am Ansatz des westlichen Nischengewändes über der Sitzbank bzw. über der siebenten Backsteinlage (= 69 cm) über dem heutigen Bodenniveau befindet sich ein mächtiger Kalksteinblock (H: 15 cm; L: 78 cm; B: 66 cm), der heute bis zur Nischenkante rückgearbeitet ist, sich jedoch ehemals als Deckplatte der Sitzbank fortsetzte. Beim Umbau um 1602/05 wurde der freiliegende Teil dann abgeschlagen, um die Sitzfläche der Bank tieferlegen zu können. Auffällig ist zudem, dass sich ausgehend von dem großen Kalksteinblock in 42,5 cm Abstand, das heißt nach einem Läufer und einem Binder, westlich von der Nischenecke über sieben Lagen hinweg eine senkrechte Fuge abzeichnet, erst dann ziehen die Läufersteine darüber hinweg. Dies könnte darauf hindeuten, dass das Fenster zunächst etwas weiter westlich angelegt werden sollte, dann aber noch während des Bauverlaufes etwas nach Osten an seine heutige Stelle verlegt wurde – vielleicht mit Rücksicht auf die Achse des Kapellenfensters darunter. Durch diese mutmaßliche ältere Planungsstufe erklärte sich auch das ungewöhnlich weite Einbinden des Kalksteinblocks in das angrenzende

Mauerwerk – bei der älteren Fensterplanung hätte seine Oberfläche größtenteils freigelegen als Fensterbank!

Die Werkstücke des Kreuzstockfensters aus Osning-Sandstein weisen an den Flanken der beiden unteren Öffnungen eine deutliche Kalzinierung (Brandrötung) auf, an ihren Frontseiten und den oberen Öffnungen findet sie sich hingegen nicht. Offensichtlich wurden die hölzernen Fensterläden der unteren Öffnungen beim Brand von 1718 vom Feuer erfasst und bewirkten an den Öffnungsflanken die Brandrötungen, während die oberen Fensteröffnungen – wie bei Kreuzstockfenstern üblich – ein Festverglasung ohne Fensterläden besaßen und dementsprechend hier keine Brandspuren festzustellen sind.

Die beiden Freipfeiler

Die Mitte des Raumes beherrschen die beiden Freipfeiler (Abb. 598), die genau mittig auf seiner Querachse, über den Hauptpfeilern der Kapelle, plaziert sind, ihr Abstand zueinander beträgt 324 cm. Beide Pfeiler sind aus Backsteinen des bauzeitlichen Formats sowie gelegentlich mitverbauten Bruchsteinblöcken errichtet. Sie besitzen einen quadratischen Grundriss (ca. 145 x 145 cm),[388] der an den Ecken durch eine zweifache Rückstufung verringert ist.[389] Die Rückstufungen steigen vom Boden bis zum nicht weiter akzentuierten Pfeilerabschluss unverändert auf und bewirken eine deutliche optische Verschlankung der Pfeiler. Als deren Hauptgliederungselement werden sie auch an der Kante des Wandvorsprungs nördlich der großen Rundbogennische der Westwand aufgegriffen, die damit auf die Südwestecke des nördlichen Freipfeilers antwortet und ein übergreifendes Gliederungssystem erkennen lässt. Eine Verbindung mittels Bögen oder Ähnliches ist jedoch nicht auszumachen, ebensowenig der originale Abschluss der beiden Freipfeiler, deren heutige Höhe max. 4,20 m beträgt.

[388] Die absoluten Maße betragen (in cm): 1. Nordpfeiler: W: 146 (16–15,5–87–14–15,5); N: 146 (16–15,5–85–14–15); O: 145 (14–14–88–15–15); S: 144 (15–14,5–86–14–15,5). – 2. Südpfeiler: W: 146 (15–15–86,5–14,5–14,5); N: 144 (15–15–84,5–14–15,5); O: 147 (15,5–15–86,5–14,5–14,5); S: 143 (15,5–14,5–84–14,5–15).

[389] Die beiden Rückstufungen sind je ca. 14–16 cm breit (s. vorige Anm.).

4.4. Rekonstruktion des Bauablaufes des spätromanischen Tor- und Kapellenturms

Anhand der bei der Bauuntersuchung beobachteten Befunde und Baunähte ist der Bauablauf des Tor- und Kapellenturms in vier einzelnen Phasen erfolgt, die wie folgt rekonstruiert werden können:

4.4.1. Phase I

Nach Abschluss der Fundamentarbeiten wurden die Mauern des Erdgeschosses mit der Tordurchfahrt einheitlich aufgeführt, dabei erhielten die äußeren Mauerkanten eine glatte Eckverquaderung. Den Erdgeschossraum überfing man abschließend mit Tonnengewölben über Holzschalungen, wobei offenbar zunächst die vier Querarme eingewölbt und nachfolgend das Kreuzgratgewölbe des mittleren Ostjochs eingefügt wurden, während das Westjoch vorerst noch ungewölbt blieb – möglicherweise, um einen leichteren Transport der Baumaterialien in die Obergeschosse zu ermöglichen (siehe Kap. D.4.3.2.1.).

Ebenfalls noch der Bauphase I zuzurechnen sind die Umfassungswände des Kapellenuntergeschosses und offenbar auch der Ansatz des Kapellenobergeschosses. Nach Vollendung des Erdgeschosses wurde ohne erkennbare größere Bauunterbrechung das zweite Turmgeschoss aufgeführt, wobei man – wie häufiger bei mittelalterlichen Sakral-, aber auch Profanbauten zu beobachten – zunächst die Umfassungswände errichtete (vgl. Kap. C.4.3.1.1.). Diese folgen mit den großen, von Nischen mit Eckquaderung gerahmten Fenstern, die viel zu aufwendig für die schlichten Umgänge erscheinen, ganz offensichtlich noch einem anderen Entwurfskonzept, das raumwirksame Seitenschiffe anstelle der jetzigen Umgänge vorsah (siehe Kap. D.8.1.). Diesem älteren Raumkonzept sind auch die beiden Wandvorlagen im östlichen Umgangsabschnitt zuzuordnen, die an dieser Stelle heute völlig unmotiviert erscheinen, zudem wirken sie mit ihrem Basisprofil aus geradem Sockel – Rücksprung – Plättchen – Schräge – Rücksprung in diesem Bereich fast überinstrumentalisiert. Letzteres erscheint am Kapellenturm fast singulär und kehrt bezeichnenderweise nur an den beiden Wandvorlagen im Emporengeschoss darüber wieder. Offenbar war in beiden Etagen eine Arkadenstellung geplant, die auf den genannten Wandvorlagen der Ostwand aufruhen sollte. Dies lässt darauf schließen,

dass keine zweite, innere Ostwand (wie heute) vorgesehen war, sondern der Altar des Kapellenuntergeschosses unmittelbar vor der Ostwand mit dem axialen Fenster und der Fallgattervorrichtung plaziert werden sollte (siehe Kap. D.8.1.).

Die Verwendung des charakteristischen Basisprofils an der Ostwand des Kapellenobergeschosses deutet darauf hin, dass zumindest die unteren Partien der Ostwand – mit der mittleren rechteckigen Altarnische und den seitlichen Apsiden – sowie der übrigen Umfassungswände dieses Geschosses ebenfalls noch der Phase I angehören.

Leider lässt sich die horizontale Bauphasengrenze zwischen der Phase I und den nachfolgenden Mauerwerkspartien der Phase III (Phase II betraf allein das Innere) an den Umfassungswänden des Emporengeschosses aufgrund des inneren Verputzes und der recht homogenen Struktur der Außenseiten nicht exakt bestimmen – es böten sich etwa an der Ostfront verschiedene, farblich auffällige Backsteinlagen beidseits des Altarerkers an, und beim mittleren Wandabschnitt der Westfront ist zu überlegen, ob die horizontale Grenzlinie zwischen dem gequaderten unteren Wandfeld und dem oberen Bruchsteinmauerwerk hier zugleich die Bauphasengrenze markiert oder ob der Materialwechsel rein wehrtechnisch bedingt ist und das als Schutzschild um die Toreinfahrt errichtete Quadermauerwerk sowieso nur bis in diese Höhe reichen sollte.

Dagegen lässt sich die Bauphasengrenze ziemlich eindeutig an der Wandung der Wendeltreppe in der Nordwestecke fassen: Hier markiert ca. 680 cm über dem Bodenniveau der ‚Vorhalle' der Wechsel von einem läuferdominierten Verband zu einem ausschließlich binderbestimmten Verband eine klare Abgrenzung der Bauphasen. Damit einher geht ein deutlicher Wechsel in der Bautechnik des Tonnengewölbes aus Bruchstein zwischen den Wölbabschnitten 10 und 11 (siehe Kap. D.4.3.2.9.). Diese Befunde belegen ein Hochführen des Wendeltreppenblocks und vermutlich auch der Umfassungswände bis in eine maximale Höhe von ca. 451 cm über (heutigem) Emporenbodenniveau.

Auch innerhalb des Abortschachtes in der Südwestecke lässt sich diese Bauphasengrenze ausmachen: Während die Süd-, West- und Nordwand des Schachtes sauber und gerade gemauert sind, gilt dies bei der Ostwand nur in ihrem

unteren Bereich, der wie die weiter hinaufreichenden Partien der drei erstgenannten der Phase I zuzurechnen ist, während der obere Abschnitt der Ostwand mit einer rauhen und unregelmäßigen Oberfläche offensichtlich der Bauphase II angehört.

Im Bereich der Westwand der Kapelle haben sich – soweit bisher erkennbar – keinerlei Reste von Wandgliederungen erhalten. Auffällig ist jedoch, dass die Quader des südlichen Gewändes der Wendeltreppentür sich jenseits der Raumecke der Vorhalle fortsetzen – möglicherweise ein Hinweis auf eine Fortführung der Wandflucht in diesem Bereich, gegen die dann nachträglich in Phase II die Wand mit dem inneren Kapellenportal gemauert wurde.

4.4.2. Phase II

Die Bauphase II umfasst den gesamten Innenausbau des Kapellenuntergeschosses und setzt eine umfassende, bisher völlig unbeachtet gebliebene Planänderung des Entwurfkonzeptes voraus: Die Idee eines in beiden Etagen dreischiffigen Kapellenraumes wird aufgegeben. Stattdessen konzipierte man für das Untergeschoss einen Umgang, der entlang der Nord-, Ost- und Südwand herumläuft (siehe Kap. D.8.2.). Eine bis auf das innere Kapellenportal im Norden völlig geschlossene, im Ostjoch zu den Seiten stark vorspringende Wand trennt den Umgang vom Binnenraum der Kapelle (siehe Kap. D.8.2.). In diese teilweise eingebunden sind die beiden Hauptpfeiler und die ihnen entsprechenden Halbpfeiler der Westwand, die sich durch einen gegenüber den Wandvorlagen der Phase I deutlich stärkeren Gliederungsreichtum und das abweichende Basisprofil unterscheiden: eine aufwendig ausgestaltete attische Basis, wie sie auch bei den übrigen Basen dieser Bauphase am Portal und der unteren Altarnische wiederkehrt (siehe Kap. D.6.1.). Diese wie auch die Wirtelgesimse der Haupt- und der westlichen Halbpfeiler sind aus feinem Baumberger Sandstein geschlagen, ebenso die dieser Phase zuzuordnende Bauskulptur (s.u.)

Zu der in Phase II errichteten Substanz der Binnengliederung des Kapellenuntergeschosses gehört neben den genannten Pfeilern vornehmlich die umlaufende Trennwand zum Umgang, die auf Höhe des Emporenbodens endet. Sie umfasst auch die in der Mitte der inneren Ostwand eingefügte untere Altarnische, das zum Altarraum geöffnete Doppeljoch auf der Nordseite und den nicht durch eine

Abdeckung unterteilten Bereich gegenüber, die sich beide durch verhältnismäßig kleine Rundbogenfenster zum Umgang öffnen, wobei das Ostfenster dieses südlichen Bereiches noch ein Lavabobecken aufnimmt. Auch die aus der Mauerstärke seiner Südwand ausgesparte Treppe wurde damals angelegt.

Die Trennwände im Bereich des Westjoches sind deutlich zur Mitte eingerückt und wesentlich stärker ausgebildet als im Ostjoch, wobei die nördliche Wand im Westen eindeutig gegen die südlichen Gewändequader der Wendeltreppentür gegengemauert wurde. Während die südliche Wand jedoch ehedem völlig geschlossen war, nimmt die nördliche Wand das innere Kapellenportal auf. Es zeichnet sich aus durch eine zeitgleiche, aufwendige Gliederung aus Dreisäulenbündeln über liegenden Trägerfiguren (siehe Kap. D.5.7.) und konnte durch einen Riegelbalken, dessen originaler Balkenkanal erhalten blieb, von der Innenseite gesichert werden.

Nach dem Bau der umlaufenden Trennwand wurden die Tonnengewölbe des Umganges ausgeführt, wobei möglicherweise die Quaderung der bereits vorhandenen Fensternischenbögen entfernt und durch in die Gewölbe einschneidende Stichkappen ersetzt wurde. Beim Bau des Tonnengewölbes im östlichen Gangabschnitt fing man die Stichkappe über dem Achsfenster südlich auf einem profilierten Konsolstein auf, der möglicherweise hier als Reststück verwendet wurde und ursprünglich für die heute kämpferlose Ostvorlage des Doppeljoches nördlich des Altarraumes vorgesehen war, da er in Profil und absoluten Maßen genau dem Kämpfer des dortigen Mittelspfeilers entspricht.

Gleichfalls dieser Bauphase II gehören die beiden hinter den westlichen Pfeilervorlagen aufsteigenden Treppenläufe der Doppeltreppenanlage an, ebenso ihre Brüstungsmauern und auch die beiden darin einbezogenen Löwenbasen der Dreibogenstaffel.

Während die horizontale Bauphasengrenze der Phase II zu Phase III an der umlaufenden Trennwand naturgemäß in Höhe des Emporenbodens zu suchen ist, zeichnet sie sich im Bereich des Westjoches an den beiden Hauptpfeilern und den Halbpfeilern der Westwand klar durch ein Abbrechen der zusätzlichen flachen Pfeilervorlagen an den West- bzw. Ostflanken der Pfeiler jeweils eine Quaderlage über dem verkröpften Wirtelgesims ab. An den beiden Hauptpfeilern kommt noch ein

auffälliger Wechsel der Quaderhöhen hinzu: Während sie unterhalb des Wirtelgesimses – am Südpfeiler auch eine Lage darüber – durchweg als einheitlich nivellierte Lagen, deren Höhe dem standardisierten ‚Quader-Modul' von 42,5 cm entspricht, angelegt sind, weisen sie über dem Wirtelgesims am Pfeilerkern deutlich kleinere und zudem oft nicht die gesamte Stirnfläche ausfüllende Quader auf. Nur die Werkstücke der Halbrundvorlagen folgen noch dem ‚Quader-Modul', was ein Indiz dafür sein könnte, dass es sich hierbei um bereits in Phase II vorgefertigte Werkstücke handelt.

Als vorgefertigte Werkstücke der Phase II sind eventuell auch die Kapitellbänder der beiden Hauptpfeiler (siehe Kap. D.6.2.2.) anzusprechen, darüber hinaus mit Sicherheit auch die beiden Dreisäulenbündel der oberen Altarnische, die ‚baugleich' mit denjenigen des inneren Kapellenportals sind. Auch die schiefernen Säulenschäfte der westlichen Dreierarkade dürften gleich deren Schiefersäulen noch dieser Phase zuzuordnen sein. Mit der Kapitellskulptur der Dreisäulenbündel verbindet sich zudem sehr eng die figürliche Bauskulptur rund um den Schlussstein des Ostjoches, so dass zu erwägen ist, ob diese wie auch die Schlusssteinzier des Westjoches ebenfalls bereits in Phase II vorgefertigt wurde.

Hinsichtlich der Dreisäulenbündel der oberen Altarnische sei jedoch die Überlegung erlaubt, ob diese nicht noch zusammen mit der Piscina und der Sechspassrosette am Ende von Phase II versetzt wurden, ehe dann die Bauunterbrechung eintrat, die abermals einen gravierenden Wechsel in der Plankonzeption und der Bauausführung in Phase III mit sich brachte.

4.4.3. Phase III

In Phase III folgte das Hochführen des dritten Turmgeschosses und die Vollendung des Kapellenraumes mit der Einwölbung. Deutliche Reduzierungen im Baukonzept wie auch in der Qualität der Bauausführung erlauben die Abgrenzung einer eigenen Bauphase. So brechen die genannten flachen Pfeilervorlagen im Bereich des Westjoches etwa auf Höhe des Emporenbodens ab, eine in Phase II vorgesehene aufwendigere Gliederung wurde somit aufgegeben. Die Pfeiler werden nun deutlich schlichter, mit glatten Flanken, fortgeführt und schließen mit dem gerade durchlaufenden Kämpfergesims ab; auf der Rückseite des Pfeilers wurde auf die

Fortführung des Gesimses dann ganz verzichtet. Da die Emporen zudem nur mit einfachen Längstonnen eingewölbt sind, finden sich daher hier abgesehen von den Ostapsiden und den Fensteröffnungen keinerlei architektonische Gliederungselemente.

Im Vergleich zu den Bauteilen aus den Phasen I und II fällt der deutlich geringere Einsatz von Sandsteinquadern im Kapelleninneren auf. So wurde etwa an den Fensternischen auf eine auszeichnende Eckverquaderung verzichtet, wie sie im Kapellenerdgeschoss an Fenstern und Türöffnungen zu finden ist, aber auch an den Pfeilern und den Gurtbögen ist eine deutlich reduzierte Verwendung von Sandsteinquadern zu verzeichnen. Hinzu kommt noch eine sichtlich geringere Steinqualität des verwendeten Osning-Sandsteins, der nun zumeist deutlich poröser ist, verbunden mit einer Abnahme von dessen Bearbeitungsqualität. Auffallend ist darüber hinaus der fast völlige Verzicht auf Baumberger Sandstein: So wurden etwa – im Gegensatz zu den Basen und Wirtelgesimsen der Phase II – die Kämpfergesimse der Hauptpfeiler sowie der westlichen und östlichen Wandvorlagen durchweg aus Osning-Sandstein gefertigt. Baumberger Sandstein findet in dieser Phase lediglich noch bei den Schäften der Dienste, den Kapitellen der Hauptpfeiler und westlichen Eckdienste sowie der Schlusssteinzier und der Ostrosette Verwendung, doch dürfte es sich dabei größtenteils um vorgefertigte Werkstücke der Phase II handeln (s.o.). Die recht sicher der Phase III zuzuordnenden Säulenkapitelle der Dreibogenstaffel bestehen hingegen aus Osning-Sandstein.

Die genaue Bauabfolge der Phase III lässt sich aufgrund der großflächigen Verputzungen momentan nicht ermitteln, doch ist anzunehmen, dass auch hier zunächst die Umfassungswände, die in Phase I bereits bis über Bodenhöhe der Emporen hochgeführt worden waren, weiter aufgemauert wurden. Die nördlichen und südlichen Emporenwände erhielten dabei je zwei schlichte, mit breiten Trichternischen versehene Rundbogenfenster, die nicht axial zu den Fenstern und der Türoffnung in der Etage darunter angeordnet sind. In die verbliebenen Wandflächen seitlich und zwischen den Fenstern wurden je drei einfache Rechtecknischen als Lampennischen ausgespart.

Sichtlich aufwendiger wurde hingegen die Ostwand des Emporengeschosses gestaltet, die in ihren Grundelementen – rechteckige mittlere Altarnische, seitliche

Apsiden, Wandvorlagen – noch auf Phase I zurück geht. Nicht sicher zu klären ist hingegen, ob die Ausgestaltung der Altarnische, insbesondere der Versatz der Dreisäulenbündel und der Sechspassrosette, noch in Phase II erfolgte oder erst am Beginn von Phase III – die Dreisäulenbündel selbst wurden jedoch ganz offensichtlich noch in Phase II gefertigt, wahrscheinlich auch die sehr qualitätvollen Werkstücke der Sechspassrosette.

Der Ausbau der oberen Altarnische begann mit dem Versatz der Sechspassrosette in der Außenwand, wobei man beim Verlegen der unteren Rahmungssteine offenbar nicht ganz die Mitte traf, so dass die Rosette außen- wie innenseitig etwas aus der Erker- bzw. Nischenachse nach Norden verschoben ist. In einem nächsten Schritt wurden dann die Piscina im südlichen Nischengewände und als besondere Eckakzente der Nischenrahmung die beiden Dreisäulenbündel mit den liegenden Trägerfiguren (über vorspringenden Sockeln) eingefügt, wobei am nördlichen Kämpferstein deutlich abzulesen ist, dass dieser gegen die vorhandene Rosettenrahmung gesetzt wurde. Die Kämpferlinie der Dreisäulenbündel (als Bogenansatzlinie des Nischenbogens) orientiert sich dabei an der horizontalen Durchmesserlinie der Sechspassrosette. Dadurch kam es zu einem Niveausprung mit den Kämpfergesimsen der benachbarten Wandvorlagen, deren Höhenlage wiederum durch die beiden Hauptpfeiler und deren Gesamtproportionierung festgelegt war. Einige Indizien sprechen dafür, dass die Kämpfergesimse der Wandvorlagen sekundär gegen die bereits vorhandenen Dreisäulenbündel gemauert wurden, wobei es insgesamt zu auffälligen Verwerfungen bei der Ausgestaltung der beiden Wandvorlagen gekommen ist. Wie deren Basisgestaltung belegt, gehören sie in ihrer Anlage noch der Bauphase I an (s.o.) und wurden dann ‚mühselig' in das neue Architekturkonzept der Phase II/III einbezogen: Da die beiden zentralen Hauptpfeiler der Kapelle nun stärker zusammengerückt wurden, befanden sich die beiden älteren Wandvorlagen nicht mehr in deren Flucht. Um ein orthogonales Auftreffen der in ihrer Position von den beiden Hauptpfeilern bestimmten östlichen Scheidbögen zu ermöglichen, mussten die als Auflager fungierenden Kämpfergesimse der östlichen Wandvorlagen über die innere Vorlagenkante hinaus zur Mitte verschoben werden. Die Verlängerung des Gesimses wird jeweils von einem Kragstein gestützt, der von zwei im rechten Winkel angeordneten Schrägen

gebildet wird. Zwischen diese ist ein abknickender Zylinder gesetzt, der zur Unterfangung für eine der Diagonalrippen des östlichen Gewölbes dient. Das Kämpfergesims zieht über dieses Zylinderelement hinweg, setzt sich jenseits davon jedoch nicht fort, sondern nimmt Rücksicht auf das einspringende Nischengewände mit den eingestellten Dreisäulenbündeln, wobei sogar in Kauf genommen wird, dass die Rundstabrippen, die durch die Zurücknahme des hier gerundeten Kämpfergesimses, auf dem sie kaum Platz finden, ein wenig ‚dazwischengequetscht' erscheinen – somit ein klarer Hinweis auf die zeitliche Abfolge von Dreisäulenbündeln und Kämpfergesimsen mit Rippenauflagern. – Der auf den Kämpfern der Dreisäulenbündel aufruhende spitzbogige Nischenbogen ist hingegen zweifelsfrei der ‚quaderarmen' Bauphase III zuzuordnen, wie die Beschränkung der Quaderverwendung auf die Vorderkante des Bogens belegt.

Vermutlich in Anlehnung an die Sechspassrosette der oberen Altarnische wurde beim Hochführen der westlichen Außenwand mittig eine Kreisblende mit Vierpass eingefügt, die nun jedoch aus dem weniger feinen Osning-Sandstein gefertigt wurde und keine so aufwendigen Detailgestaltungen, etwa Kugelbesatz und Röllchenfries, wie diese erhielt.

In einem nächsten Schritt, möglicherweise zum Teil auch parallel, erfolgte das Hochführen der westlichen Halbpfeiler und der beiden Hauptpfeiler. Wie bereits erwähnt, wurden ihre oberen Partien – abgesehen von den Werkstücken der Halbrundvorlagen, die noch dem ‚Quader-Modul' folgen – aus deutlich kleineren und dabei auch weniger sorgfältig bearbeiteten Sandsteinquadern gefügt. Zudem bleibt ihre Verwendung auf die nach Süden bzw. Norden gerichteten Hauptschauseiten der Pfeiler beschränkt, während die drei übrigen Seiten lediglich aus verputztem Backsteinmauerwerk bestehen – zusammen mit den verputzten ‚Fehlstellen' an den Schauseiten ein deutlicher Hinweis auf den ‚Quadermangel' in Phase III. Bei den ebenfalls nur auf die Schauseiten der beiden Hauptpfeiler beschränkten Kapitellbändern könnte es sich ebenfalls um vorgefertigte Werkstücke aus Bauphase II handeln, wofür auch einige Unregelmäßigkeiten beim Versatz sprechen (siehe Kap. D.6.2.2.). Abschließend wurde das schlichte Kämpfergesims aus zumeist porösem Osning-Sandstein aufgesetzt.

Im Zusammenhang mit den beiden westlichen Halbpfeilern wurde – vermutlich unter Verwendung bereits vorhandener Schieferschäfte (s.o.) – auch die Dreibogenstaffel vor dem Treppenschacht der Westwand aufgeführt. Vermutlich aus Sparsamkeitsgründen wurden die als ‚Rohlinge' anzusehenden, aufeinander abgestimmten Kelchblockkapitelle der Eckdienste und der beiden Arkadensäulen nicht weiter ausgeschlagen, sondern in der Grundform versetzt, wobei man für die Dienstkapitelle noch Baumberger Sandstein verwendete, während die Kapitelle der Arkadensäulen aus Osning-Sandstein geschlagen wurden.

Über den Kämpfergesimsen der Wand- und Freipfeiler wurden dann nachfolgend die weit gespannten Scheidbögen zwischen ‚Mittelschiff' und Emporen sowie der gestufte Gurtbogen zwischen den beiden Hauptjochen aufgeführt. Auch hier ist wieder die (etwa auch im Vergleich zu den entsprechenden Bauteilen in Marienfeld) sparsame Verwendung von Sandsteinquadern zu beobachten. So bleibt sie bei den Scheidbögen auf die Bogenkanten beschränkt, beim Gurtbogen treten Quader nur am rechteckigen Unterzug in Erscheinung. – Nach dem Aufführen des Bogengerüstes folgte abschließend die Einwölbung, wobei man vermutlich zunächst die Tonnengewölbe der Emporen ausführte, die sich auf drei Außenwände stützen konnten, und erst anschließend die beiden Kreuzrippengewölbe der Hauptjoche, denen die Emporengewölbe nun als Widerlager dienen konnten. Bei den Hauptjochgewölben wurden die Rundstabrippen wiederum aus Osning-Sandstein gefertigt, lediglich für die um die Schlusssteinringe angeordnete plastische Bauzier wurde Baumberger Sandstein verwendet, doch dürfte es sich auch hier – wie bereits angedeutet – zumindest teilweise noch um vorgefertigte Werkstücke aus Bauphase II handeln.

Parallel mit dem Hochführen der Außenwände wurde auch die Wendeltreppe in Bauphase III weiter fortgeführt. Es lässt sich wie erwähnt ein klarer Wechsel in Bautechnik (binderbestimmter Verband, Verzicht auf gebogene Läuferformsteine, unsauberer Versatz) und Steinqualität (Wechsel des Backsteintons, geringere Güte) gegenüber dem Treppenteil der Phase I ausmachen. Die geschilderten Befunde an Wandung und Gewölbe der Wendeltreppe machen aber zugleich deutlich, dass diese in Phase III in mehreren Abschnitten ausgeführt wurde, so etwa abzulesen an der Bauetappengrenze in Höhe der zehnten Lage unterhalb der Türschwelle zum

Wohngeschoss oder am Tonnengewölbe, das in Phase III in sechs Abschnitten (11–16) etappenweise eingewölbt wurde.

Die Arbeiten an der Wendeltreppe endeten in Phase III wenig oberhalb des Laufniveaus des Wohngeschosses: So wurde damals noch der Ansatz der ursprünglich weiter nördlich geplanten Tür zu diesem Geschoss ausgeführt, wovon noch das nördliche Gewände in einer Höhe von 73 cm erhalten blieb, und auch die Wendeltreppe wurde mit (mindestens) zwei Stufen über das Wohngeschossniveau hinaus als Zugang zum geplanten fünften Turmgeschoss fortgeführt.

Ähnlich wie die Wendeltreppe in der Nordwestecke wurde auch der Abortschacht in der Südwestecke des Turms in Phase III weiter hochgeführt, seine Ostwand als Westwand der Südempore aufgemauert. Diese scheint relativ dünn zu sein, zumindest liegt ihre Flucht weiter westlich als diejenige der Nordempore, so dass das Schildfeld über dem Auslauf des Treppenarms hier mit einem kleinen Bogen abgefangen werden musste. Im Inneren setzt sich die rauhe und unregelmäßige Oberfläche der Ostwand aus Phase II fort. Die übrigen Veränderungen kurz unterhalb des Bodenniveaus des Wohngeschosses, insbesondere die Verringerung der Schachtbreite, dürften dann allerdings der Bauphase IV zuzuordnen sein.

Am Außenbau ist die Bauphasengrenze zwischen Phase III und IV am Ansatz des Wohngeschosses deutlich am Abbrechen der Buckelquaderlisenen sowie an der Nord-, West- und Südseite am einem geringfügigen Wechsel der Bruchsteinqualität abzulesen. An der aus Backstein gemauerten Ostfront zeichnet sich in entsprechender Höhe eine horizontale Fugenlinie ab, die jeweils von den Ecklisenen bis zur Verdachung des Erkers reicht, unter der sich das durchlaufende profilierte Gesimsstück erhalten hat, das hier wohl den horizontalen Abschluss bildete.

Auffällig ist zudem der an allen Außenseiten zu beobachtende Befund, dass die Quaderlagen der Buckelquaderlisenen jeweils eine Lage höher hinaufreichen als das angrenzende Bruchstein- bzw. Backsteinmauerwerk, das Aufsetzen der Lisenenquader als maßgebendes und stabilisierendes Element also einen Schritt voraus ging und dann die Wandsubstanz rundum ungefähr gleich nivelliert gegengemauert wurde.

4.4.4. Phase IV

In Phase IV erfolgte die Errichtung des vierten und vermutlich auch des heute verlorenen fünften Turmgeschosses, worauf noch die bauzeitliche Anlage einer Zugangstreppe hindeutet. Der Bauausführung ging vermutlich eine längere Bauunterbrechung voraus – zumindest lassen die einschneidenden Plan- und Konzeptänderungen dies vermuten. So wurde am Außenbau auf die Fortführung der Buckelquaderlisenen verzichtet und auch im Bereich der Wendeltreppe und des Abortschachtes lassen sich deutliche Planwechsel feststellen (s.u.).

Die Ausführung erfolgte recht einheitlich und in Anlehnung an die grundsätzlichen Vorgaben der Bauphase IV. So wurden auch weiterhin die Außenfronten im Norden, Westen und Süden in Bruchstein errichtet, die Ostseite wie auch die Innenseite der Wände aus Backstein. Allerdings ist man etwa auf halber Höhe der Ostseite beim Weiterbau für einige Zeit zur Verwendung von Bruchstein übergegangen, ehe man zum Backstein zurückkehrte – möglicherweise herrschte zum damaligen Zeitpunkt ein Engpass in der Verfügbarkeit von Backstein oder man dachte zeitweilig an eine Weiterführung der Ostseite in Bruchstein als Angleichung an die übrigen Außenfronten.

Die Umfassungswände wurden einheitlich mit Fensteröffnungen versehen, deren Nischen mit Sitzbänken ausgestattet waren. In den verbliebenen Wandflächen finden sich bauzeitliche querrechteckige Lichtnischen, hinzu kommt noch eine heute vermauerte Türöffnung im nördlichen Teil der Ostseite, die außen von einem sandsteinernen Tympanonstein überfangen wird. Diese deutet auf einen von hier aus zugänglichen Erker oder gar einen umlaufenden hölzernen Wehrgang hin, für die jedoch weitere eindeutige Befunde bisher fehlen. Die meisten der Fensteröffnungen wurden beim Umbau des Turmes um 1602–05 eingreifend verändert, ebenso die Kaminanlage, von deren bauzeitlichem Kern heute nur noch der Abzugsschacht zeugt.

Besonders deutlich werden die Konzeptänderungen der Phase IV im Bereich der Wendeltreppe und des Abortschachtes: Bei der Wiederaufnahme der Bauarbeiten wurde die Wendeltreppe nicht in der geplanten Form fortgeführt, sondern die Treppenspindel aufgegeben und oberhalb der letzten Treppenstufe (aus Phase III)

eine Aufmauerung mit einem kleinen Schlitzfenster eingefügt. Die Türöffnung zum Wohngeschoss wurde etwas nach Süden verlagert und nun in einer Diagonalposition ausgeführt, abschließend das Ende der Wendeltreppe mit einem Tonnengewölbe überfangen, das nun im Gegensatz zu den älteren Gewölbepartien fast vollständig in Backstein konstruiert wurde.

Als ‚neuen' Zugang zum fünften Turmgeschoss legte man ersatzweise direkt neben dem Austritt der Wendeltreppe eine in der Mauerstärke verlaufende Treppe an, deren zugesetzte Zugangstür sich noch im Mauerwerk abzeichnet.

Ähnlich umfangreiche Eingriffe in das ursprüngliche Baukonzept zeigen auch die Befunde im Bereich der Abortanlage: Der in seiner Hauptpartie sehr stark querrechteckig angelegte Abortschacht wurde kurz unterhalb des Bodenniveaus des Wohngeschosses im nördlichen Teil durch Einrücken in seiner Breitenausdehnung deutlich reduziert, die Westwand im verbliebenen südlichen Teil durch Abschroten zugleich auf eine größere Tiefe gebracht. Ganz offensichtlich fand hier eine Umplanung der Abortanlage von einem ‚Zweisitzer' zu einem ‚Einsitzer' statt, wie er dann auch nachfolgend samt überfangender Nische ausgeführt wurde. Im selben Zuge folgte die Errichtung der vorgelagerten Zungenmauer zwecks Abtrennung der Abortanlage vom Gesamtraum.

Etwa gleichzeitig mit den Umfassungswänden wurden auch die beiden mächtigen, ebenfalls aus Backstein gefügten Freipfeiler in der Raummitte ausgeführt, die genau über den Hauptpfeilern der Kapelle positioniert wurden. Sie trugen wohl ehemals die hölzerne Deckenkonstruktion – ein abschließendes Gewölbe, das weitgehend den Raum des fünften Turmgeschosses eingenommen hätte, erscheint wenig wahrscheinlich.[390]

Unklar bleiben muss die genaue Beschaffenheit – Gestaltung und Material – des fünften Turmgeschosses, das bereits 1597 vollständig (?) abgebrochen und neu aufgeführt wurde.

[390] SCHMIDT, Burgcapelle, 1900, S. 84 zieht beides in Betracht.

4.4.5. Zusammenfassung des Bauablaufes Phase I–IV

Die Errichtung des Tor- und Kapellenturmes erfolgte nach Ausweis der Baubefunde in vier Bauphasen, die sich durch Baunähte und Planwechsel deutlich voneinander abgrenzen.

Die Phase I umfasst das Legen der Turmfundamente, Bau und Einwölbung des Erdgeschosses mit der Tordurchfahrt sowie das Hochführen der Außenwände bis zum Ansatz des zweiten Obergeschosses. Die großen Fensteröffnungen im Kapellenuntergeschoss und die heute sinnlos bzw. unstimmig erscheinenden Wandvorlagen der Ostwand im Unter- und Obergeschoss gehören ganz offensichtlich einer ersten Entwurfskonzeption an, die noch einen in beiden Etagen dreischiffigen Kapellenraum vorsah (siehe Kap. D.8.1.).

Nach einer Planänderung erfolgte in **Phase II** der Innenausbau des Kapellenuntergeschosses nach einem neuen Konzept mit einem abgeteilten, tonnengewölbten Umgang auf der Nord-, Ost- und Südseite. Diese Phase umfasste insbesondere die Errichtung der beiden zentralen Hauptpfeiler und der westlichen Halbpfeiler bis jeweils eine Lage oberhalb der Wirtelung sowie die Anlage des inneren Kapellenportals mit den Dreisäulenbündeln und ihrer aufwendigen Bauskulptur. Auch die mit ihnen baugleichen Dreisäulenbündel der oberen Altarnische dürften damals vorgefertigt worden sein, ebenso die Kapitellbänder der beiden Hauptpfeiler und die Ziermotive um die Schlusssteinöffnungen der beiden Hauptgewölbe, vermutlich auch die Werkstücke der Ostrosette, die vielleicht sogar noch am Ende dieser Bauphase versetzt wurden.

In der nachfolgenden **Phase III** wurden die Umfassungswände des Kapellenobergeschosses weiter hochgezogen, dabei insbesondere das Vierpassfenster in die Westwand eingesetzt. Außerdem erfolgte die Gestaltung der oberen Altarnische in der heutigen Form. Schließlich wurden die beiden Haupt- und die westlichen Halbpfeiler mit der Dreibogenstaffel weiter hochgeführt, die Scheidbögen aufgesetzt und die Tonnengewölbe der Emporenschiffe sowie die Kreuzrippengewölbe in den beiden Hauptjochen eingefügt, wobei man die vermutlich noch in Phase II vorgefertigte Bauskulptur verwendete.

Dass es sich bei den genannten Arbeiten um eine eigene Bauphase handelt und nicht etwa um eine Unterphase der Phase II, belegen der an den Pfeilern im Westjoch ablesbare Planwechsel, mit dem eine zunächst aufwendiger angelegte Gliederung aufgegeben wurde und zudem ein Wechsel der Quadermaße einher geht, sowie der generelle Rückgang der Verwendung von Sandsteinquadern im Inneren des Kapellenobergeschosses, so dass man fast von einem eklatanten ‚Quadermangel' sprechen kann.

Nach der Vollendung des Kapelleninnenraumes in Phase III scheint zunächst eine längere Bauunterbrechung eingetreten zu sein. In **Phase IV** wurde dann das vierte (und vermutlich auch das fünfte) Turmgeschoss aufgeführt, wobei man offensichtlich die noch vorrätigen Backsteine für die Wandsubstanz und die Ostfront weiterverwendete und auch die Außenfronten im Norden, Westen und Süden in der überlieferten Weise mit einer Außenschale aus Bruchstein versah, doch verzichtete man auf die Fortsetzung der aufwendigen Gliederung durch Buckelquaderlisenen. Auch beim Innenausbau zeigen sich Vereinfachungen und Konzeptänderungen: So wurde die Fortführung der Wendeltreppe in der Nordwestecke aufgegeben und stattdessen daneben ein gerader Treppenlauf in der Mauerstärke angelegt, der Abortschacht in der Südwestecke verschmälert und so von einem ‚Zweisitzer' auf einen ‚Einsitzer' reduziert. Die zeitgleichen Freipfeiler stützten die hölzerne Deckenkonstruktion als Abtrennung zum 1597 abgetragenen und neuerrichteten fünften Turmgeschoss, über dessen Bauausführung jedoch keine Aussagen mehr getroffen werden können.

4.5. Die Datierung des spätromanischen Kapellenturmes

4.5.1. Anhaltspunkte in archivalischen Quellen

Leider haben sich in den schriftlichen Quellen keinerlei Zeugnisse zur Baugeschichte des spätromanischen Kapellenturmes wie etwa Hinweise auf den Baubeginn oder eine (Abschluss-) Weihe der Kapelle erhalten. Dies liegt an der generell bei Burgkapellen zu beobachtenden schlechten Überlieferungssituation von maßgeblichen Quellen wie etwa Stiftungs- und Weiheurkunden oder Belegen zum Baufortgang[391] – und so fehlen

[391] Das Fehlen von Baunachrichten für stauferzeitliche Burgkapellen ist ein weit verbreitetes Phänomen, vgl. NAENDRUP-REIMANN, Rechtsverhältnisse, 1976, S. 127; STREICH, Burgkapellen, 1999, S. 59–60.

auch für Rheda sämtliche Quellen aus dem Mittelalter und der frühen Neuzeit,[392] so dass anzunehmen ist, dass diese Archivbestände bei einem der Schlossbrände vernichtet wurden.

Nur bedingten Aussagewert für die vorliegende Fragestellung hat darüber hinaus eine Urkunde vom 25. April 1221, in der Edelherr Hermann II. zur Lippe einen Gütertausch mit dem Kloster Marienfeld besiegelte, durch den er die in der Nähe seiner Burg Rheda gelegenen Höfe ‚Garthus', ‚Waterhus' und ‚Sculenburg' in seinen Besitz brachte.[393] Dieser Vorgang zeugt nur von einer Arrondierung des Güterbesitzes durch Hermann II. in der Nähe seiner damaligen Hauptresidenz Rheda, erlaubt jedoch keine unmittelbaren baugeschichtlichen Rückschlüsse.[394] Auch das nicht unwichtige Faktum, daß ein als „*Everhardus capellanus noster*" bezeichneter Geistlicher als erster in der Zeugenliste dieser Urkunde auftritt,[395] belegt nur den (rechtlichen) Umstand, dass damals ein ‚Hofkaplan' in den Diensten der Edelherren zur Lippe in Rheda stand, sagt jedoch nichts direkt über die Benutzbarkeit der Rhedaer Burgkapelle im Tor- und Kapellenturm aus,[396] auch wenn dies zu jener Zeit durchaus wahrscheinlich ist.

4.5.2. Die zeitliche Einordnung der Bauphasen I–IV

Da keine unmittelbaren urkundlichen Anhaltspunkte für die Errichtung des Tor- und Kapellenturmes überliefert sind, ist allein auf dem Wege des Stilvergleichs und durch Einbeziehung historischer Ereignisse eine zeitliche Einordnung seiner Errichtung möglich.

Eine in der älteren Literatur vertretene Datierung in die Herrschaftszeit Widukinds von Rheda, das heißt zwischen 1170 und 1189,[397] ist heute allein schon aufgrund der nicht

[392] CONRAD, Baugeschichte, 1989, S. 239. – Zum Fürstlichen Archiv Rheda (F.A. Rheda) generell s. auch BOCKHORST, Adelsarchive, 2004, S. 243–250.

[393] WUB III, Nr. 170.

[394] Vgl. die entsprechenden Datierungsansätze bei GAUL, Rheda, 1955, S. 187, 208–209; ihm folgend DEHIO, Westfalen, 1969, S. 479. – Ähnlich ablehnend bereits MAUÉ, Bauformen, 1975, S. 233, Anm. 520.

[395] WUB III, Nr. 170; das vollständige Zitat in Anm. 87.

[396] Vgl. die dahingehenden Äußerungen bei GAUL, Rheda, 1955, S. 187; FLASKAMP, Kirchengeschichte, 1957, S. 382, dazu Anm. 179; STOOB, Rheda, 1975, o. S. (S. 2). – Bezogen auf die Nennung des Kaplans 1221 ist zu bemerken, dass es jedoch ein häufiges Phänomen ist, dass „Burgkapläne, Burggeistliche [...] früher urkundlich belegt [sind] als Burgkapellen", so NAENDRUP-REIMANN, Rechtsverhältnisse, 1976, S. 127. – Auch STREICH, Burgkapellen, 1999, S. 59 bemerkt, dass „bis weit in die Stauferzeit, abgesehen von chronikalen Berichten [...] nur ganz gelegentlich von der Existenz einer Burgkapelle anläßlich ihrer Weihe oder indirekt durch die Erwähnung eines Priesters, zumeist in Zeugenfunktion" (wie hier im Falle von Rheda), zu hören ist (bzw. vorsichtig darauf geschlossen werden kann).

[397] So SCHMIDT, Burgcapelle, 1900, S. 82; LUDORFF, Kreis Wiedenbrück, 1901, S. 56–57 verweist auf Schmidt, macht jedoch selbst keinen Datierungsvorschlag, gibt nur „Uebergang" als stilistische Einordnung an.

zu bezweifelnden stilistischen Einordnung in die Nachfolge der erst um 1184/85 begonnenen Abteikirche Marienfeld auszuschließen. Vielmehr kann eine grundsätzliche Zuordnung in die frühe Herrschaftszeit der Edelherren zur Lippe als sicher gelten.

Schürer und Tröller ordneten erstmals die Rhedaer Burgkapelle in die Nachfolge der Marienfelder Klosterkirche ein und schlugen eine Datierung in die 1230er Jahre bzw. ab 1230 bis etwa 1244 vor.[398] Ihnen schloss sich die nachfolgende Literatur an,[399] wobei Otto Gaul die präzisierende Auffassung aufbrachte, dass der genannte Gütertausch mit dem Kloster Marienfeld 1221 von einem Residenzausbau zeuge und dass die Bauhandwerker „gleich nach der Vollendung der Marienfelder Kirche im Jahre 1222 nach Rheda“ gekommen bzw. geholt worden seien.[400] Diesem Datierungsvorschlag ‚ab 1221’ bzw. ‚ab 1222’ haben sich bis heute die meisten Autoren wie etwa Franz Mühlen und Uwe Lobbedey angeschlossen.[401] Lediglich Karl Eugen Mummenhoff und ihm folgend Hermann Maué und Ulrich Stevens nehmen eine etwas frühere Bauzeit um 1200–1230 an.[402] Der Verfasser dieser Arbeit erwog bereits 2003 und 2008 sogar einen Baubeginn bereits kurz vor 1200,[403] worin ihm Ralf Dorn und die Dehio-Ausgabe von 2011 folgten.[404] Dieser Datierungsansatz soll hier nachfolgend weiter ausgeführt werden.

---

[398] SCHÜRER, Doppelkapellen, 1929, S. 181; TRÖLLER, Marienfeld, 1935, S. 42.

[399] THÜMMLER; Kreis Wiedenbrück, 1947, S. 10; THÜMMLER/BADENHEUER, Westfalen, 1964/73, Text zu Tafel 65; ZELLNER, Baugeschichte, 1964, S. 20; ZELLNER, Schloßkapelle, 1965, S. 17; DEHIO, Westfalen, 1969, S. 479, 481; ARENS, Pfalz- und Burgkapellen, 1976, S. 199.

[400] GAUL, Rheda, 1955, S. 198 (von dort Zitat), 208–209. Vgl. auch GAUL, Dynastenburgen, 1970, S. 247: Hier datiert er die Errichtung der Burgkapelle „1220–30“, S. 255 den „Kapellentorturm um 1220–35“.

[401] MÜHLEN, Kapellenturm, 1968, S. 64; HHStD, 1970, S. 633; MÜHLEN, Rheda, 1979, S. 10; BÖCKENHOLT, Rheda, 1979, S. 13/16; HOTZ, Pfalzen und Burgen, 1981, S. 256/257; BÖKER, Backsteinarchitektur, 1988, S. 59; BROSCHEIT, Figürliche Darstellungen, 1990, S. 247; LOBBEDEY, Westfalen, 1999, S. 168; LOBBEDEY, Burgenlandschaft Westfalen, 1999, S. 137; ZUNKER, Adel, 2003, S. 132; GROSSMANN, Burg, 2010, S. 201 in Bildunterschrift zu Abb. 6.; KAT. NÜRNBERG 2010, S. 73, Kat.-Nr. 2.15 (G. Ulrich Großmann).

[402] DENKMALPFLEGEBERICHT 1963, S. 208 (Karl E. Mummenhoff); MAUÉ, Bauformen, 1975, S. 108; STEVENS, Burgkapellen, 1978, S. 181; STEVENS, Burgkapellen, 2003, S. 132. Letzterem folgend PÜTTMANN-ENGEL, Schloßkapellen, 1987, S. 20; vgl. auch KASPAR/BARTHOLD, Rheda, 2012, S. 80 („wenig nach 1200“). – MUMMENHOFF, Wasserburgen, 1991, S. 22 datiert dann jedoch „um 1230“ und entscheidet sich somit wieder eher für den späteren Zeitansatz.

[403] KEMPKENS, Lettland, 2003, S. 85; KEMPKENS, Bernhard II., 2008, S. 115.

[404] Auch DORN, Herford, 2006, S. 141 nimmt einen Baubeginn um 1200 an. Dabei folgt er den bei gemeinsamen Besuchen mitgeteilten Thesen und Erkenntnissen des Verfassers dieser Schrift, was leider – abgesehen von einer Erwähnung im Vorwort (S. 7) – in den entsprechenden Passagen zu Rheda so nicht zum Ausdruck kommt. – S. auch DORN, Bauen im Zeichen der Rose, 2008, S. 131. – DEHIO, Westfalen, 2011, S. 905–906 (Der Text wurde auf Bitten des Dehio-Teams vom Verf. gegengelesen und gemäß dem aktuellen Forschungsstand umgeschrieben, leider haben sich bei einer späteren Redaktionskorrektur jedoch erneut Fehler eingeschlichen).

Für eine genauere zeitliche Einordnung des Tor- und Kapellenturmes stehen nur wenige markante Eckdaten zur Verfügung: So ist der Baubeginn erst nach der Übernahme der Herrschaft Rheda um 1191 durch Bernhard II. zur Lippe anzusetzen, als dieser nach dem Tod Widukinds von Rheda dessen Burganlage zu Lehen erhielt und aufwendig zur Hauptresidenz der Edelherren zur Lippe ausbaute – 1191 ist folglich als *terminus post quem* anzusehen.

Ein sichereres Datum bietet sodann die dendrochronologische Datierung des 1964 in der Vermauerung des nordnordöstlichen Umgangsfensters gefundenen Fragments eines Fensterrahmens auf 1223 ± 6,[405] doch handelt es sich dabei, da die ‚Waldkante' des Holzes fehlt, ebenfalls nur um ein ungefähres Datum. Hinzu kommt dessen Wertung für die Baugeschichte des Turmes: Auch hier ist es Interpretationssache, ob man den Fensterrahmen und seine Dendrodatierung in direktem Zusammenhang mit der Errichtung der Fensteröffnung in Phase I, dem Bau des Umganges in Phase II oder gar erst mit abschließenden Ausbaumaßnahmen wie Fußboden und eben auch Fensterverschlüssen am Ende von Phase III sieht.

Einen weiteren Fixpunkt stellt schließlich noch die dendrochronologische Datierung der ‚Klobrillen'-Fragmente der Abortanlage im Wohngeschoss auf 1273/74 dar.[406]

Eine Datierung der einzelnen Bauphasen des Tor- und Kapellenturms ist in erster Linie über einen Vergleich mit und eine Zuordnung zu den jeweiligen Bauphasen der engstens verwandten Zisterzienserklosterkirche im nahen Marienfeld möglich, von

[405] MÜHLEN, Kapellenturm, 1968, S. 66 (Erwähnung) und v. a. CLAUSSEN/KORN/LOBBEDEY/SCHWEDHELM, Fensterrahmen, 1977, S. 520 (Uwe Lobbedey), dazu Abb. 338. In dem dort zitierten Gutachten von Ernst Hollstein von 1972 heißt es: „Die Probe enthält 126 Ringe von 1078 bis 1203 n. Chr., ohne Splint. Es ist anzunehmen, daß der Holzhandwerker nicht das wertvolle Kernholz, sondern nur Splintholz abgebeilt hat. Nach der Wüchsigkeit sind 20 ± 6 Splintringe zu extrapolieren. Die Fällungs- und Bauzeit ist 1233 ± 6 n. Chr. oder wenig später". Offenbar scheint hier ein Schreib- oder Rechenfehler vorzuliegen. Zählt man nämlich zum letzten nachgewiesenen Jahrring von 1203 noch die angegebenen statistischen Splintringe von 20 ± 6 hinzu, kommt man nicht auf 1233 ± 6 sondern auf 1223 ± 6! Diese Annahme bestätigen die Angaben bei HOLLSTEIN, Eichenchronologie, 1980, S. 111, wo die Datierung nun „um od. n. 1221 n. Chr." lautet. Den kritischen Bemerkungen dazu bei GROSSMANN, Burg, 2010, S. 203 ist insofern zuzustimmen, dass nun nicht mehr das errechnete Datum 1223 ± 6 angegeben wird (das Großmann allerdings nicht bekannt war), sondern sich die Zeitangabe an einem Datierungsansatz von Hans Thümmler orientiert, der sich wiederum auf ein (zufällig) urkundlich überliefertes Datum stützt. Damit wurde die besondere Möglichkeit der Dendrochronologie, auf unabhängigem, naturwissenschaftlichem Wege zu einer Datierung zu kommen, unnötigerweise aufgegeben. – Die Angabe des Fundortes nach einem Aktenvermerk vom 10.07.1964 von Dr. F. Mühlen in der Altakte zu Rheda, Schloß, im Archiv des WAfD, Münster (s. Anm. 324).

[406] MÜHLEN, Rheda, 1979, S. 10. – HOLLSTEIN, Eichenchronologie, 1980, S. 111 macht hingegen dazu noch keine Datierungsangaben: „Eine weitere Holzprobe (Nr. 1), ein Klosett-Sitz aus dem oberen Geschoß des Kapellenturms, kann wegen individueller Wuchseigentümlichkeiten vorerst nicht mit Sicherheit datiert werden." Möglicherweise war diese Passage seines Manuskriptes zum Zeitpunkt der Drucklegung schon älter und eine dann doch noch erfolgreiche Dendrodatierung wurde nicht mehr berücksichtigt.

deren Baustelle wohl die maßgeblichen Bauhandwerker stammten (siehe auch Kap. E.).

Zur zeitlichen Eingrenzung der **Phase I** können einige Indizien herangezogen werden: So wurde die Verwendung von Backstein für die Mauersubstanz von der 1184 oder wenig später begonnenen Klosterkirche in Marienfeld entlehnt, doch übernahm man in Rheda nicht genau dasselbe Backsteinformat wie in Marienfeld, sondern wählte ein um 1 cm dickeres Format (H: 8–8,5 cm) als das in Marienfeld in Phase I verwendete ‚Dünnformat' (H: 7–7,5 cm). Diese Modifizierung, die auf Erfahrungswerte aus Marienfeld zurückgehen dürfte, spricht für einen gewissen zeitlichen Abstand zum Baubeginn in Marienfeld.

Einen genaueren Anhaltspunkt bietet schließlich das Wulstkämpferprofil der beiden Toreinfahrten. Es findet seine Gegenstücke im Chorbau von Marienfeld bei den Wulstkämpfern der Spitzbogenarkaden zu den Chorseitenschiffen (Kap. C.6.8.2.2.). Diese wurden als zweite, höhergelegte Kämpferlinie in Phase Ic eingeführt (Kap. C.4.3.1.3.), die etwa um 1190/95–1200 angesetzt werden kann (siehe Kap. C.4.4.2.). In diese Zeit, wohl um 1191/95–1200, ist somit auch die Rhedaer Bauphase I zu datieren.

Äußerst stichhaltig sind dann die Belege für den zeitlichen Ansatz der **Phase II**: Die an den beiden Haupt- und den westlichen Halbpfeilern in dieser Bauphase verwendeten Quader entsprechen mit 42,5 cm exakt dem ‚Quader-Modul', wie es bei den Pfeilern des Marienfelder Sanktuariums begegnet. Da dieses ‚Quader-Modul' jedoch nur in der dortigen Bauphase Ib/c, das heißt um 1190–1200, verwendet und bereits in Phase II wieder aufgegeben wurde, kann die Rhedaer Bauphase II sehr klar zeitlich eingegrenzt werden. Eine noch weitergehende Eingrenzung ergibt sich aus der Tatsache, dass die vorausgehende Rhedaer Bauphase I mittels des Kämpferprofils ebenfalls an die Marienfelder Phase Ic anzuschließen ist. Da sich somit beide Bauphasen auf die Marienfelder Phase Ic beziehen, ergibt sich daraus zwangsläufig eine Datierung der Rhedaer Phase II gegen Ende der recht umfassenden Marienfelder Phase Ic, also in die Jahre um 1200. Möglicherweise hat sogar einer der Marienfelder Quaderschläger nach dem dortigen Baustopp um 1200 die Ausführung der Rhedaer Pfeilerquader übernommen.

Eine Entstehung in enger Verbindung mit der Marienfelder Bauphase Ic bestätigt auch die Form der Basen bei Diensten, Halbrundvorlagen und Dreisäulenbündeln (siehe Kap. D.6.1.), die noch keinen Wulstüberstand zeigen, wie er in Marienfeld in Phase II ab ca. 1205 eingeführt wurde.

Aus den vorgenannten Vergleichen und Bezügen ergibt sich eine Datierung der Phase II in die Zeit etwa um 1200–1205/10.

Nach Einstellung der Bauarbeiten von Phase II scheint eine längere **Bauunterbrechung** eingetreten zu sein. Dafür sprechen die in den nachfolgend aufgesetzten Bauteilen zu beobachtende Reduzierung der Gliederungen, insbesondere an den Pfeilern, und die deutliche Abnahme der Ausführungsqualität, die sich sowohl beim Backsteinmauerwerk als auch insbesondere bei Quantität und Qualität der verwendeten Sandsteinquader zeigt. Dies weist auf einschneidende Veränderungen in der Bauleitung und im Stab der Bauhandwerker nach der zu vermutenden Bauunterbrechung.

Für eine zeitliche Einordnung der **Phase III** finden sich sowohl bei den Stilformen als auch in der Bautechnik deutlich weniger konkrete Vergleichspunkte mit Marienfeld, was zum einen daran liegt, dass das Formenrepertoire reduziert und insgesamt weniger anspruchsvoll ist. Hinzu kommt noch, dass ein Großteil der in Phase III verwendeten Bauskulptur vermutlich bereits in Phase II vorgefertigt wurde.

Die markantesten Bauformen der Phase III stellen die beiden Rosettenfenster im Osten und Westen dar. Bei der Sechspassrosette der oberen Altarnische ist es nicht ganz sicher, ob ihre äußerst qualitätvollen Werkstücke aus Baumberger Sandstein noch der Bauphase II angehören oder doch erst in Phase III gefertigt wurden. Da ein Motiv ihres Formenschatzes, der Kugelbesatz, bereits bei den aus demselben Material gefertigten Wandnischen der Phase II auftaucht, erscheint ersteres durchaus möglich. Die nächsten Vergleichsbeispiele, an denen auch zusätzlich noch der charakteristische Röllchenwulst auftaucht, bilden jedoch in Marienfeld die Vorlagenkonsolen an den östlichen Vierungspfeilern (Kap. C.6.3.), die Piscina im Hochchor (Kap. C.7.3.), das Hochgrab des Stifterbischofs Hermann II. von Münster (Kap. C.7.5.) sowie die Wandnische neben dem Kreuzgangportal (Kap. C.7.4.). Sie sind zwar allesamt nicht fest datiert und wurden zumeist erst nachträglich in schon

vorhandene Bausubstanz eingefügt, können also nicht über den Bauzusammenhang datiert werden, doch kann zumindest für die ersteren beiden recht sicher eine Entstehung im Vorfeld der Kirchweihe von 1222 angenommen werden. Dies legt für die Sechspassrosette mit ihrem fast identischen Röllchenwulst ebenfalls eine Entstehung um 1220 nahe.

In der Gesamtchronologie des Tor- und Kapellenturms erscheint eine Datierung der Bauphase III in die Zeit um 1215–1225 am wahrscheinlichsten. Gestützt wird dieser Datierungsansatz durch die Dendrodatierung des Fensterrahmens aus dem nordnordöstlichen Umgangsfenster, der sicher am ehesten den abschließenden Innenausbaumaßnahmen am Ende von Bauphase III angehört, auf 1223 ± 6.

Mit dem Abschluss des dritten Turmgeschosses samt Einwölbung und der Fertigstellung des Kapellenraumes trat offenbar abermals eine längere **Bauunterbrechung** ein. Für diese Annahme sprechen das Abbrechen der äußeren Gliederung mittels Buckelquaderlisenen, die Konzeptänderungen bei der Wendeltreppe und dem Abortschacht sowie der deutliche Wechsel in der Beschaffenheit des Kalkbruchsteins.

Eine definitive zeitliche Einordnung des in **Phase IV** errichteten vierten Turmgeschosses erweist sich als schwierig, da sich hier im Grunde kaum genauer datierbare Bauformen finden. Den einzigen Anhaltspunkt bildet die Dendrodatierung der ‚Klobrillen'-Fragmente der Abortanlage auf 1273/74, was für eine Ausführung in den 1270er spräche und auch von den meisten Autoren so gesehen wird.[407] Horst Conrad sieht hingegen – gestützt auf die Überlieferung in der ‚*Vita Arnoldi*', Graf Arnold IV. von Bentheim-Tecklenburg (1554/1582–1606) habe das oberste Turmgeschoss abbrechen und neu bauen lassen – im Wohngeschoss einen Neubau der Zeit um 1602–05,[408] doch widerspricht dem der Baubefund mit den in eben jener Zeit nachträglich eingefügten Kreuzstockfenstern – die Angabe in der Vita bezog sich wohl

[407] DEHIO, Westfalen, 1969, S. 480 (greift wohl auf das Ergebnis der damals noch unpublizierten Dendroprobe zurück); MAUÉ, Bauformen, 1975, S. 102; MÜHLEN, Rheda, 1979, S. 10; DORN, Herford, 2006, S. 142; DEHIO, Westfalen, 2011, S. 906.

[408] CONRAD, Baugeschichte, 1989, S. 244–248, v. a. S. 247/248. Die dort S. 244/245 angeführten baugeschichtlichen Befunde gehen lt. Anm. 32 auf ein anonyme, wohl auf Leo Zellner zurückgehende Baubeschreibung (in F.A. Rheda, Akten Rheda H, Nr. 366) zurück, in der es heißt: „Am Bauwerk selbst ist eine Bauunterbrechung feststellbar, die man ablesen kann an Baunähten, der Aufgabe der Buckelquaderlisenen in Gewölbehöhe, der nicht ganz lotrechten Ausführung des obersten Geschosses, des Wechsels des Backsteinformates und der chemischen Zusammensetzung der Speis". Diese sprechen insgesamt für eine Bauunterbrechung, sind jedoch hinsichtlich des Backsteinformates zu revidieren und reichen für eine Spätdatierung in die Zeit um 1600 allein nicht aus. – Conrad folgend LOBBEDEY, Westfalen, 1999, S. 168, 169.

vielmehr auf das heute verlorene fünfte Turmgeschoss. Ziegelformat und Datierung der Abortanlage mittels der Holzfragmente legen allerdings recht eindeutig eine Errichtung noch im 13. Jahrhundert nahe.

Gegen die vorgeschlagene Datierung des Geschosses in der Zeit um 1270/80, also in einem recht großen Zeitabstand zur Bauphase III, spricht jedoch, dass die eigentliche Wandsubstanz und die Ostseite des Geschosses aus Backsteinen desselben Formats wie in den Phasen I–III errichtet wurden. Dies lässt darauf schließen, dass entweder noch Altmaterial vorrätig war oder zumindest die alten Formkästen zur Herstellung der Backsteine weiterbenutzt wurden, der zeitliche Abstand also nicht so groß gewesen sein dürfte. Zudem wurden die als Lichtnischen dienenden Wandnischen bautechnisch in derselben Weise angelegt wie im Emporengeschoss der Kapelle.

Diese Indizien legen die Überlegung nahe, ob das vierte Turmgeschoss nicht vielmehr noch im zweiten Drittel des 13. Jahrhunderts errichtet wurde. Ein Blick auf die geschichtlichen Ereignisse könnte dazu weitere Anhaltspunkte liefern:

Nach dem Abschluss des dritten Turmgeschosses und der Fertigstellung des Kapellenraumes um 1225 scheint zunächst ein Baustopp als ‚Verschnaufpause' eingelegt worden zu sein. Die geplante Fortführung der Bauarbeiten an den Turmobergeschossen dürfte dann zunächst der unerwartete Tod des Bauherrn Edelherr Hermann II. zur Lippe im Kampf für seinen Bruder, Erzbischof Gerhard II. von Bremen (1219–1258), gegen die aufständischen Stedinger Bauern Weihnachten 1229 verhindert haben. Sein Sohn und Nachfolger Bernhard III. (reg. 1230–1265) wird seine Kräfte erstmal auf eine Konsolidierung seiner Herrschaft gerichtet haben, ehe er sich dem weiteren Ausbau seiner Residenz in Rheda widmen konnte. So dürften die Bauarbeiten am Turm für einige Jahre geruht haben.

Ein weiteres historisches Ereignis könnte ebenfalls baugeschichtliche Konsequenzen mit sich gebracht haben: Im Winter 1244/45 hatte der jüngere Bruder Bernhards III., der Paderborner Dompropst (und spätere Bischof) Simon, gewaltsam die Burg Rheda in seinen Besitz gebracht, so dass Bernhard III. sie durch eine langwierige Belagerung zurückerobern musste.[409] Dieses Ereignis wurde von Leo Zellner als Anlass für die

[409] GAUL, Rheda, 1955, S. 187; MÜHLEN, Rheda, 1979, S. 10; BÖCKENHOLT, Rheda, 1979, S. 16, dazu Anm. 32 (mit Verweis auf die Originalquellen).

Bauunterbrechung zwischen dem dritten und vierten Turmgeschoss angesehen,[410] doch erscheint es (auch aufgrund der bautechnischen Befunde) wahrscheinlicher, dass das vierte (und vielleicht auch das fünfte) Turmgeschoss noch in den 1230er und frühen 1240er Jahren, also vor der besagten Belagerung, errichtet wurde(n). Die Belagerung von 1244/45 könnte dann vielmehr dazu geführt haben, dass dieses Turmgeschoss (bzw. die beiden obersten Turmgeschosse) zunächst im Rohbauzustand verblieb(en) und der abschließende Innenausbau verhindert wurde. Danach blieben die Arbeiten vermutlich zunächst noch längere Zeit liegen, ehe dann in den frühen 1270er Jahren unter Edelherr Hermann III. (reg. 1265–1274), der infolge eines Tausches mit seinem Bruder Bernhard IV. (reg. 1265–1275) in den Besitz von Rheda gelangt war und es zum Mittelpunkt seiner ‚Herrschaft jenseits des Waldes' machte,[411] die Innenausbaumaßnahmen fortgeführt wurden, worauf die Dendrodatierung der Abortbrille auf 1273/74 schließen lässt.

Zusammenfassend ergibt sich aufgrund von Stilvergleichen, dendrochronologischen Datierungen und der Berücksichtigung historischer Ereignisse somit folgende Bauchronologie für den Tor- und Kapellenturm von Schloss Rheda:

In **Phase I** wurde um 1191/95–1200 das Erdgeschoss mit der Tordurchfahrt und die Außenwände der Kapelle bis zum Beginn des dritten Turmgeschosses aufgeführt.

In der anschließenden **Phase II** erfolgten um 1200–1205/10 der Innenausbau des Kapellenuntergeschosses sowie die Herstellung des größten Teils der Bauskulptur.

Nach einer **Bauunterbrechung** von vermutlich einigen Jahren führte man in **Phase III** um 1215–1225 das Emporengeschoss der Kapelle mitsamt der Einwölbung zuende.

Nach einer weiteren **Baupause** von mehreren Jahren wurden die Arbeiten am Turm wieder aufgenommen und – nun deutlich schlichter – in **Phase IV** etwa um 1235–1244 das vierte (und vermutlich auch fünfte) Turmgeschoss aufgesetzt. Dessen Innenausbau erfolgte allerdings erst in den 1270er Jahren.

[410] ZELLNER, Baugeschichte, 1964, S. 22; s. auch die wohl auf Leo Zellner zurückgehende Baubeschreibung im F.A. Rheda, Akten Rheda H, Nr. 366; vgl. dazu auch CONRAD, Baugeschichte, 1989, S. 245. Ähnlich auch DORN, Herford, 2006, S. 142.
[411] GAUL, Rheda, 1955, S. 189.

4.6. Wertung des Umbaues von 1602–05

Der Umbau des Kapellenturmes unter Graf Arnold IV. von Bentheim-Tecklenburg (1554/1582–1606) in den Jahren 1602–05 brachte einige eingreifende Veränderungen am Turmbau wie auch im Kapelleninneren mit sich, doch blieb die spätromanische Bausubstanz weitgehend unbeschadet erhalten. Die Umgestaltung des Kapellenraumes in eine calvinistisch-reformierte Schlosskapelle, in der ‚Vita Arnoldi' etwas übertrieben als ‚Neubau' dargestellt (siehe Kap. D.4.1.),[412] brachte einen Abbruch der beiden Altarstipites samt Mensen mit sich, zudem wurde die flache Nische hinter dem unteren Altar zum Umgang geöffnet – offenbar, um die Lichtzufuhr zum neu errichteten Abendmahlstisch zu verbessern. Auch in der inneren Südwand des Westjoches wurde die Wand zum Umgang durchgebrochen, um so weiteren Raum für Gottesdienstbesucher zu schaffen. Mit der calvinistischen Bilderfeindlichkeit, die unter Graf Arnold Einzug hielt, sind wohl auch die mutmaßlich damals durchgeführten Abarbeitungen der figürlichen (?) Zwickelornamente der Ostrosette zu erklären (siehe Kap. D.5.8.3.1.).

Sind diese Umbaumaßnahmen vor allem von pragmatischen Erwägungen bestimmt und besitzen kaum eigene gestalterische Qualität, so setzen die in die Ostseite der Südempore und des südlichen Umganges eingesetzten Kreuzstockfenster mit Tudorbogenabschluss einen eigenen Akzent. Sie werden dann auch zum prägenden Motiv des vierten, profanen Turmgeschosses mit der als Wohngemach eingerichteten ‚Jungherrenkammer',[413] wo sie in fast sämtliche älteren Fensteröffnungen eingefügt wurden.

Bedeuteten die Maßnahmen an der Kapelle und am vierten Turmgeschoss eher zurückhaltende, kaum eingreifende Umgestaltungen an der bereits vorhandenen Substanz ohne besondere gestalterische Qualität, so boten hingegen vermutlich erst der im nördlichen Wandabschnitt der Ostfront angefügte Wendelstein sowie das neu aufgeführte fünfte Turmgeschoss eigene Entfaltungsmöglichkeiten für den planenden Baumeister Johann Pasqualini d. J. (1562–1612), Generalbaumeister des Herzogs von

[412] S. dazu DÖHMANN, Graf Arnold, 1903, S. 47–48, 57.

[413] So die Bezeichnung im Inventar von 1623/24, s. dazu CONRAD, Baugeschichte, 1989, S. 264 (vgl. auch oben Kap. D.4.3.2.10.).

Jülich-Kleve-Berg in Düsseldorf.[414] Die Durchführung der Bauarbeiten vor Ort leitete der Baumeister Gerd von Bentheim, „Steinmetzer und Bürger zu Deventer".[415]

Pasqualini entwarf ein mit fünf Fenstern je Seite reich durchfenstertes letztes Geschoss, das ein weiteres Wohngemach sowie das Uhrwerk der Turmuhr aufnahm.[416] Darauf ruhte die höchst aufwendig durchgestaltete ‚welsche Haube' auf. Der wichtigsten Bildquelle zufolge, dem Gemälde mit der Ansicht des Schlosses aus der Zeit vor dem Brand 1718 (R-BQ 2; Abb. 494, 495), war die Haupthaube leicht bauchig geschwungen und lief in einer breiten offenen Laterne aus. Diese zeigt auf dem Gemälde als Abschluss ein schlichtes flaches Kegeldach, was den übrigen, reich geschwungenen Formen der Turmhaube jedoch auffällig widerspricht, so dass es sich möglicherweise um eine spätere Erneuerung handelte, während die ursprüngliche Haubenform offenbar auf der Vedute zu ‚Reheda' von Matthäus Merian von 1647 (R-BQ 1; Abb. 493) überliefert ist: Demnach folgte auf die große untere Laterne eine Zwiebelform, sodann eine kleinere mittlere Laterne mit Zwiebel und eine abschließende kleine Laterne mit zierlichem Zwiebelabschluss.

Beide Schlossansichten zeigen übereinstimmend an den vier Turmecken zusätzlich noch separate, eckwartenartige Hauben mit geschweiftem Abschluss und Wetterfahne. Sie entsprechen den Gestaltungsprinzipien von Schlossbauten der Renaissance in Mitteleuropa mit einer besonderen Freude an vielerlei (Treppen)Türmen mit verspielten Haubenabschlüssen. In Rheda nutzte Johann Pasqualini die breiten seitlichen Mauerstreifen der Turmwestfront und setzte ihnen mit den erwähnten Eckhauben einen eigenen Abschluss auf, womit er ihnen den Charakter von nur flach vortretenden Ecktürmchen verlieh. Auch an den beiden Ostecken wurden aus Symmetriegründen entsprechende Hauben aufgesetzt, ohne dass sie dort jedoch eine vergleichbare Vorbereitung in den unteren Partien erfuhren.

Lassen die Umbauten an der spätromanischen Substanz des Kapellenturmes einen eher pragmatischen Charakter ohne besonderen gestalterischen Anspruch erkennen, so zeigt sich am fünften Turmgeschoss und insbesondere an der reich untergliederten Turmhaube die besondere architektonische Meisterschaft des Düsseldorfer

[414] Zu Johann Pasqualini d. J. s. die bei CONRAD, Baugeschichte, 1989, S. 250, Anm. 47 zusammengestellte Literatur.
[415] Zitat nach ebd., S. 248.
[416] So das Inventar von 1623/24, s. dazu CONRAD, Baugeschichte, 1989, S. 264.

Hofbaumeisters Johann Pasqualini d. J. und reiht den – durch den Brand 1718 heute weitgehend verlorenen – Umbau des Rhedaer Kapellenturmes unter Graf Arnold II./IV. unter die bedeutendsten Turmbauten der Renaissance im Westen des Deutschen Reiches ein.

5. Bauformen und Bauglieder

5.1. Die Gestaltung der Westfront

Die Westfront als Hauptschauseite, aber auch Hauptangriffsseite des Tor- und Kapellenturmes erfuhr eine besonders aufwendige architektonische Gestaltung (Abb. 459–460). Prägendes Element sind hier die beiden leicht vortretenden seitlichen Mauerstreifen. Obwohl das Erdgeschoss des Turmes heute durch die spätere Stützmauer verdeckt wird, kann man doch sicher davon ausgehen, dass die beiden Mauerstreifen bereits im Erdgeschoss in dieser Form angelegt sind. Dafür spricht insbesondere das zurückspringende Wandfeld dazwischen, dessen im unteren Bereich sichtbare Quaderung (s.u.) eine ebenso gleichmäßige, zurückliegende Fortsetzung nach unten vermuten lässt. Die beiden Mauerstreifen, die bis zur heutigen Traufkante aufsteigen, sind zudem bis zum Ansatz des vierten Geschosses, wo die horizontale Baunaht zwischen den Bauphasen III und IV verläuft, an den Ecken durch schmale Buckelquaderlisenen zusätzlich gegliedert und akzentuiert (Abb. 554–556), die offenbar über dem Sockelgeschoss ansetzen (s.u.).

Das hinter die Flucht der beiden Mauerstreifen zurückspringende mittlere Wandfeld ist im sichtbaren Bereich über der Stützmauer auf Höhe des ersten Geschosses in seiner gesamten Breite mit einem sorgfältigen Quadermauerwerk versehen (Abb. 510–512) – eine Art der Gestaltung, die sich zweifellos auch im heute durch die Stützmauer verdeckten Bereich nach unten fortsetzt. Hier wird sie das westliche Einfahrtstor der Tordurchfahrt in entsprechender Weise gerahmt und betont haben.

In der Gesamterscheinung wirkt die Westfront des Tor- und Kapellenturmes weitgehend geschlossen, es finden sich nur wenige Öffnungen: Im Erdgeschoss ehemals die leicht spitzbogige Toreinfahrt, darüber, noch im Quaderwandfeld, ein einfaches Schlitzfenster, dann auf Höhe des dritten Turmgeschosses das westliche Kreisfenster der Kapelle mit der Vierpassfüllung, schließlich im vierten Geschoss die

beiden Kreuzstockfenster aus der Zeit um 1602/05, die vermutlich mittelalterliche Vorgänger ersetzen. Hinzu kommen schließlich noch die drei (ehemals vier) Schlitzfenster für die Wendeltreppe im nördlichen Mauerstreifen.

Neben der Geschlossenheit der Fassadenfront unterstreicht insbesondere das gequaderte Wandfeld um die Tordurchfahrt die Wehrhaftigkeit des Turmes – das harte, widerstandsfähige Quadermauerwerk sollte wie ein steinerner Schild direkte Angriffe von der Brücke und der Zufahrt aus auf diese am meisten gefährdete Stelle des Torturmes abschmettern. Eine bei Tortürmen nicht unübliche, vor die Toröffnung zu klappende Zugbrücke ist sowohl von der Lage über der Böschung der Hochmotte als auch von der Entstehungszeit her eher auszuschließen, denn „erst später ging man zu Zugbrücken über".[417] Zuvor „mag es wohl Holzbrücken über dem Graben gegeben haben, die im Falle der Gefahr leicht abgebrochen werden konnten".[418]

Als frappierende architektonische Parallele sei hier auf den Torturm des Haitzer Tores in Gelnhausen verwiesen (Abb. 1440). Er zeigt ebenfalls auf der Landseite zwei – hier mit Eckquadern eingefasste – Mauerstreifen, die das zurücktretende Wandfeld mit der (ehemaligen) Tordurchfahrt einrahmen, so dass das Erscheinungsbild beider Tortürme einander sehr ähnlich ist.

Der Torturm des Haitzer Tores bildete das Osttor der mittelalterlichen Stadtbefestigung Gelnhausens und gehört noch dem ersten, inneren Befestigungsring an. Dieser wurde bald nach der Stadtgründung 1170 durch Kaiser Friedrich I. Barbarossa (reg. 1152–1190) begonnen, wurde aber erst 1257 erstmals erwähnt, so dass auch für das Haitzer Tor keine genaueren Baudaten vorliegen – sein frühester Beleg reicht sogar nur bis 1383 zurück.[419] Eine Entstehung des Torturmes kann dennoch im späten 12. oder frühen 13. Jahrhundert angenommen werden, also etwa gleichzeitig mit dem Tor- und Kapellenturm in Rheda. Ob ein direkter Bezug zwischen beiden Bauten besteht, sei dahingestellt, doch folgen sie beide zumindest

[417] GAUL, Dynastenburgen, 1970, S. 258. – ZEUNE/UHL, Fallgitter, Zugbrücke, 1999, S. 256 geben an, dass Zugbrücken erst um 1260/70 in Gebrauch gekommen sind.
[418] GAUL, Dynastenburgen, 1970, S. 258.
[419] DEHIO, Hessen, 1982, S. 327; DEHIO, Hessen II, 2008, S. 364. – Demnach wurde auch hier – wie in Rheda – der obere Teil des Turmes abgetragen. Die stadtseitige Toreinfahrt stammt von 1596, aber auch die landseitige Einfahrt scheint in ihrer heutigen, breiten Form mit gedrücktem Spitzbogen nachträglich verändert bzw. aufgeweitet.

denselben, damals aktuellen Bau- und Gestaltungsprinzipien zur Anlage eines Torturmes.

5.2. Die Gestaltung der Ostfront

Im Vergleich zur Westfront zeigt die Ostfassade (Abb. 465–470) eine deutlich flächigere Gesamterscheinung. Heute bestimmt entscheidend der Backstein das Bild, der jedoch ursprünglich überputzt war (siehe Kap. D.7.2.). Eine Gliederung der Fassadenfläche setzt erst über dem umlaufenden Sockelgesims des ungegliederten Erdgeschosses an: Wie bei der Westfront werden auch hier die Turmecken durch Buckelquaderlisenen akzentuiert, hinzu kommen zwei weitere, jedoch schmalere Buckelquaderlisenen in der Flucht über den Gewänden der Toreinfahrt, die zudem die Ecken des mittleren Erkers bilden. Auch hier reichen die Lisenen bis zum Ansatz des vierten Geschosses, das heißt bis zur horizontalen Baunaht zwischen den Bauphasen III und IV.

Im Vergleich zur Westfront wirkt die Ostfassade des Tor- und Kapellenturmes weniger verschlossen durch die größere Anzahl von Öffnungen: Besonders stark geöffnet ist die Mittelachse mit der leicht spitzbogigen, heute kleiner gemauerten Toreinfahrt im Erdgeschoss sowie dem risalitartigen Erker mit der großen Sechspassrosette in der Kreisblende sowie dem Spitzbogenfenster darunter (Abb. 470). Links des Erkers finden sich heute drei nicht in einer Achse liegende Kreuzstockfenster mit Tudorbogen – zwei auf Höhe der Kapelle, das dritte im Wohngeschoss. Diese Kreuzstockfenster ersetzen ältere Fensteröffnungen, wie sie sich noch in Resten im rechten Wandabschnitt (Abb. 469) abzeichnen und so die ursprüngliche Durchfensterung belegen (siehe Kap. D.4.3.1.4., D.7.2.). Zumeist wurden sie beim Anbau des ‚Wendelsteins' um 1602/05 in Türen umgewandelt und nach dessen Abbruch nach dem Brand von 1718 wieder vermauert. Auch am obersten Geschoss zeichnen sich noch verschiedene Türen ab, die eine insgesamt stärkere Öffnung der Ostfassade belegen.

Ähnlich der Westfront ist die Ostfassade des Turmes als repräsentative Schaufront gestaltet. Den Hauptakzent bildet dabei der risaltartig-flache Erker: Seinen Ausgang nimmt er von zwei schmalen Buckelquaderlisenen, die über dem Sockelgesims des Erdgeschosses aufsteigen. Auf halber Höhe springen sie über je einer profilierten

Konsole (Kap. D.6.4.) kräftig vor und bilden einen nur flach vorspringenden Erker aus, der von einem auf den Konsolen aufruhenden Rundbogen getragen wird. Dieser umfängt eine Dreibogenblende mit stark gestelztem Mittelbogen, der ebenfalls auf Profilkonsolen aufruht (Kap. D.6.4.) und ein nachträglich verändertes Spitzbogenfenster rahmt. Das prägende Motiv des Erkers bildet jedoch die große, von einer Kreisblende gerahmte Sechspassrosette (Kap. D.5.8.3.1.) auf Höhe des zweiten Obergeschosses.[420]

Der in der bisherigen Forschung nur wenig beachtete und als solcher benannte Erker[421] ist als ‚Altarerker' anzusprechen, durch den die Altarstelle im Kapellenobergeschoss auch nach außen hin deutlich ablesbar gemacht wird.

Altar-, Kapellen- oder Chorerker tauchen in der Sakralarchitektur in größerem Umfang erst seit dem späten 12. Jahrhundert auf.[422] Meist sind sie rund oder polygonal ausgebildet, nur äußerst selten findet sich eine rechteckige Grundform wie hier in Rheda.[423] Altar- oder Chorerker begegnen in romanischer Zeit zuweilen auch an Kirchenbauten, etwa an der Heideckerkapelle (1191) der Zisterzienserkirche Heilsbronn oder an der Minoritenkirche in Siegburg-Seligenthal (um 1230/50), erscheinen zumeist jedoch an Burgen zur äußeren Kennzeichnung der Kapelle[424] – sowohl am Palas, so in Landsberg im Elsass (um 1150), wie auch an den Ostseiten von Tortürmen wie etwa bei den Burgen Kronberg und Wildenberg (beide Anfang 13. Jahrhundert). Als besonders aufwendiges Beispiel ist der Chorerker am Hauptturm der Reichsburg Trifels (gegen 1190) zu nennen (Abb. 1466).[425] Die apsidialen Altarerker ruhen dabei entweder auf einem kegelartigen, zum Teil reich profilierten Fuß auf – so bei den Burgen Lobdeburg, Osterspai, Wildenberg und bei der Frankfurter Saalhofkapelle (um 1170/90?) – oder auf einer einzelnen oder mehreren Konsolen – so bei der Burg Kofel (12. Jahrhundert), dem Wohnbau von Kloster

[420] Eine ausführlichere Beschreibung des Erkers und seiner Baudetails in Kap. D.4.3.1.4.

[421] Folgende Autoren erwähnen ihn: MAUÉ, Bauformen, 1975, S. 104 (als ‚Mittelrisalit'); STEVENS, Burgkapellen, 1978, S. 177 (als ‚Risalit'); LOBBEDEY, Westfalen, 1999, S. 169 (als ‚mittlerer Risalit'); STEVENS, Burgkapellen, 2003, S. 128 (als ‚erkerartiger Vorsprung'); DORN, Herford, 2006, S. 139 (ohne Bez.), dazu Abb. 212.; KEMPKENS, Bernhard II., 2008, in Bildunterschrift zu Abb. 90 (als ‚flacher Erker').

[422] Dazu grundlegend STEVENS, Burgkapellen, 1978, S. 317–332; STEVENS, Burgkapellen, 2003, S. 222–231, hier S. 228.

[423] STEVENS, Burgkapellen, 2003, S. 222.

[424] ZEUNE, Burgen, 1996, S. 182.

[425] Zu den einzelnen Torkapellen ausführlicher Kap. D.8.4.

Konradsdorf (um 1180) oder halt dem bereits erwähnten Chorerker der Burg Trifels.[426]

Gerade bei Torkapellen bildet ein Chorerker eine schlüssige Lösung zur Aufnahme des Altares,[427] doch diente er darüber hinaus auch der besonderen Auszeichnung des sakralen Ortes und der Zierde: „Als schmückender und auch selbst geschmückter Bauteil erfüllt der Erker in der Folge repräsentative Aufgaben“,[428] ja, hier kulminiert zumeist der Gestaltungs- und Repräsentationsaufwand der Burgarchitektur: „Im Chorerker einer Burg verbinden sich die Möglichkeiten der Repräsentation, die sowohl dem Erker einerseits als auch der Burgkapelle andererseits innewohnen“.[429] Dies kann auch uneingeschränkt für die Rhedaer Burgkapelle und ihren Altarerker gelten.

Die ungewöhnliche Form des Altarerkers als nur flach vor die Wand vorspringender Mittelrisalit ist möglicherweise – auch und besonders im Hinblick auf Marienfeld – vor dem Hintergrund zisterziensischer Baugewohnheiten zu sehen, die lange den flachen Chorschluss bevorzugt haben,[430] doch könnten hier ebenso westfälische Bautraditionen wirksam gewesen sein, die ebenfalls flache Chorschlüsse favorisierten.[431] Als besonders interessante Parallelen seien hier die Ostschlüsse der Kanonissenstiftskirchen in Asbeck (Kap. C.10.4.1.1.1.; Abb. 823, 824, 833) und Langenhorst (Kap. C.10.4.1.1.2.; 856, 858, 864) genannt, die von derselben, auch in Marienfeld und Rheda tätigen Bauhütte errichtet wurden und wo den Stirnwänden zusätzlich ein flacher, mit einem Pultdach gedeckter Baukörper vorgelagert ist, der wie eine in die Fläche gedrückte, ‚rechteckige Apsis’ erscheint.[432] Dort wie in Rheda ergab sich durch den flachen Chorschluss jeweils die Möglichkeit zu einer stärkeren Durchfensterung – gerade in Rheda ein entscheidender Faktor, da die große

[426] S. dazu STEVENS, Burgkapellen, 2003, S. 223–224, 227.
[427] Ebd., S. 229.
[428] Ebd., S. 230.
[429] Ebd.
[430] Vgl. dazu jüngst UNTERMANN, Forma Ordinis, 2001, S. 603–616.
[431] So GAUL, Rheda, 1955, S. 194: „Andererseits kommt in Rheda der westfälische Charakter dadurch zum Ausdruck, daß die Ostseite der Kapelle platt schließt, während die staufischen Torkapellen eine außen vorkragende Apsis besitzen“.
[432] Bereits MAUÉ, Bauformen, 1975, S. 107 sieht diese Verbindung: „Vielleicht darf man in dem flach vorgelegten Risalit eine Parallele zu den Altarnischen von Asbeck und Langenhorst sehen“. – Zum ‚flachen Baukörper’ in Langenhorst schreibt LOBBEDEY, Westfalen, 1999, S. 160: „Dieser vorgesetzte Baukörper wirkt wie eine ins Rechteck umgeformte Apsis“.

Sechspassrosette des flachen Erkers die Hauptbelichtungsquelle für den Kapellenraum bildete.

5.3. Die Gestaltung der Nord- und Südseite

Während die West- und die Ostfront des Tor- und Kapellenturmes als regelrechte Schaufassaden ausgebildet sind, bleiben seine Nord- und Südseite (Abb. 461–462; 471–474) in ihrem Gestaltungsaufwand deutlich dahinter zurück. Das Hauptgliederungselement bilden hier im zweiten und dritten Geschoss die Buckelquaderlisenen (s.u.) an den Turmecken sowie eine zusätzliche in der Mitte, die die Wandfläche hier in zwei Wandabschnitte unterteilt, wobei jeweils der westliche breiter und der östlicher schmaler ausfällt. Dies scheint vornehmlich bedingt durch die Lage der Fensteröffnungen, zwischen die die Lisene ungefähr mittig plaziert wurde: Ehedem öffneten sich in jedem Wandfeld auf Höhe des inneren Umganges ein kurzes, breites Rundbogenfenster sowie auf Höhe des Emporengeschosses ein hohes, schmales Rundbogenfenster. Bei der Ostachse der Nordseite und bei der Westachse der Südseite sind diese heute wieder freigelegt, während diejenigen der Ostachse der Südseite heute durch das barocke Torhaus von 1718–20 verdeckt werden. Das Emporenfenster der Westachse auf der Nordseite erhielt beim Umbau 1602/05 ein neues Fenstergewände, die Portalöffnung darunter präsentiert sich heute in der 1898 ausgeführten neuromanischen Gestalt.

Die Fensteröffnungen des profanen Obergeschosses zeigen auf der Nordseite und – heute vermauert – in der Ostachse der Südseite die bereits von der West- und Ostfront vertrauten Kreuzstockfenster mit Tudorbogen aus der Zeit um 1602/05, die auch hier ältere Öffnungen ersetzen.

Während die Südseite aufgrund die Verdeckung durch das barocke Torhaus und die starken Brandschäden im offenliegenden westlichen Wandabschnitt heute stark beeinträchtigt ist, kann die unverstellte Nordseite durch die Lisenengliederung und die regelmäßige Anordnung der sechs Öffnungen noch eine monumentale Wirkung als eher geschlossene, abweisende Turmflanke entfalten.

5.4. Die äußere Gliederung durch Buckelquaderlisenen

Die Außenwände des zweiten und dritten Turmgeschosses werden – wie bereits angedeutet – allseitig durch ein einheitliches System aus Buckelquaderlisenen gegliedert (Abb. 460, 465, 471).[433] Diese nehmen ihren Ausgang von dem umlaufenden Gesims zwischen Erd- und erstem Obergeschoss. Ersteres bleibt bis auf die glatten Eckverquaderungen völlig ungegliedert und fungiert als schlichtes Sockelgeschoss.

Die Lisenen an den Turmecken (Abb. 554, 556–557) sind vergleichsweise breit angelegt und zeigen an ihren beiden Schauseiten jeweils abwechselnd einen bzw. zwei Buckelquader pro Lage. Deutlich schmaler sind dann die Lisenen, die sich, etwas aus der Mitte nach Osten gerückt, auf der Nord- und Südseite des Turmes finden (Abb. 472). Sie weisen jeweils nur einen Buckelquader pro Lage auf, ihre deutlich größeren Werkstücke binden abwechselnd links und rechts ins Mauerwerk ein. Nochmals etwas schmaler sind dann die Buckelquaderlisenen, die die inneren Kanten der vorspringenden Mauerstreifen der Westfront (Abb. 555) sowie die Ecken des Altarerkers auf der Ostseite (Abb. 470) akzentuieren. Auch diese sind jeweils zweiseitig ausgebildet und zeigen pro Lage je einen Buckelquader.

Diese markante Lisenengliederung der Außenfronten bricht baugeschichtlich bedingt allseitig etwa auf Fußbodenhöhe des vierten Turmgeschosses abrupt ab, so dass darüber kein horizontaler Abschluss – etwa in Form eines Rundbogen- oder Klötzchenfrieses oder zumindest eines Gesimses – erfolgt, wie es architektonisch zu erwarten wäre.

Die Buckelquader der Rhedaer Lisenen[434] sind als sog. ‚Rohbuckelquader' ausgebildet, das heißt ein sorgfältiger Randschlag an den Quaderkanten säumt die roh belassene, vortretende Binnenfläche.[435]

Buckelquader,[436] ein typisches Merkmal mittelalterlichen Burgenbaues, sind bereits seit der griechischen Antike bekannt und stellten ursprünglich einen an der Frontseite

[433] GAUL, Rheda, 1955, S. 201 schreibt irrtümlich, die Buckelquader fänden sich nur auf der „dem Feinde zugewandte[n] Außenfront"; ebenso GAUL, Dynastenburgen, 1970, S. 249.

[434] Eine über eine reine Erwähnung hinausgehende Betrachtung und Herleitung der Buckelquader erfolgte lediglich bei GAUL, Rheda, 1955, S. 200–201; GAUL, Dynastenburgen, 1970, S. 249–250.

[435] Zur Definition s. zuletzt UHL, Buckelquader, 1999, S. 217.

[436] Grundlegend dazu: ARENS, Buckelquader, 1954; BILLER, Adelsburg, 1998, S. 185–194; UHL, Buckelquader, 1999 (jeweils mit weiterführender Literatur).

unfertig (das heißt in einer Zwischenstufe der Herstellung) belassenen bzw. versetzten Quader dar, doch verselbständigte sich das Motiv relativ schnell und gewann auch gestalterische Qualitäten. Die Herleitung seiner Verwendung in hochmittelalterlicher Zeit ist in der Forschung umstritten, vorgeschlagen wird etwa eine Vermittlung durch Kreuzfahrerburgen, die sich wohl ihrerseits auf antike Wehrbauten im Heiligen Land zurückführen lassen.[437]

In der mitteleuropäischen Burgenbaukunst sind Buckelquader etwa seit der Mitte des 12. Jahrhunderts anzutreffen, verstärkt dann ab dem Ende des 12. bis nach der Mitte des 13. Jahrhunderts. Ihre Verwendung bleibt nicht auf das Reichsgebiet beschränkt, tritt hier jedoch in deutschen Landen und in Italien insbesondere in staufischer Zeit auf und erlebt in dieser Zeit eine besondere Blütephase, vornehmlich im südwest- und süddeutschen Raum, wo in erster Linie Quadersteine zum Burgenbau verwendet wurden.[438] Ihre Verbreitung reicht die Rheinschiene hinunter bis ins Rheinland, im norddeutschen Raum finden sie sich hingegen so gut wie gar nicht.[439]

Die Rhedaer Buckelquader stehen somit (heute) fast allein in Westfalen, Otto Gaul konnte nur noch auf die äußere Eckverquaderung am etwas jüngeren Torturm der wohl um 1200 gegründeten Burg Polle an der Weser, seit 1285 Hauptresidenz der Grafen von Everstein, als weiteres westfälisches Beispiel verweisen.[440]

Im Unterschied zu den Burgen in Süd- und Südwestdeutschland wurden die Buckelquader in Rheda jedoch nicht flächendeckend im Sinne eines geschlossenen Buckelquadermauerwerks oder als unregelmäßige Eckbetonung eines ansonsten durchgehenden Glattquadermauerwerks verwendet, sondern sie bleiben auf die fest umrissene Form der schmalen Lisenenbänder vor ehemals geschlämmtem Bruch- bzw. Backsteinmauerwerk beschränkt. Neben dem bautechnischen Aspekt der Eckverstärkung steht somit die ‚künstlerische Absicht' deutlich im Vordergrund – in einer Weise, wie sie sonst nur noch selten begegnet.[441]

[437] S. die Lit. der vorigen Anm., v. a. BILLER, Adelsburg, 1998, S. 189–192.

[438] ARENS, Buckelquader, 1954, Sp. 45–46; BILLER, Adelsburg, 1998, S. 193–194.

[439] GAUL, Rheda, 1955, S. 200 und LOBBEDEY, Westfalen, 1999, S. 169 betonen die Seltenheit der Buckelquader in Norddeutschland.

[440] GAUL, Rheda, 1955, S. 200; GAUL, Dynastenburgen, 1970, S. 249. – Zu Burg Polle s. GAUL, Dynastenburgen, 1970, S. 272; DEHIO, Bremen/Niedersachsen, 1992, S. 1098–1099 (ohne Datierung). Als eversteinische Burg nicht erwähnt bei ZUNKER, Adel, 2003.

[441] ARENS, Buckelquader, 1954, Sp. 46 schreibt dazu: „Als Eckquader in künstlerischer Absicht bei Quaderbauten und bei Bruchsteinmauerwerk, wohl auch aus dem technischen Gesichtspunkt der Eckverstärkung bei sonst glatten Wänden findet sich der B[uckelquader] an den Burgen Kinzheim (um 1200), Ramstein (1293)

Dies zeigt, dass es hier nicht mehr, wie im Kernraum des Verbreitungsgebietes, um eine willkommene arbeitstechnische Einsparung und um ein signifikantes Flächenmotiv geht, das „an natürlichen Fels erinnert und damit die dem Rittertum naheliegende Assoziation ungebrochener Kraft einführt“,[442] sondern nur noch um einen zitathaften Verweis auf jene repräsentativen, Wehrhaftigkeit und Stärke ausstrahlenden Gestaltungsprinzipien, befindet sich also schon auf einer anderen Ebene. Damit wird der Buckelquader in Rheda zum symbolträchtigen Bedeutungsträger mit betontem Verweischarakter, das heißt er transportiert eine mit dem Gestaltungsmotiv assoziierte Aussage, die er jedoch selbst (aufgrund seines reduzierten Einsatzes) nur noch bedingt, nämlich zitathaft, verkörpert.

Über die mit dem Buckelquader assoziierte zeitgenössische Konnotation ist sich die Forschung allerdings uneins, eine Lesung als ‚kaiserliches Symbol’, wie sie immer wieder behauptet wird, ist wissenschaftlich bisher nicht zu beweisen.[443] Dennoch scheint der Buckelquader als besonderes Abzeichen des Reichsgedankens aufgefasst worden zu sein – vermutlich schon zu staufischer Zeit, zumindest aber in spätmittelalterlicher Zeit, wie die Wehrbauten süddeutscher Reichstädte (etwa Nürnberg) allenthalben zeigen.[444]

Eine bewusste Verwendung von Buckelquaderlisenen in Rheda als Bezug auf süd- und südwestdeutsche Burganlagen, insbesondere Reichsburgen (Hohkönigsburg, Trifels, Gelnhausen, Nürnberg etc.) als machtvolle Zeugnisse kaiserlicher Zentralgewalt, scheint als angestrebte Assoziation naheliegend, wenn auch nicht beweisbar.[445] Ob darüber hinaus ein bewusster Rückbezug „auf antike Buckelquaderbauten im Sinne eines Traditionsbezuges auf das Imperium Romanorum bzw. auf einen in der Antike verankerten Königsgedanken“ gegeben ist, wie es Stefan Uhl allgemein annimmt, „wobei beides keinesfalls auf das Kaiserhaus und die führenden Geschlechter begrenzt sein musste, sondern auch von

und Ratsamhausen im Elsass, Salzburg (Anfang 13. Jahrhundert) und Prozelten am Main (14. Jahrhundert)“. – Die genannten Beispiele zeigen aber jeweils keine so deutliche Abgrenzung der Buckelquaderpartien in Form von Lisenen wie in Rheda!

[442] BILLER, Adelsburg, 1998, S. 190/192 (Zitat S. 192).

[443] S. dazu die Ausführungen bei ebd., S. 185.

[444] UHL, Buckelquader, 1999, S. 219.

[445] Wohl in dieselbe Richtung tendierend der etwas lapidare Satz in DEHIO, Westfalen, 1969, S. 480: „Buckelquaderung der Wandlisenen nach staufischen Vorbildern“. Ähnlich ZUNKER, Adel, 2003, S. 132: „[...] die Buckelquader finden sich beispielsweise auch bei den staufischen Burgen (Eger, Nürnberg)“.

konkurrierenden oder aufstrebenden Geschlechtern intendiert sein konnte“[446] – zu letzteren gehörten die Lipper – muss allerdings im Falle von Rheda offen bleiben.

Festzuhalten bleibt jedoch bezüglich der Rhedaer Buckelquaderlisenen ihr absichtsvoller, zitathafter Verweischarakter, der zweifellos mit einer symbolhaften Bedeutung aufgeladen war.

Auch innerhalb des Bezugsfeldes der Bauten von Mitgliedern der Familie der Edelherren zur Lippe bleibt die Verwendung von Buckelquadern in Rheda einzigartig, an keinem weiteren lippischen Wehrbau aus derselben Zeit, etwa der Falkenburg (um 1190/94) bei Berlebeck[447] oder der Burg Brake (E. 12. Jahrhundert) bei Lemgo,[448] konnten Buckelquader bisher nachgewiesen werden.

Lediglich an den Überresten des Propsteigebäudes des Lebuinusstiftes in Deventer (Abb. 1007–1008), das möglicherweise unter Propst Dietrich zur Lippe (1216–1227), einem Sohn Bernhards II., umgebaut wurde, lassen sich in der Sockelzone aufwendige Lagen von Buckelquadern nachweisen.[449]

5.5. Das Pfeiler-Bogen-Gewölbe-System der Kapelle

5.5.1. Die beiden Hauptpfeiler

Die beiden Hauptpfeiler (Abb. 475, 479)[450] zeigen an den zur Raummitte gerichteten Stirnseiten einen identischen Aufbau aus Sockelzone mit aufliegender attischer Basis (Kap. D.6.1.), über der ein durch eine umlaufende Wirtelung zweigeteilter Schaftbereich aufsteigt, darüber folgt das abschließende, allerdings nur auf der

[446] Ebd.

[447] Freundliche Auskunft von Herrn Thomas Pogarell, dem leitenden Archäologen der seit Mai 2005 durchgeführten archäologischen Grabungen auf der Falkenburg, anlässlich seines Vortrages am 30.5.2006 bei der Tagung „Lippe und Livland – Edelherr Bernhard II. und seine Familie“ im Staatsarchiv Detmold. Dessen Ergebnisse abgedruckt bei PEINE/POGARELL/TREUDE, Falkenburg, 2008. Dazu außerdem: LEENEN/PEINE, Falkenburg, 2007 und MÜLLER-KISSING/PEINE/TREUDE, Falkenburg, 2013 [MÜLLER-KISSING, Falkenburg, 2018].

[448] Allgemein zu den Burgen Brake und Falkenburg: BURGEN IN LIPPE, 2002, S. 97–99 (Brake), 104 (Falkenburg); SALESCH, Brake, 2002 [HUISMANN, Falkenburger Geschichten, 2016].

[449] KUBACH/VERBEEK, Rhein und Maas, 1976, Bd. I, S. 190/192 (Sie datieren das Gebäude in die 2. Hälfte des 12. Jahrhunderts); STENVERT/KOLMAN/MEIERINK, Overijssel, 1998, S. 113. Demnach fanden 1991–1994 während einer Restaurierung Bauuntersuchungen statt, die als Kern ein Immunitätstor aus der Zeit um 1130 erkannten, das Anfang des 13. Jahrhunderts zur Propstei umgebaut wurde. Leider bleibt dort unklar, welcher Phase die Buckelquader zuzurechnen sind.

[450] Die Hauptpfeiler erwähnt bei: SCHMIDT, Burgcapelle, 1900, S. 84; SCHÜRER, Doppelkapellen, 1929, S. 180; TRÖLLER, Marienfeld, 1935, S. 35; RAVE, Pfeilerquerschnitte, 1941, S. 191; MÜHLEN, Kapellenturm, 1968, S. 63; DEHIO, Westfalen, 1969, S. 480; MAUÉ, Bauformen, 1975, S. 103, 105; STEVENS, Burgkapellen, 1978, S. 178, 181, 183; MÜHLEN, Rheda, 1979, S. 6; BÖKER, Backsteinarchitektur, 1988, S. 59; LOBBEDEY, Westfalen, 1999, S. 171, 175; DORN, Herford, 2006, S. 137; DEHIO, Westfalen, 2011, S. 907.

Stirnseite ausgebildete Kapitellband mit Kämpferplatte (Abb. 606, 607). Die Pfeiler selbst sind als halbierte Kreuzkernpfeiler angelegt, deren voll ausgebildete Stirnseiten jeweils mit einer Halbrundvorlage versehen sind. In die Pfeilerwinkel sind zwei schlanke En-délit-Dienste gestellt. An den Westflanken der Pfeiler kommt jeweils noch eine schmale Pfeilervorlage hinzu, die nicht durch eine Basis vorbereitet wird, sondern dem Sockel des nach Westen gerichteten Pfeilerkerns entwächst, dessen Flucht sie nach oben fortsetzt, dann jedoch eine Lage oberhalb der Wirtelung abbricht. Das Kapitellband der beiden Pfeiler endet jeweils mit den Dienstkapitellen, nur die Kämpferplatte setzt sich auch an den West- und Ostflanken der Pfeiler fort.

Das Gliederungssystem der beiden Hauptpfeiler wiederholt sich in halbierter Form und unter Verzicht auf die Halbrundvorlagen an den westlichen Halbpfeilern.

Die beiden Hauptpfeiler des Rhedaer Kapellenraumes sind – wie bereits angedeutet – als halbierter Kreuzkernpfeiler angelegt, ein in der europäischen Baukunst des 12. und 13. Jahrhunderts weit verbreiteter Pfeilertypus (siehe Kap. C.5.2.1.1.). Im konkreten Fall von Rheda ist bei der Frage nach dem direkten Vorbild immer wieder auf die Pfeilerbildungen der benachbarten Klosterkirche Marienfeld verwiesen worden[451] – eine Verwandtschaft, an der auch vor dem Hintergrund der engen Verbindung durch Mitglieder derselben Bauhütte als Bauausführende sicher nicht zu zweifeln ist. So sind in der um weniges älteren Marienfelder Kirche, insbesondere bei den östlichen Hauptpfeilern des Sanktuariums (Abb. 13, 198), entsprechende Pfeilerquerschnitte aus (halbiertem) Kreuzkern, Halbrundvorlage und eingestellten Eckdiensten sowie die sich um alle Pfeilerelemente verkröpfenden Basenprofile und Kapitellbänder zu finden. Leichte Unterschiede ergeben sich hingegen in der im Verhältnis zum Pfeilerkern schlankeren Proportionierung der Halbrundvorlagen und Eckdienste sowie durch das zusätzliche Element des Wirtelgesimses. Joachim Fontaine schlug daher zusätzlich eine Ableitung von den Pfeilerbildungen von St. Andreas in Köln (begonnen gegen 1200; Abb. 1356),[452] insbesondere von der

[451] In der Literatur zu Rheda und Marienfeld wird immer wieder die enge Verbindung beider Bauten betont, ein konkreter Verweis auf die Marienfelder Pfeiler als Vorbild findet sich jedoch nur bei MAUÉ, Bauformen, 1975, S. 105, STEVENS, Burgkapellen, 1978, S. 181, BÖKER, Backsteinarchitektur, 1988, S. 59 und bei LOBBEDEY, Westfalen, 1999, S. 175.

[452] Zu St. Andreas s. KUBACH/VERBEEK, Rhein und Maas, 1976, Bd. I, S. 506–513 sowie v. a. jüngst KOSCH, St. Andreas, 1999, zur Datierung S. 32; OVERDICK, Architektursystem, 2005, S. 74–85.

nordwestlichen Pfeilervorlage der querhausartigen Westempore, vor,[453] doch dürfte es sich dabei trotz der Übereinstimmungen in der Proportionierung von Halbrundvorlage und Pfeilerkern und der Verwendung von Kapitellbändern (Abb. 1357) eher um allgemeine Parallelen infolge des zu jener Zeit weit verbreiteten Pfeilertypus handeln denn um konkrete Vorbildwirkung.

Das die Rhedaer Pfeiler gegenüber dem asketischen Zisterzienserbau in Marienfeld bereichernde Motiv der Wirtelung, hier als mehrfach profiliertes Wirtelgesims, ist letztlich auf den Formenschatz der französischen Frühgotik zurückzuführen. Wirtelungen von runden Stützelementen tauchen dort ab dem zweiten Drittel des 12. Jahrhunderts allenthalben auf, besonders markant und in großer Zahl etwa an den Dienstbündeln der Kathedralen von Noyon (Chor nach 1131 – ca. 1157)[454] und Laon (Langhaus ca. 1155/60 – um 1180).[455] Dabei sind sie teilweise eingebunden in ein System umlaufender, geschosstrennender Gesimse, die jedoch zumeist die Hauptpfeiler, insbesondere die Vierungspfeiler, aussparen. Wirtelungen um (fast) sämtliche Pfeilerelemente finden sich freilich etwa in den Abteikirchen von St.-Germer-de-Fly (nach 1132)[456] und Chars (nach 1176)[457] in der Île-de-France und im burgundischen Vézelay (Chor nach 1165).[458]

Die Vermittlung dieses französischen Gliederungsmotivs ins westfälische Rheda dürfte mutmaßlich über das Rheinland erfolgt sein, in dessen spätromanischen Kirchenbauten häufiger Schaftringe als gliederndes Zierelement verwendet werden.[459] Auch dort tauchen sie zumeist an Diensten oder Dienstbündeln auf, doch stammen diese Bauten zumeist erst aus der Zeit um 1220/40, so etwa die Chorschlüsse von Gerresheim (vor 1236), Werden (2. Viertel 13. Jahrhundert), Kaiserswerth (1237 geweiht), Linz (2. Viertel 13. Jahrhundert), Remagen (1246 geweiht) und Blankenberg (vor 1248). In dieselbe Zeit, um 1220/30, gehören auch die zierlichen Kapellenbauten von Vianden und Ramersdorf (heute Bonn, alter

[453] FONTAINE, Rheda, 1995, S. 22–23, 28, 32.
[454] KIMPEL/SUCKALE, Gotische Architektur, 1985/95, S. 121–123, 528, dazu v. a. Abb. 120, 125.
[455] Ebd., S. 193–206, 522–523, dazu v. a. Abb. 200, 205.
[456] Ebd., S. 112/119, 537, dazu v. a. Abb. 107.
[457] Ebd., S. 119, 515, dazu v. a. Abb. 108.
[458] Ebd., S. 145, 547, dazu Abb. 139.
[459] Leider nicht ausführlicher behandelt, sondern nur kurz erwähnt bei KUBACH/VERBEEK, Rhein und Maas, 1989, S. 461.

Friedhof), wo die Wirtelungen zum Hauptelement der Stützengliederung werden.[460] Damit erscheinen die genannten Bauten als Vergleiche für die Rhedaer Hauptpfeiler, die bereits um 1200–1205/10 anzusetzen sind (siehe Kap. D.4.5.2.), als zu spät.

Als deutlich frühere Beispiele sind jedoch die Querhauskonchen des Bonner Münsters (um 1200/15), bei denen das geschosstrennende Gesims um alle Dienste und Pfeilervorlagen verkröpft ist, und ebenso das Langhaus sowie insbesondere die Querhauswestseiten des Limburger Domes (um 1180/90 – kurz nach 1205), dessen Gliederungssystem der Kathedrale von Laon folgt.[461]

Die genannten Vergleichsbeispiele und ihre Datierungen belegen die hohe Aktualität der Rhedaer Pfeilergliederung und das hohe Anspruchsniveau des planenden Baumeisters, der sich hier eines französischen, mutmaßlich über das Rhein-Maas-Gebiet vermittelten Gliederungselementes als bereichernde Zierform bedient.

Die auffällige Wirtelung der beiden Hauptpfeiler mittels eines profilierten Gesimses findet innerhalb der ‚lippischen Baukunst' eine Nachfolge im Paderborner Dom am südwestlichen Langhauspfeiler (Abb. 1040, 1043), der der ersten Langhausperiode um 1230/40 angehört.[462] Hier sind die Schaftringe breiter angelegt als in Rheda und aufgrund ihrer späteren Zeitstellung bereits zugespitzt, zudem wurden sie nur bei den zylindrischen Pfeilerelementen – Halbrundvorlagen und Diensten – verwendet, bewirken aber durch ihre horizontale Linie nichtsdestotrotz eine ähnliche ‚Abbremsung' des Höhenzuges des Pfeilers wie in Rheda. Dieses charakteristische Gestaltungselement könnte über Bischof Bernhard IV. zur Lippe (1228–1247), den Bruder Hermanns II. zur Lippe (reg. ca. 1196–1229), nach Paderborn vermittelt worden sein. Der südwestliche Langhauspfeiler blieb jedoch der einzige Pfeiler, der mit dieser Wirtelung geziert wurde, das Motiv setzte sich offenbar beim Weiterbau des Langhauses nicht durch.

Weiterhin zu nennen sind die westlichen Langhaushauptpfeiler von St. Nicolai in Lemgo (C.10.4.3.3.1.), bei denen das Wulstkämpfergesims der Seitenschiffarkaden

[460] Die Datierungen nach den jeweiligen Einträgen bei KUBACH/VERBEEK, Rhein und Maas, 1976, Bd. I und II, dazu die entsprechenden Abbildungen in Bd. III. Dabei die Datierung von Werden gemäß dem heutigen Forschungsstand korrigiert, s. u. a. DEHIO, Rheinland, 2005, S. 399.

[461] Zu den Bonner Querhauskochen: KUBACH/VERBEEK, Rhein und Maas, 1976, Bd. I, S. 114; OVERDICK, Architektursystem, 2005, S.111–116. – Zu Limburg zuletzt: KLOFT, Limburg, 2004, zur Datierung S. 44–45; OVERDICK, Architektursystem, 2005, S. 85–105. – In der direkten Nachfolge von Limburg steht St. Peter in Bacharach (um 1230/40) mit seinen gewirtelten Wandvorlagen.

[462] Zu diesem Langhauspfeiler und seiner Datierung s. LOBBEDEY, Paderborner Dom, 1990, S. 55.

als Wirtelung jeweils um den gesamten Pfeiler verkröpft ist (Abb. 987). Diese erfahren dadurch eine vergleichbare optische Zäsur wie die Pfeiler in Rheda. Das Langhaus der wohl um 1220 unter Hermann II. begonnenen Lemgoer Nicolaikirche wurde um 1240/50 unter dessen Sohn Bernhard III. (reg. 1230–1265) errichtet.

5.5.2. Die Bogen und Gewölbe

Die beiden Freipfeiler und die Wandvorlagen der Ost- und Westwand sind durch ein System von Bögen miteinander verbunden, wobei die ost-west-verlaufenden Scheidbögen zu den Emporen des Obergeschosses als einfache, nicht weiter untergliederte breite Gurtbögen angelegt sind. Nur ihre Form variiert aufgrund der unterschiedlichen Spannweite: Die Bögen des tieferen Ostjoches (Abb. 485) sind rundbogig, diejenigen des kürzeren Westjoches (Abb. 479) leicht spitzbogig konstruiert.

Eine aufwendigere Gliederung weist jedoch der Ost- und Westjoch trennende Gurtbogen auf (Abb. 475): Er ist deutlich zugespitzt und mit einem zusätzlichen, steinsichtig belassenen Rechteckunterzug versehen, der auf den Halbrundvorlagen der Pfeiler aufruht.

Diesem mittleren Gurtbogen antworten der spitzbogige Schildbogen über der Dreierarkade im Westen (Abb. 476), der dessen eigentlichem Bogenlauf entspricht, und der tiefe Spitzbogen über der oberen Altarnische.

Die anspruchsvolle Gestaltung des mittleren Gurtbogens mit Unterzug ist Teil des einheitlichen Pfeiler-Bogen-Systems, das in seiner Gesamtkonzeption auf das unmittelbare Vorbild der Klosterkirche Marienfeld zurückzuführen ist. Allerdings sind dort die Unterzüge halbrund angelegt (Kap. C.5.2.2.). Rechteckige Unterzüge, wie sie auch die Domikalgewölbe in der ‚Herkunftsregion' des Anjou-Poitou prägen, finden sich jedoch ebenso bei zwei weiteren direkten Tochterbauten der Marienfelder Klosterkirche, St. Gertrud in Osnabrück (um 1220–1230/35; Kap. C.10.4.2.2.; Abb. 1150) und St. Matthäus in Melle (um 1215–1240; Kap. C.10.4.2.3.; Abb. 1191), außerdem bei einigen Kirchenbauten, die im Auftrag von Mitgliedern der Edelherrenfamilie zur Lippe errichtet wurden. Zu nennen sind hier die Ostteile (1. Viertel 13. Jahrhundert) der Kanonissenstiftskirche in Bassum sowie die

Hallenlanghäuser des Herforder Münsters (um 1230/50; Abb. 1021) und des Paderborner Domes (um 1240–60; vgl. Kap. C.10.4.1.3.3.4.; Abb. 1040).

Zwischen den einzelnen Gurtbögen spannen sich unterschiedliche Gewölbe: In den beiden ‚Mittelschiff'jochen sind es Kreuzrippengewölbe (Abb. 608–610), in den begleitenden Emporenschiffen einfache, völlig ungegliederte Längstonnen (Abb. 486, 487), in die lediglich über den Scheidbögen flache Stichkappen einschneiden.

Von den beiden mittleren Kreuzrippengewölben ist das westliche annähernd quadratisch, während das östliche deutlich längsrechteckig gestreckt angelegt ist. Die Gewölbe weisen eine leichte, über die Gurt- und Schildbögen hinausgehende Überhöhung zur Gewölbemitte hin auf. Die Untergliederung in vier Gewölbekappen erfolgt durch vier recht kräftige Rundstabrippen, die in einem schmalen Rippenring im Gewölbescheitel münden. Von diesem gehen in beiden Gewölben je vier orthogonal angeordnete Zierelemente aus (siehe Kap. D.6.3.).

Die beiden Kreuzrippengewölbe der Hauptjoche stehen eindeutig in der Nachfolge der ebenfalls mit Rundstabrippen unterlegten Hauptraumgewölbe in Marienfeld (Abb. 30–39). Anders als dort sind die Rhedaer Gewölbe jedoch nicht so stark überhöht (Abb. 492), haben also nicht die Form hochgebuster Domikalgewölbe. Der Verzicht auf eine größere Überhöhung ist jedoch dem Umstand geschuldet, dass über den Kapellengewölben noch ein weiteres, profan genutztes Geschoss angelegt werden sollte, so dass, wollte man eine ebene Bodenfläche erreichen und dabei nicht allzu viel Raum verschenken, die Anlage von kuppeligen Gewölbekonstruktionen nicht möglich war.[463] Als weiterer Unterschied zu Marienfeld sind außerdem die Rundstabrippen in Rheda nicht gratig geschärft, sondern zylindrisch ausgebildet, wie es etwa auch bei den Rippen der Nordturmkapelle (Abb. 894–895) im Westbau des Domes zu Münster (um 1185/90–1202) und bei der sog. ‚Vorhalle', dem ehemaligen östlichen Kreuzgangflügel, von St. Andreas in Köln (gegen 1200) der Fall ist.[464] In der Nordturmkapelle des Domes zu Münster finden sich auch die offenen, ringförmigen Schlusssteine, ebenso an den Querhausgewölben (um 1210/20; Abb. 869) der Stiftskirche in Langenhorst (Kap. C.10.4.1.1.2.).

[463] So bereits MAUÉ, Bauformen, 1975, S. 105.

[464] Auf diese beiden Beispiele verwies bereits TRÖLLER, Marienfeld, 1935, S. 40. – Zur Nordturmkapelle im Dom zu Münster s. zuletzt LOBBEDEY, Westbau, 1990, S. 1; LOBBEDEY/SCHOLZ, Baugeschichte Münster, 1993, S. 62–63. – Zur sog. ‚Vorhalle', von St. Andreas in Köln jüngst KOSCH, St. Andreas, 1999, S. 15–24.

Zudem sind die Rhedaer Rippen in der Gesamterscheinung, verglichen mit Marienfeld, kräftiger angelegt, womit sie den Maßen der ihrerseits verschlankten Runddienste, auf denen sie auflasten, angepasst sind. Hierin zeigt sich eine ‚Weiterentwicklung' der in Marienfeld sehr frühen, aber noch unausgereiften Form, die in Rheda zu einem harmonischeren Gesamtklang des Pfeiler-Bogen-Gewölbe-Gerüstes geführt wird. Dieselben ‚Harmonisierungen' lassen sich beim etwa zeitgleichen Vierungsgewölbe der Großen Marienkirche in Lippstadt (Abb. 938; Kap. C.10.4.1.3.2.) beobachten.

Der auffällige Kontrast zwischen den höchst anspruchsvollen Kreuzrippengewölben der Hauptjoche und den simplen Tonnengewölben der Emporenschiffe, den Oskar Schürer als Gegensatz zwischen „westlich beeinflußtem Gliederbau" und „westfälischer Tonnenwölbung" zu deuten versuchte,[465] ist sicherlich vielmehr auf eine Rangabstufung zwischen dem eigentlichen Hauptraum und den begleitenden Nebenräumen der Emporenschiffe, die vornehmlich als eine Art ‚Raumfolie' fungieren, zu werten. Hinzu kommt schließlich noch der geminderte Anspruch in der architektonischen Gliederung bei der Ausführung der Emporen in Bauphase III.

5.6. Die westliche Dreierarkade

Das Hauptgestaltungsmotiv der Kapellenwestwand bildet die beide Kapellengeschosse umfassende gestaffelte Dreierarkade (Abb. 476),[466] deren tragende Säulen auf zwei halbhohen Brüstungsmauern fußen. Sie nehmen mittig einen Durchgang auf, der über vier Stufen den Zugang zur doppelläufigen Emporentreppe hinter der Bogenstellung vermittelt (Abb. 477–478). Den Durchgang flankieren auf den Brüstungsmauern zwei liegende Löwenfiguren (Abb. 623, 624; siehe Kap. D.6.1.1.), die als Basis für die überschlanken Säulen der Dreibogenstaffel dienen. Als optische Zäsur und zur Milderung ihrer Überlänge dient ein Wirtel, der

[465] SCHÜRER, Doppelkapellen, 1929, S. 177.

[466] SCHMIDT, Burgcapelle, 1900, S. 84; LUDORFF, Kreis Wiedenbrück, 1901, S. 57; SCHÜRER, Doppelkapellen, 1929, S. 180; TRÖLLER, Marienfeld, 1935, S. 35–36, 40; GAUL, Rheda, 1955, S. 201–203; THÜMMLER/BADENHEUER, Westfalen, 1964/73, Text zu Tafel 65; ZELLNER, Baugeschichte, 1964, S. 20; ZELLNER, Schloßkapelle, 1965, S. 18–19; MÜHLEN, Kapellenturm, 1968, S. 63, 66, dazu Abb. 49, 50; DEHIO, Westfalen, 1969, S. 480; MAUÉ, Bauformen, 1975, S. 103, 105–106; STEVENS, Burgkapellen, 1978, S. 178–179, 181–182; MÜHLEN, Rheda, 1979, S. 6, 10; BÖKER, Backsteinarchitektur, 1988, S. 59; SCHÜTZ/MÜLLER, Deutsche Romanik, 1989, S. 549–550; LOBBEDEY, Westfalen, 1999, S. 172; ZUNKER, Adel, 2003, S. 132; STEVENS, Burgkapellen, 2003, S. 130, 132; KEMPKENS, Lettland, 2003, S. 84; DORN, Herford, 2006, S. 137–139, 201; KEMPKENS, Bernhard II., 2008, S. 115, 116, dazu Abb. 91; DEHIO, Westfalen, 2011, S. 907.

zugleich die Säulenschäfte in ein unteres Drittel aus Baumberger Sandstein und die oberen Zweidrittel aus poliertem rheinischen Schiefer (Kap. D.3.5.) unterteilt.[467] Die Kapitelle der beiden Säulen sind nur als schlichte, nicht weiter ausgearbeitete Kelchblockkapitelle gebildet (Kap. D.6.2.3.), wie es auch bei den rahmenden Eckdiensten der Fall ist, die nicht zuletzt durch dasselbe Kapitellniveau an diese angebunden und zum wesentlichen Bestandteil der Dreierarkade werden. Lediglich ihre Kämpfergesimse als Teil der Eckpfeiler sind etwas aufwendiger profiliert (‚Plättchen–Kehle–Platte') als die Kämpferplatten der Arkadensäulchen (‚Kehle–Platte'). Die seitlichen, schmaleren Öffnungen der Dreibogenstellung werden von Rundbögen abgeschlossen, die unmittelbar auf den Kämpfern der Säulen und Eckpfeilervorlagen aufruhen, während der Abschluss der breiteren Mittelöffnung stark gestelzt ist: Ihre Gewände werden über dem Kämpferplatten zunächst weiter gerade hochgeführt, kleine Kämpfersteine mit Kehle-Platte-Profil vermitteln dann den Übergang zu einem leicht eingezogenen Spitzbogen, der in deutlichem Kontrast steht zu den seitlichen Rundbögen. Das gesamte Dreibogenmotiv wird abschließend von einem zugespitzten Schildbogen überfangen.

Die westliche gestaffelte Dreierarkade mit der Doppeltreppe dahinter stellt eines der bedeutendsten Einzelmotive der Rhedaer Burgkapelle dar. Oskar Schürer nennt es „ein Motiv von höchstem architektonischem Feingefühl", Walter Tröller sieht in Verbindung mit dem Vierpassfenster dahinter „eine fast barock anmutende Wirkung" erreicht, Bernhard Schütz und Wolfgang Müller sehen in der „Würdeform" der Dreierarkade den „ganze[n] Stolz des Raumes".[468] In ihrer Gestaltung erscheint sie in der zeitgenössischen westfälischen Architektur einmalig.

Die Positionierung des Säulengitters als eigene Wandschicht vor der Rückwand mit dem Vierpassfenster, das zudem noch von den Arkadensäulen optisch überschnitten wird, weist unverkennbar auf die spätromanische Architektur des Rhein-Maas-Gebietes, bei der die Zweischaligkeit der Wände zu einem der wesentlichen

[467] Die Maße der einzelnen Säulenwerkstücke betragen (in cm): A. Nördliche Säule: 1. unteres Schaftstück: H: 106,5; Ø 25/22; 2. Wirtel: H: 17; B: 34 (Verhältnis 1:2!); 3. oberes Schaftstück: H: 272; Ø 22,5. – Südliche Säule: 1. unteres Schaftstück: H: 105,5; Ø 25/22,5; 2. Wirtel: H: 17; B: 34; 3. oberes Schaftstück: H: 270,5; Ø 22,5.

[468] SCHÜRER, Doppelkapellen, 1929, S. 180; TRÖLLER, Marienfeld, 1935, S. 40; SCHÜTZ/MÜLLER, Deutsche Romanik, 1989, S. 549–550.

Gestaltungsprinzipien wird.[469] In der spätromanischen Architektur Westfalens findet sie sich neben Rheda lediglich noch im Westchor des Domes zu Münster (um1180–1202; Kap. C.10.4.1.1.3.; Abb. 891–893), am Chor des Mindener Domes (um 1210/20),[470] sowie in der Jahrhundertmitte an den Ostteilen der Dome zu Münster (um 1245–1264; Kap. C.10.4.3.2.; Abb. 1282) und Osnabrück (Chor um 1254–1272/77; Kap. C.10.4.3.1.2.; Abb. 1273–1274).[471]

Das besondere Gestaltungsmotiv einer Dreierarkade als westlicher Abschlussakzent des Kirchenraumes begegnet in der spätromanischen Architektur der Rhein-Maas-Region bei der Damenstiftskirche St. Hippolytus (heute St. Margaretha) in Düsseldorf-Gerresheim (Westwand gegen 1236; Abb. 1351), der heute (bis auf die Chorruine) abgebrochenen Zisterzienserabteikirche Heisterbach (Westwand gegen 1237), der Benediktinerabteikirche Groß St. Martin in Köln (um 1230/40; Abb. 1346), der Damenstiftskirche St. Quirinus in Neuss (um 1230/40; Abb. 1348–1349), im Westbau (um 1244/58) der Zisterzienserinnenkirche Unserer lieben Frau in Roermond und in der Stadtpfarrkirche St. Walburga in Zutphen (2. Viertel 13. Jahrhundert).[472] Alle genannten Beispiele gehören jedoch erst dem 2. Viertel des 13. Jahrhunderts an, erscheinen somit – ebenso wie für die Dreibogenarkaden vor den Dreifenstergruppen in den Querarmen (Phase II um 1205/15) von Marienfeld (Kap. C.5.6.4.) – als anregende Vorbilder zu spät. Aufgrund der übereinstimmenden Grundkomposition kann jedoch ein gemeinsames, heute zerstörtes ‚Urbild' aus der Zeit um 1200 gemutmaßt werden. Dieses ist möglicherweise in der Westchorhalle (um 1184/90–1213) der Stiftskirche St. Viktor in Xanten[473] zu suchen, dessen mittlerer westlicher Wandabschnitt 1517–19 durch ein spätgotisches Maßwerkfenster ersetzt wurde (Abb. 1343). Erhalten haben sich jedoch die dreiachsige Erdgeschosszone und die seitlichen Stützen der Laufgangbögen, außerdem fanden

[469] Dieser allgemeine Verweis auf ‚rheinische Formen' bei TRÖLLER, Marienfeld, 1935, S. 40; ZELLNER, Schloßkapelle, 1965, S. 18; MÜHLEN, Rheda, 1979, S. 10. KUBACH/VERBEEK, Rhein und Maas, 1989, S. 470 bestätigen dies: „>Rheinisches< könnte eine Rolle gespielt haben bei den Laufgängen in den Ost- und Westteilen in Münster, im Chor von Osnabrück und in dem von Minden sowie in der Burgkapelle von Rheda".

[470] Verweis auf die vergleichbare Zweischaligkeit in Minden bei GAUL, Rheda, 1955, S. 202.

[471] Zu den drei genannten Domkirchen s. die jeweiligen Abschnitte bei LOBBEDEY, Westfalen, 1999. Vgl. auch Anm. 469.

[472] S. dazu die jeweiligen Abschnitte bei KUBACH/VERBEEK, Rhein und Maas, 1976, Bd. I/II, S. 318 (Gerresheim), S. 832 (Neuss), S. 574 (Köln, Groß St. Martin) und S. 369 (Heisterbach), S. 965–967 (Roermond), S. 1285 (Zutphen); bei ebd., Bd. IV, 1989, S. 450 bei der Formenanalyse dieses Motiv leider nur kurz behandelt. – Der Hinweis auf Neuss bereits bei LOBBEDEY, Westfalen, 1999, S. 172. BÖKER, Backsteinarchitektur, 1988, S. 59 nennt nur allgemein „niederrheinische Westchorhallen" als Vergleich.

[473] KUBACH/VERBEEK, Rhein und Maas, 1976, Bd. II, S. 1269–1271; KARRENBROCK/KEMPKENS, Xanten, 2002; OVERDICK, Architektursystem, 2005, S. 42–53.

sich Spolien der entfernten mittleren Laufgangstützen, die zweifellos Teil einer Dreierarkade waren.[474] Ihre Form dürfte weitgehend den nachgeordneten Zweibogenstellungen in den schmaleren Wandabschnitten der seitlichen Joche entsprochen haben. Kubach und Verbeek rekonstruieren sogar mit einer gewissen Wahrscheinlichkeit ein zentrales Rosenfenster hinter der Dreierarkade[475] – ein Disposition, wie sie genau derjenigen in Rheda entspricht! Vermutlich ist in der Dreibogenstellung der inneren Westfront des Xantener Domes mit ihrem zusätzlichen Motiv des Rosenfensters das unmittelbare Vorbild für die Rhedaer Westlösung zu suchen.

Bei den genannten Beispielen verläuft hinter der Dreibogenarkade jeweils ein Laufgang, nicht jedoch eine Treppenanlage wie in Rheda. Treppen hinter Säulengittern begegnen freilich ebenfalls in der rheinischen Spätromanik, allerdings an untergeordneter Stelle, nämlich bei den Emporentreppen in den Seitenschiffen des Limburger Domes (Südseitenschiff; um 1180/90 begonnen; Abb. 1353), der Liebfrauenkirche in Andernach (an den Ostenden der Seitenschiffe, nach 1198), sowie – in der Nachfolge von Limburg – von St. Peter in Bacharach (Südseitenschiff; um 1230/40).[476] Bei letzterer verfügt die Treppenanlage wie in Rheda über eine Dreibogenstaffel und wird durch ein Vierpassfenster belichtet[477] – möglicherweise gab es ein älteres monumentales Vorbild, auf das Rheda und Bacharach beide zurückgriffen.

Monumentale Treppenläufe hinter Säulengittern finden sich zudem, weit außerhalb des Rheinlandes, spiegelsymmetrisch angelegt in den Seitenschiffwänden (2. Hälfte 13. Jahrhundert) des Domes zu Trient im Trentino an der Südgrenze Südtirols.[478] Uwe Lobbedey verwies darüber hinaus zum Vergleich auf Treppenaufgänge zu Lesepulten in den Refektorien von Zisterzienserklöstern, die in gleichartiger Weise

[474] So bereits KUBACH/VERBEEK, Rhein und Maas, 1976, Bd. II, S. 1270.

[475] Ebd.: Über der Erdgeschosszone stehen noch die „seitlichen Stützen der Laufgangbogen, die wie am Außenbau als Drillingsarkade mit einem Rosenfenster, wohl entsprechend den genannten auf der Ostseite [Sechspässe] in der breiteren Nische, zu ergänzen sind".

[476] Auf Andernach erstmals verwiesen bei GAUL, Rheda, 1955, S. 202, dieses und die übrigen Vergleichsbeispiele angeführt bei MAUÉ, Bauformen, 1975, S. 105; STEVENS, Burgkapellen, 1978, S. 181–182; LOBBEDEY, Westfalen, 1999, S. 172; STEVENS, Burgkapellen, 2003, S. 132; DORN, Herford, 2006, S. 201, dazu Anm. 197 und Abb. 306 (Bacharach). – Zu den einzelnen Bauten s. die jeweiligen Abschnitte bei KUBACH/VERBEEK, Rhein und Maas, 1976, Bd. I/II, S. 48 (Andernach), 71 (Bacharach), 670 (Limburg).

[477] Dieser besondere Verweis bereits bei MAUÉ, Bauformen, 1975, S. 105.

[478] Verweis auf den Dom zu Trient bei GAUL, Rheda, 1955, S. 202. – Zum Dom in Trient s.: RECLAM, Oberitalien-Ost, 1965, S. 460–467, hier S. 465.

„durch hohe Arkaden auf Säulen zu raumbeherrschender Wirkung gesteigert“ werden und deren Gestaltungsideen über das mit Rheda eng verbundene Zisterzienserkloster Marienfeld vermittelt worden sein könnten.[479]

Bei den genannten Beispielen handelt es sich jedoch durchweg um einläufige Treppen, nicht um Doppeltreppen wie in Rheda. Eine in der Grunddisposition mit zweiarmiger Treppe gut vergleichbare Konstruktion stellt jedoch die Treppenanlage in der Westwand der Schottenkirche St. Jakob in Regensburg dar (Abb. 1386, 1387), errichtet in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts unter Abt Gregor I. (1156 – ca. 1194).[480] Auch dort ist sie axial in der Abschlusswand des Westquerbaues angeordnet, drei Stufen gewähren den Zugang zum Wendepodest, von dem aus die beiden Arme der Treppenanlage, die auf die große Westempore führt, ihren Ausgang nehmen. Allerdings verlaufen die beiden durchaus repräsentativen Treppenarme in der Mauerstärke und öffnen sich – abgesehen von der rundbogigen Zugangsöffnung – nicht zum Hauptraum. Diesen Umstand erfüllt jedoch die doppelläufige Treppenanlage in den westlichen Oktogonwänden der Heilig-Geist-Kirche (Helge Ands) in Wisby auf Gotland (Abb. 1463, 1464):[481] Hier verlaufen die Treppenzüge hinter ansteigenden (restaurierten) Säulenarkaden. Allerdings nehmen sie einen getrennten Ausgang und münden dann in einer gemeinsamen Türöffnung in der Westwand des Kirchenobergeschosses – ihre Disposition ist also genau entgegengesetzt zu denjenigen in Regensburg und Rheda. Die Wisbyer Heilig-Geist-Kirche, ein oktogonaler, zweigeschossiger Zentralbau in der Nachfolge der Pfalzkapelle von Aachen bzw. der Kapelle (um 1200) des Königshofes in Store Hedinge auf Seeland/Dänemark, wurde den Bauformen nach zu urteilen wohl in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts erbaut. Aufgrund von urkundlichen Quellen, die sich auf eine wohl mit ihr identische St. Jakobskirche beziehen, wird eine Errichtung im Auftrag von Bischof Albert I. von Riga (1199–1229) angenommen. Trotz der Verbindungen von Bernhard II. zur Lippe und Bischof Albert ist jedoch keine unmittelbare Verwandtschaft beider Bauten auszumachen.

[479] LOBBEDEY, Westfalen, 1999, S. 172.

[480] Bereits STEVENS, Burgkapellen, 1978, S. 181 verwies zum Vergleich auf St. Jakob in Regensburg. – Zu St. Jakob in Regensburg ausführlicher: DEHIO, Bayern V, 1991, S. 509–513, v. a. S. 512; STROBEL, St. Jakob Regensburg, 1992, v. a. S. 11.

[481] Dazu grundlegend: BOHRN/SVAHNSTRÖM, Helge Ands, 1981, hier v. a. S. 34–35, dazu Fig. 45–46, Pl. V:2; außerdem SVAHNSTRÖM, Visby, 1986, S. 32–36; LAGERLÖF/SVAHNSTRÖM, Kirchen Gotlands, 1991, S. 58–62.

Als weiteres, räumlich näher gelegenes Vergleichsbeispiel sei schließlich noch auf St. Jakobi in Coesfeld (Abb. 898–902) verwiesen.[482] Ihr im März 1945 weitestgehend zerstörter spätromanischer Kernbau ging auf eine Gründung Bischof Hermanns II. von Münster (1174–1203), dem Mitbegründer von Marienfeld, zu Ende des 12. Jahrhunderts zurück. Die Ausführung des Baues selbst, dessen dreischiffiges, einjochiges Langhaus dem Schema der Halle Gebundener Ordnung folgte, dürfte sich bis ins erste Viertel des 13. Jahrhunderts erstreckt haben. In der Westwand des Langhauses verlief eine Mauertreppe, die in den Kapellenraum im ersten Obergeschoss des Westturmes führte (Abb. 899, 900), der als Privatkapelle des Bischofs gedeutet wurde. In ihren Verlauf eingefügt war eine waagerechte, mit einer Längstonne überwölbte Galerie (L: 3,60 m, B: 0,80 – 0,90 m), die sich mittig über dem Hauptportal in einer dreibogigen (?) Arkadenstellung zum Kirchenraum öffnete und offenbar zugleich die Funktion einer Loge mit Blick zum Altar erfüllte.[483] Gut vergleichbar mit Rheda erscheinen hier neben der Grundform der Öffnung – der Dreierarkade – ihre raumbeherrschende Positionierung in der Achse der Westwand und die Verbindung mit einer Treppenanlage.

Ein besonders auffälliges, markantes Motiv der Rhedaer Dreierarkade bilden die überschlanken, durch eine Unterteilung der Schäfte mittels eines Schaftringes jedoch optisch ‚gebremsten' Säulen, wie sie auch kurz zuvor an den Marienfelder Querarmen bei den Säulchen des Nord- und des Kreuzgangportals sowie insbesondere der Dreibogenstellungen vor den Dreifenstergruppen begegnen. Dieses Motiv lässt sich aller Wahrscheinlichkeit nach auf die ähnlich überschlanken Säulchen der inneren Apsidenlaufgänge des Dreikonchenchores (um 1150–1172) von Groß St. Martin in Köln (Abb. 1344)[484] zurückführen, von wo aus es eine reiche Nachfolge in der Baukunst des Rhein-Maaslandes fand.

[482] Verweis bei MAUÉ, Bauformen, 1975, S. 105; STEVENS, Burgkapellen, 1978, S. 182; LOBBEDEY, Westfalen, 1999, S. 172; STEVENS, Burgkapellen, 2003, S. 132. – Zu St. Jakobi in Coesfeld s.: DEHIO, Niedersachsen und Westfalen, 1935/1949, S. 402; RAVE, Coesfeld, 1940; MÜHLEN, Hallenkirchen, 1950, S. 84–86; MAUÉ, Bauformen, 1975, S. 64–67; RÖCKENER, Hallenkirchen, 1980, S. 338–341; WENNING, St. Jakobi Coesfeld, 1985, v. a. S. 2–3 [sowie jüngst Kat. Paderborn 2018, S. 512–513, Kat.-Nr. 66 (Roland Pieper)].

[483] Grundlegend: RAVE, Coesfeld, 1940. – Seiner Datierung der gesamten Kirche in die Zeit um 1185/90 ist nach dem heutigen Stand der Datierung der stilistisch verwandten Vergleichsbauten nicht zuzustimmen.

[484] Grundlegend: KUBACH/VERBEEK, Rhein und Maas, 1976, Bd. II, S. 574–575; LAUER, Groß St. Martin, 1984, hier S. 416–424.

Nicht zuletzt auch das Material der Säulenschäfte, rheinischer Schiefer (Kap. D.3.5.), der in Westfalen darüber hinaus nur noch in Langenhorst verwendet wurde,[485] verweist gleichermaßen auf eine deutliche Orientierung an rheinischen Baugestaltungen.

5.7. Die Dreisäulenbündel am inneren Nordportal und der oberen Altarnische

Zur besonderen Rahmung und Akzentuierung des inneren Kapellenportals (Abb. 611–612) wie auch der oberen Altarnische (Abb. 613–616) wurden je zwei Dreisäulenbündel[486] verwendet, die in ihrer Konzeption und selbst in ihren Maßen ‚baugleich' sind.[487] Die eigentlichen Dreisäulenbündel bestehen aus je drei schwarzen Schieferschäften, die rechtwinklig um einen Pfeilerkern angeordnet sind. Ihrer Arretierung dienen Basen (Kap. D.6.1.) und skulptierte Kapitelle (Kap. D.6.2.1.) aus Baumberger Sandstein, die jeweils zu einem einheitlichen Werkstück miteinander verschmolzen sind und so die drei Säulen als Einheit erscheinen lassen. Die Säulenbasen ruhen an der Durchgangs- bzw. Altarseite jeweils auf einer liegenden Trägerfigur (Kap. D.6.1.2.), ebenfalls aus Baumberger Sandstein, auf, deren Oberkörper vollplastisch vor die Wandflucht vorspringt.

Für die ungewöhnliche Form der rechtwinkelig angeordneten Dreisäulenbündel gibt es – abgesehen vom Nordportal in Marienfeld (s.u.)[488] – nichts Vergleichbares. Es lassen sich keine konkreten Vorbilder benennen. Anregend dürften wohl zierliche Viersäulenbündel gewirkt haben, wie sie sich etwa in Kreuzgängen, vor allem im Rheinland, finden, die dann unter Weglassung einer Säule für die ‚Umstellung' einer Pfeilerkante adaptiert wurden.[489]

[485] MAUÉ, Bauformen, 1975, S. 106.

[486] SCHMIDT, Burgcapelle, 1900, S. 82, 83; LUDORFF, Kreis Wiedenbrück, 1901, S. 57; SCHÜRER, Doppelkapellen, 1929, S. 180; TRÖLLER, Marienfeld, 1935, S. 36–37; GAUL, Rheda, 1955, S. 203; ZELLNER, Baugeschichte, 1964, S. 20; ZELLNER, Schloßkapelle, 1965, S. 17; MÜHLEN, Kapellenturm, 1968, S. 63, 70; DEHIO, Westfalen, 1969, S. 480; MAUÉ, Bauformen, 1975, S. 104, 107; STEVENS, Burgkapellen, 1978, S. 178, 180, 182; MÜHLEN, Rheda, 1979, S. 8; LOBBEDEY, Westfalen, 1999, S. 171, 173; STEVENS, Burgkapellen, 2003, S. 129, 132, 133; KEMPKENS, Lettland, 2003, S. 85; DORN, Herford, 2006, S. 137, 141; KEMPKENS, Bernhard II., 2008, S. 116; DEHIO, Westfalen, 2011, S. 907, 908.

[487] Zu den Maßen der Werkstücke s. die Angaben in Kap. D.4.3.2.3., D.4.3.2.7.

[488] In der Literatur wird immer wieder auf den Vergleich mit dem Marienfelder Nordportal verwiesen, so bei SCHMIDT, Burgcapelle, 1900, S. 82; TRÖLLER, Marienfeld, 1935, S. 36; GAUL, Rheda, 1955, S. 203; MAUÉ, Bauformen, 1975, S. 107; STEVENS, Burgkapellen, 1978, S. 181; MÜHLEN, Rheda, 1979, S. 8.

[489] Ähnlich bereits TRÖLLER, Marienfeld, 1935, S. 37, der sie jedoch „aus der Vierergruppe von Säulen um einen rechteckigen Mittelkern, wie sie sich an rheinischen Zwerggalerien findet", entstanden sieht. – Ihm folgend GAUL, Rheda, 1955, S. 203; MÜHLEN, Rheda, 1979, S. 8. – ZELLNER, Baugeschichte, 1964, S. 20 spricht von der „in Frankreich erfundene[n] Drei-Säulengruppe", ohne jedoch konkrete Beispiele zu benennen.

Liegende Trägerfiguren als Säulenträger treten etwa am Wormser Dom auf (siehe dazu Kap. D.6.1.2.), die Kombination mit einem ganzen Säulenbündel ist jedoch in Rheda einmalig.

Bei den bereits genannten Dreisäulenbündeln am Nordportal der Marienfelder Klosterkirche (Abb. 9; Kap. C.5.5.1.) stellt sich die entscheidende Frage, ob diese älter oder jünger als die Rhedaer Gegenstücke sind. Die höhere Qualität der Ausführung und die anspruchsvollere Materialwahl lassen jedoch darauf schließen, dass die Rhedaer Dreisäulenbündel die älteren sind, deren Schieferschäfte und vielleicht auch Gestaltungsformen aus dem Rheinland importiert wurden und die dann schon kurz darauf am Marienfelder Nordportal eine direkte Nachfolge gefunden haben.[490] Dafür spricht auch die Formgebung der Basen, die in Rheda noch die ältere Form ohne, am Marienfelder Nordportal die jüngere Form mit Basenüberstand aufweist. Das hier angenommene zeitliche Vorausgehen der Rhedaer gegenüber den Marienfelder Dreisäulenbündeln entspricht auch der parallelisierten Bauchronologie der beiden Bauten: So sind die Rhedaer Dreisäulenbündel am Kapellenportal (aber wohl auch die Werkstücke derjenigen an der oberen Altarnische) Bestandteil der Rhedaer Bauphase II, die zeitlich mit dem Ende der Marienfelder Phase Ic zu verbinden ist, während das dortige Nordquerhausportal hingegen der jüngeren Marienfelder Bauphase II angehört, also zeitlich eindeutig später anzusetzen ist (siehe Kap. D.4.5.2. und E.).

Die fast identische Ausbildung der Dreisäulenbündel am inneren Kapellenportal und der oberen Altarnische haben Franz Mühlen (basierend auf einem Hinweis von Thümmler) Anlass gegeben zu der Annahme, dass letztere ursprünglich für ein zweites, südliches Portal gedacht gewesen sein könnten.[491] So naheliegend der Gedanke zunächst erscheint, so wenig plausibel ist er letztlich, da weder die Befunde der inneren wie der äußeren Südwand des Westjoches dafür sprechen, noch überhaupt der Bedarf für ein zweites Portal bestand – der Hauptwohnbau (‚Palas') der Burg lag offenbar nördlich des Tor- und Kapellenturmes, ihm war als

[490] Auch GAUL, Rheda, 1955, S. 203 nimmt an, dass das Marienfelder Nordportal „im Anschluß an Rheda" entstanden sei, allerdings basierend auf der fälschlichen Annahme, es sei „nachträglich der Querhausfront eingefügt worden".

[491] MÜHLEN, Kapellenturm, 1968, S. 70, dazu Anm. 13; MÜHLEN, Rheda, 1979, S. 8/10. – Ihm folgend MAUÉ, Bauformen, 1975, S. 104; STEVENS, Burgkapellen, 1978, S. 182; STEVENS, Burgkapellen, 2003, S. 133. Diese Überlegungen nur referierend LOBBEDEY, Westfalen, 1999, S. 173.

repräsentativer Zugang das Nordportal zugewandt. Ein zweites Portal nach Süden war nicht nötig und hätte zudem nur eine weitere Schwächung der Verteidigung des Kapellenraumes als ‚letztem Rückzug' bedeutet. Vermutlich war das zweite Paar Dreisäulenbündel schon von Anfang an für eine auszeichnende Rahmung der oberen Altarnische vorgesehen.

5.8. Fenster

Die Burgkapelle von Schloss Rheda verfügt über eine Reihe unterschiedlicher Fensterformen, von denen trotz späterer Veränderungen zumindest jeweils ein Beispiel den ursprünglichen Zustand überliefert. Sie werden nachfolgend gemäß ihrer chronologischen Entstehung, aber auch ihrem Gliederungsaufwand und ihrem Rang vorgestellt.

5.8.1. Die Fenster des Umgangs

Von den Fenstern des Umgangs im Untergeschoss der Kapelle sind nur das östliche des Nordumgangs und das westliche des Südumgangs fast unverändert erhalten, bei den übrigen ist aber trotz späterer Umbauten das Anlagesystem noch ablesbar.

Die als Rundbogenfenster angelegten Umgangsfenster werden im Äußeren (Abb. 516–517, 526) an den nur mäßig schrägen Gewänden von sauber bearbeiteten Sandsteinquadern eingefasst. Im Inneren liegen sie in Wandnischen (Abb. 617), deren Vorderkanten im Umgangsgewölbe in den Graten einer Stichkappe auslaufen. Die eigentlichen Fensteröffnungen sitzen in der Rückwand der Nische und fallen durch ihre Größe und ihre breiten Proportionen auf. Hinzu kommt die trichterförmige Aufweitung der Gewände etwa im 45°-Winkel. Diese sind höchst anspruchsvoll in Quaderwerk ausgeführt.

Dies und die großzügigen Proportionen der Fenster, die für den heutigen Umgang deutlich überdimensioniert erscheinen, gegeben Anlass zu der Vermutung, dass die Fenster in Phase I für die Belichtung eines damals noch geplanten dreischiffigen Kapellenuntergeschosses gedacht waren (siehe Kap. D.8.1.).

5.8.2. Die Fenster des Emporengeschosses

Auch die Fenster des Emporengeschosses sind in ihrem heutigen Zustand zumeist stark verändert, nur das östliche Fenster der Nordempore hat aufgrund einer Vermauerung weitgehend seinen originalen Zustand bewahrt und vermittelt noch das Anlageschema der Emporenfenster.

Am Außenbau treten (bzw. traten) die Fenster des Emporengeschosses als sehr schlank proportionierte Rundbogenfenster in Erscheinung (Abb. 518). Auch hier werden (wurden) ihre nur mäßig schrägen Gewände von Sandsteinquadern gebildet.

Im Inneren hingegen wurde – im Unterschied zu den Umgangsfenstern – auf eine Einfassung der Gewände durch Sandsteinquader verzichtet (Abb. 618). Da die Fensteröffnung selbst relativ weit außen liegt, entsteht durch die große Mauerstärke ein sehr tiefes Gewände, das – um einen möglichst großen Lichteinfall zu ermöglichen – etwa im 45°-Winkel angelegt ist. Analog dazu geht von der Unterkante der Fensteröffnung eine schräge Sohlbank aus, die jedoch nicht bis auf Wandniveau ausläuft, sondern an einer Fensterbank endet.

Die Emporenfenster erscheinen in Größe und Formgebung angemessen, doch fällt im Vergleich mit den Umgangsfenstern die geringere Öffnungsgröße und das Fehlen der Sandsteinquaderung der innenseitigen Gewände auf, zumal es sich um Fenster zur Belichtung des Kapellenhauptraumes handelt. Dies spricht für eine Abnahme des Gliederungsaufwandes und des Ausführungsniveaus in Phase III.

5.8.3. Die Rosettenfenster

5.8.3.1. Die Ostrosette

Die obere Altarnische ist durch ein aufwendiges Rundfenster (Ø 317 cm) ausgezeichnet, das mit einem stehenden Sechspass gefüllt ist (Abb. 470, 475, 614).[492] Seine Werkstücke bestehen bis auf die außenseitige Kreisrahmung aus Baumberger

[492] Die Ostrosette erwähnt bei: SCHMIDT, Burgcapelle, 1900, S. 82, 83; LUDORFF, Kreis Wiedenbrück, 1901, S. 57; SCHÜRER, Doppelkapellen, 1929, S. 180–181; TRÖLLER, Marienfeld, 1935, S. 36, 37, 41–42; ZELLNER, Baugeschichte, 1964, S. 20, 22; MÜHLEN, Kapellenturm, 1968, S. 63; DEHIO, Westfalen, 1969, S. 480; MAUÉ, Bauformen, 1975, S. 103–104, 106; STEVENS, Burgkapellen, 1978, S. 177, 181; MÜHLEN, Rheda, 1979, S. 6, 7; BARBKNECHT, Fensterformen, 1986, S. 94 mit Anm. 288, S. 213 mit Anm. 769; LOBBEDEY, Westfalen, 1999, S. 169, 173; STEVENS, Burgkapellen, 2003, S. 128, 132; KEMPKENS, Lettland, 2003, S. 84; DORN, Herford, 2006, S. 139; KEMPKENS, Bernhard II., 2008, S. 115; DEHIO, Westfalen, 2011, S. 906, 907.

Sandstein (zu Bautechnik und Einzelbefunden der Ostrosette siehe Kap. D.4.3.2.7.). Die eigentliche Sechspassöffnung besteht aus einem größeren zentralen Okulus und sechs angegliederten Dreiviertelkreisen. Sie wird beidseitig von einer Kreisblende eingefasst, wobei diese zwischen rechteckiger Einfassung und Sechspass außenseitig nur eine einfache eingelegte Stufe mit Schrägprofil aufweist, während auf der Innenseite eine aufwendigere Profilfolge zu finden ist: Die äußere Kreisrahmung ist mit Platte – Plättchen – Kehle – Röllchenfrieswulst[493] – Plättchen profiliert. Es folgt nach einem breiten Absatz die den Sechspass rahmende innere Blende, deren Profilierung aus Plättchen – kugelbesetzter Kehle – Rücksprung besteht. Darauf folgt das eigentliche Plattenmaßwerk mit dem Sechspass. Seine Passränder sind mit Kehle – Plättchen – Platte profiliert, wobei die Verglasung vielleicht ehemals auf Höhe des Plättchens angeordnet war.

Die auf den Zwickelflächen des Sechspasses zu erkennenden Spuren von sechs abgearbeiteten runden Zierbesätzen bezeugen eine aufwendigere plastischere Ausgestaltung der Rosette. Die teilweise von der Kreisform abweichende, geritzte Umrisslinie der Zierbesätze sowie ihre grobe, bilderstürmerisch wirkende Entfernung – vermutlich bei der Herrichtung der Kapelle für das calvinistische Bekenntnis um 1602–05 unter Graf Arnold IV. – deuten darauf hin, dass es sich nicht um rein ornamentale, sondern offensichtlich um figürliche Gestaltungen gehandelt hat. Über die Darstellungen der sechs Zierbesätze kann allerdings nur noch spekuliert werden, da selbst von den ‚abweichenden' Umrisslinien mit den unteren Einziehungen keine konkreten Rückschlüsse mehr möglich sind: In Frage kommen etwa die vier Evangelistensymbole in Kombination mit den kosmologischen Symbolen Sonne und Mond oder zwei (posauneblasenden) Engeln – möglich sind aber auch nur Engeldarstellungen, diese vielleicht aber auch gepaart mit Rosetten oder Sternen. Vergleichbare Motive erscheinen auf den Rippenziersteinen im östlichen Mittelschiffjoch der Herforder Münsterkirche (Abb. 1029–1030), das um 1235/50 entstanden ist und deren Bauhütte in enger Verbindung mit der Rhedaer Kapelle stand (siehe Kap. C.10.4.1.3.3.3.).[494]

[493] Die Röllchenelemente variieren je nach Werkstücken in ihrer Länge: Am Beginn der südlichen Laibung sind die ersten beiden Röllchen 6 cm lang, die nachfolgenden 8 cm, im Bereich der nördlichen Laibung messen die Röllchen 7,5 cm (jeweils bis auf 3 h bzw. 9 h eingemessen).

[494] BEER, Münsterkirche, 2000, S. 13–14, dazu Abb. S. 14, 15; DORN, Herford, 2006, S. 85–88, dazu Abb. 11, 121.

Einen noch engeren Vergleich bietet hingegen die achtteiligen Blendrosetten im Nordquerhausgiebel der Großen Marienkirche in Lippstadt und im südlichen Turmgiebel (um 1240) der St. Laurentiuskirche in Erwitte.[495] Hier zieren flach eingearbeitete, stilisierte Blüten die Bogenzwickel der Speichenrosette (Abb. 1308). Die Blendrosette im Nordquerhausgiebel (um 1235; Abb. 929) der Großen Marienkirche in Lippstadt (siehe Kap. C.10.4.1.3.2.) enthält in den Bogenzwickeln radial angeordnete, fast vollplastische Köpfe und Blüten, die eine Deutung dieser Rosette als Rad der Fortuna nahelegen. Auch hier bestehen über die gemeinsamen Bauherren, Bernhard II. bzw. Hermann II. zur Lippe, und die ‚Marienfelder' Bauhütte unmittelbare Verbindungen mit Rheda.

5.8.3.2. Die Westrosette

Das Pendant zur Sechspassrosette im Osten bildet die Westrosette, die sich – etwas tiefer als jene angeordnet – in der Kapellenwestwand öffnet (Abb. 510, 476).[496] Im Gegensatz zur Ostrose wurde sie vollständig aus Osning-Sandstein gefertigt. Die eigentliche Fensteröffnung ist als stehender Vierpass gebildet: Hier nun ein kleinerer Mittelkreis, an den sich vier größere Kreissegmente in Kreuzform anschließen. Auch hier wird der Pass beidseitig von einer Kreisblende gerahmt, die auf der Außenseite wiederum nur eine schlichte eingelegte Stufe mit Schrägprofil aufweist. Die innenseitige Blende zeigt eine aufwendigere Profilierung aus Plättchen – Kehle – Rücksprung. Das Plattenmaßwerk des Vierpasses ist an den Rändern mit Kehle – Plättchen – Platte profiliert. Spuren von Zierbesätzen auf den Zwickelflächen lassen sich hier nicht ausmachen.

In ihrer Formgebung orientiert sich die Westrose sichtlich an ihrem östlichen Pendant, bleibt aber in ihrem Gestaltungsaufwand deutlich hinter dieser zurück.

[495] Zu St. Laurentius in Erwitte s. LOBBEDEY, Westfalen, 1999, S. 425–428.

[496] Die Westrosette erwähnt bei: SCHMIDT, Burgcapelle, 1900; S. 83; LUDORFF, Kreis Wiedenbrück, 1901, S. 57; SCHÜRER, Doppelkapellen, 1929, S. 180; TRÖLLER, Marienfeld, 1935, S. 36; GAUL, Rheda, 1955, S. 202 ; ZELLNER, Baugeschichte, 1964, S. 20, 22; MÜHLEN, Kapellenturm, 1968, S. 63; DEHIO, Westfalen, 1969, S. 480; MAUÉ, Bauformen, 1975, S. 103, 106; STEVENS, Burgkapellen, 1978, S. 177, 179; MÜHLEN, Rheda, 1979, S. 6, 7; BARBKNECHT, Fensterformen, 1986, S. 94 mit Anm. 288, S. 213 mit Anm. 769; LOBBEDEY, Westfalen, 1999, S. 169, 172; STEVENS, Burgkapellen, 2003, S. 128, 130; KEMPKENS, Lettland, 2003, S. 84; KEMPKENS, Bernhard II., 2008, S. 115; DEHIO, Westfalen, 2011, S. 906, 908.

5.8.3.3. Typologische und stilistische Einordnung der Rosettenfenster

Vier- und Sechspassfenster gehören in der europäischen Architektur des 12. und 13. Jahrhunderts zu den gängigen Zierfensterformen, so dass eine dezidierte typologische Herleitung und Einordnung müßig erscheint. Kreis- und Rosenfenster – darunter auch Vier- und Sechspassfenster – bilden jedoch gerade in der Architektur des Zisterzienserordens die bevorzugte Fensterform zur Auszeichnung der Chor-, Querhaus- und Westfassaden.[497] Nun ist die Rhedaer Burgkapelle zwar kein zisterziensischer Sakralbau, doch verweisen ihre Bauformen auf die engstens verwandte Zisterzienserkirche in Marienfeld, die unzweifelhaft von derselben Bauhütte errichtet wurde. Zwar dürfte es sich bei deren Mitgliedern auch nicht um ‚zisterziensische Ordensbauleute' gehandelt haben, sondern um eine Gruppe weltlicher Bauhandwerker, doch dürfen bei den planenden Baumeistern umfassende Kenntnisse zisterziensischer Architektur- und Gestaltungsprinzipien vorausgesetzt werden. So erscheint es denn auch sinnvoll, die Rhedaer Rosettenfenster ebenfalls vor diesem Hintergrund zu analysieren. Auch ihre Verwendung zur Akzentuierung der Ost- und Westseite der Kapelle und ihre Inbezugsetzung zueinander verrät die Rezeption zisterziensischer Gestaltungsprinzipien.

Die im vorliegenden Zusammenhang besonders interessierenden Vier- und Sechspassfenster erscheinen in der zisterziensischen Architektur etwa ab der Mitte des 12. Jahrhunderts, so in Silvanès (1151–1187), wo in der Chorfront ein von zwei Vierpässen gerahmter Sechspass, jeweils mit kräftigem Plattenmaßwerk, Verwendung findet,[498] oder an den Querhausstirnen und der Westfront der Abteikirche von Noirlac (nach 1136 – nach 1200), die jeweils einen Sechspass aufweisen, dessen Schnitt demjenigen in Rheda nicht unähnlich wirkt. Schließlich ist etwa noch der große Vierpass im Südquerhaus von Fontfroide (4. Viertel 12. Jahrhundert) zu nennen.

Außerhalb des Ordens hat schließlich die möglicherweise aber von zisterziensischer Architektur beeinflusste Stiftskirche in Montréal (Yonne) eine gewisse Bedeutung erlangt: An diesem um 1160/80 entstandenen Bau erscheinen in allen vier

[497] AUBERT, L'Architecture Cistercienne, 1943, S. 292, 299–300; BICKEL, Kunst der Cistercienser, 1974, S. 202–207; UNTERMANN, Forma Ordinis, 2001, S. 660–669. – Grundlegend zum Thema ‚Fensterrose': KOBLER, Fensterrose, 1987.

[498] UNTERMANN, Forma Ordinis, 2001, S. 660, dazu Abb. 207.

Stirnwänden Rosettenfenster aus Plattenmaßwerk mit konzentrisch angeordneten Passkränzen, deren Zwickel im Chor und Südquerarm noch massiv, im Nordquerarm bereits durchbrochen sind.[499]

Vier- und Sechspassfenster begegnen bei vielen Zisterzienserkirchen von Portugal (Alcobaça) über Italien (Casamari, Chiaravalle della Colomba) bis Siebenbürgen/Rumänien (Kerz). Im deutschsprachigen Raum ist etwa die Abteikirche Eußerthal in der Pfalz (begonnen wohl in den 1180er Jahren, Weihe 1263) anzuführen,[500] deren Querhausstirnen jeweils durch einen stehenden Vierpass mit Kreisblende ausgezeichnet sind, oder Bronnbach im Taubertal,[501] dessen 1222 geweihte Kirche in der Westfassade (Abb. 716, 717) ein stark eingetieftes Kreisfenster mit stehendem Sechspass (allerdings zusätzlich mit durchbrochenen Zwickeln) aufweist.[502] Beide Bauten gehören dem oberrheinischen Kunstkreis an.

Einen der absoluten Prägebauten der Spätromanik am Oberrhein bildet der Dom St. Peter zu Worms, insbesondere dessen bei der Schlussweihe 1181 wohl ebenfalls vollendeter Westchor (Abb. 1411, 1416). Hier weisen die drei westlichen Seiten des Chorpolygons als ‚Trabanten' der großen Westrose drei Rosetten auf, die mit liegenden Sechspässen (seitlich) bzw. einem liegenden Vierpass mit durchbrochenen Zwickeln (mittig) gefüllt sind.[503] Ihr Formenrepertoire dürfte auf französische Vorstufen zurückgehen, ist hier jedoch ganz in die spätromanische Architektur- und Gliederungsauffassung der oberrheinischen Architektur integriert.[504]

In der spätromanischen Baukunst des Rhein-Maas-Raumes gehören Vier- und Sechspassfenster durchaus ebenfalls zum gängigen Repertoire der Zierfensterformen,[505] finden jedoch zumeist eher an untergeordneter Stelle und oft zu mehreren Anwendung und weichen zudem häufig in der kräftigeren, gröberen Detailgestaltung deutlich von den Plattenmaßwerken der Rhedaer Vier- und

[499] KOBLER, Fensterrose, 1987, Sp. 94; KAISER, Otterberg, 1998, S. 239–240.

[500] Datierung nach KAISER, Otterberg, 1998, S. 119–127, v. a. S. 121; UNTERMANN, Forma Ordinis, 2001, S. 475, nimmt einen Beginn im 1. V.iertel des 13. Jahrhunderts und eine Weihe 1259 an (jeweils mit weiterer Literatur).

[501] Zu Bronnbach s. oben Abschnitt C, Anm. 747.

[502] Vgl. dazu auch UNTERMANN, Forma Ordinis, 2001, S. 661, 662.

[503] S. dazu v. a. WINTERFELD, Worms, 1989, S. 8, 10, 11, 12, dazu Abb. S. 21, 41, 62; WINTERFELD, Wormser Westbau, 1990, S. 82; WINTERFELD, Kaiserdome, 1993, S. 178–180, 202–203, dazu Bild 47. – Jüngst zum Westchor zudem KOSCH, Mainz, Worms, Speyer, 2011, S. 57–58 [vgl. außerdem die neuen Forschungsergebnisse bei SCHULTEN/UNTERMANN, Wormser Dom, 2018].

[504] Vgl. hierzu zuletzt KAISER, Otterberg, 1998, S. 230–234.

[505] Dazu Grundlegend BARBKNECHT, Fensterformen, 1986, S. 210–217.

Sechspassrosetten ab[506] – nur beim Nordquerhauspolygon des Bonner Münsters (um und kurz nach 1200) wurden die Sechspässe in den Kreisfenstern des Erdgeschosses ebenso als dünne Plattenmaßwerke angelegt.[507]

Schließlich ist noch die Zisterzienserabteikirche von Orval in den belgischen Ardennen anzuführen.[508] In der heute nur noch als Ruine erhaltenen Abteikirche bildet ein Sechspassfenster in einer Kreisblende (Ø 340 cm) den Hauptakzent der nördlichen Querhausstirn (Abb. 1388–1390).[509] Seine Proportionierung mit einem großen zentralen Okulus und sechs angegliederten, fast vollrunden Kreisen sowie die Dimensionen kommen dem Rhedaer Sechspass sehr nahe, zudem weisen auch hier die Passränder eine mehrfache Profilierung, hier mit Karnies, auf. Darüber hinaus lassen sich auch Übereinstimmungen in der Bautechnik des Plattenmaßwerks beobachten: So finden sich in Orval ebenfalls große Zwickelplatten, zwischen die je zwei kleinere Werkstücke pro Pass eingefügt sind.

Die Querhausrosette von Orval fand eine unmittelbare Nachfolge an der 1207 geweihten Kanonikerstiftskirche Ste.-Agathe im benachbarten Longuyon, wo zwei derartige Sechspassrosetten (Ø 225 cm) mit entsprechender Profilierung der Passränder im Obergaden des dritten Langhausjoches verwendet wurden.[510] Einen gewissen Reflex der nördlichen Querhausstirn mit Dreifenstergruppe und Rose stellt zudem die nördliche Querhausfront der Benediktinerabteikirche Notre-Dame im nahen Mouzon an der Maas der, die 1212 begonnen und 1231 (zumindest teilweise) vollendet wurde.[511]

Leider sind von der Abteikirche der 1132 als Tochter von Troisfontaines besiedelten Zisterze Orval keine Baudaten überliefert. Sicher ist jedoch aufgrund stilistischer

[506] So schreibt bereits ebd., S. 94, in Anm. 288: „[...] wobei die reiche Profilierung der Pässe sowie die das Fenster rahmende Kreisblende mit eingelegtem Kugel- und Röllchenfries weder im Rheinland noch in Westfalen vergleichbare Parallelen findet."

[507] S. dazu KUBACH/VERBEEK, Rhein und Maas, 1976, Bd. I, S. 114 und Bd. 3, Tafel 46, 1. Alternierend sind bei zwei der fünf Rosetten die Zwickel durchbrochen.

[508] Zu Orval immer noch grundlegend: FUCKER, Orval, 1916; REINERS/EWALD, Maas und Mosel, 1922; zur Geschichte: TILLIÈRE, Orval, 1897/1967; außerdem: ORVAL, 1970; GREGOIRE, Orval, 1985/86; ORVAL, 1995, v. a. S. 4–8; LEROUX-DHUYS, Zisterzienser, 1998, S. 278–281, dazu auch Abb. S. 120; UNTERMANN, Forma Ordinis, 2001, S. 321–322, 472, dazu Anm. 122, 123, 141 (jeweils mit weiterführender Lit.) und Abb. 147–149.

[509] FUCKER, Orval, 1916; REINERS/EWALD, Maas und Mosel, 1922, S. 76; KELECOM, Orval, 1970, S. 18, dazu Anm. 6; ORVAL, 1970, S. 38, Kat. Nr. 7–8 (Jean Kelecom, Fr. Chr. Grégoire), dazu Abb. 5 und Taf. I.

[510] KELECOM, Orval, 1970, S. 18, Anm. 6; ORVAL, 1970, S. 38, Kat. Nr. 7–8 (Jean Kelecom, Fr. Chr. Grégoire), dazu Abb. 6. Zur Weihe 1207 ebd., S. 64.

[511] Jeweils ebd. – Zur Abteikirche in Mouzon s. KIMPEL/SUCKALE, Gotische Architektur, 1985/95, S. 293–294, 527, dazu Abb. 299, 300.

Vergleiche und der Datierung der genannten Nachfolgebauten, dass die Ostteile der Kirche, die anstelle zweier Vorgängerbauten errichtet wurden, gemäß den frühgotischen Formen in der Zeit gegen 1200 entstanden sind.[512]

Damit ist die Nordquerhausrosette von Orval zweifellos älter als die bauchronologisch um 1220 zu datierende Sechspassrosette in Rheda. Eine Kenntnis der Rosette von Orval, wofür etwa die Proportionierung, der präzise Formschnitt und die Bautechnik des Plattenmaßwerks sprechen, ist zwar nicht zwingend vorauszusetzen, erscheint aber durchaus möglich. Der entwerfende Baumeister, möglicherweise ein Mitglied des Marienfelder Konventes, könnte durchaus auf einer Reise gen Westen, nach Frankreich, das noch auf Reichsgebiet gelegene Kloster Orval selbst besucht und die gerade vollendete Rosette in Augenschein genommen haben.

Neben der Grundform der Rosettenöffnung bieten auch die Rahmungselemente wie Röllchenfrieswulst und kugelbesetzte Kehle weitere stilistische Indizien. So gehört der Röllchenfrieswulst ab ca. 1150 zum gängigen Motivschatz der rhein-maasländischen Spätromanik (siehe Kap. C.6.3.3.) und strahlt von dort nach Westfalen aus, wo er vor allem in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts an den reich geschmückten Stufenportalen auftritt.

Der Kugelbesatz in der Rahmungskehle erweist sich hingegen als ein Ziermotiv aus der oberrheinischen Romanik, wo er ab ca. 1190 zu fassen ist (vgl. Kap. C.6.3.3.), während er an rhein-maasländischen Bauten auffälligerweise nur äußerst selten Verwendung findet. Beide Ziermotive – Röllchenfrieswulst und kugelbesetzte Kehle – begegnen in entsprechender Form bei gleichermaßen aus Baumberger Sandstein gearbeiteten ‚Kleinarchitekturen' und Werken der Bauzier in Marienfeld wie den Vorlagenkonsolen der östlichen Vierungspfeiler (Kap. C.6.3.), der Wandnische neben dem Kreuzgangportal (Kap. C.7.4.), der Piscina im Chor (C.7.3.) und der Grabtumba Bischof Hermanns II. von Münster (Kap. C.7.5.). Diese sind teilweise recht sicher im Vorfeld der Kirchweihe 1222 entstanden, so dass auch die Einfassung der Rhedaer

[512] FUCKER, Orval, 1916; REINERS/EWALD, Maas und Mosel, 1922, S. 38–76; KELECOM, Orval, 1970, S. 17–19; ORVAL, 1970, S. 36–41, Kat. Nr. 4–14; GREGOIRE, Orval, 1985/86; ORVAL, 1995, S. 5; UNTERMANN, Forma Ordinis, 2001, S. 472. – In der Tabelle zur Geschichte des Klosters bei TILLIÈRE, Orval, 1897/1967 wird auf S. 396 angegeben, die Kirche sei 1170–90 errichtet worden. KELECOM, Orval, 1970, S. 17–19 nimmt einen Baubeginn um 1160–70 an und behauptet, dass zunächst das Langhaus und im Anschluss das Querhaus errichtet worden sei, doch sprechen die Bauformen für ein zeitliches Vorangehen der Ostteile und einen Baubeginn zu Ende des 12. Jahrhunderts.

Ostrosette, die zweifellos von denselben Bildhauern (dem hier so bezeichneten ‚Röllchenfriesmeister' und seinem Gesellen) geschaffen wurde, über diese Vergleichswerke in die Zeit um 1220 datiert werden kann.

Einen weiteren Vergleichspunkt bietet sodann die plastische Zier auf den Zwickeln der Ostrosette: Hierfür ist neben der bereits erwähnten, besonders engen Parallele der Blendrosette im Nordquerhausgiebel (um 1235; Abb. 929) der Großen Marienkirche in Lippstadt mit ihren Köpfen und Rosetten als stark plastisch vortretender Zwickelbesatz auch auf ein weiteres Vergleichsbeispiel am Paderborner Dom hinzuweisen: Dort ist der Chor unter dem mächtigen Westturm in der raumbeherrschenden Stirnwand mit einer Fensterrosette ausgezeichnet (Abb. 1038), die in der Form eines Achtpasses gestaltet ist.[513] Auch hier findet sich an den Zwickeln skulpturaler Schmuck: Der Rahmungswulst des Achtpasses ist an den Nasen mit Masken besetzt, unter denen die Stangen der noch originalen Windeisenrosette münden.[514] Diese Fensterrosette ist mit dem Untergeschoss des Westturmes um 1220 anzusetzen.[515]

Deutlich jünger ist hingegen die große, 1241 inschriftlich datierte Westrose der Zisterzienserabteikirche Otterberg, die an den Ansatzstellen der Kranzreihen, das heißt an den Spitzen der Zwickel, mit Blattwerk und Tierköpfen besetzt ist.[516] Möglicherweise wirkten hier aber gemeinsame Vorbilder anregend.

In der Gesamtschau ergibt sich, dass zwar ein Ziermotiv wie der Röllchenfrieswulst der Sechspassrahmung auf eine Anregung aus dem nahen Rheinland schließen lässt, doch verweisen die meisten Motive wie die Grundform der Sechspassöffnung, das Plattenmaßwerk und der Kugelbesatz der Rahmungskehle auf ein wesentlich weiteres Bezugsfeld, neben zisterziensischen Gestaltungsweisen, allen voran die Rosette von Orval (Abb. 1389–1390), insbesondere auf den Oberrhein.

[513] LOBBEDEY, Dom zu Paderborn, 1984, S. 16; LOBBEDEY, Paderborner Dom, 1990, S. 38, dazu v. a. Abb. 31 mit Abbildungstext.
[514] Wie vorherige Anm.
[515] Zur Datierung des Paderborner Domturmes s. v. a. LOBBEDEY, Paderborner Dom, 1990, S. 37–42; LOBBEDEY, Westfalen, 1999, S. 241.
[516] S. dazu KAISER, Otterberg, 1998, v. a. S. 234–238, dazu Abb. 8.

5.8.3.4. Die Nachfolge der Rosetten

Der bewusste Bezug der beiden Rosetten aufeinander – der Sechspassrosette im Osten und der Vierpassrosette im Westen – wurde ganz offensichtlich im Südseitenschiff des Paderborner Domes aufgegriffen (Abb. 1043, 1004): Auch hier sind in den Stirnwänden des Seitenschiffes eine Sechspassrosette im Osten und eine Vierpassrosette im Westen ganz deutlich aufeinander bezogen,[517] nun allerdings der späteren Zeitstellung entsprechend in etwas ‚moderneren' Formen mit durchbrochenen Zwickeln, zudem sind beide als ‚liegender Pass' konstruiert. Dennoch ist an der Vorbildlichkeit der Rhedaer Rosetten und ihres optischen Bezuges aufeinander nicht zu zweifeln. Sie wird erklärlich durch die Bischöfe Bernhard IV. zur Lippe (1228–1247) und dessen Neffe Simon I. zur Lippe (1247–1277), unter deren Ägide der Paderborner Dom damals unter deutlicher Verwendung ‚lippischer Bauformen' errichtet wurde: Sie waren ein Bruder bzw. Sohn Hermanns II. zur Lippe (reg. ca. 1196–1229), unter dem die Rhedaer Burgkapelle mit ihren Rosettenfenstern vollendet wurde. Lobbedey ordnet die beiden Rosetten im Paderborner Dom – wohl nicht zuletzt aufgrund der durchbrochenen Zwickel – der hochgotischen Bauphase der östlichen Langhausjoche um 1250–70 zu.[518]

5.9. Die Piscina- und Wandnischen

Zu den bisher wenig beachteten Baudetails der Rhedaer Burgkapelle gehören die kleinen Piscina- und Wandnischen,[519] die allesamt aus feinem Baumberger Sandstein gefertigt sind und sich durch eine kugelbesetzte Kehle zur Betonung der Rundbogenöffnung auszeichnen. Zwei der Nischen sind jeweils unmittelbar südlich der Altarstellen im Unter- und Obergeschoss in die Wand eingelassen und dienen als Piscina,[520] eine weitere befindet sich in der Westwand der sog. ‚Sakristei'.

[517] So auch LOBBEDEY, Paderborner Dom, 1990, S. 66.

[518] Ebd. – In der Tat scheint der westliche Vierpass in einen älteren Okulus der Zeit um 1230/40 eingefügt zu sein, während der östliche Sechspass mit der ihn umgebenden Rahmung baueinheitlich entstand. – Die Sechspassrosette des Domes fand ihrerseits eine zeitlich nahe Nachfolge (um 1270) in der Westchorstirn unter dem Westturm der Busdorfkirche in Paderborn – die Position der nachträglich eingefügten Rosette folgt dabei dem Vorbild des Domwestchores, die Maßwerkzeichnung mit liegendem Sechspass hingegen der moderneren Rosette in der östlichen Seitenschiffstirn.

[519] Sie werden nur kurz erwähnt bei TRÖLLER, Marienfeld, 1935, S. 37; MÜHLEN, Kapellenturm, 1968, S. 71; STEVENS, Burgkapellen, 1978, S. 180, 181; MÜHLEN, Rheda, 1979, S. 7; CONRAD, Baugeschichte, 1989, S. 257; STEVENS, Burgkapellen, 2003, S. 132.

[520] Bei der unteren Piscina-Nische ist der eigentliche Ausguss jedoch neben der Wandnische angeordnet.

Die beiden Nischen des Kapellenuntergeschosses, die der Bauphase II angehören, sind in ihrer Formgebung fast identisch (Abb. 620, 622). Sie besitzen jeweils eine recht breite, nur wenig gewölbte Kehle, in die fünf Halbkugeln als Zierbesatz eingefügt sind: Zwei befinden sich im unteren Bereich, zwei auf Kämpferhöhe, eine weitere dient am Bogenlauf zur Markierung des Scheitels.[521] Der Nische neben der unteren Altarstelle ist zudem noch ein Gesims vorgelagert, an das sich nördlich eine auf der Oberseite kugelig eingetiefte Ausgussschüssel als Piscina anschließt. Beide Elemente besitzen vorderseitig unterhalb der ‚Platte' dasselbe verschliffene Karniesprofil und wurden aus einem einzigen Stück Baumberger Sandstein gefertigt. An dem Werkstück finden sich zudem verschiedene Anritzungen, insbesondere auf der Piscina-Unterseite, die dem Steinmetzen zur Flächenaufteilung dienten (s.o. D.3.2.).

Die obere Piscina-Nische (Abb. 621), die wohl der Bauphase III zuzuordnen ist, wurde wesentlich breiter proportioniert als die beiden unteren Nischen, ihre kaum gewölbte Kehle an der Nischenvorderkante ist dagegen deutlich schmaler als bei jenen. Daher sind die hier ebenfalls fünf Halbkugeln merklich kleiner ausgefallen. Zwei der alle in gleichem Abstand plazierten Zierkugeln befinden sich im unteren Bereich, zwei am Bogenlauf und eine im Scheitel.[522] Anders als bei der unteren Piscina-Nische überfängt hier das Nischenwerkstück unmittelbar das halbrund vortretende Ausgussbecken der Piscina, seine Wandung ist sehr schlicht nur mit Platte und Schräge profiliert.

Das charakteristische Gestaltungselement der kugelbesetzten Kehle kehrt in Rheda bei der Einrahmung der östlichen Sechspassrosette wieder und begegnet darüber hinaus bei einigen Werken in Marienfeld, so den Vorlagenkonsolen der östlichen Vierungspfeiler (Abb. 372–375; Kap. C.6.3.), der Grabtumba Bischof Hermanns von Katzenelnbogen (Abb. 417–419; Kap. C.7.5.) und der Memoriennische neben dem Kreuzgangportal (Abb. 412; Kap. C.7.4.). Das einheitliche Formenrepertoire dieser Werke spricht dafür, dass sie allesamt – einschließlich der Rhedaer Nischenrahmungen – aus derselben Bildhauerwerkstatt stammen.

[521] Die Zierkugeln der unteren Piscina-Nische sind heute allesamt fast vollständig (gewaltsam) weggebrochen, bei der Nische in der ‚Sakristei'-Wand ist nur die südliche Kämpferkugel vollständig erhalten, die übrigen sind unterschiedlich stark beschädigt bzw. abgearbeitet.

[522] Im Gegensatz zu den unteren Nischen sind hier alle Zierkugeln fast unbeschädigt erhalten.

5.10. Zusammenfassung der Baugliederanalyse

Die Analyse der Bauglieder ergab, dass sich die Bauformen des Tor- und Kapellenturmes von Rheda aus verschiedenen Quellen speisen und offenbar zum Teil bewusst – wie auch bei der Raumgestaltung der Kapelle (siehe Kap. D.8.) – auf bestimmte Konnotationen oder Anspruchshaltungen angespielt wurde. Dies zeigt sich etwa bei der Gestaltung der Außenfronten des Turmes (Abb. 459–474), bei dem die Ost- und Westseite als repräsentative Schauseiten ausgebildet sind und deren Gliederung durch Lisenen mit Buckelquaderung erfolgt, welche offensichtlich nur noch aus künstlerisch-ästhetischen Gründen zitathaft eingesetzt wurden, um durch die Assoziation mit den staufischen Reichsburgen Süd- und Südwestdeutschlands auf diese und deren symbolische Bedeutung als Wehrbauten höchsten Ranges zu verweisen.

Im Kapelleninneren (Abb. 475–479) prägt das Pfeiler-Bogen-Gewölbe-System maßgeblich die Gesamterscheinung. Die als halbierte Kreuzkernpfeiler mit Halbrundvorlagen und Eckdiensten angelegten Hauptpfeiler, die hier zudem gewirtelt sind, wie auch das über ihnen aufsteigende Bogengerüst, insbesondere der mittlere Gurtbogen mit dem (hier allerdings rechteckigen) Unterzug verweisen auf das unmittelbare Vorbild der Klosterkirche Marienfeld, die ja von derselben Bauhütte errichtet wurde und deren Pfeiler-Bogen-Gewölbe-System seinerseits auf westfranzösische Vorbilder zurückgeht. Dasselbe gilt für die Gewölbe mit den Rundstabrippen, die hier jedoch – wegen des darüber liegenden Wohngeschosses – nicht so stark gebust sind. Zudem wurden bei den etwas jüngeren Gewölben in Rheda die Maße der Rundstabrippen und der verschlankten Dienste harmonisiert und bewusst einander angepasst.

Bei einigen Baudetails wie der westlichen Dreierarkade, den Dreisäulenbündeln wie auch den Rosettenfenstern lässt sich ein weitergefasster Vorbilderkreis aufzeigen: So findet die Dreierarkade vor der Doppeltreppe der Westseite ihre nächsten Parallelen bei einer Reihe von Kirchenwestwänden des benachbarten Rheinlandes, die offenbar allesamt auf ein gemeinsames Vorbild zurückgehen, das wohl in der 1517–19 bis auf wenige Reste beseitigten Dreibogenstaffel mit dahinterliegender Rosette in der Westchorhalle von St. Viktor in Xanten (Abb. 1343) zu suchen ist. Eine

vergleichbare doppelläufige axiale Treppenanlage besitzt darüber hinaus nur noch St. Jakob in Regensburg (Abb. 1386–1387).

Bei der westlichen Dreierarkade wie bei den Dreisäulenbündeln am inneren Kapellenportal und an der oberen Altarnische verweist bereits der dort für die Säulenschäfte verwendete Schiefer auf eine Herkunft aus dem Rheinland, aber auch das Motiv der Dreisäulenbündel mit den miteinander verschmolzenen Basen und Kapitellen dürfte von der Baukunst des Rhein-Maas-Gebietes angeregt sein, ohne dass jedoch konkrete Vorbilder benannt werden könnten. Die liegenden Trägerfiguren unter den Säulenbasen lassen sich dagegen unmittelbar auf den Wormser Dom zurückführen (Abb. 1414–1415). – Die ungewöhnliche Gestaltung der Rhedaer Dreisäulenbündel fand sodann am Nordportal der parallel errichteten Abteikirche in Marienfeld eine direkte Nachfolge.

Bei den Fenstern stehen vornehmlich die beiden Rosettenfenster (Abb. 475, 476, 614) – die Sechspassrose im Osten und die Vierpassrose im Westen – im Mittelpunkt des Interesses. Hier scheinen insbesondere Gestaltungsprinzipien der ‚Zisterzienserarchitektur', wo Rosenfenster zu den bevorzugten, symbolisch aufgeladenen Fensterformen in den Stirnwänden der Kirchen gehören, wirksam gewesen zu sein, sicherlich vermittelt über die aus Marienfeld stammenden Bauleute. Die Detailformen der Rosen orientieren sich dabei auch an Formen, wie sie am Oberrhein, speziell am Westchor des Wormser Domes (Abb. 1411, 1416), begegnen. Die engste Parallele zur Rhedaer Ostrose bildet jedoch die Sechspassrosette in der Nordquerhausfront der Zisterzienserabteikirche von Orval in den Ardennen (Abb. 1389–1390), die sowohl in der Formgebung als auch der Bautechnik der Rosette in Rheda sehr nahe kommt und möglicherweise das direkte Vorbild abgegeben hat.

Der Zierrat der Ostrosette in Form von Zwickelreliefs erscheint ungewöhnlich und hat seine fast einzige und zudem engste Parallele am Schwesterbau der Großen Marienkirche in Lippstadt, wo entsprechende Besätze an der Blendrosette im nördlichen Querhausgiebel erscheinen (Abb. 929).

Der Röllchenfries der Rosettenrahmung verweist auf rhein-maasländisches Formengut, der dortige Kugelbesatz hingegen auf den oberrheinischen Raum. Kugelbesatz ziert auch die in der Kapelle zumeist in Nähe der Altarstellen

angebrachten Piscina- und Wandnischen. Sie dürften zusammen mit der Ostrosenrahmung von einer Steinmetzwerkstatt geschaffen worden sein, die auch in Marienfeld die Vorlagenkonsolen der östlichen Vierungspfeiler, die Piscina im Hochchor, das Hochgrab des Stifterbischofs Hermann II. von Münster sowie die Wandnische neben dem Kreuzgangportal gefertigt hat und die offenbar aus ober- und niederrheinischem Formenrepertoire schöpfte.

In der Gesamtschau der Baugliederanalyse ergibt sich somit, dass sich die maßgeblichen Bauformen des Rhedaer Tor- und Kapellenturmes vornehmlich aus dem Repertoire der in Marienfeld tätigen Bauhütte speisen, hinzu treten aber noch eine Reihe ‚auswärtiger' Elemente wie die ‚zisterziensischen Rosetten', außerdem die westliche Dreierarkade und die Dreisäulenbündel, die auf das Rhein-Maasland verweisen – die Detailformen der Rosen und ihrer Rahmung, speziell der auch bei den Wandnischen verwendete Kugelbesatz, wie auch die liegenden Trägerfiguren unter den Dreisäulenbündeln und die Buckelquader der Lisenen sind hingegen auf oberrheinische Gestaltungsideen zurückzuführen.

6. Die Bauzier

6.1. Basen

Sämtliche im Innenraum der Rhedaer Burgkapelle zu findenden Basen wurden nicht wie die übrigen Werksteinpartien aus Osning-Sandstein gefertigt – wie es in Marienfeld der Fall ist –, sondern aus dem feineren und weicheren, präziser zu bearbeitenden Baumberger Sandstein (siehe Kap. C.3.2.). Die meisten von ihnen ruhen auf einem Untersockel, der aus einfachen Quadern gebildet ist und keine weitere Profilierung zeigt. Trotz ihrer unterschiedlichen Verwendungsorte – an den Pfeilersockeln der mächtigen Hauptpfeiler bzw. der westlichen Halbpfeiler des Kernraumes (Abb. 475, 477), an den Dreisäulenbündeln des inneren Nordportals und der oberen Altarnische (Abb. 625–631) sowie an den Flankierungssäulchen der unteren Altarnische (Abb. 575–576, 619) – zeigen sie alle dieselbe klassische attische Basenprofilierung: Auf die hohe Basisplatte folgt der untere Wulst, der bei allen Basen nicht über die Kanten der Basisplatte hinausreicht; sowohl den Ansatz als auch den Auslauf der (zumeist) stark eingeschnürten Hohlkehle betont jeweils ein Plättchen, von denen das obere leicht schräggestellt ist, darüber folgt der nicht so

stark vortretende obere Wulst sowie ein abschließendes flaches Plättchen. Alle Basen sind weitgehend gleich proportioniert, nur bei den (zudem miteinander verschmolzenen) Basen der Dreisäulenbündel sind die unteren Wülste deutlich breiter und dominanter ausgebildet.

Die an den ‚freien' Ecken, bei den Basen der Dreisäulenbündel jedoch auch an den übrigen Ecken angebrachten Eckblätter zeigen durchweg ein fleischig-lappiges, zur Mitte hin aufgewölbtes Blatt, das unter dem Plättchen über dem unteren Wulst hervorkommt. Es ist zumeist an seiner breitesten Stelle herzförmig abgerundet und nimmt dort absatzlos die Fluchtlinie der Basisplatte auf. Zur Ecke hin wölbt sich das Blatt für gewöhnlich auf und rollt sich nach unten ein, wie es seitlich an den deutlich ausgeprägten und zum Teil stärker eingeschnittenen (und dadurch sehr plastisch wirkenden) Voluten abzulesen ist. Eine leichte Variation wird durch die unterschiedliche Dicke des Blattes oder einen zusätzlich ausgebildeten Mittelsteg oder eine Mittelfurche erreicht.

Von diesem Grundschema abweichende, teilweise recht aufwendige Gestaltungen finden sich an den Säulenbasen der unteren Altarnische und an den Basen der westlichen Halbpfeiler. Das Eckblatt an deren südlicher Basis zeigt ein eher flaches Eckmotiv, dessen durch eine Kante abgesetzte Seiten sich durch kräftige Furchen von der Basisplatte abheben, eine aufsteigende dornförmige Furche teilt dabei die Spitze volutenartig ab. Noch aufwendiger ist dann das nördliche Pendant gestaltet, dessen Eckblatt sehr stark plastisch durchgearbeitet ist: Hier liegt auf einem unteren Blattlappen ein zusätzliches, kleineres Deckblatt auf. Der untere, dreigeteilte Lappen rollt sich in drei Voluten auf, wobei die mittlere die Plattenspitze einnimmt. Das aufgelegte Deckblatt ist ebenfalls dreilappig gebildet und in drei mit Adern strukturierte Felder unterteilt.

Die südliche Säulenbasis der unteren Altarnische besitzt an den ‚freien' Ecken aufwendiger gestaltete Eckmotive aus einem dünnlappigen, wie fließend erscheinenden Doppelblatt, das durch eine Ritzung an der Oberseite als zweigeteilt erscheint. Die s-förmig geschwungenen Blattkanten umschließen an der Spitze ein rundes Füllmotiv. In modifizierter Form erscheint dasselbe Motiv, hier nur mit einem Halbblatt, an den mauerseitigen Basisecken. Ihr nördliches Gegenstück besitzt an den ‚freien' Ecken reich durchgebildete Eckmotive, bestehend jeweils aus einem

dünnlappigen, stark hinterschnittenen Blatt, das fast bis zur Spitze der Basisplatte läuft, sich dort teilt und in zwei doppellappigen Blättern zurückklappt, die sich an ihren Spitzen wieder vereinigen. Den Zwischenraum füllt eine tiefe Furche aus. Weitere, ‚halbierte' Eckblätter, versehen mit nur einem zurückgeklappten doppellappigen Blatt, befinden sich an den mauerseitigen Ecken.

Weitere Variationen und zusätzliche Motive begegnen schließlich bei den zu Dreiergruppen verschmolzenen Basengebilden der Dreisäulenbündel. Hier finden sich an den Seitenmitten – das heißt an den einander zugewandten Ecken – aus einem Stengel sprießende Zwei- oder Dreiblätter, deren Spitzen sich vereinigen: So an den Basen der oberen Altarnische und der westlichen Basis des inneren Kapellenportals. Dort sind zudem die äußeren Eckblätter zusätzlich mit einem aufgelegten Deckblatt versehen. Besonders aufwendig ist dieses an der ‚freien' Ecke gestaltet: Auf dem unteren Blattlappen, der sich hier in sehr zierlichen Voluten einrollt, liegt ein herzförmiges Motiv auf, das sich aus zwei Zweiblättern zusammensetzt, die sich nach innen wenden und zwischen ihren Spitzen einen ovalen Spalt freilassen.

Diese vielfältigen Eckblattgestaltungen finden in der spätromanischen Baukunst in Rheinland und Westfalen vielfältige Parallelen, insbesondere bei den Bauten der von Mitgliedern derselben Bauhütte errichteten Gruppe. Unmittelbar vergleichbar erscheinen dabei insbesondere die Basen der St. Matthäuskirche in Melle (Abb. 1194, 1195; Kap. C.10.4.2.3.).

6.1.1. Die säulentragenden Löwen der Westarkade

Eine abweichende Basengestaltung zeigen die beiden überschlanken Säulen der westlichen Dreierarkade: Hier sind die Säulenbasen durch liegende Löwen ersetzt, auf deren Rücken die Säulenschäfte fußen (Abb. 623, 624).[523] Die beiden Löwenskulpturen aus Baumberger Sandstein sind dabei eingebunden in die

[523] SCHMIDT, Burgcapelle, 1900, S. 84; LUDORFF, Kreis Wiedenbrück, 1901, S. 57, dazu Taf. 29; TRÖLLER, Marienfeld, 1935, S. 36, 38; GAUL, Rheda, 1955, S. 204–205; THÜMMLER/BADENHEUER, Westfalen, 1964/73, Text zu Tafel 65; ZELLNER, Baugeschichte, 1964, S. 22; ZELLNER, Schloßkapelle, 1965, S. 18; MÜHLEN, Kapellenturm, 1968, S. 66; DEHIO, Westfalen, 1969, S. 480; MAUÉ, Bauformen, 1975, S. 103, 106; STEVENS, Burgkapellen, 1978, S. 179; MÜHLEN, Rheda, 1979, S. 10; BÖCKENHOLT, Rheda, 1979, Text zu Abb. S. 15; STROHMANN, Riesenbeck, 1990, S. 136; FONTAINE, Bauornamentik Rheda, 1995, S. 54–59; LOBBEDEY, Westfalen, 1999, S. 172; ZUNKER, Adel, 2003, S. 132; STEVENS, Burgkapellen, 2003, S. 130; KEMPKENS, Lettland, 2003, S. 85; DORN, Herford, 2006, S. 138; KEMPKENS, Bernhard II., 2008, S. 116; DEHIO, Westfalen, 2011, S. 907.

Brüstungsmauern der hinter der Arkade verlaufenden Doppeltreppe – sie schließen die aus großen Sandsteinquadern gebildeten Stirnen der Brüstungsmauern nach oben ab und binden mit ihrem Hinterteil in das Mauergefüge ein.

Beide Löwenfiguren ruhen auf einer Grundplatte auf und liegen quer zur Raumachse, nur die Köpfe sind jeweils leicht in sich und aus der Achse zur Raummitte gedreht. Ihre Leiber sind relativ flach und breit geformt, lediglich die Kopf- und Brustpartie wurde als dominierender Teil voluminöser ausgebildet. Mit ihren Vorderbeinen, die abgesehen von der abgewinkelten Gelenkpartie relativ schematisch gestaltet sind, bzw. in ihren Klauen halten sie einen Rundstab, der bündig auf der Vorderkante der Grundplatte aufliegt. Die Hinterläufe sind dagegen nur äußerst reduziert ausgeführt, wirken wie zur Hälfte abgeschnitten, was wohl mitbedingt ist durch die Anpassung an das angrenzende Brüstungsmauerwerk, in die der unbearbeitete Quaderblock einbindet.[524] Der Oberschenkel der Hinterläufe wird vor allem durch die Rundung des Sprungmuskels vergegenwärtigt, der Unterschenkel erscheint sehr kurz, nur die Klaue ist deutlich hervorgehoben – auch hier ist angedeutet, dass die Klauen einen Rundstab umschließen.

Beide Löwen entsprechen sich in ihrer Anlage spiegelsymmetrisch, unterscheiden sich jedoch dabei deutlich in der Detailgestaltung ihrer Kopf- und Brustpartie, so dass sie hier im Folgenden einzeln genauer vorgestellt werden sollen:

Der Löwe auf der Nordseite (Abb. 624a, b),[525] dessen Mittelachse auf der Grundplatte als Hilfslinie angeritzt ist und der an den Hinterläufen und insbesondere im Maul noch Reste einer Bemalung (der ursprünglichen?) aufweist, zeichnet sich durch eine sorgfältige Detailbehandlung aus. So wird das in einer Drohgebärde geöffnete, rot ausgemalte Maul, das den Blick auf die Zahnreihen und die lechzende Zunge freigibt, durch Lefzen in Form einer fein abgestuften ‚Furche' eingefasst, die im Mundwinkel noch verdoppelt wird. An der Schnauzenspitze zieht sie sich zur (heute stark bestoßenen) Nase hoch. Von dieser sind vor allem die tief gebohrten Nasenlöcher erhalten. Der Schnauzenbereich und die sich bis zur Stirn fortsetzenden

[524] So zu erkennen bei THÜMMLER/BADENHEUER, Westfalen, 1964/73, Taf. 65. Die Photographie wurde während der Restaurierung 1963–65 aufgenommen und zeigt die Treppenbrüstung im unverputzten Zustand. Deutlich zu erkennen ist das rückwärtige Einbinden des nördlichen, aber wohl auch des südlichen Löwen. – Insofern irrt FONTAINE, Bauornamentik Rheda, 1995, S. 56–57, der eine Umarbeitung und Verkürzung der Löwen für den jetzigen Standort mutmaßt.

[525] Maße: L: 46,5 cm + ca. 5 cm ‚Schnauzenüberstand'; B: 29 cm; H: (einschl. Grundplatte): 39,5 cm.

Nasenflügel weisen eine große Anzahl etwas kleinerer Bohrlöcher auf, mittels derer die charakteristische Schnauzenstruktur von Raubkatzen dargestellt werden soll, der Rest des Gesichtes bleibt glatt. Die flachen Nasenflügel münden ein in die aufgestellten Brauenbögen, die sich seitlich bis zu den Maulwinkeln herabziehen. Unter den Brauenbögen wölben sich die mandelförmig geschnittenen Augäpfel ein wenig vor, deren Pupillen ebenfalls gebohrt sind und die von einem schmalen Wulst als Lid gerahmt werden. Auf die Brauenbögen folgt ein glatter Streifen, an ihn schließen sich seitlich in Höhe der Augen die Ohren an, die durch einen tiefen Spalt zweigeteilt erscheinen: Während der obere Teil eben bleibt, markiert der untere, insgesamt tieferliegende Teil den Beginn des Gehörganges. Zwischen den Ohren und darunter setzen bereits die ersten Haarsträhnen der Löwenmähne an. Diese besteht aus insgesamt vier rund um Hals und Brust geführten Reihen von Haarsträhnen sowie aus zwei weiteren am Hinterkopf. Die durch Linien zusätzlich strukturierten Haarsträhnen sind leicht s-förmig gewellt und enden in einer eingedrehten Locke, die von Reihe zu Reihe abwechselnd nach rechts bzw. nach links gewendet ist.

Der Löwe auf der Südseite (Abb. 623)[526] erscheint insgesamt weniger sorgfältig gestaltet. Auch er weist an dem Hinterläufen und im Maul noch Reste einer Bemalung auf, die aber zumindest im Maulbereich eindeutig jünger ist, da sie dort über eine große Ausbruchstelle hinweggeht, welche heute die (vom Kopf aus) linke Schnauzenpartie bestimmt. Daher sind im bleckenden Maul nur noch die rechten Eckzähne und die Zunge erhalten. Das Maul wird hier nur an der Oberseite von einer doppelten, aber nicht abgestuften ‚Lefzenfurche' begleitet, die sich bis zu den Mundwinkeln hinzieht. Auch bei diesem Löwen ist die Nase stark bestoßen, nur noch die gebohrten Nasenlöcher sind erkennbar. Der Schnauzenbereich wird hier mittels schräger Linien strukturiert, die flachen Nasenflügel selbst sind glatt belassen. Die Brauenbögen sind an der Vorder- und Oberseite durch eingeritzte Linien als Haarsträhnen gekennzeichnet, die in Höhe der Wangen in einer kleinen Locke enden. Die leicht asymmetrischen, mandelförmigen Augen besitzen zwar Pupillenbohrungen, verzichten aber auf einen rahmenden Lidwulst. Sie erfahren jedoch dafür eine zusätzliche Betonung durch die absetzende ‚Furche' der Brauenbögen. Die nach einem nur schmalen Streifen ansetzenden halbmondförmigen

[526] Maße: L: 48 cm + ca. 3,5 cm ‚Schnauzenüberstand'; B: 29,5 cm; H: (einschl. Grundplatte): 37,5 cm.

Ohren sind glatt, nur mittig deutet ein Spalt den Gehörgang an. Die Mähne besteht aus zwei rundumgeführten Reihen von ‚glatten' (das heißt nicht gelockten) Haarsträhnen, sowie zwei weiteren am Oberkopf, von denen die untere zwar ebenfalls noch um den Hals herum geführt ist, unterhalb des Mauls jedoch ohne Spitzen bleibt, sondern hier wie ein Haarwulst erscheint. Die Spitzen der konischen Strähnen, die durch gerade, meist parallele (!) Linien strukturiert werden, enden jeweils auf einer Höhe, was offenbar durch eine vorgeritzte, teilweise noch sichtbare Hilfslinie erreicht wurde.

Die deutlichen Unterschiede in der Figurenauffassung, etwa bei der Behandlung der Brauenbögen und Ohren oder der Gestaltung des Maules, und bei der Ausgestaltung der Details wie den Augen und insbesondere der Mähnen zeigt sich, dass die beiden Skulpturen zweifellos von zwei unterschiedlichen Bildhauern gefertigt worden sein müssen, wobei zugleich auch ein deutlicher Qualitätsunterschied zutage tritt. So erscheint der nördliche Löwe in sich gekonnt und sorgfältig ausgestaltet, während der südliche zwar auch über gute Details verfügt wie etwa die gesträhnten Brauenbögen, jedoch wirkt er insgesamt eher hölzern, ja in den Details wie der Gestaltung der Mähnensträhnen fast ungeschickt. Da jedoch die Grundformen, insbesondere die Ausformung des Löwenkörper, einander weitestgehend entsprechen, ist davon auszugehen, dass beide Bildhauer entweder nach denselben Vorgaben parallel gearbeitet haben oder der qualitätvollere nördliche Löwe dem Bildhauer des südlichen Löwen als Vorbild gedient hat.

6.1.1.1. Typologische und stilistische Herleitung der säulentragenden Löwen

Löwenfiguren als Säulenträger sind schon aus den antiken Hochkulturen Mesopotamiens bekannt, von wo aus sie auch Eingang in die Baukunst der griechischen und römischen Antike fanden. Die Wiederverwendung säulentragender Löwenfiguren aus römischer Zeit als Spolien beim Westportal des Domes zu Modena, bei der besonders die althergebrachte emblematische Lesung der Löwen als apotropäischer Portalwächter zum tragen kam,[527] dürfte seit dem frühen 12. Jahrhundert insbesondere in Oberitalien eine große Blüte von Kirchenportalen mit Portalvorbauten, die auf säulentragenden Löwen aufruhen, hervorgebracht haben.

[527] S. dazu etwa LCI III, S. 117 (Peter Bloch); SACHS/BADSTÜBNER/NEUMANN, Wörterbuch, S. 243.

Das unter der Ägide des Wiligelmus um 1099–1110 entstandene Westportal des Domes S. Giminiano zu Modena (1099–1184) dürfte dabei mit seinen eindrucksvollen antiken Löwenskulpturen (Abb. 1392) in der Tat am Beginn der Entwicklung stehen.[528] Dort selbst folgen die Porta dei Principi (um 1110–1115; Abb. 1393) und die Porta della Pescheria (um 1120–1125) diesem Vorbild.[529] Im Dominneren ist darüber hinaus noch der um 1170–1175 zu datierende Lettner zu nennen, dessen Säulen auf skulptierten Basen – insbesondere Löwen – ruhen,[530] womit zugleich auch eine (recht frühe) Verwendung im Kircheninneren belegt ist, wie es dann ja auch in Rheda der Fall ist.

An den seitlichen, um 1122–1130 entstandenen Westportalen des Domes in Piacenza sowie am Hauptportal (um 1135) des Domes in Ferrara begegnen als Spielart auf den Löwenfiguren noch zusätzlich Atlantenfiguren (auch Telamone genannt), die die Säulenlast aufnehmen.[531] Die ‚klassische' Form mit säulentragenden Löwen findet sich wiederum bei den etwa gleichzeitig ausgeführten Westportalen von S. Zeno Maggiore (um 1138; Abb. 1396) und des Domes (ab 1139; Abb. 1394) in Verona, die beide von dem Bildhauer Nicholaus geschaffen wurden, der diese Werke jeweils sogar signiert hat.[532] Eben jenem Nicholaus und seiner Werkstatt, die auch in Piacenza, Sagra di San Michele und Ferrara mit Werken belegt sind, werden auch die eindeutig oberitalienisch geprägten Bildhauerarbeiten und Bauornamente am ‚Dom' – der ehemaligen Benediktinerklosterkirche St. Peter und Paul – zu Königslutter zugeschrieben, insbesondere der Hasenfries an der Ostapsis, darüber hinaus der Kreuzgangnordflügel (Abb. 1402) mit seinen Säulen und Atlantenfiguren sowie das Löwenportal (Abb. 1398–1401) am Westende des nördlichen Seitenschiffes.[533] Letzteres befindet sich an den jüngeren, nach dem Tod der Stifter – Kaiser Lothar III. von Süpplingenburg († 1137) und seine Gemahlin Richenza († 1141) – infolge eines

[528] So schreibt POESCHKE, Skulptur Italien Romanik, 1998, S. 70: „Erstmals begegnet hier auch das in der mittelalterlichen Portalarchitektur vielfach aufgegriffene – und nicht nur an Portalen häufige – Motiv der säulentragenden Löwen".

[529] Zum Dom in Modena und seinen Portalen s. ebd., S. 68–77, dazu Taf. 17 (Westportal) und Abb. 27 (Porta della Pescheria). Außerdem dazu jüngst grundlegend REICHE, Modeneser Dom, 2003.

[530] POESCHKE, Skulptur Italien Romanik, 1998, S. 114–117, dazu Taf. 87.

[531] Ebd., S. 81–84, dazu Taf. 41, 42 (Piacenza), S. 87–90, dazu Taf. 49, 54 und Abb. 43 (Ferrara).

[532] Ebd., S. 90–94 (S. Zeno), dazu Taf. 57, S. 94–97 (Dom), dazu Abb. 47.

[533] Grundlegend zu Königslutter (jeweils mit der ges. älteren Lit.): GOSEBRUCH/GÄDEKE, Königslutter, 1985, hier v. a. S. 15; KLEIN, Königslutter, 1995 (seine Äußerungen zum Planwechsel sind kritisch zu betrachten); des weiteren SCHÜTZ/MÜLLER, Deutsche Romanik, 1989, S. 208–213; DEHIO, Bremen/Niedersachsen, 1992, S. 807–810; WEGE IN DIE ROMANIK, 1993, S. 224–225 (Harmen Thies).

Planwechsels schlichter ausgeführten Westteilen, doch wird es auf eine ältere Planung zurückgehen bzw. die skulpturalen Teile dürften bereits frühzeitig, noch vor dem Planwechsel, begonnen worden sein.[534]

Die auf den Rücken der Löwen aufruhenden Säulen tragen hier nicht – wie bei den oberitalienischen Beispielen – eine tiefe, tonnengewölbte Portalvorhalle (‚Portiro'), sondern den mittleren Hauptbogen des in der Art eines Kleeblattbogens gemäß hirsauischer Baumotivik um das Portal herumgeführten, rahmenden Sockelgesimses. Dabei ist entscheidend, dass die beiden Löwenskulpturen, die hier mit Widder- bzw. Menschenbeute dargestellt sind,[535] nicht senkrecht zur Wand stehen, sondern wandparallel angeordnet sind, wie es auch an den Portalen der Abteikirche von St. Gilles in der Provence (um 1125/50) der Fall ist.[536]

Das Löwenportal von Königslutter fand in seiner näheren Umgebung um 1170/80 eine unmittelbare, aber schlichtere Nachfolge beim vergleichbar angeordneten Nordportal der ehemaligen Benediktinerinnenklosterkirche St. Vitus in Drübeck am Harz, das jedoch nur fragmentarisch erhalten ist; die Löwen als Säulenträger sind hier ebenfalls wandparallel aufgestellt.[537] Diese von Königslutter übernommene Positionierung der Löwen kehrt dann auch in entsprechender Weise in Rheda wieder.

Ein zweites wichtiges Rezeptionsgebiet oberitalienischer Bau- und Bildhauerkunst stellt der oberrheinische Raum dar. Hier ist neben dem Dom zu Speyer (II) insbesondere der Wormser Dom zu nennen. Dort begegnen liegende Löwenfiguren am mittleren und südlichen Fenster der Ostchorfassade (um 1150/70?; Abb. 1409), wo sie auf den Sohlbänken kauern und hinter ihnen die Rundstäbe der Fenstergewände aufsteigen.[538] Besonders der nördliche Löwe des mittleren Fensters zeigt gewisse Übereinstimmungen bezüglich der Gestaltung mit dem nördlichen Löwen in Rheda wie das halb geöffnete Maul mit den Eckzähnen und der bleckenden

[534] So DEHIO, Bremen/Niedersachsen, 1992, S. 808.

[535] Die romanischen Löwenskulpturen wurden, wie das gesamte Portal, bei der Restaurierung 1890–1894 durch Kopien ersetzt, die Originale (Abb. 1401) befinden sich heute im südlichen Seitenschiff der Kirche, s. auch GOSEBRUCH/GÄDEKE, Königslutter, 1985, Abb. S. 60–63.

[536] Ebd., S. 15.

[537] So GAUL, Rheda, 1955, S. 204; zu Drübeck allgemein s. WEGE IN DIE ROMANIK, 1993, S. 172 (Harmen Thies); DEHIO, Sachsen-Anhalt I, 2002, S. 181–184 (dort jeweils die Portallöwen nicht explizit erwähnt).

[538] WINTERFELD, Worms, 1989, S. 16, dazu Abb. S. 27, 28 unten li., 69; neuer Datierungsansatz der Ostfassade nach UNTERMANN/KEIL, Worms, 2010, S. 20.

Zunge, die aufgestellte Stirn sowie die eingerollten Spitzen der geschwungenen Haarsträhnen.

Im nördlich anschließenden Gebiet des Mittel- und Niederrheins sowie des Maasraumes haben sich ebenfalls eine Reihe von Löwendarstellungen erhalten: Als frühes Beispiel etwa aus der Zeit um 1130 stammen die am Nordwestportal des Westwerks (nach 1166 – ca. 1185) von Ste. Gertrude in Nivelles wiederverwendeten Löwen, die die dortigen Rahmungssäulen tragen.[539] Aus spätromanischer Zeit sind die Löwenfiguren, genauer gesagt Löwenprotomen, am Marktportal (Anfang 13. Jahrhundert) des Mainzer Domes, am Westportal (um 1200–1225) von St. Severus in Boppard, am Kapellenportal der Burg Westerburg/Westerwald (um 1220/30), ehemals am Westportal der Liebfrauenkirche in Andernach (um 1200), am Südportal (um 1200) von St. Georg in Köln (Abb. 1403), am Portal (um 1200) in der ehemaligen Nordostvorhalle der von St. Andreas (Abb. 1405) sowie am Westportal von Groß St. Martin (um 1230/40; Abb. 1404) ebenda, einstmals am Portal von St. Katharina (um 1219) in Köln, außerdem am Nordwest- und am Nordostportal (um 1180/gegen 1200) von St. Servatius in Maastricht anzuführen,[540] doch handelt es sich bei den dortigen Portallöwen – abgesehen von Oberpleis und Boppard, wo ein zusätzliches Löwenpaar die Portalsäulen trägt – nicht um säulentragende Löwen, sondern um ‚Archivoltenträger', das heißt sie liegen auf den Kämpferplatten der Portalgewände (daher auch als ‚Kämpferlöwen' bezeichnet) am Ansatz der Archivolten.

Beim Kreuzgangportal der Benediktinerabteikirche St. Nikolaus in Brauweiler ruhen die Löwenprotomen als Träger der innersten, reliefierten Gewändestufe unmittelbar auf den umlaufenden Basen auf.[541] Nicht mehr *in situ* befindet sich der Portallöwe (um 1220) der abgebrochenen Nikolauskapelle in Essen-Werden, heute vor dem

[539] DEN HARTOG, Meuse Valley, 1992, S. 105, dazu Abb. 157.

[540] SCHORN/VERBEEK, St. Georg in Köln, 1940, S. 191–192; KUBACH/VERBEEK, Rhein und Maas, 1976, Bd. I, S. 127 (Boppard), S. 510 (Köln, St. Andreas), S. 531 (Köln, St. Georg), S. 578 (Köln, Groß St. Martin); Bd. II, S. 1240–1241 (Westerburg); Bd. III, Taf. 200, 1 (Köln, St. Andreas), 584, 2 (Westerburg); WINTERFELD, Kaiserdome, 1993, S. 163, dazu Bild 31 (Mainz). – Grundlegend dazu: FLACHMEIER, Portallöwen, 1952. – Einen Teil der Vergleichsbeispiele nennt bereits MAUÉ, Bauformen, 1975, S. 106. – Zu den Löwen von St. Georg in Köln s. auch SCHORN/VERBEEK, St. Georg in Köln, 1940, S. 192, dazu Abb. 93; KAELBLE, Samsonmeister, 1981, S. 128, Anm. 531; zu den Andernacher Löwen: BADER, Laacher Samson, 1928, S. 210–211, Nr. 18, dazu Abb. 23. Zu Mainz vgl. auch BUDDE, Romanische Skulptur, 1979, Taf. 220, dazu Text S. 92.

[541] KUBACH/VERBEEK, Rhein und Maas, 1976, Bd. I, S. 147. Dazu zuletzt: KRETZSCHMAR, Brauweiler Löwen, 2004. Dort nennt er weitere Löwenfragmente, u. a. von Kämpferlöwen des Westportals.

Nordwestportal dortigen Abteikirche aufgestellt, und die beiden Portallöwen aus Kloster Burbach bei Hürth-Gleuel, die heute im Kölner Schnütgen-Museum verwahrt werden. Sie tragen auf ihrem Rücken eine voll ausgebildete Säulenbasis.[542] Dasselbe gilt für einen (von ehemals zwei) Löwen (2. Hälfte 12. Jahrhundert) vom Westportal (?) der Propsteikirche St. Pankratius in Oberpleis, heute im Rheinischen Landesmuseum Bonn, der als Basis eines Säulenschaftes diente.[543]

Löwen als unmittelbare Säulenträger finden sich hingegen im rhein-maasländischen Raum nach einem älteren Vorläufer am südlichen Querhausgiebel (um 1130) von Ste. Gertrude in Nivelles[544] nur jeweils beim Achsfenster der Hauptapsiden der Stiftskirchen St. Servatius in Maastricht (um 1150)[545] und St. Kastor in Koblenz (vor 1158; Abb. 1406),[546] wo sie die Freisäulen der rahmenden Blendarkaden tragen (in Koblenz auch bei den Eckansätzen). Dabei dienen die Löwenfiguren den Säulen selbst als Basis. In diesem Verzicht auf eine separate Säulenbasis sind sie – wie der Oberpleiser Löwe – unmittelbar der Situation an den Säulen der Dreierarkade in Rheda vergleichbar.

Die erwähnten Löwen am Portal in der Nordostvorhalle von St. Andreas in Köln (Abb. 1405) und der säulentragende, heute leider kopflose Löwe aus Oberpleis im Rheinischen Landesmuseum Bonn lassen sich darüber hinaus auch in ihrer Detailgestaltung gut mit den Rhedaer Löwen vergleichen.[547] Hier ist neben der Kauerhaltung und (bezogen auf St. Andreas) der Kopfwendung insbesondere das Motiv der von den Vorder- und Hintertatzen gehaltenen Rundstäbe zu nennen. Diese sind wohl „mit Bezug auf Apokalypse 5,5 als die Schriftrollen-Enden des aufgerollten Lebensbuches“ zu deuten, wie ein Vergleich mit dem in deren Wiedergabe präziser ausgearbeiteten Löwenrelief von der Südfront des Westquerhauses des Domes zu Münster (um 1230; Abb. 1283) verdeutlicht (D.

[542] CLEMEN, Kdm Landkreis, 1897, S. 135. – Die Angabe zum Verbleib im Schnütgen-Museum ist ein freundlicher Hinweis von Dr. Brigitte Kaelble, Berlin (Bearbeiterin der romanischen Steinskulpturen im Schnütgen-Museum).

[543] KEMPER, Bauornamentik, 2003, S. 86–87, Nr. 55,4 (Inv.-Nr. 12865).

[544] DEN HARTOG, Meuse Valley, 1992, S. 111, dazu Abb. 168.

[545] KUBACH/VERBEEK, Rhein und Maas, 1976, Bd II, S. 737, dazu Bd. III, Taf. 329,1; DEN HARTOG, Meuse Valley, 1992, S. 58–63, hier v. a. S. 62, dazu Abb. 86.

[546] KUBACH/VERBEEK, Rhein und Maas, 1976, Bd. I, S. 485, 487; Bd II, S. 728–729, Bd. IV, 1989, S. 303–304, 337–338, dazu Bd. III, Taf. 189, 1.

[547] Der Vergleich mit den Portallöwen von St. Andreas in Köln bereits bei TRÖLLER, Marienfeld, 1935, S. 39; FONTAINE, Bauornamentik Rheda, 1995, S. 55, 57–59. – Zum Nordostportal von St. Andreas zuletzt eingehender KOSCH, St. Andreas, 1995, S. 44–45, dazu Abb. 7. Vgl. auch BUDDE, Romanische Skulptur, 1979, Taf. 172, dazu Text S. 81 (er lokalisiert das Portal irrtümlich in der Westvorhalle!).

Kemper).[548] Auch in der Ausbildung des Überganges zum Säulenschaft, der glatten Körpermodellierung und insbesondere der sehr gleichmäßigen Reihung der wulstig-plastischen, s-förmig geschwungenen und in einer Volute auslaufenden Haarsträhnen erscheint der Oberpleiser Löwe dem nördlichen Rhedaer Löwen eng verwandt. Während hier jedoch ein Vergleich der Köpfe leider nicht mehr möglich ist, erweist er sich als recht aufschlussreich bei den Portallöwen von St. Andreas: So kommen dort noch als Vergleichspunkte zum nördlichen Rhedaer Löwen der ‚geschlossene' Gesichtsumriss, die abgesetzte glatte (in Köln jedoch steilere) Stirnzone zwischen Brauenbögen und Mähnenansatz, des weiteren der betonte Absatz zwischen Augenpartie und Schnauze sowie das von einem Wulst umrandete, geöffnete Maul mit den Zahnreihen hinzu.[549] Auch die wulstig-plastischen, s-förmig geschwungenen und in einer Volute endenden Mähnensträhnen des nördlichen Löwen finden sich dort wieder, jedoch in einer natürlicheren, organischeren Verteilung mit einer zufälligen Ausrichtung der ‚Strähnenkringel'. Da es sowohl hinsichtlich der Proportionen und Motive wie auch der Detailgestaltung größere Übereinstimmungen gibt, kann eine gewisse stilistische Abhängigkeit der Rhedaer Löwen von den Exemplaren aus Oberpleis und in St. Andreas in Köln angenommen werden.[550]

Neben steinernen Löwenfiguren ist auch auf solche aus Metall als Vorbilderkreis, insbesondere hinsichtlich der Gesichts- und Mähnengestaltung, zu verweisen, allen voran der Braunschweiger Burglöwe, den Herzog Heinrich der Löwe um 1166 aufstellen ließ,[551] und die Löwen vom Leuchterfuß des siebenarmigen Leuchters (um 1188) in der dortigen Stiftskirche St. Blasius.[552] Hinzu kommt eine große Reihe von vornehmlich in Niedersachsen produzierten Löwen-Aquamaniles, die vielfach in deren Nachfolge stehen.[553] Über allgemeine Vergleiche hinaus lassen sich unmittelbare Vorbilder bisher jedoch noch nicht ausmachen.

Aus den vorhergehenden Vergleichen und Analysen ergibt sich, dass man für die Grundidee der säulentragenden Löwen auf das Vorbild des – auf italienischen

[548] KEMPER, Bauornamentik, 2003, S. 87. Zu Münster vgl. LOBBEDEY/SCHOLZ, Baugeschichte Münster, 1993, S. 308, dazu Abb. 175.
[549] So bereits FONTAINE, Bauornamentik Rheda, 1995, S. 57.
[550] So auch, bezogen auf St. Andreas, ebd., S. 57/58.
[551] KAT. HEINRICH DER LÖWE, 1995, Bd. 1, S. 176–180, Kat.-Nr. D 20 (Peter Seiler).
[552] Ebd., S. 195–200, Kat.-Nr. D 27 (Norbert Koch).
[553] Ebd., S. 503–509, Kat.-Nr. G 24–28 (jeweils Ursula Mende). – Bereits FONTAINE, Bauornamentik Rheda, 1995, S. 58 verweist zum Vergleich auf Aquamanillöwen.

Entwicklungen des frühen 12. Jahrhunderts basierenden – Löwenportales von Königslutter (Abb. 1398–1401) zurückgriff. Von dort wurde insbesondere auch die wandparallele Positionierung der Löwenskulpturen für Rheda übernommen. Das Königslutterer Löwenportal dürfte Bernhard II. zur Lippe als Gefolgsmann Herzog Heinrichs des Löwen wie auch seinem Sohn Hermann II. zur Lippe als Gefolgsmann von dessen Sohn Otto IV. bestens vertraut gewesen sein:[554] Die Abtei Königslutter war einer der zentralen Orte welfischer Familienmemorie, denn es nahm die Grablege der kaiserlichen Großeltern Heinrichs des Löwen mütterlicherseits, Lothar III. († 1137) und Richenza († 1141), sowie seines früh verstorbenen Vaters Herzog Heinrichs des Stolzen († 1139) auf.

Bei der Adaption des Königslutterer Löwenmotivs für Rheda fand zugleich auch eine starke Verringerung der Dimensionen statt, die Löwenskulpturen wurden regelrecht in ein Kleinformat transformiert. Dabei orientierte man sich offenbar an eher kleinformatigen rheinischen Portallöwen wie bei den Portalen von St. Severus in Boppard oder den Kölner Stiftskirchen St. Georg (Abb. 1403) und St. Andreas (Abb. 1405), dazu den Löwen aus Oberpleis. Mit den Löwenskulpturen von Oberpleis und St. Andreas in Köln stimmen auch Einzelmotive wie die von den Klauen umklammerten Rundstäbe (= Schriftrollen) sowie Details wie die Gesichts- und Mähnengestaltung überein, so dass sich der Bildhauer des qualitätvolleren nördlichen Löwen an diesen oder vergleichbaren Löwengestaltungen orientiert haben dürfte.

Die Gleichsetzung der Löwenskulptur mit der Säulenbasis, die diese zu einem immanenten Teil des Säulenaufbaues macht, findet sich neben Oberpleis etwa auch in der Mitte des 12. Jahrhunderts bei den Rahmungssäulen der Achsfenster von St. Servatius in Maastricht und St. Kastor in Koblenz (Abb. 1406), ist aber auch in Westfalen bereits gleichzeitig bei der Bestienbasis (Abb. 1307) der ‚Patroklussäule' der Stiftskirche St. Patrokli in Soest anzutreffen.[555]

Durch die Positionierung im Kircheninneren, die bereits beim Lettner des Domes zu Modena begegnete, verlieren die Löwen in Rheda ihren apotropäischen Charakter als

[554] Bereits GAUL, Rheda, 1955, S. 204–205 verweist auf Königslutter als Vorbild und erklärt diese Übernahme durch die „engen Beziehungen der lippischen Edelherren zum Welfenhause" (S. 205). – FONTAINE, Bauornamentik Rheda, 1995, S. 56 hingegen lehnt aufgrund von Gestaltungsunterschieden eine Motivübernahme aus Königslutter ab.

[555] THÜMMLER, Patroklussäule, 1967, S. 84–90, dazu Abb. 47, 49; BUDDE, Romanische Skulptur, 1979, Taf. 65 unten, dazu Text S. 44–45; STROHMANN, Riesenbeck, 1990, S. 133; LOBBEDEY, Westfalen, 1999, S. 384.

Torwächter. Sie erscheinen hier nun vielmehr vorrangig als Herrschafts- und Machtsymbol sowie als Zeichen ‚männlicher Stärke'[556] und erhalten zugleich auch – wie die rheinischen Portallöwen – einen stärker ‚dekorativen' Charakter.

6.1.1.2. Die ‚Nachfolge' der säulentragenden Löwen

Die säulentragenden Löwenfiguren der Rhedaer Burgkapelle haben kaum eine direkte Nachfolge gefunden. Eine Ausnahme bildet jedoch eine als Löwenfigur ausgebildete Konsole (Abb. 1407a, b) an der nachträglich, wohl in den 1230/40er Jahren, eingefügten Ostwandvermauerung der Paradiesvorhalle des Domes zu Münster, die eine der Nischensäulen zwischen den Statuen des Bischofs Dietrich von Isenburg und des hl. Laurentius trägt.[557] Vergleichbar ist hier nicht nur die übliche Funktion des Löwen als Säulenträger, sondern auch die Untergliederung der Säule mittels eines Wirtels, wie es bereits zuvor bei den Säulen der Rhedaer Dreibogenstaffel der Fall ist. Eine motivische Anregung von dort ist durchaus wahrscheinlich.[558]

Liegende Löwenfiguren als Träger von Rundelementen finden sich schließlich auch ähnlich – wie beim Nordquerarmportal von St. Andreas in Köln (Abb. 1405) – am Ansatz der eingelegten Rundstäbe in den Archivolten des Paradiesportals (1230er Jahre) am Paderborner Dom (Abb. 1045),[559] der damals unter Bischof Bernhard IV. zur Lippe (1228–1247) neu errichtet wurde.

Anregungen aus Rheda dürfte auch eine (heute stark verwitterte) Löwenskulptur (um 1230/50) an der Vorhalle des südlichen Querhausportals der Herforder Münsterkirche (Abb. 1011) aufgenommen haben,[560] die zusammen mit ihrem Pendant, einem Drachen, auf Psalm 91,13 Bezug nimmt und in ihrer liegenden Kauerstellung und der Kopfwendung sowie insbesondere des von den Klauen umklammerten Rundstabes

[556] So bereits explizit GAUL, Rheda, 1955, S. 205.

[557] PIEPER/MÜLLER, Paradies, 1993, S. 77, dazu Abb. 93, 107. – Zur baugeschichtlichen Einordnung und Datierung dieser Partien s. LOBBEDEY/SCHOLZ, Baugeschichte Münster, 1993, S. 283 (Bauphase III), 307–308.

[558] Die Proportionierung der Säulen ist dabei konkret von den entsprechenden Säulen zwischen den Apostelstatuen der älteren Paradiesnordwand übernommen. Da diese nun ihrerseits auf Konsolfiguren ruhen, die an die Rhedaer Trägerfiguren gemahnen (s.u.), ist eine motivische Anregung für die Säulengestaltung aus Rheda durchaus naheliegend.

[559] LOBBEDEY, Paderborner Dom, 1990, S. 46, dazu Abb. 42, 43. Datierung des Paradiesportals nach LOBBEDEY, Westfalen, 1999, S. 243, 255.

[560] GAUL, Herford, 1982, S. 7; BEER, Münsterkirche, 2000, S. 11/12; DORN, Herford, 2006, S. 88, dazu Abb. 125 (historische Aufnahme von 1910).

eine den Rhedaer Löwen entsprechende Komposition aufweist.[561] Dasselbe gilt für den Kämpferlöwen am spätromanischen Hauptportal (2. Viertel 13. Jahrhundert) der im Zweiten Weltkrieg fast vollständig zerstörten St. Georgskirche in Vreden (Abb. 1324), heute am Nordquerhaus der dortigen Stiftskirche St. Felicitas eingebaut.[562] Eher allgemeinerer Natur sind die Verbindungen zum heute fragmentierten Löwenrelief am Westbau von St. Patrokli in Soest (Abb. 1305).

Das Motiv des mehrfach gewirtelten Säulenschaftes auf einem Löwen als Basis begegnet sodann als in Messing gegossener, spätromanischer (Oster-?) Leuchter (1. Hälfte 13. Jahrhundert) im Dom zu Lund in Südschweden.

6.1.2. Die liegenden Trägerfiguren der Dreisäulenbündel

Die Basen der vier Dreisäulenbündel am inneren Nordportal und an der oberen Altarnische – genauer gesagt die Basen der Ecksäulen – fußen jeweils auf dem Unterkörper einer liegenden Trägerfigur[563] auf, deren vorspringender Oberkörper eigens auf einem Sockelvorsprung aufruht (Abb. 425–431).[564] Die aus Baumberger Sandstein gefertigten Figuren liegen jeweils bäuchlings auf einer Sockelplatte, wobei sich der Oberkörper hochreckt, fast aufbäumt, während die angewinkelten Arme einen auf der Vorderkante der Sockelplatte liegenden Rundstab umgreifen.

Kopf und Oberkörper der Figuren sind vollplastisch ausgebildet, während der Bereich des Unterkörpers ab der Hüfte nur auf der ‚freien', zum Portal bzw. zum Altar gerichteten Flanke der Figur als ‚Seitenansicht' in Flachrelief ausgearbeitet

[561] Auf den Herforder Löwen, insbesondere den „Stab in den Klauen", verwies bereits TRÖLLER, Marienfeld, 1935, S. 40.

[562] Der Verweis auf Vreden bereits bei ebd., S. 40. – Zum Vredener Portal STROHMANN, Riesenbeck, 1990, S. 133, dazu Abb. 100, sowie zuletzt LOOBEDEY, Westfalen, 1999, S. 111, dazu Bild 11.

[563] In der Literatur zu Rheda, in der die Figuren erwähnt werden (s. folgende Anm.), finden sich unterschiedliche Begriffe: So spricht TRÖLLER, Marienfeld, 1935, S. 38 von „menschlichen Figuren", ähnlich der DEHIO, Westfalen, 1969, S. 480 von „sphinxartig liegende[n], bekleidete[n] Menschengestalten", GAUL, Rheda, 1955, S. 204 verwendet den Begriff „Sockelfiguren", was jedoch ihre Form nicht weiter spezifiziert, FONTAINE, Bauornamentik Rheda, 1995, S. 60–71, v. a. S. 62 spricht von „Kragfiguren", doch scheint auch dieser Begriff nicht so glücklich, da aufgrund des Sockelvorsprungs, auf dem die Figuren aufliegen, kein überhängendes Vorkragen geben ist. Der Verfasser hat sich daher für den Begriff ‚liegende Trägerfiguren' entschieden, da er so zwei wesentliche Elemente der Figuren – das Liegen und das Tragen – betont. So jüngst auch DEHIO, Westfalen, 2011, S. 907.

[564] SCHMIDT, Burgcapelle, 1900, S. 83–84, dazu Abb. 3, 4; LUDORFF, Kreis Wiedenbrück, 1901, S. 57, dazu Taf. 29; SCHÜRER, Doppelkapellen, 1929, S. 180; TRÖLLER, Marienfeld, 1935, S. 38; GAUL, Rheda, 1955, S. 204; DEHIO, Westfalen, 1969, S. 480; MAUÉ, Bauformen, 1975, S. 104; STEVENS, Burgkapellen, 1978, S. 178, 180; MÜHLEN, Rheda, 1979, S. 8; HOTZ, Pfalzen und Burgen, 1981, S. 257; FONTAINE, Bauornamentik Rheda, 1995, S. 60–71; LOBBEDEY, Westfalen, 1999, S. 171, 173; STEVENS, Burgkapellen, 2003, S. 129, 132; KEMPKENS, Lettland, 2003, S. 85; DORN, Herford, 2006, S. 137, 142; KEMPKENS, Bernhard II., 2008, S. 116; DEHIO, Westfalen, 2011, S. 907, 908.

wurde. In diesem Bereich ist die Sockelplatte der liegenden Trägerfigur zudem zweimal rechtwinklig umknickend um den Unterkörper herumgeführt, so dass sie klammerartig Beine und Gesäß umfängt und als Auflager für die Säulenbasen der Dreisäulenbündel dienen kann. Durch diese Flachreliefpartien erscheinen die Figuren zwar als vollständige menschliche Figur, doch weicht der reliefierte Unterkörper in den Proportionen sichtlich von den vollplastischen Partien ab, erscheint stark verkürzt und dadurch einwenig ungelenk, fast wie ‚verkümmert'.[565] Dies scheint jedoch in erster Linie den vorgegebenen Proportionen des Werkblocks geschuldet – möglicherweise ist sogar erst in einem zweiten Schritt die Entscheidung zur Herstellung einer ‚vollständigen' liegenden Trägerfigur (anstelle von protomenartigen Büsten) getroffen worden, so dass der Unterkörper noch mühselig innerhalb des vorgegebenen Volumens eingeplant werden musste.[566] Aber auch an den vollplastischen Partien lassen sich an den Armen vielfach noch die Flächen des Werkblocks erahnen, zumal Schultern und Oberarme nur wenig aus dem übrigen Körper herausmodelliert sind.

Alle vier Figuren sind bekleidet dargestellt. Der zumeist glatte Gewandstoff erhält eine charakteristische Gliederung durch die schmalen, wulstigen Faltenzüge, die jeweils von der Armbeuge bzw. der Achselhöhle ausgehen und sich am Unterarm bzw. am Brustkorb fortsetzen. Am Unterkörper ist das rund herausgearbeitete Gesäß stark betont, ihm entwächst das flach auf der Sockelplatte aufliegende Bein, das in einer gestreckten Fußspitze mit Schuh endet, die bis in die untere Ecke des Reliefs reicht. Das zumeist leicht konisch ausgebildete Bein ist vom Gewand der Figur umhüllt und wird oberseitig von einer Stoffpartie begleitet, die – obwohl es sich um eine liegende Figur handelt – gemäß den geraden Faltenzügen als von Gesäß ‚herabhängend' charakterisiert wird. Diese Gewandpartie füllt den verbleibenden Winkel zwischen Bein, Schuh und oberer Deckplatte. Weitergehende Gewand- und Gesichtsdetails sind bei den vier Figuren jeweils sehr unterschiedlich gestaltet, so dass sie hier folgend im Einzelnen genauer beschrieben werden sollen.

[565] TRÖLLER, Marienfeld, 1935, S. 38 meint dazu: „Ich möchte annehmen, daß das Vorbild nur z. T. sichtbar war; also die gleiche Feststellung wie bei den Pflanzenkapitellen: daß der Steinmetz, sobald er selbständig erfinden soll, unbeholfen wird".

[566] So bereits FONTAINE, Bauornamentik Rheda, 1995, S. 61, 66.

Die liegenden Trägerfiguren des inneren Nordportals ruhen jeweils zu Seiten des Durchganges auf einem flachen Quaderblock in relativer Bodennähe, was im Laufe der Zeit zu stärkeren Bestoßungen geführt hat.

Die östliche Trägerfigur (Abb. 625–627)[567] des Portals ist in ein langes, ungegürtetes Gewand gehüllt, das am leicht zugespitzten Halsausschnitt durch eine breite Zierborte geschmückt ist. Diese zeigt unter der Ausschnittspitze eine halbrunde Verbreiterung, die Ränder sind durch schmale Ritzungen abgesetzt, während ihre Binnenfläche mit elf großen Bohrlöchern strukturiert ist. Die Stauchfalten am Unterarm sind hier nicht – wie die übrigen Falten – als Wülste ausgebildet, sondern als eingetiefte Furchen. Das Gewand fällt am Bein selbst glatt, nur diagonale Zugfalten bilden sich an der Wadenseite hin zum Faltenstrang, der hier eine leichte Wellenlinie ausbildet.

Das bartlose Gesicht der Figur wurde einst geprägt von der heute weitgehend verlorenen Nase. Ausgeprägte Nasolabialfalten leiteten zur heute ebenfalls stark beschädigten Mundpartie über. Die Nase nahm ihren Ausgang von den flachen, gratigen Brauenbögen, über denen die Stirn flach zurückklappt. Unter den Brauenbögen liegen die mandelförmigen, leicht schräggestellten Augen mit ihren ausgeprägten Lidkanten. Überfangen und gerahmt wird das Gesicht von der Haarkalotte, die am Hinterkopf glatt belassen ist, während über der Stirn und an den Seiten durch Ritzlinien eine Haarstruktur angedeutet ist. Von der Stirn gehen zu beiden Seiten jeweils zwei Haarstränge aus, die miteinander verflochten sind und als Seitenbegrenzung des Haarschopfes bis auf die Schultern und den Rücken fließen und dort gegen die vom Gesäß getragene Deckplatte stoßen.

Die westliche Trägerfigur (Abb. 628–629)[568] des Nordportals trägt ein ungegürtetes Gewand aus recht dünnem Stoff, wie die kleinteiligen Falten andeuten. Der im Rund geführte Halsausschnitt des Gewandes ist mit einer breiten Zierborte mit kleinen,

[567] Maße (in cm): L: 68/69 (mit Kopf); B: 29,5: H: 42/21,5 (Kopf-/Beinbereich); Unterplatte H: 5,5; Deckplatte: H: 4,4; Beinrelief: H: 11,4. – Zustand: Die Figur weist eine Reihe von Beschädigungen auf, darunter ein tiefes Loch in der linken Stirnhälfte, drei Furchen auf der Wange darunter, die Nase ist abgängig; darüber hinaus zeigt das Gesicht starke Bestoßungen und ist deutlich berieben. Bei den Händen ist ein weitgehender Verlust der Finger zu beklagen bzw. diese wurden auf die Flucht der Stabkante zurückgearbeitet. Die übrigen Partien sind recht gut erhalten.

[568] Maße (in cm): L: 70/72 (mit Kopf; jeweils mit Bruchkittung); B: 29,5: H: 36,5/21,5 (Kopf-/Beinbereich); Unterplatte H: 5,7; Deckplatte: H: 4,3; Beinrelief: H: 11,5 – Zustand: Auch diese Figur weist eine Reihe von Beschädigungen auf, so ist die Nase größtenteils abgängig; das Gesicht zeigt vielfältige, starke Bestoßungen, v. a. am Kinn und der Mundpartie, darüber hinaus ist es deutlich berieben. Die übrigen Partien einschließlich der Finger sind jedoch recht gut erhalten.

erhabenen Abschlussstegen versehen. In der Mitte, vor der Brust, bildet die Borte eine Spitze aus, die sich in einen tropfenförmigen Zierbesatz ausweitet. Borte und Tropfenfortsatz sind mit Zierbohrungen versehen, wobei ein auffälliger Wechsel in der Detailgestaltung zu beobachten ist: Während der zur rechten Schulter gewandte Bortenteil eine Reihe von vier einfachen, mittig plazierten Bohrlöchern in regelmäßigen Abständen aufweist, findet in Höhe der Bortenspitze, die unregelmäßige Bohrungen aufweist, ein Wechsel statt: Die zur linken Schulter gewandte Borte zeigt nun einen rhythmischen Wechsel von einfachen mittig plazierten (2x) sowie paarigen, übereinander angeordneten Bohrlöchern! Der tropfenförmige Zierbesatz besitzt eine relativ gleichmäßige Anordnung von sechs Bohrlöchern. Entsprechende Borten mit Randstegen und einfachen Bohrlochfolgen finden sich an den Säumen der Ärmel.

Das Gewand selbst und den linken Ärmel strukturieren Wulstfaltenzüge, während der rechte Ärmel gefurchte Falten aufweist. Dies könnte, ebenso wie die ungleiche Bortengestaltung, auf zwei unterschiedliche Kräfte bei der Ausarbeitung der Figur hindeuten. Auch an der Beinpartie taucht eine entsprechende Abfolge von recht dicht angeordneten, gefurchten Falten in drei Streifen auf – zusammen mit ganz flach gekehlten ‚Zwischenfalten' erhält der Stoff dadurch eine sehr feine, kleinteilige Struktur.

Der vorgereckte, bartlose Kopf zeigt eine recht flächige Gesichtsstruktur. Von der verlorenen Nase lassen sich noch die Nasenflügel und zwei gebohrte Nasenlöcher ausmachen. Von der Nasenwurzel gehen flache Brauenbögen aus, unter denen die mandelförmigen, mit deutlichen, leicht wulstigen Lidrändern versehenen Augen liegen. Von der bestoßenen Mund- und Kinnpartie lässt sich nur noch der Mundspalt ausmachen, die Kinnwölbung ist weitgehend verloren. Oberhalb der recht kurzen Stirn setzt die kappenartige Haarkalotte an, die am Oberkopf aus gitterartig verwobenen Haarsträhnen besteht und sich am Rücken in größere, längere Haarsträhnen auflöst. Die den Rundstab umgreifenden Hände sind äußerst präzise durchgestaltet: Die Fingerglieder- und -gelenke, Sehnen auf dem Handrücken und sogar die Fingernägel sind sorgfältig herausgearbeitet.

Die liegenden Trägerfiguren der oberen Altarnische ruhen aufgrund der höheren Anbringung der Dreisäulenbündel, denen sie zugeordnet sind, auf hohen

Untersockeln, so dass sie insgesamt weniger stark beschädigt sind als ihre Pendants am inneren Nordportal.

Die nördliche Figur (Abb. 630),[569] bei der an den Oberarmen noch deutlich die Ausmaße des Werkblocks ablesbar sind, ist in ein knöchellanges Gewand mit betonter Hüftpartie gekleidet. Der Halsausschnitt und die Ärmelbündchen sind hier von Borten mit abgesetztem Rand und schmückenden Bohrlöchern umsäumt. Dabei weist der Halsausschnitt, der eng um den Hals geführt ist, mittig einen geschlossenen ‚Erweiterungsspalt' auf, der von der rahmenden Borte mit ihren insgesamt zwölf Bohrlöchern rechteckig umlaufen wird. Den Gesamteindruck des Gewandes bestimmen hier zudem sehr stark die markanten Faltenwülste an den Ärmeln und dem Brustbereich, darüber hinaus auch an der Beinpartie, das von Gesäß ‚herabhängende' Gewandteil gliedert sich hier in drei wellige Faltenstränge.

Den mit überstrecktem Kinn nach oben gereckten Kopf dominiert die mächtige Haarkalotte. Der Schnitt des breiten Gesichtes darunter wird durch die markant vortretenden Wangen geprägt, auch hier knickt die Stirn an der fast waagerechten Brauenkante stark ab. Nach einem leichten Absatz entwickelt sich die gerundete Nasenwurzel, die mit sehr breiten Nasenflügeln versehene Nase ist durch Abschlagen im unteren Bereich weitgehend verloren. Die Augen unter der Brauenkante sind spitzoval geformt und werden von abgesetzten Lidkanten eingefasst. Dabei wird der äußere Augenwinkel als Furche bis zu den Schläfen fortgeführt. Das untere Drittel des Gesichtes wird durch einen Vollbart eingenommen. Backen- und Kinnbart sind durch parallele Ritzlinien strukturiert, eine weitere Ritzlinie markiert die Grenze zu den Wangen hin. Der Schnurrbart reicht mit seinen langen Barthaaren sogar bis an die Kinnkante. Der vom Bart umschlossene Mund wurde – soweit noch erkennbar – als dreieckige Vertiefung angegeben.

Die Haarkalotte in Form eines Pagenschnitts ist am Hinterkopf glatt belassen, bei den übrigen Partien fallen die nur durch einfache, in größerem Abstand angeordnete Ritzungen angegebenen Haarsträhnen allseits glatt herunter, nur auf Höhe der Augen

[569] Maße (in cm): L: 67,5+x/70,5+x (mit Kopf); B: 38: H: 40/22 (Kopf-/Beinbereich); Unterplatte H: 6; Deckplatte: H: 4,3; Beinrelief: H: 11,7. – Zustand: Die Figur weist Abplatzungen und Bestoßungen an der Nase und am rechten Schnurrbart auf, des weiteren an den Händen, den Schultern und den Flanken. Die obere Gesichtspartie und der ‚Pony' der Frisur sind stark glatt gerieben. – Die von FONTAINE, Bauornamentik Rheda, 1995, S. 60, 65 aufgestellte Behauptung, die „Schwellung" am Hinterkopf der Figur bestünde aus Zement und würde auf ein hier ehemals sitzendes Tier hindeuten, entbehrt jeglicher Grundlage – die Figur besteht vollständig aus Baumberger Sandstein und für ein Tier, das ihr „im Nacken" saß, fehlt völlig der Platz.

ist beidseitig eine kleine Delle zur Andeutung der Ohren angegeben. Der ‚Pony' reicht weit in die Stirn hinein. Die Finger der Hände lassen hier fast alle noch die ausgearbeiteten Fingernägel erkennen.

Die aus zwei Sandsteinblöcken zusammengesetzte südliche Trägerfigur (Abb. 631a, b)[570] der Altarnische trägt ein knöchellanges Gewand, das kapuzenartig über den Kopf bis in die Stirn gezogen ist und auch den Hals bedeckt, so dass es hier keinen Halsausschnitt gibt. Die ‚Kopföffnung' des Gewandes wie auch die Bündchen der Ärmel sind als Borten mit abgesetztem Rand und Bohrlöchern angegeben, wobei die Ärmelbündchen etwas schmaler ausfallen. An der Kopföffnung bildet der Saum s-förmige ‚Überschussfalten' aus, die sich seitlich langsam im Stoff verlaufen. Wie bei der Pendantfigur bestimmen auch hier die wulstigen Faltenzüge an Ärmeln, Brust und Beinpartie die Gewandstruktur, der vom Gesäß ‚herabgleitende' Gewandteil ist durch drei gerade, gratige Stege charakterisiert.

Der Kopf der Figur ist stark mit dem übrigen Körper verschmolzen, der Hinterkopf zeichnet sich unter dem Gewand als ‚Höcker' ab. Vom Gesicht ist nur noch die obere Partie ab der Nase erhalten, die Kinnpartie ist vollständig abgeschlagen und damit verloren. Der Gesichtsschnitt lässt noch markante Wangenknochen erkennen, Ansätze eines Bartes sind jedoch nicht auszumachen. Hinter den Brauenbögen knickt die Stirn flach nach hinten ab. Den Brauenbögen entwächst zudem die markant vortretende, im Querschnitt dreieckige Nase mit gebohrten Nasenlöchern und dem Ansatz eines Schnurrbartes, doch handelt es sich dabei ab der Nasenwurzel um eine jüngere Ergänzung! Unter den Brauenbögen liegen die großen, mandelförmigen Augen mit ausgeprägten, leicht aufstehenden Lidern, die die gewölbten Augäpfel rahmen. – Die Hände und Finger sind meist bestoßen, nur an den Daumen sind noch die ausgearbeiteten Fingernägel erkennbar.

[570] Maße (in cm): L: 54,5 (31,5 + 23) / 60,5 (mit Kopf); B: 38: H: 34,5/21,5 (Kopf-/Beinbereich); Unterplatte H: 5,5; Deckplatte: H: 4,5; Beinrelief: H: 11,5. – Zustand: Die Kinnpartie der Figur ist abgeschlagen, hinzu kommen Bestoßungen im Gesicht, an der Kapuze, an den Schultern und an den Händen. Offenbar hat die Figur an der Fehlstelle am Kinn im 19. Jahrhundert eine Ergänzung erfahren, wie der Beschreibung von SCHMIDT, Burgcapelle, 1900, S. 82 zu entnehmen ist: „Zwar ist das Gesicht der weiblichen Figur [= südliche Trägerfigur] zur Zeit durch einen gelegentlich einer früheren Wiederherstellung der unteren, abgeschlagenen Gesichtshälfte mit Cement versehentlich angefügten Schnurbart, modern und spitz ausgezogen, verunstaltet [...]"; ebenso GAUL, Rheda, 1955, S. 204: „[...], an der Altarnische ist die linke Figur ein Mann, während die rechte ursprünglich eine Frau darstellte, deren Kopf nach einer Beschädigung in einen bärtigen Männerkopf (in Zement) verwandelt worden ist". – FONTAINE, Bauornamentik Rheda, 1995, S. 60 behauptet irrtümlich, beim Abschlagen der „Haarkalotte aus Zement" – von der Schmidt und Gaul gar nichts schreiben (!) – sei in den 1940er Jahren die buckelartige Schwellung am Hinterkopf zum Vorschein gekommen.

Eine durchaus zu vermutende ikonographische Bedeutung der vier liegenden Trägerfiguren bleibt unklar. Nur wenige Autoren haben sich überhaupt dahingehend geäußert: So vermutet Schmidt in den Trägerfiguren an der oberen Altarnische, die er als männlich und weiblich ansieht,[571] eine Darstellung des „Grafen Widekind und seine[r] Gemahlin", in denen er die Bauherren der Kapelle sieht.[572] Gaul hingegen formuliert seine Deutungsvorschläge bewusst als Frage: „Sollen diese Figuren etwa verdammte Seelen symbolisieren? Oder soll[t]en sie nur dekorativ an die Stelle der bekannteren Löwenfiguren getreten sein?".[573] Lobbedey sieht in den beiden Trägerfiguren des inneren Nordportals jeweils eine „männliche Figur", in den entsprechenden Pendants der oberen Altarnische „ein[en] Mann und eine nicht gedeutete Figur".[574]

Bei den beiden liegenden Trägerfiguren des inneren Nordportals dürfte es sich – trotz der ungewöhnlichen Haartracht – in der Tat um männliche Figuren handeln. Die geflochtenen langen Haarsträhnen der östlichen Figur könnten dabei sogar an die alttestamentliche Heldenfigur des Samson (Ri. 13–16) denken lassen, dessen Kraft in seinen Haaren lag und der, nachdem ihm Delila die Haare geschoren hatte und er, nun kraftlos, von den Philistern geblendet worden war, mit nachgewachsenen Haaren wiedererstarkt bei einem Opferfest im Haus des Gottes Dagon musizierte und dabei die beiden stützenden Mittelsäulen einriss, so dass das einstürzende Haus alle versammelten Philister, ihre Fürsten und auch Samson selbst erschlug (Ri. 16, 23–31) – möglicherweise ist die langhaarige Figur also als Samson unter den (Säulen-) Trümmern des Dagon-Hauses zu lesen.

Die nördliche Figur der oberen Altarnische zeigt in der Tat zeitgenössische Haar- und Barttracht sowie Kleidungsmotive, so dass eine Deutung als ‚Ritterfigur' oder Edelmann nicht ganz abwegig ist, doch erscheint eine Deutung als den Burggründer Widukind von Rheda wenig wahrscheinlich – auch hier entzieht sich die Figur letztlich einer genaueren Identifizierung. Genauso muss wohl ihr südliches Pendant in der Deutung unklar bleiben: Die Lesung als weibliche Figur ist zwar nicht völlig

[571] SCHMIDT, Burgcapelle, 1900, S. 82 schreibt: „es unterliegt aber keinem Zweifel, dass die Figur eine weibliche sein soll, da der Busen deutlich unter dem Gewande bezeichnet, und letzteres ganz anders als das der bärtigen Figur gebildet ist".
[572] Ebd., S. 82, 84 (von dort Zitat).
[573] GAUL, Rheda, 1955, S. 204.
[574] LOBBEDEY, Westfalen, 1999, S. 171, 173.

von der Hand zu weisen, erscheint jedoch aufgrund der kapuzenartigen Gewandgestaltung eher fraglich. Einer von der Gewandform her zunächst naheliegenden Deutung als ‚Mönch' stehen die für eine Mönchskutte zu aufwendigen Bortenbesätze entgegen.

Vielleicht trifft letztendlich wirklich die von Otto Gaul geäußerte Vermutung zu, dass es sich um Verdammte handelt, die hier in eine dem Guten dienende Funktion, nämlich das ‚Säulentragen des Tempels Gottes', gezwungen werden. Dies ließe sich auch mit der allgemeinen Lesart des hier mitschwingenden antiken Atlasmotivs vereinbaren, derzufolge Atlas bereits seit der Antike auch als ‚schwertragender Büßer' angesehen wurde.[575]

6.1.2.1. Typologische und stilistische Herleitung der liegenden Trägerfiguren

Menschliche Figuren als Lastenträger begegnen häufig in der romanischen Skulptur, insbesondere in den Werken der oberitalienischen Bildhauerkunst. Zu nennen sind etwa die säulentragenden, über den Löwenfiguren positionierten Atlanten (Telamone) an den seitlichen Westportalen (um 1122–1130) des Domes zu Piacenza sowie am Hauptportal (um 1135) des Domes zu Ferrara, die jeweils Meister Nicholaus und seiner Werkstatt zugeschrieben werden.[576] Ebenfalls für diese belegt sind die Westportale von S. Zeno Maggiore (um 1138) und des Domes (ab 1139) in Verona, an deren Vorhallenstirnen in den Bogenzwickeln ebenfalls kleine Atlantenfiguren erscheinen (Abb. 1395, 1397).[577] In der unmittelbaren Nachfolge dieser genannten Trägerfiguren stehen auch die beiden Atlanten an den Schmalseiten des Kreuzgangnordflügels der Abteikirche Königslutter[578] sowie diejenigen am Nordwestportal (um 1150) von St. Servatius in Maastricht.[579] Atlanten als Säulenträger finden sich zudem am Lettner (um 1170–1175) des Domes zu Modena, einstmals auf Zweien der Löwen, heute unter dessen vorspringender Kanzel.[580]

[575] So BROSCHEIT, Figürliche Darstellungen, 1990, S. 261 mit Verweis auf eine Deutung Herbert von Einems zur Domkanzel in Pisa.
[576] POESCHKE, Skulptur Italien Romanik, 1998, S. 81–84, dazu Taf. 41, 42 (Piacenza), S. 87–90, dazu Taf. 49, 54 und Abb. 43 (Ferrara).
[577] Ebd., S. 90–94 (S. Zeno), dazu Taf. 57, 59; S. 94–97 (Dom), dazu Abb. 47.
[578] S. dazu GOSEBRUCH/GÄDEKE, Königslutter, 1985, S. 16, dazu Abb. S. 72, 73. – Zu Königslutter allgemein s. oben, Anm. 533.
[579] DEN HARTOG, Meuse Valley, 1992, S. 127–128, dazu Abb. 200.
[580] POESCHKE, Skulptur Italien Romanik, 1998, S. 115, dazu Taf. 87, 89.

In Südfrankreich, in der Provence, finden sich Atlantendarstellungen etwa an den Konsolen des Südportals von Ste.-Marthe (Mi. 12. Jahrhundert) in Tarascon (Bouches-du-Rhône) und als Weihwasserbecken-Träger im Kreuzgang (E. 12. Jahrhundert) der Kathedrale in Arles, in der Île-de-France am südlichen und nördlichen Portal der Westfassade (um 1130/35–1140) von St.-Denis, im Burgund etwa am Westportal (1. Hälfte 12. Jahrhundert) von Anzy-le-Duc (Saône-et-Loire).[581]

Lastenträger gibt es darüber hinaus auch in vielfältiger Form bei den westfranzösischen Bauten des ‚Style Plantagenêt'. Anzuführen wären etwa als recht frühe Beispiele die fünf hockenden Trägerfiguren (darunter Abraham und König David) an den Rippenansätzen des westlichen Mittelschiffjoches und der Südwestrippe des anschließenden Joches der Kathedrale St. Julien in Le Mans (Sarthe; Abb. 791), deren Langhauswölbung 1153 begonnen und bis 1158 vollendet wurde, und der etwa zeitgleichen Südvorhalle der Kathedrale (mit nackten Atlanten).[582] Außerdem sind zu nennen die als Atlantenfiguren gestalteten Evangelisten als Rippenanfänger in der Vierung (vor 1177) der Abteikirche von Aigue-Vive (Loir-et-Cher),[583] des weiteren eine Reihe von Köpfen und menschlichen Dreiviertelfiguren als Basen der rahmenden Dienste an den Fenstern von Haupt- und Nebenchor von St.-Maurice in Chinon (um 1210–1220; Abb. 778);[584] in ähnlicher Weise dienen Dämonenköpfe und -atlanten als Auflager der Wanddienste der Großen Halle (um 1190–1205) im Herzogspalast von Poitiers (Abb. 816).[585]

Genannt seien weiterhin drei hockende Figuren mit gereckten Armen, die eine Säulenbasis tragen, an einer Konsole am Zugang zur Altarnische (um 1200) des Nordquerhauses von St.-Martin in Candes (Abb. 767),[586] sodann eine männliche Büste mit Dämon im Nacken an einer Konsole der nördlichen Nebenapsis (Anfang 13. Jahrhundert) der Klosterkirche St.-Georges-du-Bois bei St.-Martin-des-Bois (Loire-et-Cher),[587] sowie ebenda zwei weibliche Büsten an den über Bodenhöhe

[581] PORTER, Romanesque Sculpture, 1923, Bd. IX, Abb. 1404a/b (Tarascon), 1363 (Arles); Bd. II, Abb. 24 (Anzy-le-Duc). Diese und der Verweis auf St.-Denis bei BROSCHEIT, Figürliche Darstellungen, 1990, S. 262.
[582] MUSSAT, Le style gothique, 1963, S. 95–107; SCHREINER, Südwestfrankreich, 1963, S. 119, dazu Abb. 116, 117; MUSSAT, L'espace Plantagenêt, 1986, S. 120, 126.
[583] SCHREINER, Südwestfrankreich, 1963, S. 119, 165, dazu Abb. 95.
[584] MUSSAT, Le style gothique, 1963, S. 227, 345; SCHREINER, Südwestfrankreich, 1963, S. 91–92 (nur allgem. zur Kirche, er erwähnt die Konsolköpfe nicht), 183, Kat. Nr. 18.
[585] BLOMME, Poitou gothique, 1993, S. 280–282.
[586] SCHREINER, Südwestfrankreich, 1963, S. 85, dazu Abb. 68.
[587] Dazu allgemein MUSSAT, Le style gothique, 1963, S. 314–315.

abgefangenen Dienstbasen in der Nordwestecke des Langhauses. Sodann eine Gruppe von Kopfkonsolen und hockenden Trägerfiguren unter den Stummeldiensten der Querhauswölbung (um 1210/20) der Abteikirche Ste.-Trinité in Vendôme (Abb. 821),[588] fernerhin zwölf armlose Konsolbüsten unter den Stummeldiensten der Sakristeiwölbung (um 1210/20) der Kanonissenstiftskirche Ste.-Radegonde in Poitiers (Abb. 815).[589] Zu erwähnen ist schließlich noch eine gemalte kniende Atlantenfigur als Träger der ebenso gemalten östlichen Scheitelrippe als Teil des Ausmalungssystems (Ende 12. Jahrhundert) im Vierungsgewölbe der ehemaligen Stiftskirche St.-Martin in Angers (Maine-et-Loire; Abb. 742).[590]

Im Elsass ist als frühe Atlantendarstellung der äußere Reliefstreifen der Westportalrahmung (um 1130) von St. Peter und Paul in Andlau zu nennen.[591]

Im Westfalen benachbarten Rheinland, von wo oftmals Anregungen im Bereich der Architektur und der Bauskulptur aufgenommen wurden, finden sich hingegen kaum Darstellungen von Lastenträgern – zu nennen sind hier allein als recht späte Beispiele die Atlantenfiguren auf den Abkragungskonsolen über dem Chorgestühl im Chorjoch (um 1220/30) der Abteikirche St. Ludgerus zu Essen-Werden sowie der reliefierte Sockel einer Säule des 1777 abgebrochenen Baldachins über dem Hauptaltar (um 1230) der Stiftskirche (Dom) in Limburg an der Lahn (Abb. 1355): Er zeigt auf allen vier Seiten hockende, in Wämser gekleidete Männergestalten, die auf ihren Schultern den Überstand der Säulenbasis tragen.[592]

Bei den genannten oberitalienischen wie auch den westfranzösischen Beispielen von menschlichen Figuren als Lastenträger handelt es sich jedoch durchweg um Atlanten oder Konsolfiguren, die die zu tragende Last entweder mit Kopf und Händen oder nur mit dem Kopf in aufrechter Haltung tragen, in Limburg wird sie ‚geschultert'. Bei den Rhedaer Figuren ruht die Last der Dreisäulenbündel hingegen auf dem

[588] Dazu MUSSAT, Le style gothique, 1963, S. 327; SCHREINER, Südwestfrankreich, 1963, S. 19–21, dazu Abb. 71–73.
[589] MUSSAT, Le style gothique, 1963, S. 264–267, hier S. 266; SCHREINER, Südwestfrankreich, 1963, S. 192, Kat. Nr. 39; BLOMME, Poitou gothique, 1993, S. 263–270, hier S. 266; ANDRAULT-SCHMITT, L'Architecture Angevine, 2004, S. 102, dazu Abb. S. 107 unten.
[590] FORSYTH, St. Martin, 1953, Abb. 54, zur Ausmalung S. 184–185 einschl. Anm. 67, und S. 224–227, Appendix VIII. – Zum Kirchenbau s. zuletzt BLOMME, Anjou gothique, 1998, S. 66–71, PRIGENT/PERRIN, Saint-Martin d'Angers, 2006.
[591] BUDDE, Romanische Skulptur, 1979, Taf. 141, dazu Text S. 73–74. Verweis darauf bei BROSCHEIT, Figürliche Darstellungen, 1990, S. 262.
[592] KLOFT, Limburg, 2004, S. 61/63, dazu Abb. 140, vgl. auch Abb. 136.

Unterkörper der liegenden Gestalten, während Kopf und Oberkörper frei von Auflast sind. Durch diesen konzeptionellen Unterschied heben sie sich deutlich ab von den zuvor angeführten Atlantenfiguren und Konsolbüsten, so dass diese nur prinzipiell als ‚Lastenträger' vergleichbar sind und daher eher grundsätzlich anregend gewirkt haben könnten.[593] Konkretere Vorbilder für die Rhedaer Trägerfiguren sind freilich woanders zu suchen.

Lastenträger in Form von liegenden Trägerfiguren mit frei entwickeltem Oberkörper, wie sie in Rheda ausgebildet sind, finden sich in der Bauskulptur des 12./13. Jahrhunderts äußerst selten. Als unmittelbarer Vergleich bieten sich allein die liegenden Trägerfiguren der Zwerchgalerien des Ost- und Westchores am Dom zu Worms an, worauf erstmals Joachim Fontaine aufmerksam machte.[594] Die ältere der beiden Gruppen befindet sich an der Zwerchgalerie der Ostchorfassade (um 1150/70?; Abb. 1409, 1410): Hier fußen die Basen der Galeriesäulchen auf einer Sohlbank auf, wobei jeweils unter den Säulenbasen liegende Figuren von Menschen und Tieren hervorkommen. Diese treten protomenartig nur als Büsten in Erscheinung und strecken ihre Hände respektive ihre Pfoten auf der schrägen Sohlbank aus. Diese Trägerfiguren fanden eine reiche Nachfolge an der Zwerchgalerie am Westchorpolygon des Domes (Abb. 1411–1415), das vermutlich bei der Schlussweihe 1181 weitgehend vollendet war.[595] Dort entspringen die menschlichen und tierischen Trägerfiguren, darunter zumeist Löwen und sonstige Bestien, unmittelbar der Plinthe der Säulenbasis, so dass das Auflasten der Säulen auf den Trägerfiguren nun noch deutlicher zum Ausdruck kommt.[596] Dazu bäumen sie sich stärker nach oben als diejenigen der älteren Gruppe, ähnlich den Rhedaer Figuren. Einige der menschlichen Gestalten, darunter ein Bischof (Abb. 1412), sind sogar mit

[593] Auch GAUL, Rheda, 1955, S. 204 schreibt bezeichnenderweise: „Die Verwendung von solchen sphinxartigen Menschenfiguren als Sockelfiguren, auf denen Säulen ruhen, ist ein Ausnahmefall, und es dürfte nicht so leicht sein, dies Motiv anderswo nachzuweisen (vielleicht in einer oberitalienischen Kirche?)".

[594] FONTAINE, Bauornamentik Rheda, 1995, S. 63–65. – Zum Wormser Dom grundlegend: WINTERFELD, Worms, 1989 [außerdem jüngst SCHULTEN/UNTERMANN, Wormser Dom, 2018].

[595] S. dazu WINTERFELD, Worms, 1989, S. 11; SCHÜTZ/MÜLLER, Deutsche Romanik, 1989, S. 208; WINTERFELD, Wormser Westbau, 1990; WINTERFELD, Kaiserdome, 1993, S. 168, 178–180, 202–203. – Zur jüngsten Umdatierung der Wormser Ostfassade s. UNTERMANN/KEIL, Worms, 2010, v. a. S. 20 [außerdem SCHULTEN/UNTERMANN, Wormser Dom, 2018].

[596] S. dazu WINTERFELD, Worms, 1989, S. 19, dazu Abb. S. 32, 37, 38 unten; WINTERFELD, Kaiserdome, 1993, S. 179, 205, dazu Bild 48.

agierenden Armen dargestellt. Aber auch hier bleiben die lasttragenden Liegefiguren – wie beim Ostchor – auf die Darstellung des Oberkörpers beschränkt.[597]

Gleiches gilt für zwei etwa gleichzeitig entstandene Trägerfiguren in der um 1160 begonnenen, 1196 geweihten Ostapsis des Trierer Domes: Über den Kämpfern der die Fenster rahmenden Bögen steigen schlanke Schiefersäulen als Rippenträger auf. Deren Basen ruhen bei den beiden südlichen Säulchen auf dem Rücken von zwei männlichen, halbfigurigen Trägerfiguren auf (Abb. 1417a, b), die sich aufbäumen und in die langen Bartspitzen fassen (‚Bartraufer').[598]

In Rheda geht der Entwerfer der liegenden Trägerfiguren hingegen weiter als in Worms und Trier und suggeriert sogar eine Ganzfigurigkeit, auch wenn dies nur an der ‚freien' Seite der Trägerfiguren durch die Darstellung des Unterkörpers in Flachrelief geschieht. Für diese Verbindung von vollplastischem Teil und Flachrelief verweist Joachim Fontaine zum Vergleich auf zwei mittelrheinische Kämpfersteine (2. Hälfte 12. Jahrhundert) im Dom- und Diözesanmuseum in Mainz, die einen Löwen und eine Sphinx darstellen und bei denen der Kopf ebenfalls vollplastisch, der übrige Körper hingen als in die Architektur eingebundenes Flachrelief wiedergegeben ist.[599]

Die ebenfalls ungewöhnliche Darstellungsweise, dass die liegenden Trägerfiguren mit ihren Händen einen Rundstab umgreifen, der auf der Vorderkante der Plinthe liegt, scheint unmittelbar von den Löwenfiguren der Westarkade übernommen zu sein, die dieses Motiv, das eigentlich als Schriftrolle zu verstehen ist, ihrerseits offenbar wiederum von den Portallöwen aus Oberpleis und St. Andreas in Köln entlehnt haben (s.o.).[600]

Die in ihrer Form höchst außergewöhnlichen liegenden Trägerfiguren unter den Dreisäulenbündeln der Burgkapelle in Rheda dürften für die Gestaltung als Lastenträger ihre Anregungen von Atlanten- und Konsolfiguren erhalten haben, wie

[597] Ebenfalls dem Wormser Kunstkreis zuzuordnen ist die Bauskulptur der Prioratskirche St. Johann bei Zabern (St.-Jean-Saverne) im Elsass, wo sich ebenfalls eine Atlantenfigur findet, die – allerdings recht flächig angelegt – einen Konsolstein ziert. S. dazu MEYER, Worms, 2001, S. 24, dazu Fig. 7.

[598] Zur Ostapsis des Trierer Domes s. KUBACH/VERBEEK, Rhein und Maas, 1976, Bd. II, S. 1098–1103 (hier auch die gesamte ältere Literatur); zu den Trägerfiguren, denen im Norden ein Löwe und ein Kopf (ohne ausgeprägten Körperansatz) entsprechen und die bisher kaum Beachtung gefunden haben, s. ebd., Abb. 1961, 1962 (hier Abb. 1417a, b).

[599] FONTAINE, Bauornamentik Rheda, 1995, S. 66; leider macht er keine näheren Angaben zu Herkunft und Datierung.

[600] So bereits ebd., S. 66.

sie sowohl in Oberitalien seit dem frühen 12. Jahrhundert als auch in Westfrankreich seit der Mitte des 12. Jahrhunderts verstärkt auftreten.

Die konkrete Form als liegende Trägerfigur scheint jedoch den Figuren unter den Säulenbasen der Zwerchgalerie am Westchor des Wormser Domes (Abb. 1414–1415) sowie der Blendgliederung in (!) der Ostapsis des Trierer Domes (Abb. 1417a, b) entlehnt zu sein. Eine Kenntnis der Wormser, in der Gesamterscheinung der beiden Chöre – insbesondere des Westchores – sehr prägnanten, dazu damals gerade erst fertiggestellten und somit hochaktuellen Trägerfiguren durch den ‚Entwerfer' der Rhedaer Figuren kann wohl vorausgesetzt werden, da bei allen Unterschieden im Detail die strukturelle Übereinstimmung bis hin zum Aufbäumen der Oberkörper doch sehr weitgehend ist. In Trier kommen zudem noch die Verwendung im Inneren und die Kombination mit schwarzen Schiefersäulen hinzu.

Motivische und stilistische Details weisen – was nicht überraschend ist – auf eine Fertigung durch dieselben Bildhauer, die auch die Löwenfiguren und die Kapitelle der Dreisäulenbündel geschlagen haben (siehe Kap. D.6.5.).

6.1.2.2. Die ‚Nachfolge' der Rhedaer Trägerfiguren

Die Rhedaer Trägerfiguren fanden eine gewisse Nachfolge im unmittelbaren westfälischen Umfeld. Zu nennen ist zunächst eine Konsole mit Atlantenfigur, die eine Säulenbasis trägt (Abb. 968), eingefügt als Spolie der spätromanischen Choranlage an einem der spätgotischen Chorstrebepfeiler der großen Marienkirche in Lippstadt (siehe Kap. C.10.4.1.3.2.).[601] Neben dem recht schematischen Kopf erscheinen auch Schultern und Arme, die mit diesem zusammen die Last der Säulenbasis aufnehmen. Auch hier erscheint die Figur vornehmlich horizontal gelagert mit aufgerichtetem Kopf – da es sich jedoch um eine ‚klassische' Konsolfigur handelt, sind die Vergleichspunkte mit Rheda eher genereller Natur.

Größere Übereinstimmungen zeigen dann jedoch die Kragfiguren unter den Nischensäulen an den Wänden der Paradiesvorhalle (errichtet ab 1225) des Domes zu Münster (Abb. 1407a, 1408).[602] Beim zur ursprünglichen Planung gehörenden Gliederungssystem der Nordwand mit den Apostelstatuen ruhen die sehr hoch

[601] S. dazu STROHMANN, Lippstadt, 1999, S. 485 und Abb. 421.

[602] Der Vergleich erstmals bei TRÖLLER, Marienfeld, 1935, S. 39; sodann bei FONTAINE, Bauornamentik Rheda, 1995, S. 70–71.

aufgesockelten, gewirtelten Säulen auf menschlichen Büstenfiguren, die in das Blatt- und Rankenwerk eines umlaufenden Rankenfrieses integriert sind.[603] Die Säulen der Nischenarkaden der nur wenig später – in den 1230/40er Jahren – nachträglich eingefügten Füllwände im Osten und Westen ruhen hingegen oberhalb des Rankenfrieses (auf Höhe der hohen Säulenplinthen der Nordseite) auf fünf menschlichen Gestalten und einer Löwenfigur.[604] Erstere – zwei weibliche und drei männliche Figuren – sind als Dreiviertelfiguren ausgebildet (Abb. 1408b), die horizontal aus der Wand hervorkommen und sich dann mit dem Oberkörper nach oben bäumen. Die Arme halten dabei zumeist einen (heute teilweise verlorenen) Gegenstand bzw. Drachen oder sie werden vor der Brust gekreuzt.[605] Wie in Rheda ruht hier die Säulenlast auf dem Unterkörper, während sich der Kopf frei erhebt. Diese strukturelle und kompositionelle Übereinstimmung macht es wahrscheinlich, dass die münsterschen Trägerfiguren – obwohl sie als vorkragende Konsolfiguren ausgebildet sind – nach dem Vorbild der liegenden Trägerfiguren in Rheda gestaltet wurden.[606]

6.2. Die Kapitellskulptur

6.2.1. Die Kapitelle der Dreisäulenbündel

Die durchweg aus feinem Baumberger Sandstein geschlagenen Kapitelle der vier Dreisäulenbündel am inneren Nordportal und der oberen Altarnische besitzen grundsätzlich denselben Aufbau: Es handelt sich jeweils um drei Kelchblockkapitelle, die rechtwinklig über Eck angeordnet und am Kapitellblock jeweils miteinander verschmolzen sind. Entsprechend verfügen sie über eine gemeinsame Abakusplatte, die mit zum Teil variierend positionierten Abakusknäufen versehen ist. Auch die Halsringe, die jedes der Kapitelle umlaufen, sind miteinander verbunden, indem ihr Wulstprofil am eckigen Pfeilerkern fortgeführt wird. Die

[603] PIEPER/MÜLLER, Paradies, 1993, S. 61, 70, dazu Abb. 125–127, 162–164.

[604] Ebd., S. 77, dazu Abb. 92, 93, 96, 97, 103, 107, 110. Bis auf den Löwen und die rechte Figur der Ostseite wurden alle Köpfe der Figuren bei der Restaurierung um 1880 erneuert. – Zur baugeschichtlichen Einordnung und Datierung der nachträglich eingefügten Teile s. LOBBEDEY/SCHOLZ, Baugeschichte Münster, 1993, S. 283 (Bauphase III), 307–308.

[605] Ebd., S. 77, werden die gehaltenen Gegenstände z. T. irrtümlich gedeutet: So dürfte die mittlere, männliche Figur der Westseite kein „kelchartiges Gefäß“, sondern eine Harfe halten (was eine mögliche Deutung als König David erwägenswert macht), die linke, weibliche Figur hält keine Vögel, sondern dürfte ehedem zwei Drachen an ihren Brüsten genährt haben (Drachenköpfe und Brüste wurden später abgeschlagen).

[606] Auch FONTAINE, Bauornamentik Rheda, 1995, S. 70–71 verweist zum Vergleich auf die Tragefiguren im Domparadies zu Münster, lehnt jedoch eine unmittelbare Beziehung beider Figurenkomplexe ab.

Werkblöcke der Kapitelle binden dabei jeweils in das seitlich anschließende, nicht jedoch in das rückwärtige Mauerwerk ein.

Die Kapitelle sollen hier – erstmals in der Forschung zu Rheda überhaupt[607] – eingehend beschrieben werden, um Komposition, Details und Gestaltungsprinzipien präzise zu erfassen.

6.2.1.1. Die Kapitelle am inneren Nordportal[608]

Das westliche Dreierkapitell (Abb. 635–637) besitzt eine leicht eingeschwungene Abakusplatte, die zusätzlich zu den jeweils mittig sitzenden Abakusknäufen auf der Ostseite noch über einen weiteren, dreiseitig gebrochenen Knauf über der Mitte des südlichen Kapitells verfügt.

Die Hauptdarstellung des Kapitells bildet in der Diagonalansicht die figürliche Szenerie, wie eine Jünglingsgestalt von zwei Drachen niedergedrückt wird. Der abgebrochene, heute in Plastilin ergänzte Kopf des Jünglings erscheint über dem Halsring, die Hände seiner angewinkelten Arme halten sich am Halsringwulst fest, wobei jeweils alle fünf Finger sichtbar sind, an der Linken des Jünglings sind zudem noch die angedeuteten Fingernägel zu erkennen. Die Ärmel werden von diagonal verlaufenden, gefurchten Falten gegliedert, die Stoffpartien dazwischen sind leicht gewölbt. Ihre gekehlten Bündchen sind mit je drei Bohrlöchern verziert.

Die Haltung des Jünglings ist bedingt durch zwei Drachen, die mit ihren Füßen auf Kopf und Schultern des Jünglings stehen und ihn so niederdrücken. Die beiden zweibeinigen Drachen, deren Leib von den Flügeln bedeckt wird, sind weitgehend spiegelsymmetrisch auf der Ecke im oberen Teil des Kapitells angeordnet. Dabei stoßen ihre Köpfe aneinander und verschmelzen fast. Die Form der Drachenköpfe ist sehr differenziert angegeben: Die abgesetzte Schnauze wurde sehr detailliert gestaltet, insbesondere mit dem zähnefletschenden Maul. Ein innerer Rand, der die gebleckten Zähne umfasst, wird eingerahmt von einem leicht gewölbten Lippenrand. Dieser ist schließlich noch von einer Reihe Bohrlöcher umgeben. Die

[607] Zumeist wird in der Literatur nur kurz die Darstellung benannt, und selbst FONTAINE, Bauornamentik Rheda, 1995, S. 41–43 bietet nur eine summarische Beschreibung der Kapitelle.

[608] SCHMIDT, Burgcapelle, 1900, S. 83; LUDORFF, Kreis Wiedenbrück, 1901, S. 57; TRÖLLER, Marienfeld, 1935, S. 39; GAUL, Rheda, 1955, S. 203; DEHIO, Westfalen, 1969, S. 480; MAUÉ, Bauformen, 1975, S. 104; MÜHLEN, Rheda, 1979, S. 8; BROSCHEIT, Figürliche Darstellungen, 1990, S. 248; FONTAINE, Bauornamentik Rheda, 1995, S. 40–51; LOBBEDEY, Westfalen, 1999, S. 171; DORN, Herford, 2006, S. 137; KEMPKENS, Bernhard II., 2008, S. 116; DEHIO, Westfalen, 2011, S. 908.

Schnauzenspitze nimmt eine schmale, dreieckige Nase ein. Oberhalb des Mundwinkels befindet sich das mandelförmige, leicht gewölbte Auge, eingefasst von einem zarten Lidrand; die angedeuteten Augenbrauen sind beim östlichen Drachen noch zusätzlich durch drei kleine Bohrlöcher akzentuiert. Es schließen sich die spitzen Ohren an, wobei das vordere in der Vorderansicht, das heißt mit offenem Gehörgang, wiedergegeben ist, das andere hingegen als aufgestelltes Ohr in der Rückansicht. Letzteres schließt mit dem Gegenstück des anderen Drachen die Ecke der Abakusplatte ein.

Beide Drachen besitzen eine mähnenartige ‚Halskrause', wobei diejenige des östlichen eine geriefelte Haarstruktur besitzt und mit einer Folge von Halbkreisen abschließt, während sie beim westlichen als Löwenmähne aus zwei Reihen von geschwungenen, am Ende eingerollten Lockensträhnen gestaltet wurde, deren Spitzen sich in der oberen Reihe nach rechts, in der unteren nach links wenden. Den kugeligen, etwas plumpen Drachenkörper bedecken oberseitig die großen, langen Flügel, die aus drei Federreihen aufgebaut sind und mit ihrer Spitze den mittig plazierten Knauf der Abakusplatte berühren. Seitlich der Brust entwachsen dem Leib die zwei stämmigen Beine, wobei das vordere, äußere sehr plastisch, das jeweils hintere, innere nur als Flachrelief herausgearbeitet ist. Die äußeren Beine enden in dreizehigen, krallenbesetzten Klauen, die auf den Schultern des Jünglings aufruhen, während die jeweils inneren Beine, die einander an den Tatzen berühren, sich auf den Kopf des Jünglings stützen, wobei hier heute aufgrund der Beschädigung und Erneuerung des Jünglingskopfes keine differenzierte Klauengestaltung mehr erhalten ist.

Unter den Flügelenden wachsen die vegetabil gestalteten Schwänze der Drachen heraus, die jeweils individuell gestaltetes Rankenwerk ausbilden. Der gerippte Drachenschwanz der Nordseite bildet recht bald Knospenansätze mit Rankenfortsätzen aus, deren unterer die westliche Restfläche des Eckkapitells füllt, wobei der entsprießende Stengel sich nochmals teilt: Während der gerippte Hauptstengel in leichtem Schwung hinabstrebt bis zum Halsring, um dort aufzustoßen und in einem gerippten Dreiblatt zu enden, kringelt sich der an einem Knospenansatz entsprießende, gleichermaßen gerippte Zweig spiralförmig ein und füllt das Spiralzentrum mit einem gerippten Dreiblatt. Der Hauptteil des

Blattschwanzes wächst jedoch zum Westkapitell hinüber. Seine Mittelrippe folgt einem Stengel, der hinabführt bis zum Halsring, wo er in einem nach links gewendeten Dreiblatt endet, dessen seitliche, hakenförmige Blätter durch tiefe Bohrlöcher betont sind. Ein weiterer Stengel, dessen Rippung vom unterseitigen ersten Knospenansatz ausgeht, wiederholt die Form des vorgenannten Blattstengels fast wörtlich. Ein kurzer, ebenso gerippter Zweig entsprießt schließlich einem oberen Knospenansatz und endet nach kurzer Rückwendung in einem aufgefächerten gerippten Dreiblatt. Diesem entspricht fast spiegelbildlich ein ebenfalls geripptes Dreiblatt, das an der westlichen Ecke des Kapitells als Eckmotiv fungiert. Sein Stengel entwächst einem Stengelmassiv, das über dem Halsring aufsteigt und die westliche Restfläche des Kapitellkelchs mit einem großen, dreifach geteilten Blattlappen füllt, wobei nur die Rippe des kleinen, östlichsten Blattes bis zum Halsring hinabreicht.

Auch der Schwanz des Drachens auf der Ostseite ist mit einer markanten, gratigen Rippe versehen und teilt sich in vier Stengelteile auf: An einem Knospenansatz der Unterseite zweigt ein Stengel ab, der zum Eckkapitell zurückkehrt und mit seinem glatten, wulstigen Hauptzweig hinabwächst bis zum Halsring, wo er in einem nach links gewendeten glatten Dreiblatt endet. An einem oberseitigen Knospenansatz zweigt ein weiterer, nun gerippter Stengel ab, der sich spiralartig zurückbiegt und mit seinem gerippten Dreiblatt die Restfläche zwischen Drachenleib und Hauptstengel füllt.

Der Hauptteil des Blattschwanzes entfaltet sich jedoch auf dem südlichen Kapitell, wo sich der Hauptstamm wiederum in zwei Teile aufspaltet. Der untere wächst mit seinem glatten Stengel bis zum Halsring hinab, um in einem einwärts gerichteten Blattlappen auszulaufen. Der zweite, nun gerippte Hauptteil wächst nach unten, steigt jedoch u-förmig wieder auf und biegt an der Abakusplatte um, um dort ein abwärts geneigtes, aufgefächertes geripptes Dreiblatt als Eckmotiv auszubilden. Mit ihm korrespondiert in etwa spiegelbildlich ein geripptes Dreiblatt an kurzem, zurückgebogenem Stengel, der dem oberseitigen Knospenansatz des Hauptstammes entspringt. Die Ost- und Südseite des Kapitellkelchs bedeckt ein breiter glatter Blattansatz, der vom Halsring aufsteigt. Ihm entwächst ein recht breiter Blattstengel, der den Tiefpunkt des u-förmigen Hauptstengels hinterkreuzt, um diesen dann mit

einem abwärts geneigten, nun gerippten Dreiblatt zu überlappen. Ein weiteres, mittig durch eine Furche geteiltes, schlankes Fünfblatt in der Diagonalposition, das in seinem rechten Bereich heute abgeplatzt ist, steigt gegen das Eckblatt des Kapitellblocks auf – ein klassisches Eckmotiv. Daneben steigen auf der Südseite weitere, aber kaum einsehbare Blattstengel auf.

Auch beim östlichen Dreierkapitell (Abb. 632–634) ist die gemeinsame Abakusplatte leicht eingeschwungen. Auf ihrer Nordseite findet sich ein leicht aus der Mitte nach Osten verschobener, gerundeter Abakusknauf, während der mittig plazierte Knauf der Westseite hier durch Furchen dreigeteilt ist. An der freien Ecke bildet die Abakusplatte zudem eine kleine Nase aus, darüber hinaus füllt sie die verbliebene Zwickelfläche zwischen zwei Blättern über der Mitte des südlichen Kapitells, was vom der architektonischen Unkenntnis des Bildhauers zeugt.

Wie beim westlichen Pendant bildet auch hier das in den Grundzügen identisch gestaltete Eckmotiv des von Drachen niedergedrückten Jünglings die Hauptdarstellung des Dreierkapitells. Der sehr plastisch vortretende Kopf des Jünglings sitzt hier auf einem breiten Hals, der dem Halsring des Kapitells entwächst. Ohne erkennbare logische Verbindung schließen sich seitlich die angewinkelten Arme an, deren Hände sich am Halsring festhalten. Der bartlose Kopf wird bestimmt durch das schmale Kinn, die im Kontrast dazu sehr breiten Wangenknochen und die breite, heute weitgehend abgeplatzte und nachmodellierte Nase, die aus den schwach angedeuteten Brauenbögen hervorwächst. Darunter sitzen die großen, mandelförmigen, gewölbten Augen, eingefasst von einem Rand. Die flache Stirn begrenzt die Reihe kugeliger Locken des ‚Ponys', die Haarkalotte selbst ist als Pagenschnitt gestaltet, dessen Haarsträhnen von einem Mittelscheitel ausgehen und glatt herabfließen – bis auf den Hinterkopf, wo sie im rechten Winkel nach hinten führen.

Die rechtwinklig angeordneten Arme stecken in Ärmeln, die hier nicht weiter strukturiert sind, nur die abgesetzten, fast unmerklich gekehlten Bündchen weisen je drei Bohrlöcher als Schmuck auf. Die sehr breiten, plumpen Hände, von denen jeweils alle fünf Finger zu sehen sind, zeigen leichte Andeutungen von Fingernägeln.

Auch hier stoßen die beiden Drachen an der Ecke des Kapitellblocks mit ihren Köpfen zusammen, ihr jeweils einziges (!) Bein ruht jeweils auf den Schultern des Jünglings auf. Die länglichen Köpfe mit abgesetzter Schnauze prägen insbesondere die Mäuler mit den gebleckten Zähnen, wobei hier – anders als beim westlichen Kapitell – die Zahnreihen geschlossen sind, der westliche Drache zeigt dabei sogar zwei markante Eckzähne. Die Maulöffnung ist hier nur durch einen einfachen Rand gerahmt, an der Schnauzenspitze findet sich ein kleines Nasenloch.

Über dem Mundwinkel ist jeweils das mandelförmige, von einem Lidrand eingefasste, leicht gewölbte Auge plaziert. Darüber sind die spitzen Ohren angeordnet, wobei auch hier das vordere in der Vorderansicht mit offenem Gehörgang, das andere hingegen als aufgestelltes Ohr in der Rückansicht angegeben ist. Die Kinnunterseite wird durch eine leichte Furche strukturiert.

Die dicken, kräftigen Hälse der Drachen sind dicht bedeckt mit großen und kleinen Bohrlöchern. Kleinere Bohrlöcher finden sich auch auf den Leibern der Drachen und den stämmigen Beinen. Diese münden in Klauen mit je drei Zehen, die auf den Schultern des Jünglings stehen. Den größten Teil der rundlichen Drachenleiber bedecken die großen, langen Flügel, deren Spitzen hier – im Unterschied zum westlichen Kapitell – über die Position der Abakusknäufe hinausreichen. Ihr Gefieder ist in drei Federreihen untergliedert, die Flügelschulter des östlichen Drachens ist zudem mit einer Reihe von fünf kleinen Bohrlöchern akzentuiert.

Der Schwanz des Drachens auf der Nordseite zeigt eine Aufspaltung in zunächst drei, schließlich fünf Blattstengel, deren unterster zum Kelch des Eckkapitells zurückkehrt. Sein gerippter oberer Teil rollt sich nach oben ein und endet in einem gerippten Dreiblatt, der glatte untere Teil bildet ein nach innen gewendetes glattes Zweiblatt aus, dessen untere Spitze den Halsring berührt. Die beiden nachfolgenden, aus demselben Stengelstumpf hervorsprießenden gerippten Stengel wachsen zum östlichen Kapitell hinüber und reichen in leichtem S-Schwung bis zum Halsring hinab, um diesen jeweils mit einem nach innen gewandten gerippten Dreiblatt zu berühren. Die beiden oberen, ebenfalls gerippten Blattstengel steigen schließlich in u-förmigem Schwung auf und bilden annähernd spiegelbildlich jeweils ein abwärts geneigtes, schirmartiges geripptes Dreiblatt aus, deren linkes das Eckmotiv des

Kapitells abgibt. Gegen dieses wächst von unten ein großes, lappiges halbes Fünfblatt, das von drei Blattadern strukturiert wird.

Auf der Westseite des Kapitells geht der Drachenkörper in eine vegetabile, von Blattadern geprägte Partie über, die bereits auf dem südlichen Kapitell liegt und sich leicht diagonal abwärts neigt, um sich in zwei Hauptstengel aufzuspalten, auf denen die beiden Hauptadern fortgeführt werden. Vor dem Halsring münden die beiden Stengel in Dreiblättern, die sich jeweils zur Seite umbiegen, wobei die oberen, hakenförmigen Blätter durch tiefe Bohrlöcher besonders betont sind. Seitlich an den beiden Hauptstengeln finden sich Knospenansätze, von denen weitere Blattstengel ausgehen. So entspringt auf der nach unten gewandten Seite ein kräftiger, doppelt gerippter Stengel, der zum Eckkapitell zurückkehrt, um hier die Fläche unterhalb des Drachenleibes zu füllen. Er teilt sich in zwei gegenläufig eingerollte, gerippte Stengel mit Dreiblattenden auf, auch hier sind die innersten, hakenförmigen Blätter durch Bohrlöcher betont.

Auf der gegenüberliegenden Seite der Hauptstengel entsprießen zwei weitere, gerippte Blattstengel, die zunächst parallel aufwärts verlaufen, um dann in zwei eigenständige, abwärts geneigte Dreiblätter überzugehen. Während das linke mit seinem obersten Blatt die Spitze des Drachenflügels verdeckt, bildet das rechte, fast halbkreisförmige das Eckmotiv des Kapitells. Leider ist seine originale Oberfläche beschädigt und weitgehend in Steinersatzmasse nachgebildet. Gegen dieses Eckblatt des Kapitellblocks stößt von unten ein schmales, langes Fünfblatt, das nur durch zarte Ritzungen in seiner Oberfläche strukturiert ist. Auf der kaum einsehbaren Südseite des Kapitells schließen sich zwei glatte, leicht gerundete Blattstengel an. Die wohl zumindest in den Grundformen ebenfalls ausgearbeitete Blockzone des Kapitells stößt gegen die Portalwand und ist daher seit dem Versatz nicht mehr sichtbar. Der Halsring des Kapitells wird hier auf der Restfläche des eckigen Pfeilerkerns nicht mehr fortgeführt.

6.2.1.2. Die Kapitelle der oberen Altarnische[609]

Das nördliche Dreierkapitell (Abb. 638–640)[610] ist mit einer leicht eingeschwungenen Abakusplatte ausgestattet, deren südseitiger Abakusknauf mittig plaziert ist, während derjenige auf der Westseite nach Norden verschoben ist und sich mittig über dem nördlichen Kapitell befindet – als optisches Pendant dient ein buckeliges Dreiblatt, das etwa in der Mittelachse des Eckkapitells die Abakusplatte überschneidet.

Als Hauptdarstellung des Dreierkapitells findet sich hier als Eckmotiv eine ganzfigurige Frauengestalt, die zwei gegenständige Drachen mit Schlangenhals an ihren freiliegenden Brüsten nährt. Ihr eiförmiger Kopf wird von dem nur wenig modellierten Gesicht geprägt, in dem vor allem die Nase mit deutlich ausgebildeten Nasenlöchern hervortritt. Sie entwächst den als flache Grate ausgebildeten Augenbrauen, die die großen, mandelförmigen Augen begleiten. Von der Nase zieht sich eine schmale Furche zum leicht nach unten gewinkelten Mund, dessen Lippen stark ausgeprägt sind. Ein Kinnspalt betont noch zusätzlich die Doppelspitze des Kinns. Gerahmt wird das Gesicht von der wulstigen Haarkalotte mit ausgeprägten Haarsträhnen, die vom Mittelscheitel ausgehen und seitlich wie geflochten erscheinen, um dann hinter den Schultern zu verschwinden.

Die stark verkürzte, deswegen sehr gedrungen proportionierte Figur trägt ein mit am Oberkörper diagonal, am Unterkörper senkrecht verlaufenden, schematisierten Falten strukturiertes Gewand, unter dessen Saum, unter Staufalten, die spitzen Schuhe hervorschauen.[611] Am Halsausschnitt, der den äußerst kurzen Hals umfasst, findet sich eine schmückende Borte, ebenso an den Bündchen der Ärmel, welche schematisierte Wulstfalten zeigen.

[609] SCHMIDT, Burgcapelle, 1900, S. 84; LUDORFF, Kreis Wiedenbrück, 1901, S. 57; SCHÜRER, Doppelkapellen, 1929, S. 180; TRÖLLER, Marienfeld, 1935, S. 38–39; GAUL, Rheda, 1955, S. 203–204; DEHIO, Westfalen, 1969, S. 480 (nur allgem.); MÜHLEN, Rheda, 1979, S. 8; BÖCKENHOLT, Rheda, 1979, Text zu Abb. S. 15; BROSCHEIT, Figürliche Darstellungen, 1990, S. 247; FONTAINE, Bauornamentik Rheda, 1995, S. 40–51; LOBBEDEY, Westfalen, 1999, S. 173; DORN, Herford, 2006, S. 62, 137, 142, dazu Abb. 99, 213; KEMPKENS, Bernhard II., 2008, S. 116; DEHIO, Westfalen, 2011, S. 907 (hier aufgrund eines Korrekturfehlers irrtümlich aus Worms hergeleitet [die Bemerkung urspr. auf die Trägerfigur bezogen]); [KAT. PADERBORN 2018, S. 405–407, Kat.-Nr. 20 (Roland Pieper), hier die Kapelle ausführlicher vorgestellt, das (als §D-Druck ausgestellte) nördliche Dreierkapitell jedoch nur kurz und summarisch vorgestellt].

[610] Maße des Kapitells (in cm): H: 28,5 (davon Halsring 2,8); B (= W-Seite): 40/42 (Abakusplatte/Kapitell); T: (= S-Seite): 47,5/49,5 (Abakusplatte/Kapitell). – Zustand: weitgehend gut, im unteren Bereich der Eckfigur Beschädigung mit Auskittung. Geringe Reste der Ölfassung des 19. Jahrhunderts.

[611] Davon ist heute nur noch der linke Fuß der Figur erhalten, während der rechte offenbar bei einer Beschädigung verloren ging, die entstandene Fehlstelle wurde bei der Restaurierung 1963–65 leider nur allgemein geschlossen.

Mit ihren Händen umfasst die Frauengestalt die Kehlen zweier Drachen, die mit geöffneten Mäulern und Zungen an den durch kreisrunde Gewandöffnungen freiliegenden Brüsten der Figur saugen. Die Drachenköpfe weisen kleine Punktbohrungen auf und zeigen eine differenzierte Gestaltung des Maules mit Lippenrand und der Augen mit feinem Lidwulst, am Hinterkopf setzt jeweils das schmale, hundeartige Ohr an. Die Schlangenhälse der Drachen sind durch eine ausgeprägte, am Halsansatz auslaufende Furche untergliedert und mit großen Bohrlöchern strukturiert. Die spiegelbildlich angeordneten Hälse sind s-förmig geführt und entspringen dem am oberen Kapitellblock plazierten Drachenleib, der jeweils von einem (sichtbaren) Flügel mit drei Federreihen bedeckt wird. Dabei reicht die Flügelspitze jeweils bis zum Knauf der Abakusplatte, der auf der Westseite offenbar deswegen sogar verschoben wurde (s.o.). Der nicht weiter strukturierte, rundliche Drachenkörper wird von einem längeren, stämmigen Bein getragen, das dem Hinterleib entwächst und in einer dreizehigen Klaue endet. Daneben entwächst nach einem Absatz jeweils der vegetabil gebildete mächtige Schwanz des Drachen, der mit großen Bohrungen verziert ist. Auf der Südseite umschlingt der Schwanz des Drachen denjenigen eines weiteren benachbarten Drachen, denn an der Südostecke des östlichen Kapitells wiederholt sich in reduzierter Form die Gruppe der Frauengestalt mit Drachen: Die Eckposition nimmt hier eine bekleidete, halbfigurige Frauengestalt ein, deren rundlicher Kopf in einem spitzen Kinn ausläuft. Aus dem flächig-glatten Gesicht treten nur die Augenpartie und die kegelartige Nase plastisch stärker hervor. Von der Nasenunterseite mit kleinen Nasenlöchern vermittelt eine Furche zum schmalen Mund, die mandelförmigen Augen sind von einer Lidkante umgeben. Die glatten Haare werden von einem Haarband gehalten, das mit kleinen Bohrlöchern geschmückt ist. Vom Gewand der Figur sind nur die Partie am linken Arm mit den wulstigen Falten sowie der Ärmel des rechten Arms sichtbar, beide Ärmelenden zieren Borten mit kleinen Bohrlöchern.

Die Frauengestalt zieht den Kopf eines schlangenhalsigen Drachen von sich weg, der sie in den Hals beißen will. Dazu umgreift sie mit der Linken die Kehle des Drachen, mit der Rechten umfasst sie den Drachenhals kurz hinter dem Halsansatz. Wie beim Eckkapitell ist der in etwa spiegelsymmetrisch angeordnete Drachenleib selbst am oberen Kapitellblock plaziert, der durch Furchen in drei Streifen untergliederte, mit

Bohrlochreihen verzierte Schlangenhals neigt sich senkrecht nach unten, um dann u-förmig umzubiegen und in dem Drachenkopf mit geöffnetem Maul zu enden. Dieser besitzt ein mandelförmiges Auge sowie ein schmales ‚Hundeohr' und ist zusätzlich mit kleinen Bohrlöchern versehen. Der rundliche, mit großen Bohrlöchern strukturierte Drachenkörper wird weitgehend von dem Flügel bedeckt, dessen Gefieder auch hier drei Federreihen aufweist und dessen Flügelspitze wie beim Pendant bis zum mittig plazierten Knauf der Abakusplatte reicht. Dem Leib entwächst ein kräftiges Bein mit dreizehiger Klaue, die auf einem Rankenzweig des Schwanzes steht.

Die mit Bohrlochreihen verzierten Schwänze der beiden Drachen sind einmal umeinander gewunden, dann rankt der wulstige Schwanz des ‚Ostkapitell-Drachens' hinüber zum Eckkapitell, wo er das Bein des dortigen Drachen hinterkreuzt und bis zu dessen s-förmig gebogenem Hals läuft, den er mit einer großen Biegung umschlingt, um sich dann in ein großes Dreiblatt aufzulösen. Dieses bedeckt weitgehend den östlichen Teil des Kapitellkelchs, wobei sein oberes Blatt zugleich als Standfläche für das Bein des ‚Eckkapitell-Drachen' dient. Dessen Schwanz steigt nach der Umschlingung des anderen Drachenschwanzes senkrecht am östlichen Kapitell hinab. Dort spaltet sich an einer Umbiegung an seiner Oberseite ein Zweig ab, der den Schwanz hinterkreuzt und danach in einem großen, lappigen Dreiblatt ausläuft, das die Fläche des Kapitellkelchs bedeckt. Der übrige Teil des Schwanzes spaltet sich nach Fortsetzung der Rundung abermals auf: Der untere Zweig hinterkreuzt den Hals des östlichen Drachen und umschlingt ihn mit einem zurückgeschlagenen, nun kleineren Dreiblatt, der obere Zweig steigt dagegen diagonal auf und umschlingt den Ansatz des Schwanzes in ähnlicher Weise mit einem zurückgeschlagenen Dreiblatt, wobei er zugleich als Tritt für die Klaue des Drachen dient.

Zwischen den Halsansätzen der Drachen und den Haarkalotten der Frauengestalten steigt zudem jeweils ein (nur teilweise sichtbarer) gerippter Blattstengel auf, der die Kante der Abakusplatte überschneidet und in einem buckeligen Dreiblatt endet.

Der Drache an der Westseite des Dreierkapitells zeigt im Prinzip eine spiegelsymmetrische Gestaltung zu seinem Pendant an der Südseite, doch erstreckt sich hier der Drachenleib bis auf das nördliche Kapitell, die noch weiter

hinüberreichende Flügelspitze berührt – wie beschrieben – den hier aus der Mitte verschobenen Abakusknauf. Die Zwickelfläche zwischen dem Halsansatz des Drachen und der Haarkalotte der Frauengestalt füllt auch hier – quasi als Pendant zum Abakusknauf – ein buckeliges Dreiblatt. Obwohl sich auf dieser Seite nun der vegetabile Drachenschwanz allein auf dem nördlichen Kapitell ausbreitet und sich dort kein entsprechendes Pendant befindet, ist auch hier das von der Südseite bekannte Motiv des gegenläufigen Umwindens des s-förmigen Drachenhalses durch den breiten, mit Bohrlöchern versehenen Stengel eines großen Dreiblattes wiederholt, ja geradezu kopiert, wobei man über dessen ‚Ursprung' jedoch im Unklaren gelassen wird.

Der durch eine Furche in zwei Bahnen untergliederte, mit Bohrlochreihen verzierte Drachenschwanz wird auf dem nördlichen Kapitell in einem großzügigen Halbkreis bis unter den Drachenleib geführt, wobei er einen senkrechten Blattstengel hinterkreuzt, um sich auf dem Kapitellkelch in ein großlappiges Dreiblatt aufzulösen. Anders als auf der Südseite zeigt das Bein des Drachen hier kein so klares Standmotiv, es scheint mehr über dem Dreiblatt zu schweben. Der bereits genannte, mit einer Furche untergliederte Blattstengel steigt von einer Bodenzone über dem Halsring auf und biegt hinter dem Schwanzansatz des Drachen um, um zwischen diesem und der Flügelspitze erneut aufzutauchen und sich nach links zu wenden, wo seine Ranken den größten Teil der nördlichen Kapitellhälfte bedecken. Dabei wächst der nun mit einem Rippengrat versehene Hauptstengel in einer Diagonale nach links unten, wo er in einer linksdrehenden Spirale ausläuft, die im Zentrum in einem kleinen Dreiblatt endet. Über dem Spiralansatz entwächst dem Hauptstengel an einem Knospenansatz ein weiterer, ebenfalls gerippter Stengel, der als rechtsdrehende Spirale den Kapitellblock und sogar die Abakusplatte bedeckt und in einem größeren Dreiblatt ausläuft. Im freibleibenden Zwickel zwischen den beiden Spiralen zeichnet sich eine zweite Ebene mit fleischigem, glattem Blattwerk ab, das aber nur rudimentär zu erkennen ist. Die verbliebene Restfläche des Kapitellkelchs füllen zwei glatte, fleischige Blätter, die einer gemeinsamen Stelle der Bodenzone entsprießen. Das linke besteht aus einem großen, nicht unterteilten Blattlappen und bedeckt die nördliche Zwickelfläche, das rechte neigt sich wegen der unteren Spirale zu Boden und richtet sich dann als Dreiblatt auf.

Das Dreierkapitell der Südseite (Abb. 641–643)[612] besitzt eine deutlich eingeschwungene Abakusplatte mit mittig angeordneten, gerundeten Knäufen. An der freien Ecke laufen die Flanken der Abakusplatte ungewöhnlicherweise in rückwärts gewandten glatten Dreiblättern aus, dazwischen bildet sich eine Nase aus.

Die figürliche Darstellung beschränkt sich bei dieser Kapitellgruppe allein auf das Eckkapitell: Das Eckmotiv bildet auch hier – wie beim gegenüberliegenden Dreierkapitell – eine drachensäugende Frauengestalt, die hier aber nun als Büste ausgebildet ist. Ihren rundlichen Kopf prägt das breite, weitgehend flache Gesicht mit der breiten, stark vortretenden Nase, deren Spitze und Unterseite heute abgeplatzt sind. Sie wächst aus den markant gewölbten Augenbrauen hervor, darunter liegen die mandelförmigen, nicht allzu großen Augen mit gestuftem Lidrand, die durch die mittigen Pupillenbohrungen einen besonderen Ausdruck bekommen. Über der relativ kurzen Stirn setzt die Haarkalotte an, die im oberen Bereich durch diagonal geritzte Strähnen, ausgehend von einem Mittelscheitel, gegliedert ist, an den Seiten hingegen durch senkrecht dazu verlaufende, gerade nach unten geführte Parallellinien. Die Haarstruktur setzt sich dann etwas unmotiviert auf den seitlich angrenzenden Flächen des Kapitellgrundes fort. Den sehr kurzen, breiten Hals der Figur umschließt der nach unten zugespitzte Ausschnitt des Gewandes. Ihn zieren sechs symmetrisch angeordnete Bohrlöcher, die durch eine Ritzlinie miteinander verbunden sind. Das Gewand selbst dominieren die kreisrunden Öffnungen für die freiliegenden Brüste der Frauengestalt, um die sich herum in konzentrischen Kreisen und Kreissegmenten die Wulstfalten legen. Auch die Ärmel sind durch eine Abfolge von Wulstfalten gegliedert, ihre Enden durch gekehlte Bündchen mit je vier Bohrlöchern geziert. Die recht großen, etwas ungelenken Hände, von denen jeweils alle fünf Finger zu sehen sind, führen die Köpfe der Drachen an die freiliegenden Brüste, um sie zu säugen. Ihre Mäuler sind hier nur als schmaler Spalt geöffnet. Beide Drachen sind weitgehend spiegelsymmetrisch mit s-förmig gebogenen Schlangenhälsen und geflügelten Leibern dargestellt, ihre Schwänze lösen sich auch hier in individuell gestaltete Blattranken auf.

[612] Maße des Kapitells (in cm): H: 27,5 (davon Halsring 2,9); B (= W-Seite): 44/45 (Abakusplatte/Kapitell); T: (= S-Seite): 48/49 (Abakusplatte/Kapitell). – Zustand: Spitze und Unterseite der Nase der Frauengestalt sind abgeplatzt, die Drachenköpfe etwas berieben. Noch deutliche Reste der Ölfassung des 19. Jahrhunderts.

Die Köpfe beider Drachen, deren Detailformen aufgrund von Abrieb teilweise nur noch schwach zu erkennen sind, besitzen eine längliche Form, die in einer Spitze mit dem geöffneten Maul ausläuft. Dessen begleitender Rand ist zumeist nur noch zu erahnen. Oberhalb der Mundwinkel befinden sich die leicht schräggestellten, mandelförmigen Augen, dahinter schließt sich das schmale Ohr an. Die Drachenköpfe weisen feine, kleine Bohrlöcher auf, der nachfolgende Halsabschnitt zeigt etwas größere Löcher, während der körpernahe Halsabschnitt auf Abstand verteilte, am nördlichen Drachen sogar zickzackförmig verteilte größere und dazwischen verteilte kleinere Bohrlöcher besitzt. Den Drachenkörper bedeckt auch hier ein großer Flügel mit dreireihigem Gefieder, der jeweils bis unter den Abakusknauf reicht. Aus dem Hinterleib wachsen die stämmigen, recht grob gearbeiteten Beine, deren Klauen auf einer Windung des Schwanzes aufruhen.

Beim Drachen der Westseite wächst unter der Flügelspitze der Schwanz hervor, der zum südlichen Kapitell hinüberreicht und durch seine Oberflächenstrukturierung die bald darauf erfolgte Aufteilung ankündigt: Der untere Teil des Schwanzes zeigt eine Bohrlochmusterung und kehrt als breiter Wulst zum Eckkapitell zurück, wo er den gleich dimensionierten und -gestalteten Schlangenhals umschlingt und in einer herzförmigen Quaste endet, die dem Drachenfuß zugleich als Tritt dient. Der obere Teil des Schwanzes rankt als Blattstengel mit markanter Mittelrippe weiter, wo er sich zu aufwendigen Blattmotiven entwickelt: Zunächst kringelt er sich im oberen Bereich zu einem Kreismotiv ein, biegt an der Abakusplatte um und fächert sich in vier Einzelstengel auf: Der oberste wächst als gerader Stengel, dabei den Hauptzweig hinterkreuzend, bis zum Halsring hinab, wo er umbiegt und in einem Zweiblatt endet, das die nördliche Fläche des Kapitellkelchs bedeckt. Der nächstfolgende Stengel hinterkreuzt ebenfalls den Hauptzweig und umschlingt ihn mit einem hochgeschlagenen Zweiblatt. Der dritte Stengel wächst, den Hauptzweig wiederum hinterkreuzend, diagonal bis zum Halsring hinab und endet in einem Zweiblatt. Der innerste Blattstengel hingegen strebt nach rechts oben und hinterkreuzt den Hauptzweig, um ihn dann sogleich mit einem abwärts gerichteten Zweiblatt zu überlappen und so ein markantes Eckmotiv auszubilden.

Auf der Nordseite des Kapitellblocks reicht die Spitze des Drachenflügels sogar einwenig über den Abakusknauf hinaus, aber auch hier entsprießt darunter der

vegetabile Drachenschwanz. Hier ist er aber nun sehr kantig gestaltet, die Oberfläche ist durch Furchen, die von Graten getrennt werden, strukturiert. Der untere Teil des Schwanzes kehrt auch hier zum Eckkapitell zurück, hinterkreuzt und umschlingt den Drachenhals, wobei er zugleich die Oberflächengestaltung wechselt und nun statt der Furchenstruktur – in Angleichung an die Gestaltung des Pendants auf der Westseite – wiederum ein Bohrlochmuster zeigt. Das Schwanzende bilden hier zwei große Blattlappen in der Art eines Fischschwanzes, deren Spalt noch durch einen eingeschlagenen Winkel betont ist.

Der Hauptteil des Drachenschwanzes fließt zunächst am Kelch des östlichen Kapitells hinab, wo er sich bald darauf in drei Stengel aufspaltet: Der innerste, nur einfach gekehlte wächst gewellt bis zum Halsring hinab und endet in einem einwärts gerichteten Dreiblatt, dessen oberstes Blatt einen Haken ausbildet. Der mittlere, doppelt gekehlte Stengel strebt ebenfalls hinab bis zum Halsring, biegt dort ostwärts um und endet in einem Zweiblatt. In einer zweiten Ebene dahinter wird ein weiterer Stengel sichtbar, der den Halsring berührt und – nachdem er das Dreiblatt des innersten Stengels hinterkreuzt hat – in einem aufsteigenden Zweiblatt endet.

Der äußere, zweifach gefurchte Stengel neigt sich bis zur Kelchmitte hinab, wo er sich wiederum in fünf Äste aufteilt. Der oberste Ast, zweifach gefurcht, steigt in einer Kreisbewegung auf, um sich unter der Abakusplatte wiederum aufzuteilen: Während ein Blattlappen den Zwickel zur Flügelspitze des Drachens füllt, nimmt eine einfach gekehlte S-Ranke mit Zweiblattendung die Mitte des Kreises ein. Der dritte, erst einfach, dann doppelt gefurchte Blattstengel hinterkreuzt den Hauptzweig, um ihn sogleich mit einem herabgeneigten Zweiblatt als Eckmotiv des Kapitellblocks zu überlappen. Ihm antwortet als Pendant auf der heute weitgehend verdeckten Ostseite ein Doppelblatt, das aus dem zweiten Hauptast der Fünferaufspaltung herauswächst. Dieser hat sich zuvor ein weiteres Mal geteilt und endet ebenfalls in lappigen Blättern auf der Ostseite, die gerade noch erkennbar sind. Der dritte, doppelt gefurchte Hauptast rankt ebenfalls an der Kelchostseite nach oben, sein Abschluss ist aber nicht mehr genau festzustellen. Der vierte, einfach gefurchte Ast biegt sich in einem Bogen zum Halsring hinab, um in einem Zweiblatt zu enden. Der fünfte, sehr kurze Ast wendet sich unmittelbar u-förmig um, endet

über dem Halsring in einem Zweiblatt und antwortet so dem benachbarten Blattmotiv.

Zwischen dem vierten und fünften Ast wächst auf der Ostseite des Kapitells ein fleischiger, gespaltener Blattstengel hervor, der in zwei lappigen Dreiblättern ausläuft, die die sichtbare Fläche des Pfeilerkerns oberhalb des Halsringwulstes bedecken. Während der obere Zweig steil aufsteigt, neigt sich der untere zum Halsring hinab.

6.2.1.3. Die ikonographischen und stilistischen Grundlagen der Dreisäulenbündel-Kapitelle

Für die Ikonographie der Portalkapitelle mit dem von Drachen niedergedrückten Jüngling gibt es, im Unterschied zu den ‚Drachensäugerinnenkapitellen' der oberen Altarnische (s.u.) oder den bekannten ‚Haarrauferkapitellen', keinen festgesetzten *terminus technicus*. Es dürfte sich jedoch um eine symbolische Darstellung der vom Bösen bedrohten und niedergehaltenen menschlichen Seele handeln.[613]

Derartige Darstellungen sind in unterschiedlichen Ausprägungen und mit variierenden Bestien häufig auf figürlich gestalteten Kapitellen zu finden. Als frühe Beispiele zu nennen sind zwei Kapitelle in der Vorhalle (nach 1026 – ca. 1050) der Abteikirche von Fleury in St.-Benoît-sur-Loire, die in motivisch vergleichbarer Weise ebenfalls über dem Halsring des Kapitells menschliche Büstenfiguren zeigen, die hier von Löwen, die auf ihren Schultern und Köpfen stehen, niedergedrückt werden.[614] Auch ein Doppelsäulenkapitell aus dem Kreuzgang der Abtei St.-Denis (1140er Jahre) im Musée National du Moyen Âge – Thermes de Cluny in Paris (Abb. 1418) zeigt oberhalb des Halsrings einen Jünglingskopf, der von den Klauen eines Greifen und eines Senmurven niedergehalten wird.[615] Wie weit und allgemein

[613] Bereits GAUL, Rheda, 1955, S. 203 deutet den Jünglingskopf als „menschliche Seele, die Drachen verkörpern die bösen Triebe, die teuflischen Mächte der Welt. Also der Mensch, bedroht von Teufelsmächten"; auch LOBBEDEY, Westfalen, 1999, S. 171 sieht in der Darstellung „ein Symbol für die Gefährdung der menschlichen Seele".

[614] So bei den Vorhallenkapitellen Nr. 12a, 36a, 48a. S. dazu VERGNOLLE, Saint-Benoît-sur-Loire, 1985, Abb. 69, 70, 74, dazu den Text S. 87–90. – Bereits SCHÜRER, Doppelkapellen, 1929, S. 180, Anm. 162 verwies als Vorbild für die Motivik auf St.-Benoît-sur-Loire; FONTAINE, Bauornamentik Rheda, 1995, S. 43–44 lehnt aufgrund „struktureller Unterschiede" hinsichtlich der Verwendung von Blattwerk eine Verbindung ab, verkennt dabei jedoch die motivischen (!) Gemeinsamkeiten.

[615] Paris, Musée National du Moyen Âge – Thermes de Cluny, Inv. Nr. Cl. 18.925 a. – Lit: Musée des Thermes de l'Hôtel de Cluny: Catalogue Général I: La Pierre, le Marbre et l'Albâtre, Paris 1922, S. 34, Nr. 94; Dectot, Xavier: Sculptures des XIe-XIIe siècles, Roman et premier art gothique (catalogue du musée national du Moyen Âge – Thermes de Cluny), Paris, 2005, Nr. 70 ; [Nachtrag: BERNÉ/PLAGNIEUX, Sculpture Gothique, 2018, S. 257, Kat.-Nr. 98, dazu Abb. 177].

verbreitet dieses Motiv in der romanischen Skulptur Europas war, belegt etwa ein Kapitell (Abb. 1419) aus der Stiftskirche St. Margaretha in Dömös, heute in der Magyar Nemzeti Gàleria (Ungarischen Nationalgalerie) in Budapest, aus dem frühen 12. Jahrhunderts, das auf einer der Ecken die Büstenfigur eines bartlosen Mannes zeigt, der sich mit einer Hand am Halsring festhält, während die andere eine Keule schwingt, um die ihn bedrohenden und niederdrückenden Löwen abzuwehren.[616]

Inhaltlich eng verwandt sind die Darstellungen von Tierbezwingern, wie sie insbesondere in der romanischen Bauornamentik des Rhein-Maas-Gebietes häufig auftauchen.[617] Auch dort sind die Bestien oft paarweise um die frontal dargestellte Mittelfigur angeordnet, die sie bedrohen. Doch erscheinen die menschlichen Gestalten in diesen Darstellungen wehrhafter oder siegreicher (als Überwinder des Bösen) im Vergleich zu den beiden Jünglingen in Rheda, so dass es wohl verfehlt wäre, in diesen ebenfalls unreflektiert ‚Tierbezwinger' oder ‚Drachenkämpfer' zu sehen,[618] auch wenn ihren Darstellungen eine gemeinsame Vorstellung zugrunde liegt: Das Böse, das die menschliche Seele bzw. das Christentum bedroht.[619] Hier steht jedoch nicht das Bezwingen des Bösen im Vordergrund, sondern wie bei den zuvor genannten Beispielen die Bedrohung der menschlichen Seele durch das Böse. Eine solche – rein inhaltlich vergleichbare – Darstellung findet sich etwa auf einem Kapitell aus der Werkstatt des ‚Samson-Meisters', ehemals im Kölner Wallraf-Richartz-Museum (Abb. 1420), wo seitlich zwei Drachen eine menschliche Figur bedrängen.[620] Auch auf einem Kapitell der Langhausemporen von St. Quirinus in Neuss (1209–1230/40; Abb. 1350) wird ein Mann von zwei Drachen bedrängt, die in seinen Bart beißen.[621] Verwiesen sei schließlich noch aus dem oberrheinischen Bereich auf ein Kapitell in der Apsis (um 1200) der Stiftskirche in St. Paul in

[616] Budapest, Magyar Nemzeti Gàleria (Ungarische Nationalgalerie), Inv. Nr. 1005. Die übrigen Ecken zeigen eine Bärin mit Widder, einen Adler mit Hasen sowie einen reitenden Jäger – allesamt Sinnbilder für die vom Bösen bedrohte Seele.

[617] S. dazu eingehend BROSCHEIT, Figürliche Darstellungen, 1990, S. 207–240.

[618] FONTAINE, Bauornamentik, 1995, S. 47, 48 bezeichnet sie etwas unpassend als „Drachenkämpfer". – BROSCHEIT, Figürliche Darstellungen, 1990 ordnet sie hingegen nicht den ‚Tierbändigern' zu, sondern beschreibt sie neutral als „von Drachen bedrohte Männer" (S. 248).

[619] Zur Ikonographie des ‚Tierbändigers' oder ‚Tierbezwingers' s. BROSCHEIT, Figürliche Darstellungen, 1990, S. 236–240, wobei auf S. 237 auch ausgeführt wird, dass der Mensch nicht immer eindeutig als Überwinder oder Besiegter dargestellt ist.

[620] BADER, Laacher Samson, 1928, S. 185–186, 208–209, Nr. 4, dazu Abb. 12; Verweis darauf bei BROSCHEIT, Figurenkapitelle, 1988, S. 61 und Anm. 131.

[621] BROSCHEIT, Figürliche Darstellungen, 1990, S. 210–211, dazu Anm. 904. – Da der Mann die Tiere nicht ergreift, ist er streng genommen nicht als ‚Tierbändiger' zu bezeichnen, wie Broscheit es tut.

Worms,[622] auf dem zwei Drachen einen bekleideten ganzfigurigen Jüngling bedrohen – hier nun aufgrund der langen Schlangenhälse von unten her.

Die beiden Darstellungen der ‚Drachensäugerinnen' an den Kapitellen der oberen Altarnische stehen in der langen ikonographischen Tradition des Darstellungstypus der ‚Tiersäugerin'. Bereits seit der Antike wird die Personifikation der ‚Gäa', der Mutter Erde, bzw. der ‚Terra', des Elementes Erde, als Tier-, insbesondere als Schlangennährerin dargestellt – eine Bildtradition, die auch seit karolingischer Zeit Eingang in die mittelalterliche Kunst gefunden hat, insbesondere bei Kreuzigungsdarstellungen auf Elfenbeinen und in der Buchmalerei.[623] Als prominentes zeitgenössisches Beispiel sei hier auf die inschriftlich bezeichnete, gemalte Terra-Darstellung im Gewölbescheitel des westlichen Mittelschiffjoches des Limburger Domes (um 1220–1235) verwiesen (Abb. 1354): Eine bekleidete Frauengestalt, die an ihren freiliegenden Brüsten eine Schlange und ein Wildschein nährt.[624]

Daneben existiert als zweiter Interpretationsstrang für die Ikonographie einer Tiersäugerin die Lesart als Personifikation der ‚Luxuria', der Unkeuschheit, die zumeist nackt und insbesondere an den Brüsten, aber auch im Schoß mit Schlangen, Kröten und Drachen dargestellt wird.[625]

Im Südwesten Frankreichs wird zudem auch die Meerfee ‚Melusine' als Drachensäugerin dargestellt und findet sich dort insbesondere an den reich mit Bauskulptur versehenen Westfassaden romanischer Kirchen.[626]

Das Motiv der ‚Tiersäugerin' bildet somit einen weitverbreiteten Darstellungstypus, deren unterschiedliche Lesarten – als Terra, Luxuria oder Melusine – nicht immer definitiv voneinander zu unterscheiden sind bzw. vielleicht auch schon von den Bildhauern nicht immer genau differenziert wurden. So legt im Falle der Rhedaer Frauengestalten ihr bis auf die Brüste bekleideter Zustand eine Interpretation als

[622] DEHIO, Rheinland-Pfalz/Saarland, 1984, S. 1176.

[623] S. dazu LCI, Bd. 1, Sp. 657–659 (o. Autor); ‚Elemente' in: RDK, Bd. IV, Sp. 1256–1288 (Gerhard Frey); ‚Erde' in: RDK, Bd. V, Sp. 997–1104 (Karl-August Wirth).

[624] Dazu zuletzt: KLOFT, Limburg, 2004, S. 57, dazu Abb. S. 56 unten links; vgl. auch die vorige Anm.

[625] S. dazu LCI, Bd. 3, Sp. 123–124 (Oskar Holl) und Sp. 15–27, bes. 18 (‚Laster' von M. Evans) sowie die weiterführende Lit. bei BROSCHEIT, Figurenkapitelle, 1988, Anm. 137.

[626] S. dazu LCI, Bd. 3, Sp. 245 (L. H. D. van Looveren). Vgl. auch KOHL, Melusinenmotiv, 1933.

Terra nahe,[627] doch widersprechen dem die Drachen, denn Terra nährt für gewöhnlich ‚reale' Tiere, zumeist Schlangen oder wie in Limburg ein Schwein, gelegentlich auch Menschen (Kinder, Adam und Eva), aber keine Drachen. So ist anzunehmen, dass die Bildhauer der Rhedaer Kapitelle sich der ikonographischen Feinheiten und Unterschiede der einzelnen Darstellungsformen selbst nicht mehr bewusst waren und diese vermischt haben, eine definitive Interpretation also gar nicht möglich ist[628] – von daher ist die neutrale Bezeichnung ‚Drachensäugerin' sicherlich der treffendste Terminus. Da die Drachen generell negativ konnotiert sind, dürften die von ihnen bedrängten ‚Drachensäugerinnen' – entsprechend der Frauengestalt auf dem Ostkapitell des nördlichen Dreierkapitells, die eindeutig einen angreifenden Drachenkopf abwehrt – somit als ‚vom Bösen bedrängte menschliche Seelen' aufzufassen sein – womit sie im Grunde dieselbe Bildaussage transportieren wie die ‚Jünglingskapitelle' des inneren Portals.

Während das Motiv der ‚Tiersäugerin' in Westfalen – abgesehen von Rheda und Freckenhorst – erst ab ca. 1220/30 auftaucht (s.u. Kap. D.6.2.1.4.), haben sich in der benachbarten Kunstlandschaft des Rhein-Maas-Gebietes bereits aus der Zeit um 1170–1230 insgesamt sechs Beispiele von Kapitellen mit ‚Tiersäugerinnen' erhalten, die untereinander jedoch durchaus unterschiedlich gestaltet sind – sowohl hinsichtlich der Art und Position der Frauengestalten als auch der gesäugten Tiere.[629] So finden sich auf einem Kapitell im Chorumgang (um 1150/60) der Liebfrauenkirche in Maastricht je zwei frontal hockende bzw. seitlich kniende, unbekleidete ‚Tiersäugerinnen', die jeweils einen Löwen und einen Drachen bzw. ein Löwen- oder Drachenpaar säugen.[630] Die Darstellung der knienden Tiersäugerin findet sich auch auf einem Kapitell im Westbau (um 1140/50) der Servatiusbasilika ebendort, nun mit dickleibigen Schlangen.[631] Auf einem Doppelkapitell im Chorjoch

[627] So zuletzt DORN, Herford, 2006, S. 62, dazu Abb. 99.

[628] So bereits TRÖLLER, Marienfeld, 1935, S. 39; LOBBEDEY, Westfalen, 1999, S. 173 sieht in ihnen bezeichnenderweise ebenfalls „ein mehrdeutiges Motiv, das man als Luxuria oder Terra deuten kann". – Abzulehnen ist jedoch die Interpretation von SCHÜRER, Doppelkapellen, 1929, S. 180, der sie als „kauernde Harpyen mit Schlangen in den Klauen" bezeichnet, ebenso DEHIO, Westfalen, 1969, S. 480 und BÖCKENHOLT, Rheda, 1979, Text zu Abb. S. 15.

[629] BROSCHEIT, Figürliche Darstellungen, 1990, S. 241–248. Vgl. außerdem BROSCHEIT, Figurenkapitelle, 1988, S. 61, dazu Anm. 136, 137.

[630] BROSCHEIT, Figürliche Darstellungen, 1990, S. 241–242, 245; DEN HARTOG, Maastricht, 1996, S. 40–41, dazu Abb. 13.

[631] BROSCHEIT, Figürliche Darstellungen, 1990, S. 242, 245; DEN HARTOG, Maastricht, 1996, S. 38–41, dazu Abb. 11.

(um 1190/1200) der Abteikirche in Brauweiler reitet eine nackte Drachensäugerin auf einer Drachensirene.[632] – Hinzu kommt eine Reihe von halbfigurigen, teils bekleideten, teils nackten Tiersäugerinnen, die zudem unterschiedliche Tiere nähren. So findet sich auf einem Kapitell der Nordostvorhalle (nach 1211 – ca. 1220) von St. Andreas in Köln eine nackte Drachensäugerin, in der Peterskirche Bacharach im nördlichen Seitenschiff (um 1230) eine ebenfalls unbekleidete Schlangensäugerin.[633] Auf dem nordwestlichen Eckkapitell in der Paradiesvorhalle (um 1210/20) von Maria Laach (Abb. 1421) ist hingegen eine bekleidete Drachensäugerin dargestellt, wobei die Drachen hier sirenenartig mit Menschenköpfen versehen sind.[634] Hinzu kommt schließlich noch eine durch Sulpiz Boisserée zeichnerisch überlieferte drachensäugende Gestalt am Portal (um 1220/30) des ehemaligen Steinfelderhofes in Köln.[635] Als mutmaßliches Werk eines rheinischen Steinmetzen ist schließlich noch ein Kapitell in der Kapelle der Ägidenkurie in Naumburg zu nennen mit einer unbekleideten Drachensäugerin und schlangenartigen Drachenköpfen.[636] – In Ikonographie und Komposition erscheint dabei das Drachensäugerinnenkapitell von Maria Laach den Rhedaer Kapitellen am engsten verwandt (siehe auch unten).

Um zu einer Grundlage für die stilistische Einordnung der Dreisäulenkapitelle zu gelangen, erscheint es sinnvoll, die vier Kapitelle zunächst untereinander zu vergleichen. Dabei zeichnet sich ab, dass jeweils die als Pendants gearbeiteten Kapitelle beider Paare von zwei unterschiedlichen Bildhauern gefertigt wurden, wobei die übereinstimmenden Detailcharakteristika dafür sprechen, dass jeweils das westliche Kapitell des Portals und das nördliche Kapitell der oberen Altarnische sowie das östliche Portalkapitell und das südliche Kapitell der oberen Altarnische von demselben Bildhauer stammen.

Der Verfertiger der letztgenannten Kapitelle zeigt insgesamt wenig Gefühl für Volumen, die Gestaltungselemente wie Blattstengel, Schwanzenden, Drachenbeine,

[632] Ebd., S. 242–243, 245; vgl. KAELBLE, Samsonmeister, 1981, S. 126, dazu Abb. 163.
[633] Ebd., S. 243, 244, 246. Vgl. BUDDE, Skulptur, 1979, Abb. 172; BROSCHEIT, Figurenkapitelle, 1988, S. 62.
[634] BROSCHEIT, Figürliche Darstellungen, 1990, S. 243, 244, 245; zuletzt WINTERFELD, Maria Laach, 2004, S. 72–73, dazu Abb. S. 71 re.
[635] BROSCHEIT, Figürliche Darstellungen, 1990, S. 243, 246. Vgl. auch BROSCHEIT, Figurenkapitelle, 1988, S. 62 (jeweils mit Verweis auf Boisserée).
[636] Freundlicher Hinweis von Dr. Clemens Kosch, Paderborn, und Dr. Brigitte Kaelble, Berlin. Letztere stellte mir dankenswerterweise auch ihre über Jahre zusammengetragene Sammlung von Literaturangaben zu Darstellungen von Tier-, Drachen- und Schlangensäugerinnen zur Verfügung, doch würde deren Auswertung hier zweifellos zu weit führen – dieses Thema bedürfte vielmehr einer eigenen, umfassenden Studie.

Hände etc. wirken wie aus Teig ausgeschnitten und dem Kapitellkörper appliziert, dabei nur in der Oberfläche strukturiert, aber nicht als runder Gesamtkörper aufgefasst. Seine Oberflächenstrukturen wirken zudem vielfach wie Nachahmungen des Musters auf den Gegenstücken des ‚Kollegen', man vergleiche etwa die Drachenflügel, die Bohrlochmusterungen oder die Haarkalotten der Drachensäugerinnen. Auch das Motiv der s-förmigen, von einem Schwanzende hinterkreuzten Schlangenhälse der Drachen am südlichen Kapitell der Altarnische kopiert er von der Vorlage am Gegenstück seines ‚Kollegen'. Dieser zeigt ein ausgeprägteres Gefühl für Volumen, insbesondere für rundplastische Modellierungen, etwa bei den Drachenkörpern oder den gefurchten Drachenhälsen des nördlichen Drachensäugerinnenkapitells. Zudem beweist er eine Vorliebe für eine spielerische, dynamische Art der Flächenfüllung – fast keine Fläche seiner Kapitelle bleibt leer. Dabei überschneidet er bewusst auch die Kanten der Abakusplatte (durch Drachenflügel und Dreiblätter), lässt Elemente wie etwa die geflügelten Drachenkörper stark plastisch hervortreten und sprengt so fast die Dimensionen des vorgegebenen Kapitellblocks. Leichte Schwächen zeigen sich bei ihm etwa in der Proportionierung der Drachensäugerin, die – wohl auf ein halbfiguriges Vorbild zurückgehend – hier als stark gestauchte Ganzfigur erscheint, und in deren etwas liebloser Gewandgestaltung.

Die maßgeblichen Gestaltungsformen der Rhedaer Dreisäulenkapitelle lassen sich im wesentlichen auf Gestaltungsprinzipien der rhein-maasländischen Kapitellskulptur der Spätromanik zurückführen. Hier ist insbesondere der Werkstattkreis des ‚Samson-Meisters' zu nennen, dem eine Vielzahl von innovativ gestalteten Kapitellen in Hauptbauten der Spätromanik im Rheinland entstammen: in Brauweiler, Köln (St. Johann Baptist, Alter Dom, St. Andreas), Andernach, Maria Laach (Paradiesvorhalle) und Bonn (Münster).[637] In dem genannten Werkstattkreis begegnen als besonderes Charakteristikum Drachen mit vegetabilen Schwänzen, welche vielfach eine Ranke ausformen.[638] Diese Bildungen finden ihre unmittelbaren Voraussetzungen in den nur wenig älteren und motivisch wie stilistisch eng verwandten, wohl vor 1188 entstandenen Kapitellen im Westbau von St. Georg in

[637] Nach wie vor grundlegend: BADER, Laacher Samson, 1928 und KAELBLE, Samsonmeister, 1981; dazu zuletzt: WINTERFELD, Maria Laach, 2004, S. 74–76.

[638] BADER, Laacher Samson, 1928, S. 204, dazu Abb. 14, 15, 86, Taf. 44, 45a, 45b; vgl. dazu auch KAELBLE, Samsonmeister, 1981, Abb. 163, 164, 166–168, 179a, 183b, 194.

Köln.[639] Dieses Motiv der vegetabilen Drachenschwänze sollte dann generell für die Kapitellornamentik des kölnisch-niederrheinschen Raumes typisch werden.[640]

Einen Reflex auf Kapitellgestaltungen aus der Werkstatt des ‚Samson-Meisters' und ihres Umfeldes stellen somit zweifellos auch die vegetabilen Drachenschwänze der Rhedaer Dreisäulenkapitelle dar, auch wenn diese nicht deren Eleganz und Spannung erreichen – die Herkunft des Motivs und die grundsätzliche Stiltendenz sind eindeutig. Auch der effektvolle Einsatz von Zierbohrungen ist typisch für die Kapitellgestaltungen im Umfeld der Samson-Meister-Werkstatt.

Wohl ebenfalls aus den Gestaltungsideen der Werkstatt des ‚Samson-Meisters' schöpft das Motiv der umeinander geschlungenen Drachenschwänze am Übergangspunkt zwischen östlichem Kapitell und Eckkapitell des nördlichen Dreierkapitells der Altarnische. In vergleichbarer Weise dienen zwei verschränkte Drachenschwänze zur Überspielung der Übergangszone eines Doppelkapitells mit Drachenreiter und Drachensäugerin (!) der südlichen Blendnischenarkade im Chorjoch der Abteikirche in Brauweiler (um 1190/1200).[641]

Zum näheren Vergleich mit den Rhedaer Drachensäugerinnenkapitellen bietet sich darüber hinaus aus diesem Werkstattkreis das bereits genannte Drachensäugerinnenkapitell in der Paradiesvorhalle (um 1210/20) der Abteikirche Maria Laach an (Abb. 1421),[642] das trotz ikonographischer Abweichungen – die Köpfe der Drachen sind dort als Menschenköpfe ausgebildet – doch einige wichtige kompositorische Übereinstimmungen bietet: Neben dem Umstand, dass die Frauengestalt mit einem Ärmelgewand bekleidet ist und nur ihre Brüste freiliegen, ist insbesondere die s-förmige Schlangenform der Drachenhälse, die grundsätzliche Kopfbildung mit Gesichtsschnitt und Aufsicht auf die Haarkalotte sowie die Füllblätter in den Zwickeln zwischen Frauenkopf und Drachenkörper zu nennen. Auf

[639] S. dazu SCHORN/VERBEEK, St. Georg in Köln, 1940, S. 180–181 (Verbeek); KAELBLE, Samsonmeister, 1981, S. 128, dazu Anm. 531; BROSCHEIT, Figurenkapitelle, 1988, S. 58–59. – Zum Westchor von St. Georg: SCHORN/VERBEEK, St. Georg in Köln, 1940, S. 171–201 (Verbeek); KUBACH/VERBEEK, Rhein und Maas, 1976, Bd. I, S. 529 (hier auch die gesamte ältere Literatur); VERBEEK, St. Georg, 1984, S. 261–264.

[640] S. dazu BROSCHEIT, Figurenkapitelle, 1988, S. 58–59; BROSCHEIT, Figürliche Darstellungen, 1990, S. 227.

[641] KAELBLE, Samsonmeister, 1981, Abb. 163; BROSCHEIT, Figürliche Darstellungen, 1990, Abb. 227 (Bildmappe). – Dieser Verweis bereits bei FONTAINE, Bauornamentik Rheda, 1995, S. 47.

[642] BROSCHEIT, Figürliche Darstellungen, 1990, S. 243–245; zuletzt WINTERFELD, Maria Laach, 2004, S. 72–73, dazu Abb. S. 71 re (zur Datierung der Vorhalle ebd., S. 96).

ähnlichen Kapitellkompositionen wie demjenigen in Maria Laach dürften somit auch die Drachensäugerinnenkapitelle der Burgkapelle in Rheda beruhen.

Für die Jünglingskapitelle lassen sich leider keine vergleichbar engen ikonographischen und kompositorischen Parallelen aufzeigen, aber auch für diese ist eine Orientierung an entsprechenden niederrheinischen Kapitellgestaltungen fast zwingend anzunehmen.

Die hier durchgeführten stilistischen Beobachtungen sprechen dafür, dass die Bildhauer der Rhedaer Dreisäulenkapitelle – zumindest der federführende Meister – sich nicht nur kompositorisch, sondern auch hinsichtlich der Stilformen an der von der Werkstatt des Samson-Meisters maßgeblich geprägten niederrheinischen Bauornamentik der Zeit um 1200 orientiert haben, ja vermutlich sogar dort selbst geschult wurden.

Da die Rhedaer Kapitelle aufgrund der baugeschichtlichen Einordnung in die Zeit um 1200–1205/10 (siehe Kap. 4.5.2.) zu datieren sind, zeichnet sich folglich ab, dass sie in ihrer Ausbildung, das heißt in Komposition und Stilformen, auf die aktuellsten Tendenzen in der hochentwickelten Bauornamentik der benachbarten Kunstregion des Rhein-Maas-Gebietes reagieren.

6.2.1.4. Das Umfeld und die ‚Nachfolge' der Dreisäulenbündel-Kapitelle

Nur wenige Werke lassen sich bisher dem näheren und weiteren Umfeld und der Nachfolge der Rhedaer Dreisäulenbündel-Kapitelle zuordnen.

Für die ‚Jünglingskapitelle' des Portals kann zum Vergleich nur auf das östliche Kapitell am Südportal (um 1210/20) der Stiftskirche St. Johannes der Täufer in Langenhorst (siehe Kap. C.10.4.1.1.2.) verwiesen werden (Abb. 862).[643] Das leider stellenweise stark verwitterte Kapitell[644] zeigt ebenfalls am Kapitellkelch eine männliche Figur, die niedergebeugt erscheint und deren Kopf unmittelbar über dem Halsring plaziert ist. Die weit ausladenden Arme greifen die Hälse von zwei Drachen, deren Körper über den Armen sichtbar werden und die den Mann in den gespaltenen Bart beißen und ihn so bedrängen – ein Motiv, wie es etwa auch beim

[643] Zur allgemeinen Lit. zu Langenhorst s. Kap. C.10.4.1.1.2.; der Verweis auf das Langenhorster Portalkapitell bereits bei FONTAINE, Bauornamentik Rheda, 1995, S. 49.

[644] Hier wäre ein Ausbau dringend geboten, um das wertvolle Original vor weiterem Verfall zu retten!

südwestlichen Eckkapitell des Laacher Paradieses begegnet.[645] Neben den ikonographischen Unterschieden bestehen durchaus kompositorische Gemeinsamkeiten mit den Rhedaer Jünglingskapitellen, insbesondere bei der Anordnung der von Drachen bedrängten Figur am Kapitellkelch, hinzu kommen – soweit noch erkennbar – Übereinstimmungen in den Stilformen, etwa den Faltenbildungen an den Ärmeln, die auf ein gemeinsames stilistisches Umfeld deuten könnten. In eine allgemeine weitere Nachfolge kann lediglich ein Kapitell mit zwei ‚Drachenbezwingern' (Abb. 1438) in der Paradiesvorhalle (um 1240/55) des Fritzlarer Doms (siehe Kap. D.6.3.4.) eingereiht werden.[646]

Das Motiv der Drachensäugerin begegnet hingegen bei verwandten Bauwerken der westfälischen Spätromanik häufiger. So verwies Tröller bereits auf Darstellungen am Südportal der St. Vituskirche in Lette und im südlichen Seitenschiff von St. Ludgeri in Münster.[647] Die Frauengestalt auf dem Kapitell in St. Ludgeri (Abb. 1422)[648] ist aufgrund der Nacktheit wohl als ‚Luxuria' zu deuten – neben den Drachenkörpern erscheinen hier allerdings keine zusätzlichen Blattranken, so dass trotz der etwa gleichen Entstehungszeit um 1200/20 keine nähere stilistische Verbindung besteht. Am etwa gleichzeitigen Südportal von St. Vitus in Lette erscheint die sorgfältig ausgearbeitete, am Oberkörper nackte Drachensäugerin am linken Ansatz der Rundstabarchivolte.[649]

Bislang noch unbeachtet blieb die Darstellung einer nackten Drachensäugerin, wohl ebenfalls der Luxuria, auf einem der Doppelkapitelle im südlichen Kreuzgangflügel des Kanonissenstiftes Freckenhorst (Abb. 1095). Leider ist seine Oberfläche vollständig abgewittert, so dass nur noch die generelle Anordnung einer nackten Frauengestalt, die zwei Drachen an ihren Brüsten säugt, zu erkennen ist. Letztere bedecken die seitlichen Kapitellflächen. Der nicht exakt datierbare Freckenhorster

[645] BROSCHEIT, Figürliche Darstellungen, 1990, S. 225, dazu Anm. 939; zuletzt WINTERFELD, Maria Laach, 2004, S. 72–73, dazu Abb. S. 71 li. – Bereits TRÖLLER, Marienfeld, 1935, S. 39 stellte den Bezug Langenhorst–Maria Laach her und nannte außerdem ein ebenfalls vergleichbares Kapitell in St. Ludgeri in Münster (er meinte wohl das bei POESCHKE/SYNDIKUS/WEIGEL, Kirchen in Münster, 1993, Abb. 112 in einer Vorkriegsaufnahme abgebildete, heute lt. Angabe S. 132 stark beschädigte Stück, hier Abb. 1422).

[646] HUMBACH, Fritzlar, 2005, S. 79, 83, dazu Abb. 116.

[647] TRÖLLER, Marienfeld, 1935, S. 39 (Lette hier irrtümlich als im Kreis Steinfurt gelegen bez.).

[648] Zur Kirche allgemein s. RÖCKENER, Hallenkirchen, 1980, v. a. S. 382–394; POESCHKE/SYNDIKUS/WEIGEL, Kirchen in Münster, 1993, S. 115–133 (Candida Syndikus); LOOBEDEY, Westfalen, 1999, S. 81–85.

[649] Vgl. dazu MEIER, Clarholz, 2005, Abb. S. 70 oben links. Zu Lette vgl. auch KIER/GECHTER, Frauenklöster, 2004, S. 179 (Petra Marx).

Kreuzgang dürfte um 1210/20 errichtet worden sein (siehe Kap. C.10.4.1.3.3.6.).[650] Zusammen mit Rheda gehört das Freckenhorster Beispiel somit zu den ältesten Drachensäugerinnen-Darstellungen in Westfalen. Trotz der etwa gleichen Entstehungszeit und vorhandener personeller Verbindungen – Kunigunde zur Lippe, eine Tochter Bernhards II., war zu jener Zeit Äbtissin von Freckenhorst[651] – lassen sich keine engeren stilistischen Verwandtschaften zwischen den Rhedaer Dreisäulenbündel-Kapitellen und der Gruppe der Freckenhorster Kreuzgangkapitelle (Abb. 1093–1098), die offenbar rheinische Kapitellgestaltungen rezipieren und sich durch abwechslungsreiche Blattformen, eine große Motivvielfalt und eine hohe Qualität auszeichnen, erkennen.

Weiterhin ist das östliche Kapitell am südlichen Hauptportal (um 1230/40) von St. Maria zur Höhe (Hohnekirche) in Soest zu nennen (Abb. 1328): Es zeigt eine nackte, mit Zopffrisur und Kron(?)reif ausgestattete Frauengestalt, die zwei Drachen an ihren Brüsten säugt. Sie wird – trotz ihrer Nacktheit – im Verein mit der Männergestalt auf dem gegenüberliegenden Kapitell, die als Personifikation des Meeres angesehen wird – von Engemann als Darstellung der ‚Terra' gedeutet.[652] Auch für diese Kapitelle wird – wie für Rheda – eine Orientierung an rheinischen Vorbildern angenommen,[653] was die grundsätzlichen kompositionellen Gemeinsamkeiten in der Gestaltung erklären mag.

In der um 1230 entstandenen Sakristei des Osnabrücker Domes (Kap. 10.4.3.1.), die als einziger Bauteil ihre ursprüngliche Bauzier bewahrt hat, zeigt das östliche Kapitell des zentralen Freipfeilers an den Ecken zwei bekleidete Frauengestalten (Abb. 1276), die je zwei Drachen, die sie an den Hälsen ergriffen haben, zu ihren freiliegenden Brüsten heranführen.[654] Auffällig sind die großen, raumgreifenden Hauben, die der höfischen Atmosphäre angehören und daher – trotz der Bekleidung

[650] Dort auch weiterführende, jedoch bisher sehr allgemein gehaltene Lit.

[651] S. dazu KOHL, Freckenhorst, 1975, S. 297–298 und Kap. B.2.2.

[652] ENGEMANN, Hohnekirche, 1991, S. 6–7, 42–43, dazu Abb. 10, 11; ihm folgend LOBBEDEY, Westfalen, 1999, S. 396. – BROSCHEIT, Figürliche Darstellungen, 1990, S. 248 bezeichnet die Fabelwesen als Schlangen, doch handelt sich eindeutig um geflügelte Drachen mit Klauen. Auch den Kontext der Tiersäugerin lässt sie offen, da eine Deutung der männlichen Pendantfigur nicht möglich sei. – TRÖLLER, Marienfeld, 1935, S. 39 meint, dass „das Schlangenweibchen [...] in der Soester Gegend fast in jeder Kirche vorkommt", ohne dafür jedoch konkrete Beispiele zu benennen.

[653] ENGEMANN, Hohnekirche, 1991, S. 43.

[654] S. dazu THÜMMLER, Dom zu Osnabrück, 1954, S. 24; nur allgemein zur Bauskulptur der Sakristei: THÜMMLER, Dom zu Osnabrück, 1965, S. 8, dazu Abb. S. 9; FELDWISCH-DRENTRUP/JUNG, Osnabrück, 1980, S. 26; LOBBEDEY, Westfalen, 1999, S. 193, 196.

der Frauen – eine Deutung als Luxuria erlauben.[655] Mit den Rhedaer Drachensäugerinnen (vor allem der nördlichen) gut vergleichbar ist neben der Komposition auf der Kapitellecke auch die Ganzfigurigkeit, das Umfassen der Drachenhälse und die Anlage des Gewandes mit den Öffnungen für die Brüste, während die auffälligen Hauben einen völlig neuen Akzent setzen. Trotz der genannten motivischen Übereinstimmungen besteht kein engerer stilistischer Zusammenhang – die (erhaltene) spätromanische Bauzier des Osnabrücker Domes zeigt trotz zeitlicher Nähe eine eigenständige Formensprache.

Eine ungewöhnlich große Anzahl von insgesamt vier Kapitellen mit Darstellungen von Drachensäugerinnen findet sich in der Bauornamentik der Münsterkirche in Herford (Kap. 10.4.1.3.3.3.).[656] Während die Frauengestalt auf dem vom Bauversatz her ältesten Exemplar (Abb. 1032b) zwischen den gekuppelten Fenstern in der Stirnseite des Nordquerhauses über der Damenempore (Bauphase 3, vor 1230 – vor 1238) aufgrund der Nacktheit als ‚Luxuria' zu deuten ist,[657] handelt es sich bei den drei weiteren, nun aber bekleideten Drachensäugerinnen um Darstellungen der Terra: Sie finden sich am Langhaus der Kirche, das zu den jüngeren Bauteilen (Bauphase 4, um 1240–50) zählt, und zwar zum einen außen am Fenster des mittleren Langhausjoches (Abb. 1032c), zum zweiten innen an der westlichen Wandvorlage des südlichen Seitenschiffs (Abb. 1032a). Eine dritte, heute stark beschädigte Darstellung gibt es am westlichen Gewände der westlichen Portalöffnung des Paradiesportals.[658] Während die Frauengestalt im Seitenschiff die beiden Drachenköpfe mit ihren Armen umschlingt und an sich drückt, führt diejenige des Kapitells an der nördlichen Außenwand die beiden Drachen, die sie an den Hälsen ergriffen hat, zu ihren Brüsten heran – einer der Drachen nährt dann wiederum seine eigenen Jungtiere. Vergleichbar mit Rheda sind die Armhaltung der Frauengestalt und das Umgreifen der Drachenhälse, die weitgehende lineare Faltengliederung des Gewandes sowie die herabgebeugte Haltung der Drachen, deren Schwänze sich zudem ebenfalls in Blattwerk auflösen. Der Bildhauer dieses Herforder Kapitells könnte folglich kompositorische Anregungen von dem älteren Rhedaer Exemplar

[655] So bereits THÜMMLER, Dom zu Osnabrück, 1954, S. 24.

[656] Der Verweis auf Herford bereits bei TRÖLLER, Marienfeld, 1935, S. 40.

[657] So DORN, Herford, 2006, S. 60, dazu Abb. 92. Vgl. auch BEER, Münsterkirche, 2000, S. 20/22, dazu Abb. S. 23 oben links.

[658] KOHL, Melusinenmotiv, 1933, S. 30; KOHL, Kapitell, 1934; BEER, Münsterkirche, 2000, S. 22, dazu die jeweils rechten Abb. auf S. 23; DORN, Herford, 2006, S. 61–62, dazu Abb. 98, 100.

verarbeitet haben, eine größere stilistische Nähe besteht jedoch nicht. Stilformen der Rhedaer Kapitelle und generell der Rhedaer Bauornamentik begegnen in Herford hingegen beim (zweitverwendeten) Christus-Relief im Vorhallengewölbe des südlichen Querhausportals (Abb. 1031), wo die Faltenbildungen und die Augengestaltung an Detailformen insbesondere des südlichen Drachensäugerinnenkapitells der oberen Altarnische erinnern (siehe dazu ausführlicher unten, Kap. D.6.5.). Zu erwähnen ist schließlich noch eine Darstellung auf einem Kapitell am südöstlichen Langhauspfeiler, die zunächst ebenfalls wie eine Terra-Darstellung erscheint, doch handelt es sich wohl um eine Jünglingsgestalt, die von zwei sich an den Schnauzen berührenden Drachen bedrängt wird.[659]

In die Nachfolge der Rhedaer Drachensäugerinnenkapitelle gehört schließlich noch eine Konsolfigur an der nachträglichen Westwandvermauerung (1230/40er Jahre) der Paradiesvorhalle des Domes zu Münster (Abb. 1408b), deren Drachenköpfe heute verloren sind. Die Abarbeitungsspuren an den Brüsten lassen jedoch noch eindeutig erkennen, dass es sich einstmals um eine Drachensäugerin gehandelt hat.[660] Da die übrigen Konsolfiguren in Gestalt säulentragender Löwen und liegender Trägerfiguren in der Nachfolge der Rhedaer ‚Säulenträger' stehen (s.o. Kap. D.6.1.1.2, D.6.1.2.2.), ist anzunehmen, dass auch bei der Drachensäugerin eine Motivübernahme aus Rheda vorliegt.

6.2.2. Die Kapitelle der beiden Hauptpfeiler

Die beiden Hauptpfeiler der Kapelle zieren auf den zur Raummitte gerichteten Seiten jeweils durchgehende Kapitellbänder aus Kelchblockkapitellen mit Blattstengelornamentik (Abb. 606–607, 644–646).[661] Sie bestehen durchweg aus

[659] BEER, Münsterkirche, 2000, S. 22, dazu Abb. S. 23 unten links; DORN, Herford, 2006, S. 61, dazu Abb. 96. – TRÖLLER, Marienfeld, 1935, S. 40 verwies darüber hinaus im Zusammenhang mit Herford noch auf ein Kapitell in der Paradiesvorhalle (um 1240/55) des Domes St. Peter in Fritzlar (Abb. 1438), doch handelt es sich bei den dortigen Eckfiguren nicht um Drachensäugerinnen, sondern um männliche Gestalten, die die Drachenhälse lediglich halten/heranführen/würgen. Auch der benannte Vergleichspunkt zu den Rhedaer Kapitellen bzgl. des „kleinen spitzen Blatt[es], das sich von oben zwischen die Figuren schiebt", bestätigt sich nicht – trotz der sonstigen Nähe zu Rheda, vgl. unten Kap. D.6.3.4. (mit weiterf. Literaturangaben zu Fritzlar). Zu diesem Kapitell vgl. auch HUMBACH, Fritzlar, 2005, S. 79, 83, dazu Abb. 116.

[660] Zudem ist der Kopf erneuert. – Der Verweis auf diese Konsolfigur erstmals bei TRÖLLER, Marienfeld, 1935, S. 39–40. S. dazu auch PIEPER/MÜLLER, Paradies, 1993, S. 77 (hier die Drachenleiber irrtümlich als Vögel gedeutet), dazu Abb. 92, 96. – Zur baugeschichtlichen Einordnung und Datierung dieser Partien s. LOBBEDEY/SCHOLZ, Baugeschichte Münster, 1993, S. 283 (Bauphase III), 307–308.

[661] SCHMIDT, Burgcapelle, 1900, S. 84; TRÖLLER, Marienfeld, 1935, S. 37–38; MÜHLEN, Kapellenturm, 1968, S. 63; DEHIO, Westfalen, 1969, S. 480; MAUÉ, Bauformen, 1975, S, 104, 107; MÜHLEN, Rheda, 1979, S. 8; FONTAINE, Bauornamentik Rheda, 1995, S. 16–39; DORN, Herford, 2006, S. 137, 141; DEHIO, Westfalen, 2011, S. 907.

feinem Baumberger Sandstein, nur die Kämpferplatte wurde aus deutlich gröberem Osning-Sandstein gearbeitet. Alle fünf Einzelelemente des Kapitellfrieses hat man für gewöhnlich aus separaten Werkstücken gefertigt, nur der westliche Eckdienst des Südpfeilers und das anschließende Pfeilerkernkapitell bestehen aus einem durchgehenden Sandsteinblock. Bei der Anfertigung hat man offenbar sehr rational die Maße der Werkblöcke ausgenutzt. Dies wird besonders bei den Werkstücken der mittleren Halbrundvorlagenkapitelle deutlich: Dort war die Breite der Blockzone des Kapitells bestimmend für die Werkblockbreite, wie es noch an den Übergängen zu den Pfeilerkernkapitellen abzulesen ist, wo die Trennlinie senkrecht nach unten geht, hier also (weitgehend glatt belassene) Restflächen mit einem Halsringansatz ausgebildet werden mussten. Da die Motive der Blattstengelornamentik – insbesondere der Vorlagenkapitelle – vollkommen spiegelbildlich angelegt sind, ist anzunehmen, dass die Bildhauer beim Entwerfen und Anzeichnen der Komposition den angerissenen Entwurf mittels eines Zirkels an der Symmetrieachse spiegelten.[662]

Die Kapitellbänder beider Hauptpfeiler zeigen insgesamt eine weitgehend identische Gestaltung, so dass im Folgenden zunächst das beiden gemeinsame Kompositionsschema beschrieben werden soll, ehe im Anschluss auf die jeweiligen Abweichungen und Bearbeitungsunterschiede eingegangen wird.

Das in fünf Abschnitte untergliederte Kapitellband besteht jeweils – gemäß der Pfeilergliederung (siehe Kap. D.5.5.1.) – aus den Kapitellabschlüssen der mittleren Halbrundvorlage, der freien Ecken des Pfeilerkerns und der beiden Eckdienste, zusammengefasst durch das durchlaufende halbrunde Halsringprofil und die Abakusplatte.

Das den Kapitellfries dominierende Kapitell der Halbrundvorlage zeigt eine streng spiegelsymmetrisch aufgebaute Komposition: Über dem Halsring befindet sich ein durchgehender, mittels Furchen untergliederter Blattansatzkranz, aus dem das Blattwerk sprießt. Die Mitte nimmt ein bis zum Knauf der eingeschwungenen Abakusplatte aufsteigendes fünfteiliges Zungenblatt ein, das durch eine kräftige, diamantierte Hauptader und sechs kleinere Blattrippen gegliedert wird. Seitlich davon steigen jeweils breite, am nördlichen und südlichen Pfeiler unterschiedlich

[662] Vgl. hierzu die Ausführungen bzgl. der in der Herstellungstechnik durchaus vergleichbaren Kapitelle im westlichen Kreuzgangflügel von St. Michael in Hildesheim bei SCHÄDLER-SAUB/PUNG, Architektur und Bauplastik, 2000, S. 83–84, dazu Abb. 52.

strukturierte Blattstengel (s.u.) bis zur Abakusplatte auf und hinterkreuzen dort ein sich herabneigendes geripptes Dreiblatt. Nach dieser Hinterkreuzung erscheint der Stengel ebenfalls als dreifach unterteilter, auf der Innenseite diamantierter Blattstengel, der an der Ecke des Kapitellblocks ebenfalls als Blattüberfall in einem herabgeneigten gerippten Dreiblatt endet – in etwa spiegelbildlich zu dem bereits genannten Dreiblatt. Ersteres bildet dabei zusammen mit einem Gegenstück das markante Eckmotiv des Kapitells aus. Dieses wird noch ergänzt durch ein von unten aufsteigendes fünfteiliges Zungenblatt, das wiederum eine diamantierte Hauptader und sechs kleinere Blattrippen untergliedern und dessen fast rechtwinklig umknickende Spitze die Spitzen der beiden Dreiblätter berührt. Jeweils ein weiterer, vom Halsring an mit einer Mittelfurche versehener Stengel verschwindet hinter dem Stengel des Eckblatts und findet seine Fortsetzung in den erwähnten, zur Kapitellmitte geneigten Dreiblättern. Die ‚halbierten' Seitenflächen des Kapitells zeigen spiegelsymmetrisch das Gestaltungsschema der Eckformation jenseits des Mittelblattes.

Die seitlich an das mittlere Vorlagenkapitell anschließenden Pfeilerkernkapitelle zeigen auf der breiteren Hauptseite jeweils eine in sich weitgehend spiegelbildliche Komposition: Zu seiten der mittleren Furche des durchgehenden, in gerundete Elemente untergliederten Blattansatzkranzes steigt jeweils ein sich nach oben verbreiternder, durch vier Furchen und eine diamantierte Hauptader gegliederter Blattstengel auf bis zur nicht eingeschwungenen Abakusplatte, um dort jeweils als Blattüberfall in Form eines gerippten Dreiblattes zur Seite umzuklappen. Dabei bildet es an der freien Ecke das Eckmotiv des Kelchblocks, gegen das von unten ein über die Ecke gelegtes Fünfblatt stößt. Auf diesem liegt wiederum ein kleineres ebenfalls fünfteiliges, aber ansonsten nicht weiter gegliedertes Blatt auf, während an der Seite zur Halbrundvorlage hin jeweils nur ein halbiertes Fünfblatt erscheint. Zwischen den seitlichen Fünfblättern und den mittleren Blattstengeln steigt jeweils noch ein vom Ansatz an gefurchter Blattstengel auf, hinterkreuzt den diamantierten Stengel und klappt jeweils zur Mitte hin wie dieser in einem gerippten Dreiblatt um. Dabei wahren alle Dreiblätter die vorgegebene untere Begrenzungslinie des Kapitellblocks.

Die kürzeren Seitenflächen des Kapitells übernehmen als Ergänzung des Eckmotivs spiegelbildlich die halbe Komposition der Vorderseite, die verbleibende Restfläche füllt ein hoch aufragendes, dreiteiliges, geripptes Zungenblatt.

Die Dienstkapitelle sind symmetrisch auf die Ecke hin komponiert: Aus dem durch Furchen untergliederten Blattansatzkranz entwächst mittig ein fünfteiliges Zungenblatt mit diamantierter Hauptader und sechs kleinere Blattrippen. Der jeweils links und rechts anschließende schmale, bereits ab dem Ansatz gefurchte Blattstengel steigt in einem gebogenen Schwung auf und neigt sich mit einem geripptes Dreiblatt als Blattüberfall zur Ecke, wo er mit seinem Pendant verschmilzt und die Spitze des aufsteigenden Fünfblattes berührt. Seitlich schließt sich jeweils ein schmales, hoch aufsteigendes halbiertes Zungenblatt an, das vorderseitig den Übergang zum anschließenden Kapitell des Pfeilerkerns herstellt. Die schlanken Stengel der Dreiblätter werden zudem zur Ecke hin noch von etwas zurückliegenden Diamantbändern begleitet, die hinter den umklappenden Dreiblättern verschwinden. Spiegelbildlich zur Anschlussstelle als Überleitung zum benachbarten Pfeilerkernkapitell findet sich auch (abgesehen vom östlichen Dienstkapitell des Südpfeilers) auf der anderen Seite ein – ungenutzter – Ansatz für eine Fortsetzung des Kapitellfrieses.

Führt man bei den jeweiligen Kapitellelementen einen Detailvergleich durch, so zeigen sich durchaus Unterschiede in der Ausgestaltung und in der Ausführungsqualität der Details: Beim Vorlagenkapitell des nördlichen Pfeilers zeigt sich deutlich eine insgesamt systematischere, organischere und plastischere Durchbildung als beim entsprechenden südlichen Gegenstück. So ist bei ersterem das mittlere Zungenblatt mit einer zusätzlichen Lanzette hinterlegt, das Blatt selbst ist stärker reliefiert, insbesondere die Hauptrippe, deren Diamanten hier – im Unterschied zum gegenüberliegenden Kapitell – zusätzlich mit Bohrlöchern versehen sind. Zudem findet sich hier unter jedem Stengelansatz bis hinab zum Halsring eine Furche, dazwischen werden die Spalten zwischen den Stengelansätzen durch eine Abfolge von zwei ‚Parabelriefen' betont, die beim südlichen Kapitell zu einfachen, nur noch dekorativ – auch an den Blattstengeln – verwendeten Winkeln verballhornt sind. Die beiden Blattstengel zu seiten des mittleren Zungenblattes zeigen hier einen logischen Übergang der Strukturierung vom unteren Stengelteil hin zum

überklappenden Dreiblatt des Eckmotivs, während das Pendant einen abrupten Wechsel nach der Überkreuzung erkennen lässt. Die Diamantierung des Stengels ist hier zudem präziser als gebohrte Perlenreihe angegeben und beginnt bereits am Stengelansatz, während beim Südpfeilerkapitell der Stengel zunächst durch einen Wechsel von Bohrlöchern und Winkeln und jenseits der Hinterkreuzung dann unmotiviert durch eine stark zurückliegende gebohrte Diamantierung strukturiert wird. Hier entsteht zudem der Eindruck, hinter dem Stengel des Eckblatts käme noch ein dritter Stengel hervor, der zur Ecke hin waagerecht verläuft und der in diesem Bereich ebenfalls mit Bohrlöchern verziert ist. Zusammen mit dem erwähnten Stengelabschnitt mit gebohrter Diamantierung bildet er die Hintergrundebene für die vortretenden Dreiblattmotive. Im Vergleich mit dem nördlichen Kapitell wird deutlich, dass hier ein Missverständnis vorliegt und das Kompositionsschema hier eigentlich nur einen Teil des Blattstengels des Eckblattes meint. Die Hauptadern der aufsteigenden Eckblätter erscheinen am nördlichen Vorlagenkapitell einfach diamantiert, am südlichen sind die Diamanten zusätzlich gebohrt. Zudem wird die Ecke zwischen den oberen Eckblättern beim nördlichen Kapitell noch von einem zusätzlichen schmalen Blatt eingenommen, beim südlichen Kapitell ist es nur eine einfache Kante in Verlängerung des Abakus.

Von den Pfeilerkernkapitellen weicht das östliche, das heißt rechts der Halbrundvorlage gelegene des Nordpfeilers vom üblichen Schema ab (Abb. 645, 646): Das Werkstück wurde ganz offensichtlich für eine Position links einer Halbrundvorlage geschlagen – offenbar lag hier ein Irrtum des Bildhauers vor, der es wohl nach einem bereits vorhandenen Kapitell kopierte, ohne dabei die dafür vorgesehene Position zu berücksichtigen, so dass es beim Versatz umgearbeitet werden musste! Für diese These spricht der Umstand, dass die Detailformen seiner östlichen Schmalseite genau denjenigen der breiteren Hauptseiten entsprechen. Dabei musste der rechte der beiden eigentlich als Mittelmotiv gedachten diamantierten Blattstengel für den Anschluss an das Dienstkapitell verkürzt werden. Für die Pfeilerstirn hingegen war die ehemalige Schmalseite des Kapitells zu kurz und musste erweitert werden. Dazu verwendete man das passend zurechtgemachte Kapitellreststück, das auf der Ostseite abgesägt worden war. Sein Dekor ließe sich fast nahtlos dort wieder anfügen! So findet sich hier die Fortsetzung des abgetrennten

diamantierten Blattstengels samt dem umklappenden Dreiblatt, darunter erscheint das als Eckabschluss gedachte halbe Fünfblatt, das dasjenige des zweiten Eckabschlusses mehr schlecht als recht zu einem Vollblatt ergänzt, da letzteres bis zum Abakus aufsteigt – seine nun freiliegende Spitze erweckt fast den Eindruck eines Abakusknaufes.

Auch das östliche Dienstkapitell des Südpfeilers (Abb. 644) zeigt einige Abweichungen vom vorgegebenen Schema: So füllt hier ein dreiteiliges, die Abakusplatte überlappendes Blattmotiv den Zwickel über den oberen Eckblättern. Zudem nimmt ein zusätzliches, mit gebohrten Diamanten verziertes Band den Freiraum zwischen dem Zungenblatt der Ecke und dem Diamantband der oberen Eckblattstengel ein. Schließlich findet sich hier auf der Ostseite des Kapitells – anders als bei den übrigen Dienstkapitellen – keine Anschlussstelle für eine Fortsetzung des Kapitellfrieses.

Für diesen abweichenden Befund bezüglich der fehlenden Anschlussstelle gibt es zwei Deutungsmöglichkeiten: Entweder war zunächst ein um den gesamten Pfeiler oder zumindest an den Pfeilerflanken fortgeführtes Kapitellband geplant, dessen Fortsetzung die Dienstkapitelle vorbereiteten und auf deren Verzicht das dann als letztes hergestellte östliche Dienstkapitell des Südpfeilers reagierte – dagegen spricht jedoch die höhere Gestaltungs- und Bearbeitungsqualität dieses Kapitells, was eher für eine frühere Fertigung nahelegt. Oder es war genau umgekehrt: Man hat nie ein umlaufendes Kapitellband geplant, und das östliche Dienstkapitell des Südpfeilers wurde entsprechend als erstes gemäß dieser Planung als Endstück des Frieses angefertigt. Bei der Fortsetzung der Kapitellfertigung kopierte dann ein schwächerer Bildhauer dessen Kompositionsschema, ließ dabei jedoch einige Elemente fort (s.o.) und vereinfachte es dahingehend, dass er die ja nur auf einer Seite nötigen Anschlussstellen bei der Herstellung einfach spiegelbildlich kopierte. Beim Versatz wurden sie dann auf das Niveau des Kapitellkelches zurückgearbeitet.

Vergleicht man die einzelnen Werkstücke der beiden Kapitellbänder hinsichtlich der Ausführungsqualität der Details untereinander, so werden doch deutliche Qualitätsunterschiede erkennbar, wie dies bereits bei den Vorlagenkapitellen aufgezeigt werden konnte. Dies äußerst sich insbesondere bei Missverständnissen von Motivgestaltungen, in der mangelnden Plastizität, aber auch bei der Ausführung

von Details wie Blattrippen, Diamantierungen und den ‚Parabelriefen' zur Angabe und Betonung von Stengelansätzen, die oft zu simplen, ihrem Sinn nach unverstandenen und somit rein dekorativ eingesetzten Winkeln verballhornt werden.

Die qualitativ höchststehenden Kapitelle der beiden Friese stellen das nördliche Vorlagenkapitell mit sorgfältig ausgeführten ‚Parabelriefen' und teilweise gebohrten Diamantierungen und der Werkblock des westlichen Pfeilerkern- und Dienstkapitells des Südpfeilers mit seinen akkuraten ‚Parabelriefen' dar, doch zeigen sich auch bei letzteren Schwächen bei der Ausführung der nur geritzten Blattrippen und Diamantierungen (unvollendet?). Anzuschließen ist ferner noch das östliche Dienstkapitell desselben Pfeilers, dessen ‚Parabelriefen' zwar deutlich summarischer ausgeführt sind, das aber dafür eine größere Sorgfalt in der eigenständigen Ausführung der Komposition zeigt (s.o.). Von mittlerer Qualität sind sodann das östliche Pfeilerkernkapitell des Südpfeilers und die beiden des Nordpfeilers sowie dessen östliches Dienstkapitell. Eine eher geringe Detailqualität weist schließlich das südliche Vorlagenkapitell auf, vor allem hinsichtlich der Flächigkeit seiner Elemente und der zu banalen Winkeln reduzierten ‚Parabelriefen', die sich auch – zusammen mit groben, lieblosen Diamanten – beim westlichen Dienstkapitell des Nordpfeilers finden.

6.2.2.1. Die stilistischen Grundlagen und das Umfeld der Hauptpfeiler-Kapitelle

Die Verwendung von friesartigen Kapitellbändern erinnert zunächst selbstverständlich an die Abteikirche in Marienfeld, von der ja auch die Pfeilergestaltung übernommen wurde (siehe Kap. D.5.5.1.). Die Rhedaer Kapitelle zeigen jedoch keine engeren kompositorischen Bezüge zu Marienfeld, dürften also aus einem anderen Vorbilderkreis geschöpft haben. Hier ist natürlich wiederum das nahegelegene Rheinland zu nennen, wo sich eine Reihe von Sakralbauten mit friesartigen Kapitellbändern aus Kelchblockkapitellen an den mit Vorlagen und Diensten versehenen Pfeilern findet. Zu nennen wären etwa das Bonner Münster, St. Andreas (Abb. 1357), St. Aposteln, St. Maria in Lyskirchen und St. Severin in Köln, St. Pankratius in Oberpleis, St. Peter in Sinzig und der Westbau von St. Viktor in

Xanten (Abb. 1343).[663] Von den genannten Bauten steht die Kapitellornamentik von St. Andreas in Köln (Abb. 1357) den Rhedaer Hauptpfeilerkapitellen motivisch wie auch stilistisch am nächsten.[664] Hier finden sich an den spätromanischen Bauteilen von Ostvierung, Langhaus und Westquerbau Blattkapitelle mit gut vergleichbaren Motivgestaltungen wie gefiederten und zum Teil diamantierten Drei- und Fünfblättern, Blattüberfällen, sich überkreuzende Blattstengel etc.. Es lässt sich kein Kapitell benennen, das 1:1 als Vorlage für die Rhedaer Kapitellfriese gedient hat,[665] vielmehr schöpft deren Entwerfer aus einem großen Formenrepertoire, das in verschiedenen Variationen an den Kapitellen von St. Andreas (Abb. 1357) Verwendung findet. So begegnet etwa das ungewöhnliche Motiv der Hinterlegung des mittleren Zungenblattes mit einer zusätzlichen Lanzette, wie es beim nördlichen Vorlagenkapitell zu beobachten ist, auch bei einem Kapitell des ersten nördlichen Zwischenpfeilers von St. Andreas.[666] Auch die sich überkreuzenden Blattstengel finden sich häufiger, etwa beim Vorlagenkapitell des nordwestlichen Vierungspfeilers des Westquerbaues,[667] allerdings treffen sich dort die inneren Blattvoluten über dem hier nicht so langen mittleren Zungenblatt. Für die Ausbildung der flach umklappenden, als nach unten geöffnetes Dreiblatt ausgebildetes Blattüberfälle kann zum Vergleich etwa auf das vierte Halbsäulenkapitell von Westen im nördlichen Seitenschiff verwiesen werden.[668]

Auch das Prinzip, die Pfeilerkernkapitelle mit spiegelbildlichen Blattformationen zu zieren, begegnet in St. Andreas mehrfach, so etwa an den Vierungspfeilern der Ost- wie auch der Westvierung sowie den meisten Langhauspfeilern,[669] auch wenn diese im Detail unterschiedlich gestaltet sind.[670]

[663] S. dazu die jeweiligen Textstellen und Abbildungen bei KUBACH/VERBEEK, Rhein und Maas, 1976, Bd. I–III (auf einen Einzelnachweis wird hier verzichtet).

[664] Ein Verweis auf die Kapitelle von St. Andreas in Köln erstmals bei SCHÜRER, Doppelkapellen, 1929, S. 180, Anm. 162; dann jedoch erst wieder bei FONTAINE, Bauornamentik Rheda, 1995, S. 22–28, 33–34, 39.

[665] FONTAINE, Bauornamentik Rheda, 1995, S. 23–24, 26–27, 33 fokussiert sich v. a. auf den nordwestlichen Pfeiler der Westvierung, doch muss er selbst einige Motive von anderen Kapitellen herleiten, da sie sich dort nicht finden (!).

[666] KAELBLE, Samsonmeister, 1981, Abb. 213. So bereits FONTAINE, Bauornamentik Rheda, 1995, S. 25.

[667] So bereits FONTAINE, Bauornamentik Rheda, 1995, S. 23–26.

[668] KAELBLE, Samsonmeister, 1981, Abb. 211 (Dieser Vergleich nicht bei FONTAINE, Bauornamentik Rheda, 1995).

[669] S. etwa KIER/KRINGS, Kirchen im Bild, 1984, Abb. 103, 104.

[670] So bereits FONTAINE, Bauornamentik Rheda, 1995, S. 26 bzgl. des nordwestlichen Pfeilers der Westvierung.

Neben diesen kompositorischen Elementen finden sich in der Kapitellornamentik von St. Andreas auch die bereits genannten charakteristischen Detailgestaltungen wie diamantierte Hauptadern, rundliche Blattadern sowie ‚Parabelriefen' unter den Stengelzwischenräumen (Abb. 1357).

Beiden Kapitellkomplexen gemeinsam ist auch die verbleibende Ablesbarkeit des Kapitellkörpers, dem die Blattornamentik zumeist nur oberflächlich ‚abgerungen' scheint.

Bei einer Gegenüberstellung der Kapitelle in Rheda mit denjenigen in St. Andreas in Köln wird aber zugleich auch der große Qualitätsunterschied deutlich – ablesbar an den Detailausgestaltungen, die in Rheda auch bei den besten Werkstücken zumeist ein wenig schematisiert und flach erscheinen, aber auch an kompositorischen Simplifizierungen, etwa der spannungslosen Flachheit der Blattüberfälle oder dem Verzicht auf eine – in St. Andreas übliche – wechselnde Ansatzhöhe der Stengelzwischenräume.[671]

Die höchst aufwendigen und qualitätvollen Kapitelle und Blattrankenfriese in St. Andreas in Köln werden der Werkstatt des ‚Samson-Meisters' zugeschrieben.[672] Ihre Entstehungszeit dürfte sich auf einen größeren Zeitraum erstrecken, wobei zum spätromanischen Neubau von St. Andreas leider keine genauen Baudaten überliefert sind, so dass dessen zeitlicher Ansatz auch aufgrund seiner großen Bedeutung für die rheinische Kunstgeschichte und darüber hinaus nicht unumstritten ist.[673] Zumeist wird heute ein Baubeginn zu Ende des 12. Jahrhunderts angenommen, nach ersten Bauarbeiten im Untergeschoss (Kreuzgangostflügel) des Westquerbaues zunächst beginnend mit der Ostvierung, dann im Anschluss das Langhaus und parallel der Oberbau des Westquerbaues sowie die östlichen Querarme. Die Bauzeit – und damit auch die Entstehungszeit der Kapitelle – dürfte somit im Zeitraum um 1200–1220 liegen.[674]

Die Rhedaer Hauptpfeilerkapitelle nun wurden in Bauphase III um 1215–1225 versetzt, doch dürfte ihre Anfertigung – zumindest die der qualitätvolleren

[671] Auf Letzteres verwies bereits ebd., S. 27.

[672] KAELBLE, Samsonmeister, 1981, S. 139–142 (mit älterer Lit.).

[673] Vgl. dazu KUBACH/VERBEEK, Rhein und Maas, 1976, Bd. I, S. 506–513; KAELBLE, Samsonmeister, 1981, S. 139–142; KAHLE/KAHLE, St. Andreas, 1984; KOSCH, St. Andreas, 1999.

[674] Bauabfolge und Datierung nach KOSCH, St. Andreas, 1999, S. 30–32, dazu Anm. 162–165 mit Ausführungen zu den unterschiedlichen Datierungsansätzen.

Werkstücke – zusammen mit der übrigen Bauzier der Kapelle bereits in Phase II um 1200–1205/10 erfolgt sein, vermutlich gegen Ende der Bauphase. Damit sind die Rhedaer Kapitelle weitgehend gleichzeitig mit der stilprägenden Kapitellornamentik von St. Andreas in Köln entstanden. Es ist anzunehmen, dass der entwerfende Bildhauer sich bei der Planung der Rhedaer Kapitellfriese an den hochaktuellen Kapitellbildungen von St. Andreas orientierte, die ihm sicherlich aus eigener Anschauung vertraut gewesen sein dürften. Die Ausführung lag dann teilweise in der Hand eines oder mehrerer schwächerer Mitarbeiter – vielleicht erfolgte die Bearbeitung einiger Werkstücke auch erst nach Wiederaufnahme der Bauarbeiten in Bauphase III.

Innerhalb Westfalens stehen die Rhedaer Hauptpfeilerkapitelle zu Beginn des 13. Jahrhunderts weitgehend vereinzelt da. Nur am Westbau (um 1185/90–1202) des Domes zu Münster (Kap. C.10.4.1.1.3.) finden sich schon zu Ende des 12. Jahrhunderts Kapitelle, die sich in ihrer Ornamentik an den Formgebungen der seit dem letzten Viertel des 12. Jahrhunderts maßgeblich von der Werkstatt des ‚Samson-Meisters' geprägten rheinischen Bauornamentik orientieren.[675] Bei einem Detailvergleich zeigen sie jedoch keine näheren stilistischen Verbindungen, die auf einen gemeinsamen Werkstattkreis deuten könnten.

Lediglich zwei Werke könnten aus dem engeren Umkreis der Rhedaer Kapitellfriese stammen, der Vierungsschlussstein der Klosterkirche Marienfeld und die Chorbogenkapitelle der St. Matthäuskirche in Melle. Am Marienfelder Vierungsschlussstein (Abb. 378) aus der dortigen Bauphase II (siehe Kap. C.6.4.3.) finden sich dieselben Gestaltungsmotive wie diamantierte Blattstengel und gefiederte Dreiblätter, sowie insbesondere die flach über den Zierring umklappenden, wie welk erscheinenden Dreiblätter, die unmittelbar an die zur Mitte gewandten Dreiblätter der Vorlagenkapitelle erinnern. Doch nicht nur die Motivik, sondern auch ihre deutlich verflachte, kaum noch plastisch aufgefasste handwerkliche Umsetzung hat die Marienfelder Schlusssteinplatte mit den Rhedaer Kapitellfriesen gemein. Dies könnte darauf hindeuten, dass der Marienfelder Vierungsschlussstein – vom Dekorationsaufwand her der aufwendigste Schlussstein der sonst im Bauornament eher zurückhaltenden Zisterzienserkirche – von demselben Bildhauer gefertigt

[675] So LOBBEDEY/SCHOLZ, Baugeschichte Münster, 1993, S. 221, vgl. dazu S. 243–244, Abb. 1–37.

wurde. Dies erscheint nicht abwegig, da er ja im selben Hüttenverband arbeitete und möglicherweise für diesen Auftrag von Rheda nach Marienfeld abgestellt wurde, wofür auch ihr etwa gleicher zeitlicher Ansatz – um 1210–15 – spricht.

Allein schon aufgrund des gemeinsamen Sujets noch näher an den Rhedaer Hauptpfeiler-Kapitellen stehen die Kapitellbänder der Chorbogenkapitelle der St. Matthäuskirche in Melle (Kap. C.10.4.2.3.; Abb. 1192, 1193). Insbesondere die Kapitelle der Halbrundvorlagen zeigen eine fast identische Komposition aus einem mittigen fünfteiligen Zungenblatt mit markanter Hauptader sowie anschließenden, sich hinterkreuzenden Blattstengeln. Diese bilden auch hier das charakteristische Motiv der Überlappung aus, wobei die zur Kapitellmitte gerichteten Blattstengel ebenfalls als Blattüberfall in einem herabgeneigten gerippten Dreiblatt enden, während die zur Ecke geneigten Stengel in Melle einen stärker knollenartigen Blattüberfall ausbilden, zudem wurde auf das von unten aufsteigende Fünfblatt verzichtet. Dieses findet sich jedoch – wie in Rheda – bei den Dienstkapitellen einschließlich der rahmenden, an der Ecke in einem Blattüberfall endenden Blattstengel, die von einem Diamantband begleitet werden. Die Pfeilerkernkapitelle zeigen hingegen etwas reduziertere Formen. – Die aufgezeigten weitreichenden Übereinstimmungen lassen auf eine – über die gemeinsame Bauhütte erklärliche – unmittelbare Verbindung beider Kapitellgruppen schließen, wobei die Kapitelle in Melle als etwas qualitätvoller, zugleich aber auch als etwas entwickelter zu bezeichnen sind. Dies deckt sich auch mit dem Datierungsansatz der Meller Chorbogenkapitelle, die der um 1215/25 anzusetzenden Bauphase I angehören.

6.2.3. Die Kapitelle der westlichen Dreibogenstellung

Die schlanken Säulen der westlichen Dreibogenstaffel wie auch die in dieses Architekturmotiv einbezogenen Eckdienste der westlichen Halbpfeiler besitzen keine aufwendig skulptierten Kapitelle, sondern nur schlichte, geglättete Kelchblockkapitelle (Abb. 476–477).[676] Dabei bestehen die Eckdienstkapitelle wie diejenigen der beiden Hauptpfeiler aus hellem Baumberger Sandstein, diejenigen der beiden Arkadensäulen aus gelblichem Osning-Sandstein. Ihre Grundformen sind

[676] In der Literatur allein erwähnt bei TRÖLLER, Marienfeld, 1935, S. 40–41, 42; MAUÉ, Bauformen, 1975, S. 178; STEVENS, Burgkapellen, 1978, S. 181, ausführlicher behandelt bei FONTAINE, Bauornamentik Rheda, 1995, S. 52–53.

jeweils identisch: Sie setzen sich aus dem vom Halsring aufsteigenden glatten runden Kelch und dem eckigen Kapitellblock zusammen, zu dem der Kelch überleitet. Dabei sind die unteren Ecken der beiden Eckdienstkapitelle und des südlichen Arkadensäulenkapitells leicht abgerundet, bei dem Kapitell der nördlichen Arkadensäule hingegen nicht.

Bei den Kapitellen der westlichen Dreibogenstellung dürfte es sich um ‚Rohlinge' handeln, die in der nicht weiter ausgearbeiteten Grundform des Kelchblockkapitells belassen und vor dem Versatz nur geglättet wurden[677] – möglicherweise hoffte man, sie dann noch an Ort und Stelle weiter bearbeiten zu können, wie es sich häufig auch andernorts beobachten lässt, etwa bei der unvollendeten ‚lombardischen' Bauornamentik am Querhaus des Domes zu Speyer.

Vergleichbare, in der Grundform belassene Kelchblockkapitelle mit eigenem ästhetischem Wert finden sich im näheren Umfeld etwa auch bei den in die zurückgestuften Fenstergewände eingestellten, gewirtelten Säulchen im Westbau der sog. Kleinen Marienkirche in Lippstadt (Abb. 919), der um 1200/05–1220, also etwa gleichzeitig mit dem Rhedaer Kapellenturm, mit Förderung der Edelherren zur Lippe entstand (siehe Kap. C.10.4.1.3.1.).[678]

Als weiteres Beispiel seien noch die Säulenkapitelle des kryptenartigen Geschosses unter der Damenempore im Nordquerhaus der Münsterkirche in Herford genannt, deren von ‚lippischen' Bauformen geprägter spätromanischer Neubau unter Äbtissin Gertrud II. zur Lippe begonnen wurde (siehe Kap. C.10.4.1.3.3.3.).[679] Auch dort hat man die unteren Ecken des Kapitellblocks abgerundet, um eine gefälligere Form zu erreichen.

In Herford spricht einiges dafür, dass die steinerne Damenempore nach einem Brand Ende der 1220er Jahren unter hohem Zeitdruck in das bereits begonnene Nordquerhaus nachträglich eingebaut wurde (Bauphase 2a),[680] so dass keine Zeit für

[677] Ähnlich bereits FONTAINE, Bauornamentik Rheda, 1995, S. 53, der sie als „in der Bosse belassene Kapitelle" bezeichnet. Dieser häufig im Zusammenhang mit unvollendeten Kapitellen verwendete Ausdruck berücksichtigt jedoch nicht die in Rheda anzutreffende ‚Minimal-Behandlung' durch eine Oberflächenglättung.

[678] Der Verweis auf Lippstadt bereits bei STEVENS, Burgkapellen, 1978, S. 181.

[679] BEER, Münsterkirche, 2000, S. 8/10, dazu Abb. S. 10; DORN, Damenempore, 2001 v. a. S. 12, dazu Abb. 10; DORN, Herford, 2006, S. 29, 41, dazu Abb. 9.

[680] BEER, Münsterkirche, 2000, S. 8/10; DORN, Damenempore, 2001, S. 10–14; DORN, Herford, 2006, S. 39–43, 45.

eine aufwendige Skulptierung der Kapitelle vor ihrem Versatz war,[681] der dann auch danach unterblieb.

In ähnlicher Weise ist für Rheda eine rasche, im Aufwand zurückgenommene Fertigstellung anzunehmen, bei der ebenfalls eine ornamentale Ausgestaltung der Westarkadenkapitelle unterblieb – vielleicht mangels eines geeigneten Steinmetzen, der auch über Fähigkeiten im skulpturalen Bereich verfügte.

6.3. Der skulpturale Schmuck um die Schlusssteine

Die Kreuzrippengewölbe der beiden Hauptjoche (Abb. 608–610) besitzen jeweils eine besondere Ausschmückung um die Schlusssteine im Gewölbescheitel: Ausgehend von dem durch die Diagonalrippen gestützten, als Rippenring ausgebildeten Schlussstein finden sich jeweils vier orthogonal angeordnete skulpturale Schmuckelemente, die wie Stummelrippen erscheinen.[682] Während der Schlusssteinring wie die Gewölberippen aus Osning-Sandstein gearbeitet wurde, hat man für die Zierelemente – wie bei der übrigen Bauskulptur – Baumberger Sandstein verwandt. Diese sind im Ostjoch figürlich, im Westjoch vegetabil gestaltet.

6.3.1. Die figürlichen Darstellungen des Ostjochs

Die Ansätze der Schmuckmotive des Ostjochs (Abb. 647–651) bestehen jeweils – ausgehend vom Wulstring des Schlusssteines – aus einer sehr kurzen Stummelrippe, die sich nach einem doppelten Absatz in einem eingeschwungenen Stück fortsetzt, darauf folgt der wulstige Halsring eines Blattkapitells. Dieses besteht bei allen vier Zierelementen aus volutenartig eingerollten, großen Knospenblättern an den Ecken[683] und einem etwas kürzeren Zungenblatt in der Mitte. Ungewöhnlicherweise sind die Kapitelle ohne Abakus und Kämpferplatte gestaltet, so dass die figürlichen Darstellungen unmittelbar auf dem Blattwerk aufruhen. Die Figuren werden dabei rückseitig von einer flachen Platte hinterfangen, die sich am oberen Ende, zu seiten

[681] So auch DORN, Herford, 2006, S. 41.

[682] SCHMIDT, Burgcapelle, 1900, S. 84; LUDORFF, Kreis Wiedenbrück, 1901, S. 57; SCHÜRER, Doppelkapellen, 1929, S. 180; TRÖLLER, Marienfeld, 1935, S. 35, 38; GAUL, Rheda, 1955, S. 205; SCHREINER, Style Plantagenêt I, 1967, S. 162; SCHREINER, Style Plantagenêt II, 1967, S. 20; DEHIO, Westfalen, 1969, S. 480; MAUÉ, Bauformen, 1975, S. 105; STEVENS, Burgkapellen, 1978, S. 178; MÜHLEN, Rheda, 1979, S. 8; FONTAINE, Bauornamentik Rheda, 1995, S. 75–82; LOBBEDEY, Westfalen, 1999, S. 173; STEVENS, Burgkapellen, 2003, S. 129/130; BÖLTS, Liebfrauenkirche, 2002, S. 223–224, 230; KEMPKENS, Lettland, 2003, S. 85; DORN, Herford, 2006, S. 139; DORN, Bauen im Zeichen der Rose, 2008, S. 131, dazu Abb. 113; KEMPKENS, Bernhard II., 2008, S. 116–117; DEHIO, Westfalen, 2011, S. 907.

[683] Beim Zierelement der westlichen Gewölbekappe ist die rechte Volute abgebrochen und verloren.

und hinter dem Kopf, in Form von Blattknospen einrollt. Nach Osten und Westen ist jeweils ein Engel dargestellt, nach Norden und Süden ein Adler, wobei beide ihren Kopf Richtung Westen wenden. Die Werkstücke zeigen heute eine zum Teil stark abgesandete Oberfläche, insbesondere beim östlichen Engel. Diese Schäden könnten auf das längere Eindringen von Feuchtigkeit in der Zeit nach dem Brand 1718 bis zur Neueindeckung des Turmes 1724 zurückzuführen sein.

Das östliche Relief zeigt eine Engelsfigur (Abb. 650),[684] die auf den Voluten des Kapitells steht und die Rechte im Redegestus erhoben hat, während sie die Linke vor den Bauch hält. Das um die Hüfte gegürtete, bodenlange Gewand, das über den beschuhten Füßen eine bewegte Saumlinie bildet, fällt glatt herab, selbst Andeutungen von Faltenbahnen sind heute aufgrund der abgesandeten Oberflächen so gut wie nicht mehr auszumachen. Das von einer Haarkalotte eingefasste Haupt wird von einem Nimbus hinterfangen, die Gesichtszüge sind völlig verloren. Gerahmt wird die Figur von den ausgestellten Flügeln, deren rechts noch recht gut erhaltene Gefiederstruktur aus drei Reihen Federn besteht, von denen die mittlere sehr schmal ist. Die Federn der oberen Reihe sind leicht diagonal angeordnet.

Der Engel des westlichen Reliefs[685] zeigt dieselbe Körperhaltung und Gewandung, hier sind aber die Hände noch präziser erkennbar, ebenso die Andeutungen von Faltenbahnen. Außerdem sind auf dem breiten Gürtel noch die gebohrten Zierlöcher zu erkennen. Das Haupt wird von einem breiten Haarwulst umrahmt, der seitlich noch sich überkreuzende Haarsträhnen mit feiner Haarstruktur zeigt, dahinter erscheint der Nimbus. Das Gesicht ist auch hier angewittert. Anders als beim östlichen Pendant ist das Gefieder der Engelsflügel hier nur zweireihig untergliedert mit diagonalen Federn im oberen und senkrechten Federn im unteren Bereich.

Das besser erhaltene südliche Relief stellt einen Adler mit einem rundlichen Leib dar (Abb. 651),[686] der mit seinen gefiederlosen Beinen und Krallen auf den Volutenblättern des Kapitells sitzt, sein Kopf ist nach Westen gewandt, die Flügel sind wie bei den Engeln ausgestellt. Leib, Kopf und Flügel sind mit einem tief

[684] Zustand: Fast die gesamte Oberfläche ist stark abgesandet, so dass die Detailgestaltungen nur noch z. T. ablesbar sind; v. a. das Gesicht ist heute völlig undefiniert.

[685] Zustand: Auch hier ist die Oberfläche z. T. abgesandet, aber nicht so stark wie beim östlichen Engel, so dass die Detailgestaltungen noch besser ablesbar sind; aber auch hier ist das Gesicht stärker betroffen und daher auch hier heute völlig undefiniert.

[686] Zustand: Hier ist die Oberfläche nur leicht abgesandet, darüber hinaus ist die Schnabelspitze abgebrochen.

reliefierten Federkleid bedeckt, wobei die Federn des Leibes recht groß gestaltet sind und den Körper schuppenartig bedecken, zum Kopf hin werden sie dann kleiner. Das Gefieder der Flügel ist sehr differenziert in einen oberen, stellenweise zweireihigen Bereich und in einen unteren mit markanten Langfedern, die bis zum Kapitell hinabreichen, untergliedert. Auch der Kopf ist sehr präzise mit Auge und Schnabel, dieser mit Schnabelspalt und Nasenlöchern (!), angegeben.

Der weniger gut erhaltene Adler des nördlichen Reliefs[687] entspricht in seinem Aufbau und der Körperhaltung dem südlichen Adler, nur ist hier der Kopf spiegelbildlich angelegt und ebenfalls nach Westen gerichtet. Das Federkleid ist ähnlich strukturiert, aber kleinteiliger, dazu ist es nicht so stark reliefiert und wirkt daher flächiger. Auch das Gefieder der Flügel ist hier nicht so differenziert, es wird nur zwischen Schulterfedern und Langfedern unterschieden. Beim Kopf sind Auge und Schnabel weniger präzise wiedergegeben, so verfügt der Schnabel zwar über einen Schnabelspalt, jedoch nicht über Nasenlöcher.[688]

Der unterschiedliche Erhaltungszustand erschwert eine differenzierte Analyse und Zuordnung der Reliefs, lässt aber trotz allem gewisse Detailunterschiede erkennen, etwa beim Gefieder und der Flügelgestaltung der Adler wie auch der Engel. Bei diesen weisen Proportionen, Nimbusgröße und Haarwulstbreite auf unterschiedliche Detailauffassungen hin. Demzufolge lassen sich die Reliefs jeweils zwei unterschiedlichen Bildhauern zuordnen: Der erste Bildhauer dürfte den westlichen Engel und den nach Süden gerichteten Adler geschlagen haben, die sich durch eine größere Präzision, stärkeres Relief und eine differenzierte Detailgestaltung auszeichnen, während dem zweiten Bildhauer der östliche Engel und der nördliche Adler zuzuordnen sind, die eine weichere, weniger reliefierte Gesamterscheinung erkennen lassen.

Die Ikonographie dieser Gewölbezier erscheint sofort ungewöhnlich und rätselhaft, insbesondere mit der Doppelung der Darstellungen. Bei der Verwendung von Engel und Adler scheint eine Interpretation als Symbole der Evangelisten Matthäus und Johannes naheliegend,[689] doch fehlen zur inhaltlichen Vervollständigung des Viererzyklus die beiden anderen Evangelistensymbole bzw. dieser wird durch die

[687] Zustand: Hier ist die Oberfläche wieder stärker abgesandet, zudem ist auch hier die Schnabelspitze abgebrochen.

[688] Eventuell hängt dies auch mit einer Nacharbeitung des abgebrochenen Schnabels zusammen.

Verdoppelung der vorhandenen ad absurdum geführt. Hierfür eine plausible Erklärung zu finden, scheint nicht einfach zu sein. Nur wenige Autoren haben sich bisher dazu geäußert: So verwiesen Tröller und Gaul zum Vergleich auf das Nordportal (um 1160/70) der St. Laurentiuskirche in Erwitte bei Lippstadt, wo man sich im Tympanonfeld ebenfalls nur auf die Darstellung des Matthäusengels und des Johannesadlers (zu seiten Christi) beschränkt hat[690] – allerdings ohne Verdoppelung. Im Schlusssteinzyklus des Jüngsten Gerichts im Chorgewölbe der poitevinischen Wallfahrtskirche von Le Puy-Notre-Dame (Abb. 800–802) finden sich ebenfalls nur die Symbole der Evangelisten Matthäus und Johannes (s.u.).

Eine Unregelmäßigkeit bei der Darstellung der vier Evangelistensymbole begegnet sodann auch bei der sog. ‚Arche des Hl. Willibrord' (um 1040/70) in Emmerich am Niederrhein, wo auf der Frontseite bei einer Erneuerung im 12. Jahrhundert das Goldblech mit einer Darstellung des Lukasstieres irrtümlich durch eines mit einem zweiten Markuslöwen ersetzt wurde![691]

Auch im Falle von Rheda scheint ein Irrtum am wahrscheinlichsten, denn an eine bewusste Fokussierung auf zwei Evangelistensymbole, die dazu noch verdoppelt wurden, mag man kaum glauben. Am ehesten dürfte es so gewesen sein, dass ein erster Bildhauer jeweils die beiden qualitätvolleren Engel- und Adlerreliefs angefertigt hat und dann, vermutlich nach dessen Weggang, ein zweiter Bildhauer – in Unwissenheit um die Bedeutung des geplanten Viererzyklus – beauftragt wurde, diese zu kopieren, um so zu einer symmetrischen Anbringung der Engel- und Adlerreliefs am Gewölbescheitel zu gelangen.[692] Ein ähnliches Kopienverhältnis lässt sich auch bei den vegetabilen Zierelementen des Westjochs beobachten.

[689] So der Tenor bei den meisten Autoren (vgl. Anm. 681), nur LOBBEDEY, Westfalen, 1999, S. 173 hinterfragt: „Ist es eine Vereinfachung des Evangelistenmotivs (Matthäus/Johannes), wie vermutet wurde?". Seine Bezeichnung ‚heraldische Adler' dürfte jedoch nicht ganz deren Sinngehalt treffen.

[690] TRÖLLER, Marienfeld. 1935, S. 35; GAUL, Rheda, 1955, S. 205; ihnen folgend FONTAINE, Bauornamentik Rheda, 1995, S. 76; DORN, Herford, 2006, S. 139. – Zur Kirche in Erwitte s. LOBBEDEY, Westfalen, 1999, S. 425–428.

[691] Zur ‚Arche des Hl. Willibrord' s. zuletzt KIRCHENSCHÄTZE, Katalog Münster, 2005, S. 18–21 (Udo Grote); Macht des Wortes, Benediktinisches Mönchtum im Spiegel Europas, hrsg. Von Gerfried Sitar OSB, Martin Kroker unter Mitarbeit von Holger Kempkens. Ausstellungskatalog Benediktinerstift St. Paul, LWL-Landesmuseum für Klosterkultur/Stiftung Kloster Dalheim. Regensburg 2009, S. 61– 63, Kat.-Nr. 4.22 (Holger Kempkens), jeweils mit weiterf. Lit.

[692] Auch FONTAINE, Bauornamentik Rheda, 1995, S. 76 geht hinsichtlich der Verdoppelung davon aus, „daß das ganze Motiv unverstanden übernommen wurde." Nicht zuzustimmen ist jedoch seiner Schlussfolgerung, dass „die Evangelistensymbole [...] hier nur noch eine reine Dekorfunktion" haben.

6.3.2. Die vegetabilen Motive des Westjochs

Auch im Westjoch bestehen die Ansätze der Schmuckmotive (Abb. 652–654) jeweils aus einer sehr kurzen Stummelrippe, die nach einem doppelten Absatz in ein eingeschwungenes Schaftstück übergeht, das von einem wulstigen Halsring abgeschlossen wird. Auf diesem setzen jeweils nach Osten und Westen bzw. nach Norden und Süden sich entsprechende vegetabile Gestaltungen an, die hier – anders als im Ostjoch – nicht von einer flachen Platte unterfangen werden, sondern die Motive der Reliefs liegen unmittelbar auf der Gewölbeschale auf bzw. die Werkstücke sind absatzlos in diese eingearbeitet.

Bei den Zierelementen im Osten und Westen entspringt dem Halsring eine Blattkomposition, deren zunächst glatter Stengelansatz sich schließlich in drei Teile aufspaltet, wobei die Spaltenansätze wie bei Blattkapitellen durch (hier stark zugespitzte) ‚Parabelriefen' betont werden. Den Stengeln entwachsen an den Seiten zwei sich spiegelsymmetrisch entsprechende, volutenartig eingerollte Blätter, die auf der Außenseite durch Furchen reliefiert sind und in zur Mitte gewandten Dreiblättern enden. Der mittlere Stengel spaltet sich etwas höher nochmals in drei Blattlappen auf, wobei die Aufspaltung besonders betont wird durch doppelte (hier wiederum sehr zugespitzte) ‚Parabeln' – am westlichen Element sind diese wesentlich besser ausgearbeitet als am östlichen, wo sie eher summarisch eingeschlagen wurden. Die drei Blattlappen sind miteinander verbunden und bilden zusammen eine ‚löffelartige' herzförmige Vertiefung, eingefasst von den seitlichen Blattsträngen. Diese entwickeln sich zu s-förmig geschwungenen Blattlappen, deren Außenseite durch Furchen geriefelt ist und deren Blattspitze in einem Dreiblatt endet. Dieses neigt sich jeweils zur Mitte des Motivs, so dass eine symmetrische Gesamtkomposition entsteht. Die stark erhaben gearbeiteten dreipassartigen Blattspitzen liegen dabei zusätzlich auf einer dünnen, gerundeten Scheibe auf. Aus dem Zwischenraum zwischen den eingerollten Dreiblättern der seitlichen Blattlappen stößt abschließend in der Mitte das Dreiblatt des dritten Blattlappens hervor, das sich über die Oberseite der beiden vorgenannten legt. Da es jedoch nicht ganz so erhaben gearbeitet ist, spricht es weniger im Gesamtbild mit als diese.

Auch hier lässt das westliche Zierelement eine qualitätvollere Ausarbeitung erkennen, so ist hier etwa die ‚löffelartige' herzförmige Vertiefung durch eine Angabe

der Trennfurchen präzise ausgestaltet, während sie beim östlichen Zierelement glatt belassen ist. Insgesamt ist das westliche Blattmotiv stärker dreidimensional reliefiert, während das östliche eher zweidimensional, wie ausgeschnitten und dazu unorganisch – da unverstanden – erscheint, zumal es nur rein an der Oberfläche gestaltet wurde.

Die Zierelemente im Norden und Süden besitzen auch hier über dem Halsring zunächst einen glatten Stengelansatz, der sich schließlich auf zwei Blattstengel reduziert, die auf der Vorderseite halbrund miteinander verbunden sind, wobei der hier gebildete Rand – ähnlich wie bei Blattkapitellen – durch einen doppelten Absatz betont wird, der sich an den Stengeln fortsetzt. Auf den sich seitlich verbreiternden Stengeln liegen stark erhaben gearbeitete Blüten auf, die von Kreisscheiben hinterfangen werden. Die Blüten selbst sind fünfblättrig gebildet mit leicht abgerundeten, dreieckigen Blättern und betontem Zwischenraum, der sich vorwölbende Stempel wird durch eine mittige Bohrung besonders akzentuiert. Zwischen bzw. ‚hinter' den beiden seitlichen Blattstengeln wächst ein dritter, glatter Stengel auf, der sich oberhalb der genannten Blüten verbreitert und eine dritte, den beiden anderen entsprechende Blüte trägt.

Bei diesen Zierelementen zeigen sich in der Ausarbeitung keine so gravierenden Unterschiede, jedoch sind die Blütenblätter beim nördlichen Relief deutlich abgerundet, während sie beim südlichen eher kantig spitz belassen wurden.

Die genannten Unterschiede in der Bearbeitungsqualität – insbesondere bei den östlichen und westlichen Blattgestaltungen, aber auch erkennbar bei den Blütenmotiven – lassen eine Fertigung durch zwei unterschiedliche Bildhauer vermuten, bei denen offenbar ein weniger begabter Steinmetz die vorliegenden Stücke seines Kollegen kopiert hat, deren Komposition er aber offenbar nicht richtig verstanden hat, wie sich an einigen Stellen mit einer nur summarischen Wiedergabe der Grundformen zeigt, etwa beim Verzicht auf die Trennfurchen der Blattlappen bei der ‚löffelartigen' herzförmigen Vertiefung des östlichen Blattmotivs. Hier liegt somit ein ähnlicher Befund vor wie bei den figürlichen Reliefs des Ostjochs.

Während die westlichen und östlichen Blattgestaltungen als abstrahiertes Lebensbaummotiv aufgefasst werden können, sind die fünfblättrigen Blüten als

stilisierte Wildrose zu lesen, wie es der zeitgenössischen Darstellungsweise entsprach. Beide Motive können somit als Paradiessymbole gedeutet werden, wofür auch die Anbringung am Gewölbe, der ‚himmlischen Zone' der Kapelle, spricht. Daneben existiert auch die Lesart als die marianischen Symbole ‚Lilie' und ‚Rose'.[693]

Darüber hinausgehend haben die Rosenblüten auch eine heraldische Deutung erfahren als ‚Lippische Rose'[694] – das Mariensymbol der Rose haben sich die Edelherren zur Lippe wohl noch unter Bernhard II. als Wappen-, Münz- und Siegelzeichen zugelegt.[695] Fasst man die fünfblättrigen Rosen der Rhedaer Gewölbezier als ‚Lippische Rose' auf, so gehörten sie zu deren frühesten Auftreten.[696] In vergleichbarer Weise in einem architektonischen Zusammenhang erscheint eine solche fünfblättrige Rose am nördlichen Vierungsbogen des Herforder Münsters (Abb. 1027), wo sie recht eindeutig den nebenstehenden gekrönten Frauenkopf als Darstellung der Fürstäbtissin Gertrud II. zur Lippe, eine Tochter Bernhards II., ausweist.[697] Anders als dort finden sich in Rheda jedoch nicht nur eine, sondern zweimal drei Rosenblüten, was aufgrund der großen Anzahl eher gegen eine Deutung als Wappenzeichen der ‚Lippischen Rose' spricht bzw. eine solche Konnotation nur auf einer sekundären Ebene angestrebt scheint.

6.3.3. Die Herleitung und das stilistische Umfeld der Rhedaer Gewölbezier

Die Ziermotive um die Schlusssteine der beiden Hauptjoche der Rhedaer Burgkapelle erscheinen in Westfalen völlig voraussetzungslos. Schreiner konnte aufzeigen, dass sie auf Gestaltungsideen des ‚Style Plantagenêt' basieren,[698] dem in der Zeit von ca. 1150–1250 fassbaren, eigenständigen Baustil in den Herrschaftsgebieten des Hauses Plantagenêt in Westfrankreich (siehe Kap. C.10.3.). Zu den besonderen Charakteristika des ‚Style Plantagenêt' – insbesondere der

[693] BÖLTS, Liebfrauenkirche, 2002, S. 223–224. – Gegen eine Deutung als Lilie spricht jedoch die Formgebung, die nicht den klassischen Lilienendungen entspricht, wie sie etwa in Marienfeld, Bremen (Dom, Liebfrauenkirche), Billerbeck, Erwitte (Westchor) etc. erscheint.

[694] So u. a. bei TRÖLLER, Marienfeld, 1935, S. 38; GAUL, Rheda, 1955, S. 205; MÜHLEN, Rheda, 1979, S. 8; LOBBEDEY, Westfalen, 1999, S. 173; BÖLTS, Liebfrauenkirche, 2002, S. 223–224, 230; KEMPKENS, Lettland, 2003, S. 85 („möglicherweise"); DORN, Herford, 2006, S. 139; DORN, Bauen im Zeichen der Rose, 2008, S. 131, dazu Abb. 113; KEMPKENS, Bernhard II., 2008, S. 116–117 („möglicherweise").

[695] VEDDELER, Lippische Rose, 1978, S. 13–14.

[696] So GAUL, Rheda, 1955, S. 205.

[697] GAUL, Herford, 1982, S. 10, dazu Abb. S. 11 oben; BEER, Münsterkirche, 2000, S. 18/20, dazu Abb. S. 5; zuletzt DORN, Herford, 2006, S. 49, dazu Abb. 58.

[698] SCHREINER, Style Plantagenêt I, 1967, S. 162; SCHREINER, Style Plantagenêt II, 1967, S. 20.

mittleren Phase (um 1180/1200–1210/20) und der Spätphase (1210/20–1250) – gehört die reiche Ausgestaltung der Gewölbezone durch acht- oder mehrteilige Rippengliederungen sowie insbesondere umfangreiche skulptierte Schlusssteinzyklen.[699] Diese bestehen in der Regel aus figürlich gestalteten Steinscheiben an den Schnittpunkten der Rippenfigurationen, wesentlich seltener sind hingegen Ziermotive, die um den eigentlichen Schlussstein angeordnet sind.

In gemalter Form begegnen sie etwa im Vierungsgewölbe der ehemaligen Stiftskirche St.-Martin in Angers (Maine-et-Loire), das selbst noch dem Bau des 11. Jahrhundert angehört und vermutlich im Anschluss an den Chorausbau am Ende des 12. Jahrhunderts die heute noch erhaltene architektonische Neuausmalung erfuhr (Abb. 741, 742).[700] Acht gemalte Säulchen in der Funktion von Rippen untergliedern die Hängekuppel und stoßen gegen einen Ring, der die heute am Rand beschädigte runde Scheitelöffnung umgibt. Von diesem strahlen in den Zwischenräumen jeweils recht große, leicht unterschiedlich gestaltete Lilienmotive in die Kuppelsegmente aus. Ein vergleichbares Ziermotiv könnte als Vorbild für die radial ausstrahlende vegetabile Schlusssteinzier im Westjoch der Rhedaer Burgkapelle gedient haben.

Auch für die figürliche Gewölbezier im Rhedaer Ostjoch lassen sich verschiedene Vergleichsbeispiele benennen. So verwies bereits Schreiner auf die Schlusssteine der Kirchen von Chinon und St.-Martin-des-Bois.[701] In St.-Maurice zu Chinon (Indre-et-Loire), errichtet etwa um 1210–1220,[702] werden die achteckigen, mit Figurenreliefs versehenen Schlusssteine der beiden östlichen Langhausjoche (Osten: Verklärung Christi; Abb. 775; Mitte: Lamm Gottes; Abb. 776) von acht Engelsgestalten mit

[699] Dazu eingehend: SCHREINER, Südwestfrankreich, 1963.

[700] FORSYTH, St. Martin, 1953, Abb. 50, 51, zur Ausmalung S. 184–185 einschl. Anm. 67, und S. 224–227, Appendix VIII (S. Trocmé). Die Vierungsausmalung außerdem kurz erwähnt und abgebildet bei: SCHREINER, Style Plantagenêt I, 1967, S. 161, dazu Taf. 26,1; SCHREINER, Style Plantagenêt II, 1967, S. 20, dazu Abb. 20; DORN, Herford, 2006, S. 195, dazu Abb. 292. – Zum Kirchenbau s. zuletzt BLOMME, Anjou gothique, 1998, S. 66–71; PRIGENT/PERRIN, Saint-Martin d'Angers, 2006.

[701] SCHREINER, Style Plantagenêt I, 1967, S. 162; SCHREINER, Style Plantagenêt II, 1967, S. 20 (Jeweils nur stichwortartig erwähnt). – Aufgrund von Unterschieden in der Komposition und der Detailgestaltung lehnt FONTAINE, Bauornamentik Rheda, 1995, S. 77 eine Vergleichbarkeit der Schlussteinbildungen von Chinon und St.-Martin-des-Bois ab, verkennt dabei jedoch die durchaus vorhandenen Vergleichspunkte hinsichtlich der Idee einer Schlusssteinzier und ihrer ikonographischen Ausgestaltung. – SCHREINER, Südwestfrankreich, 1963, S. 127 wies selbst darauf hin, dass es im Verbreitungsgebiet des Style Plantagenêt keine zentripedalen Gewölbefiguren gibt. Eine Ausnahme bilden jedoch die Figuren an den Schlusssteinen des dritten Mittelschiffjoches der Kathedrale in Le Mans (Abb. 792) und des Vierungsgewölbes von Ste.-Trinité in Angers (Abb. 747; s.u.).

[702] MUSSAT, Le style gothique, 1963, S. 227, 345; SCHREINER, Südwestfrankreich, 1963, S. 92 (er datiert das Schiff um 1220–25, den Chor 1225–30); zum Programm: S. 151, S. 183, Kat. Nr 18 (mit Planschema), dazu Abb. 214, 215.

gereckten Armen getragen, die ab der Hüfte den acht Rippen des Domikalgewölbes entwachsen. Im Westjoch sind es nur vier Engel als Endpunkte der Orthogonalrippen, die die Schlusssteinscheibe mit der Darstellung der thronenden Muttergottes halten (Abb. 777).[703] Entscheidend als Vergleichspunkt ist auch hier die Anordnung von plastischem Schmuck um den eigentlichen Schlussstein herum und dessen Verbindung mit den Orthogonalrippen.

Ikonographisch noch näher ist sodann der Vergleich mit der Scheitelzier im Chorgewölbe (Abb. 818, 819) der Augustinerklosterkirche St.-Georges-du-Bois bei St.-Martin-des-Bois (Loire-et-Cher) im Vendômois, deren Chorpartie um 1200 errichtet wurde.[704] Das Gewölbe des Chorquadrates weist eine besondere Scheitelzier auf: Hier laufen die acht Rippen des Domikalgewölbes gegen die Spitzen einer achtteiligen sternförmigen Rosette, die aus entsprechend profilierten Zierrippen gebildet wird. Vier ihrer acht zum Zentrum strebenden aufgelegten Rundstabrippen sind durch schlanke, nimbierte Figuren der vier Evangelisten ersetzt, kenntlich an den beigegebenen Codices.

Im dritten Mittelschiffjoch der Kathedrale in Le Mans, dessen Gewölbe vor 1153 begonnen und 1158 vollendet war,[705] sind am Schlussstein in den Zwickeln der Hauptstränge der dreiteiligen Rippen vier dämonenartige, hauptsächlich mit den Köpfen und Armen in Erscheinung tretende Gestalten angeordnet, die ihre Köpfe zum Zentrum richten (Abb. 792). Eine entsprechende Ausrichtung zeigen die vier Büstenfiguren mit Armen, die orthogonal um den Schlusssteinring des Vierungsgewölbes von Ste.-Trinité in Angers (um 1150–1180; Abb. 747)[706] angeordnet sind.

Unmittelbar vor dem Gewölbegrund angebrachte Figurenreliefs wie in Rheda finden sich bei diversen Bauten des Plantagenêt-Stils etwa in Le Puy-Notre-Dame, Vendôme, Ste.-Radegonde in Poitiers, Juigné-sur-Loire und Chalonnes-sur-Loire. Im

[703] SCHREINER, Südwestfrankreich, 1963, S. 151, Anm. 49 hält den Schlussstein für eine Erneuerung des 14. Jahrhunderts.

[704] MUSSAT, Le style gothique, 1963, S. 314–315 (mit älterer Lit.); SCHREINER, Südwestfrankreich, 1963, S. 27–31, dazu Abb. 25, 26, 131; SCHREINER, Style Plantagenêt I, 1967, S. 157, 158, 162, dazu Taf. 25,5; SCHREINER, Style Plantagenêt II, 1967, S. 3, 8, 20, dazu Abb. 9.

[705] MUSSAT, Le style gothique, 1963, S. 95–107, v. a. S. 106; MUSSAT, L'espace Plantagenêt, 1986, S. 120, 126.

[706] Zu Ste.-Trinité in Angers s.: MUSSAT, Le style gothique, 1963, S. 208–213; BLOMME, Anjou gothique, 1998, S. 72–77.

quadratischen Chorjoch (dem ältesten Bauteil) der etwa um 1210–1230 erbauten Wallfahrtskirche von Le Puy-Notre-Dame (Maine-et-Loire),[707] vergegenwärtigt der Schlusssteinzyklus das Jüngste Gericht mit Christus im zentralen Schlussstein (Abb. 800–802). Über den zwei östlich benachbarten, mit Rosetten gezierten Schlusssteinen steigen freiplastisch ausgebildete Engelfiguren mit Leidenswerkzeugen auf. Bei ihren westlichen Pendants wurde sogar auf die eigentlichen Schlusssteinscheiben verzichtet, hier finden sich stattdessen an den Kreuzungspunkten der Rippen ebenfalls freiplastisch ausgebildete Darstellungen des Adlers für Johannes und des Menschen für Matthäus – die beiden einzigen Evanglistensymbole innerhalb des Schlusssteinzyklus.[708] Auffällig ist dabei die Reduzierung auf dieselben Evanglistensymbole wie in Rheda!

Ein vollständiger, ebenfalls freiplastisch vor der Gewölbeschale angebrachter Zyklus der Evangelistensymbole findet sich über den Zwickelbögen der Sakristeiwölbung (um 1210/20) der Kanonissenstiftskirche Ste.-Radegonde in Poitiers (Abb. 815).[709] Eine fast freiplastische Adlerfigur als Teil eines Jüngsten Gerichts erscheint darüber hinaus auch am Ansatz der östlichen Scheitelrippe im ersten südlichen Querhausgewölbe der Abteikirche von Vendôme (um 1210/20; Abb. 822).[710]

Freiplastisch ausgebildete Figurenreliefs wie in Le Puy-Notre-Dame (allerdings mit anderen Darstellungen) gibt es darüber hinaus auch in den nach demselben Wölbschema wie dort ausgebildeten Chorgewölben im Hauptchor (2. Viertel 13. Jahrhundert) von St.-Germain in Juigné-sur-Loire[711] und im nördlichen Seitenchor (um 1220/30) von St.-Maurille in Chalonnes-sur-Loire[712] (beide Maine-et-Loire).

Darüber hinaus sei noch auf gestalterische Details an Bauten des Plantagenêt-Stils verwiesen, die interessante Parallelen zu Detailformen in Rheda darstellen: So finden

[707] MUSSAT, Le style gothique, 1963, S. 377–380; SCHREINER, Südwestfrankreich, 1963, S. 91–92 mit Anm. 85, 164, 194, Kat. Nr. 18 (mit Planschema); BLOMME, Poitou gothique, 1993, S. 287–294 (mit weiterf. Lit.).

[708] SCHREINER, Südwestfrankreich, 1963, S. 164, 194, Kat. Nr. 18 (mit Planschema) deutet die zweite Figur – wohl auch aufgrund des Buches – als Evangelisten, doch dürfte hier trotzdem der Mensch als Symbol des Evangelisten Matthäus gemeint sein.

[709] BLOMME, Poitou gothique, 1993, S. 263–270, hier S. 266; ANDRAULT-SCHMITT, L'Architecture Angevine, 2004, S. 102, dazu Abb. S. 107 unten.

[710] MUSSAT, Le style gothique, 1963, S. 327; SCHREINER, Südwestfrankreich, 1963, S. 153–154, 164, 203, Kat. Nr. 55 (mit Planschema), Nr. i.

[711] MUSSAT, Le style gothique, 1963, S. 342, 347; BLOMME, Anjou gothique, 1998, S. 211–214 (nicht bei SCHREINER, Südwestfrankreich, 1963!).

[712] MUSSAT, Le style gothique, 1963, S. 342, 347; SCHREINER, Südwestfrankreich, 1963, S. 82, 91–92, 164, dazu Abb. 146, 212, 213; SCHREINER, Style Plantagenêt I, 1967, S. 157, dazu Taf. 22,1; SCHREINER, Style Plantagenêt II, 1967, S. 10, dazu Abb. 12; BLOMME, Anjou gothique, 1998, S. 19.

sich abakuslose kapitellartige Bildungen wie unter den Evangelistensymbolen in Rheda auch an den Rippenansätzen über den Kämpferplatten der Mittelschiffsäulen im Krankensaal des Hospitals St.-Jean in Angers (um 1175/80–1188; Abb. 756–759),[713] ein wie in Rheda von Blattwerk hinterfangener Engel(skopf) begegnet am Schlussstein der Apsis (um 1195) von St.-Martin in Angers (Abb. 740).[714]

Als besonders enge Parallele zur Gewölbezier des Rhedaer Ostjoches seien schließlich noch die Schlusssteinbildungen der ehemaligen Stiftskirche Notre-Dame-du-Fort in Étampes (Seine-et-Oise) angeführt.[715] Zwar befindet sich Étampes, etwa 50 km südlich von Paris gelegen, außerhalb des ‚Angevinischen Reiches' im französischen Kronland, doch zeigt die um 1140/50 angebaute zweischiffige, zweijochige Nordchorhalle eindeutig die Verwendung von (frühen) Stilformen des ‚Style Plantagenêt'. Diese dürften über Eleonore von Aquitanien (1120/22–1204) nach Étampes vermittelt worden sein, die offenbar für die Bauarbeiten Werkleute aus ihrer Heimat mitbrachte. Eleonore war damals noch (bis 1152) mit dem französischen König Ludwig VII. (*1121, 1137–1180) verheiratet, der Étampes als bevorzugten Residenzort wählte und zusammen mit seiner Gemahlin den Ausbau der dortigen Stiftskirche förderte. Die vier Gewölbe der Nordchorhalle (Abb. 779–783) zeigen als besondere Scheitelzier schlanke Figuren von Engeln sowie von gekrönten weiblichen und männlichen Heiligen (?), die wie Orthogonalrippen vom zentralen Schlussstein ausstrahlen, hinzu kommen in den beiden westlichen Jochen weitere Engelsfiguren auf den Diagonalrippen.[716] In unmittelbarer Nachfolge von Étampes steht ein entsprechend gebildeter Schlussstein im Mittelschiff (Mi. 12. Jahrhundert) der Prioratskirche St.-Sulpice in Chars (Seine-et-Oise) mit vier Königsfiguren um das zentrale Lamm Gottes.[717] Mit Rheda engstens vergleichbar ist dabei jeweils nicht nur die Anbringung der orthogonalen Figuren ohne Hinterfangung unmittelbar auf

[713] Zum Hospitalbau: MUSSAT, Le style gothique, 1963, S. 213–221; HUCHARD, Hospital St.-Jean, 1985; HUCHARD, Hospital St.-Jean, 1992; GRANT, Le patronage architectural, 1994, S. 81, 82; BLOMME, Anjou gothique, 1998, S. 78–85.

[714] FORSYTH, St. Martin, 1953, Abb. 87, zur Apsis allgemein S. 170 (keine besondere Erwähnung des Schlusssteins im Text). – Zum Kirchenbau s. zuletzt BLOMME, Anjou gothique, 1998, S. 66–71.

[715] Zu Étampes eingehend: STAEBEL, Étampes, 2003, hier v. a. S. 173–175, 208–214; vgl. auch KIMPEL/SUCKALE, Gotische Architektur, 1985/1995, S. 107–108, 519–520; zu den Schlusssteinen s. auch SCHREINER, Südwestfrankreich, 1963, S. 125–126, dazu Abb. 259, 260. – Der Vergleich Rheda–Étampes bereits bei FONTAINE, Bauornamentik Rheda, 1995, S. 78; DORN, Herford, 2006, S. 196–197, dazu Abb. 300.

[716] STAEBEL, Étampes, 2003, Abb. 97–103; vgl. auch SCHREINER, Südwestfrankreich, 1963, Abb. 259, 260. Zum Bau vgl. auch KIMPEL/SUCKALE, Gotische Architektur, 1985/1995, S. 107–108, 519–520.

[717] SCHREINER, Südwestfrankreich, 1963, S. 126, dazu Abb. 262. Zum Bau vgl. KIMPEL/SUCKALE, Gotische Architektur, 1985/1995, S. 119, 515.

der Gewölbeschale, sondern auch die zentripedale Anordnung der Figuren um den Schlussstein. Hierin oder in vergleichbaren ‚angevinischen' Lösungen dürften somit die entscheidenden Vorbilder und Anregungen für die Rhedaer Gewölbezier zu suchen sein.

Für das unmittelbare Aufstehen der Engel- und Adlerfiguren in Rheda auf dem Blattwerk der tragenden Kapitelle und das Hinterfangen der Figuren durch eine Platte, die sich am Ende in überfallenden Blattspitzen ausrollt, finden sich vergleichbare Gestaltungen bei den Archivoltenfiguren des mittleren Westportals (nach 1180) der Kathedrale von Laon.[718]

Für den deutschsprachigen Raum sei schließlich noch generell auf die mit Tierfiguren, Köpfen, Blattmasken und Ornamentik gezierten Schlusssteine der Seitenschiffgewölbe des Basler Münsters aus dem späten 12. Jahrhundert verwiesen.[719]

Die Ausbildung der Schlusssteinzier in der Art von Stummelrippen ist offenbar einmalig und begegnet in dieser Form weder in der Baukunst des ‚Style Plantagenêt' noch der des französischen Kronlandes. Stummelrippen – allerdings rein architektonisch gestaltet – finden sich jedoch am östlichen Mittelschiffgewölbe (um/nach 1200) des Mainzer Domes (Abb. 1425):[720] Hier strahlen von dem großen Schlusssteinring alternierend ein bzw. zwei dünne Stummelrippen aus, die wie schlanke Säulchen erscheinen und in spitzen Konsolen enden, die an den Gewölbekappen fixiert sind – der Gedanke zu dieser Gestaltung stammt wohl von der Speichenrose und wurde hier auf das Gewölbe projiziert.[721]

Im unmittelbaren stilistischen Umfeld der münsterländischen und ‚lippischen' Bauten ist insbesondere die Gewölbezier am Scheitelring des Vierungsgewölbes der Großen Marienkirche in Lippstadt (Kap. C.10.4.1.3.2.) zu nennen (Abb. 939), die wiederum in der Nachfolge des Marienfelder Vierungsgewölbes steht (siehe Kap. C.6.4.3.). Zwar geht hier nicht, wie in Rheda, der plastische Zierrat radial vom

[718] FONTAINE, Bauornamentik Rheda, 1995, S. 78–79, mit Verweis auf SCHREINER, Südwestfrankreich, 1963, Abb. 108, 109.
[719] SCHWINN SCHÜRMANN, Basel Baugeschichte, 2006, S. 14, dazu Abb. 48, 49.
[720] WINTERFELD, Kaiserdome, 1993, S. 122, 159, dazu Bild 36. – Bereits FONTAINE, Bauornamentik Rheda, S. 79 verwies zum Vergleich auf die Mainzer Schlusssteinzier. – Leider wird das markante Ziermotiv, da es rein architektonisch geprägt ist, nicht behandelt bei SCHWOCH, Bauzier des Mainzer Domes, 2010.
[721] WINTERFELD, Kaiserdome, 1993, S. 159.

Schlussstein aus, sondern die Scheitelrippen des achtteiligen Rippengewölbes enden jenseits des Scheitelrings in zum Schlussstein gerichteten Blattwerkmotiven – diese sind untereinander jeweils leicht unterschiedlich gestaltet, zeigen dabei jedoch eine deutliche Verwandtschaft zu den Ost-West-Blattgestaltungen im Westjoch der Rhedaer Kapelle: Hier ist insbesondere das Zierelement der nördlichen Scheitelrippe anzuführen, das eine entsprechende Grundstruktur aus zwei unteren, sich seitlich abspaltenden Blättern und einem oberen, dreiteiligen Hauptmotiv mit nach innen gewandten Blattspitzen aufweist. Das Vierungsgewölbe der Großen Marienkirche in Lippstadt dürfte bei der Teilweihe der Kirche durch Bernhard II. zur Lippe 1221/22 vollendet gewesen sein und ist somit etwa gleichzeitig entstanden wie die Rhedaer Gewölbe der Phase III (um 1215–1225).[722]

6.3.4. Die ‚Nachfolge' der Rhedaer Gewölbezier

In der Nachfolge der Gewölbezierlösungen von Rheda und Lippstadt (Große Marienkirche) stehen an erster Stelle einige Kirchenbauten, die ebenfalls von Mitgliedern der Edelherrenfamilie zur Lippe errichtet wurden und an deren Ausführung Werkleute der ‚lippischen Bauhütte' maßgeblich beteiligt waren. Zu nennen ist hier zuerst die Liebfrauenkirche in Bremen (Kap. C.10.4.1.3.3.5.), erbaut wohl ab 1229 unter Erzbischof Gerhard II. zur Lippe (1219–1258), die in ihrem südöstlichen Seitenschiffjoch eine der Lippstädter Vierung entsprechende Form der Scheitelzier aufweist (Abb. 1064): Auch hier enden die Orthogonalrippen in – nun deutlich größeren – Blattmotiven, die in ihrer dreiteiligen Aufspaltung und dem ‚löffelartigen' Mittelblatt sowie insbesondere durch den markanten Halsring am Blattansatz an die Blattgestaltungen im Rhedaer Westjoch erinnern. Eine fast identische Lösung, insbesondere hinsichtlich der Blattformen, nun allerdings ohne die Halsringe, findet sich in den Gewölben von Mittelschiff und Chor der mit den ‚lippischen' Bauten stilistisch eng verwandten, 1234 geweihten St. Johanniskirche in Billerbeck (Abb. 1316).[723]

[722] FONTAINE, Bauornamentik Rheda, 1995, S. 81 übersieht die vorhandenen Gemeinsamkeiten in den Details und lehnt aufgrund der unterschiedlichen Ausrichtung der Blattmotive eine unmittelbare Beziehung zwischen Rheda und Lippstadt ab.

[723] S. DORN, Herford, 2006, Abb. 293. – Zum Bau grundlegend zuletzt: LOBBEDEY, Westfalen, 1999, S. 151–157; vgl. außerdem DEHIO, Westfalen, 2011, S. 124–127.

Eine zusätzliche Variante findet sich sodann in der um 1240/50 vollendeten St. Nicolaikirche in Lemgo (Kap. C.10.4.1.3.3.1.). Dort folgt das zentrale Ziermotiv des Vierungsgewölbes (Abb. 989) mit dem markanten Scheitelring zwar grundsätzlich der Lippstädter Lösung (Abb. 939), doch enden die hier nur aufgemalten Orthogonalrippen nicht in einem plastischen Blattmotiv, das zum Zentrum ausgerichtet ist, sondern es finden sich hier vielmehr nun nach außen gerichtete, wie in Rheda radial ausstrahlende kurze Rippenansätze, die in einer Lilienblüte enden.[724]

Die Auszeichnung eines wichtigen Gewölbejochs mittels eines Ziermotivs am Gewölbescheitel, das aus radial um den Schlussstein angeordneten Elementen besteht, findet sich auch in einem weiteren ‚lippischen' Kirchenbau, und zwar im zweiten Mittelschiffjoch von Osten des Paderborner Domes (Kap. C.10.4.1.3.3.4.),[725] dort vermutlich zur Auszeichnung des Volksaltares vor dem Lettner (Abb. 1041). Das Joch gehört der jüngeren Langhausperiode um 1250–70 unter Bischof Simon I. zur Lippe (1247–1277) an. Hier ist der Gewölbescheitel der (mit einer Ausnahme) ansonsten durchweg rippenlosen Wölbung durch eine plastische Rosette ausgezeichnet, die durch einen nur gemalten Rippenring in die ebenfalls nur gemalte Rippengliederung des Gewölbes einbezogen ist. Die Zierrosette besteht aus acht radialen, mittels kleiner Arkadenbögen verbundenen Säulchen, die einen reliefierten Achtpass um die zentrale Schlusssteinöffnung umgeben.[726] Es sind somit ähnliche Gestaltungsprinzipien wie bei der Rhedaer Gewölbezier festzustellen, darüber hinaus kann eine Anregung durch das erwähnte Ziermotiv mit ebenfalls radial angeordneten, säulenartigen Stummelrippen im östlichen Mittelschiffjoch des Mainzer Doms (Abb. 1425), der Metropolitankirche des Suffraganbistums Paderborn, erwogen werden.

Als weiterer Bau ist schließlich noch die Paradiesvorhalle des Domes St. Peter im nordhessischen Fritzlar zu nennen (Abb. 1426–1439).[727] Ihr zeitlicher Ansatz ist

[724] S. DORN, Herford, 2006, Abb. 192.

[725] Abgebildet bei LOBBEDEY, Paderborner Dom, 1990, Abb. 81; erwähnt bei LOBBEDEY, Westfalen, 1999, S. 257.

[726] Ein fast identischer Achtpass um einen Okulus findet sich in der Ostwand des ‚Hasenkamps' (= nördlicher Querhausarm), hinter der Öffnung erscheinen heute Bruchsteine – es handelt sich offenbar um ein später zugesetztes Hagioskop (Weisungsfenster).

[727] THÜMMLER, Dom zu Osnabrück, 1954, S. 30, 31; DEHIO, Hessen, 1982, S. 281–286, hier S. 281, 283; HASELBECK/MATTHÄI, Fritzlar, 1994, hier S. 7; KANZ, Fritzlar, 1997, hier S. 7, 9; HINZ, Fritzlar, 2002, hier S. 11, 14–15, dazu Abb. 5–6; HUMBACH, Fritzlar, 2005, hier S. 77–87; HASELBECK, Fritzlar, 2007, hier S. 10, 16–17; DEHIO, Hessen I, 2008, S. 259–268, hier S. 261, 262, 264. – Dr. Jens Reiche, Göttingen, machte mich dankenswerterweise auf die Fritzlarer Domvorhalle aufmerksam.

zunächst nur auf stilkritischem Wege auf die Zeit um 1240–50 einzugrenzen, da die schriftlichen Quellen nur indirekte Hinweise enthalten: Eine Ablassbulle Papst Gregors IX. (1227–1241) von 1235 diente einer Wiederherstellung des beschädigten (?) Domes nach einer Zerstörung Fritzlars durch den Landgrafen Konrad von Thüringen-Hessen (1227/31–1240) im Jahr 1232; bereits 1243 fand dann eine von Erzbischof Siegfried III. von Mainz (1230–1249) einberufene Diözesansynode im Dom statt. 1252 und 1253 förderten Kardinallegat Hugo de Sancto Caro (um 1190–1263) und Erzbischof Gerhard I. von Mainz (1251–1259) den Bau des „Elisabethwerks“ mit Ablässen – sollte damit die Vorhalle gemeint sein, dürften die Ablässe auf deren baldige Fertigstellung zu beziehen sein.[728] Die durch Fenster mit eingestellten Arkaden geöffnete Halle von zwei mal vier Jochen zeigt in den Bauformen sowie insbesondere in der Bauornamentik spätromanisch-frühgotische Formen westfälischer Prägung. Diese dürften in erster Linie über Paderborn vermittelt worden sein, worauf insbesondere die Archivolten des äußeren Westportals (Abb. 1427) hinweisen, die mit ihren gewirtelten Rundstäben und den knospenverzierten Kehlen als regelrechte Kopie der entsprechenden Partie des Paderborner Paradiesportals (1230er Jahre; Abb. 1045) anzusprechen sind.[729] Das Innere überfangen acht auf Bündelpfeilern und Wandvorlagen ruhende Kreuzgratgewölbe, die durch leicht zugespitzte Gurte getrennt werden – nur die beiden breiteren Joche der Portalachse trennt ein rundbogiger Gurt. Wie im Paderborner Dom hat man auch im Fritzlarer Paradies auf plastische Gewölberippen verzichtet,[730] doch finden sich hier wie dort ebenfalls skulptierte Schlusssteine, die deutliche Reminiszenzen an die Schlusssteinzier in Rheda und Marienfeld zeigen, ohne dass jedoch Motive 1:1 kopiert worden wären. Hier ist neben zwei Schlusssteinen mit fünfblättrigen Rosen (Abb. 1431) insbesondere das Schlusssteingebilde im Joch unmittelbar vor dem inneren Westportal zu nennen

[728] Historische Daten nach HASELBECK/MATTHÄI, Fritzlar, 1994, S. 7; HASELBECK, Fritzlar, 2007, S. 8–10. Vgl. auch HUMBACH, Fritzlar, 2005, S. 80–81(hier jedoch nur einige der Quellen benannt und z. T. zitiert). – Im DEHIO, Hessen I, 2008, S. 261 die Vorhalle ein wenig zu spät auf „gegen 1260“ datiert.

[729] Der Verweis auf das Paderborner ‚Südportal’ bereits sehr dezidiert bei THÜMMLER, Dom zu Osnabrück, 1954, S. 30, dann bei DEHIO, Hessen, 1982, S. 283; bei KANZ, Fritzlar, 1997, S. 9 nur ein allgemeiner Hinweis auf Paderborn. Ansonsten wird dieser wichtige Bezug in der jüngeren Lit. kaum gewürdigt. Einzige Ausnahme: HUMBACH, Fritzlar, 2005, S. 83 (eher kurz), dazu Abb. 125, 127 (außerdem S. 84 und Abb. 126 Vergleich mit einem weiteren Nachfolgeportal in Brilon). Bei DEHIO, Hessen I, 2008, S. 261, 262, 264 fällt der Hinweis auf Paderborn ganz weg (!), es heißt nur noch lapidar: „Bauformen und Schmuck an westfälischen und rheinischen Bauten orientiert“ (S. 264).

[730] Es ist anzunehmen, dass die Gewölbegrate der Paradieshalle wie im Paderborner Dom ehedem mit aufgemalten Rippen versehen waren.

(Abb. 1430, 1434): Es knüpft in seiner Komposition, die gebildet ist aus einer zentralen Raute, deren eingeschwungene Einfassungswülste in Lilien auslaufen, an das Zentralmotiv der Chorschlusssteine von Marienfeld an (vgl. Kap. C.6.4.1.2.), in seiner plastischen Wirkung erinnert es jedoch auch deutlich an die in gleicher Weise kreuzförmig angeordnete Gewölbezier in Rheda und findet ein direktes Gegenstück im Vierungsschlussstein des Herforder Münsters (Abb. 1026).[731] Auch der Blattwerkdekor des Hängeschlusssteins im Südostjoch (Abb. 1436) erinnert an die Blattgebilde des Rhedaer Westjochs.

Schließlich erlauben die beiden Engelsfiguren des Rhedaer Ostjochs einen gewissen Vergleich mit den ganzfigurigen Darstellungen posaunenblasender Engel im unteren Drittel der Rundstabrippen in den beiden Mittelschiffjochen der Stiftskirche St. Cyriakus in Geseke (um 1230/40; Abb. 1333–1334),[732] deren Bauformen sich generell eng an den lippischen Bauten orientieren.

Im weiteren Umfeld sei noch der westliche Kreuzgangflügel von St. Michael in Hildesheim genannt, der um 1230/50 unter dem Prior und späteren Abt Gottschalk (Abt 1244–1256) eine Neugestaltung in spätromanisch-frühgotischen Formen erfuhr, die auf den Magdeburger Domchor zurückzuführen sind.[733] Dabei wurde das Joch vor dem Portal des Kapitelsaals durch ein Rippengewölbe ausgezeichnet, das zudem einen würfelförmigen Hängeschlussstein besitzt, auf dessen Medaillons der richtende Christus und die vier Evangelistensymbole erscheinen, hinzu kommen – wie in Étampes – vier Engelfiguren in den Zwickeln am Kreuzungspunkt der Rippen.[734] Mit Rheda vergleichbar ist die Verwendung von Evangelistensymbolen für ein

[731] Der Verweis auf Herford bereits bei THÜMMLER, Dom zu Osnabrück, 1954, S. 30, dort auch der Hinweis: „Ein anderer Stein in Form einer quadratischen Scheibe erinnert an ähnliche Stücke in der ehemaligen Zisterzienserkirche Marienfeld“. Der Vergleich mit Herford auch bei WILHELM-KÄSTNER, §§§, 19§§, S. §§: „Dieser rein dekorative Schlußstein weist uns den Weg, woher der westfälische Meister kam. In der Münsterkirche in Herford sitzt im kuppeligen Gratgewölbe der Vierung der gleiche Palmettenschlußstein, aber in zierlicherer Ausführung“. – Der quadratische Schlussstein des westlich anschließenden Jochs mit seinen acht Blättern, deren Stengel ineinander verwoben sind, schließt unmittelbar an Kompositionen der Kassettenfüllungen des Paradiesportals am Dom zu Münster (ab 1225) an, insbesondere an die Kassetten Nr. 1, 10 und 12 (zu den münsterschen Kassettenfüllungen ausführlich PIEPER/MÜLLER, Paradies, 1993, S. 62–66 (Paul Pieper), dazu Abb. 133–146).

[732] Wie oben, Kap. B., Anm. 680, v. a. SCHREINER, Style Plantagenêt (I), 1967, S. 162, dazu T. 25,2; SCHREINER, Style Plantagenêt (II), 1967, S. 19, dazu Abb. 21; DORN, Herford, 2006, S. 86, dazu Abb. 123, 124 (dort nur auf das Ostjoch bezogen, die Engelsfiguren finden sich jedoch in beiden Jochen); (im DEHIO, Westfalen, 2011 finden sie keine Erwähnung!). Künftig dazu auch die münstersche Dissertation von Elisabeth Bömken.

[733] Dazu zuletzt SCHÄDLER-SAUB/PUNG, Architektur und Bauplastik, 2000.

[734] Ebd., S. 87–88, dazu Abb. 57, 92.

ikonographisches Programm und die zentripedale Anordnung der Figuren um den Schlussstein.

Abschließend sei noch auf die St. Johanniskirche (Mitte 13. Jahrhundert) im nahen Halle/Westfalen verwiesen, deren westliches Hauptschiffjoch eine aus der Bauzeit stammende, gemalte achtteilige Rippenstruktur aufweist (Abb. 1302), die in einem ebenfalls gemalten, ornamental ausgestalteten Schlussstein zusammenläuft.[735] Zwischen den ‚Rippen' sind Halbkreise angeordnet, von denen schlanke konische Stäbe ausgehen, die in ausgreifenden Lilien enden. Auch hier lässt sich die Gestaltung mittels radial vom Schlussstein ausgehenden Zierelementen, die in die Gewölbefelder vorstoßen, mit der Rhedaer Scheitelzier vergleichen, die möglicherweise anregend gewirkt hat.

6.4. Die Konsolen des Altarerkers

Der flach vor die Wand vorspringende Altarerker der Ostfront mit seinen markanten Ecklisenen ruht samt dem zwischen diesen gespannten Rundbogen auf zwei kräftigen Konsolen auf, zwei weitere, kleinere Konsolen tragen die Bögen der gestaffelten Dreibogenblende im Wandfeld darunter (Abb. 548, 655–658). Trotz der Größenunterschiede zeigen beide Konsolpaare grundsätzlich denselben Aufbau: Auf einen eingezogenen gekehlten Kelch mit abschließendem Plättchen folgt ein kräftiger Wulst, eine kleine Schräge bildet dann den Absatz zur oberen Platte. Bei den großen Erkerkonsolen (Abb. 655–656) ist der Wulst dabei jedoch deutlich mächtiger als Dreiviertelwulst ausgebildet, um so mehr Volumen für die stärker vorkragende Konsole zu gewinnen. Hinzu kommt hier noch eine abschließende Kämpferplatte mit Kehle-Platte-Profil.

Die Konsolen des Rhedaer Altarerkers stehen in enger formaler und stilistischer Beziehung zu den an der Abteikirche Marienfeld verwendeten Konsolen der äußeren Rundbogenfriese (Kap. C.6.7.).[736] Insbesondere die Konsolen der Dreibogenblende folgen in der Proportionierung der oberen Partie dem Aufbau des Marienfelder Konsoltyps ‚A' (Abb. 386; Kap. C.6.7.1.), während die dortige untere Partie aus

[735] HEMPELMANN, Halle, 1996, S. 9, dazu Abb. S. 20 [HEMPELMANN, Halle, 2018 , S. 11–12, dazu Abb. S. 12].
[736] MAUÉ, Bauformen, 1975, S. 107, der die Konsolen als einziger behandelt, sieht sie als „von der Stiftskirche in Lippstadt abhängig".

Plättchen und Wulst mit anschließender Kehle hier zu einem einfachen gekehlten Kelch reduziert wurde. Diese Konsolform begegnet in Marienfeld als Konsoltyp ‚C' (Kap. C.6.7.2.), doch dürfte dieser wahrscheinlich nicht als das direkte Vorbild für die Rhedaer Altarerkerkonsolen anzusprechen sein, da der Marienfelder Konsoltyp ‚C' dort erst an der nördlichen Obergadenwand des ersten Langhausjoches auftritt, die der Bauphase IIb (um 1210/15) angehört und somit zeitlich wohl nach der entsprechenden Wandpartie in Rheda mit den Altarerker-Konsolen, die noch der hiesigen Phase I (um 1191/95–1200) zuzurechnen ist, entstand. Vielmehr dürfte die in Rheda als Reduzierung des Marienfelder Konsoltyps ‚A' ausgebildete Konsolform dort dann beim Weiterbau in Phase II(b) als Konsoltyp ‚C' übernommen worden sein.

6.5. ‚Händescheidung' und stilistische Einordnung der Rhedaer Bauzier

Die bei den Betrachtungen der einzelnen Bauzier-Elemente zutage getretenen auffälligen Unterschiede in der Detailbehandlung legen eine Fertigung durch unterschiedliche Bildhauerkräfte nahe.

Vergleicht man die vier liegenden Trägerfiguren unter den Dreisäulenbündeln miteinander, so wird deutlich, dass die östliche Trägerfigur des Portals (die eventuell mit Samson zu identifizieren ist; Abb. 625–627) sowie die beiden Figuren der oberen Altarnische (Abb. 630, 631) von einem Bildhauer stammen dürften. Darauf verweisen der Augenschnitt, die ausschließliche Verwendung von Wulstfalten, die Gestaltung der Bortenbesätze sowie die (abgesehen von den Fingernägeln) eher grob gestalteten Hände mit ihren nur durch simple Furchen getrennten Fingern – nur bei der südlichen Trägerfigur der Altarnische erscheinen sie sorgfältiger.

Die westliche Trägerfigur des Portals (Abb. 628–629) mit der auffälligen ‚Haarkappe' steht innerhalb der Gruppe hingegen etwas isoliert, lässt sich aber gut mit dem nördlichen Drachensäugerinnenkapitell der Altarnische in Verbindung bringen. Dafür sprechen die übereinstimmende Gesichtsform und der Augenschnitt, die feinteilige, geflochtene Haarstruktur, die parallele Verwendung von Wulst- und Furchenfalten und die Art und Anwendung der Zierbohrungen. Auch das westliche ‚Jünglingskapitell' des Portals (Abb. 635–637), plaziert genau über der besagten Trägerfigur, dürfte demselben Bildhauer zuzuordnen sein, wie bei einem Vergleich der beiden Kapitelle der identische Augenschnitt der Drachen und die Furchenfalten

der Ärmel nahelegen, hinzu kommt die übereinstimmende rundlich-plastische Auffassung der Ranken und Drachenflügel. Die auffällige Halsmähne des rechten Drachens am ‚Jünglingskapitell' mit ihren gelockten Strähnen legt nahe, dass auch der nördliche Löwe der Westarkade mit den entsprechend gestalteten, je nach Reihe abwechselnd nach rechts und links gerichteten ‚Haarlocken' von demselben Bildhauer geschlagen wurde. Der südliche Löwe dagegen lässt sich aufgrund der weniger anspruchsvollen, rein linear geprägten Haarstruktur leicht an die nördliche Trägerfigur der oberen Altarnische wie auch die östliche Figur des Portals anschließen, die jeweils vergleichbare Haargestaltungen aufweisen.

Das östliche ‚Jünglingskapitell' (Abb. 632–634) kann durch den Augenschnitt mit den zugespitzten Ovalen ebenfalls den liegenden Trägerfiguren der oberen Altarnische sowie der östlichen Figur des Portals, unmittelbar unterhalb des besagten Kapitells, zugeordnet werden. Durch die kantigen, wie ausgeschnitten wirkenden Ranken und Blätter unterscheidet es sich von seinem westlichen Pendant und dem nördlichen Drachensäugerinnenkapitell (Abb. 638–640). Dieselben Ranken- und Flügelgestaltungen finden sich hingegen auch beim südlichen Drachensäugerinnenkapitell (Abb. 641–643), dessen Frauengestalt zunächst durch die Pupillenbohrung[737] aus der Gruppe herauszufallen scheint, aber durch den spitzovalen Augenschnitt, die geflochtene Scheitel- und Haargestaltung, die in ähnlicher Weise bei der östlichen Portal-Trägerfigur (‚Samson') begegnet, die Stoffgliederung mittels Wulstfalten, die grobe Ausbildung der Hände und vor allem die variierende Bohrlochgröße zur kleinteiligen Musterung der Drachenhälse und -leiber, die beim östlichen ‚Jünglingskapitell' wiederkehrt, verbindet sie sich problemlos mit der genannten Gruppe; auch kompositorische Schwächen wie die grob und ungeschickt abgewinkelten Arme, die sich auch beim östlichen ‚Jünglingskapitell' finden, sprechen dafür.

Auch die figürliche Gewölbezier des Ostjochs (Abb. 648–649) lässt sich den entsprechenden Gruppen zuordnen: Die beiden in ihrer Oberfläche stärker reliefierten Figuren – der westliche Engel und der südliche Adler (Abb. 650, 651) – schließen sich an das nördliche Drachensäugerinnenkapitell an. Mit dessen

[737] Möglicherweise handelt es sich dabei um eine spätere Veränderung, denn es handelt sich um die einzige Pupillenbohrung bei der figürlichen Rhedaer Bauskulptur.

Frauengestalt verbindet sich der westliche Engel auch durch die Art der weicher übereinander gelegten Haarsträhnen. Die weniger tief reliefierten Gestalten des nördlichen Adlers und des östlichen Engels lassen sich durch die Gefiedergestaltung dem östlichen ‚Jünglingskapitell' und der Gruppe um die liegenden Trägerfiguren der oberen Altarnische zuordnen.

Bei den vegetabilen Schlusssteinverzierungen des westlichen Jochs (Abb. 652–654) ist eine Händescheidung und Zuordnung der einzelnen Zierelemente aufgrund der fast identischen Formen schwieriger, doch lassen sich auch hier leichte Qualitätsunterschiede ausmachen. Dabei dürften die stärker plastisch aufgefassten und insgesamt besser ausgearbeiteten Stücke – die westliche Blattgestaltung und das nördliche Blütenmotiv – der Gruppe mit den stärker durchgestalteten Details wie beim westlichen ‚Jünglings'- und beim nördlichen Drachensäugerinnenkapitell angehören. Die etwas schwächeren Ziermotive, das heißt das östliche Blattwerk mit seinen flächiger, weniger organisch durchgestalteten Formen und das südliche Blütenmotiv mit den nicht abgerundeten Blütenblättern, sind der Gruppe mit den vielfach schematischer ausgearbeiteten Details wie beim östlichen ‚Jünglings'- und beim südlichen Drachensäugerinnenkapitell zuzuordnen.

Die Kapitelle der beiden Hauptpfeiler (Abb. 644–646), deren Ausführungsqualität insgesamt deutliche Schwankungen zeigt, lassen drei Qualitätsstufen erkennen. Die höchste von ihnen kann versuchsweise der ähnlich höherstehenden Gruppe um die liegenden Trägerfiguren der oberen Altarnische und das nördliche Drachensäugerinnenkapitell zugeordnet werden.

Aus den zuvor durchgeführten Händescheidungen und Zuordnungen aufgrund von Detailvergleichen ergibt sich also folgende Aufteilung der in der Rhedaer Burgkapelle vorfindlichen Bauskulptur: Einem ersten, in der Durchgestaltung der Details, aber auch in der Gesamtkomposition sorgfältiger und qualitätvoller arbeitenden Bildhauer, hier ‚Bildhauer A' genannt, sind die westliche Trägerfigur des Portals, das darüber befindliche westliche ‚Jünglings'- und das nördliche Drachensäugerinnenkapitell der oberen Altarnische sowie der nördliche Löwe der Westarkade zuzuordnen, des weiteren von der Gewölbezier um die Schlusssteine der westliche Engel und der südliche Adler des Ostjochs sowie das westliche Blatt- und das nördliche Rosenmotiv des Westjoches. Hinzu kommen wohl noch die

qualitätvollsten Stücke der Hauptpfeilerkapitelle, insbesondere das nördliche Vorlagenkapitell.

Von einem zweiten, in den Detailbildungen meist nicht so versierten Bildhauer, hier ‚Bildhauer B' genannt, stammen die drei übrigen liegenden Trägerfiguren an der oberen Altarnische und unter dem östlichen Säulenbündel des Portals, des weiteren ebenda das östliche ‚Jünglingskapitell', dazu der südliche Löwe der Westarkade sowie von der Schlusssteinzier der östliche Engel und der nördliche Adler des Ostjochs sowie das östliche Blatt- und das südliche Rosenmotiv des Westjoches. Leicht abweichende Formen, die sich jedoch an die hier zusammengestellte Gruppe anschließen lassen, zeigt das südliche Drachensäugerinnenkapitell der oberen Altarnische. vermutlich stammen von ihm auch die schwächeren Werkstücke der Kapitellfriese der Hauptpfeiler.

Die beiden Bildhauer dürften parallel gearbeitet haben, wobei der ‚Bildhauer A' der federführende Meister gewesen sein dürfte, der die Komposition und die wesentlichen Gestaltungsformen vorgab. Nach seinen Vorgaben und wohl größtenteils unter seiner ‚Aufsicht' dürfte der ‚Bildhauer B' als Geselle jeweils die Gegenstücke gearbeitet haben. Nur die Beobachtungen bei der Gewölbezier – die schwächere, unverstandene Ausführung des östlichen Blattmotivs und die Doppelung der vorhandenen Evangelistensymbole Engel und Adler – und bei den Kapitellfriesen sprechen dafür, dass er hier, bei den mutmaßlich jüngsten Stücken, selbständig (ohne ‚Aufsicht') arbeitete und dabei einfach die bereits vorhandenen Zierelemente des ‚Bildhauers A' kopierte, ohne offenbar deren Idee und Komposition bzw. ikonographische Einbindung in einen Zyklus zu verstehen, während der Hauptmeister bereits an die nächste Baustelle weitergezogen war.

Gestaltungs- und Stilformen der Rhedaer Bauskulptur wie die Faltenformen, die vegetabilen Drachenschwänze sowie die Rundstäbe der Löwen und liegenden Trägerfiguren wie auch die Blattgestaltungen der Kapitellfriese legen eine rheinisch-maasländische Schulung der beiden Bildhauer oder zumindest des federführenden ‚Meisters A' nahe, ohne dass für die figürlichen Arbeiten unmittelbare Vergleichsstücke benannt werden könnten. Sie deuten jedoch, wie auch die vegetabilen Kapitellfriese, auf eine Orientierung an Werken der in der Zeit um 1200 stilprägenden ‚Samson-Meister'-Werkstatt. Innerhalb der westfälischen Stein- und

Bauskulptur der Zeit um 1200 stehen sie (abgesehen vom Westbau des Domes zu Münster mit seinen Blattkapitellen) weitgehend singulär, die große Blüte der westfälischen Bauskulptur der Spätromanik setzt erst etwas später, um 1220, ein.

Engere stilistische Parallelen zeigt allein die Bauskulptur der Herforder Münsterkirche, deren spätromanischer Neubau unter der Äbtissin Gertrud II. zur Lippe (um 1212/17 – um 1233/38), einer Schwester Hermanns II. zur Lippe, begonnen wurde (siehe Kap. 10.4.1.3.3.3.). Hier ist in erster Linie der Schlussstein im Vorhallengewölbe des südlichen Querhausportals, des sog. Sieben-Sonnen-Portals, zu nennen (Abb. 1031). Er zeigt eine halbfigurige, mit Kreuznimbus versehene Christusdarstellung mit erhobenen Armen, wobei die Rechte den Segensgestus zeigt, während die Linke ein Buch mit den Worten „EG/O S/UM / A (et) Ω“ hält.[738] Die Abbruchkante zwischen Brust und Bauch wie auch die abgeschrägten Ecken geben sich als Abarbeitungsspuren zu erkennen, die auf eine Zweitverwendung[739] des Christusreliefs als Schlussstein der erst in der Mitte des 13. Jahrhunderts in Bauphase IV entstandenen Vorhalle[740] hindeuten – die Bildhauerarbeit selbst dürfte jedoch um einiges älter sein. Mit der Rhedaer Bauskulptur gut vergleichbar ist dabei die Gewandbehandlung mit den wulstigen, vor der Brust symmetrischen Faltenzügen, der mit Bohrlöchern verzierte Kragen sowie allem voran die Kopfgestaltung. Diese ist mit der Gesichts- und Nasenbildung sowie dem Augenschnitt, insbesondere mit den gebohrten Pupillen, der Frauengestalt am südlichen Drachensäugerinnenkapitell der oberen Altarnische unmittelbar an die Seite zu stellen. Hinzu kommen noch die strenge, gescheitelte Frisurenbildung mit der sich stark aufwölbenden, auf Untersicht berechneten Haarkalotte des Oberkopfes sowie die eher grobe Ausführung der Hände. Diese somit weit über allgemeine Stilformen hinausgehenden Vergleiche legen eine Fertigung des Herforder Christusreliefs durch denselben Bildhauer, den Rhedaer ‚Bildhauer B’, nahe.

In seiner Dissertation über die Herforder Münsterkirche zog Ralf Dorn die Rhedaer Trägerfiguren zum Vergleich für einen Zyklus von Kapitellen mit halbfigurigen weiblichen Heiligen an den Pfeilern im Bereich des Nordquerhauses der

[738] BEER, Münsterkirche, 2000, S. 12, dazu Abb. S. 13; DORN, Herford, 2006, S. 88, dazu Abb. 126.
[739] So bereits BEER, Münsterkirche, 2000, S. 12.
[740] S. dazu DORN, Herford, 2006, Abb. 59 (eine explizite Zuordnung der Vorhalle zu Bauphase IV erfolgt im zugehörigen Text S. 49–50 versehentlich leider nicht).

Münsterkirche, die dort ebenfalls zweitverwendet sind, heran und ordnete sie derselben Werkstatt zu.[741] In der Tat besitzen die Heiligenfiguren ähnliche, halbkreisförmig angeordnete Wulstfalten vor der Brust und an den Ärmeln sowie einen breiten Bortenbesatz am Halsausschnitt. Doch sie zeigen auch deutliche Unterschiede, etwa im Gewandschnitt mit den auffälligen Schlaufenärmeln, die in Rheda nicht vorkommen, der Haarbehandlung mit dicken, wulstigen Strähnen sowie im Gesichtsschnitt und den schlanken Hälsen. Dies spricht dafür, dass hier nicht unmittelbar ein „Steinmetz der ‚Rhedaer Schule'"[742] tätig war, sondern dass die Herforder Kapitelle eher in der Nachfolge der Rhedaer Bauskulptur entstanden. Die Vermittlung ihrer Gestaltungsformen nach Herford könnte über das Christusrelief im Vorhallengewölbe des Sieben-Sonnen-Portals (Abb. 1031) geschehen sein, das recht deutlich die Handschrift des Rhedaer ‚Bildhauers B' trägt. Der genannte Kapitellzyklus basiert auf dessen Formenrepertoire, lässt jedoch auch deutlich eine Weiterentwicklung der Formen erkennen, was sich auch in seiner Datierung – frühestens um 1215/20[743] – widerspiegelt, die doch einen gewissen Zeitabstand zur Rhedaer Bauskulptur erkennen lässt, welche bereits der Bauphase II um 1200–1205/10 zuzuordnen ist.

6.6. Zusammenfassung der Bauzieranalyse

Die an und in der Rhedaer Burgkapelle anzutreffende Bauzier zeigt neben rein architektonischen Formen wie den Konsolen des Altarerkers und den Pfeiler- und Säulenbasen auch eine reiche vegetabile und figürliche Gestaltung. Aber selbst die attischen Basen besitzen durchaus eine abwechslungsreiche Gestaltung mit variierenden Eckblättern. Als weiteres architekturgebundenes Ornament sind noch die Röllchen- und Kugelfriese der Ostrosette sowie der Piscina- und Wandnischen zu nennen, die jedoch jeweils im Zusammenhang dieser Bauglieder behandelt werden (siehe Kap. D.5.8.3.1., D.5.9.).

[741] DORN, Herford, 2006, S. 59–60, 142, dazu Abb. 42–44, 90, 91. – Zu den Kapitellen s. auch BEER, Münsterkirche, 2000, S. 20, dazu die Abb. S. 21.
[742] DORN, Herford, 2006, S. 142.
[743] Der Baubeginn des spätromanischen Herforder Münsters ist nicht überliefert, dürfte jedoch bald nach dem nur vage auf die Zeit 1212 bis 1217 engrenzbaren Amtsantritt der Äbtissin Gertrud zur Lippe liegen (s. dazu DORN, Herford, 2006, S. 38–39), so dass eine Fertigung der Heiligenkapitelle frühestens um 1215/20 während der Bauphase I möglich ist.

Durch den Reichtum und die Variation der Bauzier unterscheidet sich die Burgkapelle in Rheda vom ‚Mutterbau' der Abteikirche Marienfeld, die in diesem Punkt eher von zisterziensischer Zurückhaltung und Askese geprägt ist (s. Abschnitt C.6.). Zudem wurde in Rheda, im Unterschied zur meisten Bauzier in Marienfeld, für die Bildhauerarbeiten statt des sonst für die Bauglieder benutzten Osning-Sandsteins fast durchweg der feinere, weichere und daher besser für Detailausarbeitungen geeignete Baumberger Sandstein verwendet (siehe Kap. D.3.2.).

Die zeitliche Entstehung der Rhedaer Bauzier lässt sich baugeschichtlich weitgehend mit der Bauphase II um 1200–1205/10 verbinden, da einige in Phase III versetzte Elemente offenbar bereits in Bauphase II vorgefertigt worden waren. Lediglich die unverzierten Kelchblockkapitelle der westlichen Dreibogenstellung und die mit Röllchen- und Kugelfries geschmückte Rahmung der Ostrosette dürften recht sicher in Bauphase III um 1215–1225 entstanden sein, letztere von der Hand eines Bildhauers, der vornehmlich in Marienfeld eine Reihe ornamental reich gestalteter Werke geschaffen hat (siehe Kap.C.6.3., C.7.3.–7.5.), aber bereits zuvor in der Rhedaer Phase II die Wandnischen mit Kugelbesatz fertigte.

Die handwerkliche Ausführung der einzelnen Elemente der Bauzier zeigt eher eine mittlere bis schwache Qualität. Dem steht jedoch der hohe Anspruch des Motivs gegenüber,[744] insbesondere bei den ungewöhnlichen liegenden Trägerfiguren unter den Dreisäulenbündeln und den sonst fast nur im Zusammenhang mit aufwendigen Portalanlagen anzutreffenden säulentragenden Löwen der westlichen Dreibogenstellung. Diese rezipieren wohl grundsätzlich Entwicklungen der oberitalienischen Skulptur des 12. Jahrhunderts, die allerdings nur noch generell anregend wirkten. Im Falle der liegenden Trägerfiguren dürfte die konkrete Form jedoch den Figuren unter den Säulenbasen der Zwerchgalerie am Westchor des Wormser Domes (Abb. 1411–1415) entlehnt zu sein. Ebenso scheinen die Skulpturen der säulentragenden Löwen durch die von oberitalienischen Bildhauern gefertigten Raubkatzen des Löwenportals am Dom zu Königslutter (Abb. 1398–1401) inspiriert zu sein (einschließlich der wandparallelen Positionierung), ihre konkreten

[744] So schreibt SCHÜRER, Doppelkapellen, 1929, S. 180: „Und noch einmal ein Gegensatz in dieser figürlichen Ornamentik selbst: der Gegensatz zwischen höchster Kulturlage des Motivs und primitiver Handwerksübung der Ausführung." – Ähnlich auch TRÖLLER, Marienfeld, 1935, S. 37, 38 bzgl. der Pfeilerkapitelle und der liegenden Trägerfiguren.

Gestaltungsformen weisen jedoch auf Vorbilder im Rheinland, insbesondere am Löwenportal von St. Andreas in Köln (Abb. 1405).

Hinzu kommt noch die motivisch ebenfalls sehr hochstehende figürliche Kapitellzier der Dreisäulenbündel mit den Jünglings- und Drachensäugerinnenkapitellen sowie die Blattwerkgestaltungen der Hauptpfeilerkapitelle. Diese orientieren sich dabei gleichermaßen jeweils an hochaktuellen Entwicklungen der Bauornamentik des Rheinlandes, insbesondere an den stilprägenden Motivgestaltungen der Werkstatt des ‚Samson-Meisters', die sowohl bei figürlichen wie auch bei vegetabilen Kapitellen verfeinerte Kompositions- und Gestaltungsformen ausgebildet hat – hier sind vornehmlich die Arbeiten in Brauweiler, in der Paradiesvorhalle von Maria Laach (Abb. 1421) und in St. Andreas in Köln (Abb. 1357) zu nennen.

In der Orientierung an hochaktuellen Entwicklungen der rheinischen Bauornamentik äußert sich zugleich auch der hohe Anspruch der Bauherrenfamilie, ihren repräsentativen Kapellenbau mit einer entsprechenden, modernen Bauzier auszustatten.

Die Ausführung der größtenteils figürlich gestalteten Bauornamentik, möglicherweise aber auch der Kapitellfriese der beiden Hauptpfeiler, lag in den Händen zweier Steinmetzen, hier als ‚Bildhauer A' und ‚Bildhauer B' bezeichnet. Beide zeigen gelegentlich gestalterische Schwächen, insbesondere der ‚Bildhauer B', der oftmals nur die offenbar schon vorliegenden Werkstücke seines offenbar federführenden Kollegen kopierte, so dass es verschiedentlich zu Doppelungen aufgrund von Unverständnis kam, etwa bei den Evangelistensymbolen um den Gewölbeschlussstein des Ostjochs. Es spricht einiges dafür, dass es sich bei den beiden Bildhauern um ‚Meister' und ‚Schüler , handelte, wobei der ‚Schüler' offenbar die Arbeiten nach einem vorzeitigen Weggang des ‚Meisters' allein fortführte, wobei das Konzept der Bauornamentik ganz offensichtlich nicht ganz so zuende geführt wurde, wie es dereinst geplant war. Dennoch gehört die Rhedaer Bauzier zu den bedeutendsten und ungewöhnlichsten Leistungen der romanischen Bildhauerkunst Westfalens und darüber hinaus!

7. Rekonstruktion der Baugestalt und Nutzung/Funktion des Tor- und Kapellenturmes zum Zeitpunkt seiner Fertigstellung

Um die ursprüngliche Konzeption des Tor- und Kapellenturmes analysieren und in den zeitgenössischen Kontext einordnen zu können, ist es unabdingbar, den Bau in seinem Zustand zum Zeitpunkt der Fertigstellung in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts annäherungsweise zu rekonstruieren und die damit verbundenen vielfältigen Funktions- und Nutzungsaspekte näher zu beleuchten, die oft entscheidenden Einfluss auf die Baugestalt hatten.

7.1. Die Einbindung in die Gesamtanlage der Burg, das Verhältnis zum ‚Palas'

Das Hochschloss der heutigen Schlossanlage von Rheda ruht auf einem ca. 6 m hohen, von einer Gräfte umgebenen Erdhügel von unregelmäßig ovalem Grundriss (Abb. 491), der sich durch seine Steilflanken (Abb. 457) leicht als sog. Hochmotte zu erkennen gibt, mit etwa 4400 m^2 eine der größten derartigen Anlagen in Westfalen.[745] Ursprünglich dürfte der über einer Sanddüne als Kern zusätzlich aufgeschüttete Erdkegel,[746] dem im Westen seit jeher eine Vorburg vorgelagert gewesen sein dürfte, noch höher gewesen sein – mindestens 10 m, womit er zu den Großmotten rechnete. Er wird anfänglich einen hölzernen oder steinernen, von einem Palisadenring umgebenen Wehrturm getragen haben, wie es bei den seit spätkarolingischer Zeit bis ins 13. Jahrhundert auftretenden sog. Turmhügelburgen üblich war.[747]

Schließlich, vermutlich nach dem Übergang der Burg in den Besitz der Edelherren zur Lippe um 1191, trug man die Spitze des Erdhügels ab, um eine größere, plane Oberfläche für die Errichtung einer steinernen Burganlage zu schaffen.[748] Diese wurde am Rande des Burgplateaus mit einer Ringmauer eingefasst. Diese

[745] Vgl. v. a. die Ausführungen zur Rhedaer Motte bei GAUL, Dynastenburgen, 1970, S. 247, 249 (von dort die Größenangabe) und LOBBEDEY, Westfalen, 1999, S. 167–168; SCHAUB, Herrschaft Rheda, 2006, S. 124; GROSSMANN, Burg, 2010, S. 202, 203, dazu Abb. 5.

[746] Zur Sanddüne als Kern s. STOOB, Rheda, 1975, o. S. (S. 2.).

[747] Zu den westfälischen Erdhügelburgen s. GAUL, Dynastenburgen, 1970, S. 246–247 (auch Rheda erw.); MUMMENHOFF, Wasserburgen, 1991, S. 8–12 (auch zu Rheda); PEINE, Adelige Herren, 1997, S. 169–171 (zu Rheda S. 170); LOBBEDEY, Burgenlandschaft Westfalen, 1999, S. 137. – Allgemein u. a. HINZ, Motte und Donjon, 1981 (dort Rheda nicht in Katalog); BILLER, Adelsburg, 1998, S. 112–127; zuletzt: FRIEDRICH, Burgen am Niederrhein, 2010, S. 252–254; SCHEFFOLD, Motte, 2010.

[748] So bereits MÜHLEN, Rheda, 1979, S. 3. – LOBBEDEY, Westfalen, 1999, S. 168 geht allerdings eher davon aus, dass die heutige Form der ursprünglichen entspricht: „Eine Variante zu diesem Typ sind Motten von besonders großem Durchmesser, die aber nur als Kegelstumpf aufgeschüttet sind und deshalb eine große Oberfläche haben."

Wehrmauer ist heute größtenteils verschwunden, doch haben sich davon (möglicherweise später noch einmal umgebaute) Teile in der gekrümmt verlaufenden Westfront des Renaissanceflügels von 1612 erhalten (Abb. 659–661). Bis ca. 3,50 m über Außenniveau besteht die Außenschale ihres aufgehendes Mauerwerkes, wie im April/Mai 2001 nach dem Abschlagen eines Verputzes aus dem 19. Jahrhundert am freiliegenden Mauerwerk beobachtet werden konnte, aus hammerrecht behauenen, zum Teil sehr großen Kalkbruchstein-Blöcken, zwischen die schmale Ausgleichslagen und Zwischenschichten aus dünnen Bruchsteinplatten, teilweise auch Ziegelstücken, eingefügt sind. An der südöstlichen Giebelseite konnte dabei eine Mauerstärke der Ringmauer von 105–120 cm festgestellt werden,[749] an manchen Stellen erreicht sie sogar eine Stärke von 160–200 cm, insbesondere im Bereich der markanten Wandbiegung.[750] Hier vermittelt außen heute ein Mauerrücksprung zum dünneren renaissancezeitlichen Mauerwerk. Dem Befund nach handelt es sich bei dem aufgedeckten Mauerwerk um ein mittelalterliches Baugefüge, doch bleibt seine genaue Zeitstellung unklar – möglicherweise geht die vor dem Neuverputz einsehbare äußere Mauerschale auch auf einen Umbau und eine Verstärkung der ursprünglichen Ringmauer in späterer (gotischer) Zeit zurück.

Eingebunden in die entlang des Plateaurandes verlaufende Ringmauer, bildete der mächtige quadratische Torturm den einzigen und zudem gut gesicherten Zugang zur Hauptburg. Die Anbindungsstellen der Wehrmauer an den Turm blieben jedoch nicht erhalten, da auf der Südseite der etwa mittig gelegene Maueranschluss beseitigt wurde, als zu einem späteren Zeitpunkt, vermutlich im 15. oder 16. Jahrhundert, die Torzufahrt neben den Turm verlegt wurde. Auf der Nordseite, wo der Maueranschluss im westlichen Wandabschnitt etwa auf Höhe des heutigen äußeren Kapellenportals zu erwarten ist, wird der Befund durch die Konstruktion der Freitreppe von 1898 verdeckt (siehe Kap. D.4.3.1.2.).[751]

Vermutlich ebenfalls noch zum ursprünglichen Baubestand der Burganlage gehört der quadratische Ostturm des Hochschlosses (Abb. 665–669), der früher sog. ‚Lange

[749] Diese Befundbeschreibungen beruhen auf Beobachtungen des Verfassers am freigelegten Mauerwerk im April/Mai 2001.

[750] Diese Tiefenmaße konnten an den neuzeitlichen Fenstereinbrüchen des Erdgeschosses festgestellt werden.

[751] Die Darstellung bei KASPAR/BARTHOLD, Rheda, 2012, S. 80, der Torturm sei „offenbar vor die Innenseite der Ringmauer“ gestellt worden und diese sei „im Bereich des Turmes noch erhalten“, kann somit nicht bestätigt werden.

Turm' und heutige ‚Bibliotheksturm', mit einer Seitenlänge von ca. 13,80 m und einer Mauerwerkshöhe von ca. 21,25 m, der zweifellos gleichermaßen in die Ringmauer eingebunden war – diese schloss an dessen Südwest- und Nordostecke an.[752] Während die beiden Turmobergeschosse nach Ausweis der spätgotischen Kreuzstockfenster aus dem 15. oder frühen 16. Jahrhundert stammen,[753] als der Turm zu einem Wohnturm (mit Kaminanlagen und heute zerstörten Aborterkern) ausgebaut und mit einem hohen Spitzhelm mit Eckwarten versehen wurde,[754] könnten seine drei Untergeschosse möglicherweise noch aus spätromanischer Zeit stammen[755] – Fred Kaspar und Peter Barthold nehmen hingegen jüngst eine Errichtung in der ersten Hälfte oder der Mitte des 14. Jahrhunderts an, vor allem gestützt auf die dendrochronologische Datierung eines Balkens der ‚feuerfesten Balkendecke' im Erdgeschoss, der um 1330 gefällt worden sein dürfte.[756] Hier gilt es jedoch noch zu klären, ob diese Deckenkonstruktion bauzeitlich ist und im Verband steht. Für eine noch spätromanische Entstehung der drei fast völlig geschlossenen Turmuntergeschosse, die wenig datierbare Formen aufweisen, spricht vor allem die nordseitige Türöffnung zum Hof mit ihrem rundbogigen, aus sauber gefügten Sandsteinquadern gemauerten Bogenlauf.[757] Zur ersten Bauphase gehört auch eine Türöffnung in der Nordwand nahe der Ostecke, die wohl als Zugang zum Wehrgang auf der Ringmauer diente.[758] Sie wurde beim spätgotischen Ausbau, bei dem offenbar auch die Ringmauer erhöht wurde, durch eine Türöffnung in der Etage darüber abgelöst, die ihrerseits von einem Wurferker darüber geschützt wurde.[759]

[752] Eine grundlegende Untersuchung zum Ostturm bieten KASPAR/BARTHOLD, Rheda, 2012. Sie sehen in ihm jedoch eine spätere Erweiterung der Motte und ihrer Ringmauer (ebd., S. 80).

[753] DEHIO, Westfalen, 1969, S. 482 datiert „um 1400", GROSSMANN, Burg, 2010, S. 203 datiert ins „15. Jahrhundert", DEHIO, Westfalen, 2011, S. 909 datiert „um 1400", ansonsten meist nur als ‚spätgotisch' eingeordnet. KASPAR/BARTHOLD, Rheda, 2012, S. 73 datieren hingen „ um 1500 oder im 16. Jahrhundert".

[754] Vgl. dazu GAUL, Dynastenburgen, 1970, S. 253–254; KASPAR/BARTHOLD, Rheda, 2012, S. 72–75.

[755] So u. a. MÜHLEN, Rheda, 1979, S. 10; LOBBEDEY, Westfalen, 1999, S. 175. – GROSSMANN, Burg, 2010, S. 203 datiert sie hingegen ins 14. Jahrhundert, als Anhaltspunkt sieht er „das unregelmäßige Mauerwerk". Vgl. auch KAT. NÜRNBERG 2010, S. 73, Kat.-Nr. 2.15 (G. Ulrich Großmann).

[756] KASPAR/BARTHOLD, Rheda, 2012, S. 80 Zur Dendrodatierung s. S. 68, Anm. 13 („letzter Jahresring 1300 ohne Splintgrenze", Fällung „nach etwa 1330").

[757] Weiterhin ist zu überlegen, ob die Türöffnung eventuell durch Umbau aus einem Fenstertrichter entstanden ist. KASPAR/BARTHOLD, Rheda, 2012, S. 70 (dazu Abb. 8) schildern den allgemeinen Befund, ziehen jedoch aus der Formgebung etc. keine weiteren Schlüsse. – Bei einer Errichtung in der Mitte des 14. Jahrhunderts wäre doch eher ein profiliertes gotisches Spitzbogengewände zu erwarten gewesen! Zudem bleibt dort (S. 80) unberücksichtigt, dass der Turm in seiner älteren Bauphase sicherlich – allein schon aus Gründen der Proportion – deutlich mehr als nur die drei erhaltenen Geschosse umfasst haben dürfte. Denkbar wäre etwa ein hölzernes Obergeschoss.

[758] S. dazu KASPAR/BARTHOLD, Rheda, 2012, S. 71, dazu Abb. 10.

[759] Ebd., S. 75, dazu Abb. 13.

Ob der Ostturm anfänglich eher als Wehrturm bzw. gar als der ‚Bergfried' der Anlage – worauf die geschlossenen, einst nur mit Schlitzfenstern versehenen Untergeschosse deuten – anzusprechen ist, oder ob er bereits in seinem mutmaßlichen verlorenen Obergeschoss – wie bei der spätgotischen Aufstockung – als Wohnturm gedient hat, muss durch den Verlust aussagekräftiger Befunde infolge des Brandes von 1718 und der verschiedenen Umbauten leider offen bleiben.[760] Festzuhalten bleibt jedoch, dass der Ostturm in seinen Dimensionen deutlich hinter dem Tor- und Kapellenturm zurückbleibt, letzterer somit die entscheidende bauliche Dominante der hochmittelalterlichen Burganlage bildete. Damit folgt diese offenbar noch einem älteren, vor allem im 11. und in der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts üblichen Typus der ‚Ringmaueranlage mit dominantem Torturm'.[761]

Unter den zeitgenössischen Burganlagen Westfalens bildete insbesondere die auch in den Dimensionen gut vergleichbare, bis ins 18. Jahrhundert erhaltene ‚Steinring-Motte' (H: 5,5 m) von Haus Mark bei Hamm/Westfalen eine enge Parallele, entstanden in der Zeit um 1200 als Stammsitz der Grafen von der Mark und gleichfalls ausgestattet mit einem mächtigem Torturm sowie einem Palas.[762]

Durch die genannten Um- und Ausbaumaßnahmen in Rheda zu Ende des 12. Jahrhunderts wurde, wie es in jener Zeit häufiger zu beobachten ist, die zu vermutende ältere Turmhügelburg in eine modernere Ringmaueranlage umgewandelt – auch als Randhausburg bezeichnet, bei der die Bebauung der Kernburg sich (abgesehen von den Turmbauten) an die Innenseite der mächtigen Ringmauer anlehnt.[763] Zwar ist die mittelalterliche Bebauung des Burghofes heute vollständig verschwunden, doch lässt sich die Situation noch indirekt am Nachfolgebau des Renaissanceflügels von 1612 nachvollziehen, der – wie beschrieben – die mittelalterliche Ringmauer als Außenwand mit einbezieht. Anstelle des Renaissanceflügels wie auch des Barocktraktes von 1745–46 befanden sich vermutlich anfänglich verschiedene, wohl vornehmlich aus Holz errichtete

[760] Ebd., S. 80–81 sehen für die erste Bauphase eine deutliche Wehrfunktion, die dann in der zweiten Bauphase von der Wohnfunktion abgelöst worden sei.

[761] S. dazu BILLER, Adelsburg, 1998, S. 127–134, v. a. S. 130–133.

[762] Hinweis auf Haus Mark bei LOBBEDEY, Westfalen, 1999, S. 168 und bei LOBBEDEY, Burgenlandschaft Westfalen, 1999, S. 137; zu Haus Mark s. ebd. und auch PEINE, Adelige Herren, 1997, S. 171 (mit weiterführender Lit.).

[763] S. dazu u. a. MECKSEPER, Mitte 12.–13. Jahrhundert, 1999, S. 90–92; vgl. auch BILLER, Adelsburg, 1998, S. 127–148.

Wirtschaftsgebäude, die die wichtigsten Bereiche in der Hauptburg konzentrierten, so neben dem Marstall insbesondere die Räume, die für den Lebensunterhalt notwendig waren wie die Küche (s.u.), das Back- und das Brauhaus.[764]

Das steinerne Hauptgebäude der Burg mit Saal und Wohnräumen war hingegen auf der Nordseite des Burgplateaus angesiedelt. Zwar sind auch davon oberirdisch keinerlei Reste erhalten geblieben, doch erlauben einige Indizien eine recht sichere Lokalisierung: Hier ist insbesondere das nach dem Tod Graf Adolfs von Bentheim-Tecklenburg († 5. November 1623) ab dem 8. Dezember 1623 erstellte Inventarverzeichnis zu nennen, das die hinterlassenen Besitztümer in Rheda erfasst und dabei auch die Gebäude und Räumlichkeiten des Hochschlosses dem Uhrzeigersinn folgend beschreibt.[765] Demnach befand sich damals, wie Horst Conrad aufzeigen konnte,[766] nördlich des Kapellenturmes im Bereich der heutigen, gärtnerisch gestalteten Freifläche ein größeres dreigeschossiges Gebäude, das – rekonstruiert man den Rundgang der Inventarisatoren – im ersten Obergeschoss den kostbar ausgestatteten „großen saal“ enthielt, darüber im zweiten Obergeschoss das „oberste große, so Ihrer Gräflichen Gnaden gemach“ – das wohl ebenfalls saalartige Wohngemach der Margarethe von Bentheim-Tecklenburg geb. von Nassau-Wiesbaden-Idstein (1589–1660), dazu sechs weitere Räume. Im zuvor, das heißt vor dem Aufsuchen der Kapelle und der Saalbau-Obergeschosse, besichtigten Erdgeschoss befand sich das ‚Grüne Gemach’, die Küche, der Fleischkeller neben der alten Küche sowie Kammer und Stube des Hofmeisters, im Kellergeschoss darunter lagen der Wein- und der Bierkeller.[767]

Nun ist zwar das besagte Inventar gute 400 Jahre nach der Errichtung des mutmaßlichen romanischen Hauptgebäudes der Burg entstanden, doch kann, wie viele Parallelfälle belegen,[768] trotz späterer Umbauten von einer entsprechenden

[764] Vgl. dazu GAUL, Dynastenburgen, 1970, S. 258–260. – Ein später Beleg für die Existenz des Back- und Brauhauses auf der Hauptburg ist das Inventar von 1623/24, in dem es als deren erstes Gebäude erwähnt wird, und der Brand von 1718, der hier seinen Ausgang nahm; s. dazu CONRAD, Baugeschichte, 1989, S. 264, 266.

[765] F.A. Solms, Solms-Braunfels, A 47.18. – Inhaltsangabe bei CONRAD, Baugeschichte, 1989, S. 262–266.

[766] Ebd.

[767] Ebd., S. 264–265, zum ‚Grünen Gemach’ s. auch S. 243, 266. – Die Positionierung der letztgenannten Räume im Keller und Erdgeschoss des Wohngebäudes so nicht bei CONRAD, Baugeschichte, 1989, doch ergibt sich dies fast zwangsläufig: Nach der Besichtigung des Kellers folgte das Erdgeschoss. Dann ging man offenbar zunächst – vielleicht über den 1602–05 angebauten Wendelstein – in die Kapelle, und von dort über die Verbindung auf der Mauerkrone (s.u.) in den Großen Saal und die übrigen Räume in den beiden Obergeschossen des Wohngebäudes.

[768] Verwiesen sei hier nur auf Burg Steinfurt in Westfalen (Abb. 1458) sowie auf die landgräflich-thüringischen Residenzen Runneburg in Weißensee und Neuenburg über Freyburg/Unstrut.

Nutzungskontinuität dieses Gebäudetraktes ausgegangen werden. Dies zeigt sich neben der Küche, die üblicherweise im Untergeschoss des Haupthauses untergebracht war,[769] insbesondere in den beiden großen Sälen, die sogar denjenigen im neuen Renaissanceflügel von 1612 an Reichtum der Ausstattung und damit an Bedeutung übertrafen.[770] Mit einer gewissen Wahrscheinlichkeit kann also davon ausgegangen werden, dass der dreigeschossige Gebäudetrakt nördlich des Torturmes im Kern auf das spätromanische Hauptgebäude der Burg zurückging.[771] Auch dieses dürfte bereits die Funktionen von Saalbau und Wohnbau in sich vereint haben, ein sog. ‚Saalgeschosshaus',[772] und wäre somit als ‚Palas' oder zumindest als ‚palasartiges' Hauptgebäude anzusprechen,[773] das – neben dem Tor- und Kapellenturm – den wichtigsten Repräsentationsbau in dieser Residenz der Edelherren zur Lippe dargestellt haben dürfte. Die beiden wohl auch schon für die spätromanische Zeit anzunehmenden Säle – eventuell Sommer- und Wintersaal – werden in erster Linie für Versammlungen bei Rechtsakten und für Festbankette genutzt worden sein.[774] Die Verwendung des aus der hochrangigen Herrscherarchitektur stammenden Bautyps des ‚Palas' oder ‚Saalgeschosshauses' wurde sicherlich zur Bauzeit als besonders prestigeträchtig empfunden.[775]

Für die Lokalisierung des Hauptgebäudes der Burg nördlich des Tor- und Kapellenturmes spricht nicht zuletzt auch die Position des äußeren und inneren Kapellenportals auf der Nordseite des Turms, das offenbar bewusst ausgerichtet war auf einen direkten Zugang von diesem ‚palasartigen' Wohn- und Repräsentationsbau

[769] S. dazu GAUL, Dynastenburgen, 1970, S. 258–259.

[770] So CONRAD, Baugeschichte, 1989, S. 265–266.

[771] So bereits ebd., S. 266. Conrad bezeichnet es vorsichtig als „palasähnliches Gebäude". – Zur mittelalterlichen Raumaufteilung in einem westfälischen Palas s. GAUL, Dynastenburgen, 1970, S. 254–255.

[772] S. dazu ALBRECHT, Halle – Saalgeschoßhaus – Wohnturm, 1995, S. 496–497.

[773] Der Begriff ‚Palas' ist in der Burgenforschung umstritten. So möchte BILLER, Adelsburg, 1998, S. 148–151 den Begriff ausschließlich auf die Saalbauten von Pfalzen angewendet wissen. Dagegen setzt er den „normale[n] Wohnbau der klassischen Adelsburg" und definiert ihn als „ein mehrräumiges Gebäude mit einem funktional untergeordneten Erdgeschoß und herrschaftlichen Räumen im [...] Obergeschoß" (S. 150). MECKSEPER, Saal, Palas, Kemenate, 1999, S. 265 hingegen schreibt: „Palas bezeichnete ursprünglich den repräsentativen Wohnbau jeder Burg, so auch in der älteren Burgenliteratur, wird heute aber meist nur noch für hochmittelalterliche Saalbauten angewandt". – Es soll hier nicht weiter auf diese Begriffsdiskussion eingegangen werden, daher nur so viel: Will man unbedingt den eingeführten Begriff ‚Palas' aufgrund enger gefasster Definitionen vermeiden, so sollte man für die übrigen ‚repräsentativen Hauptgebäude' von Adelsburgen nicht nur von ‚Wohnbauten' sprechen, da dies zu schwammig erscheint, sondern den präziseren Begriff ‚repräsentativer Saal- und Wohnbau' verwenden.

[774] Zur Raumnutzung von Saalbauten s. MECKSEPER, Saal, Palas, Kemenate, 1999, S. 268–269. Vgl. dazu auch jüngst GROSSMANN, Wohnräume, 2010.

[775] Vgl. dazu ALBRECHT, Halle – Saalgeschoßhaus – Wohnturm, 1995, S. 492–493.

der Burg.[776] Die Erschließung erfolgte vermutlich über den Wehrgang der beide Bauwerke miteinander verbindenden Ringmauer, wie es etwa auch zwischen dem ‚Palas' und der Kapelle (um 1200/20) im östlichen Eckturm der Burg Waldstein in Württemberg der Fall war, wo der Zugang zur Kapelle über die geknickte Schildmauer führte.[777]

Der im Kern wohl noch spätromanische ‚palasartige' Saal- und Wohnbau der Burg wurde letztendlich durch den Schlossbrand am 9./10. August 1718 zerstört, seine verbliebenen Mauern schließlich 1725 abgebrochen und zum Bau von Haus Bosfeld nahe Rheda verwendet.[778] Auf diesen Brand von 1718 dürften auch die auffälligen, durch große Hitzeeinwirkungen hervorgerufenen Abplatzungen an der Nordwand des Tor- und Kapellenturmes zurückzuführen sein, die sich allein auf den östlichen Wandabschnitt beschränken (siehe Kap. D.4.3.1.2.). Dies lässt darauf schließen, dass der mutmaßliche ‚palasartige' Saal- und Wohnbau – auch bedingt durch die Krümmung der Ringmauer – diagonal zum Turm stand und dabei offensichtlich dessen Nordostecke fast berührte. Genauere Angaben zu seiner Lage und zu seinen Ausmaßen werden aber erst nach archäologischen Prospektionen oder Ausgrabungen im Bereich der heutigen Freifläche möglich sein.

Es kann jedoch festgehalten werden, dass mit dem Tor- und Kapellenturm und dem benachbarten ‚Palas' die beiden prestigeträchtigen Hauptrepräsentationsbauten der Burg Rheda auf der dem Zufahrtsweg zugewandten Nordwestseite der Burganlage angesiedelt waren. Sie dürften damit dem Herannahenden eine äußerst beeindruckende, den Machtanspruch der hier residierenden Edelherren zur Lippe zum Ausdruck bringende Silhouette geboten haben! Die enge, ihren Bedeutungsgehalt gegenseitig steigernde Zueinanderordnung von Palas und Kapelle – hier integriert in den Torturm – ist ein im Burgen- und Pfalzenbau der Zeit häufig zu beobachtendes Phänomen, verwiesen sei etwa auf die Anlagen in Nürnberg, Gelnhausen, Wimpfen, Dankwarderode in Braunschweig, Münzenberg, Neuenburg bei Freyburg und Tirol bei Meran, um nur einige zu nennen.[779]

[776] So auch CONRAD, Baugeschichte, 1989, S. 266.

[777] STEVENS, Burgkapellen, 1978, S. 268; STEVENS, Burgkapellen, 2003, S. 187, dazu Abb. 100.

[778] CONRAD, Baugeschichte, 1989, S. 266–267 (mit Quellenbelegen).

[779] Vgl. dazu auch die Ausführungen bei STEVENS, Burgkapellen, 1978, S. 359–362; STEVENS, Burgkapellen, 2003, S. 254–255. Des weiteren auch ZEUNE, Burgen 1996, S. 181–182; BILLER/GROSSMANN, Burg und Schloss, 2002, S. 100.

Die übrigen Wirtschaftsbauten – neben der Schmiede, den Burgmannen- und Gesindewohnungen vor allem der Wirtschaftshof, von dem aus das landwirtschaftlich genutzte Umland im Sinne der Eigenwirtschaft aus bestellt wurde – befanden sich auf der vorgelagerten, rundum von einer eigenen Gräfte umschlossenen Vorburginsel, die zugleich eine zusätzliches Abwehrsystem bildete.[780]

7.2. Das äußere Erscheinungsbild: Bedachung und Außenfassung

Der Tor- und Kapellenturm der Burg Rheda bot zum Zeitpunkt seiner Fertigstellung vermutlich ein noch imposanteres Erscheinungsbild als heute, da er ehemals um eine weitere Etage höher war und dadurch gestreckter wirkte. Möglichweise lag die ursprüngliche Trauflinie etwa bei 32 m Höhe, was genau der doppelten Seitenlänge entspräche und dem Turmkörper äußerst ausgewogene Proportionen verliehen hätte. Es ist anzunehmen, dass die oberste Wehrplattform mit Brustwehr und Zinnenkranz versehen war,[781] jedoch muss offen bleiben, ob das abschließende Zeltdach (unbekannter Deckung) auf dem Zinnenkranz auflag oder, nach innen gerückt, auf der Innenkante des obersten Vollgeschosses, so dass sich dazwischen auf der Mauerkrone ein umlaufender Wehrgang im Freien ergab.[782]

Die Außenwirkung des Turmes in die Landschaft prägten darüber hinaus insbesondere seine Fronten nach Westen, Norden und Süden. Ihr Bruchsteinmauerwerk dürfte mit einer Schlämme oder einem dünnen Bewurf überzogen gewesen sein, welche die Unregelmäßigkeiten der ‚rauhen' Oberfläche durchscheinen ließen und so dem Turm einen ‚wehrhafteren' Eindruck verliehen. Im Unterschied dazu dürfte das Backsteinmauerwerk der Ostseite wie bei der Abteikirche Marienfeld mit einem glatten, homogenen Verputz überzogen gewesen sein, der der Hoffront im Vergleich zu den drei Feldseiten eine ‚elegantere' Erscheinung verliehen haben wird. Über eine ebenfalls anzunehmende Farbfassung, die das Erscheinungsbild des Turmes sicherlich maßgeblich mitbestimmte, können mangels Befunden leider keine Aussagen mehr getroffen werden.[783]

[780] S. dazu GAUL, Dynastenburgen, 1970, S. 261.

[781] Vgl. dazu die Ausführungen bei UHL/ZEUNE, Bergfried, 1999, S. 243.

[782] Nur selten blieben die originalen Turmabschlüsse erhalten, die als Anhaltspunkte dienen könnten, so dass bei Rekonstruktionsvorschlägen von Burganlagen beide nebeneinander verwendeten Varianten auftauchen, vgl. etwa BURGEN IN MITTELEUROPA, 1999, Abb. 48 und 50.

[783] Zu Putz und Farbigkeit im Burgenbau s. MÖLLER, Außengestaltung, 1999 (mit weiterführender Lit.).

Ausgenommen von der farbig getünchten Schlämme bzw. dem Verputz waren jedoch die gequaderte Wandfläche um das westliche Einfahrtstor sowie Architekturglieder wie die Sockelgesimse und die vertikalen Gliederungselemente der plastisch hervortretenden Buckelquaderlisenen. Gleiches gilt für die Fenstereinfassungen – sie waren allesamt seit jeher, wie heute, steinsichtig belassen.

Die Turmfronten machten – wie heute noch – einen weitgehend geschlossenen, abweisenden Eindruck, nur unterbrochen von wenigen Fensteröffnungen, wie sie sich auf der West-, Nord- und Südseite noch weitgehend original erhalten haben. Nur bei der Ostseite bestimmen heute stärker die Kreuzstockfenster aus der Zeit um 1604/05 das Bild mit. An ihrer Stelle sind zu seiten des Altarerkers je zwei kleinere Rundbogenfenster zu ergänzen, deren vermauerte Bögen sich nördlich des Erkers noch erhalten haben. Ob der Altarerker ehedem eine aufwendigere Bedachung, etwa in Form eines Giebels, wie er auf einem allerdings sehr summarischen Ölgemälde des 18. Jahrhunderts (R-BQ 6) erscheint, besaß, muss offen bleiben. Ungeklärt bleiben muss auch die Funktion der bauzeitlichen Türöffnung mit dem Tympanonstein im vierten Turmgeschoss – möglicherweise führte sie schlichtweg auf einen kleinen Austritt, denn Spuren einer außen am Turm in dieser Höhe umlaufenden hölzernen Wehrgangkonstruktion ließen sich nicht nachweisen.

Zum ursprünglichen Erscheinungsbild des Rhedaer Tor- und Kapellenturmes gehören schließlich noch die drei Hakenreihen, die sich zwischen dem ersten und zweiten Obergeschoss, kurz unterhalb des Abbruchs der Buckelquaderlisenen sowie wenig unterhalb der heutigen Traufe jeweils um den gesamten Turmkörper herumziehen. Sie sind bei den unteren beiden Reihen zumeist in das Quaderwerk der Lisenen eingefügt bzw. in den Bruchstein- und Backsteinpartien durch eingelassene Sandsteinquader gesichert (s. Abschnitt D.4.3.1.), während beim obersten Turmgeschoss, das in einer etwas späteren Bauphase weitgehend ohne Sandsteinquader errichtet wurde, eine solche Sicherung unterblieb.

Sinn und Zweck dieser drei Hakenreihen bleiben bisher unklar, da sich nirgends vergleichbare Hakenreihen erhalten haben – bei den meisten an Türmen nachweisbaren Haken handelt es sich um Befestigungsmöglichkeiten für Schlag- und Hochklappläden bzw. Fensterkörbe, die im Verteidigungsfalle zum Schutz und als

Deckung vor den Fenstern angebracht werden konnten,[784] doch stehen die Haken in Rheda in keinem erkennbaren Bezug zu den Fensteröffnungen. Die Verwendung von Quadern als Widerlager für die Eisenhaken, mit deren Hilfe ein Ausbrechen verhindert werden sollte, deutet auf die Absicht, größere Lasten anzuhängen. Dennoch scheint es eher unwahrscheinlich, dass an den drei Hakenreihen temporäre hölzerne Wehrgänge angebracht worden seien – diese wären für die vergleichsweise zierlichen Haken viel zu schwer gewesen, solche Lasten konnten nur von Steinkonsolen aufgenommen werden. Ob die Eisenhaken jedoch eine andere wehrtechnische Funktion erfüllten, muss einstweilen dahingestellt bleiben. Die recht flächendeckende Verteilung in Verbindung mit der schwachen Dimensionierung könnte jedoch dafür sprechen, dass die Haken nur zur Anbringung von verhüllenden Stoffbahnen, etwa für eine Festdekoration, gedacht waren.

Der Tor- und Kapellenturm der Burg Rheda präsentiert(e) sich in seiner Gesamterscheinung als wehrhafter Verteidigungsbau, doch diente er darüber hinaus auch der Herrschaftsdemonstration und der Repräsentation.[785] Im Sinne einer Machtdemonstration sind die ungeheuren Ausmaße des Turmes (Seitenlänge 16 m, urspr. Gesamthöhe ca. 40–50 m), das lediglich geschlämmt zu denkende Bruchsteinmauerwerk, welches offenbar bewusst auf den drei Feldseiten als Verkleidung des Backsteinmauerwerks verwendet wurde, das gequaderte Wandfeld um das westliche Einfahrtstor sowie die mit besonderer Wehrhaftigkeit konnotierten Buckelquader der Lisenen aufzufassen. Letztere verleihen dem Turm zugleich auch ein repräsentatives Erscheinungsbild, zu dem auch die sorgfältige Verarbeitung der Sandsteinquader, etwa an der erwähnten Quaderfläche um das Westtor, zählen, sowie insbesondere die Gestaltung der Hoffront als Schaufassade mit dem zentralen ‚Schmuckelement' des Altarerkers mit seinem auffälligen Rosenfenster.

7.3. Die Tordurchfahrt

Die Tordurchfahrt im Erdgeschoss des Tor- und Kapellenturmes ist in ihrer Substanz fast unverändert erhalten (Abb. 492, 560–571), doch zeigte sie zur Erbauungszeit ein etwas anderes Erscheinungsbild: Insbesondere die Raumverhältnisse dürften noch monumentaler gewirkt haben, da der Boden damals um einiges tiefer lag – am Osttor

[784] S. dazu HERZOG, Haken, 1995.
[785] Vgl. dazu die Ausführungen bei ZEUNE, Burgen, 1996, S. 46–48; ZEUNE, Tor, 1999, S. 235.

um ca. 50 cm, am Westtor sogar um ca. 100 cm. Dies lässt sich an den Torgewänden erschließen, die heute etwa um die genannten Maße im später aufgeschütteten Boden stecken. An der tieferliegenden Kämpferlinie des westlichen Einfahrtstores lässt sich zugleich ablesen, dass dieses deutlich tiefer als das östliche ansetzte und demzufolge der Boden der Tordurchfahrt nicht eben angelegt war, sondern nach Osten, zum Hof hin, anstieg.

Die noch unter der heutigen Kalkschlämme erkennbare rauhe Oberfläche der Wände und insbesondere der Tonnengewölbe, an denen sich noch die Schalungsbretter abzeichnen, deutet darauf hin, dass die Tordurchfahrt zum Zeitpunkt der Erbauung nicht sorgfältig verputzt, sondern nur gekälkt oder mit einer einfachen Kalkschlämme versehen war, wie es noch heute der Fall ist.[786] Lediglich die sauber geglätteten, die repräsentative Gesamterscheinung des Torturmes unterstreichenden Eckverquaderungen an den Toreinfahrtsbögen dürften steinsichtig angelegt gewesen sein.

Die westliche Toreinfahrt als das eigentliche, bei Belagerungen bestürmte Tor der Burg konnte mittels schwerer, vermutlich eisenbeschlagener hölzerner Torflügel sicher verschlossen werden, wovon noch die erhaltenen eisernen Türangeln zeugen. Zur schnellen Sicherung bei einem plötzlichen Überfall gab es darüber hinaus noch ein Fallgatter, das von der Doppeltreppe der Kapelle aus bedient werden konnte, wo sich noch die Aufhängungshaken und der Führungsschlitz im Mauerwerk erhalten haben. An der östlichen Toröffnung der als Kammertor angelegten Toranlage fehlen hingegen solche Eisenhaken, hier gab es somit keine Torflügel, sondern nur ein Fallgatter, dessen Führungsschlitz im Bereich des Torgewändes sich noch fast unverändert bewahrt hat, ebenso die Aufhängungshaken im östlichen Abschnitt des wehrtechnischen Umgangs um die Kapelle. Die der ersten Bauphase des Turms um 1191/95–1200 (siehe Kap. D.4.5.2.) angehörenden Fallgatterführungen gehören zu den ältesten ihrer Art in der Burgenbaukunst, da diese schon in der Antike bekannte wehrtechnische Einrichtung erst wieder in der Zeit um 1200 im Wehrbau eingesetzt wurde.[787]

[786] Die Kalkschlämme ist somit als dem Original entsprechend zu begrüßen, lediglich die aufgemalten Eckverquaderungen an den Toreinfahrtsbögen wirken störend und unpassend, da sie keinerlei Bezug haben zu den real vorhandenen Eckquadern.

[787] S. dazu ZEUNE/UHL, Fallgitter, Zugbrücke, 1999, S. 255.

Der Verzicht auf Torflügel an der östlichen Toröffnung und die Beschränkung auf das Fallgatter sind verteidigungstechnisch überaus sinnvoll, denn so konnten feindliche Krieger, denen es wider Erwarten doch gelungen war, das Haupttor zu erstürmen und die Tordurchfahrt zu erobern, sich nicht hinter den geschlossenen Torflügeln der östlichen Toröffnung verschanzen, sondern konnten – eingesperrt in der als Kammertor angelegten Durchfahrt – von der Burgbesatzung von außen durch die Maschen des herabgelassenen Fallgatters noch wirkungsvoll bekämpft werden. Eine zusätzliche Bekämpfung war durch die Verbindungsöffnung zum Kapellenraum im westlichen Gewölbeabschnitt der Tordurchfahrt möglich (s.u. Kap. D.7.4.5.4.).

7.4. Der Kapelleninnenraum

Das Innere der Kapelle ist in seiner morphologischen Struktur und seinen baulichen Details weitgehend unverändert erhalten (Abb. 475–479, 492), lediglich um 1604/05 haben verschiedene Veränderungen stattgefunden, insbesondere an der unteren Altarnische (s.u.). Hinzu kommen noch der Bogendurchbruch zum Umgang auf der Südseite des Westjochs, wo die Wand geschlossen zu denken ist, sowie die Umgestaltungen an den östlichen Apsisnischen der Emporen, die mit einem Türdurchbruch (im Norden) bzw. einem Kreuzstockfenster (im Süden) versehen wurden. Hier sind jeweils kleine Rundbogenfenster im Apsisscheitel zu ergänzen, von denen sich bei der nördlichen Apsisnische die Bogenmauerung über dem Türdurchbruch noch erhalten hat.

Neben der architektonischen Hülle prägten jedoch auch weitere Ausgestaltungen wie die Innenraumfassung, die Verglasung der Fenster, der Fußbodenbelag, die Altäre und ihre Ausstattung sowie der Herrschaftssitz, darüber hinaus auch wehrtechnische Einrichtungen das Erscheinungsbild der Kapelle. Die Gesamterscheinung des Kapelleninnenraumes zum Zeitpunkt seiner Fertigstellung soll anhand von Befunden, Indizien und Vergleichen hier im folgenden annäherungsweise rekonstruiert werden.

7.4.1. Die untere Altarnische

Die Altarnische in der inneren Ostwand des Kapellenuntergeschosses hat beim Umbau 1602/05 durchgreifende Veränderungen erfahren. So wurde damals der

Altarstipes entfernt und die Nischenrückwand als Durchlass zum Umgang durchbrochen und mit einem Korbbogenabschluss versehen. Anhand der erhaltenen Architekturglieder (siehe Kap. D.4.3.2.5.) sowie durch Analogieschlüsse kann der ursprüngliche Zustand wie folgt rekonstruiert werden: Bestimmend war (und ist) eine flache, 17 cm in die innere Ostwand eingetiefte Nische, deren Gewände und Bogenlauf fast unverändert erhalten sind. Ihre vormals geschlossene Rückwand dürfte ehedem ein Kreisfenster (Okulus) oder ein kleines Rundbogenfenster enthalten haben, welches das durch die Fensteröffnung der äußeren Ostwand hereinströmende, mit Christus metaphorisch gleichgesetzte morgendliche Ostlicht bis an den unteren Altar heranführte – zum Vergleich sei etwa auf die Okulusfenster in den Scheitelnischen der Apsiden des Domes zu Speyer (E. 11. Jahrhundert), von St. Cäcilien in Köln (um 1130/50) und St. Peter in Sinzig (um 1200/30) verwiesen. Den darunter plazierten Altarstipes mit der monolithen Mensaplatte hat man sich direkt an die Ostwand der Nische herangerückt vorzustellen.

Seitlich der Flachnische haben sich zudem die aufgesockelten Basen von Säulen erhalten, die – nach Ausweis der Basenoberseiten – als Vollsäulen die flache Rundbogenblende rahmten. Auf einer lavierten Federzeichnung mit einer Innenansicht der Kapelle von Franz Josef Brand aus dem Jahre 1841 (R-BQ 12; Abb. 506) ist nun die südliche der beiden heute vollständig verschwundenen Säulen wiedergegeben. Brand gibt sie als schlanke, bis zum Ansatz der Ostempore reichende Säule an, die zudem etwas unter der halben Höhe gewirtelt ist. Überprüft man jedoch die Zeichnung Brands mit den Befunden vor Ort (s.u.), so erweist sie sich nicht als Wiedergabe eines damaligen Ist-Zustandes, sondern als ‚freie Rekonstruktion' des Zeichners, der sich auch bei der Darstellung der Ostrosette, des mittleren östlichen Umgangsfensters sowie der Gewölbezier einige Freiheiten erlaubt hat.[788]

Bei einer genauen Untersuchung der Nischengliederungen (siehe Kap. D.4.3.2.5.) zeigten sich an den jeweils obersten, ungewöhnlicherweise aus Baumberger Sandstein gefertigten Quadern der Nischengewände deutliche Abarbeitungsspuren von Kapitellen; die noch nischenseitig als Anschnitt erhaltenen Halbrundprofile der flachen Steinlage darüber (ebenfalls aus Baumberger Sandstein) belegen zweifelfrei

[788] Möglicherweise regte diese Rekonstruktion Mitte des 19. Jahrhunderts die Herstellung einer hölzernen Rahmung des Durchgangs an, bestehend aus je zwei übereinander gestellten dorischen Säulchen, die auf den romanischen Säulenbasen fußten. Vgl. die historische Abb. bei LUDORFF, Kreis Wiedenbrück, 1901, Taf. 28,1.

einen abschließenden Wulstkämpfer. Aus diesem Befund kann man fein bearbeitete (Zier-) Kapitelle aus Baumberger Sandstein samt abschließenden Wulstkämpfern erschließen, ebenso die im Verhältnis von Durchmesser (ca. 14 cm) zur Schafthöhe (ca. 126 cm) recht schlanken Proportionen der Säulen.

Welche Funktion die beiden Säulen ehedem hatten, kann nur vermutet werden. Möglicherweise waren sie Teil eines Altarziboriums zur Auszeichnung der unteren Altarstelle. Derartige Altarziborien in Form von Nischenrahmungen, die wohl auf das prominente Vorbild der Querhausaltäre (um 1100) im Speyerer Dom zurückzuführen sind, haben sich in den mutmaßlich von Mitgliedern derselben Bauhütte errichteten Kirchenbauten in Langenhorst, Lippstadt (Große Marienkirche) und Herford erhalten (siehe Kap. C.10.4.1.1.2.; C.10.4.1.3.2.; C.10.4.1.3.3.3.).[789] In Lippstadt blieb infolge späterer Umbauten nur der südliche Ansatz des Ziboriums erhalten – hier gab es sogar zusätzlich zu den äußeren Rahmungssäulen noch eingestellte Eckdienste im Nischengewände. In Langenhorst (Abb. 871) und Herford (Abb. 1035) blieben die – nur von einem Säulenpaar gerahmten – Altarziborien in ihrer Substanz hingegen weitgehend erhalten.[790] Dort tragen die gestreckten, ebenfalls hochaufgesockelten Vollsäulen jeweils einen gemauerten Bogen, dessen überfangendes, vortretendes Wandfeld in Langenhorst waagerecht von einem Gesims abgeschlossen wird, während das Ziborium in Herford als Ädikula mit relativ flachen Giebelschrägen ausgebildet ist.

Ein solcher steinerner, mit einem Horizontal- oder Giebelabschluss versehener Bogen ist jedoch für die Rhedaer Altarrahmung auszuschließen, da sich oberhalb des Nischenbogens keine direkten Abarbeitungsspuren eines Überfangbogens ausmachen lassen – auffällig ist jedoch, dass die ansonsten noch umfangreich erhaltenen Reste des originalen Wandputzes der Ostwand nur bis ca. 16–18 cm an die Bogensteine heranreichen und dann eine Störzone folgt, die heute weitgehend neu verputzt ist. Denkbar wäre somit, dass auf den beiden Säulen ein hölzerner Begleitbogen in der Breite der Störzone, die genau der Kapitellbreite entspricht (!), oder sogar eine umfangreichere Bogenkonstruktion aufgeruht hat, die freilich aufgrund ihres

[789] S. dazu LOBBEDEY, Westfalen, 1999, S. 161 (Langenhorst), 356 (Herford), 454 (Lippstadt); DORN, Herford, 2006, S. 99 (Herford), 126, dazu Abb. 172 (Lippstadt).

[790] Dasjenige im nördlichen Querhaus in Langenhorst stellt wohl eine Wiederherstellung des 19. Jahrhunderts dar.

Materials keine weiteren direkten Spuren hinterlassen hat. Nur etwas seitlich der Säulenachsen finden sich auf dem originalen Putz noch Fragmente von senkrechten roten Streifen, insbesondere auf der Nordseite – möglicherweise dienten sie als seitliche Begleitstreifen der Bogenkonstruktion, doch ist ihre Zeitstellung nicht gesichert. Ein solches hölzernes Altarziborium könnte wie in Langenhorst und Herford zweisäulig, womöglich aber sogar viersäulig angelegt gewesen sein und so den Altar mit einem regelrechten Baldachinaufbau überfangen haben.[791] – Aber auch simplere Funktionen wie etwa für die Aufstellung von Altarschmuck (Skulpturen, Leuchter etc.) oder als Auflager für die Halterungskonstruktion von Altarvelen wären denkbar.

7.4.2. Die Innenraumfassung

Im Kapelleninneren haben sich noch umfangreiche Bereiche des originalen Verputzes erhalten, der sich im natürlichen Putzton präsentiert: Ein Feinputz, der sich durch eine große handwerkliche Präzision und eine äußerst glatte, leicht glänzende Oberfläche auszeichnet, erzeugt durch eine besondere Verdichtung und Glättung mittels eines Holzes oder Eisens. Leider konnte bei den 1963 vorgenommenen Freilegungsproben darauf kein umfangreiches Fassungssystem aus der Bauzeit aufgedeckt werden.[792] Franz Mühlen schreibt dazu: „Die Wand- und Gewölbeuntersuchungen bis auf die weitgehend erhaltene Putzhaut ließ[en] keine ursprüngliche Bemalung an Wänden, Gewölben und Architekturgliedern erkennen“.[793] Die beiden aus Sandsteinquadern gefügten Hauptpfeiler scheinen zudem seit jeher steinsichtig angelegt gewesen zu sein, ebenso der Unterzug des Gurtbogens und vermutlich auch die Kapitelle.

7.4.2.1. Die Gewölbefassung

An den Gewölbeflächen hat sich so gut wie kein bauzeitlicher Verputz erhalten, da die Gewölbe offensichtlich über einen längeren Zeitraum Nässe und Frost ausgesetzt waren,[794] vermutlich nach dem Brand am 9. August 1718 bis zur Aufrichtung und

[791] Verwiesen sei zum Vergleich etwa auf den nur fragmentarisch erhaltenen Baldachin (um 1230) des Hauptaltares im Limburger Dom, s. dazu KLOFT, Limburg, 2004, S. 61–62, dazu Abb. 136, 140.

[792] Die Freilegungen erfolgten am 19. Juni 1963 durch die Restaurierungsfirma Ochsenfarth/Paderborn. S. dazu den ‚Bericht über die Untersuchungen am 19.6.1963’ von Amtsrestaurator K. Schmidt vom 27.6.1963 in WAfD, Altakte Rheda.

[793] MÜHLEN, Kapellenturm, 1968, S. 66.

[794] Ebd., S. 64/66.

Eindeckung des neuen Dachstuhles Ende August 1724 (siehe Kap. D.4.1., D.4.3.2.8.). Befunde einer bauzeitlichen Fassung der Gewölbe sind daher nicht mehr zu erwarten, wobei gerade dort – wenn überhaupt – umfangreichere Gestaltungen zu erwarten wären: „Farbige Akzente sind aber nach allen Erwartungen vor allem im Gewölbe vorauszusetzen“.[795]

Denkbar wären geometrische Gliederungen und Ornamente, etwa in Form eines gemalten Rippenringes rund um die plastischen Scheitelrippen, wie etwa im Paderborner Dom im zweiten Langhausjoch von Osten (Abb. 1041). Möchte man überhaupt zusätzliche figürliche Darstellungen annehmen, so könnte etwa für das östlichen Gewölbejoch über dem Altarraum, wohl auf der östlichen Gewölbekappe, eine Darstellung der Majestas Domini als Verweis auf das Jüngste Gericht gemutmaßt werden, die zum ‚Standardrepertoire’ von Ausmalungsprogrammen gehörte.[796]

7.4.2.2. Die Wandfassung

Ein über die reine, geglättete Putzhaut hinausgehende Gestaltung der Wandbereiche fand sich bei den Restaurierungsarbeiten nur im Bereich der Eckverquaderungen der Laibungen am inneren Nordportal (kapellenseitig) und an einigen Fenstern, vor allem am Südwestfenster des Umganges,[797] wobei der Befund dort heute vor Ort nicht mehr nachvollziehbar ist – möglicherweise war er nur noch fragmentarisch erhalten und wurde überstrichen.

Der sehr gut erhaltene Befund an den kapellenseitigen Laibungen des inneren Nordportals lässt noch unverfälscht das wieder aufgedeckte Fassungssystem erkennen: Die auf Sicht angelegten Steine der Eckverquaderung wurden frei gelassen,[798] ihre Fugen jedoch – wie das angrenzende Mauerwerk – überputzt, wobei schmale, die Quaderkanten überlappende Stege entstanden. Zur Betonung und

[795] LOBBEDEY, Westfalen, 1999, S. 173.

[796] Als unmittelbarer Vergleich bzgl. der Flächenaufteilung sei hier auf die nur wenig jüngere Ausmalung im Chorgewölbe der St. Johanniskirche (Mitte 13. Jahrhundert) im nahen Halle/Westfalen verwiesen, wo auf der östlichen Gewölbekappe der thronende Christus in der Mandorla, eingefasst von den Evangelistensymbolen des Markus und Lukas (die beiden anderen fehlen), dargestellt ist; s. dazu HEMPELMANN, Halle, 1996, S. 8, dazu Abb. S. 9 [HEMPELMANN, Halle, 2018 , S. 10–11, dazu Abb. S. 11].

[797] MÜHLEN, Kapellenturm, 1968, S. 66, dazu Abb. 54. Vgl. auch LOBBEDEY, Westfalen, 1999, S. 173–174.

[798] MÜHLEN, Kapellenturm, 1968, S. 66 betont zurecht: „Die Annahme, daß die Schlemme auf den Quadern längst abgefallen sei, während sie auf dem verputzten Backstein besser gehalten hätte, ist vom Befund her ausgeschlossen. Denn die ausgesparten Kanten der Quadern sind noch durch einen weißen, auf den Rand des Putzes aufgesetzten Pinselstrich eigens betont.“ – Vgl. auch DENKMALPFLEGEBERICHT 1968, S. 426.

Absetzung der Quader wurde auf die Putzkanten einschließlich der Fugenstege eine weiße Fugenmalerei aufgetragen, die sich subtil von dem eierschalenfarbenen Putz abhebt. Diese Fugenmalerei setzt sich darüber hinaus auch auf den anschließenden Putzpartien der Laibungen fort, wobei die Horizontalfugen der Eckquader bis zu den Portalpfosten durchgeführt werden,[799] während man offenbar auf Vertikalfugen weitgehend verzichtet hat, da sich nur eine solche nachweisen lässt.[800]

An der dem Innenraum zugewandten Seite der Eckverquaderung wird zwar das System der Fugenstege und der weißen Umrandung der Sichtflächen fortgeführt, jedoch nicht die Fortsetzung der Horizontalfugen auf den anschließenden Putzflächen. Zudem wurde der oberste Eckquader des westlichen Gewändes dort an der Oberkante 4 cm stärker überputzt als auf der Gewändeseite, am östlichen Gewände wurde hier der oberste Eckquader sogar vollständig überputzt.

Da die weiße Fugenmalerei unmittelbar auf dem bauzeitlichen Erstverputz aufliegt, ist anzunehmen, dass es sich um Teile des ursprünglichen Fassungssystems des Kapelleninnenraumes handelt.[801] Ungewöhnlich ist dabei das bewusste Zusammenspiel der Putzpartien mit den freiliegenden Sandsteinquadern, deren Formen sie nachzeichnen und akzentuieren. Uwe Lobbedey betont in diesem Zusammenhang: „Es war eine in die Zukunft weisende Manier, den Stein unverputzt zu zeigen, und sie ist offenbar durch auswärtige Handwerker nach Rheda übertragen worden“.[802]

7.4.2.3. Analyse der Innenraumfassung

Die Gesamterscheinung des Kapelleninnenraumes wurde nach seiner Fertigstellung – wie heute – neben den freiliegenden Sandsteingliederungen offenbar maßgeblich von dem qualitätvollen, sorgfältig geglätteten Verputz bestimmt, der in seinem natürlichen Farbton stehen gelassen wurde. Eine zusätzliche Gliederung der Putzflächen ließ sich (außer am Südwestfenster des Umganges) nur an den inneren

[799] Dieses System wird nur im Bereich der Öffnung für den Balkenkanal und sein Pendant unterbrochen, wo jeweils ein Sandsteinquader als Widerlager für den Balken eingefügt ist, darüber hinaus auch im Bereich der beiden Pfostensteine, die ins Gewände ausklinken, wobei beim dritten Gewändequader der Ostseite der obere Teil z. T. überputzt wurde, um die dort gelegene Horizontalfuge fortführen zu können!

[800] Am östlichen Gewände zwischen der dritten und vierten Horizontalfuge von unten.

[801] Auch MÜHLEN, Kapellenturm, 1968, S. 66 nimmt an, dass es sich um „einen mittelalterlichen, wohl ursprünglichen Befund“ handelt, ebenso LOBBEDEY, Westfalen, 1999, S. 173–174.

[802] LOBBEDEY, Westfalen, 1999, S. 173–174.

Laibungen des Nordportals feststellen, wo das System der Quaderfugen durch eine weiße Fugenmalerei betont und fortgeführt wurde. An den übrigen Wandflächen fand sich eine solche Fugenmalerei jedoch nicht. Lässt man eine aufwendigere Gewölbebemalung außer acht, über die nur Mutmaßungen angestellt werden können (s.o.), so erweist sich die überlieferte Innenraumfassung der Rhedaer Burgkapelle als äußerst schlicht. Dies könnte unmittelbar auf die ausführende, von zisterziensischer Askese beeinflusste Bauhütte aus Marienfeld zurückzuführen sein, von wo sicherlich die (dort erstmals in Westfalen nachweisbare)[803] Idee der steinsichtig belassenen Hauptpfeiler übernommen wurde. Eine solche Übernahme zisterziensischer Gepflogenheiten[804] erscheint jedoch bei dem sonst deutlich erkennbaren Repräsentationsanspruch dieser ambitionierten hochadeligen Burgkapelle ungewöhnlich, so dass es eher wahrscheinlich ist, dass aufgrund der beschleunigten Fertigstellung der Kapelle, die allenthalben zu beobachten ist, auf eine aufwendige Ausmalung verzichtet wurde, es sich also um eine schlichte, den Bau nur zurückhaltend gliedernde Erstfassung handelte. Auch später ist dann aber offenbar eine anspruchsvolle farbige Ausmalung des Raumes unterblieben.

Eine in wesentlichen Punkten gut vergleichbare Erstfassung konnte 1998 in der St. Georgskirche in Badbergen im Landkreis Osnabrück aufgedeckt werden.[805] Im Kirchenschiff, das wohl gegen die Mitte des 13. Jahrhunderts als Stiftskirche für ein hier 1235 gegründetes Chorherrenstift gedient hat, konnte als erste Raumfassung ein – ähnlich Rheda – stark verdichteter und geglätteter Putz von ockerrötlicher Farbe festgestellt werden. An den plastischen Gliederungselementen der Wände und Gewölbe sowie – auch hierin Rheda gut vergleichbar – in den Fenstergewänden fand sich eine Fugenmalerei mit weißen Fugenstrichen, die hier noch durch schwarze Begleitstriche ergänzt wurden.

Dieses zeitnahe Vergleichsbeispiel belegt, dass es sich bei der Rhedaer Erstfassung mit ihrer qualitätvollen Oberflächenbehandlung des im Naturton belassenen Verputzes und der zurückhaltenden Gliederung der Portal- und Fensternischen

[803] CLAUSSEN, Farbigkeit, 1978, S. 61.

[804] Verwiesen sei etwa auf die vergleichbare Erstfassung im Herrenrefektorium der Zisterzienserabtei Schönau bei Heidelberg: „Zur Erbauungszeit beließ man [...] die Werksteinglieder unbehandelt, versah aber die Wände mit durch Sandbeimengung rot gefärbten Putz, der durch Glättung mit einem Eisen eine leicht glänzende Oberfläche erhielt“, so KAISER, Schönau, 2000, S. 15.

[805] S. dazu HAMMER, Materie und Zeichen, 2001, S. 351–352; KÖNIGSFELD, Farbigkeit, 2001, S. 84. – Zur Kirche selbst s. DEHIO, Bremen/Niedersachsen, 1992, S. 177–178.

mittels weißer Fugenmalerei „um eine gültige Architekturfassung handelt“.[806] Eine derartige Fassung war offenbar als schlichte, aber wirkungsvolle, dabei nicht zu zeitaufwendige Erstfassung bei der baulichen Fertigstellung des Kirchenraumes im Hinblick auf die bevorstehende Weihe üblich und konnte dann nachfolgend durch eine aufwendigere Ausmalung ersetzt werden, wie es auch in Badbergen der Fall war.

7.4.3. Die Verglasung der Fenster

Über die Beschaffenheit der Fensterverglasung der Rhedaer Burgkapelle können mangels erhaltener Relikte keine konkreten Aussagen mehr getroffen werden. Es ist jedoch durchaus anzunehmen, dass es sich – im Unterschied zu der von den zisterziensischen Ordensvorschriften geprägten mutmaßlichen Grisailleverglasung in Marienfeld (siehe Kap. C.8.8.2.) – zumindest partiell, etwa in den Rosetten, um eine figürlich ausgestaltete Farbverglasung gehandelt hat.

Ob eine mittels Zirkelschlag erstellte geometrische Ritzzeichnung, die im Zuge der Restaurierung 1963–65 im bauzeitlichen Wandputz der Südempore aufgedeckt werden konnte, als bauzeitlicher ‚Entwurf’ für eine ornamentale Fensterverglasung zu interpretieren ist oder nur als ‚Fingerübung’ eines Baumeisters, muss ebenso offen bleiben wie ihre genaue Zeitstellung. Zumindest diente sie als Anregung für die heutige Neuverglasung der beiden Rosenfenster (siehe Kap. D.4.2.).[807]

7.4.4. Der Fußbodenbelag

Der Fußboden des Westjoches der Kapelle bestand aus einem einfachen Backstein-Pflaster, von dem Teile vor der Stufenanlage zum Ostjoch bei der Restaurierung 1963–65 beim Absenken des Bodens auf das ursprüngliche Niveau aufgedeckt und wiederverwendet werden konnten (Abb. 490) – sie dienten zugleich als Muster für den damals ergänzten Bodenbelag.[808] Die Backsteine, die im Format denen der Mauersubstanz entsprechen, sind in dem genannten Bereich und rund um die Verbindungsöffnung zur Tordurchfahrt zumeist quer zur Ost-West-Achse verlegt, nur einige Steine rund um die Bodenöffnung sind längsverlegt, doch dürfte dies erst auf

[806] KÖNIGSFELD, Farbigkeit, 2001, S. 84, bezogen auf die Erstfassung in Badbergen.
[807] MÜHLEN, Kapellenturm, 1968, S. 74.
[808] MÜHLEN, Kapellenturm, 1968, S. 72. Vgl. auch DENKMALPFLEGEBERICHT 1968, S. 426 und ZELLNER, Schloßkapelle, 1965, S. 19.

die Restaurierung von 1963–65 zurückgehen.[809] Die Backsteine vor der Stufenanlage zeigen keinen besonderen Versatz, nur die Fugen sind leicht, aber unregelmäßig verschoben – beim neuen Ziegelfußboden hat man dann darauf geachtet, dass die Trennfugen in der folgenden Reihe jeweils um einen halben Stein verschoben angeordnet sind, so dass sich ein einfaches Muster ergibt. Ob dies auf einen entsprechenden Befund zurückgeht, bleibt unklar. Weitergehende geometrische Gestaltungen ließen sich aber offenbar nicht beobachten.

Original erhalten ist zudem noch die dreistufige Treppenanlage, die zwischen die beiden Hauptpfeiler gespannt ist und zwischen dem tiefer gelegenen Niveau des Westjochs und dem erhöhten Ostjoch vermittelt. Es handelt sich dabei um sauber behauene, präzise verlegte Sandsteinquader (siehe Kap. D.4.3.2.6.).

Über den Fußbodenbelag des Ostjoches können hingegen mangels Befunden keine Aussagen mehr getroffen werden – möglicherweise war er, wie etwa in Marienfeld, zur Auszeichnung des Altarraumes durch Mehrfarbigkeit und geometrische Muster aufwendiger ausgestaltet.

Auf den Emporen schließlich fand man bei den Restaurierungsarbeiten 1963–65 „einen zeitlich nicht näher zu bestimmenden Kalkestrich“,[810] der damals durch die auch hier übernommene Backstein-Pflasterung abgelöst wurde. Es ist durchaus möglich, dass die Emporenböden von Anfang an mit einem einfachen, aber feinen Kalkestrich versehen waren, da hier auf einen robusten Bodenbelag wie im Westjoch der Unterkapelle verzichtet werden konnte.

7.4.5. Die Nutzung des Kapellenraumes

Entscheidend für die ursprüngliche sakrale Nutzung des Kapellenraumes ist die Position der Altarstellen innerhalb des Raumgefüges, hinzu kommt die Frage nach der Plazierung der Gottesdienstbesucher, speziell der Lokalisierung des ‚Herrschersitzes’ für den Burgherrn, für den ja in erster Linie die Messe zelebriert wurde. Zur liturgischen Nutzung traten aber auch noch profane Nutzungsaspekte hinzu, insbesondere wehrtechnische Funktionen, die ebenfalls entscheidenden Einfluss auf die Morphologie der Rhedaer Burgkapelle hatten.

[809] Eine Fotodokumentation der Befundsituation bei der Aufdeckung liegt leider nicht vor.
[810] Ebd.

7.4.5.1. Die liturgisch-räumliche Gliederung durch Altäre etc.

Trotz der Beseitigung der gesamten vorreformatorischen Ausstattung der Kapelle spätestens bei der Umwandlung in eine calvinistisch-reformierte Schlosskapelle unter Graf Arnold IV. lassen sich aufgrund der baulichen Situation, insbesondere durch die erhaltenen Piscinen, zwei Altarstellen im Kapellenraum sicher erschließen: Ein Altar befand sich im Ostjoch des Kapellenuntergeschosses vor der inneren Ostwand, hervorgehoben durch eine flache, ehedem von schlanken Säulchen gerahmte Rundbogennische (s.o. Kap. C.7.4.1.; Abb. 573), ihm südlich zugeordnet eine kleine Piscina (Abb. 619). Der zweite Altar hatte seinen Standort im Kapellenobergeschoss in der großen Spitzbogennische der Ostwand, zugänglich über die vorgelagerte Ostempore und ausgezeichnet durch die flankierenden Dreisäulenbündel und die große Sechspassrosette, unter der noch vage Spuren eines Altarstipes auszumachen sind (Abb. 613). Auch hier bezeugt die Piscina-Nische auf der Südseite (Abb. 621) die liturgische Nutzung des Altares.

Zwei weitere Altarstellen waren möglicherweise für die Ostenden der Emporenseitenschiffe vorgesehen, die jeweils mit einer Apsisnische versehen sind (Abb. 486, 487). Die architektonische Form lässt auf die beabsichtigte Plazierung von zwei Nebenaltären schließen,[811] ob dies allerdings jemals passiert ist, ist nicht mehr zu belegen, bauarchäologisch ließen sich infolge der späteren Umbauten in diesem Bereich keine Reste von Altarstipites nachweisen.

Leider sind aufgrund des Verlustes fast sämtlicher bauzeitlicher und vorreformatorischer Quellen (vgl. Kap. C.4.5.1.) die Weihetitel der beiden baulich sicher nachweisbaren Altäre in der katholischen Zeit nicht überliefert. Nur indirekt kann – wie bereits im Kapitel zum Patrozinium der Kapelle dargelegt (Kap. C.1.4.) – ein ‚Romanus-Patrozinium' eines der Altäre erschlossen werden.[812] Das zweite

[811] So bereits – übrigens als einziger – SCHMIDT, Burgcapelle, 1900, S. 84: „Im oberen Geschosse befinden sich ausser der Haupt-Altarnische [...] noch zwei kleinere, seitliche Altarnischen. Der obere Capellenraum ist daher als der vornehmere aufzufassen, [...]". – Auch der Bau- und Liturgiehistoriker Dr. Clemens Kosch, Paderborn, hält die Aufstellung von Seitenaltären in den Apsisnischen für durchaus wahrscheinlich, eine kostenträchtige Dotierung dieser Altäre mit der Einrichtung von Vikarstellen, die als Argument gegen ihr Vorhandensein angeführt wird, sei keineswegs notwendig. – Clemens Kosch sei herzlich für diese anregende Diskussion gedankt.

[812] Ausführlicher dazu s. Kap. C.1.4., hier sei nur auf FLASKAMP, Kirchengeschichte, 1957, S. 382–383, dazu Anm. 179 (mit Verweis auf eine Belehnung der Romanusvikarie an den Rhedaer Freigrafen [Richter] Johannes Huneke durch Graf Everwin von Bentheim 1559) und CONRAD, Baugeschichte, 1989, S. 257, Anm. 71 (mit entsprechendem Quellennachweis) verwiesen.

Altarpatrozinium ist hingegen aus den Quellen nicht mehr zu eruieren, es ist offenbar im Zuge der Reformation völlig in Vergessenheit geraten.[813]

Das erschließbare Romanus-Patrozinium eines der beiden Kapellenaltäre ist mit einiger Wahrscheinlichkeit mit dem des hl. 'Romanus milites' (Festtag 9. August), einem römischen Soldatenheiligen, zu identifizieren (siehe Kap. C.1.4.). Eine Zuordnung des Romanus-Patroziniums zu einer der beiden sicher nachweisbaren Altarstellen ist hingegen leider nicht möglich und damit auch nicht die Beantwortung der Frage, ob er nun der Patron des Hauptaltares gewesen ist oder nicht. Ebensowenig können Aussagen über das Vorhandensein von (apotropäischen) Reliquien oder gar über einen besonderen Reliquienkult gemacht werden.[814]

Als Hauptaltar ist aber zweifellos der Altar im Kapellenuntergeschoss anzusprechen, das als ‚*capella publica*' diente und deswegen die wichtigere Altarstelle aufnahm.[815] Auch in der (1137 geweihten) St. Gotthard-Kapelle des Mainzer Domes (Abb. 1441), ehemals Pfalzkapelle des Mainzer Erzbischofs, war das Obergeschoss durch drei Altarstellen ausgezeichnet, den Hauptaltar bildete jedoch der einzelne Altar im Untergeschoss.[816]

Vor diesem schlechten Überlieferungshintergrund muss das erschließbare Bild von der liturgisch-räumlichen, darüber hinaus auch ikonologischen Gliederung des Rhedaer Kapellenraumes durch verschiedene Altarpositionen und deren spezifische Patrone leider höchst fragmentarisch bleiben.

Deutlich ablesbar bleibt jedoch die räumliche Anordnung der liturgischen Notwendigkeiten: Von den Piscina-Nischen neben den Altarstellen (für die *oblatio*, das heißt zum Ausgießen des Wassers nach der dreimaligen Reinigung der Vasa Sacra) war bereits die Rede, hinzu kommt im Untergeschoss des Ostjoches (Abb. 483) ein Bereich mit Sakristeifunktionen wie den Wandschränken in der inneren Südwand zur Verwahrung der liturgischen Gefäße und Handschriften sowie insbesondere das Ausgussbecken in der Fensternische der inneren Ostwand, das als

[813] S. Anm. 68.

[814] Vgl. dazu ARENS, Pfalz- und Burgkapellen, 1976, S. 201, 203; THON/RUDERSDORF, Burgkapelle, 1999, S. 164 (mit weiterer Lit.).

[815] Vgl. die Ausführungen von BANDMANN, Doppelkapelle, 1958, Sp. 205–205; BANDMANN, Altaranordnung, 1962; ARENS, Pfalz- und Burgkapellen, 1976, S. 200; SCHMITT, Neuenburg, 1995, S. 76; HAAS, Oben und Unten, 1999, S. 73.

[816] WINTERFELD, Gotthard-Kapelle, 1997, S. 19. Vgl. auch KOSCH, Mainz, Worms, Speyer, 2011, S. 16–18.

Lavabo und Sacrarium anzusprechen ist – für die zweifache Handwaschung des Priesters sowie als ‚heiliger Ausguss' für unbrauchbar gewordene, geweihte Flüssigkeiten oder rituell zu verbrennende Gegenstände.[817] Weitere Wandschränke existieren in der Westwand der beiden niedrigen Gewölbejoche nördlich des Altarraumes. Diese könnten eventuell auch zur Verwahrung von wichtigen Archivalien wie Privilegien und Verträgen an sicherem Ort gedient haben.[818]

In liturgischem Zusammenhang steht sicherlich auch die Treppe in der Mauerstärke der inneren Südwand (Abb. 483): Sie diente vermutlich dazu, dem am unteren Altar zelebrierenden Priester einen eigenen und dazu bequemen Zugang zum Obergeschoss – und umgekehrt – zu ermöglichen, um den dort versammelten Gläubigen die Kommunion auszuteilen.[819] Einem vergleichbaren Zweck dürfte die in der Mauerstärke verlaufende Treppe in der Südwestecke des Südquerhauses der ehemaligen Augustinerinnenkirche in Langenhorst (Kap. C.10.2.1.1.2.) gedient haben (Abb. 856): Hier wird sie der Priester benutzt haben, um den auf der Damenempore versammelten und an die Klausur gebundenen Stiftsdamen die Kommunion zu bringen.[820]

Hinzu kam schließlich noch die liturgisch-künstlerische Ausstattung der Kapelle mit Sakralgerät wie Kelchen und Patenen, Messbüchern und womöglich Reliquiaren, des weiteren einer die zentralen Heilsbotschaften darstellenden Verglasung und Deckenmalerei – mit einer mutmaßlichen Majestas Domini im Gewölbe des Ostjochs – sowie Andachtsbildern der Kapellenpatrone und der (von den Edelherren zur Lippe besonders verehrten) Muttergottes, doch blieb von alledem nichts erhalten. Lediglich die beiden quadratischen Aussparungen in der letzten Quaderlage der östlichen Pfeilervorlagen der beiden Hauptpfeiler (siehe Kap. D.4.3.2.4.; Abb. 605,

[817] Vgl. KROESEN, liturgische Piscina, 2010, S. 238–239, 247–250.

[818] Vgl. dazu die Ausführungen bei KERBER, Rechtsvorgänge, 1995, S. 42.

[819] MÜHLEN, Kapellenturm, 1968, S. 70 und – ihm folgend – STEVENS, Burgkapellen, 1978, S. 182, STEVENS, Burgkapellen, 2003, S. 133 sehen in der Treppe eine Vorgängerin der westlichen Doppeltreppe, infolge deren Anlage sie dann aufgegeben worden sei, doch lässt sich diese Annahme baugeschichtlich nicht bestätigen. – MÜHLEN, Rheda, 1979, S. 7 betont dann stärker ihren liturgischen Charakter: „Die aufgefundene Treppe stellte die unmittelbare Verbindung vom Chorraum mit dem unteren Altar zum Altarbereich auf der Empore her". Noch deutlicher LOBBEDEY, Westfalen, 1999, S. 175: „Vielleicht erklärt sich so die Treppe, die seitlich des Altares zur Empore führte (sofern sie original ist): Auf diesem Wege konnte der Edelherr die Kommunion erlangen, wenn er sich auf der Empore aufhielt" (Dies klingt allerdings eher danach, dass der Edelherr die Treppe benutzt habe als dass ihm über diese die Kommunion gebracht worden sei).

[820] Dazu schreibt LOBBEDEY, Westfalen, 1999, S. 162: „Der Aufgang in der Mauerstärke des Querhauses ermöglichte eine Verbindung zum Altarraum". Vgl. auch REICHE, Langenhorst, 2012, S. 169, der jedoch nur auf Prozessionen der Kanonissen und Zugänglichkeit des Emporenaltares verweist.

606), die als Einbindungsstellen eines hölzernen Querbalkens zu deuten sind, geben einen letzten Hinweis auf eine wohl ehemals darauf angebrachte Kreuzigungsgruppe im ‚Triumphbogen' des Chorjochs,[821] die sicherlich in besonderer Weise den Raum beherrschte.

7.4.5.2. Die ‚Nutzergruppen' von Unter- und Obergeschoss

Leider sind – wie bei den meisten als Doppelkapellen angelegten Burgkapellen – auch in Rheda die ‚Nutzergruppen' der Kapellengeschosse nicht überliefert. Aufgrund der Baugestaltung und in Analogie zu anderen, baulich ‚eindeutigeren' Doppelkapellen kann jedoch geschlossen werden, dass das Kapellenuntergeschoss die allgemeinen Gottesdienstbesucher aufnahm, das heißt die Burgbesatzung und das Gesinde, während das Obergeschoss auf den seitlichen Emporen die Familie des Burgherrn mit ihrem Gefolge beherbergte.[822] Das Untergeschoss ist somit als einer eingeschränkten Öffentlichkeit zugängliche ‚*capella publica*' mit dem Hauptaltar, das Obergeschoss als ‚*capella privata*' für den Burgherrn und seine Familie, für den Privatandachten am oberen Altar abgehalten werden konnten, anzusprechen.[823] Durch die – im Vergleich zu Doppelkapellen mit verbindendem Raumschacht – in Rheda weniger starke räumliche Unterteilung und Separierung in Unter- und Obergeschoss ist hier jedoch auch eine wechselweise Nutzung beider Altäre für beide Nutzergruppen möglich – an der üblicherweise angenommenen ‚hierarchischen' Aufteilung ‚Raum für die Herrschaft' oben und ‚Leutkapelle' unten ist aber auch im Falle von Rheda nicht zu zweifeln.[824]

[821] Zu westfälischen Triumphkreuzgruppen des 13. Jahrhunderts s. ANCZYKOWSKI, Westfälische Kreuze, 1992; zur Aufstellung von Triumphkreuzgruppen s. BEER, Triumphkreuze, 2005, S. 265–319.

[822] Ähnlich bereits THÜMMLER, Kreis Wiedenbrück, 1947, S. 10; GAUL, Rheda, 1955, S. 192; GAUL, Dynastenburgen, 1970, S. 257.

[823] Vgl. SCHÜRER, Doppelkapellen, 1929, S. 100–106; BANDMANN, Doppelkapelle, 1958, Sp. 204–205; ARENS, Pfalz- und Burgkapellen, 1976, S. 200; STEVENS, Burgkapellen, 1978, S. 155–156; STREICH, Burg und Kirche, 1984, Teil II, S. 416; ZEUNE, Burgen, 1996, S. 182; HAAS, Oben und Unten, 1999, S. 73; THON/RUDERSDORF, Burgkapelle, 1999, S. 164; STEVENS, Burgkapellen, 2003, S. 116–117.

[824] So auch SCHÜTZ/MÜLLER, Deutsche Romanik, 1989, S. 549–550; vgl. generell die Literaturangaben der vorigen Anm., insbesondere BANDMANN, Doppelkapelle, 1958, Sp. 205 und die typologischen Überlegungen von SCHMITT, Neuenburg, 1995, S. 73/76 zur Doppelkapelle der Burg Neuenburg bei Freyburg/Unstrut. – Eine stärker idealisierte, aber in der realen Nutzung nicht unbedingt umgesetzte Vorstellung von Hierarchie sieht hingegen WINTERFELD, Gotthard-Kapelle, 1997, S. 17–18: „Die vertikale Altaranordnung entsprach der Vorstellungswelt jener Zeit, die natürlich geprägt war von der gesellschaftlichen Struktur des Feudalismus und die sie ganz selbstverständlich auf eine hierarchisch strukturierte Welt des Jenseits übertrug. Diese in die Ideenwelt transponierte soziale Scheidung und Hierarchisierung mag eher für die Beliebtheit dieses Raumtyps [= der Doppelkapelle] verantwortlich sein als der direkte Bezug zur sozialen Wirklichkeit auch in der Funktion".

Anders jedoch als bei den meisten Doppelkapellen[825] gab/gibt es in Rheda keinen separaten Zugang des Burgherrn ins Kapellenobergeschoss, was jedoch vornehmlich daran liegen mag, dass sich das Kapellenuntergeschoss ja bereits auf Höhe der ersten Etage befindet und die Zuwegung vom nördlich vorgelagerten ‚Palas' wahrscheinlich über einen Abschnitt der Wehrmauer erfolgte (s.o.), ein eigener Zugang ins Kapellenobergeschoss also nicht oder nur schwer zu realisieren war.

7.4.5.3. Die Position des ‚Herrschersitzes'

Die Kapelle von Burg Rheda wurde zwar in erster Linie als gottesdienstlicher Raum für den regierenden Edelherren zur Lippe und seine Familie errichtet, doch lässt sich im Baugefüge auf den ersten Blick nicht sofort eine eindeutige ‚Herrscherloge' ausmachen, so dass es bezüglich der Position des ‚Herrschersitzes' in der bisherigen Forschung zu unterschiedlichen Vorschlägen gekommen ist: E. Schmidt und Otto Gaul sprechen sich nur recht allgemein für das Emporengeschoss als Platz für die Herrschaft aus,[826] ebenso Uwe Lobbedey (s.u.). – Oskar Schürer verweist hingegen darauf, dass sich „die Herrscherloge in Rheda [...] heute und vielleicht seit je nördlich des Altares im Unterschiff" [= Doppeljoch] befindet (Abb. 480).[827] Auch Uwe Lobbedey äußert eine Mutmaßung in diese Richtung, doch nimmt er sie gleich wieder zurück: „Der kleine gewölbte Raum neben dem Altar käme dafür in Frage, doch wäre er für unser Empfinden wenig repräsentativ. Eine Westempore gab es nicht, doch deutet die aufwendige westliche Treppenanlage darauf, daß den seitlichen Emporen repräsentative Funktionen zukommen konnten".[828]

Leo Zellner hingegen vertrat die Auffassung, „daß der Podest der Gabeltreppe zwischen den säulentragenden Löwen [Abb. 478] im Urplan des zisterziensischen Baumeisters als Sitz des Dynasten während des Gottesdienstes gedacht war. Nur so ist diese aufwendige und einmalige architektonische Ausgestaltung der Westwand als Gegenpol zur schmuckreichen Ostwand erklärbar".[829] Dieser Deutung folgt auch

[825] S. etwa BANDMANN, Doppelkapelle, 1958, Sp. 205.

[826] SCHMIDT, Burgcapelle, 1900, S. 84: „[...] und die vornehmen Bewohner der Burg sich im oberen Stockwerke aufhielten." – GAUL, Rheda 1955, S. 192: „[...] das Untergeschoß der Kapelle, welches für das niedere Hofgesinde bestimmt war, darüber das Emporengeschoß für die Herrschaft." GAUL, Dynastenburgen, 1970, S. 257: „Das Untergeschoß war für das Gesinde bestimmt. Zum Obergeschoß mit der herrschaftlichen Empore führt im Innern [...]".

[827] SCHÜRER, Doppelkapellen, 1929, S. 191.

[828] LOBBEDEY, Westfalen, 1999, S. 175.

[829] ZELLNER, Schloßkapelle, 1965, S. 19; ähnlich, aber weniger ausführlich bereits bei ZELLNER, Baugeschichte, 1964, S. 22: „Der Westwand mit ihrer Vierpaßrose ist eine offene Dreierarkade vorgebaut, deren

2003 und 2008 der Verfasser: „Auf dem Podest der Treppe ist möglicherweise der Sitz des Burgherrn zu suchen: Von dieser erhöhten Stelle aus hat man den besten Blick auf die einst in beiden Etagen angeordneten Altäre“.[830]

Hans Thümmler nimmt an, dass während des Gottesdienstes „die Herrschaft auf der Empore – wohl über der auf der Nordseite liegenden ‚Sakristei’ – ihren Sitz hatte“ (Abb. 479).[831] Ihm folgt Franz Mühlen: „Ein bevorzugter Platz für den Burgherrn ist nur im Ostjoch über der sog. Sakristei vorhanden“.[832] Ihrer Deutung schließt sich die Dehio-Ausgabe von 1969 an: „Hier oben [= auf den Emporen] befand sich ehemals, vermutlich über der ‚Sakristei’, der herrschaftliche Sitz und im Osten ein weiterer Altar“,[833] ebenso Ulrich Stevens: „Als Herrschaftssitz möglich wäre der Platz über der Doppelarkade, die im Norden der Unterkapelle liegt“,[834] und Ulrich Großmann: „Dort [= vor dem Sechspassfenster] befindet sich der Altarraum mit seitlichem Herrschaftssitz über der Sakristei“.[835]

Bei allen drei Vorschlägen für die Position des ‚Herrschersitzes’ ergibt sich ein Für und Wider. So weist der Platz über der sog. ‚Sakristei’, der von Hans Thümmler und Franz Mühlen vorgeschlagen wurde (deren Interpretation heute zumeist gefolgt wird), zwar eine besondere Nähe zum oberen Altar auf, doch fehlt ihm sonst jede Art von hervorhebender architektonischer Auszeichnung innerhalb des Kapellenraumes.[836] Dies kann jedoch – wenn auch in der Form recht bescheiden und zurückhaltend – für die sog. ‚Sakristei’ im Untergeschoss des Ostjoches gelten, deren ungewöhnliche Raumform mit der offenen Seite nach Süden sich durch diese Nutzungsabsicht zwanglos erklären würde: Mittels der Bogenstellung öffnet sich der Raum unmittelbar zum Sanktuarium, dessen Bodenniveau er teilt; unter dem Doppelbogen und überfangen von den auszeichnenden Kreuzgratgewölben nahm

schlanke Säulen sich auf ruhenden Löwen erheben. Hier war ursprünglich der Sitz des Dynasten während des Gottesdienstes vorgesehen.“

[830] KEMPKENS, Lettland, 2003, S. 84 (von dort das Zitat); ebenso KEMPKENS, Bernhard II., 2008, S. 115.

[831] THÜMMLER, Kreis Wiedenbrück, 1947, S. 10.

[832] MÜHLEN, Kapellenturm, 1968, S. 70; ähnlich MÜHLEN, Rheda, 1979, S. 7: „Der Raum über der Sakristei erweitert die seitliche Empore im Obergeschoß zu einem bevorzugten Platz im Kapellenraum [...]“, sowie ebd.: „Dem bevorzugten Platz für den Burgherrn über der sog. Sakristei fehlt die architektonische Betonung [...]“.

[833] DEHIO, Westfalen, 1969, S. 480.

[834] STEVENS, Burgkapellen, 2003, S. 135 (bei STEVENS, Burgkapellen, 1978 keine Aussage zum Herrschaftssitz). – Der Deutung von Mühlen schließt sich auch BERGER, Kapellenturm, 1988, S. 33–34, 41 an.

[835] GROSSMANN, Burg, 2010, S. 203.

[836] Dieses ‚Manko’ konstatiert auch Franz Mühlen selbst: „Dem bevorzugten Platz für den Burgherrn über der sog. Sakristei fehlt die architektonische Betonung, die andere Doppelkapellen in der Achse des oberen Raumes gegenüber dem Altar bieten“ (MÜHLEN, Rheda, 1979, S. 7).

vermutlich das Dynastenpaar während der Messfeier Platz, dahinter die Familienmitglieder – wie es noch heute der Fall ist, wenn die fürstliche Familie von Bentheim-Tecklenburg zu Rheda an einem Gottesdienst in der Kapelle teilnimmt!

Eine solche, zunächst ungewöhnlich erscheinende Position der ‚Herrschaftssitzes' seitlich des Altares begegnet auch bei der Doppelkapelle der Kaiserpfalz im böhmischen Eger (Cheb; Abb. 1445–1448),[837] die vermutlich um 1220 unter Kaiser Friedrich II. (*1194, 1212–1250) nach dem Vorbild der Nürnberger Burgkapelle (Abb. 1444) entstand.[838] Im Unterschied zu dort fehlt in Eger jedoch in der (wie in Nürnberg) architektonisch hervorgehobenen Oberkapelle eine separate Westempore, stattdessen öffnet sich in der Westwand axial das marmorgerahmte Hauptportal des Obergeschosses – dem ehemals einzigen Zugang zur Oberkapelle. Als ‚Herrscherloge' diente hier offenbar ein südlich an das Chorjoch angefügter Raum, der sich – wie in Rheda – mittels einer Doppelarkade zu diesem öffnet und sich so durch eine unmittelbare Nähe zum Altar auszeichnet. Für die Deutung als ehemals mit einem Thronsitz ausgestattete ‚Herrscherloge' des Kaisers spricht nicht zuletzt die Materialwahl und die Gestaltung der schlanken Arkadensäule (Abb. 1448): Sie besteht wie die übrigen Säulen der Oberkapelle aus Marmor, wurde jedoch als einzige darüber hinaus mit äußerst sorgfältigen Fischgrätkanneluren versehen, die unmissverständlich als Auszeichnungsmotiv zu verstehen sind.[839]

Die aufwendigste architektonische Betonung erfährt im Rhedaer Kapellenraum jedoch das Podest der doppelläufigen Treppe hinter der Dreierarkade, das Leo Zellner als Position des Dynastensitzes vorgeschlagen hatte.[840] Gegen diese Deutung

[837] Ein Verweis auf Eger als Vergleich für die Disposition in Rheda bereits bei SCHÜRER, Doppelkapellen, 1929, S. 191; STEVENS, Burgkapellen, 2003, S. 135 (dort jedoch lediglich bezogen auf die seitliche Zuordnung).

[838] SCHÜRER, Doppelkapellen, 1929, S. 165–172; STEVENS, Burgkapellen, 1978, S. 108–111; STREICH, Burg und Kirche, 1984, S. 595–600; SCHÜTZ/MÜLLER, Deutsche Romanik, 1989, S. 558, dazu Abb. 230–232; BINDING, Königspfalzen, 1996, S. 379–388 (Lit.); ŠEBESTA, Eger, 1998, S. 9–12 (er datiert die Kapelle aufgrund von Keramikfunden und einer 1213 in Eger in der Kapelle (dieser oder dem Vorgängerbau?) ausgestellten Goldenen Bulle bereits in den Anfang des 13. Jahrhunderts); STEVENS, Burgkapellen, 2003, S. 84–85; ZUCH, Pfalzen, 2007, S. 70–71.

[839] BINDING, Königspfalzen, 1996, Abb. 180, 184; ŠEBESTA, Eger, 2010, S. 11 hält sie sogar für einen Import aus Italien. – Auch bei der Doppelkapelle auf der Burg Landsberg bei Halle/Saale ruht die südliche Doppelarkade des Chorjochs der Oberkapelle auf einer Marmorsäule, hier einer antiken Spolie (Abb. 1454). Das sich dahinter öffnende Gewölbejoch wird daher von einigen Autoren (GEORGE, Landsberg, 1993, S. 6; SEHMSDORF, Landsberg, 1993, S.19) gemäß der Egerer Lösung ebenfalls als ‚Herrschersitz' gedeutet, doch gibt es über das Material hinaus keine weitere architektonische Auszeichnung des Platzes, zudem öffnet sich dahinter der (zugige) Treppenaufgang (Abb. 1450), so dass diese Deutung umstritten bleibt.

[840] Auch Prof. Dr. Johann Michael Fritz, Münster, sprach sich bei einem ‚Privat-Kolloquium' des Romanik-Arbeitskreises um Dr. Clemens Kosch (damals noch Köln) am 3. Juli 1999 vor Ort in Rheda bei der gemeinsamen Diskussion für das Treppenpodest der Westtreppe als ‚Sitz des Herrschers' aus.

mag zunächst sprechen, dass der Burgherr dort ‚mitten im Weg' zu den Emporen saß und zudem vor dem hochgezogenen Fallgatter und seinem zugigen Schlitz zu sitzen kam, doch ließ sich dieses sicher bei Bedarf durch Teppiche etc. verkleiden und abdichten. Für diese Stelle spricht jedoch die ‚klassische' und äußerst symbolträchtige axiale Position gegenüber den beiden Hauptaltären, die nun zwar nicht mehr als separate Westempore gestaltet wurde, doch hatte man von dort aus den besten Blick auf beide Altarstellen,[841] denn diese ist gegenüber dem Untergeschossniveau zumindest durch vier Stufen herausgehoben, die sie fast wie ein Thronpodest – wie etwa beim sogenannten Thron Karls des Großen im Aachener Münster – erscheinen lassen. Hinzu kommt die architektonische Auszeichnung des Platzes durch die Würdeformel der Dreierarkade mit den überschlanken Säulen aus poliertem Schiefer. Deren Basen sind zudem als Löwen gestaltet – ein klassisches Herrscher- und Machtsymbol (siehe Kap. D.6.1.1.). Deutet man schließlich die Rosetten der Gewölbezier um den Schlussstein des Westjochs heraldisch als Lippische Rosen, so ergibt sich in der Gesamtschau ein ‚profanes' Joch mit Zugang und Herrschersitz im Westen als Pendant zum erhöhten ‚sakralen' Joch mit den beiden Altarstellen und den (rudimentären) Evangelistensymbolen um den Schlussstein im Osten.

Wägt man nun die vorgeschlagenen Plätze für die Position des ‚Herrschersitzes' und ihre jeweiligen Interpretationen gegeneinander ab, so haben alle Stellen durchaus etwas für sich und es sei hier die Anmerkung erlaubt, dass es ja nicht unbedingt ein ‚Entweder-Oder' sein muss, sondern auch ein ‚Sowohl-als-auch' sein kann, das heißt alle vorgeschlagenen Stellen könnten je nach Anlass entsprechend dafür genutzt worden sein: So könnte bei ‚normalen' Messfeiern am unteren Altar der Burgherr mit seiner Familie in dem überwölbten Doppeljoch der sog. ‚Sakristei' Platz genommen haben, während ihnen bei einer Zelebration am oberen Altar der Emporenbereich darüber als privilegierter Sitz – nahe am Altar – gedient haben könnte. Bei feierlichen Festgottesdiensten mit größerem Gefolge könnte der regierende Edelherr zur Lippe nach dem feierlichen Einzug des Gefolges auf der Empore hingegen auf dem Podest der Westtreppe unter der Dreierarkade Platz genommen haben, wo er im Zentrum der Blicke stand und als ‚Gegenpol' zu Altar und Priester erschien.

[841] Vgl. KEMPKENS, Lettland, 2003, S. 84; KEMPKENS, Bernhard II., 2008, S. 115. Ihm folgend DEHIO, Westfalen, 2011, S. 908.

7.4.5.4. Die Verbindungsöffnung zwischen Tordurchfahrt und Kapellenraum

Im Boden des Westjoches der Kapelle, unmittelbar vor den Stufen zum Ostjoch, befindet sich eine annähernd quadratische Öffnung (55 x 52,5 cm), die den Kapellenraum mit der Tordurchfahrt darunter verbindet (siehe Kap. C.4.3.2.6.). Unterseitig erscheint sie als Aussparung im Tonnengewölbe der Durchfahrt (Abb. 471), oberseitig besitzt sie einen hölzernen Rahmen mit einem umlaufenden Falz für eine heute verlorene Abdeckplatte (Abb. 472).

Diese Verbindungsöffnung hat verschiedene Deutungen erfahren, eine abschließende Interpretation wurde jedoch bisher nicht vorgenommen, was vermutlich auch nicht möglich ist, doch sollen die einzelnen Vorschläge zur Funktion der Öffnung hier vorgestellt und durch weiterführende Betrachtungen ihre Wahrscheinlichkeit überprüft werden. So sah E. Schmidt darin eine Verteidigungsöffnung,[842] Franz Mühlen stellte hingegen die durch die Verbindungsöffnung gegebene Möglichkeit in den Vordergrund, die Tordurchfahrt in den Kapellenraum einzubeziehen,[843] während Ulrich Stevens und Uwe Lobbedey wieder stärker den wehrtechnischen Charakter betonten und eine sakrale Nutzung eher in Frage stellten.[844] Der Verfasser sieht beide Nutzungsarten nebeneinander.[845]

Für eine wehrtechnische Nutzung der Öffnung sprechen ihre relativ geringe Größe und das Vorkommen vergleichbarer Öffnungen auch in Torbauten ohne Kapellen über dem Torweg. So verweist Stevens, Otto Piper folgend, auf Beispiele in Seebenstein in Niederösterreich, Hochwald in Mähren und Pietra Pelosa in Istrien, außerdem auf spätromanische Stadttore im Rheinland wie das Marschier- und das Ponttor in Aachen, das Sterntor in Bonn oder das Schaafentor in Köln.[846] Die dort zitierte Interpretation von Udo Mainzer, diese Öffnungen hätten der Bekämpfung des bereits eingedrungenen Feindes gedient, ist zuzustimmen, doch erscheint die weiterführende Nutzungsdeutung, „im Bedarfsfall die Durchfahrt mit Erde

[842] SCHMIDT, Burgcapelle, 1900, S. 82: „In dem Deckengewölbe des Torraumes befindet sich eine Oeffnung, die bis in die Capelle hinauf reichte, von der aus der eingedrungene Feind bekämpft werden konnte“.
[843] MÜHLEN, Kapellenturm, 1968, S. 72–74; MÜHLEN, Rheda, 1979, S. 8. Ihm folgend STEVENS, Burgkapellen, 1978, S. 279; STEVENS, Burgkapellen, 2003, S. 194 (jeweils mit Verweis auf das Geländer), vgl. jedoch die nachfolgende Anm..
[844] STEVENS, Burgkapellen, 1978, S. 187–188; STEVENS, Burgkapellen, 2003, S. 135. – LOBBEDEY, Westfalen, 1999, S. 174. – Ebenso GROSSMANN, Burg, 2010, S. 203.
[845] KEMPKENS, Lettland, 2003, S. 85.
[846] STEVENS, Burgkapellen, 1978, S. 188; STEVENS, Burgkapellen, 2003, S. 135.

zuzuschütten“,[847] im Falle von Rheda allein schon rein logistisch eher abwegig – die Torflügel und die Fallgatter der beiden Toreinfahrten werden das Nötige geleistet haben zur Verhinderung eines feindlichen Eindringens. Sollte der Feind dann wider Erwarten dennoch die äußeren Torflügel und das westliche Fallgatter erbrochen haben und in die Tordurchfahrt eingedrungen sein, konnte er durch die Öffnung etwa mittels Wurfgeschossen oder Hinabgießen von heißem Öl oder Pech bekämpft werden.[848] Sollte die Tordurchfahrt noch nicht erobert, aber das östliche Fallgatter bereits herabgelassen gewesen sein, bot die Verbindungsöffnung zudem die einzige Zugangsmöglichkeit zu diesem Raum.[849]

Aber auch eine Nutzung als Raumverbindung zur Erweiterung des Sakralraumes um die Tordurchfahrt erscheint keineswegs abwegig, auch wenn die Zapfenlöcher in der hölzernen Einfassung kaum zur Befestigung eines Geländers gedient haben werden, wie gelegentlich angenommen.[850] Franz Mühlen ist jedoch zuzustimmen, wenn er schreibt: „Der Gedanke mag faszinierend sein, aus dieser Öffnung eine Doppelkapelle abzuleiten, deren Untergeschoss die Durchfahrt und deren Obergeschoss – alle Vergleichsbeispiele an Stattlichkeit übertrumpfend – die Emporenkapelle bildet“.[851] Erscheint dies vielleicht auch in letzter Konsequenz etwas zu weit gegriffen, so ist doch seiner abschließenden Überlegung beizupflichten, dass die Öffnung dazu gedient haben könnte, „das Untergeschoß der Kapelle in seiner Funktion als ‚capella publica‘ nach Bedarf auszuweiten“.[852] Weder die geringe Größe der Öffnung (55 x 52,5 cm) noch das Fehlen eines eigenen Altares in der Tordurchfahrt als ‚unterem Geschoss’ sprechen gegen eine solche Deutung.[853] Relativ kleine Verbindungsöffnungen lassen sich auch bei den Doppelkapellen von

[847] Jeweils ebd., zitiert nach MAINZER, Stadttore, 1973, S. 23.

[848] Zur Funktion von Wehr- und Gusserkern, die auch auf die Deckenöffnungen in Tordurchfahrten übertragbar sind, s. ZEUNE, Wehrerker, 1999, S. 251–252.

[849] MÜHLEN, Kapellenturm, 1968, S. 74.

[850] MÜHLEN, Kapellenturm, 1968, S. 72; MÜHLEN, Rheda, 1979, S. 8. Ihm folgend: STEVENS, Burgkapellen, 1978, S. 179; STEVENS, Burgkapellen, 2003, S. 132; GROSSMANN, Burg, 2010, S. 203/204 nimmt gar ein temporäres Geländer an: „Sie [= die Öffnung] wird im Fußboden der Kapelle durch einen Ring von vier Balken eingefasst, in die man offenbar ein Geländer einstellen konnte“. – Gegen ein Geländer spricht die unregelmäßige Verteilung und die für ein Geländer zu geringe Dichte der Löcher (vgl. die Befundbeschreibung in Kap. C.4.3.2.6.).

[851] MÜHLEN, Kapellenturm, 1968, S. 74; vgl. auch MÜHLEN, Rheda, 1979, S. 8.

[852] MÜHLEN, Kapellenturm, 1968, S. 74, dazu Anm. 17a mit Verweis bzgl. der ‚*capella publica*’ auf BANDMANN, Doppelkapelle, 1958, Sp. 204–205.

[853] So die Vorbehalte bei LOBBEDEY, Westfalen, 1999, S. 174: „Dem steht u. a. die Schwierigkeit entgegen, daß das untere Geschoß bei den Doppelkapellen in der Regel einen, gelegentlich vielleicht den einzigen Altar enthält“.

Burgsteinfurt (ca. 100 x 100 cm; Abb. 1458–1459),[854] auf der Neuenburg bei Freyburg an der Unstrut (90 x 140 cm; Abb. 1456, 1457)[855] sowie – nur als kleine, mit einem Stöpsel verschließbare Rechtecköffnung – bei der Cyriakuskapelle im Kapitelsaal des Bonner Münsters[856] nachweisen. Die Größe der Öffnung ist letztendlich irrelevant – „Nach streng kultischer Definition genügt Anwesenheit im gleichen Raum, in dem die Eucharistie gefeiert wird, um der Gnade teilhaftig zu sein. ‚Gleicher Raum' wird nun auch durch die kleinste Verbindungsöffnung zwischen Räumen verwirklicht", so Schürer.[857]

Bezüglich des Fehlens eines eigenen Altares in der Tordurchfahrt ist entscheidend, dass letztere nicht dauerhaft das ‚Untergeschoss' einer Doppelkapelle bildete – der Kapellenraum selbst ist ja aufgrund der Altarpositionen in zwei Etagen als Doppelkapelle zu definieren (s.u. Kap. D.8.3.) – und selbst als ‚*capella publica*'[858] fungierte, sondern möglicherweise nur bei bestimmten Anlässen wie etwa dem Patronatsfest des Kapellenpatrons der Sakralraum der Kapelle, falls deren Untergeschoss als ‚*capella publica*' nicht alle Gläubigen fassen konnte, noch um die allgemein und leicht zugängliche Tordurchfahrt im Turmerdgeschoss erweitert werden konnte. Dabei gewährleistete die geöffnete Luke eine unmittelbare räumliche Verbindung zum Kapellenraum und ermöglichte so zwar kein optisches, aber zumindest ein akustisches und olfaktorisches Mitverfolgen der Messfeier – in der Gottesdienstpraxis des Hochmittelalters der entscheidendere Aspekt, bei der die akustische Teilnahme an der Liturgie, die oft den Blicken der Gläubigen verborgen hinter Ikonostasen (Ostkirche), Chorschranken und Lettnern (Westkirche) stattfand, und das Riechen des gespendeten Weihrauches im Vordergrund stand, schließlich

[854] Verweis auf Burgsteinfurt bereits bei MÜHLEN, Kapellenturm, 1968, S. 72; zu der Kapelle selbst: KÖCKERITZ, Steinfurt, 1976; STEVENS, Burgkapellen, 1978, S. 129–131, 134; MÜHLEN, Steinfurt, 1979 (dort aber keine Maßangaben zur Öffnung); KÖCKERITZ, Steinfurt, 1980, S. 12 (dort die Maß der Öffnung mit „nicht einmal 1,00 m x 1,00 m" angegeben); STEVENS, Burgkapellen, 2003, S. 102–103; GROSSMANN, Burg, 2010, S. 204. – Die Maße der Öffnung, die heute mit einer Holzklappe von 1898 versehen ist, betragen mit dem damals eingefügten Holzrahmen 96 x 96 cm, zieht man dessen Maße ab, ergibt sich eine Öffnungsgröße von etwa 100 x 100 cm (Messungen durch den Verfasser am 4. Juli 2007).

[855] SCHMITT, Neuenburg, 1995, S. 73, dazu Abb. 2–7; SCHMITT, Neuenburg, 1997, v. a. S. 78, Anm. 27, mit Maßangaben der 1854 vergrößerten und 1992 in der alten Größe rekonstruierten Öffnung nach Plänen des frühen 19. Jahrhunderts. – Zur Kapelle nochmal zusammenfassend SCHMITT, Neuenburg, 2007, S. 95–115; KAT. BERLIN 2010, S. 128, Kat.-Nr. 6.8 (Reinhard Schmitt); vgl. außerdem DOMBROWSKY, Neuenburg, 1998.

[856] KUBACH/VERBEEK, Rhein und Maas, 1976, Bd. I, S. 118: „Eine später geschlossene rechteckige Fenestella im mittleren Gewölbe über dem Grab [Propst Gerhards von Are, † 1169] stellte in der Art von Doppelkapellen eine räumliche Verbindung zum flachgedeckten Obergeschoß her". – Freundlicher Hinweis auf diesen Befund durch Dr. Clemens Kosch, Paderborn.

[857] SCHÜRER, Doppelkapellen, 1929, S. 101.

[858] Zum Begriff der ‚capella publica' s. BANDMANN, Doppelkapelle, 1958, Sp. 204–205.

ganz entscheidend die abschließende Segensspendung.[859] Dass eine solche hier angenommene, rein ‚akustische' Teilnahme an der Messfeier auch von der Klangübermittlung her überhaupt möglich war, konnte ein ‚Akustiktest' belegen, bei dem das an den beiden Altarpositionen der Kapelle gesprochene Wort durch die Verbindungsöffnung ‚glockenrein' und klar in der Tordurchfahrt zu verstehen war![860]

Als Beispiele für die Herstellung eines (vornehmlichen) Hörkontaktes mittels einer nur kleinen Verbindungsöffnung sei zum einen auf die genannten Doppelkapellen in Burgsteinfurt und der Neuenburg verwiesen, des weiteren aber auch auf die gotische Burgkapelle (um 1430/40) der Burg Aggstein in Niederösterreich, wo in der Westwand zwei schmale, im angrenzenden Profanraum bodennah plazierte (das heißt nicht auf eine optische Verbindung angelegte) Schlitze ein akustisches Mitverfolgen der Messfeier ermöglichten.[861]

Fasst man die vorigen Überlegungen und Untersuchungen zusammen, so ergibt sich, dass die Verbindungsöffnung zwischen Kapellenraum und Tordurchfahrt offenbar mehrere Funktionen übernehmen konnte: Primär wird sie der Verteidigung gedient haben: So konnte über sie, falls schon das östliche Fallgatter herabgelassen worden sein sollte, der Durchfahrtsraum noch betreten werden, vornehmlich sollten aber im Notfall von hier aus die in die Einfahrt eingedrungenen Feinde wirkungsvoll von oben bekämpft werden.

[859] Eine ähnliche Auffassung vertritt WINTERFELD, Gotthard-Kapelle, 1997, S. 17 im Verweis auf vergleichbare Phänomene bei „Krypten unter Hochchören, Emporen und hochliegende[n] Turmkapellen, die häufig genug mit dem Hauptraum durch Öffnungen in Verbindung stehen. Diese erlauben zwar keine Sicht – aber doch akustische Verbindungen und – was wichtiger sein mag – die räumliche Kommunikation, die eine allgemeine Teilhabe an der Eucharistie wie an den heilsspendenden Reliquien in und auf den Altären ermöglichten". – Ähnlich auch HAAS, Oben und Unten, 1999, S. 71: „Dabei kam es offenbar nicht darauf an, eine Sichtverbindung zu schaffen, weder, um von den Emporen in die Kirche schauen zu können, noch um den Einblick von der Kirche in die Kapellen zu ermöglichen. Wenn überhaupt eine funktionelle Verbindung hergestellt werden sollte, dann am ehesten eine akustische. Vielleicht ging es aber auch ‚nur' um einen ideellen Zusammenhang", und S. 73: „Man wird also auch hier [= bei Doppelkapellen mit Raumschacht; d. Verf.], wie bei den Kommunikationsöffnungen zwischen Emporenkapellen und den Haupträumen von Kirchen, an die akustische oder ‚nur' an eine ideelle Verbindung denken müssen".

[860] Der Akustiktest wurde vom Verfasser zusammen mit Christiane Hoffmann M.A., Rheda, unter engagierter Teilnahme I. D. Sissi Fürstin Bentheim am 21. August 1998 durchgeführt. Ihnen sei dafür an dieser Stelle herzlich gedankt! – Als nachmittelalterliches Beispiel „für die Einbeziehung einer Durchfahrt in einen Kapellenraum" verweist MÜHLEN, Kapellenturm, 1968, S. 74, Anm. 17b auf das Torhaus (18. Jahrhundert) von Haus Niering in Recklinghausen. – Zu ergänzen wäre noch das Torhaus (3. Viertel 17. Jahrhundert) von Schloss Tatenhausen bei Halle/Westf, dazu allgemein PÜTTMANN-ENGEL, Schloßkapellen, 1987, S. 265–266, vgl. auch S. 29–30.

[861] ZEUNE, Aggstein, 1995, S. 97–99; hier auch weitere Wandöffnungen zu benachbarten Profanräumen mit optischer oder akustischer Verbindungsabsicht genannt (meist spätmittelalterlich). – STEVENS, Burgkapellen, 2003, S. 248, dazu Abb. 127.

Darüber hinaus war aber auch eine bei besonderem Anlässen mit ‚erhöhtem Raumbedarf' wie etwa dem Patronatsfest der Kapelle eine Erweiterung des Kapellenraumes um die Toreinfahrt möglich, von der aus die Liturgie der Messfeier und die Segensspendung in der Kapelle akustisch und olfaktorisch mitverfolgt werden konnten.[862] Dabei ging es letztlich um „Teilhaberschaft an der durch den Gottesdienst vermittelten Gnade".[863]

7.4.5.5. Wehrtechnische Einrichtungen

Während die Verbindungsöffnung zwischen Tordurchfahrt und Kapellenraum offensichtlich mehreren Funktionen diente, darunter auch Verteidigungsaspekten, steht bei dem den Kapellenraum auf der Nord-, Ost- und Südseite umlaufenden Umgang (Abb. 492) die wehrtechnische Funktion eindeutig im Vordergrund.[864] Der Gang ermöglichte es, das an Haken aufgehängte Fallgatter der östlichen Toreinfahrt zu bedienen und herabzulassen,[865] ohne den Sakralraum betreten zu müssen – beim Fallgatter der westlichen Toreinfahrt war dies allerdings unvermeidlich. Hingegen diente der Umgang nicht – wie gelegentlich angenommen[866] – der ‚Umschiffung' des Kapellenraumes als Teil eines durch den Turm geführten größeren Wehrgangsystems, denn es fehlt unzweifelhaft der ‚Ausgang' auf der Südseite – bei den beiden dortigen Wandöffnungen handelt es sich unverkennbar nur um Fensteröffnungen.[867] Diese konnten jedoch im Falle eines Angriffs durchaus zur Bestreichung der südlichen Turmflanke genutzt werden, so dass der Umgang auch in seinem südlichen Abschnitt wehrtechnische Funktionen erfüllen konnte.

Das Vorhandensein des Umgangs hatte zudem den Vorteil, dass insbesondere die ‚Vorhalle' als allgemeiner Verkehrsweg genutzt werden konnte mit

[862] So bereits (ohne genauere Ausführungen) KEMPKENS, Lettland, 2003, S. 85.

[863] SCHÜRER, Doppelkapellen, 1929, S. 101.

[864] SCHMIDT, Burgcapelle, 1900, S. 83; LUDORFF, Kreis Wiedenbrück, 1901, S. 56–57; SCHÜRER, Doppelkapellen, 1929, S. 178; TRÖLLER, Marienfeld, 1935, S. 34; THÜMMLER, Kreis Wiedenbrück, 1947, S. 10; GAUL, Rheda, 1955, S. 194–195; MÜHLEN, Kapellenturm, 1968, S. 63, 70, 71; DEHIO, Westfalen, 1969, S. 480; STEVENS, Burgkapellen, 1978, S. 177, 182, 183, 188–189; MÜHLEN, Rheda, 1979, S. 6, 7, 10; LOBBEDEY, Westfalen, 1999, S. 171, 174; ZUNKER, Adel, 2003, S. 132; STEVENS, Burgkapellen, 2003, S. 129, 133, 136; KEMPKENS, Lettland, 2003, S. 84; KEMPKENS, Bernhard II., 2008, S. 115; DEHIO, Westfalen, 2011, S. 906 (beim Kürzen die Aussage leider auch auf die Emporen bezogen) .

[865] GAUL, Dynastenburgen, 1970, S. 258 nimmt an, dass die Fallgitter „über Rollen heruntergelassen und [...] hinaufgezogen werden konnten".

[866] GAUL, Rheda, 1955, S. 194; LOBBEDEY, Westfalen, 1999, S. 174.

[867] GAUL, Rheda, 1955, S. 194 deutete das damals noch zugesetzte Südwestfenster des Umganges irrtümlich als „vermauerte Tür", die „wieder hinaus auf den Wehrgang der südlich anschließenden Ringmauer" geführt habe.

Zugangsmöglichkeiten zum Umgang und zur Wendeltreppe (die ja letztlich auch zur oberen Wehrplattform führte), ohne dass bei deren alltäglicher Nutzung die sakrale Würde des Raumes gestört werden musste.

Der vornehmliche Grund für die Anlage des Umganges, der ja erst nach einer Planänderung zwischen Phase I und II in das Baukonzept eingefügt wurde (anstelle anfänglich geplanter Seitenschiffe), dürfte jedoch die Schaffung einer ‚Pufferzone' gewesen sein, falls der Kapellenraum einmal als ‚letzter Rückzug' genutzt werden musste. Dann konnte durch ein Verschließen der Tür mit dem Riegelbalken am inneren Nordportal der ursprünglich nur durch dieses Portal zugängliche Kapellenraum hermetisch abgeriegelt werden. Durch das Nach-Innen-Verlegen des Kapellenportals war es möglich, noch einen vorgelagerten, pufferartigen Zwischenraum mit dem eigentlichen äußeren Zugangsportal vorzuschalten, nach dessen Erbrechen noch nicht das gesamte Kapelleninnere gestürmt werden konnte.

Eine Verteidigung des äußeren Turmportals im Falle einer Belagerung des Turmes war dann zudem durch das schießschartenartige Fenster in der Mitte der Nordwand möglich – auch dies vom profanen Umgang aus, ohne den Sakralraum betreten zu müssen.

Als Analogie für ein umlaufendes Gangsystem um einen Sakralraum sei schließlich noch auf die Cappella Palatina in Palermo verwiesen, die für König Roger II. von Sizilien (*1095, 1130–1154) ab 1130 errichtet wurde, eine Teilweihe erfolgte bereits am 28. April 1140. Hier werden im Untergeschoss des Kapellenbaues die kryptenartige Unterkirche und eine Grabkammer (genutzt für König Wilhelm II. *1154, 1166–1189) von einem System von umlaufenden Korridoren umgeben, die die Außenwände als zweischalig erscheinen lassen.[868] Sinn und Zweck dieser teilweise tonnen-, teilweise kreuzgratgewölbten Gänge sind nicht sicher geklärt – während die beiden Quergänge vornehmlich zur Erschließung bestimmt waren, dienten die Gänge in den Außenwänden vermutlich zudem der besseren Belichtung und Belüftung, hatten aber vielleicht darüber hinaus auch die Funktion, bei einer profanen Wegenutzung die sakralen Bereiche zu umgehen.[869] Eine unmittelbare

[868] Heute sind die Korridore um den östlichen Chorschluss infolge späterer Umbauten bei der Anfügung des angrenzenden Flügels unterbrochen, ursprünglich war das Gangsystem aber durchgängig.

[869] Zur Cappella Palatina grundlegend: TRONZO, Cappella Palatina, 1997; zur Unterkirche: DITTELBACH/SACK, La chiesa inferiore, 2005. – Bei einer Begehung mit dem ‚Studienkurs 2005 des Kunsthistorischen Instituts Florenz' am 3. Oktober 2005 konnte Prof. Dr. Thomas Dittelbach, der sich als

Verwandtschaft beider Bauten besteht wohl eher nicht, aber es zeigen sich vergleichbare Baukonzepte.

7.5. Das Wohngeschoss

Das vierte Turmgeschoss ist in seinen Grundzügen in der baulichen Substanz des 13. Jahrhunderts weitgehend erhalten geblieben (Abb. 492, 598–602), größere Umbauten betrafen nur die Fenster und die Kaminanlage im Rahmen der Ausbaumaßnahmen um 1604/05, hinzu kommen noch der Verlust der Deckenkonstruktion und eines Großteiles des Wandverputzes infolge des Brandes von 1718 sowie der Einbau des heutigen Betonfußbodens während der Restaurierung 1963–65.

Die Fensteröffnungen befanden sich auch im 13. Jahrhundert weitgehend an den heutigen Stellen, denn bei den Umbauarbeiten in der Zeit um 1604/05 wurden diese nur etwas aufgeweitet und mit Kreuzstockfenstern mit Tudorbogenabschluss versehen. Erhalten blieben jedoch zumeist die ursprünglichen Fenstergewände sowie die eingebauten Sitzbänke mit ihren Steinplatten. Die Fensternischen schlossen ehemals offenbar mit einem Rundbogen ab, wie erhaltene Ansatzreste sowie insbesondere der Befund eines schon vor 1604/05 vermauerten Fensters in der Südwand belegen. Da aber auch dort die eigentliche Fensteröffnung vor der Vermauerung verändert wurde, lassen sich leider keine Aussagen mehr über deren ursprüngliches Erscheinungsbild machen. Nicht sicher zu rekonstruieren sind auch die beiden Fensteröffnungen unter dem großen Nischenbogen in der Westwand. Sie dürften jedoch deutlich kleiner gewesen sein als die heutigen Kreuzstockfenster.

Die Anzahl der Fenster hat weitgehend der heutigen entsprochen: In der Westwand gab es die zwei Fenster in der genannten Wandnische, je zwei weitere in der Nord- und in der Südwand. Die Ostwand besaß hingegen nur ein Fenster im südlichen Wandabschnitt, im nördlichen befand sich stattdessen eine von einem giebelsturzförmigen Stichbogen überfangene Türöffnung, die wohl zu einem Balkon oder Austritt führte (s.o. Kap. 7.2.). Gegenüber in der Westwand mündet seit jeher die Wendeltreppe als einziger Zugang zum Turmgeschoss. Im unmittelbar südlichen angrenzenden Wandabschnitt der Westwand öffnete sich ehedem eine weitere Tür zu

Bauforscher in den letzten Jahren intensiv mit dem Bau beschäftigt hat, ebenfalls keine definitive Interpretation für die Zweckbestimmung der Umgänge angeben.

einer Mauertreppe in der Wandstärke als Zugang zum fünften Turmgeschoss und zur darüberliegenden Wehrplattform.

Zusätzlich zu den Fenster- und Türöffnungen bestimmten verschiedene, bis heute erhaltene Nischen das Erscheinungsbild der Wände. So gibt es im Westteil der Südwand eine heute vermauerte Nische mit Rundbogenabschluss, die möglicherweise als Wandschrank diente, sowie in der Nordwand zwei, in der Ost- und Südwand je eine kleine, leicht querrechteckige Nische als sicheren Standplatz für eine künstliche Lichtquelle wie etwa eine Öl- oder Talglampe.

Den eher schlichten, aber großflächigen Raum bestimmen seit jeher die beiden an den Ecken abgestuften Freipfeiler in der Raummitte sowie die große und recht tiefe Rundbogennische in der Westwand, deren rechtes Gewände auf die Eckabstufung der Freipfeiler bezug nimmt und die dem Raum einen durchaus monumentalen Charakterzug verleiht.

Für gewisse Annehmlichkeiten beim Aufenthalt in diesem Raum sorgten ein (aus den Befunden recht sicher erschließbarer) Kamin anstelle der heutigen renaissancezeitlichen Kaminreste in der Ostwand sowie die Abortanlage in der Südwestecke. Diese ist nicht, wie anfänglich üblich, vom Hauptraum frei einsichtig, sondern als sog. ‚haymlich gemach' teilweise durch Mauerzungen abgetrennt und konnte vermutlich noch durch Tücher zusätzlich verhängt und abgeteilt werden. Die Rhedaer Abortanlage gehört dem Typus des sog. ‚Schachtabtrittes' an, bei dem der Entsorgungsschacht in der Mauerstärke verläuft.[870] Die Außenöffnung des Schachtes, über die sich die Fäkalien zum Mauerfuß und weiter in die Gräfte entleerten, ist nicht erhalten bzw. z. Zt. nicht sichtbar. Die heutige Schachthöhe von 12,60 m könnte darauf hindeuten, dass sich die Außenöffnung ehemals im unteren Wanddrittel befunden hat, doch könnte der untere Teil des Schachtes auch verschüttet sein und sich ehemals über eine Öffnung am Mauerfuß entleert haben. Der Abortschacht wurde, wie die Bauuntersuchungen ergaben (siehe Kap. D.4.3.2.10.), in den Bauphasen I–III sehr stark querrechteckig angelegt und war offenbar für einen zweisitzigen Abtritt gedacht, doch wurde beim Weiterbau in Phase IV schließlich nur eine einsitzige Abtrittnische ausgeführt.

[870] S. dazu ZEUNE, Burgen, 1996, S. 187–188; ZEUNE, Abortanlagen, 1999.

Anders als heute dürfte der große Wohnraum zu seiner Entstehungszeit durch die recht große Anzahl der Öffnungen sowie durch Verputz und Kälkung deutlich heller gewirkt haben, zu einer eventuell vorhandenen Raumfassung oder Ausmalung können momentan leider keine Aussagen getroffen werden, sie erscheinen bei dem an der Architektur noch erkennbaren Anspruchsniveau der Raumgestaltung aber nicht abwegig.

Die aufwendige Durchfensterung sowie die Ausstattung der Fensternischen mit Sitzbänken, des weiteren die Heizbarkeit des Raumes durch den offenen Kamin, der die Bezeichnung ‚Kemenate' rechtfertigt, sowie schließlich die Abortanlage, die ein Verlassen des Turmes zum Zwecke der Notdurft unnötig machte, sprechen eindeutig für eine Interpretation des Raumes als repräsentatives Wohngemach oder zumindest zeitweiliger Aufenthaltsraum für den Burgherrn oder einen hochgestellten Gast.[871]

Schließlich ist noch auf die beiden bis heute erhaltenen Öffnungen im Fußboden hinzuweisen, die durch die Ringschlusssteine der beiden Hauptgewölbe der Kapelle eine Verbindung zum Kapellenraum herstellen. Ihre Funktion ist nicht ganz klar, vermutlich stellen sie eine bewusste Verbindung zum darunter gelegenen Sakralraum her, um so möglicherweise besonderen himmlischen Schutz zu genießen. Eine vergleichbare Schlusssteinöffnung zu einem darüber liegenden Profanraum besitzt auch die Kapelle im Hauptturm der Burg Trifels (Abb. 1465).[872] Der dortige Raum über der Kapelle, die zeitweilig der Aufbewahrung der Reichskleinodien diente, wird gelegentlich als symbolträchtiges ‚Gemach des Königs' gedeutet.

7.6. Zusammenfassung

Zu seiner Entstehungszeit war der Tor- und Kapellenturm ein wesentlicher, die Gesamtanlage dominierender Teil der Burg Rheda. Diese wurde ab dem letzten Jahrzehnt des 12. Jahrhunderts auf einer älteren Hochmotte als Ringmaueranlage errichtet, in die auch der im Kern ebenfalls noch romanische Ostturm einbezogen

[871] Möglich wäre aber vielleicht darüber hinaus auch eine Nutzung durch die Turmbesatzung.

[872] Zu Burg Trifels und ihrer Baugeschichte grundlegend die eingehenden Forschungen von Bernhard Meyer: MEYER, Trifels, 1997; MEYER, Trifels, 2001. Vgl. auch STEVENS, Burgkapellen, 2003, S. 140–144. – In der Forschung umstritten ist die Ursprünglichkeit der Schlusssteinöffnung zum Obergeschoss: MEYER, Trifels, 1997, S. 32 und MEYER, Trifels, 2001, S. 556 lehnt sie ab; STEVENS, Burgkapellen, 2003, S. 144 beruft sich auf Meyer und hält sie für „eher unwahrscheinlich". Dagegen legt LEISTIKOW, Trifelskapelle, 2005 nochmals die Gründe für eine Ursprünglichkeit der Schlusssteinöffnung dar: Neben den Beschreibungen des 19. Jahrhunderts ist es v. a. die Ausbildung des Schlusssteines als Ringschlussstein, die in der Tat dafür spricht.

war. Den Hauptakzent bildete jedoch der Tor- und Kapellenturm, durch den der einzige Zugang zur Kernburg führte. Der ‚Palas' als Wohn- und Saalbau der Burg befand sich unmittelbar angrenzend auf der Nordseite des Turmes, wie anhand des Inventares von 1623 und baulicher Indizien am Kapellenturm erschlossen werden konnte. Diese beiden eng aufeinander bezogenen Gebäude bildeten zusammen die Hauptrepräsentationsbauten der Burg. Entsprechend diente der in seiner Außenerscheinung sehr monumental und wehrhaft anmutende Turm, der ehemals noch um ein Geschoss höher war, auch der Demonstration von Macht und Stärke. Dies wurde noch unterstützt durch die steinsichtig belassenen Buckelquaderlisenen, die sich kontrastreich von dem geschlämmten Bruchsteinmauerwerk der drei Feldseiten bzw. von den verputzten Backsteinflächen der Ostseite abhoben. Letztere ist durch ihre reichere Durchfensterung und Gliederung mittels Altarerker etc. als repräsentative Schaufront aufgefasst.

Das Erdgeschoss des Turmes nahm die Tordurchfahrt auf, die im Inneren nur einfach überschlämmt war und deren ehedem tiefer liegender Fußboden nach Osten hin leicht anstieg. Das westliche Einfahrtstor war mit Torflügeln und einem Fallgatter ausgestattet, das östliche hingegen nur mit einem Fallgatter, um so ein Verschanzen der in die Durchfahrt eingedrungenen Angreifer zu verhindern.

Im ansonsten baulich weitgehend unveränderten Kapelleninneren ist die untere Altarnische gedanklich zu rekonstruieren: Sie war ehemals mittels einer Rückwand geschlossen und wurde, wie die Befunde belegen, von zwei schlanken Säulchen flankiert, deren Kämpferlinie mit dem Bogenansatz des Nischenbogens korrespondierte. Möglicherweise waren diese Säulchen Teil eines Altarziboriums, von dem sich jedoch keine weiteren Spuren erhalten haben.

Die nachgewiesene bauzeitliche Innenraumfassung erweist sich als schlicht, zeichnet sich jedoch durch eine hohe Qualität des geglätteten und verdichteten Putzes aus, hinzu kommen – neben den steinsichtig belassenen Hauptpfeilern – die nicht überputzten Eckverquaderungen an Portal- und Fensternischen, deren Fugennetz durch einen weißen Fugenstrich betont und darüber hinaus auf dem Putz fortgeführt wurden. Eine möglicherweise aufwendigere Gewölbeausmalung wie auch eine bauzeitliche (Farb-?) Verglasung der Fenster ist freilich vollständig verloren gegangen. Erhalten blieben hingegen Teile des Fußbodenbelages aus einfachen

Backsteinen sowie die dreistufige Treppenanlage zum Ostjoch, das als Chorjoch unter Umständen ursprünglich eine aufwendigere Bodengestaltung besaß.

Das Ostjoch fungierte als Sanktuarium und nahm die beiden nachweisbaren Altarstellen auf: Ein Altar befand sich im Untergeschoss vor der Flachnische der inneren Ostwand, der zweite Altar axial darüber in der Spitzbogennische der Ostwand unterhalb des Rosettenfensters. Auf beide heute verlorene Altarpositionen verweisen noch die seitlich erhaltenen Piscinen. Von den beiden Altären ist wohl der untere als Hauptaltar anzusprechen, da das Untergeschoss der Kapelle als ‚*capella publica*' für die allgemeinen Gottesdienstbesucher, das heißt die Burgbesatzung und das Gesinde, diente, während das Obergeschoss als ‚capella privata' auf den seitlichen Emporen die Familie des Burgherrn mit ihrem Gefolge beherbergte. Dort findet sich allerdings – mangels Westempore – kein architektonisch herausgehobener Sitzplatz für den Burgherrn. In der Forschung wurden daher verschiedene Vorschläge gemacht, so der Bereich über der sog. ‚Sakristei', des weiteren diese selbst sowie das Podest der Westtreppe. Denkbar sind alle drei Stellen, möglicherweise wurden sie auch wechselweise genutzt, je nach Anlass. Den architektonisch am stärksten ausgezeichneten Platz stellt jedoch das Treppenpodest dar, das wie ein Thronpodest wirkt und zudem von der Würdeformel der Dreierarkade überhöht wird, deren kostbare Schiefersäulen auf Basen in Gestalt von Löwen, einem klassisches Herrscher- und Machtsymbol, ruhen.

Durch die annähernd quadratische Verbindungsöffnung zur Tordurchfahrt im Boden des Westjoches der Kapelle konnte aller Wahrscheinlichkeit nach der Kapellenraum bei Bedarf ins Erdgeschoss hinein räumlich erweitert werden. Die dort in der Tordurchfahrt versammelten Gläubigen konnten so zumindest akustisch und olfaktorisch die Liturgie in der Kapelle mitverfolgen. Daneben wird die Öffnung aber vornehmlich für Verteidigungszwecke vorgesehen gewesen sein: So konnten durch sie die in die Einfahrt eingedrungenen Angreifer effektiv bekämpft werden. Wehrtechnischen Zwecken diente ebenfalls der das Kapellenuntergeschoss im Norden, Osten und Süden umlaufende Umgang, von dem aus das Fallgatter der östlichen Einfahrt bedient und die Südflanke des Turmes bestrichen werden konnte. Zudem wirkte der nordwestliche Gangabschnitt wie eine ‚Pufferzone', da vor einer Eroberung des Kapellenraumes, der den Burgbewohnern als ‚letzter Rückzug' dienen

konnte, zunächst noch das mittels eines Riegelbalkens besonders zu sichernde innere Kapellenportal erstürmt werden musste. Schließlich konnte der Gangabschnitt vor dem Portal als Vorhalle und als allgemeiner Verkehrsweg genutzt werden, bei dem – ohne den Kapellenraum betreten zu müssen – die Zugangsmöglichkeiten zum Umgang und zur Wendeltreppe in die Turmobergeschosse gegeben waren.

Während das fünfte Turmgeschoss und die Wehrplattform mit der Bedachung heute vollständig verloren sind und nur vage rekonstruiert werden können, hat das vierte Turmgeschoss weitgehend seinen baulichen Umfang des 13. Jahrhunderts bewahrt. Es ist durch Fensternischen mit Sitzbänken, einen (erneuerten) Kamin in der Ostwand sowie durch die abgeteilte Abortanlage in der Südwestecke als durchaus repräsentatives, nur durch die beiden Freipfeiler untergliedertes Wohngeschoss ausgestaltet worden.

Der Tor- und Kapellenturm von Rheda, der in seiner Substanz hervorragend erhalten ist und dessen Erscheinungsbild zum Zeitpunkt der Fertigstellung daher annäherungsweise rekonstruiert werden konnte, erweist sich somit – neben dem ‚Palas' – als der Hauptrepräsentationsbau der Burganlage, der in sich die teilweise ineinander verschränkten Funktionen von Wehrbau, Sakralraum und Wohnnutzung auf höchst geschickte Weise vereint und die Verschränkung von Profanem und Sakralem, Herrschaft und Glaube, auch in symbolträchtiger Weise baulich sichtbar macht.

8. Typologische Analyse von Grundriss und Raumstruktur des Rhedaer Tor- und Kapellenturmes

8.1. Das begonnene Entwurfskonzept der Phase I

Die Befunde an den Umfassungswänden des Kapellenuntergeschosses lassen auf ein Raumkonzept als Planungsgrundlage schließen, das deutlich von der heutigen Ausführung abweicht. Betrachtet man die Fensteröffnungen des heutigen Umgangsystems, so erscheinen sie für den jetzigen Zusammenhang viel zu groß und mit der Quaderung der Fenster- und der Nischengewände auch viel zu aufwendig. Dieser Eindruck ändert sich jedoch sofort, nimmt man anstelle der nördlichen und südlichen Umgänge Seitenschiffe an: Durch Arkadenöffnungen zum Mittelschiff (als Hauptraum) wären die nun sinnvoll erscheinenden, aufwendig gerahmten

Fensteröffnungen entsprechend zur Geltung gekommen. Die Annahme von Seitenschiffen findet ihre Bestätigung in den Befunden der Ostwand der Kapelle (vgl. Kap. D.4.3.2.2.; D.4.3.2.7.): Hier finden sich im Unter- wie im Obergeschoss Wandvorlagen mit einem Schrägsockel, die eindeutig auf ein anderes Gestaltungs- und Raumkonzept bezogen waren: Im Untergeschoss sind die beiden Wandvorlagen in ihrem jetzigen baulichen Zusammenhang völlig überflüssig, im Obergeschoss nehmen sie zwar die Arkadenbögen des Ostjoches auf, doch sind diese selbst und damit auch die Kämpfergesimse jeweils zur Mitte hin verschoben. Aber auch die aus derselben Bauphase stammenden Wandvorlagen der beiden Geschosse sind nicht ganz axial übereinander angeordnet: Die unteren erreichen eine Breite von 184 cm und haben einen Abstand von 467 cm, die oberen hingegen nur eine Breite von 142,5/143 cm und einen Abstand von 476,5 cm, woraus sich eine deutliche Achsverschiebung der Vorlagen ergibt und eine Verbreiterung der Außenkompartimente von 212 cm auf 248,5/250 cm bei annähernd gleicher Gesamtbreite.[873]

Diese Befunde der Kapellenostwand bezeugen eine von Anfang an vorgesehene Zweigeschossigkeit des Kapellenraumes beim Entwurfs- und Ausführungskonzept der Phase I. Zudem zeichnet sich durch die unterschiedliche Vorlagenbreite ab, dass die Bauglieder des Untergeschosses breiter und damit kräftiger und schwerer, diejenigen des Obergeschosses hingegen schmaler und dadurch schlanker, leichter angelegt waren. Diese architektonische Auszeichnung des Obergeschosses durch schlankere Proportionen findet seine Fortsetzung in den Ostenden der Seitenkompartimente: Sind es im Untergeschoss einfache Rechtecknischen, so wurden im Obergeschoss aufwendigere Apsiden angelegt.

Die baulichen Indizien im Bereich der Ostwand und der Außenwände des Umgangs erlauben eine zumindest annäherungsweise Rekonstruktion des Entwurfskonzeptes der Phase I: Die genannten Wandvorlagen der Ostwand legen die Planung einer zweigeschossigen Arkadengliederung nahe. Zwar ist durch die spätere Umgestaltung beim Ausbau des Umganges die ursprünglich vorgesehene Kämpferhöhe des Untergeschosses nicht mehr ablesbar,[874] doch ist schon allein aufgrund der relativ

[873] GAUL, Rheda, 1955, S. 196 nimmt irrtümlich an, dass „die Wandpfeiler [der O-Seite] von unten bis oben durchgehen und von dem eingebauten Wehrganggewölbe überschnitten werden“.

[874] Möglicherweise würde sie sich jedoch bei einer Putzentfernung durch eine Unregelmäßigkeit bei der Backsteinmauerung abzeichnen.

geringen Geschosshöhe und der sich daraus ergebenden Proportionierung eine Doppelarkade mit Zwischenstütze pro Joch mit entsprechend hoher Kämpferlinie anzunehmen. Der sich dahinter ergebende Seitenschiffraum konnte jedoch nicht – wie zunächst zu vermuten wäre – entsprechend dem Gebundenen System mit zwei Gewölbejochen überfangen werden, da sich hier in den Außenwänden mittig jeweils ein Fenster befindet. Möglich wäre nur ein recht flaches, längsrechteckiges Kreuz(grat)gewölbe oder eine Abdeckung mit Holzbohlen.[875] Die Position der beiden Hauptpfeiler war sicherlich genau in der Flucht der unteren Wandvorlagen der Ostwand vorgesehen, die damit deutlich weiter (ca. 467 cm) auseinander gerückt wären als die heutigen Hauptpfeiler (ca. 332 cm von Rechteckvorlage zu Rechteckvorlage), doch entspräche dies auch eher dem Abstand (410 cm) der beiden pfeilertragenden Mauerzungen im Turmerdgeschoss darunter.

Der größere Abstand der Obergeschossvorlagen der Ostwand und ihre geringere Breite erlauben zudem den Rückschluss, dass die beiden geplanten Hauptpfeiler – anders als die heutigen – nicht als durchlaufend vorgesehen waren, sondern eine horizontale Zäsur erhalten sollten, über der dann der obere, schlankere Pfeilerabschnitt entsprechend den Wandvorlagen aufsteigen sollte. Ob auch hier eine Doppelarkade auf einer Zwischenstütze pro Joch vorgesehen war, lässt sich aufgrund der heutigen Befundlage nicht mehr erschließen, erscheint jedoch nicht unwahrscheinlich.

Die Form der oberen Altarnische ist unzweifelhaft wie heute als Rechtecknische angelegt gewesen, muss jedoch in ihrer Detailausbildung unklar bleiben, da die heute prägenden Formen der rahmenden Dreisäulenbündel und des auf ihnen ruhenden Spitzbogens als Teile einer späteren Bauphase (III) anzusehen sind, wohl ebenso die Sechspassrosette. Auch über die Erreichbarkeit dieser Altarnische können nur Mutmaßungen angestellt werden: Entweder hatte man vor der mittleren Ostwand ein querrechteckiges, brückenartiges Gewölbe vorgesehen oder an derselben Stelle nur eine Konstruktion aus Holz, vielleicht sollte aber gar das ganze Ostjoch mit einem – dann allerdings sehr niedrigen – Gewölbe unterteilt werden. An einem verbindenden Raumschacht zwischen beiden Kapellengeschossen ist jedoch nicht zu zweifeln.

[875] Auch für die ursprüngliche Erdgeschossdeckung der Kapelle von Burg Trausnitz ob Landshut nimmt Ulrike Seeger eine Holzdecke über Schwibbögen an: SEEGER, Trausnitz, 2002, S. 65.

Das hier annäherungsweise rekonstruierte Entwurfskonzept der Phase I – ein dreischiffiger, zweigeschossiger Raum zu zwei Jochen mit seitlichen Doppelarkaden auf Zwischenstützen zumindest im Untergeschoss – erinnert in seiner Gesamtanlage auffallend an die Doppelkapelle S. Crucis auf der Burg Landsberg bei Halle/Saale (Abb. 1449–1454).[876] An diesem im letzten Drittel des 12. Jahrhunderts wohl unter den Wettinischen Markgrafen Dietrich III., Dedo und Konrad von Landsberg errichteten Bau kehrt (abgesehen vom durch kräftige Pfeiler abgesetzten westlichen Quergang) genau dieselbe Grundrissdisposition mit Doppelarkaden auf Zwischenstützen – hier Säulen – und längsrechteckigen Seitenschiffjochen wieder. Auch die schlankere Proportionierung des Kapellenobergeschosses – ein charakteristisches Merkmal herrscherlicher Doppelkapellen[877] – ist hier anzutreffen, ebenso der (innere) Ostabschluss der Seitenschiffe in Rechtecknischen. Die typologische Verwandtschaft beider Bauten legt eine Orientierung der Rhedaer Bauplanung der Phase I an der nur wenig älteren markgräflichen Doppelkapelle der Burg Landsberg oder einem verwandten Bau mit entsprechender Baudisposition nahe, zumal sich bei dem Landsberger Kapellenbau auch eine vergleichbare Mischverwendung von Natur- und Backstein wiederfindet.

Das gemeinsame Vorbild beider Kapellenbauten könnte die im 17. Jahrhundert abgebrochene und nur aufgrund ihrer ergrabenen Fundamentzüge, historischer Abbildungen und Schriftquellen rekonstruierbare Doppelkapelle St. Georg und Gertrud der Burg Dankwarderode in Braunschweig abgegeben haben. Diese wurde etwa um 1160/75 für Herzog Heinrich den Löwen (*1129/31, 1142–1195) errichtet, möglicherweise in Anlehnung an die Liebfrauenkapelle der Goslarer Pfalz. Anders als dort aber werden auch für die Braunschweiger Doppelkapelle – wie in Landsberg – zusätzliche Zwischenstützen in Form von Säulen gemutmaßt.[878] Deren als Spolien überlieferte Kapitell- und Kämpferornamentik stimmt vielfach eng mit der

[876] GEORGE, Landsberg, 1993; SEHMSDORF, Landsberg, 1993 (beide mit Vorsicht zu lesen); WEGE IN DIE ROMANIK, 1993, S. 227–228 (Harmen Thies); DEHIO, Sachsen-Anhalt II, 1999, S. 403–405; SCHMITT, Landsberg, 2004 (mit gesamter älterer Lit.).

[877] S. etwa Schwarzrheindorf, Nürnberg (Abb. 1444), Eger (Abb. 1445–1447), Vianden, ebenso die Doppelkapellen an den Domen zu Speyer und Mainz (Abb. 1441).

[878] So mutmaßt STEVENS, Burgkapellen, 1978, S. 117, „ob nicht die die Längsrichtung betonenden Arkaden in den Scheidbögen von Landsberg in Braunschweig schon vorgebildet waren“; ähnlich MECKSEPER, Königspfalz, 1995, S. 240–241 (mit Verweis auf Quelle von 1620 über den beabsichtigten Ausbau von fünf Marmorsäulen). – Zur Braunschweiger Doppelkapelle allgemein: STEVENS, Burgkapellen, 1978, S. 105; WINTERFELD, Gotthard-Kapelle, 1997, 20; STEVENS, Burgkapellen, 2003, S. 79/81.

Landsberger Bauornamentik überein, was auf einen geringen zeitlichen Abstand deutet.[879]

Da Bernhard II. zur Lippe zu den engsten Gefolgsleuten Heinrichs des Löwen gehörte, erscheint eine Orientierung an der herzoglichen Hauskapelle in Braunschweig (die offenbar bereits in Landsberg eine direkte Nachfolge fand) nicht abwegig, sondern vielmehr höchst naheliegend!

Anders als in Landsberg und Braunschweig gibt es jedoch in Rheda beim Entwurfskonzept der Phase I keine Hauptapsis, sondern – wohl auch bedingt durch die Unterbringung in einem Torturm – auf beiden Etagen nur eine einfache rechteckige Altarnische in der Ostwand, die im Untergeschoss zudem nur sehr flach ausgebildet ist und hier noch beeinträchtigt wird durch die Vorrichtungen für das Fallgatter.

Eine solche zunächst befremdlich erscheinende Verquickung von Altarstellung und Wehrfunktion begegnet jedoch auch in ähnlicher Weise bei der Torkapelle der Burg Gravensteen in Gent, Residenz der mächtigen Grafen von Flandern:[880] Hier ist die Kapelle im zweiten Obergeschoss des langgestreckten Torhauses untergebracht, das laut einer Inschrift 1180 von Philipp von Elsass, Graf von Flandern, erbaut wurde.[881] Der seitlich durch Blendarkaden und Rundbogenfenster gegliederte, flachgedeckte Raum endet im Osten mit einer flachen Wand, in die zur Auszeichnung als Altarwand ein kreuzförmiges Fenster eingelassen ist. Ein tiefer Bogen überfängt die vorgelagerte ehemalige Altarnische, die sich seitlich über geknickte Doppelbögen auf schlanken Zwillingssäulen zu den achteckigen Räumen der Erkertürme öffnet, welche vornehmlich wehrtechnische Funktion hatten. Hier befinden sich je zwei, direkt vor der Altarwand sogar drei Ausgusslöcher für Pechnasen zur Verteidigung des Torhauses[882] – in unmittelbarer Nähe zur Altarstelle!

Die vermutete brückenartige Emporenkonstruktion vor der oberen bzw. über der unteren Altarnische erinnert in ihrer Grunddisposition an die ursprüngliche, im 14.

[879] MECKSEPER, Königspfalz, 1995, S. 240–241.

[880] DE SCHRYVER, Grafenschloss Gent, 1972.

[881] Ebd., S. 11. Die Inschrift befindet sich in einem Vierpass über der Toreinfahrt, unterhalb des Kreuzfensters der Kapelle (s.u.) und lautet: „*Anno incarnationis MCLXXX, Philippus, comes Flandrie et Viromandie, filius Therici comitis et Cibillie, fecit hoc castellum componi*“ (zu Deutsch: ‚Im Jahre der Fleischwerdung [des Herrn] 1180 fügte Philipp, Graf von Flandern und Vermandois, Sohn des Grafen Dietrich und der Sybille, diese Burg zusammen.’).

[882] Ebd., S. 21–22.

Jahrhundert durch Ausbrechen des mittleren Emporengewölbes veränderte Chorgestaltung der ehem. Dompfarrkirche St. Ulrich in Regensburg (um 1225–40; Abb. 1475), die vermutlich als Hof- und Pfalzkapelle der bayerischen Herzöge begonnen wurde und die ebenfalls noch Anklänge an eine klassische Doppelkapelle zeigt (s.u. Kap. D.8.5.).[883] An den allseitig mit Emporen umgebenen, erst nach einer eingreifenden Planänderung entstandenen Kernraum schließt sich östlich der zweigeschossig unterteilte Chorraum an, wobei das Sanktuarium des architektonisch ausgezeichneten Obergeschosses wie eine herausgehobene ‚Altarbühne' erscheint, deren Unterwölbung am Hauptaltar heute unterbrochen ist.[884]

Das anhand der Baubefunde in seinen wesentlichen Züge erschließbare, jedoch nur teilweise ausgeführte Entwurfskonzept der Phase I folgte offenbar Baulösungen, wie sie in den Doppelkapellen von Landsberg und mutmaßlich auch Braunschweig vorgefunden wurden. Letztere könnte auf Veranlassung Bernhards II. zur Lippe das unmittelbare Vorbild für die Rhedaer Doppelkapelle (Phase I) gebildet haben. Die Abweichungen diesen beiden Vergleichsbauten gegenüber – der Verzicht auf eine aufwendige Ostpartie sowie auf eine Westempore – dürften darin begründet liegen, dass die Rhedaer Kapelle anders als diese nicht als selbständiger Bau angelegt wurde. Stattdessen wurde sie in einen quadratischen Torturm eingefügt, der die Anlage einer dem Hauptraum vorgelagerten Westempore gar nicht, die von Altarnischen nur in sehr reduzierter Form zuließ, da – wie in Gent (s.u.) – auch wehrtechnische Gegebenheiten zu berücksichtigen waren. Trotz dieser ‚Verkürzungen' zeigt das ablesbare Raumkonzept aufgrund der erschließbaren Position der beiden Hauptpfeiler und der anzunehmenden Scheidbogenstellungen eine betonte Längsrichtung.

8.2. Das ausgeführte Entwurfskonzept der Phasen II/III

Durch den veränderten Innenausbau der Kapelle infolge der Planänderung vor Fortführung der Bauarbeiten in Phase II kam es zu einer gänzlich anderen Raumdisposition als ursprünglich geplant: Die Seitenschiffe wurden aufgegeben und an ihrer Stelle im Norden, Osten und Süden ein umlaufender, wehrtechnisch genutzter

[883] HUBEL, Ulrichskirche, 1986; DEHIO, Bayern V, 1991, S. 548–551; BORGMEIER/HUBEL/TILLMANN/WELLNHOFER, Regensburg, 1997, S. 178–182; HUBEL/NITZ/FUCHS, St. Ulrich, 2005, S. 2–4.

[884] Der jetzige Schwibbogen zwischen den westlichen Mittelpfeilern der Ostempore stammt von 1962. S. die Angaben in den Literaturhinweisen der vorigen Anm.

Gang angelegt, der aufgrund seiner unterschiedlichen Breite das Westjoch stärker, das Ostjoch deutlich geringer einschnürte. So erhielt das Kapellenuntergeschoss eine quasi einschiffige Raumgestalt, die sich aber im Ostjoch zu seiten des Altarraumes nach Norden und Süden ausweitet, wobei sich der nördliche, gewölbte Anraum mittels einer Doppelarkade seitenschiffartig öffnet,[885] während der südliche gänzlich offen und ungewölbt bleibt.

Das vornehmlich in Phase III ausgeführte Kapellenobergeschoss mit seinen Emporen über den Umgängen erhält durch die nun frei aufsteigenden Hauptpfeiler und die auf ihnen aufruhenden Scheidarkaden eine eindeutig dreischiffige Raumstruktur, wobei die seitlichen Emporenschiffe durch die ‚Qualität' ihrer Wölbung – einfache Längstonnengewölbe – deutlich hinter dem Mittelschiff mit seinen gebusten Kreuzrippengewölben zurückgenommen sind.

Durch den Verzicht auf eine vierte, den Raum einschnürende Empore im Westen und die dortige Installation einer beide Geschosse umfassenden Drillingsarkade vor der Doppeltreppe zu den Emporen erhält der über beide Etagen reichende Kernraum der beiden Hauptjoche das deutliche Übergewicht, doch spricht die Zweigeschossigkeit durch die dreiseitig umlaufenden Emporen gleichermaßen deutlich mit im Gesamtcharakter des Raumes.

Für die Grundrissdisposition und die Raumstruktur des ausgeführten Entwurfskonzepts der Phase II lassen sich keine konkreten Vorbilder aufzeigen, der Bau ist in seiner Gesamtgestalt einzigartig. Dies ist sicherlich auch darauf zurückzuführen, dass die gefundene Raumform das Ergebnis einer tiefgreifenden Umplanung ist, die in ihrer Konzeption nicht ganz frei war, sondern auf den Gegebenheiten der vorausgehenden Bauphase aufbauen musste.

Ist die Raumstruktur in ihrer Gesamtheit einmalig, so lassen sich doch für einzelne Elemente der Baugestaltung Parallelen aufzeigen, die den Rhedaer Kapellenturm in ein weitreichendes zeitgenössisches Umfeld stellen: So erinnerte die ungewöhnliche Disposition, dass der Kapellenraum von einem vornehmlich wehrtechnisch bedingten Umgang umlaufen wird, bereits E. Schmidt „lebhaft an die Donjons Englands und

[885] Bei LUDORFF, Kreis Wiedenbrück, 1901, S. 56 wird dieser Anraum bezeichnenderweise als ‚Seitenschiff' aufgefasst (man spricht von einer „dreischiffige[n] Choranlage", deren „südliche[s] Seitenschiff" fehlt).

Nordfrankreichs“,[886] Oskar Schürer verwies hingegen konkreter auf südfranzösische Donjons und nannte „die Gangsysteme der Donjons der Burg Arques und [...] den Donjon ‚Le César’ (oder ‚Tour - le Roi’) in Provins“.[887] Der Donjon in Arques (um 1150–70) zeichnet sich in der Tat durch verschiedene, voneinander getrennte Treppen- und Gangsysteme aus,[888] doch bleiben auch hier die Vergleiche eher allgemeiner Natur. Zu nennen wäre auch noch der Donjon von Chambois (Orne), errichtet im dritten Viertel des 12. Jahrhunderts nach dem Vorbild englischer ‚Norman Keeps’,[889] wo in der Wandstärke von einigen der Fensternischen aus Gänge zu Nebengelassen und Abortanlagen ausgehen, doch besteht hier kein durchgehendes Gangsystem wie in Rheda.

Im Dehio-Band ‚Westfalen’ von 1969 wird darüber hinaus ein Bezug zum Heiligen Land hergestellt: „Beziehungen zu Dispositionen der syrischen Kreuzfahrerburgen des 12. Jahrhunderts sind nicht zu übersehen“,[890] konkrete Beispiele werden jedoch nicht angeführt und lassen sich auch so nicht benennen, es geht vielmehr um grundsätzliche Prinzipien bei der Anlage von Wehrbauten und ihren ausgeklügelten, verschränkten Gang- und Treppensystemen im Verhältnis zu den Hauptraumdispositionen.

Für das „Ineinanderstellen von Räumen und gleichzeitig weitgehende Abschließen voneinander“ verweist Ulrich Stevens auf den Granusturm der Aachener Palastaula (um 800), bei dem Treppen und Gänge in ähnlicher Weise die quadratischen Räume im Turminneren umschließen, sowie auf eine Gruppe rheinischer, meist runder Bergfriede mit Treppen in der Mauerstärke, die genutzt werden können, ohne die Räume im Turminneren betreten zu müssen, so in Rheinbach (um 1200), Walberberg (‚Hexenturm’, um 1200), Monreal (Große Burg, Anfang 13. Jahrhundert), des weiteren – in abgewandelter Form – auf der Godesburg (1. Hälfte 13. Jahrhundert) und in Beilstein (um 1200).[891] Bei den genannten Beispielen handelt es sich jeweils um eine klare Trennung von Verkehrs- und Wehrfunktion einerseits und Wohnfunktion

[886] SCHMIDT, Burgcapelle, 1900, S. 83. – Noch allgemeiner verweist DEHIO, Westfalen, 1969, S. 481 auf die „großen westeuropäischen Donjons“.
[887] SCHÜRER, Doppelkapellen, 1929, S. 178. – Ihm folgend GAUL, Rheda, 1955, S. 195; GAUL, Dynastenburgen, 1970, S. 250.
[888] Auch STEVENS, Burgkapellen, 1978, S. 183 und STEVENS, Burgkapellen, 2003, S. 133 nennt Arques als Vergleich und verweist als Literatur auf VIOLLET-LE-DUC, Architecture française, Bd. V, 1868, S. 37–48.
[889] ALBRECHT, Adelssitz, 1995, S. 47, dazu Abb. 47, 48; ALBRECHT, Haale – Saalgeschoßhaus – Wohnturm, 1995, S. 498.
[890] DEHIO, Westfalen, 1969, S. 481.
[891] STEVENS, Burgkapellen, 1978, S. 184–186; STEVENS, Burgkapellen, 2003, S. 134 (gekürzt).

andererseits, darin der Funktionstrennung in Rheda grundsätzlich vergleichbar, doch schien hier die räumliche Trennung noch geratener, da es sich bei dem ‚umschlossenen Raum' um einen Sakralraum handelt.

Das Umschließen eines Sakralraumes durch einen Umgang begegnet in gut vergleichbarer Form auch – wie in Kap. D.7.4.5.5. dargelegt – bei der ‚Capella Palatina', der Palastkapelle des normannischen Königspalastes, in Palermo.

Schließlich sei noch auf die aus der Mitte des 12. Jahrhunderts stammende Doppelkapelle der Burg Are bei Altenahr[892] – der Stammburg der Grafenfamilie von Are, der auch Heilwig von Are-Nürburg, die Gemahlin Bernhards II. zur Lippe, entstammte – verwiesen (Abb. 1442–1443): Hier wird die Nordseite der Kapelle von einem ehemals mit einer Viertelkreistonne überwölbten Gang begleitet, zu dem sich die Kapelle nur mit einer (wohl einstmals verschließbaren) Tür und einem schießschartenartigen Fensterschlitz öffnet. Da Nord- und Ostwand des Ganges heute abgängig und daher keine weiteren aufschlussreichen Befunde mehr möglich sind, muss sein genauer Sinn und Zweck – sicherlich ein wehrtechnischer Zusammenhang – unklar bleiben. Mit Rheda recht gut vergleichbar sind das Vorlagern eines profanen, wohl wehrtechnischen Ganges und die Möglichkeit der Verteidigung des Kapellenzuganges durch eine benachbarte Schießscharte.

8.3. Die Rhedaer Burgkapelle – eine ‚echte' Doppelkapelle?

Die ungewöhnliche, letztlich ohne direkten Vergleich bleibende Raumstruktur der Burgkapelle von Rheda hat in der bisherigen kunsthistorischen Forschung immer wieder die Frage aufgebracht, ob es sich dabei überhaupt um eine richtige Doppelkapelle handele.[893] Hier ist nun die Art der Definition von ‚Doppelkapelle' entscheidend, wobei festgehalten sei, dass es sich dabei nicht um eine zeitgenössische, sondern um eine von der Kunstgeschichte geschaffene Begrifflichkeit handelt. Ulrich

[892] VERBEEK, Burgenbaukunst, 1938, S. 33–36; KUBACH/VERBEEK, Rhein und Maas, 1976, Bd. I, S. 56–58, dazu Abb. 100, 101 und Bd. III, 1976, Taf. 22,2; STEVENS, Burgkapellen, 1978, S. 112–113; DEHIO, Rheinland-Pfalz/Saarland, 1984, S. 15; THON/RUDERSDORF, Burgkapelle, 1999, S. 173–177; STEVENS, Burgkapellen, 2003, S. 86–87.

[893] SCHÜRER, Doppelkapellen, 1929, S. 178, BANDMANN, Doppelkapelle, 1958, Sp. 197, ZELLNER, Baugeschichte, 1964, S. 20, ZELLNER, Schloßkapelle, 1965, S. 18, ARENS, Pfalz- und Burgkapellen, 1976, S. 199; BERGER, Kapellenturm, 1988, S. 40–42; KEMPKENS, Lettland, 2003, S. 85; DORN, Herford, 2006, S. 139–140, DORN, Bauen im Zeichen der Rose, 2008, S. 130 und KEMPKENS, Bernhard II., 2008, S. 117 bejahen dies. – STEVENS, Burgkapellen, 1978, S. 141, 163, STEVENS, Burgkapellen, 2003, S. 120, 245, GROSSMANN, Burg, 2010, S. 203 verneinen dies. – MÜHLEN, Kapellenturm, 1968, S. 71, MÜHLEN, Rheda, 1979, S. 7–8 und LOBBEDEY, Westfalen, 1999, S. 174–175 lassen es letztendlich offen.

Stevens schreibt zuletzt dazu: „Nach der Definition von O. Schürer ist eine Doppelkapelle eine räumliche Einheit von übereinanderliegenden Kapellenräumen mit eigenen Altären, die sich um einen durchgehenden mittleren Raumschacht gruppieren. Die waagerechte Erstreckung der Kapellenräume und die lotrechte Verbindung zwischen ihnen sind gleichberechtigte, nicht einander untergeordnete Bestandteile des Baues. Daher können weder Zentralräume mit umlaufenden Emporen, die keine eigenen, die Waagerechte betonenden Räume bilden, noch doppelgeschossige Kapellen, deren übereinanderliegende Kapellenräume nicht miteinander verbunden sind, als Doppelkapellen bezeichnet werden“.[894] Dieser eher von der Verbindung bzw. Eigenständigkeit der beiden Kapellengeschosse her aufgefassten Definition steht die mehr von der liturgischen Disposition hergeleitete Auffassung Günter Bandmanns gegenüber: „Als Grundlage unserer Definition soll vornehmlich gelten, daß in beiden Geschossen übereinander Altäre stehen. [...] Die Größe der Mittelöffnung ist an sich unmaßgeblich für die Unterscheidung zwischen D[oppelkapelle] und Emporenkapelle“.[895]

An dieser Stelle erscheint ein Blick auf die Genese der ‚Doppelkapelle’ sinnvoll, wobei dies hier nur als genereller, stark verkürzter Überblick möglich ist – dieses Thema bedürfte (über die bisherige Forschung hinaus) einer eigenen, umfassenden Untersuchung, die im vorliegenden Zusammenhang nicht zu leisten ist.[896] Eine der Wurzeln der Doppelkapellen reicht bis in die frühchristliche Spätantike zurück, wo sich eine Doppelgeschossigkeit von Sakralbauten bereits bei Mausoleen (Theoderich-Grabmal in Ravenna) und Martyrien findet.[897] Maßgeblich für die mitteleuropäische Entwicklung wurde jedoch die auf frühbyzantinischen Ideen (Sergios-und-Bacchos-Kirche in Konstantinopel, S. Vitale in Ravenna) basierende Pfalzkapelle Karls des Großen in Aachen (um 790/94–800), deren zentraler oktogonaler Raumschacht von umlaufenden Emporen umgeben wird, die (zumindest seit dem 10. Jahrhundert) als

[894] STEVENS, Burgkapellen, 2003, S. 73 (leicht veränderte Fassung seiner Definition bei STEVENS, Burgkapellen, 1978, S. 98) mit Verweis auf SCHÜRER, Doppelkapellen, 1929, S. 103–108.

[895] BANDMANN, Doppelkapelle, 1958, Sp. 196–197.

[896] Folgende Abhandlungen zum Thema ‚Doppelkapelle’ sind als maßgebliche Literatur zu nennen: SCHÜRER, Doppelkapellen, 1929; BANDMANN, Doppelkapelle, 1958; ARENS, Pfalz- und Burgkapellen, 1976, S. 198–200, 210; STEVENS, Burgkapellen, 1978, S. 88–170; SCHÜTZ/MÜLLER, Deutsche Romanik, 1989, S. 552–558; BADSTÜBNER, Emporenkirche, 1990; SCHMITT, Neuenburg, 1995; BINDING, Doppelkapelle, 1996; WINTERFELD, Gotthard-Kapelle, 1997, v. a. S. 20; THON/RUDERSDORF, Burgkapelle, 1999, S. 162–164; STEVENS, Kirchen und Kapellen, 1999, S. 317; STEVENS, Burgkapellen, 2003, S. 69–124; FRIESE, Schwarzrheindorf, 2006, S. 130–193.

[897] BANDMANN, Doppelkapelle, 1958; ihm folgend STEVENS, Burgkapellen, 1978, S. 164; STEVENS, Burgkapellen, 2003, S. 120.

‚Gottesdienstraum für die Herrschaft' genutzt wurden. Das Aachener Raumschema als Synonym für ‚Herrscherkirche' fand vom 9.–11. Jahrhundert innerhalb des Deutschen Reiches eine größere Nachfolge in mehr oder minder ‚wörtlichen' Aachen-Kopien innerhalb und außerhalb von Pfalzen (unter anderem Brügge, Bamberg, Ottmarsheim, Nymwegen, Georgenberg bei Goslar)[898] und wird dann von einem neuen Typus abgelöst, der Vierstützen-Doppelkapelle, die Günter Bandmann als Reduzierung des Aachener Raumschemas auffasst, doch ist diese Ableitung in der Forschung zunehmend umstritten.[899] Weniger anzuzweifeln ist jedoch der fortbestehende ikonologische Aachen-Bezug: Es „ist davon auszugehen, daß mit der Doppelgeschossigkeit ein Bezug auf das große Vorbild Aachen stattfand und diese von dort stets ihre repräsentative Bedeutung speiste".[900]

Auf der Suche nach dem Vorbild der Vierstützen-Doppelkapelle, „das diesem Typus die Kraft gab, eine eigene Tradition als Herrscherkirche auszubilden und die ‚wörtliche' Aachen-Kopie zurückzudrängen",[901] verwies Hans Josef Böker auf den Bautypus der mittelbyzantinischen Kreuzkuppelkirche, die eine verwandte Grundrissbildung erkennen lässt, aber auch hier ist es keine wörtliche Übernahme des Typus.[902] Als weitere Wurzel wird die in der ersten Hälfte des 11. Jahrhunderts voll ausgebildete Vierstützenkrypta angesehen, die in ihrer Raumbildung eng verwandt erscheint.[903]

Die beiden frühesten fassbaren Kapellenbauten des Vierstützen-Typus stellen möglicherweise die Johanniskapelle Erzbischof Heriberts (999–1021) am Südostquerhaus des karolingisch-ottonischen Kölner Domes und die zumeist in die Zeit Kaiser Konrads II. (1024–1039) um 1035 datierte Liebfrauenkapelle im Anschluss an den nördlichen Wohntrakt der Goslarer Kaiserpfalz dar, doch sind beide Bauten nur in ihren Fundamenten auf uns gekommen, so dass die Rekonstruktionen ihrer

[898] SCHÜRER, Doppelkapellen, 1929, S. 104, 109–111, 189–190; BANDMANN, Doppelkapelle, 1958, Sp. 206, 210–212; ARENS, Pfalz- und Burgkapellen, 1976, S. 197; STEVENS, Burgkapellen, 1978, S. 88–98, 156–157; STREICH, Burg und Kirche, 1984, u. a. S. 405–414; SCHÜTZ/MÜLLER, Deutsche Romanik, 1989, S. 527–533, 556; STEVENS, Kirchen und Kapellen, 1999, S. 317; STEVENS, Burgkapellen, 2003, S. 69–73, 117–118, 248.

[899] BANDMANN, Doppelkapelle, 1958, Sp. 211–212; BORNHEIM gen. SCHILLING, Höhenburgen, 1964, Bd. I, S. 166–171; STREICH, Burg und Kirche, 1984, S. 415–419, 522–530; et.al. – Vgl. dazu STEVENS, Burgkapellen, 1978, S. 157–158; STEVENS, Burgkapellen, 2003, S. 117–118, 248; FRIESE, Schwarzrheindorf, 2006, S.139–143 (jeweils mit Forschungsdiskussion).

[900] THON/RUDERSDORF, Burgkapelle, 1999, S. 164.

[901] STEVENS, Burgkapellen, 2003, S. 118.

[902] STEVENS, Burgkapellen, 2003, S. 118–119 mit Verweis auf Hans Josef Böker.

[903] S. dazu STEVENS, Burgkapellen, 1978, S. 103, 159–160; STEVENS, Burgkapellen, 2003, S. 118–119.

Raumgestalt und auch ihre Datierungen nicht unumstritten sind.[904] Besser erhalten oder fassbar sind eine Reihe von Doppelkapellenbauten des 11. und 12. Jahrhunderts, so bei den Domen in Speyer (um 1080/1100), Mainz (1137 geweiht; Abb. 1441) und Trier (St. Stephan, Mitte 12. Jahrhundert) sowie in den Königspfalzen von Nürnberg (um 1180; Abb. 1444) und Eger (Cheb/ČR; um 1210/20; Abb. 1445–1448).[905] Fritz Arens machte darauf aufmerksam, dass es sich bei den genannten Doppelkapellen (einschließlich Goslar und Hagenau/Elsass) um Kapellen an Königs- oder Bischofspfalzen handelt, welche gleichermaßen dem im Reich umherreisenden König zur Repräsentation dienten. Aus diesem Grund kann der anfänglich seltene Typus der Doppelkapelle sicherlich zu Recht als königliche ‚Palastkapelle' bezeichnet werden, der daher nur dem König und den (Reichs-) Bischöfen vorbehalten blieb.[906] Arens kommt daher zu dem Schluss: „Man darf wohl sagen, daß vor 1170 nur von Königen und Bischöfen die voll ausgebildeten Doppelkapellen errichtet wurden", auch bereits zuvor errichtete ‚adelige' Doppelkapellen bestätigten als Ausnahmen eher die Regel.[907] Ist auch der genannte zeitliche Ansatzpunkt eher auf die Mitte des 12. Jahrhunderts herabzusetzen, so behält doch die Auffassung ihre Wahrscheinlichkeit, dass es sich bei der Doppelkapelle, sei es der Vierstützen-Typus oder eine andere Baugestalt mit Raumverbindung, um eine ausgewiesene ‚Herrscherkapelle' handelt, die zunächst nur von den höchsten Vertretern des Reiches, dem König und den Bischöfen, verwendet wurde und diesen vorbehalten blieb. Schließlich wurde die Doppelkapelle „als Inbegriff der Herrscherkapelle"[908] auch von mächtigen Landesherren wie den Herzögen von Sachsen (Braunschweig, Burgkapelle St. Georg und Gertrud), den Markgrafen der sächsischen Ostmark (Landsberg; Abb. 1449–1454) und den Landgrafen von Thüringen (Neuenburg bei Freyburg/Unstrut; Abb. 1455–1457) sowie kleineren Territorialherren wie den Grafen von Are (Burg Are über Altenahr; Abb. 1442–1443), den Grafen von Lare (Lohra/Thüringen), den Grafen von Vianden

[904] So zuletzt auch ZUCH, Pfalzen, 2007, S. 84. S. dazu v. a. STEVENS, Burgkapellen, 1978, S. 99–100 (mit Literaturverweis); STREICH, Burg und Kirche, 1984, S. 415–419; WINTERFELD, Gotthard-Kapelle, 1997, S. 20; STEVENS, Burgkapellen, 2003, S. 73–76, 118 (leider fehlt hier – wohl aufgrund des Kürzens – eine Erwähnung der Datierung der Kölner Kapelle!); FRIESE, Schwarzrheindorf, 2006, S. 138, 142–143, 189. Vgl. hingegen SCHÜTZ/MÜLLER, Deutsche Romanik, 1989, S. 552–553; BINDING, Königspfalzen, 1996, S. 228–229 (zu Goslar).

[905] Dazu zuletzt: STEVENS, Burgkapellen, 1978, S. 100–111; STREICH, Burg und Kirche, 1984, S. 527, 587–600; SCHÜTZ/MÜLLER, Deutsche Romanik, 1989, S. 552–558; STEVENS, Burgkapellen, 2003, S. 76–85; FRIESE, Schwarzrheindorf, 2006, S. 137, 142; KOSCH, Mainz, Worms, Speyer, 2011, S. 16–18, 66–68.

[906] ARENS, Pfalz- und Burgkapellen, 1976, S. 198, 210.

[907] Ebd., S. 200, vgl. S. 210. – Vgl. auch STEVENS, Burgkapellen, 2003, S. 252.

[908] THON/RUDERSDORF, Burgkapelle, 1999, S. 164.

(Vianden/Luxemburg) sowie den Edelherren von Steinfurt (Burgsteinfurt; Abb. 1458–1459) und den Edelherren zur Lippe (Rheda) aufgegriffen.[909] Darüber hinaus vertritt Arens die Auffassung, dass es sich bei Kapellen, die als stützenloser Saalraum, aber mit allseitig umlaufender Empore, wie sie insbesondere bei alpenländischen Burgkapellen Verwendung finden (Schloss Tirol und Zenoburg bei Meran, Reinegg/Sarntal, Schloss Bruck bei Lienz, Burg Trausnitz ob Landshut), um landesfürstliche Bauten handelt, die eine bewusste Zurücknahme gegenüber dem ‚königlichen Typus' erkennen ließen und so als ‚Ersatz-Doppelkapellen' aufzufassen seien.[910] Dies dürfte jedoch eine Überinterpretation darstellen[911] – die genannten Kapellen gehören wohl vielmehr einem eigenen ‚alpenländischen Typus' an, der vor allem in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts verwendet wurde,[912] als die voll ausgebildete Doppelkapelle bereits ‚aus der Mode' kam.[913]

Stellt man nun die Burgkapelle in Rheda in dieses Bezugsfeld, so entspricht ihre Raumform nicht mehr dem klassischen Vierstützen-Typus mit einem beide Geschosse verbindenden Raumschacht wie in Mainz (Abb. 1441), Nürnberg (Abb. 1444) oder Eger (Abb. 1445–1448) oder doppelgeschossigen Lösungen mit Raumverbindung wie in Schwarzrheindorf, Steinfurt (Abb. 1458–1459) oder der Neuenburg über Freyburg (Abb. 1455–1457). Eine zu starke Differenzierung in unterschiedliche Raumtypen – Zentralräume mit umlaufenden Emporen, Doppelkapellen mit gleichberechtigten waagerechten und senkrechten Raumachsen, Saalkirchen mit übereinanderliegenden Altären und Emporen, doppelgeschossige Kapellen mit und ohne Raumverbindung – wie sie in der kunsthistorischen Forschung von O. Schürer und insbesondere U. Stevens vorgenommen wurde,[914] ermöglicht zwar eine präzisere typologische Einordnung des jeweiligen Baues, verstellt jedoch letztlich den Blick auf die Intention der mittelalterlichen Bauherren und Baumeister. Diese sahen darin wohl nur unterschiedlich ausgeprägte Gestaltungen der gleichen Grundform, nämlich der

[909] ARENS, Pfalz- und Burgkapellen, 1976, S. 199, die genannten Bauten aber hier neu geordnet nach dem Rang ihrer Bauherren.
[910] Ebd., S. 200.
[911] Ähnlich kritisch bereits STEVENS, Burgkapellen, 1978, S. 163–164; STEVENS, Burgkapellen, 2003, S. 120.
[912] Vgl. die aktualisierten Baudaten bei STEVENS, Burgkapellen, 2003, S. 94–97.
[913] Vgl. dazu SCHÜRER, Doppelkapellen, 1929, S. 107, 191–192; BANDMANN, Doppelkapelle, 1958, Sp. 212.
[914] SCHÜRER, Doppelkapellen, 1929, S. 103–108; STEVENS, Burgkapellen, 1978, S. 88–170; STEVENS, Burgkapellen, 2003, S. 69–124 (von dort jeweils die Typen-Differenzierungen); STEVENS, Kirchen und Kapellen, 1999, S. 317. Vgl. auch SCHÜTZ/MÜLLER, Deutsche Romanik, 1989, S. 552–558.

‚herrscherlichen Doppelkapelle' – die genannten typologischen Differenzierungen sollten daher vielmehr nur als Untertypen des Gesamttypus ‚Doppelkapelle' aufgefasst werden.[915]

Ulrich Stevens verkennt demzufolge bei einer zu eng gefassten Definition von ‚Doppelkapelle' die bewussten inhaltlichen Bezüge und die Idee der Raumqualität, wenn er die Burgkapelle in Rheda wie auch diejenige in Vianden nicht mehr als Doppelkapelle gelten lässt, da sie „selber nicht mehr der Definition der Doppelkapelle entsprechen".[916] Zu Rheda schreibt er: „So ist ein Raum geschaffen worden, der zwar vom Doppelkapellenschema ausgeht, dieses jedoch durchbricht und überwindet. Damit ist die Kapelle von Rheda keine Doppelkapelle im strengen Sinn mehr, sondern eine einzigartige und eigenwillige Neuschöpfung".[917]

Gerade der Umstand, dass sich der Rhedaer Kapellenraum nicht einem der gängigen Bautypen anschließt, sondern eine höchst eigenständige Lösung darstellt (wie auch Stevens betont), zeigt die Fragwürdigkeit solcher zu eng gefasster bautypologischer Kriterien. Die Rhedaer Raumlösung gehört weder dem Vierstützen-Typus an, da sich mittig nur zwei (zudem sehr mächtige) Hauptpfeiler befinden, noch – trotz der ‚Einschiffigkeit' des Untergeschosses und der dreiseitig umlaufenden Emporen – den ‚Saalkirchen mit übereinanderliegenden Altären und Emporen' (wie die genannten alpenländischen Beispiele), da der obere, sich weitende Raumteil nun einmal unverkennbar als dreischiffige Halle ausgebildet ist.[918]

Zudem gibt es auch in Rheda den vielfach seit Oskar Schürer als konstituierend aufgefassten ‚durchgehenden Mittelraum',[919] der hier sicherlich das vorherrschende Element bildet, doch spricht umgekehrt auch die Zweigeschossigkeit durch die kaum weniger dominanten Emporen – als begleitende Emporenschiffe im Norden und Süden und als eingestellter Emporenbau im Osten – deutlich im Raumgesamten mit, so dass

[915] Diese Auffassung ist bereits bei BANDMANN, Doppelkapelle, 1958 abzulesen. Vgl. auch die ähnlich kritische Haltung bei SCHMITT, Neuenburg, 1995, S. 72–73; THON/RUDERSDORFF, Burgkapelle, 1999, S. 160, 162–164; FRIESE, Schwarzrheindorf, 2006, S. 130–144, 188–190.

[916] STEVENS, Burgkapellen, 1978, S. 163; STEVENS, Burgkapellen, 2003, S. 120.

[917] STEVENS, Burgkapellen, 1978, S. 183 (ohne ‚im strengen Sinn'); STEVENS, Burgkapellen, 2003, S. 133.

[918] BANDMANN, Doppelkapelle, 1958, Sp. 199 ordnet die Rhedaer Burgkapelle (wie auch St. Ulrich in Regensburg) irrtümlich den stützenlosen Saalbauten mit allseitigen Emporen zu.

[919] SCHÜRER, Doppelkapellen, 1929, S. 105; STEVENS, Burgkapellen, 1978, S. 98, 159–161; STEVENS, Burgkapellen, 2003, S. 73. BANDMANN, Doppelkapelle, 1958, Sp. 197 nennt zwar die Raumverbindung, hält sie aber für „nicht maßgebend".

beide Elemente – der vertikale ‚Einraum' des Kernraumes und die horizontale Zweigeschossigkeit der Emporen – die Raumstruktur entscheidend prägen.

Maßgeblich erscheint letztendlich die von Günther Bandmann gefundene Definition von ‚Doppelkapelle', als deren „Grundlage [...] vornehmlich gelten [soll], daß in beiden Geschossen übereinander Altäre stehen"[920] – und dies ist in Rheda unzweifelhaft der Fall! Außerdem ist ihm beizupflichten, dass die Größe der Mittelöffnung an sich unmaßgeblich ist, ebenso seinem daraus gefolgerten Ergebnis, dass „Rheda i. W. eine echte D[oppelkapelle]" sei.[921]

Ihre Position über der Tordurchfahrt, die sie als Torkapelle definiert, steht dabei in keinem Widerspruch zu ihrer Ausprägung als Doppelkapelle – es handelt sich dabei um den seltenen Fall einer Doppelkapelle über dem Torweg![922]

Durch die zweigeschossige Raumstruktur, die Altäre in beiden Ebenen und die nutzungsmäßige Untergliederung in ‚Leutkapelle' im Untergeschoss und ‚Raum für die Herrschaft' im oberen Geschoss im Bereich der Emporen steht die Burgkapelle in Rheda in eindeutiger und bewusster Tradition der ‚herrscherlichen Doppelkapellen'. Für den (gebildeten) zeitgenössischen Betrachter war eine solche Raum- und Nutzungsstruktur unverkennbar konnotiert mit ‚Herrscherkapelle',[923] wie sie zunächst nur auf höchster Reichsebene – Kaiser bzw. König und Bischöfe –, dann auch auf landesherrlicher Ebene als bewusstes herrschaftliches Repräsentationsmittel[924] und zugleich als „Abbild der m[ittel]a[lterlichen] Weltordnung"[925] errichtet wurden.

In der höchst anspruchsvollen Ausbildung der Rhedaer Burgkapelle als ‚herrscherliche Doppelkapelle' manifestiert sich – ebenso wie in der zitathaften Verwendung von Buckelquadern am Außenbau (siehe Kap. D.5.4.) – der ausgeprägte

[920] BANDMANN, Doppelkapelle, 1958, Sp. 196–197. So bereits auch SCHÜRER, Doppelkapellen, 1929, S. 101.

[921] BANDMANN, Doppelkapelle, 1958, Sp. 197.

[922] STEVENS, Burgkapellen, 1978, S. 291 und STEVENS, Burgkapellen, 2003, S. 245 ist daher zu widersprechen, wenn er schreibt: „So wird die Kapelle von Rheda häufig als Doppelkapelle bezeichnet und ist auch mit dieser Bauform verwandt; wesentlicher ist jedoch die Lage in einem Torturm, weshalb der Raum in erster Linie als Torkapelle gesehen werden muß". Zum einen ist es keine Frage eines ‚Entweder – Oder', zum anderen hat in Rheda die Position der Kapelle über dem Torweg nur einen eher geringen Einfluss auf die Raumform!

[923] Auch STEVENS, Burgkapellen, 1978, S. 170 und STEVENS, Burgkapellen, 2003, S. 124 vertritt die Auffassung, dass die Doppelkapellen „im 12. Jahrhundert geradezu als Inbegriff der Bauaufgabe ‚Herrscherkapelle' angesehen werden können". Ebenso THON/RUDERSDORF, Burgkapelle, 1999, S. 164.

[924] So bereits STEVENS, Burgkapellen, 1978, S. 155; STEVENS, Burgkapellen, 2003, S. 116.

[925] BANDMANN, Doppelkapelle, 1958, Sp. 205. Vgl. WINTERFELD, Gotthard-Kapelle, 1997, S. 17–18.

Herrschaftsanspruch der Edelherren zur Lippe und ihr Ansinnen, unter die führenden Geschlechter im Norden des Reiches aufzusteigen.

8.4. Die Rhedaer Burgkapelle als Tor- und Turmkapelle

Durch ihre Positionierung über der Durchfahrt des Torturmes gehört die Rhedaer Doppelkapelle zugleich dem Typus der Torkapellen an und bildet hier eines der prominentesten Beispiele.

Die Plazierung der Kapelle über der Tordurchfahrt findet sich im mitteleuropäischen Burgenbau häufiger.[926] Das früheste (als Ruine) erhaltene Beispiel einer Torkapelle besitzt die Burg Donaustauf, errichtet um oder bald nach 1050 für den Bischof von Regensburg. Es handelt sich um einen quadratischen, in neun Jochen überwölbten Raum mit anspruchsvoller Gliederung mittels Wandnischen und gewölbetragenden Säulen.[927] Schlichter und weniger aufwendig erweist sich die als zweijochiger Saalbau mit Apsis gestaltete Torkapelle von Burg Thunau bei Gars in Niederösterreich (um 1100 geweiht).[928] Eine mit Rheda vergleichbare Disposition als repräsentativer, von außen zugänglicher Sakralbau über dem Torweg weist sodann die Torkapelle von Burg Münzenberg auf, im vierten Viertel des 12. Jahrhunderts errichtet für den dem staufischen Herrscherhaus nahestehenden Reichsministerialen Kuno I. von Münzenberg (nachweisbar 1152/55–1207).[929]

Weitere, in ihrer Raumgestaltung eher schlichte Torkapellen aus staufischer Zeit haben sich in der Burg Gravensteen in Gent sowie auf den Burgen Gleichen in Thüringen, Kronberg im Taunus und Wildenberg im Odenwald erhalten. Im Gravensteen, der Residenz der Grafen von Flandern in Gent,[930] befindet sich die schlichte, flachgedeckte Kapelle im zweiten Obergeschoss des langgestreckten, im Jahre 1180 von Philipp von

[926] STEVENS, Burgenbau, 2003, S. 247 gibt in seiner vorsichtigen statistischen Auswertung an, dass etwa 10% der erhaltenen Burgkapellen im deutschen Sprachraum als Torkapellen ausgebildet sind. – Grundsätzlich zu ‚Burgkapellen als Torkapellen': CLASEN, Burgkapelle, 1954, Sp. 222–223; ARENS, Pfalz- und Burgkapellen, 1976, S. 202–203, 210; STEVENS, Burgkapellen, 1978, S. 171–290; STREICH, Burg und Kirche, 1984, S. 606; ZEUNE, Burgen, 1996, S. 182; THON/RUDERSDORF, Burgkapelle, 1999, S. 164–166; STEVENS, Kirche und Kapelle 1999, S. 317–318; STEVENS, Burgkapellen, 2003, S. 125–201.

[927] STEVENS, Burgkapellen, 1978, S. 172–175; STREICH, Burg und Kirche, 1984, S. 459; STEVENS, Burgkapellen, 2003, S. 125–127 (jeweils mit weiterführender Lit.).

[928] STEVENS, Burgkapellen, 1978, S. 208; STEVENS, Burgkapellen, 2003, S. 145–146.

[929] STEVENS, Burgkapellen, 1978, S. 218–221; JOST, Münzenberg, 2000, v. a. S. 10–18; STEVENS, Burgkapellen, 2003, S. 155–156. – Die Kapelle wurde um 1260 aufgestockt und um 1500 zusammen mit dem Torweg tiefgreifend umgebaut.

[930] DE SCHRYVER, Grafenschloss Gent, 1972.

Elsass, Graf von Flandern, errichteten Torhauses (Abb. 1471–1472).[931] Die nach 1189 errichtete Kapelle der Burg Gleichen erhob sich über der älteren tonnengewölbten Tordurchfahrt und war als Saalbau mit feldseitigem, von Rundbogenfenstern gerahmtem Apsiserker gestaltet.[932] Ein profanes Obergeschoss überhöhte die Kapelle zum Torturm, darin der Disposition in Rheda gut vergleichbar. Die beiden zu Anfang des 13. Jahrhunderts errichteten Torkapellen der Burgen Kronberg und Wildenberg bestehen jeweils aus einem quadratischen, flachgedeckten Kapellenraum, eine eckige bzw. runde Altarnische tritt außen jeweils als flachrunder Chorerker in Erscheinung; die Wildenberger Torkapelle zeichnet sich darüber hinaus durch ein sorgfältiges Quadermauerwerk aus und wurde von einem Turmgeschoss sowie offenbar einem Rautendach über vier Gibeln überhöht.[933]

Architektonisch aufwendigere Gestaltungen zeigen die beiden Torkapellen der Klosteranlage Großcomburg: Zum einen die aus dem frühen 12. Jahrhundert stammende Michaelskapelle über der inneren Torzufahrt, die eine mächtige Schaufront mit Lisenengliederung, Zwerchgalerie und abschließendem Turmpaar besitzt (der Kapellenraum selbst im 16. Jahrhundert stark verändert), zum anderen die sog. Sechseck- oder Erhardkapelle aus der Zeit um 1220/30 – kein Wehrbau, sondern die Überbauung eines Torweges bzw. Treppenaufstieges durch einen gewölbten Zentralbau, dessen ursprüngliche Funktion (Heiliggrab-, Tauf- oder Friedhofskapelle) unklar bleibt.[934]

Ebenfalls als Zentralbau über dem Torweg wurde die achteckige Burgkapelle der Burg Rheineck angelegt, die sich im Besitz der Erzbischöfe von Köln befand. Die um 1200 errichtete Kapelle, 1832 abgebrochen und durch einen Neubau in Anlehnung an die alten Formen ersetzt, besaß einen gerundeten Chorerker und als Bekrönung einen Aufsatz mit Zwerchgalerie.[935]

---

[931] S. Anm. 880.

[932] HOPF/STRICKHAUSEN/ALTWASSER, Drei Gleichen, 2003, S. 25, 26.

[933] Zu den beiden Kapellen: STEVENS, Burgkapellen, 1978, S. 209–211; STEVENS, Burgkapellen, 2003, S. 147–148 (jeweils mit weiterführender Lit.). – Bereits GAUL, Rheda, 1955, S. 193–194 nannte zum Vergleich die Torkapellen von Gelnhausen, der Boyneburg, der Burgen Wildenberg und Münzenberg sowie des Trifels, wobei er betonte, dass „der Wildenberger Kapellentorturm“ mit seinem Wohnraum über der Kapelle „dem Rhedaer am ähnlichsten sein“ dürfte. zur Burg Wildenberg s. jüngst: FRIEDHOFF, Stauferzeitliche Burgen, 2010, S. 52–54.

[934] SCHÜRER, Doppelkapellen, 1929, S. 136–137 (Sechseckkapelle); DEHIO, Baden-Württemberg I, 1993, S. 275; KLEIBER, Groß- und Kleincomburg, 1999, S. 44–47.

[935] KUBACH/VERBEEK, Rhein und Maas, 1976, Bd. II, S. 959; STEVENS, Burgkapellen, 1978, S. 196–197; STEVENS, Burgkapellen, 2003, S. 139–140, dazu Abb. 77 (Ansicht von 1828).

Als höchst anspruchsvolle Torkapellenbauten des deutschen Königtums sind die Kapellenbauten der Pfalz in Gelnhausen und diejenige im Hauptturm der Reichsburg Trifels zu nennen. Der Gelnhausener Torbau (Abb. 1467–1470), angelehnt an den quadratischen Bergfried, ist Teil der bald nach 1165 unter Kaiser Friedrich I. Barbarossa (1152–1190) errichteten Pfalzanlage. Seine Fundamente ruhen auf Eichenbalken, die 1169 und 1170 gefällt wurden, so dass eine Errichtung ab 1170 als sicher gilt.[936] Der Torbau enthält im Erdgeschoss eine zweischiffige, sechsjochig überwölbte Torhalle, die sehr repräsentativ mit Säulen und Kreuzgratgewölben ausgestaltet ist. Auch der heute nur noch als Ruine erhaltene Kapellenraum im Obergeschoss war zweischiffig und besaß sechs nun kreuzrippengewölbte Joche, von denen die beiden östlichen als Altarraum genutzt wurden. Ihre Ostfront wurde dabei als repräsentative Schaufassade ausgebildet, während die Westfront eher monumentale Geschlossenheit demonstriert. Am gesamten Torbau, insbesondere aber in der Kapelle, findet sich (wie auch beim Palas der Pfalz) eine höchst anspruchsvolle Bauskulptur. Gerade in diesen Grundzügen – geschlossene Westfront, repräsentative Schaufront im Osten und Verwendung qualitätvoller Bauskulptur – ist der Rhedaer Kapellenturm dem Gelnhausener Torkapellenbau gut vergleichbar und verdeutlicht sein Anspruchsniveau.

Der Hauptturm der Reichsburg Trifels (Abb. 1465), errichtet gegen 1190,[937] kann hingegen nur bedingt als Torturm bezeichnet werden: Sein nicht auf Verteidigung angelegtes Portal eröffnet den Zugang zu einer zweigeteilten Torhalle, die heute nicht ins Freie, sondern in den Keller des angrenzenden Palasbaues führt. Dieser ist jedoch erst nachträglich an den ehemals freistehend konzipierten Hauptturm angefügt worden. In seinem ersten Obergeschoss nimmt den Hauptteil des Raumvolumens der (nach Süden gelegene) quadratische Kapellenraum ein, dessen Ostapsis außenseitig als flachrunder Chorerker über Konsolen vortritt. Der relativ kleine Raum wird von einem Kreuzrippengewölbe überdeckt, dessen profilierte Rippen ehemals auf freistehenden Ecksäulen (optisch) aufruhten, ein weiteres Säulenpaar bildete zusammen mit einem

[936] BILLER, Gelnhausen, 2000, S. 10, 20–26 (mit weiterführender Lit.); vgl. auch STREICH, Burg und Kirche, 1984, S. 601–606; BINDING, Königspfalzen, 1996, S. 262–292 (zur Torkapelle S. 270–271; STEVENS, Burgkapellen, 2003, S. 136–138; ZUCH, Pfalzen, 2007, S. 76–80; DEHIO, Hessen II, 2008, S. 350–355. Zu Geschichte und Bedeutung: ZETTLER, Gelnhausen, 2001. Zuletzt: KAT. BERLIN 2010, S. 75–76, 127, Kat.-Nr. 3.14, 6.7 (jeweils Katrin Atzbach); KAT. MANNHEIM 2010, Bd. 2, S. 98–100 (Christian Forster).

[937] Zu Burg Trifels und ihrer Baugeschichte grundlegend die eingehenden Forschungen von Bernhard Meyer: MEYER, Trifels, 1997; MEYER, Trifels, 2001; zusammenfassend MEYER, Trifels, 2002. Vgl. auch STREICH, Burg und Kirche, 1984, S. 627–630; DEHIO, Rheinland-Pfalz/Saarland, 1984, S. 36–37; STEVENS, Burgkapellen, 2003, S. 140–144; LEISTIKOW, Trifelskapelle, 2005.

Rundwulst die Rahmung der Apsis. In dieser Kapelle wurden zeitweise die Reichskleinodien verwahrt, entsprechend ist der benachbarte, mit einem Kamin heizbare Vorraum als Wachraum anzusehen. Auch der Raum im zweiten Obergeschoss des Turmes ist mit einem Kamin ausgestattet und wurde als symbolträchtiges Gemach des Königs gedeutet, er stand offenbar – wie in Rheda – durch eine Öffnung im Ringschlussstein der Kapelle mit dieser in Verbindung.[938]

Mit Rheda vergleichbar ist die ‚Schlüsselstellung' des Turmes am Hauptzugang zur Kernburg, die Überbauung des Torweges mit der – auch nach außen hin sichtbar gemachten – Kapelle und die repräsentative Ausgestaltung der Turmfronten und des Kapellenraumes, darüber hinaus die Verquickung von Wehr-, Wohn- und Sakralbau (s.u.).

Die Kapellen im Hauptturm der Burg Trifels, im Torturm der Burg Wildenberg im Odenwald wie auch die Rhedaer Baulösung gehören allesamt zugleich auch der Gruppe derjenigen Turmkapellen an, bei denen der Sakralraum einen wesentlichen Bestandteil des Turmes ausmacht.[939] Als recht frühes Beispiel ist auch die Burg Petersberg über Friesach in Kärnten zu nennen,[940] deren alter Bergfried (um 1077 und Mitte 12. Jahrhundert) wie auch der später daran angebaute neue Bergfried (um 1180–1230; Abb. 1473–1474) jeweils im zweiten Obergeschoss einen Kapellenraum enthalten, welcher das gesamte Geschoss der Türme einnimmt und somit einen bedeutsamen Bestandteil der Turmbauten bildet.

Als weiteres, mit Rheda etwa zeitgenössisches Beispiel ist sodann insbesondere die Kapelle des Saalhofes in Frankfurt am Main zu nennen, der staufischen Königsburg der Stadt (nach anderer Deutung nur Sitz des Burgvogtes).[941] Der wohl um 1170 oder

[938] In der Forschung umstritten ist die Ursprünglichkeit der Schlusssteinöffnung zum Obergeschoss: MEYER, Trifels, 1997, S. 32 und MEYER, Trifels, 2001, S. 556 lehnt sie ab; STEVENS, Burgkapellen, 2003, S. 144 beruft sich auf Meyer und hält sie für „eher unwahrscheinlich". Dagegen legt LEISTIKOW, Trifelskapelle, 2005 nochmals die Gründe für eine Ursprünglichkeit der Schlusssteinöffnung dar: Neben den Beschreibungen des 19. Jahrhunderts ist es v. a. die Ausbildung des Schlusssteines als Ringschlussstein, die in der Tat dafür spricht. – DEHIO, Rheinland-Pfalz/Saarland, 1984, S. 37 gibt hingegen folgende, eher abwegige Deutung: „[...]; durch die Öffnung im Fußboden konnte das Gesinde dem Gottesdienst in der darunterliegenden Kapelle folgen".

[939] Zur Definition s. STEVENS, Burgkapellen, 1978, S. 228–229; STEVENS, Burgkapellen, 2003, S. 161. Ihm folgend THON/RUDERSDORF, Burgkapelle, 1999, S. 165–166.

[940] STEVENS, Burgkapellen, 1978, S. 233–235; STREICH, Burg und Kirche, 1984, S. 457–458; STEVENS, Burgkapellen, 2003, S. 164–166. – KIENZL/SEEBACH/STEINER, Stadt Friesach, 1991, S. 85–99. – Außerdem jüngst JERNEJ, Friesach, 2012, v. a. S. 63; SCHICHT, Burgen des Salzburger Erzbistums, 2012, S. 89–90 .

[941] SCHÜRER, Doppelkapellen, 1929, S. 137–138; ARENS, Pfalz- und Burgkapellen, 1976, S. 203–204; STEVENS, Burgkapellen, 1978, S. 233; HOTZ, Pfalzen und Burgen, 1981, S. 48–53 (mit weiterf. Lit.); STREICH, Burg und Kirche, 1984, S. 606–611; DEHIO, Hessen, 1982, S. 256–257; BINDING, Königspfalzen, 1996, S. 341–346; STEVENS, Burgkapellen, 2003, S. 164; ZUCH, Pfalzen, 2007, S. 76.

zumindest zu Ende des 12. Jahrhunderts entstandene, von einem nur wenig später, um 1210/20, aufgesetzten Profangeschoss überhöhte Kapellenbau ist unmittelbar an einen nur wenig älteren Wehrturm angefügt, der wohl ehemals die Kapelle aufnehmen sollte.[942] Auch die Saalhofkapelle diente wohl einstmals, wie die Kapelle auf dem Trifels, der zeitweiligen Verwahrung der Reichskleinodien, ebenso von 1220–1240 die etwa zeitgleiche (um 1200/20), später mehrfach umgebaute Kapelle der Burg Waldburg in Württemberg, entstanden unter Reichstruchsess Eberhard von Waldburg, Vormund und Ratgeber des Mitkönigs Heinrichs (VII.) (*1211, 1228–1235, †1242). Die Kapelle befindet sich im dritten Geschoss des östlichen Eckturmes der Burg, ihr profanes Obergeschoss war vom Palas her über die geknickte Schildmauer zugänglich[943] – darin prinzipiell vergleichbar der Zugangssituation in Rheda.

Bei Tor- und Turmbauten, in die die hier behandelten Kapellen integriert sind, ist – wie Ulrich Stevens darlegte – zu berücksichtigen, dass sie in der Vorstellung des mittelalterlichen Menschen über die reine Wehrfunktion hinaus noch einen Zeichencharakter für den sozialen Rang des Bauherrn und darüber hinaus einen hohen Symbolgehalt besaßen: Der Turm wurde „schon früh mit dem Heiligen verbunden“, ja wird Wohnung des Heiligen, so dass die Einplanung einer Kapelle im Turm nur einer inneren Konsequenz folgt.[944]

Zugleich dient die Kapelle als himmlischer Schutz über dem Tor, denn der unabdingbare Torzugang bildete im Kriegsfalle auch immer eine besondere Schwachstelle der Burg. So sollten die Kapelle und gegebenenfalls auch der Kapellenpatron im Sinne der christlichen Torsymbolik den Burgzugang schützen, vor Unheil bewahren und die Verteidiger stärken.[945]

Darüber hinaus sind aufwendig ausgebildete Tor- und Turmbauten als Inbegriff von Wehrhaftigkeit auch unverkennbar als Zeichen von Macht und Herrschaft aufzufassen, das vielfach eine besondere repräsentative Ausgestaltung erfuhr, neben der Wehrfunktion also in hohem Maße Repräsentationszwecke erfüllte. Dies kann

[942] So ARENS, Pfalz- und Burgkapellen, 1976, S. 203–204.

[943] ARENS, Pfalz- und Burgkapellen, 1976, S. 204; STEVENS, Burgkapellen, 1978, S. 267–268; DEHIO, Baden-Württemberg II, 1997, S. 816 (nur summarisch); STEVENS, Burgkapellen, 2003, S. 185–187, dazu Abb. 100.

[944] STEVENS, Burgkapellen, 1978, S. 274–275; STEVENS, Burgkapellen, 2003, S. 191–192 (dort jeweils auch das Zitat). Ihm folgend THON/RUDERSDORF, Burgkapelle, 1999, S. 166.

[945] S. dazu NAENDRUP-REIMANN, Rechtsverhältnisse, 1976, S. 124; STEVENS, Burgkapellen, 1978, S. 275–277; HAAS, Oben und Unten, 1999, S. 71–72, 75; STEVENS, Burgkapellen, 2003, S. 192–193.

einerseits durch die Äußere Erscheinung, darüber hinaus aber auch durch die bauliche Ausgestaltung des Kapellenraumes zum Ausdruck kommen. Gerade der Rhedaer Torturm mit seiner äußerst aufwendigen Doppelkapelle kann hierfür als hochrangiges Musterbeispiel dienen.

8.5. Die ‚entwicklungsgeschichtliche' Stellung innerhalb der stauferzeitlichen Burgkapellen

Oskar Schürer, der 1929 als erster eine umfassendere Analyse und typologische Einordnung der Rhedaer Burgkapelle vorgenommen hat, führt aus: „Das Eindringen des einen Hochschiffes in das Doppelkapellengerüst, wie wir die Gestaltwerdung in Rheda bezeichnen dürfen, wird von jenem schon destruktiven malerischen Raumgefühl vielleicht ganz gerne aufgenommen, da es ihm das Spiel mit den verschieden tief fluchtenden Emporen und jene reizvolle Dialektik von Doppelgeschossigkeit im Osten und durch beide Geschosse durchlaufender Arkade im Westen gleichsam entschuldbar gestattet".[946] An anderer Stelle betont Schürer die „Komplizierung des Baues, die eben in der Durchdringung des in Deutschland üblichen Doppelkapellentypus mit dem westher eindringenden Donjontypus besteht"[947] und kommt zu dem Urteil: „Innerhalb der Entwicklungsreihe des hier behandelten Typus [der Doppelkapelle; Erg. d. Verf.] steht Rheda schon auf der absteigenden Linie: der Typus erweicht, der Oberraum zerfällt, der Unterraum läßt einen fremden Typus eindringen".[948] Ist dieses wertende Urteil, zu sehen vor dem (geistes-) geschichtlichen Hintergrund seiner Zeit, der von zumeist national ausgerichtetem und wertendem Denken bestimmt war, aus heutiger Sicht zweifellos kritisch einzuschätzen und trifft kaum die Idee und Bedeutung des Rhedaer Kapellenbaues, so hat doch Schürer richtig erfasst, dass die Rhedaer Burgkapelle an einer entwicklungsgeschichtlichen Schnittstelle steht: So wurde im Verlaufe des 13. Jahrhunderts vornehmlich eine Reihe von ‚herrscherlichen Doppelkapellen' errichtet, die eine ‚Tendenz zum Einheitsraum' erkennen lassen.

[946] SCHÜRER, Doppelkapellen, 1929, S. 106. Vgl. auch S. 191: „Der Einraum schiebt sich von Westen her in zwei Jochen mächtig und bestimmend in den Bauleib hinein."
[947] Ebd., S. 178.
[948] Ebd., S. 181.

Zu nennen ist hier an erster Stelle die um 1225–40/50 erbaute ehem. Dompfarrkirche St. Ulrich in Regensburg (Abb. 1475).[949] Sie wurde vermutlich unter dem bayerischen Herzog Ludwig I., dem Kelheimer (1183–1231), zunächst als Hof- und Pfalzkapelle begonnen, dann aber von seinem Nachfolger Herzog Otto II., dem Erlauchten (1231–1253), unter veränderten politischen Vorzeichen – 1228 Zerwürfnis mit Kaiser Friedrich II. (1212–1250), 1230 Entzug wichtiger Gerichtsrechte, 1245 Entzug der verbliebenen Stadtherrschaft – mit der zusätzlichen Funktion als Dompfarrkirche fertiggestellt, als die sie 1263 erstmals bezeugt ist. Der in frühen frühgotischen Formen errichtete Bau, der ehemals wohl – wie Baubefunde und Ausgrabungsergebnisse nahelegen – eine stärkere Unterteilung in zwei Geschosse erhalten sollte, die aber bereits während des Bauverlaufs aufgegeben wurde, besitzt in der ausgeführten Form im Mittelschiff einen flachgedeckten Zentralraum sowie im Osten und Westen Anräume, die die anfänglich durchweg geplante zweigeschossige Untergliederung sowie die Einwölbung des Obergeschosses als dreischiffige Halle aufweisen. Hinzu kommen die begleitenden äußeren Seitenschiffe und die Emporen unter dem basilikalen Obergaden auf der Nord- und Südseite. So ist der ausgeführte Bau zwar das Ergebnis einer den politischen Umbrüchen geschuldeten massiven Umplanung,[950] doch lässt er auch in der ausgeführten reduzierten Form die Disposition als funktionsfähige ‚herrscherliche Doppelkapelle' mit Altären auf Erdgeschoss- und Emporenebene sowie ‚Herrschersitz' im Westen erkennen. Zugleich tritt aber in der Neukonzeption die zweigeschossige Unterteilung zurück zugunsten des ‚Einheitsraumes', worin sie Ideen ihrer Zeit folgt. Dieser erscheint nun als bauprägender, von Emporen umgebener Kernraum im Sinne einer als Pfarrkirche nutzbaren Emporenbasilika, die dazu noch mit zusätzlichen Emporeneinbauten im Osten und Westen versehen scheint und so beide Funktionen – Hof- und Pfarrkirche – in einem Raum miteinander vereint.

Dieselbe ‚Tendenz zum Einheitsraum' zeigt ein weiterer Kapellenbau der bayerischen Herzöge: Die St. Georgskapelle der Burg Trausnitz ob Landshut (Abb. 1476–1478), die ebenfalls unter Herzog Ludwig I. bald nach der Burggründung 1204 begonnen und unter seinem Sohn Otto II. nach einer durchgreifenden Planänderung um 1230/35 mit dem frühgotischen Figurenzyklus vollendet wurde.[951] Der Ursprungsbau aus dem

[949] S. Anm. 882.

[950] Dazu ausführlich HUBEL, Ulrichskirche, 1986, v. a. S. 72–73.

[951] BRUNNER, Trausnitzkapelle, 1968; STEVENS, Burgkapellen, 1978, S. 121–123; SCHÜTZ/MÜLLER, Deutsche Romanik, 1989, S. 549; SEEGER, Trausnitz, 2002; STEVENS, Burgkapellen, 2003, S. 95;

ersten Drittel des 13. Jahrhunderts war – wie Ulrike Seeger anhand der Bogengliederungen an den Umfassungswänden wahrscheinlich machen konnte – als Doppelkapelle konzipiert, deren Erdgeschoss „in einen von vier Stützen getragenen quadratischen Hauptteil und einen sich östlich anschließenden querrechteckigen Altarbereich“ unterteilt war,[952] während das Obergeschoss ähnlich Lohra als einfacher, flachgedeckter Saalbau mit östlicher Apsidole angelegt war. Eine verbindende Mittelöffnung ist anzunehmen. Nach der durchgreifenden Umgestaltung, die die Aufgabe der Erdgeschossdisposition mit sich brachte, erhielt der nun als einheitlicher Saalraum konzipierte Kapellenbau lediglich an den östlichen und westlichen Stirnseiten eine betonte funktionale Zweigeschossigkeit mit einer Altarempore im Osten und einer korrespondierenden ‚Herrscherempore’ im Westen. In der Disposition der Ostempore, unter bzw. auf der die beiden Altäre auf zwei unterschiedlichen Höhenebenen angeordnet waren, und dem erhöhten Sitz des Herzogs auf der Westempore zeigen sich immer noch deutliche Reminiszenzen an die klassische ‚herrscherliche Doppelkapelle’. „Beherrschend bleibt“ nun jedoch, anders als in der ersten Konzeption, „der e i n e, Fürsten und Gefolge mit der Stätte des Priesters – wenngleich auf verschiedenen Ebenen – einende Raum“.[953]

Dasselbe Raumschema eines mittels eingefügter Emporen unterteilten Saalraumes vertritt auch eine – vermutlich in der Nachfolge der Trausnitzkapelle anzusiedelnde – Gruppe ‚alpenländischer’ Burgkapellen aus der Mitte und der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts, wie die Kapellen von Schloss Bruck bei Lienz (errichtet um die Mitte des 13. Jahrhunderts von den Grafen von Görz-Tirol), von Schloss Tirol bei Meran (Sitz der gleichnamigen Grafen, die die Kapelle um 1270 zweigeschossig ausbauen ließen), der Burg Reinegg im Sarntal (Mitte 13. Jahrhundert) sowie der Zenoburg bei Meran (nach 1285), die allesamt eine zweigeschossige Unterteilung durch hölzerne Emporen in den Apsiden und an den Westseiten, zum Teil verbunden durch ein oder

BRUNNER/SCHMID/LANGER, Burg Trausnitz, 2003, S. 78–89. – HAAS, Oben und Unten, 1999, S. 73 hingegen verneint eine Entwicklung hin zum Einheitsraum.

[952] SEEGER, Trausnitz, 2002, S. 64.

[953] BRUNNER, Trausnitzkapelle, 1968, S. 5.

zwei Längsemporen, aufweisen.[954] Sie gehören einer Zeit an, als die voll ausgebildete herrscherliche Doppelkapelle bereits ‚aus der Mode' kam.[955]

Eine weitere Stufe dieses Prozesses hin zum ‚Einheitsraum' markieren sodann die Herrscherkapellen in Klosterneuburg und Krautheim. Die ab ca. 1214 im Auftrag des österreichischen Herzogs Leopold VI. von Babenberg (1198–1230) errichtete sog. ‚Capella speciosa' in Klosterneuburg, eines der ersten rein gotischen Bauwerke auf Reichsgebiet, das die aktuellsten Formen der französischen Kathedralgotik aus Chartres und Reims rezipiert, wurde als eingeschossiger, zweijochiger Saalbau mit Fünfachtelchorpolygon und Westempore konzipiert, auf der die Herzöge an den Gottesdiensten teilnahmen.[956] Eine ähnliche Disposition zeigt auch die Kapelle der Burg Krautheim an der Jagst (Abb. 1479), die um 1230 von Konrad von Krautheim oder bald nach dem Erwerb der Burganlage 1239 von dem Edelherren Gottfried von Hohenlohe erbaut wurde.[957] Der ebenfalls in modernen frühgotischen Formen – in diesem Falle der Maulbronner Bauhütte – errichtete Bau besteht aus einem quadratischen, recht hohen Hauptraum, der zur Hälfte von der westlichen Herrschaftsempore eingenommen wird, im Osten schließt sich ein niedrigeres Fünfachtelchorpolygon an.

Bei beiden Bauten zeigt sich somit die Zweigeschossigkeit der ‚klassischen Herrscherkapelle' nur noch bei der westlichen Herrschaftsempore, während es sich ansonsten um einen ‚Einheitsraum' handelt, der sich auf eine einzige zentrale Altarstelle konzentriert.

Den letzten Schritt und damit den Abschluss dieses Prozesses zum ‚Einheitsraum' vollzieht schließlich die Kapelle von Schloss Marburg, seit Mitte des 13. Jahrhunderts Residenz der 1292 auch offiziell anerkannten Landgrafen von Hessen. Die sicher bald nach 1264, dem Jahr der Mündigkeit des Landgrafen Heinrich I. (1256–1308),

[954] S. dazu ARENS, Pfalz- und Burgkapellen, 1976, S. 200; STEVENS, Burgkapellen, 1978, S. 120–125; STEVENS, Kirchen und Kapellen, 1999, S. 317; STEVENS, Burgkapellen, 2003, S. 94–97 (mit aktualisierten Baudaten). – Anzufügen wäre hier noch die Kirche St. Nikolaus ob Matrei mit ihrem zweigeschossigen Chorturm, deren Funktion als Burgkapelle jedoch nicht sicher belegt ist.

[955] Vgl. dazu SCHÜRER, Doppelkapellen, 1929, S. 107, 191–192; BANDMANN, Doppelkapelle, 1958, Sp. 212.

[956] S. dazu ausführlich SEEGER, Zisterzienser, 1997, S. 117–166.

[957] S. dazu MAYER, Krautheim, 1979, v. a. S. 10–17; DEHIO, Baden-Württemberg I, 1993, S. 438–439; BILLER/GROSSMANN, Burg und Schloss, 2002, S. 103–105 (Thomas Biller). – Die Kapelle sollte möglicherweise der zeitweiligen Aufbewahrung der Reichskleinodien dienen, wodurch sich ihre besonders anspruchsvolle Gestaltung erklärte (STREICH, Burg und Kirche, 1984, S. 622, Anm. 433; DEHIO, Baden-Württemberg I, 1993, S. 438).

begonnene und 1288 der hl. Katharina geweihte Kapelle (Abb. 1480, 1481) präsentiert sich als feingliedriger hochgotischer Zentralraum, bestehend aus zwei Fünfachtel-Polygonen und einem dazwischengeschalteten Rechteckjoch, das sich seitlich querschiffartig in tonnengewölbte Trapeznischen weitet.[958] Der Bau zeigt keinerlei Elemente einer Doppelkapelle,[959] selbst auf eine Westempore, wie sie noch in Krautheim (Abb. 1479) begegnet, wurde offenbar (wie bereits in Rheda) bewusst verzichtet[960] zugunsten der Gesamtwirkung des ‚Einheitsraumes' – der Sitz des Landgrafenpaares ist wohl (nach dem Vorbild der Ste.-Chapelle in Paris) nahe am Altar in den beiden Trapeznischen zu suchen.[961]

Die Burgkapelle von Schloss Rheda steht durch ihre zweigeschossige Anlage mit Altären auf zwei Ebenen und dreiseitig umlaufender, den Raum weitender Empore noch eindeutig in der Tradition und der Vorstellungswelt der horizontal geteilten ‚herrscherlichen Doppelkapellen', doch tritt dem der mittlere vertikale ‚Einraum' des Kernraumes mit seiner durchgehenden Gliederung gleichwertig entgegen, der zudem zu einem Verzicht auf eine Westempore mit Herrschersitz geführt hat.

In der Gestaltung und Dominanz des Rhedaer Kernraumes – und das macht die ‚entwicklungsgeschichtliche' Stellung der Rhedaer Burgkapelle aus – lässt sich somit schon recht früh, um 1200–1205/10, eine ‚Tendenz zum Einheitsraum' ablesen, die sich im Verlaufe des 13. Jahrhunderts verstärkt und insbesondere im süddeutsch-alpenländischen Raum zu stärker raumvereinheitlichenden Lösungen kommt, ehe in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts mit Bauten wie der Kapelle von Schloss Marburg die Zweigeschossigkeit auch bei landesherrlichen Bauten dann ganz aufgegeben[962] und – wie bereits zuvor in Rheda – auf eine ausgewiesene, den Rang zum Ausdruck bringende ‚Herrscherempore' verzichtet wird.

[958] DEHIO, Hessen, 1982, S. 602–603; GROSSMANN, Schloß Marburg, 1999, S. 17, 46–48; DEHIO, Hessen I, 2008, S. 627.

[959] Die Kapelle besitzt ein Untergeschoss, das jedoch seit jeher zweigeteilt ist und offenbar nie als Unterkapelle genutzt wurde; s. dazu GROSSMANN, Schloß Marburg, 1999, S. 48.

[960] In der Stirnseite des westlichen Polygons befindet sich mittig eine hohe, schmale Spitzbogennische mit einem Fresko des hl. Christophorus, das ebenfalls noch aus dem späten 13. Jahrhundert stammt, so dass sich hier kein (hölzerner) Emporeneinbau befunden haben kann.

[961] Diese weisen in den Stirnwänden kleine, rechteckige Nischen auf, die jeweils westseitig eine niedrige Sitzbank besitzen und mittels kleiner Rechteckfenster belichtet werden – für Wachnischen erscheinen sie an der Stelle (v. a. auch hofseitig) zu aufwendig – möglicherweise waren es Nischen für eine demütige Privatandacht des Landgrafenpaares, die Fensterchen könnten dann zu einer besseren Lichtzufuhr beim Lesen des Andachtsbuches gedient haben. – Im ebenfalls noch bauzeitlichen, reich ornamentierten Schmuckfußboden finden sich hingegen keine eindeutigen Spuren, die auf die Position des Landgrafensitzes hinweisen könnten – etwa in Form eines Thronpodestes. Es dürfte sich daher um bewegliche Holzmöbel gehandelt haben.

[962] Vgl. die Äußerungen bei STEVENS, Burgkapellen, 2003, S. 248–249.

8.6. Zur Verbindung von Wehr-, Wohn- und Sakralfunktion

Die Dehio-Ausgabe des Bandes ‚Westfalen' von 1969 betont bei der Analyse des Rhedaer Torkapellenturmes: „Die meisterhafte Durchdringung von Festungsbau, Wohn- und Sakralraum ist in der staufischen Baukunst Deutschlands einmalig".[963] Dies kann uneingeschränkt so gelten, ist jedoch in ihren Grundelementen allein schon in der Bauaufgabe angelegt, die die Verbindung eines Kapellenbaues mit den Funktionen eines Wehrbaues mit sich bringt. Insbesondere die Integration der Burgkapelle in die Toranlage oder in den Hauptturm der Burg lässt sie als ‚Tor- bzw. Turmkapelle' nicht mehr als eigenständiger Baukörper in Erscheinung treten[964] und fügt sie in ein größeres Gesamtgefüge ein. Dabei kommt es fast zwangsläufig zu einer Verschränkung von Wehr-, Wohn- und Sakralfunktion, wie sie bereits bei den ‚Norman Keeps' wie etwa dem Tower of London (ab 1078) begegnet,[965] die jedoch in Rheda auf einmalige und selten so konsequente Weise gelöst wurde.

Aber anders als etwa bei den Kapellen der Pfalz Wimpfen am Neckar (vor 1170) und der Unterburg der Reichsburg Kyffhausen (Mitte 12. Jahrhundert), wo die Wehrgänge unmittelbar durch den Kapellenraum liefen,[966] ist in Rheda eine weitgehende Separierung von Wehr-, Wohn- und Sakralfunktion zu beobachten: Um die Kapelle läuft völlig getrennt dreiseitig ein Umgang herum (Kap. D.7.4.5.5.), von dem aus durch die Fensteröffnungen zumindest Teile der Turmflanken bestrichen und das Fallgatter der östlichen Toreinfahrt bedient werden konnten, ohne den Sakralraum betreten zu müssen. Lediglich für die Fallgatter-Bedienung der westlichen Toröffnung sowie für die Nutzung der Fußbodenöffnung (Kap. D.7.4.5.4.) zur Verteidigung der Tordurchfahrt mußten die Wehrleute den Kapellenraum betreten.

Auch um in die über der Kapelle liegenden Bereiche des Turmes mit dem heizbaren Wohngeschoss, der darüber liegenden zweiten Profanetage sowie der Wehrplattform zu erreichen, musste der Kapellenraum nicht durchquert werden, sondern es führt

[963] DEHIO, Westfalen, 1969, S. 481. Vgl. HOTZ, Pfalzen und Burgen, 1981, S. 257, Anm. 249, der hinter das Zitat die Bemerkung anfügt: „– aber nicht ungewöhnlich". – Die Verbindung von Wehr-, Wohn- und Sakralfunktion in Rheda außerdem behandelt bei: GAUL, Rheda, 1955, S. 192; MÜHLEN, Kapellenturm, 1968, S. 71; STEVENS, Burgkapellen, 1978, S. 183; MÜHLEN, Rheda, 1979, S. 3; STEVENS, Burgkapellen, 2003, S. 133; DORN, Herford, 2006, S. 136; DORN, Bauen im Zeichen der Rose, 2008, S. 130; DEHIO, Westfalen, 2011, S. 906, 908.

[964] BILLER, Adelsburg, 1998, S. 152.

[965] ALBRECHT, Haale – Saalgeschoßhaus – Wohnturm, 1995, S. 497.

[966] STEVENS, Burgkapellen, 1978, S. 189, 362; STEVENS, Kirchen und Kapellen, 1999, S. 320; STEVENS, Burgkapellen, 2003, S. 136, 256.

unmittelbar von der noch dem Profanbereich zugehörigen ‚Vorhalle' eine Wendelstiege vorbei an der Kapelle direkt in die Turmobergeschosse.

Die Überbauung des Kapellenraumes durch einen mit einem Kamin ausgestatteten, das heißt heizbaren Wohnraum (‚Kemenate') begegnet bei Burgkapellen des öfteren, insbesondere bei Kapellen, die in die Haupttürme der Burgen integriert sind: Zu nennen ist der Hauptturm der Reichsburg Trifels (Abb. 1465) mit dem über der Kapelle liegenden ‚Gemach des Königs', das ebenso mit einem repräsentativen Kamin ausgestattet ist[967] wie das Profangeschoss über der Rupertikapelle im jüngeren Bergfried der Burg Petersberg über Friesach in Kärnten (Abb. 1473–1474), das zu Anfang des 13. Jahrhunderts errichtet und um 1225 zu einem Repräsentationsraum mit Eckkamin ausgebaut wurde.[968] Anzufügen ist darüber hinaus noch die Doppelkapelle ‚S. Crucis' auf der Burg Landsberg bei Halle/Saale (Abb. 1449–1454) mit ihrem bauzeitlichen profanen Obergeschoss.[969]

Profane Obergeschosse finden sich schließlich auch bei einer Gruppe von (ehemaligen) Burgkapellen in Niederbayern und der Oberpfalz, die Walter Haas vorsichtig als ‚Bergfried-Ersatz' gedeutet hat, da die betreffenden Burgen offenbar über keinen eigenen Bergfried verfügten und bei denen daher die Kapellen mit einem ‚profanen Obergeschoss' als Beobachtungsposten und ‚letzte Zuflucht' versehen wurden.[970] Handelt es sich bei diesen Bauten jedoch primär um Sakralbauten, die im Ernstfalle auch Wehr- und Rückzugsfunktionen übernehmen konnten, so verhält es sich im Falle von Rheda anders: Hier steht – schon rein äußerlich – in erster Linie die Wehr-, Verteidigungs- und Repräsentationsfunktion des Torturmes im Vordergrund, in dessen erstes und zweites Obergeschoss die (durchaus raumgreifende) Burgkapelle integriert ist, ohne die Funktionalität des Wehrturmes zu beeinträchtigen – sie ist also trotz ihrer durchaus repräsentativen Ausgestaltung deutlich nachgeordnet. Es lässt sich in Rheda somit eine völlig andere Akzentuierung festmachen als bei der Gruppe der bayerischen Burgkapellen mit ‚Bergfriedfunktion'.

[967] MEYER, Trifels, 1997, S. 42, 79, dazu Abb. S. 43 (Kaminnische).
[968] Zum Friesacher Bergfried s. KIENZL/SEEBACH/STEINER, Stadt Friesach, 1991, S. 90–99, zum Wohngeschoss und seinem Kamin s. S. 95, dazu Abb. 48a/b, 55 (Kamin).
[969] Zur Gleichzeitigkeit des Profangeschosses s. SCHMITT, Landsberg, 2004, S. 68–69.
[970] HAAS, Bergfried–Ersatz, 1995.

Dennoch ist auch bei der Interpretation des Rhedaer Tor- und Kapellenturmes die Frage nach der Funktion als ‚Ersatz-Bergfried' nicht völlig von der Hand zu weisen. Gegen eine solche Deutung spricht zunächst die Nutzung des Turmes als Haupttoranlage der Burg, die Verwendung des vierten Geschosses als Wohngemach sowie die raumgreifende Aufnahme der Kapelle, die der üblichen Deutung des ‚Bergfriedes' als nur temporär genutztem Wehrturm widerspricht,[971] doch ist dies im Sinne des Turmes der Burg Trifels zum neutraleren Begriff ‚Hauptturm' hin abzuwandeln, der genau die eben genannten Funktionen gleichfalls übernahm.[972] Neben dem Hauptturm der Burg Trifels sei noch auf den zu Ende des 12. Jahrhunderts errichteten Torturm der bischöflich-würzburgischen Burg Salzburg in Unterfranken verwiesen, der gemeinhin als ‚Tor-Bergfried' der im Laufe des 13. Jahrhunderts zur Ganerbenburg ausgebauten Burg gedeutet wird und sich im Gesamtgefüge der Anlage neben der reich instrumentierten Toreinfassung durch seine starken Mauern und die Verwendung von Buckelquaderwerk auszeichnet.[973]

Nicht zuletzt auch die ungeheuren Ausmaße des Rhedaer Tor- und Kapellenturmes von 16 m Seitenlänge, die die meisten Bergfriede übertrifft und nur im Bergfried der Reichsburg Kaiserswerth mit ebenfalls 16 m Seitenlänge ein Pendant findet,[974] sprechen für eine Deutung des Turmes als ‚Hauptturm' der Burg Rheda, dessen Funktions- und Bedeutungsabgrenzung gegenüber dem Ostturm der Burganlage, dem später sog. ‚Langen Turm' und heutigen ‚Bibliotheksturm', unsicher ist. Dieser geht in seinen Untergeschossen wohl ebenfalls noch auf romanische Zeit zurück (Kap. D.7.1.), ist jedoch deutlich kleiner – Seitenlänge ca. 13,80 m – und besitzt dünnere Mauerstärken, so dass seine Deutung als ‚Bergfried' und damit ‚Hauptturm' der Burg ungewiss bleibt. Zu Bedenken bleibt zudem, dass Bergfriede bei Burgen zu Ende des 12. Jahrhunderts noch durchaus nicht zum Standard gehörten und oft erst in einem späteren Bauabschnitt hinzukamen.[975] Nicht zuletzt dies spricht für eine Deutung des

[971] S. dazu UHL/ZEUNE, Bergfried, 1999, S. 237–238 und v. a. jüngst SCHMITT, Der Bergfried, 2010.
[972] MEYER, Trifels, 1995, S. 16/21, 26–37, 42, 75–81. Vgl. auch STEVENS, Burgkapellen, 2003, S. 143.
[973] ZEUNE, Burgen, 1996, S. 44, 46, 47; BURGEN IN MITTELEUROPA, 1999, Bd. I, S. 236 (Joachim Zeune); Bd. II, S. 187 (Joachim Zeune), dazu Farbabb. 11. Vgl. auch DEHIO, Bayern I, 1999, S. 455–456; BILLER, Adelsburg, 1998, S. 155–156.
[974] S. dazu UHL/ZEUNE, Bergfried, 1999, S. 239.
[975] Vgl. dazu SCHMITT, Der Bergfried, 2010, S. 165.

Tor- und Kapellenturmes als Hauptturm der Burganlage, der dabei auch die Funktion eines Rechts- und Statussymbols[976] übernahm.

8.7. Zusammenfassung

Für die Bauphase I kann anhand der Befunde an den Außenwänden der Umgänge, insbesondere der Ostwand, ein Entwurfskonzept erschlossen werden, das deutlich von der heutigen Raumdisposition abweicht: Es sah offenbar einen dreischiffigen, zweigeschossigen Raum zu zwei Jochen mit seitlichen Doppelarkaden auf Zwischenstützen (zumindest im Untergeschoss) vor. Dabei sollten die Architekturglieder des Obergeschosses deutlich schlanker proportioniert werden als diejenigen des Untergeschosses. Ein entsprechendes Raumkonzept vertritt die noch erhaltene Doppelkapelle (3. Drittel 12. Jahrhundert) auf der Burg Landsberg bei Halle/Saale (Abb. 1449–1454). Beide Bauten folgen vermutlich dem Vorbild der im 17. Jahrhundert abgebrochenen Doppelkapelle der Burg Dankwarderode (um 1160/75) in Braunschweig, die Bernhard II. zur Lippe als enger Gefolgsmann Herzog Heinrichs des Löwen zweifellos bestens kannte.

Die Reduzierung des Raumprogramms (insbesondere Verzicht auf eine aufwendige Ostpartie sowie auf eine Westempore) ist dem Umstand geschuldet, dass die Rhedaer Kapelle nicht als selbständiger Baukörper errichtet, sondern in einen quadratischen Torturm eingefügt wurde, der zugleich auch wehrtechnische Funktionen zu erfüllen hatte, was – ähnlich wie bei der Torkapelle in Gent (Abb. 1471–1472) – zu ‚unschönen' Überschneidungen von Sakral- und Wehrfunktion im Bereich der unteren Altarstelle führen konnte.

Das dann nach einer Planänderung ausgeführte Entwurfskonzept der Bauphase II ersetzte die geplanten Seitenschiffe durch einen im Norden, Osten und Süden umlaufenden, wehrtechnisch genutzten Gang, über dem im Obergeschoss Emporenschiffe angeordnet wurden. Dadurch erhielt zwar das Obergeschoss nach wie vor eine dreischiffige Raumform, das Untergeschoss jedoch eine quasi einschiffige Raumgestalt. Diese erweitert sich allerdings im Ostjoch nach Norden und Süden auf Kosten des Umganges, wobei die nördliche Abseite von zwei

[976] Zur Funktion der Türme als Statussymbol s. u. a. ZEUNE, Burgen, 1996, S. 44.

Doppeljochen überfangen wird, während die südliche gänzlich offen bleibt und nicht weiter unterteilt ist.

Der Rhedaer Tor- und Kapellenturm ist in seiner Gesamtgestalt einzigartig und ohne direkten Vergleich, doch lassen sich für einzelne Elemente der Baugestaltung Parallelen aufzeigen: So erinnert die Anlage des wehrtechnischen Umgangs entfernt an französische Donjon-Bauten; die damit einhergehende Funktionstrennung von Verkehrs- und Wehrfunktion einerseits und einer separaten (hier sakralen) Funktion andererseits begegnet bei einer Gruppe rheinischer Bergfriede der Zeit um 1200, einen dem Kapellenbau angegliederter wehrtechnischer Gang besitzt auch die Doppelkapelle der Burg Are an der Ahr. Der von einem Umgang umlaufene Sakralraum findet darüber hinaus eine interessante Parallele bei der Unterkapelle der Capella Palatina in Palermo.

Durch die zweigeschossige Raumstruktur mit den umlaufenden Emporen um einen Kernraum sowie insbesondere die Anordnung der Altäre auf beiden Ebenen, die verbunden war mit der Untergliederung in ‚Leutkapelle' im Untergeschoss und ‚Raum für die Herrschaft' im oberen Geschoss, steht die Burgkapelle in Rheda in klarer und bewusster Tradition der ‚herrscherlichen Doppelkapellen', deren Typus sie unzweifelhaft noch angehört. Durch diese repräsentative Raum- und Nutzungsstruktur, die unmittelbar mit dem Begriff ‚Herrscherkapelle' konnotiert war, brachten die Edelherren zur Lippe ihren Anspruch, unter die führenden Geschlechter im Norden des Reiches aufgestiegen zu sein, auch baulich höchst wirkungsvoll zur Geltung.

Die Anordnung des Kapellenraumes über der Durchfahrt des Torturmes reiht die Rhedaer Doppelkapelle zugleich in die Gruppe der Torkapellen ein, wo sie zu den bedeutendsten und monumentalsten Beispielen gehört. Neben einfacheren Vergleichsbauten sind hier insbesondere die Torkapelle der Pfalz Gelnhausen (Abb. 1467–1470), die – ähnlich Rheda – eine ausgereifte bauliche Struktur wie auch eine äußerst anspruchsvolle Bauskulptur besitzt, und die Kapelle über dem Torweg im Hauptturm der Reichsburg Trifels (Abb. 1465, 1466) zu nennen. Auch dort ist die Kapelle wie in Rheda zugleich in einen mächtigen Turmbau integriert, so dass die Kapelle und ihr Patron eine besondere Schutzfunktion an der ‚Schwachstelle' der Burg übernehmen kann. Darüber hinaus ist der Torkapellenturm auch als besonderes

Zeichen der Macht und der Herrschaft des Burgherrn zu lesen und erfüllt neben der Wehrfunktion somit auch repräsentative Zwecke.

Der Rhedaer Kapellenbau lässt in der Ausbildung und der Dominanz seines Kernraumes schon recht früh, um 1200–1205/10, eine deutliche ‚Tendenz zum Einheitsraum' erkennen, wie sie vor allem ab dem zweiten Viertel des 13. Jahrhunderts verstärkt bei Bauten im süddeutschen Bereich begegnet, die zwar noch eine klare Zweigeschossigkeit erkennen lassen, dabei jedoch zu stärker raumvereinheitlichenden Lösungen kommen. Beispiele hierfür sind St. Ulrich in Regensburg (Abb. 1475) und die Kapelle der Burg Trausnitz (Abb. 1476–1478) sowie die wohl in ihrer Nachfolge stehende Gruppe der ‚alpenländischen' Burgkapellen aus der Mitte des 13. Jahrhunderts. Mit den Kapellenbauten der Burgen von Krautheim (Abb. 1479) an der Jagst und insbesondere Marburg (Abb. 1480, 1481) ist dann um und nach der Jahrhundertmitte ein Endpunkt dieser Entwicklung erreicht, die nicht zuletzt in Rheda eingeleitet wurde, worin ihre besondere ‚entwicklungsgeschichtliche' Bedeutung liegt.

Kennzeichnend für den Rhedaer Tor- und Kapellenturm ist die besondere Verschränkung von Wehr-, Wohn- und Sakralfunktion, die weitgehend voneinander getrennt waren. Als ‚Verteiler' fungierte die ‚Vorhalle' vor dem inneren Kapellenportal, von der aus der Sakralraum, der wehrtechnische Umgang sowie die Wendeltreppe zu den Obergeschossen mit Wohn- und Wehrnutzung erschlossen wurden. Profane Obergeschosse über Burgkapellen sind verschiedentlich anzutreffen, so etwa bei den Haupttürmen der Reichsburg Trifels (Abb. 1465) und der Burg Petersberg in Friesach (Abb. 1473–1474) oder bei der Doppelkapelle der Burg Landsberg bei Halle/Saale (Abb. 1451).

Anders als bei der Gruppe der niederbayerisch-oberpfälzischen Burgkapellen, die als ‚Bergfried-Ersatz' dienen konnten, stand in Rheda die Wehr-, Verteidigungs- und Repräsentationsfunktion des Torturmes im Vordergrund, in dessen erstes und zweites Obergeschoss die Burgkapelle zwar integriert ist, jedoch trotz ihrer repräsentativen Raumdisposition und Ausgestaltung deutlich nachgeordnet erscheint. Der Turm selbst ist mit einer gewissen Vorsicht wohl als der ‚Hauptturm' der Burganlage von Rheda zu bezeichnen.

Vergleicht man den Rhedaer Kapellenbau mit den übrigen stauferzeitlichen Burgkapellen, so wird deutlich, dass er sowohl hinsichtlich des Raumvolumens, der Gesamtdisposition als ‚herrscherliche Doppelkapelle' in einem Torturm zu den bedeutendsten Burgkapellenbauten der staufischen Epoche zu zählen ist. Dies gilt ebenso im Hinblick auf die Architekturformen sowie Quantität und (anfängliche) Qualität der Bauskulptur. Der Rhedaer Kapellenbau ist demnach in einem Atemzug zu nennen mit den Burgkapellen von Schwarzrheindorf, Landsberg, Gelnhausen, Nürnberg, Eger, Vianden, Kobern, Neuenburg, Trausnitz oder Tirol.

Dabei ist zu berücksichtigen, dass dieser höchst anspruchsvolle Kapellenbau, der einem König zu Ehre gereichen würde, lediglich für die Residenz eines edelherrlichen Geschlechtes errichtet wurde, das jedoch offenbar von einem Grafenhause abstammte und aus diesem Grund dennoch zum Hochadel gerechnet wurde.[977] Für Rheda kann daher – abgesehen vom de facto höheren Adelsrang der Bauherrenfamilie – in ähnlicher Weise gelten, was Thomas Biller über die Kapelle von Burg Krautheim schrieb: „Aber noch deutlicher zeigt sich hier, daß die realen Verhältnisse auch solcher Adelsfamilien, die keineswegs zum Hochadel gehörten, im 13. Jahrhundert durchaus anspruchsvolle Bauten ermöglichten – anspruchsvollere, als sie zwei bis drei Generationen früher manchmal sogar der Kaiser besaß".[978]

[977] Freundliche Auskunft von Dr. Meinhard Pohl, Xanten/Detmold; vgl. POHL, Edelherren zur Lippe, 2008, S. 34.
[978] BILLER/GROSSMANN, Burg und Schloss, 2002, S. 105 (Thomas Biller).

E. Abschließende Betrachtung über das wechselseitige Verhältnis der Klosterkirche Marienfeld und der Burgkapelle von Schloss Rheda

Nachdem bereits in den Einzelbetrachtungen der beiden Bauwerke vielfach auf die Verbindungen zwischen der Klosterkirche in Marienfeld und der Burgkapelle in Rheda hingewiesen wurde, soll hier noch einmal gesondert auf das besonders enge Verhältnis beider Bauten eingegangen werden.

Herrschte in der einschlägigen Forschung bisher die von Otto Gaul vertretene Auffassung vor, dass die Bauhandwerker „gleich nach der Vollendung der Marienfelder Kirche im Jahre 1222 nach Rheda“ gekommen bzw. geholt worden seien,[1] also explizit ein zeitliches Nacheinander beider Bauten angenommen wurde, so muss nach den hier durchgeführten Einzeluntersuchungen zu Bautechnik, Bauformen und Detailelementen das Verhältnis der beiden Bauwerke völlig neu definiert werden. Zahlreiche Befunde sprechen dafür, dass die Marienfelder Klosterkirche und der Kapellenturm in Rheda teilweise parallel errichtet wurden: Seit jeher wurde die enge Verbindung beider Bauten hinsichtlich der Bautechnik gesehen – sie stellen (abgesehen von den nicht mehr existenten und zudem ebenfalls von Marienfeld abhängigen Kirchbauten in Harsewinkel {Abb. 903–904} und Isselhorst {Abb. 905–908}) auf lange Zeit die einzigen aus Backstein (bzw. in Backstein-Haustein-Mischtechnik) errichteten Bauwerke in Westfalen dar. Bei genauer Analyse der Backsteine ergibt sich, dass die Stärke der in Rheda vermauerten Backsteine (8–8,5 cm) genau in der Mitte zwischen dem Marienfelder ‚Dünnformat’ (7–7,5 cm) der Bauphase I und dem dortigen ‚Dickformat’ (9,5–10 cm) der Phasen II und III liegt. Dies spricht dafür, dass man, als man in Rheda mit dem Bau begann, auf die Erfahrungswerte in Marienfeld zurückgegriffen hat und daraufhin die Backsteine bereits etwas dicker (rund 1 cm) anfertigte, ehe man dann in Marienfeld ab Phase II wiederum ein nochmals dickeres Backsteinformat wählte (vgl. Kap. D.3.3.2.).

[1] GAUL, Rheda, 1955, S. 198 (von dort Zitat), 208–209. – Ihm folgend MÜHLEN, Kapellenturm, 1968, S. 64; HHStD, 1970, S. 633; MÜHLEN, Rheda, 1979, S. 10; BÖCKENHOLT, Rheda, 1979, S. 13/16; HOTZ, Pfalzen und Burgen, 1981, S. 256/257; BÖKER, Backsteinarchitektur, 1988, S. 59; BROSCHEIT, Figürliche Darstellungen, 1990, S. 247; LOBBEDEY, Westfalen, 1999, S. 168; LOBBEDEY, Burgenlandschaft Westfalen, 1999, S. 137; ZUNKER, Adel, 2003, S. 132.

Spricht dies bereits für einen wechselseitigen Erfahrungsaustausch durch dieselbe Bauhütte, so offenbart sich die parallele Entstehung beider Bauten unzweideutig an den Quaderlagen der Hauptpfeiler im Marienfelder Sanktuarium und im Kapellenuntergeschoss in Rheda, die beide eine einheitliche Quaderstärke von 42,2 cm aufweisen (Kap. C.4.3.1.2./3., D.4.3.2.4.). Dieses ‚Quader-Modul' findet in Marienfeld nur an den Sanktuariumspfeilern der Phase Ib/c Verwendung und wird in den jüngeren Westteilen aus den Phasen II und III wieder aufgegeben. Dieser Befund spricht somit eindeutig gegen Gauls These, die beiden Bauten seien nacheinander entstanden – als man um 1222 die Westteile der Marienfelder Klosterkirche fertigstellte, wurde das ‚Quader-Modul' dort bereits nicht mehr verwendet, hätte also wohl kaum danach in Rheda wieder aufgegriffen werden können!

Es ist anzunehmen, dass ein größerer Teil der in Phase I in Marienfeld tätigen Bauhandwerker nach der dort nachweisbaren Bauunterbrechung zwischen Phase I und II an die Baustelle nach Rheda ging, darunter wohl auch einer der ‚Quaderschläger', der die genormten Pfeilerquader anfertigte.

Diese durch bautechnische Befunde belegte enge Verbindung der beiden Bauwerke lässt sich noch durch Vergleiche der verwendeten Bauformen und Baudetails präzisieren und in ein zeitliches Verhältnis bringen: So besitzen die beiden Toreinfahrten des Erdgeschosses einen Wulstkämpfer, wie er in Marienfeld an den aufgestockten Chorarkaden in Phase Ic eingeführt wurde, die etwa um 1190/95–1200 angesetzt werden können (siehe Kap. C.4.4.2.). In diese Zeit, wohl um 1191/95–1200, ist somit auch die Rhedaer Bauphase I, die das Erdgeschoss und die Umfassungswände zumindest des ersten Obergeschosses umfasst, zu datieren. Dort findet sich zudem am Außenbau ein weiteres, höchst aussagekräftiges Baudetail: Die vier Konsolen der gestaffelten Dreibogenblende unter dem Altarerker der Ostseite basieren in ihrer oberen Partie auf dem Marienfelder Konsoltyps ‚A' (Kap. C.6.7.1.) der Phase Ic, während die untere Partie deutlich in ihrem Aufwand reduziert wurde (siehe Kap. D.6.4.). Diese Konsolform begegnet dann wiederum in Marienfeld als Konsoltyp ‚C' (Kap. C.6.7.2.) später bei der dortigen Bauphase IIb (um 1210/15), wurde also in ihrer reduzierten, aber zugleich auch ‚gefälligeren' Form ihrerseits von Rheda nach Marienfeld übernommen.

Ebenfalls noch mit der Marienfelder Phase Ic – wohl am ehesten mit deren Ende – sind durch die genannten ‚Modul-Quader' auch die unteren Partien der beiden Kapellenhauptpfeiler in Rheda zu verbinden, die zusammen mit dem übrigen Innenausbau des Kapellenuntergeschosses der dortigen Bauphase II, um 1200–1205/10, angehören. Eine parallele Entstehung mit der Marienfelder Phase Ic belegt auch die Formgebung der Basen an den Pfeilern (samt Diensten und Halbrundvorlagen) sowie an den Dreisäulenbündeln (siehe Kap. D.6.1.), die allesamt noch keinen Wulstüberstand zeigen, wie er dann kurz darauf in Marienfeld in Bauphase II ab ca. 1205 eingeführt wurde (siehe Kap. C.6.1.3.).

Dass die Rhedaer Bauphase II zeitlich offenbar gerade in die Zeit der Bauunterbrechung in Marienfeld nach Phase I fällt, bestätigt sich durch einen Vergleich des inneren Kapellenportals in Rheda (Kap. D.5.7.) mit dem Nordquerhausportal in Marienfeld (Kap. C.5.5.1.). Beide zeichnen sich durch das seltene Motiv der rahmenden Dreisäulenbündel aus, wobei die höhere Ausführungsqualität der Rhedaer Säulenbündel dafür spricht, dass das Kapellenportal dem Marienfelder Portal vorausgeht, seine Gestaltung dort somit rezipiert wurde (siehe Kap. C.5.5.1.1., D.5.7.), was sich auch durch die in Marienfeld verwendete jüngere Form der Basen mit Wulstüberstand bestätigt, die das Portal zusammen mit dem Baubefund (Kap. C.4.3.3.1.) eindeutig der dortigen Bauphase II zuordnen lässt.

In den jeweils nachfolgenden Bauabschnitten treten die Verbindungen beider Bauten etwas in den Hintergrund, was wohl nicht zuletzt mit der jeweiligen Abnahme in der Ausführungsqualität – besonders deutlich in Rheda in Phase III – zu erklären ist. Eine Ausnahme bilden jedoch in Rheda die raumbeherrschenden Gestaltungselemente wie die westliche Dreierarkade mit ihren schlanken, gewirtelten Säulen, die im Hinblick auf die Wirtelung und dem bewussten Materialwechsel eine deutliche Parallele in den Säulengittern der Dreifenstergruppen in den Marienfelder Querhausstirnen findet, sowie die beiden Rosettenfenster. Diese bilden wie in Marienfeld die bestimmenden Zierelemente in der westlichen und östlichen Stirnwand und korrespondieren wie dort über den Raum hinweg miteinander – ein Aufgreifen dieses typisch zisterziensischen Rosenmotivs aus Marienfeld liegt auf der Hand. Auch bei den Zierelementen der östlichen Rosettenrahmung in Form von

Röllchenfries und Kugelbesatz ergeben sich unmittelbare Verknüpfungen mit Zier- und Ausstattungselementen in Marienfeld wie den Vorlagenkonsolen der östlichen Vierungspfeiler, der Piscina im Hochchor, der Grabtumba des Stifterbischofs Hermann II. von Münster sowie der Wandnische neben dem Kreuzgangportal, die allesamt offensichtlich von derselben Bildhauerwerkstatt geschaffen wurden, die ab ca. 1220 in Marienfeld zu fassen ist (siehe Kap. C.6.2.3.3., C.7.3.–7.5.).

Auch in den maßgeblichen Architekturelementen wie dem Pfeiler-Bogen-Gewölbe-System basiert der Rhedaer Kapellenbau auf den entscheidenden Entwicklungen in Marienfeld, entwickelt sie aber zugleich auch weiter: So wurden zwar in Rheda in Phase II/III auch die charakteristischen ‚Marienfelder Pfeiler' übernommen, dabei jedoch in ihren Proportionen leicht verändert, denn man verschlankte die Dienste und verstärkte im selben Zuge die ebenfalls aus Marienfeld übernommenen Rundstabrippen, so dass sie in ihren Dimensionen einander angeglichen wurden und das in Marienfeld noch zutagetretende ‚Missverhältnis' ihrer Proportionen beseitigt wurde, wie es etwa gleichzeitig auch in der Vierung der Großen Marienkirche in Lippstadt geschah (Abb. 938; siehe Kap. C.10.4.1.3.2.).

Überwiegen bei einer Inbezugsetzung beider Bauten zweifellos die zahlreichen Übereinstimmungen und Verbindungen, so seien jedoch auch einige Unterschiede benannt: Da beim Rhedaer Kapellenbau kein Zwang zu zisterziensischer Askese bestand, konnte sich hier eine deutlich reichere Materialvielfalt und Bauzier entfalten. So kam hier von Anfang an neben dem Backstein und dem Osning-Sandstein auch Baumberger Sandstein als feineres Material für Basen und Kapitelle sowie rheinischer Schiefer bei den Ziersäulen zur Verwendung (Abschnitt D.3.). Die reiche, vielfach figürlich gestaltete Bauzier konnte sich an Basen und Kapitellen, darüber hinaus an den liegenden Trägerfiguren, den Löwenpostamenten sowie an den Gewölbescheiteln entfalten (Abschnitt D.6.). Auffällig ist dabei, dass sich hinsichtlich der Bauzier – abgesehen von den genannten Röllchenfriesen und Kugelbesätzen – keinerlei engere Verbindungen mit der Marienfelder Bauzier ergeben, weil in diesem Bereich offensichtlich unterschiedliche Bildhauerwerkstätten beschäftigt waren: In Marienfeld dürfte es sich um Steinmetzen aus der Bauhütte selbst gehandelt haben, im Falle von Rheda hingegen möglicherweise um Bildhauer,

die speziell für die Anfertigung der vielfältigen und anspruchsvollen, zumeist figürlichen Bauzier hinzugezogen wurden (siehe Kap. D.6.5.).

Hinsichtlich der weiterhin zu benennenden Unterschiede kommen schließlich noch Gestaltungselemente hinzu, die rein aus der Burgenarchitektur stammen – neben Wehreinrichtungen wie den Fallgatterschlitzen und dem Umgang sind hier insbesondere die Buckelquader der Lisenen am Außenbau zu nennen. Jedoch allein der Umstand, dass die Außenfassaden des Tor- und Kapellenturmes mittels Lisenen gegliedert werden, verbindet ihn mit dem Marienfelder Schwesterbau, da in der Zeit um 1200 ein aufwendiges Gliederungssystem am Außenbau, wie es in Marienfeld und Rheda anzutreffen ist, in Westfalen noch zu den absoluten Ausnahmen gehört (siehe Kap. C.5.1.1.).

Die angeführten Fakten belegen die starke Verschränkung beider Bauten hinsichtlich bautechnischer und gestalterischer Elemente, die unzweifelhaft eine parallele Entstehung und eine gegenseitige ‚Beeinflussung', das heißt ein Aufgreifen der jeweils am anderen Bau entwickelten neuesten Gestaltungselemente, nahe legt. Dies erscheint nicht weiter verwunderlich, nimmt man eine (fast schon zwangsläufige) Errichtung beider Bauten durch Mitglieder derselben Bauhütte an. Dabei ist entscheidend die Bauplanung, die offenbar in beiden Fällen in den Händen eines erfahrenen Baumeisters lag – ob es sich um ein Mitglied der in Marienfeld tätigen ‚weltlichen Bauhütte' handelte oder um einen bauerfahrenen Zisterziensermönch (aus Marienfeld selbst?), dessen Ideen von den Mitgliedern dieser Bauhütte in ihrem Formenrepertoire und in ihren Detailformen umgesetzt wurde, muss jedoch offen bleiben. Dass beide Bauten aus einer ‚Ideenschmiede' stammen, zeigt sich an ihrem gemeinsamen Architektursystem und in der konsequenten Anwendung des Spitzbogens an beiden Bauten bei Portal- bzw. Torrahmungen, bei Arkadenbögen und beim raumprägenden Bogengerüst des Pfeiler-Bogen-Gewölbe-Systems.

Eine derartig enge Verbindung einer Zisterzienserkirche mit einem anderen Sakralbau außerhalb des Ordens findet sich etwa auch bei den bekannten zeitgenössischen (oder nur wenig jüngeren) Beispielen der Klosterkirche Ebrach mit dem Bamberger Dom sowie der Klosterbauten Maulbronn, Walkenried und Riddagshausen mit den Domen in Magdeburg (Bischofsgang) und Halberstadt

(Westbau).[2] In diese Reihung eng miteinander verbundener Bauten sind mithin auch die Abteikirche Marienfeld und die Rhedaer Burgkapelle aufzunehmen.

Die Zisterzienserabteikirche Marienfeld und die Burgkapelle von Schloss Rheda sind – wie die vorliegenden Untersuchungen ergeben haben – weitgehend parallel entstanden, wobei der etwas früher begonnenen Klosterkirche als dem Bau, an dem die maßgeblichen Innovationen eingeführt wurden, die Priorität zukommt, doch wurden diese beim kurz darauf begonnenen Rhedaer Kapellenbau nicht einfach unreflektiert übernommen, sondern zugleich auch weiterentwickelt und teilweise wiederum an Marienfeld zurückgegeben. Beide Bauten können somit zu Recht als eng verbundene ‚Schwesterbauten' bezeichnet werden.

[2] S. dazu etwa SCHRÖDER, Architektur der Zisterzienser, 1980, S. 334; SCHÜTZ/MÜLLER, Deutsche Romanik, 1989, S. 300, 308; und eingehend NICOLAI, Walkenried, 1990, S. 175–178, 214–267; außerdem zuletzt NICOLAI, Otto IV., 2009; GROTE, Einflüsse, 2009.

F. Zusammenfassung

Hauptgegenstände und Erkenntnisobjekte der vorliegenden Studie sind die jeweils monographisch vorgestellten Bauten der ehemaligen Zisterzienserabteikirche Marienfeld und des von derselben Bauhütte errichteten Tor- und Kapellenturms von Schloss Rheda.

Baugestalt und Baugeschichte der Klosteranlage Marienfeld

Die Gründung des Zisterzienserklosters Marienfeld erfolgte 1185 auf Initiative des Edelherren Widukind von Rheda († 1190/91) und seiner Mutter Luttrudis von Schwalenberg († nach 1197), ihnen schlossen sich Edelherr Bernhard II. zur Lippe (um 1140–1224) und Graf Lüdiger II. von Wöltingerode-Wohldenberg († 1206 (?)) an. Als weiterer Stifter trat der münstersche Bischof Hermann II. von Katzenelnbogen (reg. 1174–1203) in Erscheinung. Durch ihre massive Förderung nahm das Kloster einen raschen wirtschaftlichen und kulturellen Aufschwung. Zusätzlich zu der bisher betonten Intention des Klosters als Sühnestiftung für Missetaten der drei Hauptstifter im ‚Kölnischen Krieg' (1181–1182) konnte darüber hinaus die von Bernhard II. zur Lippe intendierte und dann auch realisierte Funktion der Zisterze als Familiengrablege der Edlen zur Lippe herausgearbeitet werden.

Noch aus der Gründungszeit des Klosters stammt die spätromanische Klosterkirche: eine kreuzförmige Anlage mit einem eineinhalbjochigen Binnenchor, der heute von einem gotischen Chorumgang aus der Zeit um 1320/40 umgeben ist, einem dreijochigen Querhaus sowie einem zweischiffigen Langhaus, bestehend aus dem dreijochigen Hauptschiff und einem nördlichen Seitenschiff aus sechs Jochen des Gebundenen Systems, das 1714 in barockgotischen Formen erneuert wurde.

Der spätromanische Bau wurde aus verschiedenen Materialien errichtet: Für die Wand- und Gewölbesubstanz verwendete man Backstein, während die Architekturglieder aus gelblichem Osning-Sandstein gefügt wurden, für einzelne, besonders akzentuierte Bauelemente kam heller Baumberger Sandstein bzw. Grünsandstein zum Einsatz. Insbesondere in den Ostteilen lässt sich eine äußerst sorgfältige Steinbearbeitung beobachten, außen wie innen entsteht an den Werksteinpartien das Bild eines sauber gefügten, homogenen Quadermauerwerks.

Für die Portalrahmungen wurden sogar große, monolithe Steinblöcke in präziser, millimetergenauer Verarbeitung verwendet.

Das Backsteinmauerwerk der Wände und Gewölbe wurde aus zwei unterschiedlich dicken Backsteinformaten errichtet: Im Bereich des Sanktuariums einschließlich Wölbung finden sich Backsteine in einem Dünnformat (27–28 x 13,5–14 x 7–7,5 cm) im sog. ‚Gotischen Verband' (Läufer – Binder), an Querhaus und Langhaus wurde hingegen ein Dickformat (27–29 x 13,5–14 x 9,5–10 cm) im sog. ‚Wendischen' bzw. ‚Märkischen Verband' (Läufer – Läufer – Binder) vermauert. Der Versatz erfolgte von Gerüsten aus, von denen noch – bisher unbeachtet – die vielfältigen Gerüststangenlöcher zeugen.

Im Mittelpunkt der baugeschichtlichen Untersuchungen zu Marienfeld steht die Rekonstruktion des Bauablaufes der spätromanischen Hauptbauzeit Klosterkirche, für die in der älteren Forschung keine Periodisierung vorgenommen wurde. Die wichtigen Befunde der erstmals von Beat Sigrist und Dirk Strohmann im Zuge der Außenrestaurierung der Kirche vorgenommenen Untersuchungen zur Baugeschichte[1] konnten dabei entscheidend ergänzt und präzisiert werden: Hatten Sigrist und Strohmann aufgrund des wechselnden Backsteinformates und -versatzes auf zwei Bauphasen geschlossen, so konnten nun anhand weiterer Baubeobachtungen und Analysen der ablesbaren modifizierten Plankonzepte drei Bauphasen mit bis zu drei Unterphasen unterschieden werden:

In Phase Ia wurden die äußeren Umfassungswände der Chorpartie sowie die Ostwände der Querhausarme einschließlich kurzer Anschlussstücke ihrer nördlichen und südlichen Giebelwände errichtet. Die Phase Ib umfasst die Errichtung der unteren Partien der Chorbinnenpfeiler einschließlich der Viersäulenbündel im westlichen Chorjoch sowie des nordwestlichen (vielleicht ehedem auch des südwestlichen) Vierungspfeilers – ein Indiz für die bald wieder aufgegebene Absicht, den Bauabschnitt I auch auf den Querhausbereich auszudehnen. Entscheidend sind darüber hinaus einige wichtige, wegweisende Neuerungen: insbesondere die Vereinheitlichung und Modifizierung der Pfeilersockel, bei denen nun das attische Basisprofil eingeführt wird. Hinzu kommt eine bautechnische Systematisierung: Die Quaderlagen zeigen nun eine einheitliche Höhe von 42,2 cm. Dieses ‚Quader-Modul'

[1] SIGRIST/STROHMANN, Baugeschichtliche Befunde, 1995.

wurde auch in Phase Ic fortgeführt. Nach einer weiteren Planänderung wurden in Phase Ic im Binnenchor die Pfeiler und Säulenbündel der Arkaden zu den Seitenschiffen aufgehöht und mit hoch aufsteigenden Spitzbögen über einer zweiten, höher angesiedelten Kämpferlinie versehen. Daran schloss sich nach Ausweis der Baubefunde die Vollendung und Einwölbung der Chorseitenschiffe an, des weiteren wurden die Chorostwand und die Obergadenwände weiter hochgeführt und das Chormittelschiff eingewölbt. Nach dem Aufschlagen des Mittelschiffdachstuhls wurden die äußeren Obergadenwände des Chores geschlämmt und farbig gefasst.

Die in ihrem baulichen Umfang somit vollendete Chorpartie wurde vermutlich durch provisorische Trennwände in den westlichen Bogenöffnungen zum Querhaus und damit zur Kirchenbaustelle hin abgeschlossen und konnte folglich schon – wohl unter Verwendung von Tragaltären – liturgisch genutzt werden.

Nach Beendigung der Bauarbeiten an der Chorpartie der Abteikirche in Bauphase I scheint eine längere Bauunterbrechung eingetreten zu sein. Damit einher gehen einige markante Änderungen bei der angewandten Bautechnik und den Bauformen – vermutlich waren mit der Wiederaufnahme der Bauarbeiten auch personelle Veränderungen in der Bauleitung und/oder im Arbeitstrupp der Bauhandwerker verbunden. Hinsichtlich der Bautechnik ist insbesondere der erwähnte Wechsel von Backsteinformat und -verband zu verzeichnen, außerdem wurde das in Phase Ib eingeführte ‚Quader-Modul' von 42,2 cm für die Quaderlagen der Hauptpfeiler aufgegeben. Hinzu kommen Detailänderungen bei der Bauzier.

Die in Bauphase II ausgeführten Baumaßnahmen umfassen die Vollendung des Querhauses sowie das erste Langhausjoch von Haupt- und Seitenschiff mitsamt den jeweils zugehörigen Einwölbungen. Sie lassen dabei zwei Unterphasen erkennen: IIa umfasst demnach die unteren Wandpartien etwa bis zum Wulstkämpfergesims einschließlich der Einwölbung des Seitenschiffjochs, IIb die Wand- und Gewölbepartien oberhalb dieses Gesimses. Auch hier folgten auf die Wölbung die Errichtung des Dachstuhls und die farbige Außenfassung sowie die Farbbehandlung der Wand- und Gewölbeflächen im Inneren.

Insgesamt lässt sich in Bauphase II eine schnellere und rationellere Arbeitsweise als in Bauphase I konstatieren, etwa hinsichtlich der Qualität der Steinbearbeitung wie

auch der Ausarbeitung der Kapitelle. Darüber hinaus ist sie gekennzeichnet durch ein eigenes, bewusst reduziertes architektonisches Konzept für die Gestaltung des Langhauses mit einer Abkragung des Vorlagenapparates, einem Verzicht auf plastische Rippen beim Hochschiffgewölbe wie auch auf eine Zwischenstütze bei der Arkadenverbindung zum nördlichen Seitenschiff.

Die Baumaßnahmen der Phase III beinhalten die beiden noch ausstehenden Joche des Hauptschiffes sowie die begleitenden Doppeljoche des Seitenschiffes mitsamt den jeweils zugehörigen Einwölbungen, schließlich die gequaderte Westfront. Hinzu kommen noch ‚Restarbeiten' an den bereits bestehenden Bauteilen sowie einige zentrale Stücke der Ausstattung. Der Abschluss der Bauphase III bedeutete zugleich die bauliche Vollendung der Kirche.

Nach der Fertigstellung von Querhaus und erstem Langhausjoch (Bauphase II) hatte man die Bauarbeiten abermals unterbrochen, die eingetretene Baupause dürfte jedoch nur vergleichsweise kurz gewesen sein, denn es lassen sich nur geringfügige Veränderungen in der Bautechnik beobachten. Lediglich bei der architektonischen Konzeption der Phase III sind einschneidendere Veränderungen auszumachen, die – neben den Baunähten – eine klare Abgrenzung der Bauphasen II und III erlauben. Dazu gehört die Wiedereinführung der Rippenwölbung im Hauptschiff sowie das Aufgreifen des Gebundenen Systems für die Raumstruktur der noch fehlenden Joche des Seitenschiffes – damit wird von der bewusst schlichteren Langhauskonzeption der Phase II abgegangen.

In der Unterphase IIIa wurden das nördliche Seitenschiff sowie die unteren Partien der Nord-, Süd- und Westwand des Hauptschiffes aus sehr helltonigen Backsteinen errichtet. In Phase IIIb wurde das darüber aufsteigende Mauerwerk einschließlich der Obergadenzone in mehreren Etappen aufgemauert, die Westrose und das rahmende Mauerwerk von zwei parallel arbeitenden Gruppen von Werkleuten ausgeführt, schließlich die Einwölbung der beiden westlichen Hauptschiffjoche vorgenommen. Ein weiterer, ablesbarer Planwechsel erlaubt die Abgrenzung der Errichtung des Hauptschiffgiebels der Westfassade als eigene Unterphase IIIc. Abschießend erfolgte das Aufrichten des Hauptschiffdachstuhls, das Verputzen und Fassen der Obergadenwände der beiden Westjoche sowie die Fertigstellung von Dachstuhl und Außenfassung des Seitenschiffes.

Zur Frage nach der zeitlichen Eingrenzung der Bauzeit finden sich in den erhaltenen Archivalien des Klosters Marienfeld einige wichtige Angaben zur Baugeschichte des Klosters und seiner Kirche in den ersten Jahrzehnten seiner Entstehung, die entscheidende Anhaltspunkte für ein Datengerüst und damit für die Datierung der Klosterkirche geben. Bereits in der 1185 ausgestellten Gründungsurkunde wird von der Weihe des Bauplatzes durch Bischof Hermann II. von Münster und die Grundsteinlegung zum Kloster durch die drei Hauptstifter berichtet. Dieser Akt dürfte Ende Juli/Anfang August 1184 stattgefunden haben. Das nötige ‚Startkapital' zum Bau der Klosterkirche bildete eine Geldspende von 1500 Mark, die Bischof Hermann II. offenbar zuvor im Kanonissenstift Freckenhorst übergeben worden war. 1202, 1206 und 1207 erfolgten sodann drei Güterübertragungen an das Kloster, die speziell den Weiterbau der Kirche unterstützen sollten.

Die Bestattung des Gründerbischofs Hermann II. von Münster nach seinem Tode am 8. Juni 1203 in der Mitte des Hochchores, ausgerichtet auf den Hochaltar, lässt darauf schließen, dass das Sanktuarium der Klosterkirche zu diesem Zeitpunkt baulich weitgehend fertiggestellt und zumindest eingeschränkt nutzbar war.

Am 4. November 1222 erfolgte sodann die Abschlussweihe der Kirche. Da es zum einen in der Marienfelder Klosterchronik zu Abt Winrich (1219–1226) heißt, zu seiner Zeit sei die Klosterbasilika vollendet worden, und zum anderen die Kirchweihe nicht allein durch den zuständigen Diözesanbischof von Münster, sondern auch durch die Bischöfe von Minden und Osnabrück sowie durch den Mitstifter Bernhard II. zur Lippe, damals Bischof von Selonien, in einem höchst feierlichen Akt vollzogen wurde, kann davon ausgegangen werden, dass der Kirchenbau zu diesem Zeitpunkt weitestgehend vollendet gewesen sein dürfte.

Bringt man die ‚relative Chronologie' der Bauphasen I–III und die dazwischen liegenden Baupausen in Verbindung mit dem archivalisch überlieferten Datengerüst, so ergibt sich folgende ‚absolute Chronologie' zur Baugeschichte: Nach der Grundsteinlegung im Sommer 1184 dürfte recht bald, um 1184/87, mit den Bauarbeiten an der Bauphase I begonnen worden sein. Bis etwa 1200 wird dann das Sanktuarium baulich fertiggestellt gewesen sein, in dem im Juni 1203 Bischof Hermann II. bestattet wurde. Etwa in der Zeit um 1200 bis 1205 ist die bauarchäologisch nachweisbare Bauunterbrechung anzusetzen – die beiden

Güterschenkungen von 1206 und 1207 „zum Bau der Kirche“ dürften als ‚Anschubfinanzierung’ für die Bauphase II zu interpretieren sein, die ab ca. 1205 anzusetzen ist. Für diese Bauphase kann man nur im Hinblick auf die Gesamtbauzeit und aufgrund des errichteten Bauvolumens eine Vollendung um 1215 mutmaßen. Nach einer nur kurzen Baupause wurde der Kirchenbau dann in Bauphase III bis zur Kirchweihe am 4. November 1222 – bis auf einige verbliebene Restarbeiten – zu Ende geführt.

Die genaue Einzelanalyse der Bauglieder des Äußeren wie des Inneren konnte herausarbeiten, dass etwa die schon bei Baubeginn um 1185 festgelegte Marienfelder Außengliederung offenbar das früheste vollständige Gliederungssystem aus Lisenen und Rundbogenfriesen in Westfalen darstellt. Der Abteikirche in Marienfeld kommt daher in ihrer Vorreiterrolle eine besondere Bedeutung zu. Dasselbe gilt für das raumprägende Pfeiler-Bogen-Gewölbe-System, das zu einem entscheidenden Teil die außerordentliche architekturgeschichtliche Stellung der Abteikirche Marienfeld ausmacht. Seine sämtlichen Einzelelemente – der charakteristische Pfeilerapparat (der sog. Marienfelder Pfeiler), die spitzbogigen Gurtbögen mit Unterzügen und insbesondere die Domikalgewölbe mit ihren dünnen Rundstabrippen – lassen sich in ihrer Gestaltung und ihren Proportionen unzweifelhaft auf entsprechende Vorbilder im westfranzösischen Anjou-Poitou zurückzuführen. Eine Eigenschöpfung des Baumeisters stellen hingegen die charakteristischen Halbrundunterzüge der Marienfelder Gurtbögen dar. Diese finden zusammen mit dem ‚Marienfelder Pfeiler’ als Prototyp eine reiche Nachfolge in der westfälischen Spätromanik.

Schließlich ist die Marienfelder Abteikirche der erste Bau im deutschen Sprachraum, an dem eine konsequente Verwendung des Spitzbogens bei Portalen sowie Arkaden-, Gurt- und Schildbögen festzustellen ist. Hierbei bereits von ‚Gotik’ zu sprechen, wäre übertrieben und würde dem Bau nicht gerecht, aber er greift zumindest an bestimmten Stellen wie dem Sanktuariumsgrundriss und dem architektonischen Gliederungssystem bewusst auf – zisterziensisch geprägte – frühgotische Gestaltungsprinzipien zurück – dies 15–20 Jahre früher als das Mittelschiff des Limburger Domes (Abb. 1352) und als der Chor des Magdeburger Domes, welche bisher als früheste Bauten gelten, die französisch-gotische Gestaltungsprinzipien aufgreifen.

Die leicht unterschiedlichen Ausgestaltungs- und Qualitätsstufen der Basen, der Kapitellskulptur, der Schlusssteine sowie der Frieskonsolen decken sich mit der auf Baubefunde gestützten Phaseneinteilung der Baugeschichte und können diese noch präzisieren.

Eine besondere Stellung kommt der Kapitellskulptur des Chores aus der Bauphase Ib/c zu: Die Blattstengelkapitelle der Viersäulenbündel lassen sich mit ihrem charakteristischen Ovalmotiv der oberen Deckblätter auf eine Kapitellgruppe der Kathedrale von Laon (Abb. 1360–1367) zurückführen und finden ausgehend von Marienfeld eine reiche Nachfolge, insbesondere bei Bauten, die in enger Beziehung stehen zu den Edelherren zur Lippe – so in Lippstadt, in Herford und in Riga. Zum unmittelbaren stilistischen Umfeld der Marienfelder Vorlagenkapitelle der Chorbauphase gehören Kapitellgestaltungen in Kirchbauten, die mit besonderer Förderung des münsterschen Bischofs Hermann II. von Katzenelnbogen, dem Mitstifter von Marienfeld, errichtet wurden. Zur unmittelbaren Nachfolge der Kapitellbänder der Marienfelder Chorvorlagen zählt die Kapitellzier der spätromanischen Chorerweiterung der St. Marienkirche im gotländischen Wisby (Visby; Abb. 1127–1138), die zweifellos von demselben Bildhauer (-trupp) wie in Marienfeld ausgeführt wurde und aufgrund dieser engen Verbindung nun sicher in das erste Viertel des 13. Jahrhunderts vordatiert werden kann.

Besondere Werke der Bauskulptur stellen darüber hinaus die beiden Konsolen der Halbrundvorlagen des östlichen Vierungsbogens dar, die in ihrer Motivik aus unterschiedlichen französischen, nieder- und oberrheinischen Quellen schöpfen. Sie finden eine unmittelbare Nachfolge in den Abkragungskonsolen der Zisterzienserabteikirche im mittelschwedischen Varnhem (Abb. 1255–1256, 1259).

Die wohl aus Holz gearbeiteten und heute nur noch anhand ihrer Anbringungspunkte nachweisbaren Marienfelder Rippenzierscheiben, für die sich keine älteren Vorläufer benennen lassen, sind die ältesten nachweisbaren Rippenzierscheiben im westfälischen Raum und stehen damit am Anfang einer großen Reihe in der spätromanischen Baukunst Westfalens und im niederdeutschen Raum.

Bauformen und Bauzier lassen somit ein geographisch weitgefasstes Beziehungsgeflecht erkennen und umreißen so den vielfältigen Kenntnishorizont des planenden Baumeisters und der ausführenden Bauhütte, der er vorstand.

Von der bauzeitlichen Ausstattung haben sich neben dem Chorfußboden aus glasierten Tonfliesen mit seinem unterschiedlich gemusterten Streifen verschiedene Kleinarchitekturen aus Baumberger Sandstein erhalten: Eine Säulchen-Piscina im Chor, das Hochgrab des Gründerbischofs Hermann II., ehemals vor dem Hochaltar, sowie eine Wandnische neben dem Kreuzgangportal. Sie allesamt zeigen einen reichen spätromanischen Dekor aus Röllchenfriesen und Kugelbesatz, der offenbar oberrheinische Gestaltungen rezipiert. Die in ihrer Funktion bisher als Memoriennische der Marienfelder Stifter gedeutete Wandnische konnte nun als Grablege des Hauptstifters Widukind von Rheda und seiner Eltern erkannt werden.

Eine Auswertung der Baubefunde sowie Vergleiche und Analogieschlüsse erlauben eine annäherungsweise Rekonstruktion der Gestalt der Klosterkirche zum Zeitpunkt ihrer baulichen Fertigstellung (um 1222/30), die eine präzisere Vorstellung von der ursprünglichen architektonischen und räumlichen Konzeption der Anlage ermöglicht: Das äußere Erscheinungsbild bestimmte in Ergänzung zu den Gliederungen aus gelbem Osning-Sandstein auf den verputzten Partien eine Rosafassung mit weißer Fugenmalerei. Darüber hinaus sind zudem drei heute durch jüngere Substanz ersetzte Baukörper gedanklich zu ergänzen: die beiden Chorseitenschiffe und das nördliche Seitenschiff des Langhauses. Das Sanktuarium als ältester Bauteil besaß ehemals im Norden und Süden Seitenschiffe aus je drei räumlich nicht getrennten, wohl kreuzgratgewölbten Jochen. Ihre östlichen Stirnseiten traten hinter die Flucht der Mittelschiffostwand zurück. Über ihrer geschlossenen Sockelzone öffnete sie sich in einer Dreifenstergruppe mit gestuften Gewänden, darüber befand sich mutmaßlich eine Fensterrose. Der Ost- und der Westgiebel besaß eine Nischengliederung, die beiden Querhausgiebel Blendrosetten. Das nördliche Seitenschiff erschien in seiner romanischen Baugestalt infolge einer Planänderung zwischen Bauphase II und III zweigeteilt: Das längsrechteckige Ostjoch besaß einen Quergiebel, die im Gebundenen System eingewölbten Westjoche deckte ein Pultdach. Vor der Westfassade befand sich wohl ehedem eine gewölbte Vorhalle – zumindest war eine solche geplant. Im Inneren setzten ehedem die beiden Fensterrosen in der Ost- und in

der Westwand besondere Lichtakzente. Die Farbigkeit des Kirchenraumes war bestimmt von der schlichten, aber äußerst wirkungsvollen Farbfassung, die heute teilweise wiederhergestellt ist und ein einheitliches System erkennen lässt: Sämtliche Wand- und Gewölbeflächen erscheinen im natürlichen Putzton, auf den weiße, schwarz konturierte Streifen als Gliederungselemente aufgetragen sind.

Aus den Schriftquellen erschließt sich die ursprüngliche liturgisch-räumliche Aufteilung mit einer Konzentration der Altarstellen im Sanktuarium, der Anordnung des Mönchschors in der durch Schranken abgeteilten Vierung und dem vorlagerten Konversenchor im Hauptschiff, während der Bereich für die Gäste und Laien in den nachgeordneten Räumen des Nordquerhauses und des nördliche Seitenschiffs angesiedelt war.

Auch die mittelalterliche Klosteranlage kann fast ausschließlich aufgrund der schriftlichen Überlieferung und unter Hinzuziehung weniger Bau- und Grabungsbefunde sowie Bildquellen rekonstruiert werden, wobei sich das charakteristische Erscheinungsbild eines typischen Zisterzienserklosters abzeichnet. Lediglich der hochgotische Nordflügel des Kreuzgangs blieb davon bis heute erhalten.

Marienfeld: Bezugnahmen und Formentransfer

Eine Analyse von Grundriss und Raumstruktur der spätromanischen Abteikirche ergibt, dass sich diese aus verschiedenen Quellen speisen: So stellt der Grundrisslösung des Sanktuariums als dreischiffige Anlage mit ‚integriertem Kapellenkranz', jedoch ohne Querhauskapellen, eine Reduzierung der komplexen Chorbauten der zisterziensischen Primarabteien Cîteaux II (Abb. 674) und Morimond II (Abb. 676) dar. Diese wegweisende Reduktionsform findet eine Nachfolge in den Zisterzienserabteikirchen Ossegg (Osek; Abb. 695) und Hude (Abb. 712). Die Gewölbeform der Domikalgewölbe und die maßgeblich von diesen mitbestimmten breitgelagerten Raumproportionen entstammen hingegen den Baugepflogenheiten des ‚angevinischen Stils', ebenso die am Verzicht auf das südliche Seitenschiff ablesbare Tendenz zur einschiffigen Saalkirche.

Bei der zunächst recht einheitlichen Raumwirkung zeigen jedoch die mehrfachen Umplanungen und Konzeptänderungen, die sich an Grund- und Aufriss deutlich

ablesen lassen, insbesondere am Sanktuarium (Bauphasen Ia – Ib – Ic), aber auch am Querhaus (IIa – IIb) und am Langhaus (IIa/b – III), dass der Bau nicht nach einem einmal festgelegten Plan errichtet wurde. Er erlebte vielmehr verschiedene Modifizierungen bei der Ausführung, wobei man jedoch den einmal gewählten Formenkanon als bindend empfand und streng beibehielt. Geht es dabei in Bauphase I vornehmlich um das Ringen nach der gestalterisch besten Form, so lösen sich in Phase II und III unterschiedliche Baukonzepte und -vorstellungen einander ab.

Durchweg beibehalten wird auch die Verwendung von Backstein als Baumaterial für die Wand- und Gewölbesubstanz – als früher Backsteinbau aus dem letzten Viertel des 12. Jahrhunderts kommt der Marienfelder Abteikirche daher große Bedeutung zu. Sie bleibt zusammen mit ihrem engsten Schwesterbau, dem Tor- und Kapellenturm in Rheda, ein Solitär in Westfalen, findet nur in den dem Kloster inkorporierten Pfarrkirchen von Harsewinkel und Isselhorst eine begrenzte Nachfolge.

Die Backsteinarchitektur wurde ab der Mitte des 12. Jahrhunderts in Mittel- und Nordeuropa eingeführt, die Technik und einige Bauformen haben ihre Wurzeln in Oberitalien, wurden aber bald modifiziert, etwa bei den Backsteinformaten. Die Verwendung von Backstein beim Bau der Marienfelder Klosterkirche lässt sich einerseits von Bauten und Stiftungen aus den Herrschaftsgebieten Herzog Heinrichs des Löwen herleiten, zu dessen engsten Gefolgsleuten der Mitstifter Bernhard II. zur Lippe gehörte, andererseits über die Verbindungen und den Wissensaustausch innerhalb des Zisterzienserordens – in Backsteintechnik errichtete zeitgenössische Zisterzienserklöster finden sich in Oberitalien sowie in der Mark Brandenburg, an der deutschen Ostseeküste und im sächsisch-schlesischen Raum.

Maßgeblich bei der Gestaltfindung des Kirchenbaues bleibt immer die *Forma Ordinis*, die fest umrissene Vorstellung der Zisterzienser von der angemessenen äußeren Erscheinung ihres Ordens, die auch und gerade für die Architektur galt. Wendet man deren – in den normativen Quellen nur punktuell umrissenen – Kriterien auf die Marienfelder Klosterkirche an, entspricht der Bau im Gesamtergebnis dem Leitbild einer Zisterzienserkirche von großer Schlichtheit, verbunden mit einer hohen Solidität in der Ausführung: eine turmlose Basilika mit einer Westfassade aus Werksteinblöcken und charakteristischen Rosenfenstern im Westen und Osten, deren flach geschlossenes dreischiffiges Sanktuarium den komplexen Grundriss von

Morimond II (Abb. 676) reduziert; eine zurückhaltende, nicht um Variatio bemühte Bauskulptur, die Abkragung der Wandvorlagen im Hauptschiff, um dieses gegenüber dem Sanktuarium gezielt abzuwerten, sowie eine äußerst schlichte, nur auf drei Farben beschränkte Raumfassung bestimmen das Erscheinungsbild. In der vermehrten Anwendung von Schmuckmotiven, etwa den Rosenfenstern oder den von zierlichen Säulengittern gerahmten Dreifenstergruppen der Querarme, lässt sich zugleich ablesen, dass die um 1185 begonnene Klosterkirche in Marienfeld bereits am Beginn der dritten Generation der Zisterzienserkirchen steht, wo nicht mehr ganz so sehr die asketische Strenge der Frühzeit fortgeführt wird, sondern neben Traditionen auch Neuerungen bestimmend werden. Damit kann die Klosterkirche Marienfeld durchaus exemplarisch für die Zisterzienserbaukunst in der Zeit um 1200 im Westen des Deutschen Reiches stehen. Neben den Ordensvorschriften und -traditionen und den zumeist vorhandenen örtlichen Baugepflogenheiten bestimmten aber offenbar auch die Stifter, namentlich Bernhard II. zur Lippe, maßgeblich die Baugestalt der Abteikirche mit. Auf ihre Initiative entstand in Marienfeld ein sehr ambitionierter und dabei durchaus motivreicher Bau von hohem Anspruchsniveau.

Bernhard II. zur Lippe ist dabei wohl auch als Schlüsselfigur bei der Vermittlung ‚angevinischer' Bauformen anzusehen: Als Gefolgsmann Herzog Heinrichs des Löwen hat er diesen aller Wahrscheinlichkeit nach 1181–84 in die Verbannung an den Hof von dessen Schwiegereltern, des englischen Königspaares Heinrich II. Plantagenêt (*1133, 1152/54–1189) und Eleonore von Aquitanien (1120/22–1204), in Westfrankreich begleitet und dabei zweifellos auch die jüngsten Bauunternehmungen der Plantagenêts kennengelernt. Im Kernraum ihres immensen Territoriums, des ‚Angevinischen Reiches', vor allem in den Grafschaften Anjou und Poitou, entwickelte sich seit der Mitte des 12. Jahrhunderts ein sehr eigenständiger Baustil, der sich deutlich von den Stilformen der frühgotischen Baukunst im französischen Kronland unterscheidet: Nach dem Herrscherhaus wird er als ‚Style Plantagenêt' oder ‚angevinischer Stil' bezeichnet. Sicherlich war Bernhard aufgrund seines hohen Bildungsstandes in der Lage, die damals gesehenen Bauten und das daraus erwachsende Prestige für den Bauherrn in ihrer Bedeutung zu erkennen und bei seinen eigenen Stiftungen umzusetzen – allen voran die Abteikirche Marienfeld. Sie ist der erste Sakralbau, an dem sich die Rezeption westfranzösisch-angevinischer

Bauformen, insbesondere der mächtigen, raumbeherrschenden Domikalgewölbe mit den dünnen Rundstabrippen, aber etwa auch der Bündelpfeiler, in Westfalen fassen lässt. Sie wird damit zu einem Schlüsselbau, der erstmals die Verbindung zu einer weit entfernt gelegenen Kunstlandschaft hergestellt hat, aus der nachfolgend eine Reihe weiterer westfälischer Kirchenbauten bzw. deren Baumeister entscheidende Anregungen geschöpft haben – der Beginn einer Rezeption über einen längeren Zeitraum von etwa 80 Jahren hinweg. Die Abteikirche in Marienfeld ist folglich als der entscheidende Initial- und Schlüsselbau für die Ausprägung einer eigenständigen spätromanischen Baukunst in Westfalen anzusehen.

Die Überlegungen zum konkreten Transfer von Bauformen und zu deren historischen Grundlagen haben gezeigt, dass Baugestalt, Konstruktion und Ausführung eines so innovativen Kirchbaues wie der Abteikirche Marienfeld, gerade in ihrer Mittlerrolle zwischen Westfrankreich und Westfalen, entscheidend von den persönlichen Kenntnissen der Beteiligten, das heißt vom Auftraggeberhorizont und vom Baumeister- wie auch vom Handwerkerhorizont, bestimmt sind.

Die mit der Ausführung beauftragte Bauhütte hat offenbar auch, wie Vergleiche von Architekturformen und Baudetails wie Basen und Kapitellen zeigen, parallel eine Reihe weiterer Kirchenbauten errichtet, die im Auftrag oder mit Förderung von Bischof Hermann II. von Münster entstanden: Kirche und Klausurwestflügel des Augustinerinnenstiftes St. Margareta in Asbeck (Abb. 823–855), die Augustinerinnenstiftskirche St. Johannes der Täufer in Langenhorst (Abb. 856–888) sowie der Westbau des Domes zu Münster (Abb. 890–897). Dies belegt, dass es sich nicht um eine Ordensbauhütte, sondern um eine freie weltliche Bauhütte handelte. Erscheint diese Bauhütte im westfälischen Umfeld insgesamt mit ihrem neuartigen Formenreichtum als ‚fortschrittlich', so erweist sich die Marienfelder Klosterkirche innerhalb der Gruppe aufgrund der genannten westfranzösischen Bauformen als der innovativste Bau.

Von Marienfeld ausgehend fanden diese Baukonzeptionen und -formen eine vielfältige Nachfolge, die auf unterschiedliche Weise weitergegeben wurde – zumindest bei den besonders eng verwandten Bauten zweifellos durch Mitglieder der Marienfelder Bauhütte. Dazu gehörten an erster Stelle die dem Kloster inkorporierten (leider im 19. Jahrhundert abgerissenen) Pfarrkirchen St. Lucia in

Harsewinkel (Abb. 903–904) und St. Margaretha in Isselhorst (Abb. 905–908), die beide nicht nur die Bauformen, sondern auch die Backsteintechnik übernahmen.

Auch die Stifterfamilie der Edelherren zur Lippe bediente sich der Marienfelder Bauhütte und ihrer innovativen, ambitionierten Architekturformen: Noch auf Bernhard II. geht die Errichtung des Westbaues der ‚Kleinen Marienkirche' (Abb. 909–919) wie auch der Bau der ‚Großen Marienkirche', der Marktpfarrkirche, in Lippstadt (Abb. 925–968) zurück. Ersterer übernimmt vom Marienfelder Sanktuarium die Einwölbung mit anderthalb Jochen, insbesondere mit dem charakteristischen Halbjochgewölbe, letztere übernimmt ebenfalls den Marienfelder Formenkanon, entwickelt ihn jedoch fort und modifiziert die Details. Für beide Bauten können präzisere Datierungsansätze geliefert werden: Der Westbau der ‚Kleinen Marienkirche' dürfte kurz nach 1200 bis um 1220 ausgeführt worden sein; der Baubeginn der ‚Großen Marienkirche' ist, gestützt auf die Ergebnisse von dendrochronologischen Datierungen von Bauhölzern, um 1190/95 anzusetzen, in drei klar abgrenzbaren Hauptbauphasen wurde die Hallenkirche Gebundener Ordnung bis um 1235/40 vollendet. Durch diese Datierungsansätze erweist sich die ‚Große Marienkirche' in Lippstadt als nur ein wenig später begonnener, aufs engste verwandter Schwesterbau der Marienfelder Abteikirche.

Darüber hinaus haben auch die Kinder und Enkel Bernhards II. die in Marienfeld und Lippstadt geprägten Architekturformen für ihre eigenen, ambitionierten Bauaufgaben übernommen: Dazu gehören die im Auftrag Hermanns II. zur Lippe errichtete Nicolaikirche in Lemgo (Abb. 972–995), die von seinen Schwestern Äbtissin Gertrud II. bzw. Äbtissin Ethelinde initiierten Kanonissenstiftskirchen in Herford (Abb. 1009–1035) und Bassum (Abb. 1089–1090) sowie die von dem Bruder Gerhard als Erzbischof von Hamburg-Bremen ausgeführten Umbauten am Bremer Dom (Abb. 1048–1057) und der dortigen Liebfrauenkirche (Abb. 1058–1072) wie auch der Ägidiuskirche in Berne (Abb. 1073–1085), die jeweils engste Bezüge zur ‚Großen Marienkirche' in Lippstadt zeigen, sowie des Hamburger Domes (Abb. 1086–1088). Zu ergänzen sind aber auch die bisher kaum beachteten Baumaßnahmen von Propst Dietrich zur Lippe an der Stiftskirche St. Lebuinus zu Deventer (Abb. 996–1006), der Neubau des Freckenhorster Kreuzgangs (Abb. 1091–1098) durch Äbtissin Kunigunde und die Errichtung der Neustädter Pfarrkirche St. Johannes

Baptist zu Warburg (Abb. 1046–1047) durch Bischof Bernhard IV., der nicht nur den Neubau des Paderborner Domes (Abb. 1036–1045) initiiert hat, welchen sein Neffe Simon I. fortführte. Ebenfalls der Enkelgeneration gehört Otto zur Lippe an, dem der Neubau der Stiftskirche St. Alexander in Wildeshausen (Abb. 1100–1103) zuzuschreiben ist. Alle diese Bauten zeigen einen gemeinsamen Formenkanon, der es erlaubt, von einem bewusst gewählten, dynastischen Baustil zu sprechen – darüber hinaus in der (punktuellen) Verwendung rheinischer Bauformen eine politische Parteinahme für das kölnisch-staufische Lager zu sehen, wie Maué annimmt, erscheint hingegen wenig plausibel. Dieser ‚lippische Familienstil', der schließlich die Architektur einer ganzen Region maßgeblich prägte, gehört zu den interessantesten Phänomen in der europäischen Architekturgeschichte des Mittelalters.

Aber auch über andere Verbindungen wurden die Hüttenmitglieder aus Marienfeld an nahe, aber auch fern gelegene Bauvorhaben vermittelt. Dabei steht an erster Stelle die Chorerweiterung der Marienkirche in Wisby (Visby) auf Gotland (1105–1138), die eindeutig an Formenkanon und Baukonzeption der Marienfelder Abteikirche wie auch der Schwesterbauten der Stiftskirche in Langenhorst und der ‚Großen Marienkirche' in Lippstadt anschließt. Aufgrund der Kapitellskulptur, die wohl von demselben Kapitellschläger geschaffen wurde, der zuvor die Kapitellbänder im Marienfelder Hochchor angefertigt hatte, kann – entgegen der bisherigen Forschungsmeinung – ein Baubeginn des Wisbyer Erweiterungsbaues bereits um 1205/10 angenommen werden, dessen Fertigstellung ist nun unzweifelhaft mit der überlieferten Weihenachricht von 1225 in Verbindung zu bringen. In den Dorfkirchen Gotlands fand der Bau wiederum eine eigene Nachfolge.

Auch im Bistum Osnabrück wurden Mitglieder der Marienfelder Bauhütte an zwei Kirchenbauten tätig: der St. Matthäuskirche in Melle (Abb. 1189–1195) und der Benediktinerinnenklosterkirche St. Gertrud auf dem Gertrudenberg in Osnabrück (Abb. 1144–1188) – für letztere, ein Bau, der selbst die Abkragungen aus Marienfeld übernimmt, kann eine Vermittlung durch den Osnabrücker Bischof Adolf von Tecklenburg, einen Schwager von Herrmann II. zur Lippe und selbst Zisterzienser, wahrscheinlich gemacht werden.

Zwei weitere Stränge reichen in den Ostseeraum: Zum einen ins Baltikum, wo 1204/05 vor den Toren Rigas das Zisterzienserkloster Dünamünde als einziges Tochterkloster Marienfelds gegründet wurde, dem 1211–1218 Bernhard II. zur Lippe als Abt vorstand. Die von ihm errichteten Klosterbauten sind leider durch mehrfache Zerstörungen spurlos verschwunden, doch zeigen sich Reflexe ihrer wohl aus Marienfeld übernommenen Bauformen im St. Mariendom in Riga (Abb. 1196–1225) und am Neubau der Kirche von Uexküll an der Düna (Abb. 1226–1232) – bei ersterem lassen sich hinsichtlich der Kapitellskulptur (Abb. 1212–1218) wiederum enge Verbindungen zur in Marienfeld und Lippstadt tätigen Bauhütte festmachen. Von diesen Initialbauten strahlte die westfälische Bauweise, insbesondere die Vorliebe für Domikalgewölbe, weiter ins Baltikum aus.

Der zweite Strang reicht ins Zisterzienserkloster Varnhem in Mittelschweden, dessen Abteikirche (Abb. 1239–1264) nach einem Brand 1234 einen aufwendigen Ausbau in den Bauformen der Marienfelder Klosterkirche erfuhr – dies belegen nicht nur die Architekturmotive, sondern auch baukünstlerische Details, insbesondere die Konsolbildungen. Durch diese Umbaumaßnahmen wurde die Klosterkirche in Varnhem zu einem der bedeutendsten Nachfolgebauten der Abteikirche Marienfeld.

Neben diesen unmittelbar verwandten, zumeist unter Beteiligung von Mitgliedern der von Marienfeld ausgehenden münsterländisch-lippischen Bauhütte errichteten Bauten findet sich im näheren westfälischen Umfeld eine Gruppe von Sakralbauten, an denen in unterschiedlichem Maße Marienfelder Bauformen rezipiert werden. Zu ihnen gehört der Dom zu Osnabrück (Abb. 1267), dessen Langhaus (Abb. 1269–1270) die Raumproportionen und einige Bauideen aus Marienfeld aufgreift und an dessen Baustelle eventuell von Bischof Adolf herangeholte Marienfelder Konversen in leitender Stellung tätig waren. Auch an der Errichtung des Chorneubaues nach 1254–72 (Abb. 1273–1274) könnte ein Marienfelder Mönch nach Ausweis des tonsurierten Baumeisterkopfes (Abb. 1275) beteiligt gewesen sein. Die Ausführung lag bei der Bauhütte, die auch die Ostteile des Domes zu Münster erbaute. Dessen 1225 begonnener spätromanischer Neubau (Abb. 1277–1284) lässt ebenfalls an vielen Stellen und Baudetails eine Rezeption von Marienfelder Bauformen und -konzeptionen erkennen, wie es auch in der zeitgenössischen Chronistik überliefert

ist: So heißt es bezeichnenderweise in einer Textquelle zur Grundsteinlegung 1225, der Dom sei „*iuxta formam templi Marienfeldensi aedificanda*“.[2]

Ähnlich verhält es sich bei der Zisterzienserklosterkirche Loccum (Abb. 1285–1294), die gemäß den jüngsten dendrochronologischen Datierungen und der Neubewertung der archivalischen Quellen nun etwa um 1210/15–1250 anzusetzen ist. Auch hier zeigen die Proportionen des Raumes und einige Detailbildungen das Aufgreifen von Marienfelder Baugestaltungen. Der im Totenregister des Klosters genannte ‚*structor nostrae ecclesiae*’ Bado könnte möglicherweise mit dem (vermeintlich?) für Osnabrück belegten Bodo aus Marienfeld identisch sein, wodurch sich die Verwandtschaft beider Zisterzienserkirchen plausibel erklären ließe.

Vermutlich über den Zisterzienserorden, möglicherweise sogar über das Kloster Loccum, wurden offenbar auch Bauleute, vielleicht ebenfalls ein Konverse, an das Zisterzienserinnenkloster Mariensee bei Neustadt am Rübenberge (Abb. 1297–1299) vermittelt, dessen Kirchenbau wiederum deutlich Marienfelder Formengut zeigt.

Baugestalt und Baugeschichte des Tor- und Kapellenturmes in Rheda

Die Burg Rheda, entstanden in einer Emsniederung nahe eines Fernstraßenübergangs, wurde im Laufe des 12. Jahrhunderts Mittelpunkt der Herrschaft Rheda, die nach dem kinderlosen Tod Widukinds von Rheda 1190/91 an dessen Vertrauten Bernhard II. zur Lippe neu verlehnt wurde. Unter Bernhard und seinem Sohn Hermann II. erfuhr die Burg, gelegen auf einer Hochmotte, einen repräsentativen Ausbau zur Hauptresidenz der Edelherren zur Lippe, wovon heute noch der mächtige Tor- und Kapellenturm zeugt. Der quadratische Baukörper von 16 m Seitenlänge umfasst heute vier Geschosse und wird von einem einfachen Pyramidendach abgeschlossen. Das Erdgeschoss enthält die jetzt abgemauerte tonnengewölbte Tordurchfahrt, erweitert durch Abseiten. Der Sakralraum der Burgkapelle nimmt die beiden mittleren Etagen ein, darüber folgt ein profanes ehemaliges Wohngeschoss.

Wie bei der Marienfelder Klosterkirche sind fast alle wesentlichen Architekturglieder aus Osning-Sandstein gefertigt, während die eigentliche Wand- und

[2] Zu Deutsch: „nach der Gestalt der Marienfelder Kirche zu erbauen“, zitiert nach KOHL, Domstift Münster, 1987, S. 43.

Gewölbesubstanz wie dort aus Backstein besteht. Hinzu kommt noch die Verwendung von Bruchstein für drei der vier Außenfassaden sowie von schwarzem Schiefer für einige Säulenschäfte. Die Backsteine zeigen in den älteren unteren Teilen (Bauphase I–III) ein Format von 27–29 x 13,5–14,5 x 8–8,5 cm im sog. ‚Gotischen Verband', am jüngeren vierten Turmgeschoss (Phase IV) wurden Backsteine mit einem kaum abweichenden Format von 28 x 14,5–15 x 8–8,5 cm ebenfalls im ‚Gotischen Verband' vermauert.

Auch bei den baugeschichtlichen Untersuchungen zum Tor- und Kapellenturm in Rheda steht die Rekonstruktion des Bauablaufes der spätromanischen Hauptbauzeit im Mittelpunkt, für die in der älteren Forschung ebenfalls keine Periodisierung vorgenommen wurde. Die insbesondere von Franz Mühlen im Rahmen der Restaurierung 1963–65 gemachten und publizierten Beobachtungen sind bisher kaum im Sinne einer Baugeschichte ausgewertet worden. Die Errichtung des Tor- und Kapellenturmes erfolgte jedoch nach Ausweis der Baubefunde in vier Bauphasen, die sich durch Baunähte und Planwechsel deutlich voneinander abgrenzen lassen.

In Phase I wurde das Erdgeschoss mit der gewölbten Tordurchfahrt errichtet sowie die Außenwände bis zum Ansatz des zweiten Obergeschosses hochgeführt. Die großen Fensteröffnungen im Kapellenuntergeschoss und die Wandvorlagen der Ostwand im Unter- und Obergeschoss gehören einer ersten Entwurfskonzeption an. Nach einer Planänderung erfolgte in Phase II der Innenausbau des Kapellenuntergeschosses nach einem neuen Konzept mit einem abgeteilten, tonnengewölbten Umgang auf der Nord-, Ost- und Südseite. Man errichtete die beiden zentralen Hauptpfeiler und die westlichen Halbpfeiler bis jeweils eine Lage oberhalb der Wirtelung sowie das innere Kapellenportal mit den Dreisäulenbündeln und ihrer aufwendigen Bauplastik. Auch die Dreisäulenbündel der oberen Altarnische dürften damals vorgefertigt worden sein, ebenso die Kapitellbänder der beiden Hauptpfeiler und die Ziermotive um die Schlusssteinöffnungen der beiden Hauptgewölbe, vermutlich auch die Werkstücke der Ostrosette.

In Phase III zog man die Umfassungswände des Kapellenobergeschosses weiter hoch. Dabei setzte man das Vierpassfenster in die Westwand ein und gestaltete die obere Altarnische in der heutigen Form. Die beiden Haupt- und die westlichen

Halbpfeiler samt Dreibogenstaffel wurden weiter hochgeführt und abschließend Bögen und Gewölbe aufgesetzt, wobei man die vermutlich noch in Phase II vorgefertigte Bauplastik verwendete.

Nach der Vollendung des Kapelleninnenraumes scheint eine längere Bauunterbrechung eingetreten zu sein. In Phase IV wurde dann das vierte und vermutlich auch das fünfte Turmgeschoss aufgeführt, wobei man offensichtlich die noch vorrätigen Back- und Bruchsteine weiterverwendete, doch verzichtete man auf die Fortsetzung der aufwendigen Gliederung durch Buckelquaderlisenen. Auch beim Innenausbau zeigen sich Vereinfachungen und Konzeptänderungen etwa bei der Wendeltreppe und dem Abortschacht. Die zeitgleichen Freipfeiler stützten die hölzerne Deckenkonstruktion als Abtrennung zum 1597 abgetragenen und neuerrichteten fünften Turmgeschoss.

Leider haben sich in den schriftlichen Quellen zu Rheda, anders als etwa zu Marienfeld, keinerlei Zeugnisse zur Baugeschichte des spätromanischen Kapellenturmes erhalten. Eine Datierung ist daher nur auf dem Wege des Stilvergleichs sowie durch Einbeziehung historischer Ereignisse und dendrochronologischer Daten möglich. Aus der Übernahme der Herrschaft Rheda durch Bernhard II. zur Lippe 1191 ergibt sich ein *terminus post quem*. Einen weiteren Anhaltspunkt bietet das im nordnordöstlichen Umgangsfenster gefundene Fragment eines Fensterrahmens, das dendrochronologisch auf 1223 ± 6 datiert werden kann. Eine genauere zeitliche Einordnung der einzelnen Bauphasen des Tor- und Kapellenturms gelingt sodann in erster Linie über einen Vergleich mit und eine Zuordnung zu den jeweiligen Bauphasen der engstens verwandten Zisterzienserklosterkirche Marienfeld. So lässt sich die Rhedaer Bauphase I an die dortige Phase Ic anschließen und um 1191/95–1200 datieren. Dies gilt auch für die Rhedaer Phase II, die aufgrund des mit Marienfeld identischen ‚Quader-Moduls' von 42,2/5 cm, das dort nur in Phase Ib/c verwendet wurde, zweifelsfrei in direkte zeitliche Nähe gesetzt und um 1200–1205/10 datiert werden kann. Die in ihrem Aufwand deutlich reduzierte Bauphase III dürfte um 1215–1225 anzusetzen sein. Nach einer Baupause von mehreren Jahren wohl infolge des Todes von Edelherr Hermann II. zur Lippe 1229 wurden – nun deutlich schlichter – in Phase IV etwa um 1235–1244 das vierte (und vermutlich auch fünfte) Turmgeschoss aufgesetzt. Dessen

Innenausbau erfolgte allerdings erst in den 1270er Jahren, worauf die dendrochronologische Datierung der ‚Klobrillen'-Fragmente der Abortanlage auf 1273/74 schließen lässt. Diese zeitliche Einordnung des Rhedaer Tor- und Kapellenturms, insbesondere der Hauptbauphasen I–III, weicht deutlich von dem bisher gängigen Datierung „ab 1222" ab, die bautechnischen Befunde erlauben eine Vordatierung des Baubeginns um ca. 25–30 Jahre!

Rheda: Bezugnahmen und Typologie

Die Bauformen des Tor- und Kapellenturmes schöpfen aus verschiedenen Quellen und spielen offenbar bewusst – wie auch bei der Raumgestaltung der Kapelle – auf bestimmte Konnotationen oder Anspruchshaltungen an. So verweisen die Buckelquader der Lisenen zitathaft auf die staufischen Reichsburgen Süd- und Südwestdeutschlands und deren symbolische Bedeutung als Wehrbauten höchsten Ranges. Das Pfeiler-Bogen-Gewölbe-System des Inneren steht in direkter Nachfolge des Mutterbaues Marienfeld, die westliche Dreierarkade wie auch die Dreisäulenbündel an innerem Nordportal und oberer Altarnische verweisen auf rhein-maasländische Vorbilder, deren Sockel in Form von Löwen bzw. liegenden Trägerfiguren hingegen auf Königslutter (Abb. 1398–1401) bzw. Worms (Abb. 1410–1415). Der Kugelbesatz der Wandnischen und der Ostrosette entstammt dem oberrheinischen Formenrepertoire. Die beiden Rosettenfenster folgen Gestaltungsprinzipien der ‚Zisterzienserarchitektur', als konkretes Vorbild für die Ostrose könnte die Sechspassrosette in der Nordquerhausfront der Zisterzienserabteikirche von Orval in den Ardennen (Abb. 1389–1390) gedient haben.

Die vielfältige Rhedaer Bauzier, die zu den bedeutendsten und ungewöhnlichsten Leistungen der romanischen Bildhauerkunst Westfalens und darüber hinaus zählt, wurde zumeist aus dem feinen Baumberger Sandstein gefertigt und lässt sich baugeschichtlich weitgehend mit der Bauphase II um 1200–1205/10 verbinden, da einige in Phase III versetzte Elemente offenbar bereits in Bauphase II vorgefertigt worden waren. Die Gestaltungsformen der Löwenfiguren wie der figürlichen Kapitelle der Dreisäulenbündel stehen in der Nachfolge rheinischer Bildhauerarbeiten, namentlich aus der Werkstatt des ‚Samson-Meisters', und belegen

das hohe Anspruchsniveau der Bauherrenfamilie. Die Ausführung der Bildhauerarbeiten wie Trägerfiguren, Löwen, Kapitelle und Schlusssteinzier lag offenbar in den Händen zweier Steinmetzen, wohl ‚Meister' und ‚Schüler'.

Der ehemals um ein Geschoss höhere Tor- und Kapellenturm war eingebunden in die als Ringmaueranlage auf einer älteren Hochmotte errichtete Burg der Edelherren zur Lippe, die er entscheidend dominierte. Zusammen mit dem benachbarten ‚Palas' als Wohn- und Saalbau bildete er die Hauptrepräsentationsbauten der Burg. In der Außenerscheinung kontrastierten die dunklen Buckelquaderlisenen einst noch stärker zu dem ehemals hell geschlämmten Bruchsteinmauerwerk, die Backsteine der Hoffront waren ursprünglich verputzt.

Die in Teilen erhaltene bauzeitliche Innenraumfassung erweist sich als schlicht, zeichnet sich jedoch durch eine hohe Qualität des Putzes aus. Im ansonsten baulich weitgehend unveränderten Kapelleninneren ist die untere Altarnische aufgrund der Befunde mit flankierenden Säulchen zu rekonstruieren. Hier und in der Nische vor der Ostrosette befanden sich ehedem die beiden Altäre. Als Sitzplatz für den Burgherrn wurde der Bereich über der sog. Sakristei, des weiteren diese selbst sowie das Podest der Westtreppe vorgeschlagen. Denkbar sind alle drei Stellen, möglicherweise wurden sie auch wechselweise genutzt, je nach Anlass. Den architektonisch am stärksten ausgezeichneten Platz stellt jedoch das Treppenpodest dar, das von der Würdeformel der Dreierarkade überhöht wird, deren kostbare Schiefersäulen auf Basen in Gestalt von Löwen, einem klassisches Herrscher- und Machtsymbol, ruhen.

Durch die Verbindungsöffnung zur Tordurchfahrt im Boden des Westjoches konnte aller Wahrscheinlichkeit nach der Kapellenraum bei Bedarf ins Erdgeschoss hinein räumlich erweitert werden, die dort versammelten Gläubigen konnten so zumindest akustisch und olfaktorisch die Liturgie in der Kapelle mitverfolgen. Daneben wird die Öffnung aber vornehmlich für Verteidigungszwecke gedient haben, für die auch der ehemals unabhängig zu betretende dreiseitige Umgang gedacht war. Während das fünfte Turmgeschoss mit der Wehrplattform heute verloren ist, lässt sich das vierte Geschoss mit Kamin und Abortanlage als repräsentatives Wohngeschoss rekonstruieren.

Der Tor- und Kapellenturm von Rheda erweist sich somit als repräsentativer Bauteil, der in sich die teilweise ineinander verschränkten Funktionen von Wehrbau, Sakralraum und Wohnnutzung auf höchst geschickte Weise vereint und die Verschränkung von Profanem und Sakralem, Herrschaft und Glauben, auch in symbolträchtiger Weise baulich sichtbar macht.

Für die Bauphase I kann anhand der Befunde an den Außenwänden der Umgänge, insbesondere der Ostwand, ein Entwurfskonzept erschlossen werden, das deutlich von der heutigen Raumdisposition abweicht: Es sah offenbar einen dreischiffigen, zweigeschossigen Raum zu zwei Jochen mit seitlichen Doppelarkaden auf Zwischenstützen vor, wie er sich bei der Doppelkapelle (3. Drittel 12. Jahrhundert) auf der Burg Landsberg bei Halle/Saale erhalten hat (Abb. 1449–1454). Beide Bauten folgen vermutlich dem Vorbild der im 17. Jahrhundert abgebrochenen Doppelkapelle Heinrichs des Löwen in der Burg Dankwarderode (um 1160/75) in Braunschweig. Das dann nach einer Planänderung ausgeführte Entwurfskonzept der Bauphase II ersetzte die geplanten Seitenschiffe durch einen im Norden, Osten und Süden umlaufenden, wehrtechnisch genutzten Gang, über dem im Obergeschoss Emporenschiffe angeordnet wurden. Der Rhedaer Tor- und Kapellenturm ist in seiner Gesamtgestalt einzigartig und ohne direkten Vergleich.

Durch die zweigeschossige Raumstruktur mit den umlaufenden Emporen um einen Kernraum sowie insbesondere die Anordnung der Altäre auf beiden Ebenen steht die Burgkapelle in Rheda in bewusster Tradition der ‚herrscherlichen Doppelkapellen', deren Typus sie unzweifelhaft noch angehört. Durch diese repräsentative Raum- und Nutzungsstruktur, die unmittelbar mit dem Begriff ‚Herrscherkapelle' konnotiert war, brachten die Edelherren zur Lippe ihren Anspruch, unter die führenden Geschlechter im Norden des Reiches aufgestiegen zu sein, auch baulich höchst wirkungsvoll zur Geltung. Der Rhedaer Kapellenbau lässt dabei innerhalb der ‚herrscherlichen Doppelkapellen' in der Ausbildung und der Dominanz seines Kernraumes schon recht früh eine deutliche Tendenz zum Einheitsraum erkennen. Zugleich stellt er eines der bedeutendsten und monumentalsten Beispiele in der großen Gruppe der Torkapellen dar.

Marienfeld und Rheda: wechselseitige ‚Beeinflussung'

Die vielfach aufgezeigte starke Verschränkung beider Bauten hinsichtlich bautechnischer und gestalterischer Elemente legt unzweifelhaft eine parallele Entstehung und eine wechselseitige ‚Beeinflussung', das heißt ein Aufgreifen der jeweils am anderen Bau entwickelten neuesten Gestaltungselemente, nahe. Dies zeigt sich etwa an den Frieskonsolen oder der Übernahme des ‚Quader-Moduls' in Rheda – vermutlich durch Bauleute, die in der Zeit der Marienfelder Bauunterbrechung nach Phase I in Rheda tätig waren. Umgekehrt wurde das Motiv der Dreisäulenbündel vom inneren Kapellenportal in Rheda anschließend beim Nordquerhausportal in Marienfeld aufgegriffen. Um 1220 schließlich finden sich an beiden Bauten Zier- und Ausstattungselemente aus Baumberger Sandstein, die sich vor allem durch reiche Schmuckelemente wie Kugelbesatz und Röllchenfries auszeichnen und die zweifellos von derselben spezialisierten Bildhauerwerkstatt geschaffen wurden. Die beiden hier monographisch behandelten Bauwerke erweisen sich somit in vielerlei Hinsicht als eng verbundene und in ihrer Entstehungsgeschichte miteinander verzahnte ‚Schwesterbauten'.

Durch die vorliegenden Untersuchungen sind die beiden Bauten in ihrer Bedeutung für die Architektur des Heiligen Römischen Reiches der Zeit um 1200, darüber hinaus aber auch durch ihre vielfältigen Bezüge für die Architekturgeschichte im europäischen Kontext jetzt neu zu bewerten. So konnte die Zisterzienserabteikirche Marienfeld als der innovative Schlüsselbau der westfälischen Spätromanik, dem die Einführung des westfranzösischen Domikalgewölbes in die westfälische und nordeuropäische Architektur zu verdanken ist und an dem bereits in der Grundrisskonzeption und in der konsequenten Anwendung des Spitzbogens frühgotische Bauprinzipien rezipiert werden, neu ins Bewusstsein gebracht werden. Ebenso konnte der besondere Rang des Kapellenraums im Torturm der Burg Rheda herausgearbeitet werden, der in der Tradition der ‚herrscherlichen Doppelkapellen' steht, deren fest umrissene, konventionelle Baukonzeptionen er jedoch infolge einer Planänderung verlässt und so zu einer vorbildlosen, nur aus der Genese des Baues erklärbaren Raumform gelangt. Diese lässt den Rhedaer Turmbau zu einem der bedeutendsten Burgkapellenbauten der staufischen Epoche werden, der keine direkte Nachfolge findet und daher einzigartig bleibt.

G. Anhänge

Anhang I: Die historischen Bildquellen zu Marienfeld

Neben dem Bau selbst und der Überlieferung in den archivalischen Quellen geben insbesondere die historischen Bildquellen Auskünfte über bauliche Zustände und Veränderungen, die heute teilweise verschwunden sind, so dass die historischen Bildquellen wichtige Anhaltspunkte für die Rekonstruktion älterer Bauzustände bieten.

Leider ist der Bestand an historischen Bildquellen zum Kloster Marienfeld nicht allzu umfangreich, so gibt es etwa keine einzige Innenansicht der Kirche in ihrem Zustand vor Ende des 19. Jahrhunderts. Die überlieferten Bildquellen lassen sich in drei Gruppen ordnen: Die Stiftungsbilder, die Ansichten auf Portraits etc. und die Vogelschauansichten.

Die hier zusammengestellten historischen Bildquellen zu Marienfeld werden bei den jeweiligen Untersuchungen und Rekonstruktionen heute verlorener Bauzustände und Baudetails als unverzichtbare Quellengrundlage hinzugezogen.

1. Die Stiftungsbilder

Die Stiftungsbilder zeigen jeweils die Abteikirche von Nordosten gesehen, links und rechts gerahmt von ganzfigurigen Darstellungen der 1185 an der Klostergründung beteiligten Stifter: Die linke Vierergruppe bilden laut der (lateinischen) Beischriften auf den (variierend angeordneten) Sockelelementen im Vordergrund Hermann II. von Katzenelnbogen, Bischof von Münster, sodann Widukind von Rheda, Lüdiger von Wöltingerode-Wohldenberg (hier als ‚de Waldenberge' bez.) und Volquin von Schwalenberg, die rechte Vierergruppe bilden laut Beischriften Bernhard II. zur Lippe, Bischof von Selonien, sowie Widukind, Hermann und Heinrich von Schwalenberg. Dabei sind die beiden Bischöfe durch ihr Pontifikalornat und die weisenden Gesten wie auch durch die Erstnennung in den Beischriften als die maßgeblich handelnden Personen dargestellt. Die beschrifteten Sockelelemente, in deren Zusammenhang zudem die Wappen der vier beteiligten Stifterfamilien (Rheda,

Lippe, Wöltingerode-Wohldenberg, Schwalenberg – Katzenelnbogen fehlt!) erscheinen, sind unterschiedlich angeordnet, ebenso variiert die Mittelgestaltung.

Alle drei überlieferten Versionen gehen zweifellos auf ein ‚Urbild' zurück, das der Kleidermode der dargestellten Gewänder nach zu urteilen, aus der Mitte des 15. Jahrhunderts stammte und heute verloren ist. Es ist wohl mit der literarisch überlieferten Bildquelle M-BQ 1 zu identifizieren.

M-BQ 1: Stiftungsbild, Wandgemälde, Maße unbekannt, wohl Mitte 15. Jahrhundert, über dem Eingang des ‚Richthauses' vor der Westfassade der Kirche, beim Brand des ‚Richthauses' 1693 vermutlich beschädigt und 1699 bei dessen Abbruch zerstört

Pater Hermann Hartmann beschreibt es posthum in seiner Klosterbeschreibung aus dem Jahre 1715 wie folgt: „*Ostio istius portae supereminebat antiqua pictura valde magna et insignis scil. delineatio nostrae basilicae, cui hinc inde adstabant verae (ut credebatur) effigies primorum fundatorum, subscriptae hac epigraphe: Quas sacras aedes pietas construxit avorum, / Has nunc haeredes devastant more luporum*".[1] (Vgl. dazu auch Kap. C.8.11.2.1.2.).

M-BQ 2: Stiftungsbild, Öl auf Leinwand, 107 x 152 cm, Mitte oder 2. Hälfte 17. Jahrhundert, Marienfeld, Hof Meier-Westmeyer[2] (Abb. 54)

Im Mittelpunkt der Darstellung steht klar die Marienfelder Klosterkirche, während die beiden Vierergruppen der Stifter, die wie bei M-BQ 3 dem mittelalterlichen Vorbild entnommen sind, hier etwas gedrängt seitlich hinter dem Kirchengebäude

[1] WIGGER, Antiquitates, 1898, S. 7; in deutscher Übersetzung bei BÖHMER/LEIDINGER, Chroniken und Dokumente, 1998, S. 136: „Den Eingang zur Pforte überragte ein sehr großes, gut erkennbares altes Schaubild unserer Klosterkirche, rechts und links von ihr die ersten Gründer, lebensnah dargestellt, wie man glaubt, und unten folgende Inschrift: Diesen heiligen Bau hat die Frömmigkeit unserer Vorväter errichtet, jetzt verwüsten ihn die Erben wie Wölfe." – Dieser Reimspruch ist offenbar auf die späteren Besitzer der Burg Rheda als Nachfahren Widukinds von Rheda bezogen, die das Kloster mehrfach bedrängt haben, s. dazu LEIDINGER, Zisterzienserabtei, 1998, S. 43–44.

[2] HÖLKER, Kreis Warendorf, 1936, S. 271; WERLAND, Marienfelder Chronik, 1968, Abb. S. 7; MÜHLEN, Ausstrahlung, 1984, Abb. S. 127; SIGRIST/STROHMANN, Baugeschichtliche Befunde, 1995, S. 147, Anm. 73, Nr. 2 c); LEIDINGER, Zisterzienserabtei, 1996, Abb. S. 52; DETHLEFS, Widukind von Rheda, 2003, o. S. (S. 3); SASSEN/WEBER, Grabplatten, 2005, S. 40–45. – Das Gemälde gelangte als Säkularisationsgut in den Besitz des Marienfelder Hofes Meier-Westmeyer. – Herrn Heinrich Westmeyer sei herzlich dafür gedankt, das Bild in Augenschein nehmen und photographieren zu dürfen.

erscheinen. Die Inschriftensockel sind hier seitlich positioniert und – wie die vier Wappen – den Stiftergruppen zugeordnet. Der Kirchenbau selbst erscheint in seiner Darstellung nicht allzu präzise, die Proportionen sind stark überhöht, der Dachschluss über dem Chor ist anstelle des Chorgiebels irrtümlicherweise abgewalmt. Chorumgang und nördliches Seitenschiff erscheinen als einheitlich gestaltete gotische Anbauten mit Strebepfeilerreihe und Kaffgesims – vier/fünfjochig (ein Joch verdeckt) das Seitenschiff, fünfjochig der Chorumgang. Gerd Dethlefs datiert das Gemälde durchaus plausibel „in die Zeit der Neuausstattung des Klosters nach dem Dreißigjährigen Krieg“,[3] doch scheint das unten mittig angebrachte Wappen dasjenige von Abt Johannes von Werden (1634–1646, † 1648) zu sein,[4] unter dem der Konvent im sicheren Warendorf lebte – vielleicht sollte das (nicht allzu große) Bild dort den exilierten Mönchen die Geschichte des Klosters vor Augen führen.

M-BQ 3: Stiftungsbild, Öl auf Leinwand, 198 x 229 cm, um 1690/1700 (?), Münster, Bistumsarchiv, Aula[5] (Abb. 55–58)

Das Gemälde stellt die getreueste Kopie nach M-BQ 1 dar, vermutlich wurde es im Vorfeld von dessen unvermeidlicher Zerstörung beim den Abbruch des Richthauses, das 1699 dem Neubau der ‚Abtei’ weichen musste, als ‚Ersatz’ für das Wandgemälde angefertigt – mit dem Anspruch einer ‚Kopie’.[6] Deswegen sind hier auch relativ genau die spätgotischen Kostümmotive der Stiftergewänder wiedergegeben wie auch bauliche Details der Klosterkirche, die um 1700 bereits nicht mehr aktuell waren wie insbesondere das große gotische Maßwerkfenster in der Chorostwand, das um 1690

[3] DETHLEFS, Widukind von Rheda, 2003, o. S. (S. 3).

[4] Zu Abt Johannes von Werden s. WERLAND, Marienfelder Chronik, 1968, S. 218–219.

[5] NORDHOFF, Kreis Warendorf, 1886, S. 158; HÖLKER, Kreis Warendorf, 1936, S. 284, Nr. a); LEIDINGER, Gründung, 1985, im Abbildungsteil (hier irrtümlich das Westfälische Landesmuseum in Münster als Ort angegeben); SIGRIST/STROHMANN, Baugeschichtliche Befunde, 1995, S. 146, Anm. 73, Nr. 2 a); BEINE, Widukind, 1997, Abb. S. 4; WESTFALIA PICTA, Bd. VII, 2002, S. 138, Nr. 182, dazu Abb. 88 und Farbabb. S. 21; DETHLEFS, Widukind von Rheda, 2003, o. S. (S. 3), dazu Abb. 1; SASSEN/WEBER, Grabplatten, 2005, S. 40–45. – Das Gemälde kam nach der Klosterauflösung in den Besitz des als letztem Mönch in Marienfeld eingetretenen Konventualen Henricus Duenheuft, der 1808–1861 als Vikar in Stromberg tätig war und dieses und weitere Gemälde dorthin mitnahm. Von der Pfarrgemeinde in Stromberg wurden sie nach dem Zweiten Weltkrieg leihweise dem Bistumsarchiv in Münster überlassen.

[6] Bereits HÖLKER, Kreis Warendorf, 1936, S. 284, Anm. 37 meinte: „Das Bild ist, wenn nicht das Original, so doch wahrscheinlich eine Nachbildung des Gemäldes, das nach dem Berichte Hartmanns ehemals über der Pforte des sog. ‚Richthauses’ hing, und dieselbe Darstellung und dieselbe Unterschrift aufwies.“ Darauf verweist auch DETHLEFS, Widukind von Rheda, 2003, o. S. (S. 3).

beseitigt wurde. Ebenso wurde der Reimspruch ‚*Quas Sacras Aedes Pietas construxit Avorum, Has nunc Haeredes devastant more Luporum*', der sich, wie erwähnt, unter dem Wandgemälde fand, auf einer unteren Sockelleiste reproduziert und darüber noch eine weitere, einleitende und erläuternde Textzeile eingefügt: ‚*Hi Viri cum Wedekindo Nobili Advocvato De Rheda, sunt fundatores principaliores Campi S. Mariae:*'.[7]

Als zeitgenössische barocke Hinzufügung erweist sich die von Mitra und Abtsstäben bekrönte Kartusche mit einer Darstellung der Muttergottes mit Kind, der Klosterpatronin. Sie wird von zwei Putten präsentiert, welche zudem an Bändern die vier besagten Wappen der Stifterfamilien halten.

Der Kirchenbau ist trotz der Überhöhung der Proportionen recht präzise wiedergegeben, es sind wichtige, heute verlorene bauliche Details wie das erwähnte Chorostfenster, die Rosette des Nordquerhausgiebels und der gotische Vierungsdachreiter zu erkennen. Auch hier erscheinen Chorumgang und nördliches Seitenschiff als einheitlich gestaltete gotische Anbauten mit Strebepfeilern und Kaffgesims – sechsjochig das Seitenschiff, vier(!)jochig der Chorumgang, hinzu kommt noch der hinter Bischof Hermann II. erkennbare nördliche Anbau, der sog. Ölkeller.

M-BQ 4: Stiftungsbild, Öl auf Leinwand, ca. 160 x 230 cm, um 1770 (?), Füchtorf, Schloss Harkotten, Freiherr von Korff zu Harkotten[8] (Abb. 59)

In der Grundanlage mit der Marienfelder Klosterkirche im Zentrum und den rahmenden Vierergruppen der Stifter entspricht diese Version weitgehend M-BQ 3, der es wohl nachgestaltet wurde, doch ist hier als ‚Aktualisierung' die barockzeitliche Fenstergruppe in der Chorostwand nachgetragen. Dennoch ist das Gemälde in der Darstellung des Kirchenbaues, abgesehen vom Nordquerhausportal,

[7] Zu Deutsch: ‚Diese Männer mit Widukind, Edelherr und Vogt von Rheda [an der Spitze], sind die Hauptgründer von Marienfeld'. Es schließt sich der bereits zitierte Reim über die Verwüstungen an.

[8] VAHRENHOLD, Marienfeld, 1966, Abb.vor S. 25; WERLAND, Marienfelder Chronik, 1968, Abb. S. 56; SIGRIST/STROHMANN, Baugeschichtliche Befunde, 1995, S. 147, Anm. 73, Nr. 2 b); DETHLEFS, Widukind von Rheda, 2003, o. S. (S. 3); SASSEN/WEBER, Grabplatten, 2005, S. 40–45. – Das Gemälde gelangte über die Freiherren von Korff, denen Prälatur (‚Abtei') und Klostergut in Marienfeld von 1852–1946 gehörte, nach Schloss Harkotten. – Dem Baron von Korff sei herzlich dafür gedankt, das Bild in Augenschein nehmen und photographieren zu dürfen. Ein genaues Vermessen war nicht möglich, da das Bild sehr hoch hängt.

weit weniger präzise, etwa bei der Dreifenstergruppe und der Giebelrosette des Nordquerhauses, die als gotische Maßwerkrose erscheint. – Im unteren Teil behält der Maler die Komposition mit den beschrifteten Sockeln bei, verzichtet jedoch auf den zusätzlichen unteren Sockel mit der zweizeiligen Inschrift und ersetzt die zentrale Kartuschen-Putten-Gruppe durch die Darstellung eines knienden Abtes, der nach links auf eine Marienvision im Himmel über dem Chor der Kirche schaut – möglicherweise der hl. Bernhard von Clairvaux. Die deutlichen Portraitzüge des Abtes lassen im Vergleich mit Portraits darauf schließen, dass es sich zugleich um ein Kryptoportrait des Marienfelder Abtes Arnold Detten (1769–1774) handelt, was zusammen mit der deutlich verhalteneren Farbigkeit einen Hinweis auf die Datierung in die Zeit um 1770 geben könnte.

2. Die Ansichten auf Portraits etc.

Weitere Ansichten des Klosters Marienfeld finden sich als Hintergrunddarstellungen auf drei Portraits, hinzu kommt noch eine eigenständige Darstellung des barocken Klosters von Süden.

M-BQ 5: Portrait des Abtes Bernhard II. Cuelmann, Öl auf Leinwand, 134 x 94 cm, ca. 1681/1699 (?), Münster, Bistumsarchiv, Aula[9] (Abb. 60)

Das Portrait des Abtes Bernhard II. Cuelmann (1681–1705) zeigt rechts im Fensterausblick die baumgesäumte Zufahrt des Klosters mit der Pforte und der Wadenhart-Kapelle sowie einigen Ökonomiegebäuden in ihrem spätmittelalterlichen Ausbauzustand (siehe Kap. C.8.11.2.2.1.), weiter im Hintergrund erscheint das dunkle, wohl bleigedeckte Dach der Klosterkirche. Das sicherlich zeitgenössische Gemälde dürfte vor 1699, dem Jahr des Baubeginns der ‚Abtei', gemalt worden sein, da sich Abt Cuelmann danach sicherlich mit diesem Prestigebau hätte darstellen lassen.[10]

[9] HÖLKER, Kreis Warendorf, 1936, S. 285, unter Nr. c); WERLAND, Marienfelder Chronik, 1968, Abb. S. 225 (kaum erkennbar); BEINE, Widukind, 1997, Abb. S. 11 (als Ausschnitt); WESTFALIA PICTA, Bd. VII, 2002, S. 138, Nr. 183, dazu Abb. 89.

[10] WESTFALIA PICTA, Bd. VII, 2002, S. 138, wo angenommen wird, dass es sich um ein posthumes Portrait vom Ende des 18. Jahrhunderts handelt, ist somit klar zu widersprechen.

M-BQ 6: Bildnis des Edelherrn Widukind von Rheda, Öl auf Leinwand, 177 x 130 cm, 1716, Marienfeld, Pfarrsaal[11] (Abb. 64–65)

Das posthume Stifterbildnis des Widukind von Rheda zeigt rechts im Hintergrund des Türausblicks – als Verweis auf die Stiftung Widukinds – eine Ansicht der Marienfelder Klosterkirche von Norden. Sie ist aufgrund der geringen Größe nur recht schematisch wiedergegeben, zu erkennen ist die Kubatur des Baues mit der dunklen Dachdeckung und dem gotischen Dachreiter sowie die Fensteröffnungen, darunter das um 1716 bereits nicht mehr existente gotische Ostfenster des Chores, und der Anbau des ‚Ölkellers'.

Das Gemälde stammt aus einer Serie von Stiftergemälden, die 1716 angefertigt wurde, und geht seinerseits auf ein Brustbildnis Widukinds von Rheda aus dem Jahre 1650 zurück (LWL-Landesmuseum für Kunst und Kulturgeschichte Münster, Inv.-Nr. 765 LM),[12] dessen Komposition für dieses Gemälde zu einer ganzfigurigen barocken ‚Portrait'-Darstellung mit Säule, Stoffdraperie und Türausblick erweitert wurde.

M-BQ 7: Portrait des Abtes Everhard Gallenkamp, Öl auf Leinwand, 134 x 94 cm, ca. 1714–1717, Bistumsarchiv Münster, Aula[13] (Abb. 62–63)

Das Portrait des Abtes Everhard Gallenkamp (1713–1717) zeigt rechts im Fensterausblick, halb verdeckt von Mitra und Unterarm des Portraitierten, recht schematisch ein rosa getöntes Gebäude mit Sockelgeschoss und zwei Hauptgeschossen unter einem hohen Dach. Mit Hilfe von M-BQ 8 ist es wohl – bisher unbeachtet – als der barocke Südflügel des Klosters zu identifizieren, der unter Abt Gallenkamp 1714–17 errichtet wurde.

M-BQ 8: Südansicht des Klosters, Öl auf Leinwand, 157 x 178 cm, nach 1720, Marienfeld, Hof Meier-Westmeyer[14] (Abb. 61)

[11] NORDHOFF, Kreis Warendorf, 1886, S. 158; HÖLKER, Kreis Warendorf, 1936, S. 285, unter Nr. b); WERLAND, Marienfelder Chronik, 1968, Abb. S. 63 (kaum erkennbar); BEINE, Widukind, 1997, Abb. S. 6; DETHLEFS, Widukind von Rheda, 2003, o. S. (S. 2–3).

[12] S. dazu DETHLEFS, Widukind von Rheda, 2003.

[13] HÖLKER, Kreis Warendorf, 1936, S. 285, unter Nr. c); WERLAND, Marienfelder Chronik, 1968, Abb. S. 232 (schlecht erkennbar).

[14] HÖLKER, Kreis Warendorf, 1936, S. 271, dazu Abb. 390; WERLAND, Marienfelder Chronik, 1968, Abb. S. 111; METTE, Klosteranlagen, 1993, S. 126, MA 10, dazu Abb. 80; SIGRIST/STROHMANN, Baugeschichtliche

Das Gemälde zeigt in leichter Aufsicht die Klosteranlage von Süden in ihrem barocken Ausbauzustand (1711 – ca. 1720). Über den Stützmauern, die von der aufgestauten Lutter umflossen werden, erscheint bildparallel der lange Südtrakt der barocken Klostergebäude, ein dreigeschossiger Aufbau, bestehend aus dem gelbsandsteinernen Sockelgeschoss, den zwei Hauptgeschossen aus Backstein sowie dem verschieferte Walmdach. Darüber erkennt man die bleigedeckten Dächer der Klosterkirche samt dem schlanken gotischen Dachreiter sowie die Gliederung des südlichen Chorobergadens mit den Fensteröffnungen sowie den Lisenen und Rundbogenfriesen.

3. Die Vogelschauansichten

Eine weitere wichtige Bildquelle bildet schließlich die Reihe von Vogelschauansichten, die jeweils die gesamte Klosteranlage und ihr Umfeld von Nordwesten gesehen zeigen: Im Vordergrund erscheint die Zufahrt entlang der Fischteiche, sodann die gotische Wadenhart-Kapelle als Pfortenkapelle neben der neuen barocken Klosterpforte als Teil der dreiseitigen barocken Umbauung des Wirtschaftshofes. Diesen schließt südlich das Kernkloster mit der mittelalterlichen Abteikirche und der westlich angefügten ‚Abtei' (Prälatur) ab, dahinter erscheinen die barock erneuerten Klausurgebäude. Den westlichen Vorhof umschließen das Kornhaus sowie Mühle, Back, Brau- und Waschhaus. Östlich der Klausurbauten und des Krankenhauses erstrecken sich die nord-süd-ausgerichteten, streng geometrisch angelegten barocken Gartenanlagen, zu denen am Fischweiher zwei Gartenhäuschen gehören. Das ganze Gelände umfließt im Osten und Süden die an der Mühle aufgestaute Lutter.

Sämtliche Darstellungen gehen direkt oder indirekt auf ein heute vernichtetes Ölgemälde (M-BQ 9) des französischen Emigranten Frère J. Demitau zurück, der um 1792/93 nach Marienfeld kam und dort um 1793/94 das Bild malte und es nach Ausweis des Wappens Abt Stephan Pöttken (1784–1794) widmete. Alle übrigen Vogelschau-Varianten (M-BQ 10–14) kopieren unterschiedlich genau diese Vorlage,

Befunde, 1995, S. 147, Anm. 73, Nr. 3; WESTFALIA PICTA, Bd. VII, 2002, S. 138, Nr. 184. – Das Gemälde gelangte als Säkularisationsgut in den Besitz des Marienfelder Hofes Meier-Westmeyer. – Herrn Heinrich Westmeyer sei herzlich dafür gedankt, das Bild in Augenschein nehmen und photographieren zu dürfen.

wobei die Zeichnung im LWL-Landesmuseum in Münster (M-BQ 12) als die sorgfältigste und detailreichste Nachzeichnung zu bezeichnen ist.

M-BQ 9: Vogelschauansicht „Wahrer Abriß der Abtey Marienfeld von der Nordwest Seite betrachtet“, bez. unten rechts: „*Radio descripsit et hac forma expressit Fr. Ja. Demitau*“, Ölgemälde, um 1793/94, Familie von Hatzfeld in Münster, dort vor 1936 bei Brand vernichtet[15]

Durch das Wappen von Abt Stephan Pöttken (1784–1794) ist das leider verbrannte Gemälde, das sicherlich sehr präzise die Gebäulichkeiten des Klosters ein Jahrzehnt vor seiner Aufhebung wiedergegeben hat, in die Zeit vor dem 10. August 1794, dem Tag der Amtsniederlegung von Abt Pöttken, zu datieren.[16]

M-BQ 10: Vogelschauansicht, schwarzgrau lavierte Federzeichnung, datiert 1799, Marienfeld, Pfarramt[17]

M-BQ 11: Vogelschauansicht „ANSICHT der ABTEI MARIENFELD den Standpunkt in Nord-West genommen 1799“, lavierte Federzeichnung, 27,5 x 36,5 cm, bez. (lt. Nordhoff): „gezeichnet von Joseph Homann in Marienfeld 1799“, ehem. Marienfeld, Gastwirt Viehmeyer[18]

M-BQ 12: Vogelschauansicht „Wahrer Abriß der Abtey Marienfeld von der Nordwest Seite betrachtet“, kolorierte Federzeichnung, 64,2 x 78,4 cm, lt. rückseitigem Vermerk 1802 (?) von Henricus Duenheuft, Münster LWL-Landesmuseum für Kunst und Kulturgeschichte, Inv.-Nr. KdZ 308 LM[19] (Abb. 70a)

[15] NORDHOFF, Kreis Warendorf, 1886, S. 158; HÖLKER, Kreis Warendorf, 1936, S. 282 (Vernichtung durch Brand); SIGRIST/STROHMANN, Baugeschichtliche Befunde, 1995, S. 146, Anm. 73, Nr. 1 a).

[16] S. dazu und zu den frz. Emigranten LEIDINGER, Zisterzienserabtei, 1998, S. 59–60.

[17] SIGRIST/STROHMANN, Baugeschichtliche Befunde, 1995, S. 146, Anm. 73, Nr. 1 c).

[18] NORDHOFF, Kreis Warendorf, 1886, S. 158; HÖLKER, Kreis Warendorf, 1936, S. 282; HOLLÄNDER, Marienfeld, 1950, Abb. S. 3; MÜHLEN, Ausstrahlung, 1984, Abb. S. 129; SIGRIST/STROHMANN, Baugeschichtliche Befunde, 1995, S. 146, Anm. 73, Nr. 1 d); WESTFALIA PICTA, Bd. VII, 2002, S. 140, Nr. 186.

[19] NORDHOFF, Kreis Warendorf, 1886, S. 158; HÖLKER, Kreis Warendorf, 1936, S. 282, dazu Abb. 298; WESTFALIA PICTA, Ausstellungskatalog, 1987, Nr. 42; METTE, Klosteranlagen, 1993, S. 126, MA 4, dazu

Die Zeichnung, die – wie erwähnt – als die sorgfältigste und in den Details präziseste Wiedergabe des Ölgemäldes von J. Demitau zu bezeichnen ist, wurde von Henricus Duenheuft (1779–1861), dem letztem, im Jahre 1800 eingetretenen Mönch von Marienfeld und späterem Vikar zu Stromberg, nach dem Gemälde von Demitau gezeichnet. Da sie das Wappen von Abt Petrus von Hatzfeld (1794–1803) zeigt, ist die undeutliche Datierung (1802 oder 1812?) wohl als 1802 aufzulösen. Aus dem Besitz Duenheufts gelangte das Blatt an Joseph Zumnorde in Warendorf, von dort in die Bestände des Generalvikariats Münster und schließlich in die Sammlungen des Landesmuseums.

M-BQ 13: Vogelschauansicht „Marienfeld von Norden“, Tuschzeichnung, 23 x 36,5 cm, bez.: „*C. Kock fecit 1806*“, Bistumsarchiv Münster, GV Marienfeld A 12[20]

M-BQ 14: Vogelschauansicht „Marienfeld von Norden“, kolorierte Federzeichnung, 23 x 36 cm, Baukondukteur Niermann, 1820er Jahre, Münster, Nordrhein-Westfälisches Staatsarchiv, Kartensammlung A Nr. 1193[21]

M-BQ 15: Vogelschauansicht „Marienfeld von Norden“, kolorierte Federzeichnung, 23,9 x 36,4 cm, wohl 1820er Jahre, Harsewinkel, Stadtarchiv (ohne Signatur)[22]

Abb. 65, 67; SIGRIST/STROHMANN, Baugeschichtliche Befunde, 1995, S. 146, Anm. 73, Nr. 1 b); Schlendrian, 2002, Abb. S. 50, dazu S. 334; WESTFALIA PICTA, Bd. VII, 2002, S. 140, Nr. 188 (irrige Datierung).

[20] METTE, Klosteranlagen, 1993, S. 126, MA 6; SIGRIST/STROHMANN, Baugeschichtliche Befunde, 1995, S. 146, Anm. 73, Nr. 1 e); WESTFALIA PICTA, Bd. VII, 2002, S. 140, Nr. 187.

[21] HOPPE/SIEMANN, Marienfeld, 1985, Titelbild; METTE, Klosteranlagen, 1993, S. 126, MA 5, dazu Abb. 66; SIGRIST/STROHMANN, Baugeschichtliche Befunde, 1995, S. 146, Anm. 73, Nr. 1 f); BEINE, Widukind, 1997, Farbabb. S. 12/13; KAT. DORTMUND 2003, S. 309, Kat. Nr. 1.19, dazu Farbabb. S. 68.

[22] Die bisher unbekannte Zeichnung, die 2003 vom Stadtarchiv Harsewinkel aus Privatbesitz erworben werden konnte, war im Jahre 2003 in einer Sonderausstellung zur Geschichte des Klosters Marienfeld in der barocken ‚Abtei’ ausgestellt, ist aber bisher ansonsten noch unpubliziert. Die Maß- und Provenienzangaben nach freundlicher Auskunft von Stadtarchivar Eckhard Möller, Harsewinkel, dem an dieser Stelle herzlich dafür gedankt sei!

Anhang II: Die historischen Bildquellen zu Rheda

Wie im Falle von Marienfeld gilt auch für die Burg Rheda, dass die historischen Bildquellen wichtige Auskünfte und Anhaltspunkte für die Baugeschichte und über heute verschwundene Bauzustände geben können und entsprechend als unverzichtbare, aber kritisch auf ihren Quellenwert zu befragende Grundlage für die jeweiligen Untersuchungen und Rekonstruktionen dienen.

Der Bestand an historischen Bildquellen zu Rheda umfasst drei Komplexe: Die Gesamtansichten der Burganlage von Südwesten, die Hofansichten von Nordosten sowie die Innenansichten der Kapelle.

1. Die Gesamtansichten der Burganlage von Südwesten

Die Hauptansichten der Rhedaer Burganlage zeigen diese von Südwesten aus gesehen – dies gilt sowohl für die älteste überlieferte Ansicht Rhedas, den Stich von Matthäus Merian von 1647, wie auch für ein Ölgemälde aus dem 17./frühen 18. Jahrhundert, das als Vorlage für eine Reihe weiterer Ansichten von Rheda diente, und für eine Stadtansicht aus dem frühen 19. Jahrhundert.

R-BQ 1: Ansicht von „Reheda“, Kupferstich, 9,5 x 17,0 cm, aus: Matthäus Merian, Topographia Westphaliae,[23] Frankfurt am Main, 1647, nach S. 90; Abzug u. a. in Münster, LWL-Landesmuseum für Kunst und Kulturgeschichte, Inv.-Nr. K 66-337 LM[24] (Abb. 493)

Der Kupferstich von Matthäus Merian aus dem Jahre 1647 zeigt in der rechten Bildhälfte eine Ansicht der Burg Rheda mit drei Türmen. Der rechte Turm ist dabei unschwer als der sog. ‚Lange Turm’, der heutige Bibliotheksturm, zu identifizieren. Daran schließt sich unmittelbar ein Wohntrakt an, der Vorgänger des heutigen Barockflügels. Zu diesem steht winklig ein zweiter Wohntrakt, der Renaissanceflügel von 1612, der (wie heute) zum etwas vorgerückten Tor- und Kapellenturm überleitet.

[23] Der vollständige Titel lautet: ‚Topographia Westphaliae. Das ist, Beschreibung der Vornembsten, vnd bekantisten Stätte, vnd Plätz, im Hochlöbl: Westphälischen Craiße an tag gegeben, von Matthaeo Merian.’

[24] Merian-Literatur: WÜTHERICH IV, S. 227, Nr. 79; BACHMANN, Nr. 1776; FAUSER, Nr. 11671. – Der Stich in der Rheda-Literatur: LUDORFF, Kreis Wiedenbrück, 1901, S. 90, dazu Abb. S. 51; GAUL, Rheda, 1955, S. 206, dazu Abb. 207; LÜBBERMANN, Rheda, 1976, Abb. S. 9; 12 MÜHLEN, Rheda, 1979, S. 11–13, dazu Abb. S. 14; KINDLER/LEWE, Tempelherrenturm, 1986; CONRAD, Baugeschichte, 1989, S. 246; HOFFMANN, Graf Arnold, 1994, S. 91–93; LOBBEDEY, Westfalen, 1999, S. 176; WESTFALIA PICTA, Bd. VII, 2002, S. 388, Nr. 556.

Dieser ist – wie alle Baulichkeiten – recht summarisch wiedergegeben. So findet sich in der Südwand ein hohes, zweibahniges Maßwerkfenster, das so nie existiert hat,[25] angegeben ist zudem die Fensterreihe des obersten Geschosses sowie die vielteilige, mit Ecktürmchen und zweistufiger Laterne versehene Renaissance-Haube.[26] Unmittelbar links davon erscheint auf dem Stich ein weiterer, noch weitaus breiterer und behäbigerer Turm mit vier Ecktürmchen, Biforienfenstern im Hauptgeschoss, einem abgesetzten Obergeschoss und wiederum einer vielteiligen, mit Ecktürmchen und zweistufiger Laterne versehenen Renaissance-Haube.

Dieser dritte Turm, der topographisch im Bereich der Vorburg zu verorten wäre, hat in der Forschung zu Rheda eine große, bis heute nicht abgeschlossene Diskussion ausgelöst.[27] So wurde in ihm der in den Quellen überlieferte, beim Brand 1718 ‚zerstörte' Tempelherrenturm gesehen, der jedoch, wie bereits von Horst Conrad schlüssig aufgezeigt werden konnte,[28] mit dem Tor- und Kapellenturm gleichzusetzen ist, dessen oberste Geschosse damals stark in Mitleidenschaft gezogen wurden (siehe Kap. D.4.1.) Behauptungen, Burg Rheda habe einen dritten oder gar einen vierten Turm besessen, wie sie noch bis in die jüngste Zeit anzutreffen sind,[29] entbehren bei genauer Sichtung der Schriftquellen jeglicher Grundlage! Und auch der hier behandelte Merian-Stich kann dafür nicht als einziger ‚Beleg' ins Feld geführt werden, denn es gilt, diese Bildquelle auf ihren Aussagewert hin zu untersuchen: Zunächst muss generell angemerkt werden, dass die Stiche von Matthäus Merian in ihrer Darstellungsweise zumeist recht summarisch, generalisierend und zudem

[25] KINDLER/LEWE, Tempelherrenturm, 1986, S. 93 sehen darin irrtümlich eine Umbildung der „Rosette an der Innenhofseite", die sich jedoch in der Ostwand, nicht in der Südwand, befindet!

[26] WESTFALIA PICTA, Bd. VII, 2002, S. 388, Nr. 556 bezeichnet sie irrtümlich als „barocke Hauben".

[27] GAUL, Rheda, 1955, S. 192, 206–208 (dritter Turm Tempelherrenturm) ZELLNER, Schloßkapelle, 1965, S. 17 (Tempelherrenturm); GAUL, Dynastenburgen, 1970, S. 254 (Tempelherrenturm); LÜBBERMANN, Rheda, 1976, S. 71, 76 (Tempelherrenturm); MÜHLEN, Rheda, 1979, S. 11–13 (Irrtum von Merian); KINDLER/LEWE, Tempelherrenturm, 1986 (zwar „ein Fantasieprodukt von Merian", aber bezogen auf Zustand von vor 1604 mit (vermeintlich) drei Türmen); CONRAD, Baugeschichte, 1989, S. 246–248, dazu Anm. 37–43 (Nachweis, dass Burg Rheda immer nur zwei Türme besaß); HOFFMANN, Graf Arnold, 1994, S. 91–93, dazu Anm. 486–496 (real nur zwei Türme, Einfügung des ‚Tempelherrenturms' durch Merian und Werkstatt evtl. wegen Tempelherrenlegende); LOBBEDEY, Westfalen, 1999, S. 176 (Hinzufügung Merians).

[28] Dazu ausführlich CONRAD, Baugeschichte, 1989, S. 246–248. Vgl. auch HOFFMANN, Graf Arnold, 1994, S. 91–93.

[29] G. Ulrich Großmann in GROSSMANN, Burg, 2010, S. 203 und in KAT. NÜRNBERG 2010, S. 73, Kat.-Nr. 2.15 erwähnt unreflektiert einen dritten großen Turm, der noch bei Merian dargestellt sei. – Außerdem: Carsten Borgmeier: Rätsel um den >Turmbau zu Rheda<, Erdbeben im Jahre 1602 – Kupferstecher Merian zeigte den wirklichen Zustand, in: Westfalen-Blatt Nr. 15 vom 18. Januar 2001 unter ‚Lokales Gütersloh'. Der Zeitungsartikel gibt ein Interview mit Ernst August Lübbermann, dem früheren Stadtarchivar von Rheda-Wiedenbrück, wieder, in dem dieser seine frühere These von einer bis 1602 sogar viertürmigen Burganlage wiedergibt, was jedoch – bei genauer Prüfung der zum Beweis vorgebrachten Quellen – jeglicher Grundlage entbehrt. Vgl. dazu bereits die Kritik bei CONRAD, Baugeschichte, 1989, S. 246–248, dazu Anm. 37–43.

idealisierend sind, Bauwerke werden in der Regel nur in ihren Grundformen und nur mit wenigen Details, dazu meist deutlich gelängt, wiedergegeben, vielfach sind die Darstellungen nachweislich fehlerhaft. Entsprechend vorsichtig ist also die Rheda-Ansicht Merians zu werten. Dies zeigt sich sowohl hinsichtlich des Kirchturms, der so nie bestanden hat, als auch insbesondere hinsichtlich des dritten, donjongartigen Burgturms, der in dieser Form zweifellos nicht existierte. Dieser offensichtliche Irrtum wird möglicherweise so entstanden sein, dass der Vorlagenzeichner – eines der zahlreichen Mitglieder der Frankfurter Merian-Werkstatt, das die Ansicht Rhedas vor Ort in einer Skizze entwickelt hat – zur Verdeutlichung des komplizierten, verschachtelten Dachaufbaues der Turmhaube des Kapellenturms noch eine Detailzeichnung dieser Renaissance-Haube als erläuternde ‚Herausvergrößerung' neben den Kapellenturm skizziert hat. Bei der Umsetzung für den Kupferstich durch die Stecher der Merian-Werkstatt scheint diese Detailskizze dann missverstanden und irrtümlich als dritter Burgturm umgesetzt worden zu sein.

R-BQ 2: Ansicht von Rheda, Öl auf Leinwand, 55 x 64,5 cm, 2. Hälfte 17./Anfang 18. Jh (vor 1718), Schloss Rheda, Fürstliche Familie von Bentheim-Tecklenburg[30] (Abb. 494–496)

Das Gemälde, das bisher kaum als zentrale Bildquelle Beachtung fand,[31] zeigt in kräftigen Farben, die von Orangerot und Gelb dominiert werden, eine Gesamtansicht der Stadt Rheda von Südwesten. Die rechte Bildhälfte nimmt dabei die Schlossanlage ein. Auf der von der Gräfte umflossenen Burginsel erhebt sich das Konglomerat der Bauten aus unterschiedlichen Epochen: Ganz rechts erscheint der hier zweigeschossig angegebene ‚Lange Turm', der heutige Bibliotheksturm, mit dem namengebenden spitzen, hohen Turmhelm, ein spätgotischer Knickhelm mit vier kleinen Ecktürmchen am Helmansatz. Es schließt sich links ein rechteckiger, zweigeschossiger, mit Schiefer gedeckter Baukörper an, dessen westlicher Giebel (mit Wetterfahne!) sowie eine Reihe von fünf Zwerchgiebeln an der südlichen Traufseite aus Fachwerk gebildet sind – offensichtlich der spätmittelalterliche

[30] MÜHLEN, Rheda, 1979, S. 11, dazu Abb. S. 2; HOFFMANN, Graf Arnold, 1994, S. 89–91. – Mein besonderer Dank gilt I. D. Sissi Fürstin zu Bentheim-Tecklenburg für die mir eröffnete Möglichkeit, das Gemälde im Original einsehen zu dürfen.

[31] So fehlt diese elementare Darstellung etwa in WESTFALIA PICTA, Bd. VII, 2002!

Vorgängerbau des heutigen Barocktraktes. Etwa rechtwinklig stößt links die Südfront des ebenfalls zweigeschossigen Renaissance-Traktes von 1612 mit ihrem Schweifgiebel dazu. Beide Bauten besitzen zum Winkelhöfchen hin einen Abortstanderker, ebenso an der Traufseite. Die Dachdeckung de Renaissance-Traktes besteht zum größten Teil aus roten Dachziegeln, nur das untere Drittel über der Traufe ist mit einer auffälligen Schieferdeckung versehen.

Ein weiterer Abortstanderker leitet zum vorgerückten Torhaus mit der offenbar damals schon festen Brücke über. Das Gebäude weist über der Tordurchfahrt zwei Obergeschosse auf, von denen das obere einschließlich Südgiebel in Fachwerk ausgeführt ist. Auch dieser schiefergedeckte Bau dürfte noch dem späten Mittelalter angehören (siehe Kap. D.4.1.).

Hinter dem Torhaus ragt sodann der Tor- und Kapellenturm auf, vor seiner Westfront ist noch ein kleiner Anbau, möglicherweise das Backhaus, zu erkennen. Der Turm weist oberhalb des bis heute erhaltenen Wohngeschosses noch ein zusätzliches, stark durchfenstertes Wehrgeschoss auf, über dem sich die mehrfach geschweifte Renaissance-Haube mit der Laterne und vier eckwartenartigen, geschweiften Helmen erhebt (siehe Kap. D.4.6.).

Das als Bildquelle höchst wertvolle Gemälde bildet das Schloss in seinem Zustand vor dem Brand von 1718 ab und dürfte – auch der Farbigkeit nach zu urteilen – in der zweiten Hälfte des 17. oder zu Beginn des 18. Jahrhunderts entstanden sein.

R-BQ 3: „Das alte Residenz=Schloss Rheda, / in seinem Zustande vor dem Brande 1718. / Nach einem alten im Archive befindlichen Oelgmälde treu copirt von Carl Freese.“, Aquarell auf Papier, 33 x 46,5 cm, Carl Freese, Rheda, 1829 oder um 1840, Schloss Rheda, Fürstliche Familie von Bentheim-Tecklenburg[32] (Abb. 497–498)

Das in den abgetönten Farben Rotbraun, Hellblau und Kupfergrün gehaltene Aquarell von Carl Freese ist – wie die Beischrift mitteilt – „Nach einem alten [...]

[32] BÖCKENHOLT, Rheda, 1979, Abb. S. 46–47; KINDLER/LEWE, Tempelherrenturm, 1986, Abb. S. 92 re unten (sie datieren das Aquarell ins Jahr 1829); CONRAD, Baugeschichte, 1989, S. 249, Abb. 1; WESTFALIA PICTA, Bd. VII, 2002, S. 394, Nr. 564, dazu Abb. 290. – Auch hier gilt mein besonderer Dank I. D. Sissi Fürstin zu Bentheim-Tecklenburg für die Möglichkeit, das Aquarell in Augenschein nehmen zu dürfen.

Oelgmälde treu copirt“. Diese Vorlage ist – bisher unerkannt[33] – in dem bis heute erhaltenen Gemälde R-BQ 2 zu suchen. Freese orientiert sich recht getreu an dem barocken Ölgemälde und gibt dessen Ortsbeschreibung wieder, korrigiert und präzisiert jedoch auch hier und da, wobei seiner Darstellung, da sie nur eine rekonstruierende Kopie darstellt, kein Zeugniswert zukommt.

R-BQ 4: „Das alte Residenz=Schloss Rheda, / in seinem Zustande vor dem Brande 1718.“, Tuschpinsel in Grau und Schwarz auf Papier, 22 x 36 cm, Carl Freese (?), Rheda, um 1830/40, Schloss Rheda, Fürstliche Familie von Bentheim-Tecklenburg[34] (Abb. 499)

Die Tuschzeichnung, Teil eines Blattes mit Ausführungen zu Schloss Rheda,[35] kopiert ebenso wie R-BQ 3 das Ölgemälde R-BQ 2. Dementsprechend besitzen auch hier die Darstellungen der architektonischen Details, die zudem noch teilweise von R-BQ 3 abweichen, etwa die Laterne des Kapellenturmes, keinen eigenen Zeugniswert.

R-BQ 5: „Fürstliches Schloss und Stadt Rheda. / von der Süd-Seite.“, sign. „Nach der Natur gez. 1829 C. Freese“, Lithographie, 27,5 x 40,5 cm, Carl Freese, Rheda, 1829, Stadtarchiv Soest[36] (Abb. 500)

Die Lithographie zeigt eine zeitgenössische Ansicht von Rheda, in der rechten Bildhälfte erscheint, zum Teil als Durchblick hinter Baumstämmen, das Schloss Rheda mit den bis heute bestehenden Fachwerkbauten der Vorburg sowie dem Hochschloss. Von diesem zu erkennen sind trotz der umgebenden Bäume der Kapellen- und der Bibliotheksturm mit ihren zeitgenössischen, bis heute erhaltenen

[33] Noch WESTFALIA PICTA, Bd. VII, 2002, S. 394 zu Nr. 564 schreibt irrtümlicherweise: „Welches Ölgemälde Carl Freese ‚treu’ kopierte, läßt sich nicht feststellen.“ – Zudem sind die dort geäußerten Zweifel an der Glaubwürdigkeit der Darstellung Freeses unbegründet.

[34] LÜBBERMANN, Rheda, 1976, Abb. S. 10 (hier irrtümlich „um 1720“ datiert); KINDLER/LEWE, Tempelherrenturm, 1986, Abb. S. 92 li unten; WESTFALIA PICTA, Bd. VII, 2002, S. 396, Nr. 565, dazu Abb. 291.

[35] S. dazu WESTFALIA PICTA, Bd. VII, 2002, Abb. 291.

[36] LÜBBERMANN, Rheda, 1976, Abb. S. 61; WESTFALIA PICTA, Bd. VII, 2002, S. 390, Nr. 559, dazu Abb. 285 (mit weiterf. Lit.).

Dachpyramiden sowie der Renaissance-Trakt von 1612 und der Barocktrakt von 1745–47.[37]

2. Die Hofansichten von Nordosten

Eine Reihe weiterer Ansichten zeigt das Schloss von Nordosten, mit einem Blick durch die offene Seite der Anlage auf die Hoffronten der Schlosstrakte.

R-BQ 6: Ansicht von Schloss „Rheda“ von Nordosten, Öl auf Leinwand, 97 x 125 cm, 2. Hälfte 18. Jahrhundert (nach 1747), Schloss Rheda, Fürstliche Familie von Bentheim-Tecklenburg[38] (Abb. 501–502)

Das Gemälde, das zu einer Viererserie mit Darstellungen der Bentheim-Tecklenburgischen Schlösser gehört, zeigt in verhaltener Farbigkeit und ohne großen künstlerischen Anspruch den Baubestand des Schlosses Rheda in der zweiten Hälfte 18. Jahrhunderts: Zu erkennen ist links der kurze Küchentrakt von 1721, der an den ‚langen Turm’ angrenzt. Dieser ist mit den großen Fensteröffnungen, dem Aborterker und dem nun schlichten Pyramidendach wiedergegeben. Westlich schließt sich der 1745–47 neu erbaute Barockflügel mit seinem fünfachsigen Mittelrisalit an. Es folgt der Renaissance-Trakt von 1612 mit der Laufganggalerie vor dem zweiten Obergeschoss. Er geht fast nahtlos in den Torbau von 1719–21 über, der zum Kapellenturm vermittelt. Dieser ist stark gelängt wiedergegeben mit einem einfachen Pyramidendach. Insbesondere an der Ostseite, aber auch an der Nordseite, fällt die Vielzahl von Öffnungen auf, die jedoch nur sehr frei den realen Bestand wiedergeben. Einen markanten Anhaltspunkt bietet etwa der Altarerker der Kapelle, der hier mit einem Giebel und einem großen Rundbogenfenster anstelle der Rosette dargestellt ist. Rechts hinter dem Turm erscheint in Aufsicht ein Wirtschaftsgebäude. Den Freiraum zwischen Küchentrakt und Kapellenturm nimmt die Böschung der Hochmotte ein, die mit einer doppelten Hecke bepflanzt ist.

[37] Nach dieser Lithographie ist auch die mehrfarbige Porzellanmalerei auf einer um/nach 1830 entstandenen Tasse gefertigt worden, s. WESTFALIA PICTA, Bd. VII, 2002, S. 390, Nr. 560, dazu Abb. 286.

[38] WESTFALIA PICTA, Bd. VII, 2002, S. 388, Nr. 557, dazu Abb. 284. – Mein Dank gilt der fürstlichen Familie Bentheim-Tecklenburg für die Möglichkeit, das Bild, das früher in der alten Kanzlei hing, genauer in Augenschein nehmen zu dürfen.

R-BQ 7: Ansicht der Hoffronten von Schloss Rheda, fälschlich bezeichnet als „Schloß ‚Bentheim' Fürst v. Rheda",[39] Bleistiftzeichnung auf Papier, 10 x 17 cm, um 1830/35, Münster LWL-Landesmuseum für Kunst und Kulturgeschichte, Inv.-Nr. KdZ 6286 LM[40] (Abb. 503a)

Die routinierte, in der Wiedergabe der Vegetation durchaus skizzenhafte Bleistiftzeichnung eines für derartige Darstellungen bekannten Anonymus bildet die gesamte den Schlosshof umschließende Bebauung ab. Im Bildzentrum steht dabei der zweigeschossige Barockflügel von 1745–47 mit seinem fünfachsigen, von einem Segmentbogen überfangenen Mittelrisalit, ihn begrenzt links der ‚lange Turm', heute Bibliotheksturm, mit dem angefügten Küchentrakt, rechts schließen sich der dreigeschossige Renaissance-Flügel von 1612 sowie das Torhaus von 1719–21 an, den Abschluss bildet der Kapellenturm, von dem jedoch nur die Ostseite wiedergegeben ist. Hinter der Vegetation werden einige wesentliche Architekturelemente sichtbar wie die Fensteröffnungen sowie insbesondere der flache Altarerker der Kapelle mit der Zierrosette. Allerdings werden dabei auch einige Ungenauigkeiten und Abweichungen offenbar, etwa die Wiedergabe der Rosette als Achtpass anstelle des realen Sechspasses oder die stärkere Zuspitzung und damit ‚Gotisierung' der Kreuzstockfenster. – Bildbeherrschend ist darüber hinaus das große, mit Zierpflanzungen versehene Rondell inmitten des Schlosshofes.

Aufgrund der Tatsache, dass die Zeichnung als Vorlage für die Architekturdarstellung auf dem Portrait von Emil Friedrich Fürst zu Bentheim-Tecklenburg (R-BQ 8), das vor 1837 zu datieren ist, gedient hat, kann die Zeichnung, deren Autor leider namentlich nicht bekannt ist, um 1830/35 datiert werden.

R-BQ 8: Portrait von Emil Friedrich Fürst zu Bentheim-Tecklenburg, Öl auf Leinwand, 87 x 68 cm, um 1830/35, Schloss Hohenlimburg, Fürstliche Familie von Bentheim-Tecklenburg[41] (Abb. 504)

Das Portrait zeigt den ersten Fürsten zu Bentheim-Tecklenburg, Emil Friedrich (1765–1837). Der Fensterausblick rechts gewährt einen Anblick von Schloss Rheda:

[39] Richtig wäre es genau umgekehrt: Schloß Rheda, Fürst v. Bentheim.
[40] WESTFALIA PICTA, Bd. VII, 2002, S. 392, Nr. 561, dazu Abb. 287.
[41] KLUETING/FELGNER, Bentheim-Tecklenburg, 1993, S. 74–75 mit Abb. (Carsten Felgner); WESTFALIA PICTA, Bd. VII, 2002, S. 388, Nr. 558, dazu Farbabb. S. 32.

Man erkennt recht getreu[42] den ‚langen Turm', heute Bibliotheksturm, mit seinem einfachen Pyramidendach. An ihn stößt links der Küchentrakt, rechts der 1745–47 erbaute Barockflügel an, die beide nur in Ausschnitten zu sehen sind. Diese Darstellung folgt dem Blickwinkel und den architektonischen Details wie der schrägen Trauflinie des Turms, dessen Oberflächengliederung, dem Dachfenster des Barocktraktes etc. nach zu urteilen – bisher unerkannt – eindeutig der Bleistiftzeichnung R-BQ 7.

Das Gemälde dürfte gemäß dem Alter des Dargestellten erst einige Jahre nach der Erhebung in den erblichen Fürstenstand im Jahre 1817, etwa um 1830/35, entstanden sein.

R-BQ 9: Ansicht der Hoffronten von Schloss „Rhe [Wappen] –da", Lithographie, 11 x 17,5 cm, sign. „Lith. v. P. Herle & Co in Paderborn.", 1837/40, aus: Die Rittergüter der Provinz Westfalen. Herausgegeben von Fr. W. Frhr. von Schorlemer-Heringhausen [...], Paderborn 1837/40, Heft 2; Abzug u. a. Münster LWL-Landesmuseum für Kunst und Kulturgeschichte, Inv.-Nr. K 65-329 LM[43] (Abb. 503b)

Es handelt sich dabei um die von Phlipp Herle ausgeführte, recht genaue lithographische Umsetzung der Bleistiftzeichnung R-BQ 7, die hier durch Hell-Dunkel-Schattierungen, Wolken etc. eine malerische Wirkung und räumliche Tiefe erhält.

R-BQ 10: Ansicht der Hoffronten von Schloss „RHEDA", getuschte Federzeichnung, 14 x 21,5 cm, sign. „Afszbentheim" = Agnes Fürstin zu Bentheim (1804–1866), um 1840/50, Schloss Rheda, Fürstliche Familie von Bentheim-Tecklenburg[44] (Abb. 505)

Die getuschte Federzeichnung von der Hand von Agnes Fürstin zu Bentheim-Tecklenburg, geb. Prinzessin von Sayn-Wittgenstein-Hohenstein (1804–1866), stellt eine recht genaue Umsetzung nach der Lithographie von Philipp Herle (R-BQ 9) dar,

[42] Der Aussage bei WESTFALIA PICTA, Bd. VII, 2002, S. 388 zu Nr. 558, es handle sich nur um „einen flüchtigen Blick auf Teile des Familienschlosses, – eher Signet der adeligen Abkunft als topographisches Abbild" ist daher deutlich zu widersprechen.

[43] BÖCKENHOLT, Rheda, 1979, Abb. S. 4; WESTFALIA PICTA, Bd. VII, 2002, S. 392, Nr. 562, dazu Abb. 288.

[44] WESTFALIA PICTA, Bd. VII, 2002, S. 394, Nr. 563, dazu Abb. 289.

die von der Autorin jedoch in einigen Einzelheiten ‚korrigiert' wurde, wie etwa bei den Zierkübeln im Rondell oder insbesondere bei der Rosette des Kapellenerkers, die hier nun korrekt als Sechspass wiedergegeben ist.

3. Die Innenansichten der Kapelle

Für den vorliegenden Zusammenhang besonders wertvoll sind zwei lavierte Federzeichnungen des Paderborner Zeichenlehrers und Heimatforschers Franz Joseph Brand (1790–1869), die das Innere der Kapelle in ihrem Zustand in der Mitte des 19. Jahrhunderts wiedergeben.

R-BQ 11: Grundrisse und Schnitte (?) der Kapelle, lavierte und weiß gehöhte Federzeichnung, 27 x 48 cm, Franz Joseph Brand (1790–1869), um 1841, Privatbesitz.[45]

R-BQ 12: Innenansicht nach Osten der „Capelle der Tempelherrn im fürstlichen Schlosse / zu Rheda. 1841.", lavierte Federzeichnung, 26,5 x 20,5 cm, Franz Joseph Brand (1790–1869), 1841, Verein für Geschichte und Altertumskunde Westfalens, Sektion Paderborn, Codex 177[46] (Abb. 506)

Die sicher angelegte, durch Lavierungen in ihrer räumlichen Wirkung gesteigerte Zeichnung gibt den Innenraum der Kapelle in einer Schrägsicht nach Südosten wieder. Die Architektur ist im wesentlich richtig, in einigen Details jedoch ‚geschönt' und ‚bereichert' wiedergegeben, etwa bei den nun umlaufenden Kapitellbändern der Pfeiler, der Gewölbezier im Ostjoch, den offensichtlich ergänzten Rahmungssäulchen der unteren Altarnische oder der reichen Maßwerkgliederung der Sechspassrosette und des Fensters darunter.

Einen jüngeren, vermutlich noch barocken Akzent stellen die mit Kartuschenrahmungen gefüllten Eisengitter der Emporen dar.

[45] WESTFALIA PICTA, Bd. VII, 2002, S. 396, Nr. 568. – Da im genannten Werk weder eine Abbildung dieser höchst wichtigen Zeichnung zu finden ist noch ihr Besitz genauer spezifiziert wurde, kann der Verfasser die Zeichnung nicht genauer charakterisieren.

[46] CONRAD, Baugeschichte, 1989, S. 258, Abb. 2; WESTFALIA PICTA, Bd. VII, 2002, S. 396, Nr. 569, dazu Abb. 292.

H. Abkürzungs- und Literaturverzeichnis

Abkürzungsverzeichnis

ADB	Allgemeine Deutsche Biographie
Ausst.Kat.	Ausstellungskatalog
BKW	Die Bau- und Kunstdenkmäler von Westfalen
BLB BI	Bau- und Liegenschaftsbetrieb Bielefeld
F. A. Rheda	Fürstliches Archiv Rheda
HHStD	Handbuch der Historischen Stätten Deutschlands
HvL	Heinrich von Lettland
KDM	Die Kunstdenkmäler
LCI	Lexikon der Christlichen Ikonographie
LippReg	Lippische Regesten
LMA	Lexikon des Mittelalters
LUB	Liv- Est- und Curländisches Urkundenbuch
LThK	Lexikon für Theologie und Kirche
MGH SS	Monumenta Germaniae Historica – Scriptores
NDB	Neue Deutsche Biographie
RDK	Reallexikon zur Deutschen Kunstgeschichte
reg.	regiert
StAM	Staatsarchiv Münster, seit 2008 Landesarchiv Nordrhein-Westfalen, Abteilung Westfalen, Münster
WAfD	Westfälisches Amt für Denkmalpflege, von 2006 bis 2011 LWL-Denkmalpflege in Westfalen, seit 2011 LWL-Denkmalpflege, Landschafts- und Baukultur in Westfalen
WUB	Westfälisches Urkundenbuch
WZ	Westfälische Zeitschrift

Literaturverzeichnis

GEDRUCKTE QUELLEN

[ALTHOF, Lippiflorium, 1900]
Althof, Hermann: Das Lippiflorium. Ein westfälisches Heldengedicht aus dem dreizehnten Jahrhundert. Leipzig 1900.

[BÖHMER/LEIDINGER, Chroniken und Dokumente, 1998]
Böhmer, Rudolf u. Leidinger, Paul: Die Zisterzienserabtei Marienfeld. Chroniken und Dokumente zur Geschichte der Zisterzienserabtei 1185-1802. Marienfeld 1998.

[CANIVEZ, Statuta I, 1933]
Canivez, Joseph Marie: Statuta Capitulorum Generalium Ordinis Cistercensis ab anno 1116 ad annum 1786, Opus in lineamentis ab eximio A. Trilhe († 1930) non ita adumbratum suscepit, ampliavit, ad librorum manu scriptorum fidem recognovit, annotatione critica enodationibusque instruxit et edidit D. Josephus-Maria Canivez. Tomus I ab anno 1116 ad annum 1220. Löwen 1933.

[CANIVEZ, Statuta II, 1934]
Canivez, Joseph Marie: Statuta Capitulorum Generalium Ordinis Cistercensis ab anno 1116 ad annum 1786, Opus in lineamentis ab eximio A. Trilhe († 1930) non ita adumbratum suscepit, ampliavit, ad librorum manu scriptorum fidem recognovit, annotatione critica enodationibusque instruxit et edidit D. Josephus-Maria Canivez. Tomus II ab anno 1221 ad annum 1261. Löwen 1934.

[CANIVEZ, Statuta III, 1935]
Canivez, Joseph Marie: Statuta Capitulorum Generalium Ordinis Cistercensis ab anno 1116 ad annum 1786, Opus in lineamentis ab eximio A. Trilhe († 1930) non ita adumbratum suscepit, ampliavit, ad librorum manu scriptorum fidem recognovit, annotatione critica enodationibusque instruxit et edidit D. Josephus-Maria Canivez. Tomus III ab anno 1262 ad annum 1400. Löwen 1935.

[DÖHMANN, Graf Arnold, 1903]
Das Leben des Grafen Arnold von Bentheim 1554-1606. Nach den Handschriften herausgegeben von Dr. Karl Georg Döhmann (= Fürstlich Bentheimsches Gymnasium Arnoldinum zu Burgsteinfurt, Programm 1903). Burgsteinfurt 1903.

[HvL]
Heinrich von Lettland: Chronicon Livoniae. Ediert in: Heinrichs livländische Chronik, zweite Auflage, bearbeitet von Leonid Arbusow (†) und Albert Bauer. Hannover 1955.

[KINDLINGER, Münsterische Beiträge, 1787/93]
Kindlinger, Nicolaus: Münsterische Beiträge zur Geschichte Deutschlands, hauptsächlich Westfalens, 3 Bde. Münster 1787-1793.

[KNIPPING, Regesten Köln II, 1901]
Die Regesten der Erzbischöfe von Köln im Mittelalter. 2. Bd.: 1105-1205, bearb. v. Richard Knipping (= Publikationen der Gesellschaft für Rheinische Geschichtskunde, 20). Bonn 1901.

[KNIPPING, Regesten Köln III, 1909]
Die Regesten der Erzbischöfe von Köln im Mittelalter, Bd. 3 1205-1301 (= Publikationen der Gesellschaft für Rheinische Geschichtskunde, 21). Bonn 1909 (Reprint 1964).

[LEDEBUR, Necrologium, 1827]
Ledebur, Leopold von: Necrologium Marienfeldense, mit Anmerkungen versehen und mitgeteilt von... In: Wilhelm Dorow (Hrsg.): Museum für Geschichte, Sprache, Kunst und Geographie (= Denkmäler alter Sprache und Kunst, Bd. 2). Berlin 1827, S. 123-232.

[Lipp. Reg. I]
Preuß, Otto u. Falkmann, Arnold: Lippische Regesten. Bd. I vom Jahre 783 bis zum Jahre 1300. Lemgo u. Detmold 1860.

[Lipp. Reg. II]
Preuß, Otto u. Falkmann, Arnold: Lippische Regesten. Bd. II vom Jahre 1301 bis zum Jahre 1400. Nebst Nachträgen zum ersten Bande. Lemgo u. Detmold 1863

[Lipp. Reg. N.F.]
Lippische Regesten – Neue Folge. Bearb. v. Hans-Peter Wehlt (= Lippische Geschichtsquellen, Bd. 17). Lemgo 1989-1997.

[LUB I]
Liv- Est- und Curländisches Urkundenbuch nebst Regesten, hrsg. von Friedrich Georg von Bunge, Bd. I. Reval/Riga 1852.

[SCHATEN, Annales Paderbornenses, 1693/1698]
Schaten, Nicolaus: Annalium Paderbornensium Pars I. Neuhaus 1693; […] Pars II. Neuhaus 1698 [2. Aufl. 1774/75].

[WIGGER, Antiquitates, 1898]
Wigger, Josef: Antiquitates et inscriptiones Campi sanctae Mariae. Eine Handschrift über das Kloster Marienfeld aus dem Jahre 1715 (= Beilage zum Programm des Königl. Gymnasiums zu Warendorf). Warendorf 1898.

[WILMANS, Addimenta, 1877]
Wilmans, R. Addimenta zum Westfälischen Urkundenbuche. Münster 1877, S. 100-103.

[WUB II]
Regesta historiae Westfaliae. Accedit Codex diplomaticus. Die Quellen der Geschichte Westfalens in chronologisch geordneten Nachweisen und Auszügen begleitet mit einem Urkundenbuche. Bearb. u. hrsg. v. Heinrich August Erhard. 2. Bd.: Vom Jahre 1126 bis 1200. Mit Monogramm- und Siegelabbildungen. Regensberg, Münster 1851 (Nachdr. Münster 1975).

[WUB III]
Westfälisches Urkunden-Buch. Fortsetzung von Erhard´s Regesta Historiae Westfaliae. Hrsg. von dem Vereine für Geschichte und Alterthumskunde Westfalens. 3. Bd.: Die Urkunden des Bisthums Münster von 1201-1300. Bearb. v. Roger Wilmans. Münster 1871 (Nachdr. Münster 1973).

[WUB IV]
Westfälisches Urkunden-Buch. Fortsetzung von Erhard´s Regesta Historiae Westfaliae. Hrsg. von dem Vereine für Geschichte und Alterthumskunde Westfalens, 4. Bd.: Die Urkunden des Bistums Paderborn von J. 1201-1360, Bearb. v. Heinrich Finke. Münster 1894 (Nachdr. Münster 1973).

[WUB V]
Westfälisches Urkunden-Buch. Fortsetzung von Erhard´s Regesta Historiae Westfaliae. Hrsg. von dem Vereine für Geschichte und Alterthumskunde Westfalens, 5. Bd.: Die Papsturkunden Westfalens bis zum Jahre 1378, Bearb. v. Heinrich Finke. Münster 1888 (Nachdr. Münster 1975).

[WUB IX]
Westfälisches Urkunden-Buch. Fortsetzung von Erhard´s Regesta Historiae Westfaliae. Hrsg. von dem Vereine für Geschichte und Alterthumskunde Westfalens, 9. Bd.: Die Urkunden des Bistums Paderborn, bearb. v. Joseph Prinz, Münster 1972.

[ZURBONSEN, Chronicon, 1884]
Zurbonsen, Friedrich: Das „Chronicon Campi s. Mariae“ in der ältesten Gestalt (1185-1422), (Münsterische Beiträge zu Geschichtsforschung, 5. Heft). Paderborn 1884.

SEKUNDÄRLITERATUR

[ADENAUER, Laon, 1934]
Adenauer, Hanna: Die Kathedrale von Laon. Düsseldorf 1934.

[AHMAD/DORSEMAGEN/GÖBEL/KENNER, Kreuzgang, 2003]
Ahmad, Ariane; Dorsemagen, Dirk; Göbel, Sabine; Kenner, Christine: Der Kreuzgang. In: Forschungen zum Kloster Schulpforta. Ergebnisse eines Arbeitsprojektes im Rahmen des Graduiertenkollegs ‚Kunstwissenschaft – Bauforschung – Denkmalpflege' der Otto-Friedrich-Universität Bamberg und der Technischen Universität Berlin, hrsg. von Achim Hubel u. Johannes Cramer. Halle a. d. Saale 2003, S. 99-128.

[ALBRECHT, Adelssitz, 1995]
Albrecht, Uwe: Der Adelssitz im Mittelalter: Studien zum Verhältnis von Architektur und Lebensform in Nord- und Westeuropa (Habilitation 1989). München, Berlin 1995.

[ALBRECHT, Halle – Saalgeschoßhaus – Wohnturm, 1995]
Albrecht, Uwe: Halle – Saalgeschoßhaus – Wohnturm, Zur Kenntnis von westeuropäischen Prägetypen hochmittelalterlicher Adelssitze im Umkreis Heinrichs des Löwen und seiner Söhne. In: Heinrich der Löwe und seine Zeit. Herrschaft und Repräsentation der Welfen 1125-1235. Ausst.Kat. Herzog Anton Ulrich-Museum Braunschweig 1995, 3 Bde. München 1995, hier Bd. 2, S. 492-501.

[ALBRECHT/BREITLING, Paradiesportal, 2018]
Albrecht, Stephan u. Breitling, Stefan Das Paradiesportal im Paderborner Dom. In: KAT. PADERBORN 2018, S. 144-159.

[ALTEN, Edelherren von Ricklingen, 1858]
Alten, Victor von: Die Edelherren von Ricklingen. In: Zeitschrift des Historischen Vereins für Niedersachsen, 1858, S. 1-53.

[ALTTOA, Rigaer Dom, 1999]
Alttoa, Kaur: Rigaer Dom und Kölner Meister. In: Krista Kodres, Juhan Maiste u. Vappu Nabar: Sten Karling and Baltic Art History. Eesti Kunstiakadeemia 1999, S. 31-50

[ALTTOA, Saaremaa, 2003]
Alttoa, Kaur: Saaremaa Kirikud / The churches on the island of Saaremaa. Tallinn 2003.

[ALTTOA/VASILJEVS/MINKEVIČIUS, Baltische Staaten, 1992]
Alttoa, Kaur; Vasiljevs, Jurijs u. Minkevičius, Jonas: Kunstdenkmäler Baltische Staaten: ein Bildhandbuch; Estland, Lettland, Litauen. Historischer Prolog von Hans-Joachim Kuhles. Leipzig 1992.

[AMT, Landkirchen, 1999]
Amt, Stefan: Die mittelalterlichen Landkirchen auf Gotland. In: Architektur – Struktur – Symbol: Streifzüge durch die Architekturgeschichte von der Antike bis zur Gegenwart. Festschrift für Cord Meckseper zum 65. Geburtstag, hrsg. v. Maike Kozok. Petersberg 1999, S. 161-176.

[ANCZYKOWSKI, Westfälische Kreuze, 1992]
Anczykowski, Maria: Westfälische Kreuze des 13. Jahrhunderts (= Westfalen, 26. Sonderheft). Münster 1992.

[ANDERSON, Steinmeister, 1935]
Anderson, William: Billerbecker Steinmeister auf Gotland im 13. Jahrhundert. Der Plastiker von Heiligen-Geist in Wisby und sein Schüler. In: Auf Roter Erde, 10. Jg., Nr. 12, 29. September 1935, S. 89-92.

[ANDERSON, Linköping, 1937]
Anderson, William: Der Dom zu Linköping und Westfalen. In: Westfalen 22, 1937, S. 129-138.

[ANDRÉ, Loccum, 1959]
André, Gustav: Kloster Loccum (= Große Baudenkmäler, H. 160). München, Berlin 1959.

[ANGENENDT, Heilige und Reliquien, 1997]
Angenendt, Arnold: Heilige und Reliquien. Die Geschichte ihres Kultes vom frühen Christentum bis zur Gegenwart. (2. überarb. Aufl.) München 1997.

[ANDRAULT-SCHMITT, L'Architecture Angevine, 2004]
Andrault-Schmitt, Claude: L'Architecture „Angevine“ à l' Époque d' Aliénor. In: Aliénor d'Aquitaine = 303 – Arts, Recherches et Créations, 2e trimestre 2004 (Sonderausgabe), S. 98-107.

[ANGERS, Cathédrale, o. J.]
N. N.: Angers. „Decouverte“ – À travers la Cathédrale Plantagenêt. Lyon o. J.

[ANSTETT, Maulbronn, 1994]
Anstett, Peter R.: Kloster Maulbronn (= Amtlicher Führer, hrsg. vom Staatl. Liegenschaftsamt Karlsruhe). München u. Berlin, 8. Aufl. 1994.

[APEL/HUISMANN, Lippes Burgen, 2021]
Apel, Gefion; Huismann, Frank: Lippes Burgen im Mittelalter. Marsberg 2021.

[ARENS, Buckelquader, 1954]
Arens, Fritz Viktor: Stichwort „Buckelquader“. In: RDK, Bd. 3. Stuttgart 1954, Sp. 44-47.

[ARENS, Eberbach, 1967]
Arens, Fritz: Das Nischengrab im Kreuzgang der Zisterzienserabtei Eberbach im Rheingau. In: Mainzer Zeitschrift, Mittelrheinisches Jahrbuch für Archäologie, Kunst und Geschichte, Jg. 62, 1967, S. 110-116.

[ARENS, Pfalz- und Burgkapellen, 1976]
Arens, Fritz: Staufische Pfalz- und Burgkapellen. In: Hans Patze (Hrsg.): Die Burgen im deutschen Sprachraum. Ihre rechts- und verfassungsgeschichtliche Bedeutung, Bd. 1 (= Vorträge und Forschungen, Bd. XIX). Sigmaringen 1976, S. 197-210.

[ARENS, Nischengrab, 1982]
Arens, Fritz: Das Nischengrab in der Südostecke des Kreuzganges in Zisterzienserklöstern. In: Benoît Chauvin (Hrsg.): Mélanges à la Mémoire du Père Anselme Dimier, Bd. III: Architecture Cistercienne, Teilbd. 5: Ordre, Fouilles. Arbois 1982, S. 7-15.

[ARENS, Tympana, 1982]
Arens, Fritz: Die Türstürze und Tympana über Portalen der Zisterzienser und Prämonstratenser. In: Benoît Chauvin (Hrsg.): Mélanges à la Mémoire du Père Anselme Dimier, Bd. III: Architecture Cistercienne, Teilbd. 5: Ordre, Fouilles. Arbois 1982, S. 17-34.

[ARNTZEN, Marienfeld, 1935]
Arntzen, Johannes: Erneuerung des Innenraumes der ehemaligen Zisterzienser-Klosterkirche Marienfeld. In: Westfalen 20, 1935, S. 322-324.

[ASCH, Amelungsborn, 1994]
Asch, Jürgen: Amelungsborn. In: Die Männer- und Frauenklöster der Zisterzienser in Niedersachsen, Schleswig-Holstein und Hamburg, bearb. von Ulrich Faust OSB (= Germania Benedictina, Bd. 12: Norddeutschland). St.Ottilien 1994, S. 29-62.

[AUBERT, L'Architecture Cistercienne, 1943]
Aubert, Marcel: L'Architecture Cistercienne en France, 2 Bde. Paris 1943.

[AURELL, Aliénor d'Aquitaine, 2004]
Aurell, Martin: Aliénor d'Aquitaine en son temps. In: Aliénor d'Aquitaine = 303 – Arts, Recherches et Créations, 2e trimestre 2004 (Sonderausgabe), S. 6-17.

[BADER, Laacher Samson, 1928]
Bader, Walter: Der Bildhauer des Laacher Samson. Eine Untersuchung zur niederrheinischen Bauplastik um 1200-1225. In: Bonner Jahrbücher 133, 1928, S. 169-212.

[BADSTÜBNER, Emporenkirche, 1989/90]
Badstübner, Ernst: Emporenkirche und Doppelkapelle. In: Aachener Kunstblätter 58, 1989/90, S. 75-86.

[BADSTÜBNER, Zisterzienserarchitektur, 2001]
Badstübner, Ernst: Frühe Zisterzienserarchitektur und der Backstein als Baumaterial. Fragen an die Denkmale in der Mark Brandenburg und an der Ostseeküste. In: Architektur im Kontext weltlicher Macht. Hrsg. v. Dirk Schumann (= Studien zur Geschichte, Kunst und Architektur der Zisterzienser, Bd. 4). Berlin 2001, S. 79-92.

[BADSTÜBNER, Zisterzienserkirchen, 2005]
Badstübner, Ernst: Zisterzienserkirchen im nördlichen Mitteleuropa. Rostock 2005.

[BALDUS, Marienfeld, 1931/32]
Baldus, Josef: Ältere Nachrichten über die ehemalige Zisterzienserabtei Marienfeld (nach dem „Chronicon Campi S. Mariae“ vom Jahre 1185-1422). In: Auf roter Erde 7, Nr. 10, 1931/32, S. 74-77.

[BANDMANN, Doppelkapelle, 1958]
Bandmann, Günter: Stichwort „Doppelkapelle, -kirche“. In: RDK, Bd. 4. Stuttgart 1958, Sp. 196-215.

[BANDMANN, Altaranordnung, 1962]
Bandmann, Günter: Früh- und hochmittelalterliche Altaranordnung als Darstellung. In: Viktor H. Elbern (Hrsg.): Das erste Jahrtausend. Kunst und Kultur im werdenden Abendland an Rhein und Ruhr. Textbd. I. Düsseldorf 1962, S. 371-411.

[BANDMANN, Bedeutungsträger, 1951/94]
Bandmann, Günter: Mittelalterliche Architektur als Bedeutungsträger. Berlin 1951, 10. Aufl. Berlin 1994.

[BARBKNECHT, Fensterformen, 1986]
Barbknecht, Monika: Die Fensterformen im rheinisch-spätromanischen Kirchenbau. Die Problematik ihrer Überlieferung unter bau- und restaurierungsgeschichtlichen Aspekten (= 31. Veröffentlichung der Abteilung Architektur des Kunsthistorischen Instituts der Universität Köln). Köln 1986.

[BAUER/HOHMANN, Hochstift Paderborn, 1974]
Bauer, Heinz u. Hohmann, Friedrich Gerhard: Alte Kirchen im Hochstift Paderborn. Paderborn 1974.

[BAUER/HOHMANN, Dom zu Paderborn, 1987]
Bauer, Heinz u. Hohmann, Friedrich Gerhard: Der Dom zu Paderborn. (4. Aufl.) Paderborn 1987.

[BAUMEIER, Beschlagene Kisten, 2012]
Baumeier, Stefan: Beschlagene Kisten: Die ältesten Truhen Westfalens (= Schriften des LWL-Freilichtmuseums Detmold, Westfälisches Landesmuseum für Volkskunde, Bd. 34). Essen 2012.

[BECKSCHÄFER, Der hl. Adolf, 1924]
Beckschäfer, Bernard: Der heilige Adolf – Bischof von Osnabrück. Paderborn 1924.

[BEER, Münsterkirche, 2000]
Beer, Johannes: Die Herforder Münsterkirche. Herford 2000.

[BEHLING, Pflanzenwelt, 1964]
Behling, Lottlisa: Die Pflanzenwelt der mittelalterlichen Kathedralen. Köln u. Graz 1964.

[BEINE, Denkmal, 1997]
Beine, Manfred: Widukind von Rheda. Marienfeld o. J. (1997).

[BEINE, Denkmal, 1999]
Beine, Manfred: Denkmal für einen Edelherrn, Die Gründung des Zisterzienserklosters Marienfeld. In: Der Minden-Ravensberger, 71. Jg., 1999, S. 32-37.

[BEINE, Pfarrgemeinde, 2004]
Beine, Manfred: Vor 200 Jahren entstand die katholische Pfarrgemeinde Marienfeld. In: Heimatjahrbuch Kreis Gütersloh 2005, Gütersloh 2004, S. 95-103.

[BENDER, Wirtschaftsführung, 1995]
Bender, Wolfgang: Zwischen Ideal und Wirklichkeit. Beobachtungen zur zisterziensischen Wirtschaftsführung im Mittelalter. In: Mitteilungen aus der lippischen Geschichte und Landeskunde 64, 1995, S. 41-63.

[BENDER, Bernhard II., 2007]
Bender, Wolfgang: Bernhard II. zur Lippe. Städtegründer, Bischof, Schwertmissionar (Lemgo. Persönlichkeiten). Lemgo, Detmold, 2007.

[BENDER, Bernhard II., 2008]
Bender, Wolfgang: Bernhard II. zur Lippe und die Mission in Livland. In: Lippe und Livland, Mittelalterliche Herrschaftsbildung im Zeichen der Rose, Ergebnisse der Tagung „Lippe und Livland“ Detmold und Lemgo 2006, hrsg. von Jutta Prieur (= Sonderveröffentlichungen des Naturwissenschaftlichen und Historischen Vereins für das Land Lippe e. V., Bd. 82). Bielefeld 2008, S. 147-168.

[BENNINGHOVEN, Schwertbrüder, 1965]
Benninghoven, Friedrich: Der Orden der Schwertbrüder. Fratres Milicie Christi de Livonia (= Ostmitteleuropa in Vergangenheit und Gegenwart 9). Köln/Graz 1965.

[BERGER, Kapellenturm, 1988]
Berger, Maria: Der Kapellenturm zu Rheda. Magisterarbeit FU Berlin 1988 (Typoscript).

[BERNÉ/PLAGNIEUX, Sculpture Gothique, 2018]
Berné, Damien u. Plagnieux, Philippe: Naissance de la Sculpture Gothique. Saint-Denis, Paris, Chartres 1135–1150. Ausst.Kat. Musée de Cluny – musée national du Moyen Âge, Paris, 2018. Paris, 2018.

[BERNEBURG/KALKO, Loccum, 1997]
Berneburg, Ernst u. Kalko, Christine: Kloster Loccum (= Große Baudenkmäler H. 160). München/Berlin, 15. Aufl. 1997.

[BKW Kreis Wiedenbrück 1901]
Die Bau- und Kunstdenkmäler des Kreises Wiedenbrück. Bearb. v. A. Ludorff, mit geschichtlichen Einleitungen von Dr. Eickhoff (= Die Bau- und Kunstdenkmäler von Westfalen, Bd. 10). Münster 1901.

[BKW Kreis Ahaus 1900]
Die Bau- und Kunstdenkmäler des Kreises Ahaus. Bearb. v. A. Ludorff, Mit geschichtlichen Einleitungen von J. Schwieters (= Die Bau- und Kunstdenkmäler von Westfalen, Bd. 9). Münster 1900.

[BKW Bielefeld-Land 1906]
Die Bau- und Kunstdenkmäler des Kreises Bielefeld-Land. Bearb. v. A. Ludorff (= Die Bau- und Kunstdenkmäler von Westfalen, Bd. 19). Münster 1906.

[BKW Kreis Dortmund-Land 1895]
Die Bau- und Kunstdenkmäler des Kreises Dortmund-Land. Bearb. v. A. Ludorff. Mit geschichtlichen Einleitungen von E. Roese (= Die Bau- und Kunstdenkmäler von Westfalen, Bd. 3). Münster 1895.

[BKW Herford 1908]
Die Bau- und Kunstdenkmäler des Kreises Herford. Bearb. v. A. Ludorff. Mit geschichtlichen Einleitungen von H[ermann] Jellinghaus (= Die Bau- und Kunstdenkmäler von Westfalen, Bd. 24). Münster 1908.

[BKW Lippstadt 1912]
Die Bau- und Kunstdenkmäler des Kreises Lippstadt. Bearb. v. A. Ludorff (= Die Bau- und Kunstdenkmäler von Westfalen, Bd. 35). Münster 1912.

[BKDM Oldenburg 1907]
Die Bau- und Kunstdenkmäler des Herzogtums Oldenburg. Bearb. i. A. des Großherzoglichen Staatsministeriums. IV. Heft: Die Ämter Oldenburg, Delmenhorst, Elsfleth und Westerstede. Oldenburg 1907 (Nachdr. Osnabrück 1976).

[BKW Paderborn 1899]
Die Bau- und Kunstdenkmäler des Kreises Paderborn. Bearb. v. A. Ludorff (= Die Bau- und Kunstdenkmäler von Westfalen). Münster 1899.

[BKW Steinfurt 1904]
Die Bau- und Kunstdenkmäler des Kreises Steinfurt. Bearb. v. A. Ludorff (= Die Bau- und Kunstdenkmäler von Westfalen, Bd. 15). Münster 1904.

[BERARDI, bâtiments, 1991]
Berardi, Marc: Les bâtiments de l'abbaye dans la bibliographie et les archives, essai d'interprétation. In: Chaloché I, Les cahiers du Baugeois, Sonderausgabe, April 1991, S. 70–89.

[BERARDI, Gaignières, 1991]
Berardi, Marc: A propos des dessins de Gaignières sur Chaloché. In: Chaloché I, Les cahiers du Baugeois, Sonderausgabe, April 1991, S. 101–113.

[BERARDI, Moyen-Age, 1993]
Berardi, Marc: L'abbaye de Chaloché au Moyen-Age, Les sources, Vie monastique et spiritualité. In: Chaloché III, Les cahiers du Baugeois, Sonderausgabe, Mai 1993, S. 113–148.

[BERARDI, sources, 1999]
Berardi, Marc: Au sujet des sources de l'histoire de l'abbaye. In: Chaloché IV, Les cahiers du Baugeois, Sonderausgabe, Januar 1999.

[BERGHOLDE, Riga, 2006]
Bergholde, Agnese: Die mittelalterliche Bauskulptur des Rigaer Domes. Magisterarbeit (Typoskript), Münster 2006.

[BERGHOLDE, Riga, 2011/2015]
Bergholde, Agnese: Rīgas Doma viduslaiku arhitektūra un būvplastika eiropeisko analoģiju kontekstā – Mittelalterliche Architektur und Bauplastik des Doms zu Riga im europäischen Vergleich. Dissertation, Riga 2011, erschienen Riga 2015.

[BERGHOLDE, Dom zu Riga, 2014]
Bergholde Agnese: Die neuesten Ergebnisse über den Dom zu Riga. In: Backsteinbaukunst. Band IV. Beiträge zur Tagung vom 1. und 2. September 2011, Backsteinfunde der Archäologie. Beiträge zur Tagung vom 6. und 7. September 2012, Klosterformat und Klöster. Bonn 2014, S. 76-85.

[BERGHOLDE, Kreuzgang Riga, 2014]
Bergholde Agnese: Romanische und gotische Plastiken im Kreuzgang des Domes zu Riga. In: Backsteinbaukunst. Band IV. Beiträge zur Tagung vom 1. und 2. September 2011, Backsteinfunde der Archäologie. Beiträge zur Tagung vom 6. und 7. September 2012, Klosterformat und Klöster. Bonn 2014, S. 86-92.

[BERGHOLDE, Problem, 2015]
Bergholde Agnese: „Das Problem des Kampfes zwischen Basilika und Halle“ am Beispiel des Doms zu Riga. In: HERRMANN/GIERLICH/MÜLLER, Backsteinarchitektur, 2015, S. 114-121.

[BERGHOLDE, Riga, 2017]
Bergholde Agnese: Der Dom zu Riga – aktuelle kunsthistorische Forschungsergebnisse. In: Die maritime Stadt – Hafenstädte an der Ostsee vom Mittelalter bis in die Gegenwart, Beiträge der 21. Tagung des Arbeitskreises deutscher und polnischer Kunsthistoriker und Denkmalpfleger in Gdańsk 18.-21. September 2013, Warschau [2017], S. 103-114.

[BERGHOLDE-WOLF, Riga, 2018]
Bergholde-Wolf, Agnese: Die westfälischen Einflüsse auf den gotischen Dombau zu Riga. In: KAT. PADERBORN 2018, S. 232-241.

[BERGMANN, Grangien, 2017]
Bergmann, Rudolf: Grangien des Klosters Hardehausen: Rozedehusen, Hodagessen, Kivelinchusen und Bemessen. In: KAT. BONN 2017, S. 168-172.

[BESTMANN/HEUTGER, Stift Bassum, 1972]
Bestmann, Frithjof u. Heutger, Nicolaus Karl: Das Stift Bassum im Rahmen der niedersächsischen Kirchengeschichte. Hildesheim 1972.

[BEUCKERS, Ezzonen, 1993]
Beuckers, Klaus Gereon: Die Ezzonen und ihre Stiftungen. Eine Untersuchung zur Stiftungstätigkeit im 11. Jahrhundert. Münster 1993.

[BEUCKERS, Kirchen in gotischer Zeit, 1998]
Beuckers, Klaus Gereon: Köln – Die Kirchen in gotischer Zeit. Zur spätmittelalterlichen Sakralbautätigkeit an den Kloster-, Stifts-, und Pfarrkirchen in Köln (= Stadtspuren – Denkmäler in Köln, Bd. 24). Köln 1998.

[BEUSCH, Bentheim-Tecklenburg, 1995]
Beusch, Carl Heiner: Westfälische Standesherren. Die Fürsten von Bentheim-Tecklenburg im 19. Jahrhundert. In: WZ 145, 1995, S. 257-329.

[BICKEL, Nischengrab, 1967]
Bickel, Wolfgang: Die Bedeutung des mittelalterlichen Nischengrabes und seine Stellung im Zisterzienserkloster. In: Mainzer Zeitschrift, Mittelrheinisches Jahrbuch für Archäologie, Kunst und Geschichte, Jg. 62, 1967, S, 117-119.

[BICKEL, Riddagshausen, 1968]
Bickel, Wolfgang: Riddagshausen, Untersuchungen zur Baugeschichte der Abteikirche (= Braunschweiger Werkstücke 40). Braunschweig 1968.

[BICKEL, Kunst der Cistercienser, 1977/86]
Bickel, Wolfgang: Die Kunst der Cistercienser. In: Ambrosius Schneider, Adam Wienand, Wolfgang Bickel, Ernst Coester (Hrsg.): Die Cistercienser, Geschichte – Geist – Kunst. Köln 1977, 3. erweiterte Aufl. 1986, S. 178-316.

[BIENVENU, Aliénor d'Aquitaine, 1986]
Bienvenu, Jean-Marc: Aliénor d'Aquitaine et Fontevraud. In: Cahiers de Civilisation Médiévale X^{e}-XII^{e} Siècles, Tome XXIX, 1986, S. 15-27.

[BIENVENU, Henri II Plantagenêt,1994]
Bienvenu, Jean-Marc: Henri II Plantagenêt et Fontevraud. In: Cahiers de Civilisation Médiévale X^{e}-XII^{e} Siècles, Tome XXXVII, 1994 (= Henri II Plantagenêt et son temps, Actes du Colloque de Fontevraud 29^{e} septembre – 1er octobre 1990), S. 25-32.

[BIERMANN, Adelsherrschaften, 2007]
Biermann, Friedhelm: Der Weserraum im hohen und späten Mittelalter, Adelsherrschaften zwischen welfischer Hausmacht und geistlichen Territorien (= Veröffentlichungen des Instituts für Historische Landesforschung der Universität Göttingen, Bd. 49). Bielefeld 2007.

[BILLER, Adelsburg, 1998]
Biller, Thomas: Die Adelsburg in Deutschland. Entstehung – Gestalt – Bedeutung. München 2. Aufl. 1998.

[BILLER, Gelnhausen, 2000]
Biller, Thomas: Kaiserpfalz Gelnhausen. Die vor 1170 gegründete und 1180 fertiggestellte Pfalz des Stauferkaisers Friedrich I. Barbarossa (= Edition der Verwaltung der Staatlichen Schlösser und Gärten Hessen, Broschüre 7). Regensburg 2000.

[BILLER/GROSSMANN, Burg und Schloss, 2002]
Biller, Thomas u. Grossmann, G. Ulrich: Burg und Schloss. Der Adelssitz im deutschsprachigen Raum. Regensburg 2002.

[BINDING, Backstein, 1973]
Binding, Günther: Das Aufkommen von Backstein und Ziegel in Deutschland. In: Gebrannte Erde, Stuttgart 1973.

[BINDING, Verputz, 1990]
Binding, Günther: Verputz und farbige Fassung staufischer Kirchen. Ein Problem der Rekonstruktion. In: Kunst im Ostseeraum, Mittelalterliche Architektur und ihre Rezeption. Greifswald 1990, S. 17-20.

[BINDING, Dachwerk, 1991]
Binding, Günther: Das Dachwerk auf Kirchen im deutschen Sprachraum vom Mittelalter bis zum 18. Jahrhundert. München 1991.

[BINDING, Bauherr, 1996]
Binding, Günther: Der früh- und hochmittelalterliche Bauherr als *sapiens architectus* (= 61. Veröffentlichung der Abteilung Architekturgeschichte des Kunsthistorischen Instituts der Universität zu Köln). Köln 1996.

[BINDING, Doppelkapelle, 1996]
Binding, Günther: Doppelkapelle. In: LMA, Bd. 3, 1996, Sp. 1256.

[BINDING, Königspfalzen, 1996]
Binding, Günther: Deutsche Königspfalzen. Von Karl dem Großen bis Friedrich II. (765 – 1240). Darmstadt 1996.

[BINDING/NUSSBAUM, Baubetrieb, 1978]
Binding, Günther u. Nußbaum, Norbert: Der mittelalterliche Baubetrieb nördlich der Alpen in zeitgenössischen Darstellungen, mit Beiträgen von Peter Deutsch, Lucie Hagendorf, Hildegard Höfer, Michael Wagener, Elke Weber. Darmstadt 1978.

[BINDING/UNTERMANN, Ordensbaukunst, 1985]
Binding, Günther u. Untermann, Matthias: Kleine Kunstgeschichte der mittelalterlichen Ordensbaukunst in Deutschland. Darmstadt 1985.

[BIPPEN, Gerhard II., 1879]
Bippen, W. von: Gerhard II. In: ADB 8, 1879, S. 734-736.

[BLOEMINK, Bouwgeschiedenis, 1992]
Bloemink, J. W.: De Bouwgeschiedenis van de kerk. In: De Grote of Lebuinuskerk te Deventer. De ‚Dom' van het Oversticht veelzijdig bekeken. Hrsg. von A. J. J. Mekking (= Clavis, Kunsthistorische Monografieën, Deel XI). Utrecht 1992, S. 29-49.

[BLOMME, Poitou Gothique, 1993]
Blomme, Yves: Poitou Gothique (= Les Monuments de la France gothique). Paris 1993.

[BLOMME, Anjou Gothique, 1994]
Blomme, Yves: Anjou Gothique (= Les Monuments de la France gothique). Paris 1994.

[BLOMME, Poitiers, 1994]
Blomme, Yves: La construction de la Cathédrale Saint-Pierre de Poitiers. In: Bulletin Monumental 152-I, 1994, S. 7-65.

[BLOMME, Poitiers, 2001]
Blomme, Yves: Poitiers, La Cathédrale Saint-Pierre (= Cathédrales de France). Paris 2001.

[BOCKHORST, Adelsarchive, 2004]
Bockhorst, Wolfgang: Adelsarchive in Westfalen. Die Bestände der Mitgliedsarchive der Vereinigten Westfälischen Adelsarchive e. V. sowie die in staatlichen, kommunalen und sonstigen Archiven Westfalens verwahrten Adelsarchive – Kurzübersicht (= Vereinigte Westfälische Adelsarchive e. V., Veröffentlichung Nr. 9). Münster 2004.

[BODARWÉ, Pusinna, 2003]
Bodarwé, Katrinette: Pusinna. Ein Spiegel jungfräulichen Lebens. In: „Heiliges Westfalen". Heilige, Reliquien, Wallfahrt und Wunder im Mittelalter, hrsg. von Gabriela Signori (= Religion in der Geschichte. Kirche, Kultur und Gesellschaft, Bd. 11). Bielefeld 2003, S. 31-44.

[BOECK, Treffen, 1999]
Boeck, Urs: Das Treffen in Marienfeld. Baugeschichtliche Überlegungen zu drei westfälischen Domen. In: Architektur – Struktur – Symbol: Streifzüge durch die Architekturgeschichte von der Antike bis zur Gegenwart. Festschrift für Cord Meckseper zum 65. Geburtstag, hrsg. v. Maike Kozok. Petersberg 1999, S. 269-276.

[BOECK/GOMOLKA, Loccum, 2000]
Urs Boeck; Joachim Gomolka: Wann entstand Kloster Loccums Kirche? Archivalien, Bauanalysen und die Dendrochronologie. In: Berichte zur Denkmalpflege in Niedersachsen, 20 Jg., Heft 2, 2000, S. 55-60.

[BÖCKENHOLT, Rheda, 1979]
Böckenholt, Hans-Joachim: Schloß und Herrschaft Rheda. Ein geschichtlicher Abriß mit einer kurzen Beschreibung der Herrschaft Rheda aus den Jahren um 1655 von Moritz Meier und einigen Gedanken über Rheda von der Fürstin zu Bentheim-Tecklenburg (= Historische Kurzmonographien westfälischer Schlösser, Bd. 1). Harsewinkel/Marienfeld 1979.

[BOEDECKER, Nikolaikirche Lippstadt, 1937]
Boedecker, Anton: Die Nikolaikirche in Lippstadt als Bauwerk des 12. Jahrhunderts. In: Westfalen 22, 1937, S. 198-202.

[BOEDECKER, Lippstadt, 1941]
Boedecker, Anton: Die Marktkirche St. Marien in Lippstadt. Beiträge zur Entwicklungsgeschichte der westfälischen Baukunst im Mittelalter (= Westfalen, 9. Sonderheft). Münster 1941.

[BOEDECKER, Nikolaikirche Lippstadt, 1963]
Boedecker, Anton: Die Nikolaikirche in Lippstadt. In: Heimatblätter 44, Folge 22, 1963, S. 85-86.

[BÖHM, Grabmäler, 1993]
Böhm, Gabriele: Mittelalterliche figürliche Grabmäler in Westfalen von den Anfängen bis 1400 (= Kunstgeschichte, Bd. 19). Münster, Hamburg 1993.

[BÖKER, Backsteinarchitektur, 1988]
Böker, Hans Josef: Die mittelalterliche Backsteinarchitektur Norddeutschlands. Darmstadt 1988.

[BÖLTS, Liebfrauenkirche, 2002]
Bölts, Uwe: Die Baugeschichte der Liebfrauenkirche. In: Dietmar von Reeken (Hrsg.): Unser Lieben Frauen. Die Geschichte der ältesten Kirchengemeinde Bremens von den Anfängen bis zur Gegenwart. Bremen 2002, S. 185-259.

[BÖRSTE, Paderborner Dombau, 1986]
Börste, Norbert: Der Paderborner Dombau des 13. Jahrhunderts. Eine baugeschichtliche Untersuchung (Dissertation Münster 1985). Münster 1986.

[BÖRSTE, Lichtgewänder, 2012]
Börste, Norbert (Hrsg.): Lichtgewänder: Raum, Licht und Farbe im Hohen Dom zu Paderborn vom Mittelalter bis heute, bearb. von Robert Gündchen (= Studien und Quellen zur westfälischen Geschichte, 69 / Schriftenreihe des Förderkreises des Historischen Museums im Marstall von Paderborn, 5). Paderborn 2012.

[BÖRSTE, Baugeschichte, 2018]
Börste, Norbert: Architektur und Baugeschichte des Doms vom 13. bis ins 20. Jahrhundert. In: Metropolitankapitel Paderborn (Hrsg.): Der Paderborner Dom. Geschichte – Architektur – Ausstattung. Petersberg 2018, S. 135-236.

[BOETTICHER, Riddagshausen, 1994]
Boetticher, Annette von: Riddagshausen. In: Die Männer- und Frauenklöster der Zisterzienser in Niedersachsen, Schleswig-Holstein und Hamburg, bearb. von Ulrich Faust OSB (= Germania Benedictina, Bd. 12: Norddeutschland). St. Ottilien 1994, S. 604-625.

[BOHRN/SVAHNSTRÖM, Helge Ands, 1981]
Bohrn, Erik u. Svahnström, Gunnar: Helge Ands ruin och Hospitalet Visby (= Sveriges Kyrkor, Konsthistoriskt Inventarium, Bd. 184). Stockholm 1981.

[BONGARTZ, Bronnbach, 2000]
Bongartz, Norbert: Kloster Bronnbach im Taubertal (ehemaliges Ziserzienserkloster). Gerchsheim 2000.

[BORGMEIER/HUBEL/TILLMANN/WELLNHOFER, Regensburg, 1997]
Borgmeier, Anke; Hubel, Achim; Tillmann, Andreas; Wellnhofer, Angelika: Stadt Regensburg. Ensembles – Baudenkmäler, Archäologische Denkmäler. Denkmäler in Bayern Bd. III.37, Regensburg 1997.

[BOSHOF/ENGELS/SCHIEFFER, Hohes Mittelalter, 1983]
Boshof, Egon; Engels, Odilo; Schieffer, Rudolf: Hohes Mittelalter (= Rheinische Geschichte in drei Bänden), Bd. 1: Altertum und Mittelalter. Düsseldorf 1983.

[BOSSE/LAMOTTE, Dom zu Bremen, 1989]
Bosse, Johann Christian u. Lamotte, Hans Henry: Der Dom zu Bremen (= Die Blauen Bücher). Königstein im Taunus 1989.

[BOSSE/LAMOTTE, Dom zu Bremen, 1990]
Bosse, Johann Christian u. Lamotte, Hans Henry: Der Dom zu Bremen (= Große Baudenkmäler, H. 340). München u. Berlin, 6. veränderte Aufl. 1990.

[BOSSE/WEIBEZAHN/BAHNSON, Dom zu Bremen, 2006]
Bosse, Johann Christian, Weibezahn, Ingrid u. Bahnson, Karsten: Der St. Petri-Dom zu Bremen (= Große Baudenkmäler, H. 340). München u. Berlin, 10. [veränderte] Aufl. 2006.

[BRAKMANN, Chor, 1994]
Brakmann, Heinzgerd: Chor. In: LThK 2, 1994, Sp. 1081-1083.

[BRANDT, Domstift Paderborn, 1994]
Brandt, Hans Jürgen: Paderborn – Domstift St. Maria, Kilian, Liborius und Ulrich. In: WESTFÄLISCHES KLOSTERBUCH, Bd. 2, 1994, S. 175-205.

[BRANDT/HENGST, Bischöfe, 1984]
Brandt, Hans Jürgen u. Hengst, Karl: Die Bischöfe und Erzbischöfe von Paderborn. Paderborn 1984.

[BRANDT/HENGST, Erzbistum Paderborn, 1989/1993]
Brandt, Hans Jürgen u. Hengst, Karl: Das Erzbistum Paderborn. Geschichte, Personen, Dokumente. Paderborn 1989[1], 1993[2].

[BRANDT/HENGST, Mindener Bischöfe, 1990]
Brandt, Hans Jürgen u. Hengst, Karl: Victrix Mindensis ecclesia: Die Mindener Bischöfe und Prälaten des Hohen Domes. Festgabe der Freunde für Propst Wilhelm Garg zum 80. Geburtstag, Bischof Dr. Paul Nordhues zum 75. Geburtstag. Paderborn 1990.

[BRANDT, Ausgrabungen, 1979]
Brandt, Karl Heinz: Ausgrabungen im Bremer Dom 1973–1976. In: Ausst.Kat.: Der Bremer Dom. Baugeschichte – Ausgrabungen – Kunstschätze. Bremer Landesmuseum 1979, hrsg. v. Rosemarie Pohl-Weber, Bremen 1979, S. 56-85.

[BRANTHOMME, La Couture, o. J.]
Branthomme, Henry: Notre-Dame de la Couture Le Mans. Lyon o. J.

[BRAUN, Der christliche Altar, 1924]
Braun, Joseph: Der christliche Altar in seiner geschichtlichen Entwicklung. Bd. 1, München 1924.

[BRAUN, Liturgisches Handlexikon, 1924]
Braun, Joseph: Liturgisches Handlexikon. München 1924 (unveränd. Nachdruck 1993).

[BRAUN, Altarciborium, 1937]
Braun, Joseph: Altarciborium. In: RDK 1, 1937, Sp. 474-485.

[BRAUN, Altarhaus,1937]
Braun, Joseph: Altarhaus. In: RDK 1, 1937, Sp. 495-499.

[BRAUN, Altarvelen, 1937]
Braun, Joseph: Altarvelen. In: RDK 1, 1937, Sp. 621-623.

[BRAUNFELS, Klosterbaukunst, 1969]
Braunfels, Wolfgang: Abendländische Klosterbaukunst (Dumont-Dokumente). Köln 1969.

[BRAUNFELS, Geistliche Fürstentümer, 1981]
Braunfels, Wolfgang: Die Kunst im Heiligen Römischen Reich Deutscher Nation. Bd. II: Die geistlichen Fürstentümer. München 1981.

[BROCKMÖLLER, Langenhorst, 1978]
Brockmöller, Kl. (Hrsg.): Langenhorst, 1000 Jahre Kulturgeschichte, 1178-1978, 800 Jahrfeier Ochtrup-Langenhorst. Greven 1978

[BROSCHEIT, Figurenkapitelle, 1988]
Broscheit, Felicia: Romanische Figurenkapitelle in Köln. In: Colonia Romanica III, Jahrbuch des Fördervereins Romanische Kirchen Köln e. V., 1988, S. 51-67.

[BROSCHEIT, Figürliche Darstellungen, 1990]
Broscheit, Felicia: Figürliche Darstellungen in der romanischen Bauornamentik des Rhein-Maas-Gebietes (= 37. Veröffentlichung der Abteilung Architektur des Kunsthistorischen Instituts der Universität Köln, hrsg. v. Günther Binding). Köln 1990, S. 241-248.

[BRUCHER, Italien, 1987]
Brucher, Günther: Die sakrale Baukunst Italiens im 11. und 12. Jahrhundert. Köln 1987.

[BRÜCKNER, Sterben, 1969]
Brückner, Wolfgang: Sterben im Mönchsgewand. Zum Funktionswandel einer Totenkleidsitte. In: Kontakte und Grenzen, Probleme der Volks-, Kultur- und Sozialforschung, Festschrift Gerhard Heilfurth, hg. von seinen Mitarbeitern, Göttingen 1969, S. 259-277.

[BRUNNER, Trausnitzkapelle, 1968]
Brunner, Herbert: Die Trausnitzkapelle ob Landshut (= Aus Bayerischen Schlössern). München 1968.

[BRUNNER/SCHMID/LANGER, Burg Trausnitz, 2003]
Brunner, Herbert u. Schmidt, Elmar D., überarb. von Langer, Brigitte: Landshut Burg Trausnitz, Amtlicher Führer. München 2003.

[BUDDE, Romanische Skulptur, 1979]
Budde, Rainer: Deutsche Romanische Skulptur 1050-1250. München 1979.

[BUNGE, Livland, 1878]
Bunge, F[riedrich] G[eorg] von: Livland, die Wiege der deutschen Weihbischöfe (Baltische Geschichtsstudien, Lfg. 1) . Leipzig 1878 (Nachdruck 1975).

[BURGEN IN LIPPE, 2002]
Burgen in Lippe … heute schützen wir sie! Begleitbuch zur Ausstellung im Lippischen Landesmuseum Detmold 23. November 2002 – 16. Februar 2003 (= Kataloge des Lippischen Landesmuseums Detmold, Bd. 8). Detmold 2002.

[BURGEN IN MITTELEUROPA, 1999]
Burgen in Mitteleuropa. Ein Handbuch. Hrsg. von der Deutschen Burgenvereinigung e. V. Bd. 1 Bauformen und Entwicklung, Bd. 2 Geschichte und Burgenlandschaften. Stuttgart 1999.

[BURMEISTER, Die westfälischen Dome, 1951]
Burmeister, Werner: Die westfälischen Dome Paderborn – Soest – Osnabrück – Minden – Münster. [2. Aufl.] München/Berlin 1951.

[CHAUVIN, Morimond, 2005]
Chauvin, Benoît: Morimond: une ou deux abbatiales? Les fouilles d'Henri-Paul Eydoux: écrits publics et lettres privées (1953–1982). In: Viard, Georges (Hrsg.): L'abbaye cistercienne de Morimond. Histoire et rayonnement. Colloque international organisé par l'Association des Amis de l'Abbaye de Morimond et la Société Historique et Archéologique de Langres (Langres, 5. - 6. September 2003). Langres 2005, S. 115–156.

[CHAUVIN, La seconde abbatiale, 2005]
Chauvin, Benoît: La seconde abbatiale de Morimond, à la lumière de Walkenried II. Hypothèses et précisions nouvelles (1990–2003). In: Viard, Georges (Hrsg.): L'abbaye cistercienne de Morimond. Histoire et rayonnement. Colloque international organisé par l'Association des Amis de l'Abbaye de Morimond et la Société Historique et Archéologique de Langres (Langres, 5. – 6. September 2003). Langres 2005, S. 157ff.

[CLARK/KING, Laon, 1983]
Clark, William W. u. King, Richard: Laon Cathedral, Architecture 1 (Courtauld Institute Illustration Archives). London 1983.

[CLARK, Laon, 1987]
Clark, William W.: Laon Cathedral, Architecture 2: The Aesthetics of Space, Plan and Structure (Courtauld Institute Illustration Archives). London 1987.

[CLASEN, Grundlagen, 1939]
Clasen, Karl Heinz: Grundlagen baltendeutscher Kunstgeschichte, Heinz Löffler zum Gedenken. In: Baltische Lande I, Ostbaltische Frühzeit, hrsg. von Albert Brackmann und Carl Engel. Leipzig 1939, S. 433-479.

[CLASEN, Burgkapelle, 1954]
Clasen, Karl Heinz: Stichwort „Burgkapelle". In: RDK, Bd. 3. Stuttgart 1954, Sp. 221-225.

[CLAUSSEN, Farbigkeit, 1978]
Claussen, Hilde: Zur Farbigkeit von Kirchenräumen des 12. und 13. Jahrhunderts in Westfalen. In: Westfalen 56, 1978, S. 18–72.

[CLAUSSEN, Wandmalerei in Soest, 1980/81]
Claussen, Hilde: Romanische Wandmalerei in Soest. In: Soest, Stadt – Territorium – Reich. Festschrift zum 100jährigen Bestehen des Vereins für Geschichte und Heimatpflege Soest, zugl. Soester Zeitschrift H. 92/93, 1980/81, S. 643-669.

[CLAUSSEN/KORN/LOBBEDEY/SCHWEDHELM, Fensterrahmen, 1977]
Claussen, Hilde; Korn, Ulf-Dietrich; Lobbedey, Uwe; Schwedhelm, Sabine: Hölzerne Fensterrahmen in Kirchen und Klöstern Westfalens. Funde aus dem 10. bis 13. Jahrhundert. In: Westfalen 55, 1977, S. 504-524.

[CLAUSSEN, Chartres-Studien, 1975]
Claussen, Peter Cornelius: Chartres-Studien. Zu Vorgeschichte, Funktion und Skulptur der Vorhallen (= Forschungen zur Kunstgeschichte und christlichen Archäologie, Bd. 9). Wiesbaden 1975.

[COESTER, Cistercienserinnenkirchen, 1974/86]
Coester, Ernst: Die Cistercienserinnenkirchen des 12. bis 14. Jahrhunderts. In: Ambrosius Schneider, Adam Wienand, Wolfgang Bickel, Ernst Coester (Hrsg.): Die Cistercienser, Geschichte – Geist – Kunst. Köln 1977, 3. erweiterte Aufl. 1986, S. 339-384.

[CONRAD, Kirchenbau, 1990]
Conrad, Dietrich: Kirchenbau im Mittelalter. Bauplanung und Bauausführung. Unter beratender Mitwirkung von Klaus Mertens. Leipzig 1990.
[CONRAD, Baugeschichte, 1989]
Conrad, Horst: Bemerkungen zur Baugeschichte des Schlosses Rheda. In: WZ 139, 1989, S. 239-273.

[CONRAD, Hardehausen, 2001]
Conrad, Horst: Die Kopiar- und Urbarüberlieferung des Klosters Hardehausen des 12. bis 14. Jahrhunderts (= Vereinigte Westfälische Adelsarchive e. V., Veröffentlichung Nr. 14). Münster 2001.

[CONRAD, Mediatisierung, 2004]
Conrad, Horst: Nach der Säkularisation: Die Mediatisierung der Herrschaft Rheda. In: Heimatjahrbuch Kreis Gütersloh 2005. Gütersloh 2004, S. 28-34.

[CROZET, Le Puy-Notre-Dame, 1964]
Crozet, René: Le Puy-Notre-Dame. In: Congrès archéologique de France 122, 1964, S. 374-388.

[DALWIGK, Schwalenberg, 1915]
Dalwigk, Frhr. von: Die ältere Genealogie des gräflichen Hauses Schwalenberg-Waldeck. In: Zeitschrift für vaterländische Geschichte und Altertumskunde (Westfälische Zeitschrift) 73,2, 1915, S. 142-214.

[DE SCHRYVER, Grafenschloss Gent, 1972]
De Schryver, A.: Das Grafenschloss in Gent. Gent 1972.

[DEHIO/BEZOLD, Baukunst, 1892-1901]
Dehio, Georg u. Bezold, Gustav von: Die kirchliche Baukunst des Abendlandes, 2 Textbände und 5 Tafelbände. Stuttgart 1892-1901.

[DEHIO, Nordwestdeutschland, 1928]
Dehio, Georg: Handbuch der deutschen Kunstdenkmäler. Bd. V. Nordwestdeutschland, neu bearbeitet von Ernst Gall. Berlin 1928 [1. Aufl. 1912].

[DEHIO, Geschichte der Deutschen Kunst, 1930]
Dehio, Georg: Geschichte der Deutschen Kunst. Leipzig, 4. Aufl. 1930.

[DEHIO, Niedersachsen und Westfalen, 1935/1949]
Dehio, Georg: Handbuch der deutschen Kunstdenkmäler, neu bearbeitet von Ernst Gall. Bd. 1: Niedersachsen und Westfalen, bearbeitet unter Mitwirkung von K. Becker, R. Klapheck, H. Kornfeld, P. J. Meier, W. Müller, R. Nissen, L. Rohling, W. Stechow, F. Suttmann, H. Thümmler. München, Berlin 1935 (unveränd. Neuauflage 1949).

[DEHIO, Baden-Württemberg I, 1993]
Dehio, Georg: Handbuch der deutschen Kunstdenkmäler. Baden-Württemberg I – Die Regierungsbezirke Stuttgart und Karlsruhe, bearbeitet von Dagmar Zimdars und anderen. München u. Berlin 1993.

[DEHIO, Baden-Württemberg II, 1997]
Dehio, Georg: Handbuch der deutschen Kunstdenkmäler. Baden-Württemberg II – Die Regierungsbezirke Freiburg und Tübingen, bearbeitet von Dagmar Zimdars und anderen. München u. Berlin 1997.

[DEHIO, Bayern V, 1991]
Dehio, Georg: Handbuch der deutschen Kunstdenkmäler. Bayern V – Regensburg und die Oberpfalz, bearbeitet von Jolanda Drexler und Achim Hubel unter Mitarbeit von Astrid Debold-Kritter u. a.. München u. Berlin 1991.

[DEHIO, Brandenburg, 2000]
Dehio, Georg: Handbuch der deutschen Kunstdenkmäler. Brandenburg, bearbeitet von Gerhard Vinken und anderen. München u. Berlin 2000.

[DEHIO, Bremen/Niedersachsen, 1992]
Dehio, Georg: Handbuch der deutschen Kunstdenkmäler. Bremen – Niedersachsen, bearbeitet von Gerd Weiß unter Mitarbeit von Karl Eichwalder, Peter Hahn, Hans Christoph Hoffmann, Reinhard Karrenbrock und Roswitha Poppe. München u. Berlin 1992.

[DEHIO, Hamburg/Schleswig-Holstein, 1994]
Dehio, Georg: Handbuch der deutschen Kunstdenkmäler. Hamburg, Schleswig-Holstein, bearbeitet von Johannes Habich, Christoph Timm (Hamburg) und Lutz Wilde (Lübeck). München, Berlin 1994.

[DEHIO, Hessen, 1982]
Dehio, Georg: Handbuch der deutschen Kunstdenkmäler. Hessen, bearbeitet von Magnus Backes. 2. bearbeitete Aufl. 1982.

[DEHIO, Hessen I, 2008]
Dehio, Georg: Handbuch der deutschen Kunstdenkmäler. Hessen I – Regierungsbezirke Gießen und Kassel, bearbeitet von Folkhard Cremer, Tobias Michael Wolf und anderen. München u. Berlin 2008.

[DEHIO, Hessen II, 2008]
Dehio, Georg: Handbuch der deutschen Kunstdenkmäler. Hessen I – Regierungsbezirk Darmstadt, bearbeitet von Folkhard Cremer und anderen. München u. Berlin 2008.

[DEHIO, Mecklenburg-Vorpommern, 2000]
Dehio, Georg: Handbuch der deutschen Kunstdenkmäler. Mecklenburg-Vorpommern, bearbeitet von Hans-Christian Feldmann, mit Beiträgen von Gerd Baier, Dietlinde Brugmann, Antje Heling und Barbara Rimpel. München u. Berlin 2000.

[DEHIO, Rheinland, 2005]
Dehio, Georg: Handbuch der deutschen Kunstdenkmäler. Nordrhein-Westfalen I – Rheinland, bearbeitet von Claudia Euskirchen, Olaf Gisbertz, Ulrich Schäfer und anderen. Mit einer Einführung von Udo Mainzer. München u. Berlin 2005.

[DEHIO, Rheinland-Pfalz/Saarland, 1984]
Dehio, Georg: Handbuch der deutschen Kunstdenkmäler. Rheinland-Pfalz, Saarland, bearbeitet von Hans Caspary, Wolfgang Götz und Ekkart Klinge, überarbeitet und erweitert von Hans Caspary, Peter Karn und Martin Klewitz. München u. Berlin, 2. bearb. und erw. Aufl. 1984.

[DEHIO, Sachsen-Anhalt I, 2002]
Dehio, Georg: Handbuch der deutschen Kunstdenkmäler. Regierungsbezirk Magdeburg, bearbeitet von Ute Bednarz, Folkhard Cremer und anderen. München, Berlin 2002.

[DEHIO, Sachsen-Anhalt II, 1999]
Dehio, Georg: Handbuch der deutschen Kunstdenkmäler. Regierungsbezirke Dessau und Halle, bearbeitet von Ute Bednarz, Folkhard Cremer, Hans-Joachim Krause und anderen. München, Berlin 1999.

[DEHIO, Westfalen, 1969]
Dehio, Georg: Handbuch der deutschen Kunstdenkmäler. Nordrhein-Westfalen, II. Westfalen, bearbeitet von Dorothea Kluge und Wilfried Hansmann. München u. Berlin 1969.

[DEHIO, Westfalen, 2011]
Dehio, Georg: Handbuch der deutschen Kunstdenkmäler. Nordrhein-Westfalen II, Westfalen, hrsg. in Zusammenarbeit mit der LWL-Denkmalpflege, Landschafts- und Baukultur in Westfalen und dem Institut für vergleichende Städtegeschichte, unter wissenschaftlicher Leitung von Ursula Quednau. Berlin u. München 2011.

[DEMANDT, Katzenelnbogener Grafenhaus, 1952]
Demandt, Karl Ernst: Die Anfänge des Katzenelnbogener Grafenhauses und die reichsgeschichtlichen Grundlagen seines Aufstieges. In: Nassauische Annalen 63, 1952, S. 17-71.

[DEMUS, Romanische Wandmalerei, 1968]
Demus, Otto: Romanische Wandmalerei. Aufnahmen von Max Hirmer. München 1968 [2. Aufl. 1992].

[DENECKE, Münsterkirche Herford, 1949]
Denecke, Theodor: Die Münsterkirche zu Herford. Herford 1949.

[DEN HARTOG, Meuse Valley, 1992]
Den Hartog, Elizabeth: Romanesque Architecture and Sculpture in the Meuse Valley (= Maaslandse monografieën (groot formaat), 8). Leeuwarden, Mechelen 1992.

[DEN HARTOG, Maastricht, 1996]
Den Hartog, Elizabeth: All Nature Speaks of God. All Nature Teaches Man. The Iconography of the Twelfth Century Capitals in the Westwork Gallery of the Church of St. Servatius in Maastricht. In: Zeitschrift für Kunstgeschichte, 59, 1996, S. 29-62.

[DENKMALPFLEGEBERICHT 1933]
Rave, Wilhelm: Bericht des Provinzialkonservators über das Jahr 1933. In: Westfalen 18, 1933, S. 195-213.

[DENKMALPFLEGEBERICHT 1935]
Arntzen, Johannes: Erneuerung des Innenraumes der ehemaligen Zisterzienserklosterkirche Marienfeld. In: Westfalen 20, 1935, S. 322-324.

[DENKMALPFLEGEBERICHT 1963]
Mummenhoff, Karl E[ugen]: Einzelberichte zur Denkmalpflege für die Jahre 1953–1961. In: Westfalen 41, 1963, S. 3–272.

[DENKMALPFLEGEBERICHT 1968]
Einzelberichte zur Denkmalpflege für die Jahre 1962–1966. In: Westfalen 46, 1968, S. 181–528.

[DENKMALPFLEGEBERICHT 1975]
Einzelberichte zur Denkmalpflege für die Jahre 1967–1973. In: Westfalen 53, 1975, S. 277–810.

[DENKMALPFLEGEBERICHT 1990]
Einzelberichte zur Denkmalpflege für die Jahre 1980–1984. In: Westfalen 67, 1989 (1990), S. 355-830.

[DESTABLES, Chaloché, 1991]
Destables, Jean-Louis: Quelques indices archéologiques sur Chaloché. In: Chaloché I, Les cahiers du Baugeois, Sonderausgabe, April 1991, S. 8-13.

[DESTABLES, Chaloché, 1993]
Destables, Jean-Louis: Plan de Chaloché à la fin du XVII^{e} siècle. In: Chaloché III, Les cahiers du Baugeois, Sonderausgabe, Mai 1993, S. 149-154.

[DETHLEFS, Widukind, 2003]
Dethlefs, Gerd: Das Kunstwerk des Monats Januar 2003: Edelherr Widukind von Rheda als Stifter der Zisterzienserabtei Marienfeld. Westfälisches Landesmuseum für Kunst und Kulturgeschichte Münster, Landschaftsverband Westfalen-Lippe. Münster 2003.

[DIE BRABENDER 2005]
Die Brabender. Skulptur am Übergang vom Spätmittelalter zur Renaissance. Hrsg. von Hermann Arnhold. Katalog zur Ausstellung im Westfälischen Landesmuseum für Kunst und Kulturgeschichte Münster 11. März – 28. August 2005. Münster 2005.

[DIEKAMP, Bibliotheksverzeichnis, 1885]
Diekamp, Wilhelm: Ein Marenfelder Bibliotheksverzeichnis aus dem XIII. Jahrhundert. In: Zeitschrift für vaterländische Geschichte und Altertumskunde, 43. Bd., 1885, S. 161-177.

[DITTELBACH/SACK, La chiesa inferiore, 2005]
Dittelbach, Thomas u. Sack, Dorothée: La chiesa inferiore della Capella Palatina a Palermo: contesti, progetti, relievi – The lower church of Palermo's Palatine Chapel – Die Unterkirche der Capella Palatina in Palermo. Künzelsau 2005.

[DOM ZU MÜNSTER, 2004]
Der Dom zu Münster 793 – 1945 – 1993, Band 2: Die Ausstattung. 2 Bde., bearb. von Simone Epking, Christoph Hellbrügge, Uwe Lobbedey, Julian Moser, Kristin Püttmann-Engel, Ulrike Rülander, Ulrich Schäfer, Peter Schmitt (= Denkmalpflege und Forschung in Westfalen, 26,2). Mainz 2004.

[DOMBROWSKY, Neuenburg, 1998]
Dombrowsky, Susanne: Die Bauzier der Doppelkapelle der Neuenburg in Freyburg/Unstrut. Ihre regionalen und überregionalen Verflechtungen. In: Niederdeutsche Beiträge zur Kunstgeschichte 37, 1998, S. 8-27.

[DORN, Damenempore, 2001]
Dorn, Ralf: Wo saßen die Stiftsdamen? Überlegungen zur Damenempore im Herforder Münster. In: Historisches Jahrbuch für den Kreis Herford 2001, S. 7-30.

[DORN, Baubefunde, 2003]
Dorn, Ralf: „...trockenen Fußes über einen geringen Gang zur Kirche“ Neue Baubefunde an der Münsterkirche in Herford. In: Essen und die sächsischen Frauenstifte im Frühmittelalter (= Essener Forschungen zum Frauenstift, 2), hrsg. v. Jan Gerchow u. Thomas Schilp. Essen 2003, S. 247-258.

[DORN, Herford, 2006]
Dorn, Ralf: Die Kirche des ehemaligen Damenstiftes St. Marien und Pusinna in Herford, Architektur unter den Edelherren zur Lippe (Dissertation TU Berlin 2004). Petersberg 2006.

[DORN, Bauen im Zeichen der Rose, 2008]
Dorn, Ralf: Bauen im Zeichen der Rose. Überlegungen zu einer dynastischen Baukunst unter den Edelherren zur Lippe. In: Lippe und Livland, Mittelalterliche Herrschaftsbildung im Zeichen der Rose, Ergebnisse der Tagung „Lippe und Livland“ Detmold und Lemgo 2006, hrsg. von Jutta Prieur (= Sonderveröffentlichungen des Naturwissenschaftlichen und Historischen Vereins für das Land Lippe e. V., Bd. 82). Bielefeld 2008, S. 125-146.

[ECKSTEIN/ BUSSE/LOBBEDEY, Kirchendachwerke, 1991]
Eckstein, Dieter; Busse, Klaus-Dieter; Lobbedey, Uwe: Dendrochronologische Datierungen in Kirchendachwerken der Hellwegzone und Untersuchungen zur Datierbarkeit von weit- und engringigem Holz. In: WZ 141, 1991, S. 337-392.

[EDENHEIM/ROSELL, Varnhem, 1982]
Edenheim, Ralph u. Rosell, Ingrid: Varnhems klosterkyrka, Valle Härad, Västergötland (= Sveriges Kyrkor, Konsthistoriskt Inventarium, Bd. 190). Stockholm 1982.

[EHBRECHT, Lippstadt, 1985]
Ehbrecht, Wilfried (Hrsg.): Lippstadt. Beiträge zur Stadtgeschichte (= Quellen und Forschungen zur Geschichte der Stadt Lippstadt, 2), 2 Bde. Lippstadt 1985.

[EHBRECHT, Stadtentwicklung, 1985]
Ehbrecht, Wilfried: Stadtentwicklung bis 1324. In: Ehbrecht, Wilfried (Hrsg.): Lippstadt. Beiträge zur Stadtgeschichte (= Quellen und Forschungen zur Geschichte der Stadt Lippstadt, 2). Lippstadt 1985, Bd. 1, S. 19-88.

[EHBRECHT, Gestalt, 2008]
Ehbrecht, Wilfried: Gestalt, Verfassung und Recht lippischer Städte – ein Modell? In: Lippe und Livland, Mittelalterliche Herrschaftsbildung im Zeichen der Rose, Ergebnisse der Tagung „Lippe und Livland“ Detmold und Lemgo 2006, hrsg. von Jutta Prieur (= Sonderveröffentlichungen des Naturwissenschaftlichen und Historischen Vereins für das Land Lippe e. V., Bd. 82). Bielefeld 2008, S. 65-90.

[EHLERS, Heinrich der Löwe, 1995]
Ehlers, Joachim: Ein europäischer Fürst des Hochmittelalters: Heinrich der Löwe in seiner Zeit. In: Heinrich der Löwe und seine Zeit. Herrschaft und Repräsentation der Welfen 1125-1235. Ausst.Kat. Herzog Anton Ulrich-Museum Braunschweig 1995, 3 Bde., München 1995, Bd. 2, S. 8-14.

[EICHBORN, Zierrippenbildungen, 1970]
Eichborn, Helmut: Zierrippenbildungen in Gewölben ostfriesischer Kirchen des Übergangsstils zur Gotik. In: Friesisches Jahrbuch, 1970, S. 28-51.

[EICHLER, Baumberger Sandstein, 1992]
Eichler, Joachim: Baumberger Sandstein – Abbau und Bearbeitung. In: Reinhard Karrenbrock: Westfälische Steinskulptur des späten Mittelalters 1380-1540 (= Ausst.Kat. zur Ausstellung des Kreises Unna in der ev. Stadtkirche Unna, 3. Oktober – 15. November 1992). Unna 1992, S. 49-54.

[EIMER, Haustein/Backstein, 1989]
Eimer, Gerhard: Zur Problematik der Formumsetzung Haustein / Backstein im Hochmittelalter. Beispiele für den Paradigmenwechsel aus poststrukturalistischer Sicht. In: Marburger Jahrbuch für Kunstwissenschaft 22, 1989, S. 23–34.

[175 JAHRE, 1979]
175 Jahre St. Marien Marienfeld. Marienfeld 1979.

[EINSINGBACH, Eberbach, 1991]
Einsingbach, Wolfgang: Kloster Eberbach. München, Berlin, 2. Aufl. 1991.

[EINSINGBACH/RIEDEL, Eberbach, 2004]
Einsingbach, Wolfgang (†), überarb. u. aktualisiert von Riedel, Wolfgang: Kloster Eberbach im Rheingau. München, Berlin 2004.

[EIYNK/KASPAR, Asbeck, 1988]
Eiynck, Andreas u. Kaspar, Fred: Der älteste Fachwerkbau Westfalens – Stift Asbeck. In: Beiträge zum städtischen Bauen und Wohnen in Nordwestdeutschland, hrsg. von Günter Wiegelmann und Fred Kaspar (= Beiträge zur Volkskultur in Nordwestdeutschland, H. 58). Münster 1988, S. 41-58.

[ELENZ, Architekturfassung, 1999]
Elenz, Reinhold: Die Architekturfassung – Putz und Farbigkeit. In: Die Klosterkirche Marienstatt (Denkmalpflege in Rheinland-Pfalz, Forschungsberichte, Bd. 4). Worms 1999, S. 54-75.

[ELM, Zisterziensertum, 1978]
Elm, Kaspar: Westfälisches Zisterziensertum und spätmittelalterliche Reformbewegung. In: WZ 128, 1978, S. 9-32.

[ELM, Zisterziensertum, 1982]
Elm, Kaspar: Das männliche und weibliche Zisterziensertum in Westfalen von den Anfängen bis zur Reformation In: Monastisches Westfalen. Klöster und Stifte 800-1800. Hrsg. v. Géza Jaszai, Ausst.Kat. Westfälisches Landesmuseum für Kunst und Kulturgeschichte Münster. Münster 1982, S. 45-59.

[ELM, Christi Cultores, 1989]
Elm, Kaspar: Christi Cultores et novelle ecclesie plantatores. Der Anteil der Mönche, Kanoniker und Mendikanten an der Christianisierung der Liven und dem Aufbau der Kirche von Livland. In: Gli inizi del Christianesimo in Livonia-Lettonia. Atti del colloquio internazionale di storia ecclesiastica in occasione dell´VIII centenario della chiesa in Livonia (1186-1986). Città del Vaticano 1989, S. 127-170.

[ELMSHÄUSER, Erzbischöfe von Bremen, 1995]
Elmshäuser, Konrad: Der werdende Territorialstaat der Erzbischöfe von Bremen (1236-1511). I. Die Bischöfe als Landesherren. In: Geschichte des Landes zwischen Elbe und Weser. Hrsg. v. Hans-Eckhard Dannenberg u. Heinz-Joachim Schulze, Bd. 2 (= Schriftenreihe d. Landschaftsverb. d. ehem. Herzogt. Bremen u. Verden, Bd. 8). Stade 1995, S. 159-194.

[ENGELBERT, Edelherrschaft Lippe, 1980]
Engelbert, Günther: Die Edelherrschaft Lippe. In: Ausst.Kat.: Köln – Westfalen 1180-1980. Landesgeschichte zwischen Rhein und Weser. Westfälisches Landesmuseum für Kunst und Kulturgeschichte Münster. Hrsg. v. Peter Berghaus u. Siegfried Kessemeier, 2 Bde., Münster 1980, Bd. 2, S. 197-200.

[ENGELS, Entmachtung, 1982/88]
Engels, Odilo: Zur Entmachtung Heinrichs des Löwen. In: Münchener Historische Studien, Abteilung Bayerische Geschichte 10, 1982, S. 45–59. Wiederabdruck in: Odilo Engels (Hrsg.): Stauferstudien, Beiträge zur Geschichte der Staufer im 12. Jahrhundert. Sigmaringen 1988, S. 116–130.

[ENGEMANN, Hohnekirche, 1991]
Engemann, Josef: Das Hauptportal der Hohnekirche in Soest. Die Reliefdarstellungen und ihre Bedeutung (= Westfalen, 25. Sonderheft). Münster 1991.

[ERDMANN, Hameln, 1994]
Erdmann, Wolfgang, nach Vorarbeiten von Ernst August Oppermann und Petra Rabbe-Hartinger: Das Münster zu Hameln, Die ehemalige Stiftskirche St. Bonifatius und St. Romanus von der Eigenkirche des 9. Jahrhunderts bis zur Gemeindekirche der Gegenwart: Wandlungen von Funktionen, Formen und Ansprüchen (= Die Blauen Bücher). Königstein im Taunus 1994.

[ERDMANN, Chorin, 1994]
Erdmann, Wolfgang, unter Mitarb. von Gisela Gooß, Manfred Krause und Gunther Nisch: Zisterzienser-Abtei Chorin, Geschichte, Architektur, Kult und Frömmigkeit, Fürsten-Anspruch und -Selbstdarstellung, klösterliches Wirtschaften sowie Wechselwirkungen zur mittelalterlichen Umwelt (= Die Blauen Bücher). Königstein im Taunus 1994.

[ERDMANN, Doberan, 1995]
Erdmann, Wolfgang: Zisterzienser-Abtei Doberan, Kult und Kunst (= Die Blauen Bücher). Königstein im Taunus 1995.

[EWERBECK, Langenhorst, 1867]
Ewerbeck, Franz: Kirche zu Langenhorst in Westphalen. In: Uebersicht der mittelalterlichen Baudenkmäler Niedersachsens, Bd. 3, H. 1 (Zeitschrift des Architekten- und Ingenieur-Vereins zu Hannover, Anhang), Hannover 1867, S. 2-3, Bl. 93-96.

[EWERBECK, Lippstadt, 1870]
Ewerbeck, Franz: Die kleine Marienkirche zu Lippstadt in Westfalen. In: Deutsche Bauzeitung 1870, S. 5, 187, 201-203.

[EYDOUX, Églises Cisterciennes d'Allemagne, 1952]
Eydoux, Henri-Paul: L'Architecture des Églises Cisterciennes d'Allemagne (= Travaux et Mémoires des Instituts Français en Allemagne I). Paris 1952.

[EYDOUX, Morimond, 1956]
Eydoux, Henri-Paul: L'église abbatiale de Morimond. In: Bulletin monumental 114, 1956, S. 253-266.

[EYDOUX, Morimond, 1958]
Eydoux, Henri-Paul: L'église abbatiale de Morimond. In: Analecta Sacri Ordinis Cisterciensis 14, 1958, S. 3-108.

[EYDOUX, Morimond, 1982]
Eydoux, Henri-Paul: A propos des fouilles de Morimond. In: Benoît Chauvin (Hrsg.): Mélanges à la Mémoire du Père Anselme Dimier, Bd. III: Architecture Cistercienne, Teilbd. 5: Ordre, Fouilles. Arbois 1982, S. 353–355.

[EYINK, Schloßgarten Rheda, 1988]
Eyink, Hagen P.: Schloßgarten Rheda (= Westfälische Kunststätten, H. 51). Münster 1988.

[FABIAN, Friedhofscrucifixi, 1986]
Fabian, Gunther: Spätmittelalterliche Friedhofscrucifixi und Kalvarienberge im Rheinland und in Westfalen (Dissertation). Bonn 1986.

[FAHL-DREGER, Sprechende Steine, 1995]
Fahl-Dreger, Axel: Sprechende Steine – neue methodische Wege zur zeitlichen Bestimmung der Baugeschichte des Stifts. In: Hucker, Bernd Ulrich: Stift Bassum. Eine 1100jährige Frauengemeinschaft in der Geschichte (= Schriften des Instituts für Geschichte und Historische Landesforschung – Vechta, Bd. 3). Bremen 1995, S. 114-123.

[FALKMANN, Bernhard II., 1875]
Falkmann, August: Bernhard II. In: ADB 2, 1875, S. 422-424.

[FALKMANN, Bilder, 1880]
Falkmann, August: Ernste und heitere Bilder aus der Vergangenheit unseres Landes. Zwei Vorträge, gehalten zu Detmold. Detmold 1880.
[FALLDORF, Mariensee, 1997]
Falldorf, Ingrid: Kloster Mariensee (= Kunstführer Kunstverlag Josef Fink o. Nr.). Lindenberg 1997.

[FANTINI, Bassum, 1967]
Fantini, Rudolf: Die Stiftskirche in Bassum und ihre Beziehungen zu den Hallen gebundener Ordnung des Münsterlandes. In: Niederdeutsche Beiträge zur Kunstgeschichte 6, 1967, S. 49-102.

[FANTINI, Bassum 1968]
Fantini, Rudolf: Stiftskirche Bassum (= Große Baudenkmäler H. 224). München u. Berlin 1968.

[FANTINI/HEUTGER, Bassum, 1997]
Fantini, Rudolf u. Heutger, Nicolaus: Die Stiftskirche in Bassum (= Große Baudenkmäler H. 224). München u. Berlin [3. Aufl.] 1997.

[FAVREAU, Otto IV., 1995]
Favreau, Robert: Otto von Braunschweig und Aquitanien. In: Heinrich der Löwe und seine Zeit, Herrschaft und Repräsentation der Welfen 1125-1235, Ausst.Kat. Herzog Anton Ulrich-Museum Braunschweig. München 1995, Bd. 2, S. 368-376.

[FAVREAU, Aliénor d'Aquitaine, 2004]
Favreau, Robert: Aliénor d'Aquitaine et Fontevraud. In: Aliénor d'Aquitaine = 303 – Arts, Recherches et Créations, 2e trimestre 2004 (Sonderausgabe), S. 40-45.

[FELDTKELLER, Bronnbach, 1955]
Feldtkeller, Hans: Die Zisterzienserkirche in Bronnbach und ihre ursprüngliche Dachlösung. In: Zeitschrift für Kunstgeschichte 18, 1955, S. 199-211.

[FELDWISCH-DRENTRUP/JUNG, Osnabrück, 1980]
Feldwisch-Drentrup, Heinrich u. Jung, Andreas: Dom und Domschatz in Osnabrück (= Die Blauen Bücher). Königstein im Taunus 1980.

[FEUERBACH, Ossegg, 2009]
Feuerbach, Mario: Das Zisterzienserkloster Ossegg. Baugeschichte und Baugestalt von der Gründung 1196 bis in das Jahr 1691 (Dissertation Heidelberg 2008). Heimbach 2009.

[FIEBIG, Herford, 1993]
Fiebig, Annette: Zur Baugeschichte der spätromanischen Münsterkirche in Herford. In: Wemhoff, Matthias: Das Damenstift Herford. Die archäologischen Ergebnisse zur Geschichte der Profan- und Sakralbauten seit dem späten 8. Jahrhundert. 3 Bde. (= Denkmalpflege und Forschung in Westfalen, Bd. 24). Bonn 1993, Bd. 1, S. 197-203.

[FLASKAMP, Kirchengeschichte, 1957]
Flaskamp, Franz: Zur älteren Kirchengeschichte des Kreises Wiedenbrück. In: WZ 107, 1957, S. 367-393.

[FLASKAMP, Die Brachums, 1962]
Flaskamp, Franz: Die Brachums, Ein rheinisch-westfälisches Baumeistergeschlecht aus Renaissance und Barock. In: Westfalen 40, 1962, S. 150-168.

[FLIEDNER, Kulturlandschaft, 1970]
Fliedner, Dietrich: Die Kulturlandschaft der Hamme-Wümme-Niederung. Gestalt und Entwicklung des Siedlungsraumes nördlich von Bremen (= Göttinger Geographische Abhandlungen, 55). Göttingen 1970, S. 88-97.

[FLIEDNER, Nordseitenschiff, 1941]
Fliedner, Siegfried: Zur Baugeschichte des Nordseitenschiffs des Bremer Domes. In: Bremisches Jahrbuch 43, 1941, S. 325-341.

[FLIEDNER, Dom zu Bremen, 1979]
Fliedner, Siegfried: Der frühromanische Dom zu Bremen. In: Ausst.Kat.: Der Bremer Dom. Baugeschichte – Ausgrabungen – Kunstschätze. Bremer Landesmuseum 1979, hrsg. v. Rosemarie Pohl-Weber. Bremen 1979, S. 9-55.

[FONTAINE, Rheda, 1995]
Fontaine, Joachim: Die Bauornamentik der spätromanischen Schlosskapelle Rheda. Magisterarbeit Universität Münster 1995.

[FORWICK, Schwalenberg, 1963]
Forwick, Friedhelm: Die staatsrechtliche Stellung der ehemaligen Grafen von Schwalenberg (= Geschichtliche Arbeiten zur westfälischen Landesforschung, Bd. 5; Veröffentlichungen der Historischen Kommission Westfalens XXII), Münster 1963.

[FORSYTH, St. Martin, 1953]
Forsyth, George H. Jr.: The Church of St. Martin at Angers, The Architectural History of the Site from the Roman Empire to the French Revolution, The Excavations in Collaboration with William A. Campbell, Princeton/New Jersey 1953.

[FREUND, Warburg, 1990]
Freund, Walter: Kath. Pfarrkirche St. Johannes Baptista Warburg-Neustadt (= Schnell, Kunstführer Nr. 1826). München/Zürich 1990.

[FRIEDERICH, Steinbearbeitung, 1932]
Friederich, Karl: Die Steinbearbeitung in ihrer Entwicklung vom 11. bis zum 18. Jahrhundert. Augsburg 1932.

[FRIEDERICH, Haina, 1987]
Friedrich, Arnd: Kloster Haina (= Die Blauen Bücher). Königstein im Taunus 1987.

[FRIEDERICH, Burgen am Niederrhein, 2010]
Friedrich, Reinhard: Die Entwickelung der Burgen am Niederrhein. In: Ritter, Burgen und Intrigen – AufRuhr 1225! Das Mittelalter an Rhein und Ruhr. Ausstellung im LWL-Museum für Archäologie, Westfälisches Landesmuseum Herne 27. Februar bis 28. November 2010. O.O. (Mainz) 2010, S. 249–262.

[FRIEDHOFF, Stauferzeitliche Burgen, 2010]
Friedhoff, Jens: Stauferzeitliche Burgen im Spiegel der frühen Burgenforschung und Burgenrestaurierung im 19. und beginnenden 20. Jahrhundert. In: Die Staufer und Italien, Drei Innovationsregionen im mittelalterlichen Europa, hrsg. von Alfried Wieczorek, Bernd Schneidmüller und Stefan Weinfurter. Mannheim/Darmstadt 2010, Bd. 1, S. 47-58.

[FRIESE/V. MÜNCHHAUSEN, Bronnbach, 1995]
Friese, Alfred; v. Münchhausen, Barbara: Das Ehem. Zisterzienserkloster Bronnbach a. d. Tauber (= Schnell, Kunstführer Nr. 577). Regensburg, 13., veränd. Aufl. 1995.

[FRIESE, Schwarzrheindorf, 2006]
Friese, Meta: Die Doppelkapelle von Schwarzrheindorf (= 84. Veröffentlichung der Abteilung Architekturgeschichte des Kunsthistorischen Instituts der Universität zu Köln). Köln 2006.

[FRITZ, Kreis Unna, 1970/77]
Fritz, Rolf: Alte Kunst im Kreis Unna. Köln/Berlin, 2. Aufl. 1977 [1. Aufl.: Fresken, Altäre, Skulpturen, Kunstschätze aus dem Kreise Unna, 1970].

[FRITZ, Abendmahlsgerät, 2004]
Fritz, Johann Michael: Das evangelische Abendmahlsgerät in Deutschland. Vom Mittelalter bis zum Ende des Alten Reiches. Mit Beiträgen von Martin Brecht, Jan Harasimowicz und Annette Reimers. Leipzig 2004.

[FUCKER, Orval, 1916]
Fucker, Eduard: Abtei Orval, In: Paul Clemen u. Cornelius Gurlitt: Die Klosterbauten der Cistercienser in Belgien. Berlin 1916, S. 1-64.

[FÜRSTENBERG, Äbtissin von Herford, 1995]
Fürstenberg, Michael Freiherr von: "Ordinaria loci" oder "Monstrum Westphaliae"? Zur kirchlichen Rechtsstellung der Äbtissin von Herford im europäischen Vergleich (= Studien und Quellen zur westfälischen Geschichte, Bd. 29). Paderborn 1995.

[FUNKE, Palmetten-Ringband-Kapitell, 2000]
Funke, Norbert H.: Das Palmetten-Ringband-Kapitell – Zur oberitalienischen Herkunft des 'Weser-Motivs'. In: Ausst.Kat.: Die Weser – ein Fluß in Europa, Bd. 1 Leuchtendes Mittelalter, hrsg. v. Norbert Humburg u. Joachim Schween, Museum Hameln 2000. Holzminden 2000, S. 92-106.

[GÄRTNER, Arnsburg, 1998]
Gärtner, Otto: Kloster Arnsburg in der Wetterau, Seine Geschichte – seine Bauten (= Die Blauen Bücher). Königstein im Taunus, 3. Aufl. 1998.

[GALL, Baukunst, 1925]
Gall, Ernst: Die gotische Baukunst in Frankreich und Deutschland. Teil 1: Die Vorstufen in Nordfrankreich von der Mitte des elften bis gegen Ende des zwölften Jahrhunderts (= Handbücher der Kunstgeschichte). Leipzig 1925 [2. erg. Aufl. Braunschweig 1955].

[GAßMANN, Metelen, 1988]
Gaßmann, Bernward: SS. Cornelius et Cyprianus Metelen (= Schnell, Kunstführer Nr. 1715), München u. Zürich 1988.

[GAßMANN, Metelen, 2005]
Gaßmann, Bernward: SS. Cornelius et Cyprianus Metelen (= Schnell, Kunstführer Nr. 1715), Regensburg, 2., neu bearb. Aufl. 2005.

[GAUL, lippische Frühgeschichte, 1950]
Gaul, Otto: Die lippische Frühgeschichte bis zur Gründung der Stadt Lemgo. In: Mitteilungen aus der lippischen Geschichte und Landeskunde 19, 1950, S. 52-82.

[GAUL, Rheda, 1955]
Gaul, Otto: Die ehemalige lippische Residenz Rheda. In: Mitteilungen aus der lippischen Geschichte und Landeskunde 24, 1955, S. 182-211.

[GAUL, Grabfiguren, 1965]
Gaul, Otto: Die Grabfiguren Ottos zur Lippe und Ermgards von der Mark in der Lemgoer Marienkirche. In: Lippische Mitteilungen aus Geschichte und Landeskunde 34, 1965, S. 5-22.

[GAUL, Dynastenburgen, 1970]
Gaul, Otto: Die mittelalterlichen Dynastenburgen des oberen Weserraumes. In: Ostwestfälisch-weserländische Forschungen zur geschichtlichen Landeskunde, hrsg. von Heinz Stoob (= Kunst und Kultur im Weserraum 800-1600, Bd. 3 Forschungsband / Veröffentlichungen des Provinzialinstituts für westfälische Landes- und Volkskunde, Reihe I, H. 15). Münster 1970, S. 244-279.

[GAUL, Herford, 1982]
Gaul, Otto: Das Münster zu Herford. Herford, 2. verb. Aufl. 1982 [1. Aufl. 1962].

[GAUL/KORN, Stadt Lemgo, 1983]
Gaul, Otto u. Korn, Ulf-Dietrich: Stadt Lemgo (= Die Bau- und Kunstdenkmäler von Westfalen. Bd. 48/ II). Münster 1983.

[GAUTHIER, goût Plantagenet,1967]
Gauthier, Marie-Madeleine: Le goût Plantagenet. In: Stil und Überlieferung in der Kunst des Abendlandes, Akten des 21. Internationalen Kongresses für Kunstgeschichte in Bonn 1964, Bd I: Epochen Europäischer Kunst, Berlin 1967, S. 139-155.

[GEIER, Methler, 1997]
Geier, Sibylle: Margarethenkirche Methler, Ein Kirchenführer. Methler 1997.

[GEISBERG, Münster–Dom, 1937]
Geisberg, Max: Bau- und Kunstdenkmäler von Westfalen. Die Stadt Münster. 5. Teil: Der Dom (= Die Bau- und Kunstdenkmäler von Westfalen, Bd. 41). Münster 1937.

[GEORGE, Landsberg, 1993]
George, Gunter: Die Doppelkapelle „St. Crucis“ in Landsberg (Saalkreis) (= Kunstführer durch europäische Kulturregionen H. 7). Halle an der Saale 1993.

[GERLACH, Archidiakonat Lemgo, 1932]
Gerlach, Friedrich: Der Archidiakonat Lemgo in der mittelalterlichen Diözese Paderborn. Münster 1932.

[GERLACH, Farbigkeit, 1993]
Gerlach, Christoph: Die Farbigkeit romanischer Architektur. In: WEGE IN DIE ROMANIK, 1993, S. 97-108.

[GIMPEL, industrielle Revolution, 1981]
Gimpel, Jean: Die industrielle Revolution des Mittelalters. (2. Aufl.) Zürich u. München 1981.

[GLAESKE, Erzbischöfe von Hamburg und Bremen, 1962]
Glaeske, Günther: Die Erzbischöfe von Hamburg und Bremen als Reichsfürsten, 937-1258 (= Quellen und Darstellungen zur Geschichte Niedersachsens, 60). Hildesheim 1962.

[GLEICH, Trebnitz, 2001]
Gleich, Friederike: Die ehemalige Zisterzienserinnenkirche in Trebnitz/Trzebnica – Ausgangspunkt der schlesischen Backstein-Mischtechnik. In: Nogossek, Hanna u. Popp, Dietmar (Hrsg.): Beiträge zur Kunstgeschichte Ostmitteleuropas (= Tagungen zur Ostmitteleuropa-Forschung; 13). Marburg 2001, S. 1-25.

[GLOSSARIUM ARTIS, 1975/88]
Glossarium Artis, Faszikel 6, 1975/88.

[GNEGEL-WAITSCHIES, Albert von Riga, 1958]
Gnegel-Waitschies, Giesela: Bischof Albert von Riga. Ein Bremer Domherr als Kirchenfürst im Osten (1199-1229) (= Nord- und osteuropäische Geschichtsstudien, 2). Hamburg 1958.

[GOEZ, Gestalten, 1983]
Goez, Werner: Gestalten des Hochmittelalters, personengeschichtliche Essays im allgemeinhistorischen Kontext. Darmstadt 1983.

[GOSEBRUCH/GÄDEKE, Königslutter, 1985]
Gosebruch, Martin u. Gädeke, Thomas: Königslutter. Die Abtei Kaiser Lothars (= Die Blauen Bücher). Königstein im Taunus 1985.

[GRANT, Laon, 1978]
Grant, Lindy (Hrsg.): France: Laon Cathedral (= Cortauld Institute illustration archives 3 / 6). London 1978.

[GRANT, Le patronage architectural, 1994]
Grant, Lindy: Le patronage architectural d’Henri II et de son entourage. In: Cahiers de Civilisation Médiévale X^{e}-XII^{e} Siècles, Tome XXXVII, 1994 (= Henri II Plantagenêt et son temps, Actes du Colloque de Fontevraud 29^{e} septembre – 1er octobre 1990), S. 73-84.

[GREBE/GROßMANN, Burgen, 2007]
Grebe, Anja u. Großmann, G. Ulrich: Burgen in Deutschland, Österreich und der Schweiz, Architektur und Alltag (= Schriften des Deutschen Burgenmuseums Veste Heldburg, Bd. 3; Imhof-Kulturgeschichte). Petersberg 2007.

[GREGOIRE, Orval, 1985/86]
Gregoire, Paul-Christian: Les secrets de l'ancienne église abbatiale d'Orval. In: Le Pays gaumais 46/47, 1985/86, S. 19-84.

[GRIMM, Denkmalgesteine, 1990]
Grimm, Wolf-Dieter: Bildatlas wichtiger Denkmalgesteine der Bundesrepublik. München 1990.

[GRIMME, Evangelistar, 1989]
Grimme, Ernst Günther: Das Evangelistar von Groß Sankt Martin. Ein Kölner Bilderzyklus des hohen Mittelalters. Freiburg/Basel/Wien 1989.

[GROLLE, Stachel, 1998]
Grolle, Joist: Ein Stachel im Gedächtnis der Stadt. Der Abriß des Hamburger Domes. In: Zeitschrift des Vereins für Hamburgische Geschichte, Bd. 84, 1998, S. 1-50.

[GROLLE, Stachel, 1999]
Grolle, Joist: Ein Stachel im Gedächtnis der Stadt. Der Abriß des Hamburger Domes. In: Die Kunst des Mittelalters in Hamburg, Aufsätze zur Kulturgeschichte. Hamburg 1999, S. 293-300.

[GROSMANE, Baugeschichte Dom zu Riga, 1998]
Grosmane, Elita: Einige Fragen zur frühen Baugeschichte des Doms zu Riga. In: Studien zur Kunstgeschichte in Estland und Lettland, hrsg. von Lars Olof Larsson (= Homburger Gespräche 1997, Heft 16). Kiel 1998, S. 21-35.

[GROSMANE, Paradigmenwechsel, 1999]
Grosmane, Elita, Der Paradigmenwechsel in der Rekonstruktion des Rigaer Domes um die Jahrhundertwende 1900. In: Kunst im Ostseeraum. Architektur und bildende Kunst im Baltikum um 1900 (= Greifswalder kunsthistorische Studien). Hrsg. von Brigitte Hartel, Bernfried Lichtnau, Elita Grosmane, Juta Keevallik. Frankfurt am Main 1999, S. 39-49.

[GROSMANE, Rigas Domarchitektur, 2000]
Grosmane, Elita: Rīgas Doma arhitektūra un būvplastika 13.gadsimtā. Kontakti un ietekmes (Architektur und Bauplastik des Rigaer Doms im 13. Jahrhundert. Kontakte und Einflüsse). In: Silvija Grosa (Hrsg.), Latvijas māksla starptautisko sakaru kontekstā (Kunst Lettlands im Kontext internationaler Beziehungen). Riga 2000, S. 7-22.

[GROSMANE, Liturgie, 2000]
Grosmane, Elita: Die Veränderungen in der Liturgie und ihre Widerspiegelung in Architektur und Ausstattung des Rigaer Domes. In: Die sakrale Backsteinarchitektur des südlichen Ostseeraums – der theologische Aspekt, hrsg. von Gerhard Eimer u. Ernst Gierlich. Berlin 2000.

[GROSMANE, Dom zu Riga, 2001]
Grosmane, Elita: Der Dom zu Riga. Ein Backsteinbau in Nordeuropa, in: Badstübner, Ernst u. Albrecht, Uwe (Hg.), Backsteinarchitektur in Mitteleuropa, Berlin 2001, S. 65-77.

[GROSMANE, Baugeschichte Dom zu Riga, 2007]
Grosmane, Elita: Einige Fragen zur frühen Baugeschichte des Doms zu Riga. In: Westfalen und das Baltikum 1200 bis 2000, hrsg. von Wolfgang Kessler und Alexander von Knorre (Das Emschertal-Museum, Bd. 90). Herne, 2007, S. 15-29. (Wiederabdruck von GROSMANE, Baugeschichte Dom zu Riga, 1998)

[GROßMANN, Kaiserpfalz Nürnberg, 1999]
Großmann, G. Ulrich: Kaiserpfalz Nürnberg (= Burgen, Schlösser und Wehrbauten in Mitteleuropa, Bd. 1). Regensburg 1999.

[GROßMANN, Schloß Marburg, 1999]
Großmann, G. Ulrich: Schloß Marburg (= Burgen, Schlösser und Wehrbauten in Mitteleuropa, Bd. 3). Regensburg 1999.

[GROßMANN, Burg, 2010]
Großmann, G. Ulrich: Die Burg um 1225. In: Ritter, Burgen und Intrigen – AufRuhr 1225! Das Mittelalter an Rhein und Ruhr. Ausstellung im LWL-Museum für Archäologie, Westfälisches Landesmuseum Herne 27. Februar bis 28. November 2010. O.O. (Mainz) 2010, S. 195–209.

[GROßMANN, Wohnräume, 2010]
Großmann, G. Ulrich: Wohnräume im Burgenbau des 12. und 13. Jahrhunderts. In: Die Burg, Wissenschaftlicher Begleitband zu den Ausstellungen „Burg und Herrschaft“ und „Mythos Burg“, hrsg. von G. Ulrich Großmann und Hans Ottomeyer. Berlin, Nürnberg, Dresden 2010, S. 176-187.

[GROTE, Einflüsse, 2009]
Grote, Hans-Henning: Einflüsse der Architektur und Bauplastik aus dem Rheinland in der Frühgotik Nord- und Mitteldeutschlands. In: Otto IV. – Traum vom welfischen Kaisertum, Ausst.Kat. Braunschweigisches Landesmuseum, Braunschweig. Petersberg 2009, S. 145–160.

[GROTE, Melverode, 2009]
Grote, Hans-Henning: Die Nikolauskapelle in Braunschweig-Melverode. Giebelsturzportal, Rautenfenster und hängender Schlussstein. In: Otto IV. – Kaiser und Landesherr. Burgen und Kirchenbauten 1198-1218. Vorträge vom 6. und 7. März 2009 auf Burg Lichtenberg in Salzgitter, hrsg. von Bernd Ulrich Hucker und Jörg Leuschner (= Salzgitter-Jahrbuch 2009), S. 74-88.

[GROTE/MEIBEYER/WEISS, Melverode, 2009]
Grote, Hans-Henning, Meibeyer, Wolfgang u. Weiss, Ingrid: Kaiser Ottos IV. kleines Gotteshaus, Die St. Nikolai-Kirche in Braunschweig-Melverode. Petersberg 2009.

[GROTE/VAN DER PLOEG, Wandmalerei, 2001]
Wandmalerei in Niedersachsen, Bremen und Groningerland – Fenster in die Vergangenheit, hrsg. von Rolf-Jürgen Grote, Kees van der Ploeg unter Mitarbeit v. Vera Kellner, 2 Bände. Hannover 2001.

[GRUNDMANN, Adelsbekehrungen, 1968]
Grundmann, Herbert: Adelsbekehrungen im Hochmittelalter, *Conversi* und *nutriti* im Kloster. In: Adel und Kirche. Gerd Tellenbach zum 65. Geburtstag dargebracht von Freunden und Schülern. Hrsg. v. Josef Fleckenstein u. Karl Schmid. Freiburg, Basel u. Wien 1968, S. 325-345.

[GÜNTHER, Hardehausen, 1951]
Günther, Paul: Die Klosterkirche Hardehausen. Dissertation TU Stuttgart 1951.

[HAAS, Bergfried-Ersatz, 1995]
Haas, Walter: Burgkapellen als Bergfried-Ersatz? In: Burg- und Schloßkapellen. Kolloquium des Wissenschaftlichen Beirats der Deutschen Burgenvereinigung, hrsg. von Barbara Schock-Werner (= Veröffentlichungen der Deutschen Burgenvereinigung e. V. – Reihe B: Schriften, Bd. 3). Braubach 1995, S. 9-20.

[HAAS, Oben und Unten, 1999]
Haas, Walter: Oben und Unten im mittelalterlichen Kirchenbau. In: Architektur – Struktur – Symbol: Streifzüge durch die Architekturgeschichte von der Antike bis zur Gegenwart. Festschrift für Cord Meckseper zum 65. Geburtstag, hrsg. v. Maike Kozok. Petersberg 1999, S. 67-76.

[HAAS/KUBACH, Speyer, 1972]
Haas, Walter u. Kubach, Hans Erich: Der Dom zu Speyer (= Die Kunstdenkmäler von Rheinland-Pfalz, Bd. 5). München 1972.

[HÄGERMANN/WEIDINGER/ELMSHÄUSER, Bremische Kirchengeschichte, 2012]
Hägermann, Dieter, Weidinger, Ulrich u. Elmshäuser, Konrad: Bremische Kirchengeschichte im Mittelalter (Bremische Kirchengeschichte, Bd. 1). Bremen 2012.

[HAIDUCK, Kirchenbau, 2001]
Haiduck, Hermann: Der mittelalterliche Kirchenbau des 12. und 13. Jahrhunderts in Ostfriesland und im Groningerland. In: Wandmalerei in Niedersachsen, Bremen und Groningerland – Fenster in die Vergangenheit, hrsg. von Rolf-Jürgen Grote, Kees van der Ploeg unter Mitarbeit v. Vera Kellner, 2 Bände. Hannover 2001, Aufsatzband, S. 75–81.

[HALM, Klosterleben, 2004]
Halm, Cornelia: Klosterleben im Mittelalter. Die Dominikanerinnen in Lemgo. Von der Klostergründung bis zur Reformation (= Sonderveröffentlichungen des Naturwissenschaftlichen und Historischen Vereins für das Land Lippe e. V., Bd. 71). Detmold 2004.

[HAMANN, Kreuzaltar, 1997]
Hamann, Matthias: Kreuzaltar. In: LThK 6, 1997, Sp. 452.

[HAMANN/GRAEFE, Mariensee, 1994]
Hamann, Manfred u. Graefe, Christa: Mariensee. In: Die Männer- und Frauenklöster der Zisterzienser in Niedersachsen, Schleswig-Holstein und Hamburg, bearb. von Ulrich Faust OSB (= Germania Benedictina, Bd. 12: Norddeutschland). St. Ottilien 1994, S. 438-462.

[HAMANN/WILHELM-KÄSTNER, Elisabethkirche, 1924]
Hamann, Richard u. Wilhelm-Kästner, Kurt: Die Elisabethkirche zu Marburg und ihre künstlerische Nachfolge. Marburg 1924.

[HAMMER, Materie und Zeichen, 2001]
Hammer, Ivo: Materie und Zeichen. Zur Technik mittelalterlicher Wandmalerei mit Beispielen aus Niedersachsen. In: Wandmalerei in Niedersachsen, Bremen und Groningerland – Fenster in die

Vergangenheit, hrsg. von Rolf-Jürgen Grote, Kees van der Ploeg unter Mitarbeit v. Vera Kellner, 2 Bände. Hannover 2001, Aufsatzband, S. 346–355.

[HASELBECK/MATTHÄI, Fritzlar, 1994]
Haselbeck, P. Callus (†): Sankt Peter, Der Dom zu Fritzlar, 6. von Alfred Matthäi durchgesehene Aufl., Fritzlar 1994.

[HASELBECK, Fritzlar, 2007]
Haselbeck, P. Callus (†): Fritzlar, Dom St. Peter, Päpstliche Basilika (= Schnell, Kunstführer Nr. 2650). Regensburg 2007.

[HAUSSHERR, Kunstgeographie, 1965]
Haussherr, Rainer: Überlegungen zum Stand der Kunstgeographie – Zwei Neuerscheinungen. In: Rheinische Vierteljahrsblätter 30, 1965, S. 351-372.

[HAUSSHERR, Kunstgeographie, 1970]
Haussherr, Rainer: Kunstgeographie – Aufgaben, Grenzen, Möglichkeiten. In: Rheinische Vierteljahrsblätter 34, 1970, S. 158-171.

[HECHELMANN, Hermann II., 1865]
Hechelmann, A.: Leben und Wirken Bischof Hermanns II. In: WZ 25, 1865, S. 1-88.

[HEIMESHOFF, Emil von Manger, 1982]
Heimeshoff, Jörg A. E.: Historistische Architektur in Theorie und Ausführung: Der Baumeister Emil von Manger (Denkmalpflege und Forschung in Westfalen, 4), Bonn 1982.

[HEINE, Hamburgische Kirchengeschichte, 1986]
Heine, A. (Hrsg.): Hamburgische Kirchengeschichte, Bd. 2, Stuttgart 1986.

[HELLMANN, Lettenland, 1954]
Hellmann, Manfred: Das Lettenland im Mittelalter. Studien zur ostbaltischen Frühzeit und lettischen Landesgeschichte, insbesondere Lettgallens (= Beiträge zur Geschichte Osteuropas Bd. 1; Habil. Freiburg 1952). Münster 1954.

[HELLMANN, Wilbrand von Oldenburg-Wildeshausen, 1994]
Hellmann, Manfred: Wilbrand von Oldenburg-Wildeshausen, Administrator der Bistümer Münster und Osnabrück, Bischof von Paderborn und Utrecht (gest. 1233). In: Jahrbuch für das Oldenburger Münsterland 1994, S. 60-70.

[HEMPELMANN, Halle, 1996]
Hempelmann, Walter: Evang.-Luth. St. Johanniskirche Halle/Westfalen (= Schnell, Kunstführer Nr. 2233). Regensburg 1996.

[HEMPELMANN, Halle, 2018]
Hempelmann, Walter: Evang.-Luth. St. Johanniskirche Halle/Westfalen (= Schnell, Kunstführer Nr. 2233). 2., neu bearb. Aufl. Regensburg 2018.

[HELTEN, Langhaus, 2018]
Helten, Leonhard: Das Langhaus des Paderborner Domes. Zu den Voraussetzungen des Hallenquerschnitts. In: KAT. PADERBORN 2018, S. 132-143.

[HENGST, Klosterbuch, 1992]
Hengst, Karl (Hrsg.): Westfälisches Klosterbuch. Lexikon der vor 1815 errichteten Stifte und Klöster von ihrer Gründung bis zur Aufhebung. Teil 1: Ahlen – Mülheim (= Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Westfalen XLIV; Quellen und Forschungen zur Kirchen- und Religionsgeschichte, 2). Münster 1992.

[HENGST, Klosterbuch, 1994]
Hengst, Karl: Westfälisches Klosterbuch. Lexikon der vor 1815 errichteten Stifte und Klöster von ihrer Gründung bis zur Aufhebung. Teil 2: Münster – Zwillbrock (= Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Westfalen XLIV; Quellen und Forschungen zur Kirchen- und Religionsgeschichte, 2). Münster 1994.

[HENSELER, Oratorium, 1998]
Henseler, Rudolf: Oratorium. In: LThK 7, Sp. 1086.

[HENZE, Romanische Wandmalerei, 1942]
Henze, Anton: Romanische Wandmalerei in Westfalen (= Lebensräume der Kunst, H. 8; Dissertation Münster 1939). Wattenscheid o. J. (1942)

[HERGEMÖLLER, Stadt und Kirche, 1985]
Hergemöller, Bernd-Ulrich: Stadt und Kirche im Mittelalter. In: Ehbrecht, Wilfried (Hrsg.): Lippstadt. Beiträge zur Stadtgeschichte (= Quellen und Forschungen zur Geschichte der Stadt Lippstadt, 2). Lippstadt 1985, Bd. 1, S. 123-156.

[HERGETH, Burgen, 1996]
Hergeth, Elisabeth: Burgen, Schlösser und Adelshöfe in Westfalen. Münster/New York 1996.

[HERRMANN, Der rote Backstein, 2015]
Herrmann, Christofer: Der rote Backstein – Farbe herrschaftlicher Präsentation oder monastischer Bescheidenheit? In: HERRMANN/GIERLICH/MÜLLER, Backsteinarchitektur, 2015, S. 12-31.

[HERRMANN/GIERLICH/MÜLLER, Backsteinarchitektur, 2015]
Herrmann, Christofer, Gierlich, Ernst u. Müller, Matthias: Backsteinarchitektur im Ostseeraum neue Perspektiven der Forschung, Katalog zur gleichnamigen Ausstellung, hrsg. im Auftr. der Kulturstiftung der Deutschen Vertriebenen. Petersberg 2015.

[HERZOG, Haken, 1995]
Hz [Herzog, Harald]: Der Haken an den Burgen. In: Denkmalpflege im Rheinland, 12. Jg, 1995, H. 3, S. 139-140.

[HESS, Zackenstil, 1998]
Hess, Daniel: Barocke Spätromanik oder byzantinische Gotik? Der Zackenstil in den Bildkünsten von 1250 bis 1290. In: Himmelslicht: Europäische Glasmalerei im Jahrhundert des Kölner Dombaus 1248 – 1349 Ausstellungskatalog Schnütgen-Museum/Josef-Haubrich-Kunsthalle Köln, hrsg. v. Hiltrud Westermann-Angerhausen. Köln 1998, S. 63-72.

[HESSE, Asbeck, 1978]
Hesse, Franz-Josef: Der Kreuzgang des Stiftes Asbeck. In: Unsere Heimat. Jahrbuch des Kreises Borken, 1979, S. 114-118.

[HEUTGER, Loccum, 1971]
Heutger, Nicolaus: Loccum, eine Geschichte des Klosters, mit einem Anhang über die anderen Zisterzen in Niedersachsen. Hildesheim 1971.

[HEUTGER, Loccum, 1999]
Heutger, Nicolaus: Das Kloster Loccum im Rahmen der zisterziensischen Ordensgeschichte (= Forschungen zur niedersächsischen Ordensgeschichte, Bd. 4). Hannover 1999.

[HEYDENREICH, Bernhard II., 1995]
Heydenreich, Heinz-Gerhard: Bernhard II. – Landesherr, Mönch, Abt und Bischof, 1140–1224. Eine Untersuchung über sein Wirken in Westfalen-Lippe, Niedersachsen und im Baltikum. Bielefeld 1995.

[HEYDENREICH, Bernhard II., 1997]
Heydenreich, Heinz-Gerhard: Edelherr Bernhard II. zur Lippe und das Baltikum. In Heimatland Lippe 90, 1997, S. 186-195, 236-246.

[HHStD, NRW, 1970]
Handbuch der Historischen Stätten Deutschlands, Bd. 3: Nordrhein-Westfalen (Kröners Taschenausgabe, Bd. 273). 2., neubearb. Aufl. Stuttgart 1970.

[HHStD, NRW, 2006]
Handbuch der Historischen Stätten [Deutschlands]: Nordrhein-Westfalen (= Kröners Taschenausgabe, Bd. 273). 3., völlig neu bearb. Aufl. Stuttgart 2006.

[HINTELER, Geseke, 1995]
Hinteler, Hermann: Kath. Stifts-, Pfarr- und Wallfahrtskirche St. Cyriakus Geseke (= Schnell, Kunstführer Nr. 2205). Regensburg 1995.

[HINZ, Motte und Donjon, 1981]
Hinz, Hermann: Motte und Donjon, zur Frühgeschichte der mittelalterlichen Adelsburg (Zeitschrift für Archäologie des Mittelalters, Beiheft 1). Köln/Bonn 1981.

[HINZ, Fritzlar, 2002]
Hinz, Berthold: Dom St. Peter zu Fritzlar – Stift, Kloster und Domschatz. Kassel 2002.

[HIRSCHLER/WOHLGEMUTH, Loccum, 2008]
Hirschler, Horst u. Wohlgemuth, Michael: Kloster Loccum (= DKV Kunstführer Nr. [ehem. Große Baudenkmäler H.] 160). München/Berlin, 17. [neu bearb.] Aufl. 2008.

[HÖING, Wiebrechtshausen,1994]
Höing, Hubert: Wiebrechtshausen. In: Die Männer- und Frauenklöster der Zisterzienser in Niedersachsen, Schleswig-Holstein und Hamburg, bearb. von Ulrich Faust OSB (= Germania Benedictina, Bd. 12: Norddeutschland). St.Ottilien 1994, S. 743-755.

[HÖLKER, Kreis Warendorf, 1936]
Hölker, Karl (Bearb.): Die Bau- und Kunstdenkmäler des Kreises Warendorf, mit geschichtlichen Einleitungen von Rudolf Schulze (= Die Bau- und Kunstdenkmäler von Westfalen, Bd. 42). Münster 1936.

[HÖLSCHER, Loccum, 1913]
Hölscher, Uvo: Kloster Loccum, Bau- und Kunstgeschichte eines Cisterzienserstiftes. Hannover/Leipzig 1913.
[HÖMBERG, Comitate, 1950]
Hömberg, Albert K.: Geschichte der Comitate des Werler Grafenhauses. In: WZ 100, 1950, S. 9-134.

[HÖMBERG, Herrschaft Lippe, 1960]
Hömberg, Albert K.: Die Entstehung der Herrschaft Lippe. 1. Teil: Die ältesten Herrschaftsrechte und Besitzungen der Edelherren zur Lippe. In: Lippische Mitteilungen 29, 1960, S. 5-64.

[HÖMBERG, westfälische Städte, 1967]
Hömberg, Albert K.: Die Entstehung der westfälischen Städte (Vortrag im Historischen Verein für Dortmund und die Grafschaft Mark, Dortmund 1950). In: Ders.: Zwischen Rhein und Weser. Aufsätze und Vorträge zur Geschichte Westfalens (= Schriften der Historischen Kommission Westfalens, 7). Münster 1967, S. 114-134.

[HÖRSCH, Zisterzienserkreuzgänge, 2004]
Hörsch, Markus: Zur bildlichen Ausstattung von Zisterzienserkreuzgängen des 13. und 14. Jahrhunderts. In: Peter K. Klein (Hrsg.): Der mittelalterliche Kreuzgang – The medieval Cloister – Le cloître au Moyen Age. Architektur, Funktion und Programm. Regensburg 2004, S. 241-268.

[HOFF, Denkmalpflege, 1935]
Hoff, A.: Sorgsame Denkmalpflege an der Kirche der ehemaligen Zisterzienserabtei Marienfeld. In: Warendorfer Blätter für Heimatpflege und -kultur (Beilage zum neuen Emsboten), Nr. 4, 13. August 1935.

[HOFFMANN, Graf Arnold, 1994]
Hoffmann, Christiane: Reformierte Landesherrschaft im Zeitalter der Konfessionalisierung am Beispiel des Grafen Arnold IV. von Bentheim-Tecklenburg, Magisterarbeit (Typoskript), Universität Münster 1994.

[HOFRICHTER, Putz und Farbigkeit, 1993]
Hofrichter, Hartmut (Hrsg.): Putz und Farbigkeit an mittelalterlichen Bauten (= Veröffentlichung der Deutschen Burgenvereinigung e. V. – Reihe B, Schiften: 1). Stuttgart 1993.

[HOLL, Luxuria, 1971]
Holl, Oskar: Luxuria. In: LCI 3, 1971, Sp. 123-124.

[HOLLÄNDER, Marienfeld, 1950]
Holländer, Aloys: Marienfeld. Marienfeld 1950

[HOLLSTEIN, Eichenchronologie, 1980]
Hollstein, Ernst: Mitteleuropäische Eichenchronologie. Trierer dendrochronologische Forschungen zur Archäologie und Kunstgeschichte (= Trierer Grabungen und Forschungen, Bd. XI). Mainz 1980.

[HOLST, Deutsche Kunst des Baltenlandes, 1942]
Holst, Niels von: Die Deutsche Kunst des Baltenlandes im Lichte neuer Forschung, Bericht über das gesamte Schrifttum seit den Weltkrieg (1919–1939). München 1942.

[HOLST, Riga und Reval, 1952]
Holst, Niels von: Riga und Reval. Ein Buch der Erinnerung. Hameln 1952.

[HOLST, Kirchliche Baukunst, 1953]
Holst, Niels von: Die kirchliche Baukunst der baltischen Lande im 13. Jahrhundert. In: Das Münster, Bd. 6, 1953, S. 221-227.

[HOLST, Ziegel, 1999]
Holst, Jens Christian: Ziegel (Backstein). In: BURGEN IN MITTELEUROPA, Bd. 1, S. 219-223.

[HOPF/STRICKHAUSEN/ALTWASSER, Drei Gleichen, 2003]
Hopf, Udo, Strickhausen, Gerd u. Altwasser, Elmar: Die Drei Gleichen (= Burgen, Schlösser und Wehrbauten in Mitteleuropa, Bd. 7). Regensburg 2003.

[HOPPE/SIEMANN, Marienfeld, 1985]
Hoppe/Siemann: Marienfeld 1185-1985, Kirchenführer, Marienfeld 1985
[HOTZ, Pfalzen und Burgen, 1981]
Hotz, Walter: Pfalzen und Burgen der Stauferzeit. Geschichte und Gestalt. Darmstadt 1981.

[HOTZ, Wormser Bauschule, 1985]
Hotz, Walter: Wormser Bauschule 1000-1250: Werke – Nachbarn – Verwandte. Studien über landschaftsbezogene deutsche Baukunst. Darmstadt 1985.

[HOTZ, Dom zu Worms, 1998]
Hotz, Walter: Der Dom zu Worms. Neu bearb. u. erg. von Günther Binding, (2. überarb. Aufl.) Darmstadt 1998.

[HUBEL, Ulrichskirche, 1986]
Hubel, Achim: Die Ulrichskirche in Regensburg. Gestalt – Geschichte – Funktion. In: Regensburger Almanach 1986, S. 59-74.

[HUBEL/NITZ/FUCHS, St. Ulrich, 2005]
Hubel, Achim, Nitz, Genoveva u. Fuchs, Friedrich: Regensburg Museum St. Ulrich, Kunstsammlungen des Bistums (= Schnell, Kunstführer Nr. 1587). 2., neubearb. Aufl. Regensburg 2005.

[HUBEL/SCHULLER, Bamberger Dom, 2003]
Hubel, Achim u. Schuller, Manfred: Überlegungen zur frühen Baugeschichte des Bamberger Doms. In: Das Münster, 56. Jg. 2003, Sonderheft Bamberger Dom, S. 310-325.

[HUCHARD, Hospital St. Jean, 1985]
Huchard, Viviane: das alte hospital saint-jean angers. Angers 1985.

[HUCHARD, Hospital St. Jean, 1992]
Huchard, Viviane: Das Hospital Saint-Jean in Angers. Rennes 1992.

[HUCK, Hardehausen, 1998]
Huck, Thomas Sergej: Das Zisterzienserkloster Hardehausen in Ostwestfalen von seiner Gründung im Jahre 1140 bis in das 15. Jahrhundert. Studien zur Beschaffenheit und Organisation des klösterlichen Besitzes und zur Wirtschafts- und Rechtsgeschichte des Klosters unter besonderer Berücksichtigung siedlungsgeschichtlicher Aspekte (Dissertation Kassel 1994). Egelsbach/Frankfurt a. M./Washington 1998.

[HUCKER, Imperiale Politik, 1987]
Hucker, Bernd Ulrich: Die imperiale Politik Kaiser Ottos IV. im baltischen Raum und ihre personellen und materiellen Grundlagen. In: Visby-Colloquium 1984, hrsg. v. Klaus Friedland (= Quellen und Darstellungen zur Hansischen Geschichte N. F. 32). Köln u. Wien 1987, S. 41-65.

[HUCKER, Livland, 1989]
Hucker, Bernd Ulrich: Der Plan eines christlichen Königreiches in Livland. In: Gli inizi del Christianesimo in Livonia-Lettonia. Atti del colloquio internazionale di storia ecclesiastica in occasione dell´ VIII centenario della chiesa in Livonia (1186-1986). Città del Vaticano 1989, S. 97-125.

[HUCKER, Königspläne, 1989]
Hucker, Bernd Ulrich: Liv- und estländische Königspläne? In: Studien über die Anfänge der Mission in Livland. Hrsg. v. Manfred Hellmann (= Vorträge und Forschungen, Konstanzer Arbeitskreis für mittelalterliche Geschichte, Sonderband 37). Sigmaringen 1989, S. 65-106.

[HUCKER, Otto IV., 1990]
Hucker, Bernd Ulrich: Kaiser Otto IV. (= Monumenta Germaniae Historica Schriften, Bd. 34). Hannover 1990.

[HUCKER, Lippiflorium, 1992]
Hucker, Bernd Ulrich: Das Lippiflorium Justins von Lippstadt, ein Fürstenlob aus dem Jahre 1247. In: WZ 142, 1992, S. 243-246.

[HUCKER, Stift Bassum, 1995]
Hucker, Bernd Ulrich: Stift Bassum. Eine 1100jährige Frauengemeinschaft in der Geschichte (= Schriften des Instituts für Geschichte und Historische Landesforschung – Vechta, Bd. 3). Bremen 1995.

[HUCKER, Otto IV., 1995]
Hucker, Bernd Ulrich: Otto IV., der kaiserliche Sohn Heinrichs des Löwen. In: Heinrich der Löwe und seine Zeit, Herrschaft und Repräsentation der Welfen 1125-1235, Ausst.Kat. Herzog Anton Ulrich-Museum Braunschweig. München 1995, Bd. 2, S. 355-367

[HUCKER, Magister Justinus, 1997]
Hucker, Bernd Ulrich: Magister Justinus von Lippstadt. In: Lippstädter Spuren 12. Lippstadt 1997, S. 54-58.

[HUCKER, Söhne Heinrichs des Löwen, 1997]
Hucker, Bernd Ulrich: Die Söhne Heinrichs des Löwen. In: Niedersächsische Geschichte. Hrsg. v. Bernd Ulrich Hucker, Ernst Schubert u. Bernd Weisbrod. Göttingen 1997, S. 135-145.

[HUCKER, Stiftergräber, 2001]
Hucker, Bernd Ulrich: Stauferzeitliche Zisterziensergründungen und Stiftergräber. In: Knefelkamp, Ulrich (Hrsg.): Zisterzienser. Norm, Kultur, Reform – 900 Jahre Zisterzienser (= Schriftenreihe des Interdisziplinären Zentrums für Ethik an der Europa-Universität Viadrina Frankfurt/Oder). Berlin, Heidelberg, New York 2001, S. 287-309.

[HUCKER, Wappen, Insignien und Baumodelle, 2001]
Hucker, Bernd Ulrich: Wappen, Insignien und Baumodelle als Quellen des sozialen Aufstiegs einer Hochadelsfamilie um 1200. Die Denkmäler der Edelherren von Lippe und von Rheda in der Zisterzienserabtei Marienfeld (Westfalen). In: Herold-Jahrbuch, N. F., 6. Bd., 2001, S. 111-134.

[HUCKER, Otto IV., 2003]
Hucker, Bernd Ulrich: Otto IV. – Der wiederentdeckte Kaiser. Eine Biographie. Frankfurt/M., Leipzig 2003.

[HUCKER, Bernhard II., 2008]
Hucker, Bernd Ulrich: „Fürst aller Christen Livlands“. Bernhard II. und sein Sohn Hermann II. zur Lippe. In: Lippe und Livland, Mittelalterliche Herrschaftsbildung im Zeichen der Rose, Ergebnisse der Tagung „Lippe und Livland“ Detmold und Lemgo 2006, hrsg. von Jutta Prieur (= Sonderveröffentlichungen des Naturwissenschaftlichen und Historischen Vereins für das Land Lippe e. V., Bd. 82). Bielefeld 2008, S. 169-184.

[HUCKER, Otto IV., 2009]
Hucker, Bernd Ulrich: Otto IV. – ein Leben zwischen dem englischen Königshof und der Braunschweiger Pfalz (1175/76–1218). In: Otto IV. – Traum vom welfischen Kaisertum, Ausst.Kat. Braunschweigisches Landesmuseum. Petersberg 2009, S. 15-26.

[HUCKER, Der imperiale Monumentalstil, 2009]
Hucker, Bernd Ulrich: Der imperiale Monumentalstil in Deutschland 1206 – 1218: Kaiser Otto IV., der Magdeburger Domneubau und die Zisterziensergotik. In: KAT. MAGDEBURG 2009, Bd. I, S. 84-97.

[HUCKER, Otto IV. – ein Plantagenêt, 2009]
Hucker, Bernd Ulrich: Otto IV. – ein Plantagenêt auf dem Kaiserthron. In: Otto IV. – Kaiser und Landesherr. Burgen und Kirchenbauten 1198-1218. Vorträge vom 6. und 7. März 2009 auf Burg Lichtenberg in Salzgitter, hrsg. von Bernd Ulrich Hucker und Jörg Leuschner (= Salzgitter-Jahrbuch 2009), S. 9-20.

[HUCKER /BOECK, Mönche, 1997]
Hucker, Bernd Ulrich u. Boeck, Urs: Mönche revolutionieren die Ökonomie – unruhige Zeiten für die Kunst. In: Niedersächsische Geschichte. Hrsg. v. Bernd Ulrich Hucker, Ernst Schubert u. Bernd Weisbrod. Göttingen 1997, S. 146-154.

[HÜER, Billerbeck, 1929]
Hüer, Hans: Die Johanniskirche in Billerbeck und ihre Schwesterkirchen in Coesfeld – Osterwick – Legden. Billerbeck 1929.

[HUISMANN, Grafen von Schwalenberg, 1997]
Huismann, Frank: Die Grafen von Schwalenberg und das Reich im Hochmittelalter. In: Mitteilungen des Vereins für Geschichte an der Universität-GH Paderborn, Nr. 10, November 1997, S. 5-24.

[HUISMANN, Burgen in Lippe, 2002]
Huismann, Frank: Herrschaftsmittelpunkte und Wirtschaftszentren. Mittelalterliche Burgen in Lippe. In: BURGEN IN LIPPE, 2002, S. 33-47.

[HUISMANN, Burgen im östlichen Westfalen, 2002]
Huismann, Frank: Mittelalterliche Burgen im östlichen Westfalen – Ein Überblick. In: Lippische Mitteilungen aus Geschichte und Landeskunde, 71. Bd., 2002, S. 3-54.

[HUISMANN, Falkenburger Geschichten, 2015]
Huismann, Frank: Falkenburger Geschichten, mit Fotografien von Jörg-Uwe Korth. Marsberg 2015.

[HUISMANN, Widukind I., 2021]
Huismann, Frank: Widukind I. von Schwalenberg. Eine biographische Skizze. In: WZ 171, 2021, S. 205-250.

[HUISMANN, Haus Lippe, 2023]
Huismann, Frank: Herrschaftszeiten?!: 900 Jahre Haus Lippe. Marsberg 2023

[HUISMANN, Hermann und Bernhard, 2023]
Huismann, Frank: Hermann und Bernhard: Die ersten Edelherren zur Lippe und der Aufstieg neuer Adelsgeschlechter im 12. Jahrhundert (= Sonderveröffentlichungen des Naturwissenschaftlichen und Historischen Vereins für das Land Lippe e. V., Bd. 98). Detmold 2023.

[HUMBACH, Fritzlar, 2005]
Humbach, Rainer: Dom zu Fritzlar. Mit einem Dokumentationsanhang von Burghard Preusler, Katharina Thiersch und Ulrich Knapp (Dissertation Freiburg i. Br. 1998). Petersberg 2005.

[HUPPELSBERG, Lemgoer Kirchen, 1977]
Huppelsberg, Joachim: Lemgoer Kirchen (= Lippische Sehenswürdigkeiten H. 4). Detmold 1977.

[ILISCH, Patrozinien Westfalens, 1992]
Ilisch, Peter (Hrsg.): Die Patrozinien Westfalens von den Anfängen bis zum Ende des Alten Reiches. Hrsg. v. Inst. f. religiöse Volkskunde Münster (= Westphalia Sacra. Quellen und Forschungen zur Kirchengeschichte Westfalens, Bd. 11). Münster 1992.

[ILSE, Lippstadt, 1902]
Ilse, Leopold: Das Fräuleinstift zu Lippstadt (= Die altpreußischen landesherrlichen Fräuleinstifter. Ihre Entstehung, Entwicklung und jetzige Verfassung. Bd. II). Berlin 1902.

[ISENBERG, Billerbeck, 1987]
Isenberg, Gabriele: Untersuchungen in der katholischen Pfarrkirche St. Johannis in Billerbeck, Kreis Coesfeld. In: Ausgrabungen und Funde in Westfalen-Lippe 5, 1987, S. 305-320.

[ISENBERG, Neue Kirchengrabungen, 1993]
Isenberg, Gabriele: Neue Kirchengrabungen zwischen Ruhr und Lippe. In: Westfalen 70, 1992 (erschienen 1993), S. 3-41.

[JÄHNIG, Sakraltopographie Riga, 1989]
Jähnig, Bernhart: Die Anfänge der Sakraltopographie von Riga. In: Studien über die Anfänge der Mission in Livland. Hrsg. v. Manfred Hellmann (= Vorträge und Forschungen, Konstanzer Arbeitskreis für mittelalterliche Geschichte, Sonderband 37). Sigmaringen 1989, S. 123-158.

[JÄHNIG, Bernhard, 2001]
Jähnig, Bernhart: Bernhard zur Lippe. In: Die Bischöfe des Heiligen Römischen Reiches 1198 bis 1448, hrsg. von Erwin Glatz. Berlin 2001, S. 727-729.

[JÄNECKE, Gertrudenkloster, 1928]
Jänecke, Wilhelm: Ist das Gertrudenkloster bei Osnabrück ein Bau Bennos? In: Zeitschrift für Geschichte der Architektur 8, 1928, S. 111-119.

[JAKOBI, Wandmalerei, 1992]
Jakobi, Barbara: Mittelalterliche Wandmalerei in St. Kunibert. In Colonia Romanica 7, 1992, S. 159-174.

[JAKOBI, Hermann II., 1988]
Jakobi, Franz Josef: Die Amtszeit Bischof Hermanns II. von Münster (1174-1203) und die Entwicklung der „civitas monasteriensis“. In: Gerd Althoff et. al. (Hrsg.): Person und Gemeinschaft im Mittelalter. Karl Schmid zum 65. Geburtstag. Sigmaringen 1988, S. 415-432.

[JAKOBI, Hermann II., 2008]
Jakobi, Franz Josef: Zur Bedeutung Bischof Hermanns II. (1174-1203) für Bistum und Stadt Münster. In: Westfalen 83, 2005 (2008), S. 21-32.

[JAMES, Ark of God, 2002]
James, John: The Ark of God, The Creation of Gothic Architecture, an Illustrated Thesaurus, Part A: The Evolution of Foliate Capitals in the Paris Basin 1170 to 1250, Volume I. Hartley Vale (Australia) 2002.

[JANSONS, Uexküll, 2002]
Jansons, Gunārs: Die fünfblättrige Rosette der alten Kirche in Ikšķile/Uexküll - Ikšķiles 13.gs. baznīcas pieclapu rozete. In: Latvijas viduslaiku pilis, hrsg. von Ieva Ose, Bd. 3, Riga 2002, S. 296-317.

[JANSONS, Uexküll, 2004]
Jansons, Gunārs: Ikšķiles viduslaiku baznīca un pils: Pētījums arhitektūras vēsturē / Kirche und Burg des mittelalterlichen Uexküll. Riga 2004.

[JARCK, Lilienthal, 1969]
Jarck, Horst-Rüdiger: Das Zisterzienserinnenkloster Lilienthal: Gründung, Verfassung und Stellung zum Zisterzienserorden (= Einzelschriften des Stader Geschichts- und Heimatvereins, 21; Dissertation Kiel 1969). Stade 1969.

[JARCK, Lilienthal, 1994]
Jarck, Horst-Rüdiger: Lilienthal. In: Die Männer- und Frauenklöster der Zisterzienser in Niedersachsen, Schleswig-Holstein und Hamburg, bearb. von Ulrich Faust OSB (= Germania Benedictina, Bd. 12: Norddeutschland). St. Ottilien 1994, S. 282-307.

[JÁSZAI, Gewölbe-Ornament, 1988]
Jászai, Géza: Das Gewölbe-Ornament der Kathedralkirche Sankt Paulus in Münster. Münster 1988.

[JÁSZAI, Langenhorst, 1995]
Jászai, Géza: Die katholische Pfarrkirche St. Johannes der Täufer und ihre Stiftskammer Ochtrup-Langenhorst. Coesfeld 1995.

[JEBENS, Stift Quernheim, 1936]
Jebens, Hermann: Die Wiederherstellung der Kirche. In: Westfalen 21, 1936, S. 203-206.

[JERNEJ, Friesach, 2012]
Jernej, Renate: Entstehung und Ausprägung der Burgenlandschaft in Friesach. In: Burgen im Alpenraum (= Forschungen zu Burgen und Schlössern, Bd. 14). Petersberg 2012, S. 60-68.

[JESSE, Lippstadt, 1969/76]
Jesse, Jürgen: Die Stiftskirche in Lippstadt (Westfalen). (Dissertation) Münster 1969, erschienen 1976.

[JOHANSEN, Lippstadt, 1955]
Johansen, Paul: Lippstadt, Freckenhorst und Fellin in Livland. Werk und Wirkung Bernhards II. zur Lippe im Ostseeraum. In: Westfalen, Hanse, Ostseeraum (= Veröffentlichungen des Provinzialinstituts für westfälische Landes- u. Volksforschung, Reihe 1, H. 7). Münster 1955, S. 95-160.

[JORDAN, Heinrich der Löwe, 1996]
Jordan, Karl: Heinrich der Löwe. Eine Biographie (= dtv wissenschaft; 4601). (4. Aufl.) München 1996.

[JOST, Münzenberg, 2000]
Jost, Bettina: Burgruine Münzenberg. Adelsburg der Stauferzeit – bedeutende Höhenburg des 12. und 13. Jahrhunderts (= Edition der Verwaltung der Staatlichen Schlösser und Gärten Hessen, Broschüre 9). Regensburg 2000.

[KAELBLE, Samsonmeister, 1981]
Kaelble, Brigitte: Untersuchungen zur großfigurigen Plastik des Samsonmeisters (= Beiträge zu den Bau- und Kunstdenkmälern im Rheinland, Bd. 27). Düsseldorf 1981.

[KAELBLE, Knechtsteden, 1989]
Kaelble, Brigitte: Kloster Knechtsteden. Neue Forschungen zur spätromanischen Bauornamentik im ehemaligen Kreuzgang. In: Archäologie in Deutschland, H. 1, 1989, S. 4-7.

[KAHLE/KAHLE, St. Andreas, 1984]
Kahle, Barbara und Ulrich: St. Andreas. In: Köln: Die Romanischen Kirchen. Von den Anfängen bis zum Zweiten Weltkrieg. Hrsg. von Hiltrud Kier und Ulrich Krings (= Stadtspuren – Denkmäler in Köln, Bd. 1). Köln 1984, S. 154-182.

[KAISER, Stürzelbronn, 1937]
Kaiser, J[ohann] B[aptist]: Die Abtei Stürzelbronn (Schriften der Elsass-Lothringischen Wissenschaftlichen Gesellschaft zu Strassburg, Reihe A, Bd. 18). Straßburg 1937.

[KAISER, Otterberg, 1998]
Kaiser, Jürgen: Die Zisterzienserabteikirche Otterberg und die spätstaufische Baukunst am Oberrhein (= 64. Veröffentlichung der Abteilung Architekturgeschichte des Kunsthistorischen Instituts der Universität zu Köln). Köln 1998.

[KAISER, Schönau, 2000]
Kaiser, Jürgen: Schönau: Ev. Stadtkirche – ehem. Zisterzienserabtei (= Schnell, Kunstführer Nr. 1735). 2., völlig neu bearb. Aufl. Regensburg 2000.

[KAISER/STAAB, Eberbach, 2000]
Kaiser, Jürgen u. Staab, Josef: Das Zisterzienserkloster Eberbach im Rheingau (= Schnell, Große Kunstführer Nr. 209). Regensburg 2000.

[KAISER, Stiftsruine Lippstadt, 2007]
Kaiser, Roswitha: *...und sie werden als Ruine vielleicht noch lange für die Kunstgeschichte von Interesse sein*. Die Stiftsruine Lippstadt als Zeugnis historischer Denkmalpflege und ihre aktuelle Restaurierung. In: Westfalen 81, 2003 (erschienen 2007), S. 291-326.

[KAISER, Lemgo, 2012]
Kaiser, Roswitha: Die statische Sanierung der mittelalterlichen Kirche St. Nikolai, Lemgo. In: Westfalen 88 (Denkmalpflege in Westfalen-Lippe, Aufsätze und Berichte der Jahre 2005–2009), 2010 (erschienen 2012), S. 127-142.

[KAMPHAUSEN, Dom der Dithmarscher, 1931]
Kamphausen, Alfred: Dom der Dithmarscher, die Kirche zu Meldorf (= Veröffentlichungen des Dithmarscher Landesmuseums, Bd. 1). Düsseldorf 1931.

[KANZ, Fritzlar, 1997]
Kanz, Roland: Der Dom St. Peter zu Fritzlar (Weick-Kunstführer Nr. 32.009.96). Passau 1997.

[KARLING, Riga, 1941-1942]
Karling, Sten: Riga domkyrka och mästeren från Köln. Ett bidrag till Baltikums äldsta konsthistoria. In: Konsthistorisk Tidskrift, Jahrgang X, 1941, S. 33-59, Jahrgang XI, 1942, S. 23-39.

[KARLSSON, Varnhemsgruppen, 1983]
Karlsson, Jan O. M.: Varnhemsgruppen – westfalisk arkitektur i Västergötland. In: Imagines Medievales, Studier i medeltida ikonografi, arkitektur, skulptur, måleri och konsthantverk, mit ausführlichen deutschen Zusammenfassungen, hrsg. von Rudolf Zeitler u. Jan O. M. Karlsson. Uppsala 1983, S. 139-172.

[KARLSSON/SIGSJÖ, Varnhem, 1987]
Karlsson, Jan O. M. u. Sigsjö, Ragnar: Varnhems Kloster. Kyrkan – Ruinerna – Museet. Varnhem 1987.

[KARNAU, Lippstadt, 2007]
Karnau, Oliver: Lippstadt, Kreis Soest, Ev. Pfarr- und Marktkirche St. Marien, 1. Hälfte 13. Jahrhundert. In: Westfalen 81, 2003 (erschienen 2007), S. 475-477.

[KARRENBROCK, Christus am Kreuz, 1990]
Karrenbrock, Reinhard: Christus am Kreuz, Der Gekreuzigte in der mittelalterlichen Skulptur Westfalens (= Ausst.Kat. zur Ausstellung des Kreises Unna in der ev. Stadtkirche Unna, 22. Oktober – 2. Dezember 1990). Unna 1990.

[KARRENBROCK, Evert van Roden, 1992]
Karrenbrock, Reinhard: Evert van Roden – Der Meister des Hochaltars der Osnabrücker Johanniskirche. Ein Beitrag zur westfälischen Skulptur der Spätgotik (= Osnabrücker Geschichtsquellen und Forschungen 31; Dissertation Münster 1988). Osnabrück 1992.

[KARRENBROCK, Steinskulptur, 1992]
Karrenbrock, Reinhard: Westfälische Steinskulptur des späten Mittelalters 1380-1540 (= Ausst.Kat. zur Ausstellung des Kreises Unna in der ev. Stadtkirche Unna, 3. Oktober – 15. November 1992). Unna 1992.

[KARRENBROCK, Kleinodien, 1992]
Karrenbrock, Reinhard: Kleinodien aus Westfalen, versandt über das Meer, Bildwerke aus Baumberger Sandstein und ihre Bedeutung für den Hanseraum. In: Reinhard Karrenbrock: Westfälische Steinskulptur des späten Mittelalters 1380-1540 (= Ausst.Kat. zur Ausstellung des Kreises Unna in der ev. Stadtkirche Unna, 3. Oktober – 15. November 1992). Unna 1992, S. 55-78.

[KARRENBROCK, Kunstlandschaft, 1993]
Karrenbrock, Reinhard: Aspekte einer Kunstlandschaft. In: Westfalen in Niedersachsen, Kulturelle Verflechtungen: Münster – Osnabrück – Emsland – Oldenburger Münsterland (= Begleitband zu den Ausstellungen im Stadtmuseum Münster, im Museumsdorf Cloppenburg, im Kulturgeschichtlichen Museum Osnabrück und im Schloß Iburg). Cloppenburg 1993, S. 107-340.

[KARRENBROCK, Grabmal, 2006]
Karrenbrock, Reinhard: Das Grabmal des Edlen Otto zur Lippe und seiner Frau Ermgard von der Mark. In: wie Engel Gottes – 700 Jahre St. Marien in Lemgo. Hrsg. von Jutta Prieur (= Schriften des Städtischen Museums Lemgo 6; Sonderveröffentlichungen des Naturwissenschaftlichen und Historischen Vereins für das Land Lippe e. V., Bd. 81). Bielefeld 2006, S. 114-125.

[KARRENBROCK, Hörste, 2008]
Karrenbrock, Reinhard: Das Retabel in Hörste. Versuch einer Rekonstruktion. In: Das Landkirchener Retabel im Schleswig-Holsteinischen Landesmuseum Schloß Gottorf. Kolloquiumsband, hrsg. von Uwe Albrecht und Bernd Bünsche. Kiel 2008, S. 87-98.

[KARRENBROCK, Heilige Häupter, 2010]
Karrenbrock, Reinhard: Heilige Häupter in textiler Zier. Das spätgotische Hochaltarretabel der Zisterzienser-Klosterkirche Marienfeld und sein verlorener Reliquienschrein. In: Westfalen 85/86, 2007/2008 (2010), S. 263-300.

[KARRENBROCK, Kamp, 2017]
Karrenbrock, Reinhard: Die Abteikirche in Kamp und ihre mittelalterliche Ausstattung. In: KAT. BONN 2017, S. 154-167.

[KARRENBROCK/KEMPKENS, Xanten, 2002]
Karrenbrock, Reinhard u. Kempkens, Holger: St. Viktor zu Xanten. Xanten 2002.

[KASPAR/BARTHOLD, Rheda, 2012]
Kaspar, Fred u. Barthold, Peter: Der Ostturm von Schloss Rheda – Wehrturm, Wohnturm und geschichtliches Zeichen. In: Westfalen 88 (Denkmalpflege in Westfalen-Lippe, Aufsätze und Berichte der Jahre 2005–2009), 2010 (erschienen 2012), S. 67-81.

[KAT. BERLIN 2010]
Burg und Herrschaft, hrsg. von Rainer Atzbach, Sven Lüken und Hans Ottomeyer, Ausst.Kat. Deutsches Historisches Museum Berlin. Berlin, Dresden 2010.

[KAT. BONN 2017]
Die Zisterzienser. Das Europa der Klöster. Begleitbuch zur Ausstellung „Die Zisterzienser - das Europa der Klöster“, LVR-LandesMuseum Bonn 29. Juni 2017 bis 28. Januar 2018; Eine Veröffentlichung des Landschaftsverbandes Rheinland/LVR-LandesMuseum Bonn. Darmstadt 2017

[KAT. BRAUNSCHWEIG 1995]
Heinrich der Löwe und seine Zeit. Herrschaft und Repräsentation der Welfen 1125-1235. Katalog der Ausstellung Braunschweig (Herzog Anton Ulrich-Museum) 1995, 3Bde, Bd. 1 Katalog, hrsg. von Jochen Luckhardt und Franz Niehoff. München 1995.

[KAT. BRAUNSCHWEIG 2009]
Otto IV. – Traum vom welfischen Kaisertum, Ausst.Kat. Braunschweigisches Landesmuseum. Petersberg 2009.

[KAT. DORTMUND 2003]
Klostersturm und Fürstenrevolution. Staat und Kirche zwischen Rhein und Weser 1793 / 1803. Begleitbuch zur Ausstellung der Staatlichen Archive des Landes Nordrhein-Westfalen und des Museums für Kunst und Kulturgeschichte Dortmund 24. Mai bis 17. August 2003 (= Ausstellungskataloge staatlicher Archive Nr. 31). Dortmund 2003.

[KAT. MAGDEBURG 2009]
Aufbruch in die Gotik, Der Magdeburger Dom und die späte Stauferzeit. Aust.Kat. der Landesausstellung Sachsen-Anhalt aus Anlass des 800. Domjubiläums, hrsg. von Matthias Puhle, 2 Bde. Mainz 2009.

[KAT. MANNHEIM 2010]
Die Staufer und Italien, Drei Innovationsregionen im mittelalterlichen Europa, hrsg. von Alfried Wieczorek, Bernd Schneidmüller und Stefan Weinfurter, 2 Bde.. Mannheim/Darmstadt 2010.

[KAT. NÜRNBERG 2010]
Mythos Burg, hrsg. von G. Ulrich Grossmann, Ausst.Kat. Germanisches Nationalmuseum Nürnberg. Nürnberg, Dresden 2010.

[KAT. PADERBORN 2006]
Canossa 1077 – Erschütterung der Welt. Geschichte, Kunst und Kultur am Aufgang der Romanik. Hrsg. von Christoph Stiegemann und Matthias Wemhoff. Eine Ausstellung im Museum in der Kaiserpfalz, im Erzbischöflichen Diözesanmuseum und in der Städtischen Galerie am Abdinghof zu Paderborn vom 21. Juli – 5. November 2006, 2 Bde. München 2006.

[KAT. PADERBORN 2013]
CREDO: Christianisierung Europas im Mittelalter 2: Katalog. Hrsg. von Christoph Stiegemann, Martin Kroker und Wolfgang Walter. Eine Ausstellung im Erzbischöflichen Diözesanmuseum, im Museum in der Kaiserpfalz und in der Städtischen Galerie am Abdinghof zu Paderborn vom 26. Juli bis 3. November 2013, 2 Bde. Petersberg 2013.

[KAT. PADERBORN 2018]
Gotik – Der Paderborner Dom und die Baukultur des 13. Jahrhunderts in Europa. Katalog zur Ausstellung im Erzbischöflichen Diözesanmuseum Paderborn, hrsg. von Christoph Stiegemann. Petersberg 2018.

[KDM Landkreis Köln 1897]
Paul Clemen: Die Kunstdenkmäler des Landkreises Köln. 2. Bd., 3. Abt. (= Die Kunstdenkmäler der Rheinprovinz, 4. Bd.). Düsseldorf 1897.

[KDM Köln 1934]
Die Kunstdenkmäler der Stadt Köln. 2. Bd., 3. Abt. (= Die Kunstdenkmäler der Rheinprovinz, 7. Bd., 3. Abt.). Düsseldorf 1934.

[KDM Köln 1937]
Clemen, Paul (Hrsg.): Die Kunstdenkmäler der Stadt Köln. Erg.Bd.: Die ehemaligen Kirchen, Klöster, Hospitäler und Schulbauten der Stadt Köln. Bearb. v. L. Arntz, H. Neu u. H. Vogts (= Die Kunstdenkmäler der Rheinprovinz, Bd. 7, Abt. III). Düsseldorf 1937.

[KELLER, Kurze Porträts, 2017]
Keller, Christoph; Kurze Porträts der Abteien, in deren Besitz die ausgestellten Objekte ursprünglich waren bzw. heute noch sind. In: Kat. Bonn 2017, S. 300-329.

[KEMPER, Bauornamentik, 2003]
Kemper, Dorothee: Bauornamentik des 11. bis 15. Jahrhunderts im Rheinischen Landesmuseum Bonn (= Kataloge des Rheinischen Landesmuseums Bonn, Bd. 10). Wiesbaden 2003.

[KEMPKENS, Lettland, 2003]
Kempkens, Holger: Bereits vor 800 Jahren bestanden historische und baukünstlerische Verbindungen nach Lettland. In: Heimat-Jahrbuch Kreis Gütersloh 2004, Gütersloh 2003, S. 81-87.

[KEMPKENS, Bernhard II., 2008]
Kempkens, Holger: Bernhard II. zur Lippe und die Architektur der Abteikirche Marienfeld. In: Lippe und Livland, Mittelalterliche Herrschaftsbildung im Zeichen der Rose, Ergebnisse der Tagung „Lippe und Livland“ Detmold und Lemgo 2006, hrsg. von Jutta Prieur (= Sonderveröffentlichungen des Naturwissenschaftlichen und Historischen Vereins für das Land Lippe e. V., Bd. 82). Bielefeld 2008, S. 103-124.

[KEMPKENS, Lemgo, 2011]
Kempkens, Holger: Die St. Nicolaikirche in Lemgo – ihr spätromanischer Gründungsbau und seine gotischen Umbauten. In: Lippische Mitteilungen aus Geschichte und Landeskunde, Bd. 80, 2011, S. 23-51.

[KEMPKENS, Marienfeld, 2011]
Kempkens, Holger: Abtei Marienfeld (= Westfälische Kunststätten, H. 110). Münster 2011.

[KEMPKENS, Hardehausen, 2012]
Kempkens, Holger: Die mittelalterlichen Klausurbauten des Zisterzienserklosters Hardehausen. In: Klaus Gereon Beuckers, Elizabeth den Hartog (Hg.): Kirche und Kloster, Architektur und Liturgie im Mittelalter. Festschrift für Clemens Kosch zum 65. Geburtstag. Regensburg 2012, S. 175-193.

[KEMPKENS, Asbeck, 2017]
Kempkens, Holger: Das Augustinerinnenstift St. Margareta in Asbeck. Neue Überlegungen zu Datierung von Kirche und Klausurwestflügel. In: Mareike Liedmann, Verena Smit (Hg.): Zugänge zu Archäologie, Bauforschung und Kunstgeschichte – nicht nur in Westfalen. Festschrift für Uwe Lobbedey zum 80. Geburtstag. Regensburg 2017, S. 105-118.

[KEMPKENS, Edelherrenfamilie zur Lippe, 2018]
Kempkens, Holger: Der Paderborner Dom im Kontext der Sakralbauten von Mitgliedern der Edelherrenfamilie zur Lippe. In: KAT. PADERBORN 2018, S. 216-231.

[KEMPKENS, Kirchenweihe Marienfeld, 2023]
Kempkens, Holger: Zur Kirchenweihe der Zisterzienserabteikirche Marienfeld vor 800 Jahren. In: Cistercienser Chronik, Bd. 130, 2023, S. 295–322.

[KEMPKENS, Paderborner Domkrypta, 2023]
Kempkens, Holger: Die Entwicklung der Paderborner Domkrypta bis ins Spätmittelalter. In: In der Herzkammer des Erzbistums: Die Paderborner Domkrypta in Geschichte und Gegenwart, hrsg. von Norbert Börste, Martin Fischer, Stefan Kopp. Paderborn 2023, S. 161-169.

[KERBER, Rechtsvorgänge, 1995]
Kerber, Dieter: Rechtsvorgänge in Burgkapellen – Ein Überblick. In: Burg- und Schloßkapellen. Kolloquium des Wissenschaftlichen Beirats der Deutschen Burgenvereinigung, hrsg. von Barbara Schock-Werner (= Veröffentlichungen der Deutschen Burgenvereinigung e. V. – Reihe B: Schriften, Bd. 3). Braubach 1995, S. 41-44.

[KESSEMEIER/LUCKHARDT, Minden, 1982]
Kessemeier, Siegfried u. Luckhardt, Jochen: Dom und Domschatz in Minden (= Die Blauen Bücher). Königstein im Taunus 1982.

[KEUßLER, Dünamünde, 1885/1890]
Keußler, F. von: Die Genealogie des Cistercienserklosters zu Dünamünde. In Mitteilungen Riga 1890, S. 111-128.

[KIENZL/SEEBACH/STEINER, Stadt Friesach, 1991]
Kienzl, Barbara; Seebach, Gerhard; Steiner, Ulrike; bauhistorische Untersuchungen von Bitschnau, Martin u. Seebach, Gerhard: Die profanen Kunstdenkmäler der Stadt Friesach (= Österreichische Kunsttopographie, Bd. LI). Wien 1991.

[KIER, Schmuckfußboden, 1970]
Kier, Hiltrud: Der mittelalterliche Schmuckfußboden unter besonderer Berücksichtigung des Rheinlandes (= Die Kunstdenkmäler des Rheinlandes, Beiheft 14). Düsseldorf 1970.

[KIER, Fußboden, 2016]
Kier, Hiltrud: Fußboden. In: RDK, Bd. 10, 2016, Sp. 1225–1293.

[KIER/GECHTER, Frauenklöster, 2004]
Frauenklöster im Rheinland und in Westfalen. Hrsg. von Hiltrud Kier u. Marianne Gechter. Regensburg 2004.

[KIER/KRINGS, Kirchen im Bild, 1984]
Köln: Die Romanischen Kirchen im Bild. Architektur – Skulptur – Malerei – Graphik - Photographie. Hrsg. von Hiltrud Kier u. Ulrich Krings (= Stadtspuren – Denkmäler in Köln, Bd. 3). Köln 1984.

[KIMMINUS-SCHNEIDER, Marienstift, 1995]
Kimminus-Schneider, Claudia: Das Lippstädter Marienstift. Baugeschichtliche Untersuchung eines westfälischen Kanonissenstiftes des ausgehenden 12. Jahrhunderts (= Denkmalpflege und Forschung in Westfalen, Bd. 31). Bonn 1995.

[KIMPEL, Baubetriebe, 1995]
Kimpel, Dieter: Struktur und Wandel der mittelalterlichen Baubetriebe. In: Die Baukunst im Mittelalter, hrsg. von Liana Castelfranchi Vegas. Solothurn, Düsseldorf 1995, S. 11-50.

[KIMPEL/SUCKALE, Gotische Architektur, 1985/95]
Kimpel, Dieter u. Suckale, Robert: Die gotische Architektur in Frankreich 1130 -1270. München, 1. Aufl. 1985, 2. Aufl.1995.

[KINDER, Zisterzienser, 1997]
Kinder, Terryl N.: Die Welt der Zisterzienser. Würzburg 1997.

[KINDLER/LEWE, Tempelherrenturm, 1986]
Kindler, Jürgen u. Lewe, Wolfgang: Hat Merian gemogelt? Dichtung und Wahrheit über Rhedas Tempelherrenturm. In: Heimatjahrbuch Kreis Gütersloh, 1987, Gütersloh 1986, S. 91-96.

[KINDLER/LEWE, Heilig-Blut-Kapelle, 2001]
Kinder, Jürgen u. Lewe, Wolfgang: Eine Heilig-Blut-Kapelle bildete den Ursprung der ev. Stadtkirche Rheda. In: Heimat-Jahrbuch Kreis Gütersloh 2002, Gütersloh 2001, S. 128-132.

[KIRCHENSCHÄTZE, Katalog Münster, 2005]
Schätze, bearb. von Hans-Jürgen Lechtreck u. Beate Sophie Fleck, Udo Grote, Bertram Haller, Reinhard Karrenbrock, Holger Kempkens, Michael Reuter, Horst Ruth u. Caroline Urban. KirchenSchätze, 1200 Jahre Bistum Münster, hrsg. von Udo Grote und Reinhard Karrenbrock, Bd. II. Münster 2005.

[KITTEL, Brake, 1967]
Kittel, Erich: Schloß Brake („munitio Brach“) 1173? In: Lippische Mitteilungen aus Geschichte und Landeskunde, 36. Bd., 1967, S. 136-139.

[KITTEL, Lippstadt, 1967]
Kittel, Erich: Lippstadt 1168? In: Lippische Mitteilungen aus Geschichte und Landeskunde, 36. Bd., 1967, S. 132-136.

[KITTEL, Lippe, 1978]
Kittel, Erich (†): Heimatchronik des Kreises Lippe. Mit einem Beitrag von Rolf Böger (= Heimatchroniken der Städte und Kreises des Bundesgebietes, Bd. 44). Köln, 2. verbesserte Aufl. 1978.

[KLAMT, Deutsche Malerei, 1972]
Klamt, Johann-Christian: Deutsche Malerei. In: Das Mittelalter II (= Propyläen Kunstgeschichte, Bd. 6). Berlin 1972, S. 260-280.

[KLEIBER, Groß- und Kleincomburg, 1999]
Kleiber, Gabriele: Groß- und Kleincomburg (= Führer Staatliche Schlösser und Gärten Baden-Württemberg). München und Berlin 1999.

[KLEIN, Skulpturen, 1914]
Klein, J.: Die Skulpturen des 13. Jh. im Dom zu Münster. (Dissertation) Berlin 1914.

[KLEIN, Königslutter, 1995]
Klein, Bruno: Die ehemalige Abteikirche von Königslutter. Die Grablege eines sächsischen Kaisers am Beginn der Stauferzeit. In: Heinrich der Löwe und seine Zeit, Herrschaft und Repräsentation der Welfen 1125-1235, Ausst.Kat. Herzog Anton Ulrich-Museum Braunschweig, München 1995, Bd. 2, S. 105-119.

[KLEIN, Kreuzgang, 2004]
Klein, Peter K.: Zur Einführung: Der mittelalterliche Kreuzgang. Architektur – Funktion – Programm. In: Peter K. Klein (Hrsg.): Der mittelalterliche Kreuzgang – The medieval Cloister – Le cloître au Moyen Age. Architektur, Funktion und Programm. Regensburg 2004, S. 9-21.

[KLEIN, galerie attenante à l'église, 2004]
Klein, Peter K.: Topographie, fonctions et programmes iconographiques des cloîtres: La galerie attenante à l'église. In: Peter K. Klein (Hrsg.): Der mittelalterliche Kreuzgang – The medieval Cloister – Le cloître au Moyen Age. Architektur, Funktion und Programm. Regensburg 2004, S. 105-156.

[KLEMM, Sakralbaukunst, 2000]
Klemm, David: Anmerkungen zur Sakralbaukunst entlang der Weser vom 11. – 16. Jh. In: Ausst.Kat.: Die Weser – ein Fluß in Europa, Bd. 1 Leuchtendes Mittelalter, hrsg. v. Norbert Humburg u. Joachim Schween, Museum Hameln 2000. Holzminden 2000, S. 72-90.

[KLOCKOW, Lippstadt 1964]
Klockow, Helmut: Stadt Lippe – Lippstadt. Aus der Geschichte einer Bürgerschaft. Festschrift zum 50jährigen Bestehen der Volksbank Lippstadt. Lippstadt 1964.

[KLOCKOW, Lippstadt, 1984]
Klockow, Helmut: Die Große Marienkirche zu Lippstadt (= Westfälische Kunststätten, H. 31). Münster 1984.

[KLOFT, Limburg, 2004]
Kloft, Matthias Theodor: Dom und Domschatz Limburg an der Lahn (= Die Blauen Bücher). Königstein im Taunus 2004.

[KLUETING, Geschichte Westfalens, 1998]
Klueting, Harm: Geschichte Westfalens. Das Land zwischen Rhein und Weser vom 8. bis zum 20. Jahrhundert. Paderborn 1998.

[KLUETING/FELGNER, Bentheim-Tecklenburg, 1993]
Klueting, Harm u. Felgner, Carsten: Das fürstliche Haus Bentheim-Tecklenburg. Eine Familiengeschichte in Bildern. Münster 1993.

[KLUTH, Lemgo, 1983]
Kluth, R.: St. Nicolai Lemgo, Hrsg. ev.-luth. Kirchengemeinde St. Nicolai Lemgo. Lemgo 1983.

[KNAPP, Maulbronn, 1997]
Knapp, Ulrich: Das Kloster Maulbronn: Geschichte und Baugeschichte [Hrsg. vom Finanzministerium Baden-Württemberg, Staatliche Schlösser und Gärten]. Stuttgart 1997.

[KNEPPE/PEINE, Lipperode, 1993]
Kneppe, Cornelia u. Peine, Hans-Werner: Burg Lipperode – Ein Vorbericht aus historischer und archäologischer Sicht zu den Grabungskampagnen 1985-1987. In: Westfalen 70, 1992 (erschienen 1993), S. 277-354.

[KOBLER, Fensterrose,1987]
Kobler, Friedrich: Fensterrose. In: RDK, VIII. Bd. München 1987, Sp. 65-203.

[KOCH, Kapitelsaal, 1996]
Koch, Laurentius: Kapitelsaal. In: LThK 5, 1996, Sp. 1216-1217.

[KOCH, Refektorium, 1999]
Koch, Laurentius: Refektorium. In: LThK 8, 1999, Sp. 925-926

[KÖCKERITZ, Steinfurt, 1976]
Köckeritz, Wolfgang: Die Wasserburg Steinfurt, das Schloß des Fürsten zu Bentheim-Steinfurt in Westfalen (Dissertation TU Berlin). Berlin 1976.

[KÖCKERITZ, Steinfurt, 1980]
Köckeritz, Wolfgang: Schloß Steinfurt (= Große Baudenkmäler, H. 335). München u. Berlin 1980.

[KÖHN, Stedinger, 1981]
Köhn, R.: Die Teilnehmer an den Kreuzzügen gegen die Stedinger. In: Niedersächsisches Jahrbuch für Landesgeschichte 53, 1981, S. 139-206.

[KÖHLER/SCHMITT, Schulpforte, 1993]
Köhler, Mathias u. Schmitt, Reinhard: Das Zisterzienserkloster Schulpforte (= Große Baudenkmäler, H. 477). München u. Berlin 1993.

[KÖLN/WESTFALEN 1980]
Ausst.Kat.: Köln – Westfalen 1180-1980. Landesgeschichte zwischen Rhein und Weser. Westfälisches Landesmuseum für Kunst und Kulturgeschichte Münster. Hrsg. v. Peter Berghaus u. Siegfried Kessemeier, 2 Bde., Münster 1980.

[KÖMSTEDT, Gewölbebau, 1914]
Kömstedt, Rudolf: Die Entwicklung des Gewölbebaus in den mittelalterlichen Kirchen Westfalens (= Studien zur deutschen Kunstgeschichte, 172). Straßburg 1914.

[KÖMSTEDT, Domikalgewölbe, 1930]
Kömstedt, Rudolf: „Domikalgewölbe“ In: Wasmuths Lexikon der Baukunst 2, 1930, S. 214.

[KÖMSTEDT, Plantagenêtstil, 1932]
Kömstedt, Rudolf: „Plantagenetstil“ In: Wasmuths Lexikon der Baukunst 4, 1932, S. 72-73.

[KÖNIG, Bremer Dom, 1934]
König, Arno: Die mittelalterliche Baugeschichte des Bremer Domes. Bremen 1934.

[KÖNIGSFELD, Farbigkeit, 2001]
Königsfeld, Peter: Die Schönheit des Hauses Gottes. Der mittelalterliche Kirchenraum und seine Farbigkeit. In: Wandmalerei in Niedersachsen, Bremen und Groningerland – Fenster in die Vergangenheit, hrsg. von Rolf-Jürgen Grote, Kees van der Ploeg unter Mitarbeit v. Vera Kellner, 2 Bände. Hannover 2001, Aufsatzband, S. 82-91.

[KOHL, Melusinenmotiv, 1933]
Kohl, Richard: Das Melusinenmotiv. In: Niederdeutsche Zeitschrift für Volkskunde, Jg. 11, H. 3/4, 1933, S. 183-227.

[KOHL, Kapitell, 1934]
Kohl, Richard: Ein sonderbares Kapitell an der Münsterkirche. In: Herforder Heimatblatt, Jg. 13, 1934, Nr. 8, S. 29-30.

[KOHL, Freckenhorst, 1975]
Kohl, Wilhelm: Das (freiweltliche) Damenstift Freckenhorst (= Germania Sacra N. F. 10). Berlin, New York 1975.

[KOHL, Domstift Münster, Bd. 1, 1987]
Kohl, Wilhelm: Domstift Münster (= Germania Sacra N. F., §§), Berlin/New York 1987.

[KOHL, Freckenhorst, 1992]
Kohl, Wilhelm: Freckenhorst – Damenstift. In: WESTFÄLISCHES KLOSTERBUCH, Bd. 1, 1992, S. 314-320.

[KOHL, Diözese Münster, 1999]
Kohl, Wilhelm: Das Bistum Münster, Bd. 7,1: Die Diözese (= Germania Sacra N. F., 37,1: Die Bistümer der Kirchenprovinz Köln). Berlin/New York 1999.

[KOHL, Landesherrschaft, 2008]
Kohl, Wilhelm: Landesherrschaft im Westmünsterland und Alheidis, erste Äbtissin von St. Aegidii in Münster. In: WZ 158, 2008, S. 9-18.

[KOHL, Marienfeld, 2010]
Kohl, Wilhelm: Die Zisterzienserabtei Marienfeld (= Germania Sacra, Dritte Folge, 2 Die Bistümer der Kirchenprovinz Köln, Das Bistum Münster, Bd. 11). Berlin/New York 2010.

[KORN, Lemgo, 1992]
Korn, Ulf-Dietrich: St. Nicolai in Lemgo (= Große Baudenkmäler, H. 396). München u. Berlin 1992.

[KORN, Bücken – Legden – Lohne, 1992]
Korn, Ulf-Dietrich: Bücken – Legden – Lohne, Überlegungen zur norddeutschen Glasmalerei um die Mitte des 13. Jahrhunderts. In: Deutsche Glasmalerei des Mittelalters. Bildprogramme, Auftraggeber, Werkstätten (Deutsche Glasmalerei des Mittelalters Bd. II), Berlin 1992, S. 11-42.

[KORN, Lohne, 2010]
Korn, Ulf-Dietrich: Die Prophetenschreiben aus Lohne bei Soest. In: Westfalen 85/86, 2007/08 (erschienen 2010), S. 47-68

[KORN, Soest, 2010]
Korn, Ulf-Dietrich: Mittelalterliche Glasmalerei in und um Soest. In: Soest. Geschichte der Stadt, Bd. 1: Der Weg ins städtische Mittelalter, hrsg. von Wilfried Ehbrecht, Gerhard Köhn u. Norbert Wex. Soest 2010, S. 929-986.

[KOSCH, Schatzkammer, 1991]
Kosch, Clemens: Zur spätromanischen Schatzkammer (dem sog. Kapitelsaal) von St. Pantaleon. In: Colonia Romanica 6, 1991, S. 34-63.

[KOSCH, Wasserbaueinrichtungen, 1991]
Kosch, Clemens: Wasserbaueinrichtungen in hochmittelalterlichen Konventanlagen Mitteleuropas. In: Klaus Grewe, Clemens Kosch: Die Wasserversorgung im Mittelalter (Geschichte der Wasserversorgung, Bd. 4, Hrsg.: Frontinus-Gesellschaft e. V.). Mainz 1991, S. 89-146.

[KOSCH, Groß St. Martin, 1997]
Kosch, Clemens: Neue Überlegungen zu den Ostteilen von Groß St. Martin. In: Colonia Romanica 12, 1997, S. 45-100.

[KOSCH, St. Andreas, 1999]
Kosch, Clemens: Neue Forschungen zu spätromanischen Bauteilen von St. Andreas. Der Westquerbau. In: Colonia Romanica 14, 1999, S. 9-40.

[KOSCH, Bibliographie, 2004]
Kosch, Clemens: Bibliographie zu den mittelalterlichen Kreuzgängen und Kapitelsälen. In: Peter K. Klein (Hrsg.): Der mittelalterliche Kreuzgang – The medieval Cloister – Le cloître au Moyen Age. Architektur, Funktion und Programm. Regensburg 2004, S. 392-406.

[KOSCH, Kölns romanische Kirchen, 2005]
Kosch, Clemens: Kölns romanische Kirchen. Architektur und Liturgie im Hochmittelalter (= Schnell, Große Kunstführer Nr. 207). 2. Aufl., Regensburg 2005.

[KOSCH, Mainz, Worms, Speyer, 2011]
Kosch, Clemens: Die romanischen Dome von Mainz, Worms und Speyer. Architektur und Liturgie im Hochmittelalter (= Schnell, Große Kunstführer Nr. 259). Regensburg 2011.

[KÖSTLER, Elisabethkirche, 1995]
Köstler, Andreas: Die Ausstattung der Marburger Elisabethkirche. Zur Ästhetisierung des Kultraumes im Mittelalter. Berlin 1995.

[KRAUSE, Lilienthal, 1875]
Krause, K.: Die Stiftung des Klosters Lilienthal und die Entstehungszeit des Nonnenklosters (Portus S. Mariae?) vor Bremen. In: Archiv des Ver. f. Gesch. u. Alterthümer d. Herzogthümer Bremen und Verden und des Landes Hadeln zu Stade 5, 1875, S. 445-451.

[KREIS SOEST 2001]
Der Kreis Soest (Führer zu archäologischen Denkmälern in Deutschland, Bd. 39). Stuttgart, 2001.

[KRETZSCHMAR, Brauweiler Löwen, 2004]
Kretzschmar, Frank: Aus dem Bildarchiv – Brauweiler Löwen. In: Denkmalpflege im Rheinland, 21. Jg., 2004, H. 3, S. 136-138.

[KRIEG, Mindener Bischöfe, 1960]
Krieg, Martin: Die Mindener Bischöfe zur Zeit der Dombauten. In: WZ 110, 1960, S. 1-27.

[KRÖNIG, Zisterzienser-Architektur, 1978]
Krönig, Wolfgang: Zur historischen Wertung der Zisterzienser-Architektur. In: I Cistercensi e il Lazio. Atti delle giornate di studio dell'Istituto di Storia dell'Arte dell'Università di Roma, 17 – 21 Maggio 1977. Rom 1978, S. 43-52.

[KROESEN, Piscina, 2010]
Kroesen, Justin E. A.: Die liturgische Piscina und ihre Ausstattung im Mittelalter. In: ...das Heilige sichtbar machen. Domschätze in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft (= Veröffentlichung des Landesamtes für Denkmalpflege und Archäologie Sachsen-Anhalt, Arbeitsberichte 9). Halle, Regensburg 2010, S. 237-256.

[KROKER, Herford, 2000]
Kroker, Martin: Kaiser, Könige und fromme Frauen – Das Reichsstift Herford in ottonischer, salischer und staufischer Zeit. In: Schirmeister, Olaf (Hrsg.): Fromme Frauen und Ordensmänner. Klöster und Stifte im heiligen Herford (= Herforder Forschungen, Bd. 10; Religion in der Geschichte, Bd. 3). Bielefeld 2000, S. 77-126.

[KRÜGER, Memoria, 1998]
Krüger, Jürgen: Memoria. In: LThK 7, Sp. 94.

[KUBACH, Der Raum Westfalen, 1989]
Kubach, Hans Erich: Der Raum Westfalen in der Baukunst des Mittelalters. Zu Kurt Wilhelm-Kästners gleichnamigen Beitrag aus dem Jahre 1955 (= Der Raum Westfalen VI, 1. Lieferung). Münster 1989, S. 132-159.

[KUBACH, Westfranzösische Hallenkirchen, 1989]
Kubach, Hans Erich: Zwischen Romanik und Gotik – Westfranzösische Hallenkirchen mit vielteiligen Rippengewölben. In: ars et ecclesia. Festschrift für Franz J. Ronig zum 60. Geburtstag, hrsg. von Hans-Walter Stork, Christoph Gerhardt u. Alois Thomas (= Veröffentlichungen des Bistumsarchivs Trier, 26). Trier 1989, S. 247-258.

[KUBACH/KÖHLER-SCHOMMER, Hallenkirchen, 1997]
Kubach, Hans Erich u. Köhler-Schommer, Isolde: Romanische Hallenkirchen in Europa. Mainz 1997.

[KUBACH/VERBEEK, Rhein und Maas, 1976]
Kubach, Hans-Erich u. Verbeek, Albert: Romanische Baukunst an Rhein und Maas. Katalog der vorromanischen und romanischen Denkmäler. Hrsg. v. Deutschen Verein für Kunstwissenschaft, 3 Bde. Berlin 1976.

[KUBACH/VERBEEK, Rhein und Maas, 1989]
Kubach, Hans-Erich u. Verbeek, Albert: Romanische Baukunst an Rhein und Maas. Katalog der vorromanischen und romanischen Denkmäler. Hrsg. v. Deutschen Verein für Kunstwissenschaft, Bd. 4: Architekturgeschichte und Kunstlandschaft. Berlin 1989.

[KÜHNEL, Kleidung und Rüstung, 1992]
Kühnel, Harry: Bildwörterbuch der Kleidung und Rüstung. Vom Alten Orient bis zum ausgehenden Mittelalter (= Kröners Taschenausgabe, Bd. 453). Stuttgart 1992.

[KUHNE, Hardehausen, 1989]
Kuhne, Wilhelm: Hardehausen – Pflanzt, wo die Wasser fließen. Paderborn 1989.

[KUHNE, Hardehausen, 1992]
Kuhne, Wilhelm: Hardehausen – Zisterzienser. In: WESTFÄLISCHES KLOSTERBUCH, Bd. 1, 1992, S. 389-395.

[KUNST, Bremer Dom, 1980]
Kunst, Hans-Joachim: Überlegungen zur Restaurierung des Bremer Domes. In: Kritische Berichte 8, 1980, S. 38-43.

[KURMANN, Zisterzienser, 2001]
Kurmann, Peter: Die Zisterzienser und die Kathedrale. In: Knefelkamp, Ulrich (Hrsg.): Zisterzienser. Norm, Kultur, Reform – 900 Jahre Zisterzienser (Schriftenreihe des Interdisziplinären Zentrums für Ethik an der Europa-Universität Viadrina Frankfurt/Oder), Berlin, Heidelberg, New York 2001, S. 267-286.

[KUTHAN, Böhmen und Mähren, 1982]
Kuthan, Jiří: Die mittelalterliche Baukunst der Zisterzienser in Böhmen und Mähren. München, Berlin1982.

[LAABS, Malerei und Plastik, 2000]
Laabs, Annegret: Malerei und Plastik im Zisterzienserorden: Zum Bildgebrauch zwischen sakralem Zeremoniell und Stiftermemoria 1250 – 1430 (Dissertation Marburg 1997). Petersberg 2000.

[LAGERLÖF/SVAHNSTRÖM, Kirchen Gotlands, 1991]
Lagerlöf, Erland u. Svahnström, Gunnar: Die Kirchen Gotlands, hrsg. von Robert Bohn. Kiel 1991.

[LANDESEIGENE DENKMÄLER 1987]
Landeseigene Denkmäler. Dokumentation der Baudenkmäler im Eigentum des Landes Nordrhein-Westfalen (= Schriften des Ministeriums für Stadtentwicklung, Wohnen und Verkehr des Landes Nordrhein-Westfalen, 18). Düsseldorf 1987.

[LAUKÖTTER, Asbeck, 2000]
Laukötter, Bernhard: Das Dormitorium zu Asbeck. Ein romanisches Haussteht vor der Renovierung. In: Westmünsterland, Jahrbuch des Kreises Borken 2001 (erschienen 2000), S. 204-206.

[LAUKÖTTER, Asbeck, 2003]
Laukötter, Bernhard: Dormitorium und Kreuzgang zu Asbeck. Umfangreiche Sanierungsarbeiten am romanischen Klostergebäude haben begonnen. In: Westmünsterland, Jahrbuch des Kreises Borken 2004 (erschienen 2003), S. 209-211.

[LAUKÖTTER, Stift Asbeck, 2005]
Laukötter, Bernhard: Stift Asbeck, Stiftsrundgang und Stiftsdokumentation, Rundgang durch ein freiweltlich adeliges Damenstift. Legden 2005.

[LAUMANNS, Kirchenruine, 1958]
Laumanns, Carl: Die schönste Kirchenruine Westdeutschlands. Lippstadt 1958.

[LAUER, Groß St. Martin, 1984]
Lauer, Rolf: Groß St. Martin. In: Köln – Die romanischen Kirchen. Von den Anfängen bis zum zweiten Weltkrieg. Hrsg. v. Hiltrud Kier u. Ulrich Krings (= Stadtspuren – Denkmäler in Köln, Bd. 1). Köln 1984, S. 410-446.

[LECHTRECK, Kirchen, 2005]
Lechtreck, Hans-Jürgen: Kirchen. KirchenSchätze, 1200 Jahre Bistum Münster, hrsg. von Udo Grote und Reinhard Karrenbrock, Bd. I. Münster 2005.

[LEDEBUR, Minden-Ravensberg, 1825/1934]
Ledebur, Leopold von: Minden-Ravensberg. Denkmäler der Geschichte der Kunst und des Altertums. Nach der im Jahre 1825 verfaßten Handschrift „Das Fürstentum Minden und die Grafschaft Ravensberg in Beziehung auf Denkmäler der Geschichte, der Kunst und des Altertums“ Hrsg. v. Gustav Heinrich Griese. Bünde/Westfalen 1934.

[LEDEBUR, Minden-Ravensberg, 2009]
Ledebur, Leopold von: Das Fürstentum Minden und die Grafschaft Ravensberg. Denkmäler der Geschichte, der Kunst und des Altertums (1825). Hrsg. von Andreas Priever und Ulrich Henselmeyer unter Mitarb. von Jan H. Sachers (Herforder Schriften). Bielefeld 2009.

[LEESCH, Rietberg, 1963]
Leesch, Wolfgang: Die Grafen von Rietberg aus den Häusern Arnsberg und Ostfriesland. In: WZ 113, 1963, S. 283-376.

[LEGLER, Kreuzgang, 1989]
Legler, Rolf: Der Kreuzgang. Ein Bautypus des Mittelalters (Dissertation München 1984). Frankfurt a. M./Bern/New York/Paris 1989.

[LEIDINGER, 1180-1288, 1980]
Leidinger, Paul: 1180-1288. In: Ausst.Kat.: Köln – Westfalen 1180-1980. Landesgeschichte zwischen Rhein und Weser. Westfälisches Landesmuseum für Kunst und Kulturgeschichte Münster. Hrsg. v. Peter Berghaus u. Siegfried Kessemeier, 2 Bde., Münster 1980, Bd. 1, S. 42-57.

[LEIDINGER, Gründung, 1985]
Leidinger, Paul: Die Gründung der Zisterzienser-Abtei Marienfeld 1185 und ihre Stifter. Zur politischen Situation der Jahre 1177-1186 in Westfalen. In: WZ 135, 1985, S. 181-238.

[LEIDINGER, Vögte, 1987]
Leidinger, Paul: Die Vögte von Freckenhorst aus dem Hause Rheda. In: Freckenhorst, Schriftenreihe des Freckenhorster Heimatvereins, Heft 6, 1987, S. 12-19.

[LEIDINGER, Gründungsgeschichte, 1989]
Leidinger, Paul: Gründungsgeschichte Marienfelds in neuem Licht, Grundzüge der Entwicklung und Bedeutung der Abtei. In: Heimatblätter der Glocke, I/1989, 3. Folge, 10.März 1989, S. 277-278.

[LEIDINGER, Campus, 1991]
Leidinger, Paul: Campus Sanctae Mariae – Marienfeld: Gründung, Entwicklung und Ausstrahlung der bedeutendsten Zisterzienserabtei Westfalens. In: 79. Jahresbericht des Historischen Vereins für die Grafschaft Ravensberg, Jg. 1991, S. 7-25.

[LEIDINGER, Bernhard II., 1992]
Leidinger, Paul: Bernhard II. zur Lippe, Heinrich der Löwe und Barbarossa in den Jahren 1181–1184. In: Ecclesia Monasteriensis. Beiträge zur Kirchengeschichte und religiösen Volkskunst Westfalens. Festschrift für Alois Schröer zum 85. Geburtstag. Hrsg. v. Reimund Haas. Münster 1992, S. 45–58.

[LEIDINGER, Klosterbuch, 1992]
Leidinger, Paul: Marienfeld – Zisterzienser. In: WESTFÄLISCHES KLOSTERBUCH, Bd. 1, 1992, S. 560-568.

[LEIDINGER, Lippstadt, 1995]
Leidinger, Paul: Die Stadtgründung Lippstadts 1184 und die Anfänge der Städtepolitik in Westfalen. In: WZ 145, 1995, S. 221-256.

[LEIDINGER, Zisterzienserabtei, 1996]
Leidinger, Paul: Die Zisterzienserabtei Marienfeld. Ihre Gründung, Entwicklung und geistig-religiöse Bedeutung (1185-1803). In: „...dann machen wir es allein.“ Beiträge zur Geschichte der Stadt Harsewinkel. Harsewinkel 1996, S. 45-98.

[LEIDINGER, Widukind von Rheda, 1997]
Leidinger, Paul: Widukind von Rheda. Edelherr – Klosterstifter – Kreuzritter. In: Emskurier Harsewinkel, Oktober 1997, Teil I und II

[LEIDINGER, Zisterzienserabtei, 1998]
Leidinger, Paul: Die Zisterzienserabtei Marienfeld (1185-1803). Ihre Gründung, Entwicklung und geistig-religiöse Bedeutung. In: WZ 148, 1998, S. 9-78.

[LEIDINGER, Säkularisierung, 2003]
Leidinger, Paul: Als die Klöster aufgehoben wurden. Die große Säkularisierung 1803 und die Entstehung des Kreises Warendorf. In: Münsterland, Jahrbuch des Kreises Warendorf, 52. Jg., 2003, S. 12-29.

[LEIDINGER, Stromberg, 2007]
Leidinger, Paul: Zur Geschichte von Burg und Burggrafschaft Stromberg. Eine um 1082 im salischen Reichsinteresse erbaute Landesfeste? Zu Aspekten des Investiturstreits und der Sachsenkriege in Westfalen (ca. 1070-1122). In: WZ 157, 2007, S. 9-36.

[LEIDINGER, Rezension, 2009]
Leidinger, Paul: Rezension zu: Jutta Prieur (Hg.): Lippe und Livland, Mittelalterliche Herrschaftsbildung im Zeichen der Rose (= Sonderveröffentlichungen des Naturwissenschaftlichen und Historischen Vereins für das Land Lippe e. V., Bd. 82). Bielefeld 2008. In: Westfalen 84, 2006 (erschienen 2009), S. 260-271.

[LEISTIKOW, Trifelskapelle, 2005]
Leistikow, Dankwart: Die Beschreibung der Trifelskapelle durch Joseph Freiherr von Laßberg 1786, 1829. In: Burgen und Schlösser, Zeitschrift für Burgenforschung und Denkmalpflege, Bd. 46, 2005, S. 107-115.

[LENFERINK, Oldenzaal, 1998]
Lenferink, Herman J.: De St. Plechelmuskerk te Oldenzaal. Vorm, Geschiedenis en Betekenis (= Clavis, Kunsthistorische Monografieën, Deel XVII). Utrecht 1998.

[LENGEN, Friesische Freiheit, 1993]
Lengen, Hajo van: Friesische Freiheit und romanischer Dorfkirchenbau. In: WEGE IN DIE ROMANIK, 1993, S. 51-56.

[LEOPOLD/SCHUBERT, Schulpforta, 1994]
Leopold, Gerhard u. Schubert, Ernst: Zur Baugeschichte der ehemaligen Ziserzienser-Klosterkirche in Schulpforta. In: Sachsen-Anhalt – Jahrbuch der Historischen Kommission für Sachsen-Anhalt, Bd. 18, 1994, S. 339-416.

[LEROUX-DHUYS, Zisterzienser, 1998]
Leroux-Dhuys, Jean-François: Die Zisterzienser, Geschichte und Architektur. Köln 1998.

[LEXIKON DER KUNST]
Lexikon der Kunst. Architektur, bildende Kunst, angewandte Kunst, Industrieformgestaltung, Kunsttheorie. 7 Bände. Leipzig 1987-1994.

[LIEB, Adelog-Kapitelle, 1995]
Lieb, Stefanie: Die Adelog-Kapitelle in St. Michael zu Hildesheim und ihre Stellung in der sächsischen Bauornamentik des 12. Jahrhunderts (= 51. Veröffentlichung der Abteilung Architekturgeschichte des Kunsthistorischen Instituts der Universität zu Köln). Köln 1995.

[LINDQUIST, Ökonomische Grundlagen, 1988]
Lindquist, Sven Olof: Die ökonomischen Grundlagen des gotländischen Landkirchenbaues im Mittelalter. In: Gotland: 1000 Jahre Kultur- und Wirtschaftsgeschichte im Ostseeraum, bearb. von Robert Bohn. Sigmaringen 1988, S. 41-55.

[LINKE, Marienfeld, 1994]
Linke, Guido: Die Zisterzienserkirche Marienfeld In Westfalen, Magisterarbeit an der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg i. Br., 1994.

[LIPPE, Billerbeck, 1932]
Lippe, Margarete: Die Johanniskirche in Billerbeck und ihre Wiederherstellung. In: Westfalen 17, 1932, S. 206-218.

[LISSOK, Eldena, 1997]
Lissok, Michael: Greifswald Klosterruine Eldena (= Schnell, Kunstführer Nr. 2282). Regensburg 1997.

[LOBBEDEY, Herford, 1966]
Lobbedey, Uwe: Archäologie im Münster zu Herford. In: Herforder Jahrbuch 7, 1966, S. 19-29.

[LOBBEDEY, Albersloh, 1973]
Lobbedey, Uwe, mit Beiträgen von Peter Berghaus, Hans Eickel und Ulf-Dietrich Korn: Die Geschichte der Pfarrkirche zu Albersloh, Landkreis Münster, nach den Ausgrabungen 1965. In: Westfalen 50, 1972 (erschienen 1973), S. 25-57.

[LOBBEDEY, Herford, 1973]
Lobbedey, Uwe: Die Ausgrabungen im Münster zu Herford 1965 und 1966. Vorbericht. In: Westfalen 50, 1972 (erschienen 1973), S. 110-118.

[LOBBEDEY, Lippstadt, 1973]
Lobbedey, Uwe: Bodenbeobachtungen in der Marienkirche zu Lippstadt. In: Westfalen 50, 1972 (erschienen 1973), S. 179-181.

[LOBBEDEY, Quernheim, 1973]
Lobbedey, Uwe: Die romanische Stiftskirche zu Quernheim (Landkreis Herford). In: Westfalen 50, 1972 (erschienen 1973), S. 200-209.

[LOBBEDEY, Freckenhorst, 1978]
Lobbedey, Uwe: Zur Baugeschichte von Kirche und Kloster zu Freckenhorst. In: Kirche und Stift Freckenhorst. Jubiläumsschrift zur 850. Wiederkehr des Weihetages der Stiftskirche in Freckenhorst am 4. Juni 1979. Freckenhorst 1978, S. 69-93.

[LOBBEDEY, Herford, 1978]
Lobbedey, Uwe: Münsterkreuzgang und Wolderuskapelle zu Herford nach Grabungsbefunden 1972/1975. Ein Vorbericht. In: Westfalen 55, 1977 (erschienen 1978), S. 371-378.

[LOBBEDEY, Dom zu Paderborn, 1984]
Lobbedey, Uwe: Der Dom zu Paderborn (= Westfälische Kunststätten, H. 33). Münster 1984.

[LOBBEDEY, Ausgrabungen Paderborn, 1986]
Lobbedey, Uwe: Die Ausgrabungen im Dom zu Paderborn 1978/80 und 1983. (= Denkmalpflege und Forschung in Westfalen, 11,1), 4 Bde., Bonn 1986.

[LOBBEDEY, Wiedenbrück, 1988]
Lobbedey, Uwe: St. Aegidius zu Wiedenbrück (= Westfälische Kunststätten, H. 49). Münster 1988.

[LOBBEDEY, Westbau, 1990]
Lobbedey, Uwe: Der spätromanische Westbau des Domes zu Münster. In: Westfalen 67, 1989 (erschienen 1990), S. 1-21.

[LOBBEDEY, Paderborner Dom, 1990]
Lobbedey, Uwe: Der Paderborner Dom Vorgeschichte, Bau und Fortleben einer westfälischen Bischofskirche. München 1990.

[LOBBEDEY, Domikalgewölbe Münster, 1990]
Lobbedey, Uwe: Die spätromanischen Domikalgewölbe des Domes zu Münster und ihre Rekonstruktion nach der Kriegszerstörung. In: Geschichte des Konstruierens IV: Wölbkonstruktionen der Gotik 1 (= Sonderforschungsbereich 230: Natürliche Konstruktionen –

Leichtbau in Architektur und Natur, Universität Stuttgart, Universität Tübingen, H. 33). Stuttgart 1990, S. 51-62.

[LOBBEDEY, Kirchenbauten, 1993]
Lobbedey, Uwe: Die Kirchenbauten des Mittelalters im Bistum Münster. In: Imagination des Unsichtbaren, 1200 Jahre Bildende Kunst im Bistum Münster, Ausstellungskatalog Westfälisches Landesmuseum für Kunst und Kulturgeschichte Münster, hrsg. von Geza Jaszai, Münster 1993, Bd. I, S. 172-213.

[LOBBEDEY, Steinbearbeitung, 1999]
Lobbedey, Uwe: Bemerkungen zur mittelalterlichen Steinbearbeitung in Westfalen. In: SPUREN IN SANDSTEIN 1999, S. 102-109.

[LOBBEDEY, Westfalen, 1999]
Lobbedey, Uwe: Romanik in Westfalen (Reihe: Romanik in Deutschland). Würzburg 1999.

[LOBBEDEY, Burgenlandschaft Westfalen, 1999]
Lobbedey, Uwe: Westfalen. In: BURGEN IN MITTELEUROPA, Bd. 2, S. 134-139.

[LOBBEDEY, Baugeschichte Osnabrück, 2005]
Lobbedey, Uwe: Die frühe Baugeschichte des Domes zu Osnabrück nach den Ausgrabungen 1992 bis 2003. In: Der Dom als Anfang, 1225 Jahre Bistum und Stadt Osnabrück, hrsg. von Hermann Queckenstedt und Bodo Zehm (= Das Bistum Osnabrück, Bd. 6; Schriften zur Archäologie des Osnabrücker Landes, Bd. IV). Osnabrück 2005, S. 261-287.

[LOBBEDEY, Baugeschichte Osnabrück, 2010]
Lobbedey, Uwe: Die frühe Baugeschichte des Domes zu Osnabrück. In: Bericht über die 45. Tagung für Ausgrabungswissenschaft und Bauforschung: Vom 30. April bis 4. Mai 2008 in Regensburg, hrsg. von Dorothée Sack. Dresden 2010, S. 275-280.

[LOBBEDEY, Paderborner Dom, 2018]
Lobbedey, Uwe: Der Paderborner Dom – die Geschichte seiner Erbauung im 13. Jahrhundert. In: KAT. PADERBORN 2018, S. 90-121 [Wiederabdruck der entsprechenden Passage aus LOBBEDEY, Paderborner Dom, 1990].

[LOBBEDEY/SCHOLZ, Baugeschichte Münster, 1993]
Lobbedey, Uwe unter Mitarbeit von Scholz, Herbert: Baubestand und Baugeschichte. In: LOBBEDEY/SCHOLZ/VESTRING-BUCHHOLZ, Dom zu Münster, 1993, S. 1-321.

[LOBBEDEY/SCHOLZ/VESTRING-BUCHHOLZ, Dom zu Münster, 1993]
Lobbedey, Uwe; Scholz, Herbert; Vestring-Buchholz, Sigrid: Der Dom zu Münster 793 – 1945 – 1993, Band 1: Der Bau. 2 Bde. (= Denkmalpflege und Forschung in Westfalen, 26,1). Bonn 1993.

[LÖER, Geseke, 2007]
Löer, Ulrich: Das adlige Kanonissenstift St. Cyriakus zu Geseke (= Germania Sacra, N. F., Bd. 50). Berlin, New York 2007.

[LÖFFLER, Klosterbibliotheken, 1932/33]
Löffler, Klemens: Stifts- und Klosterbibliotheken des Bistums Münster. In: Auf roter Erde 7, 1932, S. 41-42, 52-56, 59-62, 69-71, 85-88 sowie Auf roter Erde 8, 1933, S. 5-7.

[LÖFFLER, Hermann II., 1934]
Löffler, Klemens: Hermann II., Bischof von Münster. In: Westfälische Lebensbilder 3, H. 2, 1934, S. 161-174.

[LOZINSKI, Poitiers, 1994]
Lozinski, Jean Louise: Henri II, Aliénor d´Aquitaine et la cathédrale de Poitiers. In: Cahiers de Civilisation Médiévale X^{e}-XII^{e} Siècles, Tome XXXVII, 1994 (= Henri II Plantagenêt et son temps, Actes du Colloque de Fontevraud 29^{e} septembre – 1er octobre 1990), S. 91-100.

[LUCKHARDT, Grabdenkmäler, 1982]
Luckhardt, Jochen: Grabdenkmäler in Zisterzienserkirchen. Eine Studie zu den Werken in Marienfeld, Gravenhorst und Fröndenberg. In: Ausst.Kat.: Monastisches Westfalen. Klöster und Stifte 800-1800. Hrsg. v. Géza Jaszai, Westfälisches Landesmuseum für Kunst und Kulturgeschichte Münster, Münster 1982, S. 459-472.

[LUCKHARDT, Hochaltar, 1987]
Luckhardt, Jochen: Der Hochaltar der Zisterzienserklosterkirche Marienfeld (Bildhefte des Westfälischen Landesmuseums für Kunst und Kulturgeschichte Nr. 25). Münster 1987.

[LUDORFF, Kreis Wiedenbrück, 1901]
Ludorff, A(lbert): Die Bau- und Kunstdenkmäler des Kreises Wiedenbrück. Mit geschichtlicher Einleitung von Eickhoff (Die Bau- und Kunstdenkmäler von Westfalen, Bd. 10). Münster 1901.

[LÜBBERMANN, Wappen und Siegel, 1966]
Lübbermann, Ernst August: Wappen und Siegel der Stadt Rheda. In: Gütersloher Beiträge zur Heimat- und Landeskunde des Kreises Wiedenbrück H. 2, 1966, S. 39-40.

[LÜBBERMANN, Rheda, 1976]
Lübbermann, Ernst August: Rheda, Zeugnisse aus alter Zeit. Marienfeld 1976.

[LÜBKE, Westfalen, 1853]
Lübke, Wilhelm: Die mittelalterliche Kunst in Westfalen. Leipzig 1853.

[LYMANT, Glasmalerei, 1980]
Lymant, Brigitte: Die Glasmalerei bei den Zisterziensern. In: Die Zisterzienser, Ordensleben zwischen Ideal und Wirklichkeit, Eine Ausstellung des Landschaftsverbandes Rheinland, Rheinisches Museumsamt, Brauweiler, Aachen – Krönungssaal des Rathauses 3. Juli – 28. September 1980. Bonn 1980, S. 345-356.

[MAGIRIUS, Altzella, 1962]
Magirius, Heinrich: Die Baugeschichte des Klosters Altzella (= Abhandlungen der Sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig, Philologisch-Historische Klasse, 53,2). Berlin 1962.

[MAIER, Amelungsborn, 1990]
Maier, Konrad: Die Klosterkirche Amelungsborn. Bemerkungen zur Baugeschichte und zur kunstgeschichtlichen Stellung. In: Niedersächsische Denkmalpflege, 13. Bd., 1990, S. 31-56.

[MAIER, Kreuzgänge, 1995]
Maier, Konrad: Zweischiffige mittelalterliche Kreuzgänge. In: Niedersächsische Denkmalpflege 15, 1991/92 (1995), S. 95-142.

[MAIER/KEIBEL-MAIER, Walkenried, 2000]
Maier, Konrad u. Keibel-Maier, Maria: Kloster Walkenried. München, Berlin, 4. Aufl. 2000.

[MAIER/KEIBEL-MAIER, Walkenried, 2007]
Maier, Konrad u. Keibel-Maier, Maria: Kloster Walkenried. Baukunst der Zisterzienser. Mit einem Beitrag von Brigitte Moritz. München, Berlin 2007.

[MAINZER, Stadttore, 1973]
Mainzer, Udo: Stadttore im Rheinland: Form, Funktion, Bedeutung (= 3. Veröffentlichung der Abteilung Architektur des Kunsthistorischen Instituts der Universität Köln, hrsg. v. Günther Binding). Köln 1973.

[MARTIN-DEMÉZIL, Saint-Martin d'Angers, 1964]
Martin-Demézil, Jean: Saint-Martin d'Angers. In: Congrès Archéologiques de France 122, 1964, S. 49-61.

[MATZNER/SCHULZE, Barock, 1995]
Matzner, Florian u. Schulze, Ulrich: Barock in Westfalen: Ein Reiseführer (Kulturlandschaft Westfalen, Bd. 3). Münster 1995.

[MAUÉ, Bauformen, 1975]
Maué, Hermann: Rheinisch-staufische Bauformen und Bauornamentik in der Architektur Westfalens (= 7. Veröffentlichung der Abteilung Architektur des Kunsthistorischen Instituts der Universität Köln, hrsg. v. Günther Binding). Köln 1975.

[MAUÉ, Rezension Svahnström, 1982]
Maué, Hermann: Rezension zu: SVAHNSTRÖM, Visby Domkyrka I, 1978. In: Westfalen 60, 1982, S. 272-274.

[MAYER, Krautheim, 1979]
Mayer, Eugen: Burg Krautheim (= Schnell, Kunstführer Nr. 1161). München, Zürich 1979.

[MECKSEPER, Königspfalz, 1995]
Meckseper, Cord: Die Goslarer Königspfalz als Herausforderung für Heinrich den Löwen? In: Heinrich der Löwe und seine Zeit, Herrschaft und Repräsentation der Welfen 1125-1235, Ausst.Kat. Herzog Anton Ulrich-Museum Braunschweig, München 1995, Bd. 2, S. 237-243.

[MECKSEPER, Mitte 12. - 13. Jh., 1999]
Meckseper, Cord: Mitte 12. - 13. Jahrhundert. In: BURGEN IN MITTELEUROPA, Bd. 1, S. 83-104.

[MECKSEPER, Saal, Palas, Kemenate, 1999]
Meckseper, Cord: Saal, Palas, Kemenate. In: BURGEN IN MITTELEUROPA, Bd. 1, S. 265-269.

[MEHLITZ, Bassum, 1870]
Mehlitz, Hermann: Geschichte und Beschreibung der Stiftskirche zu Bassum. Hannover 1870.

[MEIBEYER, Melverode, 2009]
Meibeyer, Wolfgang: Des Kaisers kleines Gotteshaus. Die St. Nikolai-Kirche in Braunschweig-Melverode. In: Otto IV. – Kaiser und Landesherr. Burgen und Kirchenbauten 1198-1218. Vorträge vom 6.und 7. März 2009 auf Burg Lichtenberg in Salzgitter, hrsg. von Bernd Ulrich Hucker und Jörg Leuschner (= Salzgitter-Jahrbuch 2009), S. 55-73.

[MEIER, Domkapitel zu Goslar, 1967]
Meier, Rudolf: Die Domkapitel zu Goslar und Halberstadt in ihrer persönlichen Zusammensetzung im Mittelalter mit Beiträgen über die Standesverhältnisse der bis zum Jahre 1200 nachweisbaren Hildesheimer Domherren. (= Veröffentlichungen des Max-Planck-Instituts für Geschichte 5; Studien zur Germania Sacra 1), Göttingen 1967.

[MEIER, Grabstätten, 1996]
Meier, Burkhard: Kirchen – Klöster – Mausoleen: die Grabstätten der Häuser Lippe und Schaumburg-Lippe (= Sonderveröffentlichungen des Naturwissenschaftlichen und Historischen Vereins für das Land Lippe e. V., Bd. 46). Bielefeld, Leopoldshöhe 1996.

[MEIER, Lippische Residenzen, 1998]
Meier, Burkhard: Lippische Residenzen: Schlösser und Burgen zwischen Teutoburger Wald und Weser. Detmold 1998.

[MEIER, Galluspforte, 2002]
Meier, Hans-Rudolf: Versetzt oder in situ? Die Galluspforte im baulichen Kontext. In: Schwelle zum Paradies. Die Galluspforte des Basler Münsters, hrsg. von Hans-Rudolf Meier u. Monika Schwinn Schürmann. Basel 2002, S. 32-43.

[MEIER, Clarholz, 2005]
Meier, Johannes: Das Kloster Clarholz mit den Pfarrkirchen von Lette und Beelen, Ein geistlicher Kunst- und Landschaftsführer (= Kunstführer Kunstverlag Josef Fink o. Nr.). Lindenberg 2005.

[MEIER/OSSENBRINK, Herrschaft Rheda, 1999]
Meier, Johannes u. Ossenbrink, Jochen: Die Herrschaft Rheda. Eine Landesaufnahme vom Ende des Alten Reiches (= Quellen zur Regionalgeschichte, Bd. 4). Bielefeld 1999.

[MEIER, Bernhard II., 2003]
Meier, Ulrich: Fast ein Heiliger. Bernhard II. zur Lippe. In: „Heiliges Westfalen“. Heilige, Reliquien, Wallfahrt und Wunder im Mittelalter, hrsg. von Gabriela Signori (= Religion in der Geschichte. Kirche, Kultur und Gesellschaft, Bd. 11), Bielefeld 2003, S. 79-110.

[MEIER, Herrschaft Lippe, 2008]
Meier, Ulrich: „Der Eckstein ist gekommen ...“. Die Konsolidierung der Herrschaft Lippe im13. Jahrhundert. In: Lippe und Livland, Mittelalterliche Herrschaftsbildung im Zeichen der Rose, Ergebnisse der Tagung „Lippe und Livland“ Detmold und Lemgo 2006, hrsg. von Jutta Prieur (=

Sonderveröffentlichungen des Naturwissenschaftlichen und Historischen Vereins für das Land Lippe e. V., Bd. 82), Bielefeld 2008, S. 45-64.

[MEIER, Herrschaft Lippe, 2018]
Meier, Ulrich: Hochstift Paderborn und Herrschaft Lippe. Dynastische und interterritoriale Dimensionen mittelalterlicher Herrschaftsbildung (1190–1340). In: KAT. PADERBORN 2018, S. 204-215.

[MEINERS, Stedingen, 2001]
Meiners, Gerold: Stedingen und die Stedinger. Bremen 2001.

[MEINZ, Dorfkirchen, 1993]
Meinz, Manfred: Die romanischen Dorfkirchen in Ost-Friesland und im Groningerland. In: WEGE IN DIE ROMANIK, 1993, S. 57-63.

[METTE, Klosteranlagen, 1993]
Mette, Michael: Studien zu den barocken Klosteranlagen in Westfalen (Denkmalpflege und Forschung in Westfalen, Bd. 25), Bonn 1993.

[METTIG, Urkundliche Beiträge, 1886]
Mettig, Constantin: Urkundliche Beiträge zur Geschichte des rigischen Domes, in: Baltische Monatsschrift, Bd. 33, Reval 1886, S. 571-585.

[MEYER, Nikolaikirche, 1980]
Meyer, Anton Hans: „Hölzerne Zeugen“ beweisen: Von 1182 ab wurde gebaut, fünf Jahre nach Vernichtung der ersten (Nikolai-)Kirche. Gutachten aus Köln. In: Heimatblätter Lippstadt 60, 1980, Folge 18, S. 137-142.

[MEYER, Trifels, 1997]
Meyer, Bernhard: Burg Trifels (= Landesamt für Denkmalpflege Rheinland-Pfalz, Verwaltung der Staatlichen Schlösser, Führungsheft 15). Mainz 1997.

[MEYER, Trifels, 2001]
Meyer, Bernhard: Burg Trifels. Die mittelalterliche Baugeschichte (Dissertation Köln 1996). Kaiserslautern 2001.

[MEYER, Trifels, 2002]
Meyer, Bernhard: Burg Trifels (Edition Burgen, Schlösser, Altertümer Rheinland-Pfalz, Kurzführer Nr. 3; Schnell, Kunstführer Nr. 2491). Regensburg 2002.

[MEYER, Worms, 2001]
Meyer, Jean-Philippe: Worms et les sculpteurs romans de l’Alsace. In: Volker Herzner, Jürgen Krüger (Hrsg.): Burg und Kirche zur Stauferzeit. Akten der 1. Landauer Staufertagung 1997. Regensburg 2001, S. 20-30.

[MISĀNS, Kreuzzüge, 2008]
Misāns, Ilgvars: „Wir waren immer ein Kriegervolk.“ Die Darstellung der ostbaltischen Kreuzzüge in der lettischen Geschichtsschreibung. In: Lippe und Livland, Mittelalterliche Herrschaftsbildung im Zeichen der Rose, Ergebnisse der Tagung „Lippe und Livland“ Detmold und Lemgo 2006, hrsg.

von Jutta Prieur (= Sonderveröffentlichungen des Naturwissenschaftlichen und Historischen Vereins für das Land Lippe e. V., Bd. 82), Bielefeld 2008, S. 185-207.

[MÖLLER, Kirchenordnung, 1993]
Möller, Eckhard: Vor 450 Jahren: Tecklenburger Kirchenordnung für die Herrschaft Rheda. In: Gütersloher Beiträge zur Heimat- und Landeskunde, Nr. 40/41, Dezember 1993, S. 868-872.

[MÖLLER, Säkularisation, 2001]
Möller, Eckhard: Die Säkularisation der Fürstbistümer und Klöster vor 200 Jahren. In: Heimat-Jahrbuch Kreis Gütersloh 2002, Gütersloh 2001, S. 61-69.

[MÖLLER, Marienfeld, 2002]
Möller, Eckhard: Kloster Marienfeld – Von der Zisterzienserabtei zum preußischen Domänengut. In: Heimat-Jahrbuch Kreis Gütersloh 2003, Gütersloh 2002, S. 69-76.

[MÖLLER, Schicksale, 2003]
Möller, Eckhard: Die Schicksale der Mönche und Nonnen nach dem Klostersturm vor 200 Jahren. In: Heimat-Jahrbuch Kreis Gütersloh 2004, Gütersloh 2003, S. 103-112.

[MÖLLER/OSSENBRINK, Das Ende, 2002]
Möller, Eckhard u. Ossenbrink, Jochen: Das Ende der alten Klöster Marienfeld, Clarholz und Herzebrock. In: Heimat-Jahrbuch Kreis Gütersloh 2003, Gütersloh 2002, S. 68.

[MÖLLER, Außengestaltung, 1999]
Möller, Roland: Außengestaltung, Putz, Farbe, Architekturfarbigkeit. In: BURGEN IN MITTELEUROPA, Bd. 1, S. 270-272.

[MONASTISCHES WESTFALEN 1982]
Ausst.Kat.: Monastisches Westfalen. Klöster und Stifte 800-1800. Hrsg. v. Géza Jaszai, Westfälisches Landesmuseum für Kunst und Kulturgeschichte Münster. Münster 1982.

[MOSLER, Altenberger Reliquienschatz, 1955]
Mosler, Hans: Der Altenberger Reliquienschatz. In: Annalen des Historischen Vereins für den Niederrhein 157, 1955, S. 64–83.

[MOSLER, Camper Reliquienverzeichnis, 1967]
Mosler, Hans: Das Camper Reliquienverzeichnis von 1472. In: Annalen des Historischen Vereins für den Niederrhein 168/169, 1967, S. 60–101.

[MÜHLEN, Hallenkirchen, 1950]
Mühlen, Franz: Die entwicklungsgeschichtliche Bedeutung der frühen münsterländischen Hallenkirchen. In: Festgabe für Alois Fuchs. Paderborn 1950, S. 77-111.

[MÜHLEN, Dom zu Münster, 1966]
Mühlen, Franz: Der Dom zu Münster und seine Stellung in der mittelalterlichen Architektur. In: Monasterium, Festschrift zum siebenhundertjährigen Weihegedächtnis des Paulus-Domes zu Münster. Hrsg. v. Alois Schröer. Münster 1966, S. 55-118.

[MÜHLEN, Kapellenturm, 1968]
Mühlen, Franz: Schloß und Kapellenturm zu Rheda. Beobachtungen bei den Restaurierungsarbeiten. In: Westfalen 46, 1968, S. 62-76.

[MÜHLEN, Domturm zu Paderborn, 1971]
Mühlen, Franz: Das geöffnete Westturmjoch und der Domturm zu Paderborn im 13. Jahrhundert. In: Westfalen 48, 1970 (erschienen 1971), S. 126-147.

[MÜHLEN, Lippstadt, 1972]
Mühlen, Franz: Die Große Marienkirche zu Lippstadt. In: 750 Jahre Große Marienkirche zu Lippstadt 1222-1972. Lippstadt 1972, S. 30-42.

[MÜHLEN, Marienfeld, 1975]
Mühlen, Franz: Die ehemalige Zisterzienser-Klosterkirche Marienfeld – Restaurierungen in fünf Jahrzehnten und ihre Ergebnisse. In: Westfalen 53, 1975, S. 31-42.

[MÜHLEN, Freckenhorst, 1978]
Mühlen, Franz: Kirche und Kurien des Stiftes zu Freckenhorst im Laufe der Jahrhunderte. In: Kirche und Stift Freckenhorst. Jubiläumsschrift zur 850 Wiederkehr des Weihetages der Stiftskirche in Freckenhorst am 4. Juni 1979. Freckenhorst 1978, S. 99-119.

[MÜHLEN, Steinfurt, 1978]
Mühlen, Franz: Die Doppelkapelle des Schlosses Steinfurt. In: Westfalen 56, 1978, S. 102-114.

[MÜHLEN, Stiftskirche Langenhorst, 1978]
Mühlen, Franz: Die Stiftskirche St. Johannes Baptist in Langenhorst. In: BROCKMÖLLER, Langenhorst, 1978, S. 21-26.

[MÜHLEN, Rheda, 1979]
Mühlen, Franz: Schloß und Residenz Rheda (Westfälische Kunststätten, H. 6). Münster 1979.

[MÜHLEN, Baukunst, 1983]
Mühlen, Franz: Baukunst im Mittelalter und in der frühen Neuzeit. In: Westfälische Geschichte. Hrsg. v. Wilhelm Kohl, Bd. 1 (= Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Westfalen im Provinzialinstitut für Westfälische Landeskunde und Volksforschung des Landschaftsverbandes Westfalen-Lippe, 43). Düsseldorf 1983, S. 687-728.

[MÜHLEN, Ausstrahlung, 1984]
Mühlen, Franz: 800 Jahre Kloster Marienfeld und die Ausstrahlung seiner frühen Architektur. In: Heimatjahrbuch Kreis Gütersloh 1985. Gütersloh 1984, S. 126-136.

[MÜHLEN, Lippstadt–Marienfeld, 1985]
Mühlen, Franz: 800 Jahre Lippstadt und Marienfeld. Westfalens Beitrag zur Architektur der Spätromanik. In: Westfalenspiegel, 34. Jg., Nr. 2 (April – Juni), 1985, S. 23-25.

[MÜHLEN, Lippstadt, 1985]
Mühlen, Franz: Impulse aus Lippstadt auf die Entwickelung der westfälischen Hallen. In: Heimatblätter 65, 1985, S. 80-87.

[MÜHLEN, Baltikum, 1987]
Mühlen, Franz: Die frühe Baukunst Westfalens und ihr Einfluß auf das Baltikum. In: Erich Böckler (Hrsg.): Die Kunst Nordeuropas und der Baltenländer (Homburger Gespräch, Heft 7). Bad Homburg 1987, S. 29-63.

[MÜLLER, Der hl. Adolf, 1902]
Müller, P. Gregor: Der hl. Adolf, Bischof von Osnabrück. In: Cistercienser-Chronik, 14. Jg., Nr. §§, 1902, S. 353-364.

[MÜLLER, Kult der hl. Ursula, 1912]
Müller, P. Gregor: Der Kult der hl. Ursula und ihrer Gefährtinnen im Orden. In: Cistercienser-Chronik, 24. Jg., Nr. 284, Oktober 1912, S. 289-301.

[MÜLLER, Walkenried, 1998]
Müller, Albrecht: Die Plangenese der Lesehalle in Walkenried. In: Kunstchronik LI, 1998, S. 321-328.

[MÜLLER, Lemgo, 1949]
Müller, Wilhelm: Die Nikolaikirche in Lemgo (= Westfalen, 11. Sonderheft). Münster 1949.

[MÜLLER, Liesborn, 1987]
Müller, Helmut: Das Kanonissenstift und Benediktinerkloster Liesborn (= Germania Sacra N. F. 23). Berlin, New York 1987.

[MÜLLER, Missionsarchitektur, 2000]
Müller, Matthias: Die „bürgerliche Backsteinkathedrale“ als erzbischöfliche Missionsarchitektur. In: Gerhard Eimer, Ernst Gierlich (Hrsg.): Die sakrale Backsteinarchitektur des südlichen Ostseeraums – der theologische Aspekt (= Kunsthistorische Arbeiten der Kulturstiftung der deutschen Vertriebenen, Bd. 2). Berlin 2000, S. 55-69.

[MÜLLER-KISSING, Falkenburg, 2018]
Müller-Kissing, Johannes: Die Falkenburg bei Detmold-Berlebeck, Kreis Lippe (= Frühe Burgen in Westfalen 41). Münster 2018.

[MÜLLER-KISSING/PEINE/TREUDE, Falkenburg, 2013]
Müller-Kissing, Johannes, Peine, Hans-Werner u. Treude, Elke: Zeugnisse von Krieg und Frieden auf der Falkenburg bei Detmold. In: Archäologie in Westfalen-Lippe 2012. Langenweißbach 2013, S. 117-121.

[MÜNSCHER, Rippenzierscheiben, 1939]
Münscher, Hermann: Die Verbreitung der Rippenzierscheiben. In: Westfalen 24, 1939, S. 5-26.

[MUMMENHOFF, Wasserburgen,1991]
Mummenhoff, Karl Eugen: Wasserburgen in Westfalen (Westfälische Kunst). München, Berlin, 5. Aufl. 1991.

[MUSCHIOL, Bistum Münster, 1993]
Muschiol, Gisela: Geschichte des Bistums Münster im Mittelalter. In: Ausst.Kat.: Imagination des Unsichtbaren. 1200 Jahre Bildende Kunst im Bistum Münster. Hrsg. Géza Jászai, 2 Bde., Westfälisches Landesmuseum Münster 1993. Münster 1993, S. 13-37.

[MUSSAT, Le style gothique, 1963]
Mussat, André: Le style gothique de l'ouest de la France (XII^{e}-XIII^{e} siècles). Paris 1963.

[MUSSAT, L'espace Plantagenêt, 1986]
Mussat, André: L'espace et le temps Plantagenêt: les problèmes d'une architecture. In: Cahiers de Civilisation Médiévale X^{e}-XII^{e} Siècles, Tome XXIX, 1986, S. 119-127.

[MUSSAT, Cathédrale du Mans, 1981]
Mussat, André und Roger Barrié, Catherine Brisac, Michèle Ménard, Francis Muel, Serge und Michèle Nikitine: La Cathédrale du Mans. Paris 1981.

[NAENDRUP-REIMANN, Rechtsverhältnisse, 1976]
Naendrup-Reimann, Johanna: Weltliche und kirchliche Rechtsverhältnisse der mittelalterlichen Burgkapellen. In: Hans Patze (Hrsg.): Die Burgen im deutschen Sprachraum. Ihre rechts- und verfassungsgeschichtliche Bedeutung, Bd. 1 (= Vorträge und Forschungen, Bd. XIX). Sigmaringen 1976, S. 123-153.

[NASS, Hameln, 1987]
Nass, Klaus: Untersuchungen zur Geschichte des Bonifatiusstifts Hameln. Von den monastischen Anfängen bis zum Hochmittelalter (= Veröffentlichungen des Max-Planck-Instituts für Geschichte 83, Studien zur Germania Sacra 16). Göttingen 1987.

[NEUMANN, Riga, 1892]
Neumann, W(ilhelm): Das mittelalterliche Riga. Ein Beitrag zur Geschichte der norddeutschen Baukunst (hrsg. von der Gesellschaft für Geschichte und Altertumskunde der Ostseeprovinzen Russlands). Berlin 1892.

[NEUMANN, Riga und Reval, 1908]
Neumann, Wilhelm: Riga und Reval. Leipzig 1908.

[NEUMANN, Dom Riga, 1912]
Neumann, Wilhelm: Der Dom St. Marien in Riga. Baugeschichte und Baubeschreibung (hrsg. von der Gesellschaft für Geschichte und Altertumskunde der Ostseeprovinzen Russlands). Riga 1912 (Nachdruck Hannover 1975).

[NICOLAI, Lilienfeld, 1988]
Nicolai, Bernd: Lilienfeld und Walkenried. Zur Genese und Bedeutung eines zisterziensischen Bautyps. In: Wiener Jahrbuch für Kunstgeschichte 41, 1988, 23-39, 163-172.

[NICOLAI, Walkenried, 1990]
Nicolai, Bernd: „Libido aedificandi". Walkenried und die monumentale Kirchenbaukunst der Zisterzienser um 1200 (= Quellen und Forschungen zur Braunschweigischen Geschichte 28), Braunschweig 1990.

[NICOLAI, Morimond, 1993]
Nicolai, Bernd: Morimond et l'architecture cistercienne en Allemagne. In: Bulletin Monumental 151, 1993, S. 181-198.

[NICOLAI, Otto IV., 2009]
Nicolai, Bernd: Otto IV. – Bau- und Stiftungspolitik zwischen „Imperium“ und „Sacerdotium“. In: Otto IV. – Traum vom welfischen Kaisertum, Ausst.Kat. Braunschweigisches Landesmuseum. Petersberg 2009, S. 137-144.

[NICOLAI, Reichskathedrale, 2009]
Nicolai, Bernd: »Nobili structura et opere sumptuoso«. Der Chorbau des Magdeburger Domes als Neuformulierung der »Reichskathedrale« im Spannungsfeld baulicher Modelle der Romania und der Gotik der Île-de-France um 1200. In: KAT. MAGDEBURG 2009, Bd. I, S. 70- 83.

[NIEMEYER-TEWES, St. Gereon, 1999]
Niemeyer-Tewes, Marion: Neue Forschungsergebnisse zum spätstaufischen Dekagon von St. Gereon in Köln. In: Wallraf-Richartz-Jahrbuch 60, 1999, S. 7-23.

[NIEMEYER-TEWES, St. Gereon, 2000]
Niemeyer-Tewes, Marion: Das Dekagon von St. Gereon in Köln (= 72. Veröffentlichung der Abteilung Architekturgeschichte des Kunsthistorischen Instituts der Universität zu Köln). Köln 2000.

[NOAH, Backsteintechnik, 1983]
Noah, Robert: Zur Backsteintechnik des Mittelalters in Ostfriesland. Neue Aspekte aus technisch-konstruktiver Sicht. In: Ostfriesland, Zeitschrift für Kultur, Wirtschaft und Verkehr, H. 3, 1983, S. 2-10.

[NORDHOFF, Kunstzustände, 1882]
Nordhoff, J. B.: Die Kunstzustände eines reichen Klosters um 1700 (Repertorium für Kunstwissenschaft, Bd. V). Berlin 1882.

[NORDHOFF, Kreis Warendorf, 1886]
Nordhoff, J. B.: Die Kunst- und Geschichts-Denkmäler des Kreises Warendorf (= Die Kunst- und Geschichts-Denkmäler der Provinz Westfalen, Bd. 2). Münster 1886.

[NORDHOFF, Domkirchen, 1889]
Nordhoff, J. B.: Die westfälischen Domkirchen. In: Jahrbücher des Vereins von Alterthumsfreunden im Rheinlande, H. 88, 1889, S. 200-223.

[NORDHOFF, Domkirchen, 1891]
Nordhoff, J. B.: Die westfälischen Domkirchen. In: Jahrbücher des Vereins von Alterthumsfreunden im Rheinlande, H. 90, 1891, S. 77-102.

[NUßBAUM, Gotik, 1985/1994]
Nußbaum, Norbert: Deutsche Kirchenbaukunst der Gotik. 1. Aufl. Köln 1985, 2., neu bearb. Aufl. Darmstadt 1994.

[NUßBAUM/LEPSKY, Gewölbe, 1999]
Nußbaum, Norbert u. Lepsky, Sabine: Das gotische Gewölbe. Eine Geschichte seiner Form und Konstruktion. Darmstadt 1999.

[OEXLE, Memoria, 1995]
Oexle, Otto Gerhard (Hrsg.): Memoria als Kultur (= Veröffentlichungen des Max-Planck-Instituts für Geschichte, 121). Göttingen 1995.

[OGRE MUSEUM, Ikšķile, 2001]
Ogres Vēstures un mākslas muzeis: Ikšķiles vecā baznīca un pils: The Ikšķile old church. Ogre 2001.

[ORVAL 1970]
Orval, neuf siècles d'histoire, Katalog der Ausstellung in Orval. Orval 1970.

[ORVAL 1995]
Orval – Monastisches Leben. Brüssel 1995.

[OSE, Dünamünde, 2007]
Ose, Jeva: Daugavgrivas cietoksna Buvvesture (Die Baugeschichte der Festung Daugavgriva/Dünamünde), Riga 2007 (deutsche Zusammenfassung S. 146-151).

[OSSENBRINK, Ziegelei, 1998]
Ossenbrink, Jochen: Ältere Nachrichten über eine gräfliche Ziegelei in der Herrschaft Rheda. In: Heimatjahrbuch Kreis Gütersloh 1999 (erschienen 1998), S. 89-95.

[OSTENDORF, Lippstadt, 1905]
Ostendorf, Friedrich: Die Kirche und das Kloster der Augustinernonnen in Lippstadt. In: Zeitschrift für Bauwesen 1905, S. 381-412 u. 608-626.

[OVERDICK, Architektursystem, 2005]
Overdick, Michael: Das Architektursystem der rheinischen Spätromanik (Dissertation Düsseldorf 2003). Worms 2005.

[PÄTZOLD, Lippiflorium, 1997]
Pätzold, Stefan: ALTERUTRA FIDES PRAEVALET, HOSTIS HEBET. Überlegungen zu Entstehung und Intentionen des Lippiflorium. In: Lippische Mitteilungen aus Geschichte und Landeskunde 66, 1997, S. 39-56.

[PARISSE, Morimond, 2005]
Parisse, Michel: Morimond au XII^{e} siècle. In: Viard, Georges (Hrsg.): L'abbaye cistercienne de Morimond. Histoire et rayonnement. Colloque international organisé par l'Association des Amis de l'Abbaye de Morimond et la Société Historique et Archéologique de Langres (Langres, 5. – 6. September 2003). Langres 2005, S. 15–28.

[PEINE, Adelige Herren, 1997]
Peine, Hans-Werner: Dodiko, Rütger von der Horst und Simon zur Lippe: Adelige Herren des Mittelalters und der frühen Neuzeit auf Burg, Schloß und Festung. In: Hinter Schloss und Riegel, Burgen und Befestigungen in Westfalen, Begleitbuch zur Ausstellung des Westfälischen Museums

für Archäologie Münster aus Anlaß des hundertjährigen Bestehens der Altertumskommission für Westfalen 2. November 1997 – 19. April 1998, Münster 1997, S. 160-223.

[PEINE/POGARELL/TREUDE, Falkenburg, 2008]
Peine, Hans-Werner, Pogarell, Thomas u. Treude, Elke: Die Falkenburg bei Detmold-Berlebeck. In: Lippe und Livland, Mittelalterliche Herrschaftsbildung im Zeichen der Rose, Ergebnisse der Tagung „Lippe und Livland“ Detmold und Lemgo 2006, hrsg. von Jutta Prieur (= Sonderveröffentlichungen des Naturwissenschaftlichen und Historischen Vereins für das Land Lippe e. V., Bd. 82), Bielefeld 2008, S. 91-102.

[PERNOUD, Eleonore von Aquitanien, 1966]
Pernoud, Regine: Königin der Troubadoure, Eleonore von Aquitanien. Aus dem Französischen von Rosemarie Heyd. Düsseldorf, Köln 1966 [18. Aufl. München 2001].

[PETER, Lemgo, 2010]
Peter, Claus: Drei Glocken des 13. Jahrhunderts wieder vereinigt, Zur Restaurierung des Geläutes der Nikolaikirche zu Lemgo. In: Denkmalpflege in Westfalen-Lippe, 15. Jg., Heft 2/2010, S. 71-76.

[PETERS, Dom zu Paderborn, 1931/32]
Peters, Hans: Der Dom zu Paderborn. Die Schwelle zur Hallenarchitektur Westfalens. In: Auf roter Erde 7, 1931/32, Nr. 1, S. 6f.; Nr. 2, S. 11-13; Nr. 3, S.19-21.

[PETKE, Wöltingerode, 1971]
Petke, Wolfgang: Die Grafen von Wöltingerode-Wohldenberg. Adelsherrschaft, Königtum und Landesherrschaft am Nordwestharz im 12. und 13. Jahrhundert (= Veröffentlichungen des Instituts für Historische Landesforschung der Universität Göttingen, Bd. 4). Hildesheim 1971.

[PICHOT, Chaloché, 1998]
Pichot, Laurent: L’abbaye de Chaloché. Contribution à l'étude de l’économie cistercienne en Anjou, au XIIème – début XIIIème. Les Cahiers du Baugeois, April 1998.

[PIEPER/MÜLLER, Paradies, 1993]
Pieper, Paul u. Müller, Ines: Das Paradies des Domes zu Münster in Westfalen. Münster 1993.

[PIEPER, Bautechnik, 1993]
Pieper, Roland: Beobachtungen zur mittelalterlichen Bautechnik der ehemaligen Stiftskirche St. Marien in Lippstadt. In: Westfalen 78, 1992 (erschienen 1993), S. 135-142.

[PIEPER, Baukunst, 2017]
Pieper, Roland: Baukunst in vielfältiger Suche. Entwicklungslinien romanischer Sakralarchitektur in Westfalen. In: SKRIVER/HEILING, Romanische Wandmalerei in Westfalen, 2017, S. 19-38.

[PIEPER, Sakralbau, 2019]
Pieper, Roland: Sakralbau und kirchliche Kunst in Lippe. In: Lippische Geschichte, Bd. 2, hrsg. von Hermann Niebuhr u. Michael Zelle (=Lippische Studien, Bd. 24 / Sonderveröffentlichungen des Naturwissenschaftlichen und Historischen Vereins für das Land Lippe e. V., Bd. 90). Petersberg 2019, S. 123-163.

[PIEPER/CHADOUR-SAMPSON, Minden Dombezirk, 1998]
Pieper, Roland u. Chadour-Sampson, Anna Beatriz (Bearb.): Der Dombezirk. Bau- und Kunstdenkmäler von Westfalen 50, Stadt Minden, Teil 2/1, Teilbd. 1. Essen 1998.

[PIEPER/CHADOUR-SAMPSON, Minden Dombezirk, 2001]
Pieper, Roland u. Chadour-Sampson, Anna Beatriz (Bearb.): Der Dombezirk. Bau- und Kunstdenkmäler von Westfalen 50, Stadt Minden, Teil 2/2, Teilbd. 2, Essen 2001.

[PIESCH, Osnabrücker Land, 2006]
Piesch, Gerd-Ulrich: Klöster und Stifte im Osnabrücker Land (= Schnell, Große Kunstführer Nr. 218). Regensburg 2006.

[PLAGEMANN, Bremen, 1979]
Plagemann, Volker: Bremen und Bremerhaven. (3. unveränd. Aufl.) München u. Berlin 1979.

[PLAGEMANN, Versunkene Kunstgeschichte, 1999]
Plagemann, Volker: Versunkene Kunstgeschichte, Die Kirchen und Künstler des Mittelalters in Hamburg, Hamburg 1999.

[PLÖGER, Isselhorst, 2003]
Plöger, Renate: Kirchspiel Isselhorst – Zankapfel von Bischöfen und Grafen. Auf geschichtlichen Spuren im Kirchspiel Isselhorst (Heimatkundliche Beiträge der Volksbank Gütersloh eG, H. 11/2003). Gütersloh 2003.

[PLÖGER/SCHWENGELBECK, Isselhorst, 1980]
Plöger, Renate u. Schwengelbeck, Ortwin: Kirche und Kirchengemeinde Isselhorst im Wandel der Zeit. Gütersloh 1980.

[POELCHAU, Dünamünde, 1999]
Poelchau, Lore: Das Zisterzienserkloster Dünamünde. In: Benediktiner, Zisterzienser, hrsg. von Christof Römer, Dieter Pötschke, Oliver H. Schmidt (= Studien zur Geschichte, Kunst und Kultur der Zisterzienser, Bd. 7). Berlin 1999, S. 172-183.

[POELCHAU, Dünamünde, 2004]
Poelchau, Lore: Die Geschichte des Zisterzienserklosters Dünamünde bei Riga (1205-1305). In: Studien und Mitteilungen zur Geschichte des Benediktinerordens und seiner Zweige 115, 2004, S. 65-119.

[POELCHAU, Bernhard II., 2007]
Poelchau, Lore: Bernhard II. zur Lippe, Abt von Dünamünde 1211–1218. In: Westfalen und das Baltikum 1200 bis 2000, hrsg. von Wolfgang Kessler und Alexander von Knorre (Das Emschertal-Museum, Bd. 90). Herne, 2007, S. 15-29.

[POESCHKE, Dom-Paradies, 1993]
Poeschke, Joachim: Die Ursprünge des Dom-Paradieses: mittelalterliche Architektur und Bauskulptur in Münster. In: Forschungsjournal Westfälische Wilhelms-Universität Münster, H. 2, Dez. 1993, S. 43-46.

[POESCHKE, Skulptur Italien Romanik, 1998]
Poeschke, Joachim: Die Skulptur des Mittelalters in Italien, Bd. 1: Romanik. München 1998.

[POESCHKE/SYNDICUS/WEIGEL, Münster, 1993]
Poeschke, Joachim; Syndicus, Candida; Weigel, Thomas: Mittelalterliche Kirchen in Münster. München 1993.

[PÖTTER, Lippstadt, 2000]
Pötter, Herbert: Die Große Marienkirche in Lippstadt (= Kunstführer Kunstverlag Josef Fink o. Nr.). Lindenberg 2000.

[POHL, Edelherren zur Lippe, 2008]
Pohl, Meinhard: Die Edelherren zur Lippe im Nordwesten des Reiches 1200-1260. Ein Überblick. In: Lippe und Livland, Mittelalterliche Herrschaftsbildung im Zeichen der Rose, Ergebnisse der Tagung „Lippe und Livland“ Detmold und Lemgo 2006, hrsg. von Jutta Prieur (= Sonderveröffentlichungen des Naturwissenschaftlichen und Historischen Vereins für das Land Lippe e. V., Bd. 82), Bielefeld 2008, S. 33-44.

[POPPE, Osnabrück, 1972]
Poppe, Roswitha: Osnabrück (Reihe: Deutsche Lande, Deutsche Kunst), München/Berlin1972

[POPPE, Westbauten, 1978]
Poppe, Roswitha: Bischof Benno II. und die Westbauten seiner Klostergründungen im Bistum Osnabrück. In: Niedersächsische Denkmalpflege 9, 1976-1978 (1978), S. 67-76.

[POPPE, Gertrudenberg, 1984]
Poppe, Roswitha: Gertrudenberg. In: Ulrich Faust: Die Frauenklöster in Niedersachsen, Schleswig-Holstein und Bremen (= Germania Benedicta XI: Norddeutschland). St. Otilien 1984, S. 475-486.

[PORTER, Romanesque Sculpture, 1923]
Porter, Arthur Kingsley: Romanesque Sculpture of the Pilgrimage Roads. 10 Bde, Boston 1923.

[PREUSS, Alterthümer, 1881]
Preuß, Otto: Die baulichen Alterthümer des Lippischen Landes. Detmold 1881.

[PRIEUR, Einführung, 2008]
Prieur, Jutta: Einführung. In: Lippe und Livland, Mittelalterliche Herrschaftsbildung im Zeichen der Rose, Ergebnisse der Tagung „Lippe und Livland“ Detmold und Lemgo 2006, hrsg. von Jutta Prieur (= Sonderveröffentlichungen des Naturwissenschaftlichen und Historischen Vereins für das Land Lippe e. V., Bd. 82), Bielefeld 2008, S. 7-16.

[PRIGENT/PERRIN, Saint-Martin d’Angers, 2006]
Prigent, Daniel; Perrin, Thierry: La collégiale Saint-Martin d’Angers. Nantes 2006.

[PRINZ, Bistum Osnabrück, 1934/73]
Prinz, Josef: Das Territorium des Bistums Osnabrück (= Studien und Vorarbeiten zum Historischen Atlas Niedersachsens, 15. Heft). Osnabrück 1934, 2. Aufl. 1973.

[PRINZ, Westwerk, 1956]
Prinz, Josef: Das Westwerk des Domes zu Münster – Eine geschichtliche Untersuchung. In: Westfalen 34, 1956, S. 1-51.

[PRINZ, Westfalen und Köln, 1980]
Prinz, Joseph: Westfalen und Köln vor 1180. In: Ausst.Kat.: Köln – Westfalen 1180-1980. Landesgeschichte zwischen Rhein und Weser. Westfälisches Landesmuseum Münster. Hrsg. v. Peter Berghaus u. Siegfried Kessemeier, Münster 1980, Bd. 1, S. 31-41.

[PROBST/VOLK, Michaelstein, 2004]
Probst, Marion; Volk, Sabine: Kloster Michaelstein. Dössel 2004.

[PROCHNOW, Wildeshausen, 1970]
Prochnow, Hans Joachim: Die Alexanderkirche zu Wildeshausen (= Große Baudenkmäler, H. 250). München, Berlin, 1970.

[PÜTTMANN, Klosterarchitektur, 1982]
Püttmann, Klaus: Westfälische Klosterarchitektur der Barockzeit. In: Ausst. Kat.: Monastisches Westfalen, Klöster und Stifte 800-1800. Westfälisches Landesmuseum Münster. Hrsg. v. Géza Jászai. Münster 1982, S. 485-498.

[PÜTTMANN-ENGEL, Schloßkapellen, 1987]
Püttmann-Engel, Kristin: Schloßkapellen im Raum Westfalen 1650-1770 (= Denkmalpflege und Forschung in Westfalen, 14). Bonn 1987.

[QUEDNAU/KORN/SIGRIST, Westrose, 1986]
Quednau, Ursula; Korn, Ulf-Dietrich; Sigrist, Beat: Die Westrose der ehemaligen Zisterzienserkirche zu Marienfeld. In: Deutsche Kunst und Denkmalpflege 44, 1986, S. 38-41.

[RAVE, Stufenhalle, 1934]
Rave, Wilhelm: Die Stufenhalle. In: Westfalen 19, 1934, S. 401-405.

[RAVE, Coesfeld, 1940]
Rave, Wilhelm: Der Bischofsturm zu Coesfeld. In: Westfalen 25, 1940, S. 154-162.

[RAVE, Pfeilerquerschnitte, 1941]
Rave, Wilhelm: Die mittelalterlichen Pfeilerquerschnitte Westfalens. In: Westfalen 26, 1941, S. 190-193.

[RAVE, Domikalgewölbe, 1955]
Rave, Wilhelm: Das Domikalgewölbe. In: Deutsche Kunst- und Denkmalpflege 13, 1955, S. 33-43.

[RECH, Steinhaus, 1992/93]
Rech, Manfred: Steinhaus, „Beinkeller“ oder Krypta? In: Bremer Archäologische Blätter, N.F. 2, 1992/93, S. 91-103.

[RECLAM, Oberitalien-Ost, 1965]
Reclams Kunstführer Oberitalien-Ost, bearb. von Erich Egg, Erich Hubala, Peter Tigler, Wladimir Timofiewitsch, Manfred Wundram (Italien, Bd. II). Stuttgart 1965.

[REICH, Bernhard II., 2025]
Reich, Thomas: Bernhard II. zur Lippe (um 1140–1224) – Territorialherr – Krieger – Missionar – Klosterstifter – Mönch – Abt – Bischof. In: Quellen erzählen Geschichten. Politische Persönlichkeiten (Veröffentlichungen des Landesarchivs Nordrhein-Westfalen 99), Duisburg 2025, S. 12–15.

[REICHE, Modeneser Dom, 2003]
Reiche, Jens: Die älteste Skulptur am Modeneser Dom und die Herkunft Wiligelmos. In: Mitteilungen des Kunsthistorischen Institutes in Florenz 47, 2003, S. 259–310.

[REICHE, Langenhorst, 2012]
Reiche, Jens: Die Augustinerinnenkirche Langenhorst. In: Klaus Gereon Beuckers, Elizabeth den Hartog (Hg.): Kirche und Kloster, Architektur und Liturgie im Mittelalter. Festschrift für Clemens Kosch zum 65. Geburtstag. Regensburg 2012, S. 159-174.

[REINBOTH, Freistehende Piszinen, 1992]
Reinboth, Fritz: Freistehende Piszinen in Zisterzienserkirchen. In: Harz-Zeitschrift, 43./44. Jg., 1992, S. 141-144, dazu Taf. XX, XXI.

[REINERS/EWALD, Maas und Mosel, 1921]
Reiners, Heribert u. Ewald, Wilhelm: Kunstdenkmäler zwischen Maas und Mosel. München 1921.
[REINHARDT, Sanctuarium, 2000]
Reinhardt, Heinrich J. F.: Sanctuarium. In: LThK 9, 2000, Sp. 3–4.

[REINKE/BARTHOLD, Methler, 2009]
Reinke, Ulrich u. Barthold, Peter: Einer der ältesten Dachstühle in Westfalen: Der Dachstuhl der evangelischen St. Margarethenkirche in Kamen-Methler. In: Erkennen – erforschen – erhalten: Denkmalpflege in Westfalen-Lippe, 3. Westfälischer Tag für Denkmalpflege in Warburg, 19./20. Juni 2008 (6. Arbeitsheft der LWL-Denkmalpflege, Landschafts- und Baukultur in Westfalen). Bönen 2009, S. 52-54.

[RENSING, Klosterbauten, 1935]
Rensing, Theodor: Klosterbauten um 1700 in Marienfeld. In: Auf Roter Erde, 10. Jg., Nr. 11, 26. August 1935, S. 81-83.

[REUTHER, Sonderformen, 1984]
Reuther, Hans: Gotländische Sonderformen des Domikalgewölbes. Eine Studie zu den Ausstrahlungen mittelalterlicher Gewölbeformen von Westfalen und Niedersachsen in den Ostseeraum. In: Niederdeutsche Beiträge zur Kunstgeschichte, Bd. 23, 1984, S. 43-62.

[REUTHER, Bundsen, 1999]
Reuther, Silke: Jess Bundsen zeichnete den Abbruch des Hamburger Domes. In: Goldgrund und Himmelslicht. Die Kunst des Mittelalters in Hamburg, Ausstellungskatalog Hamburger Kunsthalle. Hamburg 1999, S. 90-94.

[RICHTER, Beschreibung (Ms), 1918]
Richter, NN: Beschreibung der Kirche zu Marienfeld unter Benutzung von Nordhoff, Kreis Warendorf, und der Chronik beim Pfarrer Mellage, Königliches Hochbauamt II, Münster, 1. August 1918 (Manuskript).

[RICHTER, Baugeschichte, 1983]
Richter, Jörg: Baugeschichte der Kirche. In: Runge, Wolfgang: Kirchen im Oldenburger Land. Bd. I: Kirchenkreise Butjadingen, Brake, Elsfleth. Mit. Anm. v. Ludwig Münstermann. Oldenburg 1983, S. 219-229.

[RIMPEL, Kirchen Gotlands, 1998]
Rimpel, Barbara: Die zweischiffigen Kirchen Gotlands. Zur Spezifik ihrer Raumform. In: Matthias Müller (Hrsg.): multiplicatio et variatio, Beiträge zur Kunst – Festgabe für Ernst Badstübner zum 65. Geburtstag. Berlin 1998, S. 100-122.

[RÖCKELEIN, Schlange, 1988]
Röckelein, Hedwig: Die „Frau“ und die „Schlange“. Kritische Anmerkungen zu einem Komplex von Frauenbildern in der mittelalterlichen Ikonographie. In: Auf den Spuren weiblicher Vergangenheit. Beiträge der 4. Schweizerischen Historikerinnentagung. Hrsg. v. d. Arbeitsgruppe Frauengeschichte Basel, Zürich 1988, S. 55-75.

[RÖCKENER, Hallenkirchen, 1980]
Röckener, Kurt: Die münsterländischen Hallenkirchen gebundener Ordnung. Untersuchungen zu einer Baugruppe des 13. Jahrhunderts (Dissertation Münster 1980). Münster 1980.

[RÖCKENER, Amelungsborn, 1998]
Röckener, Kurt: Das Zisterzienserkloster Amelungsborn (= Große Baudenkmäler, H. 338), München, Berlin, 1. Aufl. 1982, 5. Aufl. 1998.

[RÖHRKASTEN, Otto IV., 2009]
Röhrkasten, Jens: Otto IV. und England. In: Otto IV. – Traum vom welfischen Kaisertum, Ausst.Kat. Braunschweigisches Landesmuseum. Petersberg 2009, S. 41-48.

[ROOSVAL, Kirchen Gotlands, 1911]
Roosval, Johnny: Die Kirchen Gotlands. Ein Beitrag zur mittelalterlichen Kunstgeschichte Schwedens. Leipzig 1911.

[ROOSVAL, baltiska nordens, 1924]
Roosval, Johnny: Den baltiska Nordens kyrkor. Uppsala 1924.

[ROOSVAL, Beziehungen, 1928]
Roosval, Johnny: Westfälisch-gotländische Beziehungen in der Architektur des 13. Jahrhunderts. In: Hansische Geschichtsblätter, 53. Jg., Bd. XXXIII, 1928, S. 1-30.

[ROSEMANN, Hallenkirche, 1932]
Rosemann, Heinz-Rudolf: Die westfälische Hallenkirche in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts. In: Zeitschrift für Kunstgeschichte 1, 1932, S. 203-227.

[ROSENAU, Metropolitankirchen, 1932]
Rosenau, Helen: Zur Baugeschichte der beiden Metropolitankirchen des Erzbistums Hamburg-Bremen. In: Die Denkmalpflege, 1932, S. 26-35; 86-94.

[ROTHERT, Nikolaikirche, 1950]
Rothert, Hermann: Die Nikolaikirche und die Gründung der Altstadt in Lemgo. In: Mitteilungen aus der lippischen Geschichte und Landeskunde 19, 1950, S. 46-51.

[ROTHERT, Hermelinghof, 1951]
Rothert, Hermann: Der Hermelinghof, die Urzelle von Lippstadt. In: Mitteilungen aus der lippischen Geschichte und Landeskunde 20, 1951, S. 4-5.

[ROTHERT, Lippstadt, 1955]
Rothert, Hermann: Der Stadtplan von Lippstadt. In: WZ 105, 1955, S. 1-28.

[RÜFFER, Zisterzienser, 2008]
Rüffer, Jens: Die Zisterzienser und ihre Klöster. Leben und Bauen für Gott. Darmstadt 2008.

[RÜFFER, Mönchsleben, 2017]
Rüffer, Jens: Das Mönchsleben innerhalb der Klausur: Aspekte des monastischen Alltags. In: KAT. BONN 2017, S. 54-65.

[SALESCH, Brake, 2002]
Salesch, Martin: Schloss Brake aus archäologischer Sicht. In: Lippische Mitteilungen aus Geschichte und Landeskunde, 71. Bd., 2002, S. 197-216.

[SALLÉ, Chaloché, 1991]
Sallé, Didier: Fondation et début de Chaloché. In: Chaloché I, Les cahiers du Baugeois, Sonderausgabe, April 1991, S. 23–56.

[SALLÉ-DANRE, fondation, 1999]
Sallé-Danre, Didier: La date de fondation de Chaloché. In: Chaloché IV, Les cahiers du Baugeois, Sonderausgabe, Januar 1999.

[SANDON, Picardie Gothique, 2001]
Sandon, Dany: Picardie Gothique. Autour de Laon et Soissons. Les édifices religieux (= Les Monuments de la France gothique). Paris 2001.

[ST. JOHANNES BAPTIST IN WARBURG, 2006]
Die katholische Pfarrkirche St. Johannes Baptist in Warburg. Neue Erkenntnisse zur Baugeschichte und Ausstattung (= Arbeitsheft des LWL-Amtes für Denkmalpflege in Westfalen, 2). Münster 2006.

[SASSEN, Isselhorst, 2000]
Sassen, Andreas: Die mittelalterliche Kirche zu Isselhorst (= Beiträge zur Geschichte des Kirchspiels Isselhorst). Gütersloh-Isselhorst 2000.

[SASSEN, Mariensee, 2002]
Sassen, Andreas: Haben Marienfelder Mönche die Klosterkirche Mariensee erbaut? Untersuchungen über Zusammenhänge in der Architektur der Kirchen des Nonnenklosters Mariensee in Niedersachsen und dem Zisterzienserkloster Marienfeld in Westfalen (= Beiträge zur Heimatgeschichte). Gütersloh-Isselhorst 2002.

[SASSEN/WEBER, Grabplatten Marienfeld, 2005]
Sassen, Andreas u. Weber, Ernstjosef: Die Grabplatten der Stifter in der Klosterkirche Marienfeld (= Beiträge zur Heimatgeschichte). Gütersloh-Isselhorst 2005.

[SAUER, Fundatio, 1993]
Sauer, Christine: Fundatio und Memoria: Stifter und Klostergründer im Bild 1100 – 1350 (Veröffentlichungen des Max-Planck-Instituts für Geschichte, Bd. 109; Dissertation München 1990). Göttingen 1993.

[SAUER, Vir Nobilis, 2004]
Sauer, Heinz: Vir Nobilis Bernhardus de Lippia (1140-1224), Spurensuche im Balticum. In: Castella Maris Baltici 6, 2004, S. 185-196.

[SAUERLÄNDER, Figurenportale, 1971]
Sauerländer, Willibald: Die kunstgeschichtliche Stellung der Figurenportale des 13. Jahrhunderts in Westfalen. In: Westfalen 49, 1971, S. 1-76.

[SAVELS, Dom zu Münster, 1904]
Savels, C. A.: Der Dom zu Münster in Westfalen. Geschichte und Beschreibung des Baues und seiner bildnerischen Ausstattung. Münster 1904.

[SCHÄDLER-SAUB, Mittelalterliche Kirchen, 2000]
Schädler-Saub, Ursula: Mittelalterliche Kirchen in Niedersachsen. Wege der Erhaltung und Restaurierung (Regionale Kulturerbe-Routen Bd. 1; Schriften des Hornemann Instituts Bd. 4). Petersberg 2000.

[SCHÄDLER-SAUB/PUNG, Architektur und Bauplastik, 2000]
Schädler-Saub, Ursula u. Pung, Olaf: Zur Architektur und Bauplastik des westlichen Kreuzgangflügels – Kunsthistorische und technologische Aspekte. In: Der Kreuzgang von St. Michael in Hildesheim. 1000 Jahre Kulturgeschichte in Stein (= Arbeitshefte zur Denkmalpflege in Niedersachsen, Bd. 20; Schriften des Hornemann Instituts, Bd. 2). Hameln 2000.

[SCHÄFER, Lemgo, 2010]
Schäfer, Ulrich: Die evangelisch-lutherische St. Nicolai-Kirche in Lemgo (= DKV-Kunstführer Nr. 396). München, 4., neu bearb. Aufl. 2010.

[SCHAUB, Beginn, 2004]
Schaub, Hermann: Von Erpho zu Widukind – Überlegungen zum Beginn der Herrschaft Rheda. In: Heimatjahrbuch Kreis Gütersloh 2005. Gütersloh 2004, S. 23-27.

[SCHAUB, Herrschaft Rheda, 2006]
Schaub, Hermann: Die Herrschaft Rheda und ihre Residenzstadt, Von den Anfängen bis zum Ende des Alten Reiches (= Veröffentlichungen aus dem Kreisarchiv Gütersloh, Bd. 10). Bielefeld 2006.

[SCHEFFER-BOICHORST, Herr Bernhard, 1871]
Scheffer-Boichorst, Paul: Herr Bernhard von der Lippe als Ritter, Mönch und Bischof. In: Zeitschrift für vaterländische Geschichte und Altertumskunde 29, 1871, S. 107-235 (separat Münster 1871/Detmold 1872).

[SCHEFFOLD, Motte, 2010]
Scheffold, Michael: Die Rekonstruktion einer idealtypischen Motte der Zeit um 1225. In: Ritter, Burgen und Intrigen – AufRuhr 1225! Das Mittelalter an Rhein und Ruhr. Ausstellung im LWL-Museum für Archäologie, Westfälisches Landesmuseum Herne 27. Februar bis 28. November 2010. O.O. (Mainz) 2010, S. 263–271.

[SCHEIDING, Quernheim, 2002]
Scheiding, Erich: Kirche – Kloster – Stift Quernheim. Kloster Quernheim – seit 1147 Keimzelle Stift Quernheims. Kirchlengern 2. ergänzte Aufl. 2002.

[SCHICHT, Burgen des Salzburger Erzbistums, 2012]
Schicht, Patrick: Burgen des Salzburger Erzbistums – Wehrbauten unter geistlicher Herrschaft. In: Burgen im Alpenraum (= Forschungen zu Burgen und Schlössern, Bd. 14). Petersberg 2012, S. 87-94.

[SCHLENDRIAN, 2002]
Zerbrochen sind die Fesseln des Schlendrians, Westfalens Aufbruch in die Moderne, hrsg. von Gisela Weiß zus. mit Gerd Dethlefs, begleitend zur gleichnamigen Ausstellung (27.10.2002 – 16.03.2003) im Westfälischen Landesmuseum für Kunst und Kulturgeschichte Münster. Münster, Bönen, 2002.

[SCHMALOR, Klosterbibliotheken, 1982]
Schmalor, Hermann-Josef: Klosterbibliotheken in Westfalen 800-1800. In: Ausst.Kat.: Monastisches Westfalen. Klöster und Stifte 800-1800. Hrsg. v. Géza Jaszai, Westfälisches Landesmuseum für Kunst und Kulturgeschichte Münster. Münster 1982, S. 499-518.

[SCHMALOR, Klosterbibliotheken, 2005]
Schmalor, Hermann-Josef: Die westfälischen Stifts- und Klosterbibliotheken bis zur Säkularisation. Ergebnisse einer Spurensuche hinsichtlich ihrer Bestände und inhaltlichen Ausrichtung (= Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Westfalen XLIV, Quellen und Forschungen zur Kirchen- und Religionsgeschichte, Bd. 6; Veröffentlichungen zur Geschichte der Mitteldeutschen Kirchenprovinz, Bd. 19; Dissertation Paderborn 2003). Paderborn 2005.

[SCHMALOR, Rolle der Bischöfe, 2018]
Schmalor, Hermann-Josef: Die Rolle der Bischöfe und Domkapitel beim Dombau des 13. Jahrhunderts in Westfalen, insbesondere in Paderborn. In: KAT. PADERBORN 2018, S. 122-131.

[SCHMIDT, Burgcapelle, 1900]
Schmidt, E.: Die Burgcapelle in Rheda in Westfalen. In: Die Denkmalpflege, 2. Jg., Nr. 11, 29. August 1900, S. 81-84.

[SCHMIDT, Stedinger, 1982/83]
Schmidt, Heinrich: Zur Geschichte der Stedinger. In: Bremisches Jahrbuch 60/61, 1982/83, S. 27-94.

[SCHMIDT, Hermann II., 1990]
Schmidt, Heinrich: Hermann II. zur Lippe und seine geistlichen Brüder. In: WZ 140, 1990, S. 209-232.

[SCHMIDT, Hude, 1994]
Schmidt, Heinrich: Hude. In: Die Männer- und Frauenklöster der Ziserzienser in Niedersachsen, Schleswig-Holstein und Hamburg, bearb. von Ulrich Faust OSB (= Germania Benedictina, Bd. 12: Norddeutschland). St. Ottilien 1994, S. 192-211.

[SCHMITT, Neuenburg, 1995]
Schmitt, Reinhard: Die Doppelkapelle der Neuenburg bei Freyburg/Unstrut – Überlegungen zu typologischen Aspekten. In: Burg- und Schloßkapellen. Kolloquium des Wissenschaftlichen Beirats der Deutschen Burgenvereinigung, hrsg. von Barbara Schock-Werner (= Veröffentlichungen der Deutschen Burgenvereinigung e. V. – Reihe B: Schriften, Bd. 3). Braubach 1995, S. 71-78.

[SCHMITT, Neuenburg, 1997]
Schmitt, Reinhard: Die Doppelkapelle der Neuenburg bei Freyburg/Unstrut. Bericht über neue baugeschichtliche Untersuchungen. In: Sachsen-Anhalt, Jahrbuch der Historischen Kommission für Sachsen-Anhalt, Bd. 19 (= Festschrift für Ernst Schubert), 1997, S. 73-164.

[SCHMITT, Landsberg, 2004]
Schmitt, Reinhard: Zur Baugeschichte der Doppelkapelle in Landsberg, Saalkreis. In: Burgen und Schlösser in Sachsen-Anhalt, Mitteilungen der Landesgruppe Sachsen-Anhalt der Deutschen Burgenvereinigung e. V., Heft 13, 2004, S. 54-80.

[SCHMITT, Neuenburg, 2007]
Schmitt, Reinhard: Schloß Neuenburg bei Freyburg (Unstrut). Zur Baugeschichte vom späten 11. bis zum mittleren 13. Jahrhundert nach den Untersuchungen der Jahre 1986 bis 2007. In: Burgen und Schlösser in Sachsen-Anhalt, Mitteilungen der Landesgruppe Sachsen-Anhalt der Deutschen Burgenvereinigung e. V., Heft 16, 2007, S. 6-138.

[SCHMITT, Der Bergfried, 2010]
Schmitt, Reinhard: Der Bergfried – Ein wehrhaftes Statussymbol des Burgherren. In: Die Burg, Wissenschaftlicher Begleitband zu den Ausstellungen „Burg und Herrschaft“ und „Mythos Burg“, hrsg. von G. Ulrich Grossmann und Hans Ottomeyer. Berlin, Nürnberg, Dresden 2010, S. 158-167.

[SCHMITT, Klausuren, 2008]
Schmitt, Reinhard: Klausuren mittelalterlicher Klöster und Stifte im Umkreis des Harzes. Forschungsstand und neue Ergebnisse. In: Kunst, Kultur und Geschichte im Harz und Harzvorland um 1200 (= Arbeitsberichte 8 des Landesamtes für Denkmalpflege und Archäologie Sachsen-Anhalt). Petersberg 2008, S. 144-173.

[SCHMITT-VOLLMER, Bronnbach, 2007]
Schmitt-Vollmer, Dietlinde: Bronnbach, Ein Grablegeprojekt im12. Jahrhundert, Zur Baugeschichte der Zisterzienserkirche (= Forschungen und Berichte der Bau- und Kunstdenkmalpflege in Baden-Württemberg, Bd. 12). Stuttgart 2007.

[SCHNEIDER, Klosteranlage, 1974/86]
Schneider, Ambrosius: Die cisterciensische Klosteranlage. In: Ambrosius Schneider, Adam Wienand, Wolfgang Bickel, Ernst Coester (Hrsg.): Die Cistercienser, Geschichte – Geist – Kunst. Köln 1974, 3. erweiterte Aufl. 1986, S. 64-69.

[SCHNEIDER, Kolonisation, 1974/86]
Schneider, Ambrosius: Kolonisation und Mission im Osten. In: Ambrosius Schneider, Adam Wienand, Wolfgang Bickel, Ernst Coester (Hrsg.): Die Cistercienser, Geschichte – Geist – Kunst. Köln 1974, 3. erweiterte Aufl. 1986, S. 70-103.

[SCHNEIDER, Lexikale Übersicht, 1974/86]
Schneider, Ambrosius: Lexikale Übersicht der Männerklöster der Cistercienser im deutschen Sprach- und Kulturraum. In: Ambrosius Schneider, Adam Wienand, Wolfgang Bickel, Ernst Coester (Hrsg.): Die Cistercienser, Geschichte – Geist – Kunst. Köln 1974, 3. erweiterte Aufl. 1986, S. 639-702.

[SCHNEIDER, Skriptorien und Bibliotheken, 1974/86]
Schneider, Ambrosius: Skriptorien und Bibliotheken der Cistercienser. In: Ambrosius Schneider, Adam Wienand, Wolfgang Bickel, Ernst Coester (Hrsg.): Die Cistercienser, Geschichte – Geist – Kunst. Köln 1974, 3. erweiterte Aufl. 1986, S. 395-433.

[SCHNEIDER, Cappel, 1984]
Schneider, Manfred: Stift Cappel (= Westfälische Kunststätten, H. 35). Münster 1984.

[SCHNEIDER, Cappel, 1988]
Schneider, Manfred: Die Stiftskirche in Cappel. Kunsthistorische Auswertung der Ausgrabung 1980 und der archivalischen Überlieferung (= Denkmalpflege und Forschung in Westfalen, 16). Bonn 1988.

[SCHNEIDER, Cappel, 1992]
Schneider, Manfred: Cappel – Prämonstratenserinnen. In: WESTFÄLISCHES KLOSTERBUCH, Bd. 1, 1992, S. 167-172.

[SCHOCK-WERNER, Organisation von Bauhütten, 2009]
Schock-Werner, Barbara: Zur Organisation von Bauhütten im Mittelalter und zum technischen Wandel im Baubetrieb um 1200. In: KAT. MAGDEBURG 2009, Bd. I, S. 116-125.

[SCHÖLZEL, Lippiflorium, 1997]
Schölzel, Jürgen: Das Lippiflorium, mit neuer Prosaübersetzung. In: Lippstädter Spuren 12, Lippstadt 1997, S. 11-53.

[SCHOLAND, Stiftskirchenruine, 1983]
Scholand, Josef: Führer durch die Stiftskirchenruine des Klosters der Augustinernonnen St. Maria de Lippia. In: Geschäftsbericht 1982 der Volksbank Lippstadt. Lippstadt 1983, o. S. (auch einzeln als Sonderdruck erschienen).

[SCHOLZ, Bernhard II., 1987]
Scholz, Klaus: Bernhard II. zur Lippe (um 1140-1224). In: Stupperich, Robert (Hrsg.): Westfälische Lebensbilder 14 (= Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Westfalen, 17A). Münster 1987, S. 1-37.

[SCHOLZ, Glasmalerei, 1999]
Scholz, Hartmut: Glasmalerei der Zisterzienser am Beispiel Marienstatt. In: Die Klosterkirche Marienstatt (Denkmalpflege in Rheinland-Pfalz, Forschungsberichte, Bd. 4). Worms 1999, S. 85-96.

[SCHORN/VERBEEK, St. Georg in Köln, 1940]
Schorn, Wilhelm u. Verbeek, Albert: Die Kirche St. Georg in Köln. Berlin 1940.

[SCHRADE, Kunstgeschichte, 1939]
Schrade, H.: Zur frühen Kunstgeschichte in den baltischen Landen. In: Baltische Lande I, hrsg. von A. Barckmann und Carl Engel. Leipzig 1939.

[SCHREIBER/KÖHLER, Baugesetze, 1987]
Schreiber, Rupert u. Köhler, Matthias: Die „Baugesetze“ der Zisterzienser, Studien zur Bau- und Kunstgeschichte des Ordens. Meßkirch 1987

[SCHREINER, Südwestfrankreich, 1963]
Schreiner, Ludwig: Die frühgotische Plastik Südwestfrankreichs. Studien zum Style Plantagenêt zwischen 1170 und 1240 mit besonderer Berücksichtigung der Schlußsteinzyklen. Köln, Graz 1963.

[SCHREINER, Style Plantagenêt (I), 1967]
Schreiner, Ludwig: Style Plantagenêt. Entwicklung und Deutung, 1180-1220 und die Rezeption in Westfalen. In: Stil und Überlieferung in der Kunst des Abendlandes, Akten des 21. Internationalen Kongresses für Kunstgeschichte in Bonn 1964, Bd I: Epochen Europäischer Kunst, Berlin 1967, S. 155-162.

[SCHREINER, Style Plantagenêt (II), 1967]
Schreiner, Ludwig: Style Plantagenêt. Entwicklung und Deutung, 1180-1220 und die Rezeption in Westfalen. In: Westfalen 45, 1967, S. 1-21.

[SCHRÖDER, Architektur der Zisterzienser, 1980]
Schröder, Ulrich: Architektur der Zisterzienser. In: Die Zisterzienser, Ordensleben zwischen Ideal und Wirklichkeit, Eine Ausstellung des Landschaftsverbandes Rheinland, Rheinisches Museumsamt, Brauweiler, Aachen – Krönungssaal des Rathauses 3. Juli – 28. September 1980. Bonn 1980, S. 311-344.

[SCHRÖER, Bischöfe von Münster, 1993]
Schröer, Alois: Die Bischöfe von Münster, Biogramme der Weihbischöfe und Generalvikare (Das Bistum Münster, Bd. I). Münster 1993.

[SCHÜRER, Doppelkapellen, 1929]
Schürer, Oskar: Romanische Doppelkapellen. Eine typengeschichtliche Untersuchung. In: Marburger Jahrbuch für Kunstwissenschaft, Bd. 5, 1929, S. 99-192.

[SCHÜTZ/MÜLLER, Deutsche Romanik,1989]
Schütz, Bernhard u. Müller, Wolfgang: Deutsche Romanik, Die Kirchenbauten der Kaiser, Bischöfe und Klöster. Freiburg, Basel, Wien 1989.

[SCHULTEN, Knechtsteden, 1982]
Schulten, Walter: Die ehemalige Prämonstratenser-Stiftskirche Knechtsteden in Dormagen (Rheinische Kunststätten, H. 48). Köln, 7. veränd. Aufl. 1982.

[SCHULTZE/SPRONDEL, Liebfrauen Bremen, 1990]
Schultze, Jürgen u. Sprondel, Gottfried: Unser Lieben Frauen Bremen (= Große Baudenkmäler, Heft 290). München 1982, 5. Aufl. 1990.

[SCHULZE, Klöster, 1982]
Schulze, Heiko K. L.: Klöster und Stifte in Westfalen – Eine Dokumentation: Geschichte, Baugeschichte und -beschreibung. In: Ausst.Kat.: Monastisches Westfalen. Klöster und Stifte 800-1800. Hrsg. v. Géza Jaszai, Westfälisches Landesmuseum für Kunst und Kulturgeschichte Münster. Münster 1982, S. 309-445.

[SCHULZE, Sakralbau, 1985]
Schulze, Heiko K. L.: Sakralbau im Mittelalter. In: Ehbrecht, Wilfried (Hrsg.): Lippstadt. Beiträge zur Stadtgeschichte (= Quellen und Forschungen zur Geschichte der Stadt Lippstadt, 2). Lippstadt 1985, Bd. 1, S. 157-184.

[SCHULZE, Meldorfer Dom, 1992]
Schulze, Heiko K. L. (Hrsg.): Der Meldorfer Dom. Heide 1992.

[SCHULZE, Baugeschichte Meldorf, 1992]
Schulze, Heiko K. L.: Die Baugeschichte des Meldorfer Domes bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts. In: SCHULZE, Meldorfer Dom, 1992, S. 53-88.

[SCHUSKY, Bibliothek, 1984]
Schusky, Renate: Die Fürstlich zu Bentheim-Tecklenburgische Bibliothek in Rheda: Repräsentationsbibliothek und Gebrauchsbücherei (= Beiträge zur Geschichte der Literatur und Kunst des 18. Jahrhunderts, Bd. 9). Heidelberg 1984.

[SCHWENS, Wildeshausen, 1969]
Schwens, C.: Die Alexanderkirche in Wildeshausen und ihre Baugeschichte (Oldenburger Studien 2). Oldenburg 1969.

[ŠCHWIECHOWKI, Backsteingotik, 1972]
Šchwiechowki, Zygmunt: Backsteingotik. In: Propyläen Kunstgeschichte, Bd. 6: Das Mittelalter II, das Hohe Mittelalter. Berlin 1972, S. 216-221.

[SCHWINN SCHÜRMANN, Basel Baugeschichte, 2006]
Schwinn Schürmann, Dorothea: Baugeschichte. In: Schwinn Schürmann, Dorothea; Meier, Hans-Rudolf; Schmidt, Erik: Das Basler Münster, hrsg. von der Stiftung Basler Münsterbauhütte. Basel 2006, S. 12-17.

[SCHWOCH, Bauzier des Mainzer Domes, 2010]
Schwoch, Juliane: Die spätromanische Bauzier des Mainzer Domes (Dissertation Mainz 2009). Regensburg 2010.

[SCHULTEN/UNTERMANN, Wormser Dom, 2018]
Schulten, Lena; Untermann, Matthias Die Baugeschichte des Wormser Doms: Forschungsstand und neue Perspektiven. In: Der Wormsgau Bd. 34 (2018) S. 89-100.

[ŠEBESTA, Eger, 1998]
Šebesta, Pavel: Kaiserliche und königliche Burg in Eger. Eger (Cheb) 1998.

[SEHMSDORF, Landsberg, 1993]
Sehmsdorf, Gottfried: Die Doppelkapelle in Landsberg bei Halle (= Große Baudenkmäler, H. 450). München, Berlin 1993.

[SEEGER, Zisterzienser, 1997]
Seeger, Ulrike: Zisterzienser und Gotikrezeption. Die Bautätigkeit des Babenbergers Leopold VI. in Lilienfeld und Klosterneuburg (= Kunstwissenschaftliche Studien, 69). München u. Berlin 1997.

[SEEGER, Trausnitz, 2002]
Seeger, Ulrike: Die Doppelkapelle von Herzog Ludwig dem Kelheimer auf Burg Trausnitz ob Landshut. Rekonstruktion und typologische Einordnung der ursprünglichen Konzeption. In: 1204 und die Folgen. Zu den Anfängen der Stadt Landshut. Beiträge zum öffentlichen Kolloquium in Landshut am 1./2. Dezember 1997, hrsg. von T. Stangier (= Schriften aus den Museen der Stadt Landshut 6). Landshut 2002, S. 53-72.

[SIEBERN/FINK, Osnabrück, 1907]
Siebern, Heinrich u. Fink, Erich: Die Kunstdenkmäler der Provinz Hannover. IV. Regierungsbezirk Osnabrück, 1. u. 2.: Stadt Osnabrück, Hannover 1907.

[SIGNORI, Maria, 1993]
Signori, Gabriela: „Totius ordinis nostri patrona et advocata“: Maria als Haus- und Ordensheilige der Zisterzienser. In: Maria in der Welt. Marienverehrung im Kontext der Sozialgeschichte 10.-18. Jahrhundert, hrsg. von Guy P. Marchal u. a.. Zürich 1993, S. 253-277.

[SIGRIST, Lippstadt, 1999]
Sigrist, Beat: Bericht zu den historischen Putz- und Farbfassungsbefunden an der Fassade der ev. Pfarr- und Marktkirche St. Marien in Lippstadt. In: Westfalen 76, 1998 (1999), S. 442-476.

[SIGRIST/STROHMANN, Baugeschichtliche Befunde, 1995]
Sigrist, Beat u. Strohmann, Dirk: Baugeschichtliche Befunde bei der Außenrestaurierung der ehemaligen Zisterzienserklosterkirche Marienfeld mit besonderer Berücksichtigung der Mauerwerksoberflächenbehandlung durch Putz und Farbe. In: Westfalen 72, 1994 (erschienen 1995), S. 96-209.

[SIMON, Brunnenhäuser, 1997]
Simon, Heike: Zur Entwickelung und Bedeutung der Brunnenhäuser innerhalb der Sakralbaukunst deutscher und österreichischer Territorien. Frankfurt a. M. 1997.

[SITZUNGSBERICHTE GGAOR, 1902]
Sitzungsberichte der Gesellschaft für Geschichte und Altertumskunde der Ostseeprovinzen Rußlands, Riga 1902.

[SKRIVER, Taufkapelle, 2001]
Skriver, Anna: Die Taufkapelle von St. Gereon in Köln. Untersuchungen zur Wechselwirkung zwischen Architektur und Farbfassung spätstaufischer Sakralräume im Rheinland (= mediævalis, Bd. 2). Köln 2001.

[SKRIVER, Soester Nikolaikapelle, 2010]
Skriver, Anna: Die spätromanischen Wandmalereien in der Soester Nikolaikapelle, Einführende Beschreibung der Kapelle und ihrer Ausmalung - Forschungsbericht und Restaurierungsgeschichte - Stil und Einordnung der Wandmalereien. In: Soest. Geschichte der Stadt, Bd. 1: Der Weg ins städtische Mittelalter, hrsg. von Wilfried Ehbrecht, Gerhard Köhn u. Norbert Wex. Soest 2010, S. 875-925.

[SKRIVER, Romanische Wandmalerei, 2017]
Skriver, Anna: Romanische Wandmalerei in Westfalen - ein Überblick. In: SKRIVER/HEILING, Romanische Wandmalerei in Westfalen, 2017, S. 71-112.

[SKRIVER/HEILING, Romanische Wandmalerei in Westfalen, 2017]
Skriver, Anna u. Heiling, Katharina: Bildwelten – Weltbilder. Romanische Wandmalerei in Westfalen. Ein Projekt der LWL-Denkmalpflege, Landschafts- und Baukultur in Westfalen unter Leitung von Dirk Strohmann (= Denkmalpflege und Forschung in Westfalen, Bd. 53). Darmstadt 2017.

[SLOTTA, Meurthe-et-Moselle, 1976]
Slotta, Rainer: Romanische Architektur im lothringischen Département Meurthe-et-Moselle (Dissertation Saarbrücken 1974; Saarbrücker Beiträge zur Altertumskunde 20). Bonn 1976.

[SÖDING, Gnadenstuhl, 2005]
Söding, Ulrich: Das Retabel mit dem Gnadenstuhl aus Soest in der Berliner Gemäldegalerie. In: Westfalen 80, 2002 (erschienen 2005): Das Soester Antependium und die frühe mittelalterliche Tafelmalerei. Kunsttechnische und kunsthistorische Beiträge, S. 155-206.

[SOMMER, Hildesheim, 2000]
Sommer, Johannes: Das Deckenbild der Michaeliskirche zu Hildesheim. Reprint mit neuem Schlußkapitel 1999 (= Die Blauen Bücher). Königstein im Taunus 2000.

[SPUREN IN SANDSTEIN, 1999]
Spuren in Sandstein, Baumberger und Bentheimer Sandstein im Gebiet zwischen IJssel und Berkel – Sporen in Zandsteen, Baumberger en Bentheimer zandsteen in het gebied tussen IJssel en Berkel, EUREGIO-Projekt „Handel und Wandel zwischen IJssel und Berkel“. Begleitbuch zur Wanderausstellung ‚Spuren in Sandstein‘ 1999-2001. Lüdinghausen o. J. (1999).

[STAEBEL, Étampes, 2003]
Staebel, Jochen: Notre-Dame von Étampes: Die Stiftskirche des 11. – 13. Jahrhunderts unter besonderer Berücksichtigung ihrer frühgotischen Bauskulptur (= Manuskripte zur Kunstwissenschaft, 62). Worms 2003.

[STEIN, Bremen, 1962]
Stein, Rudolf: Romanische, gotische und Renaissance-Baukunst in Bremen (= Forschungen zur Geschichte der Bau- und Kunstdenkmäler in Bremen, 2). Bremen 1962.

[STEHKÄMPER, Hermann II., 1956]
Stehkämper, Hugo: Die reichspolitische Tätigkeit Bischof Hermanns II. von Münster (1174-1203). In: WZ 106, 1956, S. 1-78.

[STEHKÄMPER, Hermann II., 1969]
Stehkämper, Hugo: Hermann II. In: Neue Deutsche Biographie 8, Berlin 1969.

[STEHKÄMPER, Hermann II., 1989]
Stehkämper, Hugo: Hermann II. von Münster (1174-1203) – Ein Bischof im Dienste für Kaiser und Reich. In: Barbarossa und die Prämonstratenser (= Schriften z. staufischen Gesch. u. Kunst, 10). Göppingen 1989, S. 101-118.

[STEINACKER, Kreis Holzminden, 1907]
Steinacker, Karl (Bearb.): Die Kunstdenkmale des Kreises Holzminden. Wolfenbüttel 1907 (Nachdruck Osnabrück 1978).

[STEIN-KECKS, Kapitelsaal, 2003]
Stein-Kecks, Heidrun: Der Kapitelsaal in der abendländischen Klosterbaukunst von den Anfängen bis in die Zeit um 1500. Studien zu einer Ikonologie der Bildprogramme. Berlin 2003.

[STEIN-KECKS, Chapter House, 2004]
Stein-Kecks, Heidrun: „Claustrum“ and „capitulum“: Some Remarks on the Façade and Interior of the Chapter House. In: Peter K. Klein (Hrsg.): Der mittelalterliche Kreuzgang – The Medieval Cloister – Le cloître auch Moyen Age. Architektur, Funktion und Programm. Regensburg 2004, S. 157-189.

[STEINWASCHER, Loccum, 1994]
Steinwascher, Gerd: Loccum. In: Die Männer- und Frauenklöster der Zisterzienser in Niedersachsen, Schleswig-Holstein und Hamburg, bearb. von Ulrich Faust OSB (= Germania Benedictina, Bd. 12: Norddeutschland). St. Ottilien 1994, S. 308-348.

[STENVERT/KOLMAN/MEIERINK, Overijssel, 1998]
Stenvert, Ronald; Kolman, Chris; Meierink, Ben Olde: Monumenten in Nederland: Overijssel, hrsg. vom Rijksdienst voor de Monumentenzorg, Zeist. Zwolle 1998.

[STEVENS, Burgkapellen, 1978]
Stevens, Ulrich: Burgkapellen im deutschen Sprachraum (= 14. Veröffentlichung der Abteilung Architektur des Kunsthistorischen Instituts der Universität Köln, hrsg. v. Günther Binding). Köln 1978.

[STEVENS, Kirchen und Kapellen, 1999]
Stevens, Ulrich: Kirchen und Kapellen. In: BURGEN IN MITTELEUROPA, Bd. 1, S. 315-320.

[STEVENS, Burgkapellen, 2003]
Stevens, Ulrich: Burgkapellen. Andacht, Repräsentation und Wehrhaftigkeit im Mittelalter. Darmstadt 2003.

[STÖVER, Hude, 1997]
Stöver, Krimhild: Kloster Hude. Berlin 1997.

[STOOB, Doppelstädte, 1970]
Stoob, Heinz: Doppelstädte, Gründungsfamilien und Stadtwüstungen im engrischen Westfalen. In: Ostwestfälisch-weserländische Forschungen zur geschichtlichen Landeskunde, hrsg. von Heinz Stoob (= Kunst und Kultur im Weserraum 800-1600, Bd. 3 Forschungsband / Veröffentlichungen des Provinzialinstituts für westfälische Landes- und Volkskunde, Reihe I, H. 15). Münster 1970, S. 113-148.

[STOOB, Rheda, 1975]
Stoob, Heinz: Rheda, Westfälischer Städteatlas, Lieferung I, Nr. 12. Dortmund 1975.

[STRACKE, St. Aposteln, 1992]
Stracke, Gottfried: Köln: St. Aposteln (= Stadtspuren – Denkmäler in Köln, Bd. 19). Köln 1992.

[STREICH, Burg und Kirche, 1984]
Streich, Gerhard: Burg und Kirche während des deutschen Mittelalters. Untersuchungen zur Sakraltopographie von Pfalzen, Burgen und Herrensitzen (Vorträge und Forschungen, Sonderband 29), 2 Bde. Sigmaringen 1984.

[STREICH, Burgkapellen, 1999]
Streich, Gerhard: Burgkapellen und ihre Patrozinien. In: BURGEN IN MITTELEUROPA, Bd. 2, S. 58-65.

[STRENGER, Marienfeld, 1913]
Strenger, Hermann: Geschichte des Zisterzienserklosters Marienfeld in Westfalen, Wirtschafts- und rechtsgeschichtliche Studien. Dissertation Münster. Gütersloh 1913.

[STROBEL, St. Jakob Regensburg, 1992]
Strobel, Richard: St. Jakob in Regensburg (= Schnell, Kunstführer Nr. 691). München, 13. Aufl. 1992.

[STROHMANN, Riesenbeck, 1990]
Strohmann, Dirk: Zwei spätromanische Löwenskulpturen aus Riesenbeck. In: Westfalen 66, 1988 (erschienen 1990), S. 131-137.

[STROHMANN, Lippstadt, 1995]
Strohmann, Dirk: Vorbericht zur Außensanierung der ev. Pfarr- und Marktkirche St. Marien in Lippstadt. In: Westfalen 72, 1994 (erschienen 1995), S. 552-569.

[STROHMANN, Methler, 1995]
Strohmann, Dirk: Die Konservierung der spätromanischen Wand- und Gewölbemalereien der evangelischen Pfarrkirche in Kamen-Methler. In: Westfalen 72, 1994 (erschienen 1995), S. 570-591.

[STROHMANN, Wandnische, 1995]
Strohmann, Dirk: Eine neu entdeckte Wandnische in der Südquerhauswestwand der ehemaligen Zisterzienserklosterkirche Marienfeld. In: Westfalen 72, 1994 (erschienen 1995), S. 210-250.

[STROHMANN, Lippstadt, 1999]
Strohmann, Dirk: Baugeschichtliche Beobachtungen bei der Außenrestaurierung der ev. Pfarr- und Marktkirche St. Marien in Lippstadt. In: Westfalen 76, 1998 (erschienen 1999), S. 477-540.

[STROHMANN, Restaurierungsgeschichte, 2017]
Strohmann, Dirk: Vom „geborgten Glanz“ zur „echten Malerei in geschundenem Gewand“. Restaurierungsgeschichte mittelalterlicher Wandmalerei in Westfalen. In: SKRIVER/HEILING, Romanische Wandmalerei in Westfalen, 2017, S. 39-70.

[SUCKALE, Fensterrose, 1981/2008]
Suckale, Robert: Thesen zum Bedeutungswandel der gotischen Fensterrose. Wiederabdruck in: Robert Suckale: Stil und Funktion. Ausgewählte Schriften zur Kunst des Mittelalters. Hrsg. von Peter Schmidt und Gregor Wedekind. München, Berlin 2008, S. 327-360.

[SUCKALE, Kirchenbau im Gebrauch, 1999]
Suckale, Robert: Der mittelalterliche Kirchenbau im Gebrauch und als Ort der Bilder. In: Ausst.Kat.: Goldgrund und Himmelslicht. Die Kunst des Mittelalters in Hamburg. Hamburger Kunsthalle 1999-2000. Hamburg 1999, S. 15-25.

[SVAHNSTRÖM, Visby Domkyrka I, 1978]
Svahnström, Gunnar: Visby Domkyrka. Kyrkobyggnaden (= Sveriges Kyrkor, Konsthistoriskt Inventarium, Bd. 175). Stockholm 1978.

[SVAHNSTRÖM, Visby, 1986]
Svahnström, Gunnar: Die Kirchen von Visby (= Schwedische Kulturdenkmäler). Uddevalla 1986.

[SVAHNSTRÖM, Kirchen Gotlands, 1987]
Svahnström, Gunnar: Die Kirchen Gotlands. In: Visby-Colloquium 1984, hrsg. v. Klaus Friedland (= Quellen und Darstellungen zur Hansischen Geschichte N. F. 32). Köln u. Wien 1987, S. 117-124.

[SVAHNSTRÖM/SVAHNSTRÖM, Visby Domkyrka II, 1986]
Svahnström, Gunnar u. Karin: Visby Domkyrka. Inredning (= Sveriges Kyrkor, Konsthistoriskt Inventarium, Bd. 202). Stockholm 1986.

[SVERIGES KYRKOR, Gotland I, 1931]
Sveriges Kyrkor, Konsthistoriskt Inventarium Bd. §§, Stockholm 1931

[SVERIGES KYRKOR, Gotland III, 1942]
Sveriges Kyrkor, Konsthistoriskt Inventarium Bd. §§, Stockholm 1942

[TACK, Paderborner Dom, 1936]
Tack, Wilhelm: Geschichtliche Nachrichten über die Bautätigkeit am Paderborner Dom im 13. Jahrhundert. In: Sankt Liborius – sein Dom und sein Bistum. Zum 1000jährigen Jubiläum der Reliquienübertragung. Paderborn 1936, S. 237-254.

[TACK, Kapitellornamentik, 1938]
Tack, Wilhelm: Die Kapitellornamentik des 13. Jahrhunderts am Paderborner Dom. In: WZ 94, 1938, S. 3-100.

[TACK, Dom zu Paderborn, 1948]
Tack, Wilhelm: Der Dom zu Paderborn. In: Die Kathedrale, 3. F., 1948, S. 15-20.

[TACK, Paderborn und Riga, 1962]
Tack, Wilhelm: Die Dombauten des 13. Jahrhunderts in Paderborn und Riga. In: WZ 112, 1962, S. 233-244.

[TELGER, Herford, 1935]
Telger, Leni: Ausgrabungen in der Münsterkirche zu Herford. In: Westfalen 20, 1935, S. 348-352.

[TELGER, Herford, 1936]
Telger, Leni: Die Münsterkirche zu Herford. Ihre Baugeschichte und entwicklungsgeschichtliche Stellung. In: WZ 92, 1936, S. 89-192.

[THIES, Sakralarchitektur, 1993]
Thies, Harmen: Sakralarchitektur. In: WEGE IN DIE ROMANIK, 1993, S. 79-87.

[THOMAS, Figurenportale, 1934]
Thomas, Bruno: Die westfälischen Figurenportale in Münster, Paderborn und Minden. In: Westfalen 19, 1934, S. 1-96.

[THOME, Heiligenkreuz, 2007]
Thome, Markus: Kirche und Klosteranlage der Zisterzienserabtei Heiligenkreuz, Die Bauteile des 12. und 13. Jahrhunderts. Mit einem Beitrag von Harald W. Müller (= Studien zur internationalen Architektur- und Kunstgeschichte 52; Dissertation Mainz 2005). Petersberg 2007.

[THOME, Architektur, 2017]
Thome, Markus: Einheit und Einfachheit. Architektur und Raumkonzepte der Zisterzienser. In: KAT. BONN 2017, S. 38-53.

[THON/RUDERSDORF, Burgkapelle, 1999]
Thon, Alexander u. Rudersdorf, Tina: Burgkapelle, Kapellenerker und Tragaltar. Überlegungen zu einer Typologie des Sakralbereichs mittelalterlicher Burgen im Rheinland. In: Jahrbuch für westdeutsche Landesgeschichte, 25. Jg., 1999, S. 141-181.

[THÜMMLER, Kreis Wiedenbrück, 1947]
Thümmler, Hans: Kreis Wiedenbrück (= Kunstführer des Westfälischen Heimatbundes 23). Münster o. J. (1947).

[THÜMMLER, Gewölbebaukunst, 1951]
Thümmler, Hans: Die Anfänge der monumentalen Gewölbebaukunst in Deutschland und der besondere Anteil Westfalens. In: Westfalen 29, 1951, S. 154-171.

[THÜMMLER, Neue Forschungen, 1952]
Thümmler, Hans: Neue Forschungen zur mittelalterlichen Baukunst in Westfalen. In: Deutsche Kunst- und Denkmalpflege 10, 1952, S. 97-105.

[THÜMMLER, Neue Funde, 1953]
Thümmler, Hans: Neue Funde zur mittelalterlichen Baukunst Westfalens, in: Westfalen 31, 1953, S. 274-30§.

[THÜMMLER, Dom zu Osnabrück, 1954]
Thümmler, Hans: Der Dom zu Osnabrück. o. O. (München/Berlin) 1954.

[THÜMMLER, Methler, 1954]
Thümmler, Hans: Die Margarethen-Kirche in Methler. Ein Meisterwerk westfälischer Hallenbaukunst. In: Heimat am Hellweg, Unna 1954, S.125-128 (Wiederabdruck in: Hans Thümmler: Zur Architektur und Skulptur des Mittelalters. Gesammelte Aufsätze, Münster 1998, S. 327-329).

[THÜMMLER, Bedeutung, 1955]
Thümmler, Hans: Die Bedeutung der Edelherren zur Lippe für die Ausbreitung der westfälischen Baukunst im 13. Jahrhundert. In: Westfalen, Hanse, Ostseeraum (= Veröffentlichungen des Provinzialinstituts für westfälische Landes- u. Volksforschung, Reihe 1, H. 7), Münster 1955, S. 161-169.

[Thümmler, westfälische Baukunst, 1956]
Thümmler, Hans: Die europäische Bedeutung der westfälischen Baukunst des 13. Jahrhunderts. (Vortrag). In: WZ 106, 1956, S. 252-253.

[THÜMMLER, Hallenkirchen, 1958]
Thümmler, Hans: Westfälische und italienische Hallenkirchen. In: Festschrift Martin Wackernagel zum 75. Geburtstag. Köln u. Graz 1958, S. 17-36.

[THÜMMLER, Raumform, 1962]
Thümmler, Hans: Rezension zu: Voldemar Vaga: Das Problem der Raumform in der mittelalterlichen Baukunst Lettlands und Estlands, Tartu 1960. In: Zeitschrift für Kunstgeschichte, 25. Bd., H. ¾, 1962, S. 281-294 (Wiederabdruck in: Thümmler, Hans, Zur Architektur und Skulptur des Mittelalters. Gesammelte Aufsätze, hg. von Poeschke, Joachim, Münster 1998, S. 429-442).

[THÜMMLER, Dom zu Osnabrück, 1965]
Thümmler, Hans: Der Dom zu Osnabrück (= Große Baudenkmäler H. 189). München/Berlin 1965.

[THÜMMLER, Elemente, 1966]
Thümmler, Hans: Zisterziensische und rheinische Elemente in der spätromanischen Baukunst Westfalens. In: Kunstchronik, Jg. 19, 1966, H. 10, S. 293-295.

[THÜMMLER, Weserraum, 1966]
Hans Thümmler, Mittelalterliche Baukunst im Weserraum. In: Kunst und Kultur im Weserraum 800-1600, Ausstellung des Landes Nordrhein-Westfalen Corvey 1966, Bd. I, Münster 1966, S. 166-191 (Wiederabdruck in: Hans Thümmler: Zur Architektur und Skulptur des Mittelalters. Gesammelte Aufsätze, Münster 1998, S. 181-205).

[THÜMMLER, Patroklussäule, 1967]
Thümmler, Hans: Die Patroklussäule in Soest. In Westfalen 45, 1967, S. 78-96.

[THÜMMLER, Visby–Varnhem, 1967]
Thümmler, Hans: Die Zisterzienserkirche in Marienfeld in Westfalen und ihr Einfluss auf die Marienkirche in Visby und die Zisterzienserkirche in Varnhem. In: Nordisk medeltid, Konsthistoriska studier tillägnade Armin Tuulse (Acta Universitatis Stockholmensis / Stockholm Studies in History of Art 13). Uppsala 1967, S. 80–98.

[THÜMMLER, Vorstufen, 1969]
Thümmler, Hans: Vorstufen der zweischiffigen Kirchen Gotlands. In: Acta Visburensia III, Göteborg 1969, S. 189–220.

[THÜMMLER, Marienfeld, 1972]
Thümmler, Hans: Kloster Marienfeld (= Große Baudenkmäler H. 264). München u. Berlin 1972.

[THÜMMLER, Gesammelte Aufsätze, 1998]
Thümmler, Hans: Zur Architektur und Skulptur des Mittelalters. Gesammelte Aufsätze, Münster 1998

[THÜMMLER/BADENHEUER, Westfalen, 1964/73]
Thümmler, Hans und Badenheuer, Friedrich: Romanik in Westfalen. 1. Aufl. Recklinghausen 1964, 2. verb. Aufl. Recklinghausen 1973.

[THÜMMLER/KREFT, Weserbaukunst, 1970]
Thümmler, Hans u. Kreft, Herbert: Weserbaukunst im Mittelalter. Hameln 1970.

[TILLIÈRE, Orval, 1897/1967]
Tillière, Nicolas: Histoire de l'Abbaye d'Orval. Orval 1897, 7. Aufl., Orval 1967.

[TRÖLLER, Marienfeld, 1935]
Tröller, Walter: Die Zisterzienserkirche Marienfeld in Westfalen (Dissertation Münster 1930). Würzburg 1935.

[TRONZO, Cappella Palatina, 1997]
Tronzo, William: The cultures of his kingdom: Roger II and the Cappella Palatina in Palermo. Princeton 1997.

[TUULSE, Wehrkirchen, 1940]
Tuulse, Armin: Die Kirche zu Karja und die Wehrkirchen Saaremaas (= Tartu Ülikooli Kunstiajaloo-Instituudi väljaanded 8). Tartu 1940.

[UHL, Buckelquader, 1999]
Uhl, Stefan: Buckelquader. In: BURGEN IN MITTELEUROPA, Bd. 1, S. 217-219.

[UHL/ZEUNE, Bergfried, 1999]
Uhl, Stefan u. Zeune, Joachim: Der Bergfried. In: BURGEN IN MITTELEUROPA, Bd. 1, S. 237-245.

[UHRMACHER, Gertrudenkloster, 1982]
Uhrmacher, Erwin: Das Gertrudenkloster in Osnabrück. In: Berichte zur Denkmalpflege in Niedersachsen 1, 1982, S. 2-5.

[UHRMACHER, Gertrudenberg, 1983]
Uhrmacher, Erwin: Kloster Gertrudenberg zu Osnabrück (= Schnell, Kunstführer Nr. 1389). München 1983.

[UNTERMANN, Prämonstratenser, 1984]
Untermann, Matthias: Kirchenbauten der Prämonstratenser. Untersuchungen zum Problem einer Ordensbaukunst im 12. Jahrhundert (= 29. Veröffentlichung der Abteilung Architektur des Kunsthistorischen Instituts der Universität Köln). Köln 1984.

[UNTERMANN, Knechtsteden, 1989]
Untermann, Matthias: Zur frühen Geschichte und Baugeschichte des Prämonstratenserstiftes Knechtsteden bei Köln. In Jahrbuch der Rheinischen Denkmalpflege 33, 1989, S. 143-172.

[UNTERMANN, Mönchshaus, 1996]
Untermann, Matthias: Das „Mönchshaus“ in der früh- und hochmittelalterlichen Klosteranlage. Beobachtungen zu Lage und Raumaufteilung des Klausur-Ostflügels. In: Hans Rudolf Sennhauser (Hrsg.): Wohn- und Wirtschaftsbauten frühmittelalterlicher Klöster (= Veröffentlichungen des Instituts für Denkmalpflege der ETH Zürich 17). Zürich 1996, S. 233-257.

[UNTERMANN, Zisterzienserbaukunst, 1999]
Untermann, Matthias: Zisterzienserbaukunst. In: LMA, IX, 1999, Sp. 650-654.

[UNTERMANN, Forma Ordinis, 2001]
Untermann, Matthias: Forma Ordinis: Die mittelalterliche Baukunst der Zisterzienser (Habil. Freiburg 1997). München/Berlin 2001.

[UNTERMANN, Gebaute Unanimitas, 2001]
Untermann, Matthias: Gebaute *unanimitas*. Zu den „Bauvorschriften“ der Zisterzienser. In: Knefelkamp, Ulrich (Hrsg.): Zisterzienser. Norm, Kultur, Reform – 900 Jahre Zisterzienser (Schriftenreihe des Interdisziplinären Zentrums für Ethik an der Europa-Universität Viadrina Frankfurt/Oder). Berlin, Heidelberg, New York 2001, S. 239-266.

[UNTERMANN, Planwechsel, 2004]
Untermann, Matthias: Auf der Suche nach der Form. Planwechsel an Ziserzienserkirchen des 12. Jahrhunderts. In: Denkmalpflege in Sachsen, Mitteilungen des Landesamtes für Denkmalpflege Sachsen, Bd. §§, 2004, S. 17-31.

[UNTERMANN, Handbuch, 2009]
Untermann, Matthias: Handbuch der mittelalterlichen Architektur. Darmstadt 2009.

[UNTERMANN, Platz der Laien, 2007]
Untermann, Matthias: Der Platz der Laien in der Zisterzienserkirche. In: Dirk Schumann (Hrsg.): Sachkultur und religiöse Praxis (Studien zur Geschichte, Kunst und Kultur der Zisterzienser, Bd. 8), 2007, S. 11-19.

[UNTERMANN, Forma Ordinis, 2024]
Untermann, Matthias: Forma Ordinis sichtbar gemacht. Mittelalterliche Formdebatten in der Zisterzienserarchitektur. KAT. BONN 2017, S. 65-84.

[UNTERMANN/KEIL, Worms, 2010]
Untermann, Matthias u. Keil, Wilfried E.: Der Ostbau des Wormser Domes. Neue Beobachtungen zu Bauabfolge, Bauentwurf und Datierung. In: In situ. Zeitschrift für Architekturgeschichte 2 (1), 2010, S. 5-20.

[URSEAU, Angers, 1929]
Urseau, Charles: La Cathédrale d´Angers (= Petites Monographies des Grands Édifices de la France). Paris 1929.

[VAHRENHOLD, Grafengeschlecht, 1965]
Vahrenhold, Wilhelm: Das bergisch-altenaische Grafengeschlecht und das Zisterzienserkloster Marienfeld im 12. und 13. Jahrhundert. In: Der Märker, Heimatblatt für den Bereich der ehemaligen Grafschaft Mark, 14. Jg. 1965, Nov./H. 11, S. 229-230.

[VAHRENHOLD, Marienfeld, 1966]
Vahrenhold, Wilhelm: Kloster Marienfeld, Besitz- und Wirtschaftsgeschichte des Zisterzienserklosters Marienfeld in Westfalen (1185-1456) (= Quellen und Forschungen zur Geschichte der Stadt Warendorf, 4. Bd.), Warendorf 1966.

[VEDDELER, Lippische Rose, 1978]
Veddeler, Peter: Die Lippische Rose. Entstehung und Entwicklung des lippischen Wappens bis zur Gegenwart. (=Veröffentlichungen der staatlichen Archive des Landes Nordrhein-Westfalen, Reihe C: Quellen und Forschungen aus den staatlichen Archiven, Bd. 6). Detmold 1978.

[VERBEEK, Burgenbaukunst, 1938]
Verbeek, Albert: Zur staufischen Burgenbaukunst im Rheinland. In: Wallraf-Richartz-Jahrbuch 10, 1938, S. 13-42.

[VERBEEK, St. Georg, 1984]
Verbeek, Albert: St. Georg. In: Köln: Die Romanischen Kirchen. Von den Anfängen bis zum Zweiten Weltkrieg. Hrsg. von Hiltrud Kier und Ulrich Krings (= Stadtspuren – Denkmäler in Köln, Bd. 1). Köln 1984, S. 256-277.

[VERGNOLLE, Saint-Benoît-sur-Loire, 1985]
Vergnolle, Eliane: Saint-Benoît-sur-Loire et la sculpture du XIe siècle. Paris 1985.

[VIARD, Morimond, 2005]
Viard, Georges (Hrsg.): L'abbaye cistercienne de Morimond. Histoire et rayonnement. Colloque international organisé par l'Association des Amis de l'Abbaye de Morimond et la Société Historique et Archéologique de Langres (Langres, 5. - 6. September 2003). Langres 2005.

[VILTER, Stedinger, 2001]
Vilter, Armand: Die Stedinger. Freiheitskampf und Untergang eines Bauernvolkes. Bremen 2001.

[VIOLLET-LE-DUC, Architecture française, 1859/68]
Viollet-le-Duc, Eugène: Dictionnaire raisonné de l'Architecture française du XIe au XVIe siècle. 10 Bde. Paris 1859-68.

[VONES-LIEBENSTEIN, Eleonore von Aquitanien, 2000]
Vones-Liebenstein, Ursula: Eleonore von Aquitanien, Herrscherin zwischen zwei Reichen. Göttingen 2000

[VONES-LIEBENSTEIN, Aliénor d'Aquitaine, 2004]
Vones-Liebenstein, Ursula: Une „Femme Maîtresse du Jeu Politique": Aliénor d'Aquitaine et les Hohenstaufen. In: Aliénor d'Aquitaine = 303 – Arts, Recherches et Créations, 2e trimestre 2004 (Sonderausgabe), S. 70-81.

[WAGNER-RIEGER, Bedeutung des Bauherren, 1978]
Wagner-Rieger, Rita: Die Bedeutung des Bauherren für die Gestaltung von Zisterzienserkirchen. In: I Cistercensi e il Lazio. Atti delle giornate di studio dell'Istituto di Storia dell'Arte dell'Università di Roma, 17 – 21 Maggio 1977. Rom 1978, S. 53-63.

[WALBERG, Stadtentwicklung, 1990]
Walberg, Hartwig: Stadtentwicklung bis 1365. In: 800 Jahre Lemgo. Aspekte der Stadtgeschichte. Hrsg. v. Peter Johanek u. Herbert Stöwer (= Beiträge zur Geschichte der Stadt Lemgo, 2). Lemgo 1990, S. 103-114.

[WARNATSCH, Lehnin, 1998]
Warnatsch, Stephan: Zisterzienser-Abtei Lehnin, Von der askanischen Familiengrablege zum Luise-Henrietten-Stift (= Die Blauen Bücher). Königstein im Taunus 1998.

[WARNATSCH-GLEICH, Backsteinmischtechnik, 2001]
Warnatsch-Gleich, Friederike: Herrschaftliches Bauen. Backsteinmischtechnik in obersächsischen und schlesischen Klöstern. In: Architektur im Kontext weltlicher Macht. Hrsg. v. Dirk Schumann (= Studien zur Geschichte, Kunst und Architektur der Zisterzienser, Bd. 4). Berlin 2001, S. 480-499.

[WARNECKE, Borghorst, 1990]
Warnecke, Hans Jürgen: Der Jungfernchor im freiweltlich-adeligen Damenstift St. Nikomedes Borghorst. In: Westfalen 67, 1989 (erschienen 1990), S. 285-286.

[WASCHBÜSCH/SELIGER/BRANDL, Westbau, 2021]
Waschbüsch, Andreas; Seliger, Anja; Brandl, Heiko (Hrsg.): Westbau Vorhalle Portal, Forschungen zum Halberstädter Dom (= more romano 7). Regensburg 2021

[WEGE IN DIE ROMANIK, 1993]
Wege in die Romanik – Das Reisehandbuch. Unter Mitwirkung zahlreicher Fachwissenschaftler hrsg. vom Niedersächsischen Ministerium für Wirtschaft, Technologie und Verkehr, Referat Tourismus, 2 Bde. Hannover 1993.

[WEINFURTER, Entmachtung, 1995]
Weinfurter, Stefan: Die Entmachtung Heinrichs des Löwen. In: KAT. BRAUNSCHWEIG 1995, Bd. 2, S. 180–189.

[WEMHOFF, Herford, 1993]
Wemhoff, Matthias: Das Damenstift Herford. Die archäologischen Ergebnisse zur Geschichte der Profan- und Sakralbauten seit dem späten 8. Jahrhundert (= Denkmalpflege und Forschung in Westfalen, 24), 3 Bde. Bonn 1993.

[WEMHOFF, Schlafhaus, 2003]
Wemhoff, Matthias: Das Schlafhaus im Frauenstift Herford. In: Essen und die sächsischen Frauenstifte im Frühmittelalter (= Essener Forschungen zum Frauenstift, 2), hrsg. v. Jan Gerchow u. Thomas Schilp. Essen 2003, S. 259-268.

[WENNING, St. Jakobi Coesfeld, 1985]
Wenning, Wilhelm: Kath. Pfarrkirche St. Jakobi in Coesfeld (= Schnell, Kunstführer Nr. 1545). München/Zürich 1985.

[WERLAND, Marienfelder Chronik, 1968]
Werland, Walter: Campus s. Mariae. Marienfelder Chronik. Zur Geschichte der Zisterzienserabtei und der Gemeinde Marienfeld. Marienfeld 1968.

[WERLAND, Marienfeld, 1972]
Werland, Walter: Marienfeld. Vergangenheit und Gegenwart. Zur Weihe der Klosterkirche vor 750 Jahren am 21. Juli 1222. Marienfeld 1972.

[WERLING, Otterberg, 1986]
Werling, Michael: Die Baugeschichte der ehemaligen Abteikirche Otterberg unter besonderer Berücksichtigung ihrer Steinmetzzeichen (= Beiträge zur pfälzischen Volkskunde 3). Kaiserslautern 1986.

[WESTERMANN, Groningerland, 1975]
Westermann, Geerd: Gewölbte Kirchen des 13. Jahrhunderts im Groningerland (Dissertation). Münster 1975.

[WESTFÄLISCHES KLOSTERBUCH 1992]
Westfälisches Klosterbuch. Lexikon der vor 1815 errichteten Stifte und Klöster von ihrer Gründung bis zur Aufhebung. Teil 1: Ahlen – Mülheim (= Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Westfalen XLIV; Quellen und Forschungen zur Kirchen- und Religionsgeschichte, 2), hrsg. v. Karl Hengst. Münster 1992.

[WESTFÄLISCHES KLOSTERBUCH 1994]
Westfälisches Klosterbuch. Lexikon der vor 1815 errichteten Stifte und Klöster von ihrer Gründung bis zur Aufhebung. Teil 2: Münster – Zwillbrock (= Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Westfalen XLIV; Quellen und Forschungen zur Kirchen- und Religionsgeschichte, 2), hrsg. v. Karl Hengst. Münster 1994.

[WESTFALIA PICTA, Ausstellungskatalog,1987]
Westfalia Picta: die westfälischen Ortsansichten vor 1900, Ausst.Kat. Westfälisches Landesmuseum für Kunst und Kulturgeschichte Münster, bearbeitet von Jochen Luckhardt. Bielefeld 1987.

[WESTFALIA PICTA, Bd. VII, 2002]
Westfalia Picta, Bd. VII: Minden-Ravensberg. Stadt Bielefeld – Kreis Gütersloh – Kreis Herford – Kreis Minden-Lübbecke, bearbeitet von Michael Schmitt. Münster 2002.

[WIEHAGE, Isselhorst, 1950]
Wiehage, Otto: 800-Jahrfeier der Kirche zu Isselhorst. (o.O.) 1950.

[WIEMER, Ebrach, 1992]
Wiemer, Wolfgang: Zisterzienserabtei Ebrach. Geschichte und Kunst (= Schnell, Große Kunstführer Nr. 177). München, Zürich 1992.

[WIERSING, Bernhard II., 2008]
Wiersing, Erhard: Ein Mensch im Wandel seiner Rollen. Zur Darstellung mittelalterlicher Personalität am Beispiel des Edelherrn Bernhard II. zur Lippe. In: Lippe und Livland, Mittelalterliche Herrschaftsbildung im Zeichen der Rose, Ergebnisse der Tagung „Lippe und Livland“ Detmold und Lemgo 2006, hrsg. von Jutta Prieur (= Sonderveröffentlichungen des Naturwissenschaftlichen und Historischen Vereins für das Land Lippe e. V., Bd. 82), Bielefeld 2008, S. 17-32.

[WIESELHUBER, Gerhard II., 2016]
Wieselhuber, Christoph: „Mehr mit dem weltlichen als mit dem geistlichen Schwert“ – Bremens letzter Kirchenfürst Gerhard II. (1219–1258). In: Hospitium ecclesiae, Forschungen zur bremischen Kirchengeschichte, Bd. 26, 2016, S. 7-68.

[WILHELM-KÄSTNER, Der westfälische Lebensraum, 1947]
Wilhelm-Kästner, Kurt: Der westfälische Lebensraum in der Baukunst des Mittelalters (= Der Raum Westfalen, Bd. II 1.2, Teildruck). Münster 1947.

[WILHELM-KÄSTNER, Raum Westfalen, 1955]
Wilhelm-Kästner, Kurt: Der Raum Westfalen in der Baukunst des Mittelalters. In: Aubin, Hermann u. Petri, Franz (Hrsg.): Der Raum Westfalen, Bd. II, 1, 1955, S. 369-449 (auch als separate und erweiterte Sonderausgabe).

[WINTERFELD, Worms, 1989]
Winterfeld, Dethard von: Der Dom zu Worms (= Die Blauen Bücher). Königstein im Taunus 1. Aufl. 1984, 2. Aufl. 1989.

[WINTERFELD, Wormser Westbau, 1990]
Winterfeld, Dethard von: Neue Gedanken zur alten Diskussion über den Wormser Westbau. In: Zeitschrift des deutschen Vereins für Kunstwissenschaft 44, 1990, S. 76-91.

[WINTERFELD, Kaiserdome, 1993]
Winterfeld, Dethard von: Die Kaiserdome Speyer, Mainz, Worms und ihr romanisches Umland (= Romanik in Deutschland). Würzburg 1993.

[WINTERFELD, Gotthard-Kapelle, 1997]
Winterfeld, Dethard von: Die Gotthard-Kapelle im Mainzer Dom. Zur Deutung architektonischer Formen. In: RückSicht, Festschrift für Hans-Jürgen Imiela zum 5. Februar 1997, hrsg. von Daniela Christmann, Gabriele Kiesewetter, Otto Martin, Andreas Weber. Mainz 1997, S. 17-31.

[WINTERFELD, Maria Laach, 2004]
Winterfeld, Dethard von: Die Abteikirche Maria Laach. Geschichte – Architektur – Kunst – Bedeutung, unter Mitarbeit von Mönchen der Abtei Maria Laach (= Jahrbuch 2004 des Rheinischen Vereins für Denkmalpflege und Landschaftsschutz e. V. Köln). Regensburg 2004.

[WINTZER, Geseke, 1954]
Wintzer, Dora Marie: Die Baugeschichte der Stiftskirche St. Cyriakus zu Geseke in Westfalen (Dissertation). Göttingen 1954.

[WOEBECKEN, Schlacht bei Altenesch, 1934]
Woebecken, Carl: Die Schlacht bei Altenesch am 27. Mai 1234 und ihre Vorgeschichte. In: Oldenburger Jahrbuch 37, 1933 (erschienen 1934), S. 5-35.

[WOLF, Marienfeld, 2016]
Wolf, Manfred. Kontroversen zur Geschichte des Klosters Marienfeld. In: WZ 166, 2016, S. 9-25.

[WOLFF, Wölbformen, 1990]
Wolff, Arnold: Zur Erinnerung an die frühgotischen Wölbformen im Anjou. In: Geschichte des Konstruierens IV: Wölbkonstruktionen der Gotik 1 (= Sonderforschungsbereich 230: Natürliche Konstruktionen – Leichtbau in Architektur und Natur, Universität Stuttgart, Universität Tübingen, H. 33). Stuttgart 1990, S. 39-49.

[WOLTER-VON DEM KNESEBECK, Kunstverständnis, 2017]
Wolter-von dem Knesebeck, Harald: Bernhard von Clairvaux und das Bild- und Kunstverständnis bei den Zisterziensern. In: KAT. BONN 2017, S. 100-113.

[ZEITLER, Schweden, 1985]
Zeitler, Rudolf: Schweden. Kunstdenkmäler und Museen (= Reclams Kunstführer). Stuttgart 1985.

[ZELLNER, Steinquader, 1963]
Zellner, Leo: Alte Steinquader klären die Baugeschichte. In: Heimatblätter der Glocke, Nr. 142, Oelde 1963.

[ZELLNER, Baugeschichte, 1964]
Zellner, Leo: Zur Baugeschichte der restaurierten Rhedaer Schloßkapelle. In Volksbank Rheda, Bericht über das 69. Geschäftsjahr, 1964, S. 20-23.

[ZELLNER, Kapellenturm, 1964]
Zellner, Leo: Restaurierung des Tor- und Kapellenturms auf dem Schloß Rheda. In: Heimatblätter der Glocke, Nr. 155, Oelde 1964.

[ZELLNER, Schloßkapelle, 1965]
Zellner, Leo: Die Schloßkapelle zu Rheda und ihre Restaurierung. In: Gütersloher Beiträge zur Heimat- und Landeskunde, H. 1, 1965, S. 17-19.

[ZELLNER, Burgkapelle, 1965]
Zellner, Leo: Zur Restaurierung der Rhedaer Burgkapelle. In: Heimatblätter der Glocke, Nr. 159, Oelde 1965.

[ZETTLER, Gelnhausen, 2001]
Zettler, Alfons: Gelnhausen als Gründung Barbarossas. In: Volker Herzner, Jürgen Krüger (Hrsg.): Burg und Kirche zur Stauferzeit. Akten der 1. Landauer Staufertagung 1997. Regensburg 2001, S. 47-55.

[ZEUNE, Aggstein, 1995]
Zeune, Joachim: Die Kapelle der Burg Aggstein, Niederösterreich – Ein Beitrag zum Verständnis von Wandöffnungen zwischen Sakralbereich und Profanbereich. In: Burg- und Schloßkapellen. Kolloquium des Wissenschaftlichen Beirats der Deutschen Burgenvereinigung, hrsg. von Barbara Schock-Werner (= Veröffentlichungen der Deutschen Burgenvereinigung e. V. – Reihe B: Schriften, Bd. 3). Braubach 1995, S. 95-99.

[ZEUNE, Burgen, 1996]
Zeune, Joachim: Burgen – Symbole der Macht: Ein neues Bild der mittelalterlichen Burg. Regensburg 1996.

[ZEUNE, Abortanlagen, 1999]
Zeune, Joachim: Abortanlagen. In: BURGEN IN MITTELEUROPA, Bd. 1, S. 301-303.

[ZEUNE, Tor, 1999]
Zeune, Joachim: Tor, Torbau und Torturm. In: BURGEN IN MITTELEUROPA, Bd. 1, S. 235-237.

[ZEUNE, Wehrerker, 1999]
Zeune, Joachim: Wehrerker, Tourelle, Pechnase. In: BURGEN IN MITTELEUROPA, Bd. 1, S. 251-253.

[ZEUNE/UHL, Fallgitter, 1999]
Zeune, Joachim u. Uhl, Stefan: Fallgitter, Zugbrücke, Schwungrutenbrücke/Wippbrücke. In: BURGEN IN MITTELEUROPA, Bd. 1, S. 255-256.

[ZOLLER, Ausgrabungen, 1980]
Zoller, Dieter: Ausgrabungen und Funde im Regierungsbezirk Weser-Ems 1979. In: Archäologische Mitteilungen aus Nordwestdeutschland 3, 1980, S. 37-63.

[ZUCH, Pfalzen, 2007]
Zuch, Rainer: Pfalzen deutscher Kaiser von Aachen bis Zürich (Imhof-Kulturgeschichte). Petersberg 2007.

[ZUHORN, Gemäldebestand, 1938]
Zuhorn, Karl: Der Gemäldebestand der Abtei Marienfeld bei Ihrer Aufhebung. Eine kulturgeschichtliche Betrachtung. In: Westfalen 23, 1938, H. 1, S. 105-114.

[ZUHORN, Behandlung, 1954]
Zuhorn, Karl: Die Behandlung des Marienfelder Gemäldebestandes nach der Aufhebung der Abtei. In: Westfälische Zeitschrift 103/104, 1954, S. 194-202.

[ZUNKER, Adel, 2003]
Zunker, Diana: Adel in Westfalen. Strukturen und Konzepte von Herrschaft (1106-1235) (= Historische Studien, 472; Dissertation Regensburg 2000). Husum 2003.

[ZUNKER, Gertrud II., 2004]
Zunker, Diana: Familie, Herrschaft, Reich: Die Herforder Äbtissin Gertrud II. von der Lippe. In: Fürstin und Fürst, hrsg. von Jörg Rogge (= Mittelalter-Forschungen 15). Ostfildern 2004, S. 167–186.

[ZUNKER, Adel und Klöster, 2007]
Zunker, Diana: *Ne cadant in oblivionis obscurum que fuerint in luce* – Adel und Klöster in Westfalen. In: Adlige – Stifter – Mönche, Zum Verhältnis zwischen Klöstern und mittelalterlichem Adel, hrsg. v. Nathalie Kruppa (= Veröffentlichungen des Max-Planck-Instituts für Geschichte, Bd. 227; Studien zur Germania Sacra, Bd. 30). Göttingen 2007, S. 107-134.

[ZURHEIDE/HANNING, Steinbearbeitung, 1993]
Zurheide, Eckhard u. Hanning, Paul: Anmerkungen zur Steinbearbeitung. In: LOBBEDEY/SCHOLZ/VESTRING-BUCHOLZ, Dom zu Münster, 1993, Bd. 1, S. 334-343.

Abbildungen



Abb. 1: Klosteranlage, Luftaufnahme von Nordosten (Aufn. Daniel Brockpähler, Marienfeld)



Abb. 2: Abteikirche von Süden (Aufn. Michael Reuter, Münster)



Abb. 3: Abteikirche, Südquerhaus von Südwesten (Aufn. Michael Reuter, Münster)



Abb. 4: Abteikirche, Südquerhaus von Südosten

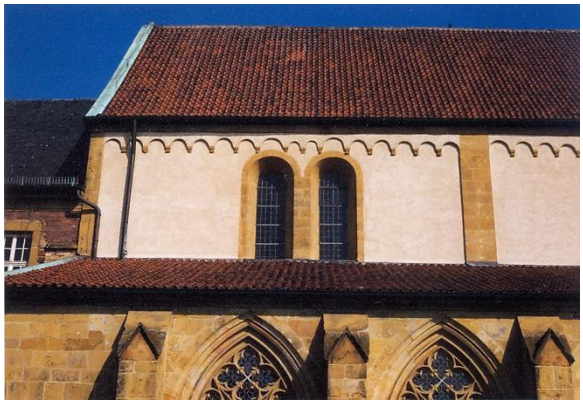


Abb. 5: Abteikirche, Westjoch des Hauptschiffes, südlicher Obergaden



Abb. 6: Abteikirche, Südquerhaus, Dreifenstergruppe und Blendrosette im Giebel



Abb. 7: Abteikirche, Ansicht von Osten (Aufn. Daniel Brockpähler, Marienfeld)



Abb. 8: Abteikirche, Ansicht von Nordosten (Aufn. Daniel Brockpähler, Marienfeld)



Abb. 9: Abteikirche, Nordquerhaus von Norden (Aufn. Daniel Brockpähler, Marienfeld)



Abb. 10: Abteikirche, Langhaus von Nordwesten (Aufn. Daniel Brockpähler, Marienfeld)



Abb. 11: Abteikirche, Langhaus, Vierung und Sanktuarium nach Nordosten



Abb. 12: Abteikirche, Vierung und Sanktuarium nach Osten (Aufn. Michael Reuter, Münster)



Abb. 13: Abteikirche, Südwand des Sanktuariums (Aufn. Michael Reuter, Münster)



Abb. 14: Abteikirche, Ostjoch des Sanktuariums, Nordwand



Abb. 15: Abteikirche, Ostjoch des Sanktuariums, Südwand



Abb. 16: Abteikirche, nördlicher Chorumgang nach Osten (Aufn. Michael Reuter, Münster)



Abb. 17: Abteikirche, südlicher Chorumgang nach Osten (Aufn. Michael Reuter, Münster)



Abb. 18: Abteikirche, Vierung und nördliches Querhaus nach Norden (Aufn. Michael Reuter, Münster)



Abb. 19: Abteikirche, nördliches Querhaus nach Norden (Aufn. Michael Reuter, Münster)



Abb. 20: Abteikirche, Langhaus nach Westen (Aufn. Michael Reuter, Münster)



Abb. 21: Abteikirche, Hauptschiffgewölbe



Abb. 22: Abteikirche, nördliche Hauptschiffwand



Abb. 23: Abteikirche, Langhaus, Arkadenstellungen der beiden westlichen Joche zum nördlichen Seitenschiff



Abb. 24: Abteikirche, Langhaus, Arkadenstellung des östlichen Jochs zum nördlichen Seitenschiff



Abb. 25: Abteikirche, Langhaus, die beiden westlichen Hauptschiffjoche mit der geschlossenen Südwand



Abb. 26: Abteikirche, westliches Joch des Hauptschiffes, Südwand mit bauzeitlichem Doppelfenster im Obergaden



Abb. 27: Abteikirche, nördliches Seitenschiff nach Westen



Abb. 28: Abteikirche, nördliches Seitenschiff nach Osten



Abb. 29: Abteikirche, nördliches Seitenschiff, mittlere Arkadenstellung



Abb. 30: Abteikirche, Sanktuarium, östliches Halbjoch, Gewölbe



Abb. 31: Abteikirche, Sanktuarium, west-liches Volljoch, Gewölbe



Abb. 32: Abteikirche, Vierung und Querarme, Gewölbe nach Osten (Aufn. Michael Reuter, Münster)



Abb. 33: Abteikirche, Vierungsgewölbe nach Westen

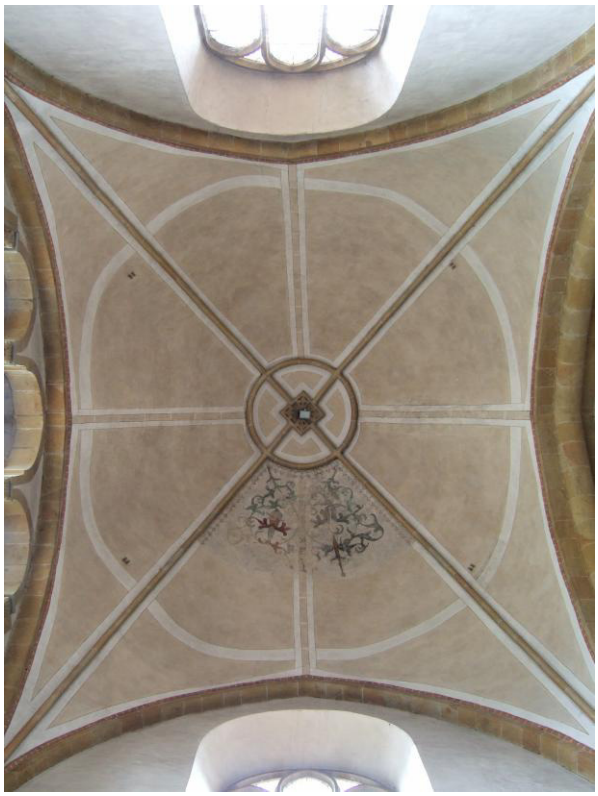


Abb. 34: Abteikirche, nördlicher Querarm, Gewölbe



Abb. 35: Abteikirche, südlicher Querarm, Gewölbe



Abb. 36: Abteikirche, nördlicher Querarm, Gewölbe- und Obergadenzone (Aufn. Michael Reuter, Münster)



Abb. 37: Abteikirche, östliches Hauptschiffjoch, Gewölbe

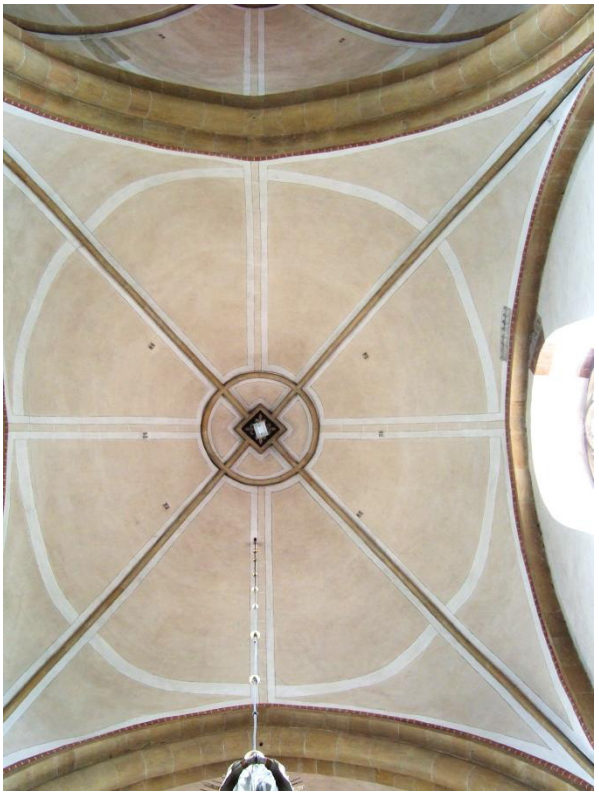


Abb. 38: Abteikirche, mittleres Hauptschiffjoch, Gewölbe

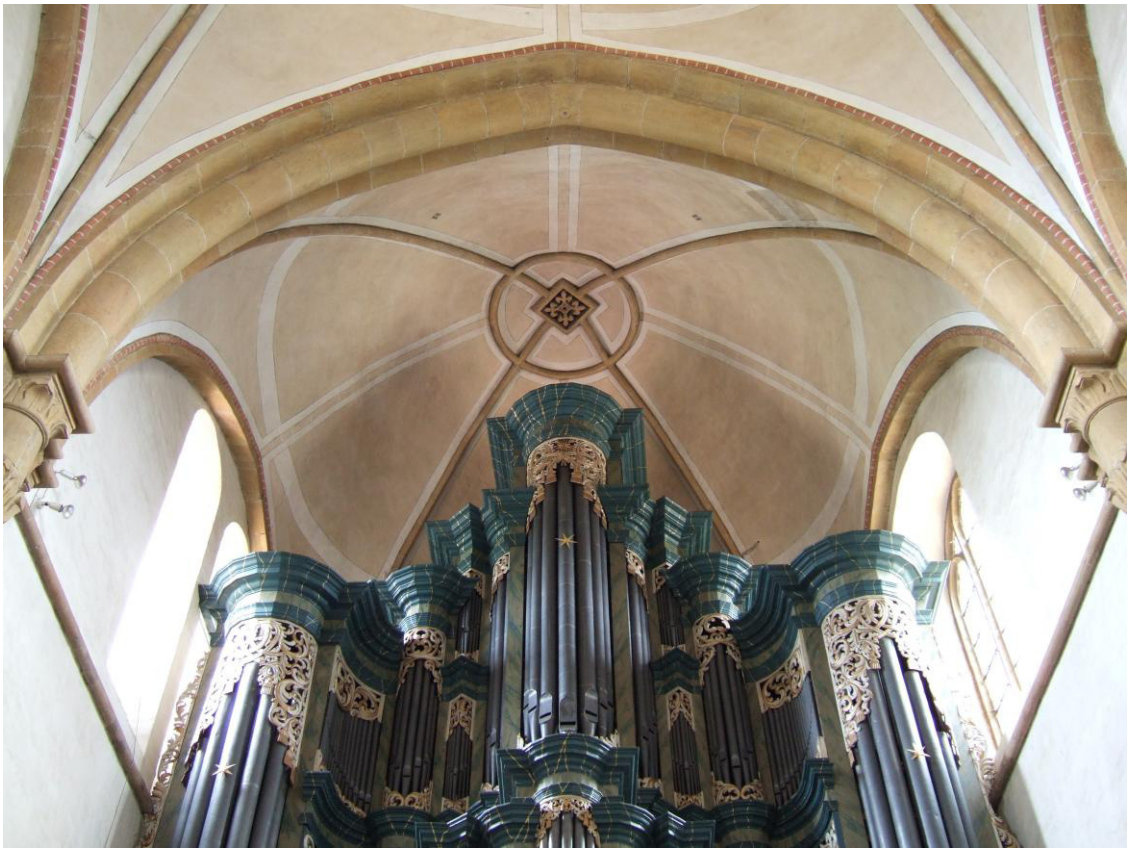


Abb. 39: Abteikirche, westliches Hauptschiffjoch, Gewölbe

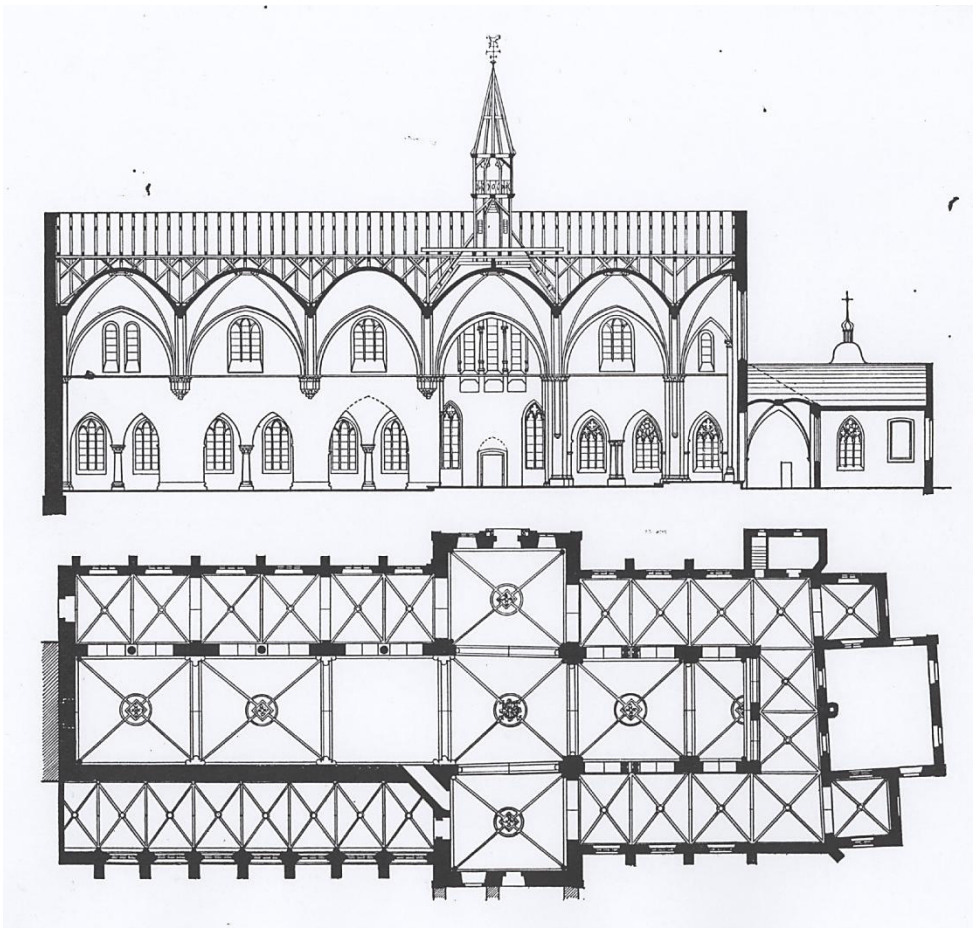
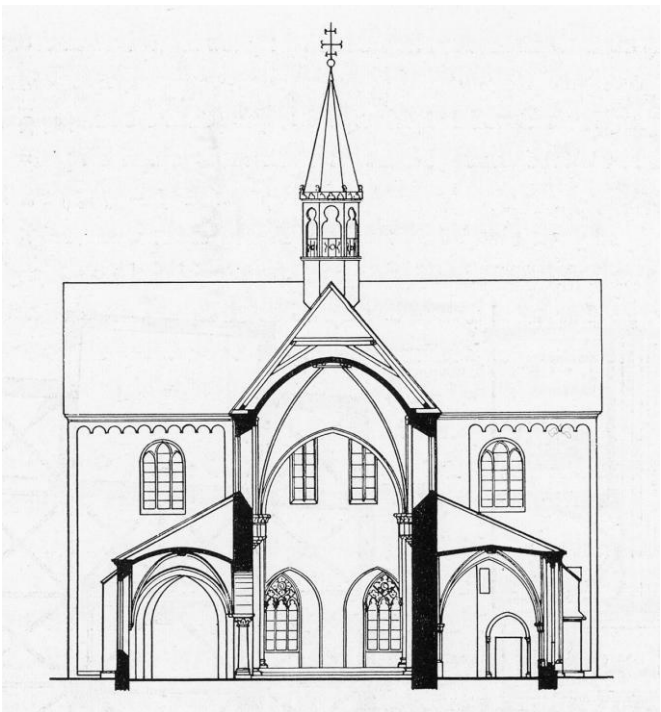


Abb. 40: Abteikirche, Längsschnitt nach Norden und Grundriss (nach: HÖLKER, Kreis Warendorf, 1936)



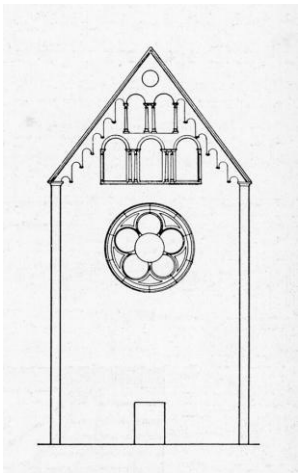


Abb. 41, 42: Abteikirche, Querschnitt des Langhauses nach Osten und Rekonstruktionsversuch der Westfassade von K. Hölker (nach: HÖLKER, Kreis Warendorf, 1936)

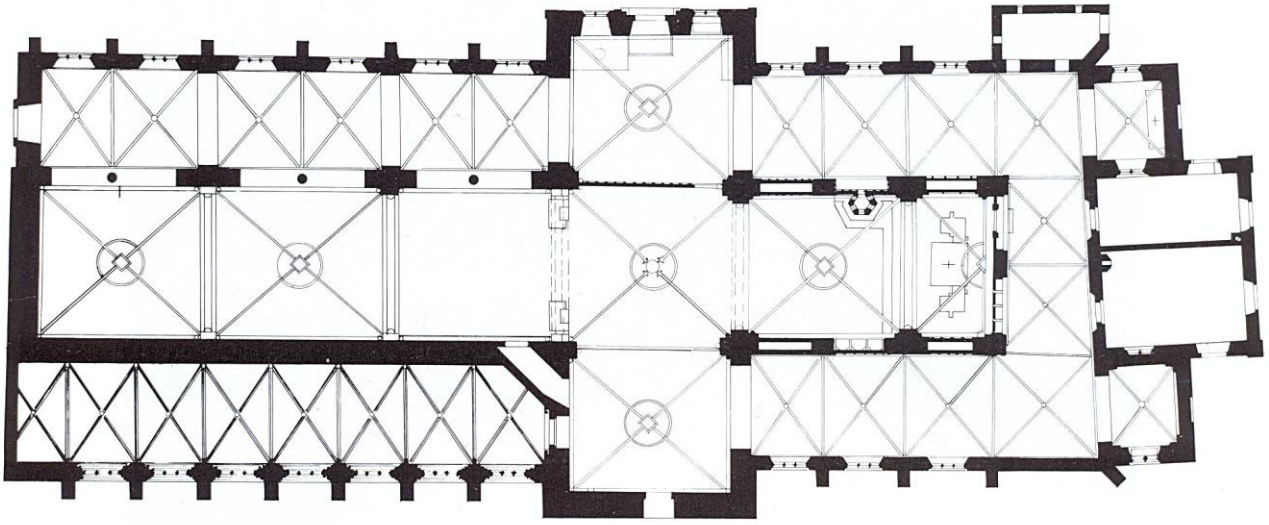


Abb. 43: Abteikirche, aktueller Grundriss (nach: SIGRIST/STROHMANN, Baugeschichtliche Befunde, 1995)

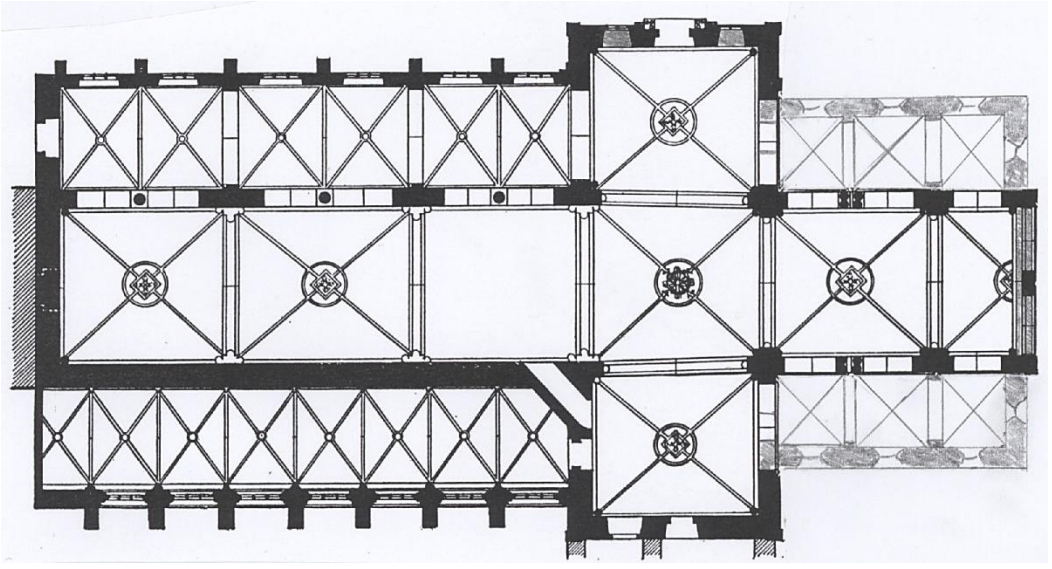


Abb. 43a: Abteikirche, Rekonstruktionsversuch der verlorenen Chorseitenschiffe in ihrem bauzeitlichen Zustand (Verf. auf Grundlage des Grundrisses bei HÖLKER, Kreis Warendorf, 1936, S. 205)

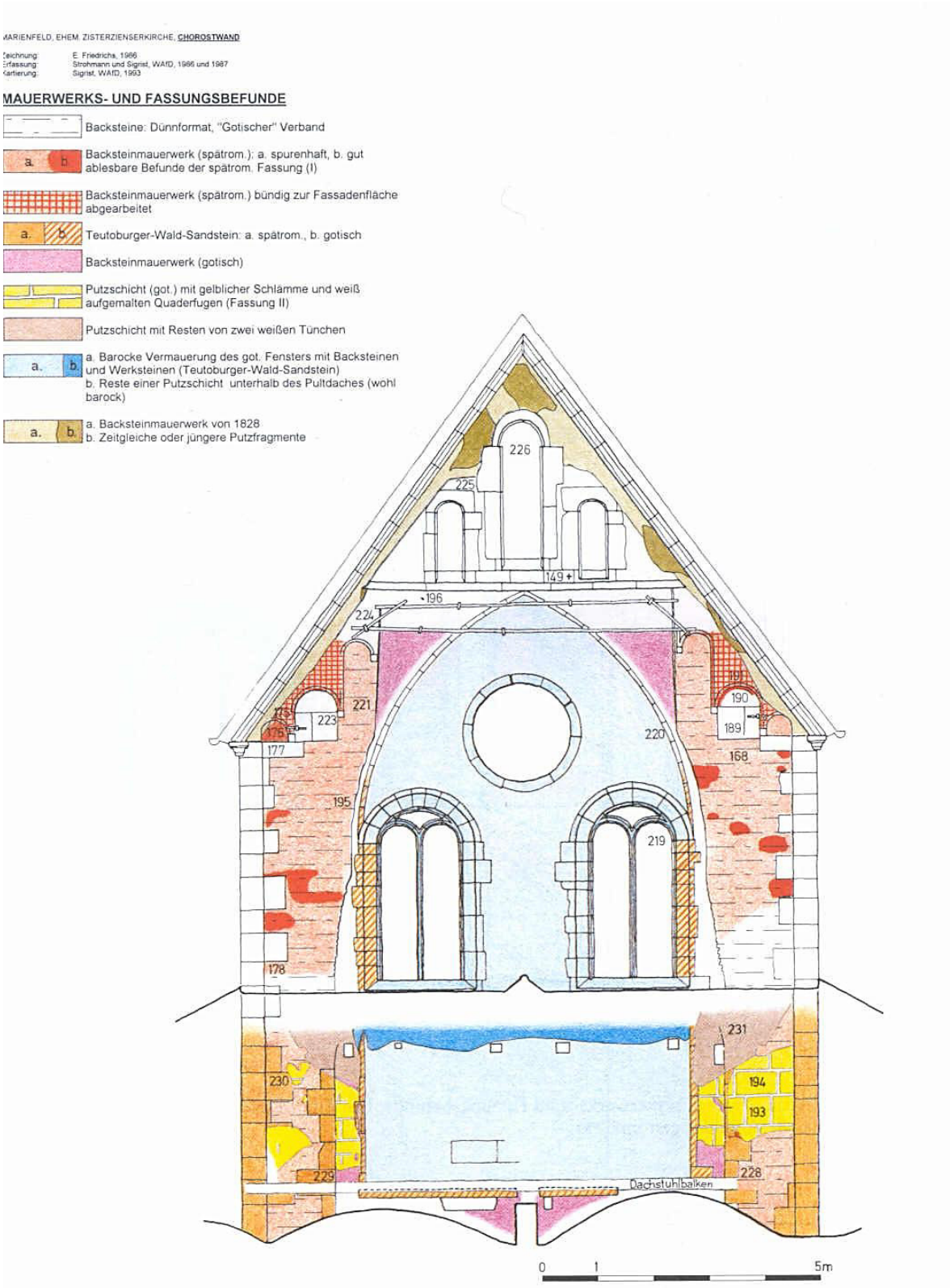


Abb. 44: Abteikirche, Chorostwand, Mauerwerks- und Fassungsbefunde (nach: SIGRIST/STROHMANN, Baugeschichtliche Befunde, 1995)

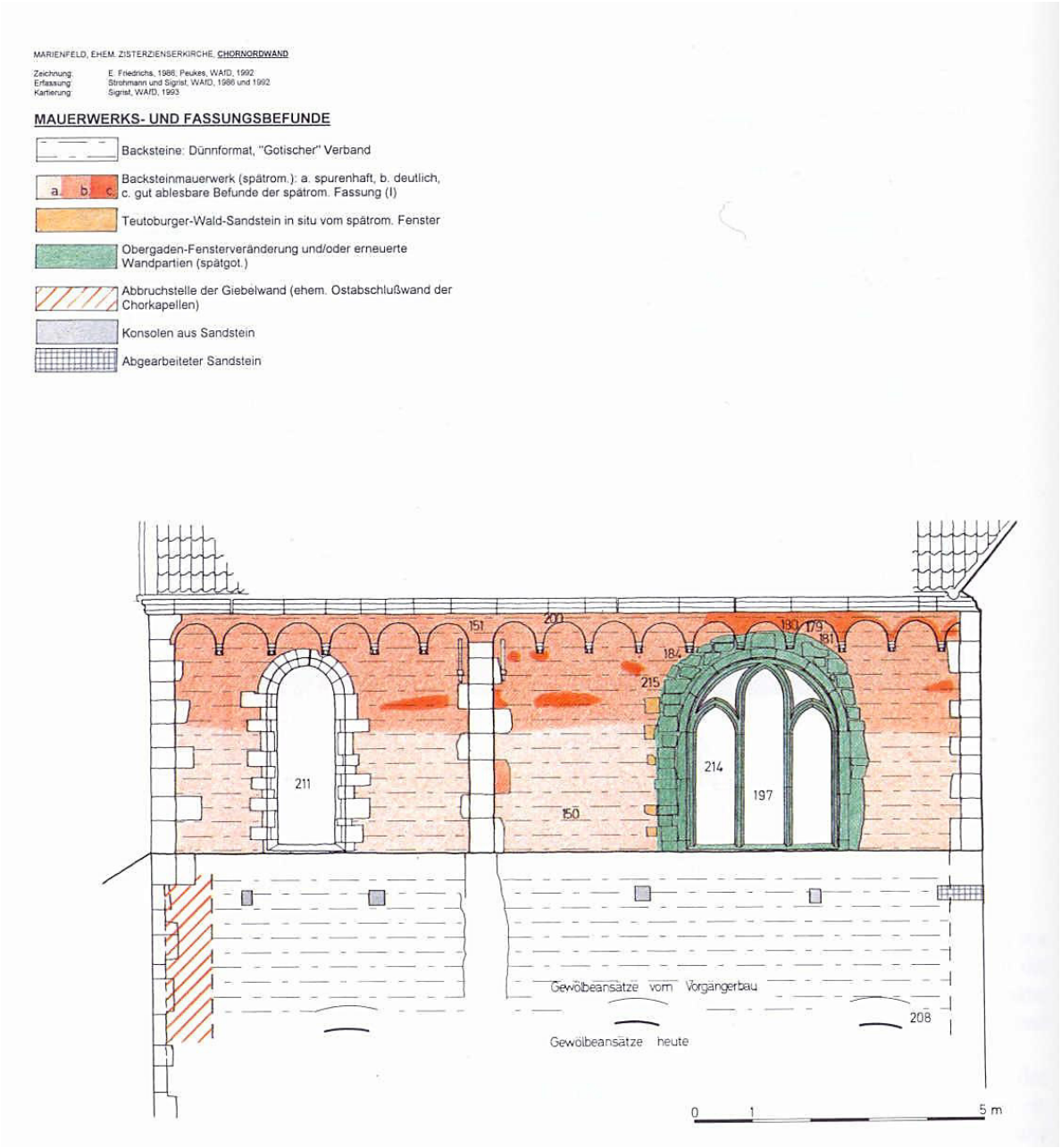


Abb. 45: Abteikirche, Chorobergaden, Nordwand, Mauerwerks- und Fassungsbefunde (nach: SIGRIST/STROHMANN, Baugeschichtliche Befunde, 1995)

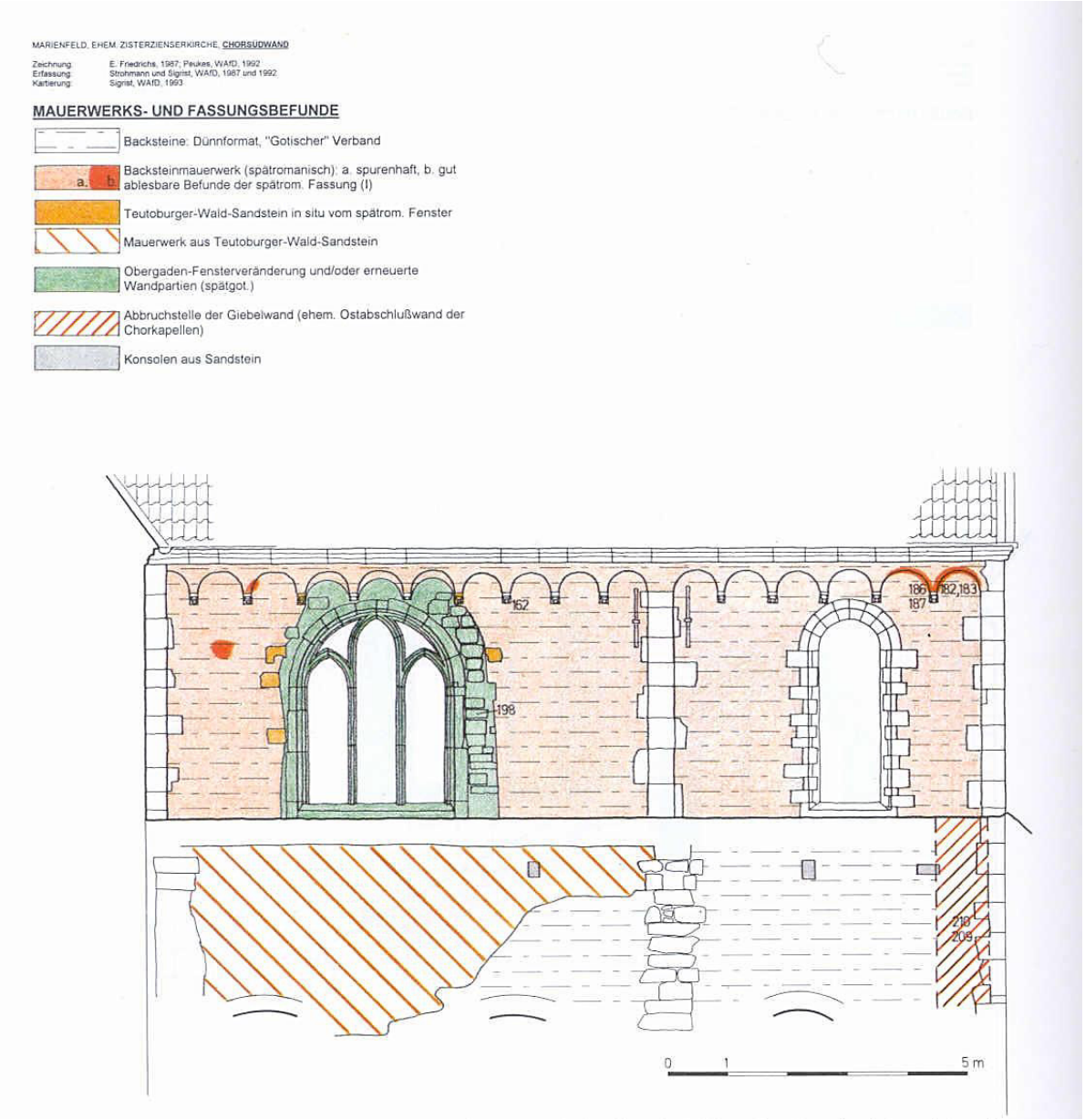


Abb. 46: Abteikirche, Chorobergaden, Südwand, Mauerwerks- und Fassungsbefunde (nach: SIGRIST/STROHMANN, Baugeschichtliche Befunde, 1995)

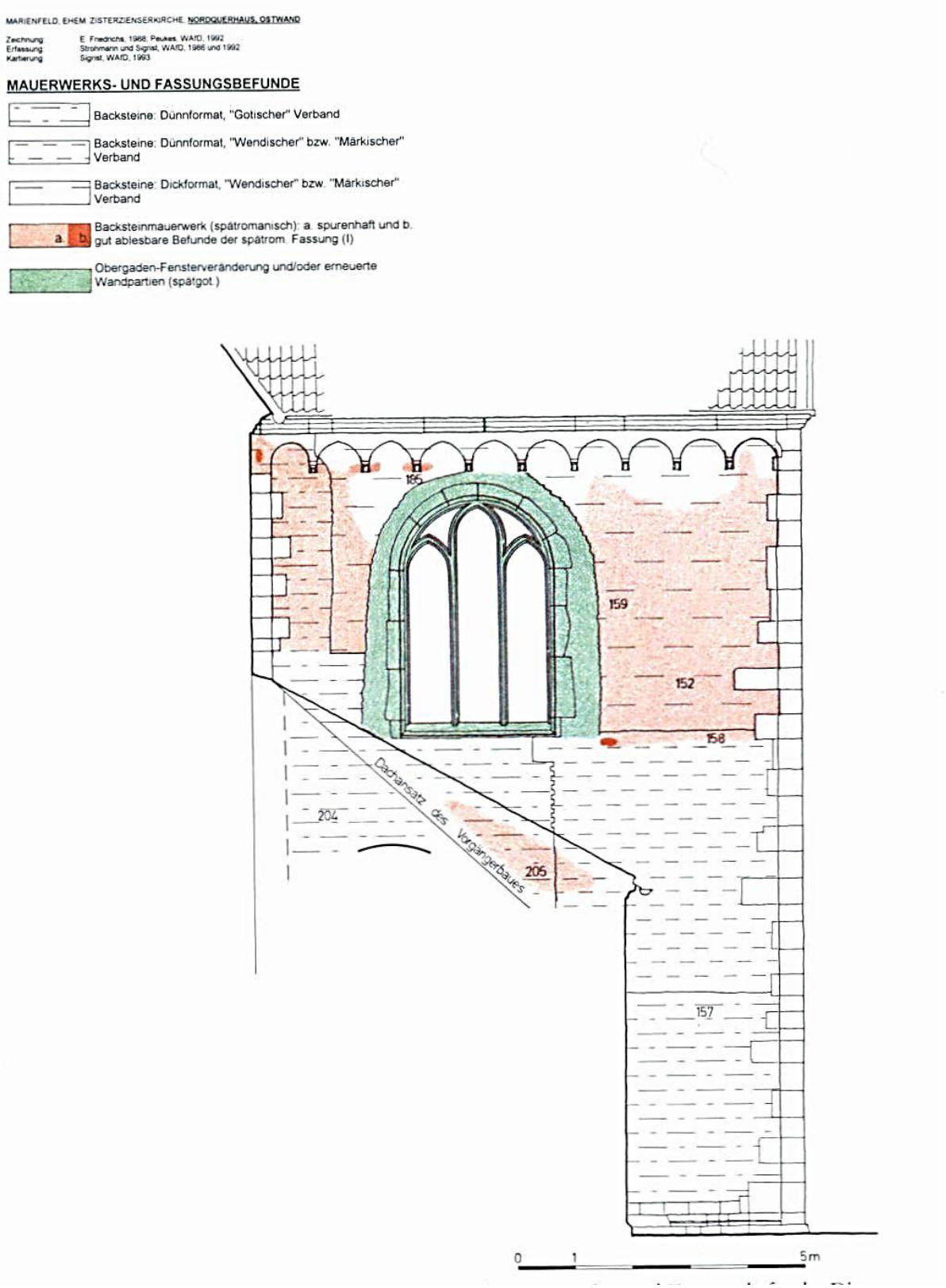


Abb. 47: Abteikirche, Nordquerhaus, Ostwand, Mauerwerks- und Fassungsbefunde (nach: SIGRIST/STROHMANN, Baugeschichtliche Befunde, 1995)

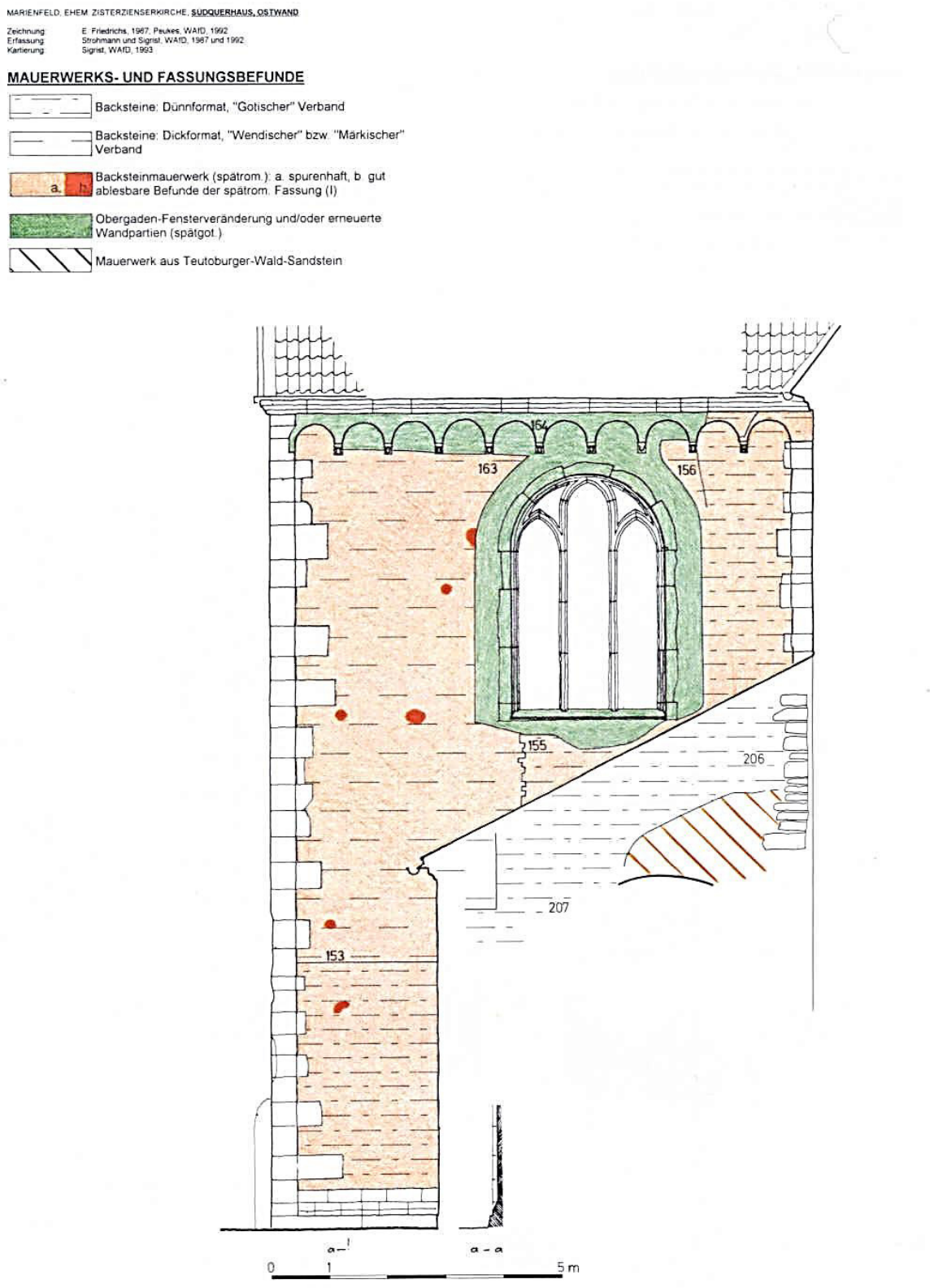


Abb. 48: Abteikirche, Südquerhaus, Ostwand, Mauerwerks- und Fassungsbefunde (nach: SIGRIST/STROHMANN, Baugeschichtliche Befunde, 1995)

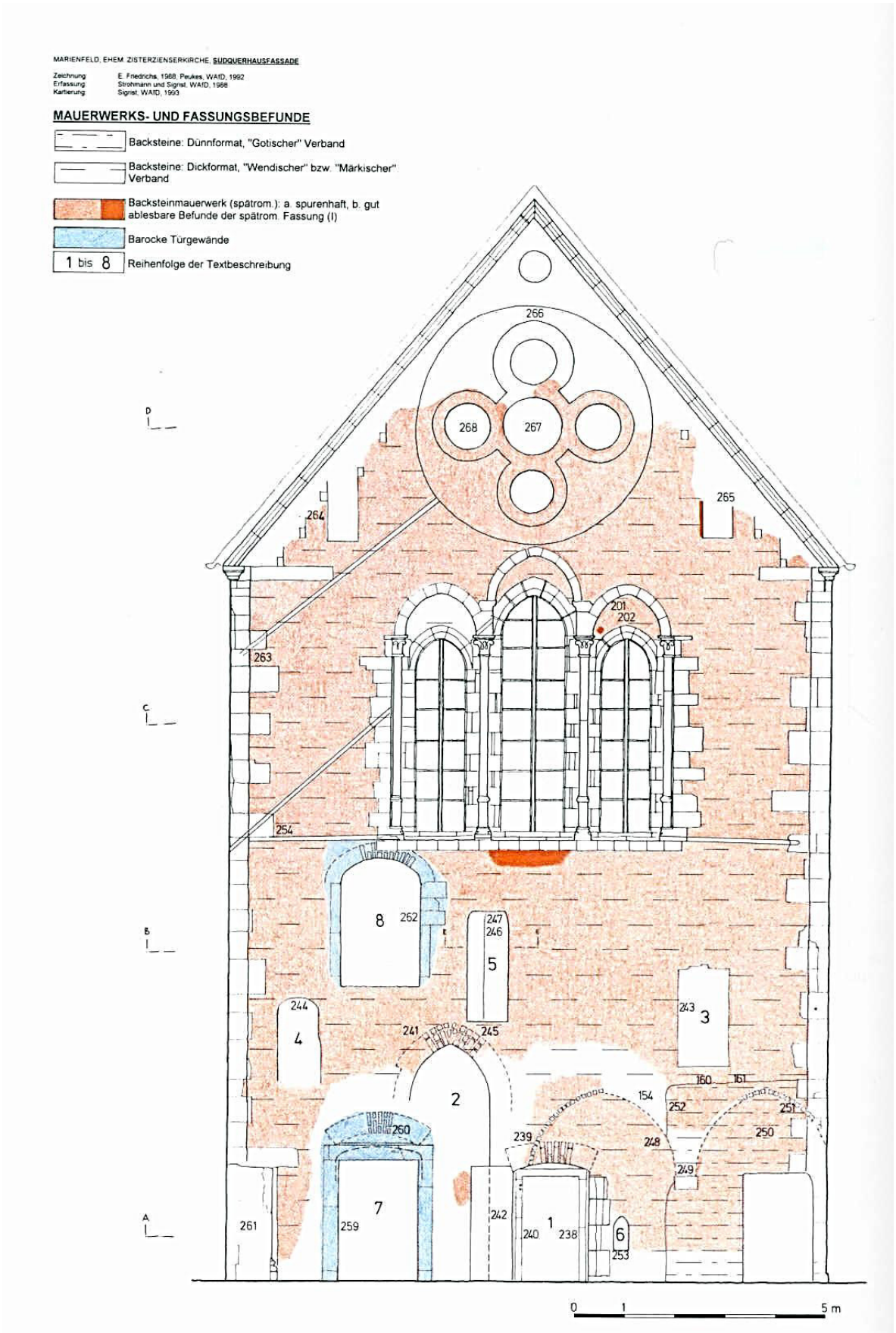


Abb. 49: Abteikirche, Südquerhaus, Südwand, Mauerwerks- und Fassungsbefunde (nach: SIGRIST/STROHMANN, Baugeschichtliche Befunde, 1995)

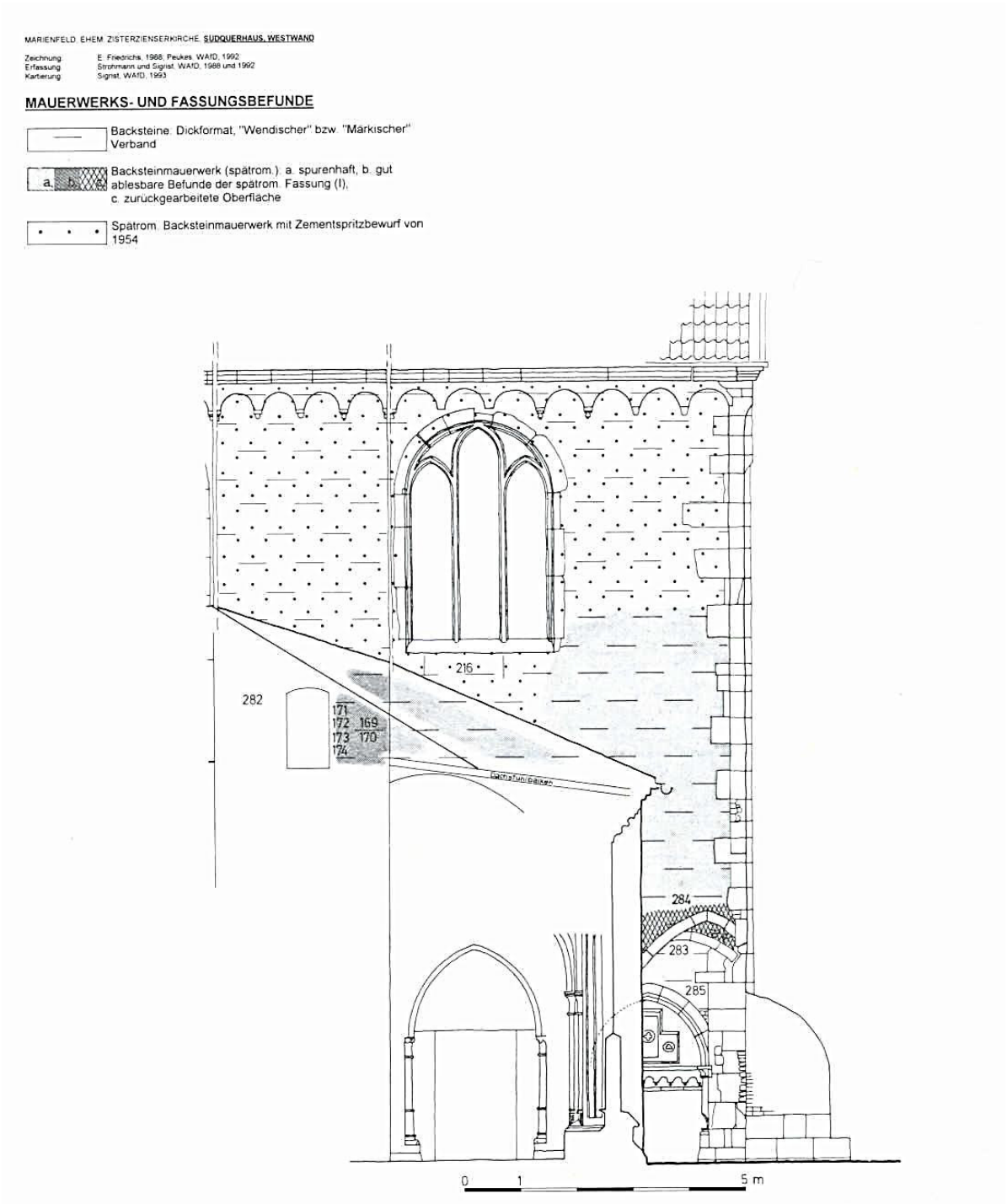
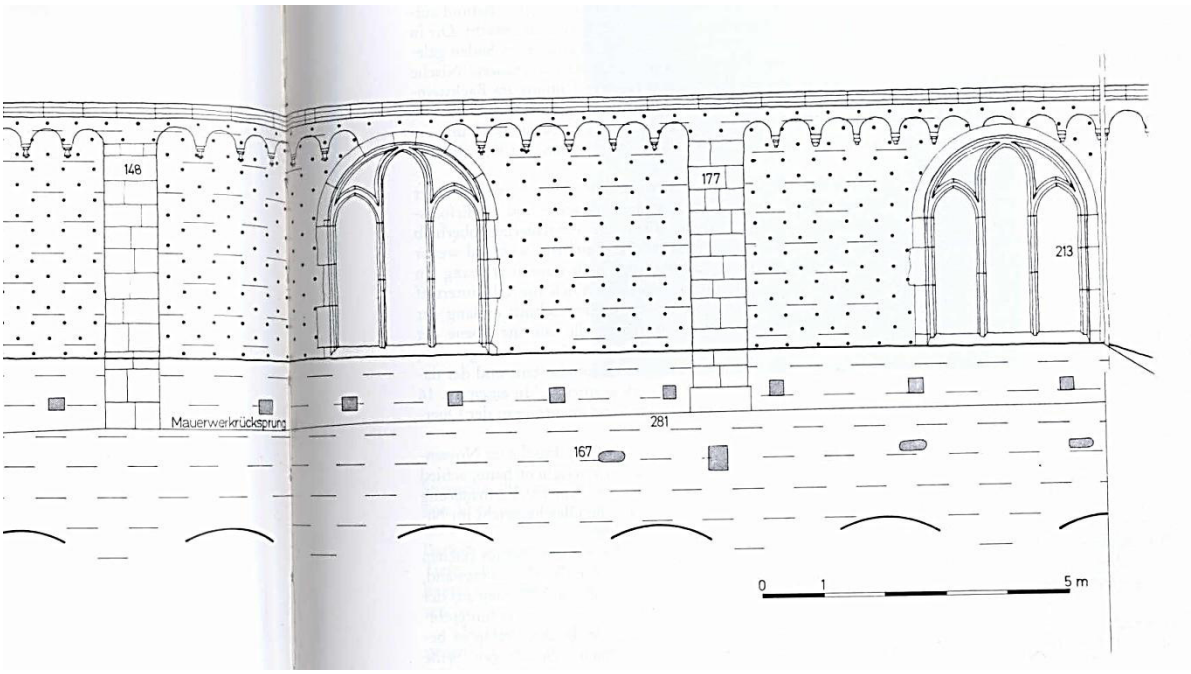


Abb. 50: Abteikirche, Südquerhaus, Ostwand, Mauerwerks- und Fassungsbefunde (nach: SIGRIST/STROHMANN, Baugeschichtliche Befunde, 1995)



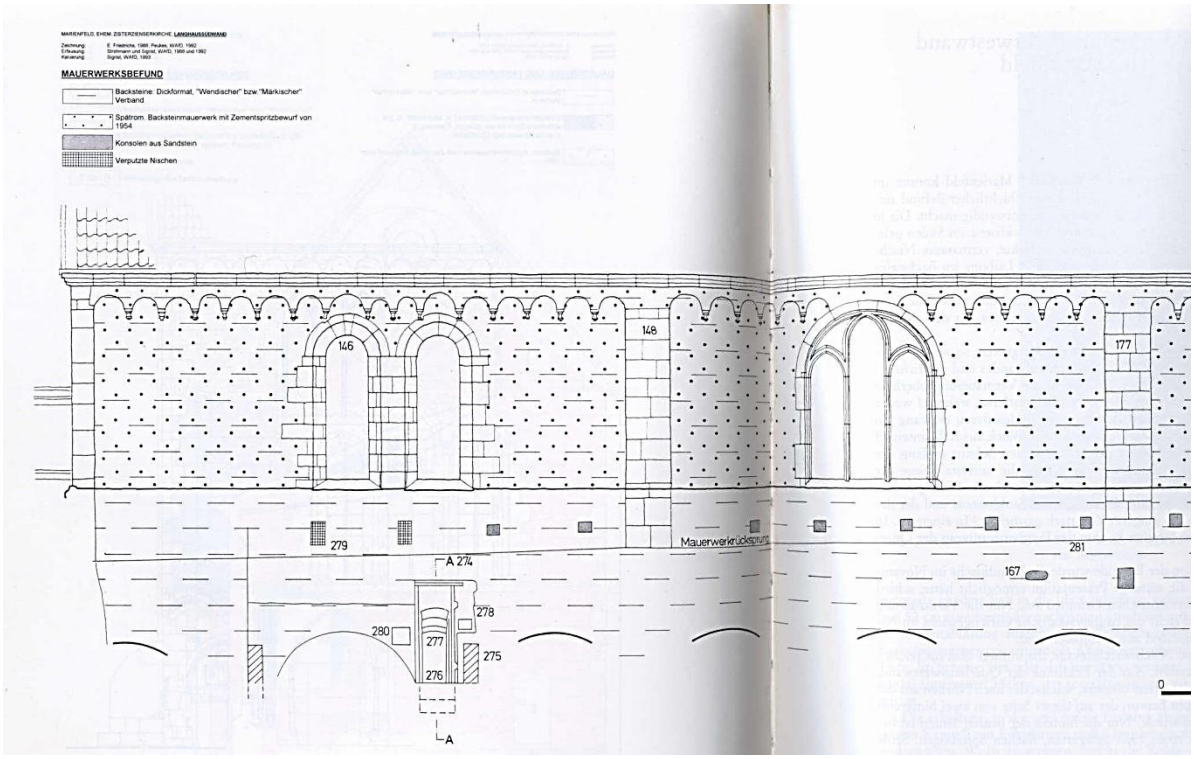


Abb. 51–52: Abteikirche, Langhaus, südlicher Obergaden, Ostteil und Westteil, Mauerwerks- und Fassungsbefunde (nach: SIGRIST/STROHMANN, Baugeschichtliche Befunde, 1995)

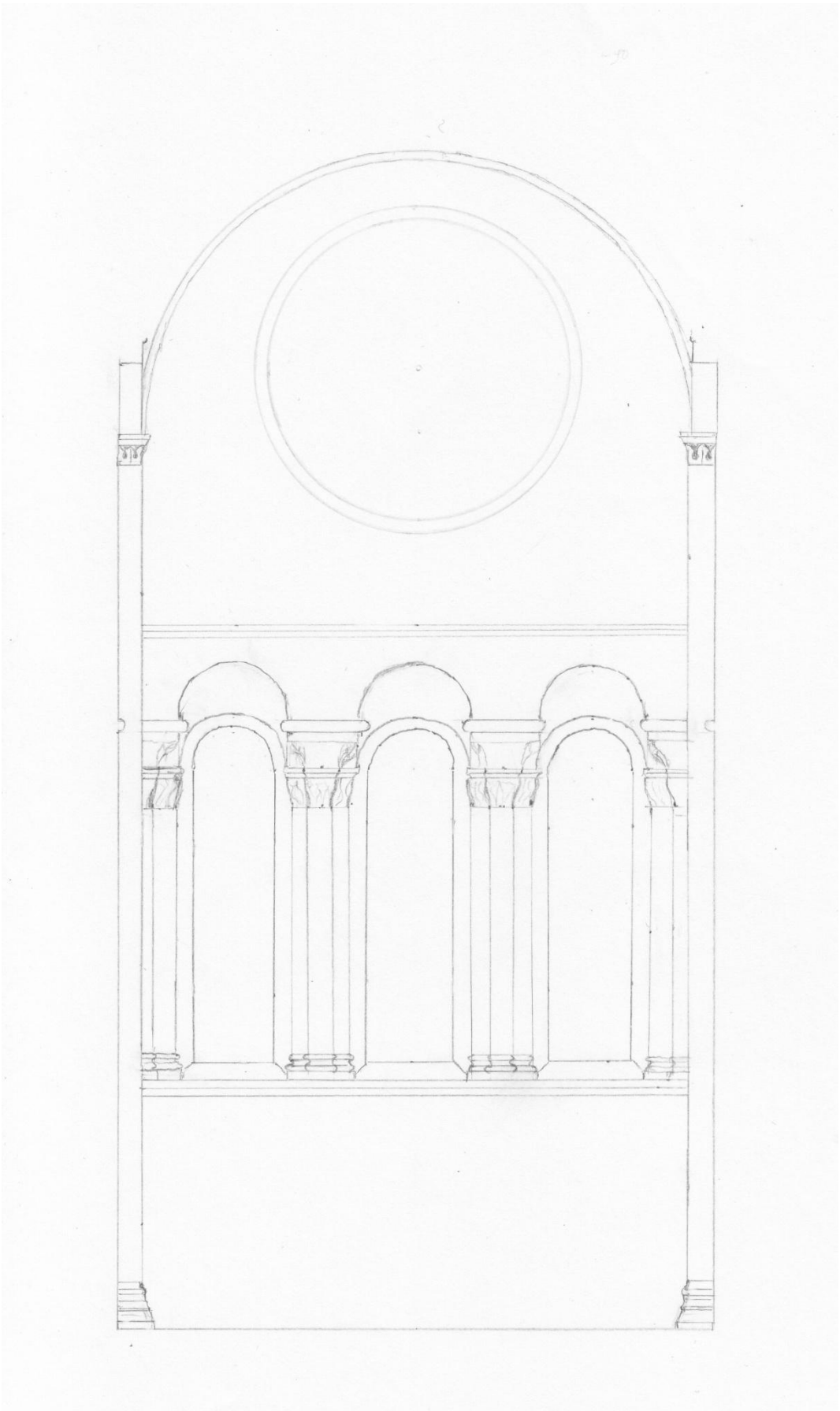


Abb. 53: Abteikirche, Sanktuarium, Innenseite der Ostwand, Rekonstruktionsversuch der Wandgliederung in ihrem bauzeitlichen Zustand auf Grundlage von Baubefunden und Analogien, Zeichnung: Verf.

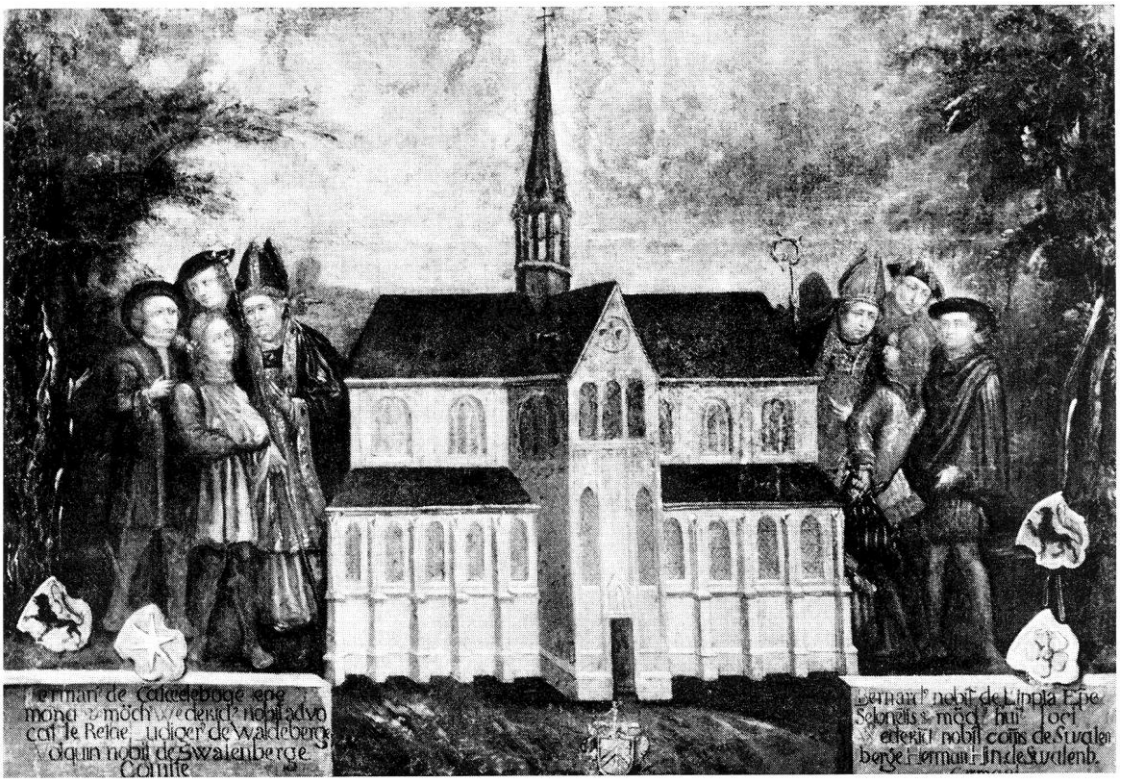


Abb. 54: M-BQ 2: Stiftungsbild mit Ansicht der Abteikirche von Nordosten, 2. H. 17. Jh.; Marienfeld, Hof Meier-Westmeyer (nach: WERLAND, Marienfelder Chronik, 1968, S. 7)



Abb. 55: M-BQ 3: Stiftungsbild mit Ansicht der Abteikirche von Nordosten, um 1690/1700 (?); Münster, Bistumsarchiv, Aula (Aufn. Stefan Jahn, Bistumsarchiv Münster)



Abb. 56: wie Abb. 55, Detail: Ansicht der Abteikirche



Abb. 57: wie Abb. 55, Detail: Ost- und Nordseite des Sanktuariums



Abb. 58: wie Abb. 55, Detail: Giebel des Nordquerhauses und gotischer Dachreiter

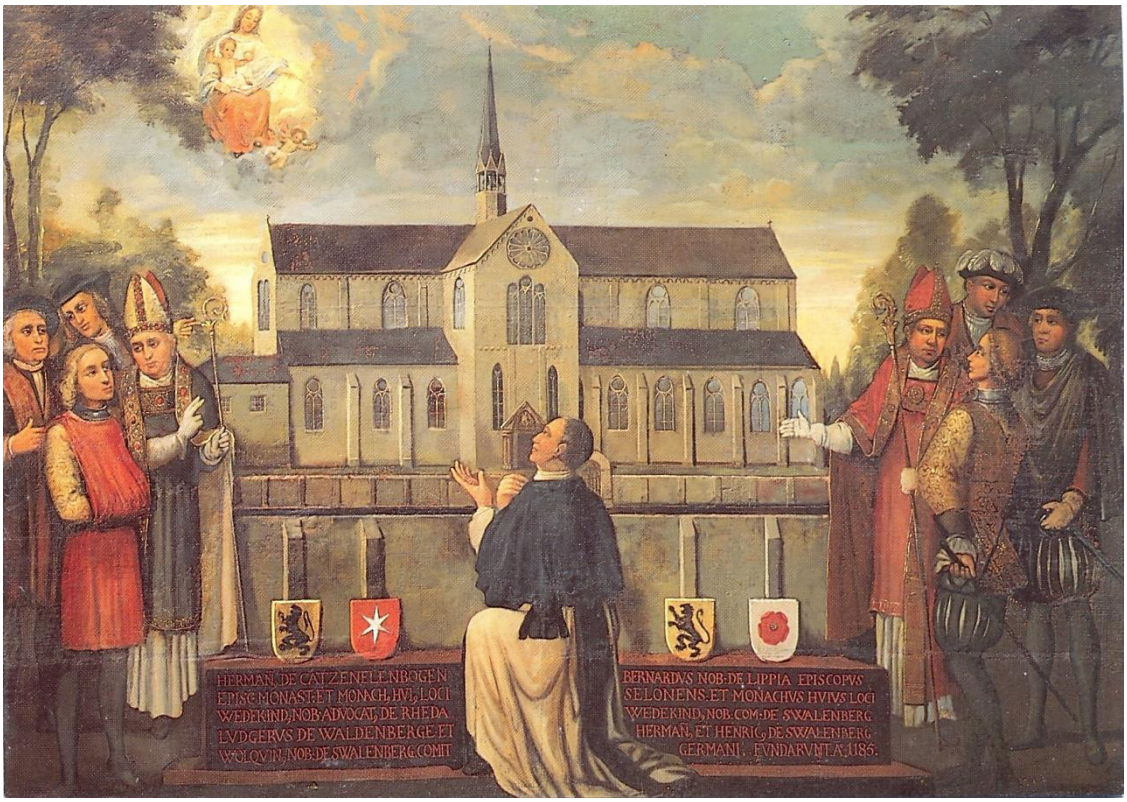


Abb. 59: M-BQ 4: Stiftungsbild mit Ansicht der Abteikirche von Nordosten, um 1770 (?); Füchtorf, Schloss Harkotten, Freiherr von Korff zu Harkotten (Postkarte)



Abb. 60: M-BQ 5: Portrait des Abtes Bernhard II. Cuelmann, ca. 1681/1699 (?), Detail: Ansicht der Klosterpforte, der Torkapelle und der Abteikirche; Münster, Bistumsarchiv, Aula

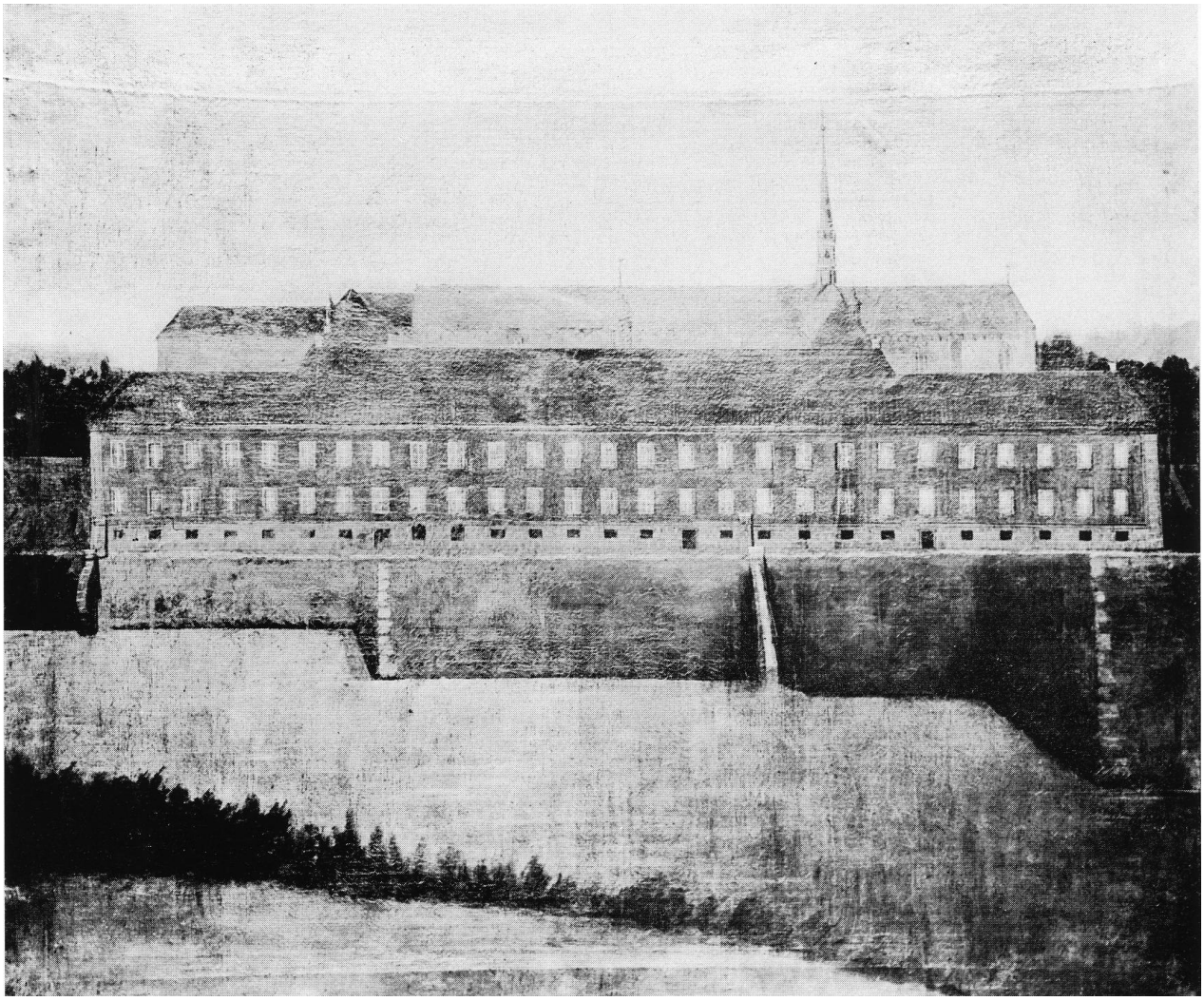


Abb. 61: M-BQ 8: Ansicht des Klosters von Süden, nach 1720, Marienfeld, Hof Meier-Westmeyer (nach: WERLAND, Marienfelder Chronik, 1968, S. 111)



Abb. 62–63: M-BQ 7: Portrait des Abtes Everhard Gallenkamp, ca. 1714–1717, Bistumsarchiv Münster, Aula, und Detail: Klausurgebäude von Süden







Abb. 64–65: M-BQ 6: Bildnis des Edelherrn Widukind von Rheda, 1716, Marienfeld, Pfarrsaal und Detail: Ansicht der Abteikirche von Norden



Abb. 66: Bildnis des Edelherrn Widukind von Rheda, 1650, Münster, LWL-Landesmuseum für Kunst und Kulturgeschichte (nach: DETHLEFS, Widukind, 2003)



Abb. 67: Bildnis des Edelherrn Widukind von Schwalenberg, 1650, Münster, LWL-Landesmuseum für Kunst und Kulturgeschichte (nach: DETHLEFS, Widukind, 2003)



Abb. 68: Bildnis Bischof Hermanns II. von Münster, 1650, Münster, LWL-Landesmuseum für Kunst und Kulturgeschichte (nach: DETHLEFS, Widukind, 2003)



Abb. 69: Bildnis Bernhards II. zur Lippe als Bischof von Selonien, 1650, Münster, LWL-Landesmuseum für Kunst und Kulturgeschichte (nach: DETHLEFS, Widukind, 2003)



Abb. 70 wie Abb. 55, Detail: Bernhard II. zur Lippe und die Brüder Schwalenberg

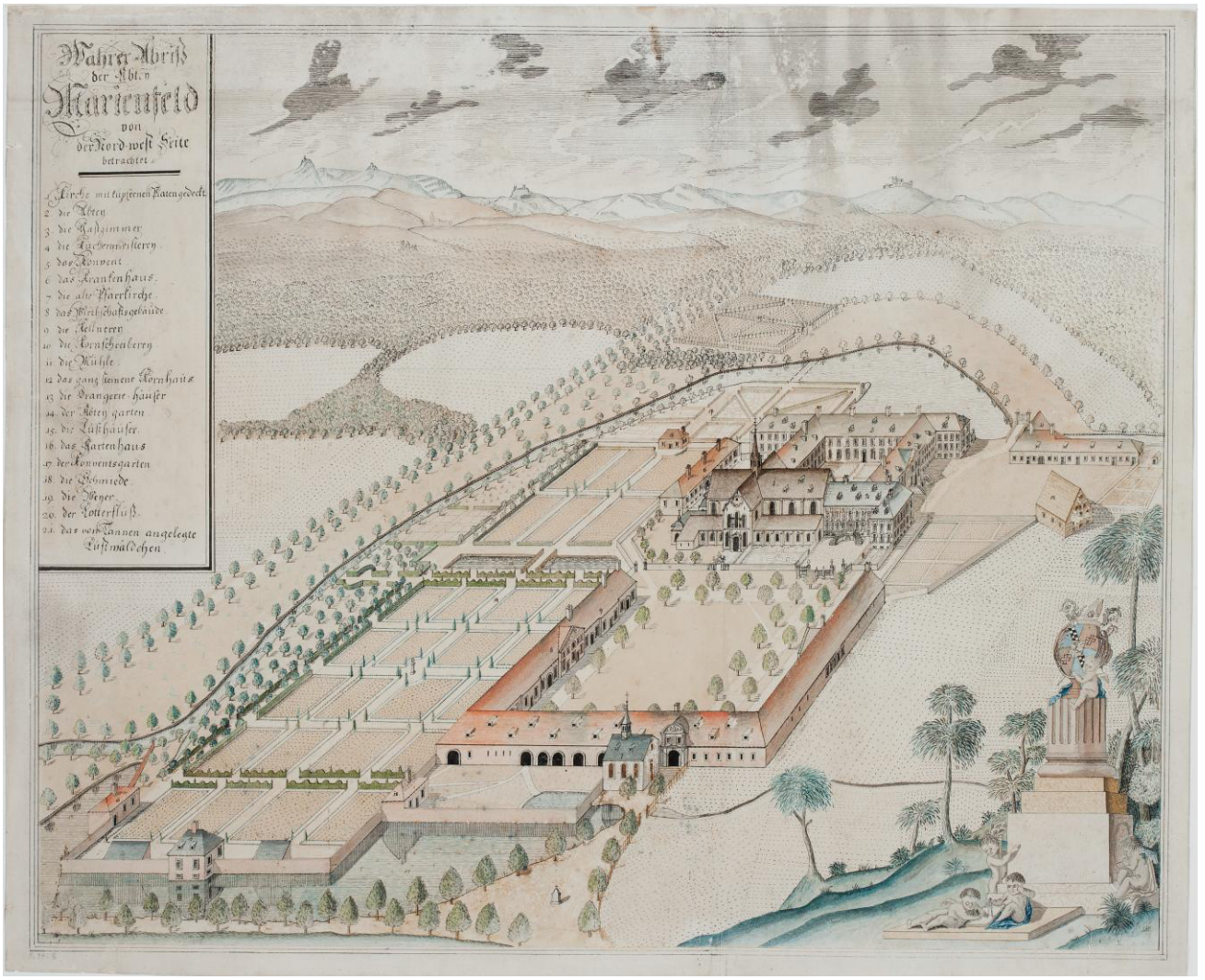


Abb. 70a: M-BQ 12: Vogelschauansicht des Klosters von Süden, Henricus Duenheuft, 1802, Münster, LWL-Landesmuseum für Kunst und Kulturgeschichte (Aufn. Münster, LWL-Landesmuseum für Kunst und Kulturgeschichte)



Abb. 71 Abteikirche, Südquerhaus, südwestliche Ecklisene



Abb. 72 Abteikirche, Südquerhaus, südöstliche Ecklisene

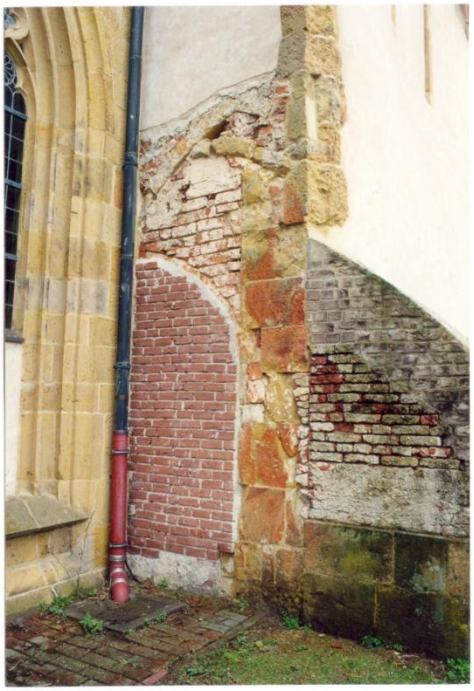


Abb. 73 Abteikirche, Südquerhaus, Westwand, Wandnische und südwestliche Ecklisene





Abb. 74, 75 Abteikirche, Südquerhaus, Südwand, ehemalige Sakristeitür mit angrenzende Spitzbogennische



Abb. 78 Abteikirche, Langhaus, nördlicher Obergaden, östliche Mittellisene





Abb. 76, 77 Abteikirche, Nordseitenschiff, Ecklisene zum Nordquerhaus, oberer Abschluss und Basis





Abb. 79 , 80 Abteikirche, Nordseitenschiff, Westwand, Okulus und Schildbogenreste über dem jüngeren Nebeneingang



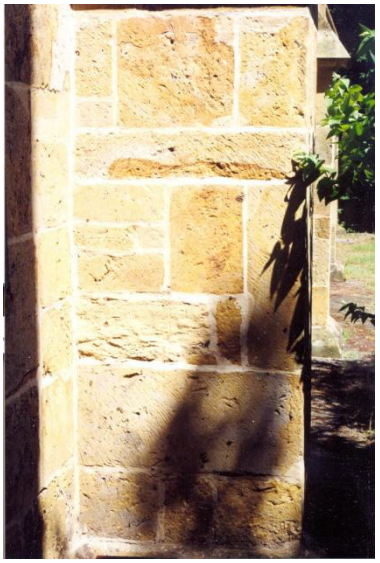


Abb. 81–83 Abteikirche, gotischer Chorumgang, wiederverwendete romanische Werkstücke



Abb. 84
Gelände vor der Abteikirche, Findling, ehemals Fundamentstein der Kirche









Abb. 85–87 Abteikirche, Befunde unter dem Chorumgangsdach, Sanktuariumsostwand, südlicher Wandabschnitt mit Ansätzen der Fenstergewände der romanischen und gotischen Fenstergewände sowie angrenzendes romanisches Backsteinmauerwerk mit Ausfugung und Resten der abschließenden rosa Schlämme sowie der gotischen Neufassung in Gelb



Abb. 88 Abteikirche, Befunde unter dem Chorumgangsdach, Sanktuarium, südöstliche Ecklisene mit Spuren der Einbindung des südlichen Chorseitenschiffgiebels

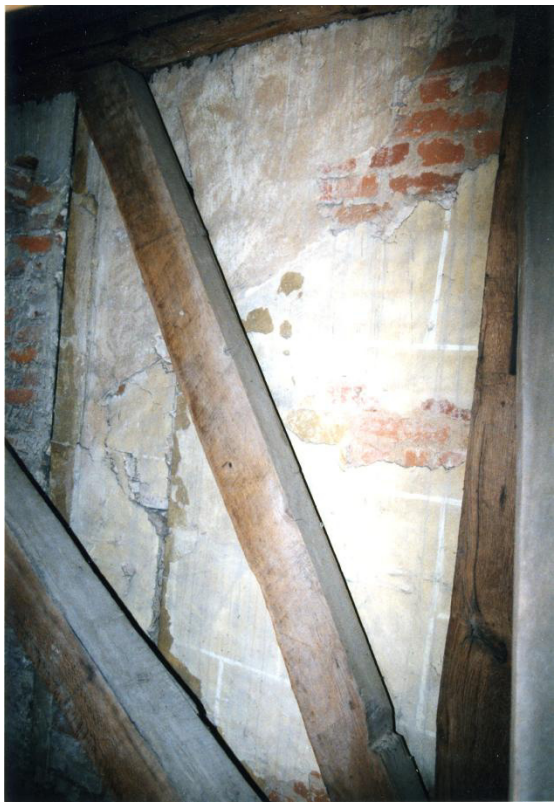




Abb. 89–90 Abteikirche, Befunde unter dem Chorumgangsdach, Sanktuariumsostwand, nördlicher Wandabschnitt mit Ansätzen der Fenstergewände der romanischen und gotischen Fenstergewände sowie angrenzendes romanisches Backsteinmauer-werk mit Ausfugung und Resten der abschließenden rosa Schlämme sowie großen Partien der gotischen Neufassung in Gelb





Abb. 91–92 Abteikirche, Befunde unter dem Chorumgangsdach, Sanktuariumsostwand, nördlicher Wandabschnitt mit Ansätzen der Fenstergewände der romanischen und gotischen Fenstergewände, Details: Einblicke in das romanische Fenstergewände





Abb. 93–94 Abteikirche, Befunde unter dem Chorumgangsdach, Sanktuariumsnordwand, Ecklisene mit Spuren der Einbindung des nördlichen Chorseitenschiffgiebels



Abb. 95 Abteikirche, Befunde unter dem Chorumgangsdach, Sanktuariumsnordwand, östlicher Wandabschnitt







Abb. 96–98 Abteikirche, Befunde unter dem Chorumgangsdach, Sanktuariumsnordwand, Konsolstein und Gerüstloch nahe der ehem. Giebelmauer und Zwickelfeld darunter mit Balkenkanal

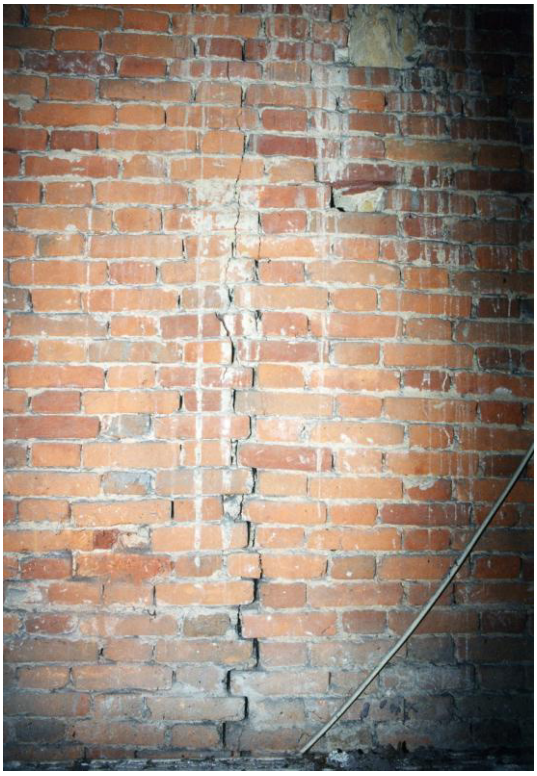




Abb. 99–100 Abteikirche, Befunde unter dem Chorumgangsdach, Sanktuariumsnordwand, östlicher Wandabschnitt mit Setzrissen, Konsolsteinen und Gerüstlöchern





Abb. 101–102 Abteikirche, Befunde unter dem Chorumgangsdach, Sanktuariumsnordwand, Ausbruch im Wandabschnitt unterhalb der Mittellisene





Abb. 103–104 Abteikirche, Befunde unter dem Chorumgangsdach, Sanktuariumsnordwand, Zwickelfeld im Wandabschnitt unterhalb der Mittellisene



Abb. 105 Abteikirche, Befunde unter dem Chorumgangsdach, Sanktuariumsnordwand, mittlerer Wandabschnitt mit jüngerem Balkenloch, abgearbeitetem Konsolstein und Gerüstloch



Abb. 106 Abteikirche, Befunde unter dem Chorumgangsdach, Sanktuariumsnordwand, Zwickelfeld oberhalb der Viersäulenbündel



Abb. 107 Abteikirche, Befunde unter dem Chorumgangsdach, Sanktuariumsnordwand, westlicher Wandabschnitt



Abb. 108 Abteikirche, Befunde unter dem Chorumgangsdach, Winkel zwischen Sanktuariumsnordwand und Nordquerhausostwand





Abb. 109, 110 Abteikirche, Befunde unter dem Chorumgangsdach, Sanktuariums-nordwand, östlicher bzw. mittlerer Wandabschnitt, Gerüstloch und Konsolstein



Abb. 111 Abteikirche, Befunde unter dem Chorumgangsdach, Sanktuariums-nordwand, östliches Wandfeld, Anschlussspuren der ausgebrochenen romanischen Chorseitenschiffgewölbe über den gotischen Chorumgangsgewölben





Abb. 112, 113 Abteikirche, Befunde unter dem Chorumgangsdach, Sanktuariums-südwand, Ecklisene mit Spuren der Einbindung des südlichen Chorseitenschiff-giebels



Abb. 114 wie Abb. 112, 113, Detail: Werksteine als Abschluss des ehemaligen Chorseitenschiffgiebels



Abb. 115 wie Abb. 112, 113, Detail: Fortsetzung der Giebel-spuren im Zwickelfeld über den Umgangsgewölben und (weit-gehend verdeckte) Öffnung des Balkenkanals



Abb. 116 Abteikirche, Befunde unter dem Chorumgangsdach, Sanktuariums-südwand, Unterbau der Mittellisene



Abb. 117 Abteikirche, Befunde unter dem Chorumgangsdach, Sanktuariums-südwand, östlicher Wandabschnitt mit Konsolstein und Setzriss



Abb. 118 wie Abb. 116, Detail: Zwickel-feld über den Umgangsgewölben mit Ansatz der Mittellisene



Abb. 119 Abteikirche, Befunde unter dem Chorumgangsdach, Sanktuariums-südwand, westlicher und mittlerer Wandabschnitt



Abb. 120 Abteikirche, Befunde unter dem Chorumgangsdach, Sanktuariumssüdwand, mittlerer Wandabschnitt mit Konsolstein und Gerüstloch



Abb. 121 wie Abb. 120, Detail: Konsolstein





Abb. 122, 123Abteikirche, Befunde unter dem Chorumgangsdach, Sanktuariumssüdwand, westlicher Wandabschnitt und Winkel zur Südquerhausostwand



Abb. 124 Abteikirche, Befunde unter dem Chorumgangsdach, Nordquerhausostwand, Gesamtansicht mit älterem Dachanschlag





Abb. 125a/b Abteikirche, Befunde unter dem Chorumgangsdach, Winkel zwischen Sanktuariumsnordwand und Nordquerhausostwand, abgearbeitete Mauerverstärkung und Balkenloch der Dachpfette

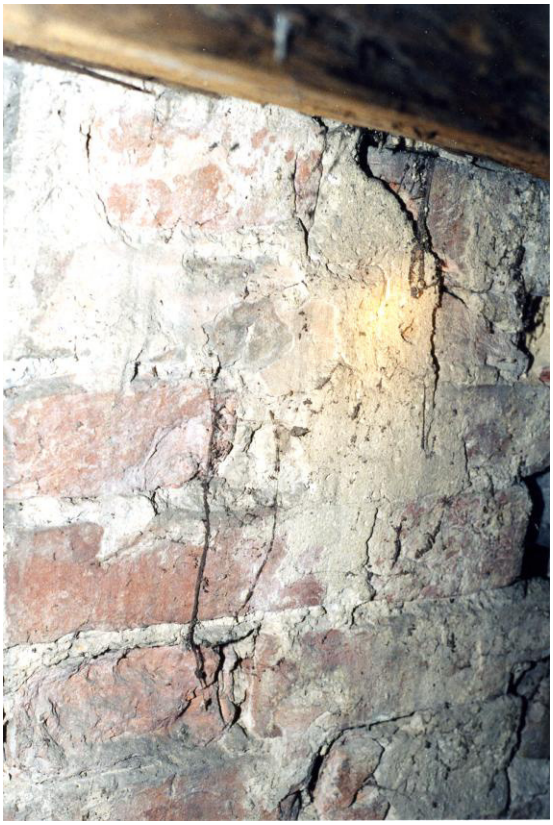


Abb. 126 Abteikirche, Befunde unter dem Chorumgangsdach, Nordquerhaus-ostwand, nördlicher Abschnitt, Putzreste mit bauzeitlicher Farbfassung



Abb. 127 wie Abb. 126, Ausfüllung eines abgeplatzten Backsteins mit Mörtel

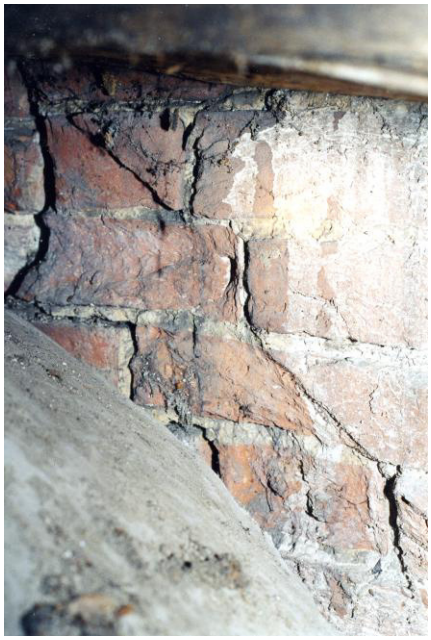




Abb. 129 Abteikirche, Befunde unter dem Chorumgangsdach, Nordquerhausostwand, südlicher Abschnitt, diagonales Gerüstloch

Abb. 128 Abteikirche, Befunde unter dem Chorumgangsdach, Nordquerhausostwand, nördlicher Abschnitt, Endpartie des romanischen Dachanschlages, über dessen Ausarbeitung die bauzeitlichen Kalktropfen hinweglaufen



Abb. 130 Abteikirche, Befunde unter dem Chorumgangsdach, Südquerhaus-ostwand, Gesamtansicht mit älterem Dachanschlag



Abb. 131 Abteikirche, Befunde unter dem Chorumgangsdach, Südquerhausostwand, südlicher Abschnitt, Baunaht zwischen Backsteindünnformat (rechts; Phase I) und Backsteindickformat (links; Phase II)



Abb. 132 Abteikirche, Befunde unter dem Nordseitenschiffdach, Nordquerhauswestwand, südlicher Abschnitt



Abb. 133 Abteikirche, Befunde unter dem Nordseitenschiffdach, Nordquerhauswestwand, nördlicher Abschnitt



Abb. 134 Abteikirche, Befunde unter dem Nordseitenschiffdach, Nordquerhauswestwand, mittlerer Wandabschnitt mit großer bauzeitlicher Putzpartie mit rosa Farbfassung



Abb. 135 Abteikirche, Befunde unter dem Nordseitenschiffdach, Winkel zwischen Nordquerhauswestwand und Hauptschiffnordwand

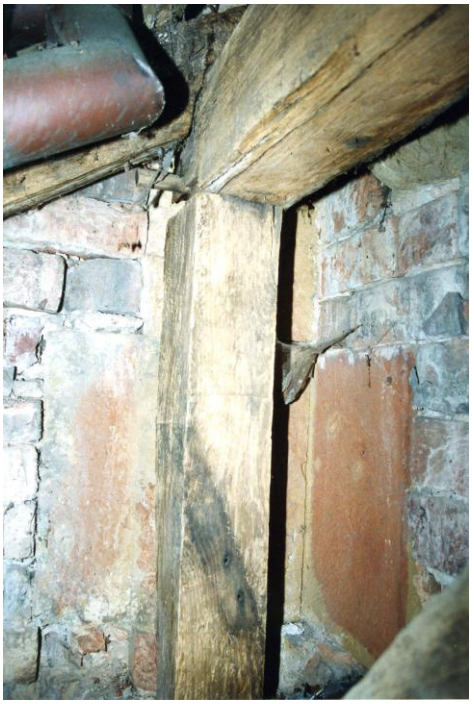


Abb. 136 wie Abb. 135, große Sandsteinquader im oberen Bereich

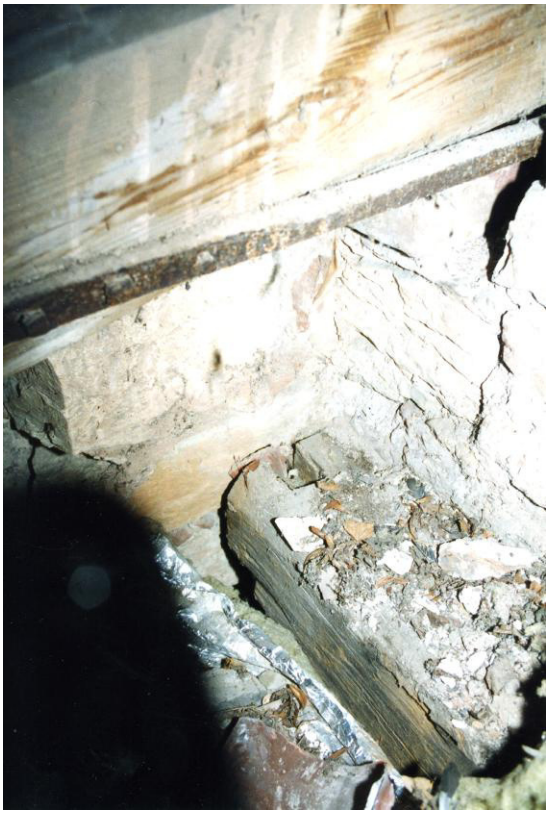


Abb. 137 wie Abb. 135, Bruchsteinblöcke im unteren Bereich



Abb. 138 Abteikirche, Befunde unter dem Nordseitenschiffdach, Hauptschiffnordwand, östlicher Wandabschnitt mit Spitze des ehem. Arkadenbogens zum ersten Seitenschiffjoch





Abb. 139, 140 wie Abb. 138, Details: Bogenläufe mit Fassungsbefunden sowie Scheitelwulst



Abb. 141 wie Abb. 138, Detail: Anschlussspuren des romanischen Seitenschiffgewölbes

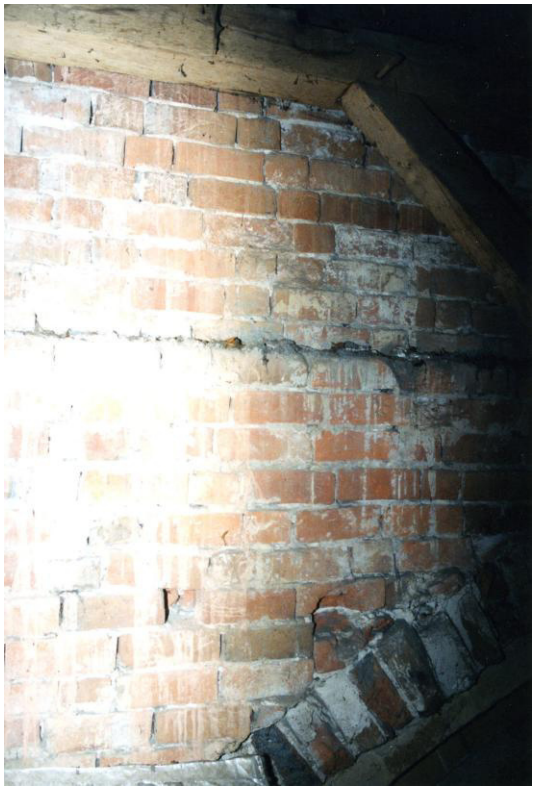


Abb. 142 Abteikirche, Befunde unter dem Nordseitenschiffdach, Hauptschiffnordwand, östlicher Wandabschnitt, Bereich östlich des Arkadenbogens



Abb. 143 Abteikirche, Befunde unter dem Nordseitenschiffdach, Hauptschiffnordwand, östlicher Wandabschnitt, Bereich westlich des Arkadenbogens





Abb. 144, 145 Abteikirche, Befunde unter dem Nordseitenschiffdach, Hauptschiffnordwand, östliche Strebemauer, Ost- und Westseite



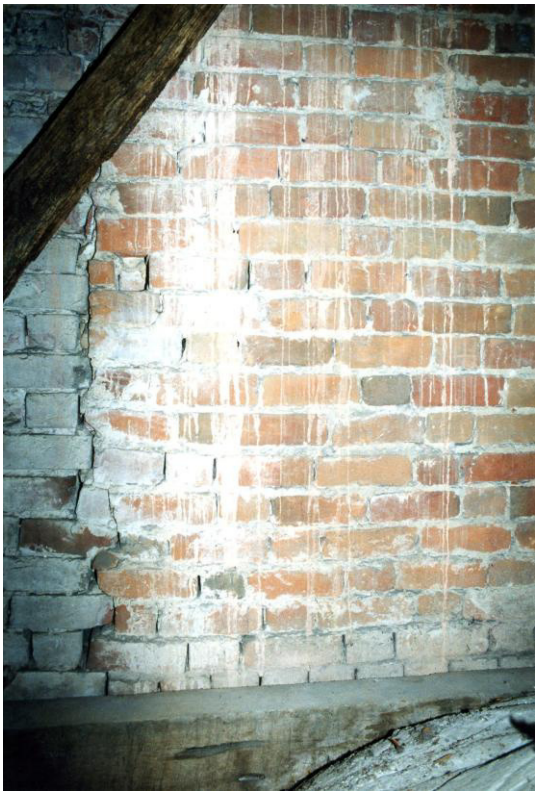


Abb. 146, 147 Abteikirche, Befunde unter dem Nordseitenschiffdach, Hauptschiffnordwand, mittlerer Wandabschnitt, Baunaht westlich der östlichen Strebemauer



Abb. 149 Abteikirche, Befunde unter dem Nordseitenschiffdach, mittlerer Wandabschnitt mit dem 2. und 3. Konsolstein



Abb. 150 Abteikirche, Befunde unter dem Nordseitenschiffdach, mittlerer Wandabschnitt mit dem 3. und 4. Konsolstein, dazwischen Lage aus hochgestellten Backsteinen, unten Gerüstloch



Abb. 148 wie Abb. 146, Detail: Wandabschnitt links der Baunaht mit abgeplatztem Stein, über den Kalkmilch und rosa Tropfnasen hinweggehen



Abb. 151 wie Abb. 149, Detail: Lage aus hochgestellten Backsteinen sowie auffällig breite Fuge





Abb. 152, 153 Abteikirche, Befunde unter dem Nordseitenschiffdach, Hauptschiffnordwand, westliche Strebemauer, Ost- und Westseite



Abb. 154 Abteikirche, Befunde unter dem Nordseitenschiffdach, Hauptschiffnordwand, westlicher Wandabschnitt, Mauerpartie westlich der westlichen Strebemauer mit Konsolstein und rosa Tropfnasen, die auch über den Bruch eines Backsteines laufen



Abb. 155 Abteikirche, Befunde unter dem Kreuzgangdach, Hauptschiffsüdwand, westlicher Wandabschnitt, westlicher, sorgfältig bearbeiteter Konsolstein

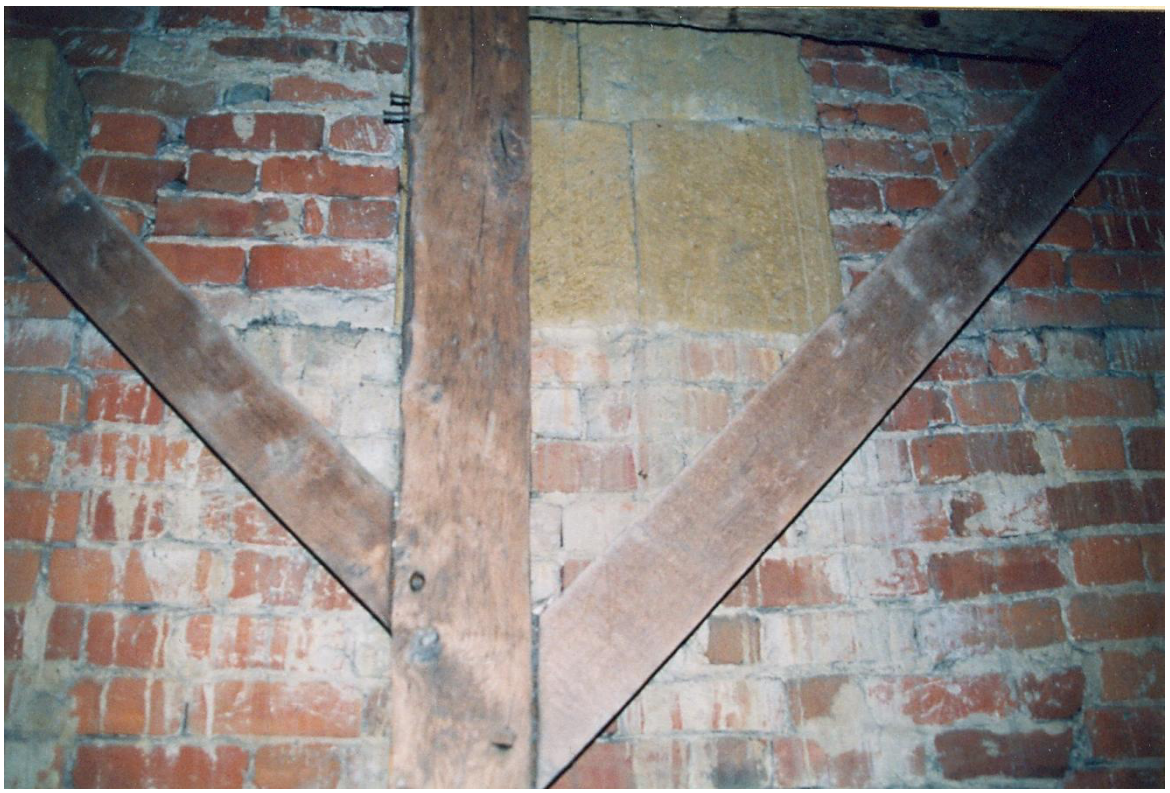


Abb. 156 Abteikirche, Befunde unter dem Kreuzgangdach, Hauptschiffsüdwand, Ansatz der westlichen Mittelisene mit angrenzendem Mauerwerk und Baunähten



Abb. 157 Abteikirche, Befunde unter dem Kreuzgangdach, Hauptschiffsüdwand, westlicher Wandabschnitt, unterer Bereich





Abb. 158, 159 Abteikirche, Befunde unter dem Hauptschiffdach, Oberseite des mittleren Domikalgewölbes des Hauptschiffes mit ablesbaren Mauerungsphasen



Abb. 160 Abteikirche, Westfassade, Befunde im Kellergeschoss der ‚Abtei', nördlicher Wandabschnitt



Abb. 161, 162 Abteikirche, Westfassade, Befunde im Kellergeschoss der ‚Abtei', mittlerer Wandabschnitt mit der ehem. Öffnung des Westportals, v.a. des südlichen Gewändes der Portalnische



Abb. 163 wie Abb. 160, Detail: freiliegender Fundamentbereich und Sockelzone







Abb. 165 Abteikirche, Westwand, Innenseite, erkennbarer Quaderstein im Bereich des ehem. Westportals

Abb. 164 Abteikirche, Westfassade, Befunde im Kellergeschoss der ‚Abtei', südlicher Wandabschnitt



Abb. 166 Abteikirche, Westwand, Innenseite, Schildbogen und darunter sich abzeichnende Rahmung der Westrose



Abb. 167 Abteikirche, Westfassade, Befunde im Dachraum der ‚Abtei', mittlerer Wandabschnitt über der Westrose



Abb. 168 Abteikirche, Westfassade, Befunde im Dachraum der ‚Abtei', nördlicher Wandabschnitt über der Westrose



Abb. 169 Abteikirche, Westfassade, Befunde im Dachraum der ‚Abtei', südlicher Wandabschnitt über der Westrose







Abb. 170–172 Abteikirche, Westfassade, über dem Dachanschlag der ‚Abtei' sichtbare Partien mit Ecklisenen, Horizontalgesims, Nischen mit Kapitellzier sowie Konsolen des (später veränderten) Rundbogenfrieses





Abb. 173–174 Abteikirche, Westfassade, Giebelzone, untere Nischenreihe, Wandfeld der mittleren Nische



Abb. 175 wie Abb. 174, Detail: Sohlbank der mittleren Nische



Abb. 176 Abteikirche, Westfassade, Giebelzone, untere Nischenreihe, Wandfeld und Sohlbank der rechten Nische





Abb. 177–178 Abteikirche, Westfassade, Giebelzone, untere Nischenreihe, nördlicher und südlicher Trennpfeiler



Abb. 179 wie Abb. 177, Detail: nördlicher Trennpfeiler, Basen der verlorenen Doppelsäulen



Abb. 180 wie Abb. 178, Detail: südlicher Trennpfeiler, Basen der verlorenen Doppelsäulen



Abb. 181 wie Abb. 177, Detail: nördlicher Trennpfeiler, Kapitelle der verlorenen Doppelsäulen





Abb. 182, 183 wie Abb. 178, Details: südlicher Trennpfeiler, Kapitelle der verlorenen Doppelsäulen



Abb. 184 Abteikirche, Westfassade, Giebelzone, untere Nischenreihe, nördliche Nische, Kapitell der Rahmungssäule



Abb. 185 Abteikirche, Westfassade, Giebelzone, untere Nischenreihe, südliche Nische, Kapitell der Rahmungssäule



Abb. 186 Abteikirche, Westfassade, Giebelzone, untere Nischenreihe, nördliche Nische, Basis der Rahmungssäule

Abb. 187 Abteikirche, Westfassade, Giebelzone, untere Nischenreihe, Bogenläufe der mittleren Nische



Abb. 188 Abteikirche, Westfassade, Giebelzone, obere Nischenreihe, Kapitelle der mittleren und südlichen Rahmungssäulen



Abb. 189 Abteikirche, Westfassade, Giebelzone, obere Nischenreihe, Basen der mittleren Rahmungssäulen







Abb. 190–191 Abteikirche, ehemals Sanktuariumsostfassade (heute im Chorumgang), südliche und nördliche Ecklisene mit Ansatz des Sockelprofils





Abb. 192–193 Abteikirche, ehemals Sanktuariumsostfassade (heute im Chorumgang), südliche und nördliche Ecklisene, ehemalige Ansatzstellen der Chorseitenschiffostwände





Abb. 194–195 Abteikirche, Sanktuarium, südlicher und nördlicher Hauptpfeiler, untere Pfeilerpartie



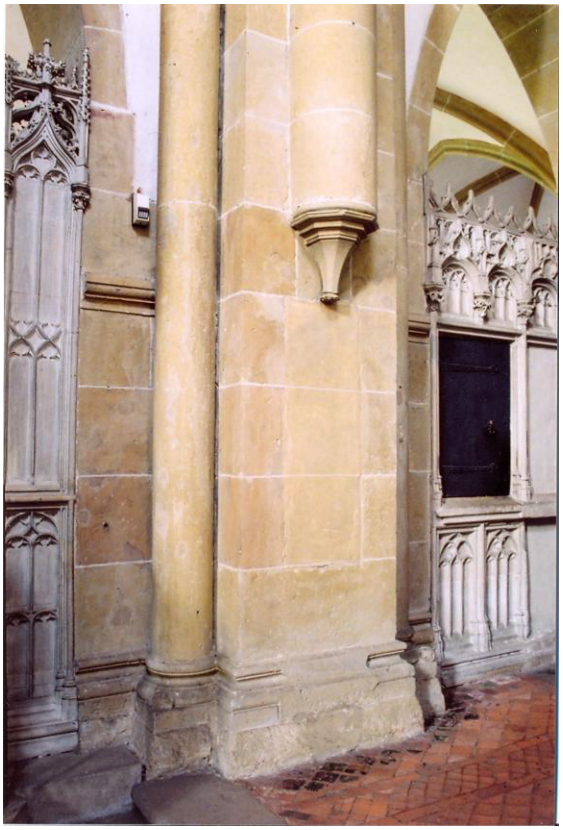


Abb. 196–197 wie Abb. 194–195, Details: deutlich ablesbare Abarbeitungen der ehemals bis zum Boden reichenden Halbrundvorlagen, jetzt abgefangen auf zwei gotischen Konsolen



Abb. 198 wie Abb. 195 Gesamtansicht des nördlichen Hauptpfeilers

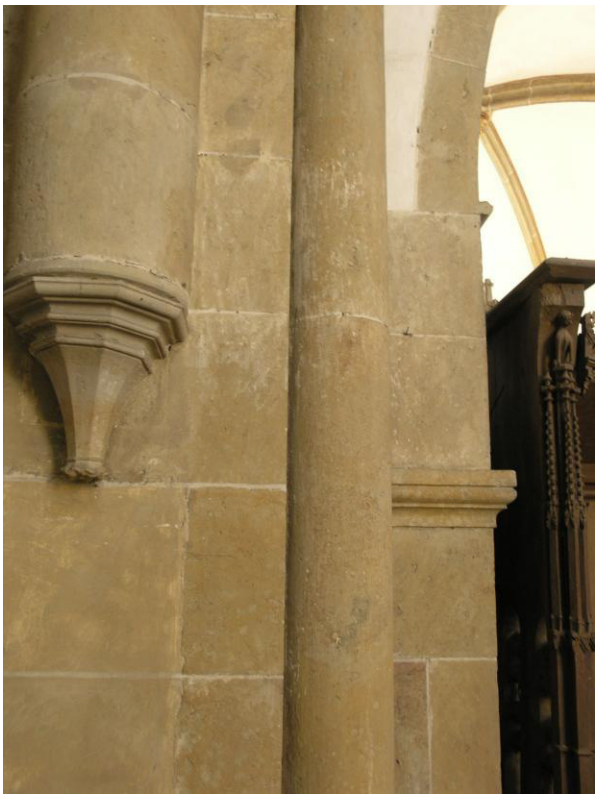


Abb. 199 wie Abb. 194 südlicher Hauptpfeiler, untere und obere Kämpferzone





Abb. 200–201 wie Abb. 196–197, Details: gotischen Konsolen der Halbrundvorlagen der Süd-seite (links) und der Nordseite (rechts) mit Steinmetzzeichen



Abb. 202 wie Abb. 194 südlicher Hauptpfeiler, Abarbeitungsspuren der Basis der Halbrundvorlage und die weniger geglättete Mittelpartie des ersten Quaders



Abb. 203 wie Abb. 195 nördlicher Hauptpfeiler, Abarbeitungsspuren der Basis der Halbrundvorlage und die weniger geglättete Mittelpartie des ersten Quaders



Abb. 204 Abteikirche, Saktuarium, südlicher Hauptpfeiler, Ansicht der Westseite, die normalerweise durch den Dreisitz verdeckt ist

Abb. 205, 206 wie Abb. 204, Details: unteres Kämpfergesims sowie zwei aufgesetzte Quaderlagen und oberes Wulstkämpfergesims







Abb. 207 wie Abb. 204, Detail: das an der Pfeilerkante endende Sockel- und Basisprofil der chorseitigen Pfeilerseite sowie der unteren Teil des tiefliegenden westseitigen Basisprofils

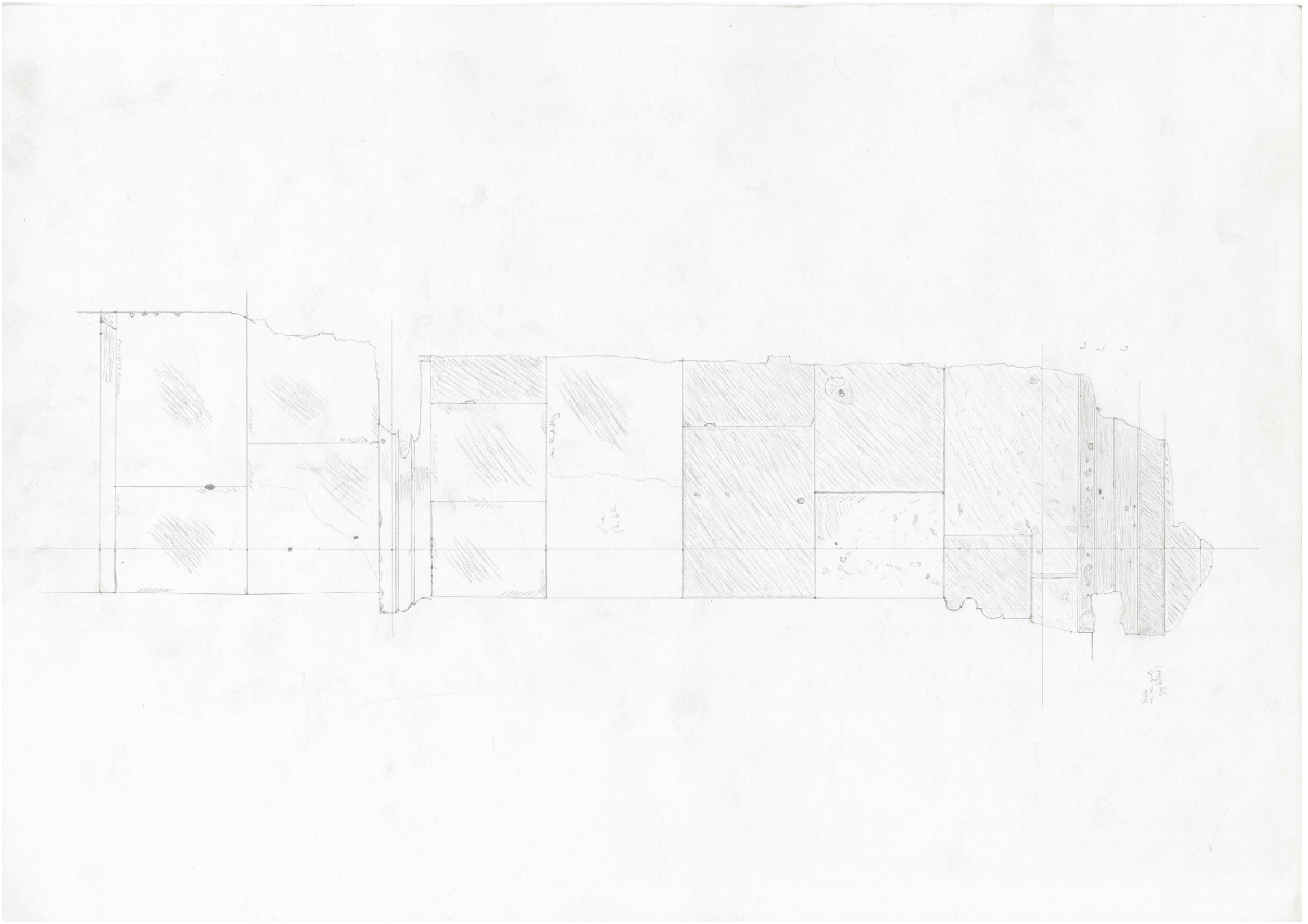


Abb. 208 Abteikirche, Saktuarium, südlicher Hauptpfeiler, Ansicht der Westseite, Handaufmaß von H. Kempkens, Februar 2001

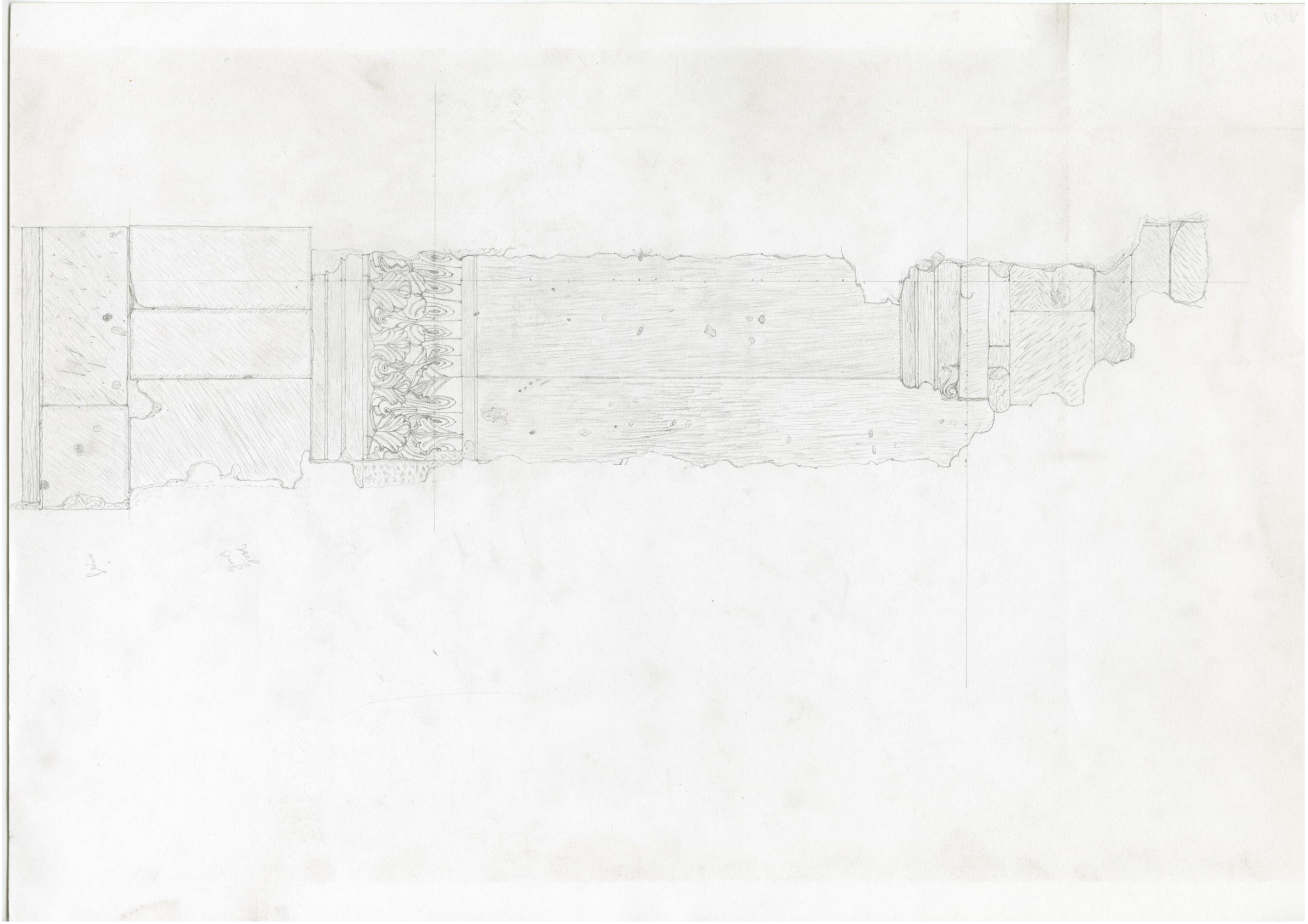


Abb. 209 Abteikirche, Saktuarium, südliches Viersäulenbündel, Ansicht der Ostseite, Handaufmaß von H. Kempkens, Februar 2001

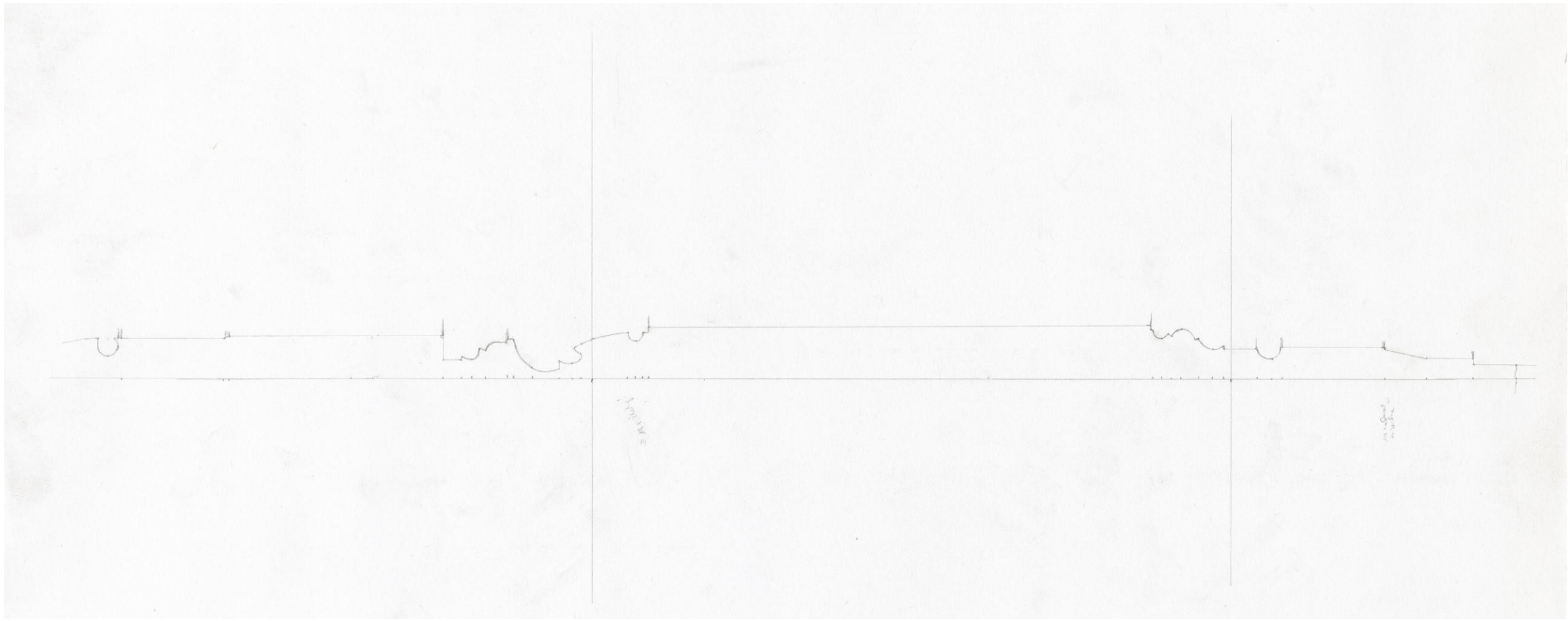


Abb. 210 Abteikirche, Saktuarium, südliches Viersäulenbündel, Ostseite, Profil der nördlichen Säule, Handaufmaß von H. Kempkens, Februar 2001



Abb. 211 Abteikirche, Saktuarium, südliches Viersäulenbündel, Ansicht der Ostseite, die normalerweise durch den Dreisitz verdeckt ist



Abb. 212 wie Abb. 212, Detail: über dem unteren Kämpfergesims zwei aufgesetzte Quaderlagen und oberes Wulstkämpfergesims





Abb. 213–214 wie Abb. 211, Details: Basis der chorseitigen Säule mit archäologisch freigelegter Profilfolge der Sockelzone darunter





Abb. 215– 216 Abteikirche, Sanktuarium, nördlicher Vierungspfeiler, Chorseite, Versprünge zwischen Sockel- und Basiszone



Abb. 217 Abteikirche, nordöstlicher Vierungspfeiler, Pfeilervorlage zum Chorseitenschiff bzw. zum gotischen Chorumgang





Abb. 218–219 Abteikirche, nördliche Pfeilervorlage zum gotischen Chorumgang mit wiederverwendeten romanischen Werkstücken





Abb. 220–221 Abteikirche, südliche Pfeilervorlage zum gotischen Chorumgang mit wiederverwendeten romanischen Werkstücken





Abb. 222–223 Abteikirche, südöstlicher Vierungspfeiler, Pfeilervorlage zum Chorseitenschiff bzw. zum gotischen Chorumgang



Abb. 224 Abteikirche, nordwestlicher Vierungspfeiler, Pfeilervorlagen zum Nordseitenschiff und Basis Eckdienst



Abb. 225 Abteikirche, südwestlicher Vierungspfeiler, Wandfläche zum Hauptschiff mit Weihekreuz





Abb. 226–227 Abteikirche, Diagonaldurchgang hinter dem südwestlichen Vierungspfeiler mit Blick auf dessen nach Südwesten gerichtete Wand





Abb. 228–229 Abteikirche, Diagonaldurchgang hinter dem südwestlichen Vierungspfeiler mit Blick auf dessen nach Nordosten gerichtete Wand (= Außenseite des Vierungspfeilers)



Abb. 230 Abteikirche, östliches Langhausjoch, Doppelarkade zum nördlichen Seitenschiff, über der sich noch der ursprüngliche Bogenlauf mit Scheitelwulst abzeichnet





Abb. 231–232 Abteikirche, nördliches Seitenschiff, Pfeilervorlagen des östlichen (links) und westlichen (rechts) Hauptpfeilers



Abb. 233 Abteikirche, innere Westwand, Wulstkämpfergesims zwischen südwestlichem Eckdienst und Westrose, der es durch Umknicken ausweicht (Fortsetzung abgeschlagen)





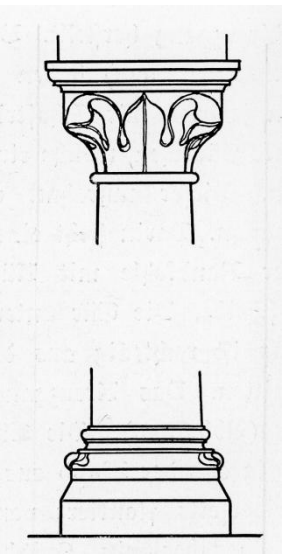


Abb. 234–236 Abteikirche, mittlere und westliche Arkadensäule zum nördlichen Seitenschiff sowie Umzeichnung von deren Basis und Kapitellstruktur (nach HÖLKER, Kreis Warendorf, 1936)



Abb. 237 Abteikirche, Nordquerhausportal, Gesamtansicht (Aufn. Daniel Brockpähler, Marienfeld)



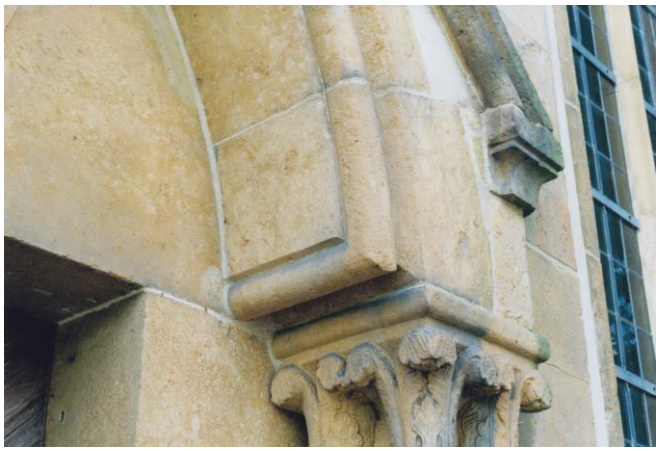


Abb. 238–239 wie Abb. 237, Details: Ansätze des Portalbogens und dessen Wulstprofil





Abb. 240–241 wie Abb. 237, Details: Basen und untere Schaftstücke der rahmenden Dreisäulenbündel



Abb. 242 wie Abb. 237 Detail: Spitzen des Portalbogens und des rahmenden Giebels



Abb. 244 Original der spätgotischem Madonnenfigur des Nordportals, heute im Kircheninneren



Abb. 243 wie Abb. 237 Detail: Schrägsicht des Portalbogens und des Giebels, Oberseite der Werkstücke

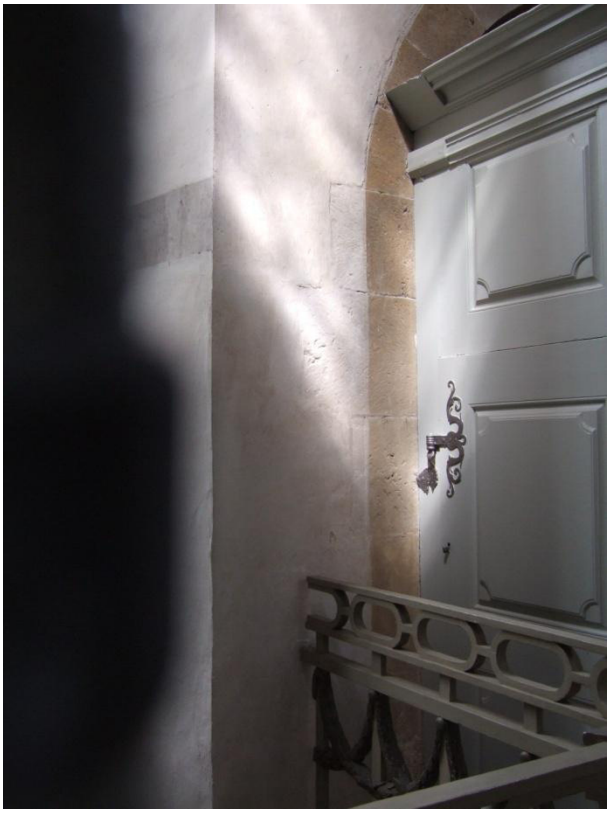




Abb. 245–246 Abteikirche, Nordquerhausportal, Innenseite, westliche Portaleinfassung und Blick in die Portalnische





Abb. 247–248 wie Abb. 245, Details: westliches (links) und östliches (rechts) Gewände der Portalnische





Abb. 249–251 Abteikirche, Nordquerhausportal, Innenseite, Spitzbogenabschluss der Portalnische und Innenseite der Tympanonplatte mit aufgemaltem Weihekreuz





Abb. 252 Abteikirche, Kreuzgangportal, Gesamtansicht (Aufn. Michael Reuter, Münster)



Abb. 253 wie Abb. 252 Detail: Tympanon und Portalbogen mit Röllchenwulst



Abb. 254 wie Abb. 252, Detail: nördlicher Türpfosten und Rahmungssäule



Abb. 255 wie Abb. 252, Detail: südlicher Türpfosten und Rahmungssäule



Abb. 256 wie Abb. 252, Detail: Tympanon, Bereich hinter der gotischen Madonnenfigur, wo sich die Abarbeitung einer kreisrunden Fläche abzeichnet



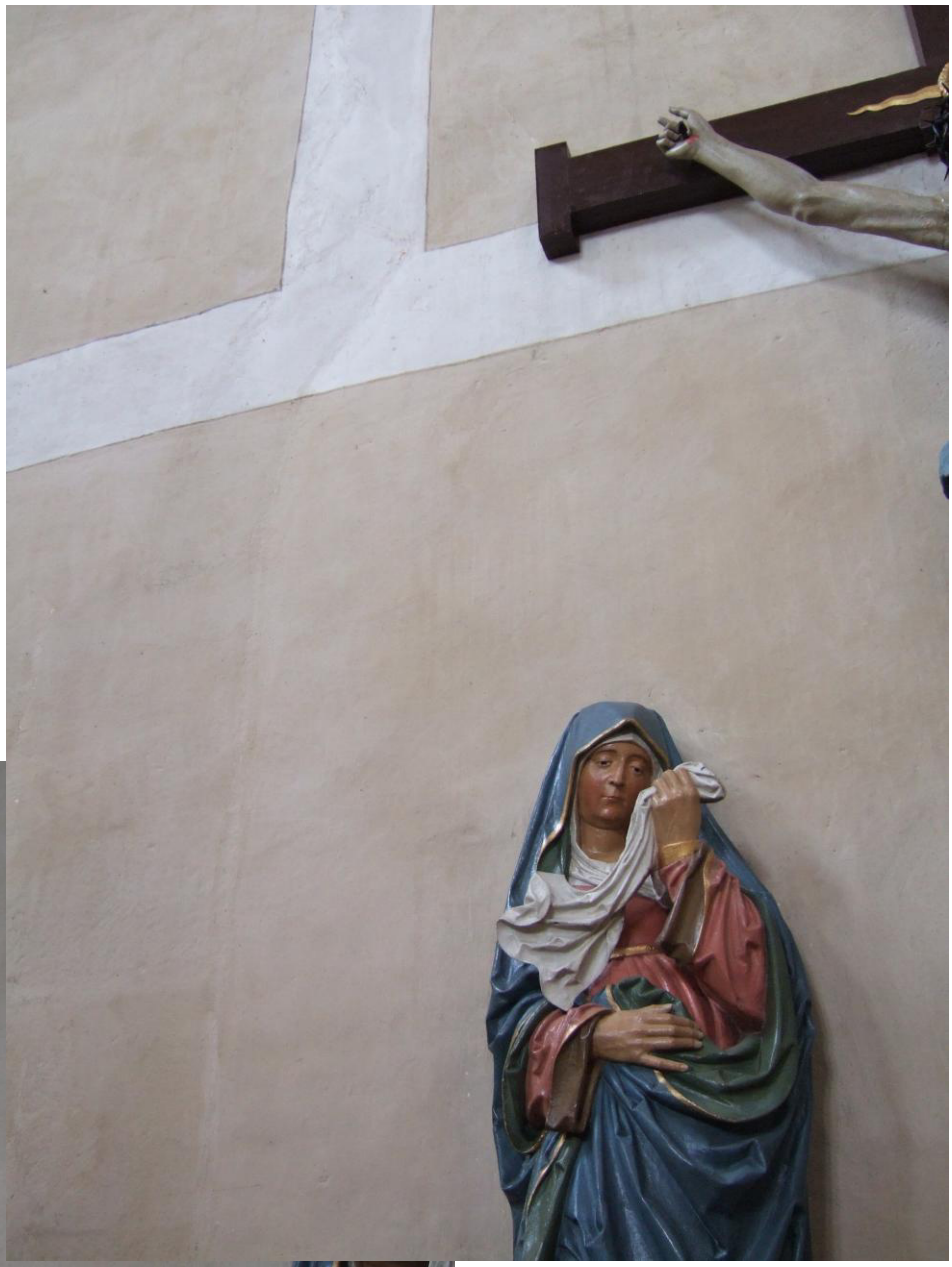
Abb. 257 wie Abb. 254, Detail: Kapitell der Rahmungssäule mit Rest eines angrenzenden, heute abgearbeiteten Kapitells



Abb. 258–260 Abteikirche, Kreuzgangportal, Innenseite sowie Detials der südlichen (links) und des nördlichen (rechts) Gewändes der Portalnische







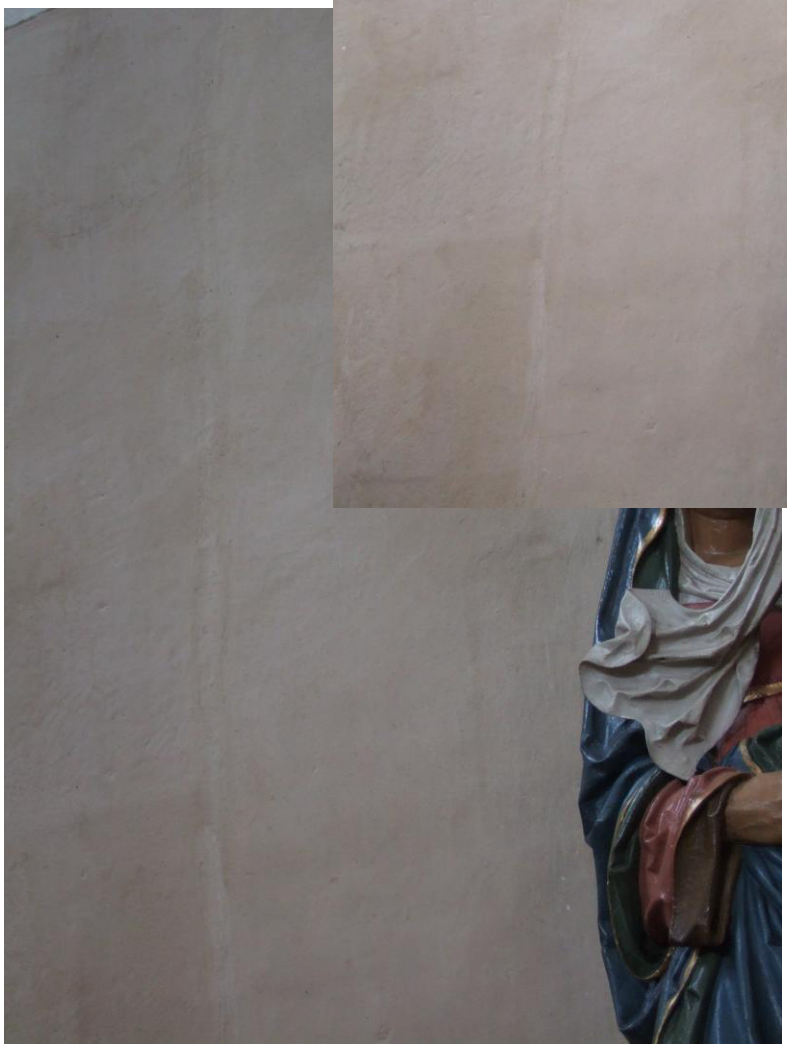


Abb. 261–262 Abteikirche, kirchenseitige Befunde der Dormitoriumstür mit erhaltenen Quadern des östlichen Gewändes und des anschließenden Bogenlaufs



Abb. 263 Abteikirche, südlicher Langhausobergaden, Westjoch mit romanischem Doppelfenster, Außenseite



Abb. 264 wie Abb. 263, Innenseite mit umgebendem Schildbogenfeld



Abb. 265 Abteikirche, Nordquerhausfront, Dreifenstergruppe mit rahmenden Säulchen und Bögen



Abb. 266 wie Abb. 265, Detail: die überfangenden Spitzbögen





Abb. 267–268 wie Abb. 265, Details: Die Kapitelle der Rahmungssäulen und die beiden seitlichen Bögen





Abb. 269–270 wie Abb. 265, Details: Die unteren Schaftpartien und die Basen der Rahmungssäulchen sowie die unteren Gewände der seitlichen Fenster



Abb. 271 wie Abb. 265, Detail: die unteren Gewände des mittleren Fensters



Abb. 272 Abteikirche, Nordquerhaus, Dreifenstergruppe, Innenseite, Gesamtansicht



Abb. 273 wie Abb. 272, Detail: Die Rahmungssäulen mit den Schäften und Kämpfern aus Grünsandstein sowie die Fenstergewände des mittleren und östlichen Fensters

Abb. 274–276 wie Abb. 272, Details: untere Schaftpartie mit Basis sowie die Kapitelle der beiden östlichen Rahmungssäulchen









Abb. 277 Abteikirche, Südquerhausfront, Dreifenstergruppe mit rahmenden Säulchen und Bögen



Abb. 278 wie Abb. 277, Detail: westlicher Bogen mit Brandrötungen sowie am linken Gewände und über dem rechten Kapitell Reste eines Dachansatzes





Abb. 279–280 wie Abb. 277, Details: Die Kapitelle der Rahmungssäulen und die beiden seitlichen Bögen





Abb. 281–282 wie Abb. 277, Details: Die unteren Schaftpartien und die Basen der Rahmungssäulchen sowie die unteren Gewände der seitlichen Fenster

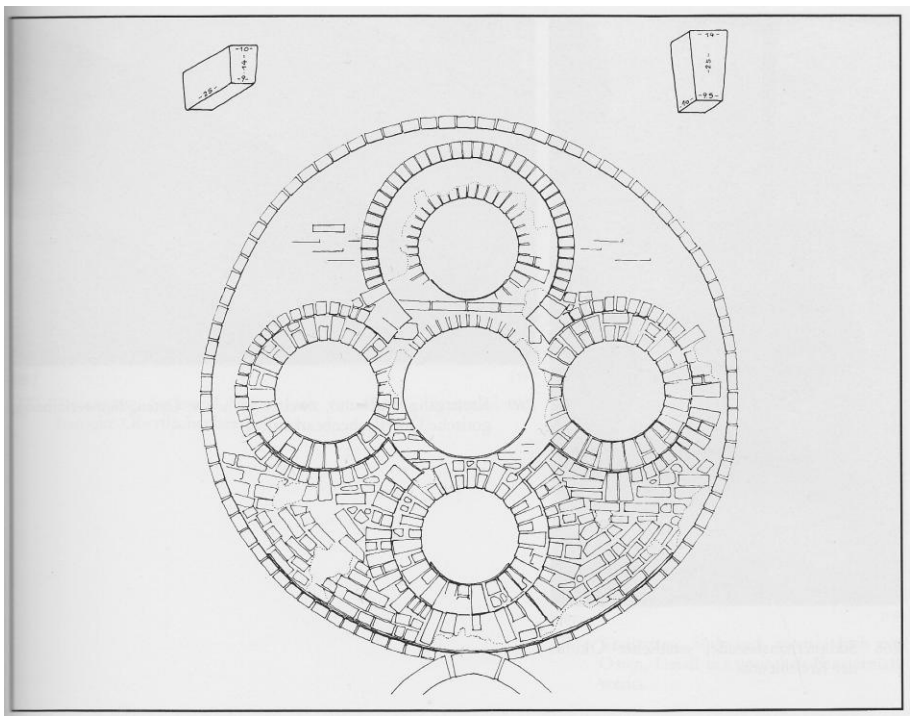


Abb. 283 Abteikirche, Südquerhaus, Blendrosette im Giebel, Aufmaßzeichnung von E. Friedrichs 1987 (nach SIGRIST/STROHMANN, Baugeschichtliche Befunde, 1995)



Abb. 284 Abteikirche, Südquerhaus, Dreifenstergruppe, Innenseite, Detail: Sohlbänke, umlaufendes Wulstkämpfergesims sowie untere Partien der rahmenden Säulchen





Abb. 285–286 wie Abb. 284, Details: Kapitelle der beiden östlichen Rahmungssäulchen

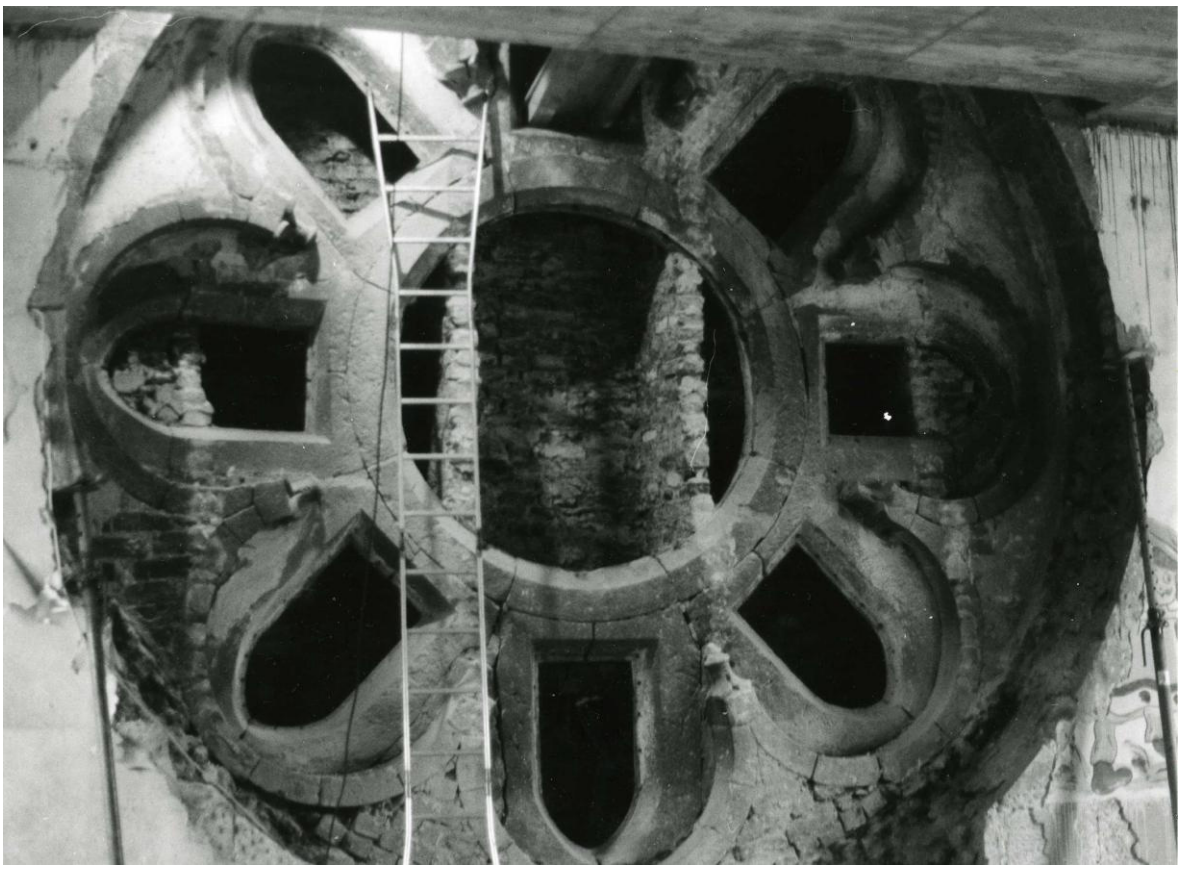


Abb. 287 Abteikirche, Westfassade, Westrose nach der Freilegung (Aufn. Westfälisches Amt für Denkmalpflege, Münster)

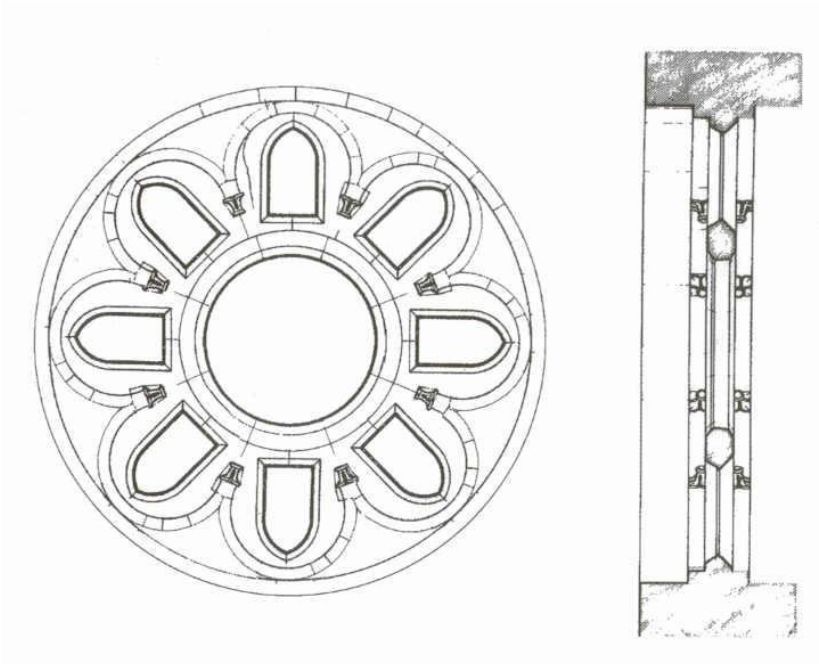


Abb. 288 wie Abb. 287 Umzeichnung der Werksteinstrukturen (nach QUEDNAU/KORN/SIGRIST, Westrose, 1986)

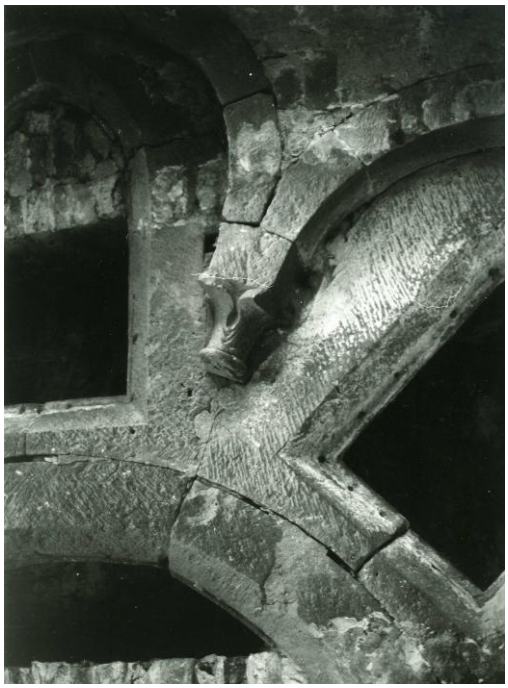


Abb. 289 wie Abb. 287, Detail: Kapitell aus dem linken Bereich





Abb. 290–291 Abteikirche, Ostecken des Sanktuariums, Sockel und Basis des nördlichen (links) bzw. südlichen (rechts) Eckdienstes





Abb. 292–293 Abteikirche, Ostecken der Querhausarme, Sockel und Basis des nordöstlichen (links) bzw. südöstlichen (rechts) Eckdienstes



Abb. 294 Abteikirche, Sanktuarium, nördlicher Hauptpfeiler, Basen der Eckdienste





Abb. 296–297 Abteikirche, Sanktuarium, südliches Viersäulenbündel, Basis der chorseitigen Säule und Detail des Eckblattes



Abb. 298 Abteikirche, nordöstlicher Vierungspfeiler, Basis des nordwestlichen Eckdienstes (= südöstlicher Eckdienst des Nordquerhauses)



Abb. 299 Abteikirche, südöstlicher Vierungspfeiler, Basis des südwestlichen Eckdienstes (= nordöstlicher Eckdienst des Südquerhauses)





Abb. 300–301 Abteikirche, Westecken der Querhausarme, Sockel und Basis des nordwestlichen (links) bzw. südwestlichen (rechts) Eckdienstes





Abb. 303 Abteikirche, nordwestlicher Vierungspfeiler, Basis des nordwestlichen Eckdienstes (= ehem. südöstlicher Eckdienst des Nordseitenschiffes)

Abb. 302 Abteikirche, nordwestlicher Vierungspfeiler, Basis des nordöstlichen Eckdienstes (= südwestlicher Eckdienst des Nordquerhauses)



Abb. 304 Abteikirche, Nordquerhausportal, Basen des westlichen Dreisäulenbündels







Abb. 305–307 Abteikirche, Kreuzgangportal, Basen der nördlichen (oben) und südlichen (rechts) Gewändesäulen





Abb. 308–309 Abteikirche, Langhaus, Basen der mittleren (oben) und der westlichen (unten) Arkadensäule



Abb. 310 Abteikirche, Langhaus, Basis der östlichen Arkadensäule (barocke Nachbildung der beiden anderen Säulen)



Abb. 311 Abteikirche, Langhaus, Basis des nordwestlichen Eckdienstes



Abb. 312 Abteikirche, Langhaus, Basis des südwestlichen Eckdienstes



Abb. 313 Abteikirche, Sanktuarium, Kapitelle des südlichen Viersäulenbündels, Ostseite



Abb. 314–315 wie Abb. 313, Details: südliches Kapitell und nördliches Kapitell des Kapitellblocks





Abb. 316 Abteikirche, Sanktuarium, Kapitelle des südlichen Viersäulenbündels, Westseite



Abb. 317 wie Abb. 316 Aufnahme von 1927
(nach HÖLKER, Kreis Warendorf, 1936)



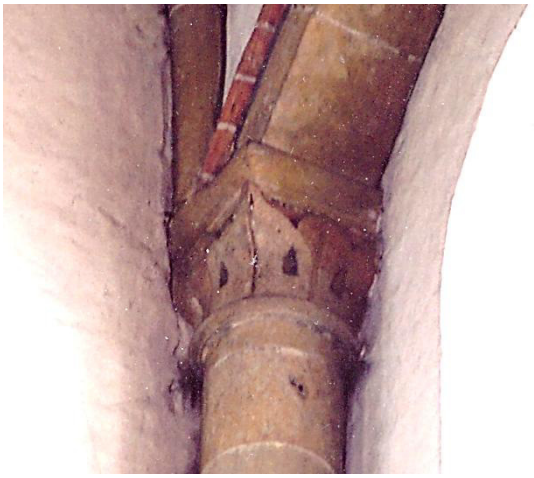


Abb. 320–321 Abteikirche, Sanktuarium, Kapitelle der beiden östlichen Eckdienste





Abb. 322–323 Abteikirche, Sanktuarium, Kapitelle des nördlichen (oben) und südlichen (unten) Hauptpfeilers



Abb. 324 wie Abb. 322 Detail: Kapitelle des westlichen Eckdienstes, des Pfeilerkerns und der Halbrundvorlage



Abb. 325 wie Abb. 323 Detail: Kapitelle der Halbrundvorlage, des Pfeilerkerns und des westlichen Eckdienstes



Abb. 326 nordöstlicher Vierungspfeiler, Kapitelle der südlichen Halbrundvorlage, des Pfeilerkerns und des östlichen Eckdienstes



Abb. 327 nordöstlicher Vierungspfeiler, Kapitelle der westlichen und südlichen Halbrundvorlage, des Pfeilerkerns und des südwestlichen Eckdienstes



Abb. 328 nordöstlicher Vierungspfeiler, Kapitelle des nördlichen Eckdienstes, der westlichen Halbrundvorlage, des südwestlichen Eckdienstes und des Pfeilerkerns



Abb. 329 nordöstlicher Vierungspfeiler, Kapitelle des nördlichen Eckdienstes, des Pfeilerkerns und der westlichen Halbrundvorlage



Abb. 330 südöstlicher Vierungspfeiler, Kapitelle des östlichen Eckdienstes, des Pfeilerkerns und der nördlichen Halbrundvorlage



Abb. 331 südöstlicher Vierungspfeiler, Kapitelle des nordwestlichen Eckdienstes, des Pfeilerkerns und der westlichen Halbrundvorlage



Abb. 332 südöstlicher Vierungspfeiler, Kapitelle der westlichen Halbrundvorlage, des Pfeilerkerns und des südlichen Eckdienstes





Abb. 333–334 wie Abb. 332, Details: Nahaufnahmen des Kapitells der westlichen Halbrundvorlage (rechts) und des übrigen Kapitellbandes





Abb. 335–336 Abteikirche, Kreuzgangportal, Kapitell der nördlichen Gewändesäule



Abb. 337 Abteikirche, Kreuzgangportal, Kapitell der südlichen Gewändesäule



Abb. 338 Abteikirche, Nordquerhausportal, Kapitelle des östlichen Dreisäulenbündels von Norden



Abb. 339 wie Abb. 338 von Nordwesten



Abb. 340 Abteikirche, Nordquerhausportal, Kapitelle des östlichen Dreisäulenbündels von Westen



Abb. 341, wie Abb. 340, Detail: südliches Kapitell



Abb. 342 Abteikirche, Nordquerhausportal, Kapitelle des westlichen Dreisäulenbündels von Norden



Abb. 343 wie Abb. 342 von Nordosten



Abb. 344 Abteikirche, Nordquerhausportal, Kapitelle des westlichen Dreisäulenbündels von Osten



Abb. 345, wie Abb. 344, Detail: südliches Kapitell





Abb. 346–347 Abteikirche, Nordquerhaus, Kapitelle des nordwestlichen (links) und nordöstlichen (rechts) Eckdienstes





Abb. 348–349 Abteikirche, Südquerhaus, Kapitelle des südöstlichen (links) und südwestlichen (rechts) Eckdienstes

Abb. 350 Abteikirche, Südquerhaus, Kapitell des südöstlichen Eckdienstes um umlaufendes Wulstkämpfergesims





Abb. 351 Abteikirche, nordwestlicher Vierungspfeiler, Kapitellband und südseitige Abkragung des Vorlagenapparates



Abb. 352 wie Abb. 351 Detail: Kapitelle der östlichen Halbrundvorlage, des Pfeilerkerns und des nördlichen Eckdienstes



Abb. 353 wie Abb. 351 Detail: Kapitelle des südöstlichen Eckdienstes, des Pfeilerkerns und der östlichen Halbrundvorlage



Abb. 354 wie Abb. 351 Gesamtansicht von Südosten

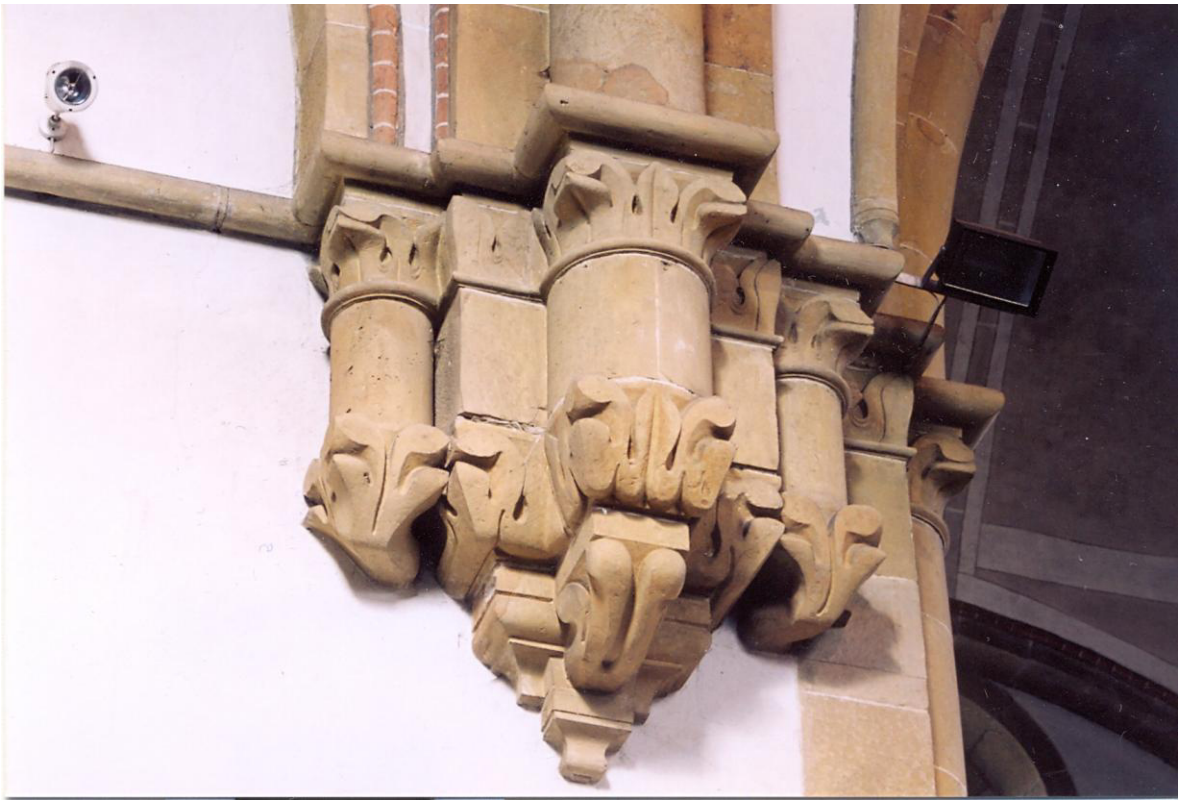


Abb. 355 wie Abb. 351 Detail: Kapitelle des westlichen und südöstlichen Eckdienstes, des Pfeilerkerns und der südlichen Halbrundvorlage, darunter die südseitige Abkragung

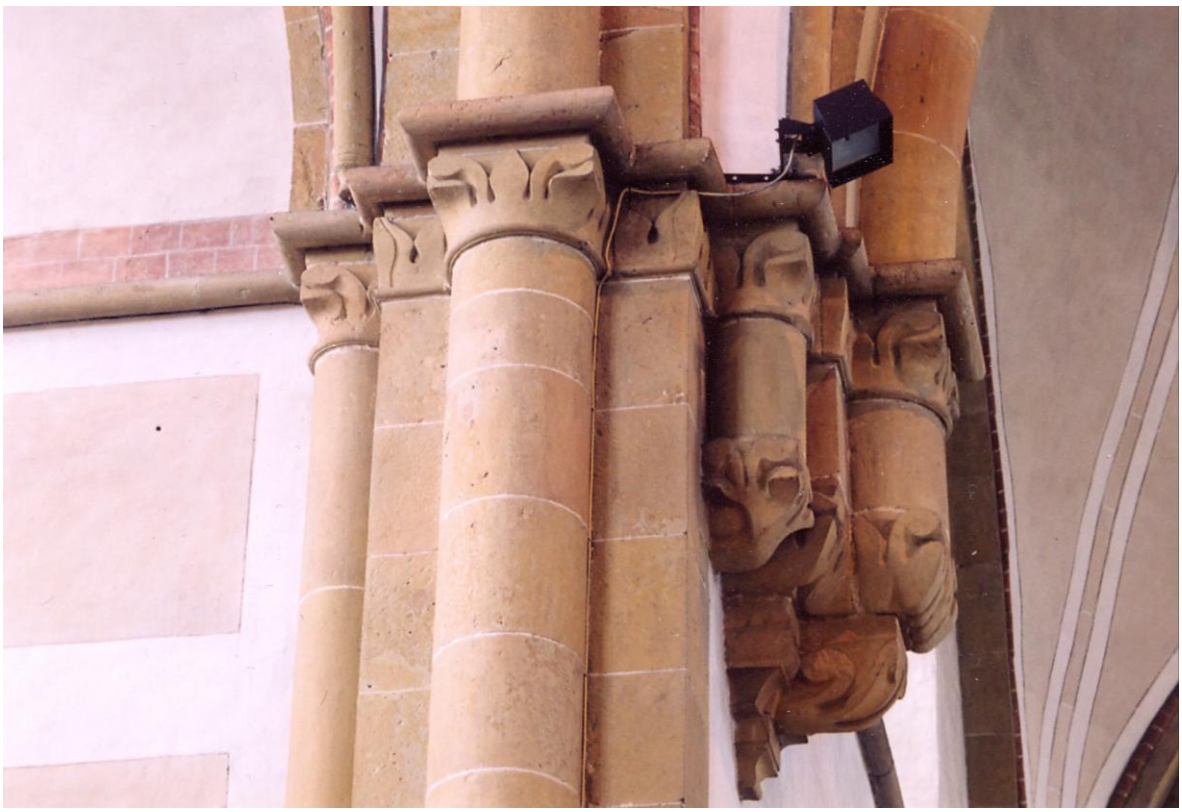


Abb. 356 Abteikirche, südwestlicher Vierungspfeiler, Kapitellband und nordseitige Abkragung des Vorlagenapparates

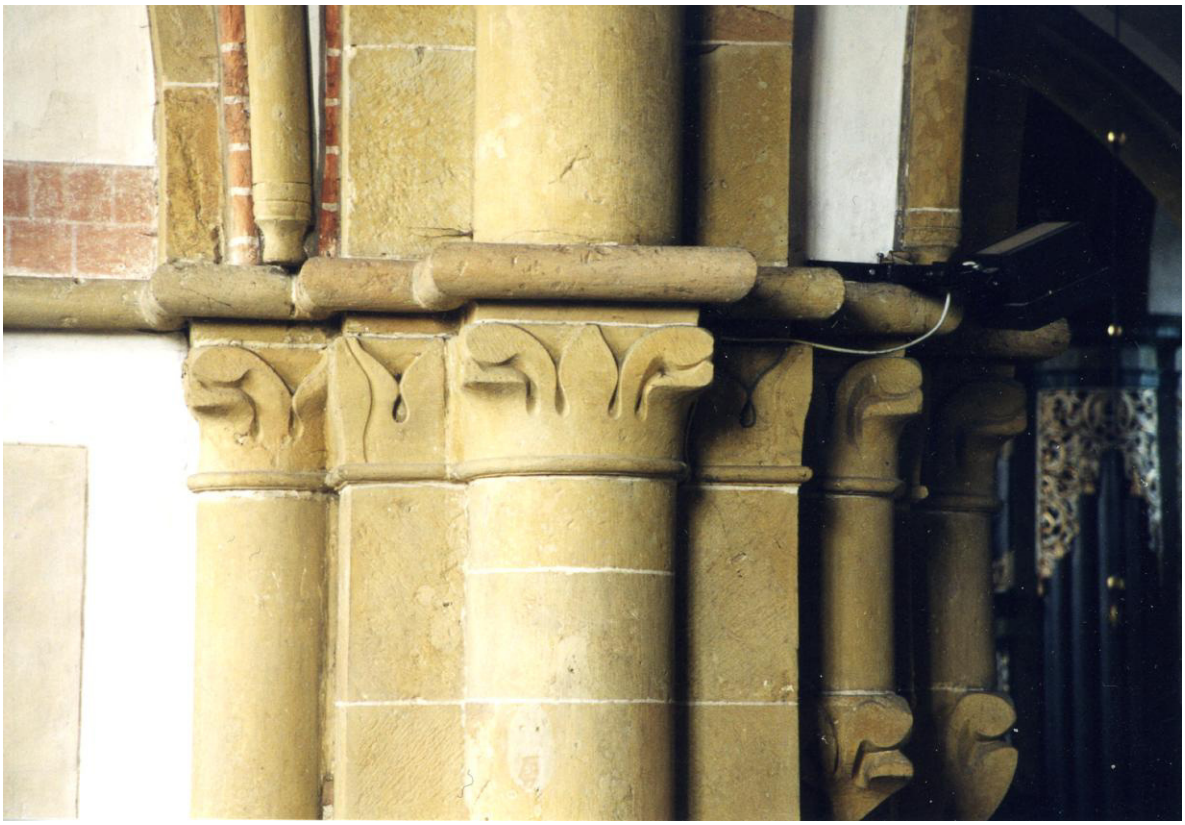


Abb. 357 wie Abb. 356 Detail: Kapitelle des südlichen Eckdienstes, des Pfeilerkerns und der östlichen Halbrundvorlage



Abb. 358 wie Abb. 356 Kapitelle des südlichen und südöstlichen Eckdienstes, des Pfeilerkerns und der östlichen Halbrundvorlage



Abb. 359 wie Abb. 356 Gesamtansicht von Nordosten



Abb. 360 wie Abb. 356 Detail: Kapitelle des nordöstlichen und westlichen Eckdienstes, des Pfeilerkerns und der nördlichen Halbrundvorlage, dazu die nordseitige Abkragung



Abb. 361 Abteikirche, Abkragung des nördlichen Vorlagenapparates zwischen östlichem und mittlerem Langhausjoch mit Kapitellband



Abb. 362 wie Abb. 361 Detail: Kapitell des westlichen Eckdienstes mit Ansätzen für eine ausgearbeitete Fiederung



Abb. 363 Abteikirche, Abkragung des südlichen Vorlagenapparates zwischen östlichem und mittlerem Langhausjoch mit Kapitellband



Abb. 364 Abteikirche, Abkragung des nördlichen Vorlagenapparates zwischen mittlerem und westlichem Langhausjoch mit Kapitellband



Abb. 365 wie Abb. 364, Detail: sternförmiges Zierelement an der untersten Konsole der Abkragung



Abb. 366 Abteikirche, Abkragung des südlichen Vorlagenapparates zwischen mittlerem und westlichem Langhausjoch mit Kapitellband



Abb. 367 wie Abb. 366, Detail: blütenförmiges Zierelement an der untersten Konsole der Abkragung sowie Blattmaske am Konsolelement darüber



Abb. 368 Abteikirche, Langhaus, Kapitell des südwestlichen Eckdienstes





Abb. 369–370 Abteikirche, Langhaus, Kapitell der mittleren Arkadensäule

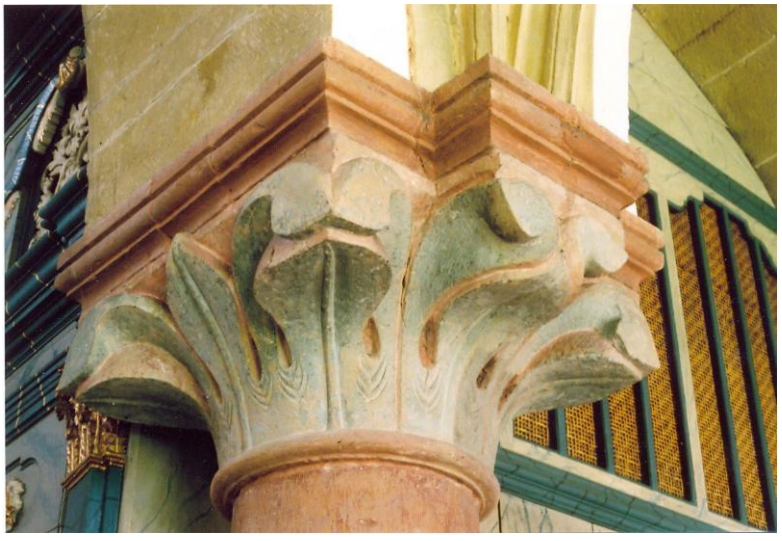
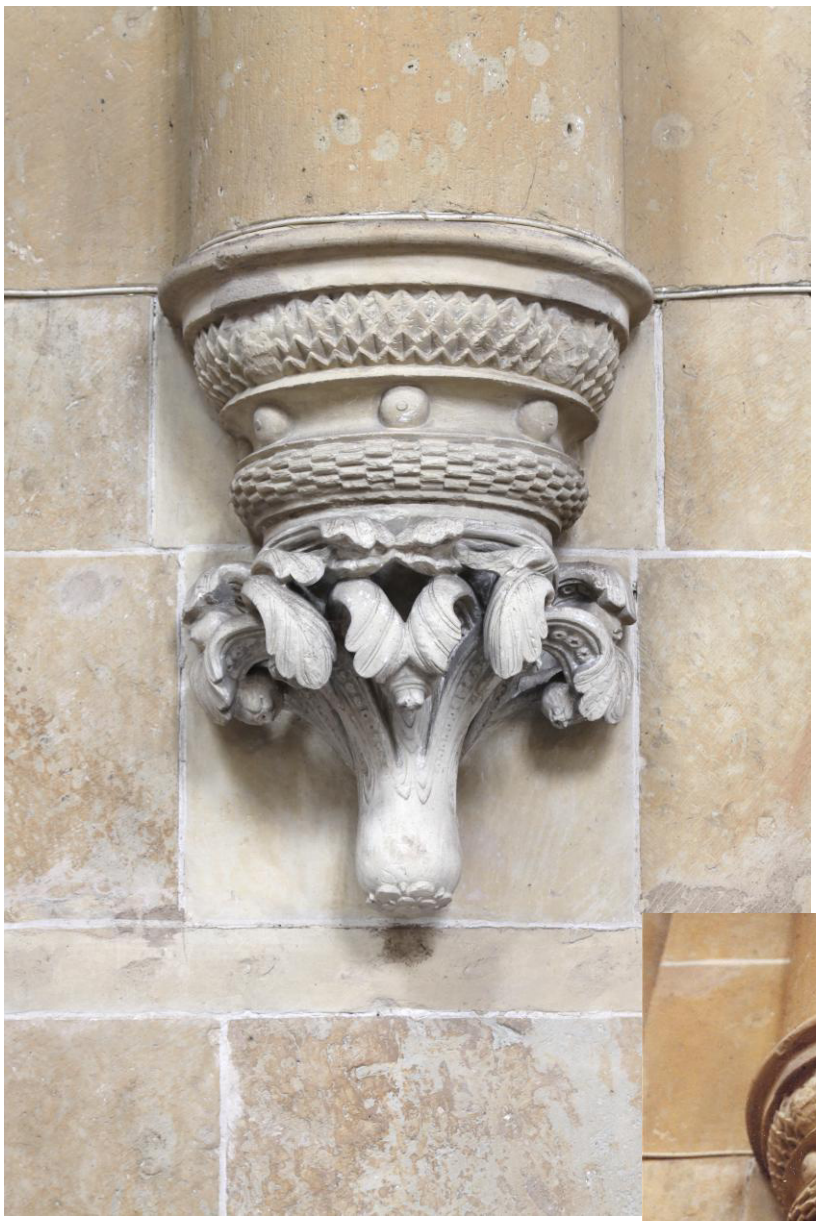


Abb. 371 Abteikirche, Langhaus, Kapitell der westlichen Arkadensäule





Abb. 372–373 Abteikirche, nordöstlicher Vierungspfeiler, Konsole zur Abfangung der Halbrundvorlage



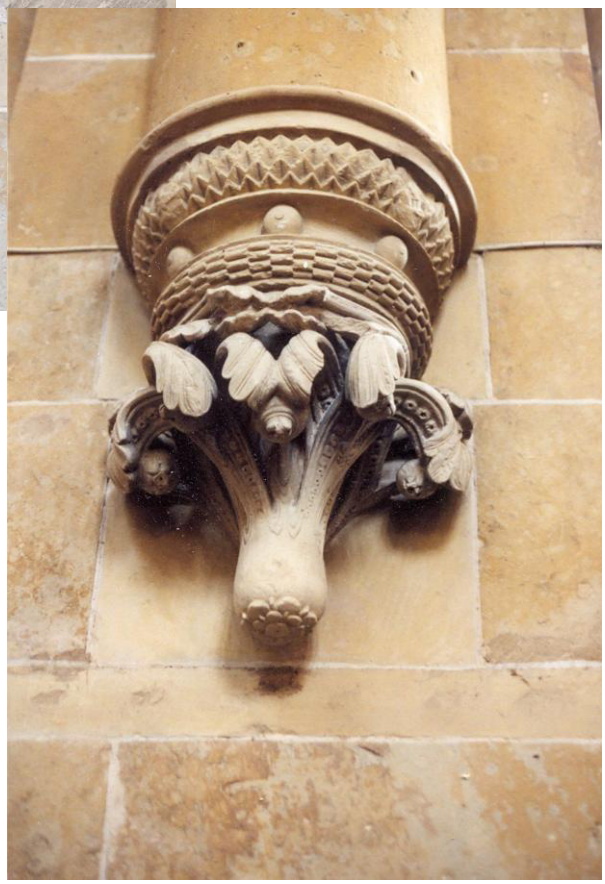


Abb. 374–375 Abteikirche, südöstlicher Vierungspfeiler, Konsole zur Abfangung der Halbrundvorlage



Abb. 376 Abteikirche, Sanktuarium, östliches Halbgewölbe, Schlussstein und Scheitelring

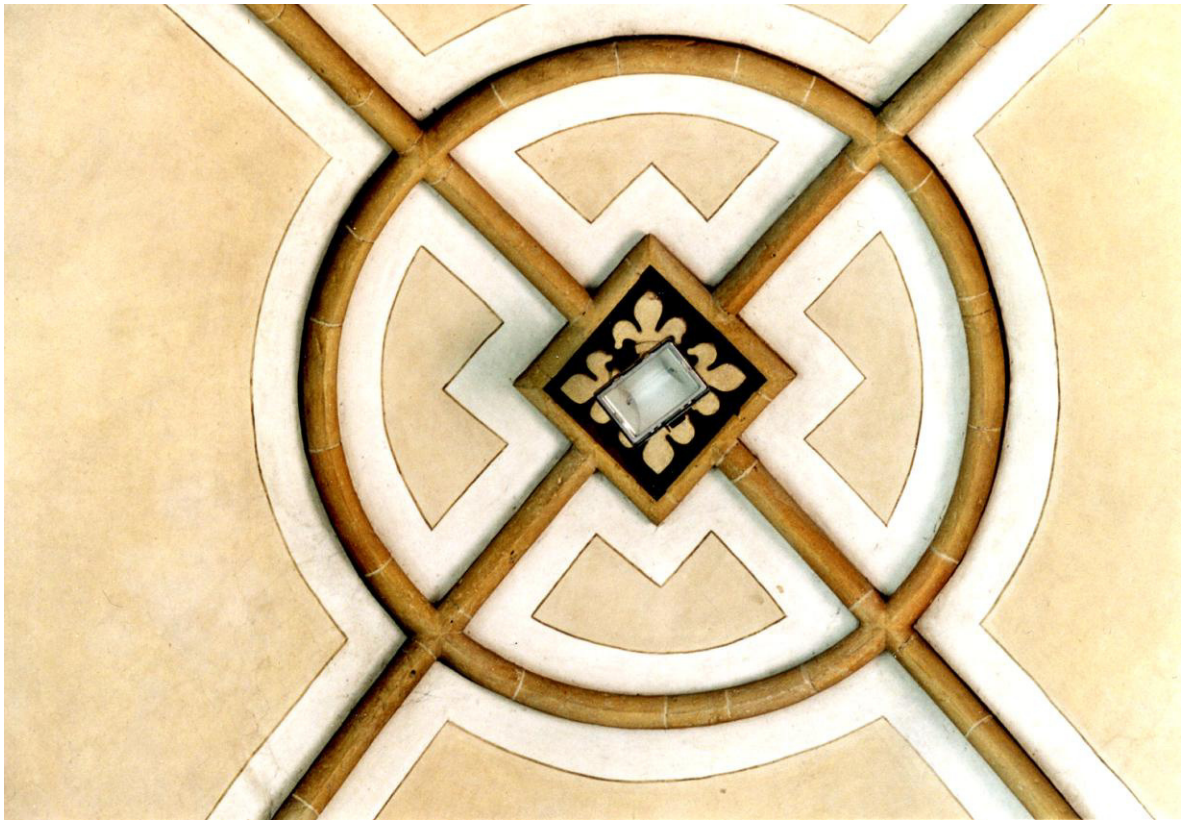


Abb. 377 Abteikirche, Sanktuarium, westliches Gewölbe, Schlussstein und Scheitelring



Abb. 378 Abteikirche, Vierungsgewölbe, Schlussstein und Scheitelring

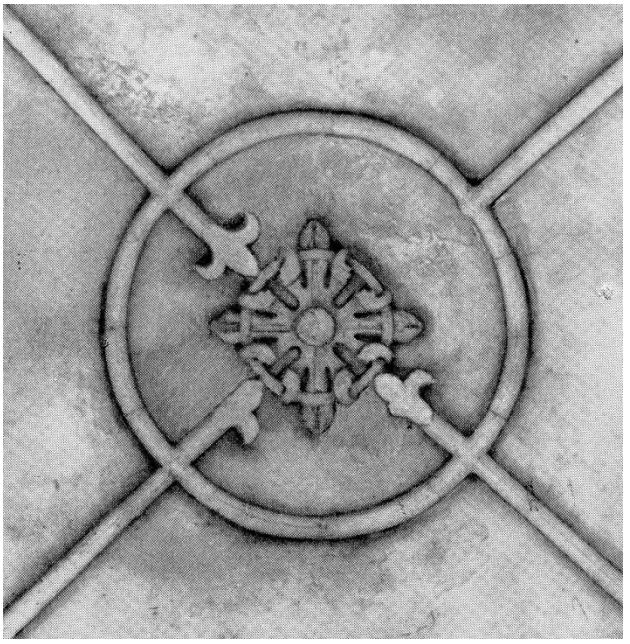


Abb. 379 wie Abb. 378 Aufnahme von 1927
(nach HÖLKER, Kreis Warendorf, 1936)

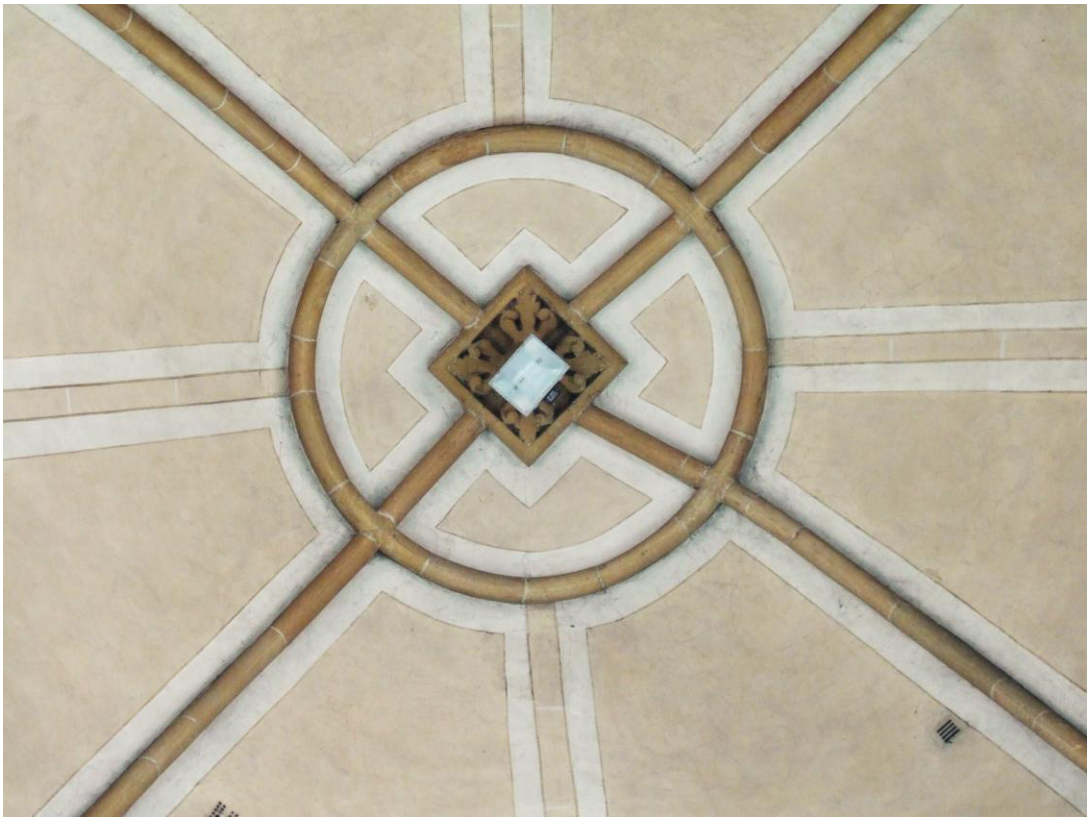


Abb. 380 Abteikirche, Südquerhaus, Schlussstein und Scheitelring (Süden unten)



Abb. 381 Abteikirche, Nordquerhaus, Schlussstein und Scheitelring (Norden unten)

Abb. 382 Abteikirche, östliches Hauptschiffjoch-gewölbe, Schlussstein und aufgemalter Scheitelring



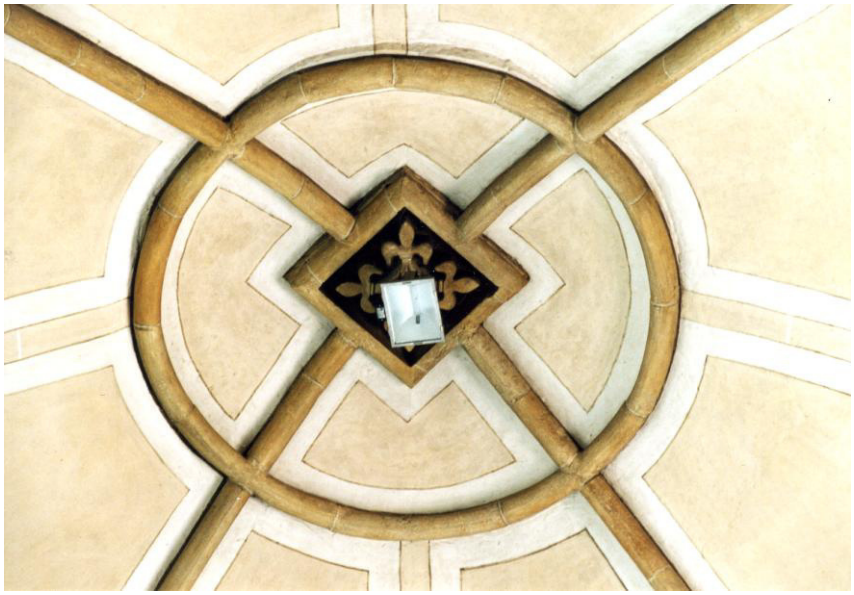


Abb. 383 Abteikirche, mittleres Hauptschiff-jochgewölbe, Schluss-stein und Scheitelring

Abb. 384 Abteikirche, westliches Hauptschiffjoch-gewölbe, Schlussstein und Scheitelring

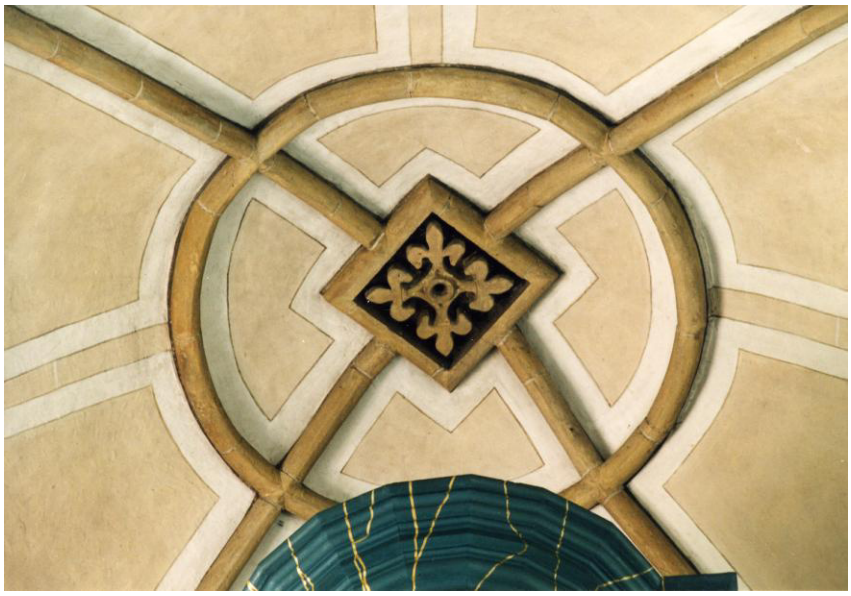
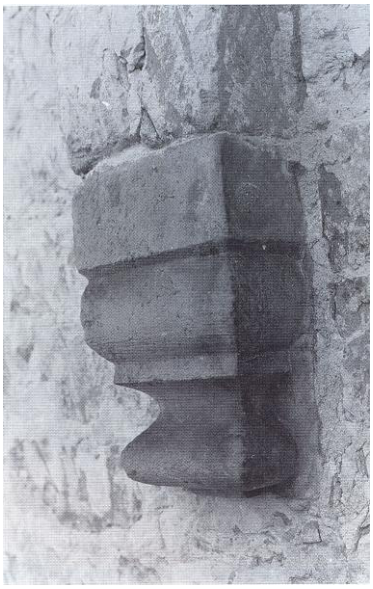




Abb. 385 Abteikirche, Südquerhaus, nordöstliche Rippenkonsole

Abb. 386 Abteikirche, Chorobergaden, Rundbogenfries, Konsole (7. von Westen) (nach SIGRIST/STROHMANN, Baugeschichtliche Befunde, 1995)



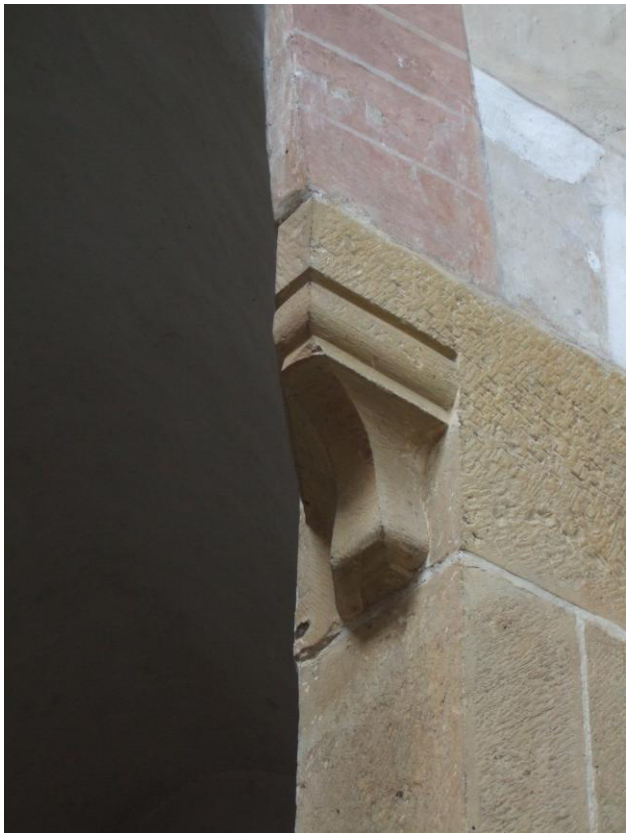




Abb. 387 Abteikirche, Südquerhausostwand, Rundbogenfries, Konsole (4. von Süden) (nach SIGRIST/STROHMANN, Baugeschichtliche Befunde, 1995)

Abb. 388 Abteikirche, Südquerhaus, Konsole am Eingang zum Diagonaldurchgang



Abb. 389 Abteikirche, südöstlicher Vierungspfeiler, Verbindungsbogen zum Chorumgang (ehem. zu den Chorseitenschiffen), Kämpfergesims

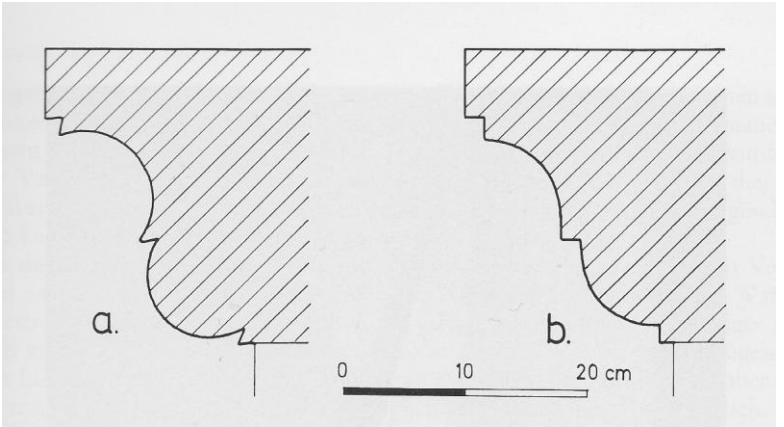


Abb. 390 Profilierung des Dachgesimses, Querschnitte: a. spätromanisch, b. 1828 (nach SIGIST/STROHMANN, Baugeschichtliche Befunde, 1995)



Abb. 391 Abteikirche, Sanktuarium, mittlerer südlicher Scheidbogen zum Chorumgang (ehem. zum Chorseitenschiff), Scheitelwulst



Abb. 392 Abteikirche, Sanktuarium, westlicher südlicher Scheidbogen zum Chorumgang (ehem. zum Chorseitenschiff), Scheitelwulst



Abb. 393 Abteikirche, Sanktuarium, bauzeitlicher Hochaltarstipes mit Mensaplatte nach Abnahme des klassizistischen Antependiums (Aufn. Michael Reuter, Münster)



Abb. 394 Abteikirche, Sanktuarium, bauzeitlicher Schmuckfussboden, östlicher Teil



Abb. 395 Abteikirche, bauzeitlicher Schmuckfussboden, Bereich vor dem Hochaltar aus Kalksteinplatten



Abb. 396 wie Abb. 395, südlich anschließendes Feld mit Rautenstruktur aus Kalk- und Backstein



Abb. 397 Abteikirche, Sanktuarium, bauzeitlicher Schmuckfussboden, westlicher Teil (Ausschnitt)



Abb. 398 Abteikirche, Sanktuarium, bauzeitlicher Schmuckfussboden, nordwestlicher Teil (Ausschnitt)



Abb. 399 Abteikirche, Sanktuarium, bauzeitlicher Schmuckfussboden, nördliche Randbegrenzung (Ausschnitt) mit erhaltenen farbigen Glasuren



Abb. 400 Abteikirche, Sanktuarium, bauzeitlicher Schmuckfussboden, nordöstlicher Teil (nördlich des Hochaltarpodestes)



Abb. 401 wie Abb. 400, Detail: nördliche Randbegrenzung (Ausschnitt) mit erhaltenen farbigen Glasuren

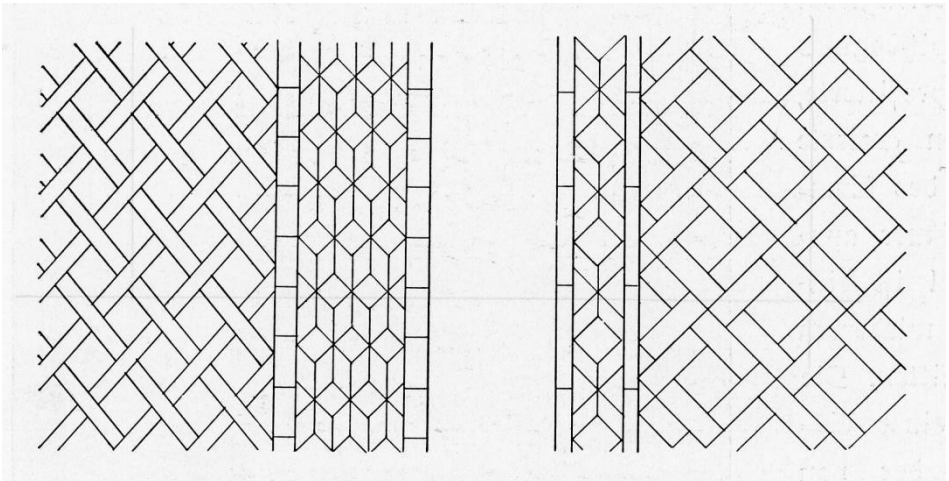


Abb. 402 Abteikirche, Sanktuarium, bauzeitlicher Schmuckfussboden, Schema einiger der verwendeten Verlegemuster (nach HÖLKER, Kreis Warendorf, 1936)



Abb. 403–404 Abteikirche, Sanktuarium, Piscinapfeiler





Abb. 405 wie Abb. 403, Detail: Kapitellblock, Seite A



Abb. 406 wie Abb. 403, Detail: Kapitellblock, Seite B



Abb. 407 wie Abb. 403, Detail: Kapitellblock, Seite C



Abb. 408 wie Abb. 403, Detail: Kapitellblock, Seite D



Abb. 409 wie Abb. 403, Detail: Kapitellblock, Unterseite



Abb. 410 wie Abb. 403, Detail: Schaftstück, Aufsicht mit Einblick in den offenen Wasserschacht

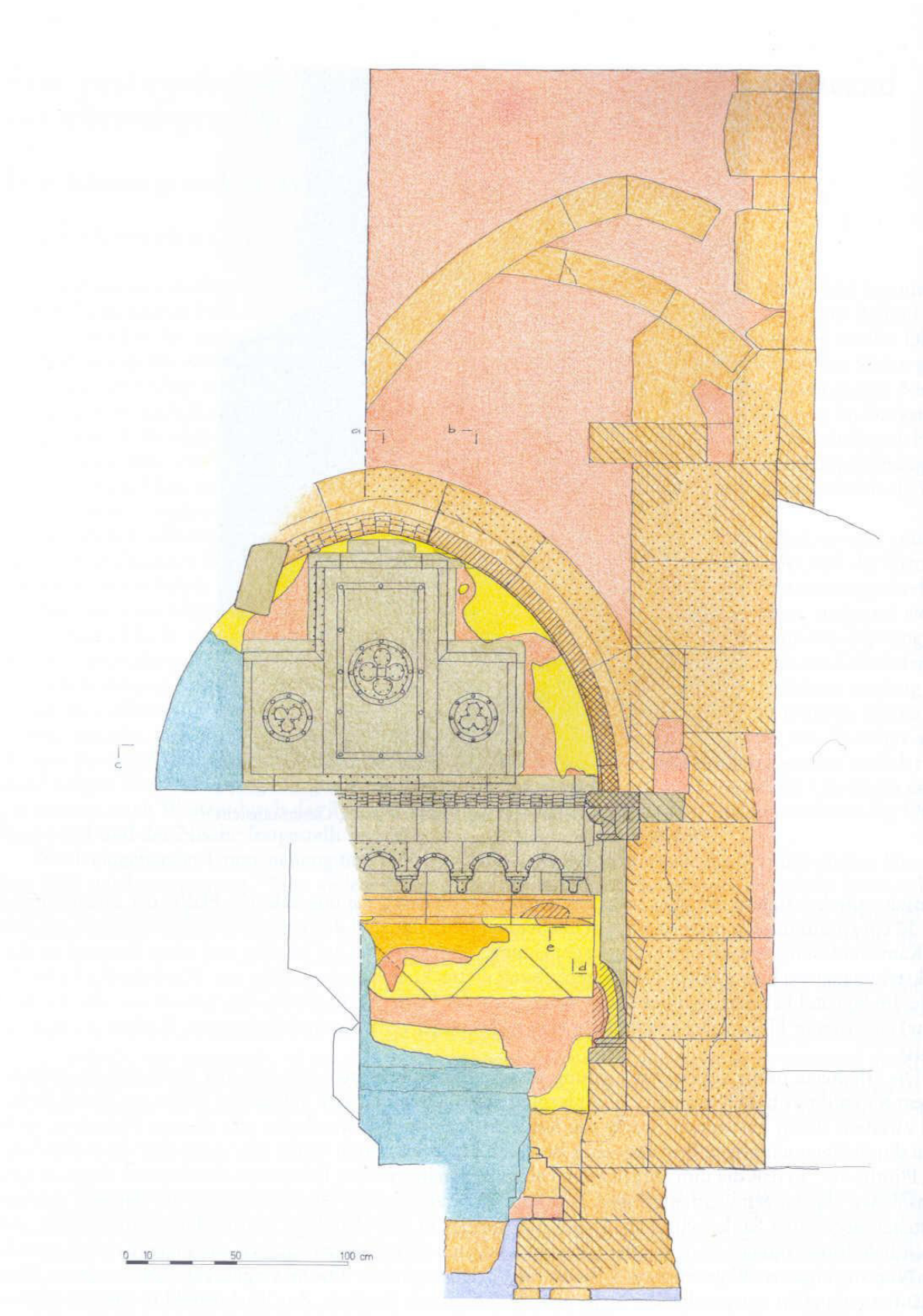


Abb. 411a Abteikirche, Wandnische neben dem Kreuzgangportal, Befundsituation mit Kartierung von Material und Erhaltungszustand, Ansicht (nach SIGRIST/STROHMANN, Baugeschichtliche Befunde, 1995)

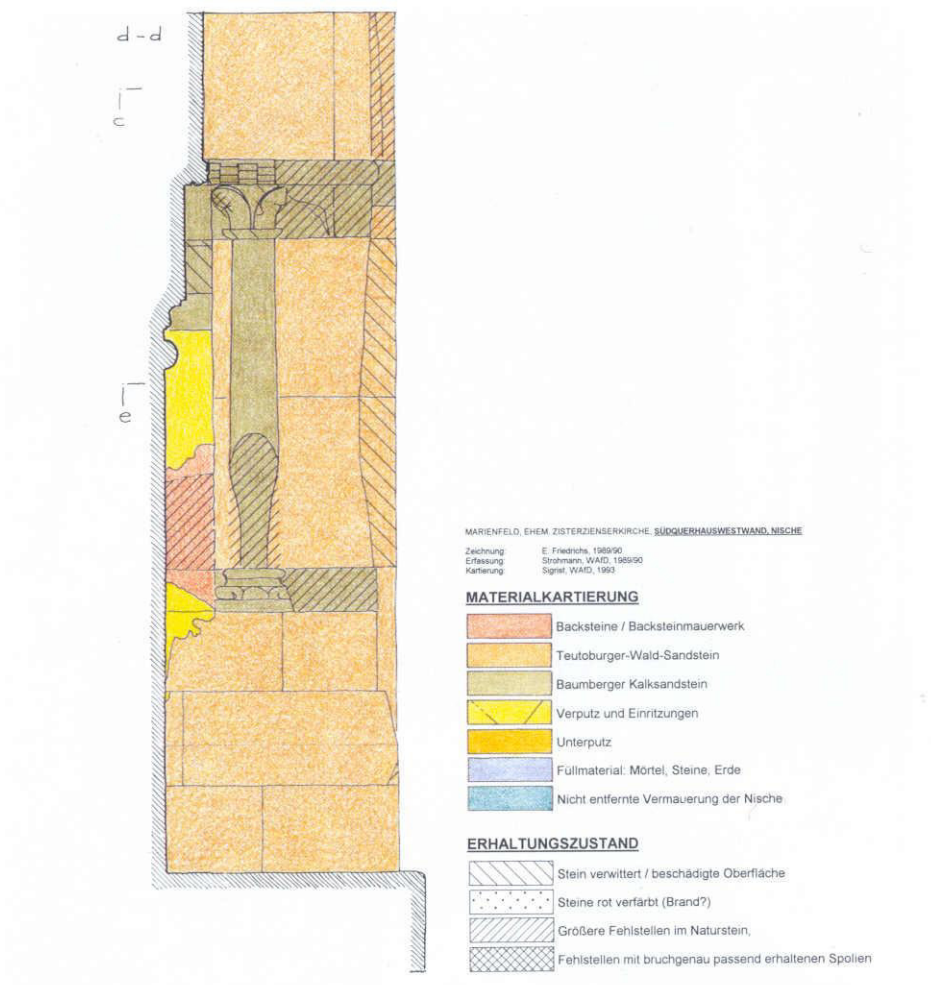


Abb. 411b wie Abb. 411a, Schnitt und Legende (nach SIGRIST/STROHMANN, Baugeschichtliche Befunde, 1995)



Abb. 412 Abteikirche, Wandnische neben dem Kreuzgangportal, Befundsituation nach Freilegung 1989 (nach SIGRIST/STROHMANN, Baugeschichtliche Befunde, 1995)

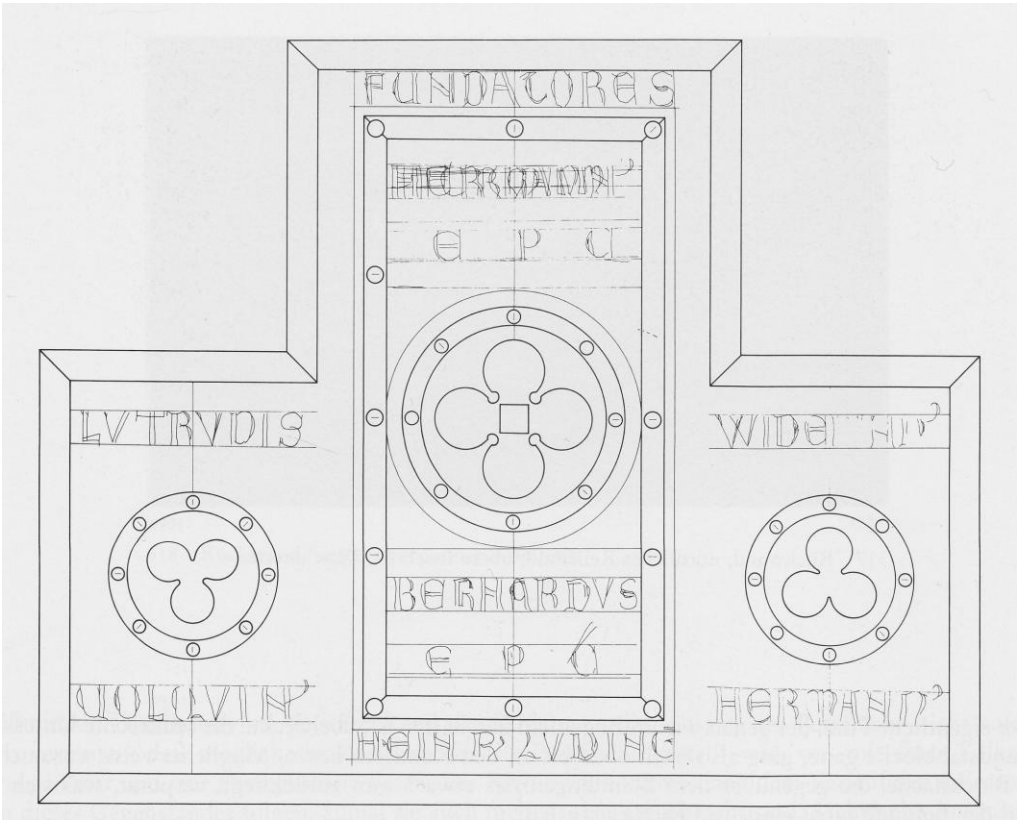
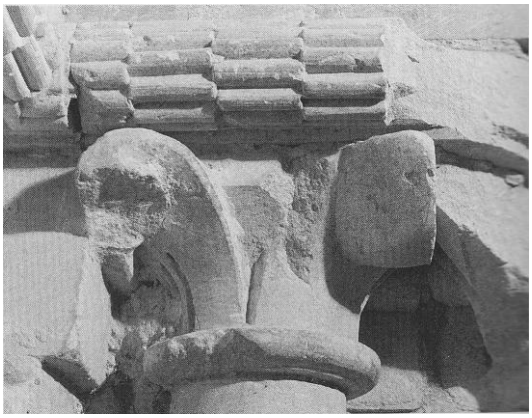


Abb. 413 wie Abb. 412 Zierplatten des Bogenfeldes mit Einritzungen und Inschriften (nach SIGRIST/STROHMANN, Baugeschichtliche Befunde, 1995)

Abb. 414–415 wie Abb. 412, Detail: Kapitell und Basis der südlichen Rahmungssäule (nach SIGRIST/STROHMANN, Baugeschichtliche Befunde, 1995)



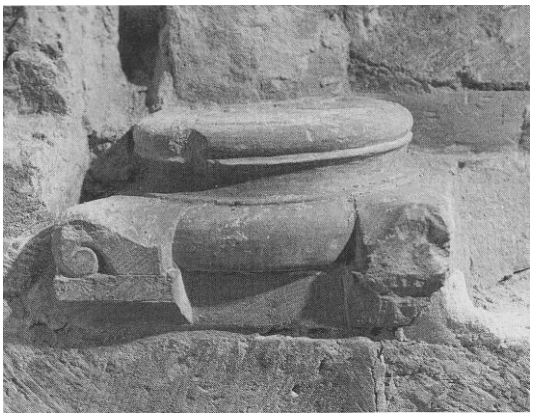




Abb. 416 wie Abb. 412, Detail: Befundsituation der Nischenrückwand mit sich abzeichnenden Diagonallinien (nach SIGRIST/STROHMANN, Baugeschichtliche Befunde, 1995)





Abb. 417 Abteikirche, (heute im) Südquerhaus, Grabtumba Bischof Hermanns II. von Münster, nördliche Langseite

Abb. 418, 419 wie Abb. 417 östliche Schmalseite (= Fußende; oben) und westliche Schmalseite (= Kopfende; rechts)





Abb. 420 wie Abb. 417
Oberseite der Deckplatte mit geritzter Darstellung Bischof Hermanns II. (Aufn. Internet)



Abb. 421 wie Abb. 420 Oberseite der Deckplatte mit geritzter Darstellung Bischof Hermanns II. , Umzeichnung (nach NORDHOFF, Kreis Warendorf, 1886)





Abb. 422a–c zum Vergleich: Soest, Nicolaikapelle, südlicher Triumphbogenpfeiler, Darstellung des hl. Nikolaus in Pontifikalkleidung





Abb. 423 wie Abb. 420, Detail: Beginn und Ende der umlaufenden Inschrift



Abb. 424 wie Abb. 420, Detail: Schriftfeld zur Rechten des Kopfes



Abb. 425 wie Abb. 420, Detail: Kopf Bischof Hermanns II. mit Mitra



Abb. 426 Abteikirche, (heute im) Südquerhaus, Grabplatte der Hadwigis



Abb. 427 Abteikirche, südliche Chorumgangskapelle (ehemals im Kapitelsaal), Grabplatte des Widukind von Rheda





Abb. 428–429 Abteikirche, Nordquerhaus, Grabplatte eines nicht namentlich benannten Stifters



Abb. 430 Abteikirche, südlicher Chorumgang, fragmentierte Grabplatte des Abtes Nikolaus († 1344)



Abb. 431 Abteikirche, nördlicher Chorumgang, spätgotisches Inschriftfeld mit Marienlob

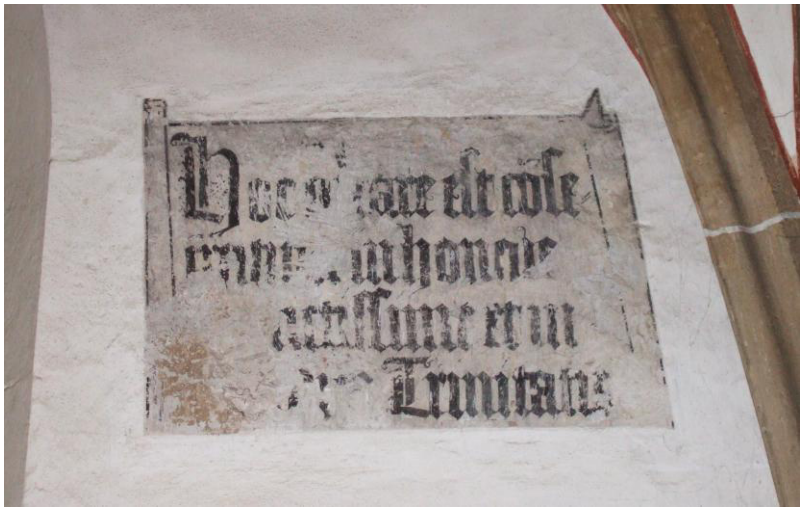
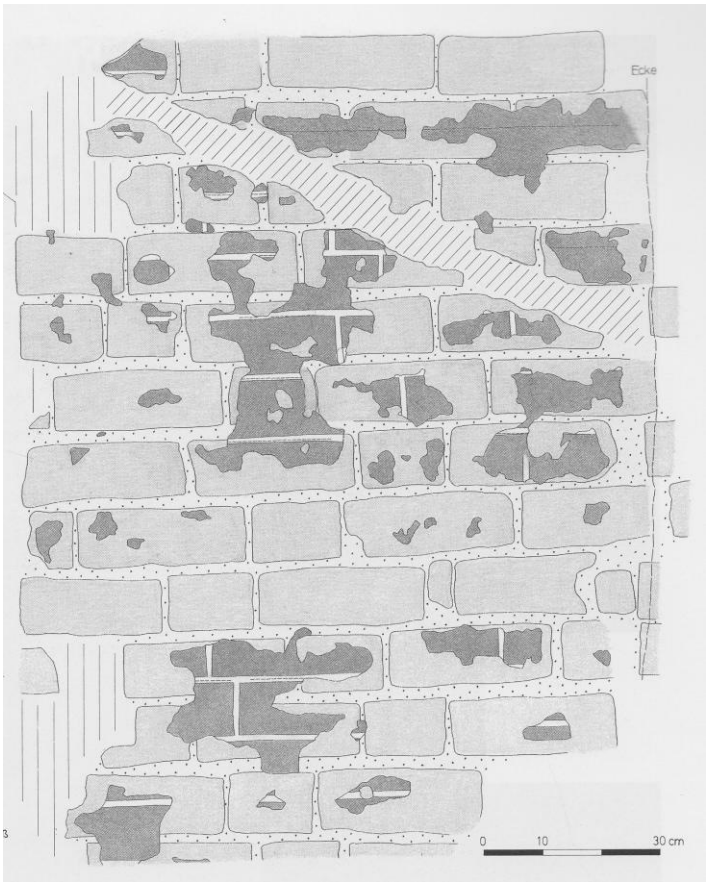


Abb. 432 Abteikirche, östlicher Chorumgang, spätgotisches Inschriftfeld zum Dreifaltigkeitsaltar



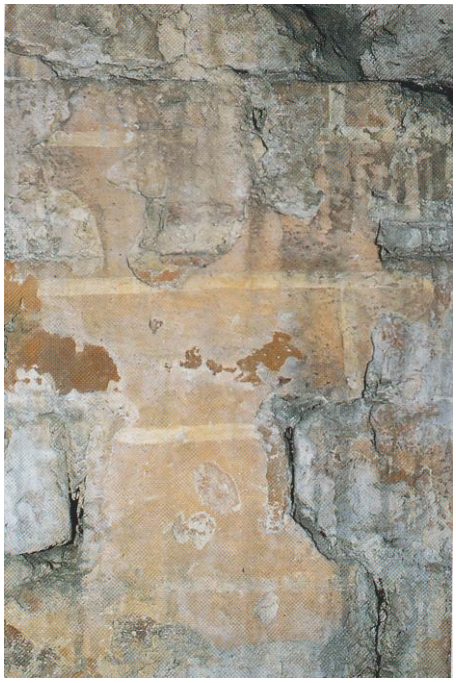


Abb. 433–434 Abteikirche, Befunde unter dem Kreuzgangsdach, Westwand des Südquerhauses, Reste der bauzeitlichen Außenfassung (nach SIGRIST/STROHMANN, Baugeschichtliche Befunde, 1995)

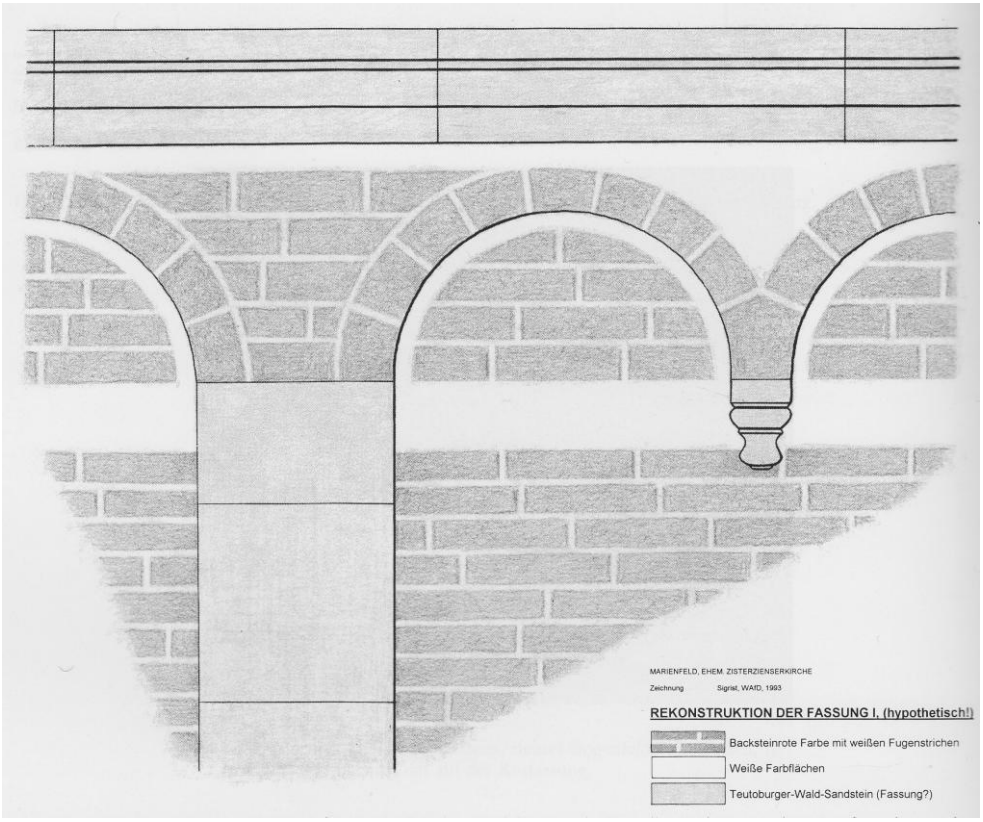


Abb. 435 Abteikirche, hypothetische Rekonstruktion der bauzeitlichen Farbfassung der Rundbogenfriese an den Traufwänden, Zeichnung B. Sigrist (nach SIGRIST/STROHMANN, Baugeschichtliche Befunde, 1995)



Abb. 436 Abteikirche, Südquerhaus, nach Befund rekonstruierte bauzeitliche Raumfassung mit Blick ins Gewölbe (Aufn. Michael Reuter, Münster)



Abb. 437 wie Abb. 436, Blick nach Südosten



Abb. 438 wie Abb. 436, Blick nach Südwesten





Abb. 439, 440 wie Abb. 436 Ostwand und Westwand





Abb. 441, 442 Abteikirche, Südquerhaus Befunde der bauzeitlichen Fassung an der Rahmung des Kreuzgangportals (links) und an der Rahmung des Diagonaldurchgangs (rechts)

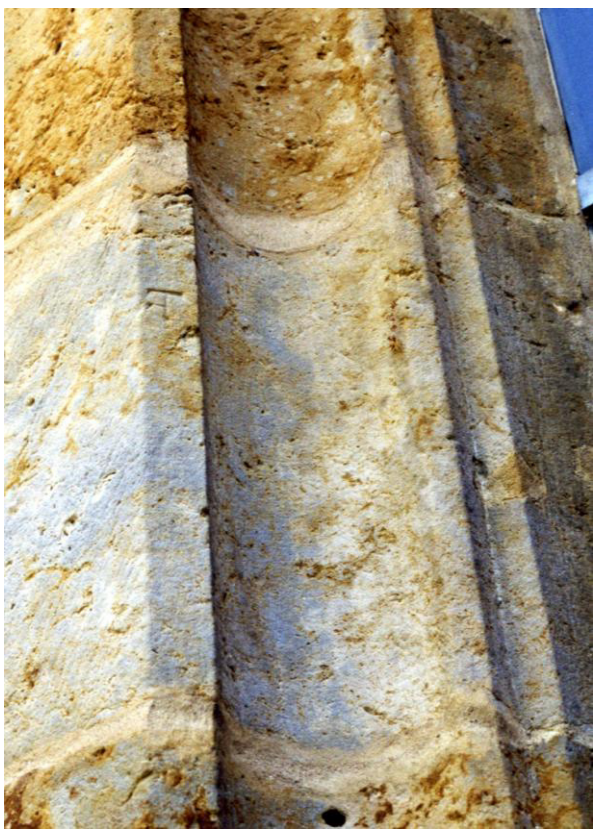


Abb. 443 Abteikirche, südwestlicher Vierungspfeiler, bauzeitliches Weihekreuz (Aufn. Michael Reuter, Münster)

Abb. 444 Abteikirche, Sanktuarium, südlicher Scheidbogen zum östlichen Chorumgang, gotische Werkstücke mit Steinmetzzeichen (mittig auf dem oberen Quader)



Abb. 445–446 Abteikirche, südlicher Chorumgang, Werkstücke der Fenstergewände mit gotischen Steinmetzzeichen





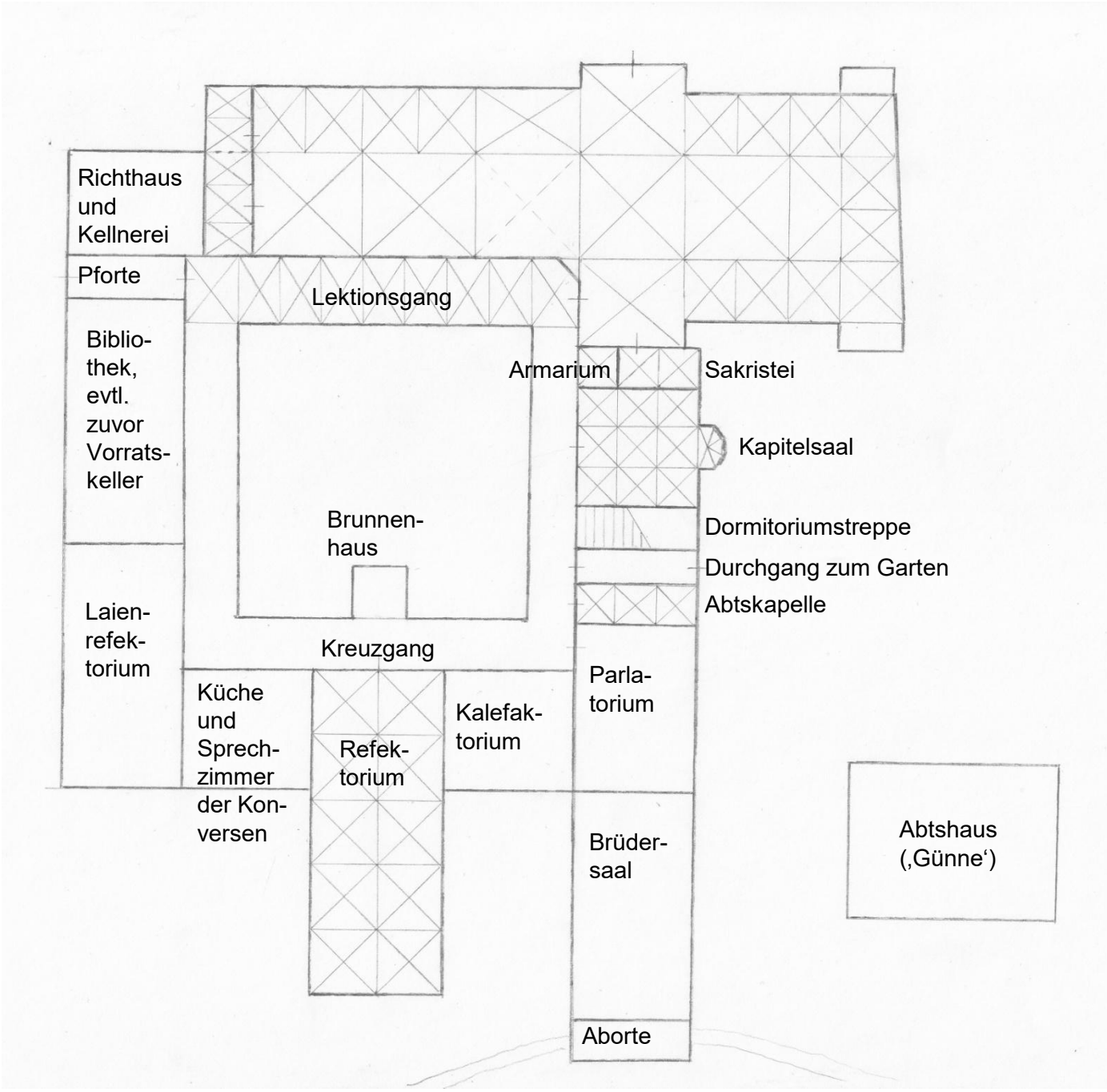


Abb. 447 ehem. Klosteranlage, Rekonstruktionsskizze der spätmittelalterlichen Raumdisposition im Erdgeschoss des Klausurbereichs, Zeichnung: Verf.



Abb. 448 ehem. Klosteranlage, nördlicher Kreuzgangflügel, sog. Lesegang, Blick nach Südwesten (Aufn. Michael Reuter, Münster)



Abb. 449 wie Abb. 448, Blick nach Osten







Abb. 450a–c wie Abb. 448, Details: drei Schlussteine mit figürlichen und pflanzlichen Darstellungen

Abb. 451 Münster, Dom, spätgotische Glasmalerei aus dem Marienfelder Lesegang

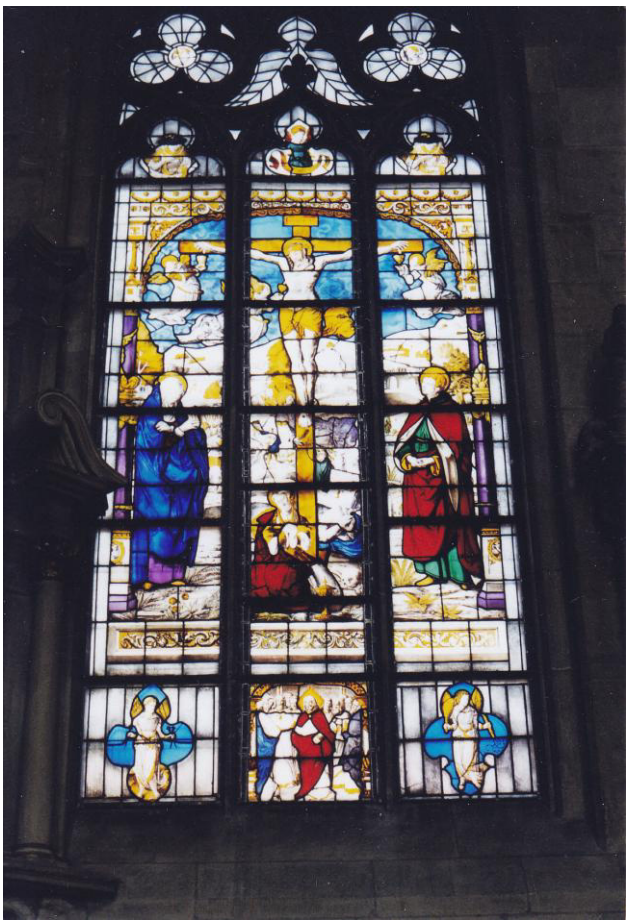




Abb. 452 ehem. Klosteranlage, in ihren unteren Partien erhaltene Ostwand der Torkapelle, der sog. Wadenhart-Kapelle

RHEDA





Abb. 457–458 Kapellenturm von Nordwesten über Mottenhügel und Gräfte



Abb. 459 Kapellenturm, Westfront



Abb. 460 Kapellenturm von Südwesten





Abb. 461–462 Kapellenturm, Südseite mit Spuren des spätmittelalterlichen Torhauses





Abb. 463–464 Kapellenturm, Obergeschoss von Südosten und Detail der Südostecke



Abb. 465 Kapellenturm, Ostfront



Abb. 466 wie Abb. 465, Detail: oberer Teil der Ostfront



Abb. 467 wie Abb. 465, Detail: unterer Teil der Ostfront

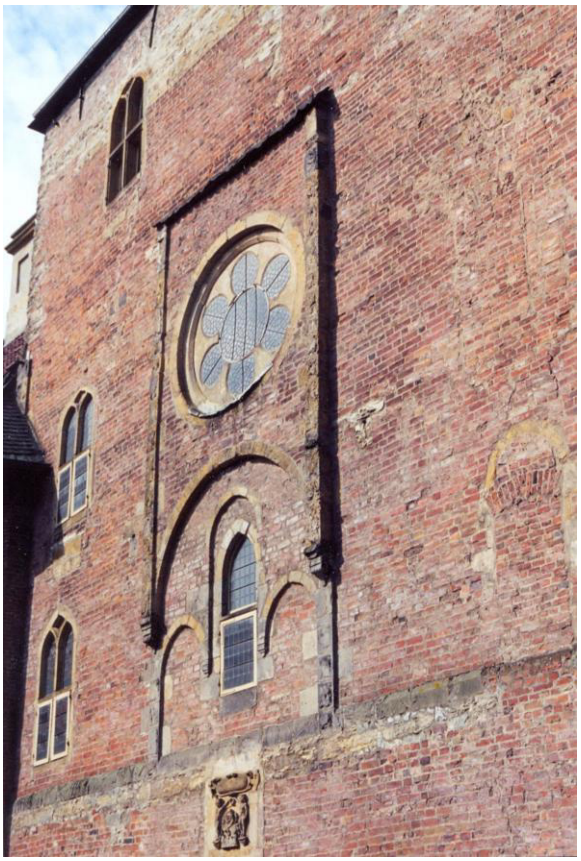




Abb. 468–469 Kapellenturm, Ostfront, obere Partie in Schrägsicht und nördlicher Abschnitt mit Anschlusspuren eines Treppenturmes



Abb. 470 Kapellenturm, Ostfront, Altarerker der Kapelle



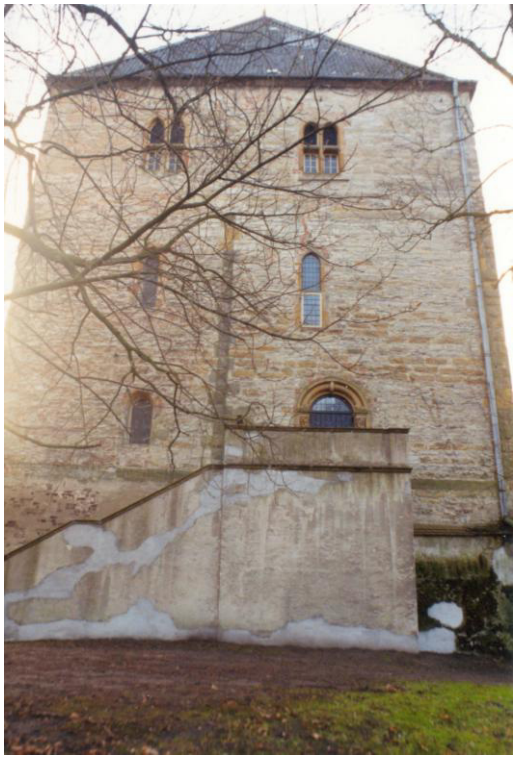
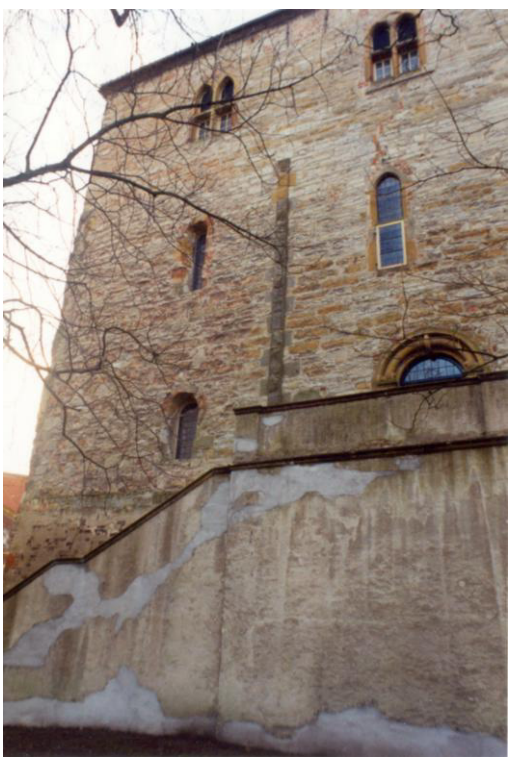


Abb. 471, 472 Kapellenturm, Nordseite



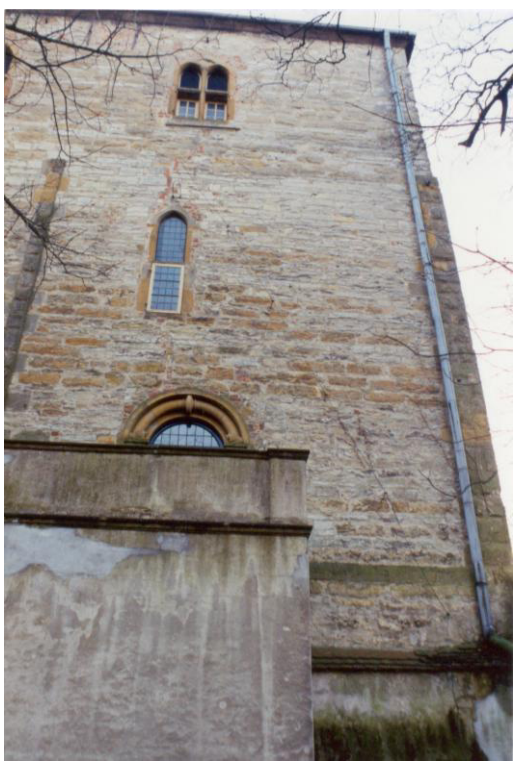


Abb. 473, 474 wie Abb. 472, Details: östlicher und westlicher Wandabschnitt



Abb. 475 Kapellenturm, Inneres der Kapelle nach Osten



Abb. 476 Kapellenturm, Inneres der Kapelle nach Westen





Abb. 477–478 wie Abb. 476, Details: hinterleuchtete Dreibogenstaffel und Antritt der Doppeltreppe



Abb. 479 Kapellenturm, Inneres der Kapelle nach Nordwesten



Abb. 480 Kapelle, Untergeschoss, Chorraum, sog. ‚Sakristei‘ mit der heutigen Fürstenloge, Blick von Süden



Abb. 481 wie Abb. 480, Detail: Inneres der sog. ‚Sakristei‘ nach Nordwesten



Abb. 482 wie Abb. 480, Detail: Inneres der sog. ‚Sakristei‘ nach Nordosten



Abb. 483 Kapelle, Untergeschoss, Chorraum nach Süden mit Lavabobecken in der Fensternische, Wandschränken und angezeichneter Treppe, die in der Wand verläuft



Abb. 484 Kapelle, Obergeschoss, Altarnische und südliche Nebenapsis



Abb. 485 Kapelle, Obergeschoss, Blick nach Südosten mit südlicher Nebenapsis



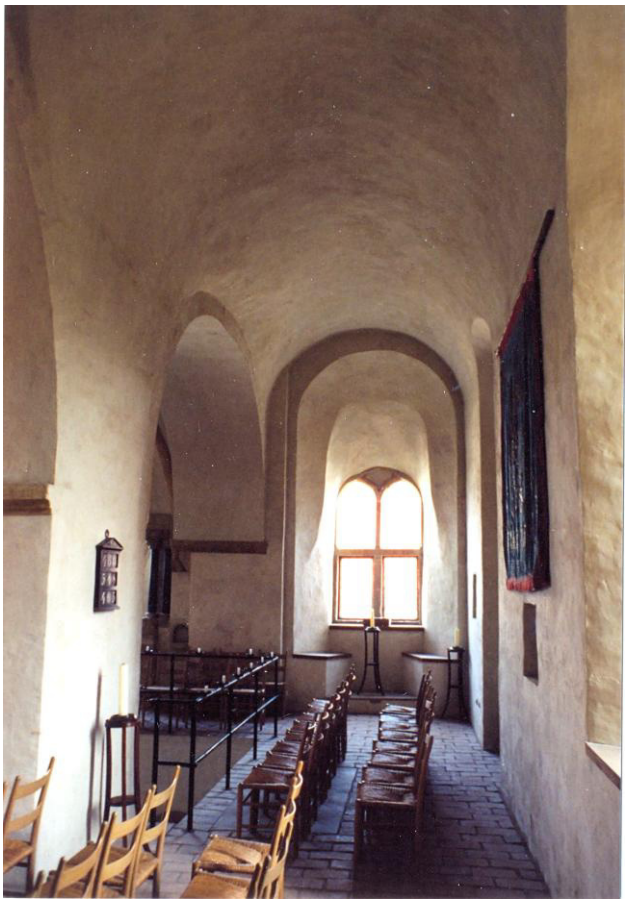


Abb. 486–487 Kapelle, Obergeschoss, nördliche (links) und südliche (rechts) Empore nach Osten mit Blick in die Nebenapsiden



Abb. 488 Kapelle, Vorhalle nach Südwesten mit Zugang zur Wendeltreppe

Abb. 489 Kapelle, Blick von der Ostempore auf den Fußboden im Westjoch





Abb. 490 Kapelle, Untergeschoss, Fußboden im Westjoch mit Deckplatte der Verbindungsöffnung zur Tordurchfahrt und umgebenden bauzeitlichen Backsteinen

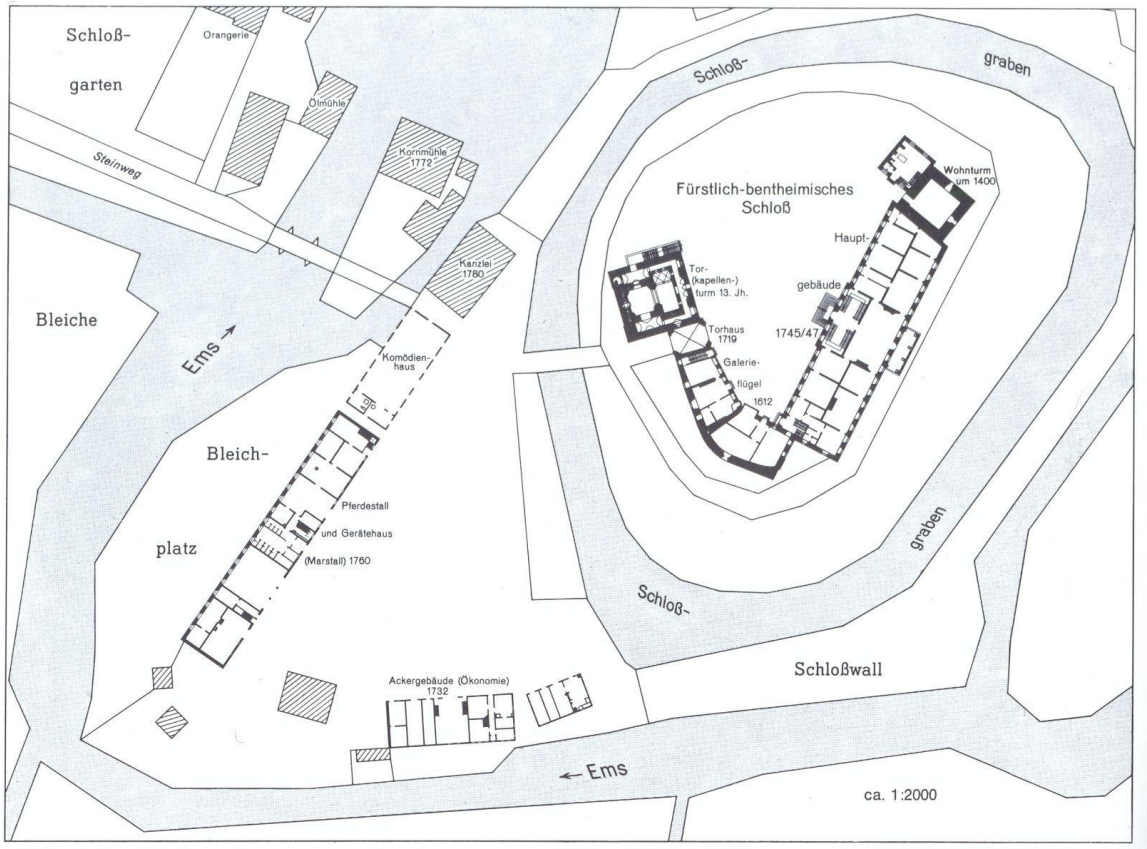


Abb. 491 Lageplan der heutigen Schlossanlage (nach MÜHLEN, Rheda, 1978)

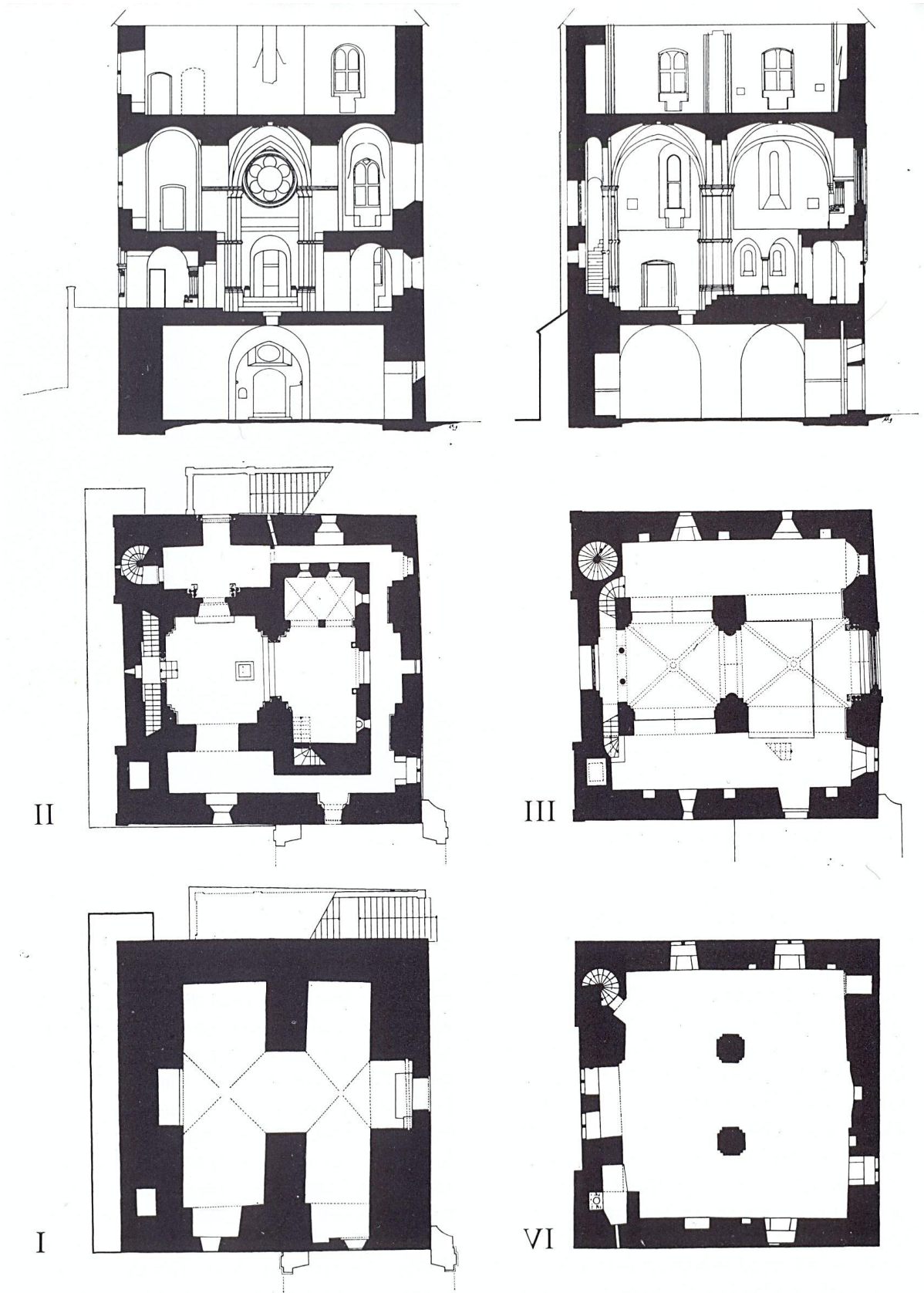


Abb. 492 Kapellenturm, Längsschnitt, Querschnitt, Erdgeschoss (I = ehem. Tordurchfahrt), erstes Obergeschoss (II = Kapellenuntergeschoss), zweites Obergeschoss (III = Kapellenobergeschoss) und drittes Obergeschoss (IV = Profangeschoss) (nach MÜHLEN, Rheda, 1978)

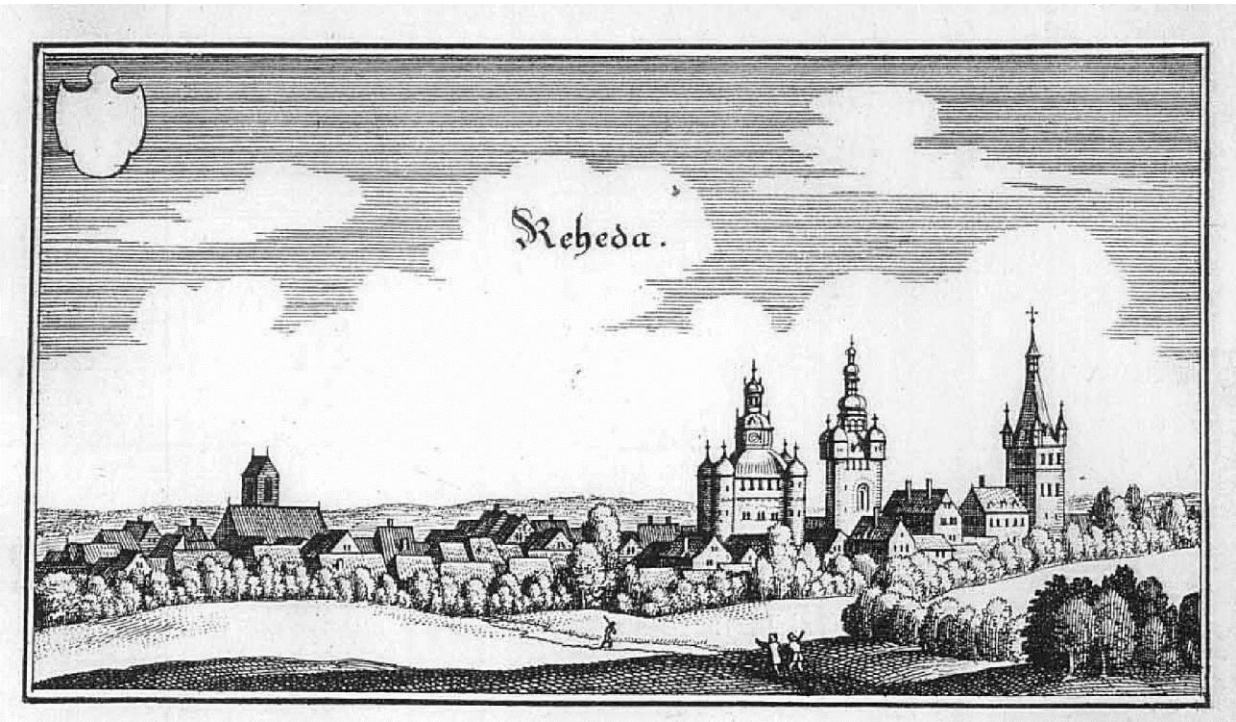


Abb. 493 Matthäus Merian, Ansicht von Rheda von Süden, 1647 (= R-BQ 1; nach MÜHLEN, Rheda, 1978)



Abb. 494 unbekannter Künstler, Ansicht von Rheda von Süden, 2. H. 17. / A. 18. Jh. (= R-BQ 2)



Abb. 495 wie Abb. 494, Detail: westliche Partie des Schlosses mit Kapellenturm und spätmittelalterlichem Torhaus

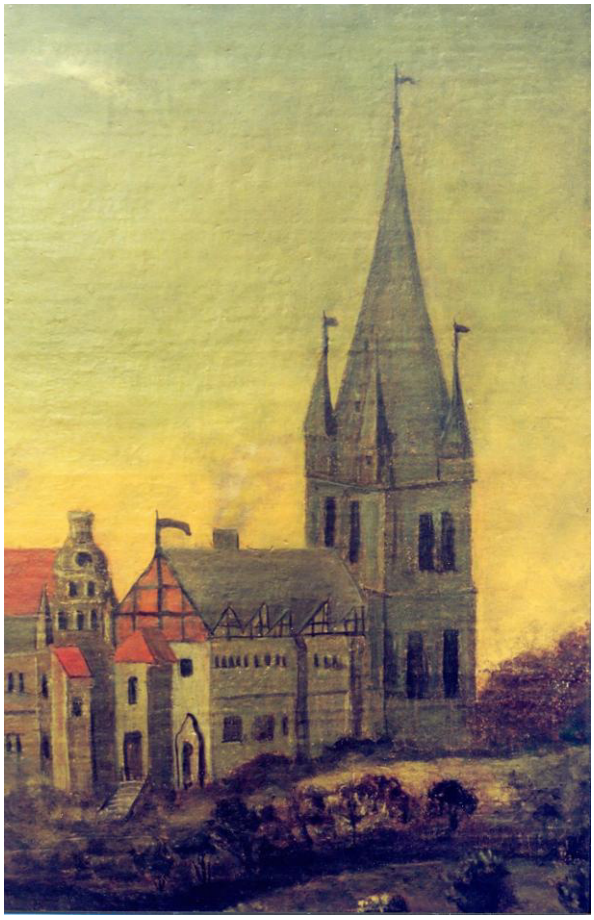


Abb. 496 wie Abb. 494, Detail: östliche Partie des Schlosses mit spätmittelalterlichem Wohntrakt und ‚Langem Turm‘



Abb. 497 Carl Fresse, Ansicht von Rheda von Süden, um 1829 (= R-BQ 3)



Abb. 498 wie Abb. 498, Detail: Ansicht des Schlosses

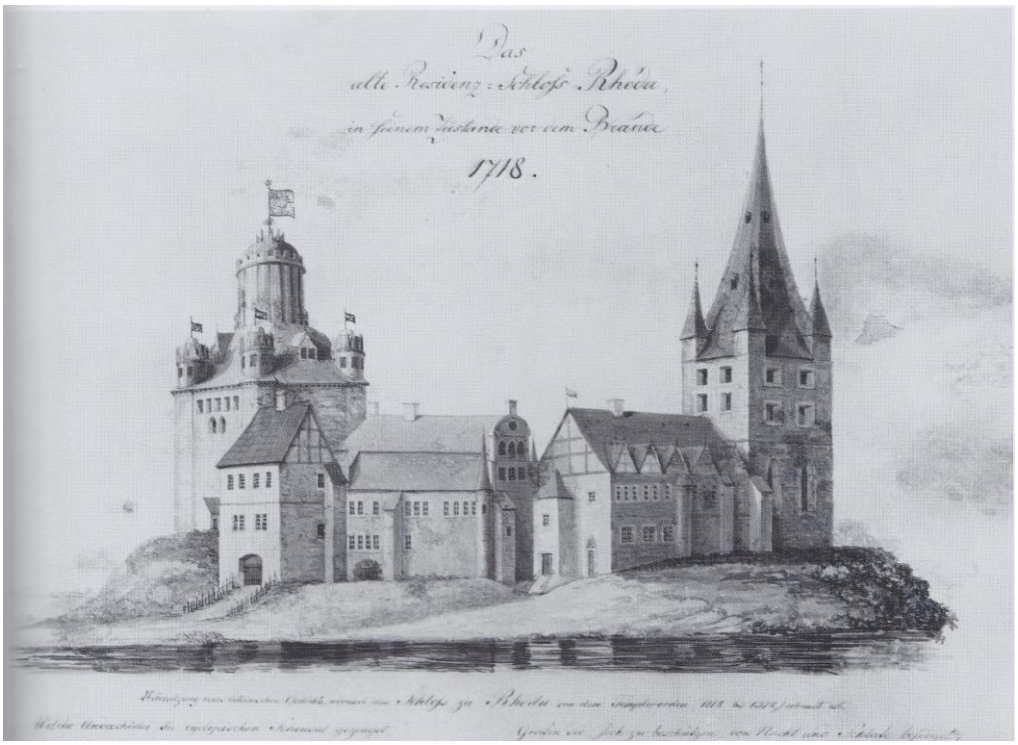


Abb. 499 Carl Fresse (?), Ansicht von Schloss Rheda von Süden, um 1830/40 (= R-BQ 4) (nach WESTFALIA PICTA, Bd. VII, 2002)



Abb. 500 Carl Fresse, Ansicht von Rheda von Süden, 1829 (= R-BQ 5) (nach WESTFALIA PICTA, Bd. VII, 2002)



Abb. 501 unbekannter Künstler, Ansicht des Schlosses Rheda von Nordosten, 2. H. 18. Jh. (= R-BQ 6)

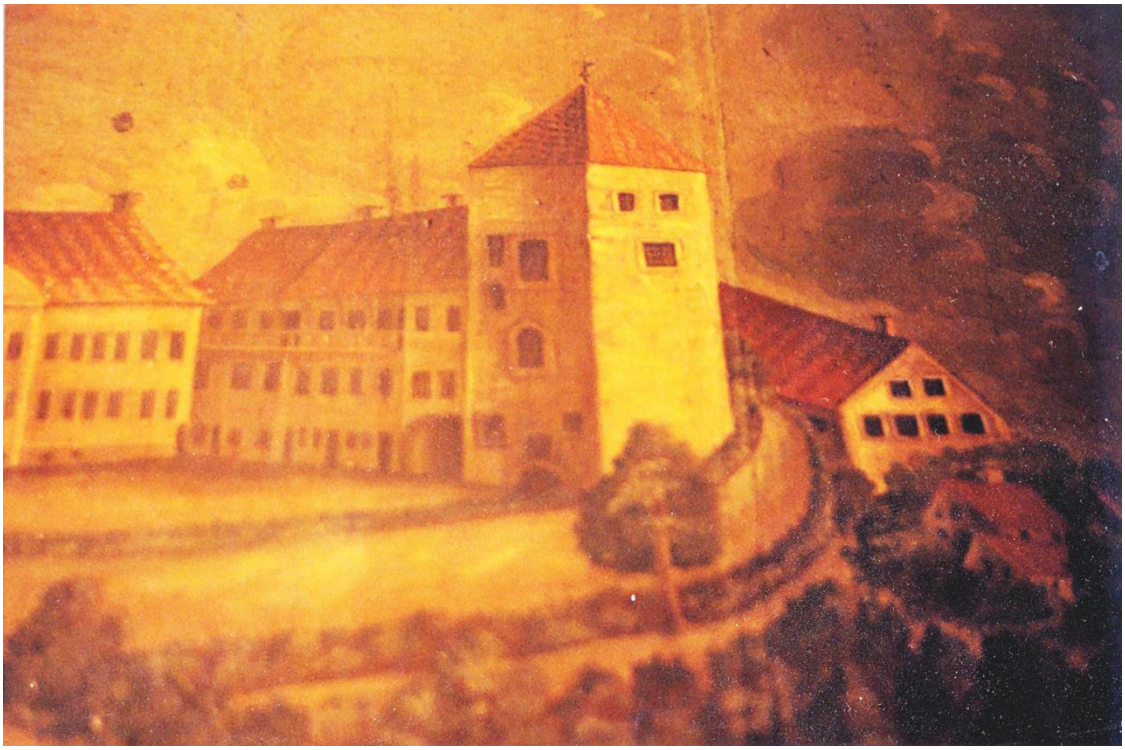


Abb. 502 wie Abb. 501, Detail: Kapellenturm und Renaissance-Flügel

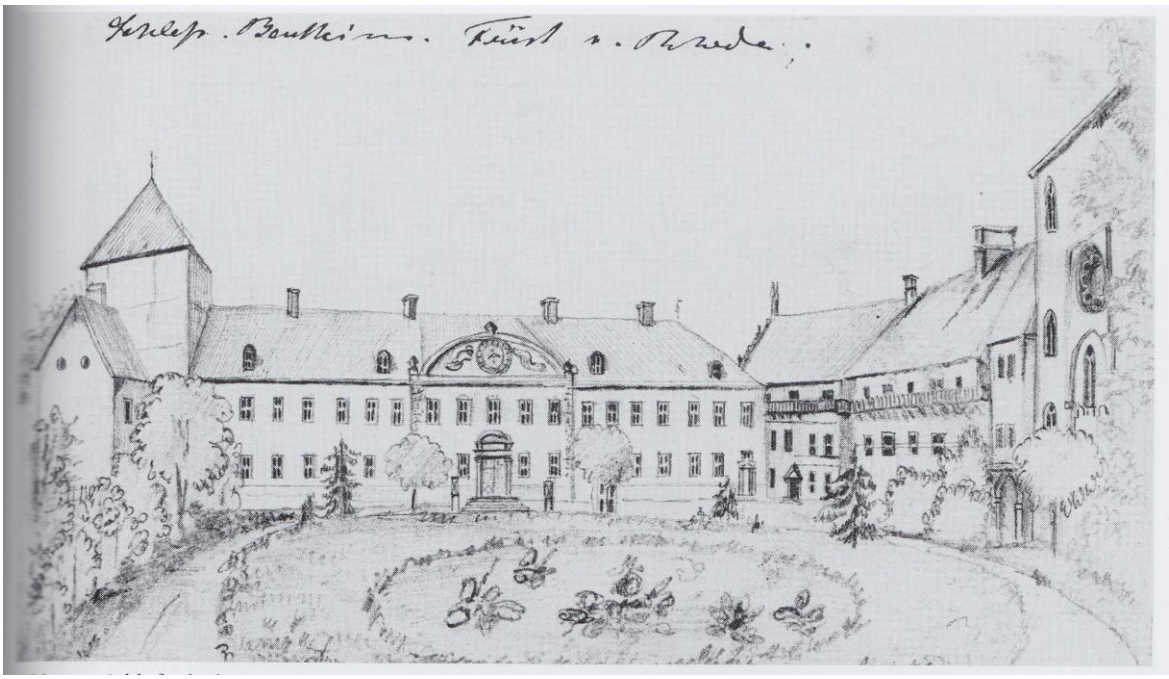


Abb. 503a unbekannter Künstler, Ansicht der Hoffronten des Schlosses Rheda, um 1830/35 (= R-BQ 7) (nach WESTFALIA PICTA, Bd. VII, 2002)

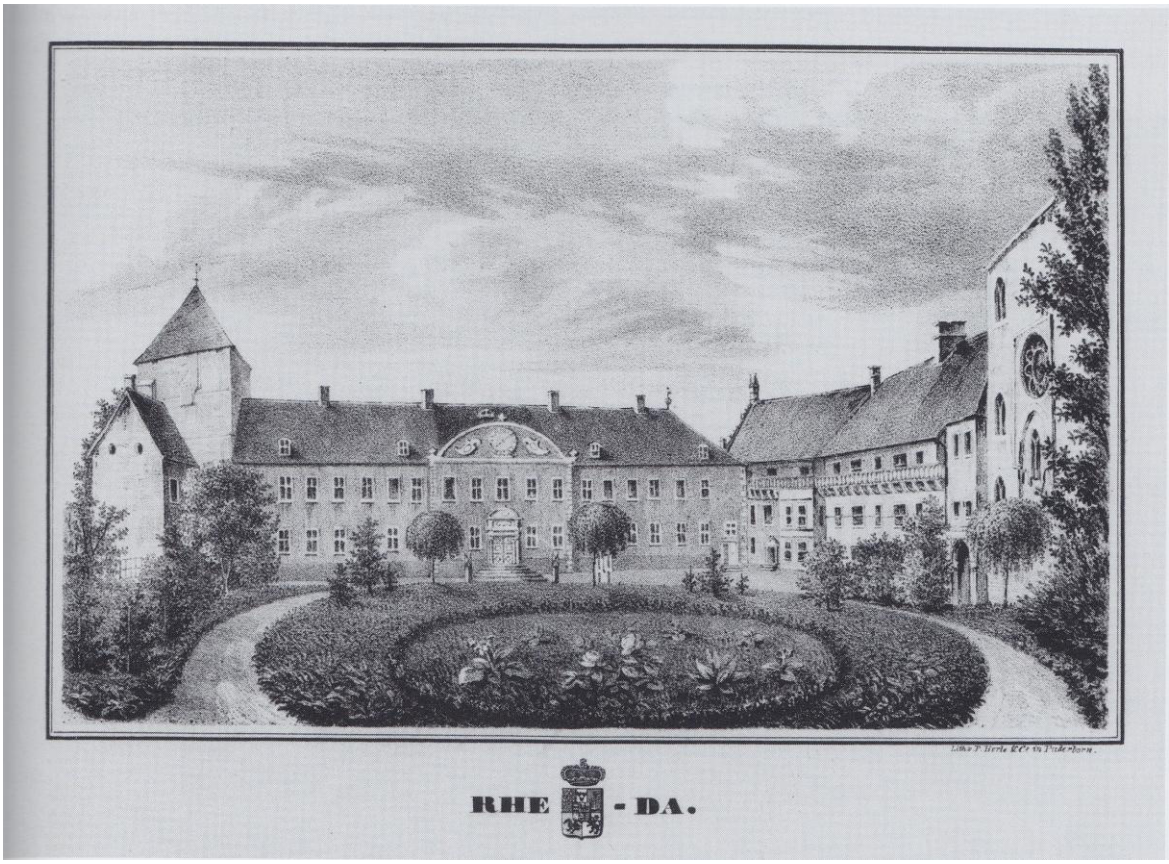


Abb. 503b Philipp Herle, Ansicht der Hoffronten des Schlosses Rheda, Paderborn um 1837/40 (= R-BQ 8) (nach WESTFALIA PICTA, Bd. VII, 2002)



Abb. 504 unbekannter Künstler, Portrait von Emil Friedrich Fürst zu Bentheim-Tecklenburg, Ausschnitt: Ansicht des Langen Turms und des Barockflügels des Schlosses Rheda, um 1830/35 (= R-BQ 8) (nach WESTFALIA PICTA, Bd. VII, 2002)

Abb. 505 Agnes Fürstin zu Bentheim, Ansicht der Hoffronten des Schlosses Rheda, um 1840/50 (= R-BQ 10) (nach WESTFALIA PICTA, Bd. VII, 2002)

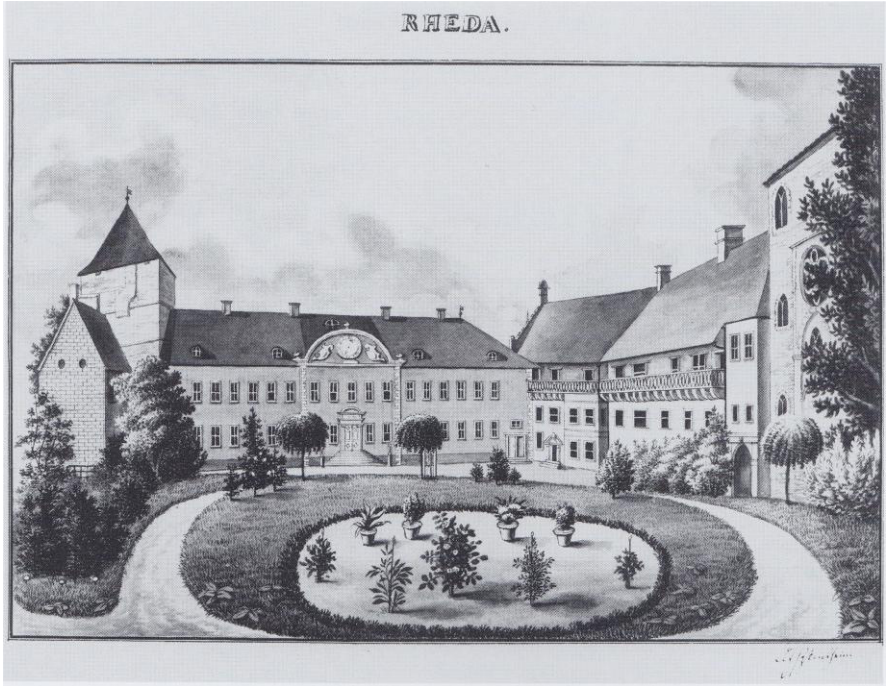




Abb. 506 Franz Joseph Brand, Innenansicht der Kapelle nach Osten, 1841(nach WESTFALIA PICTA, Bd. VII, 2002)



Abb. 507 Kapellenturm von Südwesten, Photographie um 1960 (Aufn. Landesbildstelle, Münster)



Abb. 508 Kapellenturm von Nordosten, Photographie um 1960 (Aufn. Landesbildstelle, Münster)



Abb. 509 Kapellenturm, Innenansicht der Kapelle nach Osten, Photographie um 1960 (Aufn. Landesbildstelle, Münster)



Abb. 510 Kapellenturm, Westfront, gequadertes Wandfeld über der ehem. Toreinfahrt von Südwesten



Abb. 511 wie Abb. 510 von Nordwesten

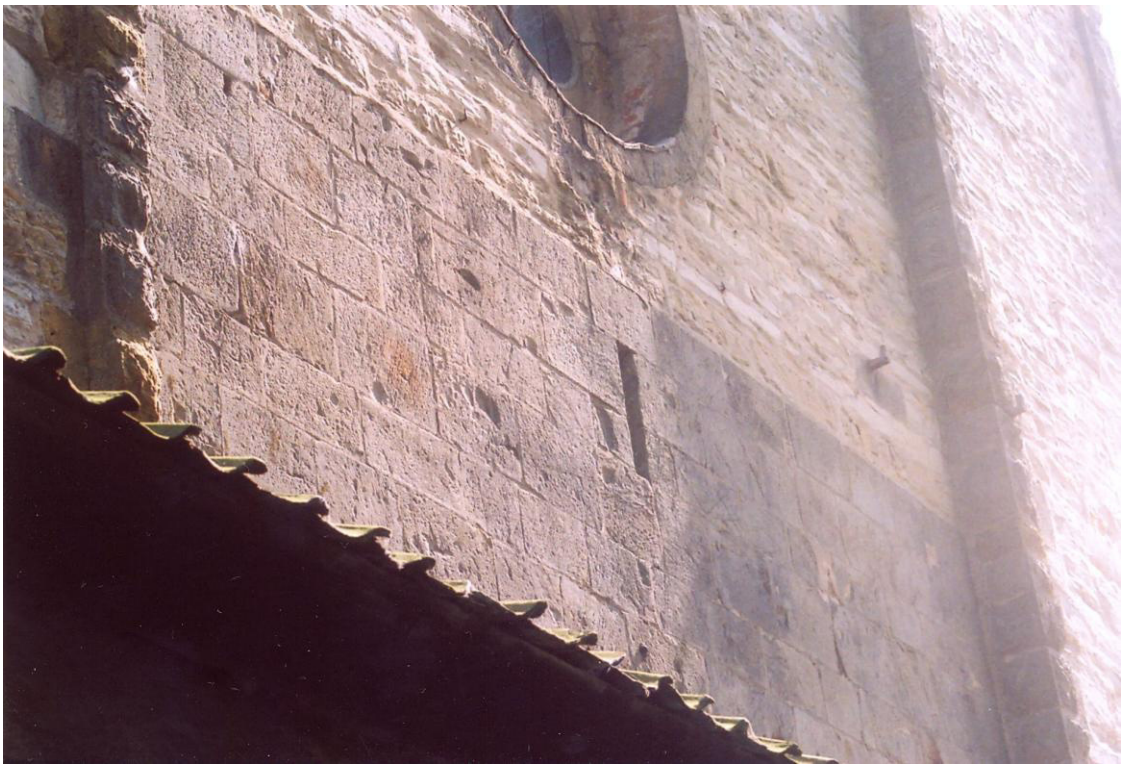


Abb. 512 wie Abb. 510, Ansicht im Streiflicht



Abb. 513 Kapellenturm, Westfront, Fenster des Profangeschosses, darüber Ansatz eines Kreisfensters (?)





Abb. 514, 515 Kapellenturm, Nordseite, östlicher Wandabschnitt mit Hitzeabplatzungen





Abb. 516, 517 wie Abb. 515, Details: östliches Fenster des ersten Obergeschosses mit Hitzeabplatzungen und Brandrötungen an den Gewändesteinen



Abb. 518 wie Abb. 514 östliches Fenster des zweiten Obergeschosses mit Hitzeabplatzungen und Brandrötungen an den Gewändesteinen

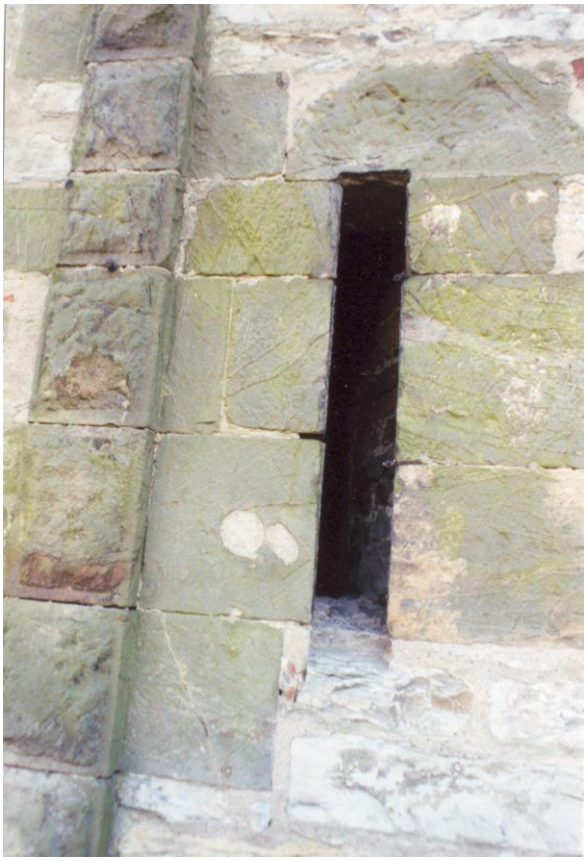


Abb. 519 Kapellenturm, Nordseite, westlicher Wandabschnitt, Bereich neben der Mittellisene, Schlitzfenster





Abb. 520, 521 Kapellenturm, Nordseite, westlicher Wandabschnitt, neuromanisches Außenportal und Detail: Fragment eines Werkstücks mit Beschlagwerkdekor





Abb. 522, 523 Kapellenturm, Südseite, westlicher Wandabschnitt des ersten und zweiten Obergeschosses mit Hitzeabplatzungen

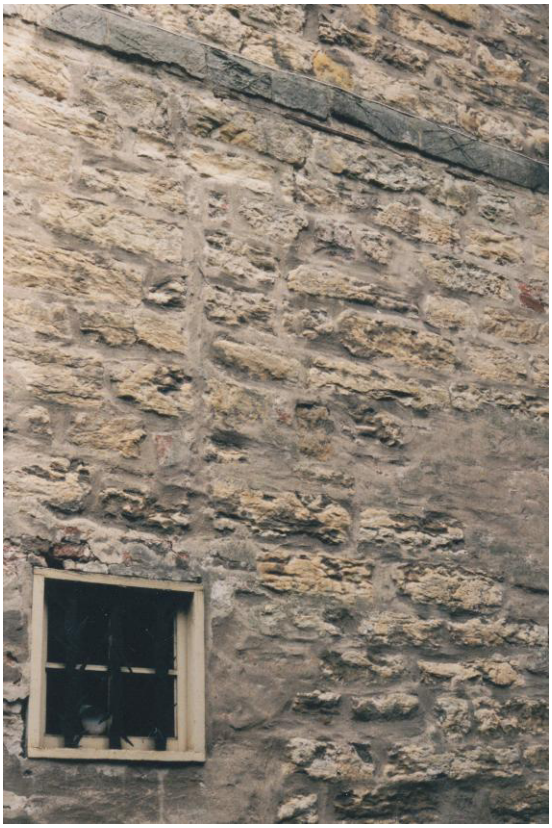




Abb. 524, 525 Kapellenturm, Südseite, Erdgeschoss mit jüngeren Fensteröffnungen, diejenige zur heutigen Tordurchfahrt (rechts) mit einer Einfassung aus Beschlagwerkdekor

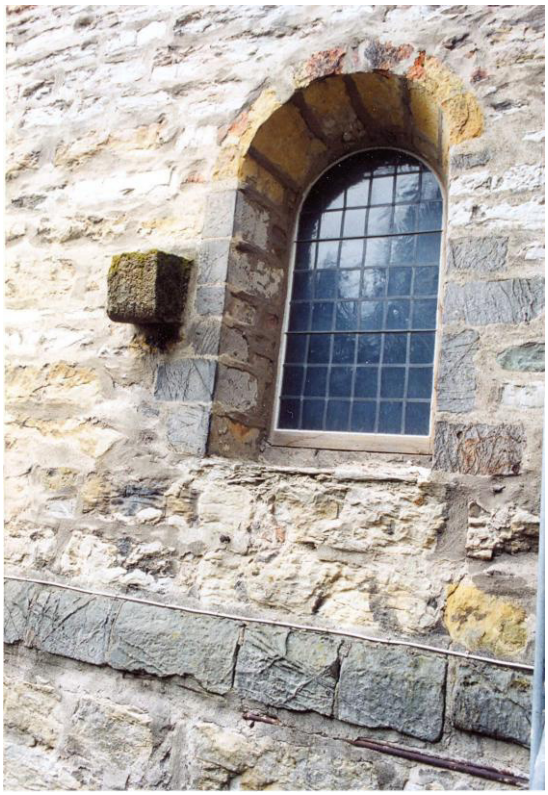




Abb. 526, 527 Kapellenturm, Südseite, westlicher Wandabschnitt, westliches Fenster des ersten Obergeschosses mit Hitzeabplatzungen und Brandrötungen sowie Konsolstein rechts daneben

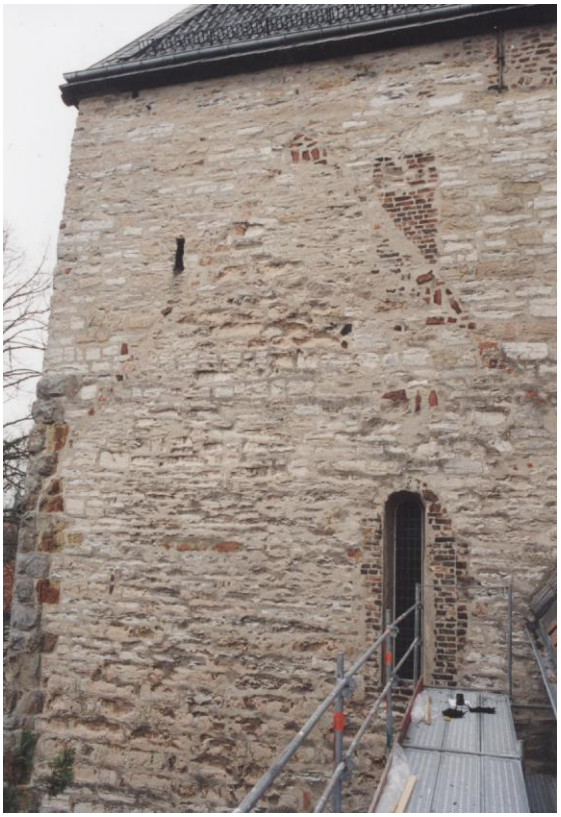




Abb. 528, 529 Kapellenturm, Südseite, westlicher Wandabschnitt des zweiten und dritten Obergeschosses mit Hitzeabplatzungen und Dachanschlag sowie Detail: westliches Fenster des zweiten Obergeschosses



Abb. 530–531 Kapellenturm, Südseite, drittes Obergeschoss und Detail: vermauertes Fenster und schräg darüber Ansatz eines vermauerten Kreisfensters





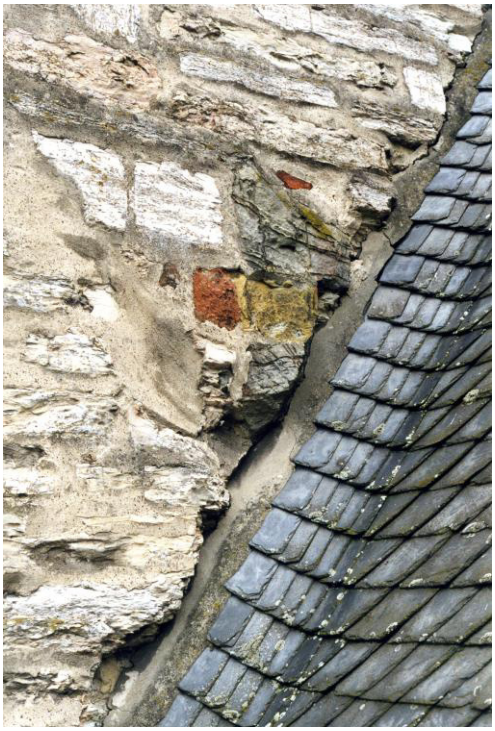


Abb. 532–533 wie Abb. 530, Details: oberes Ende der mittleren Buckelquaderlisene



Abb. 534 Kapellenturm, Südseite, östlicher Wandabschnitt, heute verdeckt vom Dachstuhl des Torhauses



Abb. 535 wie Abb. 534 westlicher Bereich mit Werksteinen der mittleren Buckelquaderlisene und Dachanschlägen des spätmittelalterlichen Torhauses



Abb. 536 wie Abb. 534 östliche Partie mit zwei Gerüstlöchern und südöstlicher Ecklisene





Abb. 537–538 wie Abb. 536, Details: Buckelquader der südöstlichen Ecklisene



Abb. 539 wie Abb. 534, östlicher Wandabschnitt des dritten Obergeschosses





Abb. 540–541 Kapellenturm, Ostfront, östliche Toreinfahrt, südliches und nördliches Gewände mit ablesbarer Kämpferlage



Abb. 542 Kapellenturm, Ostfront, östliche Toreinfahrt, Vermauerung und Oberlicht mit den Initialen „FGzBT“





Abb. 543–544 Kapellenturm, Ostfront, über der östlichen Toreinfahrt eingelassene Spolien: Inschriftstein, Reliefplatte und Inschriftkartusche



Abb. 545 Kapellenturm, Ostfront, Sockelgesims zwischen Erd- und erstem Obergeschoss

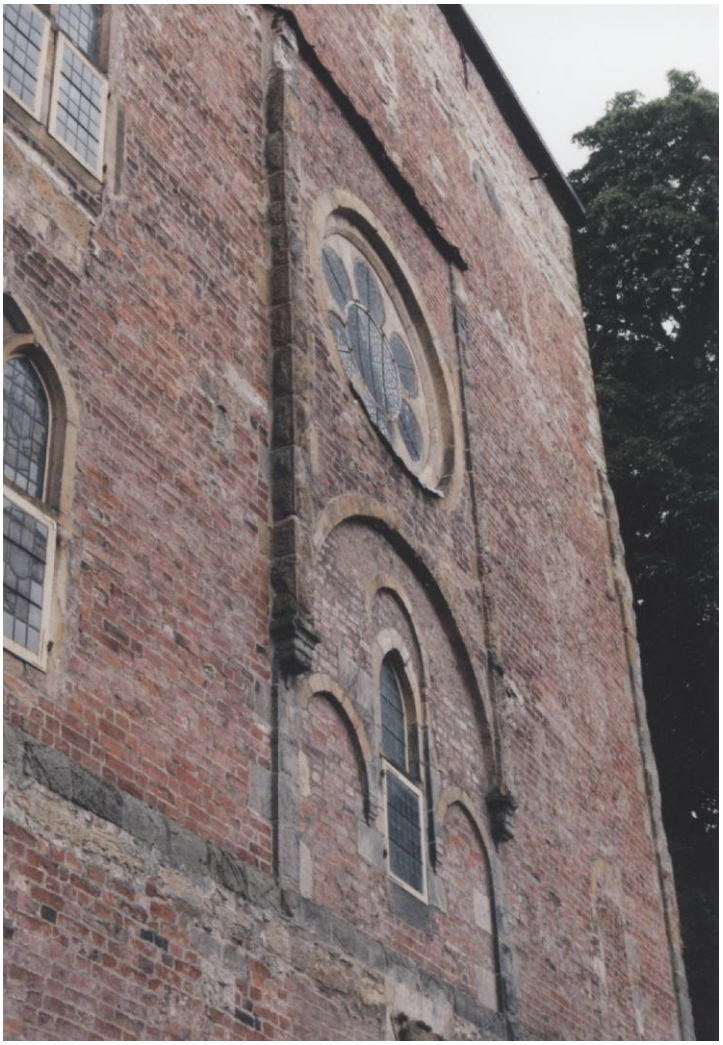


Abb. 546 Kapellenturm, Ostfront, Schrägansicht des Altarerkers von Südosten



Abb. 547 wie Abb. 546, Detail: oberer Abschluss des Altarerkers



Abb. 548 wie Abb. 546 unterer Ansatz des Altarerkers mit Dreibogenstaffel im ersten Obergeschoss und Überfangbogen auf Konsolen



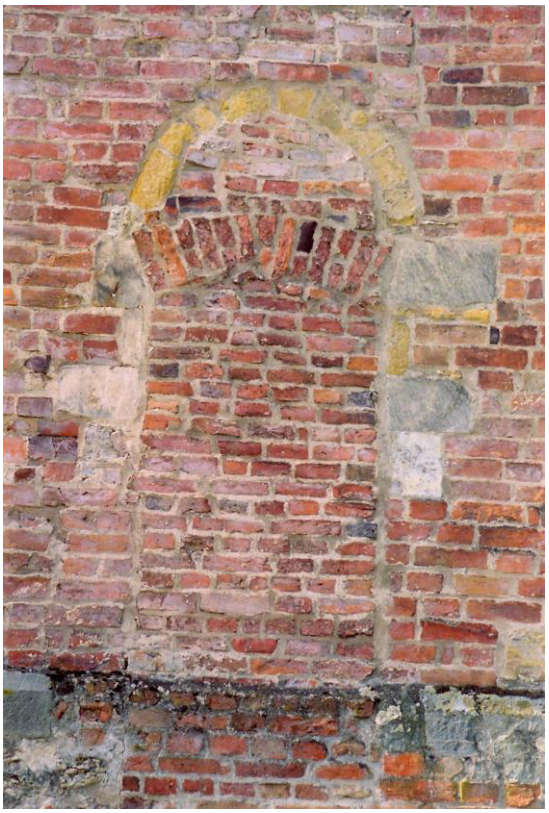


Abb. 549, 550 Kapellenturm, Ostfront, nördlicher Wandabschnitt, vermauertes Fenster des ersten Obergeschosses mit jüngerer Vergrößerung zur Tür, darüber urspr. Rundbogen





Abb. 552 Kapellenturm, Ostfront, südlicher Wandabschnitt, oberes Ende der südöstlichen Ecklisene mit Haken

Abb. 551 Kapellenturm, nördlicher Wandabschnitt, vermauertes Fenster des zweiten Obergeschosses mit jüngerer Vergrößerung zur Tür, darüber Rest des urspr. Rundbogens



Abb. 553 Kapellenturm, Ostfront, nördlicher Wandabschnitt, drittes Obergeschoss, vermauerte Türöffnungen unterschiedlicher Zeitstellung

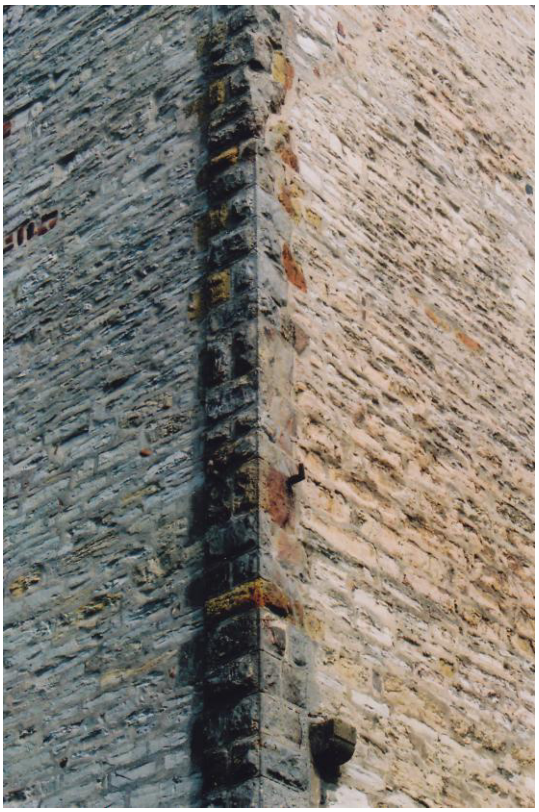




Abb. 554–555 Kapellenturm, Buckelquaderlisenen mit Eisenhaken an der Südwestecke (links) und an der Kantenlisene des nördlichen Vorsprungs der Westfront (rechts)





Abb. 556–557 Kapellenturm, Buckelquaderlisenen mit Eisenhaken an der Nordwestecke von Westen (links) und Nordwesten (rechts)



Abb. 558 Kapellenturm, Nordseite, drittes Obergeschoss, Eisenhaken unterhalb des heutigen Mauerabschlusses

Abb. 560 Kapellenturm, Erdgeschoss, ehemalige Tordurchfahrt, Blick nach Nordwesten und ins westliche Gewölbe



Abb. 561 wie Abb. 560 Blick ins östliche Gewölbe



Abb. 562 wie Abb. 560 Blick in den südwestlichen Quergang



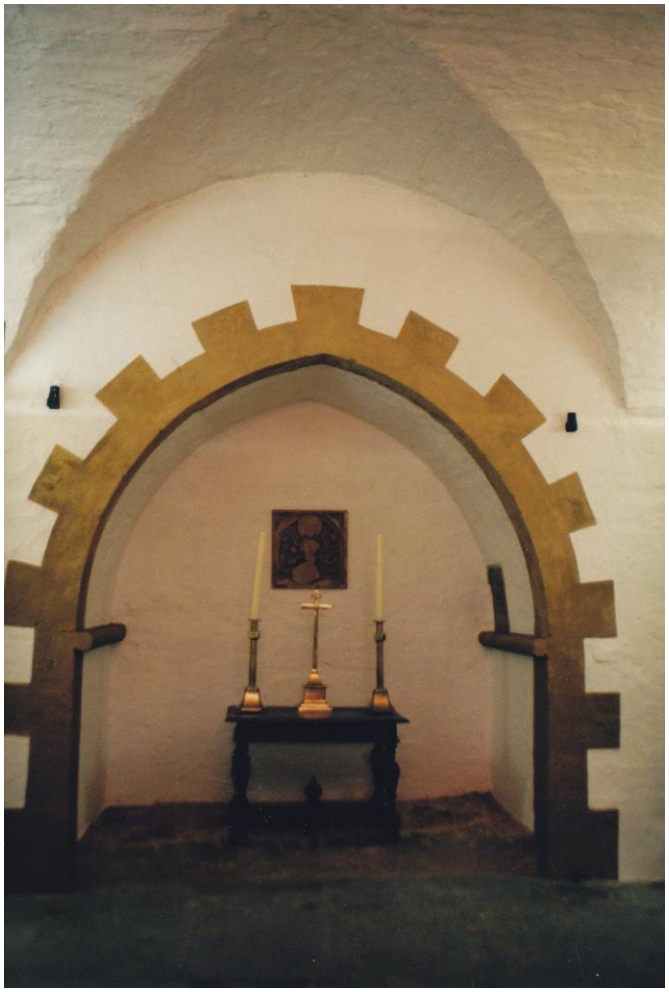






Abb. 563–565 Kapellenturm, Erdgeschoss, ehemalige Tordurchfahrt, westliche Einfahrt und Details der nördlichen Angeln der ehemaligen Torflügel

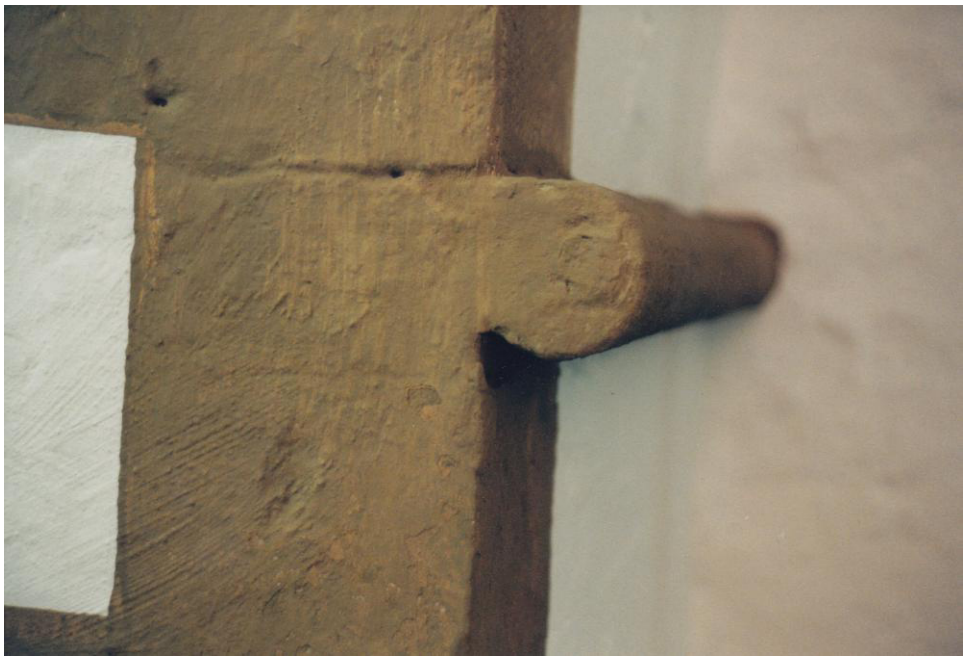


Abb. 566 wie Abb. 563, Detail: südliches Wulstkämpfergesims



Abb. 567–568 Kapellenturm, Erdgeschoss, ehemalige Tordurchfahrt, östliche Einfahrt, nördliches Gewände und Detail des Führungsschlitzes für das Fallgatter

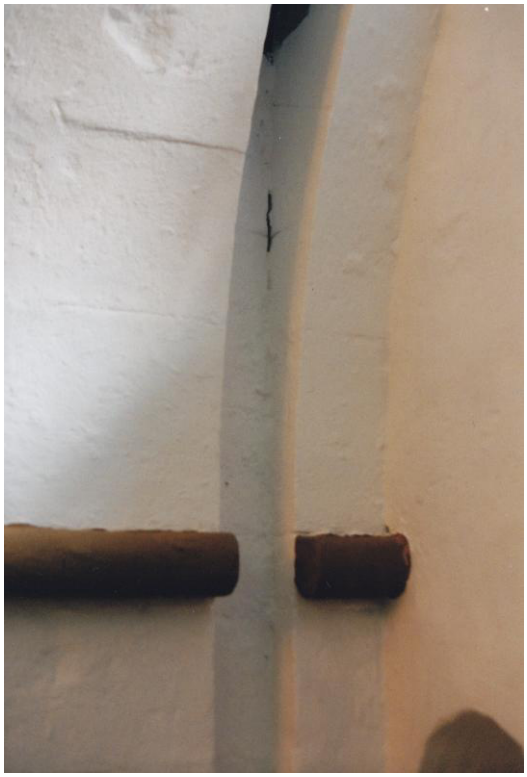




Abb. 569 wie Abb. 567, Detail: südliches Wulstkämpfergesims



Abb. 570 Kapellenturm, Erdgeschoss, Reliefstein mit Puttenkopf



Abb. 571 Kapellenturm, Erdgeschoss, westliches Gewölbe, Verbindungsöffnung zur Kapelle



Abb. 572 Kapellenturm, Kapelle, Oberseite der Verbindungsöffnung zur Tordurchfahrt mit bauzeitlichem Holzrahmen



Abb. 573 Kapelle, Untergeschoss, Ostwand des Chorjochs mit ehemaliger Altarnische von Westen



Abb. 574 wie Abb. 573, Detail: Rahmungsbogen der ehemaligen Altarnische





Abb. 575–576 wie Abb. 573, Details: nördliches (links) und südliches (rechts) Gewände der ehemaligen Altarnische





Abb. 577–578 wie Abb. 575–576, Details: die Zwickelfelder zu Seiten des Bogens





Abb. 579–580 wie Abb. 575–576, Details: oberster Werkstein des nördlichen (links) und südlichen (rechts) Nischengewändes mit Spuren der Kapitelle, darüber Kämpfer





Abb. 581–582 wie Abb. 577–578, Details: die Zwickelfelder mit Resten des bauzeitlichen Wandputzes





Abb. 583–584 wie Abb. 581–582, Details: Nahaufnahmen der Farbspuren auf dem bauzeitlichen Wandputz



Abb. 585 Kapelle, Untergeschoss, heutige Stufenanlage als Verbindung zwischen Chorraum und Umgang anstelle der ehemaligen Altarnische





Abb. 586–587 Kapelle, Untergeschoss, östlicher Umgang, Kragsteine zu Seiten der mittleren Fensternische





Abb. 588–589 wie Abb. 586–587, Details: Ostwand des östlichen Umgangs, Eisenhaken zur Arretierung des ehemaligen Fallgatters





Abb. 590–593 Kapelle, Untergeschoss, nördlicher Umgang, Türgewände mit Beschlagwerkdekor und durch die Tür teilweise verstellte Fensteröffnung









Abb. 594–595 Kapellenturm, Wendeltreppe zwischen erstem und drittem Obergeschoss, Treppenspindel aus Sandstein-Werkstücken und Nische in der Treppenwandung





Abb. 596–597 wie Abb. 594–595 Details der Treppenwandung mit dem Wechsel von einer Mauerung unter Verwendung von Läufern zur reinen Binder-Mauerung (links) und Wechsel von helltonigem zu dunkeltönigem Backsteinmaterial (rechts)

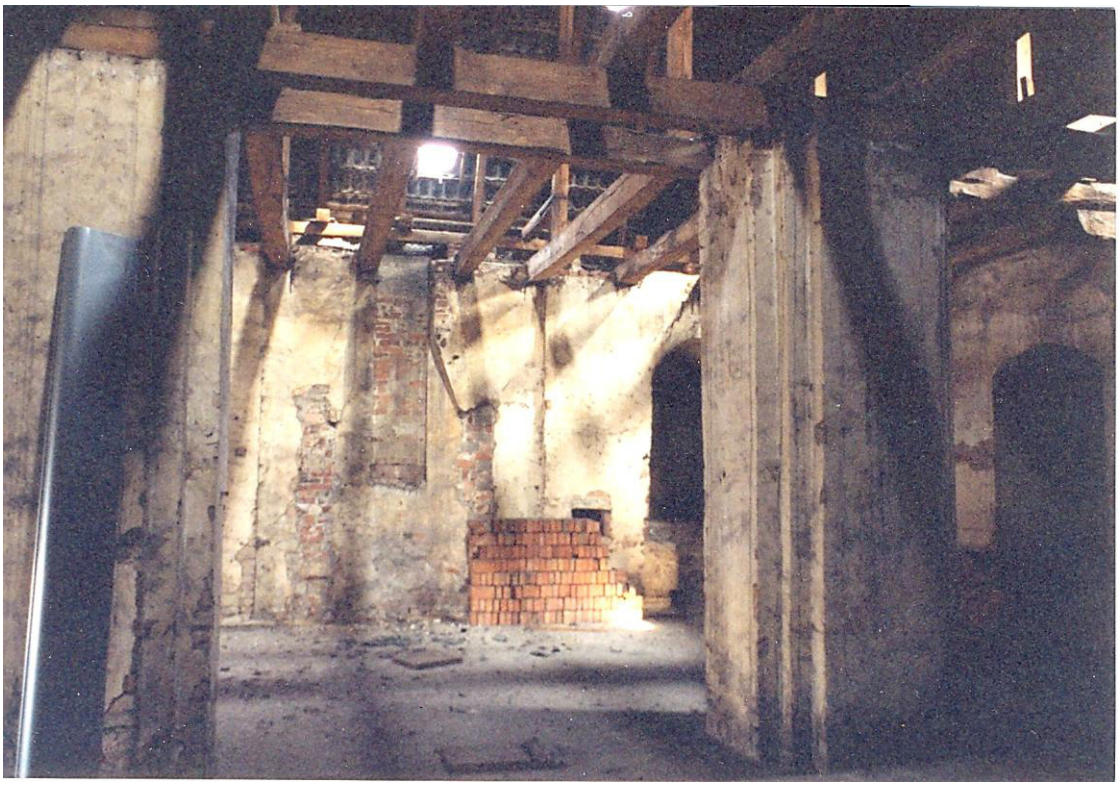


Abb. 598 Kapellenturm, drittes Obergeschoss (Profangeschoss), Blick nach Südosten, im Vordergrund die beiden zentralen Pfeiler



Abb. 599 wie Abb. 598 Ostwand mit Resten einer Kaminanlage





Abb. 600–601 wie Abb. 599, Details: nördliche Hälfte der Ostwand mit zwei Türöffnungen, eine davon vollständig zugesetzt, die andere als Nische erhalten



Abb. 602 wie Abb. 598 Detail der Südwand mit zugesetzter Fensternische



Abb. 603 Wange des Renaissancekamins aus dem Profangeschoss, heute in einem Raum des Schlosses wiederverwendet



Abb. 604 Kapellenturm, Ostfront, Untersicht des Altarerkers (Aufn. Landesbildstelle, Münster)



Abb. 605 Kapelle, Oberteil des nördlichen Hauptpfeilers von Süden





Abb. 606–607 Kapelle, Kapitellzonen der beiden Hauptpfeiler sowie Kämpfergesimse und Ansatz der Bogen- und Gewölbezone (Aufn. Landesbildstelle, Münster)

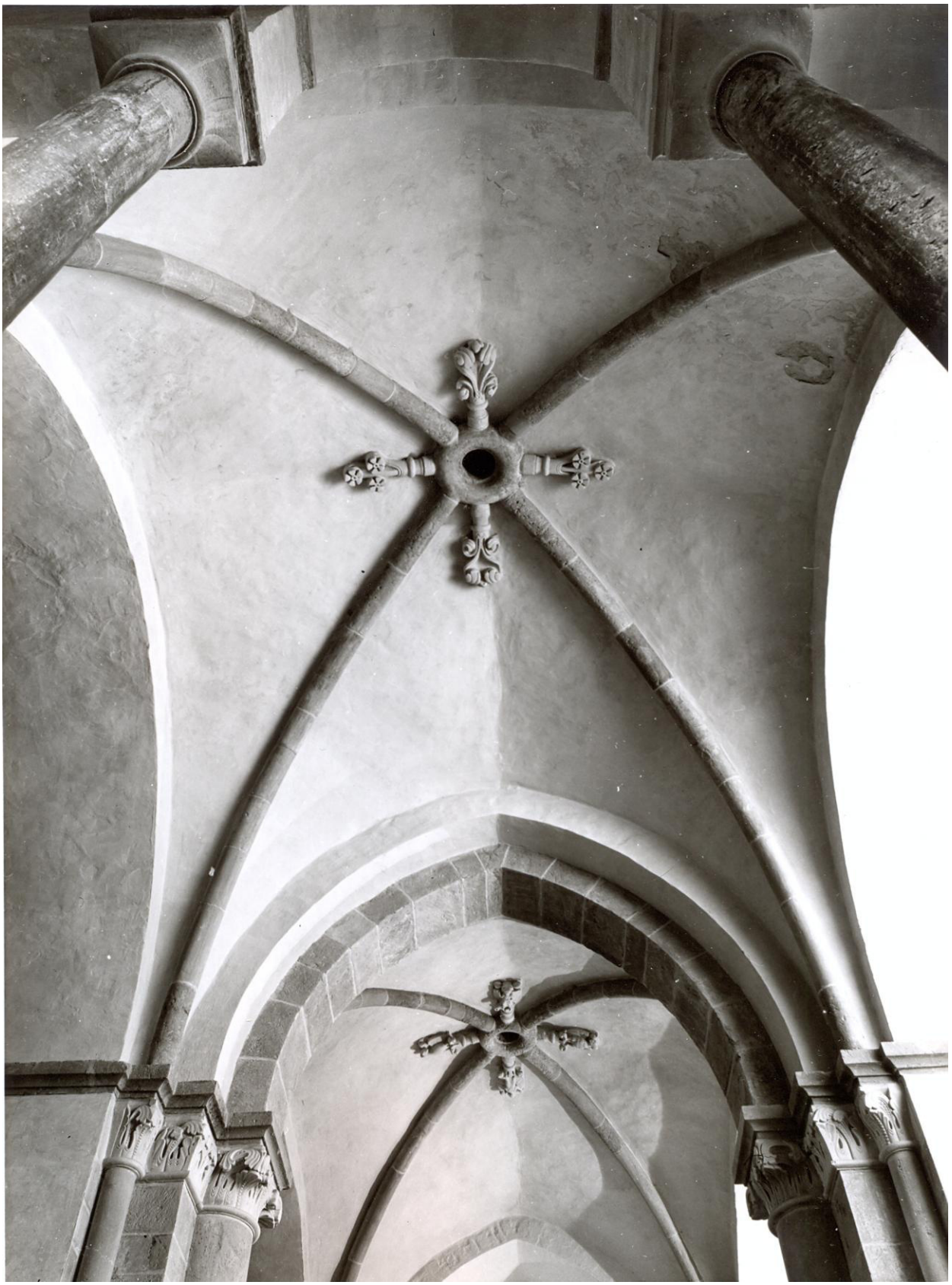


Abb. 608 Kapelle, Blick aus der westlichen Dreibogenstaffel in die Gewölbezone des West- und Ostjochs (Aufn. Landesbildstelle, Münster)



Abb. 609 Kapelle, Gewölbe des Ostjochs in Untersicht (Aufn. Landesbildstelle, Münster)



Abb. 610 Kapelle, Gewölbe des Westjochs in Untersicht (Aufn. Landesbildstelle, Münster)



Abb. 611 Kapelle, Inneres Nordportal, Gesamtansicht (Aufn. Landesbildstelle, Münster)



Abb. 612 wie Abb. 611, Schrägansicht (Aufn. Landesbildstelle, Münster)



Abb. 613 Kapelle, obere Altarnische mit nördlichem Dreisäulenbündel und Ostrosette, Blick nach Nordosten



Abb. 614 wie Abb. 613 mit südlichem Dreisäulenbündel und Ostrosette, Blick nach Südosten (Aufn. Landesbildstelle, Münster)



Abb. 615 Kapelle, obere Altarnische, nördliches Dreisäulenbündel, vor der Restaurierung, um 1960 (Aufn. Landesbildstelle, Münster)



Abb. 616 wie Abb. 615 nach der Restaurierung (Aufn. Landesbildstelle, Münster)



Abb. 617 Kapelle, Untergeschoss, südlicher Umgang, westliche Fensternische mit bauzeitlichem Fenstergewände

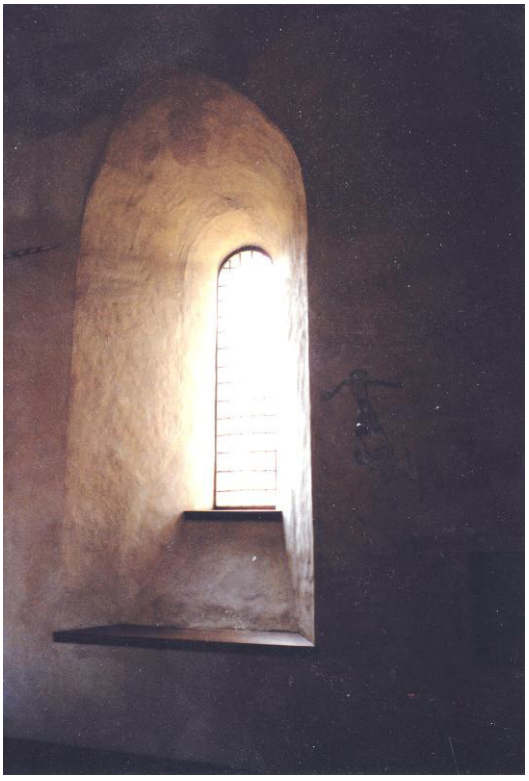


Abb. 618 Kapelle, Obergeschoss, nördliche Empore, östliches Fenster mit bauzeitlichem Fenstergewände





Abb. 619–620 Kapelle, Untergeschoss, Chorraum, Säulenbasis und Piscina mit Wandnische neben der unteren Altarstelle



Abb. 621 Kapelle, Obergeschoss, Ostempore, Piscina in Wandnische neben der oberen Altarstelle



Abb. 622 Kapelle, Untergeschoss, sog. ‚Sakristei', Westwand, Wandnische



Abb. 623 Kapelle, Untergeschoss, westliche Dreibogenstaffel, südliche Löwenfigur





Abb. 624a–b wie Abb. 623 nördliche Löwenfigur



Abb. 625 Kapelle, inneres Nordportal, liegende Tragefigur unter dem östlichen Dreisäulenbündel



Abb. 626 wie Abb. 625 Ansicht der Westseite



Abb. 627 wie Abb. 625 Ansicht der Ostseite



Abb. 628 Kapelle, inneres Nordportal, liegende Tragefigur unter dem westlichen Dreisäulenbündel



Abb. 629 wie Abb. 628 Ansicht der Ostseite



Abb. 630 Kapelle, Obergeschoss, obere Altarnische, liegende Tragefigur unter dem nördlichen Dreisäulenbündel





Abb. 631a–b wie Abb. 623 südliche Tragefigur





Abb. 632–634 Kapelle, inneres Nordportal, Kapitellblock des östlichen Dreisäulenbündels







Abb. 635–637 Kapelle, inneres Nordportal, Kapitellblock des westlichen Dreisäulenbündels







Abb. 638–640 Kapelle, Obergeschoss, obere Altarnische, Kapitellblock des nördlichen Dreisäulenbündels





Abb. 641–643 Kapelle, Obergeschoss, obere Altarnische, Kapitellblock des südlichen Dreisäulenbündels



Abb. 644 Kapelle, südlicher Hauptpfeiler, Kapitellzone





Abb. 645 Kapelle, nördlicher Hauptpfeiler, Kapitellzone

Abb. 646 wie Abb. 645, Detail: Kapitelle des Pfeilerkerns und des östlichen Eckdienstes



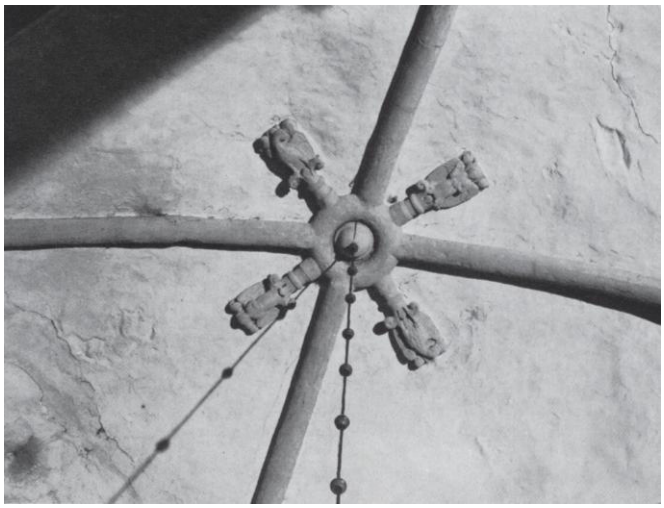


Abb. 647 Kapelle, östliches Gewölbe, Gewölbezier, Zustand vor der Restaurierung (nach SCHREINER, Style Plantagenêt (II), 1967)

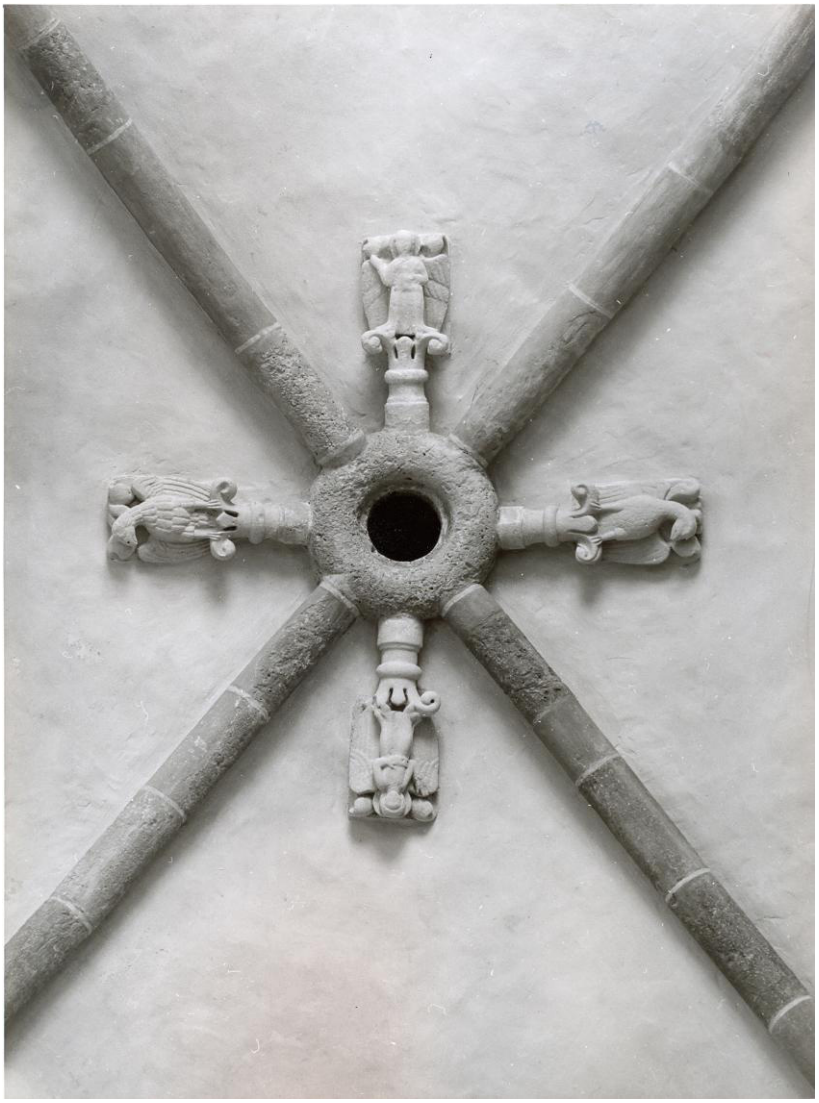


Abb. 648 wie Abb. 647 Zustand nach der Restaurierung (Aufn. Landesbildstelle, Münster)

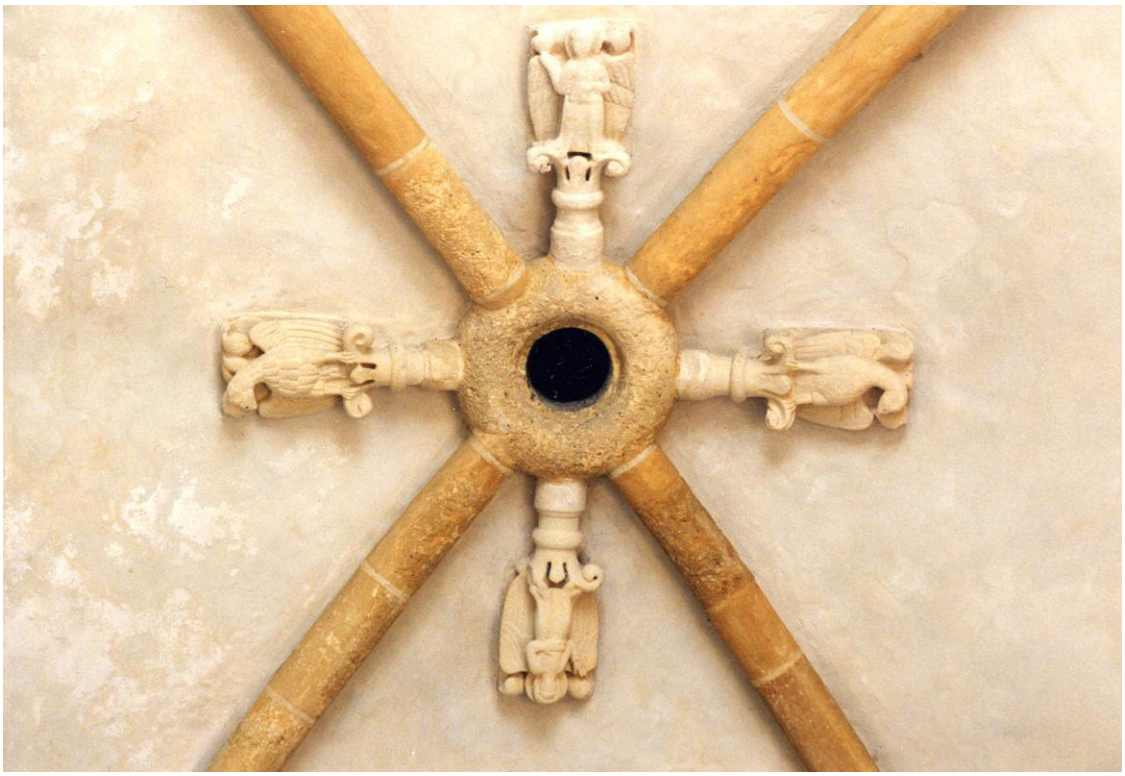


Abb. 649 wie 648 heutiger Zustand





Abb. 650–651 wie Abb. 648, Details: Hochreliefs eines Engels und eines Adlers (Aufn. Landesbildstelle, Münster)

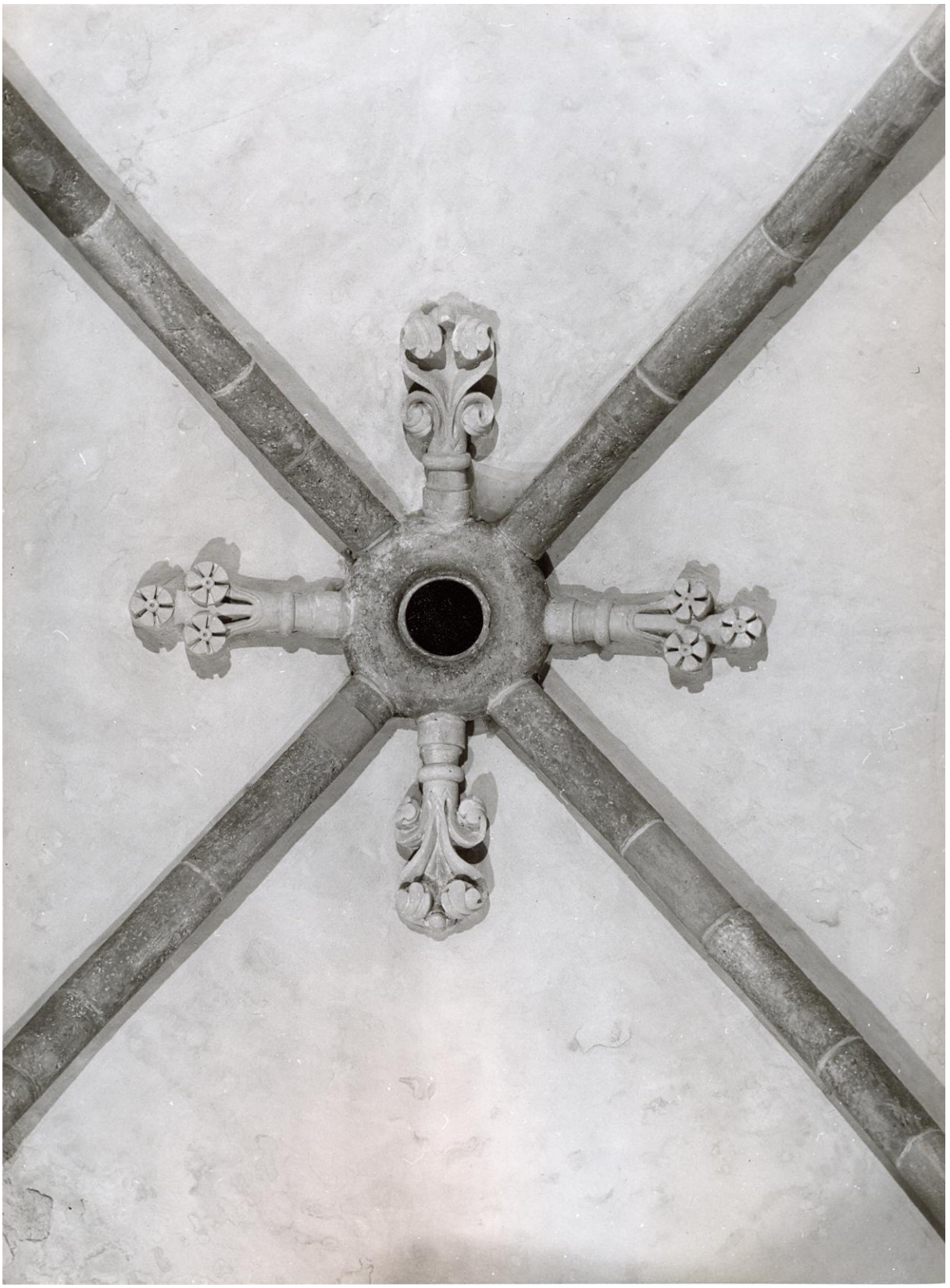


Abb. 652 Kapelle, westliches Gewölbe, Gewölbezier, Zustand nach der Restaurierung (Aufn. Landesbildstelle, Münster)

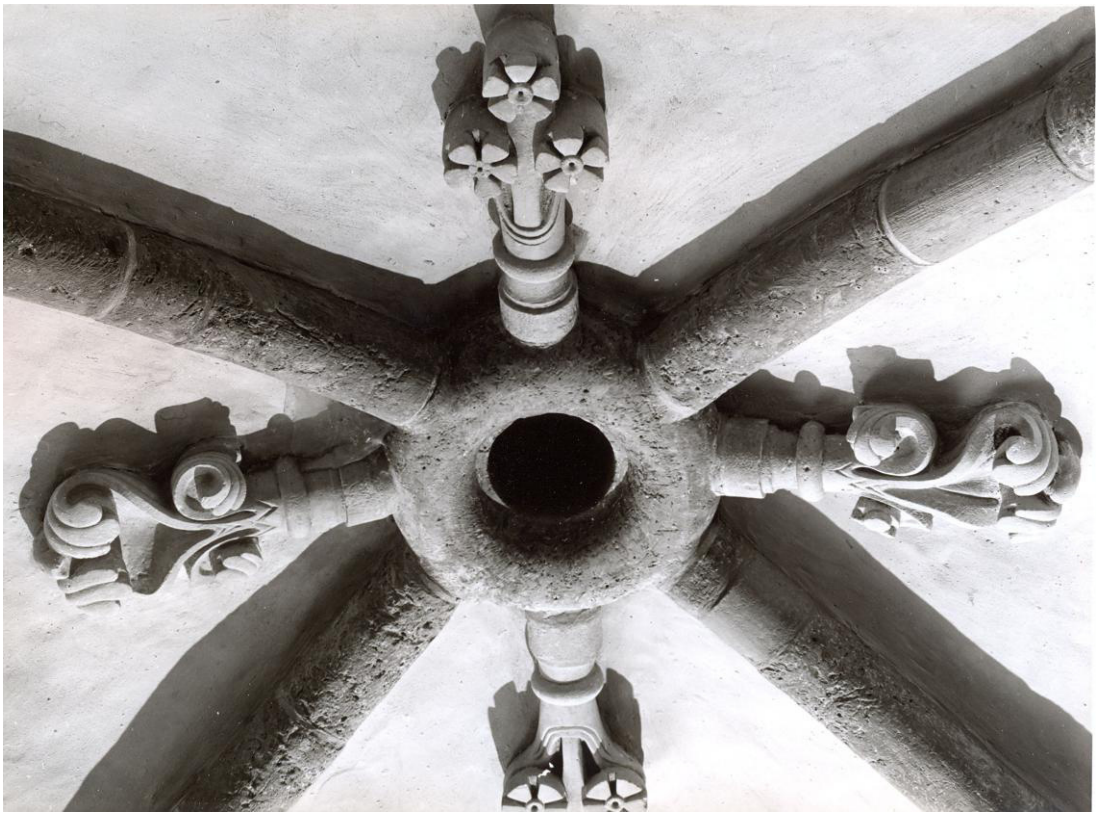




Abb. 653–654 wie Abb. 652 Details, Zustand nach der Restaurierung (Aufn. Landesbildstelle, Münster)



Abb. 655–656 Kapellenturm, Ostfront, Konsolen des Altarerkers





Abb. 657–658 Kapellenturm, Ostfront, Konsolen der Dreibogenblende unterhalb des Altarerkers

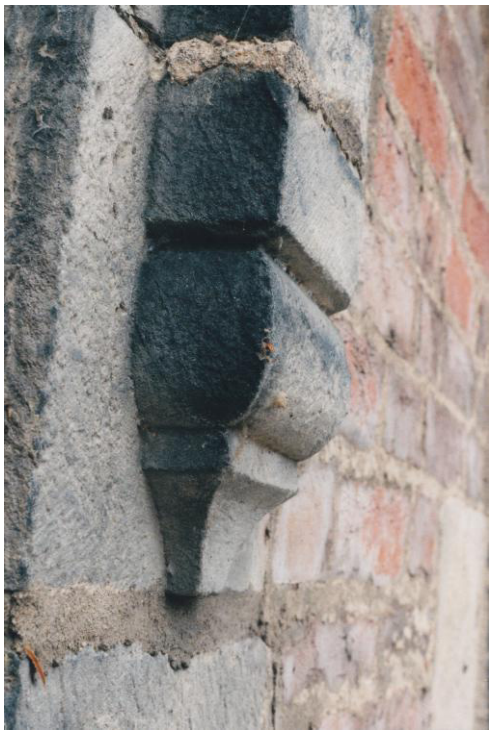




Abb. 659 barockes Torhaus und Renaissance-Flügel von Westen nach der Restaurierung

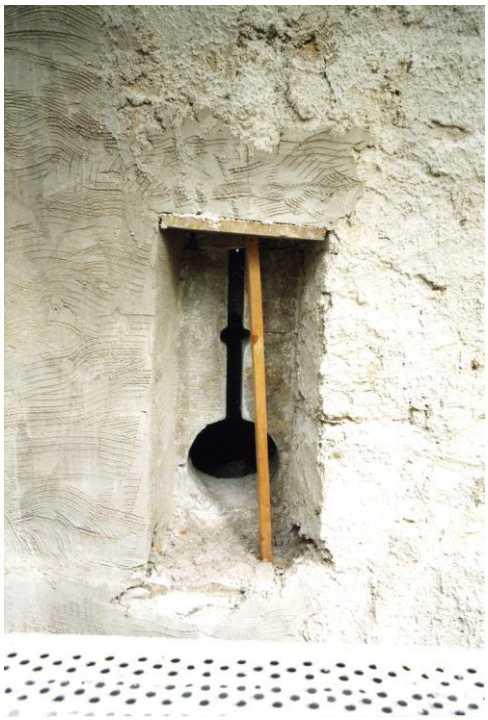


Abb. 660 freigelegte Schießscharte in der Außenwand des Renaissance-Flügels während der Restaurierung



Abb. 661 wie Abb. 659 Schießscharte und Reste der mittelalterlichen Ringmauer im Erdgeschoss des Renaissance-Flügels nach der Restaurierung



Abb. 662 wie Abb. 661 freigelegtes Mauerwerk der mittelalterlichen Ringmauer während der Restaurierung



Abb. 663 renaissance-Flügel, Südfassade mit Ziergiebel



Abb. 664 Hofseite des Renaissance-Flügels, barockes Torhaus und Kapellenturm von Osten



Abb. 665 barocker Ostflügel, Langer Turm und Küchentrakt von Südwesten (Aufn. Landesbildstelle, Münster)



Abb. 666 Langer Turm von Westen







Abb. 667–669 Langer Turm, Südseite und Ostseite mit z. T. vermauerten Kreuzstockfenstern, Zustand vor der jüngsten Restaurierung









Abb. 670–673 Andreas Cappelmann, Abendsmahlsbecher der Rhedaer Schlosskapelle, Soest 1604, mit Inschriften auf dem Deckel und der Fußunterseite

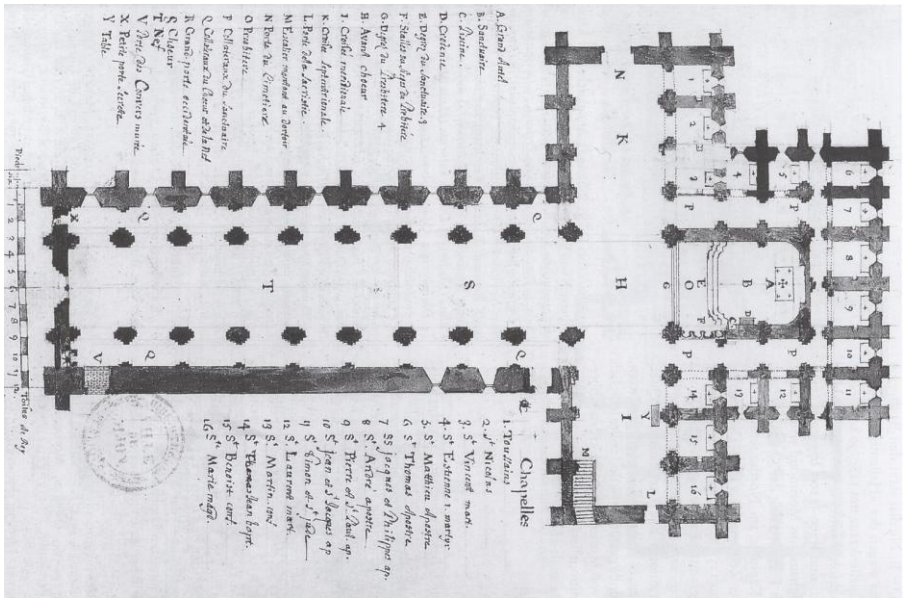


Abb. 674 Cîteaux, ehem. Abteikirche, Grundriss aus dem Rituale von Cîteaux (Dijon, Bibliothèque Minicipale, Ms. 119) (nach UNTERMANN, Forma Ordinis, 2001)

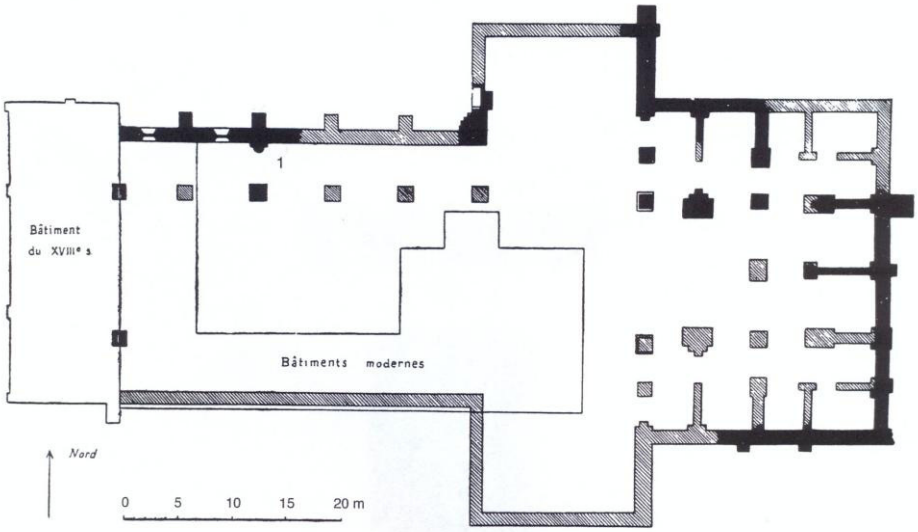


Abb. 675 Morimond, ehem. Abteikirche, schematischer Grabungsplan (nach EYDOUX, Morimond, 1958)

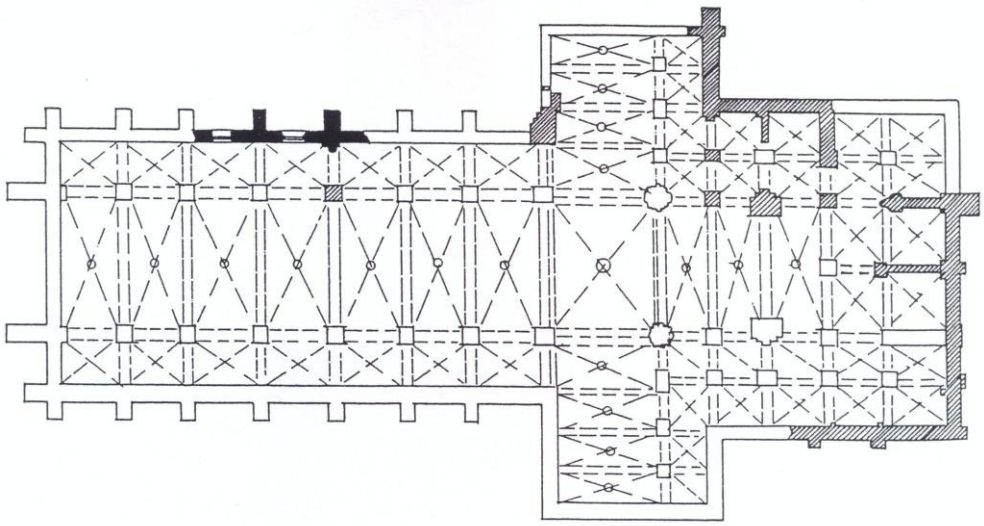


Abb. 676 Morimond, ehem. Abteikirche, Rekonstruktionszeichnung von B. Nicolai (nach NICOLAI, Walkenried, 1990



Abb. 677 Hardehausen, Ruine der Klosterkirche mit Ostwand und Stirnwand des südlichen Querhauses



Abb. 678 Hardehausen, Kloster, zweischiffiger kirchseitiger Kreuzgangflügel (Aufn. Detlev Arndt, Selm)



Abb. 679 wie 678, Detail: einer der spätromanischen Pfeiler des zweischiffigen Kreuzgangflügels



Abb. 680 wie 678, Detail: ein Kapitell eines der Kreuzgangpfeiler



Abb. 681 Amelungsborn, Klosterkirche, Inneres nach Osten (Aufn. Wikipedia)





Abb. 682, 683 wie Abb. 681 zwei spätromanische Piscinen im Chorumgang

Abb. 684 Eberbach, Kreuzgang, Grabnische für die ersten Äbte in der Westwand des Nordquerhauses



Abb. 685 Eberbach, Klosterkirche, Querarmkapellen des Südquerhauses



Abb. 686 Haina, Klosterkirche, Querarmkapellen des Südquerhauses







Abb. 687–688 Lehnin, Klosterkirche, Vierungspfeiler und Chorjoch nach Südosten sowie doppelgeschossige Querarmkapellen des Südquerhauses



Abb. 689 Lehnin, Klosterkirche, östliches Langhausjoch nach Nordwesten

Abb. 690 Arnsburg, Klosteranlage, rekonstruierender Grundriss (nach GÄRTNER, Arnsburg, 1998)

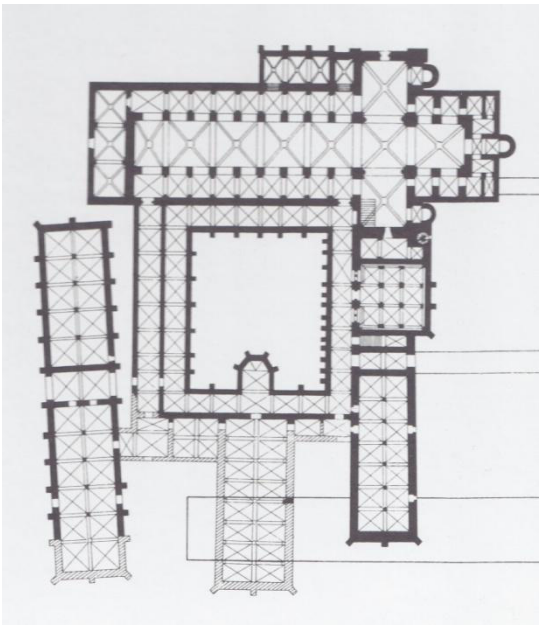






Abb. 691–692 Arnsburg, Klosterkirche, nordwestlicher Vierungspfeiler und Langhaus nach Osten



Abb. 693 Arnsburg, Klosterkirche, Sanktuarium und Südquerhaus mit den Ansätzen des Chorumgangs mit integriertem Kapellenkranz



Abb. 694 Arnsburg, Klosterkirche, südöstlicher Vierungspfeiler, wo sich an der umlaufenden Basis die Ansätze der ehem. Schranken zum Chorumgang abzeichnen

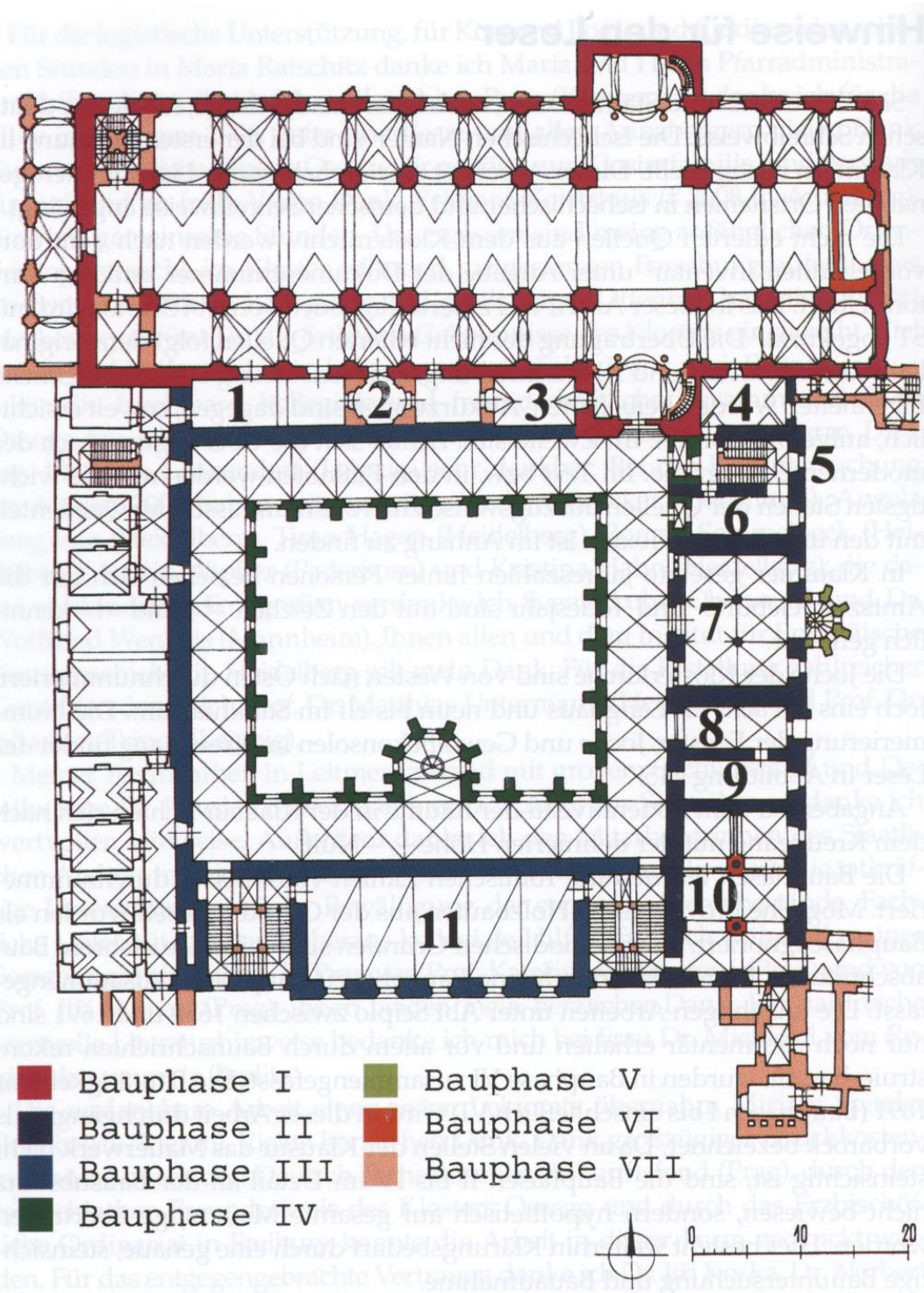


Abb. 695 Ossegg (Osek), Klosteranlage, Grundriss (Plan aus KUTHAN, Böhmen und Mähren 1982, Bauphaseneintragung von M. Feuerbach aus FEUERBACH, Ossegg, 2009)

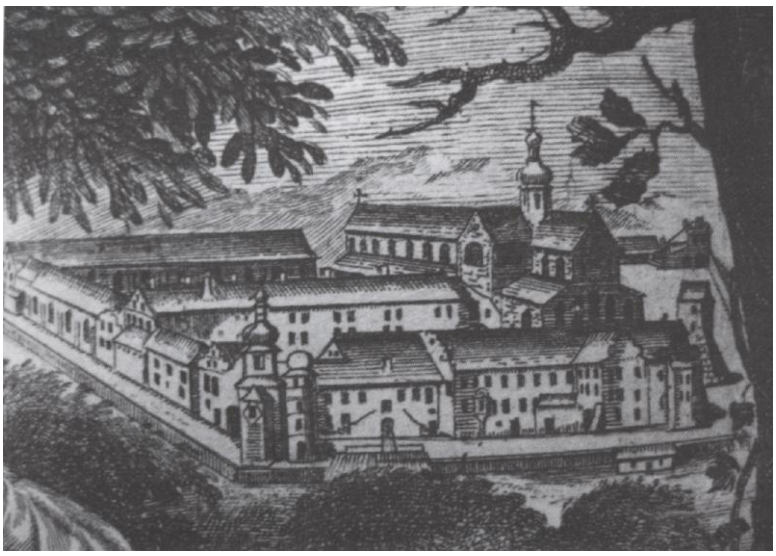


Abb. 696 Ossegg (Osek), Klosteranlage von Südosten, Ausschnitt aus einem Kupferstich von 1690 (nach FEUERBACH, Ossegg, 2009)

Abb. 697 Ossegg (Osek), Klosteranlage von Südosten, Ausschnitt aus einem Kupferstich von 1708 (nach FEUERBACH, Ossegg, 2009)

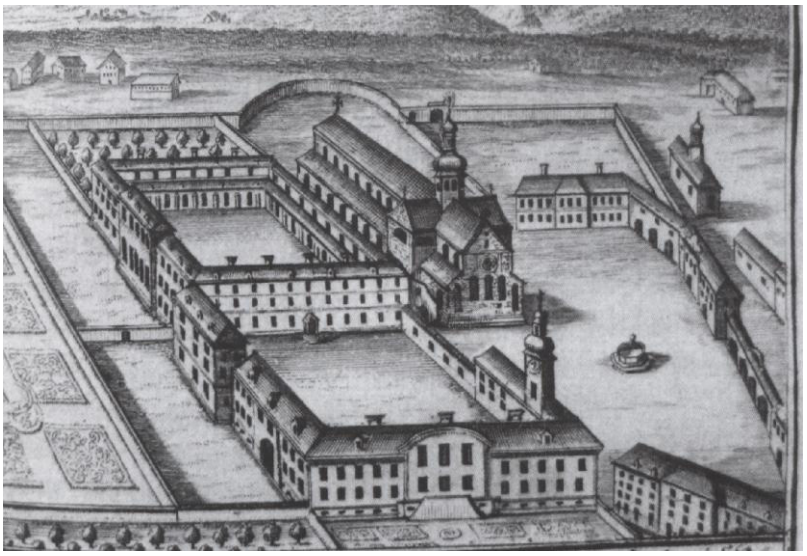






Abb. 698–699 Ossegg (Osek), Klosteranlage von Osten (links) und von Norden (rechts), Ölgemälde A. 18. Jh. (nach FEUERBACH, Ossegg, 2009)



Abb. 700 Ossegg (Osek), Klosterkirche von Norden



Abb. 701 Ossegg (Osek), Klosterkirche, Sanktuarium nach Osten





Abb. 702–703 wie Abb. 701, Details: nördliche Chorwand und nördliches Chorseitenschiff nach Osten





Abb. 704–707 Ossegg (Osek), Klosterkirche, Sanktuarium, Befunde der mittelalterlichen Scheidarkaden zum südlichen Chorseitenschiffe im Dachraum des Seitenschiffs (nach FEUERBACH, Ossegg, 2009)





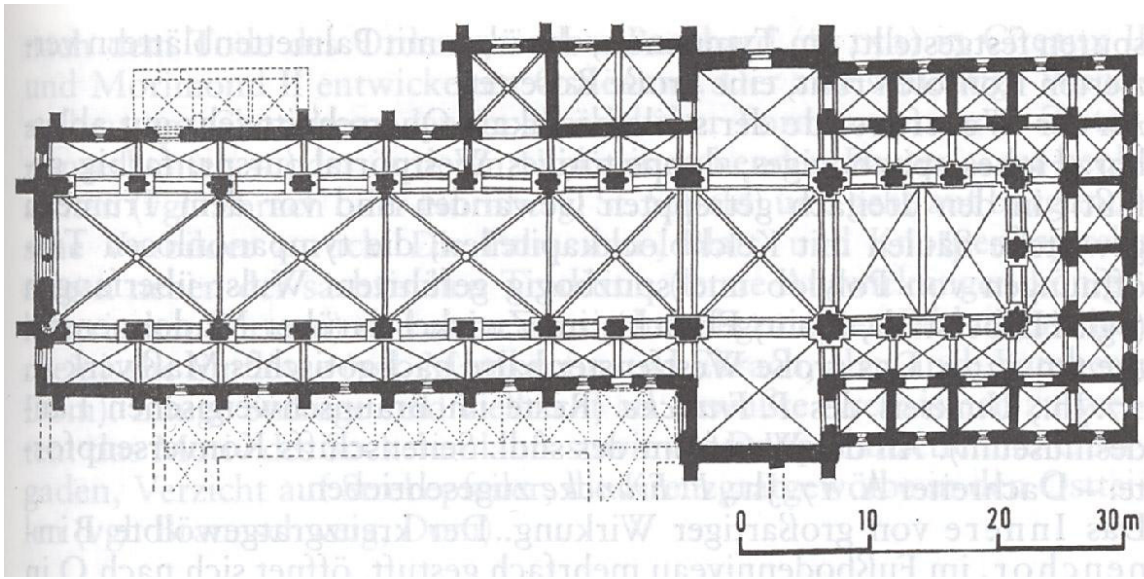


Abb. 708 Riddagshausen, Klosterkirche, Grundriss (nach DEHIO, Bremen/Niedersachsen, 1992)



Abb. 709 Riddagshausen, Klosterkirche, Blick von Südosten (Aufn. Wikipedia)



Abb. 710 Riddagshausen, Klosterkirche, östliches Langhausjoch nach Nordwesten



Abb. 711 Riddagshausen, Klosterkirche, Wandnische und Kreuzgangportal in der Nordostecke des Kreuzgangs

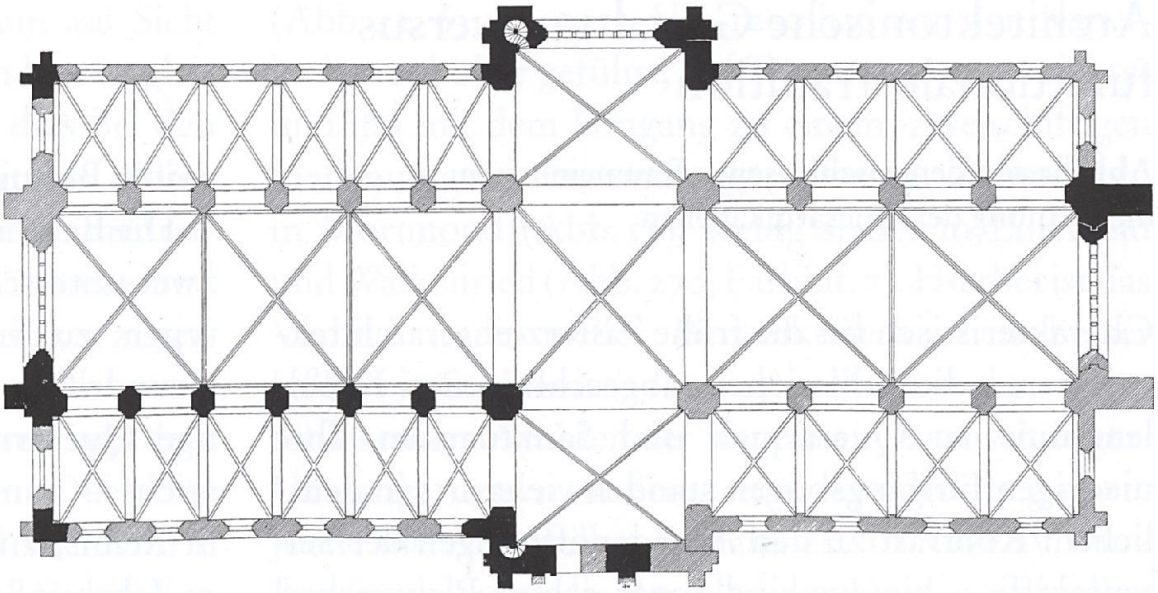


Abb. 712 Hude, Klosterkirche, rekonstruierender Grundriss von Rauchheld 1907 (nach UNTERMANN, Forma Ordinis, 2001)



Abb. 713 Hude, Klosterkirche, Langhaus, südliche Mittelschiffwand

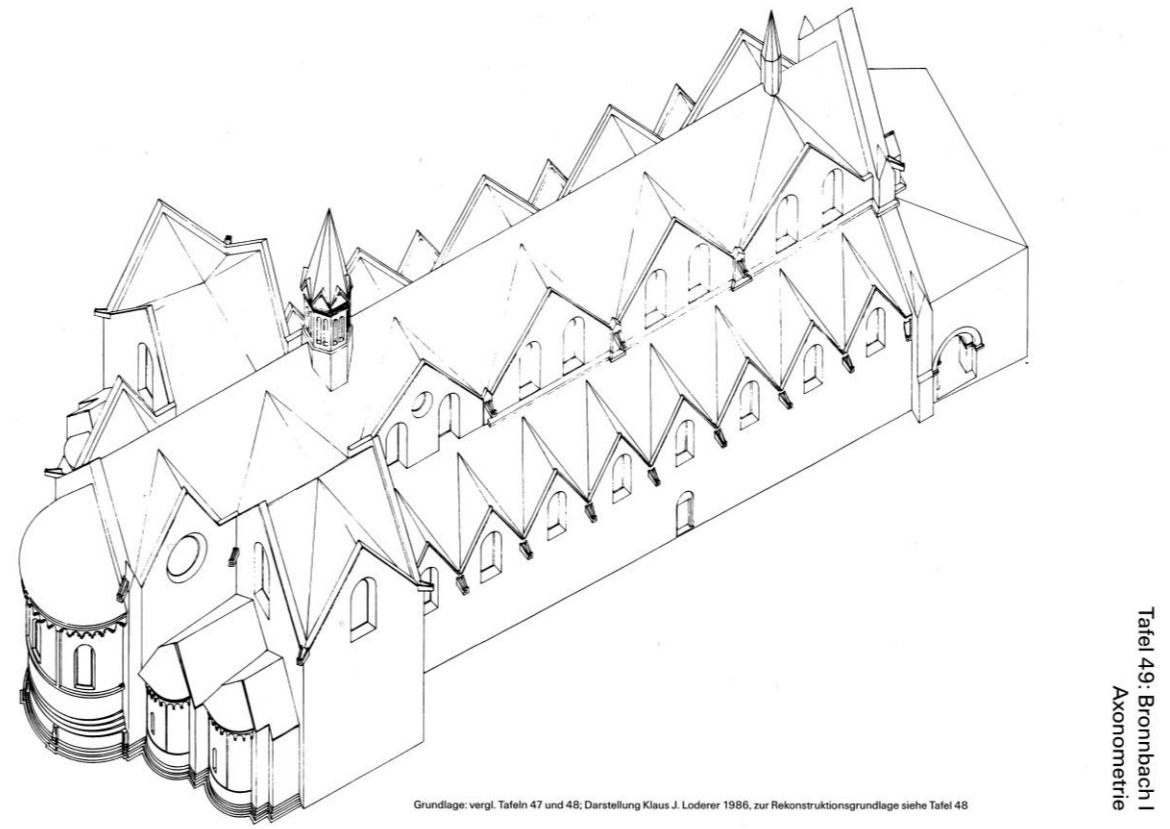


Tafel 48:
Bronnbach I
Ansicht von Norden

nach Befund:
- Sockelbereich Nebenkapellen
- Rundfenster Presbyterium
- Quermauer Giebel
- Turmwimperge (Handwerkerverträge, Rekonstruktion frei)
- Lage Friedhofsportal nach Reuter/Ostendorf
- Seitenschiffdachanschluss an M1
- Wasserspeier analog der existierenden Lage des Dachreiters über M4 (Schallloch)
- Dachansatz Vorhalle
- Giebel Seitenschiff
- Firsthöhe Hauptdach (Mörtelkante Turm)

freie Rekonstruktion:
- Baudekor Nebenkapellen
- Turmhöhe, Turmhelm
- Ausbildung Nordportal
- Form und Höhe des Dachreiters über M4, Baudekor der Nebenkapellen

Keine Aussage möglich über Aussehen und Dachform der Vorhalle, da sich die Befunde widersprechen.



Grundlage: vergl. Tafeln 47 und 48; Darstellung Klaus J. Loderer 1986, zur Rekonstruktionsgrundlage siehe Tafel 48

Tafel 49: Bronnbach I
Axonometrie

Abb. 714–715 Bronnbach, Klosterkirche, Ansicht von Norden und Axometrie von Nordosten mit Rekonstruktion der bauzeitlichen Dachgestalt (nach SCHMITT-VOLLMER, Bronnbach, 2007)





Abb. 716–717 Bronnbach, Klosterkirche, Westfassade und Detail mit Rosette

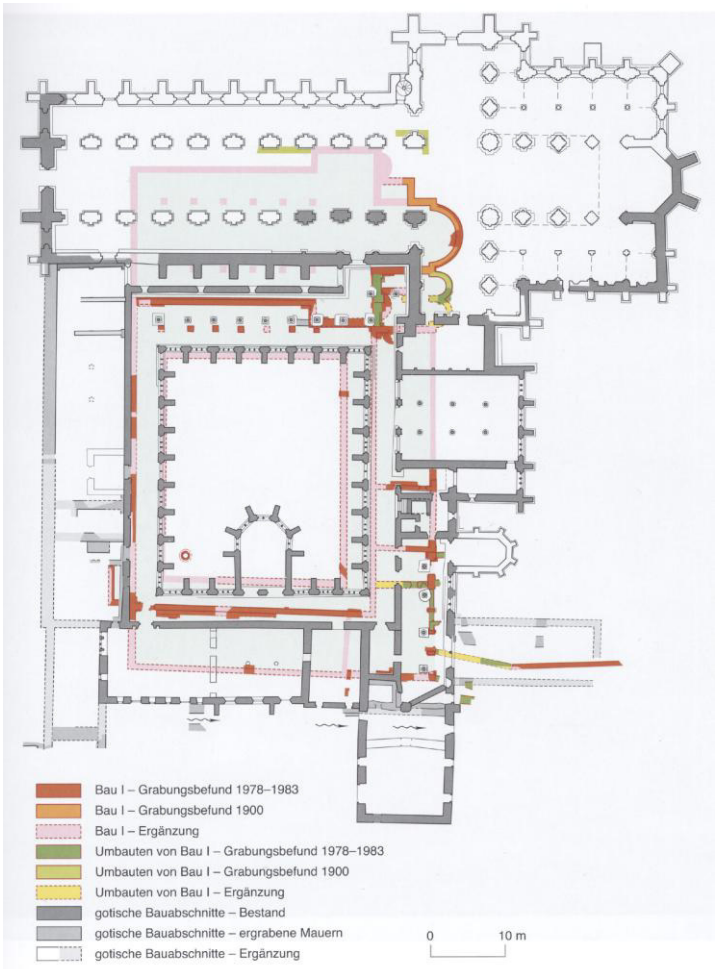


Abb. 718 Walkenried, Klosteranlage, Grundriss und archäologische Befunde, von M. Keibel-Meier (nach UNTERMANN, Forma Ordinis, 2001)



Abb. 719 Walkenried, Kloster, zweischiffiger kirchseitiger Kreuzgangflügel



Abb. 720 Pforta (Schulpforte), zweischiffiger kirchseitiger Kreuzgangflügel



Abb. 721 Lübeck, Dom, Westfassade, romanisches Backsteinmauerwerk



Abb. 722 Ratzeburg, Dom, Chor von Süden

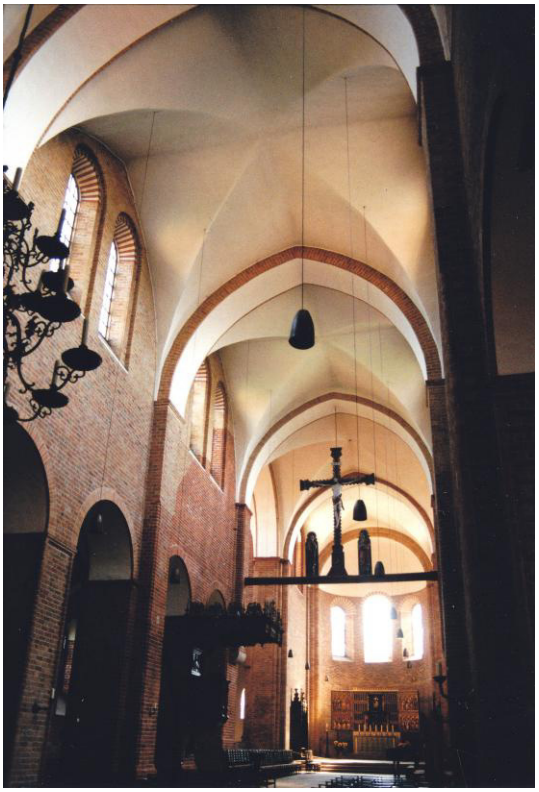




Abb. 723, 724 Ratzeburg, Dom, Langhaus nach Osten und Giebel der Südervorhalle

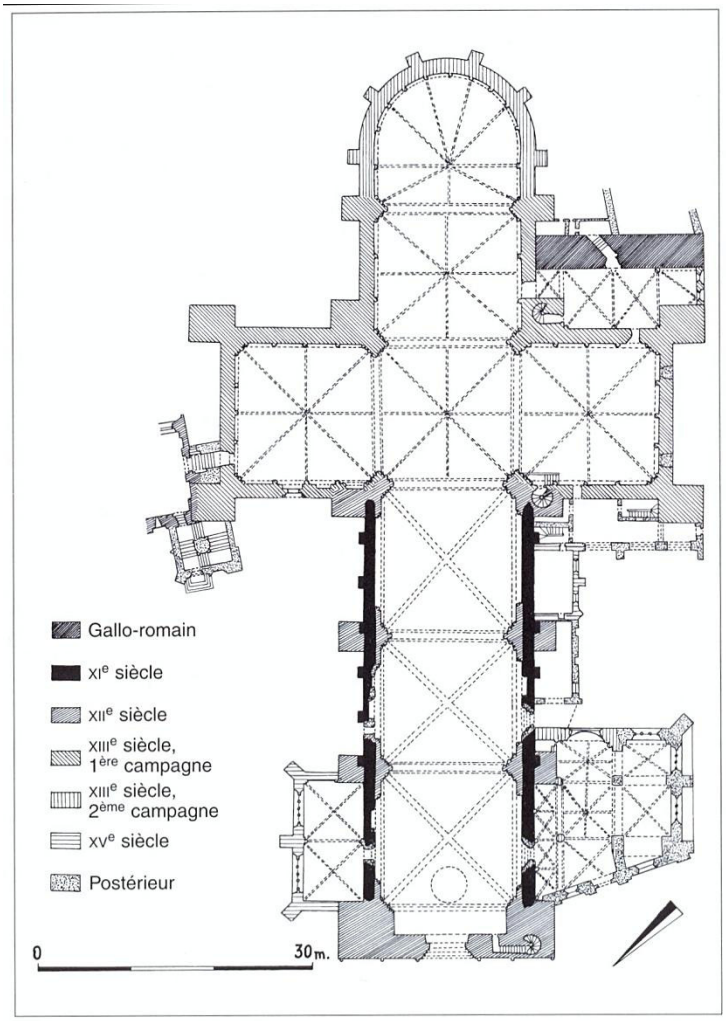




Abb. 725–726 Angers, Kathedrale, Grundriss und Querschnitt des Langhauses (nach BLOMME, Anjou Gothique, 1994)

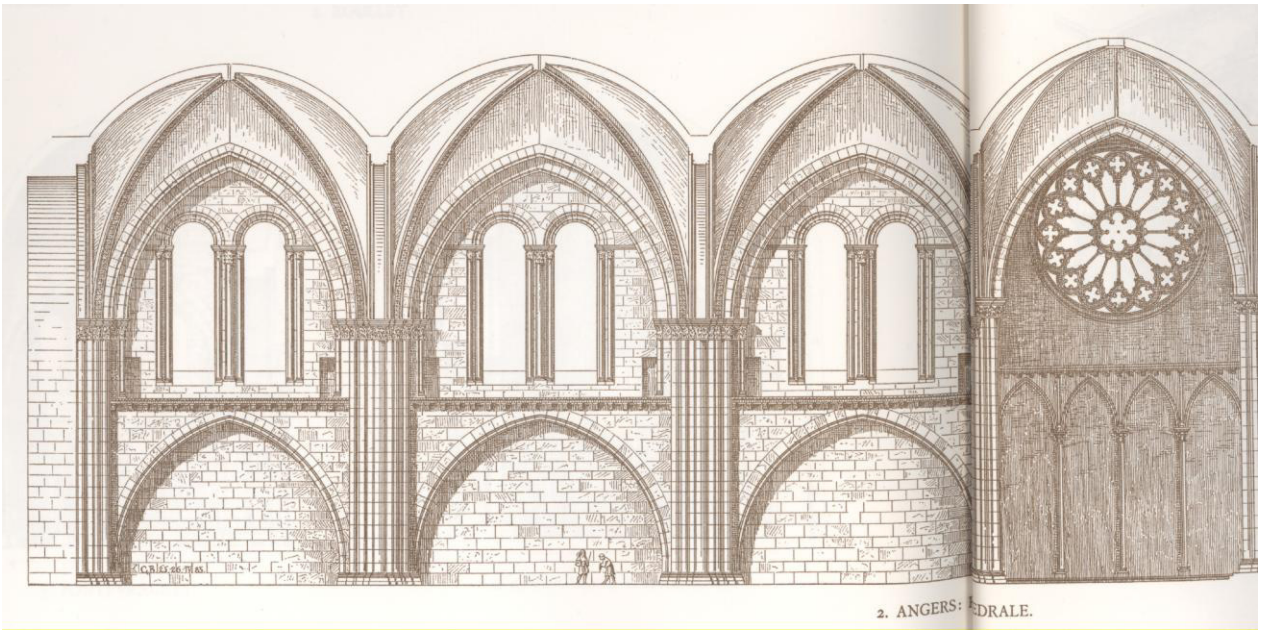
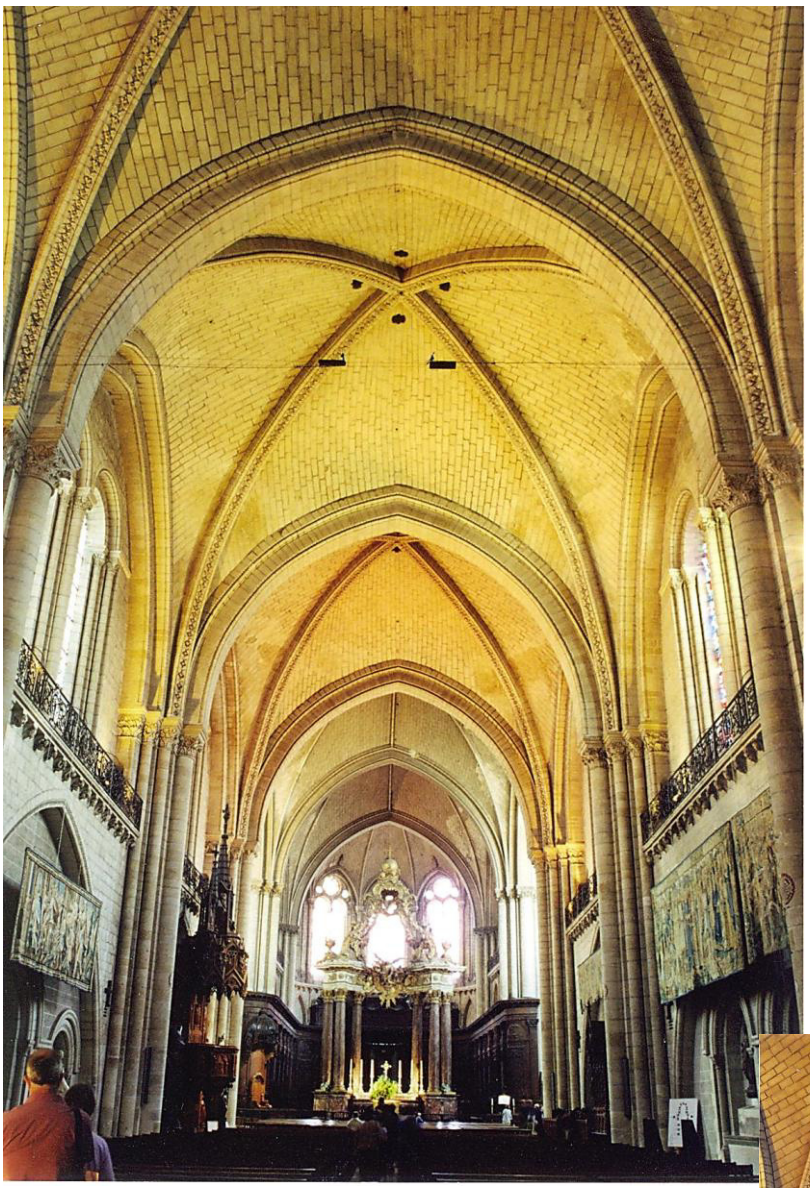


Abb. 727 Angers, Kathedrale, Längsschnitt von Langhaus und Querhaus (nach DEHIO/ BEZOLD, Baukunst, 1892 – 1901)



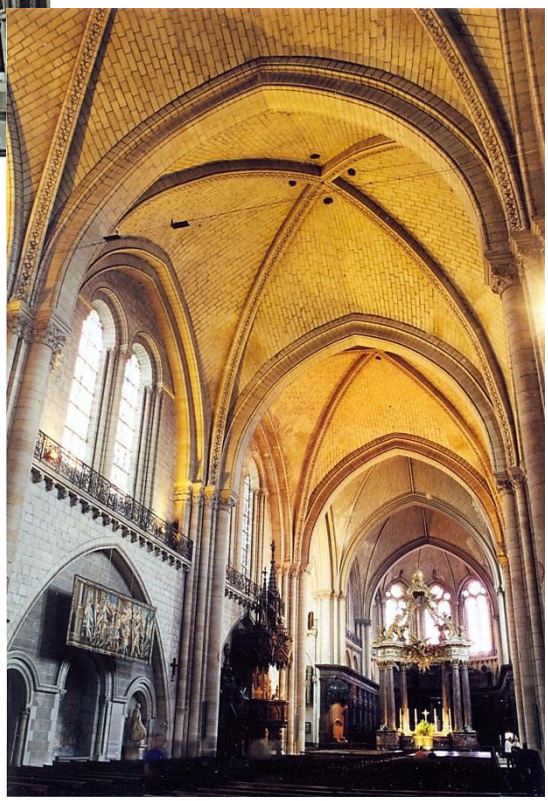
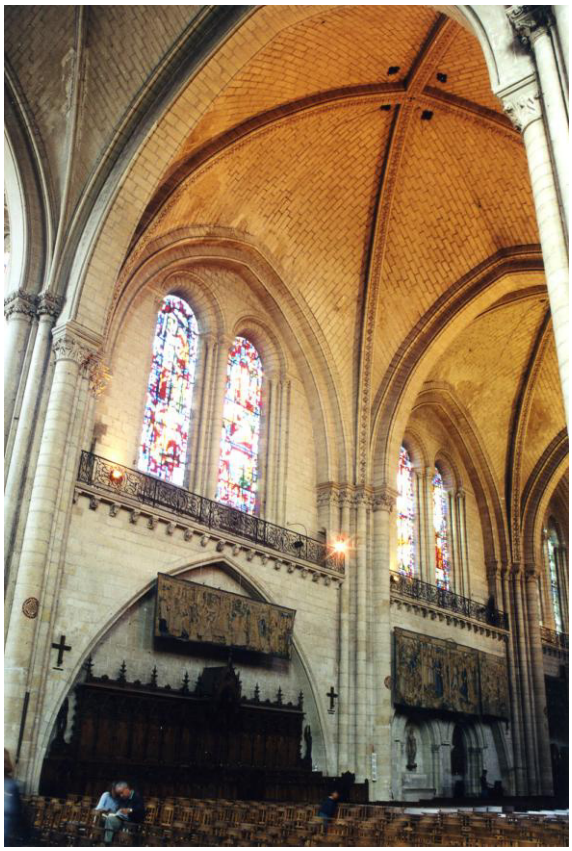


Abb. 728–729 Angers, Kathedrale, Inneres nach Osten



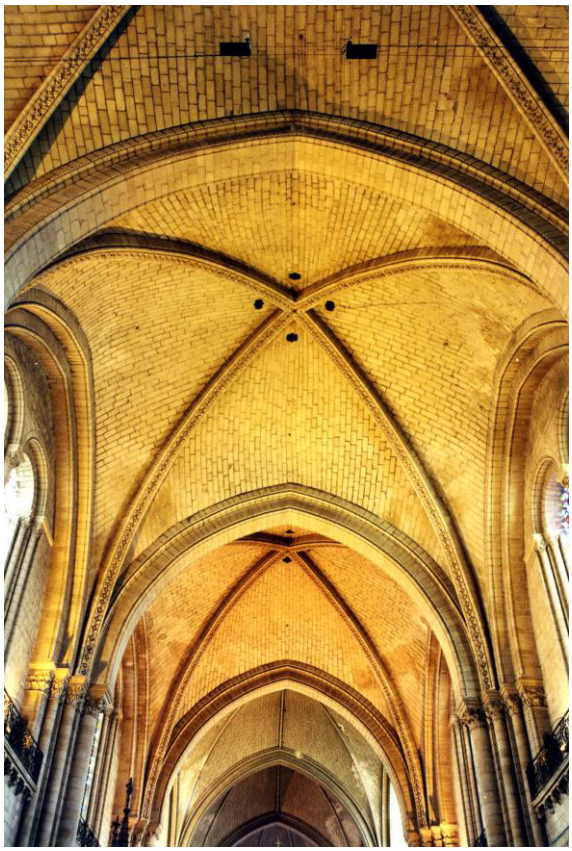


Abb. 730, 731 Angers, Kathedrale, Langhaus, Südwand und Gewölbe



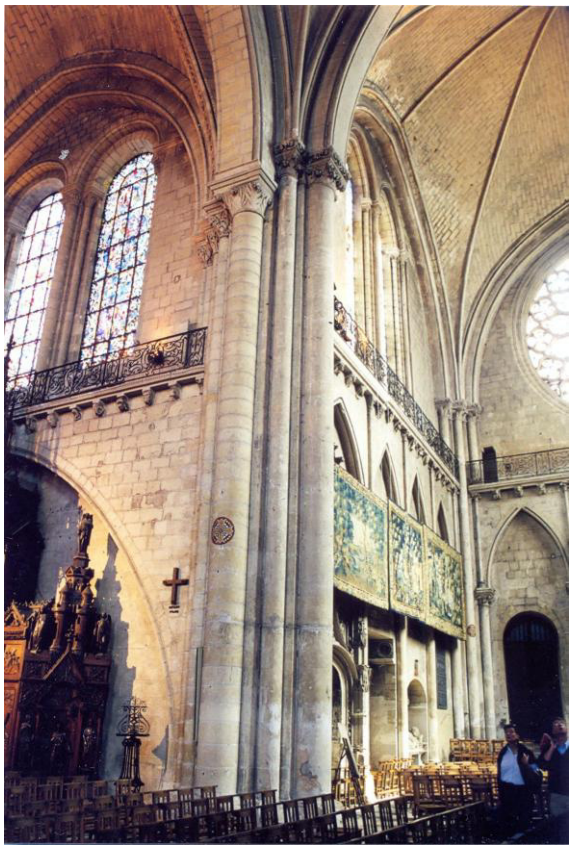
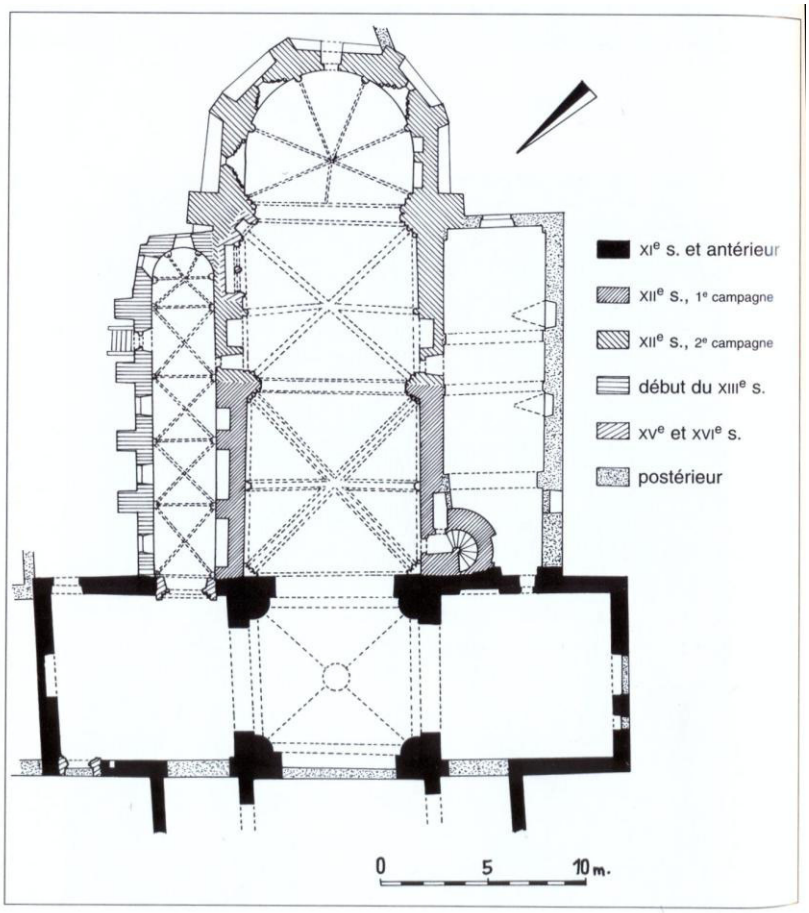


Abb. 732, 733 Angers, Kathedrale, südwestlicher (links) und nordwestlicher (rechts) Vierungspfeiler



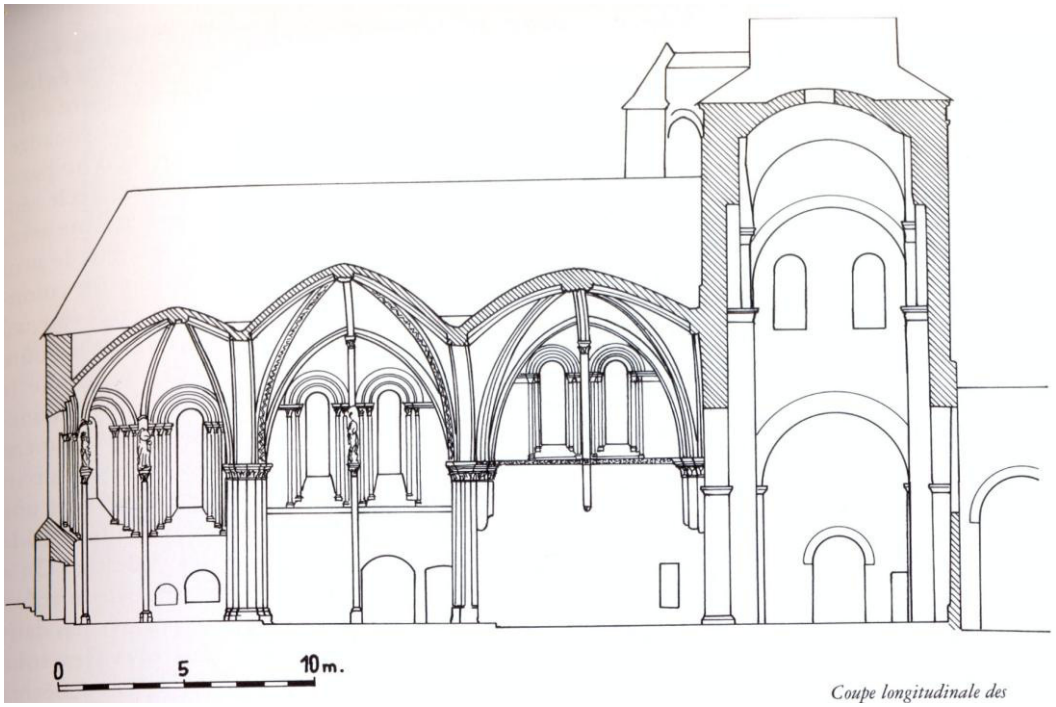


Abb. 734, 735 Angers, Stiftskirche St.-Martin, Grundriss und Längsschnitt des Chores (nach BLOMME, Anjou Gothique, 1994)





Abb. 736, 737 Angers, Stiftskirche St.-Martin, Chor, Blick nach Osten und Südwand des östlichen Jochs

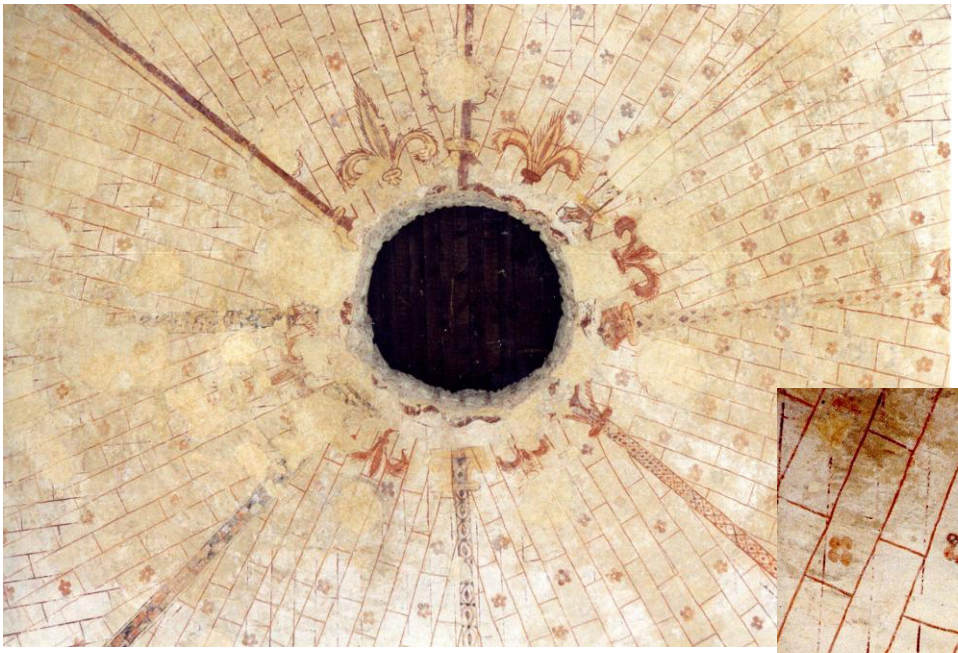




Abb. 738, 739 wie Abb. 736 Südwand und Gewölbe des westlichen Jochs



Abb. 740 Angers, Stiftskirche St.-Martin, Chor, Schlussstein des Apsisgewölbes



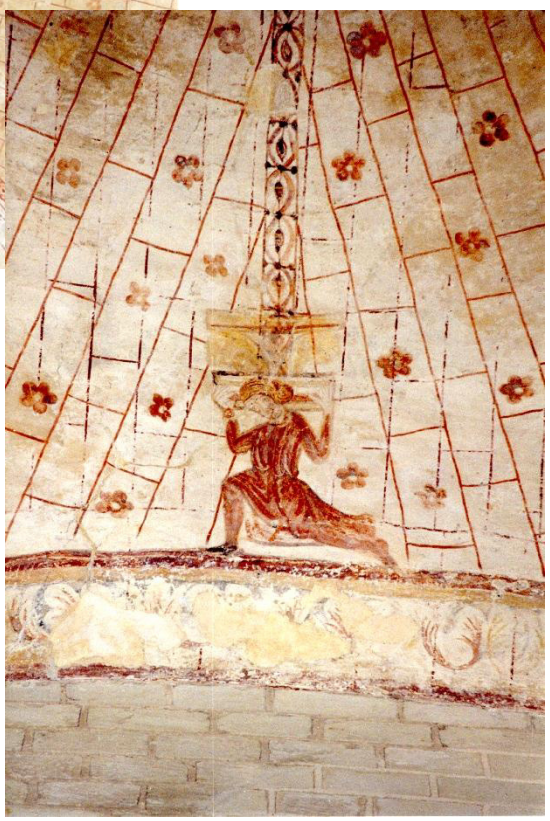


Abb. 741–742 Angers, St.-Martin, Vierungsgewölbe, gemalte Rippenstruktur und Atlantenfigur

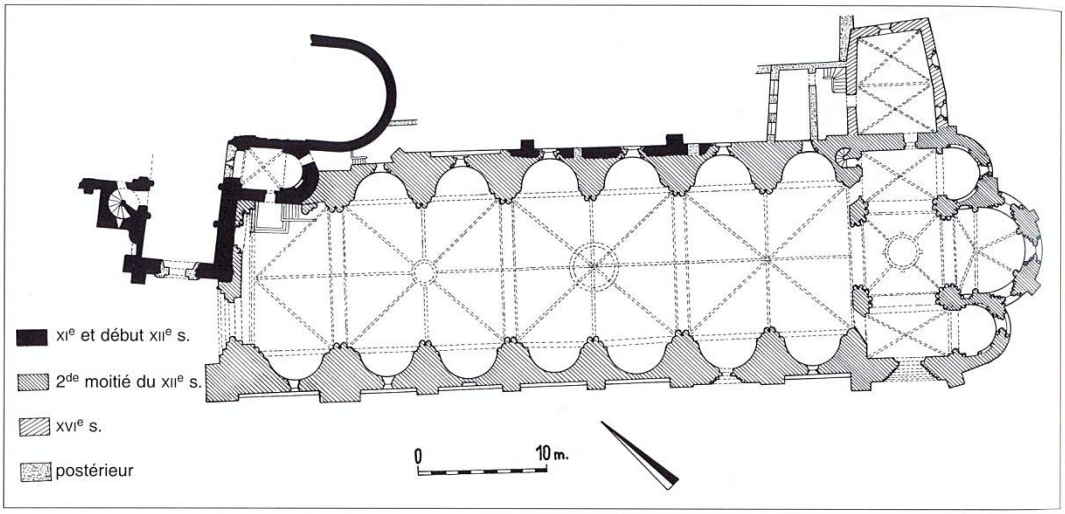


Abb. 743 Angers, Pfarrkirche Ste.-Trinité, Grundriss (nach BLOMME, Anjou Gothique, 1994)



Abb. 744 Angers, Ste.-Trinité, Inneres nach Osten

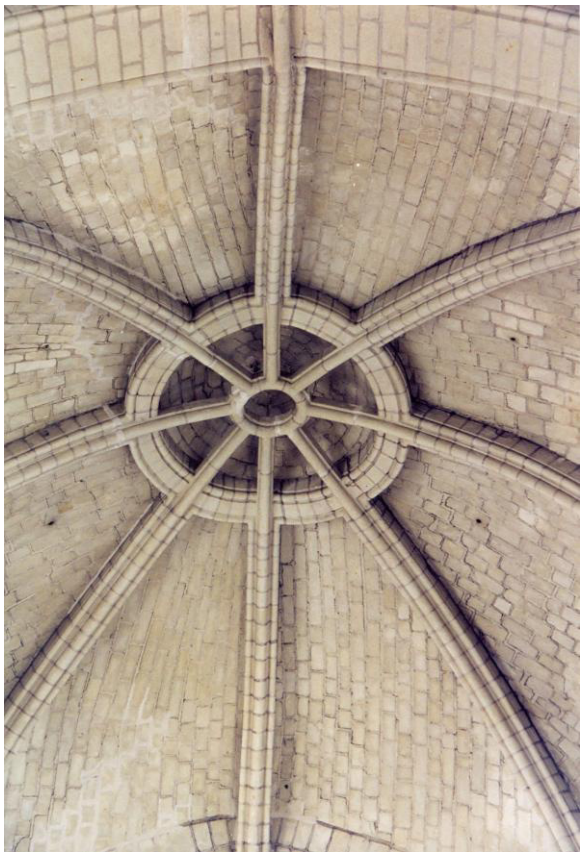




Abb. 747 Angers, Ste.-Trinité, Vierungsgewölbe, Schlusssteinring mit Büstenfiguren

Abb. 745 Angers, Ste.-Trinité, mittleres Langhausgewölbe, Schlussstein und Rippenring

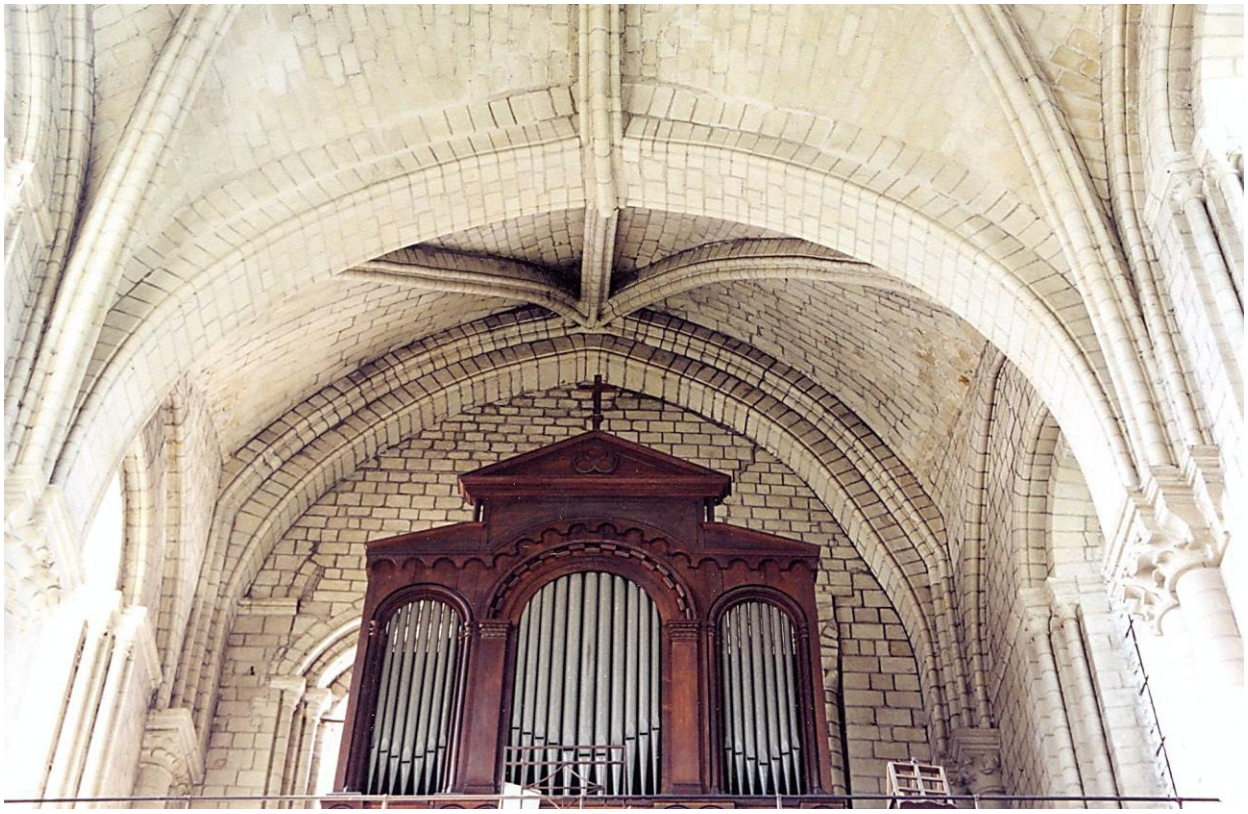
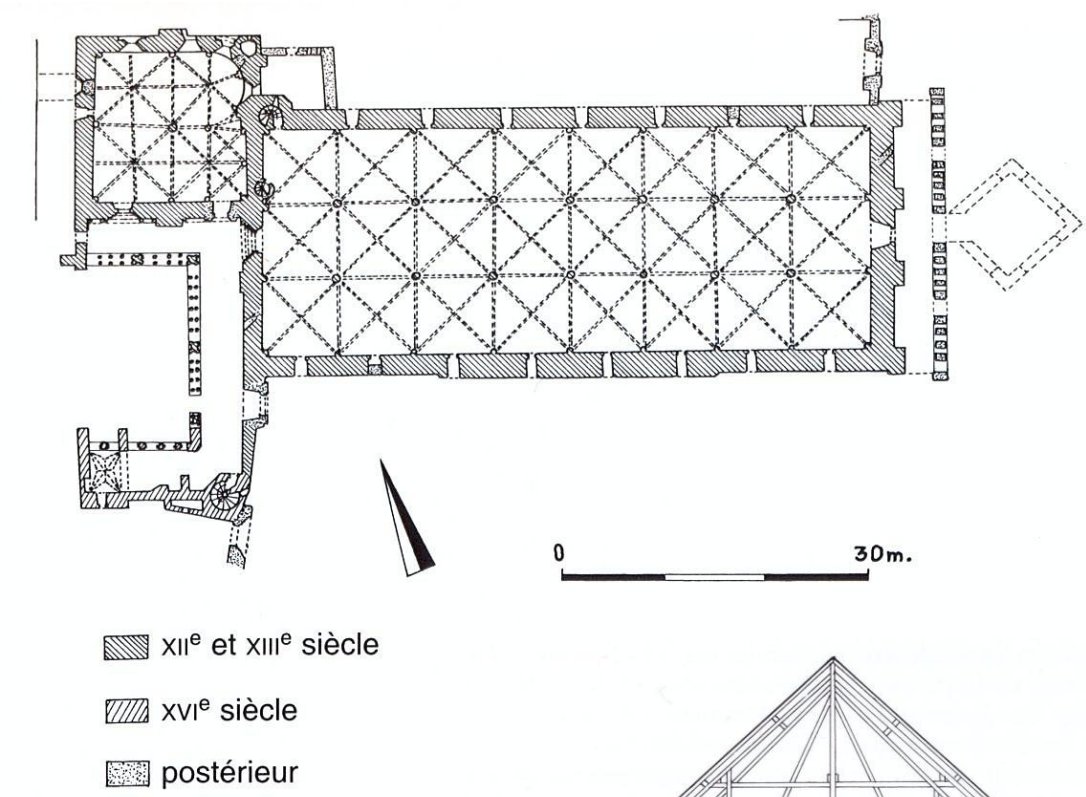


Abb. 746 Angers, Ste.-Trinité, Langhaus, westliches Halbgewölbe



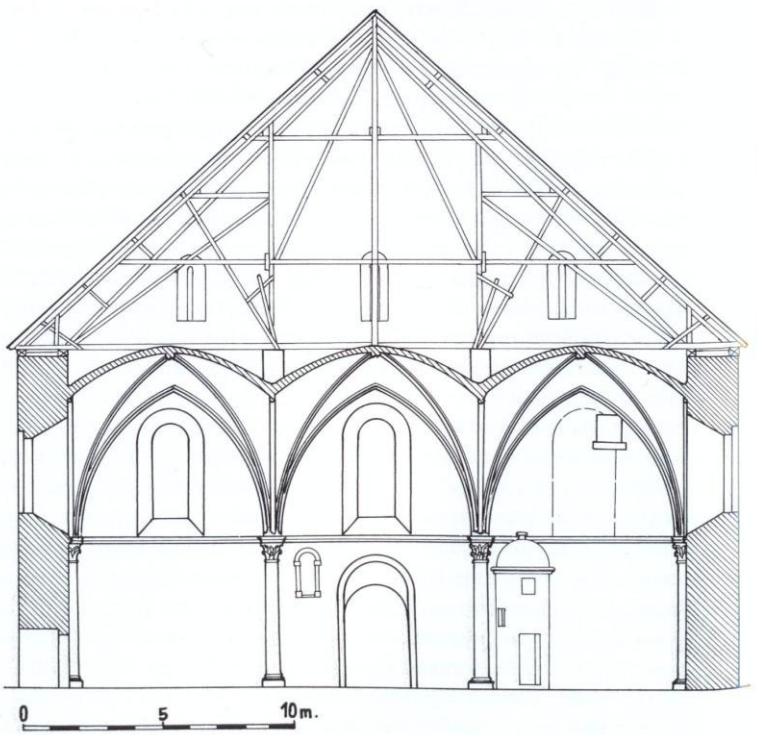


Abb. 748–749 Angers, Hospital St.-Jean, Grundriss und Querschnitt (nach BLOMME, Anjou Gothique, 1994)

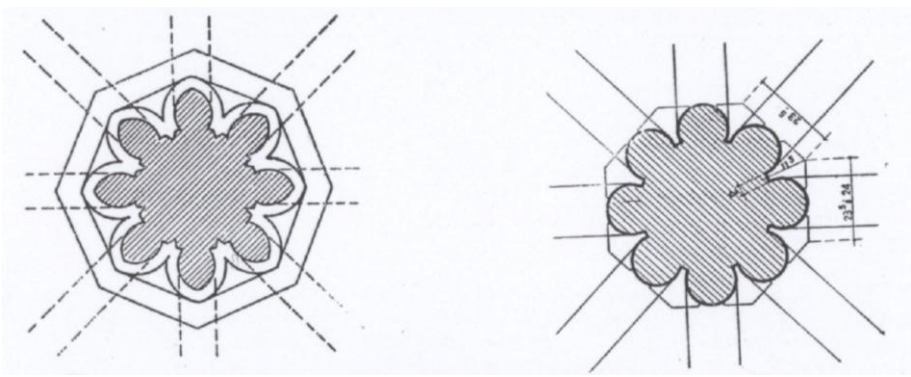


Abb. 750 Angers, Hospital St.-Jean, und Le Mans, Hospital Maison-Dieu de Coëffort, Querschnitte der Rippenansätze über den Rundstützen (nach MUSSAT, Le style gothique, 1963)

Abb. 751 Angers, Hospital St.-Jean, Inneres nach Westen





Abb. 752 wie Abb. 751 Inneres nach Nordwesten

Abb. 753 wie Abb. 751, Detail: eines der Gewölbejoche

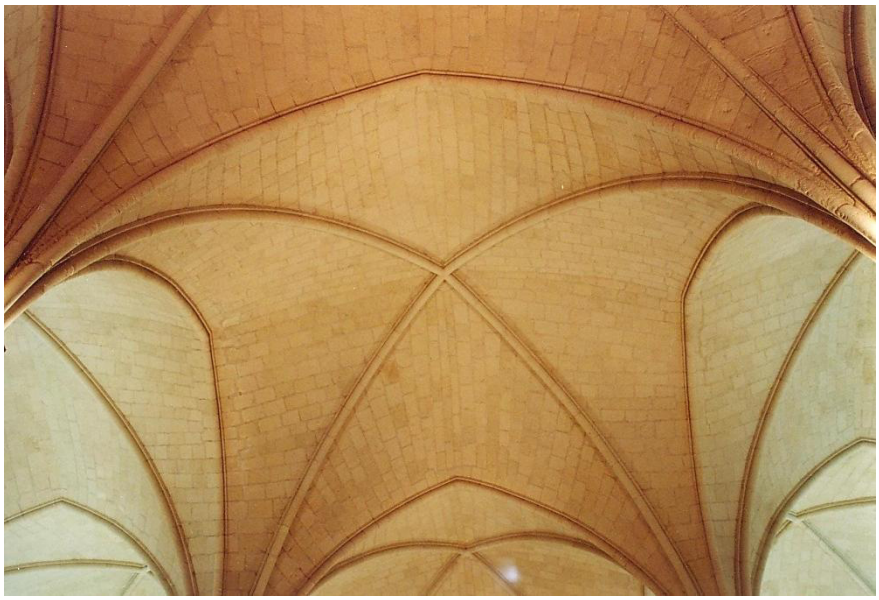






Abb. 754, 755 wie Abb. 751, Details: nördliches Wandfeld des Nordwestjochs und Wandvorlage mit umlaufenden Kämpfergesims





Abb. 756, 757 wie Abb. 751, Details: Kapitelle zweier Rundstützen mit Gewölbeansatz





Abb. 758, 759 wie Abb. 756, 757, Details: ornamentierte Rippenansätze

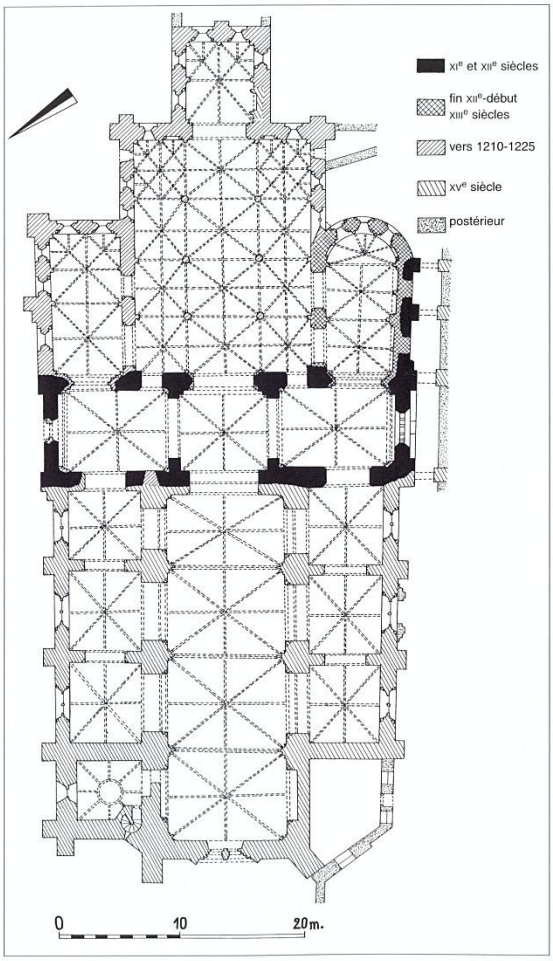




Abb. 760, 761 Angers, St.-Serge, Grundriss (nach BLOMME, Anjou Gothique, 1994) und Blick in den Hallenchor nach Osten

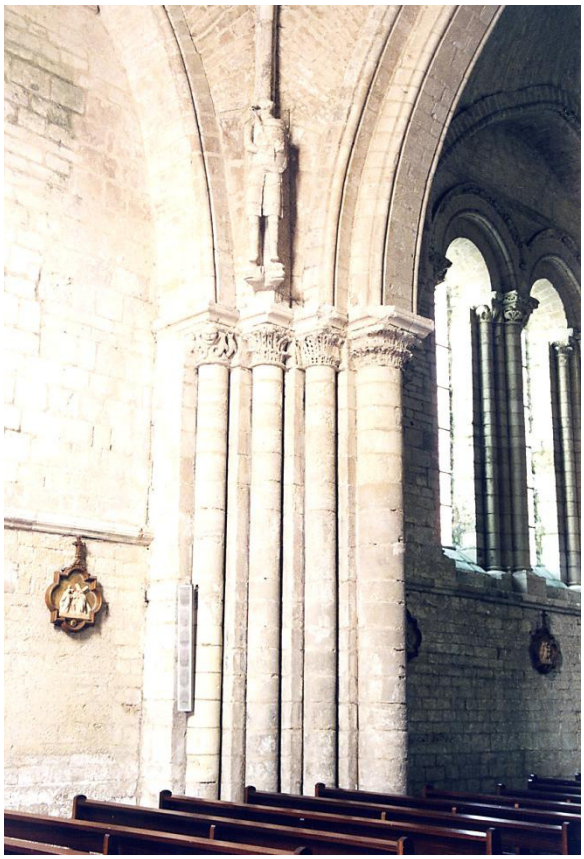




Abb. 762–763 Angles, Pfarrkirche Notre-Dame, Langhaus mit drei Skulpturen an den Rippenansätzen



Abb. 767 Candes, Stiftskirche St.-Martin, Nordquerhaus, Konsolstein mit drei Atlanten am Ansatz der Nebenapsis

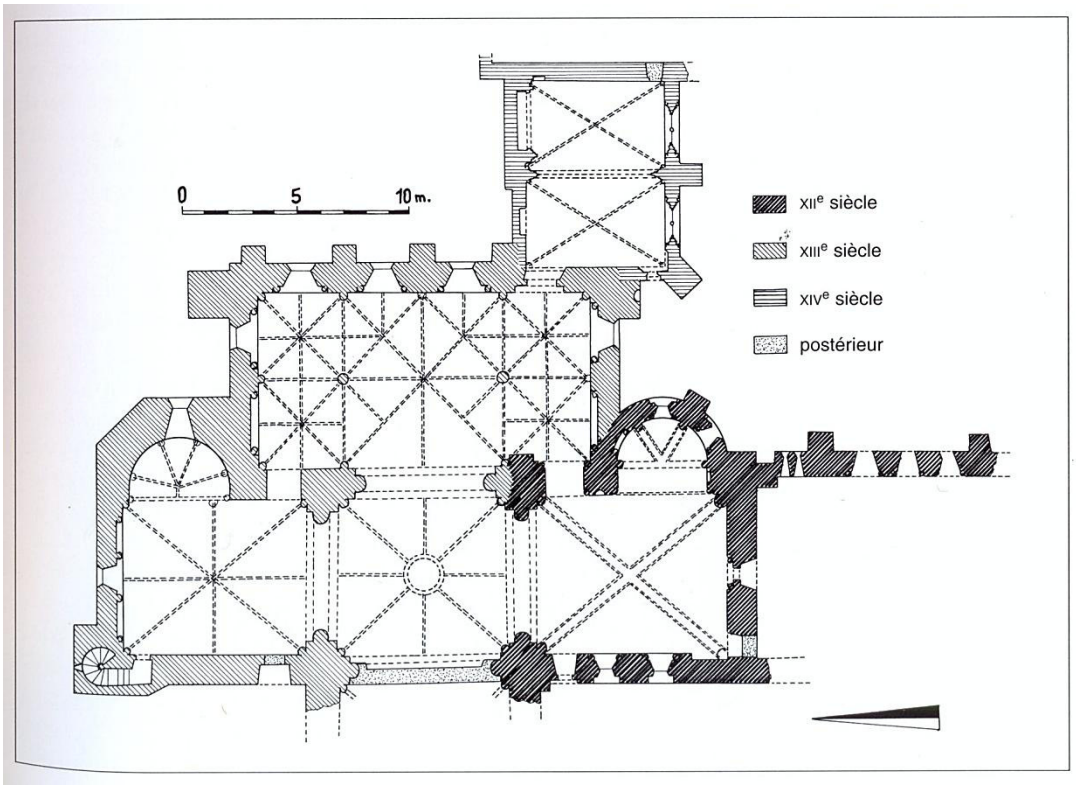


Abb. 764 Asnières, Abteikirche, Grundriss (nach BLOMME, Anjou Gothique, 1994)

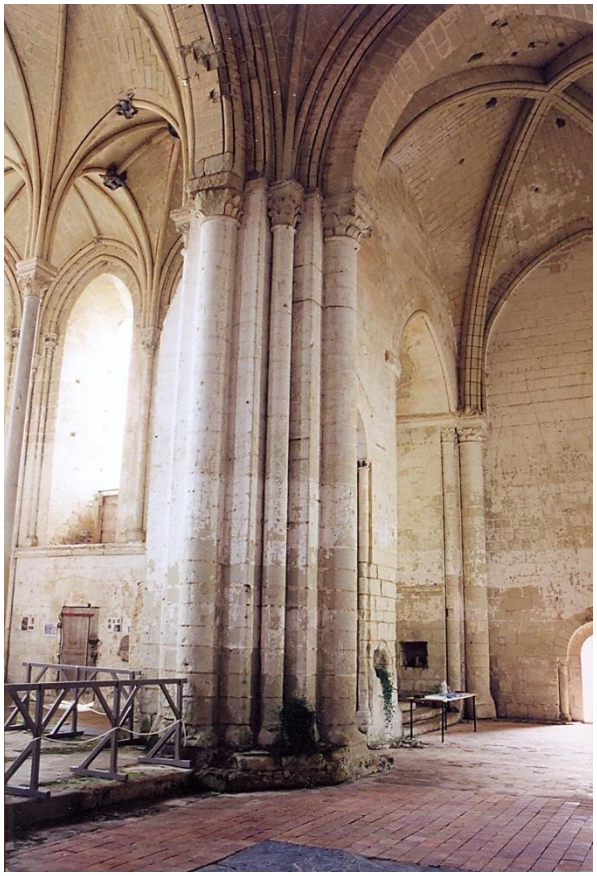




Abb. 765, 766 Asnières, Abteikirche, südöstlicher Vierungspfeiler und Südquerhaus



Abb. 768 Chaloché, ehem. Zisterzienserabtei, Luftansicht der Klosteranlage von 1699 in der Coll. Gaignières (nach MUSSAT, Le style gothique, 1963)



Abb. 769 Chaloché, ehem. Zisterzienserabtei, Ruinen der südlichen Querhauskapellen von Osten









Abb. 770–773 Chaloché, ehem. Zisterzienserabtei, Ruinen der südlichen Querhauskapellen, Inneres mit Resten der inneren Wandschale und Piscinanischen

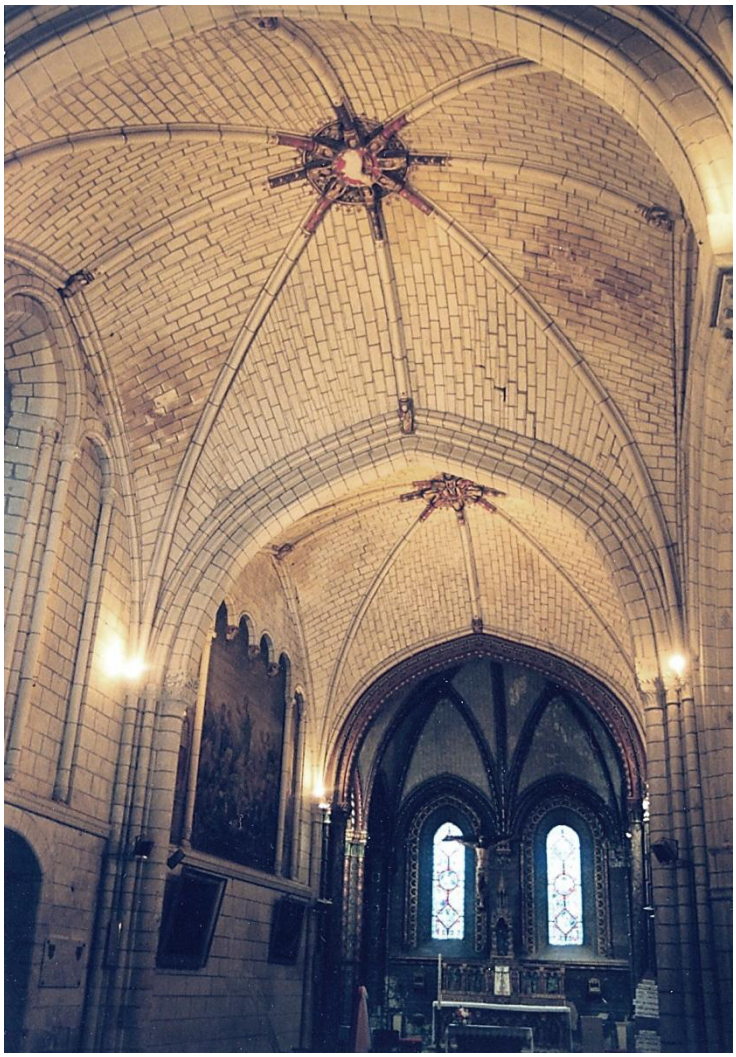


Abb. 774 Chinon, Pfarrkirche St.-Maurice, Inneres nach Osten



Abb. 775 wie Abb. 774, Detail: Schlussstein des östlichen Langhausjochs



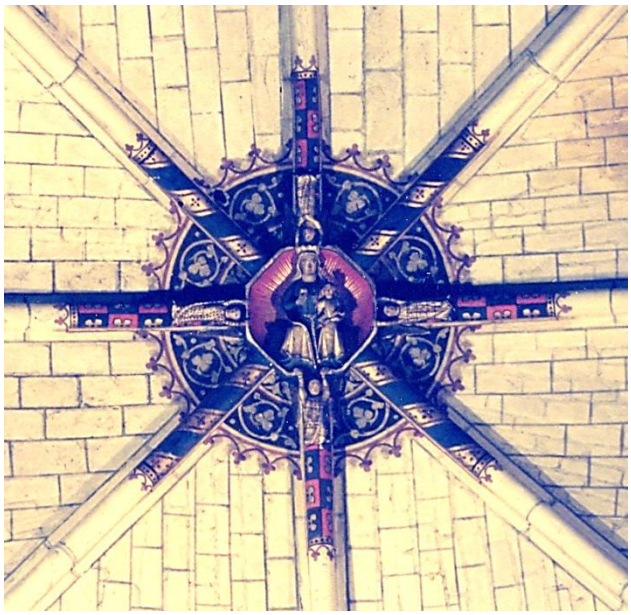


Abb. 776–777 wie Abb. 774, Detail: Schlusssetein des mittleren (links) und des westlichen Langhausjochs

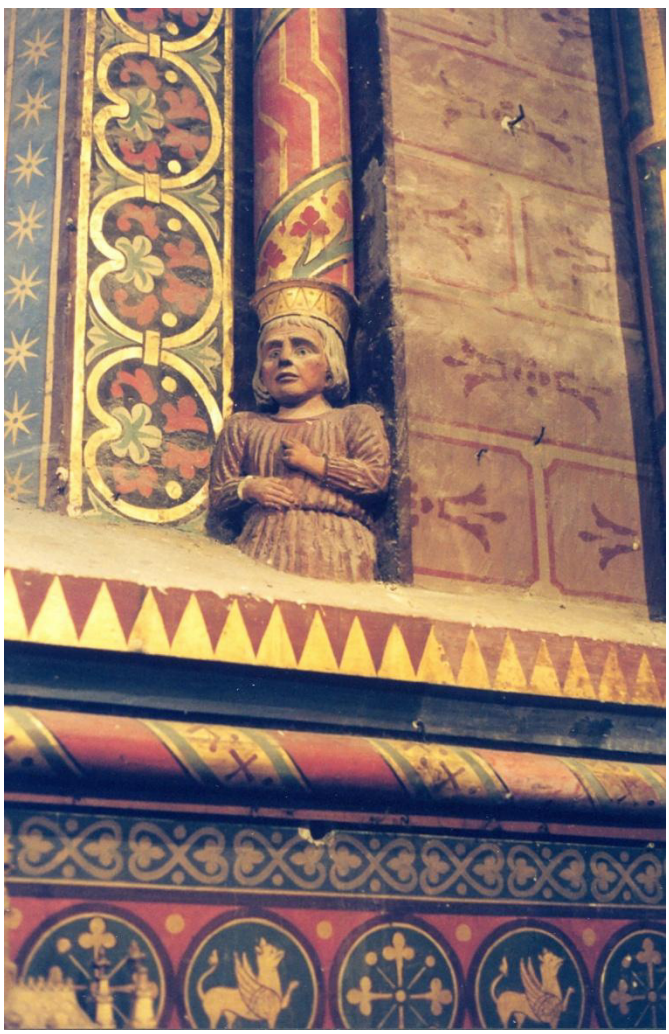


Abb. 778 wie Abb. 774, nördlicher Seitenchor, Büstenfigur als Basis des Rahmungswulstes eines Fensters











Abb. 779–783 Étampes, Stiftskirche Notre-Dame, nördlicher Seitenchor, Schlusssteine der Gewölbe, eingefasst von figürlichen Darstellungen (Aufn. Arno Schmickler, Sinzig)

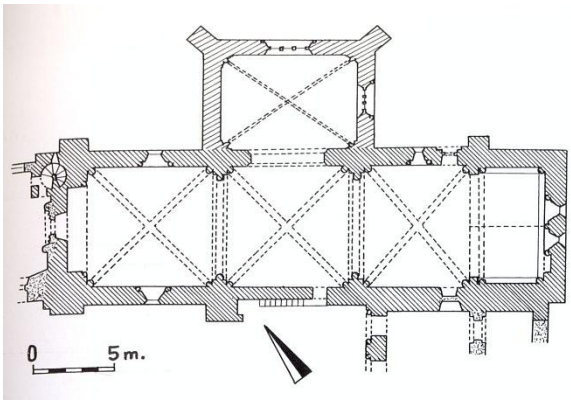


Abb. 784 Fontevraud, Prioratskirche St.-Lazare, Grundriss (nach BLOMME, Anjou Gothique, 1994)



Abb. 785 Fontevraud, Prioratskirche St.-Lazare, Inneres nach Osten

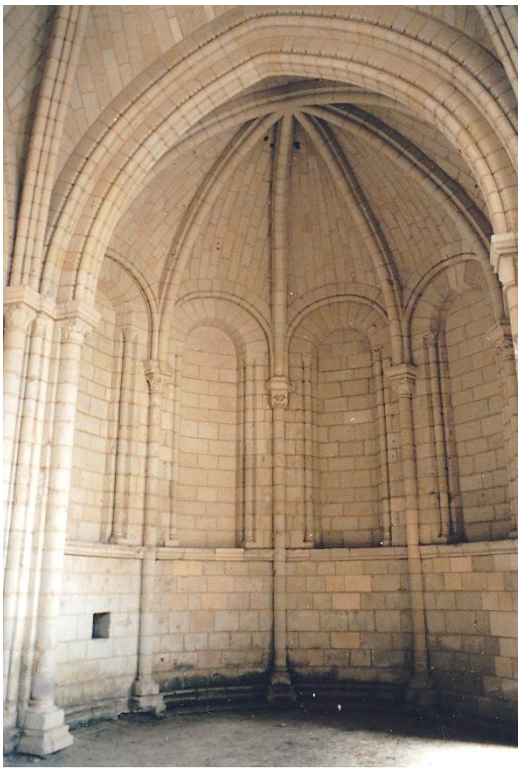


Abb. 786 Fontevraud, Kapelle St.-Benoît, Apsis



Abb. 787 Fontevraud, Abteikirche, Gisants von Eleonore von Aquitanien und Heinrich II. Plantagenêt (Aufn. Arno Schmickler, Sinzig)

Abb. 788 Le Liget, ehem. Kartäuserklosterkirche, nördliche Langhauswand



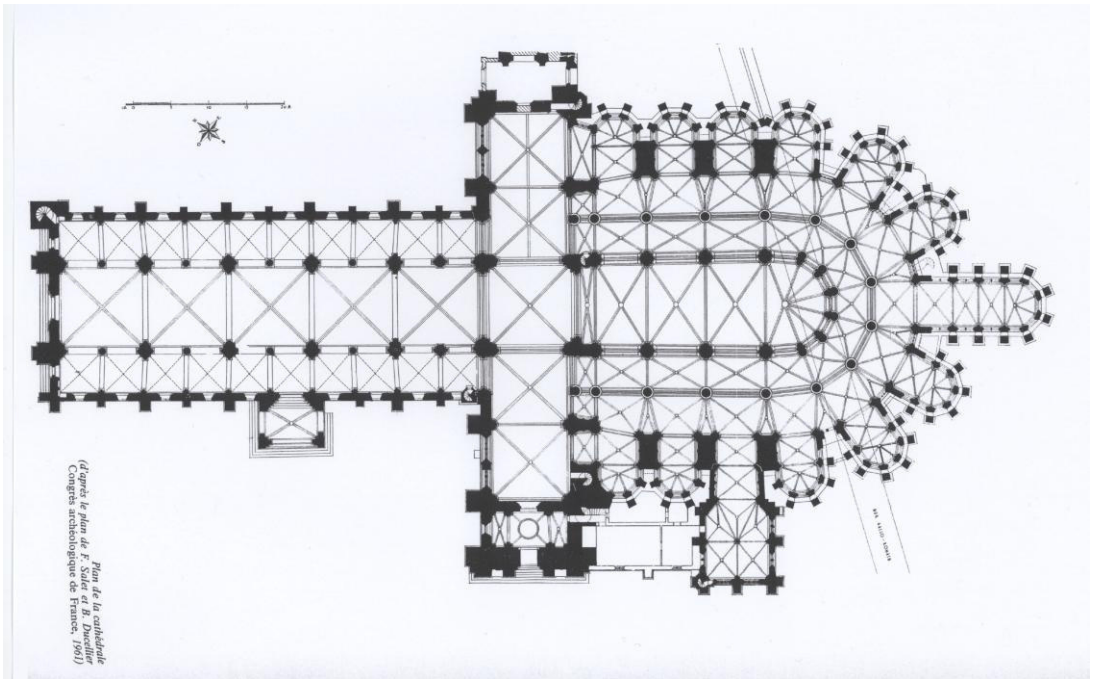


Abb. 789 Le Mans, Kathedrale, Grundriss (nach Mussat, Cathédrale du Mans, 1981)

Abb. 790 Le Mans, Kathedrale, Mittelschiff nach Westen







Abb. 791, 792 Le Mans, Kathedrale, westliches Mittelschiffjoch, Rippenansatz mit Atlantenfigur, und zweites Mittelschiffjoch von Westen, Schlussstein mit figürlicher Gestaltung



Abb. 793 Le Mans, Stiftskirche Notre-Dame de la Couture, Langhaus, Blick nach Nordwesten



Abb. 794 wie Abb. 793, Detail: eines der Pfeilerbündel



Abb. 795 Le Mans, Hospital Maison-Dieu de Coëffort, Inneres nach Osten



Abb. 796 wie Abb. 795 Inneres nach Südosten



Abb. 797 wie Abb. 795, Detail: Gewölbe des Nordwestjoches





Abb. 798, 799 wie Abb. 795, Details: Wandvorlage mit umlaufenden Kämpfergesims und Kapitell einer Rundstützen mit Gewölbeansatz



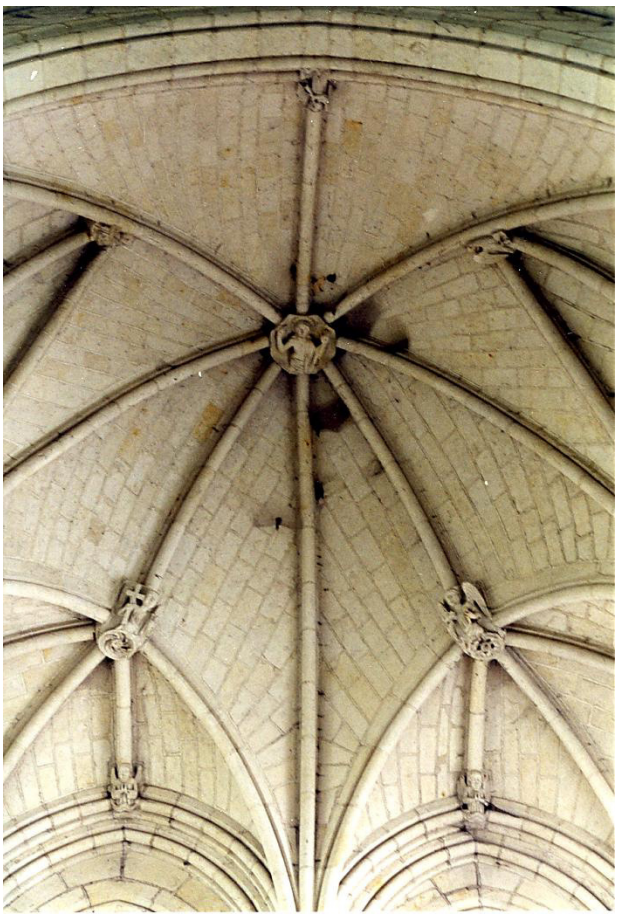


Abb. 800, 801 Le Puy-Notre-Dame, Wallfahrtskirche, Chorjoch mit Netzgewölbe und figürlichem Schlusssteinzyklus mit Jüngstem Gericht

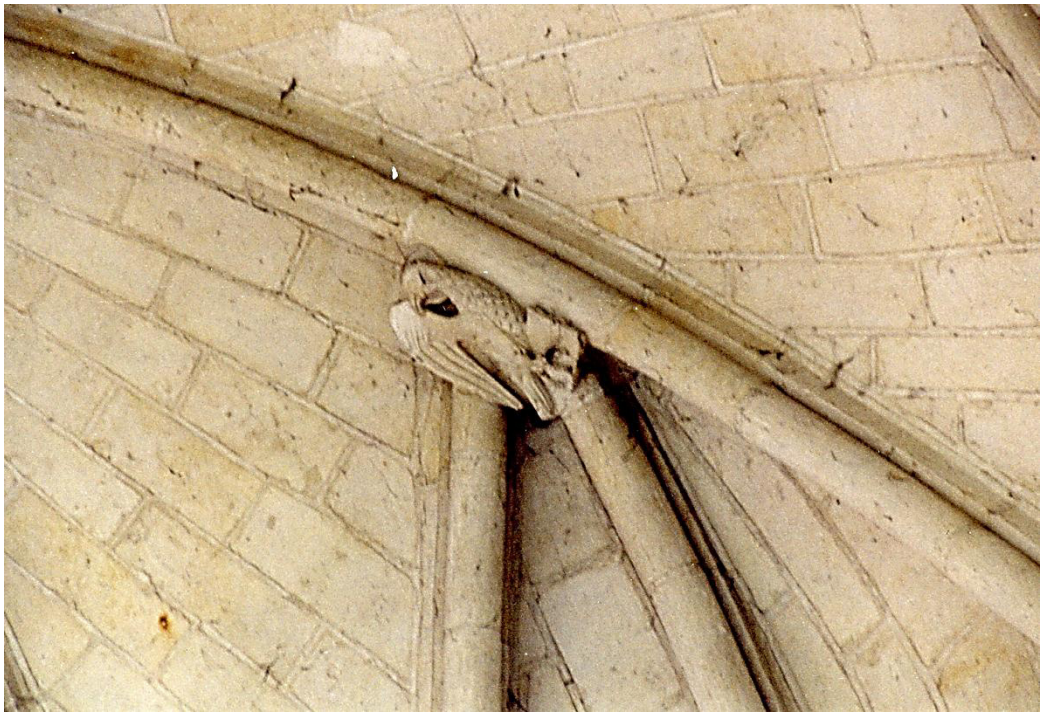


Abb. 802 wie Abb. 801, Detail: Darstellung des Johannesadlers



Abb. 803 Les Fontenelles, Abteikirche von Nordosten





Abb. 804, 805 wie Abb. 803 Inneres nach Osten und Gewölbe des Chorjochs

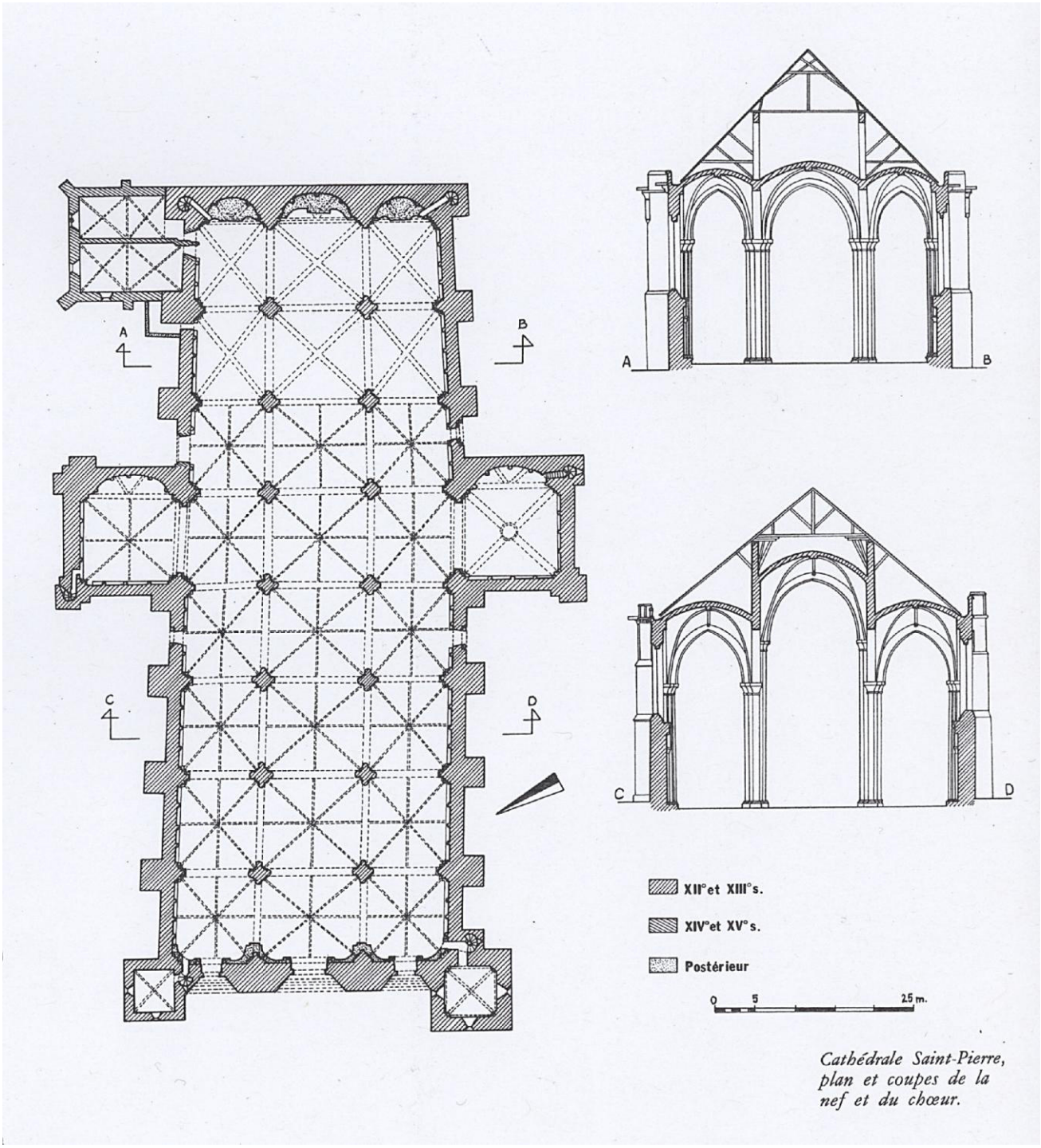


Abb. 806 Poitiers, Kathedrale, Grundriss und Querschnitte durch Chor (oben) und Langhaus (unten) (nach BLOMME, Poitou Gothique, 1993)

Abb. 807–809 Poitiers, Kathedrale, Hallenchor, Mittelschiff, nördliches Seitenschiff und südliches Seitenschiff nach Osten







Abb. 810 Poitiers, Kathedrale, südliches Querhaus







Abb. 811, 812 Poitiers, Kathedrale, Hallenchor, Blendgliederung des Erdgeschosses , mit figürlich gestalteten Konsolen sowie Schlussstein des mittleren Ostjoches mit der Datierung 1167



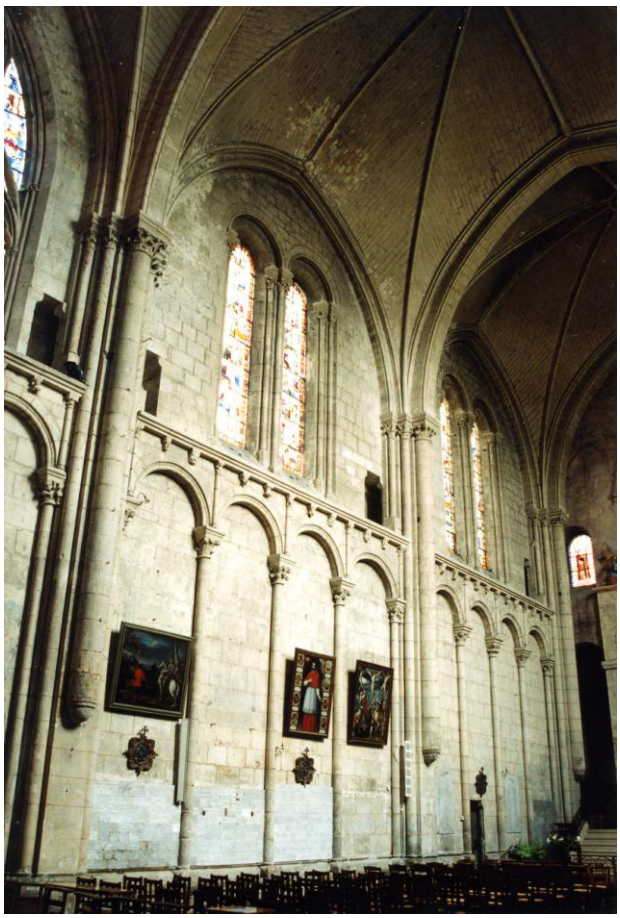


Abb. 813, 814 Poitiers, Stiftskirche Ste.-Radegonde, Langhaus, Blick nach Osten und Nordwand



Abb. 815 Poitiers, Stiftskirche Ste.-Radegonde, Sakristeigewölbe



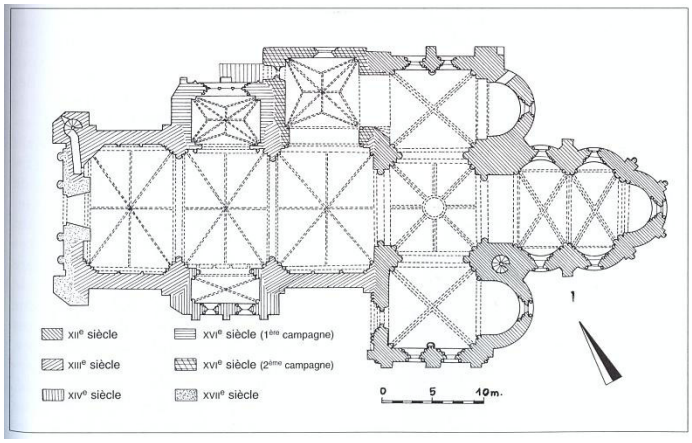


Abb. 817 Saumur, Pfarrkirche St.-Pierre, Grundriss (nach BLOMME, Anjou Gothique, 1994)

Abb. 816 Poitiers, Herzogspalast, Großer Saal, Wandgliederung mit Atlant als Diensträger



Abb. 818, 819 St.-Georges-du-Bois, Klosterkirche, Inneres nach Osten und Scheitelzier im Gewölbe des Chorjochs





Abb. 820 Trôo, Stiftskirche St.-Martin, Langhaus, Blick nach Nordosten



Abb. 821 Vendôme, Stiftskirche Ste.-Trinité, Gewölbe des Nordquerhauses



Abb. 822 wie Abb. 821, Detail: Johannesadler

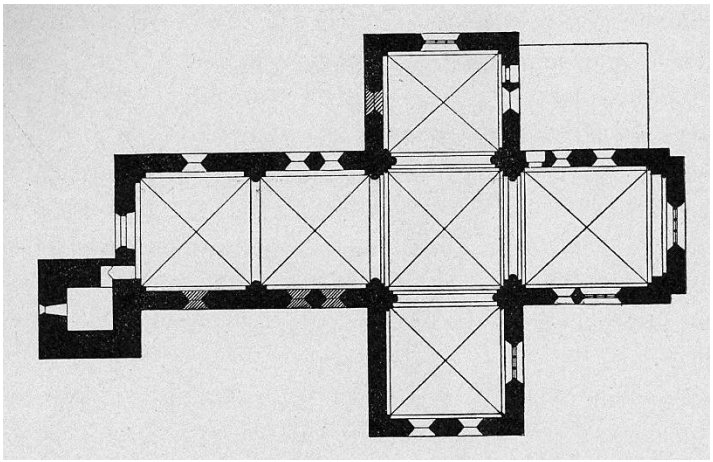


Abb. 823 Asbeck, Stiftskirche St. Margareta, Grundriss (nach SCHULZE, Klöster, 1982)

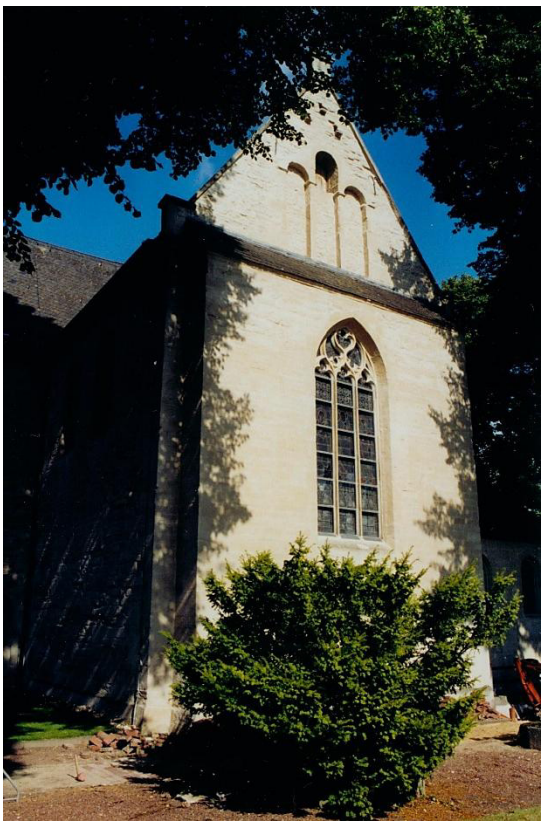


Abb. 824 Asbeck, Stiftskirche St. Margareta, Chorostwand



Abb. 826 wie Abb. 824 Inneres nach Osten

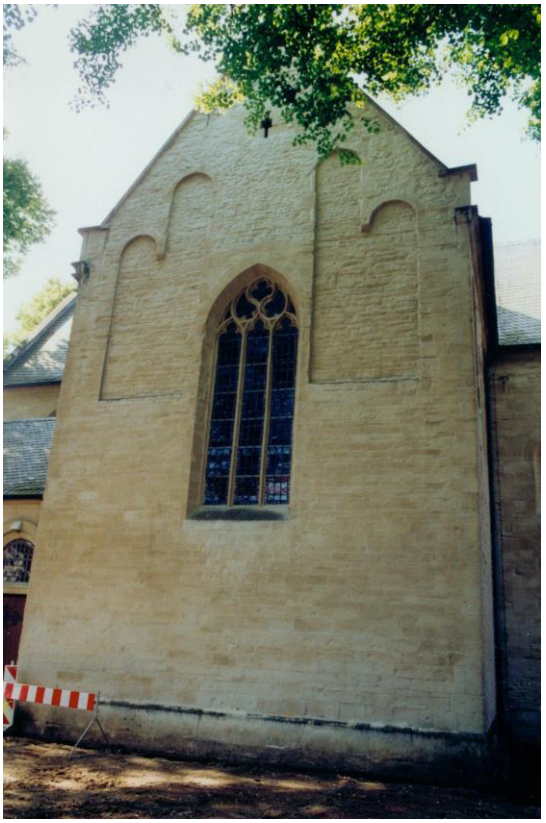


Abb. 825 wie Abb. 824 Nordquerhaus





Abb. 827, 828 Asbeck, Stiftskirche St. Margareta, Blick in den Chor und ins Südquerhaus

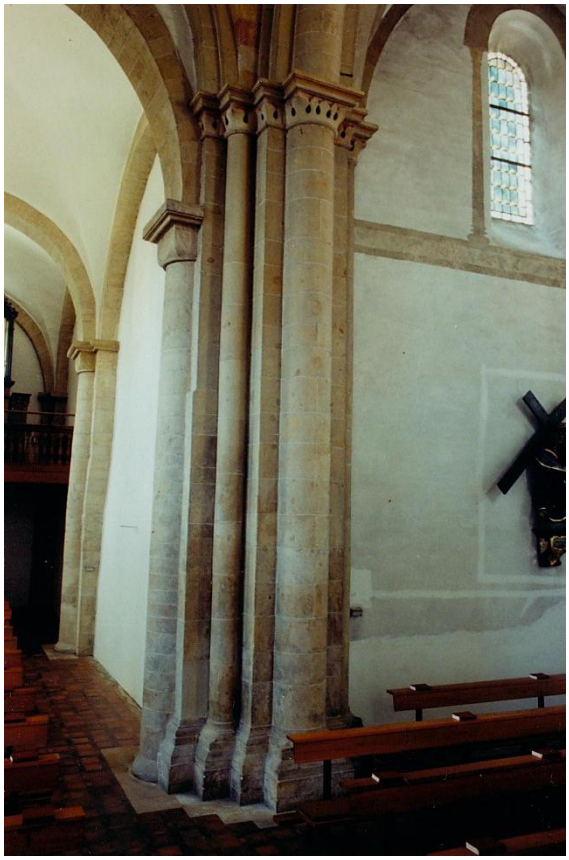




Abb. 829, 830 wie Abb. 827 nordwestlicher (links) und nordöstlicher Vierungspfeiler

Abb. 831 Asbeck, Stiftskirche St. Margareta, nordöstlicher Vierungspfeiler



Abb. 832 wie Abb. 831 nördlicher Vierungsbogen und Gewölbe des Nordquerhauses



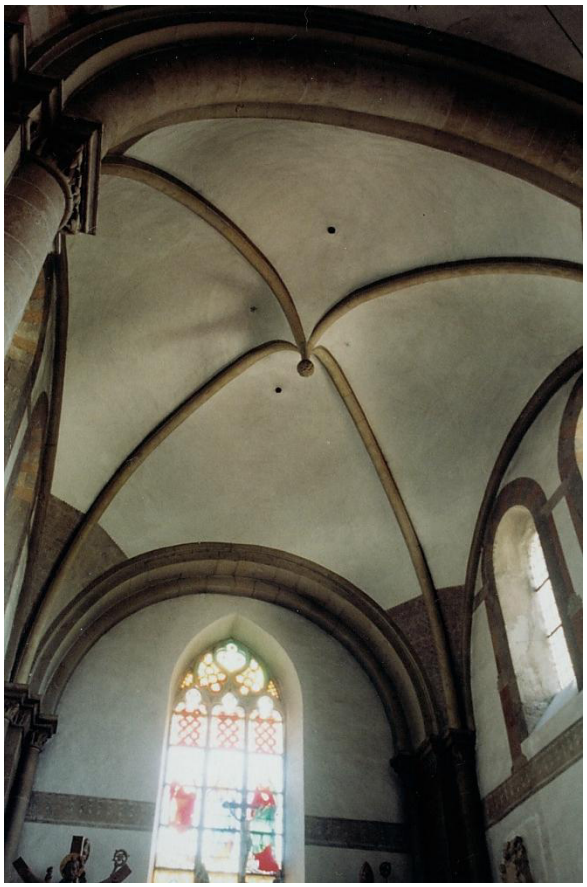




Abb. 833, 834 Asbeck, Stiftskirche St. Margareta, Gewölbe des Chorjochs und Detail mit Hängeschlussstein



Abb. 835, 836 wie Abb. 833 nördliche Chorwand und Detail der gemalten Fensterrahmungen







Abb. 837, 838 Asbeck, Stiftskirche St. Margareta, Wandvorlage in der Nordostecke des Chores und Dienstbasis in der Nordostecke des Nordquerhauses





Abb. 839, 840 wie Abb. 837 Dienstbasis in der Südostecke des Südquerhauses und Basen des südöstlichen Vierungspfeilers



Abb. 841 Asbeck, Stiftskirche St. Margareta, Chor, Kapitelle der nordöstlichen Wandvorlage

Abb. 842 wie Abb. 841 Chor, Kapitelle der südöstlichen Wandvorlage





Abb. 843 wie Abb. 841 Kapitellzone des nordöstlichen Vierungspfeilers von Südwesten

Abb. 844 Asbeck, Stiftskirche St. Margareta, Kapitellzone des südöstlichen Vierungspfeilers von Nordwesten





Abb. 845 wie Abb. 844 Kapitellzone des südwestlichen Vierungspfeilers von Osten

Abb. 846 wie Abb. 844 Kapitellzone des nordwestlichen Vierungspfeilers von Osten

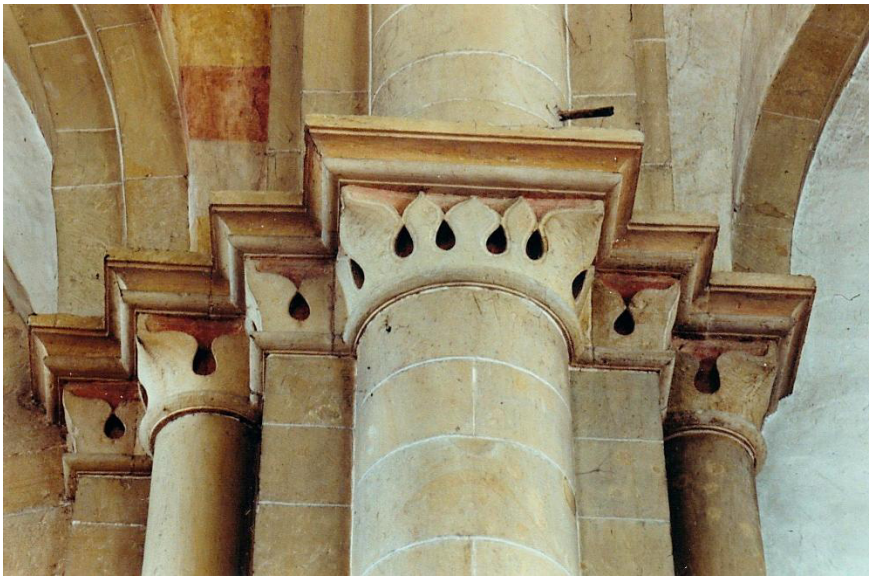




Abb. 847 Asbeck, Stiftskirche St. Margareta, Kapitellzone des südwestlichen Vierungspfeilers, Detail: v.a. südlicher Eckdienst



Abb. 848 wie Abb. 847 Nordquerhaus, Kapitell des nordöstlichen Eckdienstes

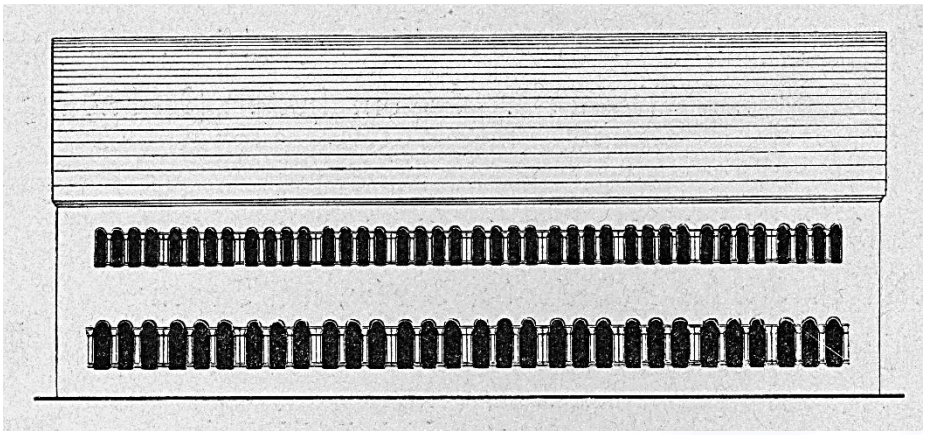


Abb. 849 Asbeck, ehem. Klausurwestflügel, Ansicht der Ostseite vor dem Abbruch 1862 (nach BKW, Kreis Ahaus, 1900)



Abb. 850 wie Abb. 849 rekonstruierender Nachbau der Arkadenwand

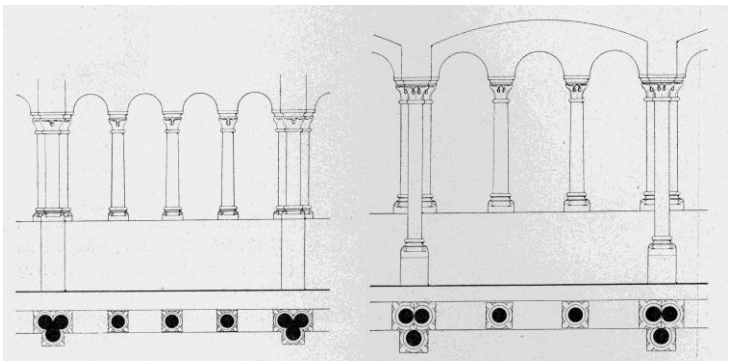


Abb. 851 wie Abb. 849 Schemazeichnung der Arkadenstellungen des Unter- (rechts) und des Obergeschosses (links) (nach BKW, Kreis Ahaus, 1900)





Abb. 852, 853 wie Abb. 850 aus den originalen Werkstücken wieder zusammengefügte Arkadenstellungen (hier: Erdgeschoss)



Abb. 854 wie Abb. 849, Detail: originale Kapitelle, heute wiederverwendet an der Westvorhalle der Stiftskirche



Abb. 855 wie Abb. 852, Detail: Kapitellblock eines der Säulenbündel

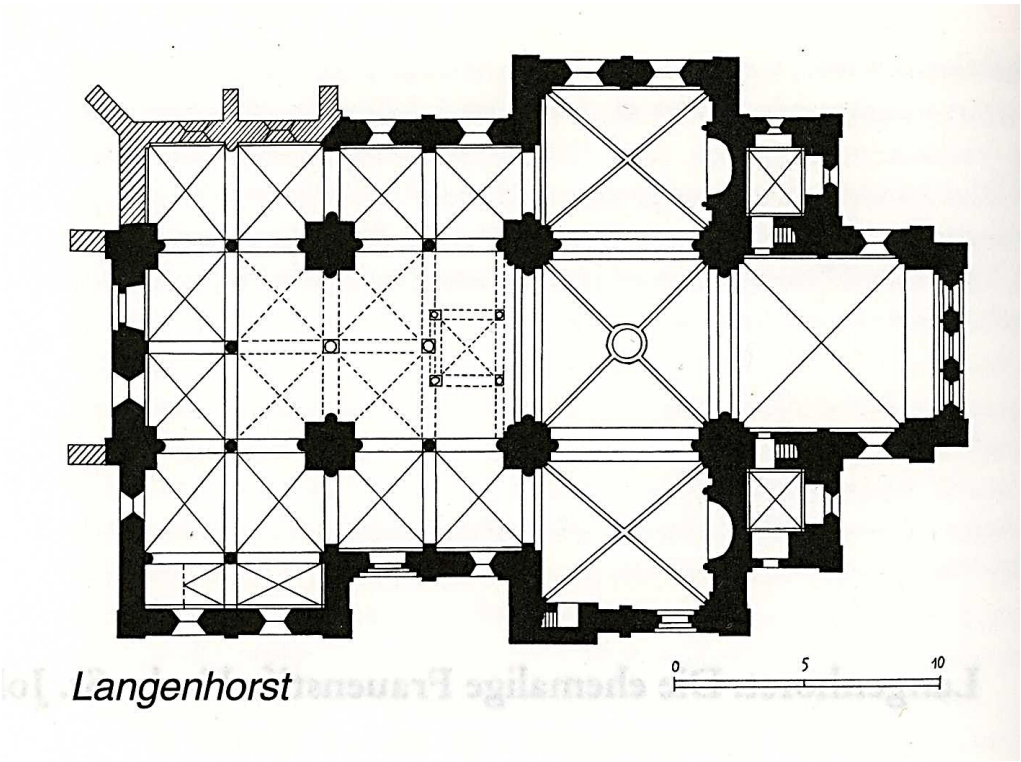


Abb. 856 Langenhorst, Stiftskirche St. Johannes d. T., Grundriss (nach LOBBEDEY, Westfalen, 1999)





Abb. 857–858 Langenhorst, Stiftskirche St. Johannes d. T., Gesamtansicht und Detail der Chorfassade von Südosten





Abb. 859–860 wie Abb. 857 die Stiftskirche von Süden bzw. Südosten





Abb. 861–862 wie Abb. 859 Südportal und Detail von dessen östlichem Kapitell mit figürlicher Darstellung





Abb. 863–864 Langenhorst, Stiftskirche St. Johannes d. T., Inneres bzw. Chorjoch nach Osten



Abb. 865 wie Abb. 863 Nordquerhaus von Süden



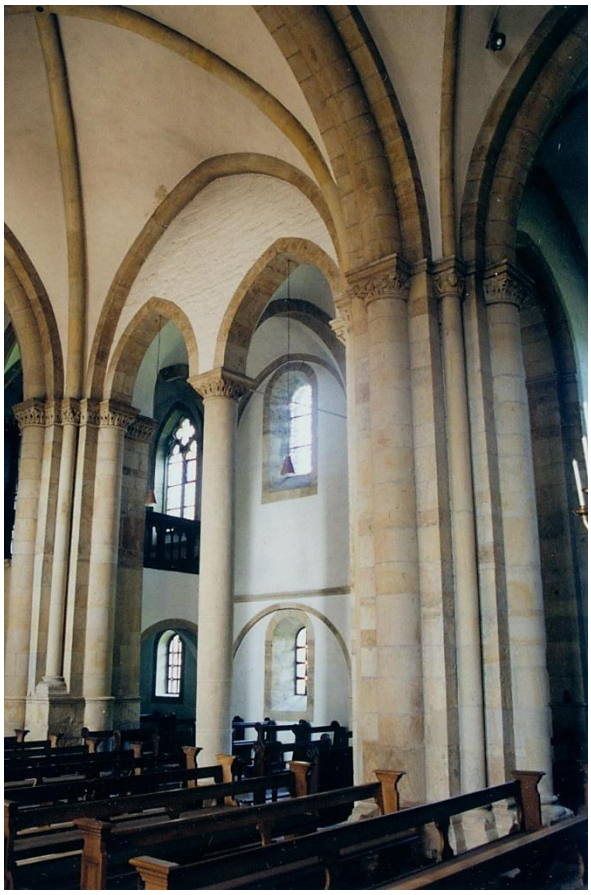


Abb. 866, 867 Langenhorst, Stiftskirche St. Johannes d. T., Langhaus nach Westen bzw. erstes Langhausjoch nach Nordwesten

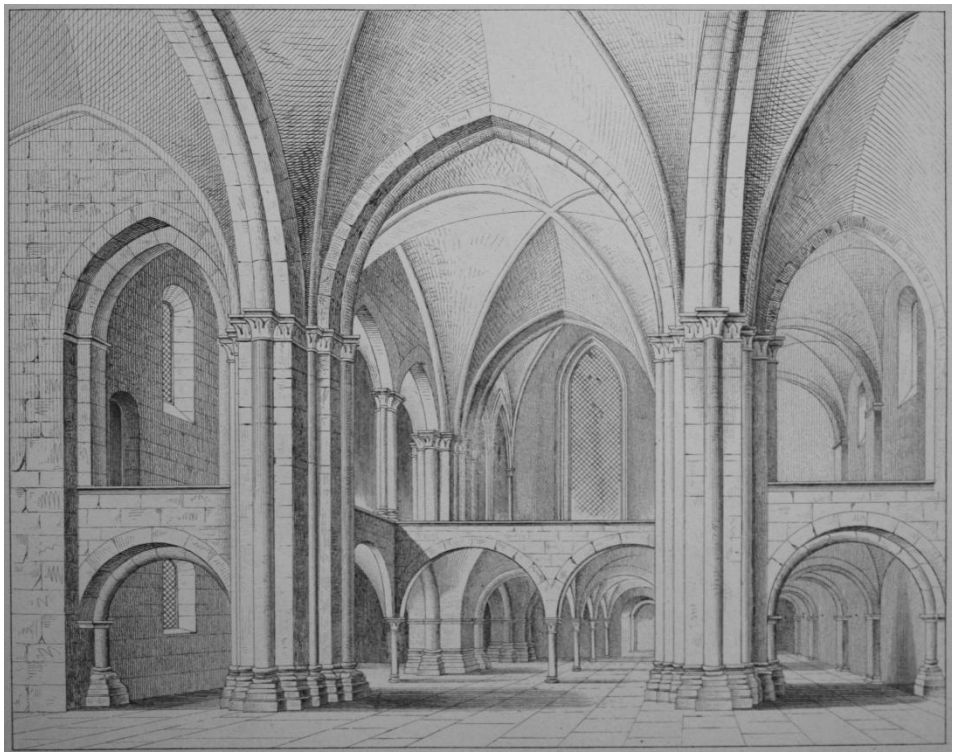
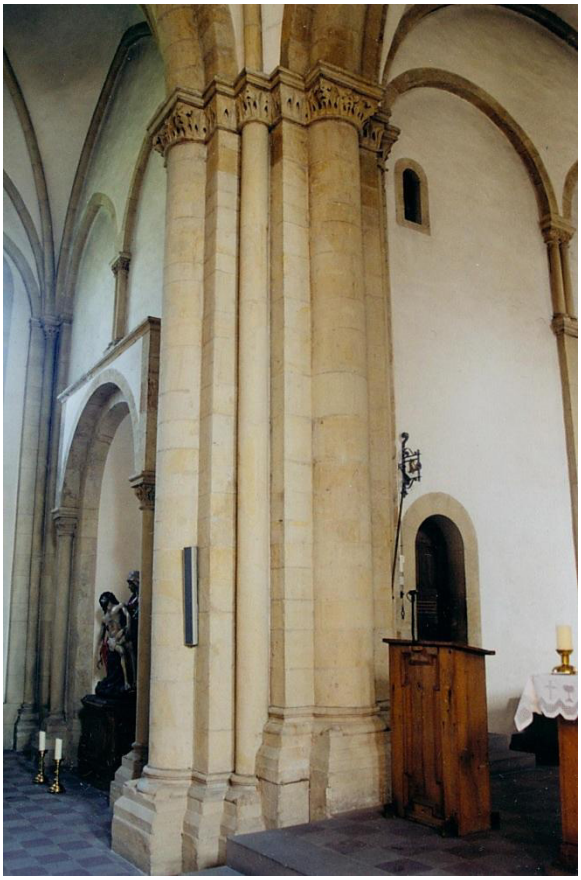


Abb. 868 wie Abb. 866 Langhaus nach Westen vor teilweiser Entfernung der Emporenanlage 1873 (nach EWERBECK, Langenhorst, 1867)



Abb. 869 Langenhorst, Stiftskirche St. Johannes d. T., Vierungsgewölbe nach Westen



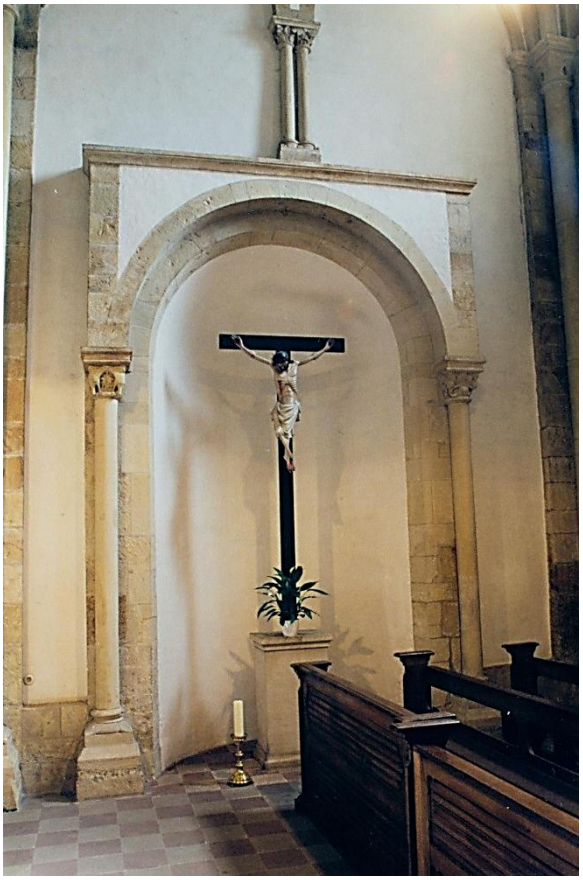


Abb. 870, 871 wie Abb. 869 nordwestlicher Vierungspfeiler und Nebenapsis mit Altarziborium im Südquerhaus

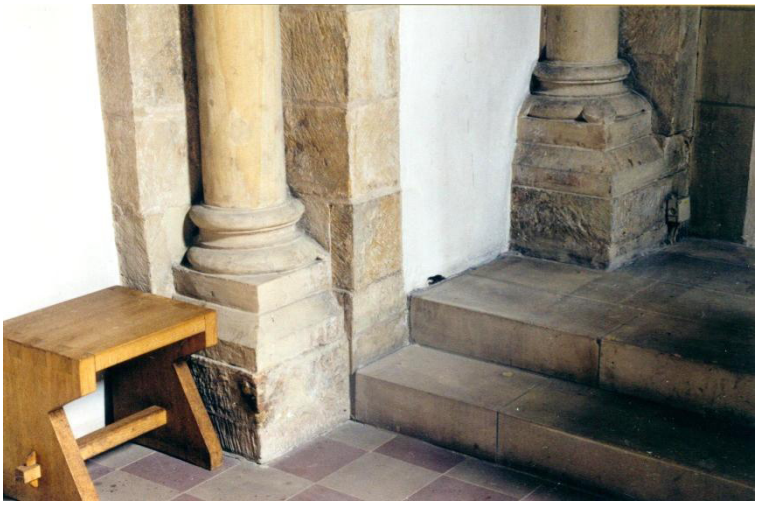


Abb. 872 Langenhorst, Stiftskirche St. Johannes d. T., Dienstbasen in der Nordostecke der Chornische und des Chorquadrats



Abb. 873 wie Abb. 872 Basen des südwestlichen Vierungspfeilers und des Altarziboriums im Südquerhaus





Abb. 874–875 wie Abb. 872 Kapitelle des nordöstlichen und des südöstlichen Eckdienstes des Chorquadrates

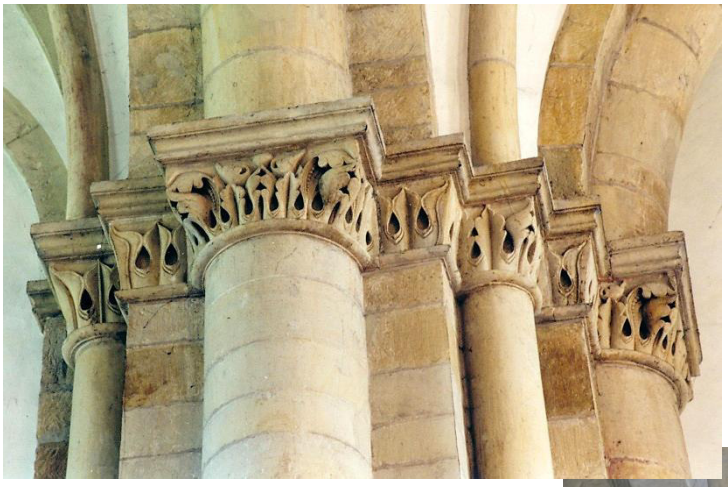




Abb. 876–877 Langenhorst, Stiftskirche St. Johannes d. T., Kapitellkranz des nordöstlichen Vierungspfeilers von Westen (links) und von Süden (unten)





Abb. 878–879 wie Abb. 876 Kapitellkranz des südöstlichen Vierungspfeilers von Norden (links) und von Westen (unten)





Abb. 880–882 Langenhorst, Stiftskirche St. Johannes d. T., Südquerhaus, Kapitelle des südöstlichen (links) und südwestlichen (Mitte) Eckdienstes, sowie Nordquerhaus, Kapitell des nordöstlichen Eckdienstes

Abb. 883 wie Abb. 880 Kapitelle des nordwestlichen Vierungspfeilers von Westen





Abb. 884 wie Abb. 880 Kapitellkranz des nordwestlichen Langhauspfeilers von Südosten

Abb. 885 Langenhorst, Stiftskirche St. Johannes d. T., Kapitellkranz des südwestlichen Langhauspfeilers von Nordosten

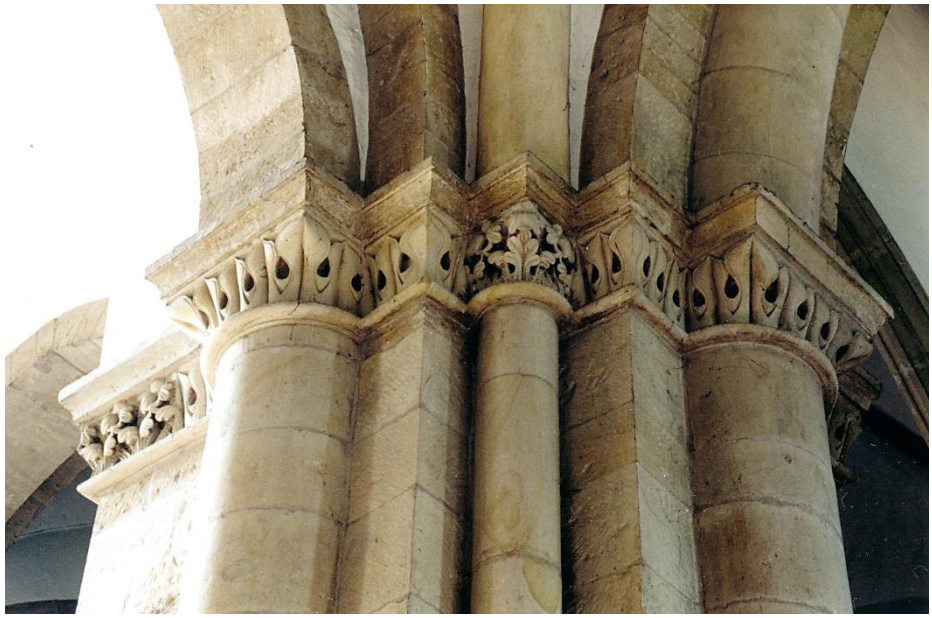




Abb. 886 wie Abb. 885 Kapitellkranz des südwestlichen Langhauspfeilers von Süden





Abb. 887–888 wie Abb. 885 Kapitell der südlichen Säule unter der Empore und Kapitell mit Kopf in der Nordostecke unter der Empore

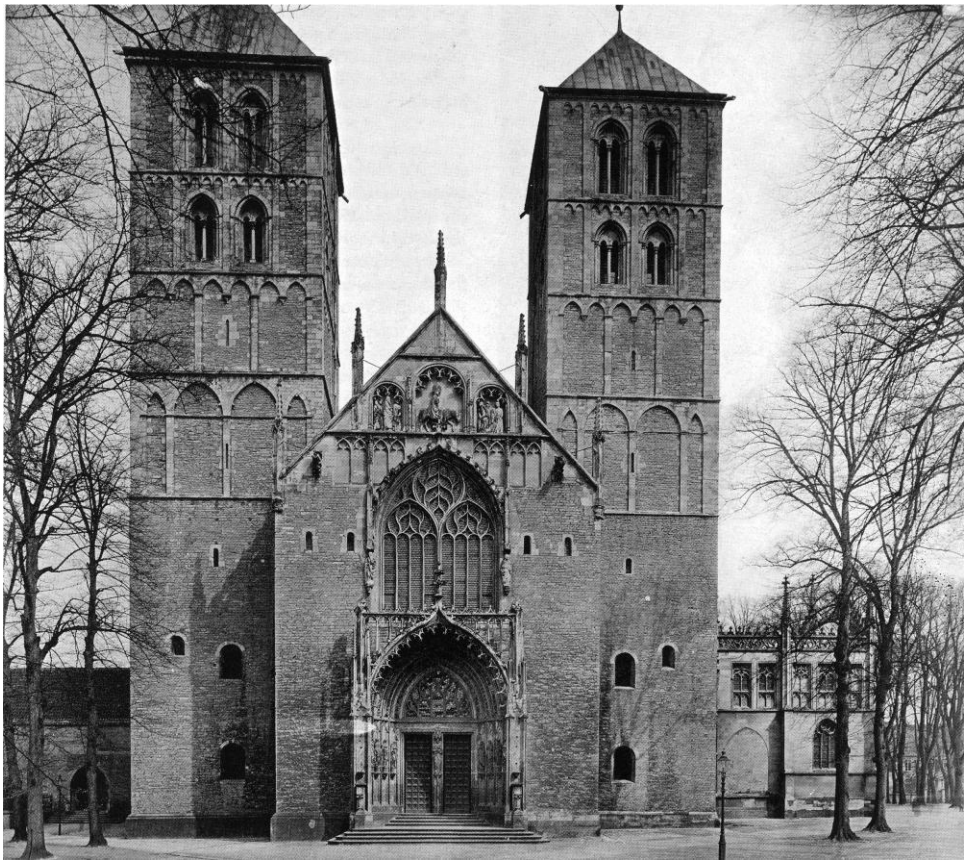


Abb. 890 Münster, Dom, Westbau von Westen vor 1945, Aufnahme 1899 (nach LOBBEDEY/SCHOLZ, Baugeschichte Münster, 1993)

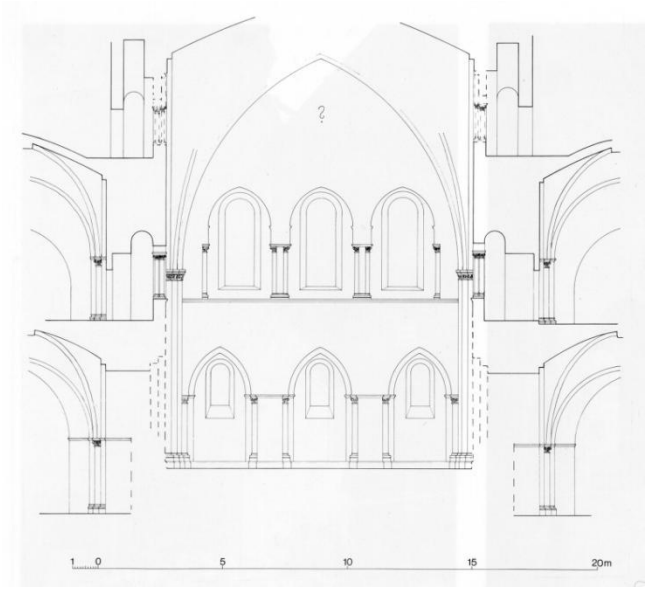


Abb. 891 Münster, Dom, Westbau, Rekonstruktion der Westwand des Westchores (nach LOBBEDEY/SCHOLZ, Baugeschichte Münster, 1993)

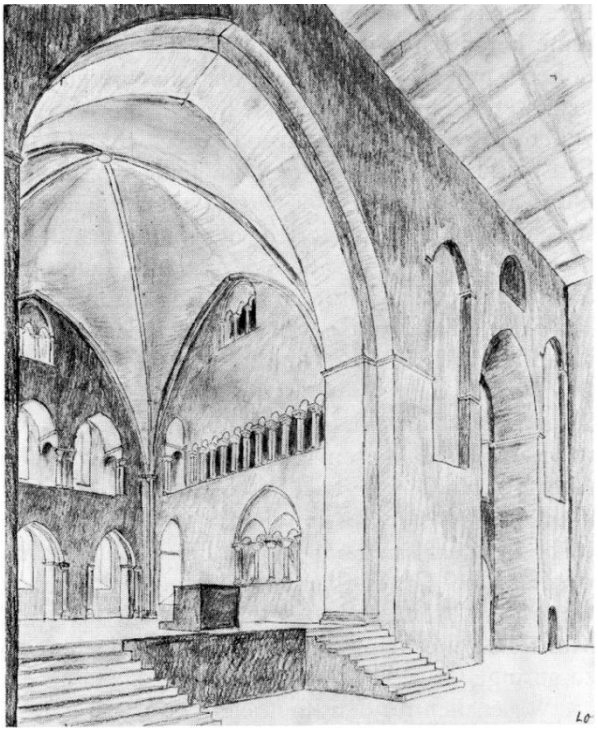


Abb. 892 Münster, Dom, Westbau, Inneres des Westchores, Rekonstruktion (nach LOBBEDEY, Westbau, 1990)

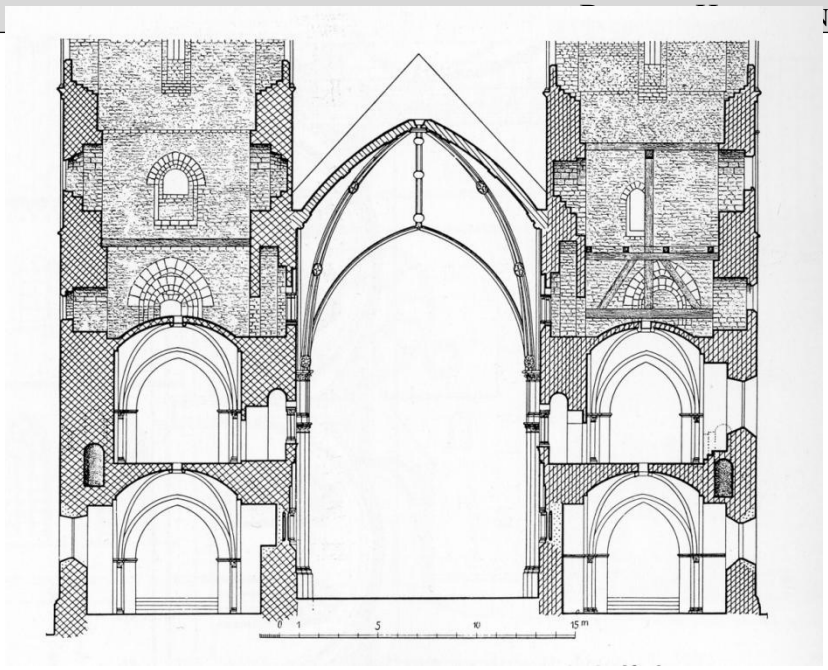


Abb. 893 Münster, Dom, Westbau, Querschnitt durch die Turmuntergeschosse (nach GEISBERG, Münster–Dom, 1937)



Abb. 894–897 Münster, Dom, Westbau, je zwei Kapitelle und Basen in der unteren Kapelle des Nordwestturms

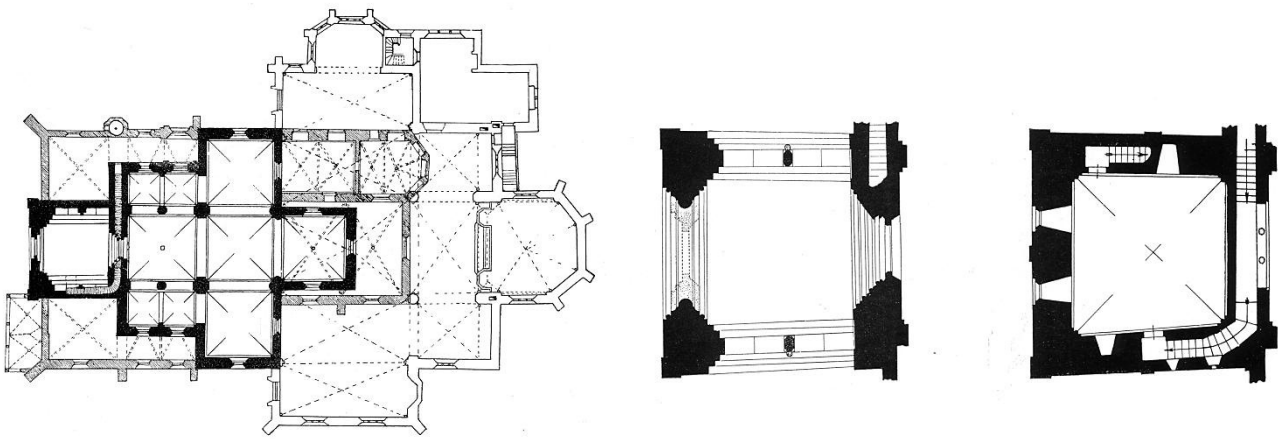


Abb. 898, 899 Coesfeld, St. Jakobi, Bauphasen bis 1945, schwarz: spätromanischer Gründungsbau sowie Grundrisse des Erd- und des ersten Obergeschosses des Turmes (nach RAVE, Coesfeld, 1940)

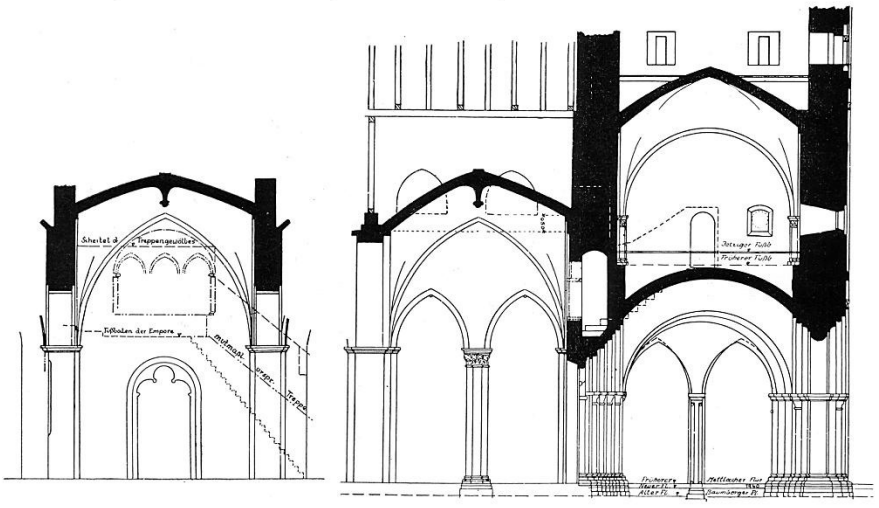


Abb. 900 Coesfeld, St. Jakobi, Quer- und Längsschnitt durch den romanischen Gründungsbau mit Anzeichnung der Treppenanlage zum ersten Obergeschoss des Turms (nach RAVE, Coesfeld, 1940)



Abb. 901Coesfeld, St. Jakobi, erhaltenes Westportal im rekonstruierten Turmerdgeschoss

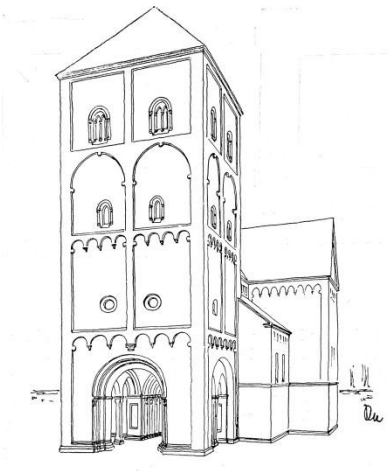


Abb. 902 Coesfeld, St. Jakobi, Rekonstruktion des romanischen Zustandes (nach RAVE, Coesfeld, 1940)

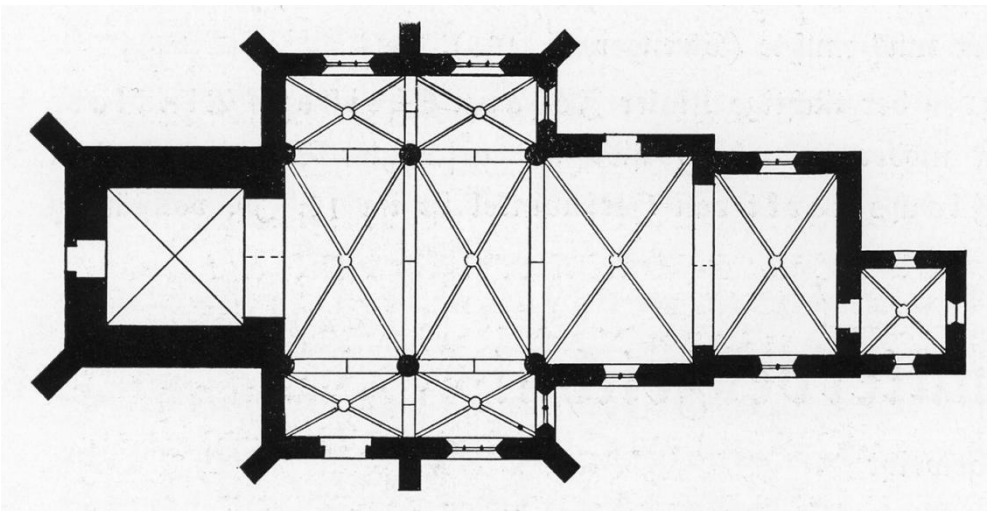


Abb. 903 Harsewinkel, ehem. Pfarrkirche St. Lucia, Grundriss (nach HÖLKER, Kreis Warendorf, 1936)

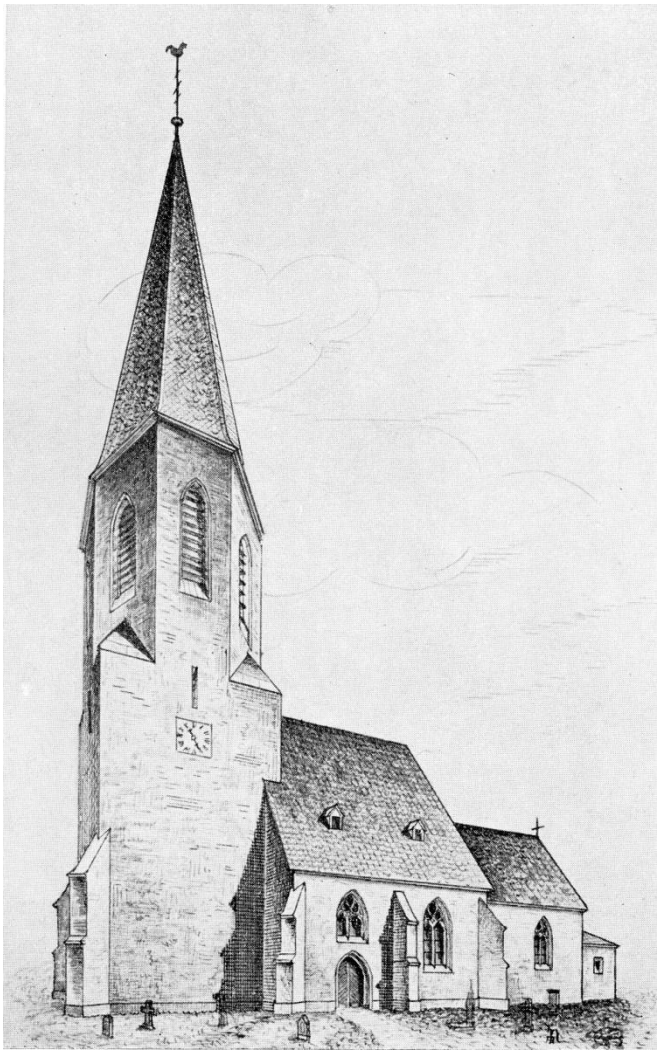
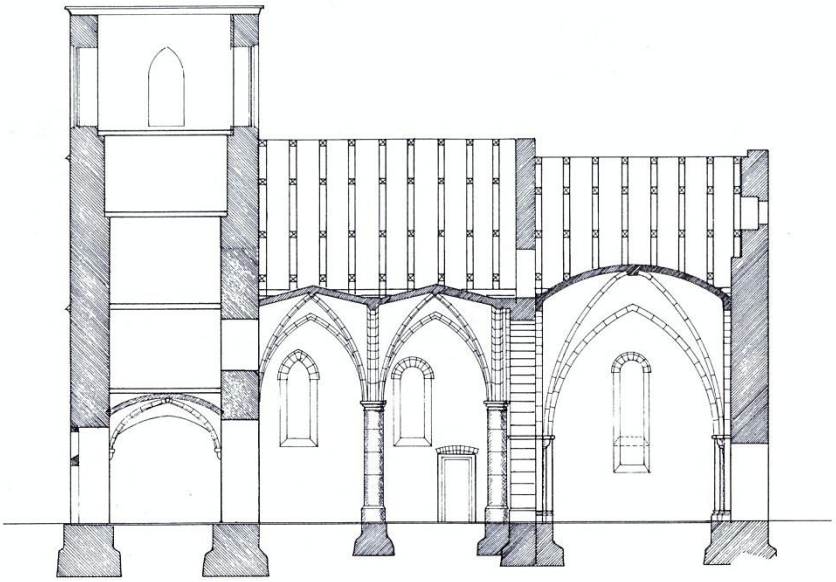


Abb. 904 Harsewinkel, ehem. Pfarrkirche St. Lucia, Ansicht von Südwesten, Rekonstruktion von J. B. Nordhoff (nach HÖLKER, Kreis Warendorf, 1936)



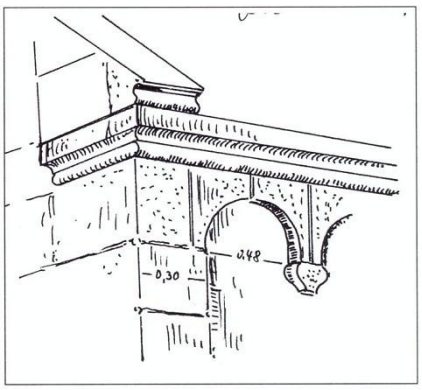
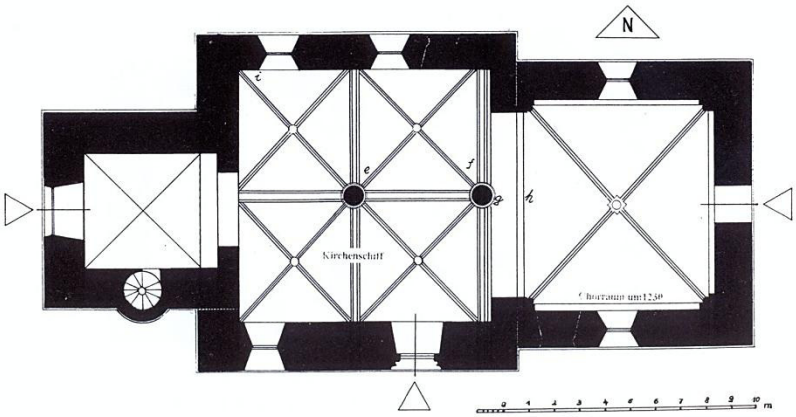


Abb. 907 wie Abb. 905 Langhaus, Südwestecke des Rundbogenfrieses, Zeichnung von A. Sassen (nach SASSEN, Isselhorst, 2000)



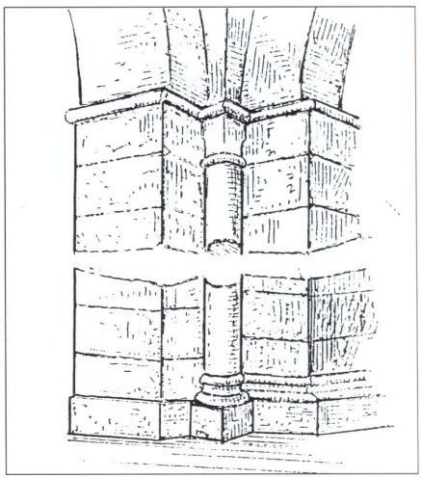


Abb. 908 wie Abb. 905 Chorquadrat, Basis und Kapitell des Nordostdienstes, Umzeichnung von A. Sassen nach Plänen des 19. Jh.s (nach SASSEN, Isselhorst, 2000)

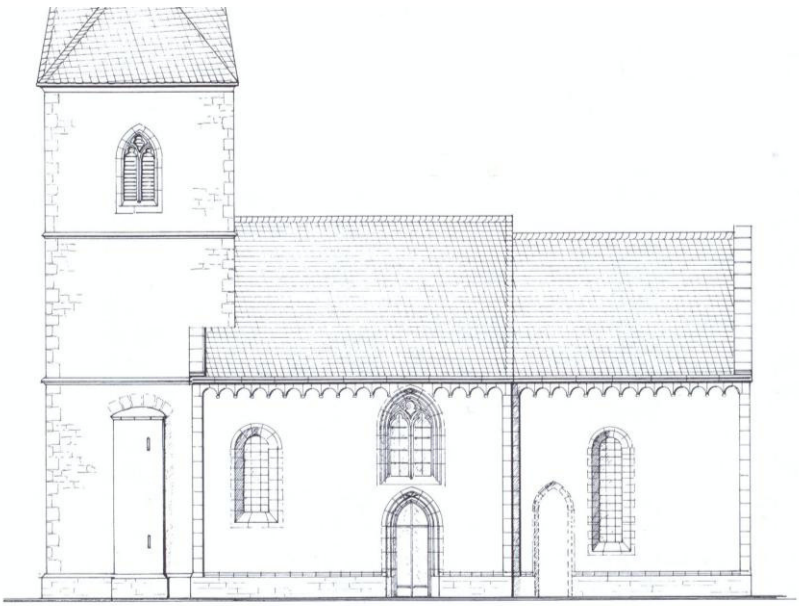


Abb. 905–906 Isselhorst, ehem. Pfarrkirche St. Margaretha, Längsschnitt und Grundriss sowie Südansicht, Umzeichnungen von A. Sassen nach Plänen des 19. Jh.s (nach SASSEN, Isselhorst, 2000)

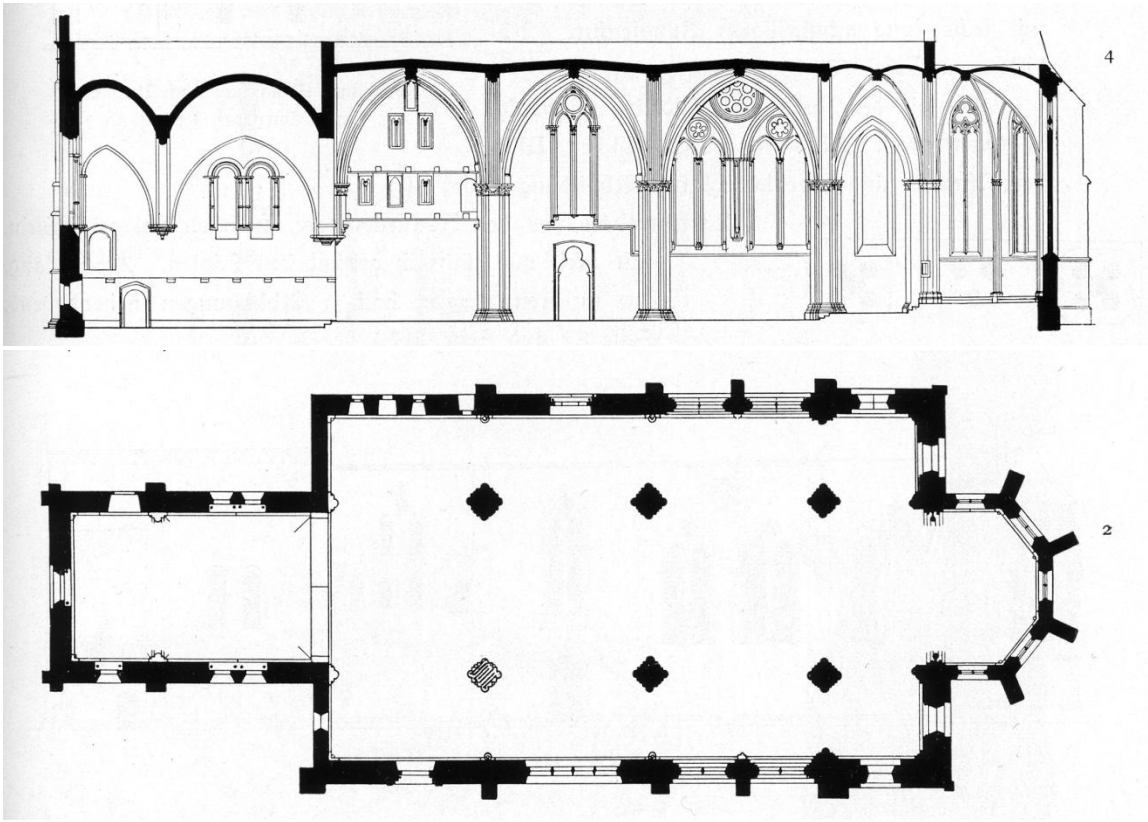
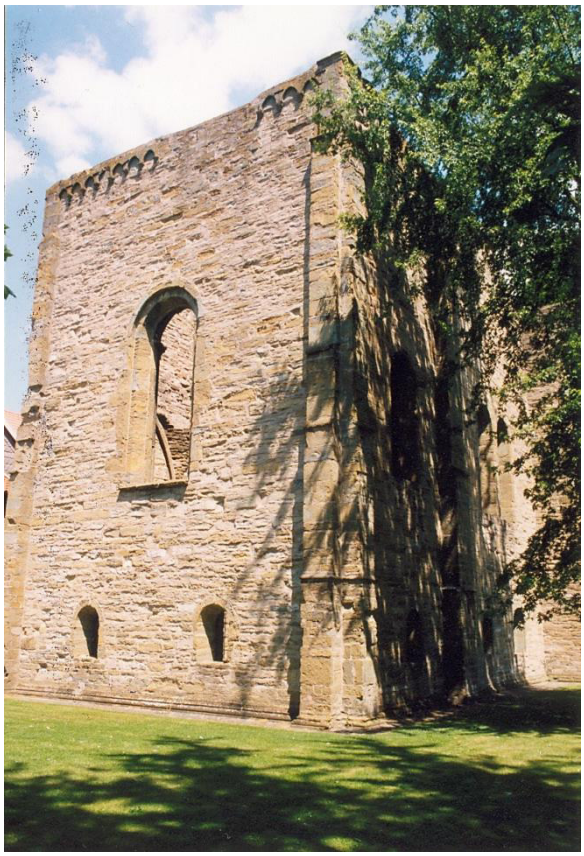


Abb. 909–910 Lippstadt, Stiftskirche St. Marien, sog. Kleine Marienkirche, Längsschnitt und Grundriss (nach BKW Lippstadt 1912)



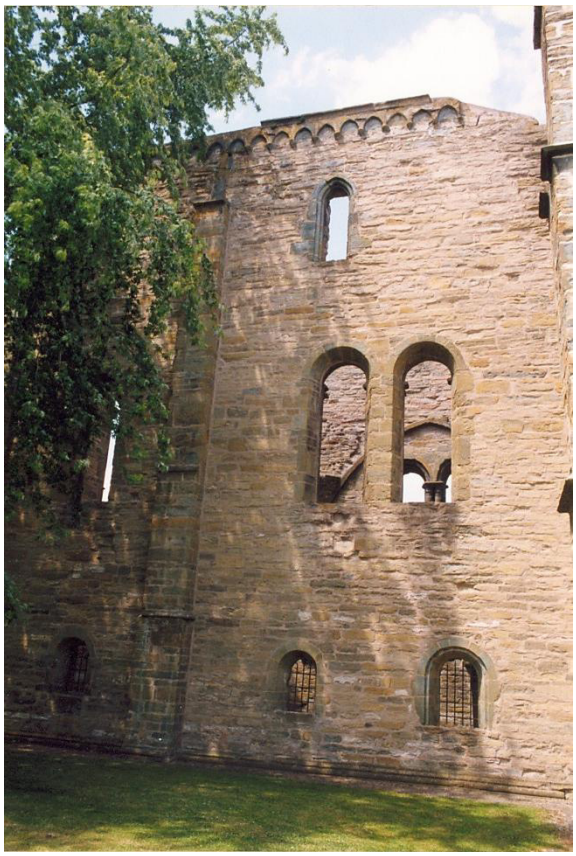


Abb. 911–912 wie Abb. 909 Ruine des Westbaues von Südwesten und Süden



Abb. 913 Lippstadt, Kleine Marienkirche, Westbau, nachträglich angefügter Strebepfeiler auf der Südseite

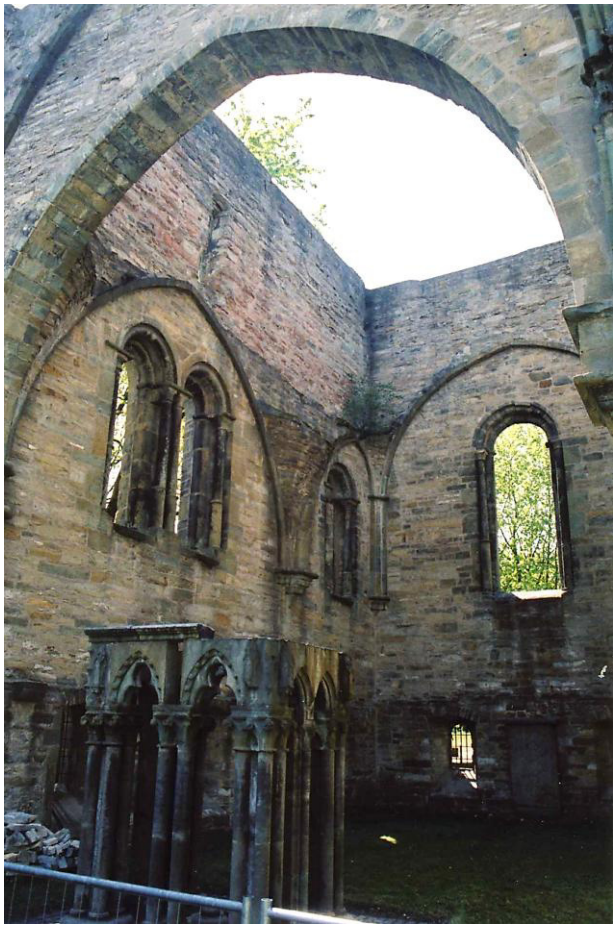




Abb. 914–915 wie Abb. 913, Inneres des Westbaues nach Südwesten und Nordwesten

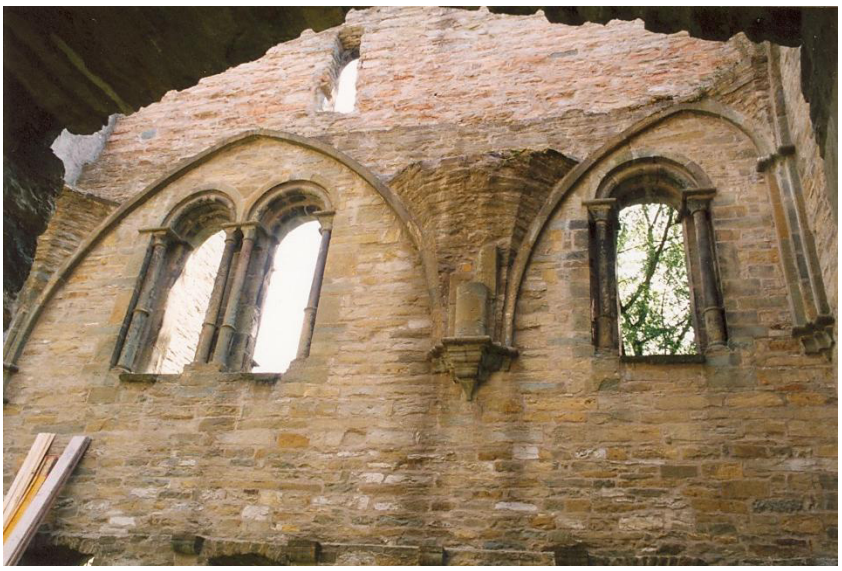


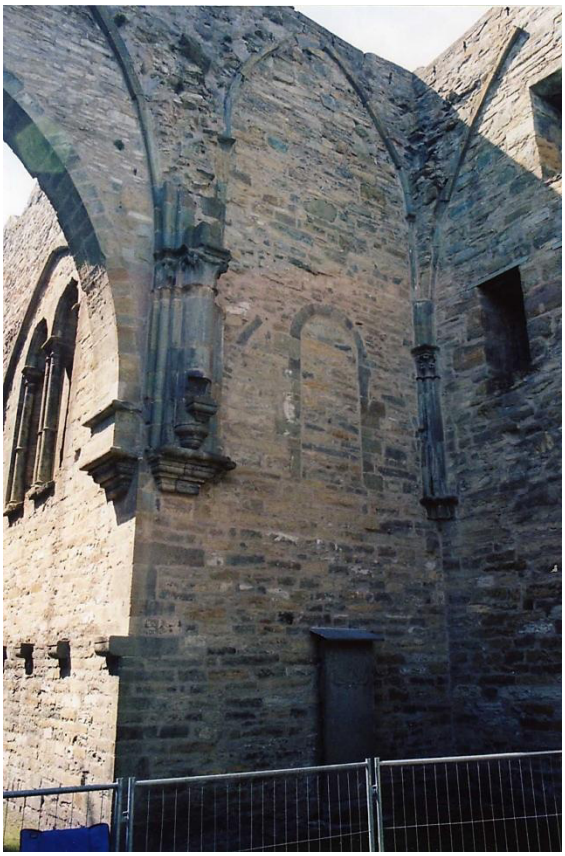


Abb. 916, 917 Lippstadt, Kleine Marienkirche, Westbau, Inneres, Südwand mit Fensteröffnungen und Schildbögen sowie Detail: mittlerer Gewölbeanfänger





Abb. 918, 919 wie Abb. 916, Details: südöstliches Doppelfenster und südwestliches Einzelfenster unter ‚einhüftigem' Schildbogen



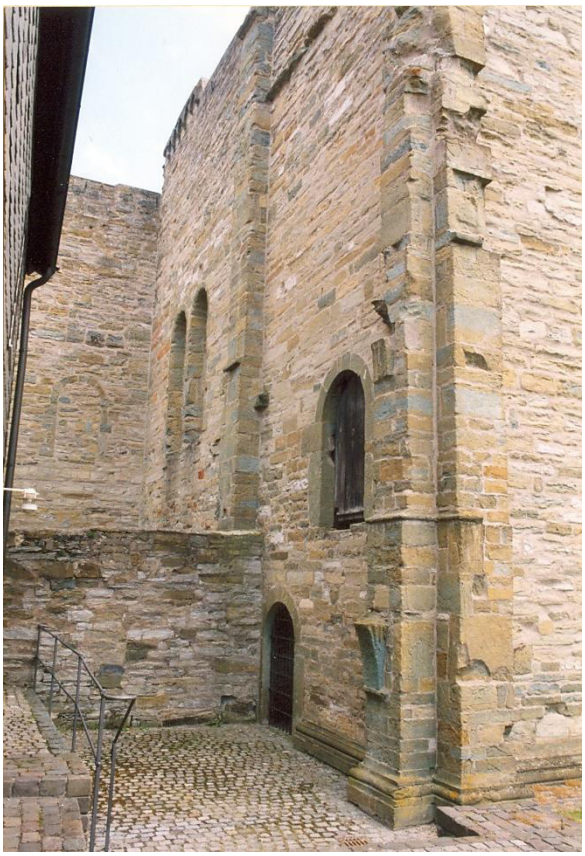


Abb. 920–921 Lippstadt, Kleine Marienkirche, Westwand des nördlichen Seitenschiffes von Innen und von Außen mit vermauertem Rundbogenfenster und älterem Schildbogen darüber



Abb. 922 wie Abb. 920, Westbau, Detail: Unterbau des Altares der ehem. Stiftsfrauenempore

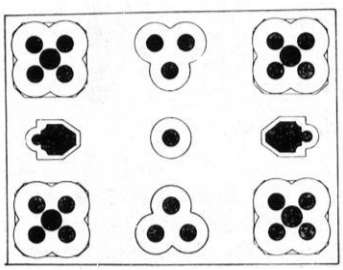


Abb. 923 wie Abb. 922 Grundriss des Altarunterbaues (nach BKW Lippstadt 1912)



Abb. 924 Lippstadt, Marienstift, mittelalterlicher Westfügel der Klausurbauten mit Schildbögen des ehem. Kreuzganges

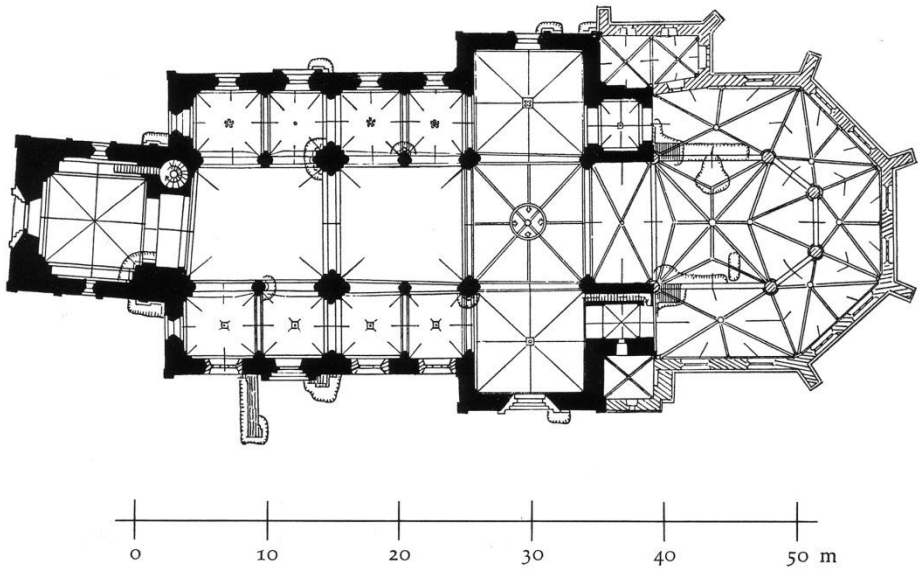


Abb. 925 Lippstadt, Marktkirche St. Marien, sog. Große Marienkirche, Grundriss (nach KLOCKOW, Lippstadt, 1984)

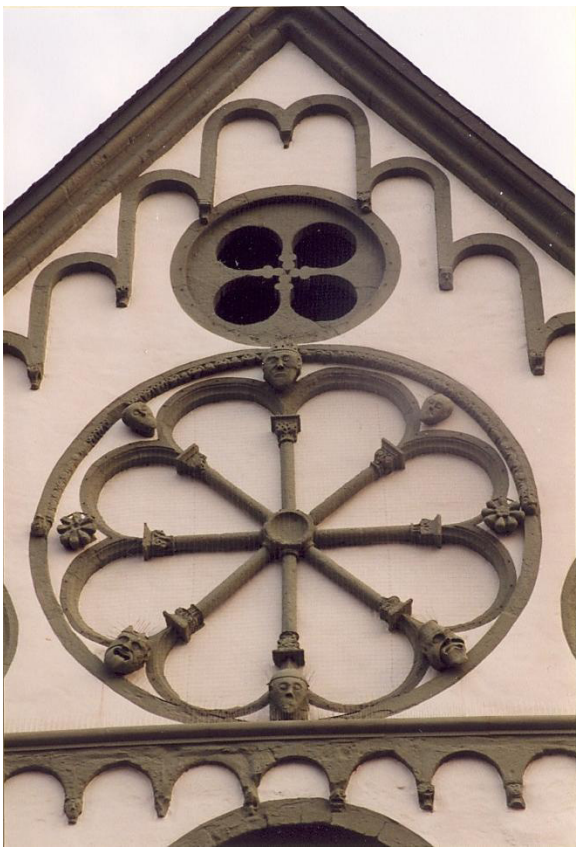
Abb. 926 wie Abb. 925 Gesamtansicht von Südosten





Abb. 927 wie Abb. 926 Detail: Giebel des Südquerhauses





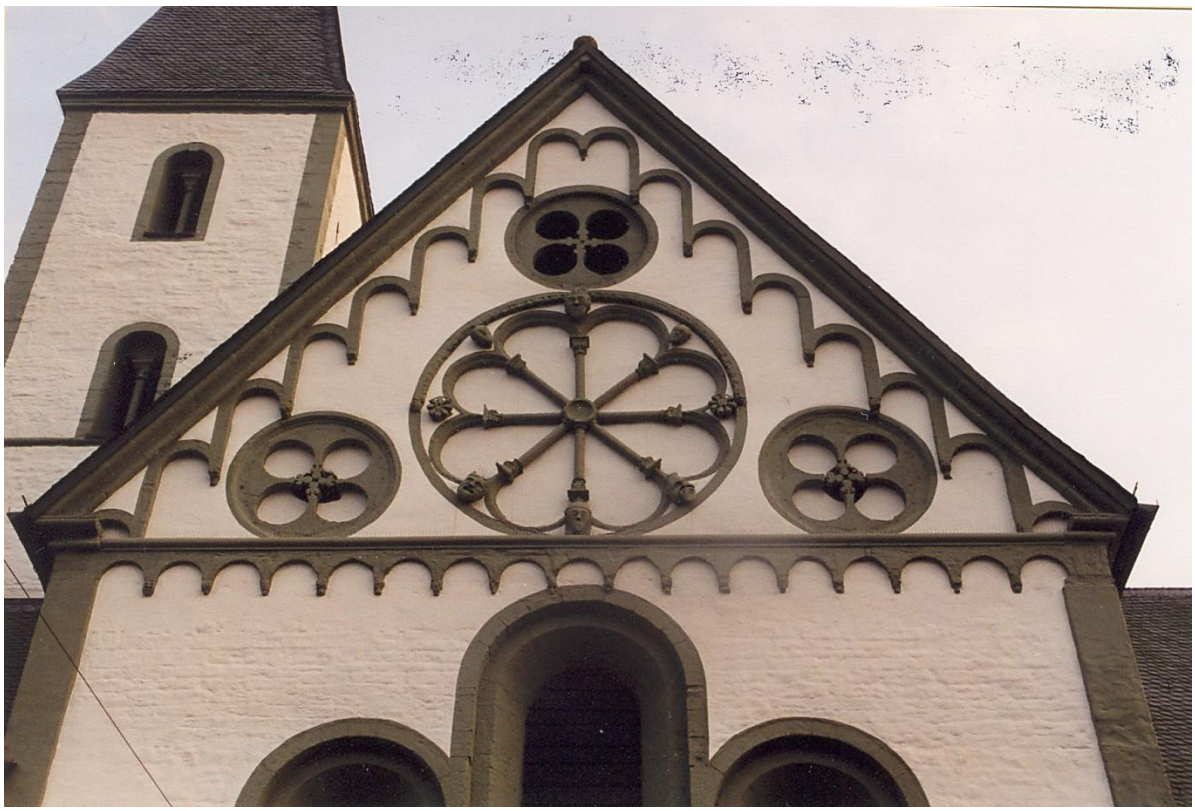


Abb. 928–930 Lippstadt, Große Marienkirche, Nordquerhausfront mit Details des Giebels und der Blendrosette



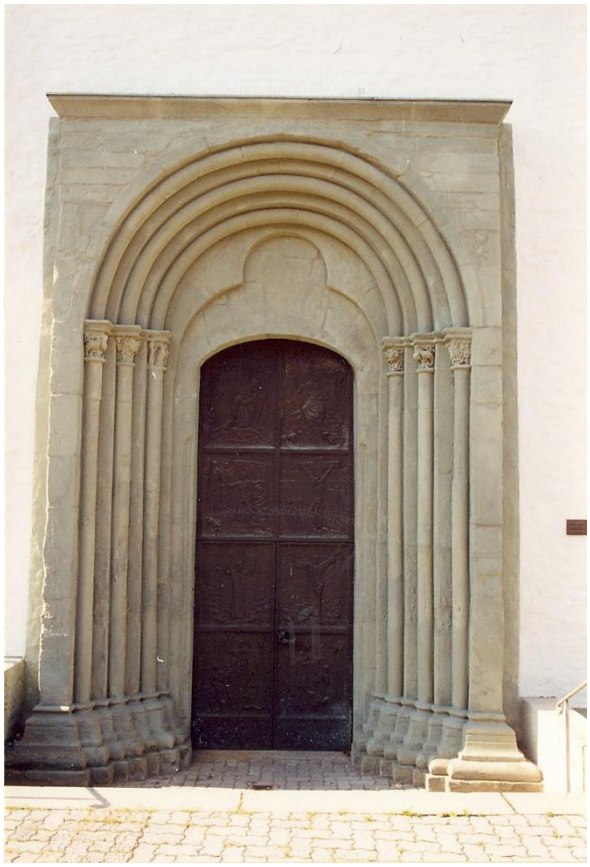


Abb. 931, 932 Lippstadt, Große Marienkirche, Portale des Nordquerhauses (links) und des südlichen Seitenschiffs (rechts)





Abb. 934 wie Abb. 931 Versprung des Sockelgesimses zwischen nördlichem Querhaus (links) und Langhaus (rechts)

Abb. 933 wie Abb. 931 Westturm und Westwand des südlichen Seitenschiffs von Südwesten

Abb. 935 Lippstadt, Große Marienkirche, Inneres nach Osten

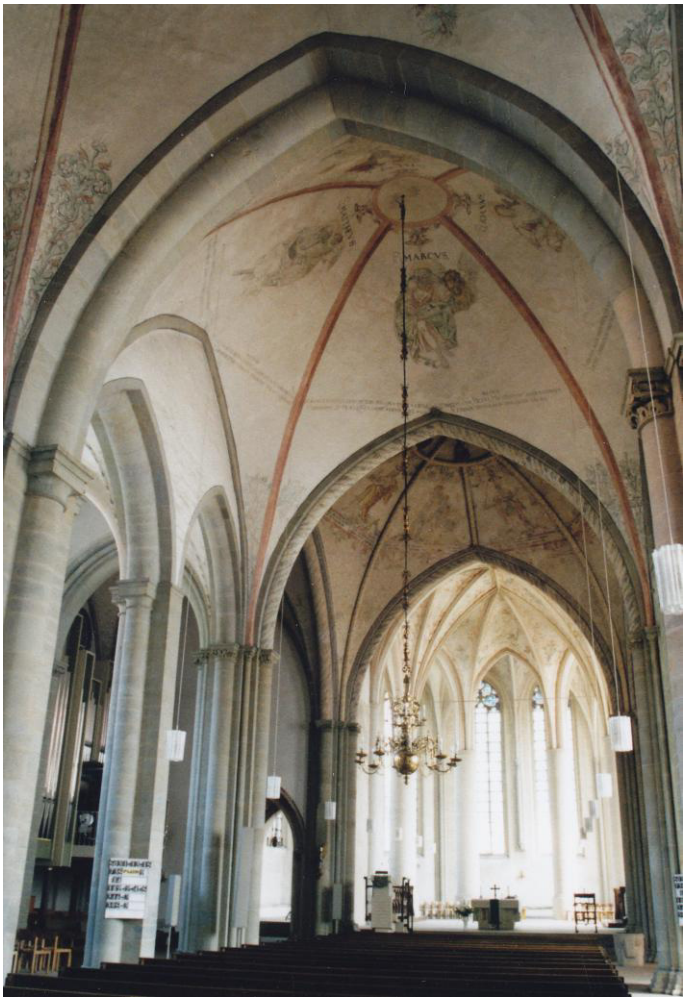






Abb. 936, 937 Lippstadt, Große Marienkirche, nördliches Querhaus nach Nordosten (links) und südliches Querhaus nach Süden (rechts)



Abb. 938 Lippstadt, Große Marienkirche, Vierungsgewölbe

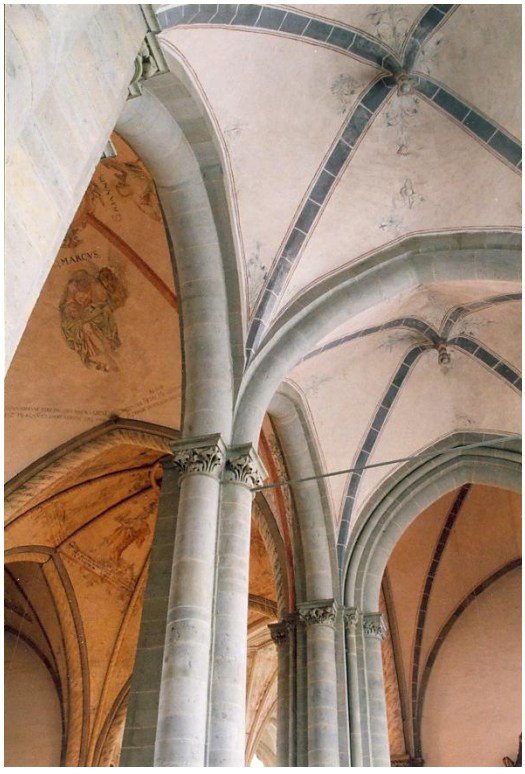


Abb. 939 wie Abb. 938, Detail: Gewölbescheitel mit Rippenring





Abb. 940, 941 Lippstadt, Große Marienkirche, südliches Seitenschiff und Mittelschiff nach Nordwesten



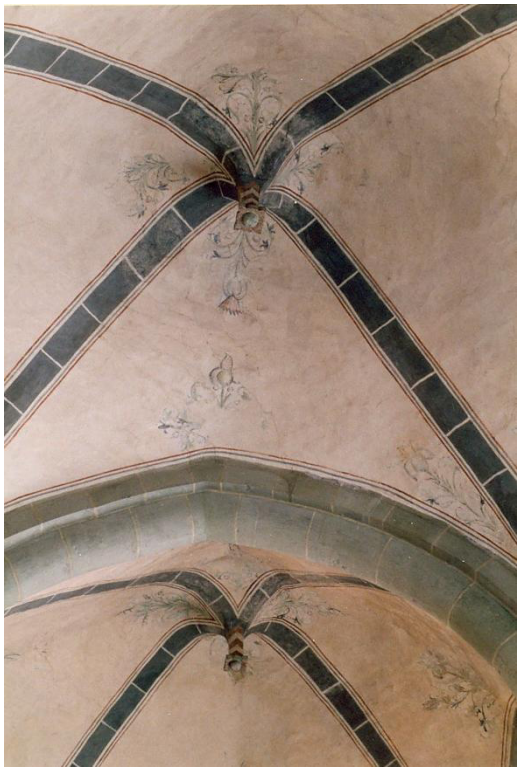


Abb. 942, 943 wie Abb. 940 Gewölbe des südlichen Seitenschiffs mit Hängeschlusssteinen





Abb. 944, 945 Lippstadt, Große Marienkirche, südwestlicher Vierungspfeiler von Südwesten (links) und südliche Zwischenstütze des östlichen Langhausjochs von Südwesten (rechts)





Abb. 947 wie Abb. 944 Basis des südwestlichen Vierungspfeilers von Südwesten

Abb. 946 wie Abb. 944 Wandvorlage im südlichen Seitenschiff



Abb. 948 wie Abb. 945 Basis der südlichen Zwischenstütze des östlichen Langhausjochs

Abb. 949 wie Abb. 940 Basis des südwestlichen Hauptpfeilers des Langhauses





Abb. 950a wie Abb. 941 Basis der östlichsten Wandvorlage im nördlichen Seitenschiff am Übergang zum Nordquerhaus

Abb. 950b wie Abb. 941 Basis der westlichsten Wandvorlage im nördlichen Seitenschiff







Abb. 951, 952 Lippstadt, Große Marienkirche, Kapitelle des nordöstlichen (links) und des südöstlichen Vierungspfeilers (rechts)



Abb. 953 wie Abb. 951 Kapitellzone des südwestlichen Vierungspfeilers und Ansatz einer Gewölberippe über dem nordwestlichen Eckdienst



Abb. 954 wie Abb. 938, Detail des Vierungsgewölbes mit Kapitellkonsole zur Abfangung einer Orthogonalrippe und Blick ins südliche Querhaus mit Hängeschlussstein



Abb. 955 wie Abb. 935 Gurtbogen zwischen Vierung und östlichem Mittelschiffjoch mit nicht genutzter Kapitellkonsole für eine Orthogonalrippe



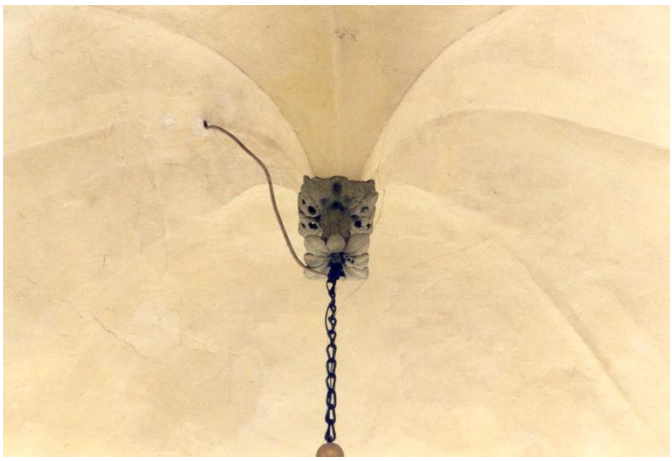


Abb. 956, 957 Lippstadt, Große Marienkirche, Erdgeschoss des nördlichen Chorwinkelturms, Gesamtansicht und Detail mit Hängeschlussstein





Abb. 958, 959 wie Abb. 956 Kapitell des nordwestlichen Eckdienstes mit durchbrochenem Blattwerk und ‚Ovalmotiv'



Abb. 960 Lippstadt, Große Marienkirche, Rundbogenfries unter dem Traufgesims an der Westwand des Südquerhauses, heute im Dachraum des südlichen Seitenschiffs

Abb. 961 wie Abb. 960 Konsole des Rundbogenfrieses unter dem Traufgesims des südlichen Langhausobergadens, heute im Dachraum des südlichen Seitenschiffs





Abb. 962 wie Abb. 961 hier an der Unterseite des (fragmentierten) Kapitells eine fünfblättrige Blüte



Abb. 963 Lippstadt, Große Marienkirche, Oberseite des Vierungsgewölbes von Nordwesten





Abb. 965 wie Abb. 963 Oberseite des westlichen Mittelschiffgewölbes von Südwesten

Abb. 964 wie Abb. 963 Oberseite des östlichen Mittelschiffgewölbes von Südwesten‘



Abb. 966 Lippstadt, Große Marienkirche, Dachanschlag des spätromanischen Mittelschiffdaches an der Ostwand des Westturms

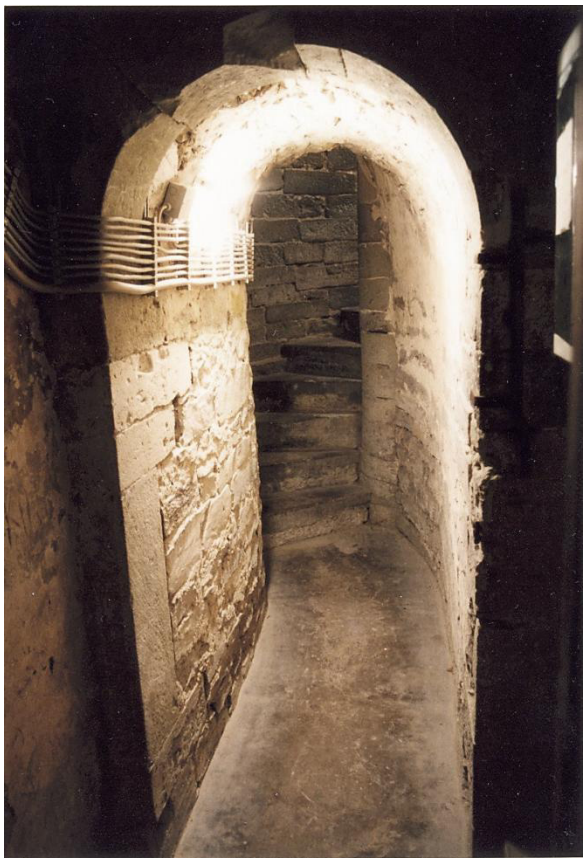


Abb. 967 wie Abb. 966 tonnengewölbter Gang zur Wendeltreppe des Westturms



Abb. 968 wie Abb. 926 spätromanische Konsole mit Atlantenfigur an einem der Strebepfeiler des spätgotischen Chores

Abb. 969, 970 Lippstadt, Pfarrkirche St. Nicolai, spätromanischer Westturm mit angefügtem Seitenschiff, Ansicht von Südwesten und Grundriss (nach BKW Lippstadt 1912)

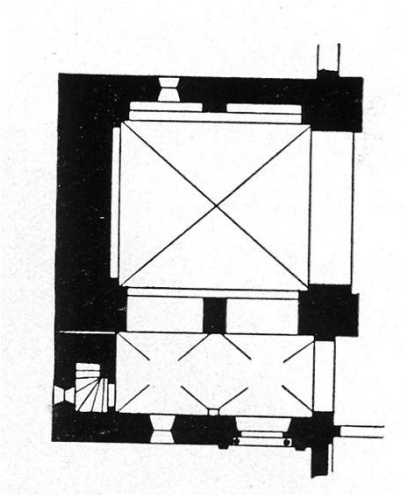






Abb. 971 wie Abb. 969 Ansicht der mittelalterlichen Ostpartie vor dem Abbruch (nach BKW Lippstadt 1912)

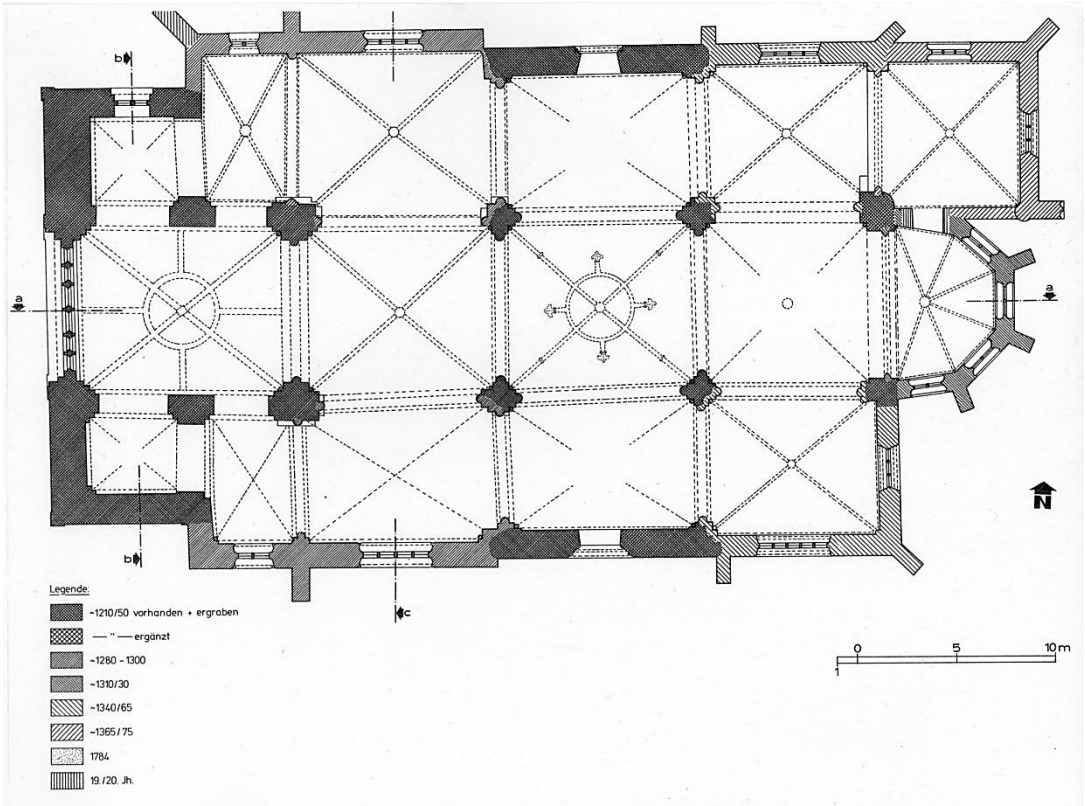


Abb. 972 Lemgo, Pfarrkirche St. Nicolai, Grundriss (nach GAUL/KORN, Stadt Lemgo, 1983)





Abb. 973–974 wie Abb. 972 Ansichten von Südosten und Südwesten



Abb. 975 Lemgo, St. Nicolai, Mittelpartie der Westfassade mit Portal und Fenstergruppe



Abb. 976 wie Abb. 975 Stirnseite des spätromanischen Nordquerhauses



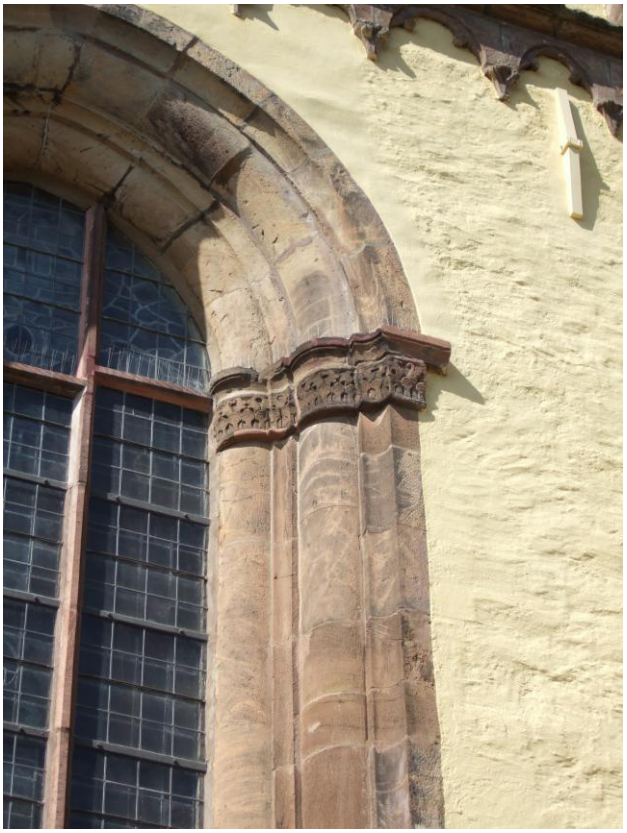


Abb. 977, 978 wie Abb. 975 Stirnseite des spätromanischen Südquerhauses und Detail vom Gewände des bauzeitlichen Fensters





Abb. 981, 982 Lemgo, St. Nicolai, Portal des Nordquerhauses und Detail des westlichen Gewändes

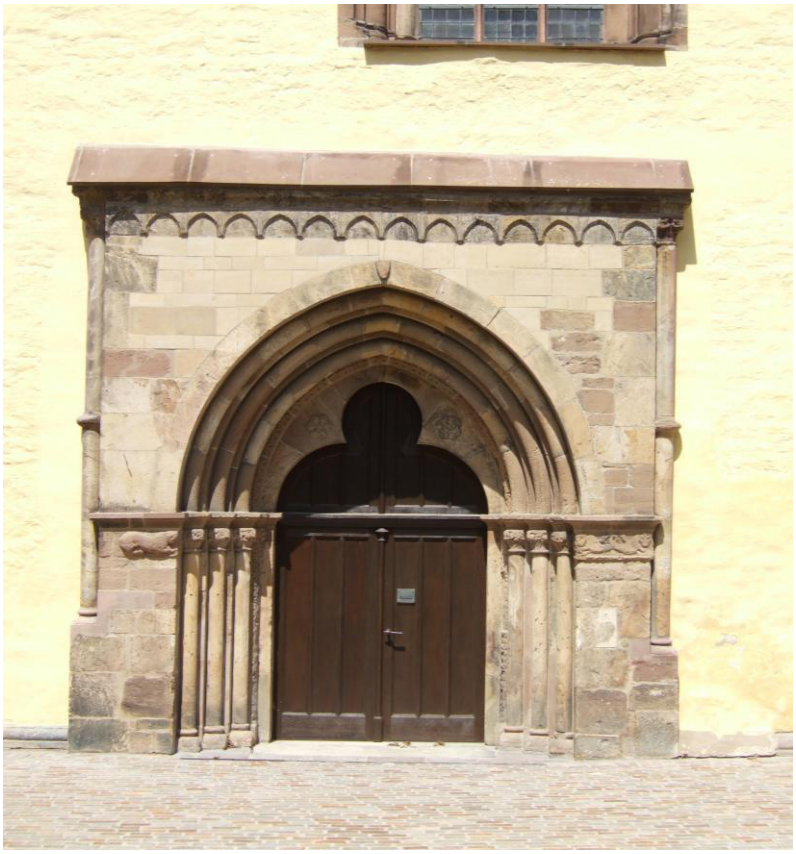


Abb. 983 wie Abb. 981 Portal des Südquerhauses





Abb. 984, 985 Lemgo, St. Nicolai, Mittelschiff nach Osten und Nordquerhaus nach Norden





Abb. 986, 987 wie Abb. 984 Langhaus nach Westen und nördlicher Hauptpfeiler des Langhauses mit anschließender Arkade zu Seitenschiff



Abb. 988 wie Abb. 985 Vierung und Nordquerhaus nach Nordwesten

Abb. 989 Lemgo, St. Nicolai, Vierungsgewölbe nach Norden



Abb. 990 wie Abb. 989 Gewölbe des Nordquerhauses nach Norden



Abb. 991 wie Abb. 989 Gewölbe des Südquerhauses nach Süden





Abb. 992 Lemgo, St. Nicolai, Tympanon des Westportals, heute im südlichen Seitenschiff eingemauert





Abb. 993–995 wie Abb. 992 Fragmente des umlaufenden Spitzbogenfrieses unter der Traufe an der Stirnwand des Chores (oben), an der Westwand des Südquerhauses (links) und an der Westwand des Nordquerhauses (unten)



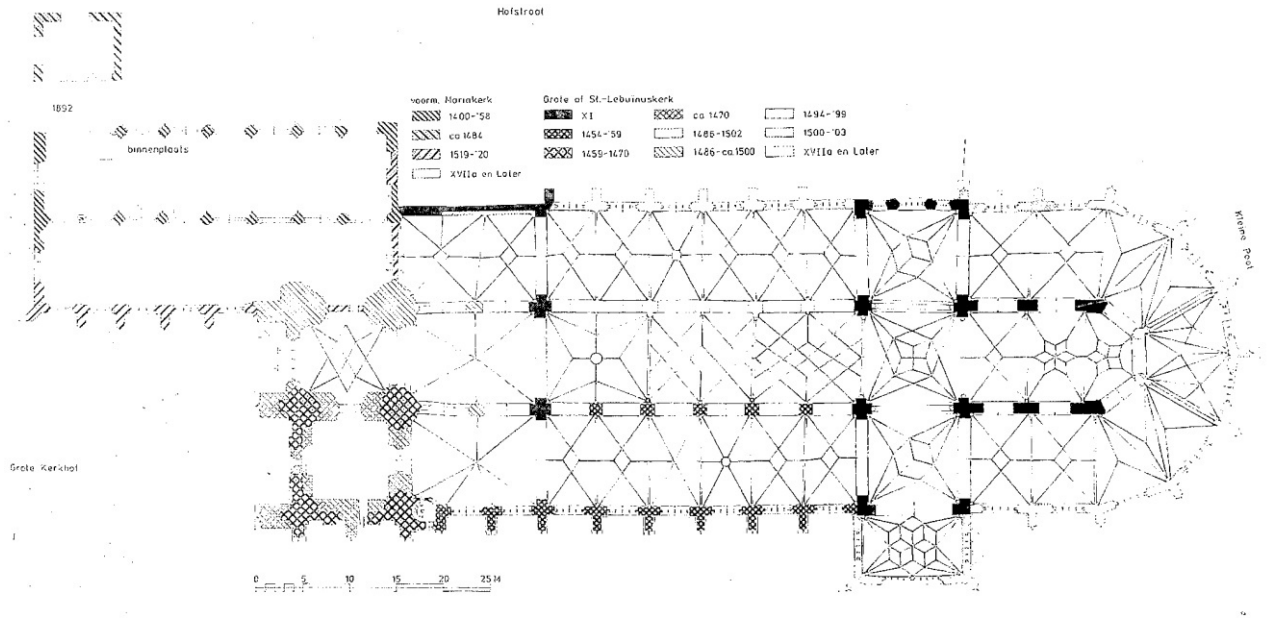


Abb. 996 Deventer, Stiftskirche St. Lebuinus, Grundriss (nach STENVERT/KOLMAN/MEIERINK, Overijssel 1998; die Mittelschiffpfeiler in der Zeichnung jedoch irrtümlich den Ausbauphasen der Spätgotik zugeordnet, dabei enthalten sie noch Substanz des 11. und 13. Jahrhunderts)





Abb. 997, 998 wie Abb. 996 Inneres nach Osten und Nordwand des Sanktuariums nach Nordosten mit nordöstlichem Vierungspfeiler



Abb. 999 Deventer, St. Lebuinus, nordwestlicher Vierungspfeiler mit spätromanischen Eckdiensten





Abb. 1000, 1001 wie Abb. 999 Stirnwand des Nordquerhauses mit spätromanischen Eckdiensten und Nordostpfeiler der ehem. Westvierung mit spätromanischem Eckdienst

Abb. 1002 Deventer,
St. Lebuinus, Kapitellzone des nordöstlichen Vierungspfeilers

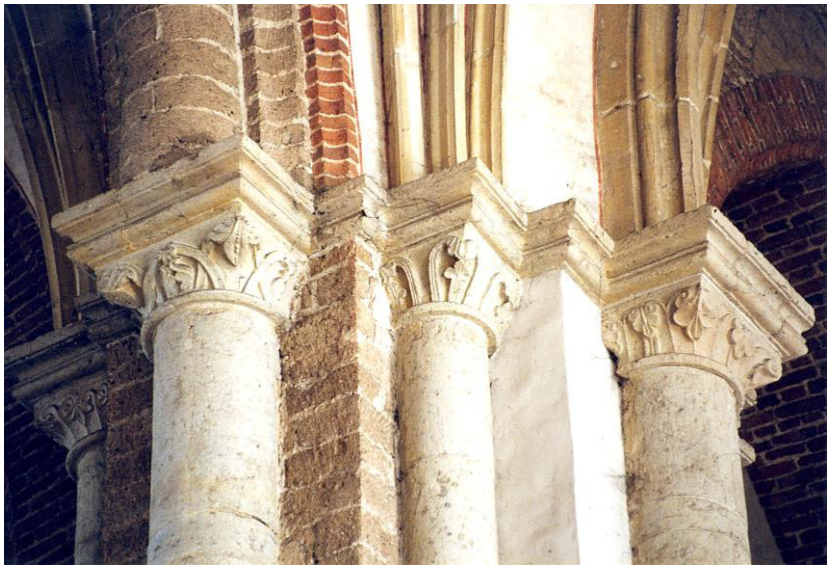


Abb. 1003 wie Abb. 1002
Basis des nordöstlichen Vierungspfeilers



Abb. 1004 wie Abb. 1002
Basis des mittleren Dienstes der Sanktuariumssüdwand



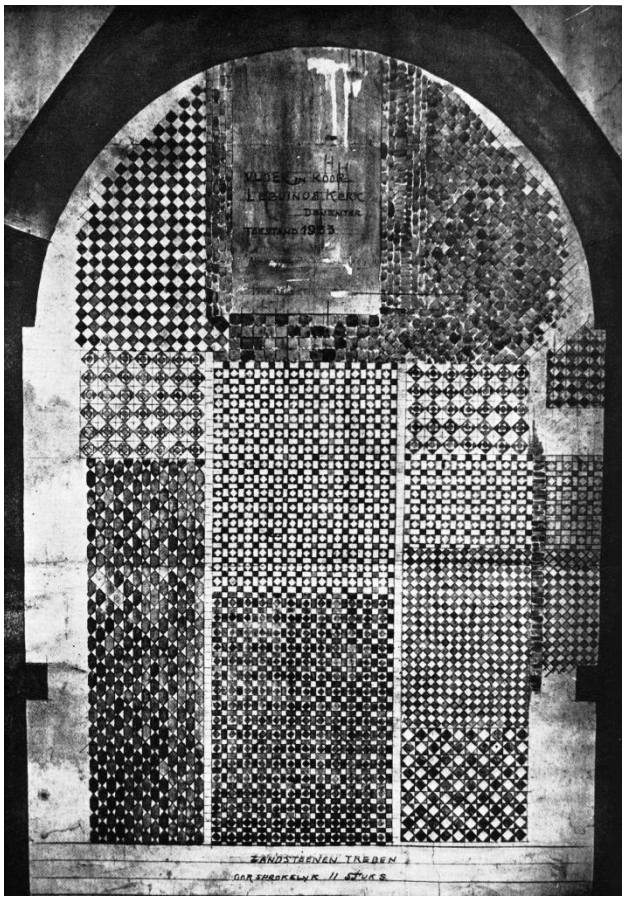




Abb. 1005, 1006 Deventer, St. Lebuinus, Planzeichnung des spätromanischen Chorfußbodens (nach KIER, Schmuckfußboden, 1970) und Detail des Musters auf der Südseite





Abb. 1007–1008 Deventer, freigelegte Südwand der spätromanischen Propstei des Lebuinusstiftes mit Buckelquadermauerwerk

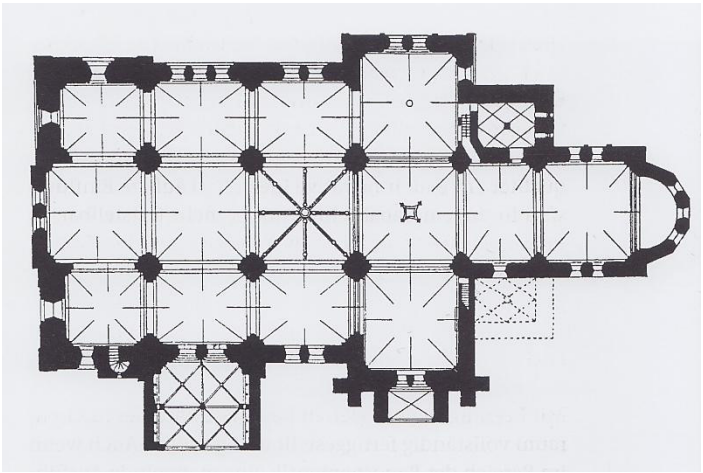


Abb. 1009 Herford, Stiftskirche St. Marien und Pusinna, sog. Münster, Grundriss des spätromanischen Zustandes, Rekonstruktion von L. Telger (nach TELGER, Herford, 1936)

Abb. 1010 wie Abb. 1009, Gesamtansicht von Süden



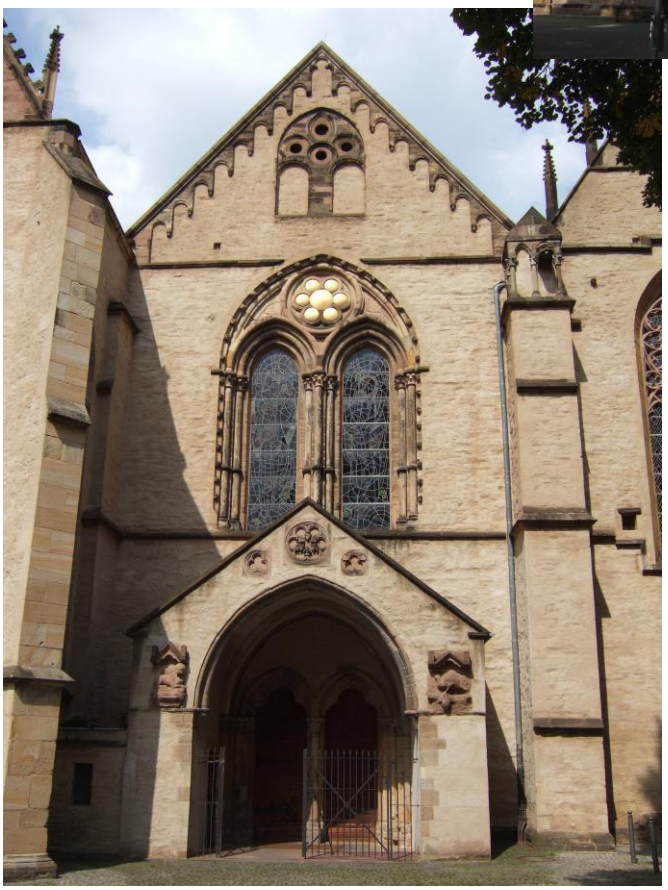


Abb. 1011 wie Abb. 1010, Detail: Fassade des südlichen Querhauses mit dem sog. Siebensonnenfenster



Abb. 1012 Herford, Münster, Südwand des Chores mit Rundbogenfries auf z. T. figürlichen Konsolen



Abb. 1013 wie Abb. 1012, Doppelfenster in der Stirnseite des Nordquerhauses





Abb. 1014, 1015 wie Abb. 1012 Vierung und Chor nach Osten und Langhaus nach Nordwesten





Abb. 1016, 1017 Herford, Münster, nordöstlicher und südöstlicher Vierungspfeiler und angrenzende Partien





Abb. 1018, 1019 wie Abb. 1016 Chorjoche nach Nordosten und nördliches Querhaus mit eingefügter Stiftsfrauenempore





Abb. 1020, 1021 Herford, Münster, südliches Querhaus nach Süden und Langhaus nach Südwesten





Abb. 1022, 1023 wie Abb. 1020 südliches Seitenschiff nach Westen und nördliches Seitenschiff nach Nordosten



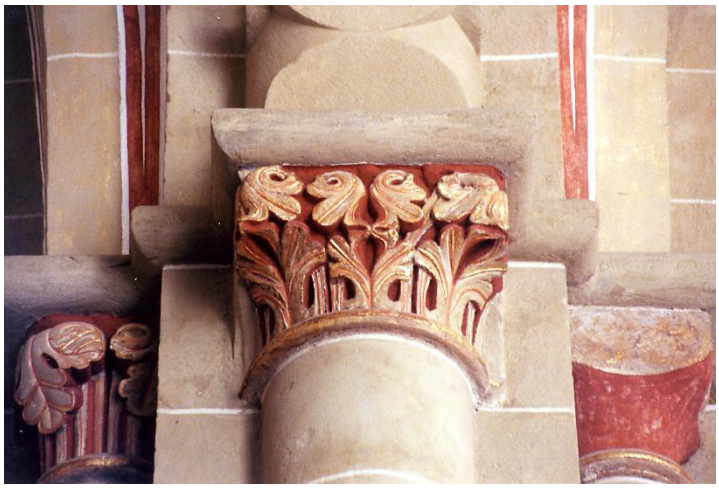


Abb. 1024–1025 Herford, Münster, Nordwand des Chores, Wandvorlage und Detail: Kapitell mit ‚Oval-motiv'





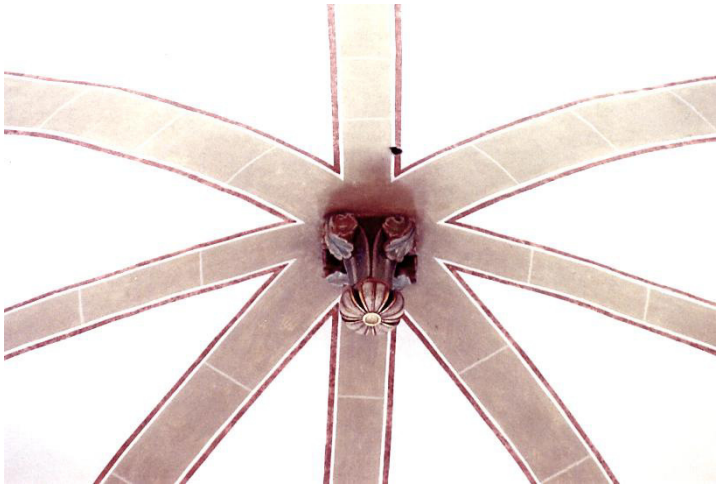
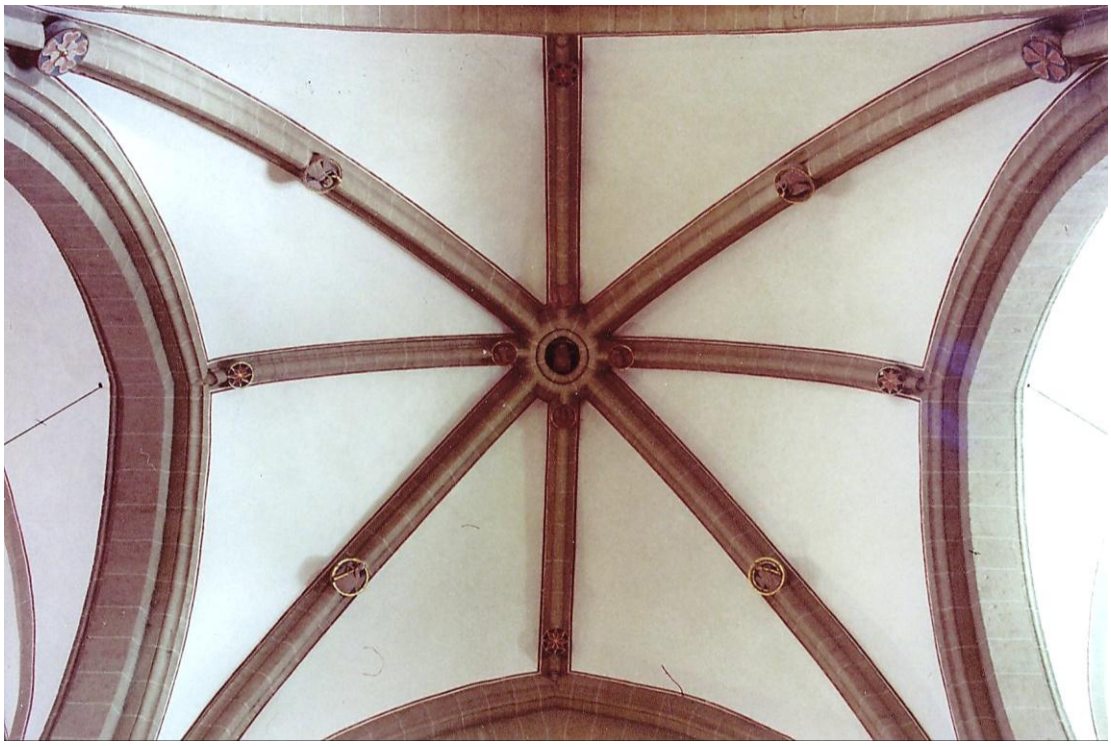


Abb. 1026–1028 wie Abb. 1024 Blick ins Vierungsgewölbe und ins Nordquerhausgewölbe sowie Details: gekrönter Frauenkopf mit Rose am Vierungsbogen und Hängeschlussstein des Nordquerhauses



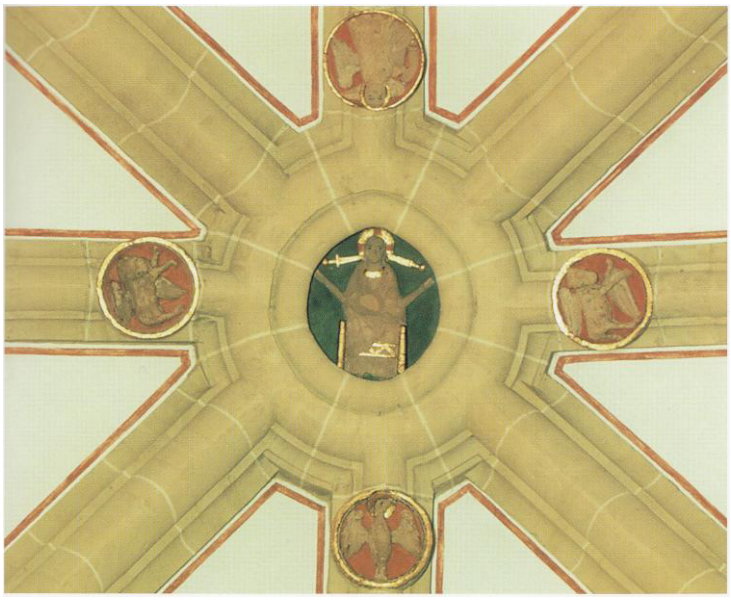


Abb. 1029–1030 Herford, Münster, östliches Langhausjoch gesamt und Detail: Schlussstein mit thronendem Christus und Evangelistensymbolen (nach BEER, Münsterkirche, 2000)



Abb. 1031 wie Abb. 1029 Schlussstein der Vorhalle des Südquerhausportals mit Christus Pantokrator





Abb. 1032a–c Herford, Münster, Darstellungen von Drachensäugerinnen im südlichen Seitenschiff (links) im Nordquerhaus (Mitte) und außen am nördlichen Seitenschiff (rechts) (nach BEER, Münsterkirche, 2000)



Abb. 1033 wie Abb. 1032 Kapitell mit Baumeisterdarstellung am Nordquerhaus



Abb. 1035 wie Abb. 1032 ehem. Altarziborium im südlichen Querhaus



Abb. 1034 wie Abb. 1032 spätromanischer Altarblock, ehem. Kreuzaltar vor dem Lettner

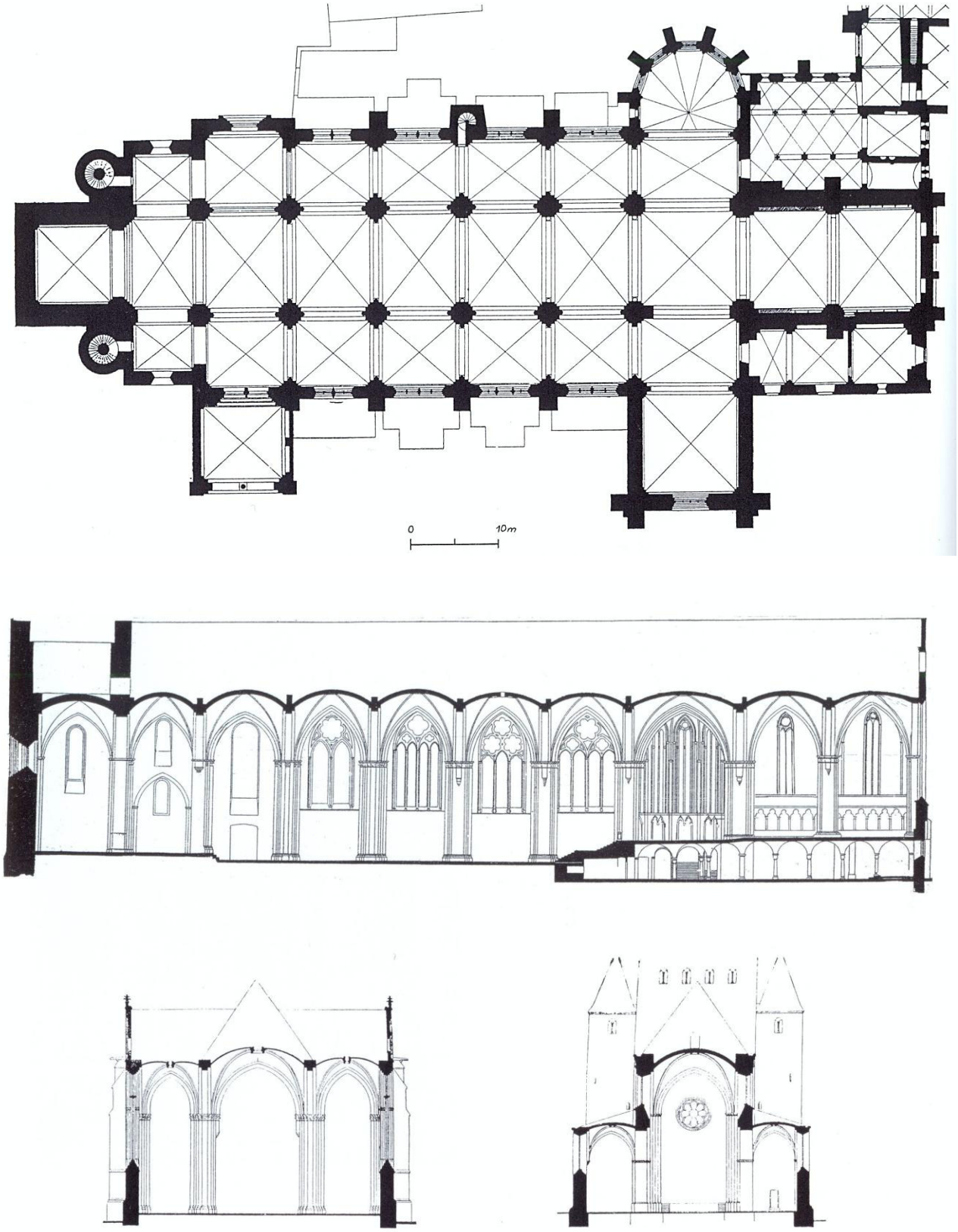


Abb. 1036–1037 Paderborn, Dom, Grundriss sowie Längsschnitt und Querschnitte des Langhauses und des basilikalen Westchorjochs (nach LOBBEDEY, Paderborner Dom, 1990)





Abb. 1039, 1040 Paderborn, Dom, Westchor und westliches Langhaus nach Westen



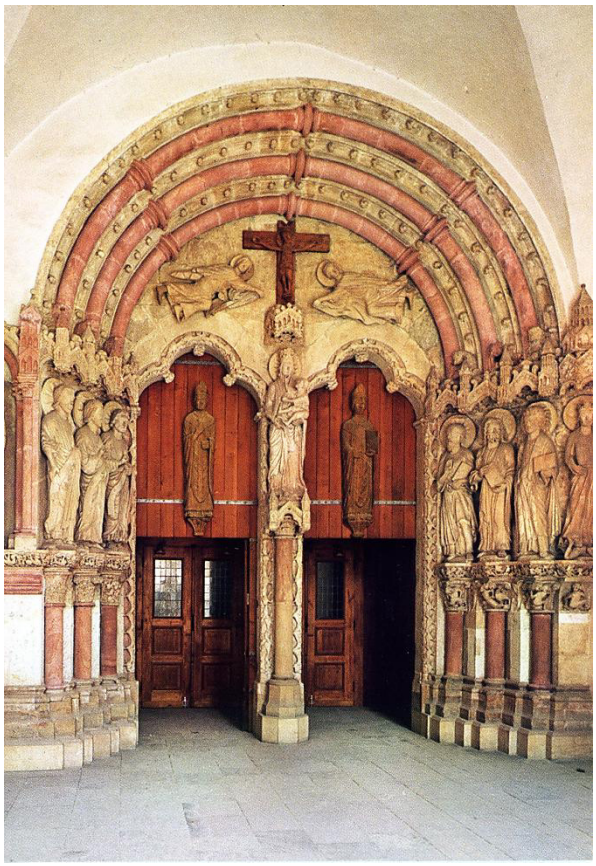


Abb. 1041, 1042 wie Abb. 1039 Langhaus nach Nordosten sowie Ostvierung und Chor nach Nordosten





Abb. 1043, 1044 Paderborn, Dom, südlcihes Seitenschiff nach Westen mit Vierpass-rosette sowie Sechspassrosette am Ostenende desselben Seitenschiffs



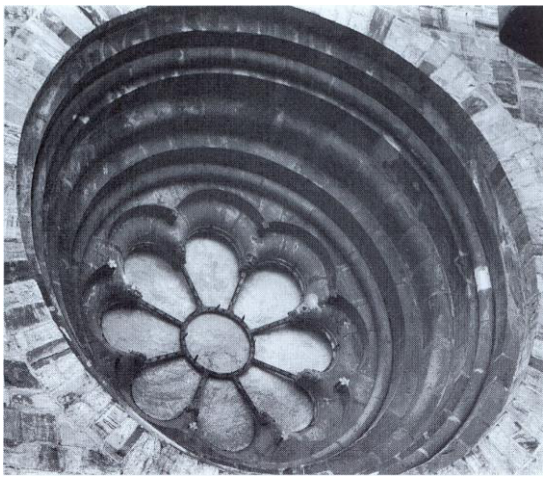


Abb. 1038 wie Abb. 1043 Westturm, Achtpassrosette des Westchores (nach LOBBEDEY, Paderborner Dom, 1990)

Abb. 1045 wie Abb. 1043 Paradiesportal vor dem Südwestquerhaus

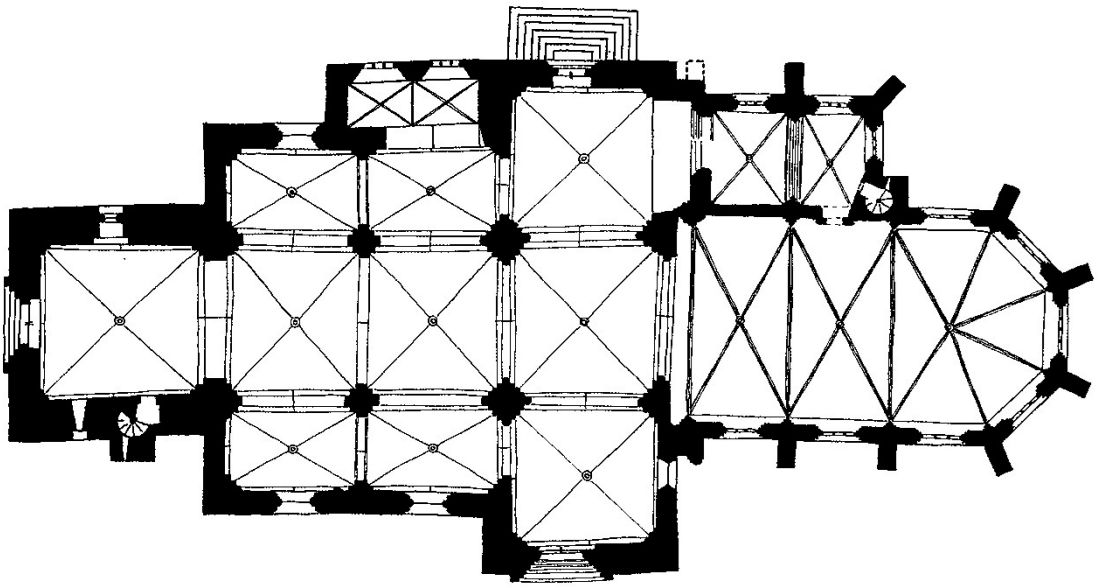


Abb. 1046 Warburg, Pfarrkirche St. Johannes Baptist, Grundriss (nach ST. JOHANNES BAPTIST WARBURG, 2006)

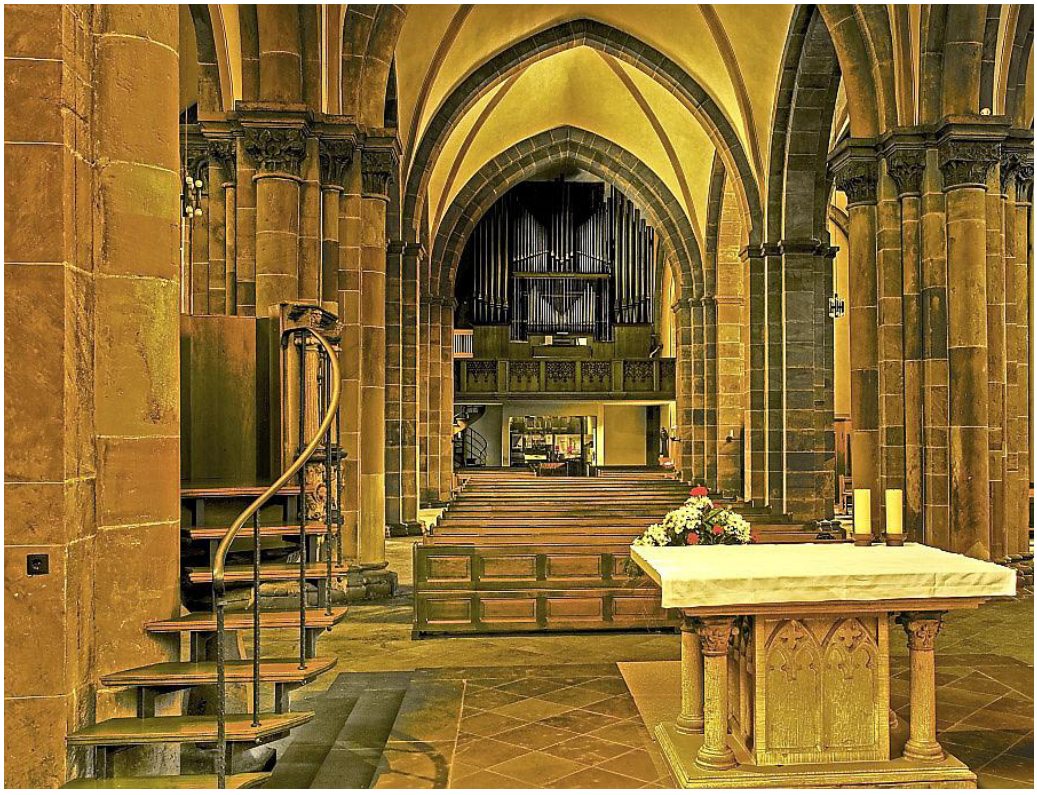


Abb. 1047 wie Abb. 1046 Vierung und Langhaus nach Nordosten (Aufn. Internet)

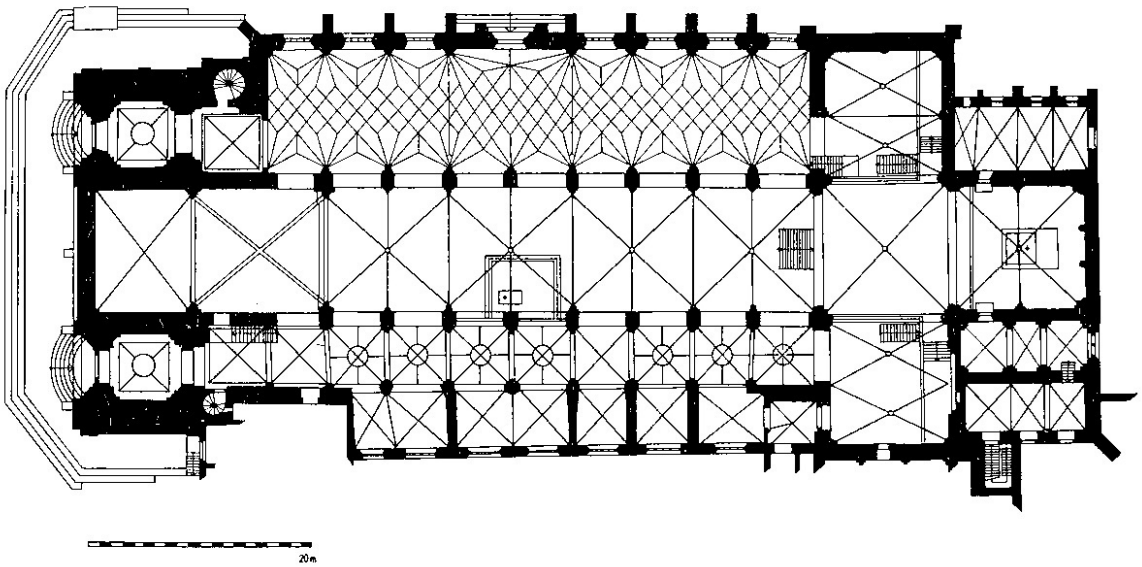


Abb. 1048 Bremen, Dom, Grundriss (nach DEHIO, Bremen/Niedersachsen, 1992)



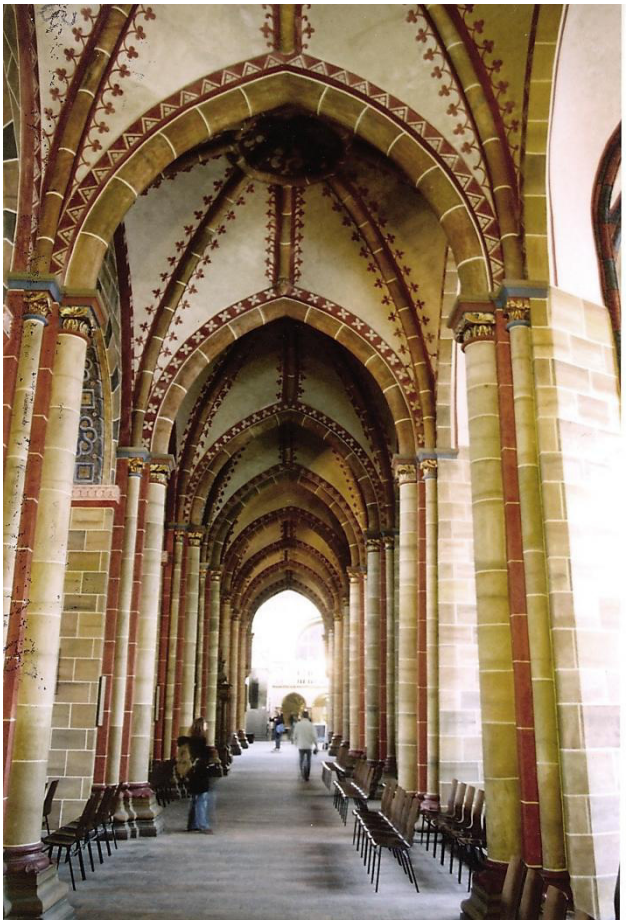


Abb. 1049, 1050 wie Abb. 1048 Stirnwand des Chores von Osten und südliches Seitenschiff nach Osten





Abb. 1051–1052 Bremen, Dom, südliches Seitenschiff, östlichstes Joch, Gewölbe und Detail: Schlussstein mit Rippenring





Abb. 1053–1054 wie Abb. 1051 südliches Seitenschiff, zweites Joch von Osten, Gewölbe und Detail: Schlussstein mit Rippenring

Abb. 1055 Bremen, Dom, südliches Seitenschiff, Kapitellzone einer Wandvorlage



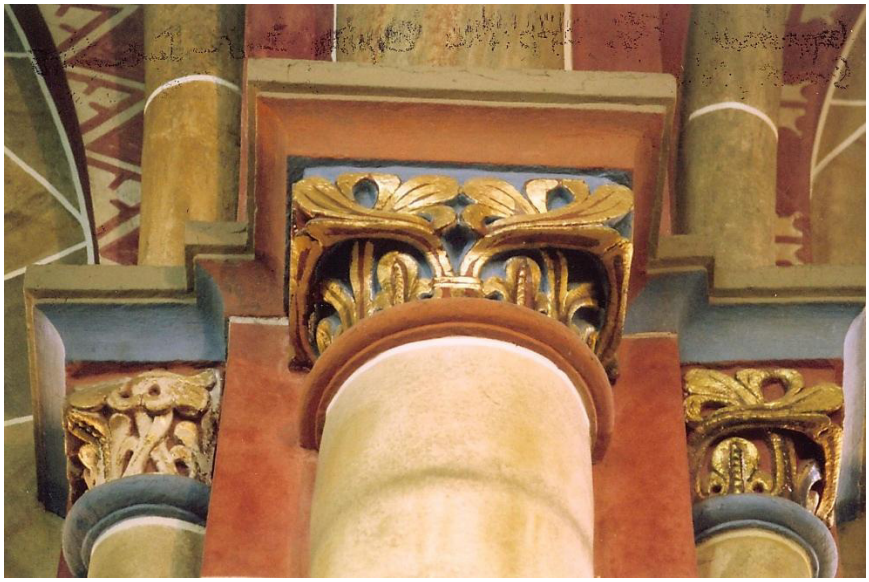


Abb. 1056 wie Abb. 1055 südliches Seitenschiff, Kapitellzone einer Wandvorlage

Abb. 1057 wie Abb. 1055 nördliches Seitenschiff, Basis einer Wabdvorlage



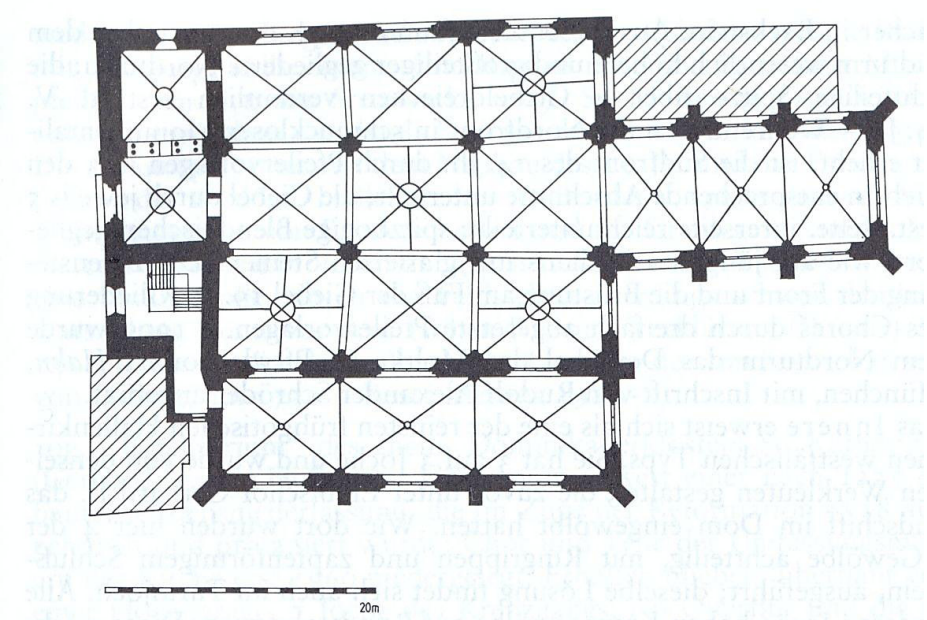


Abb. 1058 Bremen, Pfarrkirche Unser Lieben Frauen, Grundriss (nach DEHIO, Bremen/ Niedersachsen, 1992)



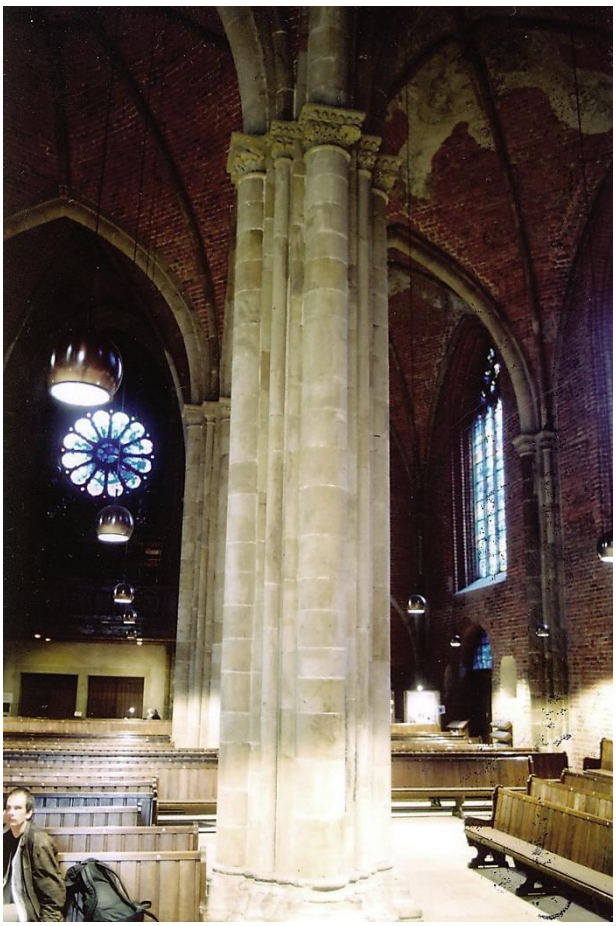


Abb. 1059, 1060 wie Abb. 1058 Inneres nach Südwesten und nordöstlicher Langhauspfeiler von Osten



Abb. 1061 Bremen, Liebfrauenkirche, Langhaus, mittleres Ostjoch, Gewölbe

Abb. 1062 wie Abb. 1061 Langhaus, nördliches Ostjoch, Gewölbe





Abb. 1063–1064 wie Abb. 1061 Langhaus, südliches Ostjoch, Gewölbe und Detail: Schlussstein mit Rippenring und Lilienendungen der Orthogonalrippen





Abb. 1065 Bremen, Liebfrauenkirche, Langhaus, zentrales Joch, Gewölbe

Abb. 1066 wie Abb. 1065 Langhaus, südliches Westjoch, Gewölbe





Abb. 1067 wie Abb. 1065 Langhaus, Kapitellzone des südlichen Chorbogenpfeilers

Abb. 1068 wie Abb. 1065 Langhaus, Kapitellzone des südöstlichen Pfeilers





Abb. 1069 Bremen, Liebfrauenkirche, Langhaus, Kapitellzone des nordöstlichen Pfeilers

Abb. 1070 wie Abb. 1069 Langhaus, Kapitellzone des südwestlichen Pfeilers





Abb. 1071 wie Abb. 1069 Langhaus, Basis des südöstlichen Pfeilers

Abb. 1072 wie Abb. 1069 Langhaus, Basis des nordöstlichen Pfeilers



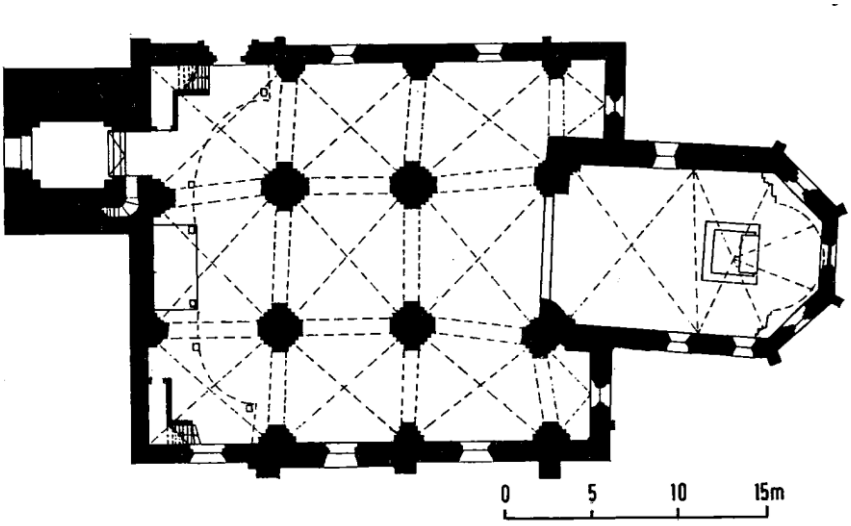


Abb. 1073 Berne, Pfarrkirche St. Ägidius, Grundriss (nach DEHIO, Bremen/Niedersachsen, 1992)



Abb. 1074 wie Abb. 1073
Nordportal des Langhauses



Abb. 1075 wie Abb. 1073 Inneres nach Osten





Abb. 1076, 1077 Berne, St. Ägidius, Langhaus, Mittelschiff nach Westen und nördliches Seitenschiff nach Osten



Abb. 1078 wie Abb. 1076 Langhaus, südöstlicher Pfeiler





Abb. 1079, 1080 Berne, St. Ägidius, südlicher Seitenchor mit Halbgewölbe



Abb. 1081 wie Abb. 1079 nördlicher Seitenchor mit Halbgewölbe



Abb. 1082 Berne, St. Ägidius, Langhaus, Kapitellzone des nordöstlichen Pfeilers

Abb. 1083 wie Abb. 1082 Langhaus, Kapitellzone des südöstlichen Pfeilers



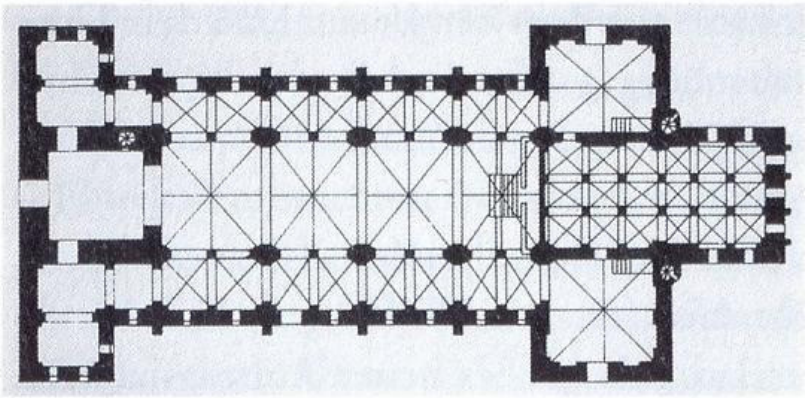


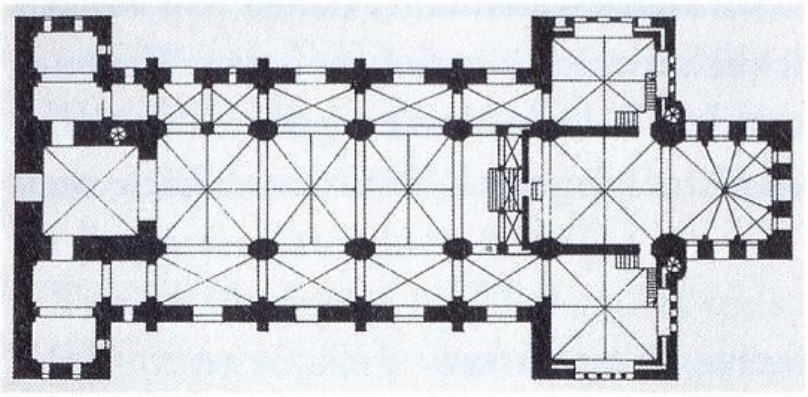
Abb. 1084 wie Abb. 1082 Langhaus, Basis des südlichen Chorbogenpfeilers bzw. des Bogen zum südlichen Seitenchor

Abb. 1085 wie Abb. 1082 Langhaus, Basis des nordwestlichen Pfeilers



Abb. 1086 Hamburg, ehem. Dom, rekonstruierender Grundriss des spätromanischen Zustandes und nach dem gotischen Umbau (nach PLAGEMANN, Versunkene Kunstgeschichte, 1999)





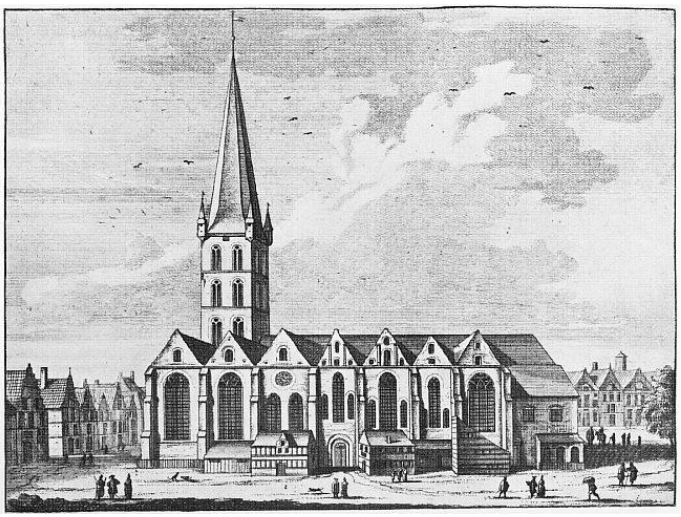


Abb. 1087 wie Abb. 1086 Ansicht von Süden, 17. Jh.

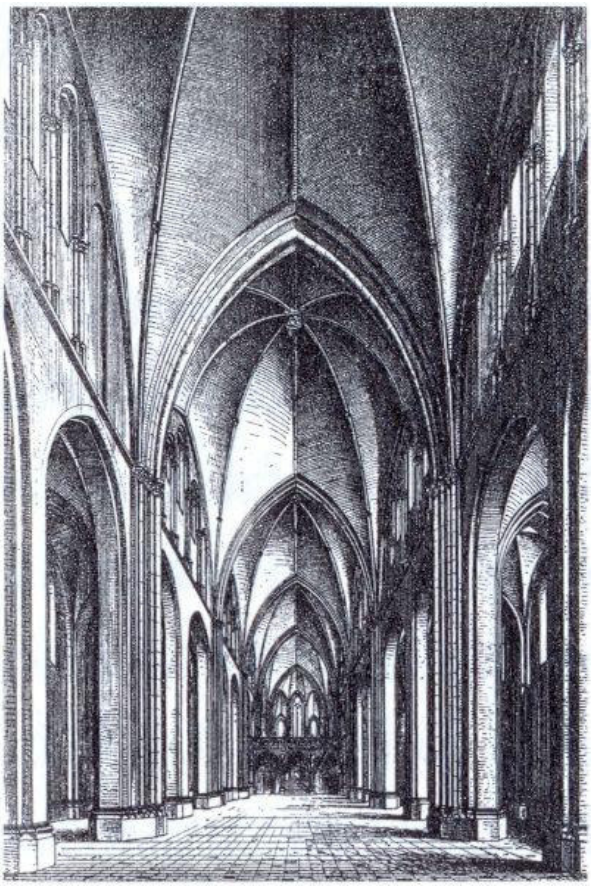


Abb. 1088 wie Abb. 1086 Inneres nach Osten, Rekonstruktionszeichnung (nach PLAGEMANN, Versunkene Kunstgeschichte, 1999)

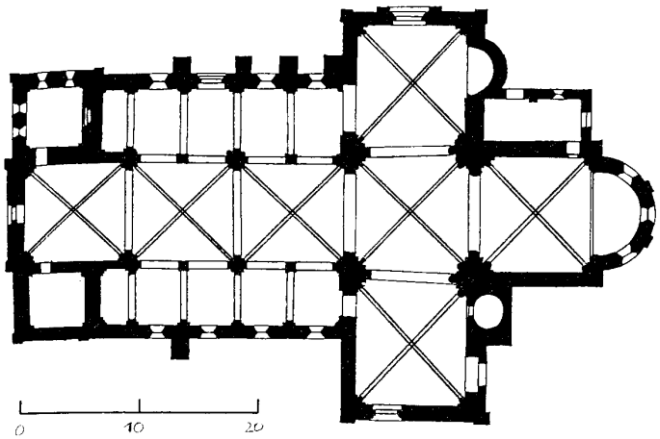


Abb. 1089 Bassum, Stiftskirche St. Mauritius, Grundriss (nach DEHIO, Bremen/Niedersachsen, 1992)



Abb. 1090a wie Abb. 1089 Ansicht von Nordosten (Wikipedia, Foto: Ulamm)



Abb. 1090b wie Abb. 1089 Vierung und Chor nach Nordosten (Wikipedia, Foto: Ulamm)



Abb. 1091 Freckenhorst, Klausurgebäude des Kanonissenstiftes, Blick nach Südwesten, Zustand Ende 19. Jh. (nach HÖLKER, Kreis Warendorf, 1936)



Abb. 1092 wie Abb. 1091 Blick nach Südwesten, heutiger Zustand (Aufn. Michael Reuter, Münster)



Abb. 1093 wie Abb. 1092, Detail: Doppelsäule in einer der südlichen Kreuzgangarkaden



Abb. 1095 wie Abb. 1093 Detail: Kapitell mit Drachensäugerin, Doppelkapitell einer der Doppelsäulen in einer der südlichen Kreuzgangarkaden



Abb. 1094 wie Abb. 1092, Detail: Doppelkapitell einer der Doppelsäulen in einer der südlichen Kreuzgangarkaden







Abb. 1096–1098 wie Abb. 1092, Details: zwei Doppelkapitelle der Doppelsäulen in den südlichen Kreuzgangarkaden



Abb. 1099 wie Abb. 1092, Detail: Basis einer der Doppelsäulen in einer der südlichen Kreuzgang-arkaden

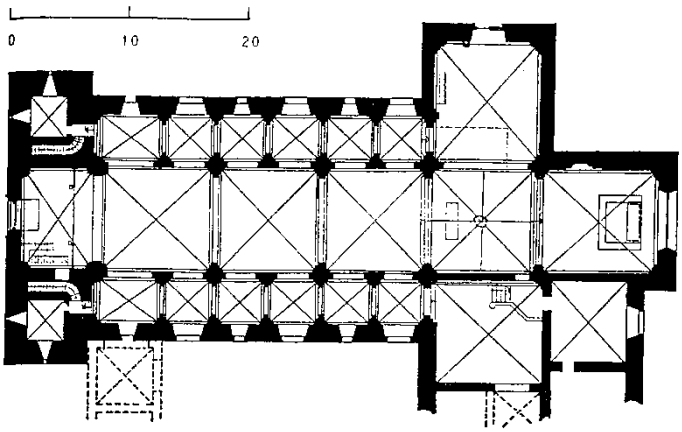


Abb. 1100 Wildeshausen, Stiftskirche St. Alexander, Grundriss (nach DEHIO, Bremen/ Niedersachsen, 1992)



Abb. 1101 wie Abb. 1100, nördliches Seitenschiff nach Osten (Aufn. Wikipedia)



Abb. 1102 wie Abb. 1100 Mittelschiff nach Osten (Aufn. Wikipedia)

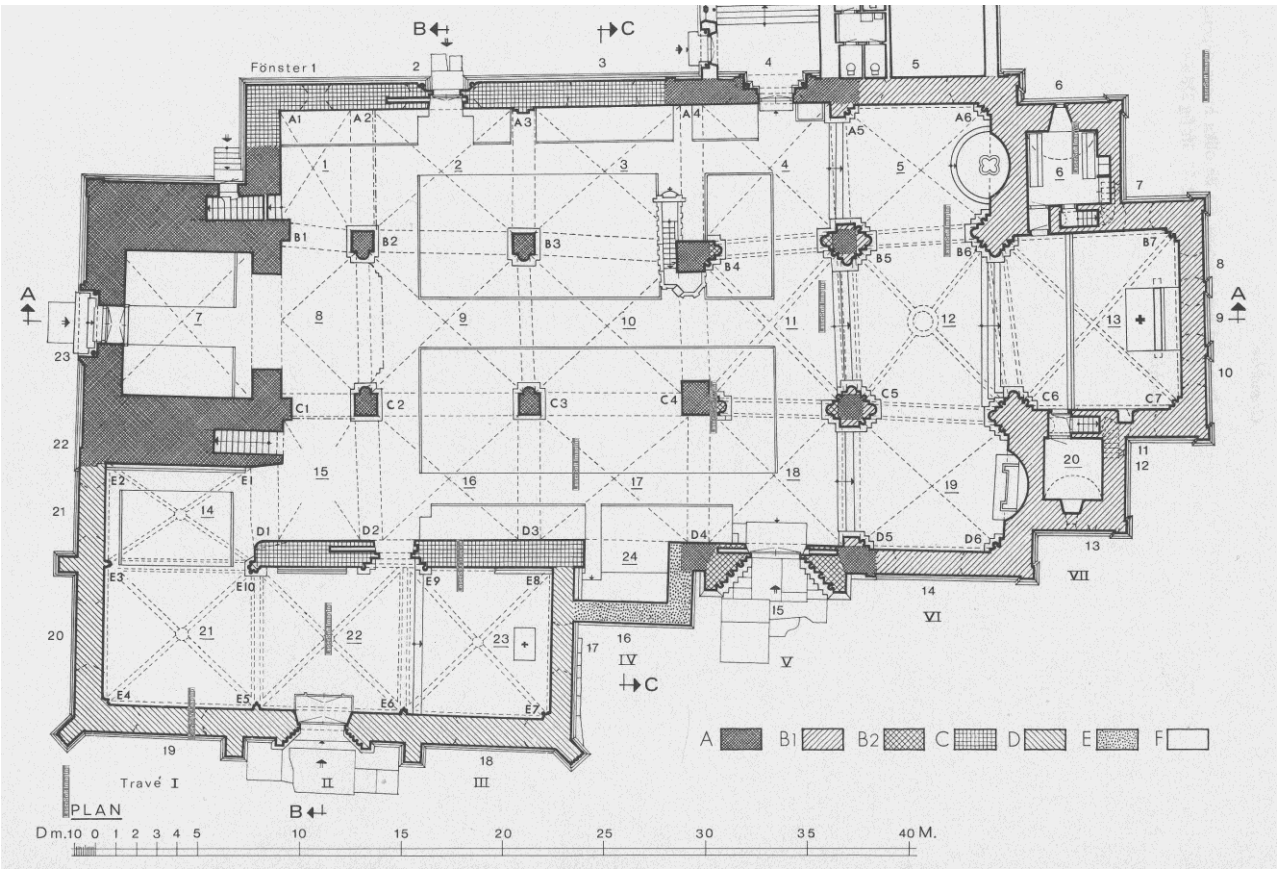


Abb. 1104 Wisby (Visby), Pfarrkirche St. Marien (heute Domkirche), Grundriss mit Eintragung der Bauphasen (nach SVAHNSTRÖM, Visby Domkyrka I, 1978)

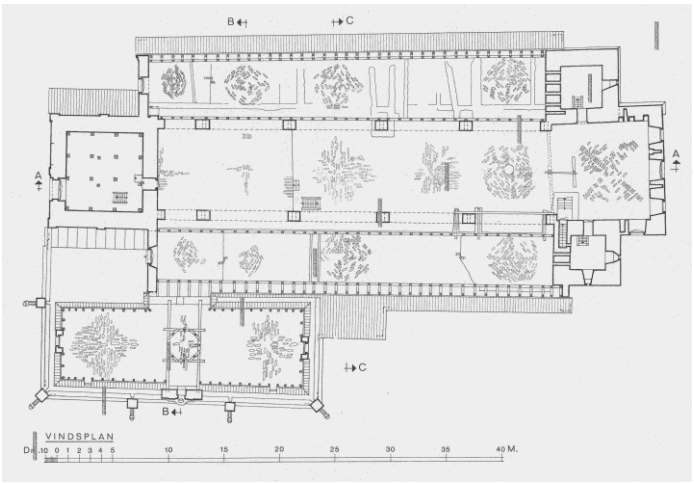


Abb. 1105 wie Abb. 1104 Grundriss des Dachgeschosses mit Eintragung der Mauerung der Gewölbeoberseiten (nach SVAHNSTRÖM, Visby Domkyrka I, 1978)

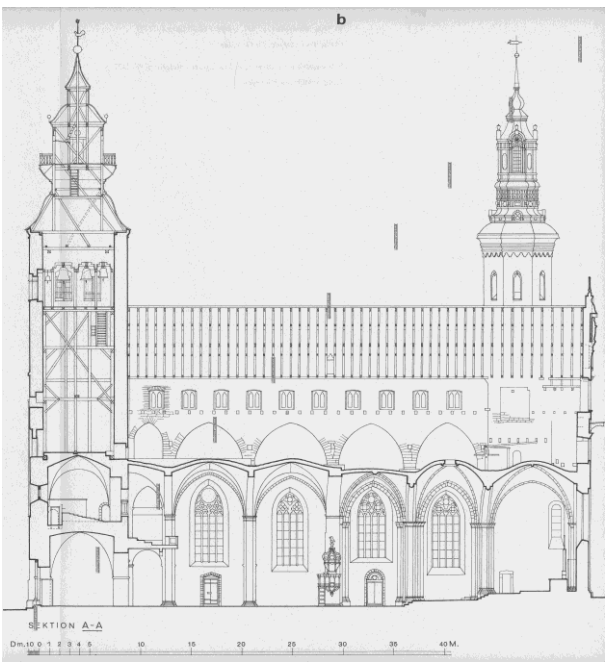


Abb. 1106 wie Abb. 1104 Längsschnitt nach Norden (nach SVAHNSTRÖM, Visby Domkyrka I, 1978)



Abb. 1108 Wisby (Visby), St. Marien, Ansicht von Südosten

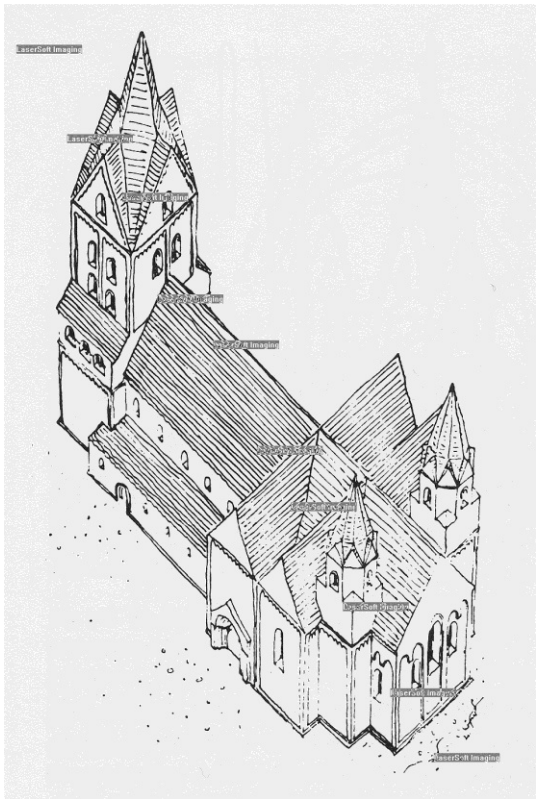


Abb. 1107 wie Abb. 1104 Rekonstruktion im Zustand des13. Jh.s (nach SVAHNSTRÖM, Visby Domkyrka I, 1978)



Abb. 1109 wie Abb. 1108 Ansicht der Chorpartie von Nordosten





Abb. 1110, 1111 Wisby (Visby), St. Marien, Vierung und Chorjoch nach Osten





Abb. 1112, 1113 wie Abb. 1110 nördlicher und südlicher Chorbogenpfeiler und angrenzende Wände des Chorjochs





Abb. 1114, 1115 Wisby (Visby), St. Marien, südwestlicher und nordwestlicher Pfeiler des Chorjochs



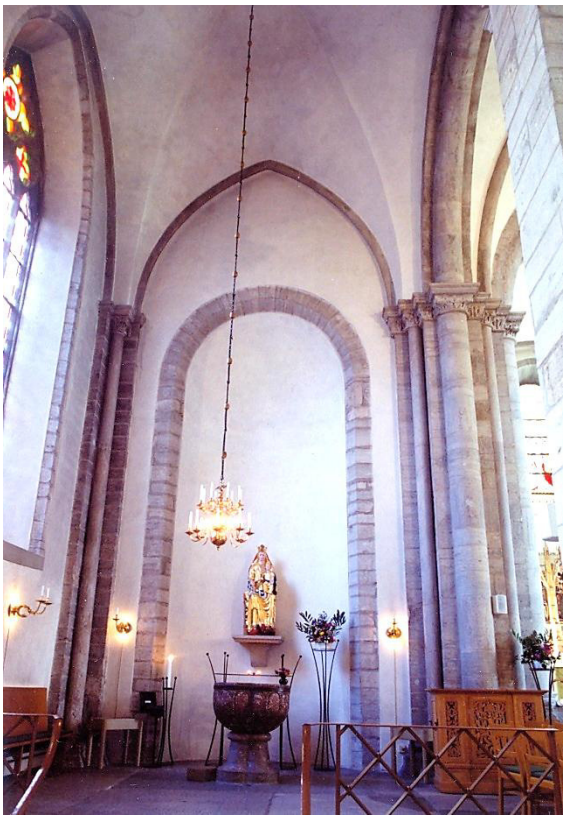
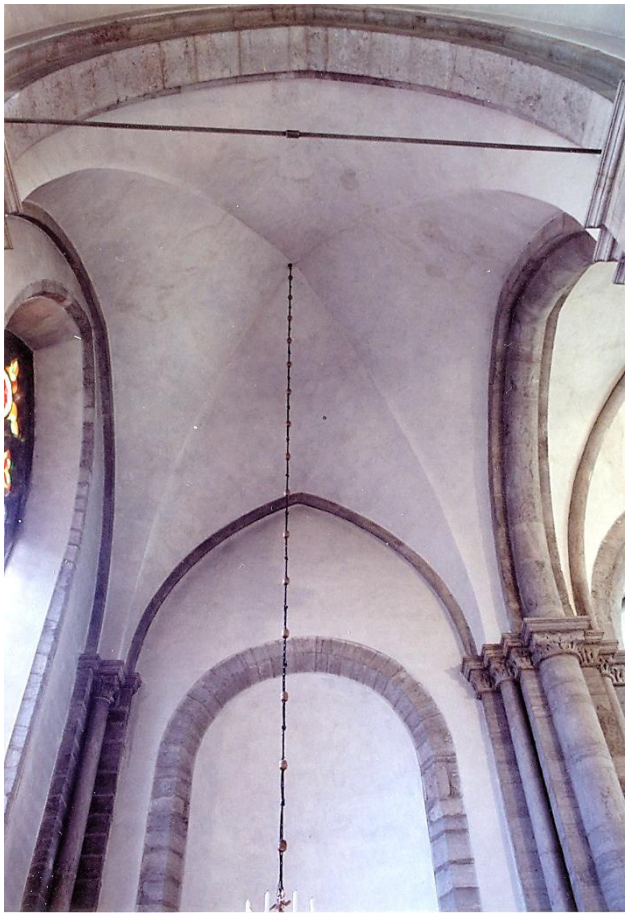


Abb. 1116, 1117 wie Abb. 1114 südlicher (links) und nördlicher (rechts) Seitenchor



Abb. 1119 Wisby (Visby), St. Marien, Gewölbe des Chorjochs



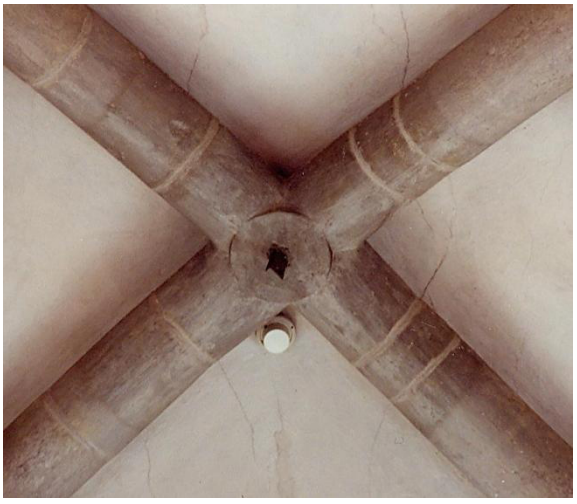


Abb. 1120 wie Abb. 1119 Detail: Schlussstein des Chorgewölbes

Abb. 1118 wie Abb. 1117 Gewölbe des nördlichen Seitenchors



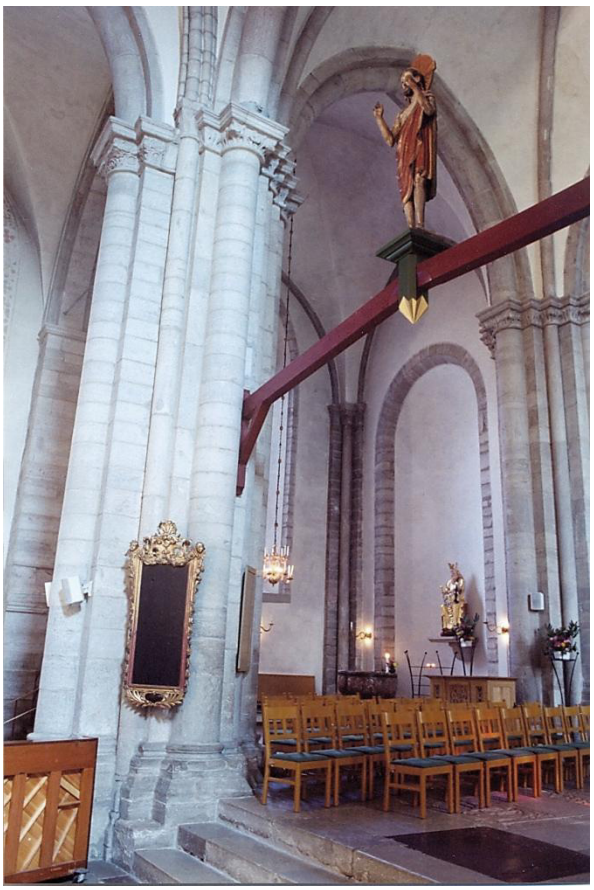


Abb. 1121, 1122 Wisby (Visby), St. Marien, südlicher Chorbogenpfeiler und nordöstlicher Vierungspfeiler



Abb. 1123 wie Abb. 1122 Vierung und nördliches Querhaus nach Norden

Abb. 1124 Wisby (Visby), St. Marien, Basis des südlichen Chorbogenpfeilers





Abb. 1125 wie Abb. 1125 Basis der westlichen Wandvorlage des nördlichen Seitenchors

Abb. 1126 wie Abb. 1124 Basis des südöstlichen Vierungspfeilers von Norden







Abb. 1127, 1128 Wisby (Visby), St. Marien, nordöstliches und südöstliches Eckdienstkapitell des Chorjochs





Abb. 1129, 1130 wie Abb. 1127 östliche Eckdienstkapitelle des nördlichen bzw. südlichen Seitenchors



Abb. 1131, 1132 Wisby (Visby), St. Marien, Kapitellzone des nördlichen Chorbogenpfeilers





Abb. 1133, 1134 wie Abb. 1131 Kapitellzone des südlichen Chorbogenpfeilers





Abb. 1135 Wisby (Visby), St. Marien, wie Abb. 1133, Detail: nordwestliches Dienstkapitell und angrenzende Pfeilerkernkapitelle

Abb. 1136 wie Abb. 1135 nordöstlicher Vierungspfeiler, Seite Richtung nördlichem Seitenchor, nordöstliches Dienstkapitell und angrenzende Pfeilerkernkapitelle



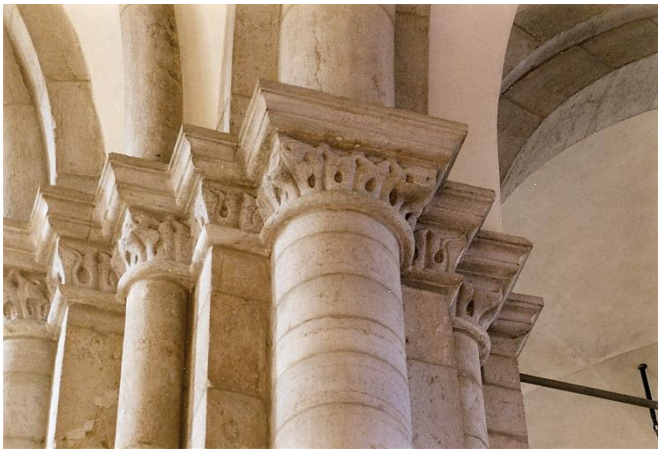


Abb. 1137 wie Abb. 1125 südöstlicher Vierungspfeiler, Seite Richtung südlichem Seitenchor, Kapitellzone

Abb. 1138 wie Abb. 1135 Kapitellzone der westlichen Wandvorlage des südlichen Seitenchors



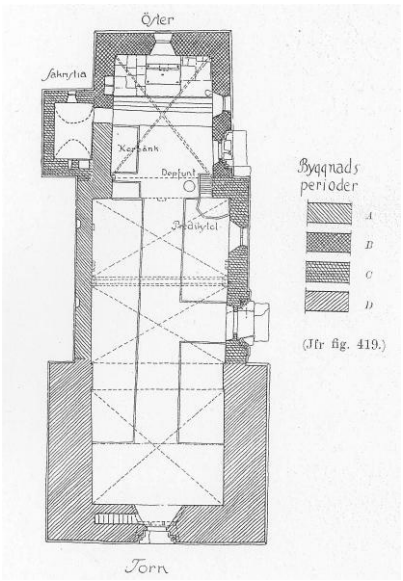
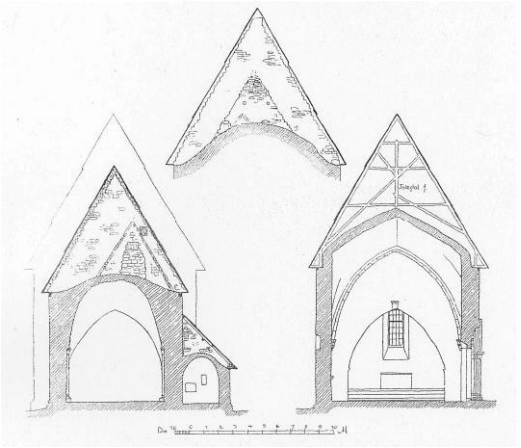
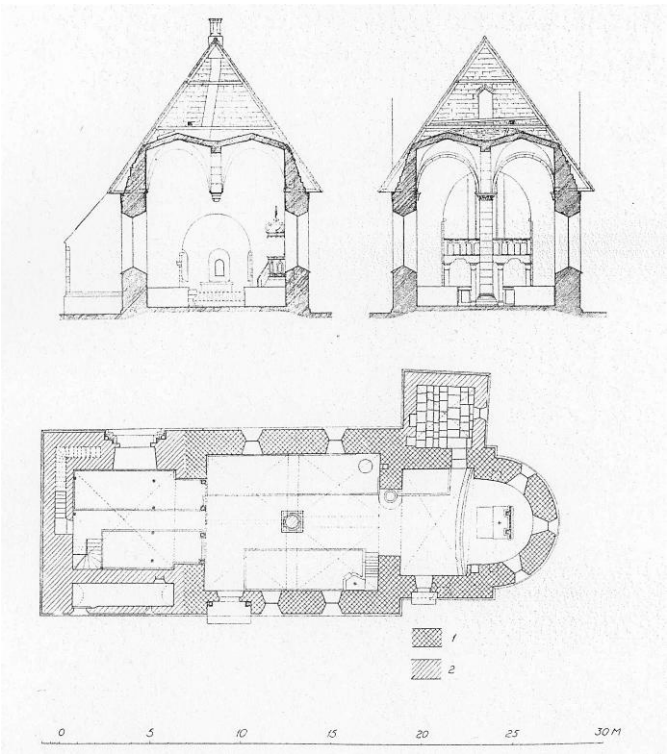


Abb. 1139, 1140 Lokrume auf Gotland, Pfarrkirche, Grundriss und Querschnitte (nach ROOSVAL, Kirchen Gotlands, 1911)





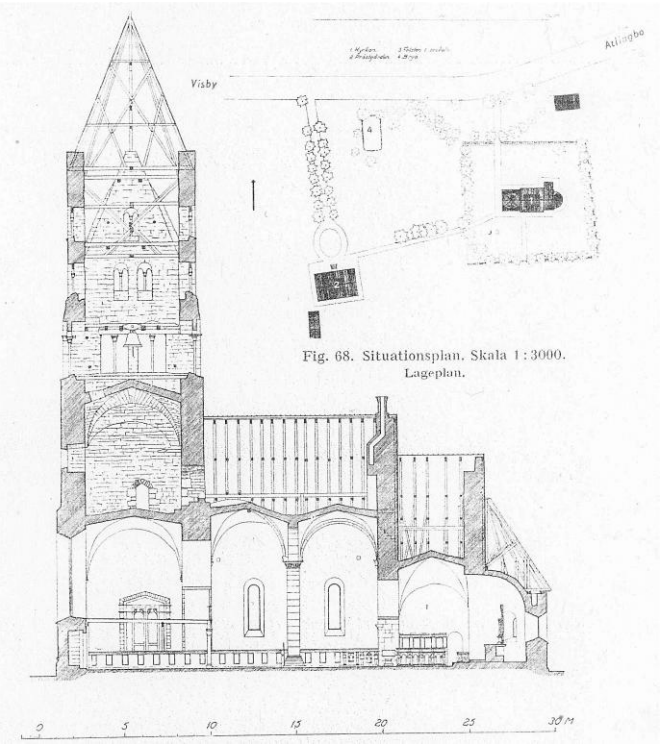


Abb. 1141, 1142 Vall auf Gotland, Pfarrkirche, Grundriss und Querschnitte sowie Längsschnitt (nach ROOSVAL, Kirchen Gotlands, 1911)



Abb. 1143 wie Abb. 1141 Kapitell des zentralen Rundpfeilers des Langhauses mit ‚Ovalmotiv' (nach ROOSVAL, Kirchen Gotlands, 1911)

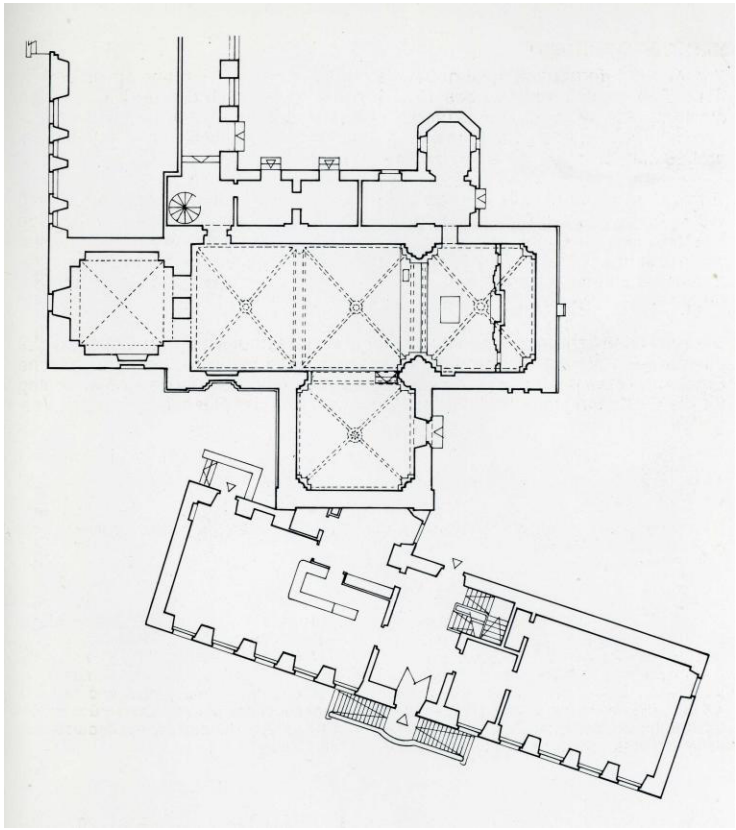


Abb. 1144 Osnabrück, Klosterkirche St. Gertrud, Grundriss mit angrenzenden Klostergebäuden (nach UHRMACHER, Gertrudenberg, 1983)



Abb. 1145 wie Abb. 1144 Ansicht von Chor und Südquerarm von Südosten





Abb. 1146, 1147 Osnabrück, St. Gertrud, Langhausjoch von Süden und Südquerarm von Westen



Abb. 1148 wie Abb. 1146 Portal in der Südwand des Langhauses



Abb. 1149 wie Abb. 1146 Gesamtansicht von Norden





Abb. 1150, 1151 Osnabrück, St. Gertrud, ‚Vierung' und Südquerarm nach Südosten





Abb. 1152, 1153 wie Abb. 1150 Südquerarm nach Südosten und Südwesten





Abb. 1154, 1155 Osnabrück, St. Gertrud, Langhaus nach Westen und nördliche Langhauswand





Abb. 1156, 1157 wie Abb. 1154 nördliche und südliche Chorwand



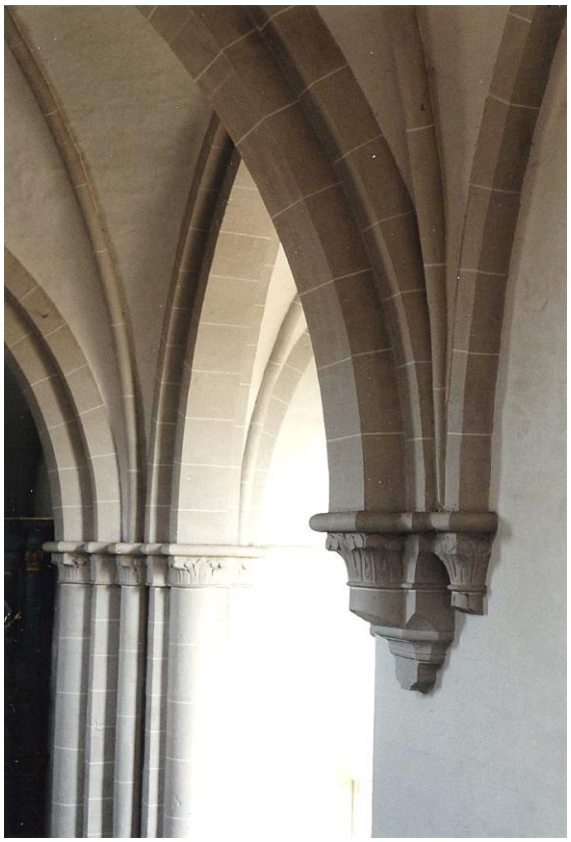


Abb. 1158, 1159 Osnabrück, St. Gertrud, nördlicher und südlicher Chorbogenpfeiler (= südöstlicher Vierungspfeiler)





Abb. 1160–1161 wie Abb. 1158 südwestlicher Vierungspfeiler und Detail der Abkragung



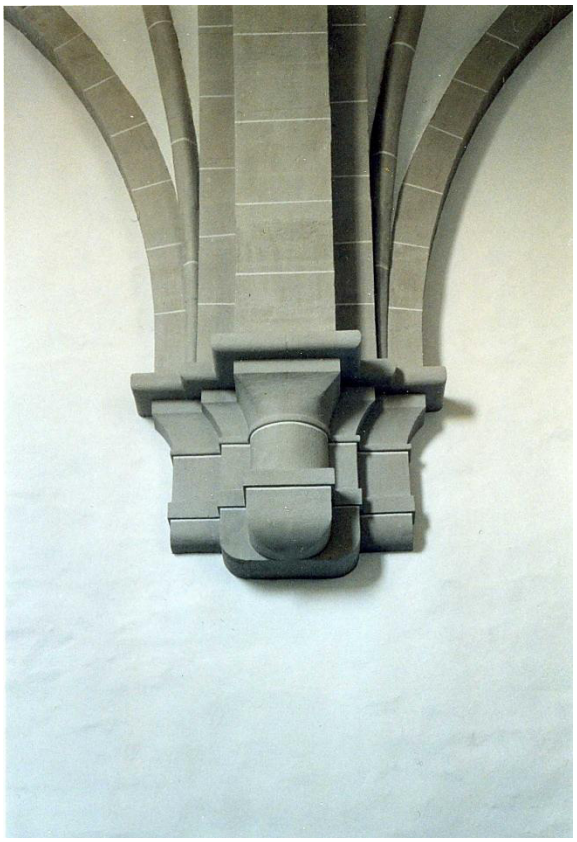


Abb. 1162, 1163 Osnabrück, St. Gertrud, Abkragung des südwestlichen Vierungspfeilers (vgl. Abb. 1161) und nördliche Abkragung des Langhauses

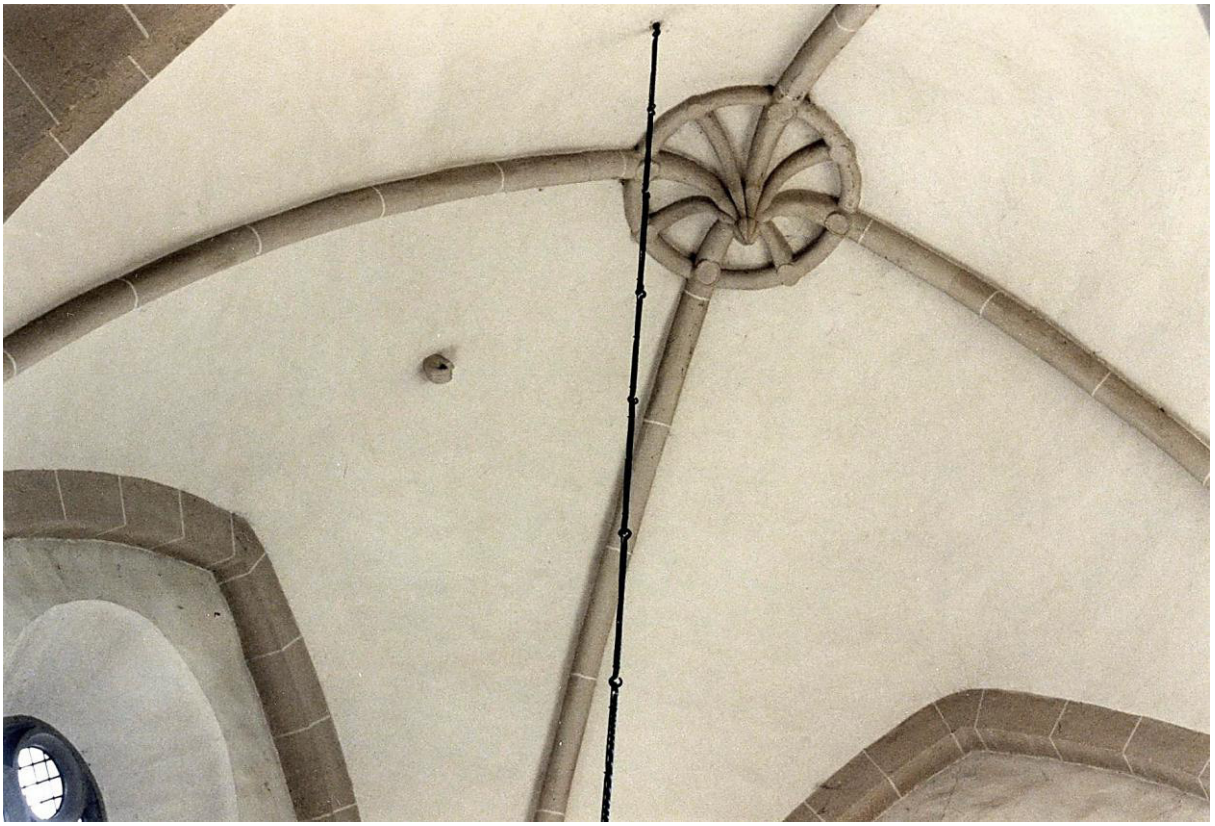


Abb. 1164 wie Abb. 1162 Gewölbe des Südquerarms mit Schlusssteinzier und steinerner Hand in der östlichen Gewölbekappe




Abb. 1165, 1166 Osnabrück, St. Gertrud, Kapitelle des nordöstlichen und südöstlichen Eckdienstes des Chorjoches mit begleitenden Wandvorlagen und Wulstkämpfer







Abb. 1167–1170 wie Abb. 1165 Kapitellzone des nördlichen Chorbogenpfeilers und Details: Kapitell des östlichen Eckdienstes sowie der Halbrundvorlage



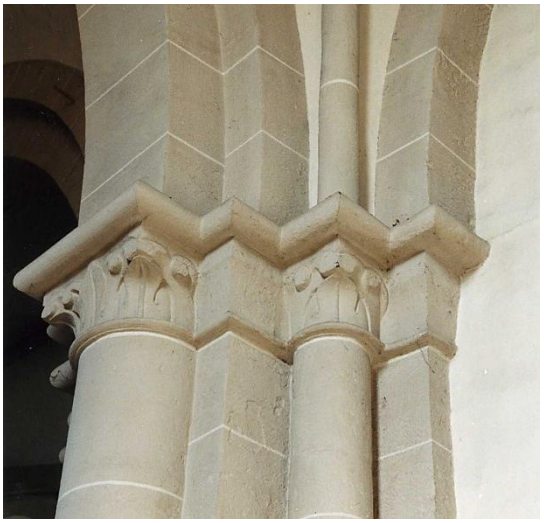


Abb. 1171–1172 Osnabrück, St. Gertrud, Kapitellzone des südlichen Chorbogenpfeilers



Abb. 1173 wie Abb. 1171, Detail: Kapitell des nordwestlichen Dienstes

Abb. 1174 wie Abb. 1172, Detail: Kapitell der westlichen Halbrundvorlage



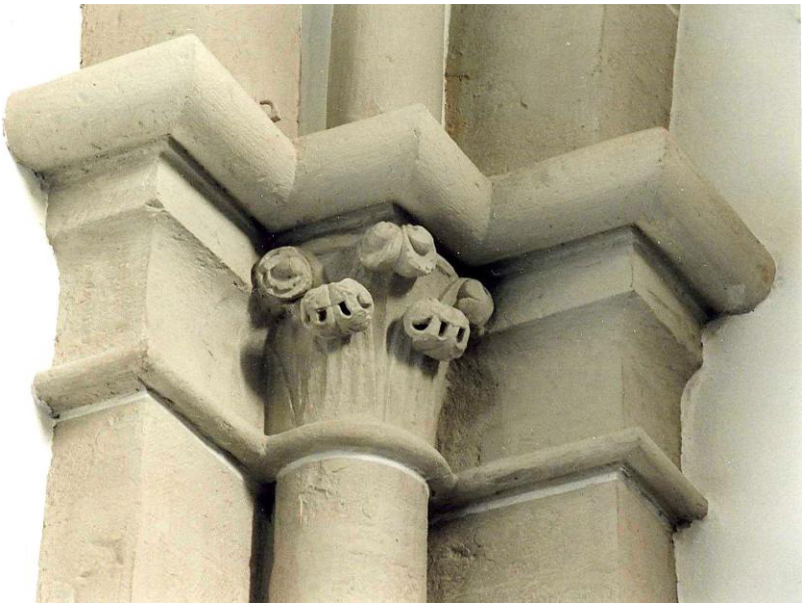


Abb. 1175 Osnabrück, St. Gertrud, Südquerarm, Kapitell des südöstlichen Eckdienstes

Abb. 1176 wie Abb. 1175, Südquerarm, Kapitell des südwestlichen Eckdienstes





Abb. 1177 wie Abb. 1175, Südquerarm, Kapitell des nordwestlichen Eckdienstes mit ‚Ovalmotiv'



Abb. 1178–1179 Osnabrück, St. Gertrud, Kapitelle des südwestlichen Vierungspfeilers: östliche Halbrundvorlage (oben) sowie nördliche Halbrundvorlage und westlicher Eckdienst (rechts)



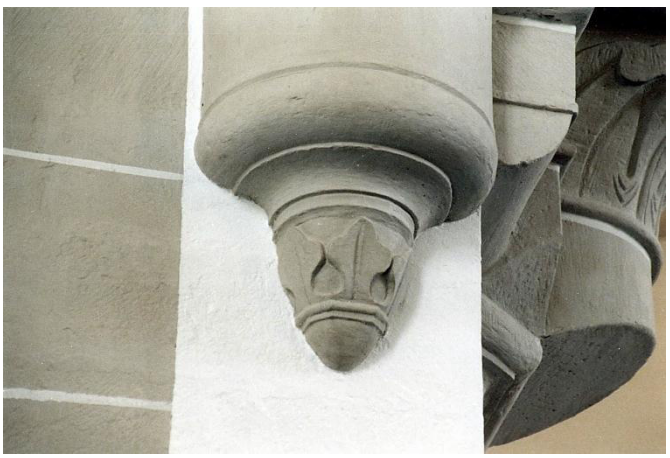


Abb. 1180–1181 wie Abb. 1178–1179 südwestlicher Vierungspfeiler, Konsolen der Abkragungen auf der Ostseite (oben) und der Nordseite (rechts)







Abb. 1182–1183 Osnabrück, St. Gertrud, Langhaus, Kapitell und Basis (auf Emporenhöhe) des südwestlichen Eckdienstes



Abb. 1184 wie Abb. 1182 Basis des nördlichen Chorbogenpfeilers

Abb. 1185 wie Abb. 1182 Basis des südlichen Chorbogenpfeilers





Abb. 1186 Osnabrück, St. Gertrud, südwestlicher Vierungspfeiler, Basis des südlichen Dienstes (zum Südquerarm)



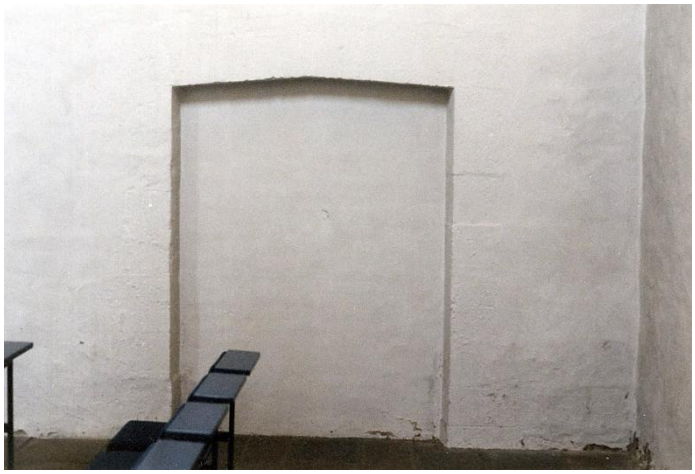


Abb. 1187, 1188 wie Abb. 1186 Langhaus-Westjoch, nördliche (links) und südliche (rechts) Portalnische

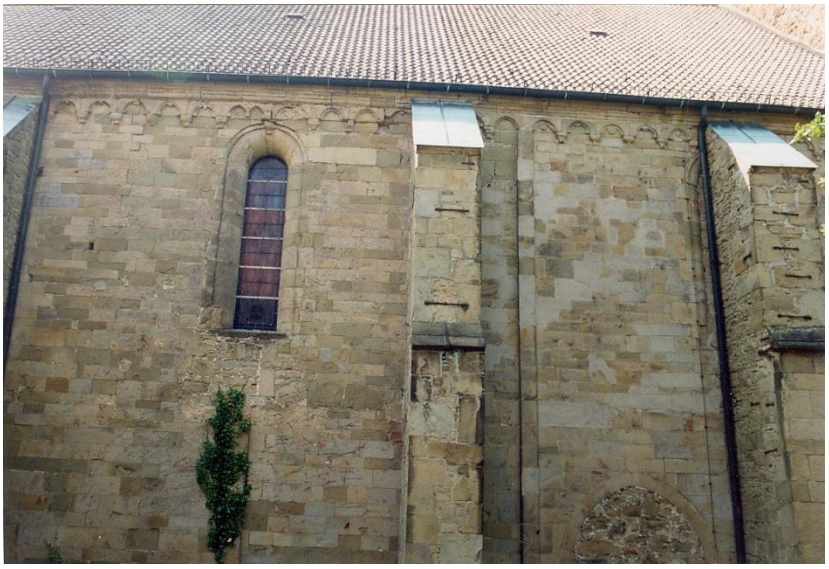


Abb. 1189 Melle, Pfarrkirche St. Matthäus, nördliche Langhauswand mit Gliederung aus Lisenen und Rundbogenfriesen



Abb. 1190 wie Abb. 1189 südliche Langhauswand, Südportal



Abb. 1191 wie Abb. 1189 Inneres nach Nordosten



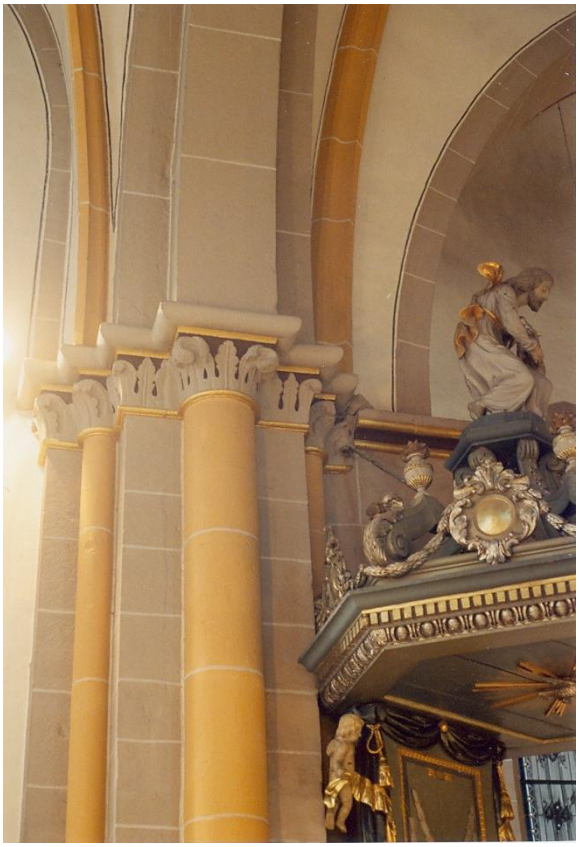


Abb. 1192, 1193 Melle, St. Matthäus, Kapitellzone und Bogenansatz des nördlichen und südlichen Chorbogenpfeilers





Abb. 1194, 1195 wie Abb. 1192 Basen des nördlichen Chorbogenpfeilers und des mittleren nördlichen Langhauspfeilers

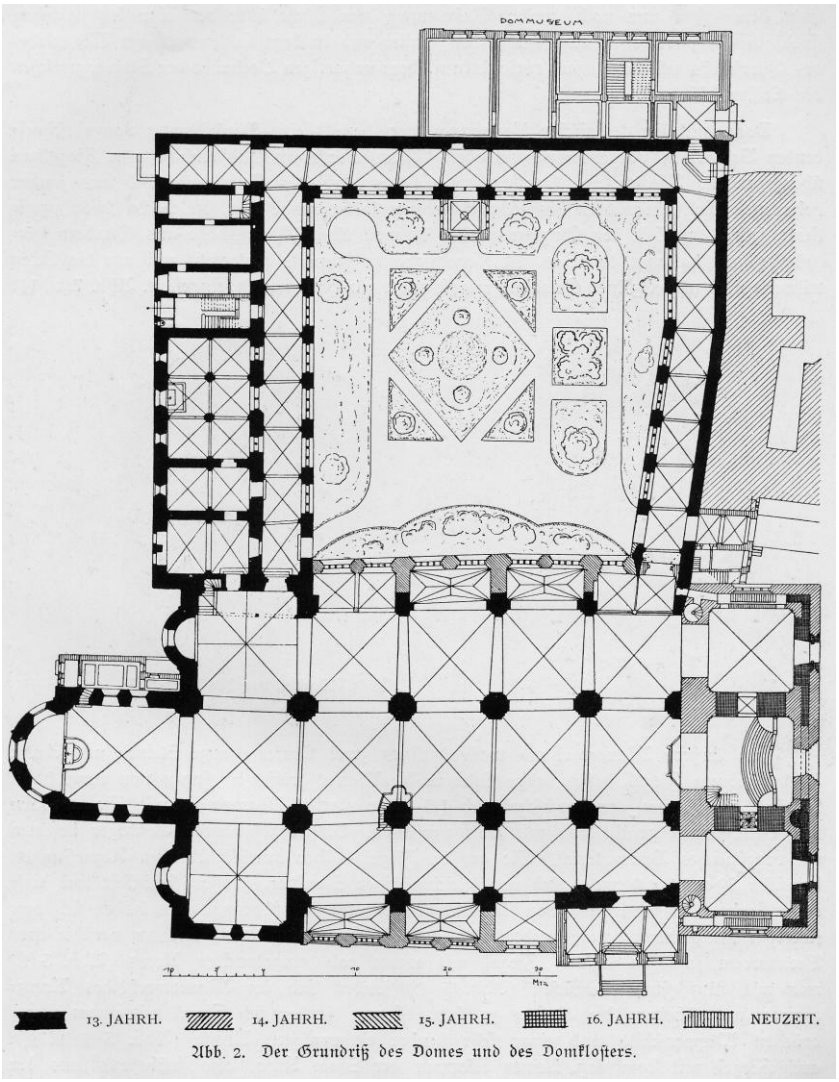


Abb. 2. Der Grundriß des Domes und des Domkloſters.

Abb. 1196 Riga, Dom, Grundriss samt angrenzenden Klausurbauten (nach NEUMANN, Riga, 2012)

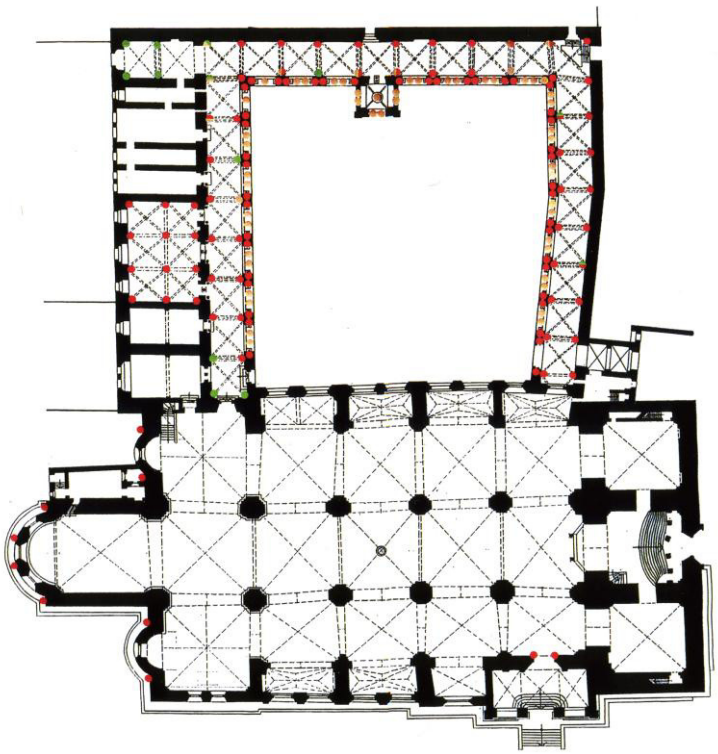


Abb. 1197 wie Abb. 1196 Grundriss mit Kartierung der Bauplastik (rot = bauzeitlich; nach BERGHOLDE, Riga, 2006)

Abb. 1198 Riga, Dom, Gesamtansicht von Norden





Abb. 1199 wie Abb. 1198 Ansicht der Chorpartie und der Querhäuser von Osten

Abb. 1200 wie Abb. 1198 Ansicht von Chor und Nordquerhaus von Nordosten





Abb. 1201 Riga, Dom, Nordquerhausfront

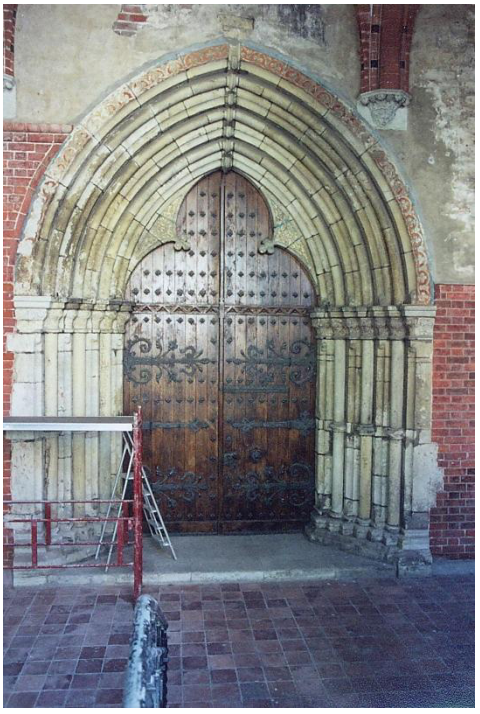


Abb. 1203 wie Abb. 1201 Nordportal am westlichen Langhausjoch



Abb. 1202 wie Abb. 1201, Detail: Nordquerhausgiebel mit ‚Opus spicatum‘



Abb. 1204, Riga, Dom, Vierung, Nordquerhaus und Chor nach Nordosten





Abb. 1205–1206 wie Abb. 1204 Südquerhaus nach Südosten und Detail des Gewölbes





Abb. 1207–1208 Riga, Dom, Nordquerhaus nach Nordosten und Detail des Gewölbes





Abb. 1209–1210 wie Abb. 1208 Nordquerhaus nach Nordwesten und Wandpfeiler am Übergang zum nördlichen Seitenschiff mit freigelegtem Mauerwerk (Zustand 2001)



Abb. 1211 Riga, Dom, nördliches Seitenschiff nach Osten



Abb. 1212 wie Abb. 1211 Chorjoch, Kapitell des nordwestlichen Eckdienstes mit ‚Ovalmotiv'





Abb. 1214 zum Vergleich: Lippstadt, Große Marienkirche, Erdgeschoss des Nordturms, Kapitell mit ‚Ovalmotiv'

Abb. 1213 wie Abb. 1211 östliches Joch des nördliches Seitenschiffes, Kapitell des nordwestlichen Eckdienstes mit ‚Ovalmotiv'



Abb. 1215 Riga, Dom, südliche Querhausapsis, figürliches Kapitell



Abb. 1218 Vergleich dreier Kapitelle aus Lippstadt, Bremen und Riga (s.u.) von Hans Thümmler (nach THÜMMLER, Bedeutung, 1955)





Abb. 1216, 1217 Riga, Domklausur, östlicher Kreuzgangflügel, zwei Halbkapitelle





Abb. 1219, 1220 Riga, Domklausur, Gewölberaum sowie Kapitelsaal nach Südosten





Abb. 1221–1222 wie Abb. 1220 Kapitelsaal, Details: Gewölbe des mittleren Westjochs und südlicher Bündelpfeiler von Südwesten



Abb. 1223 Riga, Domklausur, Ostflügel des Kreuzgangs, Kapitelsaalfront nach Südosten



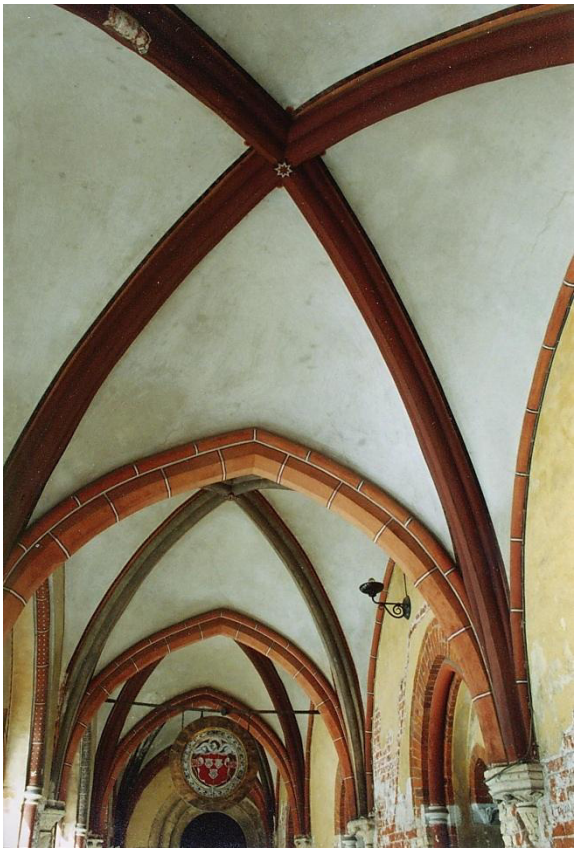


Abb. 1224–1225 wie Abb. 1223 Ostflügel des Kreuzgangs nach Norden und Detail: Gewölbe des nördlichen Abschnitts

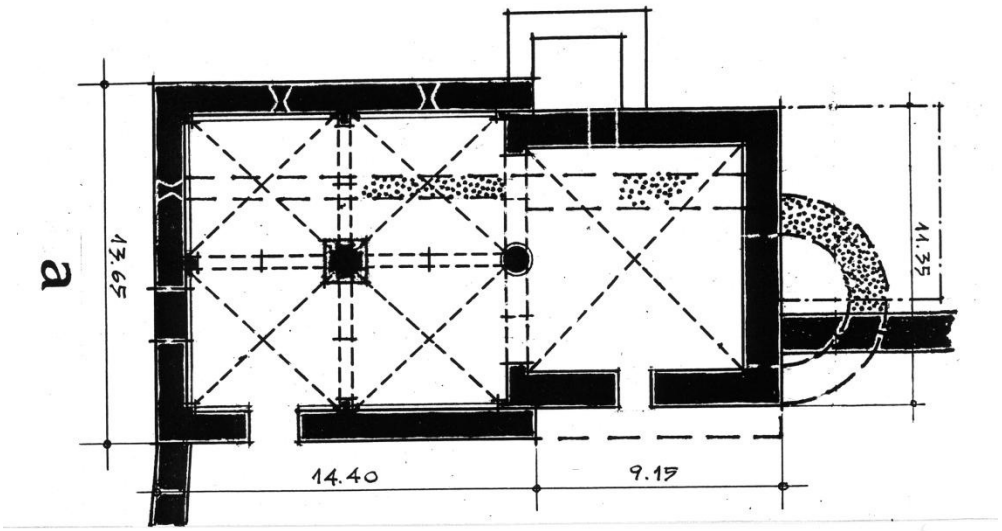


Abb. 1226 Uexküll (Ikšķile), Pfarrkirche, rekonstruierender Grundriss mit Grabungsbefunden und Maßangaben, Zeichnung von G. Jansons

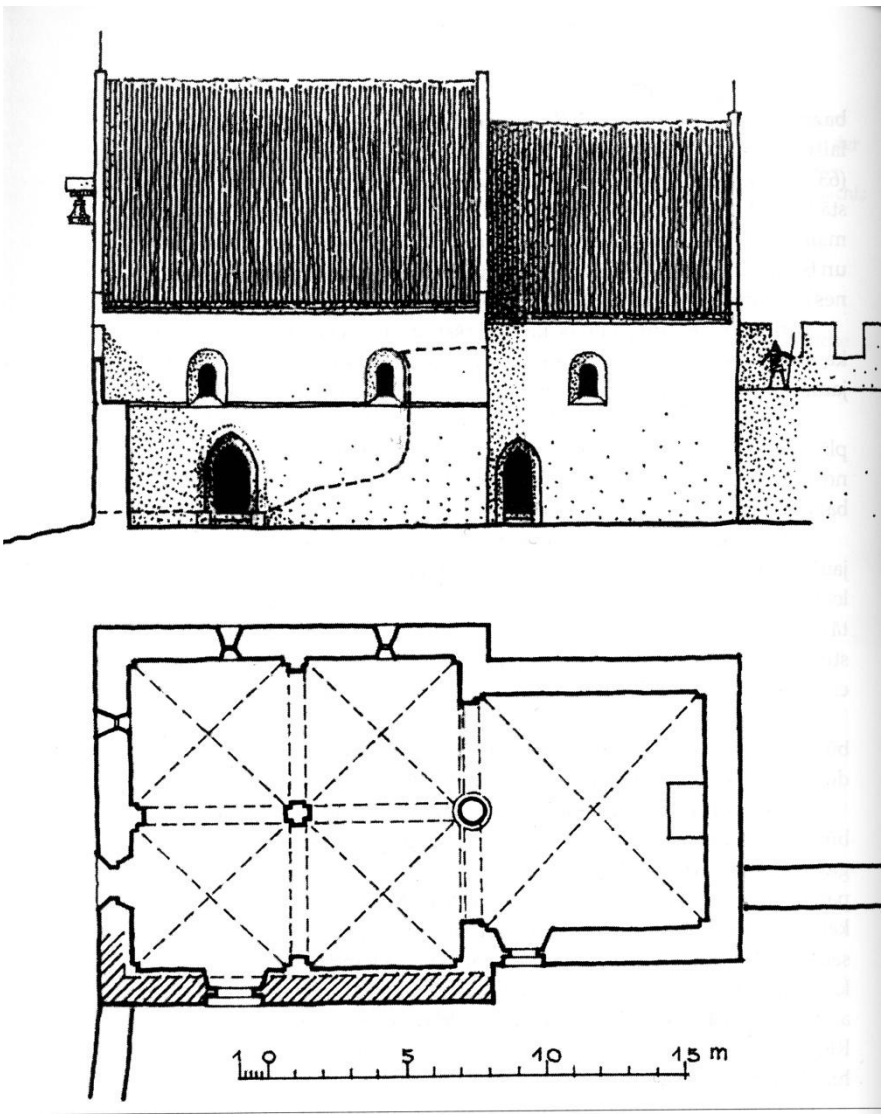


Abb. 1227 wie Abb. 1226 Rekonstruktion von Südansicht und Grundriss im Zustand des 13. Jh.s von G. Jansons (nach JANSONS, Uexküll, 2004)



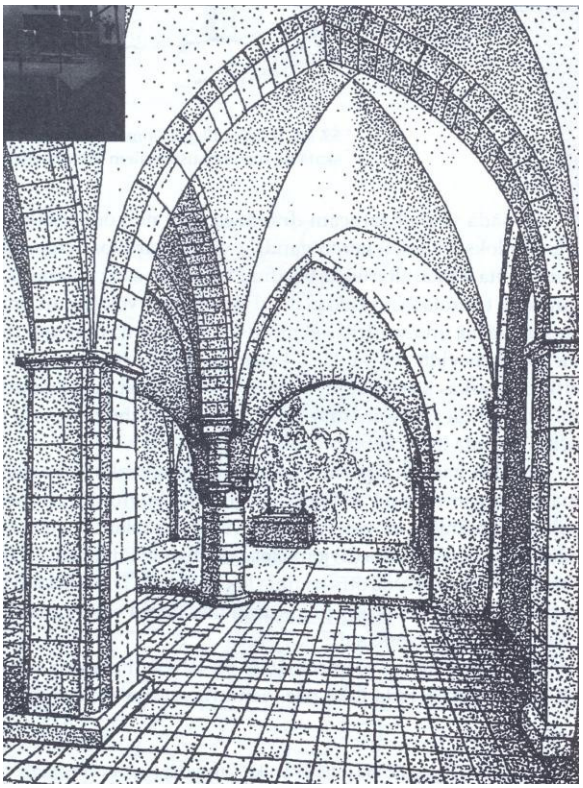


Abb. 1228, 1229 Uexküll (Ikšķile), Pfarrkirche, Inneres nach Nordosten vor 1918 und Rekonstruktion des spätromanischen Zustandes von G. Jansons (nach JANSONS, Uexküll, 2004)



Abb. 1230 wie Abb. 1228, Detail: Pfeiler unter dem Chorbogen während der Freilegung





Abb. 1231–1232 wie Abb. 1230 Detail des Pfeilers: Konsole mit abgearbeiteter Rosenblüte und Abguss der Konsole mit rekonstruierter Rose von G. Jansons



Abb. 1233 Hapsal (Haapsalu), Dom, Inneres nach Südosten

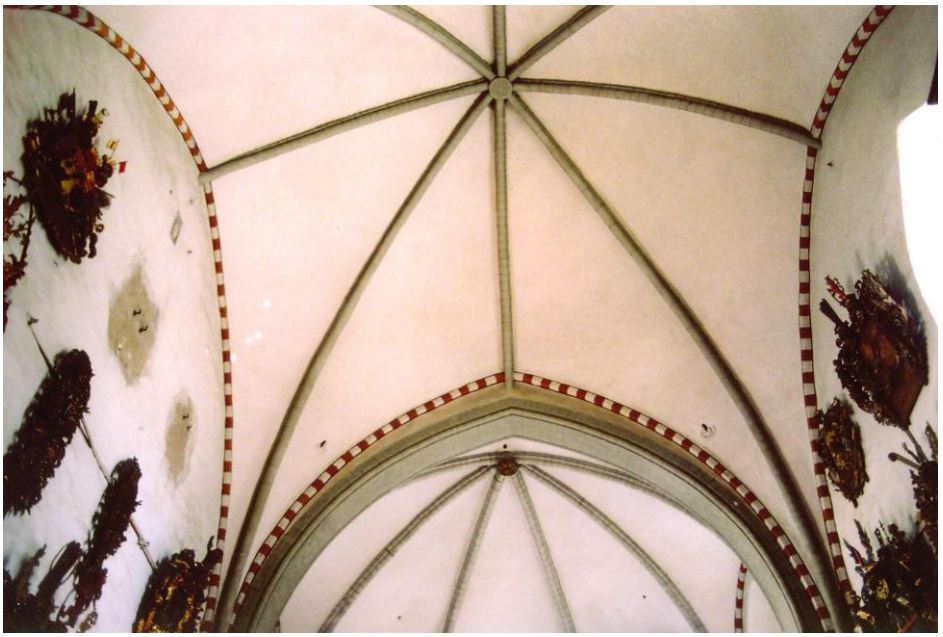


Abb. 1234 Reval (Tallinn), Dom, Gewölbe von Chorquadrat und Chorschluss



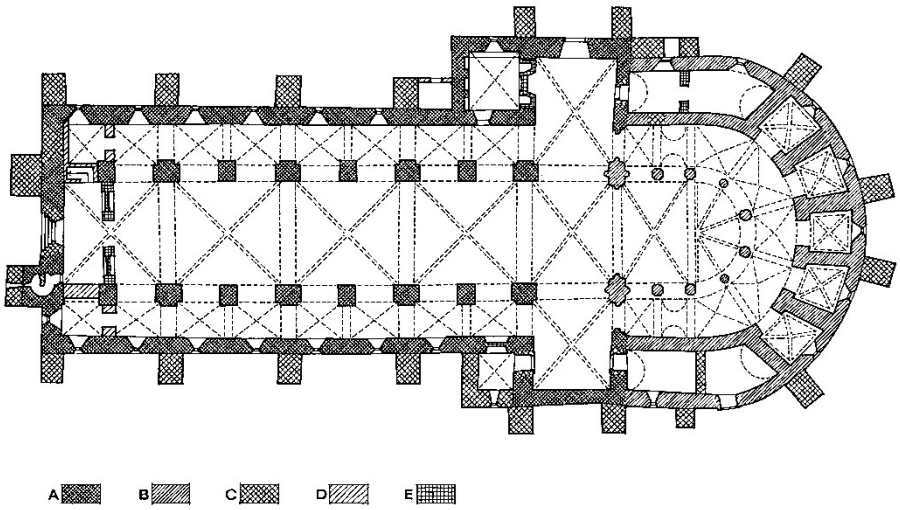


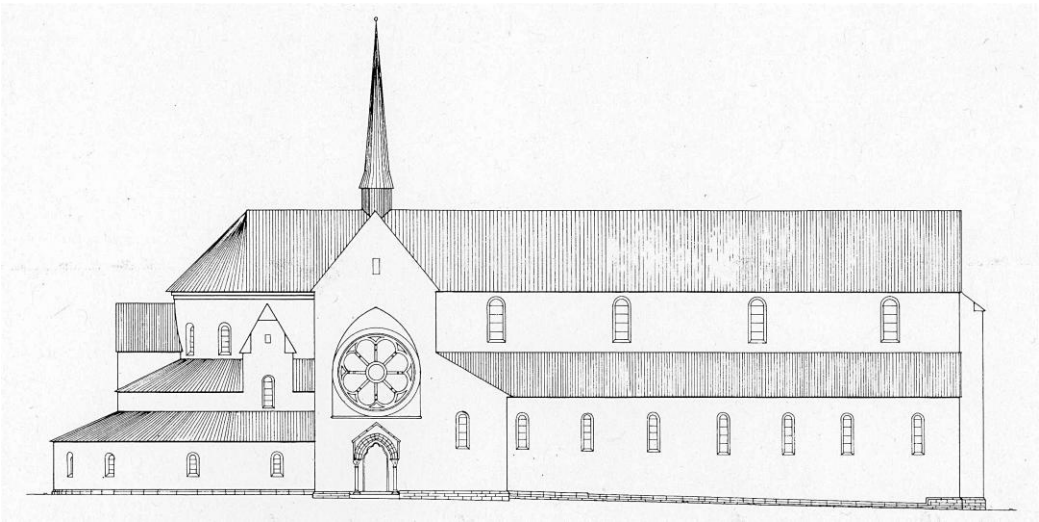
Abb. 1235, 1236 Wolde (Valjala), St. Martin, Westportal und Gewölbe des Chorjochs

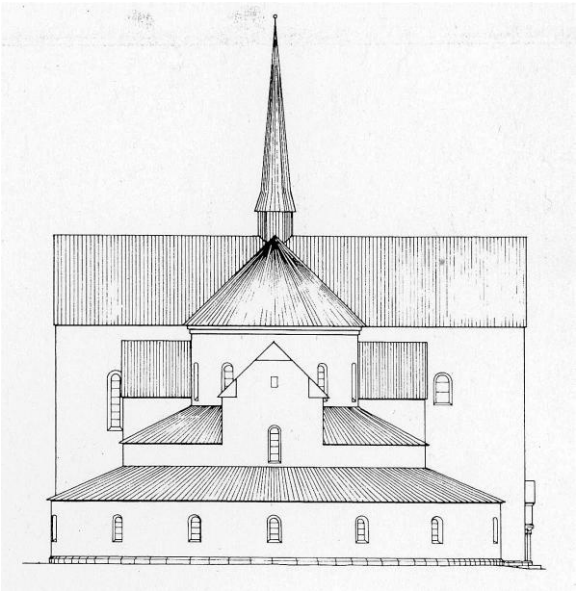




Abb. 1237–1238 Karmel (Kaarma), St. Petri, Nordportal und Chorjoch nach Nordosten







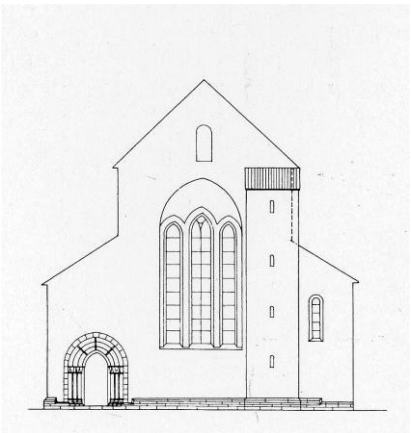


Abb. 1239–1242 Varnhem, Klosterkirche, Grundriss (mit Angabe der Bauphasen) sowie rekonstruierende Ansichten von Norden, Osten und Westen (nach EDENHEIM/ROSELL, Varnhem, 1982)



Abb. 1243 Varnhem, Klosterkirche, Luftansicht von Süden (Postkarte)



Abb. 1244 wie Abb. 1243 Gesamtansicht von Nordosten



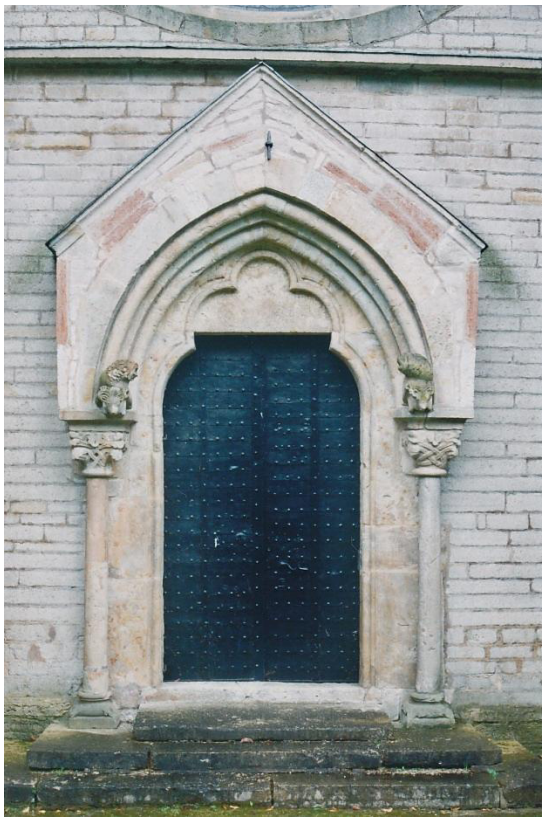


Abb. 1245, 1246 Varnhem, Klosterkirche, Nordquerhausfront und Detail: Nordquerhausportal



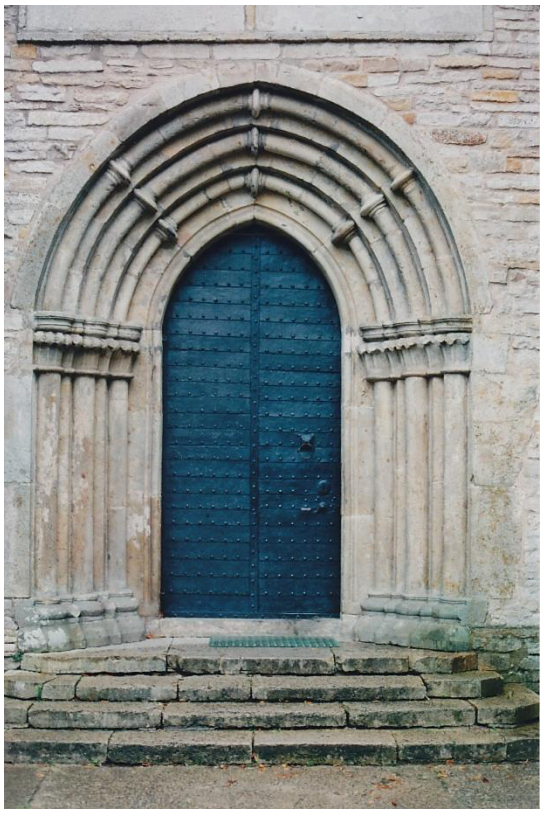


Abb. 1247, 1248 wie Abb. 1245 Westfassade und Detail: Westportal





Abb. 1249–1250 Varnhem, Klosterkirche, Inneres nach Osten (links Postkarte)





Abb. 1251, 1252 wie Abb. 1249 Langhaus nach Westen und nördliches Querhaus nach Norden





Abb. 1253–1254 Varnhem, Klosterkirche, Sanktuarium nach Norden und Gewölbe der Apsis





Abb. 1255, 1256 wie Abb. 1253 südwestlicher (links) und nordwestlicher (rechts) Vierungsfeiler mit Abkragungen





Abb. 1257, 1258 Varnhem, Klosterkirche, Kopfkonsole am südwestlichen Vierungspfeiler und Blattkonsole am nordwestlichen Vierungspfeiler







Abb. 1259–1261 wie Abb. 1247 Pfeilerabkragung am nördlichen Obergaden und Details der Abkragungen mit Blüten an den Unterseiten der Konsolen

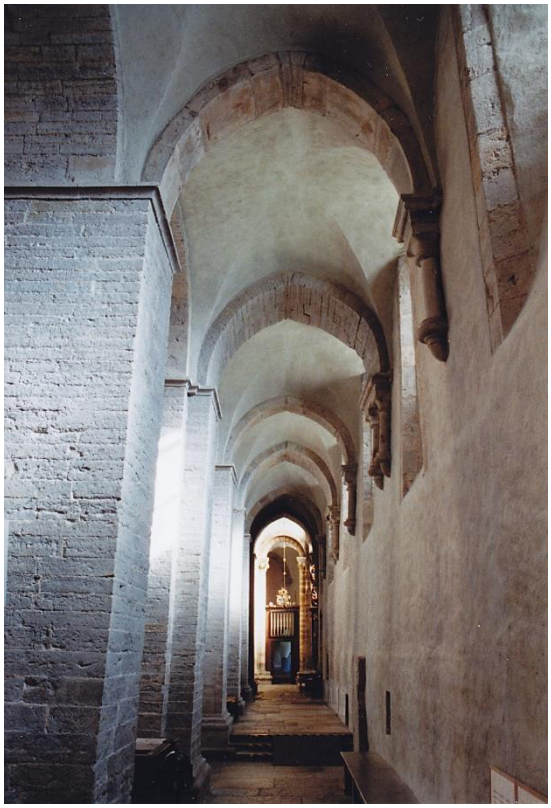


Abb. 1262 Varnhem, Klosterkirche, südliches Seitenschiff nach Osten



Abb. 1263 wie Abb. 1262 Stipes des Kreuzaltars aus der Bauzeit

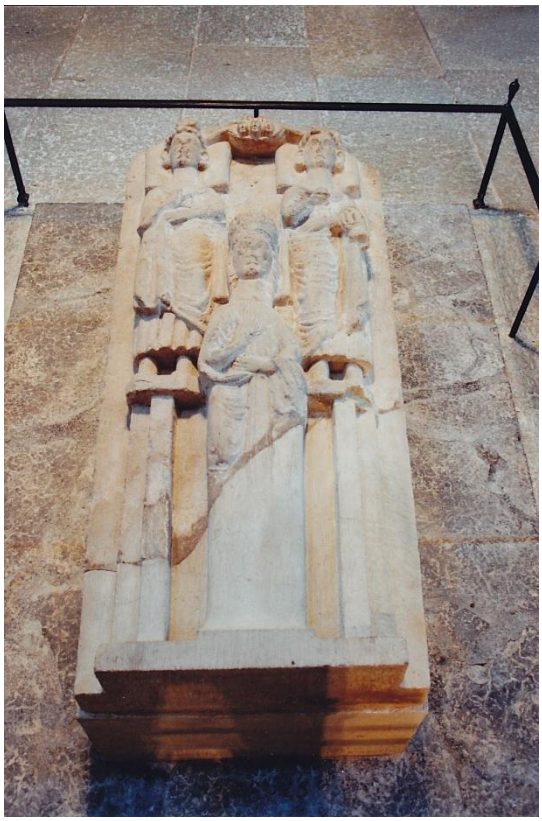


Abb. 1264 wie Abb. 1262 Grabplatte von Birger Jarl, seiner Gemahlin Ingeborg und ihres Sohnes Erik



Abb. 1265 Skövde, Pfarrkirche, Portal

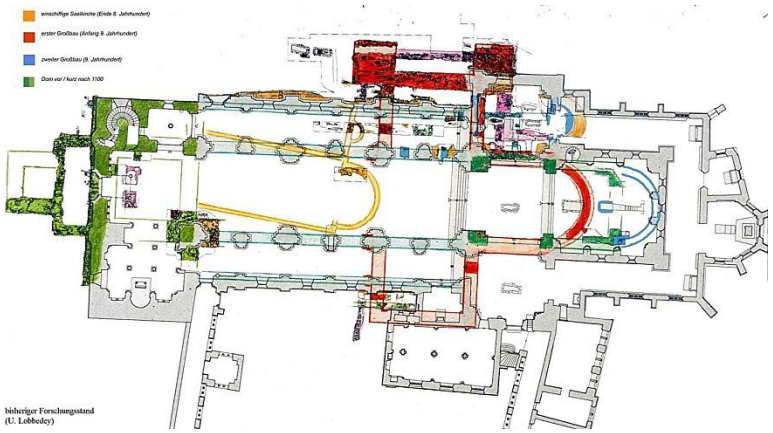


Abb. 1266 Osnabrück, Dom, Grundriss mit Eintragung der Ausgra-bungsbefunde von U. Lobbedey (nach LOBBEDEY, Baugeschichte Osnabrück, 2005)

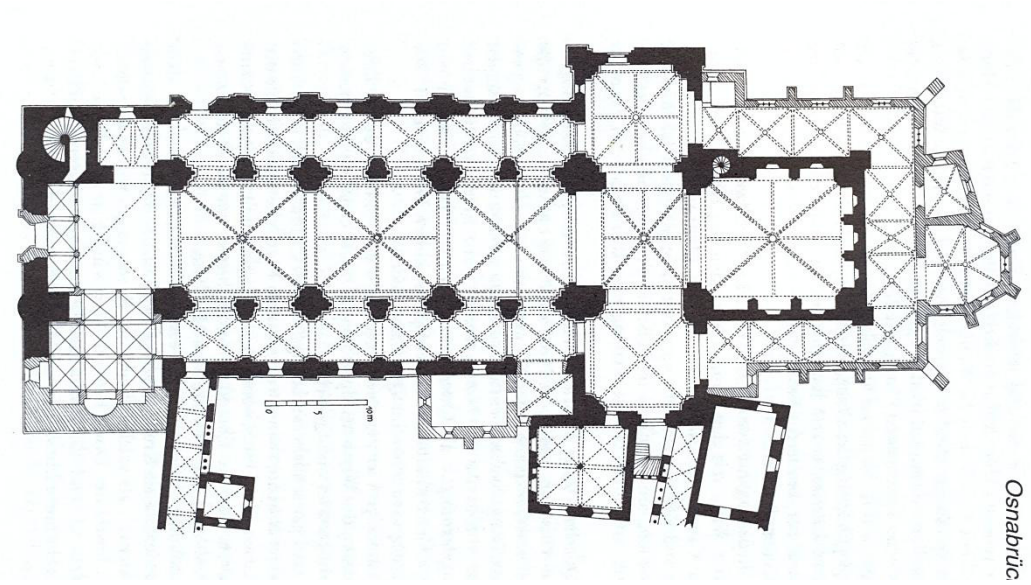


Abb. 1267 wie Abb. 1266 Grundriss (nach LOBBEDEY, Westfalen, 1999)

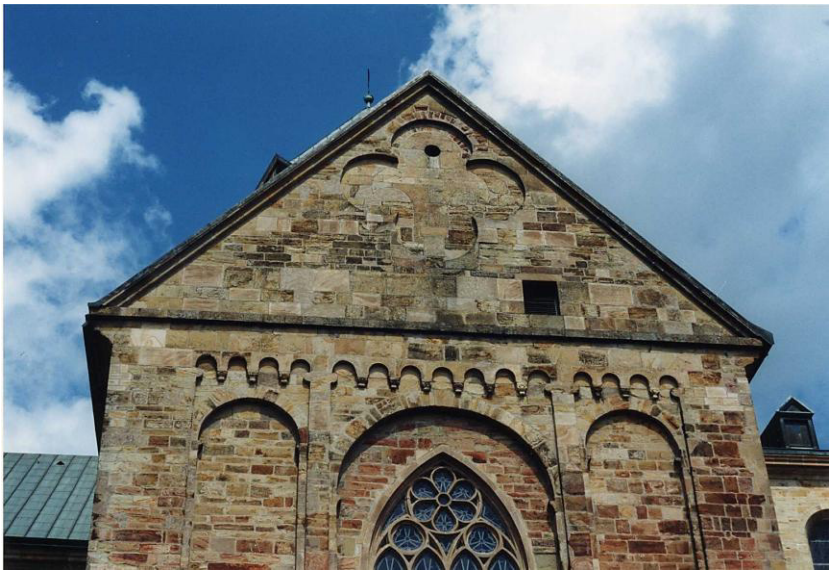


Abb. 1268 wie Abb. 1266 Giebel des Südquerhauses mit Vierpassblende





Abb. 1269, 1270 Osnabrück, Dom, Inneres nach Osten und Gewölbe des östlichen Langhausjochs





Abb. 1271–1272 wie Abb. 1269 nördliches Querhaus und Detail: Gewölbe





Abb. 1273– 1274 Osnabrück, Dom, Vierung und Hochchor nach Osten und Blick auf dessen Südwand



Abb. 1275 wie Abb. 1272 Kopf eines Mönchs über dem nördlichen Schildbogen



Abb. 1276 wie Abb. 1269 Sakristei, Kapitell des zentralen Pfeilers mit Drachensäugerin

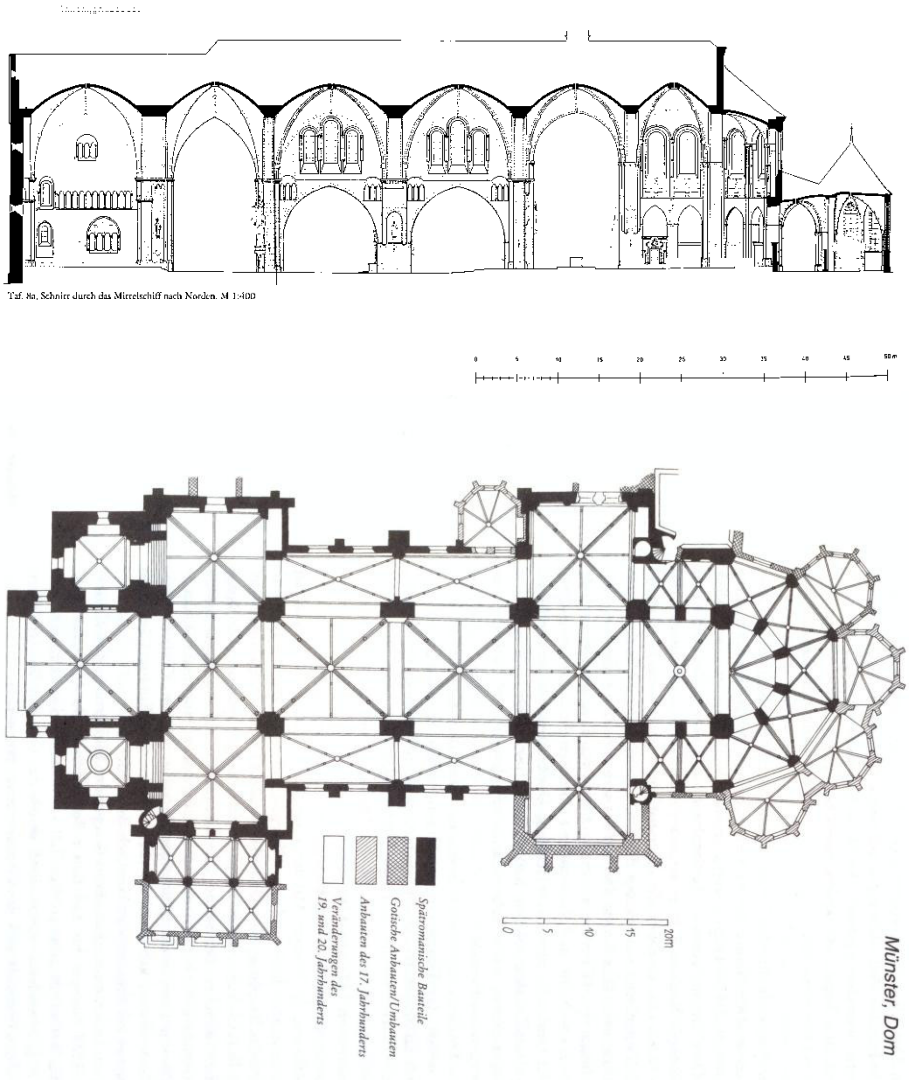


Abb. 1277–1278 Münster, Dom, Längsschnitt und Grundriss (nach LOBBEDEY/SCHOLZ, Baugeschichte Münster, 1993 bzw. LOBBEDEY, Westfalen, 1999)



Abb. 1279 wie Abb. 1277 isometrische Rekonstruktion des Domes mit Eintragung der Bauphasen nach LOBBEDEY/SCHOLZ, Baugeschichte Münster, 1993)





Abb. 1280, 1281 Münster, Dom, Inneres nach Westen und nach Osten (nach LOBBEDEY/SCHOLZ, Baugeschichte Münster, 1993)

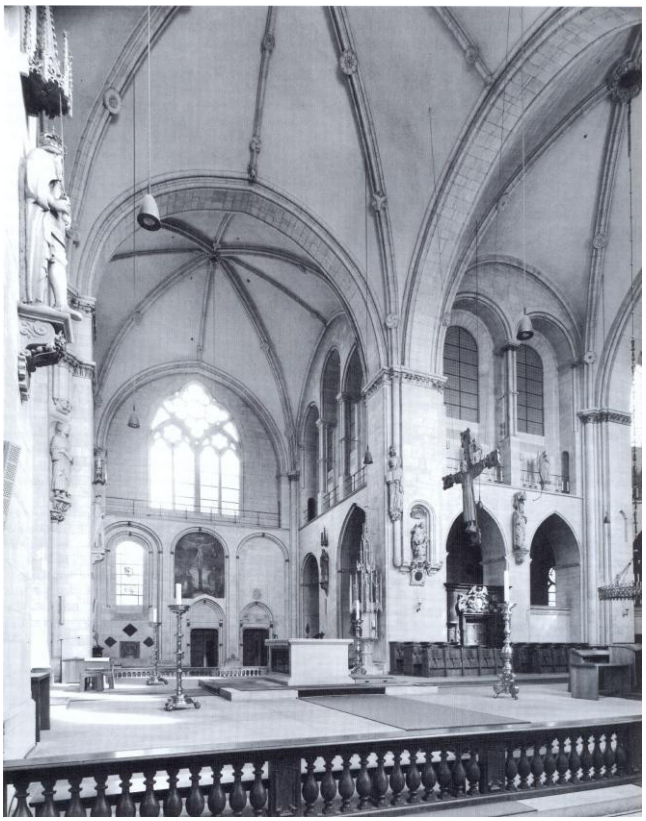


Abb. 1282 wie Abb. 1280 Vierung, nördliches Querhaus und Chor (nach LOBBEDEY/SCHOLZ, Baugeschichte Münster, 1993)

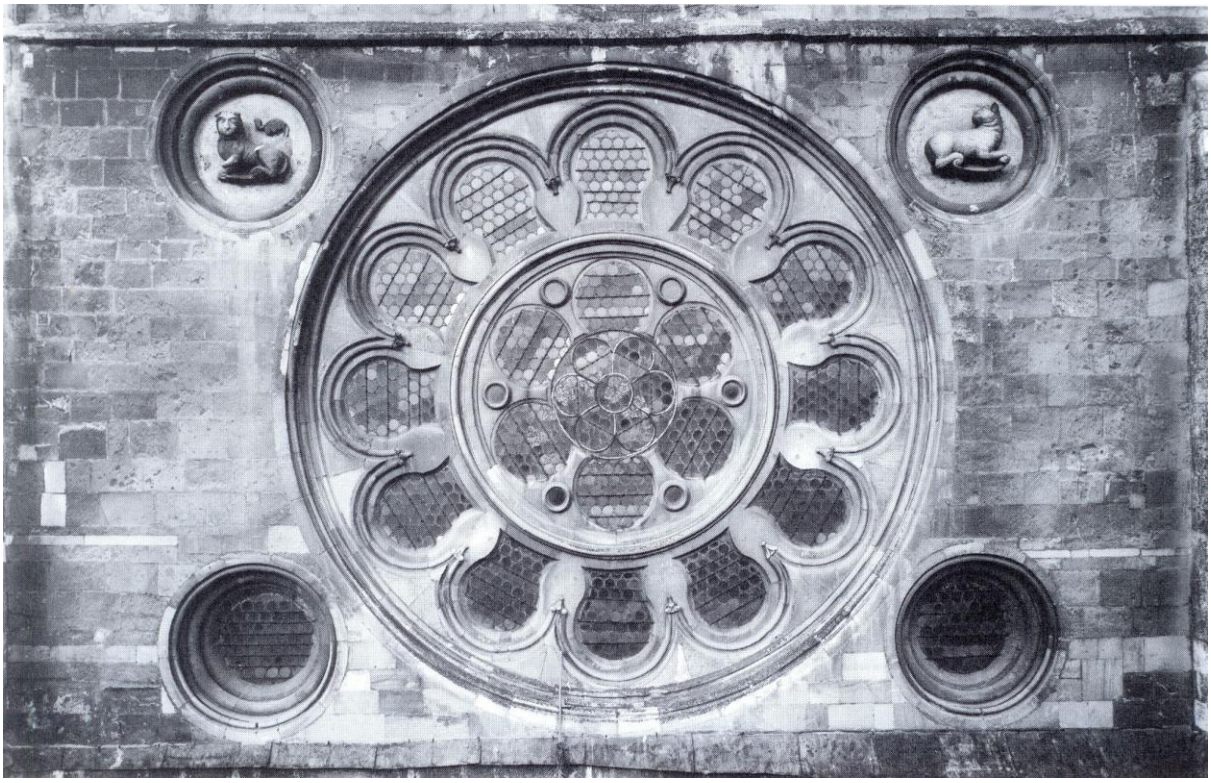


Abb. 1283 Münster, Dom, Fensterrose in der Südwestquerhausfront , Vorkriegszustand (nach LOBBEDEY/ SCHOLZ, Baugeschichte Münster, 1993)

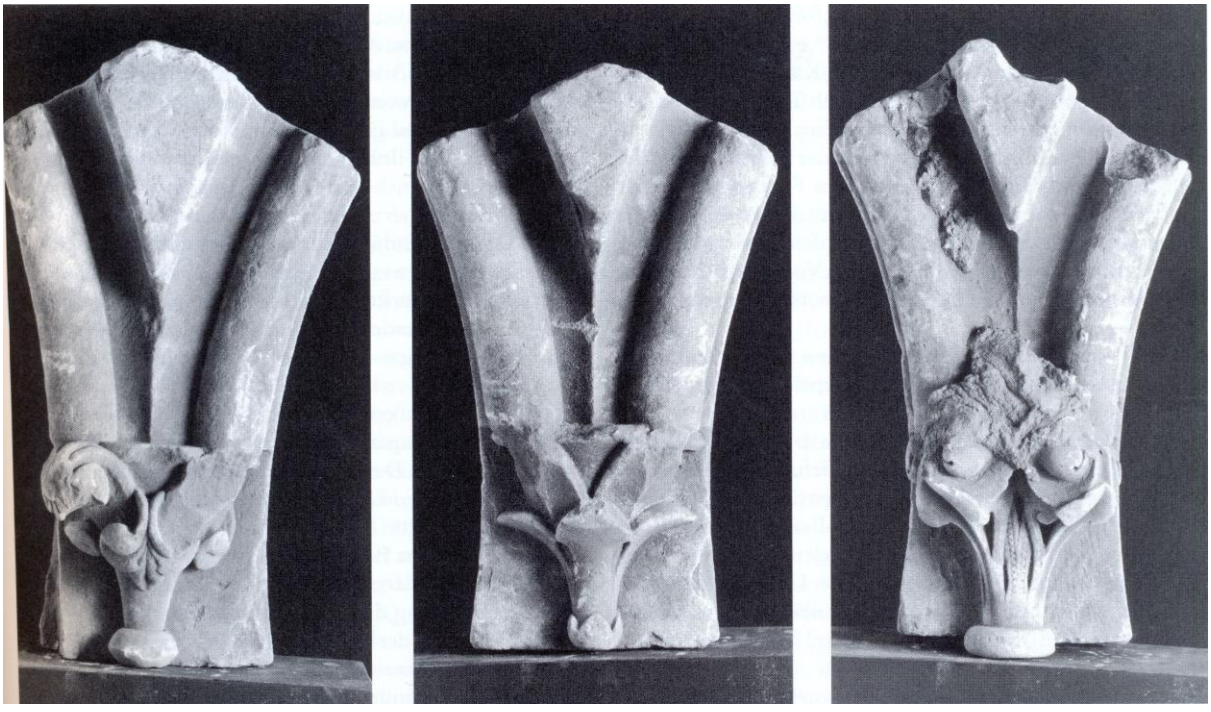


Abb. 1284 wie Abb. 1283 Fragmente der Rosenzwickel mit Kelchkonsolen (nach LOBBEDEY/SCHOLZ, Baugeschichte Münster, 1993)

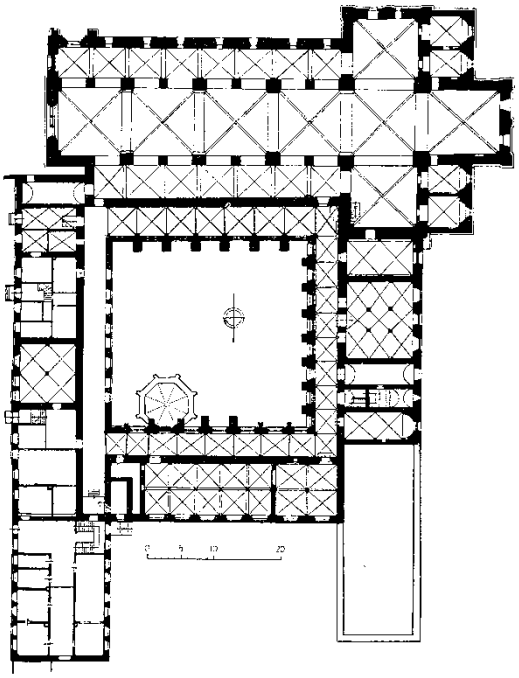


Abb. 1285 Loccum, Klosterkirche, Grundriss mit Klausurgebäuden (nach DEHIO, Bremen/Niedersachsen, 1992)



Abb. 1288 Westfassade



Abb. 1286 wie Abb. 1285 Chor und Nordquerhaus von Nordosten



Abb. 1287 wie Abb. 1285 Langhaus und Nordquerhaus von Nordwesten





Abb. 1289, 1290 Loccum, Klosterkirche, Inneres nach Nordosten und Mittelschiffsüdwand nach Südwesten



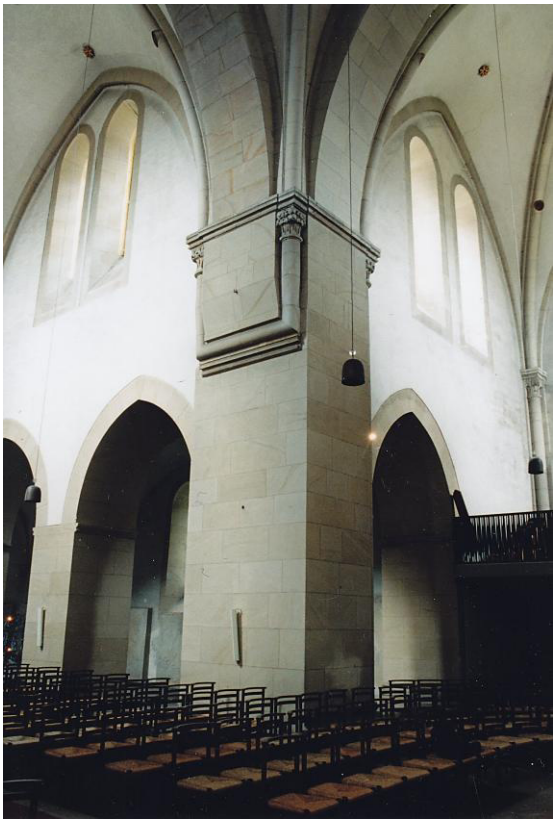


Abb. 1291, 1292 wie Abb. 1289 Stirnwand des Chores und nordwestlicher Vierungspfeiler





Abb. 1293, 1294 Loccum, Klosterkirche, Langhaus, nordwestlicher Hauptpfeiler mit Abkragung und nördliches Seitenschiff nach Osten





Abb. 1295–1296 wie Abb. 1293, Kreuzgangostflügel, Kapitelsaalfront und Detail: Kapitell von einer der Biforiensäulen

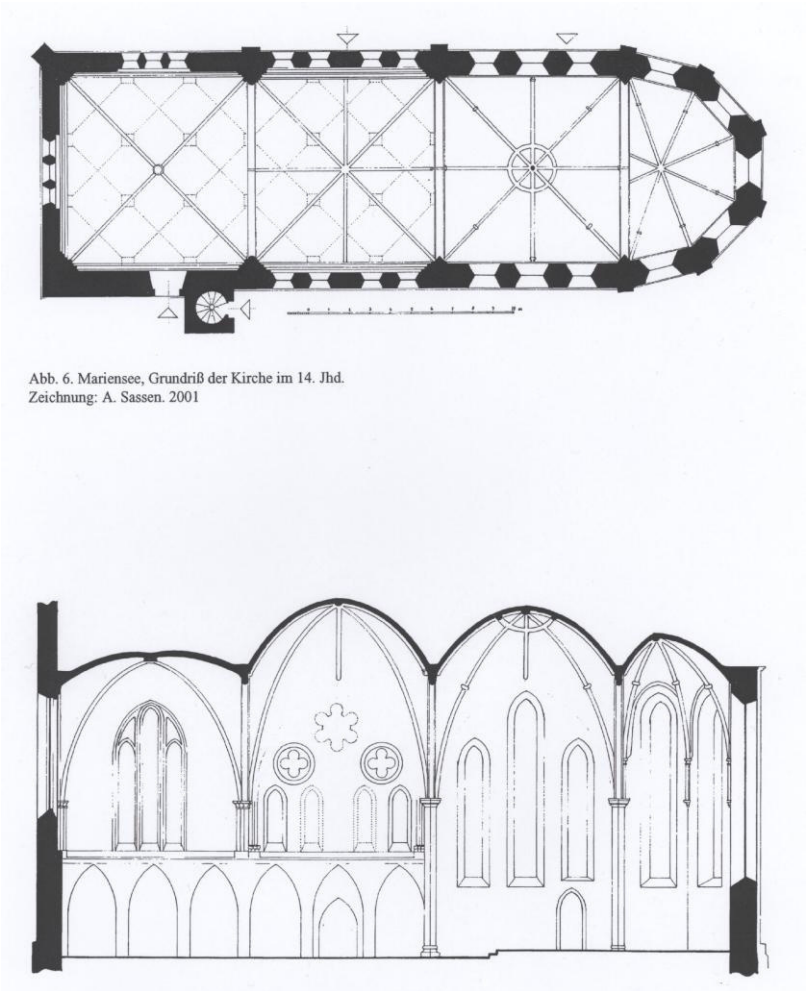


Abb. 1297 Mariensee, Klosterkirche, rekonstruierender Grundriss und Längsschnitt nach Norden von A. Sassen (nach SASSEN, Mariensee, 2002)

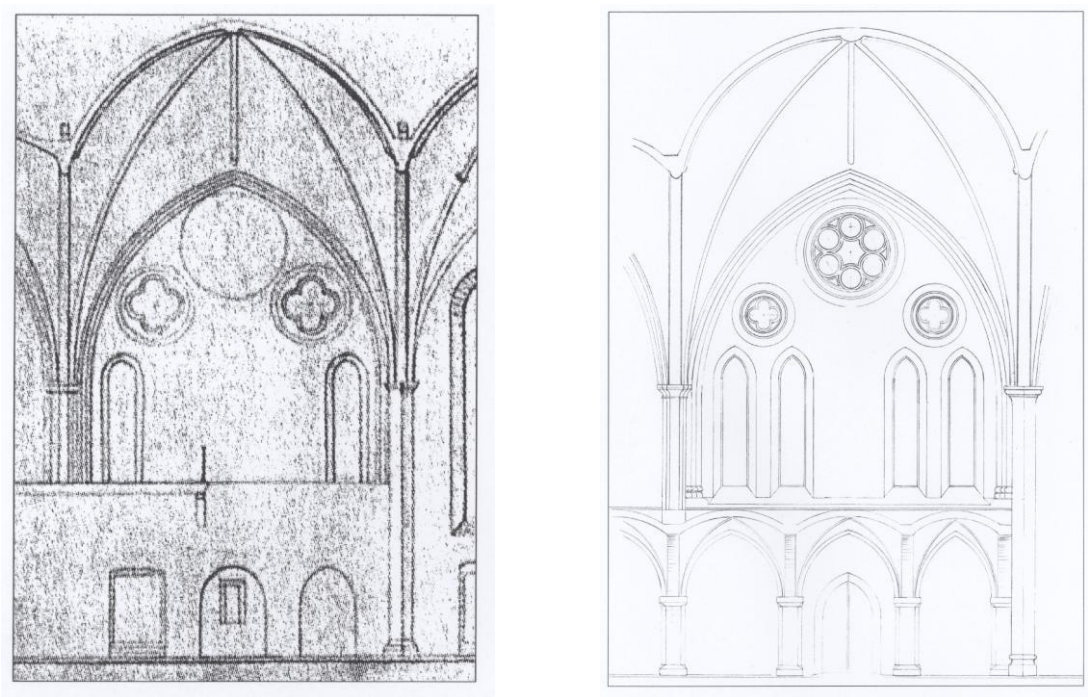


Abb. 1298–1299 wie Abb. 1297 Nordwand des mittleren Langhausjochs nach einer Planzeichnung des 19. Jh.s und Rekonstruktion der Durchfensterung von A. Sassen (nach SASSEN, Mariensee, 2002)



Abb. 1301 Halle/Westf., Pfarrkirche St. Johannis, Stirnwand des Chores mit Dreifenstergruppe



Abb. 1302 wie Abb. 1301 westliches Hauptschiffjoch, gemalte Scheitelzier

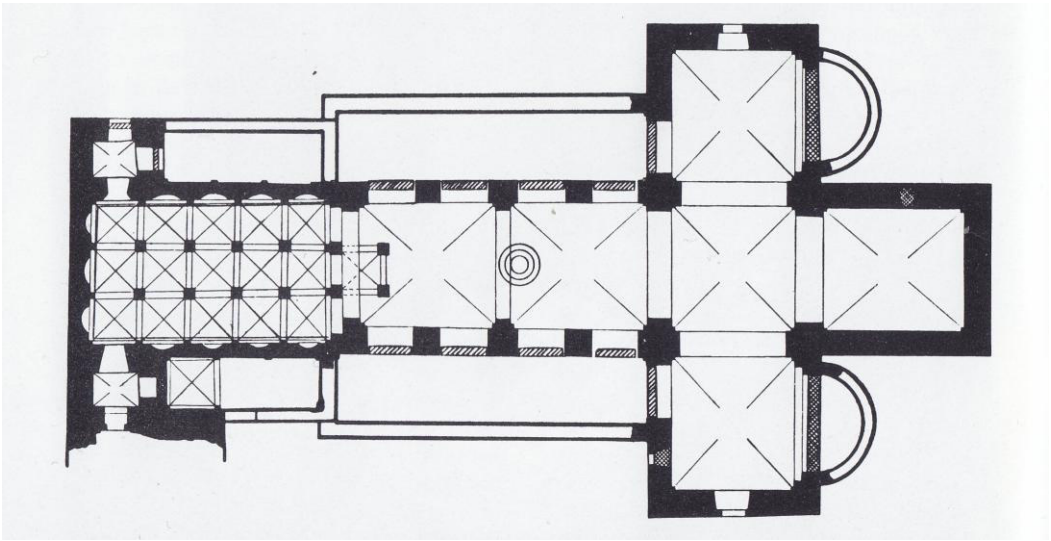


Abb. 1303a Cappel, Stiftskirche, Grundriss (nach SCHNEIDER, Cappel, 1984)



Abb. 1303b wie Abb. 1303a Inneres nach Osten



Abb. 1304 Soest, Stiftskirche
St. Patrokli, Westbau von Westen





Abb. 1306 – 1307 wie Abb. 1304 Westbau, Inneres,
Kapitell und Bestienbasis der sog. Patroklussäule

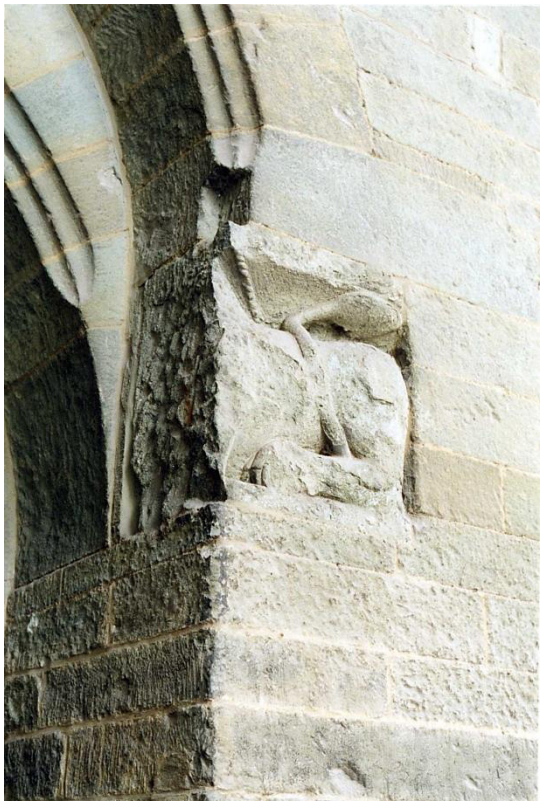


Abb. 1305 wie Abb. 1304 Fragment
eines Löwen am Westbau

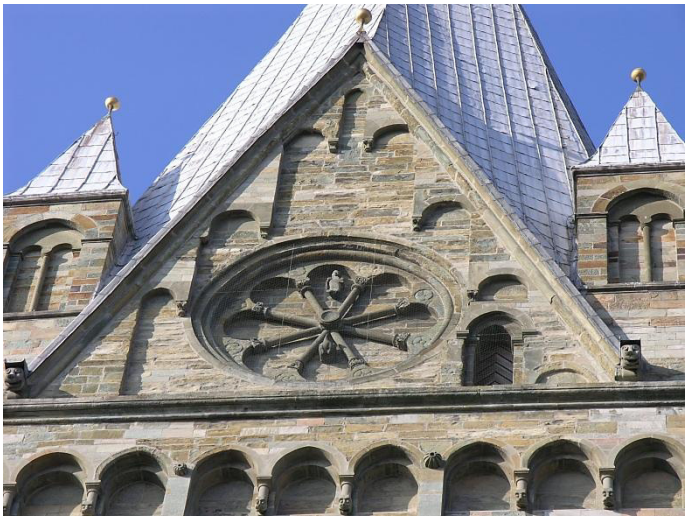


Abb. 1308 Erwitte, Pfarrkirche St. Laurentius,
Westturm Blendrosette am Südgiebel des Helmes

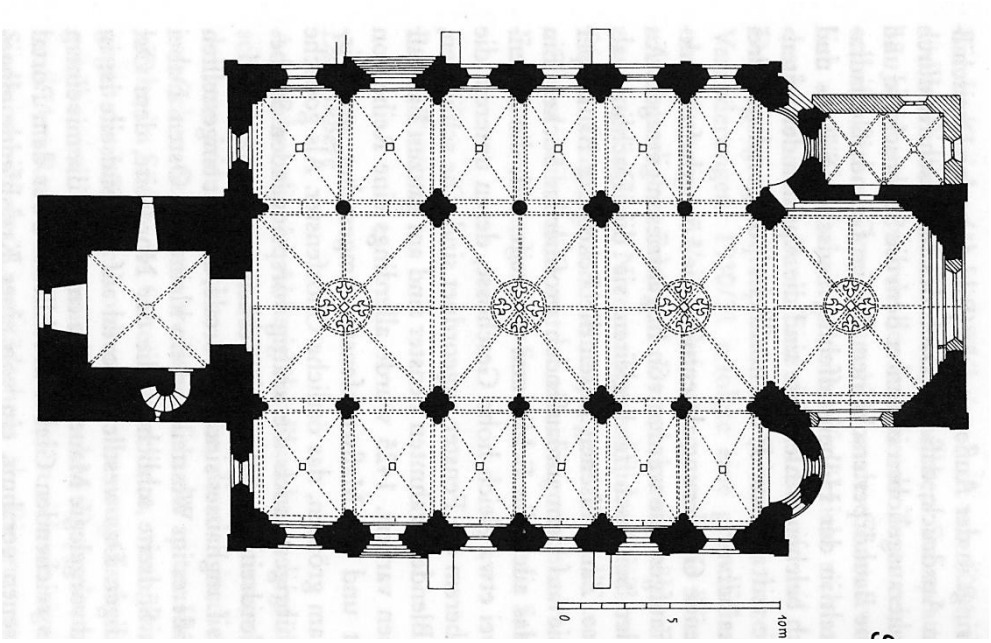


Abb. 1309 Billerbeck, Pfarrkirche St. Johannis, Grundriss (nach LOBBEDEY, Westfalen, 1999)





Abb. 1310, 1311 wie Abb. 1309 Langhaus von Nordwesten und Nordportal

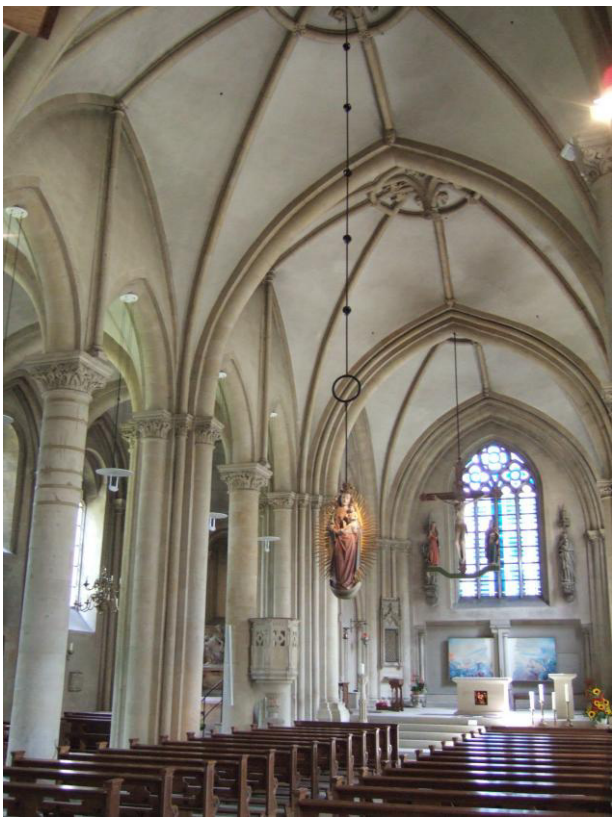




Abb. 1312, 1313 Billerbeck, St. Johannis, Mittelschiff und südliches Seitenschiff nach Südosten





Abb. 1314, 1315 wie Abb. 1312 Langhaus nach Südwesten und nördliches Schildbogenfeld des östlichen Mittelschiffjochs



Abb. 1316 Billerbeck, St. Johannis, mittleres Mittelschiffgewölbe





Abb. 1317, 1318 wie Abb. 1316 Gewölbe des südlichen Seitenschiffs mit Hängeschlusssteinen und Nordwand des Chores





Abb. 1319–1320 Billerbeck, St. Johannis, Chorjoch, Kapitelle der Blendarkadensäulen mit ‚Ovalmotiv'



Abb. 1321 wie Abb. 1319
Kapitelle einer Wandvorlage im südlichen Seitenschiff



Abb. 1322 wie Abb. 1319
Basis des südwestlichen Hauptpfeilers



Abb. 1323 Billerbeck, St. Johannis, östliches Mittelschiffjoch, Kopfkonsole für Orthogonalrippe über dem Chorbogen

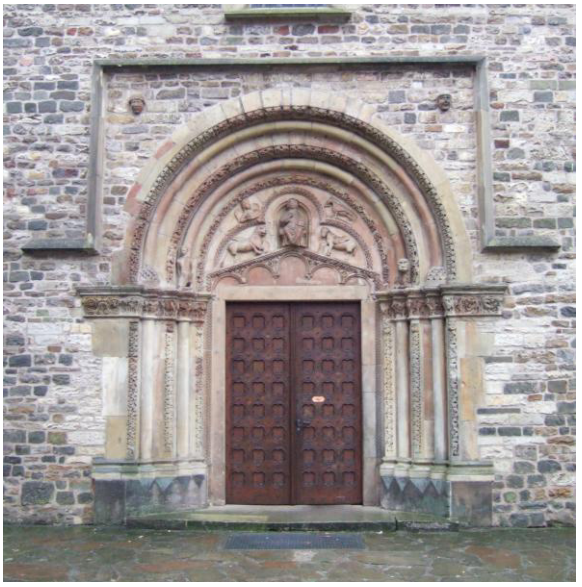


Abb. 1324 Vreden, St. Felicitas, Portal, ehem. an St. Georg

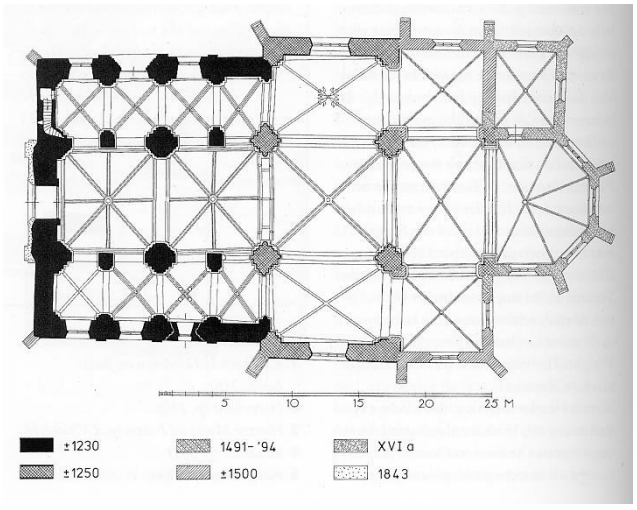


Abb. 1325 Ootmarsum, Pfarrkirche St. Simon und Judas, Grundriss (nach STENVERT/KOLMAN/MEIERINK, Overijssel, 1998)



Abb. 1326 wie Abb. 1325 Inneres nach Nordwesten (nach STENVERT/KOLMAN/MEIERINK, Overijssel, 1998)



Abb. 1327 Soest, St. Maria zur Höhe (Hohnekirche), Langhaus von Süden

Abb. 1329 wie Abb. 1327 Inneres nach Osten





Abb. 1328 wie Abb. 1327 Südwestportal, Kapitell mit Drachensäugerin



Abb. 1330 wie Abb. 1327 Hl.-Grab-Nische, Wandmalerei mit den ‚drei Frauen am Grabe‘

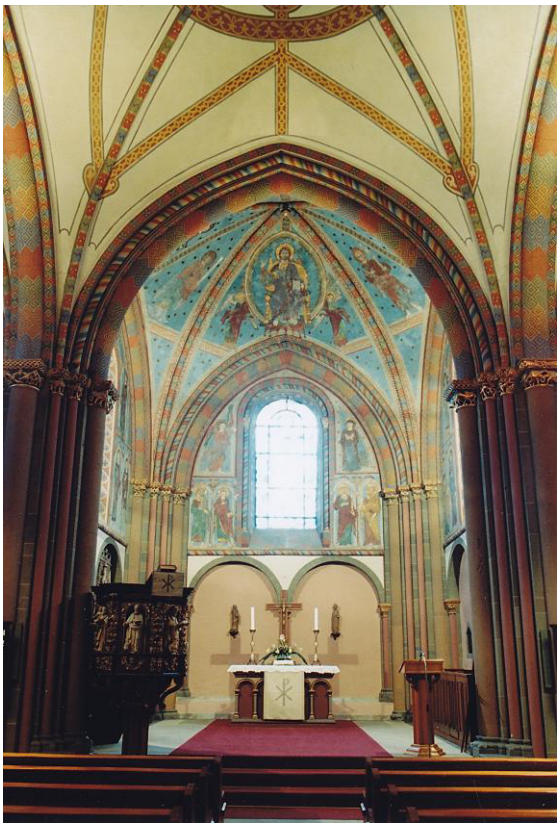




Abb. 1331, 1332 Methler, Pfarrkirche St. Margaretha, Chor nach Osten und östliches Langhausjoch nach Süden





Abb. 1333, 1334 Geseke, Stiftskirche St. Cyriakus, Langhaus nach Osten und Detail: östliches Mittelschiffjoch nach Nordosten



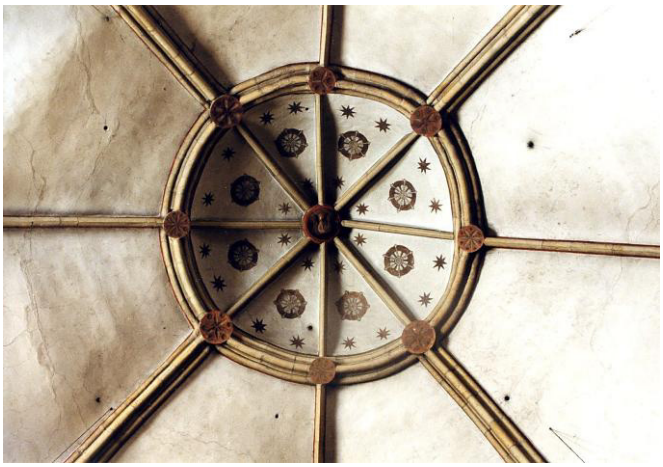


Abb. 1335–1336 Metelen, Stiftskirche St. Cornelisu und Cyprianus, Chor nach Osten und Detail: Schlusssteinring mit aufgesetzter Kalotte

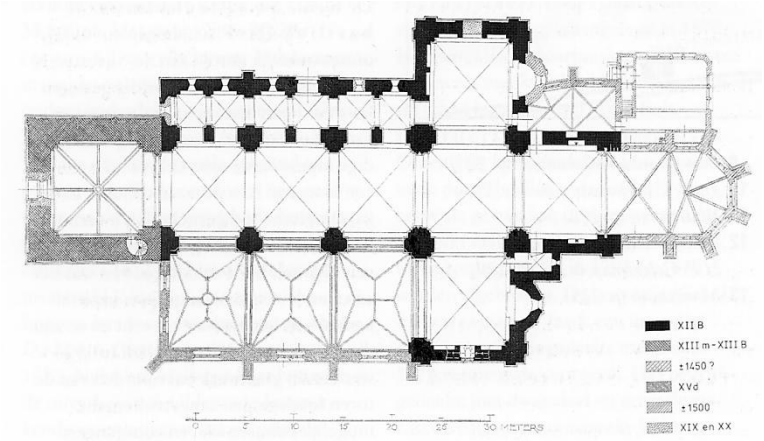




Abb. 1337, 1338 Oldenzaal, Stiftskirche St. Plechelmus, Grundriss (nach STENVERT/KOLMAN/MEIERINK, Overijssel, 1998) und Gewölbe des Westchores





Abb. 1339, 1340 Freren, Pfarrkirche, Nordportal und Langhaus nach Westen



Abb. 1341 wie Abb. 1340, Detail: Kapitellzone einer Wandvorlage der Südseite



Abb. 1342 Knechtsteden, Prämonstratenserstiftskirche, Langhaus nach Nordosten

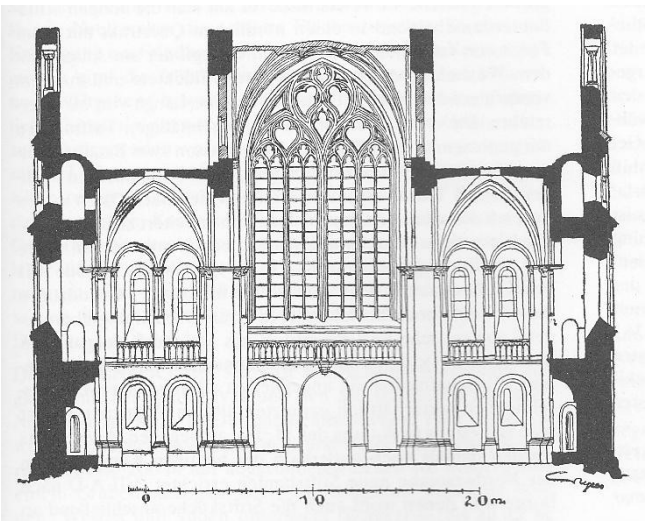
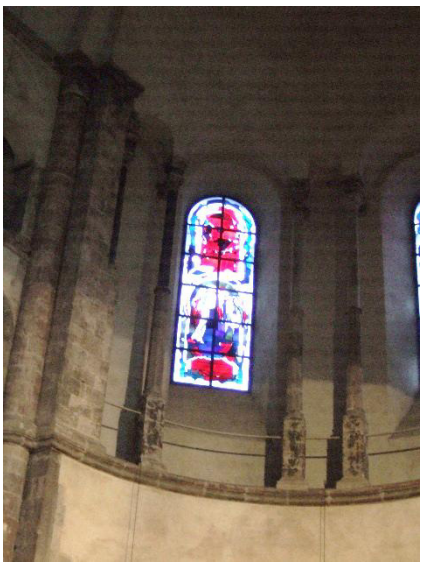


Abb. 1343 Xanten, Stiftskirche St. Viktor, Westchorhalle, Querschnitt nach Westen (nach KUBACH/VERBEEK, Rhein und Maas, 1976)





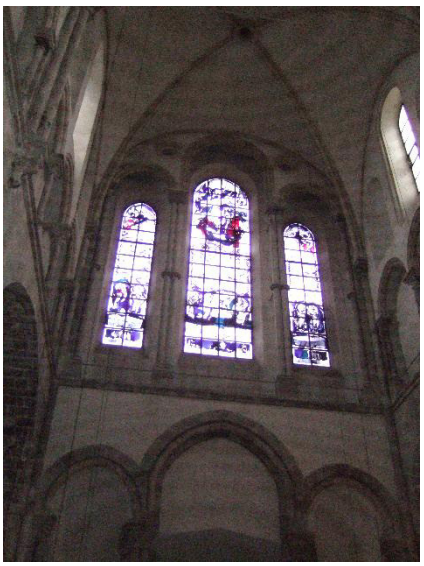


Abb. 1344–1346 Köln, Klosterkirche Groß St. Martin, Laufgang der Ostkonche mit überlängten Säulen (links), Dreibogenstaffel als Blendarkade im westlichen Tonnenjoch des Dreikonchenchors am Übergang zum Langhaus (Mitte) und Laufgang mit Dreibogenstaffel an der inneren Westfront (rechts)

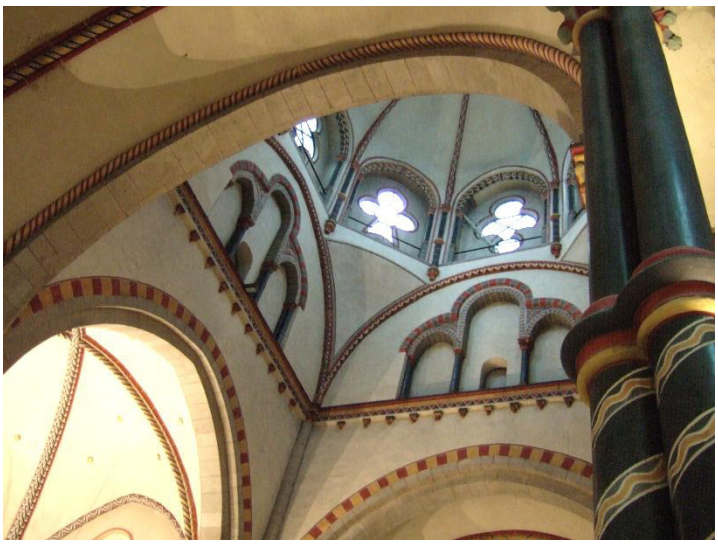


Abb. 1347 Neuss, Stiftskirche St. Quirinus, Vierung, Trompengeschoss mit Dreibogenblenden



Abb. 1350 wie Abb. 1347, Detail: Kapitell der Südempore mit Darstellung eines von Drachen bedrohten Mannes



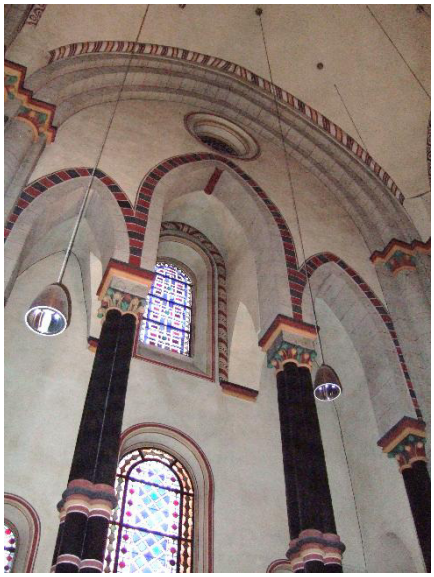


Abb. 1348–1349 wie 1347 Laufgang mit Dreibogenstaffel an der inneren Westfront



Abb. 1351 Gerresheim, Stiftskirche St. Hippolytus, Laufgang mit Dreibogenstaffel an der inneren Westfront



Abb. 1352, Limburg, Stiftskirche
St. Georg, Inneres nach Osten



Abb. 1353 wie 1352 südliches Seitenschiff, Emporentreppe hinter Dreibogenstaffel

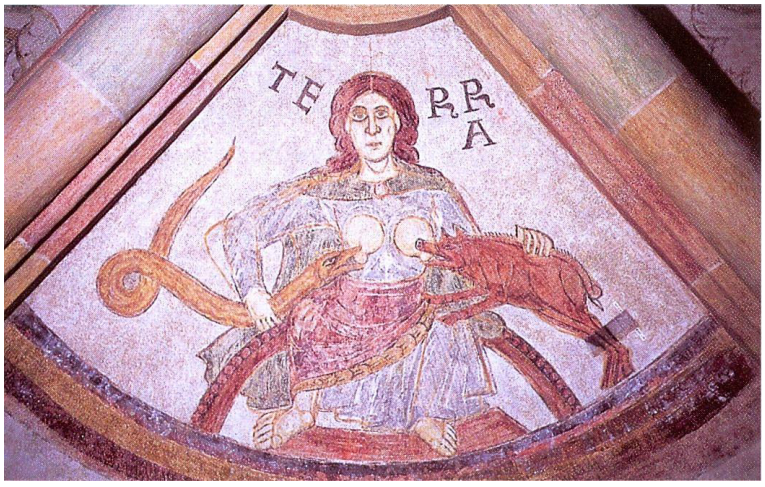


Abb. 1354 wie Abb. 1352, Detail: Gewölbescheitel des westlichen Mittelschiffjochs mit Terra-Darstellung



Abb. 1355 wie Abb. 1352 Sockel vom Säulenbaldachin des Hauptaltares mit Atlantenfiguren



Abb. 1356 Köln, Stiftskirche St. Andreas, südliches Seitenschiff nach Nordosten, Pfeilerstellungen zum Mittelschiff



Abb. 1357 wie Abb. 1356, Detail: Kapitellzone des östlichen Zwischenpfeilers der Südseite



Abb. 1358 Basel, Münster, Chorumgang, östliche Polygonseite, Blendarkaden mit Kugelbesatz in den Kehlen



Abb. 1359 Bamberg, Dom, Fenstergewände der Ostapsis mit Kugelbesatz in den Kehlen

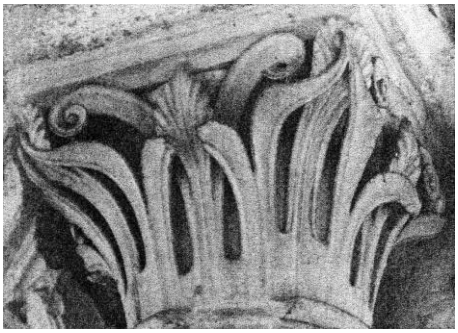




Abb. 1360–1362 Laon, Kathedrale, Kapitelle: auf der Südempore (links, nach JAMES, Ark of God, 2002) und auf der Querhausempore (Mitte und rechts; nach GALL, Baukunst, 1925)

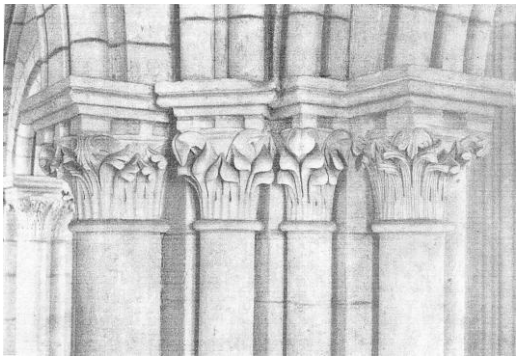



Abb. 1363–1364 wie 1360 Kapitelle: auf der Querhausempore (links, nach GALL, Baukunst, 1925) und an einem der Arkadenpfeiler im Chor (rechts, nach JAMES, Ark of God, 2002)



Abb. 1365 Lavannes, Stiftskirche, Kapitell im Chor (nach JAMES, Ark of God, 2002)



Abb. 1366 wie 1366 Kapitell im Südquerhaus (nach JAMES, Ark of God, 2002)

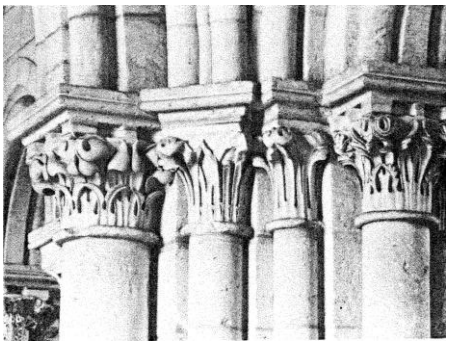
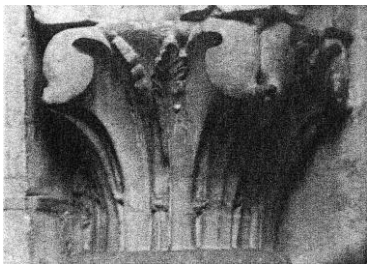
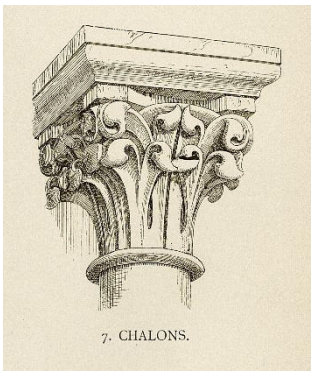



Abb. 1367–1368 wie 1360 Kapitelle: auf der Südempore (links, nach CLARK/KING, Laon, 1983) und in der Sockelzone der südlichen Querhauskapelle (rechts, nach JAMES, Ark of God, 2002)



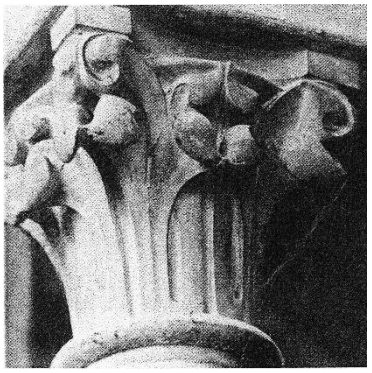


Abb. 1369–1370 Châlons-en-Champagne, Stiftskirche Notre-Dame, Kapitelle auf der Chorempore (links nach DEHIO/BEZOLD, Baukunst, 1892–1901, rechts nach JAMES, Ark of God, 2002)

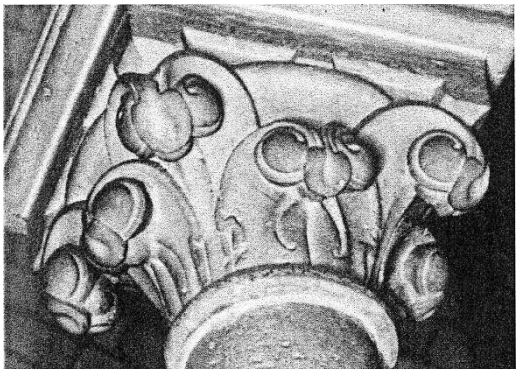


Abb. 1371 Paris, Kathedrale, Kapitell auf der Chorempore (nach JAMES, Ark of God, 2002)

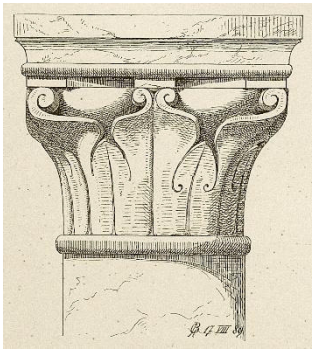


Abb. 1372 Laon, Kapelle des Bischofspalastes, Kapitell (nach DEHIO/BEZOLD, Baukunst, 1892–1901)

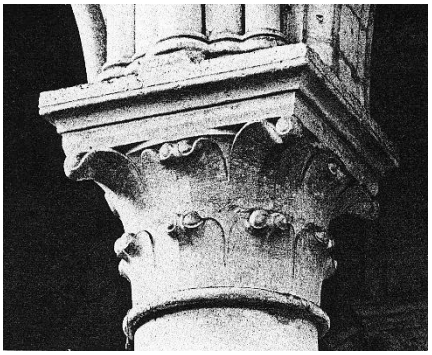


Abb. 1373 wie 1360 Kapitell eines der Arkadenpfeiler im Chor (nach GRANT, Laon, 1978)



Abb. 1374, Mantes, Stiftskirche Notre-Dame, Kapitell eines der Arkadenpfeiler im Chor (nach JAMES, Ark of God, 2002)

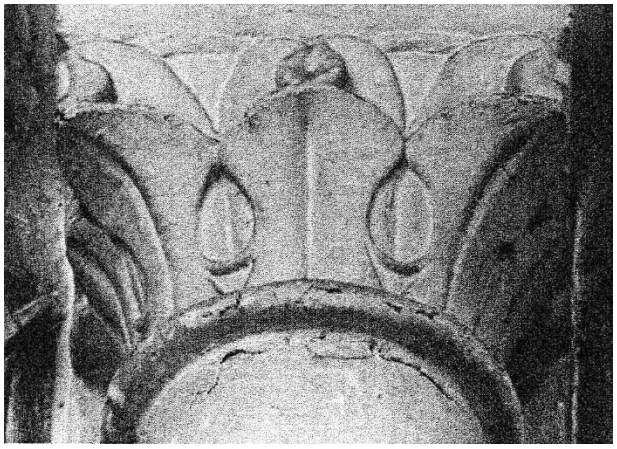


Abb. 1375 wie 1374 Kapitell im Chor (nach JAMES, Ark of God, 2002)

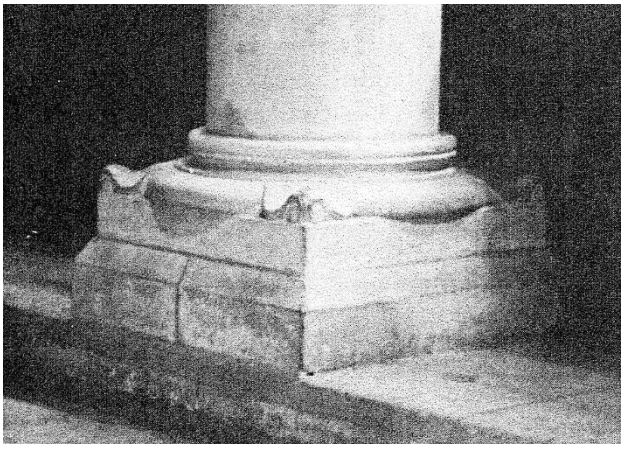


Abb. 1376 wie 1360 Basis eines Arkadenpfeilers im Chor (nach CLARK/KING, Laon, 1983)





Abb. 1377–1378 Köln, Stiftskirche St. Georg, Kapitelle des Nordportals mit ‚Ovalmotiv'



Abb. 1379 Münster, LWL-Landesmuseum für Kunst und Kulturgeschichte, Kapitell aus Castrop mit ‚Ovalmotiv'

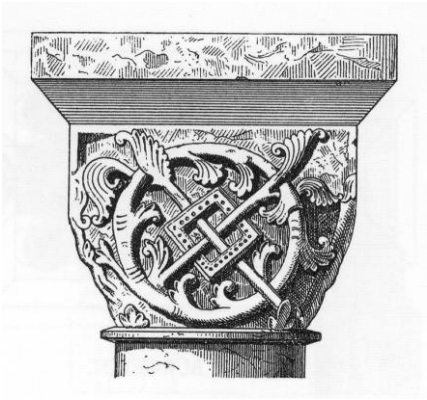
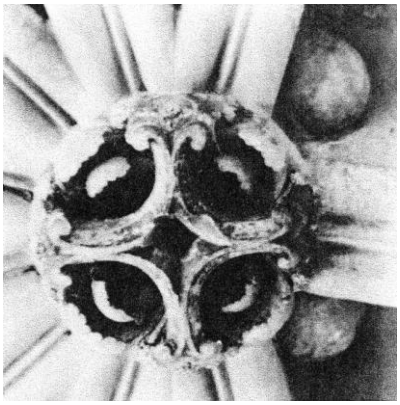


Abb. 1380 Jumièges, Abteikirche, Kapitell (nach DEHIO/BEZOLD, Baukunst, 1892–1901)



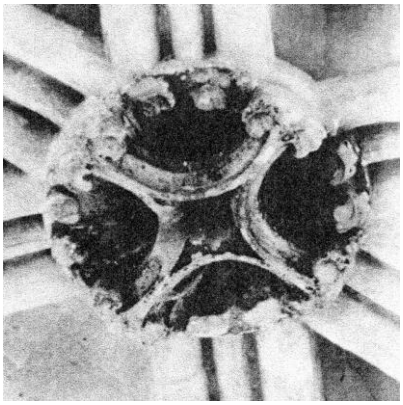


Abb. 1381–1382 Mantes, Stiftskirche Notre-Dame, Schlusssteine des Chorhauptes und des Joches 1–2 (nach JAMES, Ark of God, 2002)

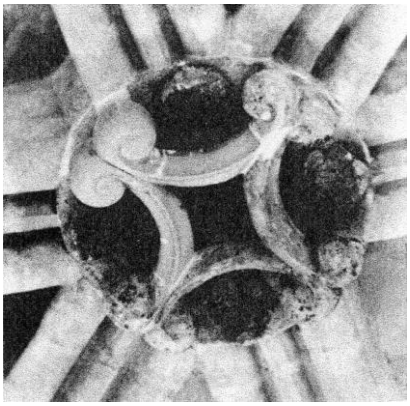


Abb. 1383 wie 1381 Schlussstein des Joches 3–4 (nach JAMES, Ark of God, 2002)

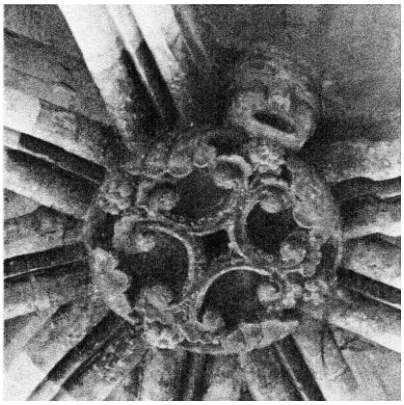


Abb. 1384 Gonesse, Pfarrkirche, Schlussstein des Chorhauptes (nach JAMES, Ark of God, 2002)

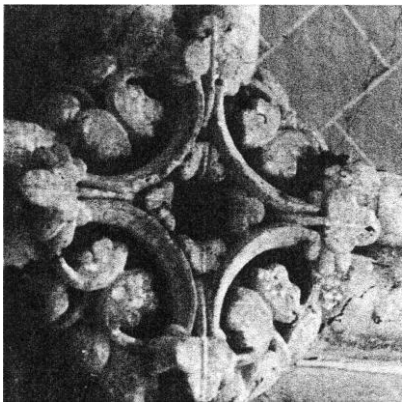


Abb. 1385 Briarres-sur-Essonne, Pfarrkirche, Schlussstein im östlichen Chorjoch (nach JAMES, Ark of God, 2002)

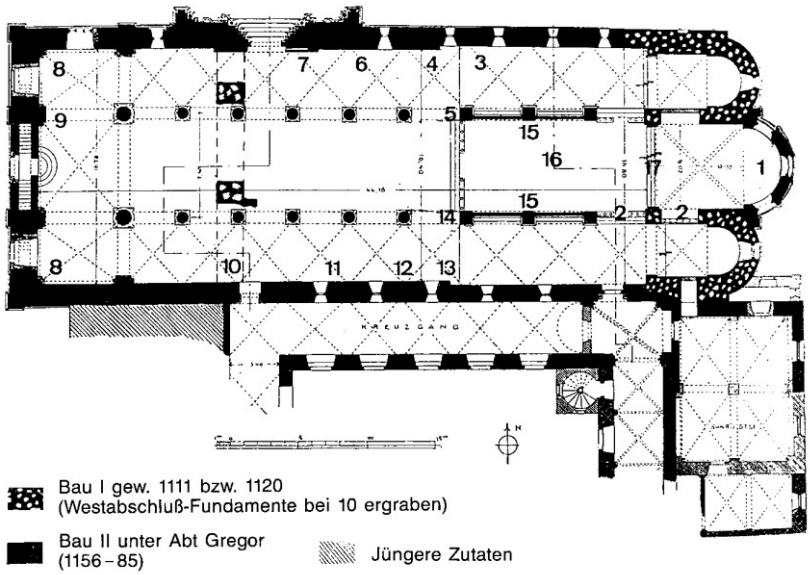


Abb. 1386 Regensburg, Klosterkirche St. Jakob, Grundriss (nach STROBEL, St. Jakob Regensburg, 1992)



Abb. 1387 wie Abb. 1386, Detail: Zugang zur axialen Doppeltreppe im Westbau



Abb. 1388 Orval, Zisterzienserklosterkirche, innere Stirnseite des nördlichen Querhauses



Abb. 1389 wie 1388, Detail: Sechspassrosette



Abb. 1390 wie 1388, Detail: Sechspassrosette, Außenseite



Abb. 1391 wie 1388, Detail: Nordquerhausportal, Außenseite

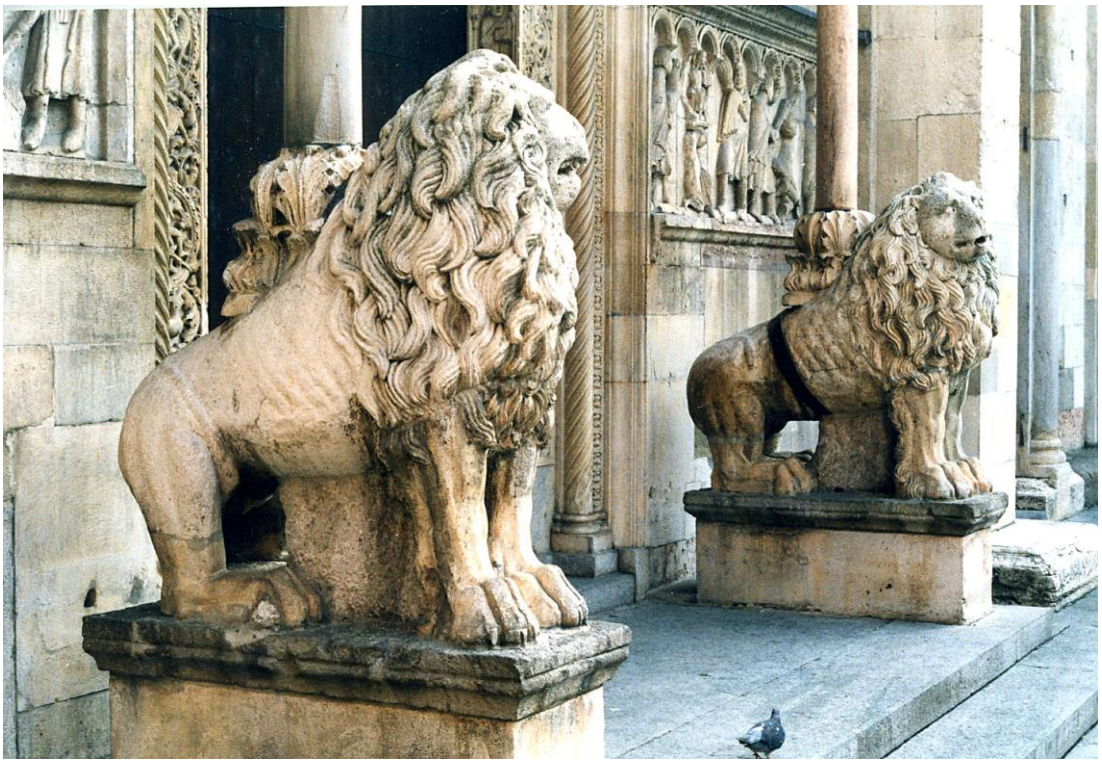


Abb. 1392 Modena, Dom, Westportal mit antiken Löwenskulpturen



Abb. 1393 wie Abb. 1392 Südportal (Porta die Principi), Portallöwen





Abb. 1394, 1395 Verona, Dom, Westportal mit Portallöwen und ‚Telamon' am Architrav der Portalvorhalle

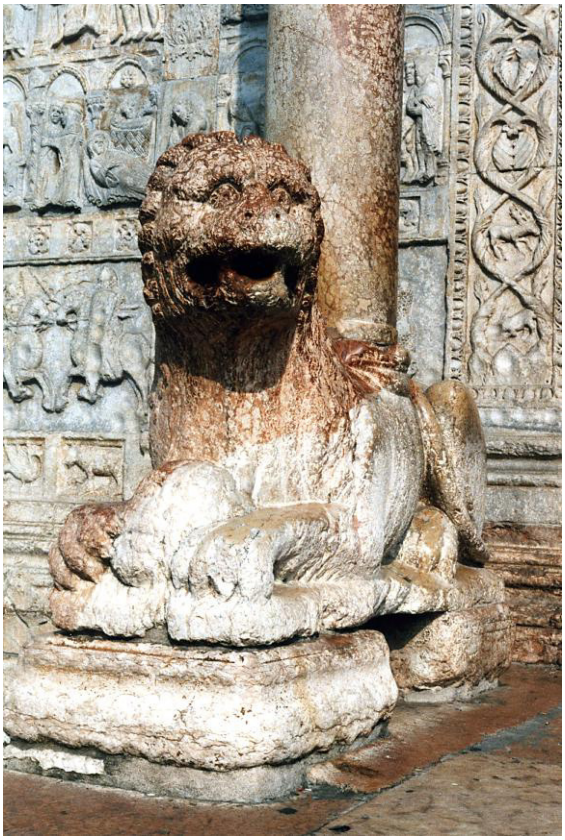




Abb 1396, 1397 Verona, Klosterkirche S. Zeno, Westportal, Portallöwe und ‚Telamon' am Architrav der Portalvorhalle



Abb. 1398 Königslutter, Abteikirche St. Peter und Paul, Nordportal





Abb. 1399, 1400 wie Abb. 1398, Details: säulentragende Portallöwen



Abb. 1401 Königslutter, Abteikirche St. Peter und Paul, Original des westlichen Portallöwen vom Nordportal



Abb. 1402 wie Abb. 1401 nördlicher zweischiffiger Kreuzgangflügel



Abb. 1403 Köln, Stiftskirche St. Georg, Südportal, westlicher Portallöwe



Abb. 1404 Köln, Klosterkirche Groß St. Martin, Westportal, nördlicher Portallöwe



Abb. 1405 Köln, Stftskirche St. Andreas, nordöstliche Vorhalle, nördlicher Portallöwe (nach Colonia Romanica 1992)



Abb. 1406 Koblenz, Stiftskirche St. Kastor, säulentragende Löwen am Apsisscheitel





Abb. 1407a, b Münster, Dom, Paradiesvorhalle, Ostwand, säulentragende Figuren und Detail: Löwe

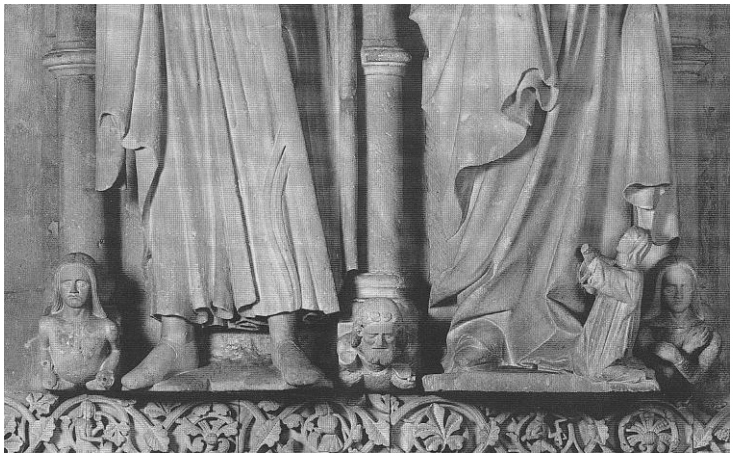
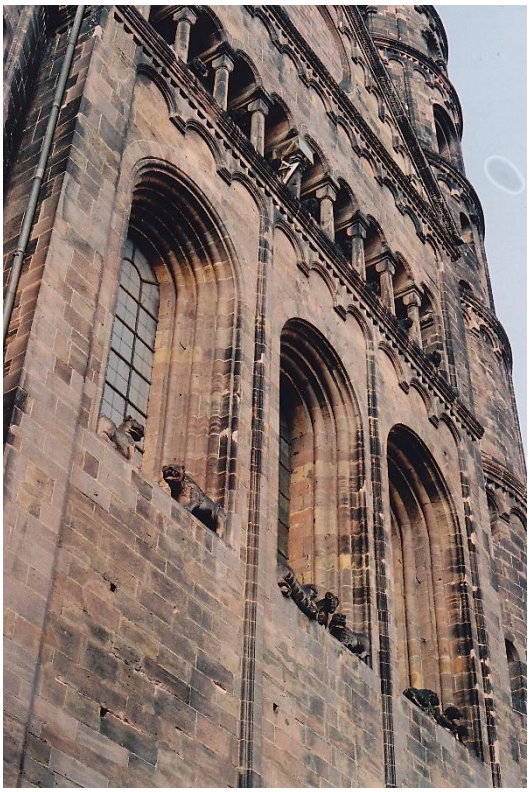




Abb 1408a, b wie Abb. 1407 Westwand, säulentragende Figuren und Detail: Drachensäugerin (Drachen größtenteils zerstört)



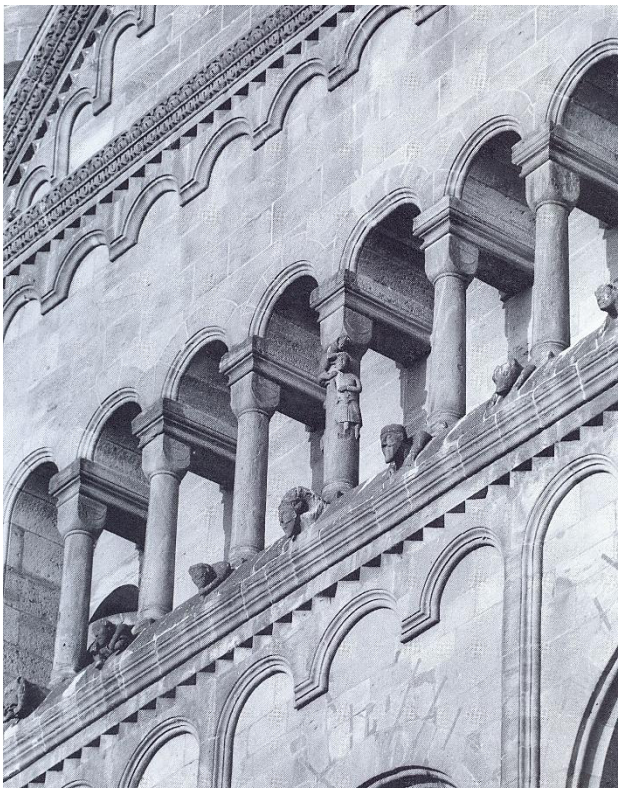
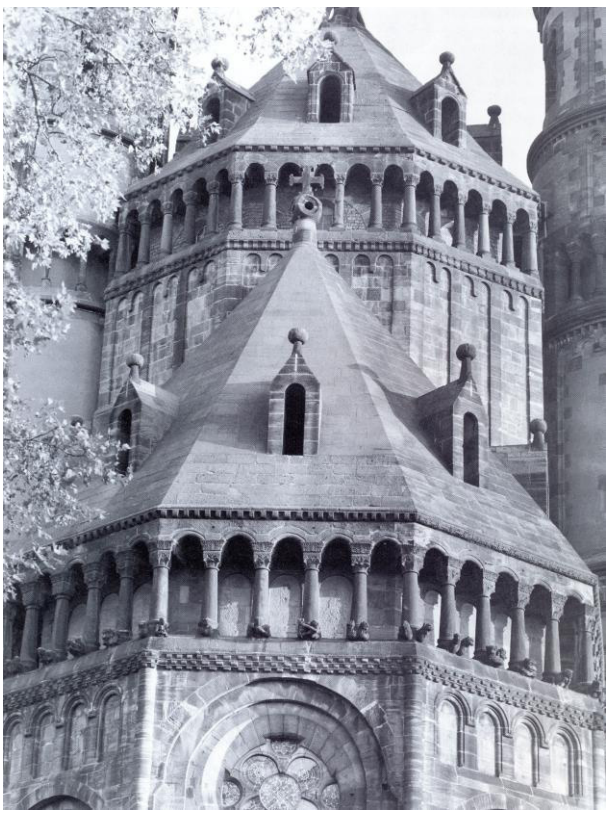


Abb. 1409–1410 Worms, Dom, Ostfassade, Tierfiguren auf den Fenstersohlbänken und liegende Tragefiguren der Zwerchgalerie (rechts nach WINTERFELD, Worms, 1989)



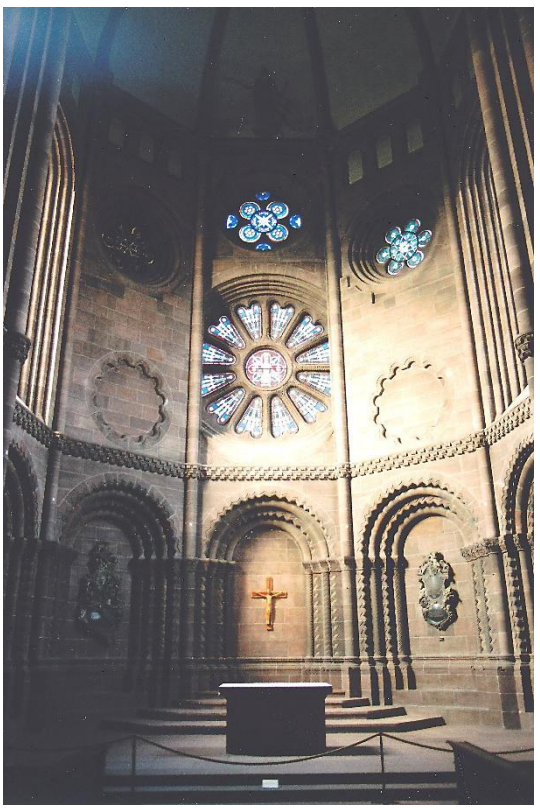


Abb. 1411, 1416 wie Abb. 1409, Westchor, Äußeres von Chorpolygon und Kuppelturm und Inneres des Chorpolygons (links nach WINTERFELD, Worms, 1989)

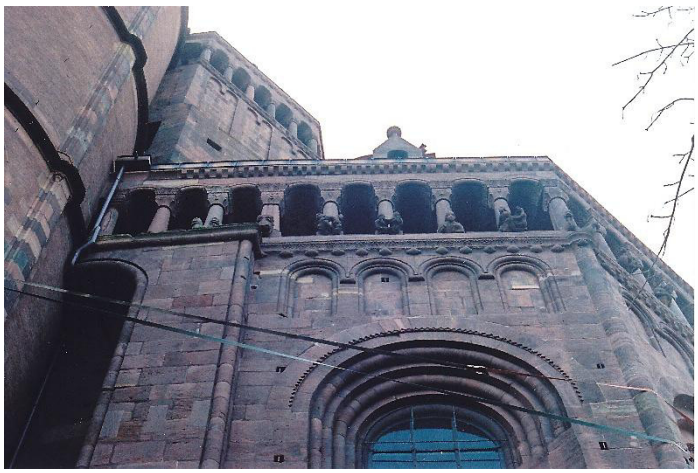
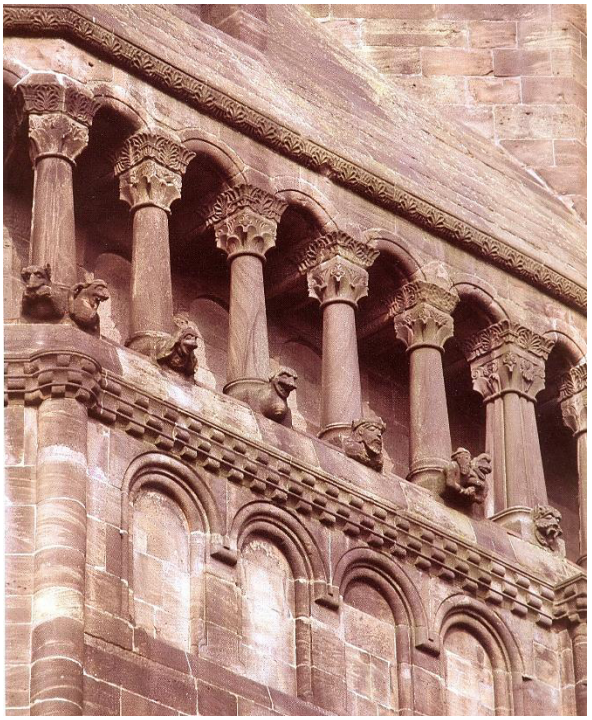


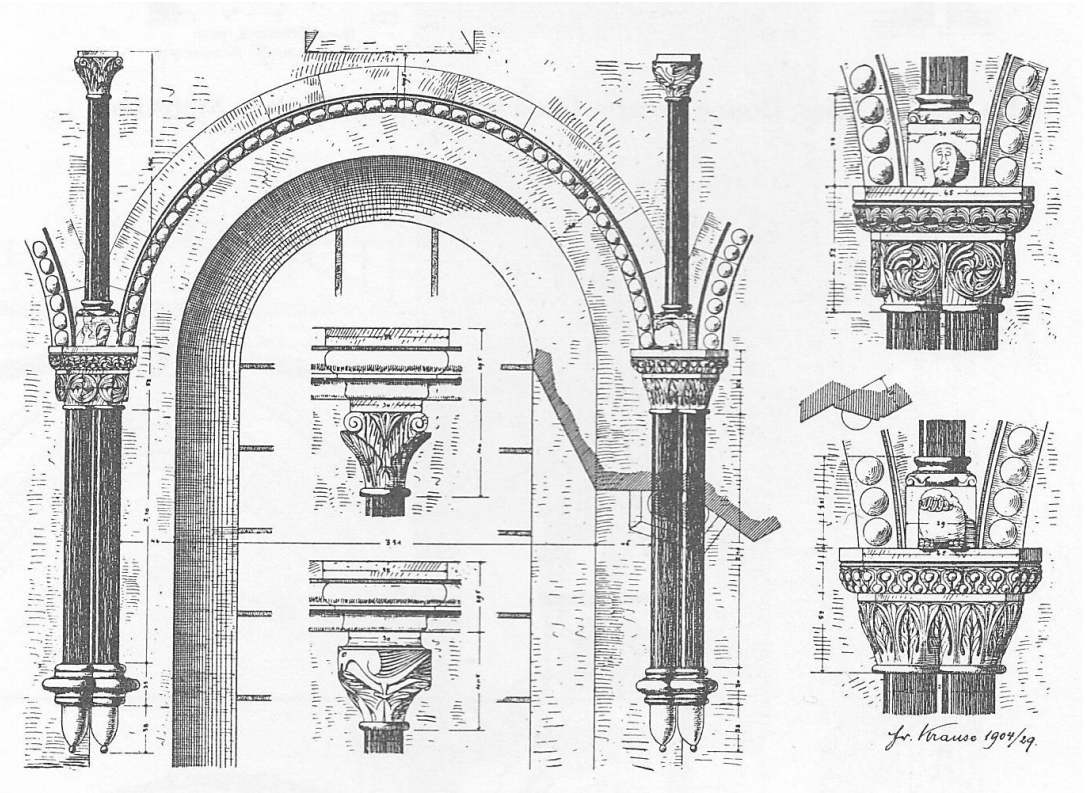
Abb. 1412, 1413 Worms, Dom, Westchor, Zwerchgalerie der Nord- und Südseite mit liegenden Tragefiguren





Abb. 1414, 1415 wie 1412 Details: südwestliche und südliche Zwerchgalerie mit liegenden Tragefiguren (nach WINTERFELD, Worms, 1989)





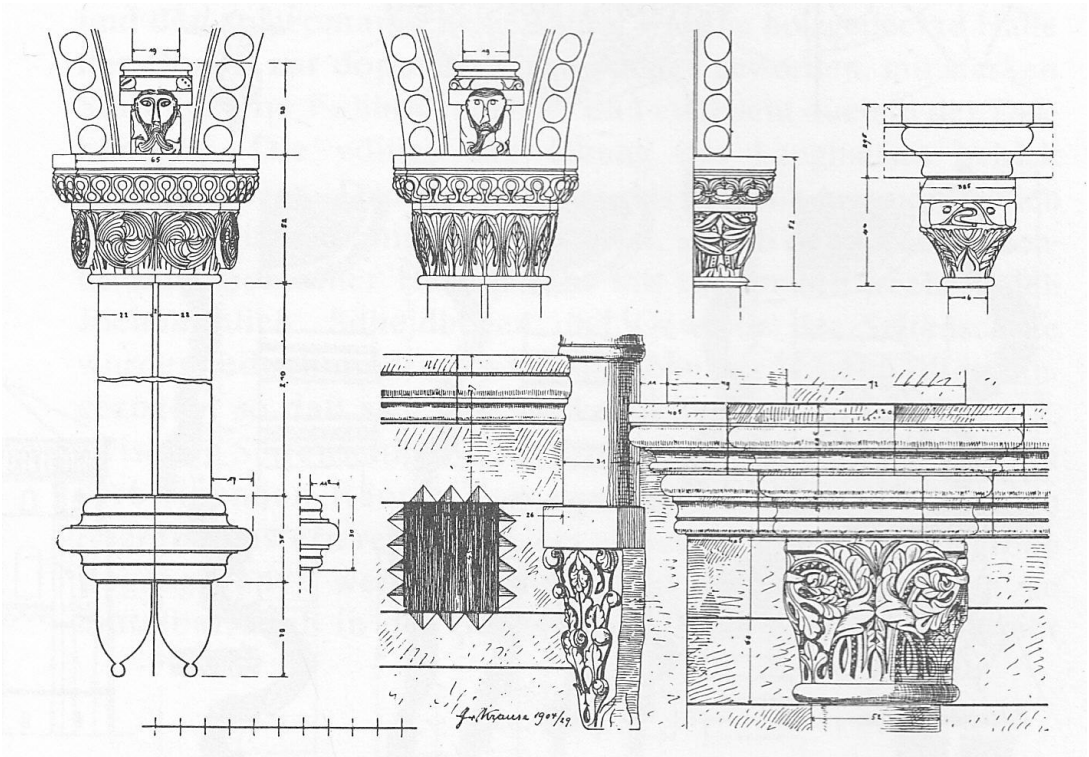


Abb. 1417a, b, Trier, Dom, Ostapsis, Blendgliederung mit säulentragenden Figuren und Löwen (nach KUBACH/VRBEEK, Rhein und Maas, 1976)



Abb. 1421 Maria Laach, Abteikirche, Paradiesvorhalle, Kapitell mit Drachensäugerin (Postkarte)



Abb. 1422 Münster, Stiftskirche St. Ludgeri, südliches Seitenschiff, Kapitell mit Drachensäugerin





Abb. 1423–1424 wie Abb. 1422 Lanzettkapitelle am Westende des südlichen Seitenschiffs



Abb. 1425 Mainz, Dom, östliches Mittelschiffjoch, Schlusssteinring mit Ziersäulchen



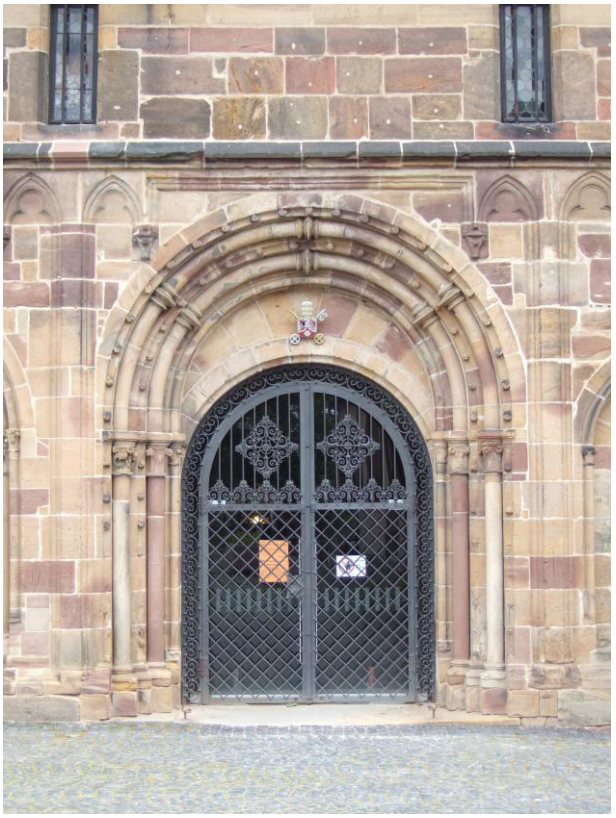


Abb. 1426–1427 Fritzlar, Stiftskirche St. Peter, Paradiesvorhalle, Gesamtansicht von Nordwesten und Detail des Portals



Abb. 1428–1429 Fritzlar, Stiftskirche St. Peter, Paradiesvorhalle, Inneres nach Nordosten (oben) und nach Südosten (rechts)





Abb. 1430, 1431 Fritzlar, Stiftskirche St. Peter, Paradiesvorhalle, Schlusssteine mit Rosenblüten und Joch vor der inneren Westportal





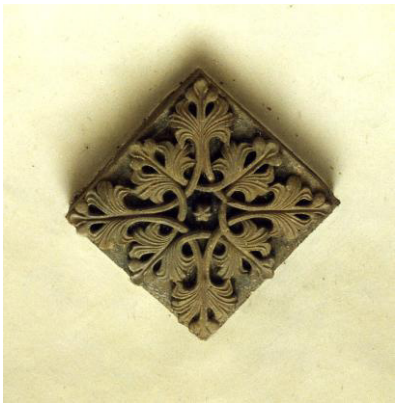




Abb. 1432–1436 Fritzlar, Stiftskirche St. Peter, Paradiesvorhalle, skulptierte Schlusssteine



Abb. 1437 wie 1432 Kapitell der nordöstlichen Eckvorlage mit ‚Ovalmotiv‘



Abb. 1438 wie 1432 Kapitell der westlichen Wandvorlage mit ‚Drachenkämpfer‘



Abb. 1439 wie 1432 Basis des mittleren Pfeilerbündels mit skulptierten Eckblättern



Abb. 1440 Gelnhausen, Haitzer Tor, Ansicht von der Feldseite

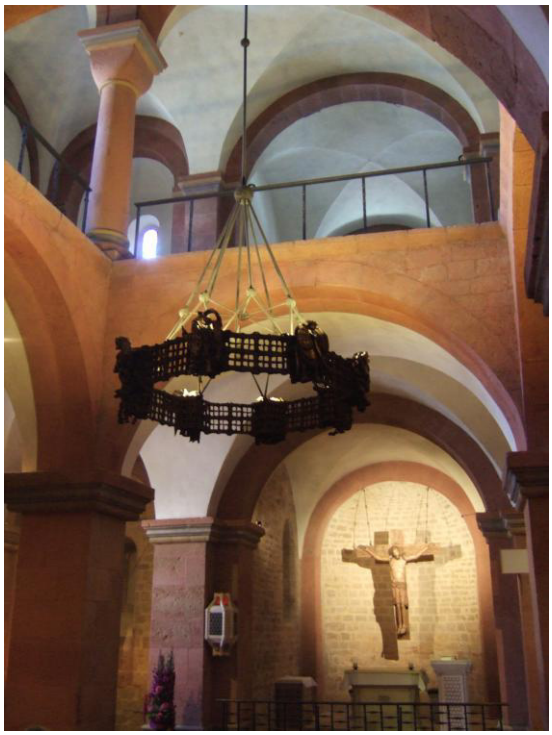


Abb. 1441 Mainz, Dom, St. Gotthard-Kapelle, Inneres nach Nordosten





Abb. 1442–1443 Altenahr, Burg Are, Burgkapelle, Inneres nach Nordwesten und tonnengewölbter Gang auf der Nordseite

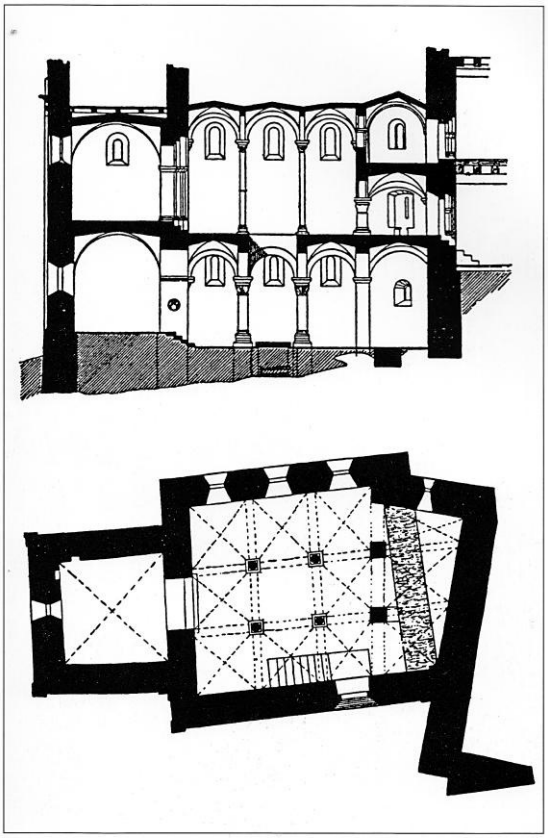


Abb. 1444 Nürnberg, Burg, Doppelkapelle, Grundriss des Untergeschosses und Längsschnitt nach Süden (nach BINDING, Königspfalzen, 1996)

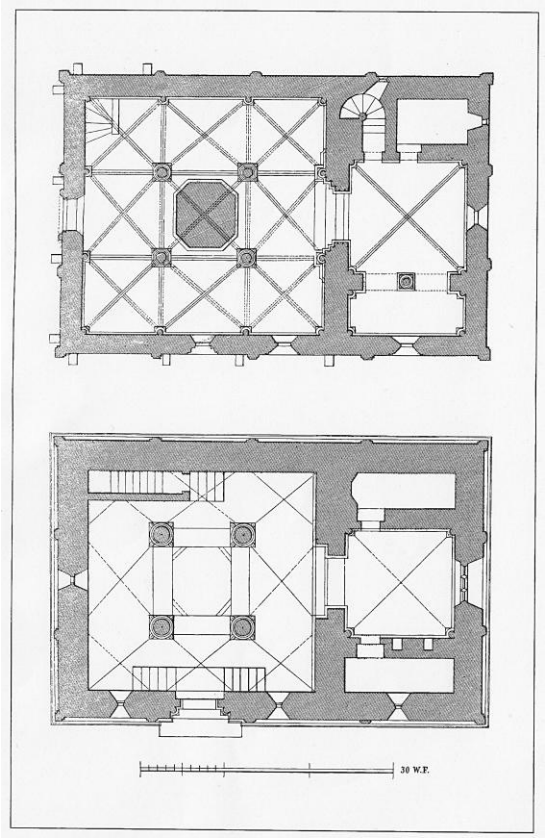
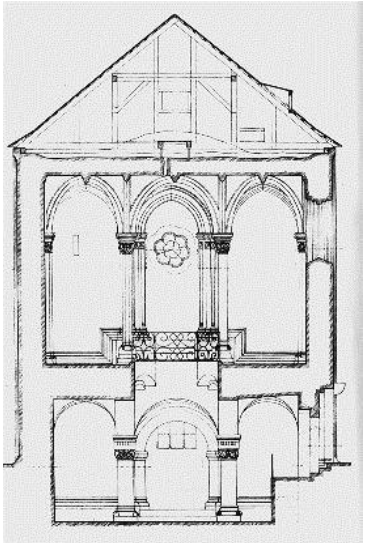


Abb. 1445 Eger (Cheb), Burg, Doppelkapelle, Grundrisse des Unter- und Obergeschosses (nach BINDING, Königspfalzen, 1996)



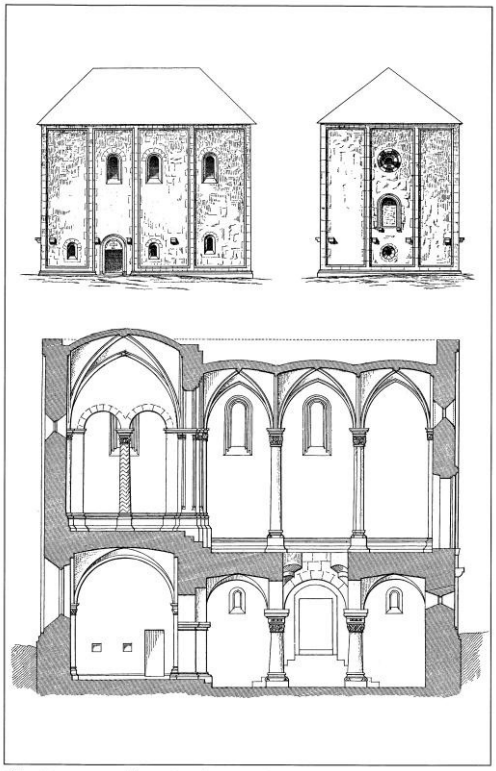


Abb. 1446, 1447 wie Abb. 1445 Quer- und Längsschnitt sowie Ansichten von Süden und Westen (nach BINDING, Königspfalzen, 1996)



Abb. 1448 wie Abb. 1445 Detail der Säule zur ‚Königsloge' (Aufn. Wikipedia)

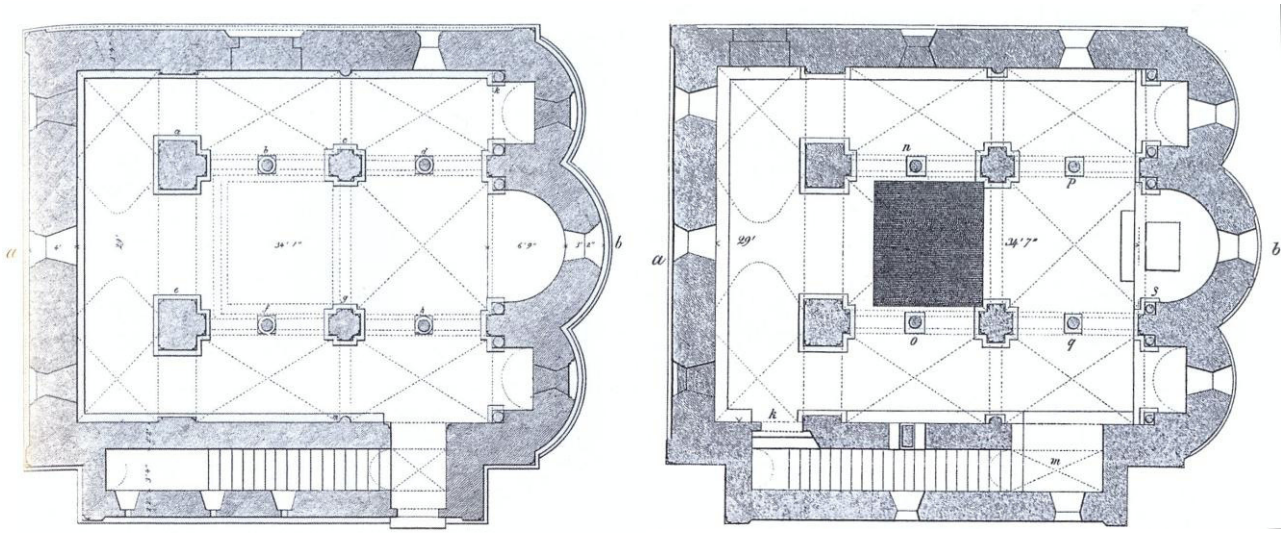


Abb. 1449–1450 Landsberg/Halle, Burg, Doppelkapelle, Grundriss des Unter- (links) und Obergeschosses (rechts) (nach SCHMITT, Landsberg, 2004)

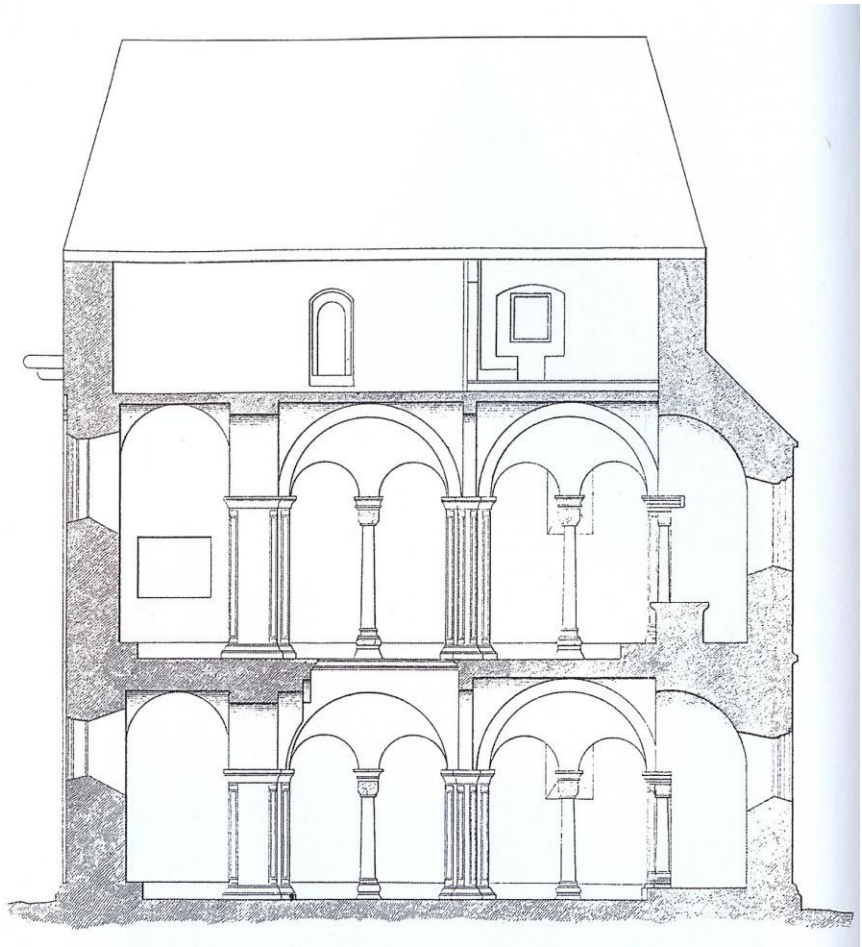


Abb. 1451 wie Abb. 1449 Längsschnitt nach Norden (nach SCHMITT, Landsberg, 2004)

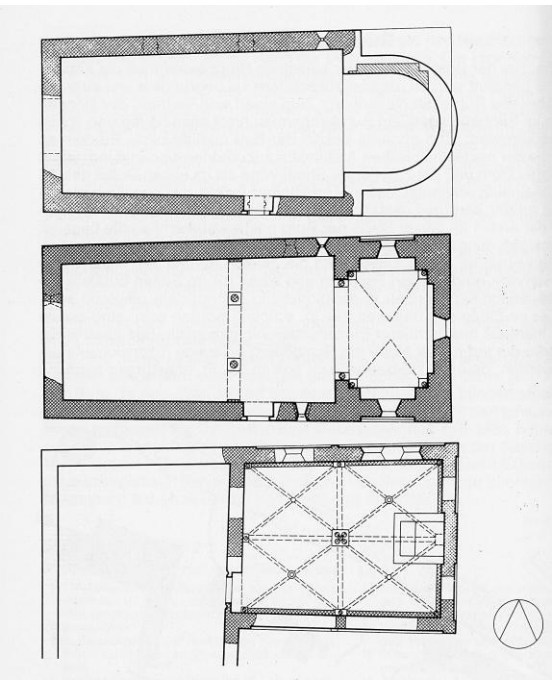




Abb. 1452, 1453 Landsberg/Halle, Doppelkapelle, Blick nach Osten von der Unter- in die Oberkapelle sowie Oberkapelle nach Osten



Abb. 1454 wie Abb. 1452 Oberkapelle nach Westen (Aufn. Uwe Gaasch)



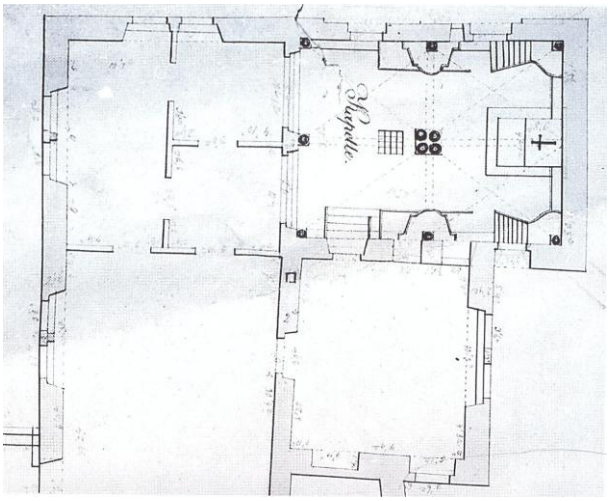


Abb. 1455, 1456 Freyburg/Unstrut, Burg Neuenburg, Doppelkapelle, Grundriss des Unter- und Obergeschosses mit Eintragung der Bauphasen sowie Plan des frühen 19. Jh.s mit eingezeichneter Verbindungsöffnung (nach SCHMITT, Neuenburg, 2007)



Abb. 1457 wie Abb. 1455 Oberkapelle nach Nordosten (nach SCHMITT, Neuenburg, 1997)

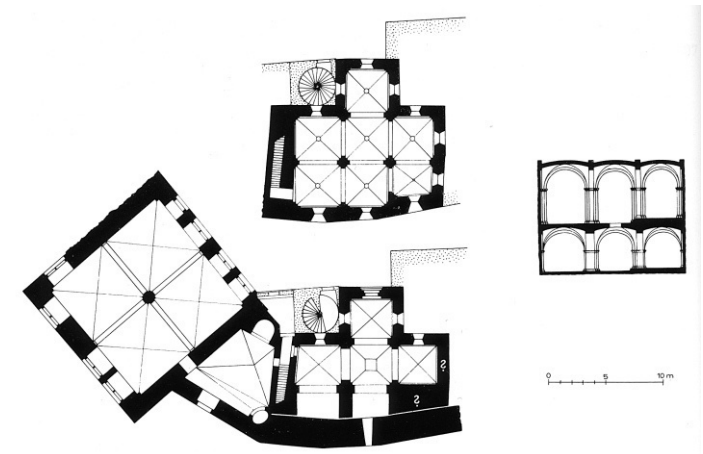


Abb. 1458 Burgsteinfurt, Schloss Steinfurt, Doppelkapelle, Grundriss des Unter- und Obergeschosses samt ‚Rittersaal' sowie Längsschnitt (nach MÜHLEN, Steinfurt, 1978)

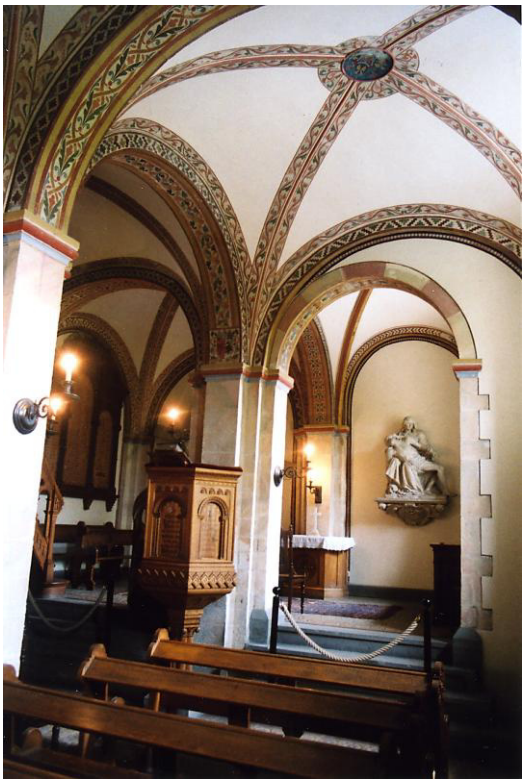


Abb. 1459 wie Abb. 1458 Oberkapelle nach Nordosten



Abb. 1460–1462 wie Abb. 1458 sog. ‚Rittersaal' nach Norden sowie Pfeilerkapitell mit ‚Ovalmotiven' und Eckdienstkapitell mit Lanzettblättern





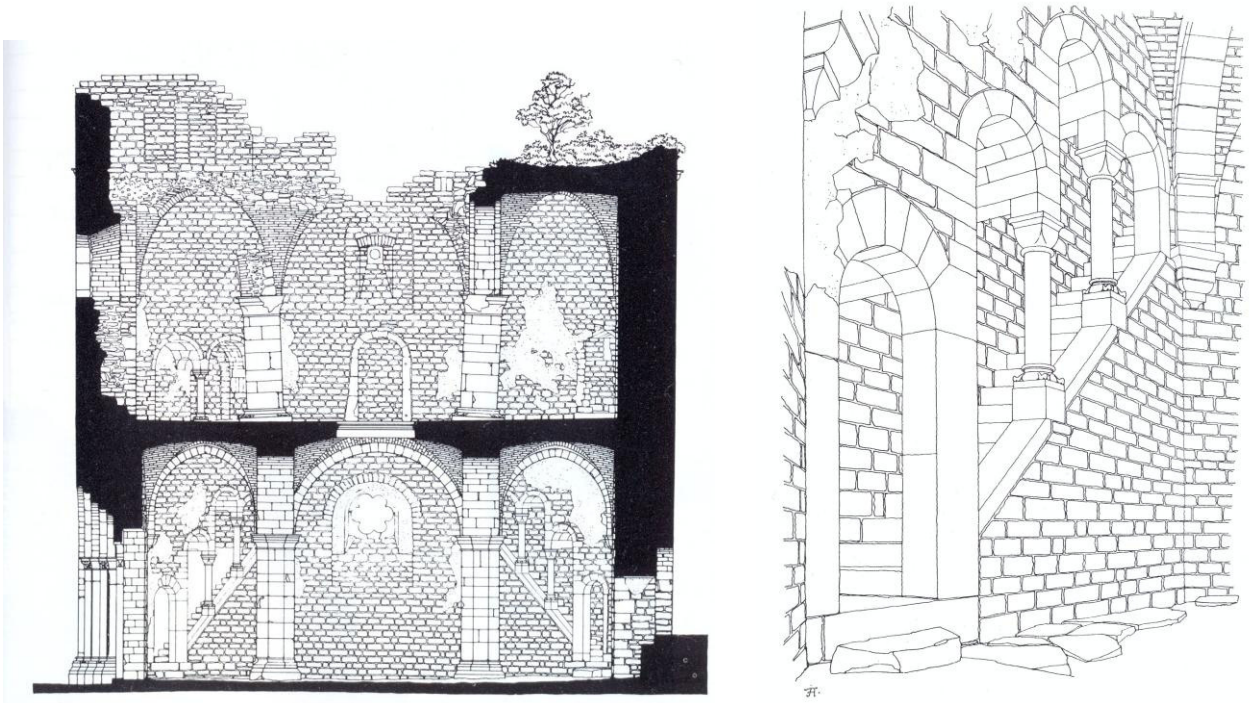
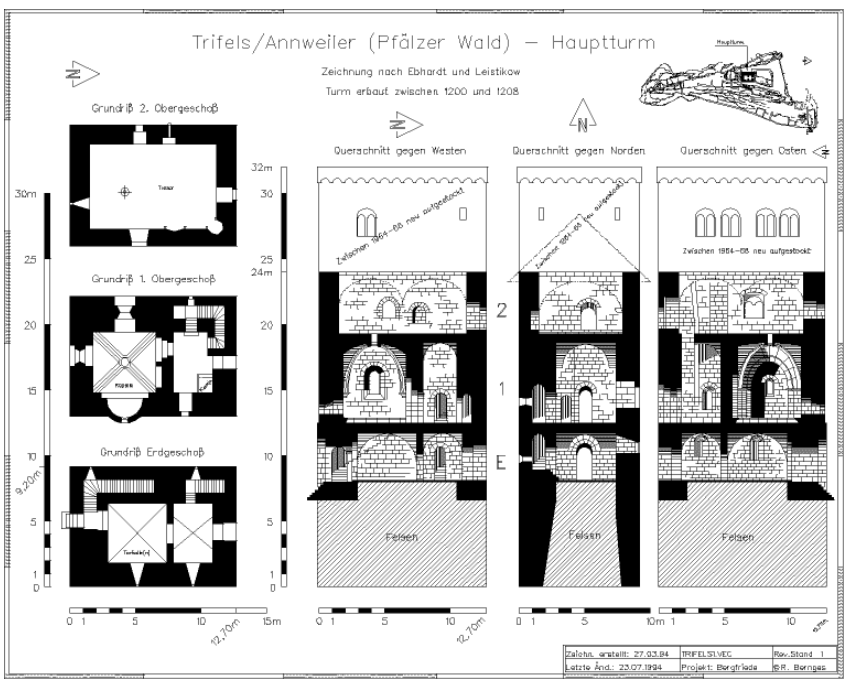


Abb. 1463–1464 Wisby (Visby), Hl.-Geist-Kirche (Helge Ands), Querschnitt nach Westen mit der doppelläufigen Treppenanlage und Zeichnung der südlichen Treppe (nach BOHRN/SVAHNSTRÖM, Helge Ands, 1981)



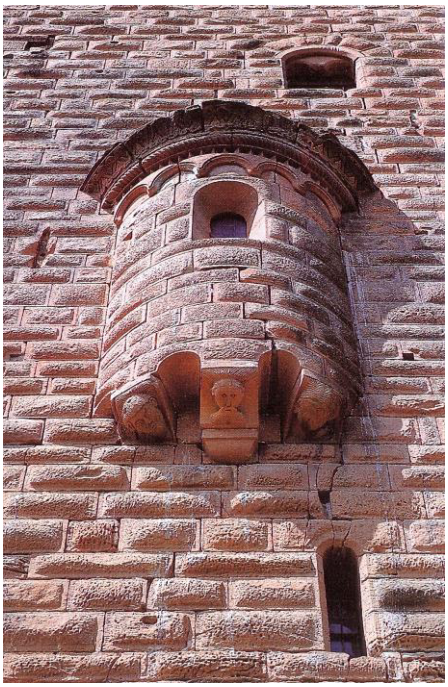
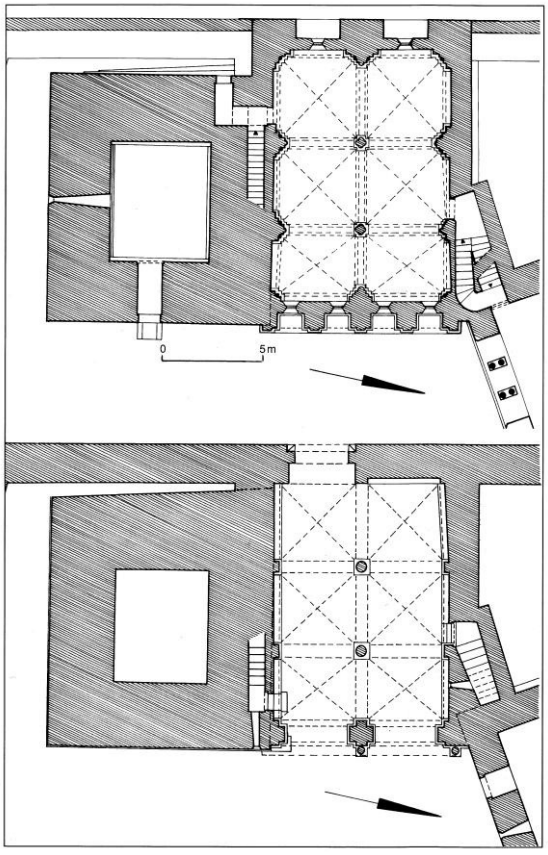


Abb. 1465, 1466 Burg Trifels, Hauptturm, Grundrisse und Schnitte (Quelle: Internet) und Apsiserker der Burgkapelle



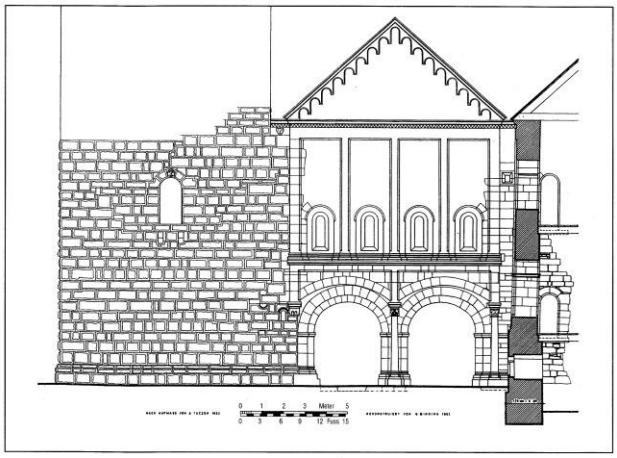


Abb. 1467–1468 Gelnhausen, Kaiserpfalz, Torkapelle, Grundriss der Tordurchfahrt und der Kapelle sowie rekonstruierender Aufriss der Ostseite

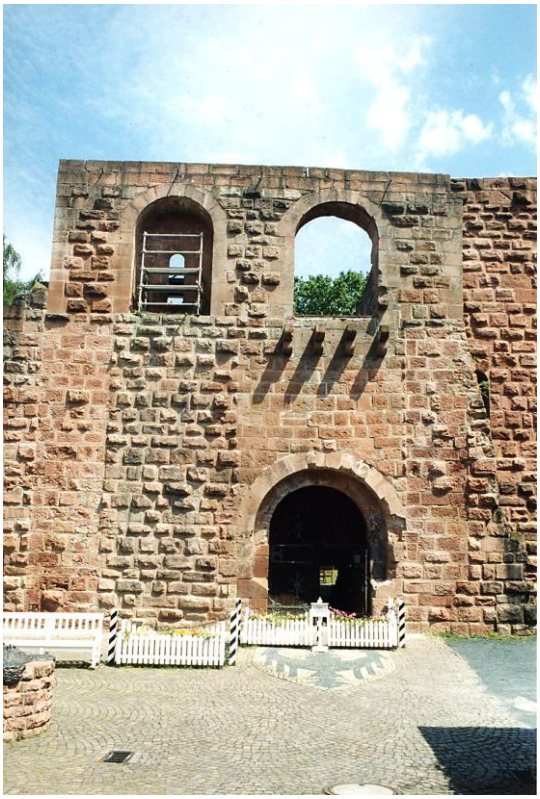




Abb. 1469, 1470 wie Abb. 1467 Westseite von Tor und Kapelle sowie Detail der erhaltenen Kapellenfassade der Ostseite

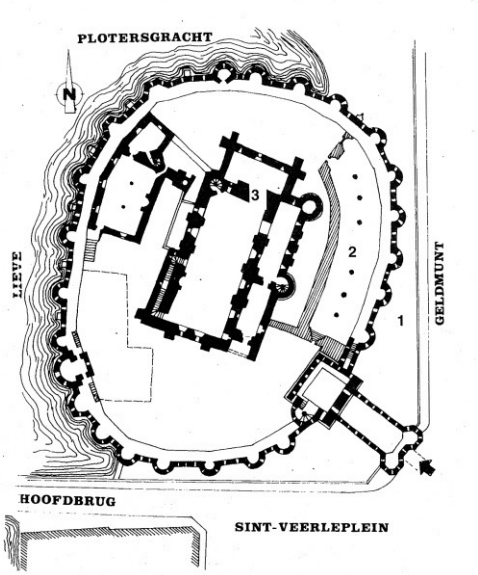




Abb. 1471–1472 Gent, Burg Gravensteen, Grundriss der Gesamtanlage mit der Toranlage unten rechts (nach DE SCHRYVER, Grafenschloss Gent, 1972) sowie Inneres der Torkapelle





Abb. 1473–1474 Friesach, Burg Petersberg, jüngerer Bergfried mit Turmkapelle im ersten Obergeschoss



Abb. 1475 Regensburg, Dompfarrkirche St. Ulrich, Inneres nach Südosten



Abb. 1476 Landshut, Burg Trausnitz, Burgkapelle, Inneres nach Nordosten (Aufn. Wikipedia)

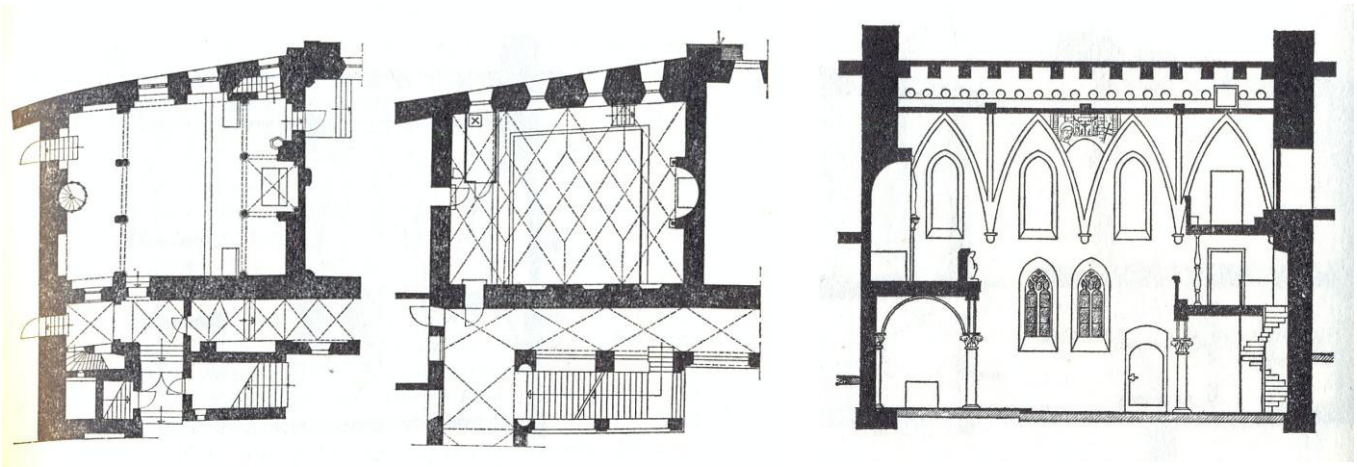


Abb. 1477–1478 wie Abb. 1476 Grundriss des Unter- und des Obergeschosses der Kapelle und Längsschnitt nach Norden (nach BRUNNER, Trausnitzkapelle, 1968)

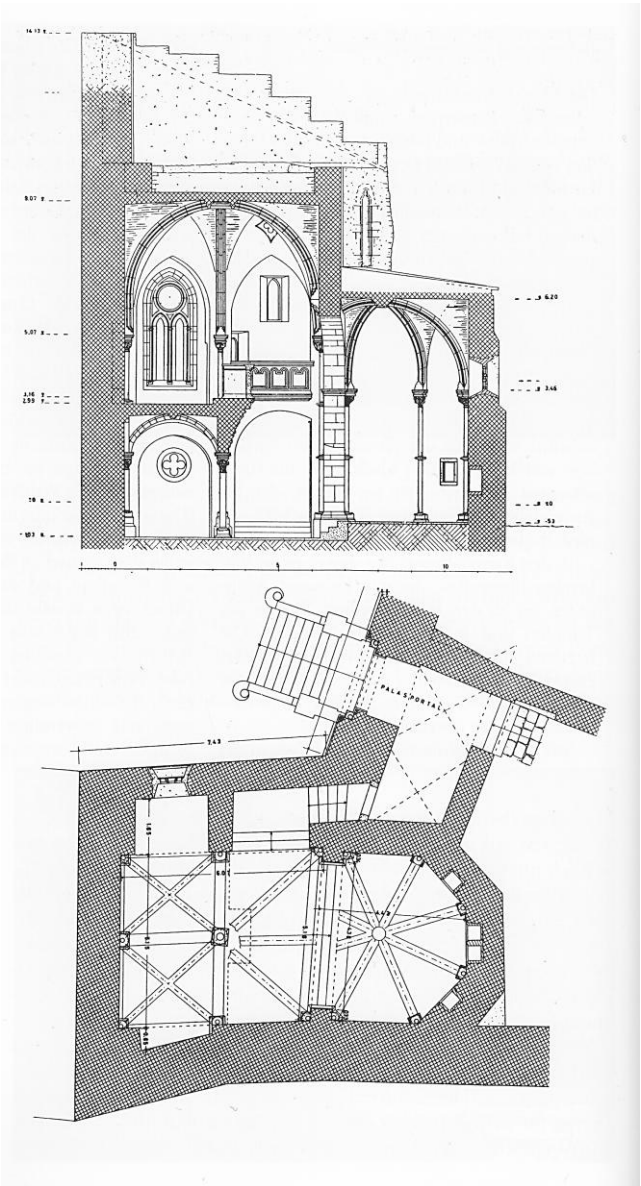
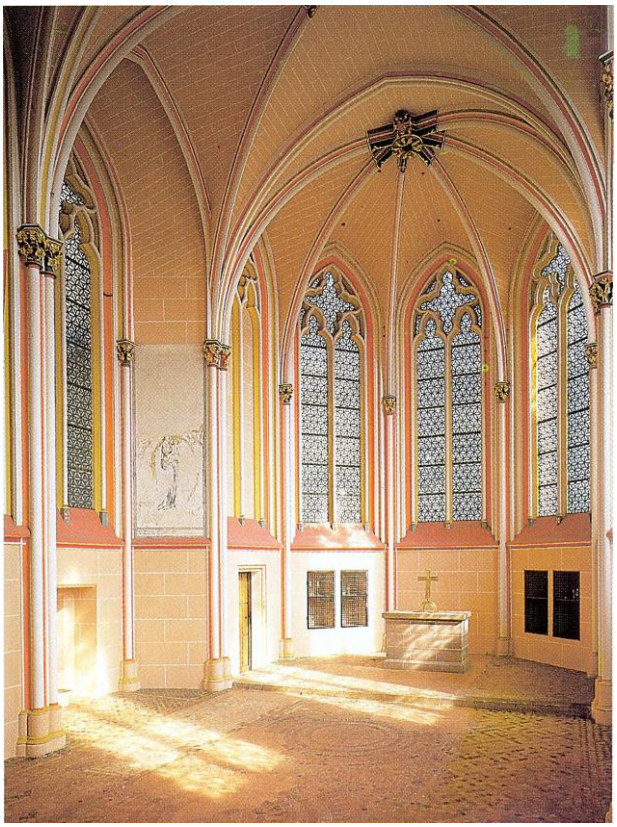


Abb. 1479 Burg Krautheim, Burgkapelle, Längsschnitt nach Norden und Grundriss (nach BILLER/GROSSMANN, Burg und Schloss, 2002)



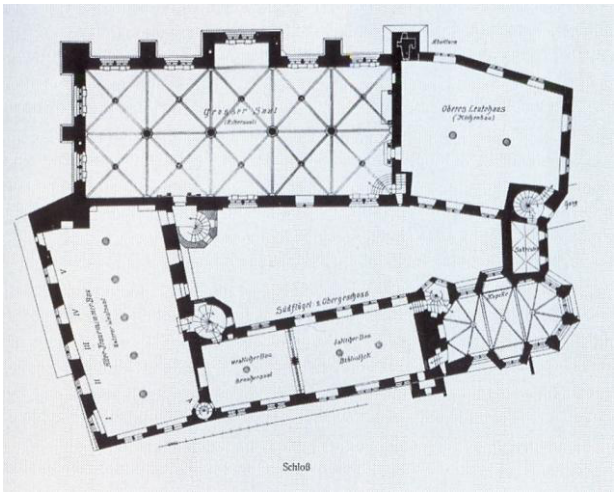


Abb. 1480, 1481 Marburg, Landgrafenschloss, Grundriss der Hauptetage und Inneres der Burgkapelle nach Nordosten (nach GROSSMANN, Schloß Marburg, 1999)